
UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
900000145188

Nr. 1.

Kunst-Blatt.

Montag, den 1. Januar 1827.

Ueber Wesen, Umfang und Vortrag der Aesthetik.

Eine Rede, beym Antritt der Professur der Aesthetik an der Ludwig-Maximilians-Universität in München,

gehalten am 27. November 1826.

Vom Herausgeber.

Unter die Wissenschaften, deren Gränzen unbestimmt sind und deren Vortrag theoretisch oder praktisch erfaßt, in rein philosophischer oder in angewandter Form, sehr verschiedene Resultate hervorbringt, gehört die Aesthetik. Eine neuere Disciplin, trägt sie für das große Gebiet, welches sie gewonnen hat, eine zu enge Bezeichnung und wird deßhalb oft einseitig beurtheilt, obgleich sie, richtig erkannt und in der Ausdehnung gepflegt, deren sie fähig ist, den unschätzbarsten Vortheil für die allgemeine Bildung gewährt. Es sey mir daher erlaubt in einigen Andeutungen von dem Wesen, dem Umfang und dem Vortrag dieser Wissenschaft zu handeln.

Aesthetica, wird von dem Ersten, welcher ihr System begründet hat, Baumgarten, als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß, scientia cognitionis sensitivae, definirt. Die sinnliche Erkenntniß oder Empfindung aber ist, wo sie in Verbindung mit den Ideen des Geistes tritt, auf das Schöne gerichtet, und die Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß wäre demnach die Wissenschaft von den Wirkungen des Schönen auf die menschliche Empfindung. Hiebey tritt aber die doppelte Schwierigkeit ein, daß die Wissenschaft weder das Schöne als Absolutes erkennen, noch das Wesen der Empfindung vollkommen erläutern und zergliedern kann, daß sie beyde blos in Erscheinungen und Wirkungen wahrzunehmen vermag. Wir haben keine Anschauung von dem Schönen in Abstracto, wir erkennen es nur in Concreto an den Werken der Natur und an denen, welche wir selbst aus unserm geistigen Vermögen gestalten, und wir bezeichnen dieses mannichfaltige Schöne nach den Verhältnissen der Empfindungen, die es uns erregt. Die inneren geistigen Gründe dieser Empfindungen aber zu erforschen, ist uns eben so wenig vergönnt; wir können nur Arten und Stufen derselben bezeichnen und beschreiben. Dennoch bleibt das Studium des menschlichen Empfindungsvermögens nach seinen Beziehungen, Aeußerungen und Wirkungen ein nothwendiger Gegenstand philosophischer Betrachtung und einer der anziehendsten Theile der Psychologie.

Umfassender als jene erste Definition der Aesthetik ist die zweyte, schon von demselben Verfasser aufgestellte, welche sie als theoria liberalium artium, ars pulchre cogitandi bezeichnet. Betrachten wir nämlich das Schöne, welches nicht durch die Natur gegeben, sondern von dem menschlichen Geist aus eigenem Vermögen gestaltet wird, so eröffnet sich die Untersuchung einer Thätigkeit, welche durch das Zusammenwirken verschiedenartiger Seelenkräfte und Fähigkeiten entsteht. Die Vernunft gibt die Idee, der Verstand den Begriff, die Phantasie das Bild, und die aufgeregte Empfindung entwickelt die Kraft, dieß alles in eine Darstellung zu vereinigen, die als ein mit dem Reize der Schönheit begabtes Werk anspricht und die ihr eingeprägte Idea versinnlicht. Jene Thätigkeit heißt Kunst und was sie hervorbringt Kunstwerk. Da nun das mannichfaltige Schöne, welches der menschliche Geist selbst gestaltet, der nächste und anziehendste Gegenstand für die philosophische Untersuchung seyn muß, wird die Aesthetik zur Theorie der Kunst, indem sie theils die Eigenthümlichkeit der schaffenden Geistesthätigkeiten und ihr Verhältniß unter einander und zu der Außenwelt, theils die Verschiedenheit ihrer Aeußerungen betrachtet, und die einzelnen Gattungen der Kunst, welche dadurch hervorgebracht werden, ihrem Wesen nach zu erklären sucht. So theilt sie sich in eben so viele besondere Theorien, welche sich den allgemeinen Grundsätzen der schönen Darstellung unterordnen. Eine jede derselben sucht nachzuweisen, wie jede besondere Kunstart die obersten Grundsätze aller Kunst innerhalb ihrer Gränzen in Anwendung bringt, welche Vortheile und welche Beschränkungen ihr durch die Beschaffenheit ihrer Darstellungsmittel zugetheilt seyen, und

wie sie, was ihr zu Gebote steht, weise gebrauchen, was ihrer Natur widerspricht, vorsichtig vermeiden müsse.

Die Theorie der Kunst gibt mithin eine Uebersicht der Formen, in welchen der künstlerische Geist wirkt; aber mit dem, was die Kunst sich zum Gegenstande nimmt, mit der Natur und dem menschlichen Leben, welches sie darstellt, kann sie sich nur wenig beschäftigen, da ihre Bestimmungsgründe mehr innere als äußere sind. Die Werke des Dichters schildern Ereignisse, sie deuten Gefühle an, welche das Anschauen äußerer Gegenstände in ihm erregt; der Bildner drückt seine Gedanken allein durch menschliche Gestalten, der Maler durch Gestalten und Naturerscheinungen aus, und selbst die abstrakten Formen, welche der Architekt, die systematischen Töne, welche der Musiker als Zeichen seiner Ideen braucht, beruhen in allen ihren Verhältnissen auf den Gesetzen der Natur. Wie nothwendig ist daher die Kenntniß des menschlichen Lebens und der Natur, um die Darstellungen der Kunst zu würdigen. Auf ihrer Anwendung allein beruht die Wahrheit des Kunstwerks, und nur in der Wahrheit kann die Schönheit hervortreten. Eine Tragödie zu dichten ist nicht möglich, ohne tiefe Kenntniß der Leidenschaften; und wer nie die Menschen in den mannichfaltigen Stufen des Schmerzes und der Freude beobachtet hat, wird nicht im Stande seyn, ein historisches Gemälde zu componiren. Dasselbe findet beym Genuß des Kunstwerks statt. Wer wollte sich an einem Sonnenaufgang von Claude oder an Haydn's „Es ward Licht!" erfreuen, wenn er nie den Anbruch des Tags gesehen hätte?

Sodann entspringen selbstständiges Leben und freudiger Genuß des Kunstwerks hauptsächlich aus der Eigenthümlichkeit der Anschauung und Kraft und aus der innern Wärme, mit welcher es aufgefaßt und gestaltet ist. Die Begeisterung, in welcher der Künstler sein Werk erschafft, bleibt auf diesem ruhen, als ein dauernder Segen, und bildet den Zauber, mit welchem es alle fesselt, die sich ihm nähern. Diese Frucht der Individualität in ihrer ganzen Schönheit vor Augen zu stellen, reicht die allgemeine Formenlehre nicht hin; es bedarf der Erörterung des einzelnen Werks, und die Formenlehre selbst wird erst in dieser Anwendung deutlich. Wie der Botaniker durch die scharfsinnigste Erörterung physiologischer Gesetze weniger bewirkt, als indem er eine Pflanze vorzeigt, und die Schönheit ihres Baues, die wunderbaren Formen ihrer Gestaltung, die Stufen, in welchen sie sich entwickelt hat, bis sie zu dieser Blüthe gelangt ist, an ihr selbst zergliedert, so wird auch der Aesthetiker seine Lehren verständlicher und eindringlicher machen, wenn er einzelne Kunstwerke erläutert, ihre Eigenthümlichkeit darlegt, ihre Anordnung erklärt, und ihre Schönheiten, wie ihre Mängel dem betrachtenden Geiste nachweist.

Und in dieser Anwendung wird das ästhetische Studium Kritik. In einem Werke der Dichtkunst, der Malerey, der Musik die besondere Richtung und Anlage des Künstlers zu ergründen, seine Denk- und Empfindungsweise, seine Eigenthümlichkeit in Handhabung der Darstellungsmittel zu bezeichnen, den Inhalt und die Ausführung des Werks vom Ganzen bis ins Einzelne mit dem Wesen der Natur und des menschlichen Lebens zu vergleichen, dieß ist die schwierige aber schöne und dankbare Aufgabe der Kritik.

Es ist ein gewöhnlicher unbilliger Vorwurf, den man ihr macht: sie entspringe aus Kälte des Gemüths und erkälte hinwiederum das Gemüth. Der erste Grundsatz des ächten Kritikers ist, wie Winckelmann sagt: die Vorzüge des Werks zu erkennen; und solches vermag er nicht ohne die Wärme der Empfindung, ohne den Enthusiasmus für das Schöne, aus welchen alle Freude am Kunstwerk stammt. Durchdrungen und geleitet von dieser Wärme stellt der Kritiker oft Schönheiten ans Licht, deren sich der Geist des Urhebers im Schaffen selbst nicht bewußt geworden. Und wenn er tadelt, so gelingt es ihm häufig Mängel anzudeuten, deren Vermeidung bey ähnlichen Werken von dem ersprießlichsten Nutzen ist. Warnung vor Irrwegen, sowohl an einzelnen Werken als in ganzen Bestrebungen und Richtungen, ist der Beruf der Kritik, und ihre Stimme hat schon Viele zum Rechten und Wahren geführt. Es liegt in der menschlichen Natur, Gegenstände des Schönen nicht blos anschauend zu bewundern, sondern mit Urtheil und Bewußtseyn zu genießen. Ueber jedes Kunstwerk bildet sich, sobald es öffentlich hervortritt, auch ein öffentliches Urtheil, und der gute Eindruck, welchen es macht, beweist sich dadurch, daß viel darüber gesprochen, gemeynt und geurtheilt wird. Auch war die Kritik zu allen Zeiten vorhanden, sey es nun, daß sie von Dichtern und Künstlern gegen einander selbst, oder vom gesammten Publikum, oder von Einzelnen, die sich ihr als einem eigenthümlichen Fache widmeten, ausgeübt wurde. Von unserer deutschen Literatur dürfen wir sagen, daß ohne Hervortreten der Kritik sie niemals die Höhe und Ausbildung erreicht hätte, in welcher sie nun ein Gegenstand des Studiums und der Bewunderung aller gebildeten Völker ist. Schon in der Zeit, wo das neuere Deutschland wieder anfing Dichtkunst zu pflegen und den Sinn fürs Schöne zu bilden, erschienen auch die ersten Kritiken; und welcher Masse von Belehrungen, welcher Anregungen und Berichtigungen würden unsere Schriftsteller entbehrt haben, wären Lessing, Winckelmann, Herder nicht aufgetreten, ja hätten nicht die Koryphäen unserer Dichtkunst selbst die kritische Feder eifrig und mit Schärfe geführt. Doch ist hier nur die Rede von der ächten Kritik. Der ächte Kritiker hält an den allgemein gül-

tigen Gesetzen der Kunst und der Natur, und sein Urtheil unterscheidet sich *dadurch* von dem bloßen Geschmacksurtheil, welches nur von dem individuellen Wohlgefallen ausgeht. Zwar erwecket das innere Leben, die geistige Wärme, die in jedem Werke des künstlerischen Genius waltet, meist allgemeines Wohlgefallen, und die öffentliche Anerkennung ist in so fern als eine gültige Stimme zu betrachten; doch gibt das größere Publikum sich nur selten Rechenschaft über die Gründe seines Beyfalls und verirrt sich deßhalb leicht in der Scheidung des Aechten und Falschen, wird leicht vom äußeren Schimmer geblendet und übersieht eben so leicht verborgene Verdienste, wie verborgene Mängel. Die allgemeine und würdige Anerkennung vortrefflicher Geisteswerke verdanken wir meistens der gesunden, von richtigen Grundsätzen ausgehenden Kritik, welche mit Wärme der Schönheit huldigt, mit Scharfsinn die Wahrheit sagt und ihren Tadel mit Ruhe und ohne Leidenschaft vorträgt.

Nur eine durchgeführte Kritik macht es auch möglich die *Geschichte* der schönen Künste aufzustellen, welche das dritte ist, was der Aesthetik ihrem Umfange nach obliegt. Wie die politische Geschichte sich mit Auseinandersetzung der innern und äußern Triebfedern beschäftigt, welche das Aufblühen eines Volks befördert, seinen Wohlstand begründet, seine Unglücksfälle herbeygeführt, seinen Untergang veranlaßt haben: so muß auch die Kunstgeschichte darzulegen suchen, durch welche Mittel die Kunst unter den Völkern emporgekommen, welches die Anlässe und die Talente waren, die ihre Richtung bestimmt, welche Eigenthümlichkeiten, welche besondere Verdienste und Vorzüge sich in jedem Volk und in jeder Zeit entwickelt und wodurch es gekommen, daß sie bald früher, bald später von ihrer Höhe herabgesunken sey und oft kaum die Spuren ihrer einstigen Vortrefflichkeit zurückgelassen habe. Für die Geschichte der bildenden Kunst des Alterthums ist uns auch nicht *ein* Schriftsteller aus jenen entfernten Zeiten übrig, welcher den Anforderungen einer solchen Geschichte genügte. Gelegentliche Andeutungen und trockene Angaben machen allein die Hülfsmittel aus, die sie uns an die Hand geben. Aber der unsterbliche Geist unseres Winckelmann hat uns gelehrt, wie es möglich sey, aus der Betrachtung der Trümmer jener vergangenen Welt, verglichen mit den spärlichen Nachrichten die uns übrig sind, auf den Gang und die Entwicklung jener Kunst zu schließen; er hat uns das Urtheil geschärft, aus den Verdiensten und Mängeln des einzelnen Werks die Eigenthümlichkeit seines Erfinders und die Epoche, in der es entstanden seyn mag, zu erkennen. Zwar mußte er vieles noch unbestimmt lassen, theils weil er selbst in den Principien noch schwankte, theils weil ihm die Kenntniß der Monumente fehlte, deren Entdeckung der jüngstvergangenen Zeit über manche Perioden der alten Kunst ein helles Licht aufgesteckt hat. Aber der Weg, den er vorgezeichnet, die Art, wie er die Geschichte behandelt hat, werden stets die wahren und musterhaften bleiben, und es ist eine Aufgabe für die Gegenwart, nach dem Standpunkt unserer jetzigen Erfahrungen eine Geschichte der Kunst des Alterthums zu liefern, welche mit Winckelmanns Gelehrsamkeit, Scharfblick und Enthusiasmus zugleich die lichtvolle Ordnung und den Wohllaut der Sprache verbände, die seinem Werk einen klassischen Werth in unserer Literatur für immer sichern.

Festeren Schritts gehen wir in Behandlung der neueren Kunstgeschichte. Hier sind uns die Facta meist genau bekannt und die Werke stehen vor unseren Augen, an welchen wir Gang und Entwicklung in jedem Jahrhundert erkennen können. Es ist zugleich ein erfreuliches Geschäft, den Spuren des Genius nachzugehen und die Gesetze zu finden, die er unbewußt ausgesprochen hat. Für den Künstler wie für den Kunstfreund gibt es nichts Erweckenderes als dieses Studium und die Einsicht in den Zusammenhang jedes bedeutenden Werks mit seiner Zeit, mit seinen Vorgängern und Nachfolgern; denn die Ursachen, wodurch es veranlaßt worden, der Ruhm, in welchem es bestanden und die Wirkungen, die es hervorgebracht, gewähren den schönsten Blick in das geistige Leben, befeuern die Nacheiferung und zeigen den Weg, welcher allein zu der Unsterblichkeit führt.

Was von der Behandlung der Geschichte bildender Kunst gilt, läßt sich in seiner ganzen Ausdehnung auch auf die Geschichte der Poesie, der Beredtsamkeit und der Musik anwenden. Für die Geschichte der schönen Literatur stehen uns größere Mittel zu Gebote als für irgend ein anderes Fach, denn die Werke, die aus allen Zeitaltern übrig geblieben, sprechen für sich selbst und bedürfen nur einer strengen, sichtenden Kritik, um von ihrer Eigenthümlichkeit ein klares Zeugniß zu geben. Aber wie die Kunst der Rede mit allen menschlichen Dingen in engerer Verbindung steht, als jede andere Kunst, so erfordert auch ihre Geschichte eine genaue Berücksichtigung und Entwicklung aller Zeitverhältnisse, um ein anschauliches Bild ihres Umfangs, ihres Charakters und ihrer Wirksamkeit zu liefern. Die alte und neue Zeit hat in der Geschichte der schönen Literatur viel gelungenes Einzelnes aufzuweisen, aber noch sind manche der schwierigsten Epochen unbearbeitet und es bleibt dem Forscher ein eben so mannichfaltiges als ergiebiges Gebiet.

Im Ganzen ist die Geschichte jeder Kunst der Prüfstein ihrer Theorie, denn was im Grundsatze wahr ist, davon muß sich im Lauf der Ereignisse die Anwendung finden lassen, und die Principien der Kunst haben sich

immer an ihren Meisterwerken ausgesprochen. Darum wird auch der Vortrag der Aesthetik ohne Zweifel am fruchtbarsten auf dem Weg der Geschichte und Kritik. Denn die allgemeinen Principien sind bald erlernt, die ausgeführte Theorie aber gibt die Formen ohne das Wesen und bleibt deßhalb oft unverständlich. Auch hilft es zu nichts, Bestimmungsgründe zu kennen ohne die Fähigkeit, sie auf das Besondere anzuwenden. Geschichte der Kunst kann nicht gelehrt werden, ohne daß eine Uebersicht der Kunstgattungen und Arten nach ihren Hauptgrundsätzen vorausgeschickt und bey der Schilderung jeder Epoche oder jedes einzelnen Künstlers und Kunstwerks auf diese hingewiesen wird. Die Kritik aber beruft sich mit jedem Schritt auf die theoretischen Lehren und entwickelt sie genauer und bestimmter, als es im allgemeinen Systeme geschehen kann. Beyde, Geschichte und Kritik aber gehen von dem Lebendigen aus und bringen dadurch jene Frische der Wahrnehmung mit sich, die bey allem Studium erfreulich, förderlich und erweckend ist. Die kritische Beleuchtung und Erläuterung eines Dichterwerkes beginnt selbst mit der Lesung desselben und bringt es somit in allen seinen Theilen zur Kenntniß der Zuhörer. In diesem Felde wird von den Lehrern der Philologie schon auf das Kräftigste für die ästhetische Bildung gewirkt, wenn die klassischen Schriftsteller des Alterthums nicht blos der Sprache, sondern auch dem Geiste nach, von ihnen erklärt werden. Ein gleiches sollte den Dichtern christlicher Zeit wiederfahren, die uns entfernter stehen und den Umschwung einer Periode bezeichnen, wie Dante's göttliche Comödie. Doch darf auch die Geschichte, sey es der redenden oder der bildenden Kunst, nie ohne Beyspiele oder Anschauung seyn; denn Ein Blick auf das Kunstwerk macht die Vorstellung klarer als die ausgeführteste Beschreibung, und nur an dem Schönen selbst ist es möglich, die Erkenntniß desselben zu bilden. Auf solchem Wege vermag das Studium der Aesthetik das natürliche Talent zu stärken, die Wärme der Empfindung zu erhöhen, den Schwung der Phantasie zu beflügeln; durch Hinweisung auf die ewigen Muster vermag die reine Lehre auch den reinen Blick in die Natur zu erhalten, aus welcher der künstlerische Geist die Anlässe, Mittel und Gegenstände seiner Darstellungen nimmt. Freylich ist die Aesthetik nicht im Stande jene bewußtlose Kraft hervorzurufen, die in dem Künstler thätig ist und seinem Werke den Odem des Lebens einhaucht. Wo Talent, Wärme der Empfindung, Schwung der Phantasie, treue Auffassung des uns umgebenden Lebendigen nicht angeboren sind, mit einem Worte, wo die Anlage zur Kunst fehlt, da würden auch die vollkommensten Lehrer der Theorie, Kritik und Geschichte der Kunst nicht hinreichen einen Künstler zu erziehen. Doch haben sie deßhalb einen nicht geringeren Werth für die allgemeine Bildung. Denn auch der, welchem es nicht gegeben ist, Schönes zu gestalten, soll sich an dem Genuß des vorhandenen erfreuen; die großen und anmuthigen Ideen, welche die Werke der Kunst aussprechen, der Zauber, der in ihren Formen liegt, sollen seinen Geist erheben, seine Sinne veredeln, und sein ganzes Denken und Thun mit jener Schicklichkeit und Anmuth durchdringen, welche den Gesetzen des Guten und Wahren, die in unserm Innern walten, entspricht.

Denn wie nichts dem Schönen angehören kann, was nicht auch zugleich dem Wahren und Guten angehört, so wirkt auch die rechte Veredlung des Schönheitssinnes auf Wissen und Sitte. Und wie beyde, Kunst und Wissenschaft nur dem Einen Höchsten dienen, welches Anfang und Ende alles menschlichen Bestrebens ist, so wirken sie auch desto tiefer und lebendiger, je inniger sie vereiniget sind. Kunst kann nicht bestehen ohne Wissenschaft, denn sie wäre sonst nur Form ohne Inhalt und Geist, und Wissenschaft besteht nicht ohne Kunst, ja sie wird in ihrer vollkommenen Durchbildung und Lebendigkeit selbst zur Kunst, denn die rechte Construktion, der durchgreifende Organismus und die Anwendung auf das Leben sind Ergebnisse des bildenden Sinns, welchem das Wissen zum Vermögen und der gesammelte Vorrath zur Kraft wird. Darin bestand die Blüthe der Griechen, daß Wissen und Können bey ihnen aufs engste vereint war, daß alles was sie wußten, im Handeln angewendet, und alles was sie leisteten, durch gründliche Einsicht und richtiges Denken vorbereitet wurde. Und wir, mit unsrer reinen Religion, wir sollten in geringerer Begeisterung die Elemente unseres höhern Daseyns erfassen, wir sollten nicht zu der Einigung gelangen, in dem Wahren Schönes, in dem Schönen Wahres zu bilden und in beyden das ewig Gute, das Göttliche zu erkennen? Allerdings, je höher der Standpunkt, aus welchem die Aufgabe erfaßt wird, desto schwieriger ist ihre Lösung. Aber der Geist schwingt rascher seine Flügel, wo er von großartigem Leben, vortrefflichen Mitteln der Wissenschaft und erhabenen Werken der Kunst umgeben ist. Dieses Glücks genießen wir hier, an dieser neu errichteten Universität, unter dem Scepter eines Königs, welcher freye Forschung und großartige Kunstübung will, in dem Zusammenwirken gründlicher Denker und genialer Künstler, welcher schon Treffliches hervorgebracht hat und noch Großes gestalten wird, unter einer Jugend, deren kräftige Anlagen sich einer glücklichen Entfaltung bieten. Darum, so hoffe ich, wird jeder gesunde Keim, den wir pflanzen, fröhlich gedeihen und Blüthen und Früchte tragen in Fülle!

Nr. 2.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 4. Januar 1827.

Straßburg im October 1826.

Auszug aus dem Briefe eines Reisenden.

Zu Straßburg haben wir einige Tage gerastet, und die Werkstätten der zwey trefflichen Künstler Helmsdorf und Ohmacht besucht. — Von beyden mit freundlich anspruchloser Gefälligkeit aufgenommen, will ich zuerst dich in das Atelier des schon von dir rühmlichst gekannten Landschaftmalers einführen. — Hier zeugt alles von einer wahrhaften, reinen Liebe zur Kunst und Natur; von einem ernsten Streben mit dieser immer vertrauter zu werden. Daher vermuthlich die lebendigen Blumen in Töpfen und Sträußen, welche die Werkstätte dieses Künstlers schmücken, und durch ihren Farbenglanz eine stete Aufmunterung zur Frische der Töne scheinen, welche auch wirklich in Helmsdorfs Bildern eine große Klarheit und Durchsichtigkeit haben.

Mehrere große Gemälde fanden wir theils angelegt, theils mehr oder weniger vorangerückt; eins bereits fertig; ein anderes fast vollendet. Von diesen beyden letzteren dir eine Uebersicht zu geben, ist eine Aufgabe, die ich mir kaum zu unternehmen getraue; denn was hätte ich dir nicht allein von dem Praktischen, von der Wahrheit der Darstellung, von der Mannichfaltigkeit der Töne, ihrem Schmelze, ihrer Harmonie von dem beharrlichen Fleiß in der Ausführung zu sagen! — Im ersteren Gemälde macht eine hohe, vom Lichte des Aethers umflossene Ruine des Mittelalters (Schloß Ortenberg im Schwarzwalde) den Vordergrund; in ihrem Schatten, unter Wald- und Obstbäumen, bilden mehrere Figuren, mit Obstlesen beschäftigt, liebliche Gruppen.

Durch das Bedeutungsvolle, das ihnen der geistreiche Künstler zu geben gewußt, erregen sie das Nachdenken über den ewigen Wechsel der Zeit, welche nichts verschont, welche das Kind so wie das blühende Mädchen und die schon Mutter gewordene Frau, der Vergänglichkeit näher bringt. Ernsthaft schweift der Blick über die Gipfel der Bäume ins Thal hinab. Aber erfreut von Wiesen und Feldern, von freundlichen Dörfern und Städtchen, von anmuthigen Hügeln und Bergen, den Reben und Waldungen, den Krümmungen eines Baches, der seinen muntern Lauf, von fernher, aus dem sich immer enger schließenden Thale mit dem schönsten Farbenspiel bezeichnet, möchte man ausrufen wie Hebel in seinem Gedichte von der Wiese:

> . . . . Wie stöhn an sunnige Halde
> Reben an Reben uf! Wie woget uf höhere Berge
> Rechts und links der Buchewald und dunkleri Eiche!
> O's ist alles so schön, und überall anderst und schöner!

Aber nun zum zweyten Gemälde.

Dort Lieblichkeit, idyllische Natur; hier der ernste, grandiose Styl einer römischen Landschaft. Im Vordergrunde die imposanten Ruinen der Kaiserpalläste, welche sich links in verschiedenen Abstufungen, bis zu einem Klostergebäude erstrecken. Zwischen ihren, mit wildem Gestripp, allerley südlichen Pflanzen, wie Agaven, Kaktus, u. s. w., verwachsenen Trümmern, gräbt ein habsüchtiger Italiener emsig nach Alterthümern, und nicht vergebens; denn schon hat er röthliche, irdene Gefäße gefunden; ein anderer hat sein Geschäft unterbrochen, um freundlich mit seiner Frau zu kosen, die ihr Kind stillt.

Im Mittelgrunde, die Via Appia mit dem Triumphbogen des Constantin; die Aquædukte; dahinter, das über alles hervorragende Coliseum mit seinen unzähligen Bögen und Gewölben; rechts Fabriken und Ruinen; die Gebirge bey Tivoli in dunkelblauer Ferne.

Herrlich stehen Luft und Beleuchtung im Einklange mit diesem höchst poetischen Bilde.

Die Mittagsonne eines stürmischen Spätjahrtages, erhellet in breitem Lichte die ganze Gegend, besonders aber das Coliseum und eine grandiose Wolkenmasse, die der Herbstwind übereinander schichtet und gewaltsam über die Campagna fortwälzt. Die immer grünen Pi-

nien, Cypressen und Lorbeeren beleben zwar die Landschaft mit sommerlichem Schmuck; aber hin und wieder mahnet röthliches Laub an zartern Bäumen, daß auch in Italien der Himmel nicht immer ungetrübt ist, und nicht immer die Zephyre wehen, so wie keines Menschen Leben, auch des glücklichsten, ohne Widerwärtigkeiten vorübergehen kann.

Den folgenden Tag besuchten wir des trefflichen Bildhauer Ohmachts Werkstätte, und fanden ihn mit dem Aushauen einer Flora beschäftigt, aus carrarischem Marmor. Sie soll einem bekannten französischen Botaniker als Denkmal bestimmt seyn, da aber dieser Gelehrte die europäische Pflanzenwelt mit einer fremden Blume bereichert hat (die Castelaria), so hat die Göttin mit der Rechten einige derselben aus der linken Hand genommen, um den Blumenkranz auf ihrem Haupte damit zu vermehren. Höchst wahr und einfach ist die ganze Stellung; voll jugendlicher Grazie; geschmackvoll und natürlich sind die Falten der Tunika; sie umgeben die schlanken Formen des Körpers, ohne sie zu verbergen, und ein Peplum, mit reich verzierter Kante, unterbricht lieblich den Faltenwurf des Gewandes.

Edel ist besonders die Haltung des Kopfes, der sich etwas neiget, um die Blume zu empfangen. Ueberall ist das unermüdete Studium der Natur, verbunden mit dem reinen Geschmack der Alten unverkennbar. Außer diesem, etwa 5 Schuh großen Bilde, sahen wir einige Porträts, in denen viel Adel und Leben war. Bedauern mußten wir, daß Ohmacht von früher verfertigten bedeutenden Werken keine Abgüsse aufbewahrt, ein Mittel, welches das Schöne und den Geschmack für dasselbe verbreitet, und dem Künstler selbst den freudigen Ueberblick seiner früheren Arbeiten gewährt.

Kupferstecherey in Mailand 1825.

1. Longhi. Les délices maternelles: Porträts einer Mutter und zweyer Kinder, gemalt von Lawrence in der Größe von 9¼ auf 8¼ Zoll. Grabstichel und kalte Nadel sind vortrefflich gehandhabt, aber der Ton ist im Ganzen kalt, was man dem Originale zuschreiben muß, das ohne allen Effekt ist.

2. Anderloni (Faustino). Eine Jungfrau nach Raphael, mit der Umschrift: Dilectus inter filios, 8¼ auf 7 Zoll. — Eine Magdalena nach Corregio, mit der Umschrift: Dilexit multum, 6 auf 5 Zoll. Diese Kupferstiche schaden dem Namen Anderloni nicht, obgleich dieser, ein Bruder Pietros, sich noch nicht eines gleichen Ruhmes erfreut. Man erkennt die gute mailändische Schule in der Genauigkeit der Zeichnung, an der Handhabung des Grabstichels und der Ausführung des Fleisches.

3. Garavaglia (Giavito). David den Kopf des Goliath in den Händen haltend, nach Guercino, 12½ auf 11 Zoll. Herodias den Kopf des heil. Johannes haltend, nach Luini, 11 auf 9½ Zoll. Warum erregen solche Gegenstände in unseren Zimmern aufgehängt kein Entsetzen? Wie viele Personen würden nicht bey der wirklichen Hinrichtung des größten Verbrechers, selbst eines Vatermörders, von Bestürzung ergriffen werden, die bey Gemälden, wie die obengenannten, nur an die Kunst des Meisters denken? Wir finden hier einen schönen Grabstichel, aber etwas Uebertreibung in der Führung desselben, welches mehr Kühnheit als Gefühl anzeigt; so gut behandeltes Fleisch hat keinen solchen starken Gegensatz nöthig. Möchten doch die Kupferstecher von ganz Europa die Magdalena von Edelink vor Augen behalten, hier werden sie ihre Mittel der Ausführung richtig gebrauchen lernen.

Hagar und Ismael in der Wüste, nach Barroccio. Ein zu gleichförmiger schwarzer Ton: vielleicht hatte das Bild diese Monotonie, vielleicht haben auch die Farben zu sehr nachgedunkelt, ein Zufall, den der Kupferstecher bemerken und durch Einsicht entfernen kann. — Eine heil. Familie, nach Raphael 13½ auf 11 Z. Man erkennt immer den Styl der Meister unter dem Grabstichel dieses Künstlers, der selbst mit Reinheit und Genauigkeit zeichnet. Das Fleisch ist ausgezeichnet schön.

4. Jesi. Erst in neuerer Zeit beginnen auch Israeliten sich mit den Künsten zu beschäftigen. Ihre Sitten hatten sie früher davon entfernt und Vorurtheile hielten sie auch von den Schulen ab, wo sie die Anfangsgründe hätten erlernen können. In Mailand, wo alles Gute aufgenommen und gepflegt wird, hat man auch Samuel Jesi aufgemuntert und sein Kupferstich, die entlassene Hagar, nach Guercino's Gemälde in dem Museum der Brera zeigt, daß er seine natürlichen Anlagen durch Studien dahin auszubilden strebt, um einen Platz unter den guten Kupferstechern Italiens einzunehmen. — Die mütterliche Liebe, nach Cipriani 12 auf 9½ Zoll. Dieses neue Produkt seines Grabstichels gibt noch mehr Hoffnung; es ist mehr Festigkeit in den Arbeiten und Leichtigkeit in der Führung des Grabstichels.

5. Bisi. Die Jungfrau und der heil. Antonius Eremita, nach Luini 14 auf 19 Zoll. Wenn man Bisi's Zeichnungen nach der Natur gesehen hat, so verwundert man sich nicht in diesem Bild die Schönheit

der Köpfe wieder zu finden, die das vorzüglichste Verdienst jenes berühmten Meisters aus der lombardischen Schule sind. Auch wird man die feine und glänzende Behandlung des Grabstichels bewundern. — Venus den Amor umarmend, nach Appiani, 13 auf 17 Zoll. Man nennt Appiani den Maler der Grazien, und dieses Gemälde könnte als eine Rechtfertigung für den Lobspruch gelten. Der Künstler hat die Eigenthümlichkeit seines Vorbildes aufzufassen gewußt.

6. Caronni. Venus mit Amor spielend, nach Procaccio 12¼ auf 17 Zoll, Leichtigkeit der Grabstichel, aber trockene und harte Behandlung.

7. Marri. Der heil. Johannes als Kind, nach Ann. Carracci 11 auf 8¼ Zoll, Marri ist ein Schüler der Brera. Wir werden vielleicht das Talent des jungen Künstlers loben können, wenn er ein andres Werk geliefert hat.

8. Gandolfi. Den Kupferstecher Gandolfi hätten wir allen andern Schülern der Brera vorsetzen sollen. Unter der Anleitung Longhi's herangewachsen, macht ihm dieser Künstler mit Recht den Rang streitig. Mehrere Liebhaber ziehen ihn sogar seinem Meister vor. Da er aber der Lombardey nicht angehört, und man ihn einen Cosmopoliten nennen könnte (er hat sich auch in Amerika aufgehalten), so reihen ihn wir hier ein und bemerken blos, welchen Rang er hätte einnehmen sollen; er hat noch dazu den Vortheil selbst der Erfinder von einigen seiner Stiche zu seyn.

Die heilige Cäcilia die Orgel spielend 15 auf 20¼ Zoll, nach eigener Zeichnung. Ein schönes Blatt, sowohl in der Anlage als in der Ausführung. Man bewundert an diesem Künstler neben der großen Leichtigkeit eines glänzenden Grabstichels, einen besondern Geschmack in der Behandlung aller Details, indem er jedes dem Gegenstande gemäß behandelt, ohne schroffe Gegensätze. Man sieht, daß er sich Edelink zum Muster nimmt. Das Einzige, was man zur Vollkommenheit wünschen könnte, wäre, nicht immer denselben Charakter an allen Köpfen zu finden. Dieselbe gerundete Form kehrt in allen seinen Werken wieder, sowohl in den eigenen Compositionen als in den Stichen nach Gemälden. So in den folgenden: Judith den Kopf des Holofernes in der Hand haltend, nach Allori. Troz ihrem rundlichen Aussehen hat sie doch noch einen ziemlichen Grad von Strenge behalten, der sie zur Vollziehung ihres Vorhabens recht passend macht. Schöne Arbeit und wohl berechneter Effekt. — Venus, die ihrem Sohn das Lesen lehrt, nach Pelagio Palagi. Dieses Bild kann der schönen Clytia von Bartolozzi an die Seite gesezt werden und es wird nichts verlieren. — Petrarca 5 auf 8 Zoll. Was auch das Verdienst dieses Porträts seyn mag, so kann es doch neben den Bildnissen von Longhi's Hand nicht bestehen. Es erschienen eine Menge Porträts der Souveräne, die dieses Jahr Mailand besuchten; sie waren theils mit dem Grabstichel, theils in punktirter Manier verfertigt, aber sie schienen alle übeln Humor's zu seyn, sich so schlecht dargestellt zu sehen; deßhalb wollen wir uns auch nicht mit ihnen befassen.

Unter den zahlreichen Graveurs in Aquatinta, die sich seit einigen Jahren gebildet haben, muß man Gallina auszeichnen, der vier Zeichnungen von Palagi, das schreckliche Schicksal der Familie Ugolini darstellend, gestochen hat.

Die Fasti di Milano in Aquatinta werden fortgesezt. Einige Darstellungen sind ziemlich gut durch verschiedene Künstler gegeben worden.

Ein Bilderhändler hat auf dieselbe Weise die römische Geschichte unternommen, geäzt in der Art des geistreichen Zeichners Pinelli in Rom. Das ist wahrscheinlich das ganze Verdienst dieser Unternehmung, welche sich dessen ungeachtet einer ziemlichen Anzahl Subscribenten erfreut, während das schöne Werk des Grafen Litta über die berühmten Familien Italiens ganz allein auf dem vortrefflichen und beharrlichen Verfasser liegt, der es in keiner Beziehung an dessen Vervollkommnung fehlen läßt. Der Text ist äußerst interessant, die zahlreichen, zum Theil colorirten Stiche sind voll Wahrheit und Feinheit, und die Darstellungen der Monumente vortrefflich.

Wir besitzen zwey Hefte eines Werkes, das allgemeine Aufmerksamkeit verdient, nämlich: die schönsten Cathedral-Kirchen. Man kann unmöglich einen treuern und geistreichern Zeichner finden als Rupp, den Verfasser und Herausgeber des Werkes, und wir können behaupten, daß Niemand so, wie er, bis jezt die Radirnadel zu führen verstanden hat. Man muß ihn bewundern, wenn man die Ansichten der Peterskirche zu Rom, die Kathedrale zu Mailand u. dgl. durchgeht, mit ihrem unermeßlichen Detail von Bildhauerarbeiten, Ornamenten u. s. w. Andere Künstler können Aehnliches versuchen, aber Niemand wird mit Hrn. Rupp wetteifern können. Dieser Künstler zeichnet alles nach der Natur, er mißt alles und sollte ganz Europa durchreisen. Der Text ist italienisch; französisch würde für das europäische Publikum besser gepaßt haben: Verfasser davon ist Herr Sergent Marceau der Sohn. Das Werk erscheint auf Subscription und es sind auch colorirte Exemplare zu haben.

Artaria, Musik- und Gemäldehändler zu Mailand, hat eine Geschichte und Beschreibung der dortigen Cathedrale herausgegeben, deren italienischer Text von demselben Verfasser ist; der französische ist von seinem Vater. Das Werk ist mit 66 Kupfern versehen, gezeichnet und gestochen von Rupp, die Figuren sind von Bramati. Wir wollen unsere Leser nicht mit dem historischen Theile aufhalten, da der Verfasser als Künstler über die einzelnen Theile dieses herrlichen Monuments selbst urtheilt, wir werden uns blos auf die Stiche beschränken, die man nicht genug bewundern kann. Man wird unter andern darin wahrnehmen, mit welcher Kunst, mit welcher Geduld Rupp in einem so kleinen Raum (in 4.) die gemalten gothischen Fenster wiedergegeben hat. Außerdem bietet uns dieses Werk auch eine interessante Vergleichung dar mit den einzelnen Darstellungen in dem vor Kurzem erschienenen Werke des Grafen d'Agincourt. Den Zeichnungen des Hrn. Rupp muß man unbedingt das Lob einer größern Genauigkeit ertheilen. Der Preis einer Lieferung, Text mit 10 bis 12 Kupferstichen ist 6 Gulden.

Auch existirt eine andere Beschreibung dieser Kirche mit ganz gleichen Stichen von denselben Künstlern durch den Marquis d'Adda, nur etwas abgekürzt; auch hat der Verfasser auf das ausführlichere Werk im Verlage des Hrn. Artaria verwiesen.

Geschichte und Beschreibung der Kirche zum heil. Ambrosius von dem Abbate Ferrario in groß 4. mit colorirten Kupfern, die Zeichnungen sind mit der größten Genauigkeit verfertigt und mit vielem Geschmack in Aquatinta ausgeführt. Man erhält Ansichten des Aeußern und Innern der Kirche und sonstige interessante Details. Was dieses Werk besonders interessant macht, das ist die Genauigkeit, mit der es colorirt wurde und die Kunst, mit welcher die Künstler den reichen Schmuck der Gold- und Silberarbeiten gegeben, indem sie mit vieler Kunst die Lichter in Gold und Silber aufgesezt, und dadurch an die Arbeiten alter Miniaturmaler erinnert haben, die nur nicht immer ebenso geschmackvoll sind.

Wir haben früher von dem Talente des Malers Losé und seiner Gattin gesprochen, welche die Ansichten der Brianza unweit Mailand herausgegeben haben. Von diesem Künstler sind nun einige Ansichten des Splügen erschienen. So viel Mühe Losé auch darauf verwendet, so ist er doch nicht so von den Coloristen unterstützt, wie die Schweizer Künstler, was desto mehr zu bedauern ist, weil die Blätter von ihm vortrefflich in Aquatinta ausgeführt sind. Das Werk wird bey Bernacca um 80 L. verkauft.

Obgleich die Künstler und Herausgeber der Ansichten vom Garda-See zwischen Brescia und Mailand nicht der Lombardey angehören (sie sind Schweizer), so glauben wir doch von dieser Sammlung reden zu können, indem die dargestellte Gegend diesem Lande angehört und die meisten Abdrücke daselbst abgesezt werden. Die Arbeit übertrifft alles, was in Italien von dieser Art hervorgebracht wird. 15 Blätter 8. 10 L.

Locatelli, Il cavaliere jurfetto. in 4. Bey den Brüdern Sonsagno Buchhändlern. Eine Sammlung von allen Pferderacen, nach Vernet, gestochen und colorirt von Locatelli. Man kennt in ganz Europa das Talent Vernets, Sohnes des berühmten Marinenmalers. Diese Blätter zeichnen sich dadurch aus, daß sie alle schönen Bewegungen dieser Thiere darstellen. Auch die Copie ist nicht ohne Verdienst.

Pompeji.

Vor Kurzem ward in Pompeji ein schöner Brunnen aufgedeckt, nach Art einer Nische gebaut, welche inwendig mit Mosaik bekleidet und auf eine angenehme und bizarre Weise mit mannichfaltigen Muscheln verziert ist. Das Wasser sprang aus Mund und Augen zweyer Larven in ein schönes marmornes Gefäß. Vier Säulen von korinthischer Ordnung dienen zur Verzierung und das Ganze ist so elegant, daß sich der König von Neapel eigens nach Pompeji begab, um diesen Brunnen zu sehen.

Am 4. August fand man ebendaselbst in Gegenwart des Königs fünf Glasflaschen, die ins Mus. Borbonico gebracht wurden. Als sie am 28. Oktober gereinigt werden sollten, bemerkte man, daß in einer derselben eine buttrige und oelige Substanz sich befand, die ursprünglich Olivenoel gewesen zu seyn scheint. In einer andern fand man eine Art buttrigen Schlamm, und dazwischen eine Menge Oliven. Der König befahl die chemische Analyse davon zu machen und alles sorgfältig im Museum aufzuheben. Diese Oliven zur Zeit des Titus gepflückt, sind so wohl erhalten als wären sie unter der Regierung Franz I. gebrochen, und haben einen pikanten zusammenziehenden Geschmack.

Nr. 3.

Kunst-Blatt.

Montag, den 8. Januar 1827.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

Die dießjährige Kunstausstellung ist wohl die zahlreichste, welche hier je statt gehabt hat (das Verzeichniß zählt jezt schon über 1000, und häufig mehrere Stücke unter einer Zahl); zugleich ist sie vielleicht die besuchteste, was zum Theil wohl von der grossen Menge trefflicher und merkwürdiger Bildnisse herrühren mag, aber ohne Zweifel auch der Anziehungskraft der übrigen Kunstwerke in den heiteren Sälen bey den schönen sonnigen Tagen beyzumessen ist, und auf jeden Fall eine erfreuliche Anerkennung für Meister und Schüler enthält.

In dem vorderen runden Saale, wo auf Nischen und Gestellen, neben plastischen Erzarbeiten, allerley elegante und kostbare Geräthe zur Schau stehen, wogte an manchen Tagen die bunte Menge wie auf einem Jahrmarkte umher, und bot selber ein fröhliches Gemälde dar; so wie nicht selten auch in den andern Sälen sich neben den Bildern und Bildnissen eine zweyte lebendige Ausstellung der Urbilder, und der neusten Trachten und Moden, ergötzlich sehen ließ. Aus der Fülle der Gegenstände im runden Saale ragen einige Kolosse der Bildnerey hervor, und an einem zu Gleiwitz in Schlesien in Eisen gegossenen, ohne Ciselirung vollkommen ausgebildeten korinthischen Säulenkopfe vorbey, nähern wir uns einem schlafenden Löwen, der nach Rauchs meisterhaftem Modell in der hiesigen Eisengiesserey in Eisen gegossen, und vom Ciseleur Glanz überarbeitet ist. Dieß Seitenstück zu dem schlafenden Löwen an Blüchers Denkmale wünschten wir auf einem der manchen noch leerstehenden Baugestelle, (dergleichen am Schauspielhause, auf der Schloßbrücke), zur stäten Anschauung gebracht zu sehen. Einen ähnlichen Wunsch erregt in uns der überraschende Anblick einer mächtigen Granitschaale, welche aus der Steinmetzwerkstätte des Bauinspectors Cantian (schon rühmlich bekannt durch sein Werk über Peter Vischers Grabmal im Magdeburger Dom) hervorgegangen ist: sie ist kreisrund, hat oben sechs Fuß Durchmesser und ist, mit dem Fuße, fünftehalb Fuß hoch. Der feinkörnige Granit, der auf unserm märkischen Boden liegt, und zu dem Urgebirge in Schweden gehören soll, ist von einer Gleichartigkeit und Reinheit, die durch Maschinen bewirkte Politur von einem Glanz, und dabey die Form von einer Schärfe und Schönheit, daß diese Schaale getrost neben den kolossalen antiken Badewannen aus ägyptischem Granit stehen könnte, welche wir sonst in diesem Saale zu sehen gewohnt waren. Sie wäre eine Zierde des neuen Museums; und hiebey können wir nicht übergehen, daß in der grossen Werkstätte desselben Mannes Säulenblöcke desselben heimischen Urgesteins liegen, welche die würdigste Stütze des runden Saals für die Plastik in dem neuen Kunsttempel abgäben, und uns so einigermaßen die alten Aachener Granitsäulen verschmerzen ließen, welche wir in Paris gelassen haben, weil sie als Karyatiden in der Gemäldegallerie verbaut waren. — Zwey andere kleine Schaalen aus verde antico und giallo antico aus derselben Werkstätte, sind nicht minder vollkommen und zierlich gearbeitet. Ganz dasselbe ist von zwey Granitvasen des Steinmetzmeisters Wimmel zu rühmen, dem wir in dieser Art schon so manches zu verdanken haben. Auch ein aus Schweden herübergekommenes Becken aus Porphyr ist ein schöner Beweis der jezt (wie schon einmal zur Zeit der Medici in Florenz) erst wieder entdeckten und erweckten Bearbeitung dieses härtesten Gesteins.

Von einer andern eben erneuten Kunst, der Glasmalerey, strahlen uns einleuchtende Beweise vom Fenster her. Die an mehreren Orten zugleich gemachte Erneuung dieser Kunst ist schon in diesen Blättern besprochen worden. Hier zeigen sich jetzo drey kleine Gemälde, eine Landschaft vom Comer-See, der bekannte Fürst von Geldern, der seinem Vater dräut (von Rembrandt in der hiesigen Gallerie), und die kleine Rafaelische Madonna (die Camuccini in Rom besizt), und das Meiningensche Wappen, sämmtlich von .....: die aus wenigen Stücken zusammengesezten Gemälde mit ihren Schattirungen muß man nicht bey hellem Sonnenschein, sondern gedämpft sehen, dann erscheinen sie, wie

sie sollen, doch weniger die Madonna; dagegen die reizende italienische Landschaft (die Gegend von Gravedona) von der Sonne herrlich durchstrahlt wird, so wie das Wappen. Neben diesem lezten erschien aber kürzlich noch das große preußische Wappen von den Gebrüdern Müller aus Bern, deren auch in diesen Jahrbüchern der Kunst, als Wiedererfinder rühmlich gedacht ist, und mit Recht, denn sie übertreffen in Farbenglanz und Gründlichkeit der Ausführung das Nebenbild, und geben die alte Kunst in ihrer vollen Eigenthümlichkeit wieder. Mehr malerische Ausführung, aber im großen Maaßstabe doch der alten Art näher, hat das ganze Fenster, welches nach einer Zeichnung Schinkels von .... ausgeführt ist: der Vorbildner hat schon einen glücklichen Gegenstand gefunden: in zierlicher Rundbogeneinfassung drey südliche Mädchen an einem strahlenden Springbrunnen unter einem Orangenbaume mit smaragdgrünen Blättern und goldglühenden Aepfeln; vorn auf den leuchtenden Marmorstufen schillernde Täubchen und Pfauen mit ihren Spiegelschweifen. Diesen lezten wäre etwa noch mehr Glanz zu wünschen; sonst ist alles sehr wohl gerathen, und wir können uns nun dieser alten Kunst wieder als der unsrigen erfreuen.

Hiebey gedenken wir auch dreyer Lichtschirme von mattgeschliffenem Glase, worin durchsichtige Glaspasten von mannichfaltigen Farben, nach antiken Gemmen, eingesezt sind, von Reinhardt, von welchem auch die vollständige Sammlung Gypsabgüsse der hiesigen Gemmen, wohlgeordnet, und in einem zierlichen Buche eingerahmt, vorliegen. Von beyden ist ebenfalls in diesen Blättern schon verdiente Meldung gethan.

Weniger genannt, obwohl gangbarer und in ihrer Art noch meisterhafter und eigenthümlicher, sind die Werke des ersten Münzmedailleurs Brandt, welcher uns die neuen schönen Münzen geliefert hat, und hier eine Reihe eben so rein und scharf, als schön geschnittener Medaillen und kleiner erhobener Bildwerke ausgestellt; die lezten meist nach Rauch, als: das ganze Standbild Blüchers, wie es für Breslau bestimmt ist, und einzeln erhobene Bildwerke von dem hiesigen, z. B. die Borussia, alles höchst treffend. Nach Rauch steht hier auch eins dieser erhobenen Bildwerke des Blücher-Denkmals, welche das Kunstblatt schon gewürdigt hat, in Erz nachgebildet und trefflich ciselirt von Wuarin, nämlich der Einzug in Paris, mit den vielen Bildnissen. Dann aber erscheinen hier noch folgende, künftig auszuführende Modelle des wunderbar schöpferischen Künstlers. Goethe, baarhaupt, im langen, schön an sich schmiegenden Mantel und Schnürstiefeln dastehend, antik und doch zugleich modern, den vollen Kranz der Dichtung in der einen Hand haltend, mit welchem die Mitwelt doch schon das prachende Haupt des Dichterfürsten krönt. Wir geben dieser Darstellung den Vorzug vor dem sitzenden Bilde Goethe's von derselben Hand, wie es in der vorigen Ausstellung zu sehen war, freylich nur als roher Guß: dagegen diese kleine Figur sehr sauber ciselirt ist, von Vollgold; so wie ein anderes kleines Bildniß Goethe's nach Rauch, von Lucas, aus derselben Gießer- und Ciseleur-Schule.

Auch diese Schule verdanken wir der Gnade unsers kunstfreundlichen Königs, und besoldete Lehrer derselben sind, für die Gießkunst Lequine, und für die Ciselirkunst Loué, beyde schon durch die großen Gußwerke nach Rauch's Modellen rühmlichst bekannt, und sich hier auch durch eine Reihe von tüchtigen Schülern und Arbeiten bewährend. Dergleichen sind das Standbild Blüchers, wie es Rauch für Breslau gemacht hat, verkleinert gegossen von Kastner und ciselirt von Rantenstein; und ein anderes ähnliches kleines Bild Blüchers, wie er mit emporgehobenem Schwerte vorwärts schreitet, nach Rauch, von Kratzenberg.

Im Großen wird jezt ausgeführt das Franke'sche Denkmal, dessen kleines Modell, nach Rauch, von Heinr. Fischer meisterlich gegossen und ciselirt, eine höchst anziehende Erscheinung ist. Auf einem ebenfalls aus Erz gegossenen Fußgestelle, welches auf beyden Seiten durch zwey leicht gedrehte Füße neben dem Würfel (mit der Inschrift) die Platte darüber verlängert, steht der selber noch jugendliche Waisenvater (nach einem alten Familienbilde) mit liebevollem Antlitze, unter schlichtem Haar, im langen weiten Gewande, in der Mitte von zwey leicht bekleideten Kindern, von welchen er dem kleineren, vertrauend zu ihm aufblickenden, mit der Rechten segnend das Haupt berührt, während er mit der Linken, unter welcher der größere Knabe mit einem Buche im Arme schon vor sich hinschauet, aufwärts nach dem Vater im Himmel zeigt. So wird dieß wirklich rührende Denkmal des Aug. Herm. Franke, der ohne alle andere Mittel, als festes Vertrauen auf das Mitgefühl seiner Brüder und den Segen von oben, eines der größten Waisenhäuser, sammt so vielen damit verbundenen wichtigen Anstalten, gründete, in Halle, auf dem erweiterten Platze vor seiner Stiftung, eine neue Zierde der alten Stadt und ein bedeutendes Seitenstück zu Luthers Denkmal in Wittenberg seyn.

Hiebey kann ich nicht übergehen, daß kürzlich in einer Berliner Zeitung sich eine recht gehässige Stimme vernehmen ließ, welche die Unschicklichkeit rügte, daß dem Kinderfreund ein solches Kunstwerk errichtet würde, während man Lessing in seiner Vaterstadt Kamenz, durch ein Krankenhaus feyerte. Man verkümmere doch Niemand, noch weniger einer ganzen Stadt, in solchen Dingen ihre Art und Weise. Wir finden wenigstens die der Stadt Halle sehr lieblich. Der Kunst muß überall ihr

Recht bleiben zur Erheiterung des ernsten Lebens. Franke's Stiftung ist freylich sein größtes Denkmal; aber auch schon weil dieselbe äußerlich in einer eigenen kleinen Stadt von Gebäuden so mächtig heraustritt, fordert sie zur Zierde derselben auf: und wie kann es vor dem Eintritte, schöner allgemein anschaulich gemacht werden, für wen und von wem alle diese Anstalten sind, als durch Rauch's Denkmal? Lessings Wirksamkeit stellt sich nicht so äußerlich dar: an die Tempel des Schauspiels machen mehrere mit ihm Anspruch. Vielleicht, wenn jenes Haus zu Kamenz ein großes Gebäude wird, findet sich auch ein Denkmal für den, dessen Namen es führt. Die gegenwärtige Kunstausstellung bietet dazu sogar schon einen Entwurf dar. Von Troschel, einem Schüler Rauch's, steht unter den Gypsen, in halber Lebensgröße, ein Bild Lessings, im Mantel, ohne weitere Abzeichen; der aus Bildern und Büsten bekannte Kopf ist nur der Plastik eben nicht sehr günstig. — Daß aber die Kunst auch noch widerstrebendere Gestalten für sich zu gewinnen vermag, zeigt das in derselben Größe von Bräunlich, einem andern Schüler Rauch's, ausgeführte Bild des alten Kant, wie er auf seinem Stuhle, auch im einfachen Philosophen-Mantel, nachdenklich dasitzt. Diesem Gebilde, dem ein gewisser einsamer gutmüthiger Ausdruck wohl ansteht, ist in der Lequine-Loué'schen Schule aus Erz gegossen und von Rautenstein mit ungemeiner Weichheit ciselirt.

Vor allen muß aber unter diesen mannichfaltigen Denkmälern aus Rauch's Werkstätte noch das neueste und größte erwähnt werden, welches in diesen Blättern auch schon angekündigt ist, nämlich das kolossale Erzbild, wodurch die Stadt München sich ihren, noch mitten in voller Lebenskraft plötzlich entrückten, König Maximilian immerdar gegenwärtig erhalten will. Das Modell dazu, welches Rauch binnen kurzer Zeit vollendet hat, steht hier vor uns, und löset die große Aufgabe auf die würdigste Weise. Die Zeichnung des Fußgestelles ist vom Geh. Oberbaurath v. Klenze in München und stimmt sehr glücklich mit und zu dem Ganzen. Auf einem schlichten Untersatze treten an den Ecken vier auf den Vorderfüßen stehende Löwen völlig ausgearbeitet hervor, deren übriger Leib, nur stark erhoben, sich in die Seitenflächen verliert, auf welchen ebenso noch Trophäen gebildet sind. Sie sind so die Träger eines großen Würfels, dessen Vorderseite die kurze Inschrift einnimmt, so wie auf den übrigen Seiten erhobene Bildwerke, im antiken, idealischen Style die Thaten und Pflege des Landesvaters vorstellen. Die Rückseite zeigt den König auf dem Throne, wie er der vor ihm knienden Bavaria die Verfassungsurkunde darreicht für die Stellvertreter der Landstände hinter ihr. Auf der rechten Seite, im ersten Felde, pflügen und pflanzen Landleute, daneben allerley Vieh: die Förderung des Landbaues andeutend. Im zweyten Felde daneben thront die Gerechtigkeit; zur Seite stehen ihr Minerva und Herkules: die durch Weisheit und Stärke wohlberathene und verbesserte Rechtspflege. Auf der andern Seite, im ersten Felde, bezeichnen Sinnbilder der schönen Künste die Pflege der lezten, die sich hier wieder so dankbar dafür erweisen. Im zweyten Felde erscheint ein Engel in der Mitte zwischen einem Bischof in vollem Ornate mit Stab und Mütze, und einem evangelischen Geistlichen mit der Bibel; die christliche Religionsfreyheit und Eintracht andeutend. Alles dieses bietet die Grundlage des Throns, auf welchem der König selber, im Königstempel, sizt, das Scepter in der Linken, welche auf dem Schooße ruhet, die Rechte segnend ausgestreckt. Das Haupt, ohne Krone und andre Bedeckung, vergegenwärtigt höchst lebendig die kräftigen und wohlwollenden Züge des wahrhaften Landesvaters. Das Ganze stellt sich eben so harmonisch, als reich und prächtig dar, und ist darnach zu beurtheilen, daß es auch ganz in Erz gegossen werden soll, wie das Blücher-Denkmal hier in Berlin, bey welchem wir in diesen Blättern uns genügsam hierüber ausgesprochen haben. Die einzige Ausstellung, welche man mit Grund gemacht hat, daß nämlich die geraden Füße des Thrones mit den geraden Linien des Fußgestelles zu einförmig fortlaufen, läßt sich ja wohl leicht durch zierliche Schweifung der Füße, nach Art der antiken Stühle sitzender Bildwerke, beseitigen. Dieses Denkmal wird in der Ausführung 28 Fuß hoch sich auf dem großen neuen Platz erheben. —

Außerdem sind in diesem reichen Saale noch zu bemerken: Zwey verschiedene Büsten des verstorbenen Kaisers Alexander, nach Rauch's Modellen, von Fischer in Erz gegossen und ciselirt, nicht minder rein und zart, wie das Franke'sche Denkmal. Die Büste des jetzigen Königs von Frankreich, in vollem Krönungsschmuck, nach einem französischen Vorbilde in Eisen gegossen und von Glanz aufs feinste und geschmackvollste ausgearbeitet und ciselirt. Das Brustbild des verst. Kardinals Gonsalvi, nach Thorwaldsens Marmorbüste, in Erz gegossen und ciselirt von Hopfgarten in Rom, dem trefflichen vulkanischen Künstler, der uns schon so manches dauerbare Werk dieser Art dorther gesandt, und auch das bedeutende Gesicht dieses tüchtigen Staatsmannes, lebendig in Erz übersezt hat. Die Büste des preußischen Ministers v. Schuckmann, nach Rauch's Modell, in der königlichen Eisengießerey in Bronce gegossen und von Glanz ciselirt, gehört zu den ähnlichsten und ausdrucksvollsten Bildnissen der ganzen Ausstellung: der Kopf des kräftigen Staatsmannes hat etwas vom Titus; und die Erzbüste ist meisterhaft dem auch unter den Bildhauerwerken in Gypsabguß aufgestellten Modelle nachgearbeitet. Des Feldmarschalls v.

Gneisenau, von Tieck's Meisterhand modellirtes Brustbild, mit den muthigen und freundlichen Zügen des feuerfesten Helden, ist von Fischer nicht minder trefflich in Erz gegossen und ausgearbeitet, und zur Aufstellung im Lustgarten zu Potsdam bestimmt. Das Brustbild unserer anmuthsvollen Kronprinzessin, nach der Marmorbüste desselben Meisters, die wir in der vorigen Ausstellung sahen, ist hier von demselben Erzkünstler im rohen, unciselirten Guß ausgestellt, als ein Meisterstück seiner Gießkunst: um so bewährter, als die modischen dicken Locken, welche die Jugend alt machen und wahre Unbilden für die Kunst sind, die Schwierigkeiten erhöhten. —

Besondere Erwähnung verdient noch ein kleines Erzbild des Königs, von Kalide, einem Schüler Rauch's, modellirt und ciselirt, und in Gleiwitz gegossen: der König, als Feldherr, in Uniform, zu Pferde, streckt commandirend die Rechte aus; das ernste Antlitz und die ritterliche Gestalt ist sehr ähnlich, die Gebärde lebendig, und das schöne muthige Pferd im raschen Schritte künstlerisch festgehalten, und alles höchst sorgfältig ausgeführt, sammt dem Fußgestelle, welches aus einem bunten, zu Maren bey Dresden gebrochenen Marmorstücke in der Cantianischen Werkstätte nach Schinkels Zeichnung zierlich gearbeitet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Kupferstiche.

1. Die Vermählung der heil. Catharina, nach Correggio, gez. und gest. von C. Lorichon. Fol. 6 fl.

2. Rafael und die Fornarina, nach J. A. Ingrés, gest. von C. S. Pradier, gr. Fol. 18 fl.

3. Carlo Porta, nach G. Longhi, gest. von P. Anderloni, kl. Fol. Mannheim bey Artaria. 2 fl.

Nr. 1. Die Legende, welche hier dargestellt wird, hat eine rein mystische Bedeutung und ist auch wohl aus dieser entstanden, wie man denn im Mittelalter überhaupt bemüht war, gewisse mystische Begriffe ins historische umzukleiden, ohne darum ihren Sinn zu verändern. Der Gegenstand hat außerdem etwas anmuthiges, weßwegen ihn auch Correggio mit Vorliebe wiederholte. In der Brühl'schen Gallerie, die bekanntlich nach Petersburg kam, fand sich dieselbe Vorstellung von seiner Hand, jedoch mit Veränderungen. Das vorliegende Blatt macht im Ganzen einen erfreulichen Eindruck, die Köpfe ermangeln zwar der Schönheit, aber sie haben jene Grazie, die oft mächtiger anzieht. Das Hauptlicht geht vom Kinde aus: schon die ältesten Meister beobachteten dieß bey der Darstellung des göttlichen Knaben, ohne Zweifel in Bezug auf die biblische Stelle, wo er ein Licht genannt wird, zu leuchten in den Finsternissen. Diese große Schwierigkeit für den Kupferstecher, der nach Correggio arbeitet, liegt weniger in der harmonischen Abstufung seiner Töne als in seiner genauen Beachtung der zufälligen Lichter und Schatten und besonders in der steten Uebereinstimmung seiner Schatten mit den Lokalfarben, so wie in den effektvollen Gegenscheinen, welche ohne Farbe nicht zu erreichen sind. Lorichon ist ein Künstler von Talent und Gefühl; er hat seinem guten Original nachzuringen gesucht, und sein Blatt läßt den großen Meister nicht verkennen. Die Schatten schneiden sich aber mitunter zu hart ab, und Lichter und Schatten kehren bisweilen in derselben Stärke wieder, was Correggio immer vermied. Da übrigens nach diesem Meister verhältnißmäßig noch wenig Bedeutendes gestochen worden, so wird dem Kunstliebhaber das gegenwärtige Blatt immer willkommen seyn.

Nr. 2. Maler und Schauspiel-Dichter haben sich in unsern Tagen beeifert, Momente aus dem Leben denkwürdiger Künstler darzustellen. Jene waren darin meist glücklicher, als diese, was sich leicht begreifen läßt, indem der Maler sich mit dem allgemeinen persönlichen Interesse seines Gegenstandes begnügen kann, während der Dichter genöthigt ist, ein besonderes, dramatisches Interesse hinzuzufügen. Ingrés hat seine Gruppe malerisch-schön angeordnet, nur können wir nicht billigen, daß seine Fornarina etwas kokettirend aus dem Bilde herausschaut. Auch an den Haaren der Donna und am Umriß des Nackten könnten strenge Richter Stoff zum Tadel finden. Die Köpfe sind nach den bekannten Originalen, und gut behandelt. Der Mantel des Künstlers ist wohl etwas zu schwer. Sonst ist es ein Blatt von vieler Wirkung, der Stich markig, einfach und schön.

Nr. 3. Einfach, leicht, aber mit außerordentlich vielem Geist und im wahren Porträtstyl behandelt. Der Kopf hat einen sprechenden Ausdruck und edle Formen.

Da die Preise der Kupferstiche in Deutschland bisweilen verschieden sind, so bemerken wir, daß die von uns angegebenen die Preise der bekannten, soliden Kunsthandlung Artaria und Fontaine in Mannheim sind.

—ber.

Nr. 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 11. Januar 1827.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Noch steht in dem runden Saale eine Menge größerer und kleinerer, nach Antiken und neueren Werken, meist von Lequine gegossener und von Wuarin ciselirter Gebilde, welche von dem Eifer und Geschick in diesem hier neuen Kunstzweige zeugen, und sich zur gefälligen und dauernden Zierde vor Häusern und Gärten empfehlen. Ich bezeichne darunter nur den bogenspannenden Amor, groß, nach der Antike, ciselirt von Glanz, und einen Ganymed, von Krebs gegossen und von Coué ciselirt.

Endlich, die mannichfaltigen Porcellan-Gefäße bewähren, sowohl in Form als Malerey und Vergoldung, die anerkannten Vorzüge der hiesigen königlichen Manufaktur, so wie ihres Stoffes.

Bevor wir aus diesem überreichen Saale uns zu den durch Gemäldehallen davon getrennten Bildhauereyen begeben, müssen wir in dem nächsten Zimmer noch bey einem ganz zulezt erst erschienenen, und in der Mitte von Schildereyen alleinstehenden, lebensgroßen und lebensvollen Marmorwerke verweilen. Man kann nichts Lieblicheres und Zarteres sehen, als diese aus der Kindheit zur Jungfrau aufknospende, nur mit leichtem Gewande um die Hüften, und mit vollem Kranz um das kindliche Haupt dasitzende Gestalt, wie sie spielend einen Schmetterling in den Händen hält, das Bild ihrer eigenen baldigen Entfaltung, so wie ein Körbchen mit Blumen und Früchten zu ihren Füßen steht. Der reinste und weißeste Marmor stimmt höchst glücklich zu dem zarten Gebilde, und zu beyden die feinste und liebevollste Ausführung auch der kleinsten Nebenwerke, der Blumen und Schmetterlingsflügel, ja des Blüthen- und Flügelstaubes, so daß das Ganze wie ein flüchtiger Hauch vor uns erscheint. — Das Modell dazu ist schon im Jahr 1809 in Rom gemacht, das Marmorbild aber jezt erst vollendet, und der Meister heißt Rauch. —

Treten wir nun in den Saal der Marmore und Gypse, so bemerken wir, daß die Absonderung von den farbigen Werken der Plastik ihnen nicht vortheilhaft ist: die zahlreiche weiße Gesellschaft aus dem Reiche der Formen ist für sich zu geisterhaft, zumal an den graugrünen Wänden; daher die klugen Alten selbst einzelnen Marmorwerken lebhaften rothen und goldigen Hintergrund gaben. Die meisten Schauenden gehen hier kälter und schneller durch nach den bunten Sälen. Verweilen wir aber hier, so finden wir die beste Gesellschaft. In der Mitte umschließt ein Kreis von Büsten und anderen Bildern: zuvörderst eine kleine, auf einer Decke hingestreckte weibliche junge Nacktheit, von Schadow, dem Vater, mit großer Naturwahrheit ausgearbeitet, scheint aber noch nicht ganz vollendet. Die größere Gruppe in der Mitte ist von Professor Ludwig Wichmann: Psyche sizt, nur leicht um die Hüften bekleidet, und hält in der Linken einen Granatapfel, indem sie mit der Rechten den Amor umschlingt, der neben ihr steht und mit beyden Händen einen Blumenkranz über ihrem Haupte hält, sie damit zu krönen. Dieser unerschöpfliche Gegenstand ist hier im Sinne der Alten behandelt, ohne jene Uebertreibung, wodurch Canova ihn neu machen wollte, und doch eigenthümlich, lebendig und anmuthig, besonders Psyche, die Hauptgestalt, in der ersten sich entfaltenden Blüthe. Die Gruppe kann sich von allen Seiten sehen lassen, — was viel sagen will, — und verdient es gewiß, in Marmor sorgfältig ausgeführt zu werden. Des Künstlers schon bewährte Geschicklichkeit darin bezeugen hier einige Marmorbüsten. Zulezt kam noch die Büste des Prof. Hegel in Gyps hinzu; ist aber eine der vorzüglichsten in Aehnlichkeit und Auffassung: man glaubt, einen Philosophen der alten Welt vor sich zu sehen. — Zwey kleine Standbilder desselben Künstlers, der Kaiser Alexander in Erz, und der König in Gyps sind noch zu erwähnen: die Schwierigkeit der Darstellung in Uniform ist besonders in der lezten recht gut überwunden. — Endlich, eine ganze Wand voll kleiner erhobener Bildwerke in Gyps zeigt uns die wohlgerathenen Verzierungen von einer Decke der Zimmer des Kronprinzen.

Die neue Einrichtung und Bekleidung dieser Räume in dem großen königlichen Schlosse durch den erfindungsreichen Schinkel hat aber noch zu einer Reihe von Bildwerken Anlaß gegeben, welche, ungeachtet ihrer Bestimmung, zu den ersten Kunstwerken dieser Ausstellung gehören. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Die auf gleicher Linie im Zimmer umher vertheilten einzelnen Figuren mußten alle gleiches Maaß halten, nicht über 2 Fuß 7 Zoll Höhe, und alle sitzen: und dennoch ist Mannichfaltigkeit, volle Selbstbedeutung und zugleich Zusammenhang in sie gebracht. Unser Tieck, der dieses so meisterhaft geleistet hat, zeigt sich auch hier, wie schon in so manchen Werken, als einen dichtenden Künstler, und gerade eine solche cyklische Darstellung ist seine Stärke. Wie herrlich und selbstständig hat er hier die Antike wieder belebt, die alten wohlbekannten, ewig jungen Götter- und Heldengestalten zauberisch wieder verjüngt! zwey liebliche Kinder tragen ein Gesims, und auf acht solchen Gesimsen (von denen hier nur eins ausgestellt ist) erscheinen folgende acht Götter- und Heldenbilder, welche wir auch ohne die griechische Namenschrift, alsbald erkennen würden, so typisch sind sie hingestellt. Psyche und Eros, Odysseus, Iphigenia und Achilles; Theseus, Ariadne und Bacchus. Alle sind durch die drey Frauen auf dem Wege zur Apotheose verbunden: Psyche sitzt mit dem verhängnißvollen Gefäße rührend da, Eros ihre Verherrlichung vorschauend, gegenüber. Iphigenia kniet, wie in reizender Trauer um ihre eigene Schönheit, an dem Opferaltar, die Hinde, von ihr ungesehen, hinter ihr, verkündigt ihre Lösung und Erhebung zur Priesterin, welche zuletzt ihre Göttin selber vertritt; ihr zu beyden Seiten die Haupthelden des trojanischen Krieges, für welchen dieses Opfer fallen sollte: Odysseus, der gewandteste und unerschütterlichste Held, die eigentliche Seele des großen Unternehmens von Anfang bis zu Ende, sitzt sinnend mit dem Schwerte, in voller Kraft des reifen Alters da; ihm gegenüber der Sohn der Göttin, Achilles, in hoher Schönheit des Halbgotts, doch wehmüthig auf die Lanze gestützt, wie trauernd über den schon vor ihm gefallenen brüderlichen Freund und den ihm selber geweissagten frühen Tod, dem Polyxena wirklich zum Opfer fallen mußte. Das dritte Gebilde in dieser Trilogie ist Ariadne, holdselig im Schlafe liegend (der sogenannten Kleopatra lebendig nachgebildet); daneben Theseus, in mächtiger Heldengestalt, mit leiser Trauer, doch auf den Ruf des Vaterlandes hörend; und auf der andern Seite der junge Gott der Freude selber, der die Verlassene bald aus dem ängstlich seligen Traume wecken wird, um mit ihr, als seiner Göttin, im ewigen Jugendrausche alles besiegend um die Erde zu ziehen. — Tieck hat mit Recht behalten, was die Antike ihm hier wahrhaft Vorbildliches bot, aber für die bestimmte Aufgabe alles mit Freyheit umgeschaffen; und zwey Grundzüge der Antike scheinen uns hier bedeutsam zur Anschauung gebracht: die tiefe rührende Trauer der Schönheit über sich selbst, über ihr frühes irdisches Loos, in welcher zugleich die göttliche Trunkenheit der in der höchsten Blüthe geopferten, und so unvergänglichen, in den Kreis der seligen Götter aufgenommenen Schönheit. —

Aber wir wollen hier innehalten; denn die Büste des Künstlers, welchen die Freundeshand Rauch's so lebhaft und ausdrucksvoll hingestellt hat, blickt etwas ironisch herüber; wenn wir es auch gerade nicht allein auf uns, sondern auch auf manche andere bekannte und unbekannte Köpfe und Masken um ihn her beziehen wollen.

Unter den mannichfaltigen Gesichtern fällt uns eins durch sein Profil besonders auf: der jüdische Typus erscheint hier in seiner ganzen Schärfe, und erinnert an einen Kopf auf Leonardo's Abendmahl: es ist der in Rom unlängst verstorbene preußische Konsul und eifrige Kunstfreund Bartholdy, der auch in den für ihn von deutschen Künstlern gemalten Stanzen in Rom von Cornelius, als Schatzmeister Pharao's, so treffend im Profil abgebildet ist. Die Marmorbüste, von Emil Wolf aus Rom gesandt, sieht unfertig aus, oder der großkörnige Marmor (salino) läßt es doch so erscheinen. Sonderbar stand daneben, von derselben Hand, das Marmorbrustbild des verst. Papstes, nach Thorwaldsen (von dem für die Peterskirche bestimmten Denkmale?) der gutmüthige, auch der Kunst so freundliche Alte ist würdig dargestellt, wie schon die fleißige Copie bezeugt. — Hieran reihen sich mehrere Marmorbüsten verdienter Männer des Vaterlandes, als, des Geheimraths von Raumer, des verst. Medicinalraths Hagen zu Königsberg, des Fürsten Puttus von Rügen u. a., sämmtlich von Karl Wichmann (dem Bruder des vorgenannten) in Marmor mit rühmlicher Wahrheit und Feinheit ausgeführt. Nicht so gut gelungen ist die Gypsbüste der liebenswürdigen, in der Blüthe verstorbenen Schauspielerin Luise von Holtey: die Todtenmaske, wonach sie künstlerisch gearbeitet worden, ist nicht künstlerisch wiederbelebt, obschon der Tod selber später die Züge verklärt. — Das Brustbild unsers Musikobersten Zelter, von Rauch, ist eben so treffend als getroffen, und wird noch gewinnen, wenn es etwas niedriger aufgestellt wird. Die trefflichste Büste ist jedoch die des Königs. Rauch hat uns schon manchmal das hochverehrte Haupt würdig abgebildet, dieses Bild aber ist gegenwärtig das wahrste, und die vollen weichen Stellen sind mit solcher Zartheit und Kunst behandelt, daß es eine der vollkommensten Werke dieser Art ist, an welchem nur einige Locken etwas zu künstlich gelegt scheinen. Gegen sie erscheint die kolossale Büste des Königs, welche aus

Paris hergesandt, und sonst gut gearbeitet ist, doch zu allgemein. — Rauch's schon erwähnte Büste des Ministers v. Schuckmann erscheint hier in Gyps noch frappanter, als vorn in Bronze. Die hier in Gyps aufgestellten vier erhabenen Bildwerke von dem hiesigen Blücherdenkmale, vom Auszuge aus Breslau bis zum Einzuge in Paris, lassen dagegen recht erkennen, wie der Künstler sie eigens für den Erzguß bestimmt hat, wo sie sich offenbar am besten ausnehmen: (wie man hier auf der Stelle das lezte Bildwerk unter den Bronzen vergleichen kann;) die moderne Tracht überhaupt und die vielen kleinen, auf mehreren Gründen abgestuften, und lebhaft bewegten Figuren, sagen dem farbigen und biegsamen Erze mehr zu, als dem weißen spröden Steine und seinem noch spröderen Stellvertreter, dem Gypse. — Von dem akademischen Künstler Simony ist der Kopf einer Victoria mit der Maske der Gorgone als Helm aufgesezt, ein antiker sinnreicher Gedanke, in Marmor fleißig ausgeführt. Das kleine Bildniß des Kronprinzen, ganze Figur, im übergeworfenen Mantel, einherschreitend, ist ähnlich und ansprechend, die Bewegung nur durch die Stellung etwas gehemmt. —

Unter den Arbeiten der Kunst-Jünger verdienen Erwähnung: das kleine Bildniß des noch so rüstigen Altmeisters Schadow, ganze Figur, in bequemer und gefälliger Künstlertracht, mit dem gebogenen Zirkel, dem sichern Messer der Bildhauerei, in der Hand. Von seinem Schüler Kähler sehr treu und ansprechend geformt.

Derselbe hat die schönste unter den sogenannten Töchtern des Lykomedes in der hiesigen Antikensammlung aus der alten unrichtigen Restauration wieder hergestellt als Muse Polyhymnia, wie mehrere alte Denkmäler sie ebenso, mit aufgestütztem Arme stehend, zeigen: die Nachbildung in Marmor, etwas kleiner als das Vorbild, dessen Wahl schon sehr zu billigen, ist recht gut gerathen, und die zum Theil dreyfach über einander gezogenen Gewänder und die Durchzeichnung der Glieder durch dieselben, besonders der Arme, sind lobenswerth wiedergegeben. Nicht so glücklich hat sich der junge Plastiker in dem Standbilde einer Maria mit dem Christkind auf dem Arme, an einer freilich der schwierigsten Aufgaben der Bildnerei versucht; eine Aufgabe, welche selbst die fast zur Meisterschaft gediehene Kunst des zu früh verstorbenen jüngern Rudolph Schadow nicht zu lösen vermochte, wie in der vorigen Ausstellung zu sehen war.

Von Rauchs Schülern zeichnen sich aus, außer den schon bey den Bronzen gedachten Arbeiten von Kalide, Troffel und Bräunlich, noch von dem lezten ein erhabenes Bildwerk in Gyps, Venus und Amor in der Werkstätte Vulkans, welches diesen für die Plastik so günstigen Gegenstand, (so daß er, besonders für Erzkünstler, als Sinnbild dienen kann,) recht glücklich erneuert, nur mit etwas jugendlicher Uebertreibung in Formen und Ausdruck. Von Aloisio Lazarini aus Carrara, (wo Rauch und Tieck so lange weilten, um die in den dortigen Felsen verschlossenen Gestalten zu befreyen) steht hier ein Narciß, selbstgefällig niederblickend nach dem Spiegelbilde seiner Schönheit, welche wir leiblich in reinstem Marmor abgeformt vor uns sehen; ein hoffnungsvolles, einer schönen Natur nachgebildetes Werk, obwohl noch nicht ganz vollendet. Von derselben Hand ist eine Wiederholung eines, uns bisher noch unbekannten Gebildes von Thorwaldsen: Amor sitzend mit einer großen Schildkrötenleyer, (auf welcher Merkur die lockenden Töne erfand), eine höchst liebliche Erscheinung, welche schalkhaft ihre Gewalt über Götter und Menschen verbirgt, und uns auch so den nordischen Heros der neuen Bildnerei erkennen läßt. Dieß bürgt schon für die Treue der Nachbildung, an welcher wir auch sehen, wie ein Lazarini den schönen Marmor bearbeiten kann.

In Rauchs Werkstätte ist auch noch eine weiße Marmorschaale nach Schinkels Zeichnung ungemein zierlich und sauber ausgeführt.

Endlich haben sich auch hier Porzellan-Arbeiter der Bildnerei angereihet, und zwar in weißem Porzellan, welches gegenwärtig unter der wissenschaftlichen Leitung des Oberbergraths Frick, sich noch mehr mit der eigentlichen freyen Kunst befreundet. Auf sechs der Antike nachgeformten Konsolen stehen, in halber Lebensgröße, die Büsten folgender Helden der Kunst und Wissenschaft: Goethe und Wieland, nach Rauchs Modellen; Schiller, Herder und Berzelius, nach Tiecks Modellen; und Mozart, vom Modellmeister Riese: sämmtlich, wie sich versteht, in unglasirtem marmorähnlichem Porzellan, untadlich ausgeführt, und eine geschmackvolle, doch nicht der Mode unterworfene Verzierung, auch für kleinere Zimmerräume darbietend. — Das meiste Aufsehen in diesem Saale erregte freylich, zumal bey den Frauen, ein unter einer Glasglocke aufgestelltes Werk, eben dieser Fabrik, nämlich das wohlgetroffene, bekleidete Brustbild unserer ältesten Königstochter, jetzigen Kaiserin von Rußland, deren von dem Haupte herabhängender, fein durchbrochener Spitzenschleier mit solcher Feinheit und Natürlichkeit aus dem Feuer hervorgegangen ist, als wenn er von Asbest gemacht und ausgebrannt wäre. Läßt auch leicht die Bewunderung eines solchen Kunststücks von der Kunst selber ab, so ist jedoch auch diese hier zu loben, so so wie überhaupt der Bund, welchen die Technik mit der Kunst so mannichfaltig eingegangen ist, und wodurch sich wieder wahrhafte Kunstschulen gebildet haben und die kunstreiche Bearbeitung von Erz, Erde und Stein, durch

Feuer und Stahl, so weit gediehen ist, als wir erfreulich hier vor uns sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstnachrichten aus dem Badischen.

Fräulein Ellenrieder, die jetzt in Carlsruhe verweilt, hat ein neues Bild gemalt von sinniger Erfindung und herrlicher Ausführung. Es ist ein Kniestück, und stellt die heil. Jungfrau Anatolia vor, welche unter Kaiser Decius den Märtyrer-Tod starb, und hier ihrer Freundin zuredet, sich gleichfalls dem Himmel zu weihen, und den Freuden der Erde zu entsagen. Der Ausdruck der Ruhe, Unschuld, Frömmigkeit und Gottergebung in dem schönen jugendlichen Gesicht, ihre Stellung und der Ernst, womit sie spricht, lassen den Inhalt der Worte errathen. Ihre Freundin ist ganz Aufmerksamkeit und Nachdenken. Der Styl der Zeichnung, die ungesuchte Anmuth in der Gruppirung, der Wurf der Gewänder und das einfache, harmonische Colorit sind Beweise von den großen Fortschritten der Künstlerin.

Lotsch, ein junger, talentvoller Bildhauer aus dem Badischen, (Schüler Feodor's) hat ein Basrelief nach Carlsruhe geschickt, eine Flucht nach Aegypten, welches ungemeines Talent und ein gründliches Studium der Natur, so wie der alten Meister verräth.

Schnells Ansicht des Münsters in Straßburg ist erschienen. Zeichnung und Stich machen dem jungen Künstler Ehre.

Die Herder'sche Kunsthandlung in Freyburg läßt, auf den Münster in Freyburg, wozu so eben ein für die deutsche Kunstgeschichte sehr interessanter Text erschienen ist, nun auch den Münster in Straßburg folgen. Eilf Blätter sind fertig; das Werk wird in Absicht auf Genauigkeit und wohlverstandene Behandlung dem ersten nicht nachstehen.

Ein anderes Unternehmen gedachter Handlung, (welche wohl die bedeutendste lithographische Anstalt in Deutschland besitzt) ist die Herausgabe einer Bildergallerie, welche auf 220 Blättern über 3000 Abbildungen enthalten soll. Die Gegenstände sind aus den Naturwissenschaften, der Völkerkunde, Architektur und Religionslehre alter und neuer Völker genommen, und die Zeichnungen aus den vorzüglichsten und kostbarsten Prachtwerken. Diese Sammlung ist zwar zunächst als bildliche Erläuterung einzelner Artikel des Conversations-Lexicons bestimmt, ist aber auch außerdem sehr brauchbar beym Unterricht, indem die Nachbildungen mit großer Genauigkeit gemacht sind und der Preis von 16 fl. 30 kr. für das Ganze höchst mäßig ist. —ber.

München.

Die Nordamerikaner haben, wie die ganze civilisirte Welt, die Nachricht von der durch die Humanität Sr. Maj. des Königs von Baiern den unglücklichen Griechen gewordenen großmüthigen Hülfe mit Beyfall und Freude aufgenommen und die Stadt New-York sah sich dadurch veranlaßt, ein mit vielen Kupfern und Steindrücken ausgestattetes Prachtwerk, welches dort im Drucke erschienen ist, dem König als Ausdruck der Ehrfurcht für Allerhöchstdenselben und seine hochherzigen Gesinnungen, zu übersenden. Dieses Werk, von dem nur wenig Exemplare vorhanden sind und keines in den Buchhandel kommt, führt den Titel: Memoir prepared at the request of a Committee of the Common Council of the City of New-York, and presented to the Mayor of the city, at the Celebration of the Completion of the New-York Canals. By Cadwallader D. Colden, Printed by order of the Corporation of W. A. Davis 1826. Die Veranlassung zu diesem Werk gab das zu New-York am 4. Nov. 1825 veranstaltete große Fest bey Eröffnung des aus dem großen Erie-See in den Hudsonstrom geleiteten Kanals. (Allg. Zeit.)

Genf.

Der Prinz von Dänemark, der seit mehreren Monaten zu Plongeon, in der Nähe von Genf, wohnt, hat dem, nach dem Entwurfe und unter Leitung des geschickten Architekten Vaucher erbauten Museum Rath (gegründet durch eine bedeutende Stiftung des verstorbenen Generals Rath und durch Geschenke seiner Schwester) eine Medaillen-Sammlung zum Geschenk gemacht, und mehrere patriotische Beyträge von andern Personen, unter denen sich besonders der verdienstvolle Philhellene Hr. Eynard Lullin und die HH. Duval auszeichnen, haben den Grund zur Ausschmückung dieses schönen Gebäudes gelegt. (Allg. Zeit.)

Nekrolog.

Am 8. December 1826 starb zu Rom der Bildhauer Alessandro d'Este, Mitglied der Akademie von S. Luca, im 39sten Jahr seines Alters an einem heftigen Anfall von Epilepsie, an welcher er schon lange schmerzlich gelitten, und die ihm die plötzliche Nachricht von Canova's Tode, dessen vorzüglichster und geliebtester Schüler er war, zugezogen hatte.

Nr. 5.

Kunst-Blatt.

Montag, den 15. Januar 1827.

Kunstausstellung in München. *)

V.

Es bleibt uns noch übrig von den Werken der Bildhauer, welche in den großen Antikensälen, und von den Zeichnungen der Architekten, die in den Räumen der Architekturschule ausgestellt waren, Bericht zu geben. Doch haben wir vorher noch einige Gemälde nahmhaft zu machen, die in den vorigen Berichten aus Versehen übergangen worden sind, obgleich sie zu den vorzüglichen unter den ausgestellten Bildern ihrer Art gehören. Dieß ist eine Dorfschmiede von H. Bürkel, die mit viel Geist und Lebendigkeit in der Art des Wouvermann behandelt war, ein männliches Porträt von Professor Zimmermann, sehr sorgfältig und kräftig ausgeführt, und eine Landschaft von Ernst Kaiser aus Neuburg, den Sonnen-Untergang am Wolfgang-See darstellend. Dieser Künstler faßt die Natur großartig und poetisch auf und scheint nur vor zu dunklen und grellen Farben sich hüten zu müssen.

*) In dem vorhergehenden Bericht Nro. IV. Kunstbl. 1826. Nr. 102. bittet man neben anderen weniger störenden folgende sinnentstellende Druckfehler zu verbessern:

Sp. 1. Z. 2. v. u. statt: lithographirte lies: lithographirt.
Sp. 1. Z. 6. v. u. st. überrascht — überraschte.
S. 406. Sp. 1. Z. 11. st. bartigem — markigem.
Ebend. Sp. 2. Z. 23. st. Orangeärndte — Orangenärndte.
S. 407. Sp. 1. Z. 23. st. die an — die Freude an.
S. 408. Sp. 1. Z. 19. st. hat — hatte.

Und in den folgenden Artikeln:

Ebend. Z. 25. st. oder als erster — die er als ersten.
Sp. 2. Z. 25. st. 1 fl. — 38 fl. 30 kr.
welches der Preis von Gandolfi's Blatt nach Correggio ist.

Ferner im Kunstbl. Nr. 204.

Sp. 2. Z. 1. st. Beobachten — Beobachter.
S. 414. Sp. 1. Z. 17. v. u. st. kein — ein.

Unter den Bildhauerarbeiten befand sich eine beträchtliche Zahl von dem im verflossenen Juli dahier verstorbenen Johann Haller. Ein noch junger Mann von ausgezeichnetem Talent, ward er in den Jahren der blühendsten Kraft vom Tod übereilt, und die Kunst erlitt an ihm einen beklagenswerthen Verlust. Es war ihm sehr früh das seltene Glück zu Theil geworden, große Aufträge zu erhalten, an welchen er sein ganzes Kunstvermögen entwickeln konnte; Se. Maj. der jezt regierende König als Kronprinz hatte die Ausführung der kolossalen Statuen, welche das Giebelfeld und die äußeren Nischen der Glyptothek schmücken sollen, in seine Hände gegeben, es war ihm deßhalb ein mehrjähriger Aufenthalt in Rom gestattet worden, wo er noch des besonderen Vortheils genoß, von dem als Maler, wie als Bildhauer gleich erfahrenen und mit allen Darstellungsweisen des Alterthums innigst vertrauten Künstler Martin Wagner geleitet zu werden, dessen vortheilhafte Mitwirkung auch an allen dort von ihm gefertigten Figuren nicht zu verkennen ist. Hierher zurückgerufen war er bis an seinen Tod mit Fortsetzung dieser Arbeiten beschäftigt. Alles was sich unter seiner Hand gestaltete, zeugte von einem großartigen Talent, von kräftiger und gewandter Auffassung, und es blieb nur zu bedauern, daß diesen schönen Anlagen nicht eine in frühen Jahren erworbene feinere Ausbildung des Geistes und Gemüths zu Hülfe kam, um ihn auf dem Wege, den ihm das Glück so schön geebnet hatte, immer weiter zu führen.

Die in Gyps modellirten Figuren, welche hier von ihm ausgestellt waren, sämmtlich in einer Größe von 8 Fuß, hatten etwas Grandioses und Gewaltiges. Es sind drey zu den Figuren des Giebelfeldes gehörige, welche die um die Minerva Ergane versammelten Gewerke der alten Bildnerkunst darstellen sollen. Der Bildhauer steht, den Hammer und Meissel in der Hand, den einen Arm auf die kleine Figur einer Grazie im altgriechischen Style stützend, die er eben vollendet zu haben scheint. Der Bildergießer gießt sein flüssiges Erz in die Form gießend — eine phrygische Mütze bedeckt sein Haupt — und der Plastes, der Bildformer, arbeitet, die Modellirstäbe in

der Hand, an der kleinen Figur einer altgriechischen Spes, welche vor ihm auf erhöhtem Sockel steht. Als eine gleichförmige, doch nicht eben günstige Eigenthümlichkeit dieser drey Figuren tritt hervor, daß Köpfe, Hände und Füße an allen etwas zu groß und derb gehalten sind, weßhalb das kolossale Verhältniß der Gestalten nicht so sehr in die Augen springt, als es sollte. Auch die Muskulatur des Nackten, mit großer Sicherheit ausgeführt, fällt etwas ins Uebertriebene, ein Fehler jedoch, der bey der hohen Aufstellung der Figuren weniger merklich werden wird.

Unter den kolossalen Büsten, welche derselbe Künstler ebenfalls in Auftrag Sr. Maj. des Königs modellirt hatte, zeichnete sich besonders die des verstorbenen Professors v. Fraunhofer aus: der reine Mensch und der tiefe Denker sprechen aus diesen feinen und edlen Zügen, in welchen man den Ausdruck hohen Strebens, scharfsinniger Forschung und milder Gesinnung nicht verkennen kann. Das etwas magere und kränkliche Ansehen ist durch die großartige Darstellung gemindert, und dieser Kopf gehört zu denen, in welchen der Geist unmittelbar die Schönheit gibt. Die übrigen Bildnisse, des Bischofs von Sailer, des verst. Kapellmeisters von Winter und des bairischen Geschichtschreibers v. Westenrieder sind sämmtlich stark markirte Köpfe, hie und da selbst zu stark muskulirt und daher, wie jene Statuen, ans Uebertriebene gränzend. Jedoch verleugnet sich in Keinem der Geist der Auffassung und eine vorzügliche Kenntniß des menschlichen Baues. Es fehlte diesem Künstler nur jene hohe Achtung der Natur, die im Bewußtseyn, daß der Darstellung immer noch etwas zu erreichen bleibe, zu jener Verfeinerung des Sinnes führt, auch die zarteren Formen des Lebens zu bemerken und nachzubilden.

Von Hrn. Stiglmair, Inspektor der königlichen Erzgießerey, sah man zwey wohlgelungene Büsten in Erz, das Bildniß Sr. Maj. des Allerhöchstseligen Königs, und das des verst. Staatsministers Grafen Törring Guttenzell. Strebte Haller oft zu sehr nach dem Gewaltigen und Massenhaften, so scheint Hrn. Stiglmair das Entgegengesezte gefährlich zu werden. In der Büste Maximilians ist das Einzelne zu ängstlich behandelt und der Kopf hat dadurch etwas Kleinliches erhalten. Wahr und einfach ausgeführt schien uns das ebenfalls in Erz gegossene Grabrelief für die in München gestorbenen jungen Brasilianer. Der Knabe und das Mädchen sind verschieden dargestellt, vom Hauche des Boreas getödtet, der ihnen entgegenschwebt; aber die an sich gute Allegorie leidet an einiger Undeutlichkeit dadurch, daß die verderbende Naturgewalt nicht feindlich genug erscheint, mithin nicht klar wird, daß die Kinder nur durch sie erliegen.

Ein schlafender Amor, welchen Hr. Leeb aus Memmingen, während eines längeren Aufenthalts in Rom, zweymal in Marmor ausgeführt hatte, das einemal für den Hrn. Grafen v. Schönborn-Wiesentheid, erwarb sich viele Gunst des Publikums durch die Natürlichkeit und Anspruchlosigkeit der Stellung und des Ausdrucks. Vielleicht mochten die Beine im Verhältniß zu dem Körper um ein Geringes zu stark gehalten seyn; im Ganzen aber war die Figur und das zarte Kindesalter wohl verstanden, der süße ruhige Schlaf mit Wahrheit ausgedrückt und die Behandlung des Marmors gewährte einen gewissen Reiz, indem sie weit entfernt von schwächlicher Weichheit, doch das Zarte der Jugend glücklich bezeichnete. Man sah an dieser Figur, wie ansprechend die Natürlichkeit der Auffassung für Jeden bleibt. *)

Mehr und vielleicht hie und da zu sehr hatte der Künstler dem Styl gehuldigt in der zarten Figur eines sitzenden Mädchens, welches ein Nest voll Amorinen hält. Diese, im Einzelnen sehr naiv gedacht und niedlich gearbeitet, scheinen doch im Verhältniß zum Ganzen gar zu winzig und der Gedanke selbst erhält dadurch etwas bedeutungsloses. Am schönsten und anmuthigsten war der Körper des jugendlichen nur kaum aufblühenden Mädchens, der mit einem zarten Sinn für Verhältnisse behandelt war. Auch durch die sorgfältige Anordnung und Ausführung machte das Werk einen angenehmen Eindruck und fand unter dem Publikum vielen Beyfall.

Ein Basrelief in Marmor von demselben Künstler, die drey Grazien, welche den Pegasus pflegen, zeigte unter allen diesen Arbeiten am wenigsten Naturwahrheit. Man erkannte darin den Styl einiger antiken Reliefs aus guter römischer Zeit; aber das Streben nach dem Zierlichen, welches sich vorherrschend aussprach, selbst die schönen Formen des Nackten und der Köpfe konnten keinesweges für den Mangel an natürlichem Gefühl entschädigen. Die Behandlung neigte sich zu einer gewissen Härte, die auch den früher genannten Werken schon hie und da nachtheilig gewesen war und im Einzelnen noch zum Theil an mehreren gut gearbeiteten Büsten in kolossaler Größe für die Walhalla, und andern in Lebensgröße hervortrat, welche Hr. Leeb ebenfalls auf die Ausstellung gebracht hatte: Jedoch war in diesen die Treue und charakteristische Aehnlichkeit der Auffassung fast durchgängig zu loben.

Eine fast lebensgroße Gruppe in Gyps von Peter Schöpf, Zögling der Akademie, stellte Dädalus dar, wie er den ertrunkenen Ikarus emporhebt. Der Körper

*) Der Künstler hat auf den Wunsch mehrerer Kunstfreunde diese Statue formen lassen, und es werden in Kurzem Gypsabgüsse davon bey ihm zu haben seyn.

des Jünglings war mit viel Anmuth ausgeführt, jedoch der des Dädalus von zu kurzem Leib und zu großen Extremitäten. Auch schien uns seine Stellung nicht völlig sicher und zu gespreizt, so daß sie der Anordnung des Ganzen auffallend schadet. In dem Bestreben eine heftige und leidenschaftliche Bewegung auszudrücken, mag wohl der Künstler nicht genug auf die Natürlichkeit geachtet haben, ein Versehen, aus welchem in der neuern französischen Schule unter den verschiedensten Meistern viele Mängel und Irrthümer, und zum großen Theil die sogenannten theatralischen Compositionen, entsprungen sind.

Die stehende Figur des Aristides, welcher seinen Namen auf eine Scherbe schreibt, ebenfalls lebensgroß und mit vieler Sorgfalt in Gyps ausgeführt, schien uns mehr das Studium einer guten Stellung und Drapirung, als die wirkliche Darstellung des Moments, in welchem der gerechte Athenienser zu seiner eigenen Verbannung seine Stimme gibt. Nächst der Ruhe und Entschlossenheit, womit er seinen Namen schreibt, mußte wohl auch einige Betroffenheit über die Zumuthung des Bürgers ausgedrückt seyn. Der Ausdruck dieser Figur hat aber eher etwas Unbedeutendes. Auch hier sind Kopf und Füße verhältnißmäßig zu groß.

Eine jugendlich männliche Figur, lebensgroß in Gyps, war blos als ein Akt nach der Natur bezeichnet: Hr. Schöpf hatte sie aber mit Ausnahme der auch hier zu großen Füße, so wohl verstanden ausgeführt, daß sie leicht als ein bedeutungsvolleres Kunstwerk hätte gelten können. Auf dem Wege genauen Naturstudiums verbunden mit dem einfachen und wahren Gefühle des Ausdrucks der Empfindungen wird der noch junge Künstler ohne Zweifel einst etwas Bedeutendes zu leisten im Stande seyn.

Weniger gefallen wollten uns drey Reliefs, in welchen eine zu entschiedene Weise des Vortrags herrschte, als daß sie vollkommen aus eigenem innerem Gefühl hätten entsprungen seyn können. Auch fiel besonders in der Darstellung des Odysseus, welcher von seinem Hunde Argos erkannt wird, der Mangel auf, daß die Figur des Helden und die seiner im Gemache sitzenden Gattin zu weit von einander entfernt gedacht und zu verschieden in der Größe waren, welches dem guten Styl des Reliefs nicht angemessen ist.

Die Säle der Architekturschule enthielten eine große Menge von Arbeiten ihrer Zöglinge, welche im Allgemeinen sowohl von dem Fleiß der Schüler, als von der guten Leitung, deren sie genießen, ehrenvolles Zeugniß gaben. Es befanden sich darunter mehrere ausgeführte Entwürfe von großem Verdienst, unter welchen uns besonders der Plan zu einem Hafen an der Ausmündung eines Stromes von Friedrich Ziebland aus Regensburg die ehrenvollste Anerkennung zu verdienen schien. Der Grundplan war äußerst zweckmäßig und schön gedacht; der Aufriß von ausgezeichnet guten Verhältnissen, und in allen seinen Theilen vollkommen ausgebildet. Von vieler Anlage zeigte ferner der Plan zu einem öffentlichen Bade von Wilhelm Riedel aus Bayreuth, nur daß die obern korinthischen Säulen im Verhältniß zu dem untern Theile etwas zu hoch erschienen. Sehr gute Wirkung that die perspektivische Ansicht des Eingangs zu einem Leichenacker in dorischer Ordnung, in welcher derselbe Künstler das Ernste und Strenge der Architektur mit dem Malerischen der Umgebung glücklich vereinigt hatte. — Jakob Rothhaas aus Bergzabern hatte die Pläne zu einem Kaufhause von schönen Verhältnissen und glücklicher Anordnung geliefert. — Durch zweckmäßigen Grundplan, charakteristische Auffassung der Formen und einfach schöne Verhältnisse zeichnete sich auch der Entwurf zu einem Hospitium von Theodor Stawitz aus Wisbaden, aus. Der Anblick des Gebäudes erregte die Idee seines Zwecks und dieses Verdienst der architektonischen Charakteristik ist desto höher anzuschlagen, je schwerer es in vielen Fällen erreicht werden mag. — Unter den übrigen Entwürfen nennen wir noch die von Albert Frommel, da der Raum uns verbietet, aller übrigen Versuche namentlich zu gedenken, obgleich viele von guten Anlagen zeugten.

Doch dürfen wir nicht mit Stillschweigen die radirten Werke der beyden Architekten Thürmer und Gutensohn, ehemaligen Zöglingen der Akademie und jetzt in Rom befindlich, übergehen, welche hier zur Beschauung des Publikums aufgelegt waren. *) Sie enthalten die schönsten Theile und Ornamente aus den Loggien des Vatikan und der Villa Madama, besonders aus der leztern die trefflichen und nun halb verlornen Deckengemälde des Julio Romano, und die Herausgeber haben sich sowohl durch die Treue als durch die Zierlichkeit, womit sie diese Werke nachgebildet, ein wahres Verdienst um die Kunst und ihre Geschichte erworben.

Zum Schluß haben wir noch dreyer von Hrn. Frank ausgeführter Glasgemälde zu gedenken: die Beschneidung nach Golzius, die heil. Barbara nach Holbein, und die heil. drey Könige nach Rubens. Einzelne Theile waren dem Künstler recht wohl gelungen, auch fehlte es den meisten Farben nicht an Feuer und Reinheit, doch wäre dem Ganzen mehr Harmonie, und hauptsächlich der Carnation in Köpfen und Händen eine größere Wahrheit und zartere Verschmelzung zu wünschen gewesen.

Die bedeutende Zahl verkäuflicher Gemälde, die sich

---

*) Vergl. die Anzeige im Kunstbl. 1826. Nr. 39.

auf der Ausstellung befanden, hatte unter verschiedenen Kunstfreunden den Wunsch erregt, eine Anzahl derselben aus gemeinschaftlichen Beyträgen ankaufen zu können. Es ward auch eine hinreichende Summe zusammengebracht, um mehrere historische Bilder, Genregemälde und Landschaften, in allem 10 Stücke, für die Gesellschaft zu erwerben, welche nach Abschluß des Ankaufs unter die Mitglieder verloost wurden. Es war dieß ein leichtes und zweckmäßiges Mittel verdienstvollen Werken ihren Preis und den Kunstfreunden einen erfreulichen Besitz zu verschaffen.

Ueberblicken wir zum Schluß dieses Berichts noch einmal diese Schaustellung einheimischer Kunstwerke, von welchen nur die bedeutendsten hier aufgezeichnet worden sind, so können wir nur mit Freude auf die große Thätigkeit und das vielfältige Talent blicken, womit die Kunst in Baiern angebaut und gepflegt wird. In Betracht der mittleren Größe unsres Staates dürfen wir keinen Vergleich mit den Kunstleistungen anderer, auch der größten scheuen, ja es möchte kaum irgendwo die Anzahl glücklicher Talente, so mit dem rechten Eifer und der Wahrhaftigkeit des Strebens und zugleich mit der Kunstliebe der Regierung und des Publikums im Gleichgewicht seyn als hier. Diese gegenseitige Anregung und Begünstigung erhält die Kunst immer frisch und jugendlich und bey der großen Ermunterung die ihr fortwährend und in immer steigendem Maaße durch unsern kunstliebenden König zu Theil wird, dürfen wir hoffen, in der nächsten Ausstellung der Akademie noch bedeutendere und mannichfaltigere Beweise ihres Fortschreitens zu erhalten.

S.

Bildniß Kaiser Carls V., Holzschnitt von Enea Vico.

Der verstorbene Ritter von Bartsch sagt zu dem 15ten Band seines jedem Kupferstich-Sammler unentbehrlichen Werks: le Peintre-Graveur, unter dem Artikel Enea Vico S. 281. „Il nous reste encore à remarquer que Huber (dans son Manuel de Graveurs etc.) parle d'un portrait de l'Empereur Charles V. avec de figures emblématiques gr. in fol. en y ajoutant: La plus belle piece gravée en bois par notre artiste; mais nous pouvons assurer nos lecteurs, qu' Enée n'a jamais gravé en bois et qu'il n'existe pas même de gravure en bois, faite d'après son dessein.

Es thut uns sehr leid, dem verstorbenen Ritter von Bartsch, welcher eine Berichtigung über diesen Artikel aus Hubers Handbuch, im Peintre-Graveur geben wollte, hierdurch widersprechen zu müssen, indem wir den Kunstsammlern anzeigen können, daß wirklich ein Holzschnitt mit dem Bildniß Carl V. nach derselben Zeichnung, wie das von Enea Vico gestochene Kupferblatt, vorhanden ist.

Ein Abdruck dieses Blattes, welches als sehr selten zu betrachten ist, erschien in der zu Dresden am 17. Mai 1826 versteigerten von Blücherschen Kupferstich-Sammlung 1ste Abtheilung ital. Schule Nro. 3647; ein zweytes Exemplar fanden wir in der Kunsthandlung des Hrn. Caspar Weiß in Dresden.

Durch das wirkliche Auffinden dieses Blattes bewährt sich also die Stelle in Hubers Handbuch 3ter Bd. S. 180. Es ist auch vollkommen wahr, daß dieses Blatt sehr schön ist; nur bleibt noch dunkel, ob dasselbe das Einzige von Enea Vico in Holz geschnittene sey, oder ob es mehrere Holzschnitte von diesem Künstler gibt, da Huber sagt: „das schönste Blatt, was unser Künstler in Holz geschnitten hat.“

Außer Huber's Handbuch ist über Enea Vico's Holzschnitt nichts bekannt und selbst Heller in seiner Geschichte der Holzschneidekunst S. 177, §. 368, bezweifelte, so wie Bartsch, das Vorhandenseyn eines solchen Blattes. Um so angenehmer ist es uns unsern Lesern eine nähere Nachricht darüber mitzutheilen, da wir dieses seltene Blatt gesehen und geprüft haben.

Der Holzschnitt mit dem Bildniß Carl V. ist ganz wie das von Enea Vico in Kupfer gestochene Blatt, *) in ovaler Einfassung und reicher Architektur und mit allen Einzelnheiten, wie das im P. Gr. Vol. XV. Nr. 255 beschriebene Kupfer, nur mit dem Unterschied, daß es von der Gegenseite, (wo folglich das Bildniß sich nach rechts wendet) zu sehen ist. Selbst die Inschriften, die auf dem Kupferblatt an mehreren Orten sich befinden, so wie die unten auf dem Architrav befindliche, welche letztere so lautet: INVENTVM SCVLTUMque AB Aenea VICO PArmensae MDL, sind bis auf die Eintheilung der Zeilen auf den übrigen Tafeln ganz gleichförmig. Die reichen Umgebungen des Bildnisses, welche aus vielen allegorischen Figuren, Architektur und Wappen des österreichischen Kaiserhauses, so wie in vielen Blumengewinden bestehen, sind mit eben so vieler Genauigkeit und Bestimmtheit als im Kupferblatt ausgeführt und hinsichtlich des Technischen in der Holzschneidekunst ist dieses Blatt jederzeit als vorzüglich zu betrachten. Der Geschmack der Arbeit reihet sich sehr an den der deutschen Meister des 16ten Jahrhunderts. Das Maaß der Höhe ist 18 Pariser Zoll 6 L. Die Breite 13 Zoll 4 L.

Frenzel.

*) Das herrliche Kupferblatt dieses Bildnisses ist eines der schönsten Arbeiten des Künstlers, wofür der Kaiser Carl V. dem Künstler ein Geschenk von 200 Thalern machte.

Nr. 6.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 18. Januar 1827.

Ueber ein Gemälde von Raphael: Johannes den Täufer vorstellend, in der großherzoglichen Gemäldegallerie zu Darmstadt und die übrigen Johannesbilder von ihm und seiner Schule.

Darmstadt besizt seit Jahren einen Schatz, der in seiner bisherigen Verhüllung nie ganz erkannt, und darum oft falsch beurtheilt wurde, nämlich den jugendlichen Täufer Johannes, von dem aus Raphaels Schule mehrere Nachahmungen hervorgingen, welche wir jezt mit dem Urbilde, wofür wir das zu Darmstadt befindliche erklären, vergleichen und dadurch das Verhältniß dieser Johannesbilder zu einander ins Klare zu sezen, uns bemühen wollen.

Das Gemälde zu Darmstadt kam durch Ankauf von dem Grafen Truchses in großherzoglichen Besitz, und zwar in einem Zustande, in den es ein Gemäldehersteller in Wien, unter der Aufsicht dreyer Maler, gesezt hatte. Eine braune Kruste, Patina genannt, gleichsam die aerugo nobilis (der edle Alterthumsrost) der Gemälde, unter dem man aber leider oft selbst die Zeichnung, besonders aber die Färbung des Meisters verliert, bedeckte den jugendlichen Körper, und tausend Punkte ließen eine völlige Ueberkleisterung vermuthen. Durch einen kleinen Versuch davon überzeugt, wagte es endlich nach langem Zögern und mehreren glücklichen Versuchen an minder bedeutenden auf ähnliche Weise übermalten Bildern, der Galleriedirektor F. H. Müller den Vorschlag zur Reinigung des Ganzen zu machen, welcher auch von des Großherzogs königlicher Hoheit genehmigt wurde. Mit der größten Vorsicht ging seine Arbeit nach und nach so glücklich von statten, daß wir nun den in Raphaels gereiftem Künstlergeiste zuerst gebornen Johannes in aller Farbenreinheit wieder erblicken. Die dunkle Bräune entstellender Schatten schreckt nicht mehr; das Fleisch ist wahre Jugendblüthe der Gesundheit und man meynt einen natürlichen Jüngling aus dem Felsengrunde der Landschaft hervortreten zu sehen. Manche Zusätze des Wiener Herstellers sind verschwunden, z. B. an der rechten Seite des eingezogenen hohlen Leibes, wo nun der Einbug dem Körper seine lebendige Bewegung in Wechselwirkung mit der linken sich hinandrängenden Hüfte wieder gibt, und die Steifheit, welche Johns Kupferstich an dieser Stelle zeigt, völlig hebt. Auf den Kopf hatte ein früherer Uebermaler noch einige Zoll Haare hinzugesezt, welche ebenfalls, so wie der Name Joannes Baptista über dem Kopfe und einige Zusätze am Lämmerfell, das die Hüften bekleidet, verschwanden. Das ist die Geschichte der Wiedergeburt dieses, für die Kunst bisher halb verlorenen Gemäldes. Wir geben nun zu einer Vergleichung desselben mit andern ähnlichen über, und hier glauben wir mit überzeugenden Gründen darthun zu können, daß eben erwähntes die zuerst ausgeführte Idee Raphaels sey.

Die beyden der unsrigen am nächsten kommenden Vorstellungen befinden sich die eine zu Florenz, die andere in England. Erstere ist in dem florentinischen Gallerieweik von Bervic gestochen, 5 Fuß 5 Zoll hoch, 4 Fuß 7 Zoll 10 L. breit: leztere, ehemals in der Gallerie des Herzogs von Orleans befindlich, dann in London, bey einem öffentlichen Ausgebot, an einen Gemäldehändler um mäßigen Preis verkauft, ist vom ersten Kupferstecher des Königs François Chereau, und später in England von J. Venbramini gestochen, hat 5 F. 1 Z. Breite und 4 F. 6 Z. Länge, auf Holz gemalt. Maria v. Medicis brachte dieß Bild nach Frankreich, und schenkte es dem Marquis d'Ancre, späterhin kam es an den Herzog von Orleans. —

Diese Kupferstiche schon zeigen den großen Unterschied der drey Gemälde augenscheinlich, mehr noch die Copien, welche man verglich, unter denen der Kopf des florentinischen Bildes von W. Tischbein in schwarzer Kreide mit gehöhten Lichtern sicherlich sehr treu ausgeführt, im Museum zu Darmstadt vorliegt. Das florentinische Bild stellt einen Johannes dar, welcher nahe am Mannesalter ist, sein Gesicht und der ganze Körperbau drückt eine Härte aus, welche mehr schreckt und abstößt, als anzieht. Offenbar ein Widerspruch mit der Symbolik des Bildes, welche die frohe Verkündigung des Lichtes ausspricht,

Die Miene des Predigers ist grämlich, den Mund scheint ein strafendes Wort zu öffnen, die Augenbraunen senken sich gegeneinander, wie bey einem Zürnenden. Ganz ähnlich, nur um einige Jahre jünger, erscheint das zweyte, nun in England befindliche Bild, dessen harte Muskulatur im Kupferstiche, vielleicht etwas übertrieben ausgedrückt ist; die Färbung dagegen zieht Crozat der des florentinischen Bildes vor. Das Gemälde in Darmstadt zeigt uns einen Jüngling von kaum 20 Jahren, in dem zum ersten Male eine Ahnung des höhern geistigen Lebens erwacht; der in der Einsamkeit einer düstern Wüste plötzlich erkannt hat, was Er seyn soll und der Höhere, der nach ihm kommen wird. Gleich einem Sonnenblicke durchstrahlt dieser Gedanke sein Inneres; der kindliche Mund öffnet sich, ihn leise für sich und mit einiger Scheu vor seiner Größe und entzückenden Schönheit auszusprechen; die Hand deutet nach dem nahen, am Rohrstab wie zufällig neben dem Flußufer gebundenen Kreuze, von dem ein Lichtschimmer herabstrahlt, und den schwachen Nimbus um das Haupt des Verkünders auf der ihm zugekehrten Seite heller beleuchtet. Der ganze Oberleib scheint sich nun sanft zu erheben nach der Erscheinung hin; es ist die Bewegung eines Menschen, der auf etwas außer ihm aufmerksam wird: man sieht es, Johannes hat vorher sinnig geruht, und seinen Betrachtungen nachgehangen, welche ihn endlich bis zu diesem Ziele geführt haben, das Göttliche zu erkennen, über das ihn dennoch ein Erstaunen ergreift, als er das dunkel geahnete nun in solcher Klarheit gefunden. In diesem Augenblicke, wo das innere Licht ihm aufgegangen, flammt auch das Kreuz, und offenbart die Weihe Johannes zu seinem hohen Berufe. Dieß ist die Idee, welche hier Raphael ausdrücken wollte. Und um sie in der würdigsten Gestalt auftreten zu lassen, wählte er dazu den schönsten Jugendkörper zu seinem Studium; wählte er nicht den Mann, sondern den zarten Jüngling, in dem schon früh die göttliche Kraft wirkte. Der Ausdruck durfte der Idee gemäß nicht hart oder dräuend wie im Bußpredigen, sondern mußte sanft begeistert seyn; die ganze Gestalt aber diesem Ausdrucke gemäß gehoben von dem Erhebenden, nicht mit schwellendem scharf geschnittenem Muskelspiel wie in den beyden andern Bildern; noch von dunkelbraunen Schatten oder grünen Mitteltinten, wie das Florentinische, *) sondern von dem blühendsten, den ganzen Leib ätherisch überströmenden Colorite seyn. Die Ueidee Raphaels gibt sich also durch ihre zarte Hoheit kund, welche nur Er und kein anderer Meister seiner Zeit, selbst Andrea del Sarto nicht, noch weniger aber einer der Schüler Raphaels so zu fassen vermocht hätte. Nie wäre ein solcher, auch der beste, im Stande gewesen, aus einem ältern Johannes (die beyden andern als frühere Bilder gedacht) diesen jugendlichen mit solcher Durchführung des Jugend-Charakters in der ganzen nackten Figur nachzuschaffen. Er müßte wahrlich Medea's oder Circe's Verjüngungskunst besessen haben. Dagegen ließ sich leicht aus dem angehenden Jünglinge der Mann hervorbringen, oder er kam vielmehr unwillkürlich auch ohne Zusatz des Bartes, der doch an einem 25jährigen Jünglinge nicht fehlen dürfte, durch den Zwang der Nachahmung von selbst hervor.

Was tadelt man gewöhnlich an den Bildnissen jüngerer Künstler? daß sie junge Köpfe zu alt, und alte zu jung malen. Dasselbe begegnete den Schülern Raphaels, besonders zu der Zeit, wo ihr Meister todt war, und sie selbstständig seyn wollten. Die meisten schufen sich eine eigene Manier, und Manier liebt schon das Einfache, Natürlich-leichte nicht mehr; sie will Kenntniß zeigen, will gelehrt seyn, und wird hart; der wellenförmige Zusammenfluß der Muskeln, den der Meister selbst aus der Natur aufgehascht, wird zu stark bezeichneten Einschnitten, und der Ausdruck des Gesichtes, nur um etwas übertrieben, wird aus dem Zarten und Kindlichen fad und süßlich, aus dem Ernsten grämlich oder finster. So erging es Raphaels Nachahmern bey diesem, seinem ursprünglichen Johannesbilde, besonders als sie ihre Eigenthümlichkeit nicht mehr dem leitenden Geiste des Meisters zu unterwerfen hatten, wie er ehemals selbst that, als er noch Pietro Vanucci's Schüler war. Damals fertigte er auch einen Prediger Johannis, stehend und lehrend, umgeben von einer Menge verschiedenartiger Menschen aus allen Ständen, lauter Figuren aus Perugia, bloße Naturnachahmungen, so im Geschmacke Pietro's, daß man es mit dessen Werken verwechseln könnte. Johannes ist dort bärtig, aber doch sehr jugendlich vorgestellt, hat in der Linken ein langes Kreuz, und deutet mit dem Zeigefinger der Rechten, eben wie in den spätern Bildern, aufwärts. Die Haare fliegen zurück, und bilden sich nicht zu kurzen Locken. Unter dem langen fliegenden Mantel trägt er das Kameelhaarkleid. Dieses Bild (welches

---

*) Dessen Colorit Quandt (in seiner Reise nach Italien 3 Th. S. 180) kalt †) nennt, und wenn es von Raphael wäre, nicht unter seine schönsten Werke zählt. Er meynt, es wäre eine Wiederholung des Pariser (Orleans'schen) Bildes.

†) Hierin thut Hr. v. Quandt dem Bilde Unrecht, denn der bräunliche Ton, in welchem es gemalt ist, kann zwar düster und undurchsichtig, aber nicht kalt genannt werden. Die Strenge des Ausdrucks, welche hier der Figur gegeben ist, scheint einen ganz verschiedenen Gedanken anzudeuten, und wir möchten auch anderer Gründe wegen nicht geradezu an der Originalität zweifeln.

S.

Anton Capellan gestochen, und das Blatt Lord Robert Spencer gewidmet hat) möchte wohl Raphaels früheste Johannesbildung seyn. Dann käme das, wovon hier die Rede ist, und in dessen Vergleichung mit den beyden andern wir fortfahren wollen. Nicht allein in der Hauptfigur aber wichen die Nachahmer von der Einfachheit des ersten Entwurfes ab, sondern auch in allen Nebenwerken. Dem großen Meister genügte es, einen schroffen dunkeln Felsen als Gegensatz der zartbewegten Figur nur zum Hintergrunde hinzustellen, und links davon eine kurze Aussicht auf einen im Morgendufte ergrauenden Berg zu eröffnen, weiter dann den Jüngling auf einen bemoosten Felsensitz ohne Höhlung zu sehen; der rechte Fuß stemmt sich wider einen grauen Stein, daneben liegt ein Baumsturz, dessen noch grüner Zweig das daran befestigte Rohrkreuz trägt. Ein faulendes Stück ist abgehauen, hindeutend auf Johannes eignen Ausspruch: „den Bäumen ist die Axt an die Wurzel gelegt." Zur Seite zeigt sich das abschüssige Ufer des Jordans, aus dem nur ein schwacher Schimmer blinkt, und etwas höher ganz in der Ferne eine dem Felsen entrieselnde Quelle mit wenigen Lichtblitzen. Aber dem Schüler war dieß Hinreichende nicht genug; er verzierte die Landschaft mit angebauten Fluren unterhalb des Berges, statt das dunkle Wasser des Stroms bis unten an den Rahmen fortgehen zu lassen, malte er einen Vorgrund mit schönen Kräutern und Blümlein, und benahm dadurch der Wüste ihre Eigenthümlichkeit. Selbst das Kreuz, welches bey Raphael seitwärts halb in den Rahmen fällt, weil vermuthlich die Leinwand nicht zureichte, warb hier ganz hingemalt, und daneben und drüber noch einige Zoll Leinwand zugesezt, wodurch die Maaße der drey Bilder verschieden wurden. Der eine noch grüne Ausschuß des stehen gebliebenen Baumstammes, dem an einem Zweiglein wenig grünende Blätter entsprießen, sollte bey Raphael nur eine Anspielung seyn, wie das Christenthum auf dem faulenden Stamme des Judenthums frisch und lebendig sich erhob: der Nachahmer sah nur einen Zweig, und malte ihn fleißig mit Blättern aus. Auch der Felsenmassen schuf er mehrere, höhlte sie aus, und benahm ihnen die schreckende Schroffheit. Allen diesen Betrachtungen gemäß, könnten wir nun die beyden Gemälde zu Florenz und in England auf alle Fälle später setzen als das in Darmstadt, welches als die erste in voller Begeisterung nach der schönsten Natur entworfene und durch eine vorgefaßte Idee veredelte Erfindung des Meisters selbst erscheint. Daß aber diese Figur wirklich in ihren nackten Theilen nach der Natur ausgeführt sey, wobey Raphaels richtiges Gefühl unter dem Malen alles Mangelnde verbesserte, und dem Kopfe einen den Symbolen gemäßen Ausdruck gab, dieß beweisen die Veränderungen, welche er auf der Leinwand machte, als er die schönste Stellung der Glieder zu einander suchte. Der frühere Entwurf leuchtet noch zum Theil bedeutend durch, wie es auch Johns Kupfer ausdruckt. So war die rechte Hand mehr gehoben, wovon der Daumen und Zeigefinger noch ganz sichtbar sind, und die Verbesserung ist äußerst vortheilhaft für die Figur: am rechten Fuß ist nach Außen sehr glücklich ein Stück abgeschnitten, die linke Hüfte und Wade ist verstärkt und der frühere Umriß leuchtet noch durch. Raphael hat also, wie alle große Meister, nicht stark übermalt, sonst hätten sich diese Stellen mehr gedeckt. Die Umfangslinien der Figur sind mit bräunlichen Strichen angegeben, wodurch die Zeichnung sehr bestimmt wird, jedoch ohne Härte, indem die daneben liegenden Schatten zu ihr einen unvermerkten Uebergang machen. –

(Der Beschluß folgt.)

Anfänge der italienischen Kunst.

II.

Ueber die frühesten Malereyen im Baptisterium zu Parma.

Auf Vasari's Wort hat man eine Zeitlang angenommen, der Anfang der neuen Malerey sey von Cimabue an zu rechnen. Allein dagegen haben sich in der Folge viele Stimmen erhoben und behauptet, die Kunst sey nie untergegangen gewesen. Sie haben mit der entschiedensten Gewißheit erwiesen, daß durch alle Jahrhunderte in verschiedenen Ländern die Malerey geübt worden und haben diese Kunstübung die altchristliche genannt, da gerade die Darstellung von christlichen Ideen ihre Aufgabe war. Wenn dieses nun vernünftiger Weise nicht zu bestreiten ist, so ist dagegen zu fragen, ob diese altchristliche Malerey in den Zeiten vor dem höheren und kräftigeren Aufschwunge der neuen Malerey noch mit Recht den Ehrennamen einer Kunst trägt, oder vielleicht nur mißbräuchlich so benannt ist, und ob sie daher im Kunstleben mit Recht eine Stelle findet?

Wir wollen sie, so weit dieß im Kurzen und mit Worten möglich ist, etwas näher bezeichnen, um die Antwort, welche wir auf die Frage geben werden, zu rechtfertigen. Sehen wir uns zuerst nach dem Uranfange des Kunstwerkes in der menschlichen Seele, nach der begeisternden Idee um, so finden wir, daß eine selbstständig erfundene in diesen Bildern gänzlich mangelt. Es werden nur die Worte wiederholt, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gesprochen sind. Die Erscheinungen der Natur, in denen sich die Idee aussprechen sollte, finden wir auf das Jämmerlichste gemißhan-

delt und entstellt. Die Umrisse der Gestalten, die Darstellung der Gewänder geht von todter Starrheit bis zu abenteuerlicher Mißgestalt. Die Zusammenstellung der Gestalten ist eine symmetrische Vertheilung zu bequemer äußerer Übersicht, ohne eine Spur innerer Nothwendigkeit und inneren Zusammenhanges. Die Farbe ist ein mumienhaftes Braun, das, wie die Nacht alles lebendige Aufblühn überzieht und unsichtbar macht. Der Ausdruck ist nicht etwa nur ganz abwesend, ganz todt, sondern er ist schreckhaft gespenstisch, und es überläuft Einem dabey ein heimliches Grauen. Und dieser Charakter ist nicht etwa wandelbar, so daß seine Unvollkommenheit allmählig abnähme, sondern er ist stehend, und seine Mangelhaftigkeit wächst eher von Jahrhundert zu Jahrhundert. Diese Malerey ist also in Wahrheit keine Kunst zu nennen, sondern eher eine Nachäffung der Kunst; sie ist von dem Kunstleben ausgeschlossen, denn es fehlt ihr der Charakter der Entwicklung, es müßte denn Jemand die Rückwärts-Entwicklung geltend machen wollen; sie ist weiter nichts als ein todter Schlendrian, ein mechanisches Handwerk ohne Liebe geübt und darum ohne irgend eine Wirkung des Gefallens und der Lust. An ihr konnte sich daher das neue Leben nicht entzünden.

Mit richtigerem Blicke haben andre die Leistungen dieser Zeit gewürdigt und darum den ersten Anstoß von einem andern Lande hergeleitet, wo sich die Uebung der altchristlichen Kunst noch in größerer Reinheit und Würde erhalten haben soll. Offenbarer Zusammenhang abendländischer Werke mit denen des byzantinischen Kaiserthums, geschichtliche Erinnerungen an Ueberfiedelungen sogenannter neugriechischer Maler nach Italien gaben zu der Meynung Veranlassung, daß eben durch sie der neue Aufschwung hervorgebracht sey.

Eine ähnliche, obgleich durch die nähere Modifikation mehr erklärende Meynung treffen wir unter Andern in einem Aufsatz des Hrn. v. Rumohr in dem Kunstblatt von 1821 an, und je mehr und zuverlässiger wir uns auf die Ergebnisse seiner verdienstvollen Forschungen in diesen fernen Zeiten verlassen können, desto nothwendiger wird es abweichende Ansichten nicht zu verschweigen, damit die Wahrheit an den Tag komme. Hr. v. Rumohr sagt in dem angeführten Aufsatze ausdrücklich: „Die Italiener bedurften allerdings keiner Griechen, um auf den Gedanken zu gerathen, ihre Heiligen zu malen. Aber sie bedurften eines Musters erreichbarer Vortrefflichkeit, eines Mittelgliedes, um sich dem würdigen und erhabenen Sinn der altchristlichen Kunst wieder anzunähern. Dieses Muster fanden sie bey demselben Volke, welches dem Handel ihrer Seestädte die lebhafteste Beschäftigung gab. Vielleicht aber veranlaßte eben die Eroberung Konstantinopels, an dessen Plünderung italienische Seestädte Theil nahmen, durch Verbreitung älterer neugriechischer Kunstgegenstände jene Annäherung an die Behandlungsart und an die Vorstellungen eben derselben, welche nach dem Anfange des 13ten Jahrhunderts in den Malereyen der toskanischen und umbrischen Städte hervortritt und bis Giotto überall fortdauert.“

An einer andern Stelle:

„Jene allgemeine Nachahmung neugriechischer Kunstideen und Malerbehelfe, welche wir in dem ersten Aufschwunge der italienischen Malerey wahrnehmen, ist aus dem neu erwachten Triebe entstanden, sich dem Trefflichen immer mehr anzunähern. Auf eine ähnliche Weise wirkten die antiken Bildnereyen anreizend und vorbildlich auf das Bestreben nach höchster Vollendung der neueren Kunst unter Leonardo, Raphael und einigen Andern ihrer Zeitgenossen.“

Soll nun nicht angenommen werden, daß diese besseren Bilder zugleich die Lust in den Italienern anfachte, etwas Vortrefflicheres zu leisten, so muß der Ursprung des neueren Kunstlebens doch noch tiefer gesucht werden, wie er denn auch wohl schwerlich in einem äußeren Anstoße wurzeln möchte.

Hätte eine solche äußere Veranlassung unmittelbar wirken können, so wäre es wunderbar, daß dieß nicht eher geschehen wäre. Denn schon seit dem ersten Kreuzzuge hatte man die besseren, älteren christlichen Kunstwerke, die etwa sich noch erhalten hatten, vor Augen, und erst im 12ten Jahrhundert bemerken wir Verbesserungen im Abendlande. Und diese Verbesserungen verrathen so wenig den Gebrauch vollkommnerer Vorbilder, daß sie im Gegentheil nur aus einer neu erwachten Lust an künstlerischer Betrachtung und Auffassung der Natur zu erklären sind, wie der Verfolg ausweisen wird. Zudem erwähnt die Geschichte wohl Künstler, welche aus dem byzantinischen Staate ins Abendland kamen, und vielleicht Verbesserungen mitbrachten, aber die herübergekommenen Kunstwerke, deren sie Meldung thut unter dem Titel von Madonnen, die der Evangelist Lukas gemalt, sind nicht geeignet zu Vorbildern zu dienen, nach den Urtheilen derer, welche einzelne derselben, die auf unsre Zeiten gekommen sind, gesehen haben. Ob aber die Werke neugriechischer Maler um diese Zeit als Vorbilder dienen konnten, woran sich die Italiener hätten hinaufarbeiten können, ist wohl mit Recht zu bezweifeln. Die Geschichte zeigt uns das Volksleben des griechischen Reiches um diese Zeit in einem so aufgelöseten und unwürdigem Zustande, daß es unerklärlich wäre, wie daraus in irgend einem Gebiete menschlicher Thätigkeit etwas Vortreffliches hätte hervorgehen können. Wenigstens hätte dieß doch immer sehr einzeln stehen müssen und dadurch die Kraft verloren, auf ein anderes Volk zu wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 7.

Kunst-Blatt.

Montag, den 22. Januar 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

II.

Ueber die frühesten Malereyen im Baptisterium zu Parma.

(Fortsetzung.)

Diese Vermuthung wird durch ausdrückliche geschichtliche Zeugnisse bestätigt, welche in Raumers Geschichte der Hohenstaufen III. 222 nachgelesen werden können.

Herr v. Rumohr hat diese Meynung auch nicht, sondern unterstützt selber unsre Meynung von der Kraft- und Leblosigkeit der neugriechischen Kunst um diese Zeit, wenn er sagt:

„Es ist nämlich ins Auge zu fassen, daß die neugriechischen Denkmale, welche im Allgemeinen als eine sehr mechanische Ueberlieferung aus einem höheren, noch producirenden Alterthum anzusehen sind, um so schöner werden, als sie ihrem Ursprunge in der Zeit näher rücken, und um so unbelebter und geistloser, als sie sich der neueren Zeit nähern. Man dürfte daher annehmen, daß die neugriechische Malerey um die Zeit allen Werth verliert, in welchem die italienische Malerey beginnt sich aus dem rohen Zustande herauszuarbeiten.“

Er macht auch aufmerksam darauf, daß schon die Werke von Jakob della Turrita vom Jahre 1225 in der Johanniskirche zu Florenz, die neugriechischen musivischen Gemälde an der Kuppel derselben Kirche an Vollendung übertreffen. Wie konnte ein solches sinkendes und verwelkendes Leben wohl eine Anregung zu einem jungen und neuaufstrebenden in sich tragen? Wir sehen auch wirklich, daß die neue Kunst in dem Maaße vollkommener wird, als sie sich aus der alten Art herauswindet, und schon frühe nur das Fehlerhafte der neuen Kunstübung noch an die alte erinnert.

Wir können daher der Meynung nicht beypflichten, daß die neugriechische oder selbst altchristliche Malerey einen wirksamen Anstoß zu dem Erwachen der neuen Malerey gegeben. Wenn wir berücksichtigen, für welches Publikum die neugriechischen Maler arbeiten mußten, für einen Hof, der an kindischem Gepränge und augenblendendem Glanz sein Gefallen fand, so glauben wir das einzige Verdienst der Neugriechen darein setzen zu müssen, daß sie dem Abendlande eine heitere augenerfreuende Farbenbehandlung zubrachten, welche freylich die Italiener aus einer Alles überwuchernden Ueberladung erst mühsam herauslösen mußten. Wirklich bestätigt die Bemerkung des Hrn. v. Rumohr, daß sich auf ächt italienischen Gemälden vor 1200 kein Gold befindet, unsre Vermuthung, denn die Verschwendung desselben auf den Gemälden ist ein recht eigentlicher neugriechischer Luxus, und eben um diese Zeit hatten byzantinische Künstler nach der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner sehr treibende und zwingende Veranlassung, sich in andern Ländern Unterhalt zu suchen.

Verhält es sich nun wirklich so mit der altchristlichen Kunst im Allgemeinen und mit dem byzantinischen Zweige derselben im Besonderen, so ergibt sich leicht, welchen Standpunkt sie gegen die neuerwachte mittelalterliche Kunst einnimmt und wie weit sie das Studium auf sich ziehen muß. Sie ist weiter nichts, als der Grund und Boden für die neue Pflanze und hat auch nicht einmal an dem frühesten Keime derselben Theil, viel weniger denn an der weiteren Entwicklung. Selbstständig treibt diese aus einem in allen seinen Richtungen aufgeregten Volksleben hervor, und bildet sich bis zur Vollendung aus. Wer ihren Organismus kennen lernen will, darf also getrost die Kunstübung der früheren Zeit bey Seite lassen, denn für die Ergründung des wahren Kunstlebens gibt sie so wenig Resultate, wie die chemische Analyse des Bodens, worin die Pflanze wächst, für deren organische Bildung.

Es ist nicht ein ganz unfruchtbares Unternehmen, wenn wir hier die frühere handwerkliche Uebung der Malerey aus dem Gebiete des wahren Kunstlebens hinwegweisen. Entwickelt sich dieses durchaus selbstständig, so ist es überflüssig die Werke aufzusuchen, die noch aus jener Zeit an manchen Orten aufbewahrt werden, und wie wenig auch aus den 1000 Jahren vor dem Aufschwunge der neuen Malerey auf unsre Zeiten gekommen

seyn mag, so ist es doch immer genug, um die Mühe und den Zeitaufwand des Reisenden ansehnlich zu mehren, wenn er es für nöthig halten müßte, sich auch an jene alten Bilder zu wenden, um das ganze Gebiet der Malerey zu überschauen. Wenn wir aber so die Beschäftigung mit diesen früheren Werken von einem Studium absondern, welches sich zur Aufgabe macht, das Wesen der neueren Malerey sich zum Bewußtseyn zu bringen, so wollen wir gar nicht damit sagen, daß es an sich unwichtig wäre, sondern die gründliche Erforschung dieser ältesten Thätigkeit hat auf einem andern Felde des Wissens seine unbestrittenen Verdienste, und man muß gegen die Männer, die ihre Kräfte dieser Angelegenheit widmen, um so dankbarer seyn, je weniger Genuß und Freude sie aus ihren Anstrengungen schöpfen.

Eine schwierigere Aufgabe ist es nun aber, die Keime des neuen Lebens nachzuweisen. Bey dem allmähligen Verschmelzen des Alten mit dem Neuen, bey den fast unmerklichen Uebergängen möchte es überhaupt gewagt scheinen, hier nur irgend einen Punkt festzusetzen, auf dem der Tod und das Leben sich scheiden.

Dürfen wir uns nicht mit der oberflächlichen Ansicht bezeugen, die dem Zufalle die Entstehung einer neuen Lebensrichtung zuschreibt, sondern müssen wir annehmen, daß ein höherer Genius über jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit waltet, ihr die Gesetze ihrer Wirksamkeit einpflanzt und sie zur Erfüllung ihrer Bestimmung treibt und lenkt, so müssen wir auch das Walten dieses Genius bey dem Aufleben der Malerey voraussetzen und annehmen, daß sie nur in dem ihr eigenthümlichen Wesen hervorbrechen muß. Wenn daher weiter auch noch gar nichts von einer früheren todten Kunstübung abweicht, weiter gar nichts eine Spur von einem selbstständigen Leben, einer höheren Vervollkommnung auf dem Gebiete aller der Darstellungsmittel aufzeigt, die auf der langen Stufenleiter zwischen Unvollkommenheit und Vollendung auf- und absteigen, so muß wenigstens Haltung des Körpers und Bewegung der Glieder, als der hervorstechendste, am leichtesten nachzubildende natürliche Ausdruck des aufgeregten Seelenlebens frey und sprechend werden und aus dem Gefühle fließen; so müssen in Gruppen, in der Wechselwirkung der Personen, die Ursachen für den so individuellen, so beweglichen, so flüchtigen Ausdruck vor unserm Auge stehen. Oder es muß dem Beschauer die Ursache des Ausdrucks schon sonst woher bekannt seyn, weßhalb die früheste Kunst nur allgemein bekannte Begebenheiten zur Darstellung wählen wird, aber sich nicht mehr mit einzelnen Gestalten begnügen.

Und an dieß neu aufgeregte Künstlerleben kann sich nun auch die Natur mit ihrem verwandten Leben nicht länger vergebens wenden. Der begeisterte Künstler erfaßt die höchste Blüthe ihres Lebens, den lebendigsten Reiz in ihrem weiten Reiche, die Farbe, mit inniger Lust und kleidet seine neuen Schöpfungen fröhlich darin ein. Ideen und Farben, beyde Blüthen des Lichts, des höheren und des niederen, vermählen sich mit einander. So ist der lang abgebrochene Verkehr zwischen der Natur und der Vernunft wieder zu Stande gebracht und wie der Mensch aus ihnen das Gewebe seines ganzen Lebens sich webt, so erzeugt die Malerey in diesem Verkehr eine neue Welt. Wenn wir nun so den Charakter der frühesten Schöpfungen aus dem Wesen der Malerey abgeleitet haben, so prüfe man, ob sich derselbe nicht in den Malereyen findet, welche sich in dem Baptisterium zu Parma noch erhalten haben, und deren kurze Beschreibung wir folgen lassen.

Wenn wir aber hier die Zahl trockener Kataloge vermehren, so haben wir wenigstens das vor vielen unsrer Vorgänger voraus, daß wir den folgenden nicht aus einem andern abschrieben. Zudem glauben wir auch unsern Zweck, die Aufmerksamkeit der Reisenden auf diese vernachlässigten Werke früherer Kunstübung zu richten, nicht besser erreichen zu können, als wenn wir den Reichthum der merkwürdigsten Bilder ihnen vorüberführen.

Der innere Raum des Baptisteriums war einst ganz frey, da die Decke ein Gewölbe ist, und ist von sechzehn Mauerflächen, die in sechzehn Winkeln zusammenstoßen, umschlossen. In jedem Winkel stehen Säulen, auf denen die sechzehn Rippen des Gewölbes ruhen, die sich in der Spitze alle um eine große runde Rose vereinigen. In der Mitte der Höhe laufen zwey Gallerien rund umher, in denen Bildwerke aus Marmor zur Verzierung stehen. Sonst sind alle Wände mit Malereyen bedeckt, die in so reicher Fülle angebracht sind, daß auch kein Raum unbenutzt geblieben ist, und sie vor dem Bau neuerer Kapellen und anderer Anlagen bis auf den Fußboden herabgingen, wie man noch an einigen Stellen sieht. Es ist aber sehr deutlich, daß diese Gemälde nicht alle zu gleicher Zeit gemacht sind, und daß wir sie nicht alle in ihrer ursprünglichen Gestalt sehen. Bey Manchen ist der Einfluß von Giotto's Schule unverkennbar; bey Andern möchte es nur nach sorgfältiger Untersuchung möglich seyn zu entscheiden, was noch ursprünglich und was neu sey.

Für unsern Zweck ist die Decke am wichtigsten. Die Malereyen an derselben scheinen außer dem Bereiche späterer Uebermalungen gewesen zu seyn, und haben daher wenigstens durch menschliche Willkür keine Veränderungen erlitten. Sie sind in drey Abtheilungen getheilt. In der obersten befinden sich die Apostel und die Symbole der Evangelisten. In der Abtheilung, die sich unter der vorigen rund um das Gewölbe herzieht, sind Propheten und andere Männer des Alten Testaments, in einer

Nische aber ist Christus mit Johannes dem Täufer auf der einen, der Mutter auf der andern Seite. Unter dieser Abtheilung ziebt sich die dritte umher, welche Geschichten aus dem Leben Johannes des Täufers enthält. Da aber diese Reihe von vier Fenstern unterbrochen ist, so sind neben einem jeden dieser Fenster immer zwey Heilige.

Die Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers sind folgende:

1. Die Verheißung, mit der Unterschrift .... quod non credidisti. Unter einem Baldachin, wodurch auch sonst wohl das Innere eines Hauses angezeigt wird, stehen die würdigen Gestalten des Zacharias und der Elisabeth in wartender Stellung, wie erstaunt und verwundert. Zacharias streckt seine Hände offen aus. Der Engel, als ob er eben herbeystürmte, streckt seine Hand gegen ihn aus, als ob er ihm die unten stehenden Worte zuriefe.

2. Die Geburt des Johannes mit der Unterschrift: Nativitas Johannis Baptistae. An der linken Seite liegt Elisabeth im Bette: zwey Freundinnen oder Dienerinnen sind um sie beschäftigt. Zur Rechten baden zwey Andre den kleinen Johannes.

3. Der Engel führt Johannes in die Wüste; die Priester und Leviten treten weiter hin zu ihm; mit der Unterschrift: Mitto Angelum; Sacerdotes et Levitae. Mit eben so stürmischer Bewegung, wie in der Verheißung schreitet der imposante Engel, den kleinen Johannes an der Hand, fort. Von den fünf Gestalten der Priester und Leviten, die ihn mit argwöhnischen Blicken anzusehen und mit einander zu reden scheinen, wendet sich der junge kräftige Johannes unwillig ab und scheint fortzueilen.

4. Johannes in der Wüste, mit der Unterschrift: Vox clamantis in deserto. Er ist hier in seiner gewöhnlichen ehrwürdigen Gestalt dargestellt und predigt in die Wüste hinein. Zwey Jünger treten eilig zu ihm heran.

5. Johannes tauft, mit der Unterschrift: Hic baptizat Johannes. In einem Badegefäße sitzen drey nackende Gestalten in demüthiger Stellung. Johannes berührt mit einer lebhaften Bewegung ihr Haupt. Zur Rechten stehen vier Schriftgelehrte und andre Männer und scheinen sich über des Täufers Kühnheit still und laut zu verwundern.

6. Johannes verkündigt Jesus, mit der Unterschrift: Ecce agnus dei, ecce qui. Jesus ist eben rechts herausgetreten. Von der linken Seite scheint Johannes mit einem Gefolge ihm zu begegnen und weiset auf ihn hin. Sein Gefolge scheint darüber nachzudenken. Jesus aber macht mit der Hand eine Bewegung der Demuth und Bescheidenheit. Es ist nicht zu sagen, wie hier die Bewegungen den Beschauer lebendig ergreifen und in die Scene hineinreißen.

7. Johannes tauft Jesus, mit der Unterschrift: Hic baptizatur Christus. Christus steht in der Mitte im Wasser mit aufgehobenen und in der Höhe der Brust vor sich gefalteten Händen. Neben ihm im Wasser eine kleine menschliche nackte Figur, eben wie auf dem Basrelief am Baptisterium zu Pisa. Johannes zur Rechten gießt die Schaale über ihn aus. Zur Linken stehen Engel, welche bey der Handlung dienen.

8. Johannes vor Herodes, mit der Unterschrift: Stetit Johannes ante regem. Der König sitzt auf einem Thron und scheint unwillig und beschämt zugleich vor sich hin zu sehen. Johannes zur Rechten, eine ruhige und würdige Gestalt, scheint ihm mit tiefem Unwillen seine Sünden vorzuhalten. Zwey Soldaten mit Schilden, die zum Zeichen der Ruhe auf der Erde stehen, sind hinter Johannes. Diese blicken unwillig den König an, als ob sie dessen Gebot erwarteten, den Täufer zu greifen.

9. Johannes wird in das Gefängniß geführt, mit der Unterschrift: Hic miserunt Johannem in carcerem. Der Soldat, der hinter dem Täufer geht, hält diesen am Arm und scheint ihn vor sich hinzutreiben. Zur Rechten die beyden Jünger Johannis, die zu Jesus gehen. Sie schreiten in verschiedenen Bewegungen gewaltig darauf los und scheinen nach der Bewegung der Hand und der Wendung des Kopfes des Ersten mit einander zu reden.

10. Die Jünger fragen Jesus, ob er der Messias sey, mit der Unterschrift: Ceci vident, claudi ambulant. Jesus in der Mitte, weiset mit der Rechten auf einen Haufen von Kranken hin, die mit flehenden Stellungen und Geberden die Hände zu ihm aufheben. Die beyden Jünger an der andern Seite stehen erstaunt, auf die Gruppe hinweisend.

11. Die Enthauptung des Täufers, mit der Unterschrift: Hic amputavit caput Johannis. Zur Linken wird er aus dem Gefängniß geführt, und ein Soldat scheint sein Haupthaar zusammen zu fassen; zur Rechten enthauptet ihn der Soldat. Die Bewegungen des Soldaten sind ungemein heftig und lebendig.

12. Das Haupt des Täufers wird dem König gebracht, mit der Unterschrift: Hic adduxit caput autem regem. Der König sitzt am Tische zwischen zwey Weibern. Von der Linken tritt der Soldat herein mit dem Haupte auf der Schüssel. Die vordere Figur, wahrscheinlich die Königin, sieht befriedigt das Haupt an der König vor sich hin, die dritte Figur wendet sich davon weg. Zur Rechten trägt eine Dienerin in der freyesten, edelsten Stellung etwas auf dem Haupte herbey.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber ein Gemälde von Raphael: Johannes den Täufer vorstellend, in der großherzoglichen Gemäldegallerie zu Darmstadt und die übrigen Johannesbilder von ihm und seiner Schule.

(Beschluß.)

Wollten wir diesem Gemälde einen Zeitpunkt in Raphaels Künstlerleben anweisen, so wäre es der, wo er den Erzengel Michael und den heil. Sixtus malte; also die Epoche, wo er Wahrheit mit geläutertem Geschmack verband, und auch in der Technik sich zur Freyheit aufgeschwungen hatte. Das Colorit entspricht ebenfalls dem, was v. Mannlich in seiner Beschreibung der Münchner Gallerie als charakteristisch von Raphael angibt, daß er nämlich seine Farben dünn auftrug, *) und sie fleißig verarbeitete. Die Fleischtinten bestanden größtentheils aus einer Mischung von weißer, rother Erde, Beinschwarz, etwas Oker und Ultramarinasche. So einfach sind sie auch auf dem genannten Bilde, und möchten damit zu erreichen seyn.

Das Gemälde ist auf Leinwand. — Ein gewaltiger Einwurf gegen seine Aechtheit bey Solchen, die nur nach Stoff oder Format über Originalität urtheilen. Indeß können wir auch diesen zum Troste sagen, daß die unbestreitbar ächte heil. Familie, welche für Franz I. 1518 gemalt, und später von G. Edelink gestochen wurde, auf Leinwand ursprünglich war, eben so der Johannes zu Florenz, und einer, den ich gleich näher erwähnen werde, ehemals im Cabinet des Königs von Frankreich. Und ist es nur von Einem ächten Raphaelischen Gemälde erwiesen, daß es auf Leinwand gemalt ist, so kann es auch der Anerkennung eines zweyten und dritten nicht hinderlich seyn, wenn sonst alle Merkmale für die Aechtheit zeugen.

Die Johannesfigur, ehemals im Cabinet des Königs von Frankreich von Simon Vallée gestochen, ist wahrscheinlich etwas später als die Darmstädtische. Die Figur scheint nach demselben Modell zu seyn, auch die Motive der Bewegung sind die nämlichen, Johannes deutet nach dem Kreuze hin; aber die Stellung ist abgeändert, indem das eine Bein hinter dem Baumstamm sich streckt, und das andere zurückzieht, wodurch Körper und Kopf halb seitwärts gewendet sind. Das Kameelhaarkleid ist sogar über den Kopf gezogen, und fällt über den Rücken zwischen den Beinen hindurch. Die Symbole sind ähnlich, Kreuz und Agnus Dei Band, nur fehlt dem Kreuze der Schimmer, dem Bande die Aufschrift, und dem Kopfe der Heiligenschein; diese ließ die ältere Zeit nicht fehlen, und sonach ist das Bild, wo sie sich vorfinden, früher zu setzen. Die Landschaft hat neben dem Wasser auch noch den kräuterreichen Vorgrund, den die Nachahmer des Darmstädter Bildes hier für das übrige entlehnt zu haben scheinen. Hinter dem Sitze des Johannes scheinen Disteln zu stehen, die Zeichen der Verödung.

Auch in Bologna findet sich ein Johannesbild, das in den Wettstreit mit dem Florentiner tritt, wiewohl Bottari und Pelli das leztere vorziehen; zu Wien in der Lichtensteinischen Sammlung soll eine Nachahmung sich befinden, und sicher gibt es noch mehrere uns unbekannte. Das Hauptbild malte aber Raphael nach Vasari in seinen lezten Lebensjahren für den Kardinal Colonna, der es seinem Arzte Jacob da Carpi, welcher es für eine Kur zu fordern wagte, schenkte. Zu Vasari's Zeit gehörte es einem gewissen Franz Benintendenti. *) Auch das Leben Raphaels von einem unbekannten Gleichzeitigen (München 1817 bey Hübschmann gedruckt) erwähnt eines heil. Johannes für den Kardinal Colonna, (S. 18) und zwar neben dem Bilde mit dem heil. Sixtus und dem Erzengel Michael, ein Zeichen, daß dieß Bild aus den zwey lezten Jahren Raphaels war.

Noch galt früher ein Johannes in der Düsseldorfer, nun Münchner Gallerie, für einen Raphael, und Heinse's, wie Forsters Begeisterung legte in ihn eine Idee, welche uns bey der Beschreibung dieses Bildes entzückt und die eigentliche des Johannes ist; aber in neuerer Zeit will man das Gemälde dem Julio Romano, und wie wir glauben, mit Recht zuschreiben. Die ganze Figur ist eine Nachahmung des Raphael'schen Adam in einem der Stanzen des Vatikans, wie er der Eva den Apfel reicht.**) Der Kopf ist nur niedergesenkt und der eine Arm etwas anders gedreht; der ganze Unterkörper derselbe, nur daß die Verkürzung des einen Beins nicht ganz gelungen ist. So hätte sich Raphael schwerlich selbst wiederholt.

Gleichwohl ist diesem Bilde eine hohe Idealität nicht abzusprechen, welche noch von Raphaels Geiste als ein Keim in Julio's Seele gelegt, so schön hervorsproßte.

Auch den Mann Johannes, den abgehärteten Sohn der Wüste, stellte Raphael mehrmals, zuerst nach der ererbten Vorstellung seines Meisters in den sogenannten fünf Heiligen zur linken Seite Christi und hinweisend auf diesen, dann in der Disputa vom Sakrament vor, wo die obere Gruppe, Christus, Maria und Johannes, sich ziemlich ähnlich gestalten. Aber einen weit idealern Johannes im Mannesbart mit stark ausgebildeten Muskeln finden wir in dem Weihungsbilde der Maria zu Foligno, welches Desnoyers so treu gestochen hat.***) Später als diese Bilder, malte Raphael nach einem schönen Jüngling erst den jugendlichen Johannes. Mit einem nun auch durch das Studium der Antike gebildeten Auge sah er nun die Schönheiten der Natur, und daher kam es, daß unser oft erwähntes Johannesbild etwas Antikes zeigt, welches mit dem Natürlichen so glücklich vereinigt ist, daß dieses nur dadurch veredelt und des Ueberflüssigen oder blos Zufälligen entkleidet scheint.

Mainz, den 17. Okt. 1826.

G. C. Braun, Prof. in Mainz.

---

*) Dieß läßt sich wohl nicht von allen, am wenigsten von den späteren Bildern Raphaels behaupten.

S.

*) S. über das Leben und die Werke Raph. Sanzio's von H. H. Füßli. Zürich 1815. S. 38, wo das Florent. für das lezte Johannesbild ausgegeben wird.

**) Man sehe die Stiche von Müller und Richomme.

***) S. das angeführte Werk Füßli's S. 16, wo von dem ganzen Bild eine gute Beschreibung ist.

Nr. 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. Januar 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

II.

Ueber die frühesten Malereyen im Baptisterium zu Parma.

(Beschluß.)

Alle diese Bilder sind in einem Styl behandelt, der auf den ersten Blick gar nicht von dem der alten steifen Mosaiken abzuweichen scheint. Irgendwo haben wir gelesen, daß nur einige abgeschabte Stellen, wo der dicht darunter befindliche Kalk zum Vorschein kommt, den Beschauer überzeugten, daß hier wirklich Freskogemälde und keine Mosaiken seyen. Eben diese harten, schwarzen Linien als Umrisse, eben diese unnatürliche Behandlung der Gewänder, diese willkürlichen, unordentlichen Faltenmassen, eben dieser Mangel an aller Verschmelzung der Farben und hervortretender Rundung. In dieser Hinsicht scheint sich der Maler sclavisch an seine Vorbilder gehalten zu haben. Doch scheinen ihn diese bey einer selbst erfundenen und angeordneten Gruppe in dem Leben des Täufers verlassen zu haben, denn in Nr. 10. kommen bey den flehenden Krüppeln und Blinden die sonderbarsten Bekleidungen zum Vorschein, so daß die Figuren fast nackend bleiben und nur einige steife, schmale Streifen nothdürftig die Blöße bedecken. Aber die Farben, so weit sie von einer abgeschmackten Buntheit entfernt sind, zeigen sich doch so lebendig blühend und so angenehm wechselnd, daß das Auge zu immer neuem Anschauen eingeladen wird. Und so oft man auch wieder hinblickt, so wird man doch gar nicht, wie sonst bey den alten Mosaiken von ängstlich zusammengezwängten, gespenstisch verzerrten, leblos steifen Gestalten abgestoßen. Man fühlt es ihnen an, daß sie den Beschauer anreden wollen, und läßt sich es gefallen zu warten, bis sie das Wort herausgebracht haben, wie man nachsichtig bey dem Stammelnden sich geduldet. Und hat man sich dieses Warten nicht verdrießen lassen, so wird man von einer Sprache überrascht, welche mächtig die Seele trifft. Sucht man nach den Ursachen des mächtigen Eindrucks, den man empfindet, so erkennt man ihn in den heftigen, stürmenden Bewegungen der Gestalten. Hier offenbart sich deutlich das Feuer der Begeisterung, das den Künstler hinriß bis zum Uebertriebenen. Eine Menge von Verzeichnungen, die langen Hälse, die gewaltsam gewendeten Köpfe haben in diesem Feuer des Künstlers ihren Ursprung. Der Engel, der verschiedene Male vorkommt, scheint den Boden kaum zu berühren, so hastig schreitend, tritt er auf. Die Jünger, die zu Johannes in die Wüste treten, scheinen ebenfalls in der größten Eile begriffen. Die Bewegungen des taufenden Johannes, der flehenden Kranken, der forteilenden Jünger in der Scene der Gefangennehmung des enthauptenden Soldaten scheinen aus einer Phantasie geflossen zu seyn, welche sich die lebendigsten und heftigsten Bewegungen mit Vorliebe vergegenwärtigte.

Dieser mächtige und ergreifende Geist offenbart sich aber auch in den ruhigen Stellungen. Die edle, großartige Würde des Daniel und der beyden Propheten zu seinen Seiten werden gewiß einem Jeden imponiren, der sich nicht absichtlich dem Eindrucke verschließt. So kann man auch die ruhige, würdige Gestalt des Täufers, der so recht aus tiefer Seele auf den Herodes einredet, nicht ohne Ehrfurcht ansehen.

Ueberhaupt fühlt man, je mehr man sich in das innerste Leben dieser Bilder vertieft, desto stärker die Wahrheit in dem Paradoxon, das Goethe einmal aufstellt: „durch die treueste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen seyn, und es kann doch noch immer Lob verdienen.“ Man fühlt mit Wonne, wie die ächte, freye Liebe zum Schönen, die den Künstler erwärmt und begeistert, wenn er ein Kunstwerk hervorbringen will, auch unter der rohesten, unscheinbarsten Form nicht verloren geht. Wenn sie nur wahr und tief und lebendig in der Seele gewurzelt hat, so offenbart sie sich im Kunstwerke dem verwandten, liebefühlenden Gemüthe und ruft das ästhetische Leben in demselben hervor. Das Interesse,

welches das Kunstwerk erregt, ruft auch unsre Theilnahme für den Künstler auf, und wenn es ein herzerhebendes und gemüthkräftigendes Schauspiel ist zu sehen, wie ein gewaltig strebender, nach Ebenmaaß und Schönheit ringender Geist im Kampfe mit Hindernissen seine Würde behauptet, und nicht besiegt wird, wenn er auch selbst nicht den Sieg gewinnen kann, so bieten uns die Malereyen im Baptisterium zu Parma dieß Schauspiel in vollem Maaße dar. Wir zollen mit gerührtem Herzen dem hohen, begeisterten Streben unsern Dank.

Wir mögen es nicht wagen über den Grad der Freyheit, der sich im Ausdrucke der Gesichter zeigt, einen Ausspruch zu thun. Die Bilder, die wahrscheinlich die ältesten sind, erlauben wegen der Höhe, in der sie sich befinden, kaum ein begründetes Urtheil, und bey dem dunklen Wetter mußten wir ganz darauf verzichten, darüber zur Befriedigung zu kommen. Ist es aber erlaubt, nach den Bildern in den Lünetten zu urtheilen, die allerdings mit dem Style der oberen Malereyen zusammen zu treffen scheinen, so müssen wir gestehen, daß in einigen Engeln Milde gepaart mit Ernst sich eben so deutlich und frey ausspricht, wie in den Evangelisten und Doktoren gebietende Würde. Nur einige der größeren Gestalten in der Höhe erscheinen im Ausdrucke noch etwas gebunden. Es ist als ob sie eben sich aufgerichtet hätten, als schauten sie sich um, zu sehen, wer bisher sie in so schmählicher Knechtschaft gehalten hätte, als könnten sie sich noch nicht recht besinnen. Aber so viel Kraft und Leben leuchtet schon aus ihrem Blicke hervor, daß wir wohl sehen, sie werden sich nicht wieder unter ein solches Joch zwingen lassen.

Wir vernehmen hier die ersten, zwar noch fernen, aber doch sehr hörbaren Klänge der Echo, die dem Rufe der Natur antwortet. Wir finden hier eine Lebhaftigkeit und Kraft der Farben wieder, die sich kaum noch in den Mosaiken früherer Zeit erhalten hat, in der eigentlichen Malerey aber ganz erloschen war. Diese Eigenschaft ist so hervorstechend, daß Lanzi ausdrücklich bemerkt: „Vor allen Dingen zeigen diese alten Werke eine seltene Behandlung der Vergoldungen und der Farben, die sich fünf (wir können sagen: sechs) Jahrhunderten zum Trotz in sehr gutem Zustande erhalten haben.“ Will man diesen Vorzug auf Rechnung der Byzantiner schreiben, die eine bessere Farbenbehandlung nach dem nahen Venedig brachten, so wüßten wir nichts dagegen einzuwenden.

Wir bemerken in diesen Bildern Bewegungen eines aufgeregten Lebens, die an das Uebertriebene gränzen und oft wirklich übertrieben sind. Ja, wir bemerken, daß in den Darstellungen, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine selbstständige Erfindung des Künstlers waren, die Bewegungen viel natürlicher und sprechender sind, als in den Figuren, die wahrscheinlich früheren Vorbildern nachgebildet wurden.

Wir erblicken zuletzt mitten unter den einzelnen Figuren Gruppen, in welchen das Leben sich in Wechselwirkung zeigt, und eine Anordnung der Gruppen, die sich von der alten todten Symmetrie völlig losmacht und nach dem Vorbilde der Natur die einzelnen Personen so vertheilt, daß ihr Zusammenhang entschieden hervortritt und durch die Verbindung ihres inneren Lebens vermittelt wird. So sind wir denn wohl berechtigt zu behaupten, daß hier der Genius der Malerey kühn die Hülle durchbrochen hat, in welche er bis dahin geschlagen war, wie der Schmetterling in das enge Gespinnst, das die sterbende Raupe um ihn wob. Aber wie dieser, wenn er nun zuerst die befreyten Flügel gebrauchen will, sich nur unbehülflich vom Boden erhebt und oft wieder niederfällt, so sehen wir auch in diesen Werken mehr das junge muthige Streben, als das triumphirende Gelingen desselben. Wie der Schauplatz des sieggekrönten Ringens, wo der Schmetterling zuerst die beengende Hülle abgestreift hat, noch mit den, freylich zerrissenen Ueberbleibseln derselben bedeckt ist, so sind auch hier noch die Ketten der alten Sclaverey in jedem Theile der Kunst zu bemerken, und das Gespenst der alten Kunstübung scheint schadenfroh das kindliche Bemühen zu verlachen.

Zwar dürfen wir, so sehr wir auch von der gewissenhaftesten Wahrheitsliebe und von der strengsten Wahrheit in unsrer Darstellung überzeugt sind, billiger Weise nicht übel nehmen, wenn Jemand den Zweifel erregte, ob wir nicht nach vorgefaßten Meynungen gesehen, oder das Gesehene nach später ersonnenen Ansichten gemodelt und gedeutelt. Wir werfen diesen Zweifel selber auf, um Unpartheyische zu veranlassen, die Irrthümer, in die wir verfallen seyn können, nachzuweisen oder der Wahrheit die Ehre zu geben.

Wir werden es bis zur Widerlegung für nöthig halten, daß jeder, der die Malerey als ein Ganzes überschauen will, sie in ihrem Keime kennen lernen will, diese Werke nicht übersehen darf. Wir werden so lange überzeugt bleiben, daß die Idee der Malerey an dieser Stätte ihren Geburtstag ins Leben gefeyert hat.

Wenn die ältesten Gemälde des Baptisteriums wohl unbezweifelt die niedrigste Stufe der Kunstfertigkeit unter allen Werken der wieder aufgelebten Malerey zeigen, so ist es nicht ohne Intreresse zu wissen, ob sie der Zeit nach auch wohl als die ersten anzusehen sind. Bey unserer Festsetzung derselben leitet uns einzig des P. Affò: Il Parmigiano servitor di piazza; doch geben uns seine Anführungen andre Ergebnisse, wie er daraus gezogen hat.

Der Fra Salimbeni degli Adami, ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt, daß der obere Theil des Baptisteriums erst nach dem Tode Ezelins habe vollendet werden können, weil dieser den Marmor von Verona nicht habe verabfolgen lassen. Nun meynt der P. Affò, da Ezelins Tod erst in den September des Jahrs 1259 fällt, so habe man erst nach 1260 dazu gelangen können die Wände zu malen.

Allein dieser Schlußfolge lassen sich mehrere Umstände entgegensetzen. Derselbe Salimbeni erzählt nämlich, daß Guidolino da Enzola die Knaben gehindert habe, die Bildhauerwerke und die Malereyen des Doms und des Baptisteriums durch Steinwürfe zu beschädigen. Ein Enkel dieses Guidolino aber, der Giacopo da Enzola hieß, war im Jahre 1285 Podestà von Modena. Daraus schließt nun Affò, Guidolino müsse gerade um die Zeit von 1260 gelebt haben. Allein man sieht leicht, wie willkürlich er dieß zur Unterstützung seiner Annahme thut. Wir stellen eine andre in der Natur begründete Rechnung auf. Das Leben des Großvaters, Vaters und Enkels schließt gerade drey Generationen, also etwa ein Jahrhundert ein. Wenn nun der Enkel um 1285 in der Geschichte vorkommt, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach, der Großvater schon 1185 da gewesen. Nehmen wir nun an, daß er um dieses Jahr erst geboren sey, so müßte seine männliche Wirksamkeit, die etwa zwischen sein 30stes und 60stes Jahr gefallen seyn soll, die Jahre von 1215 — 1245 einnehmen. Müssen wir nun einmal für einen einzelnen Fall seiner Wirksamkeit willkürlich die Zeit festsetzen, so sind wir gewiß von aller Partheylichkeit freyzusprechen, wenn wir den Mittelpunkt derselben wählen, der auf das Jahr 1230 fällt, also 30 Jahre früher, wie dem P. Affò beliebt.

Hienach ist es also wahrscheinlich, daß die ältesten Gemälde schon um 1230 vorhanden gewesen seyn müssen.

Diese Vermuthung findet eine Bestätigung in dem Bilde eines heil. Franziskus, welches ganz ohne Zusammenhang an einer der unteren Wände zu sehen ist. Die Tradition sagt davon, daß dieses Bild bey Gelegenheit der Durchreise des heil. Franziskus durch Parma seinen Ursprung erhalten habe. Wir würden dieser Sage aber nicht Erwähnung thun, wenn nicht innere Gründe, aus dem Bilde hergenommen, für die Wahrheit derselben sprächen. Es ist nämlich nach seiner ganzen Art als ein erster, höchst unvollkommener Versuch anzusehen, einen Gegenstand frey und selbstständig nach dem Leben zu malen, und er stimmt in dieser Hinsicht ganz und gar mit den Figuren überein, die in den Darstellungen aus dem Leben des Johannes wahrscheinlich ohne früheres Vorbild selbstständig aus der Phantasie des Malers entsprungen sind. Dieß ist besonders an der Kleidung sehr auffallend, die mit einigen wenigen, willkürlichen Falten abgefertigt ist und vorzüglich in der ganzen Art seines Vorkommens. Frey aus der Phantasie einen heil. Franziskus zu erfinden, konnte doch wohl zu der Zeit, da dieser offenbar gemacht seyn muß, keinem Maler einfallen, und bekam man sein Bild anders woher, so hätte er schon vollkommener seyn müssen, denn schon Giunta liefert eine bessere Darstellung des Heiligen.

Es ist auch nicht zu verkennen, daß man dieß Bild in späteren Zeiten mit Ehrfurcht angesehen hat. Denn rund um dasselbe her sind an den unteren Wänden die Bilder der ältesten Kunstübung durch die Werke einer neueren, die den Zusammenhang mit Giotto's Schule verräth, verdrängt. Nur der heil. Franziskus hat bey aller seiner alterthümlichen Mangelhaftigkeit seinen Platz behauptet.

Wir finden aber den heil. Franziskus in der Lombardey um das Jahr 1220, denn in diesem Jahre war er zu Bologna ein Gegenstand des Spottes und Muthwillens, machte jedoch bald durch seine Predigten den größten Eindruck. S. v. Raumer: Geschichte der Hohenstaufen III. 584, Note 2. Es ist also wahrscheinlich, daß sein Bild im Baptisterium um diese Zeit entstand.

Noch ein andrer redender Beweis für die frühere Vollendung dieser Gemälde ist das Schweigen des Geschichtschreibers Salimbeni, der zu Parma lebte. Wenn wir sehen, daß er der Gemälde auf den Fahnen Erwähnung thut, die 1233 bey einem feyerlichen Aufzuge aufgeführt wurden und um 1260 Malereyen anführt, die auf einem bloßen Deckel oder einem Ueberzuge in einer Kirche zu sehen waren und sogar die Art derselben angibt; — wenn derselbe ferner nicht vergißt zu erzählen, daß um 1287 von einem pisanischen Meister eine große, schöne und gute Glocke gegossen wurde, so können wir, da dieß ohne eine besondere äußere Veranlassung geschieht, doch wohl mit Recht vermuthen, daß wenigstens in der Zeit, da er schrieb, die Bilder des Baptisteriums nicht müssen gemalt seyn, weil er dieß sonst würde so gut der Nachwelt überliefert haben, wie die übrigen Kunstnachrichten. Je größer und wichtiger das Werk ist, von dem wir sprechen, desto gewisser hätte er seine Entstehung gemeldet, wenn sie zu seiner Zeit vorgefallen wäre. Nun begann er aber seine Chronik, wie wir glauben um 1233, wenigstens finden wir ihn, wenn wir uns nicht irren, bey diesem Jahre zuerst von v. Raumer genannt. Die lezte Nachricht von dem pisanischen Glockengießer ist aber vom Jahre 1287. Nach dieser Zeit können diese Bilder aber wohl schwerlich entstanden seyn, und so müssen wir sie vor 1233 setzen.

Nach diesen so verschiedenen Umständen, die aber alle auf den kurzen Zeitraum zwischen 1229 und 1233 hinweisen, möchte die Meynung Muta's, der das Baptisterium um 1221 ausmalen läßt, wohl die richtige seyn,

und nicht durch den Umstand widerlegt werden, daß das Baptisterium erst um 1260 habe im Bau vollendet werden können. Wir müssen annehmen, daß das Fehlende nicht von der Art gewesen sey, um die Ausmalung zu hindern, um so mehr, da Salimbeni, der diesen Umstand erzählt, sonst gewiß auch die weitere Vollendung durch die Ausmalung nicht verschwiegen hätte.

Wir bedauern, Ruta's Guida, der zulezt 1780 zu Mailand herausgekommen ist, nicht benutzen zu können. Führt er wohl Gründe für seine Meynung an?

Es ist also allerdings sehr wahrscheinlich, daß diese Gemälde, welche nach ihrer Ausführung als das unvollkommenste Werk der neuen Malerey angesehen werden können, auch der Zeit nach die frühesten sind. Denn Giunta, der dieser Zeit zunächst steht und die Kunst vervollkommnend auftritt, lernt nach P. Angeli erst um 1210 und seiner Werke wird erst von 1230 an gedacht.

Fr. K.

Florenz.

Sopra i moderni falsificatoni di medaglie greche antiche nei tre metalli, e descrizione di tutte quelle prodotte dai medesimi nello spazio di pochi anni. Firenze, presso Attilio Tofani 1826.

Der berühmte Verfasser so vieler numismatischer Werke, mit einem Worte, der Nestor der Numismatik, der Professor Domenico Sestini ist der Verfasser dieses Werkchens, welches man mit Recht das Buch der Enttäuschung nennen könnte. Es handelt sich darum zu zeigen, daß die Nachbildner alter Münzen nicht als Künstler, sondern als Betrüger dargestellt werden und deßhalb mit Recht einer Strafe unterworfen seyn sollten. Die Kunst, die auf betrügerische Absichten ausgeht, ist unerlaubt, und jeder, der sich in der bürgerlichen Gesellschaft aus diesen strafbaren Absichten mit ihr beschäftigt, soll dafür gezüchtigt werden. Dann werden die berühmtesten Verfälscher alter und neuer Zeit der Reihe nach aufgezählt und, um desto leichter die falschen Münzen unterscheiden zu können, die von Becker und die aus den Fabriken zu Smyrna, Syra und anderer Orte beschrieben; nebenbey sind die Museen angezeigt, wo sie sich befinden. Ein Verzeichniß des Preises von neun und zwanzig falschen Münzen, im Betrag von 14,204 Franken, die einem Liebhaber der Numismatik von Constantinopel gesendet wurden, ist den drey Tafeln, worauf die falschen Becker'schen Münzen abgebildet sind, vorangestellt; der Verfasser schließt mit folgenden Worten: „Aus diesem Verzeichniß kann man sehen, daß nicht die Kunst diese Verfälscher angetrieben hat, sondern der Vorsatz, diesen oder jenen zu betrügen, deßwegen machet Gebrauch, ihr erhabenen Gesetzgeber, von dem Gesetze de dolo malo und wendet es an auf alle diejenigen, die in Zukunft desselben Weges gehen wollen.“

Kopenhagen.

Die Gemälde-Gallerie ist nun völlig aufgestellt, doch sind noch keine öffentlichen Tage für den Eintritt des Publikums festgesezt; daher haben Reisende, welche dieselbe zu sehen wünschen, sich direkt an den Hrn. Kunstinspektor Spengler zu wenden, durch dessen Vermittlung ihnen der Besuch aufs bereitwilligste gestattet wird. In der Sammlung der Kupferstiche finden sich sehr viele seltene und erhebliche Blätter. Auch eine bedeutende Anzahl von Silberstiftzeichnungen aus einem Skizzenbuche Holbeins hat sich vorgefunden. (Wir wünschten durch die Güte des Hrn. Bar. v. Rumohr, welcher sich viel mit diesen Schätzen beschäftigt, und von den Gemälden schon früher im Kunstblatt Nachricht ertheilt hat, einige ausführlichere Angaben darüber zu erhalten.)

Nekrolog.

Die Kunst hat einen schmerzlichen Verlust erlitten durch den plötzlichen Tod des jüngern Mazois, Ritter des königlichen Ordens und der Ehrenlegion, General-Inspektor der öffentlichen Arbeiten zu Paris. Er starb am 31. December 1826 an einem Schlagfluß. Ein Schüler Percier's verband er mit den Kenntnissen eines geschickten Architekten Talent und Geschmack des Schriftstellers. Unter den Werken, die er hinterläßt, wird man seine Beschreibung der Ruinen von Pompeji, deren Monumente er alle sorgfältig gezeichnet hatte, und der Palast des Scaurus, ein von Didot prächtig ausgestattetes Werk, immer ehrenvoll nennen. Er hatte einen Theil der Arbeiten am Dom von Rheims für die Krönungs-Ceremonie geleitet und bey dieser Gelegenheit ausgezeichnete Beweise des königlichen Wohlgefallens erhalten. Obgleich noch jung (er wurde kaum 40 Jahre alt) war er doch schon zwey Mal als Candidat für die Akademie der Künste vorgeschlagen worden.

Nr. 9.

Kunst-Blatt.

Montag, den 29. Januar 1827.

Anzeige neuer Bearbeitungen derjenigen lateinischen und griechischen Schriftsteller, welche von der alten Kunst handeln.

I.

Pausanias.

Wir wollen unsern Lesern Nachricht von neuen Bearbeitungen, Erläuterungen und Uebersetzungen solcher Werke der alten Literatur geben, auf welche unsere Kenntniß der alten Kunstgeschichte zumeist gegründet ist, indem Alles, was in diesem Gebiet geschieht, in den Kreis eines Blattes gehört, das sich die Aufgabe gestellt hat, Gedichte, Theorie und Beschreibung der Kunst und der Kunstwerke in möglichster Ausdehnung zu umfassen. Wir beginnen heute mit dem Pausanias.

1. Παυσανίου Ἑλλάδος περιήγησις. Description de la Grèce de Pausanias, Traduction nouvelle .... par Mr. M. Clavier. (Sechs Bände von 1814 bis 1821 und ein Band Supplemente 1823.)

2. Παυσανίου τῆς Ἑλλάδος περιήγησις. Pausaniæ Græciæ descriptio. Edidit .... Carolus Godofredus Siebelis. Vol. Lipsiae libr. Weidm. G. Reimer. T. I. 1822. T. II. 1823. T. III. 1825. (Es fehlt noch ein vierter Band, welcher Böotien, Phokis und die Register enthalten wird.)

3. Pausaniae de situ Graeciæ libri decem recognovit Immanuel Bekkerus. Tomus primus Berolini Typ. Reimeri. A. 1826.

4. Pausanias Beschreibung von Hellas, aus dem Griechischen übersezt und mit Anmerkungen erläutert von Ernst Wiebasch, Oberlehrer am königlichen Gymnasium zu Wezlar. Erster Theil. Mit einem Plane von Athen nach Pausanias. München 1826, bey E. A. Fleischmann.

Pausanias erfreuet sich als Beschreiber alter, besonders plastischer Kunstwerke, als Sammler von Nachrichten über Ursprung und Schicksale der Kunst bey den Griechen, zwar eines großen, aber eines vielfach bestrittenen Ansehens, und hat auf jeden Fall wie kaum irgend ein Beschreiber von Ländern und ihren Merkwürdigkeiten den Dank der Nachwelt verdient. Ohne seine Hülfe wäre nur eine zerstreute Sage über oft das Wichtigste und Wesentlichste zu uns gekommen, und wie viel wir ihm auch in dieser Hinsicht verdanken, wird besonders deutlich, wenn man mit den Ländern, die er beschreibt, mit den Vorräthen alter Kunstwerke und mit den Schaaren alter Meister, die er aufführt, diejenigen griechischen Städte und Landschaften vergleicht, welche von dem Lichte seiner Schilderungen und Meldungen nicht beleuchtet werden. Wie wenig wissen wir von Rhodos, von den kleinasiatischen Städten, von Sicilien, im Gebiete der Plastik, und wie deutlich treten dagegen in seinen reichen Schilderungen die geheiligten Räume von Delphi, der Akropolis von Athen und von Olympia mit ihrem unermeßlichen Reichthume bewährter Meister und ihren Werken uns vor die Augen! Hätte er weiter nichts als diese Nachrichten geliefert, er wäre schon deßhalb des Kranzes der Unsterblichkeit werth, den ihm noch in diesen Tagen einer der vorzüglichsten Forscher in diesem Gebiete streitig zu machen scheint.

Nächst dem Reichthum seiner Schilderungen empfiehlt sie aber auch ihre Genauigkeit und in den meisten Fällen ihre Anschaulichkeit, wo beyde nicht durch die Art seines Styles getrübet werden. Mancher zwar hat ihn wegen seiner Kürze in Anspruch genommen, andere haben seine Kennerschaft in Zweifel gezogen, sie sagen, er deute meist nur an, und spreche nur nach, was andere ihm gesagt, der das Kunstwerk ganz darstellenden Schilderungen habe er sich überall enthalten, und des eigenen Urtheils in Sachen der Kunst fast ganz entbehrt, nicht unähnlich den flüchtigen Reisenden, die in ihre Tagebücher die Berichte der modernen Periegeten oder Platzbedienten, Dimostratoren und Diaconi ohne Wahl aufnehmen. Fast sollte man glauben, daß die Schwierigkeit seines Ausdrucks und die Geschraubtheit seiner Verbindungen die üble Laune vieler Leser gegen ihn errege, welche sich denn dadurch äußert, daß ihm löbliche Eigenschaften abgesprochen

und Vorwürfe gemacht werden, deren Quelle meist in der Flüchtigkeit oder Unkunde des Lesers zu suchen ist. Vor allen erweckt schon die Genauigkeit, mit welcher er Orte und Lagen, Wege, Stege und Entfernungen beschreibt, ein günstiges Vorurtheil in Bezug auf ähnliche gewissenhafte Sorgfalt, da, wo es sich von Kunstwerken, ihrem Wesentlichen und Unterscheidenden handelt. Es ist bekannt, daß der Reisende in Griechenland, in den Gegenden, welche Pausanias bewandert und beschrieben hat, sich mit seiner Beschreibung in der Hand nach allen Richtungen zurecht findet, und sich überall wieder erkennt. Hobhouse in seiner Reise durch Albanien I. S. 214 sagt: „Pausanias allein wird Euch in den Stand setzen, „Euch einheimisch in Griechenland zu fühlen, und sicher„lich ist die genaue Uebereinstimmung des gegenwärtigen „Aussehens mit den genauen Beschreibungen des Reise„berichts nicht weniger überraschend als genugthuend." Wie sollte nun ein Mann, welcher die ungeordnete Natur mit solcher Treue und Auffassung des Wesentlichen schildert, als nachlässig und das zufällige im Auge habend, da erscheinen und betroffen werden, wo es sich von den Erzeugnissen des bildenden Geistes handelt, welche seine Aufmerksamkeit auf eine ganz andere Art in Anspruch nehmen, als Berge und Fußpfade? was aber die Kennerschaft belangt, so kann man getrost annehmen, daß ein in der Kunstanschauung erwachsener Alter, den von seinen frühesten Jahren an die edelsten und erlesensten Werke bewährter Meister umstanden, und der in der allgemeinen geltenden Ansicht über sie erzogen war, sich einer lebendigeren Kenntniß und eines gesunderen Urtheils hierüber erfreute, als irgend einer der Neuern, die ihn nicht zu verstehen geeignet, und darum herabzusetzen bemüht sind, und man dürfte das bey ihm schon im Voraus erwarten, wenn er auch nicht so oft wie er gethan, über Werth und Eigenthümlichkeit der Meister, über Styl und seine Verschiedenheiten geurtheilt hätte. Unsere Art der Kunstbeschreibung, bey welcher dem oft allzunachsichtigen Leser kein Fuß und kein Leibrock des Kunstwerks erlassen wird, darf man bey dem Griechen freylich nicht suchen. Dazu setzet das Verständniß seiner meist eben so treffenden und genauen, als kurzen Schilderungen Leser voraus, wie sie Pausanias überall fand, welche auch ihrer Seits der Anschauung, Betrachtung und Vergleichung alter Kunstwerke, viele Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet haben, dem die hierhergehörigen Vorstellungen, Uebungen und Verbindungen geläufig sind und die Fähigkeit gegeben haben, aus dem Gehalt der Andeutung auf das Ganze den Schluß zu machen. Wer z. B. zu seiner Beschreibung des Kastens des Kypselus, statt die Form und Beschaffenheit solcher Geräthe aus alten Kunstwerken gegenwärtig zu haben, dazu wie Quatremère de Quincy, das Urbild in den Wäsch- und Kleiderladen der niedersächsischen Dienstboten findet, ist freylich im Begriff, sich nach des Pausanias Schilderung davon einen ganz solchen Begriff zu machen und mit diesen Franzosen ein Geräth zu zeichnen, dergleichen in Griechenland zu keiner Zeit ist gesehen worden, hat aber die Schuld nicht dem alten Periegeten, sondern seiner eigenen Unfähigkeit, die Alten im Geiste der Alten zu lesen, beyzulegen. Aehnliches wird ihm begegnen, wenn er ohne genaue Kunde dessen, was zu den alten Thronen, ihren Schemeln, Lehnen, Armleisten, Füßen gehört, sich nach seiner Schilderung ein Bild von dem Thron des amykläischen Apollo machen will, und er wird mit dem französischen Archäologus und seinem schönen Foliobande voll schöner bunter Abbildungen in Gefahr kommen, in dem Throne den Sitz wegzulassen, um in den innern Raum desselben kleine Sessel, wie zu einer Conversation zu stellen, und die hintere Lehne mit einer Drapperie zu behängen.

Freylich wird das archäologische Studium des Pausanias noch durch andere Umstände, als durch die Anforderung, die alte Kunst zu verstehen, erschwert. Er schreibt meist unbeholfen, ist in den Ausdrücken gesucht und schwierig, in den Verbindungen nicht selten verwickelt, und um das Leidwesen zu vermehren, kommt eine große Zahl von Verderbnissen hinzu, welche der Text durch die Abschreiber erfahren hat. Eine Berichtigung des Textes, ein besonders archäologischer Commentar, und für das größte kunstliebende Publikum eine genaue und treue Uebersetzung sind die dringendsten Bedürfnisse, da wo es sich von seinem Verständniß und von seiner Benutzung für Geschichte, Lehre und Beschreibung alter Kunst handelt.

Die Berichtigung des Textes haben die drey oben genannten Herausgeber, jeder auf seine Art unternommen, ohne daß die beyden erstern für ihn eine feste diplomatische Grundlage gewonnen hätten. Clavier folgt meist dem Text des Facius, des einzigen Herausgebers, welcher darauf bedacht gewesen, den Pausanias mit Handschriften zu vergleichen oder vergleichen zu lassen; doch ist, was ihm aus Wien geschickt wurde unverlässig und unvollständig, und die Varianten des Moskauer Codex, so viel er deren aus dritter Hand von dem Rand einer in Dresden aufbewahrten Ausgabe bekam, reichen eben hin, die Moskauer Handschrift als eine wichtige zu bezeichnen, und eine genaue Vergleichung wünschenswerth zu machen. Er selbst, Clavier, hatte zwar Pariser Codices; doch bis auf Einen unbedeutend, und wie nachlässig dieser benuzt worden, hat erst die zulezt angeführte Ausgabe von Becker gezeigt. Dazu war er selbst ein Mann von nur

mäßiger Kenntniß des Griechischen *) und starb bereits nach dem Druck des zweyten Bandes. Die zwey Freunde, welche den Druck seiner Arbeit fortsetzten, bemerken selbst, daß ihr die lezte Hand abgeht; doch verstanden sich Freunde zur Aushülfe, ein „Academicien" lieferte Verbesserungen der Uebersetzung, der ehrwürdige Coray des griechischen Textes, auch Hr. Courier hat die Ausgabe seiner Prüfung unterworfen, und so sieht man, daß Freunde und Bekannte keine Mühe gespart haben, ein mit mäßigen Kräften unternommenes, mit nicht sichtbarer Sorgfalt geführtes Werk zu Ende zu bringen, das bey der Unbrauchbarkeit der frühern französischen Uebersetzung des Gedoyn, welche großen Theils aus des Amasäus lateinischer gemacht ist, ein Bedürfniß für die Franzosen geworden war, welche sich mit archäologischen Dingen viel beschäftigen und im Griechischen meist wenig oder nicht unterrichtet sind. Wie unter diesen Umständen der Text gerathen mußte, braucht kaum besondere Erinnerung. Das alte Hin- und Wiederschwanken ist geblieben, und die Verwirrung noch dadurch vermehrt worden, daß die Herausgeber der spätern Theile nicht selten Claviers Vermuthungen den Zugang in denselben verstellt haben; doch trifft man hie und da auf gute Vermuthungen, auf eine brauchbare Lesart der Pariser Handschrift, auch auf Nachweisungen von Lücken durch dieselbe, vor allen aber sind die Conjecturen schätzbar, die Coray beygetragen hat.

Die Uebersetzung ist nicht ohne Sorgfalt gemacht, und bey schwierigen Stellen, über die das Urtheil schwankt, haben die obengenannten hellenistischen Freunde das Ihrige gethan, ihn zu leiten und aufzuklären. Die Anmerkungen im Supplement sind meist klein und geringfügig.

Herr Siebelis hat den kritischen Apparat zwar vermehrt, doch nur mit untergeordnetem Vorrath. Weder die Wiener, noch die Moskauer, Pariser oder die römischen Handschriften sind neu verglichen. Dagegen hat er das Mögliche gethan, um die streitigen Punkte des Textes zu erörtern und ein Urtheil über sie wenigstens einzuleiten. Seine Commentare sind deßhalb, zugleich aber auch als Repertorien des bisher über Pausanias gesagten, vermutheten und gestrittenen sehr brauchbar, und sein Streben nach Vollständigkeit geht so weit, daß häufig auch die neue italienische Uebersetzung des Hrn. Nibby wörtlich angeführt ist, ungeachtet bey ihr Amasäus und Clavier so oft gefragt und befolgt wurde, als der griechische Text. Auch die Erläuterungen der Sachen sind nicht sparsam, und wie zu Aufklärungen über Geographie die meisten Werke der Engländer, so sind zur Aufstellung des Archäologischen die Schriften der neuen Archäologen, selbst die von Meyer beygezogen, obwohl dieser nach eigener Angabe nicht als Gelehrter geschrieben hat, und seine Erörterungen auf dem Felde literarischer Discussion wenig brauchbar sind.

Diesen beyden Männern schließt sich der Hr. Prof. Immanuel Becker an, und die Kenner seiner Art und Weise werden schon im Voraus vermuthen, daß sein ausnehmender Scharfblick, unterstüzt von einer bewundernswürdigen Kunde des Griechischen wie von handschriftlichen Mitteln, durch alle Schäden wird gedrungen und daß sofort durch Umgestaltung des Textes dem Pausanias Heil wird wiederfahren seyn, wie früher dem Plato, dem Thucydides, den Rednern, dem Photius von demselben großen Hellenisten.

Leider hat Becker nur Einen Codex des Pausanias verglichen, einen Pariser papiernen. (Nr. 1410.) welcher, wie er selbst angibt, sich weder durch Alter noch durch Genauigkeit empfiehlt; doch ist dieser nach Clavier der bessere unter den Parisern. „Obgleich neu, sagt dieser „in der Vorrede, ist er doch sehr kostbar, als Copie „eines Exemplars, in dem man die Lesearten, auch wenn „sie unverständlich waren, beybehalten hatte. Auch die „Spuren der Lücken sind oft genug in ihm angedeutet." Zu beklagen ist, daß Hrn. Prof. B. seine gelehrten Arbeiten in Rom nicht zum Codex der Bibliotheca Angelica geführt haben, und er die Vergleichung desselben unterlassen hat, welche nicht nur Fehler in einzelnen Worten berichtiget, sondern auch Lücken im Texte nachgewiesen und ausgefüllt hätte. Indeß haben wir durch den Gebrauch, welchen er von seiner Handschrift gemacht hat, doch eine sichere Grundlage des Textes bekommen. Denn während die früheren Ausgaben zwischen meist ungenau benuzten Handschriften umher schweifen, ist hier die Pariser Handschrift, genauer als früher irgend eine verglichen, als Basis angenommen, und der Herausgeber entfernt sich nicht ohne den Leser zu erinnern von dem, was sie darbietet.

Außer dieser diplomatischen Sicherheit und Genauigkeit besizt die Ausgabe noch den Vorzug, daß die bedeuten Varianten und die Verbesserungen der Kritiker unter dem Text genau zusammengestellt sind, und man ist erfreut, zwischen des Herausgebers eigenen Vermuthungen

*) So wird gleich in der zweyten Note das Supplement zur Stelle ἃς (τριήρεις) Πτολεμαῖος ὁ τοῦ Λάγου I, 1 vorgeschlagen, ὁ τοῦ Λαγωοῦ zu lesen, und dieser König zum Sohn eines Hasen (λαγώς, λαγωός) gemacht, weil in dem Schol. des Theocrit 17. 41 τρεῖς δὲ ἐγένοντο Πτολεμαῖοι· ὁ Λαγωός· ἐγέννησε δὲ οὗτος κ. τ. λ. das seltsame Wort steht, wo man leicht wahrnehmen wird, daß es aus Λάγου υἱός zusammengewachsen und verdorben ist.

und Vorschlägen, auch nicht wenige, zum Theil sehr glückliche, von seinen Freunden, von Böckh, Buttmann und Schleyermacher zu finden, die mit ihm den Ruhm einer großen Sprachkunde und eines ihrer Gelehrsamkeit gleichen Scharfsinnes gemein haben. Diese drey vortrefflichen Männer haben, wie verlautet, mit Becker den Pausanias zum Gegenstande einer sorgfältigen gemeinsamen Lesung gemacht, deren schöne und der Wissenschaft im Allgemeinen, der Archäologie aber im Besondern heilsame Frucht in jenen Verbesserungen vorliegt. Denn nicht wenige dem Archäologen wichtige Stellen finden in ihnen neues Licht oder Herstellung, und so sey die gemeinsame Gabe der vier hochbegabten Berliner Freunde mit jener Anerkennung und dem Danke angenommen, der einem jeden ausnehmenden Verdienste gebührt.

Einen sachlichen Commentar besonders über Archäologie zum Pausanias auszuarbeiten, wäre eine schöne und fruchtbringende Aufgabe. Eine solche hatte Visconti zu des Clavier Ausgabe versprochen; indeß der Tod hat beyde Männer abgerufen, ehe das Werk zu Stande kam. In diesen Tagen hat Hr. Ciampi in Florenz mit einer neuen Uebersetzung einen auch das Archäologische umfassenden Commentar unternommen, von dem der erste Band vor uns liegt; indeß ist er fast ungenießbar durch Breite und Seichtigkeit, vom gemeinen Schlag italischer Vielredung im Gebiet des Alterthums, und des Eigenen und Brauchbaren beynahe ganz und gar ermangelnd, und wenn nicht einer unserer jüngeren Archäologen, oder Welcker einen solchen Commentar unternimmt, wird der Freund alter Kunst dessen Hülfe beym Pausanias noch lange entbehren müssen.

Eine neue deutsche Uebersetzung des Pausanias war um so mehr nothwendig, da die ältere von Goldhagen dem Stande der Studien nicht mehr entspricht, und von den vielen die des Pausanias bedürfen, nicht viele des Griechischen mächtig genug sind, um ohne solche Hülfe die oft gesuchte Dunkelheit seiner Darstellung zu besiegen. Hr. Wiedasch hat sich bemüht, die seinige möglichst treu zu liefern, mit Recht behauptend, daß bey einem solchen Schriftsteller allein die Wörtlichkeit das Richtige geben kann. Daß dabey in den deutschen Ausdruck hie und da etwas Gezwungenes und Steifes kommt, wird Niemand gegen die Verläßigkeit und Sicherheit, welche dabey auch der deutsche Text gewinnt, in Anschlag bringen, zumal die Alten in Uebersetzungen nicht zur Ergötzung, sondern zum Nutzen sollen gelesen werden. Die beygefügten Anmerkungen sind für die weniger Unterrichteten berechnet, und, wie der Verf. in der Vorrede selbst bemerkt, großentheils aus Siebelis Commentar geschöpft. Zugleich hat aber auch Hr. Wiedasch die Werke neuer Archäologen und Mythologen fleißig benutzt, und einen Plan von Athen beygegeben, der nach Otfried Müllers und Siebelis ihrem eingerichteten die Richtigkeit der Uebersetzung, die gute Auswahl in den Anmerkungen und der sich gleich bleibende Fleiß, mit dem Alles behandelt ist, machen, daß wir diese schätzbare Arbeit allen denen, die des Pausanias und einer solchen Hülfe bedürfen, zum Gebrauch statt der älteren empfehlen können.

Fr. Thiersch.

Bologna.

Collezione scelta de' monumenti sepolcrali del comune cimitero di Bologna. Jui presso Salvardi 1826, fascicolo primo in Fol.

Von den hundert versprochenen Monumenten enthält das hier angezeigte Fascikel blos fünf, welche Zahl von keinen der folgenden überschritten werden soll. Die Abbildungen in Folio sind immer getrennt von den Inschriften des Monuments und von der kurzen Notiz über die Lebensumstände der Person, womit jedes Monument ausgestattet ist. So finden wir in diesem Fascikel, bey dem Monument des Lodovico Saviali auf eine bündige und klare Weise das Nöthigste und Wichtigste aus seinem Leben dargestellt. Wir erfahren daraus etwas für die Wissenschaften sehr Unerfreuliches, daß nämlich die Manuscripte, die Saviali seinem Freunde Garatoni vermachte, jezt, nachdem auch dieser gestorben ist, unwiderruflich verloren sind. Unter ihnen befand sich auch eine Fortsetzung seiner Annali Bolognesi, deren Trefflichkeit vorzüglich auch von deutschen Gelehrten, wie von Savigny Raumer und andern anerkannt wurde. Das zweyte und dritte hier abgebildete Monument sind die von Giovanni Lambertini und Rosalia Sanclemente Bertlaiqua, dann folgen die von Giacomo Becadelli und Petronio Buratti. Jedes Monument sollte eigentlich mit dem Charakter der verstorbenen Person auf eine gewisse Weise in Harmonie stehen, was den Inschriften nach zu urtheilen hier nicht statt findet. Das Titelblatt zeigt den Kirchhof und im Hintergrunde sind Hügel, unter welchen der Berg Guardia mit seinen Hallen und seinem Tempel sichtbar ist. Eine herrliche Erfindung, die traurigen Pforten des Todes zu Gängen umzuwandeln, die in die himmlischen Regionen führen.

Nr. 10.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. Februar 1827.

Lithographik.

1. Joseph von seinen Brüdern verkauft, nach Overbeck, lithographirt von Oeri. Carlsruhe bey Velten 1826. 2¼ Fuß breit, 2 Fuß hoch.

2. Christus im Hause der Martha, nach dems. lithographirt von dems. Ebend. 2 F. br. 2¼ F. hoch.

Das erste dieser großen Blätter ist nach dem bey Hrn. Passavant in Frankfurt a. M. befindlichen Carton der Composition, welche Overbeck in dem Hause des verstorbenen General-Consuls Bartholdy zu Rom für den Cyklus der Geschichte Josephs a fresco gemalt hat. *) Der Meister hat den Augenblick dargestellt, wo der Ismaelitische Kaufmann den Knaben hinwegführt zu den Kameelen, welche auf der Seite halten; die Brüder empfangen den Kaufpreis von dem ältern Ismaeliten, den sie in einer höchst gelungenen Gruppe umstehen. Der Araber, welcher eine edlere Natur verrathend nachdenklich auf sie hinblickt, der Knabe, der das Kameel hält, auf welchem ein anmuthiges Mädchen sitzt und der Mohr, welcher mit Wohlgefallen zu ihr hinaufschaut, sind zur Rechten des Bildes eine schöne Episode, an welche sich der vom Berge herabkommende Zug der Kaufleute anschließt. Links etwas rückwärts wird der Bock geschlachtet, bey den entfernten Schaafen weilt noch einer der Brüder und ganz im Vordergrunde sieht man den Brunnen, aus welchem Joseph eben heraufgezogen ward. Alle Figuren sind voll Wahrheit des Charakters so in der Tiefe des Gemüthes aufgefaßt, und mit so viel Anmuth dargestellt, daß man bey längerer Betrachtung immer mehr für sie gewonnen wird. Besonders schön gezeichnet ist der Körper des beynahe nackten Joseph. Gegen die übrigen läßt sich nicht ohne Grund einwenden, daß sie in den Verhältnissen etwas kurz, und für jene Menschen der Urwelt nicht kräftig genug gehalten sind, derselbe Tadel trifft das Gemälde selbst; aber für diese Mängel bietet die Reinheit der Empfindung und die innere Lebendigkeit, womit die Scene aufgefaßt ist, reiche Entschädigung.

Die Art wie Hr. Oeri den auf graues Papier gezeichneten und nur mit Kohle schattirten Carton lithographisch wiedergegeben hat, verdient im Ganzen alles Lob. Mit sicherer Verständniß sind die Hauptmassen durch leichte Schattirung gedeckt, und wir wünschten nur, daß der Boden, auf welchem die Figuren stehen, etwas kräftiger und die Schlagschatten an ihren Füßen bestimmter angegeben wären, dieß würde gewiß der Wirkung des Ganzen von großem Vortheil seyn. Die Behandlung der Gewänder geht durch die sehr gekreuzten Schraffirungen, welche Hr. Aeri zu lieben scheint, hie und da ins Schwerfällige, welches bey diesen einfachen Massen besonders nachtheilig ist; auch dürften wohl die Haare zum Theil mit mehr Freyheit und nicht mit so drahtartigen Linien ausgeführt seyn.

Wir äußern diese Bemerkungen um so unbedenklicher, weil die Wirkung im Ganzen und Charakter und Ausdruck im Einzelnen (nur der Kopf des Joseph scheint etwas zu alt) dem Lithographen so trefflich gelungen sind, daß sein Blatt einen ausgezeichneten Werth dadurch erhält; dann hauptsächlich auch, weil wir glauben, daß Hrn. Oeri nur eben die Beachtung einiger geringeren Theile seiner Kunst, wozu das oben Angedeutete zu rechnen ist, fehlt, um durchaus erfreuliche und verdienstliche Werke zu liefern.

Nr. 2. ist nach einer früher 1825 von Overbeck in Oel ausgeführten Composition, und in gleicher Größe mit dem, bey Hrn. Rathsherrn Vogel in Zürich befindlichen Gemälde lithographirt. Jesus, im Profil gesehen, sitzt in der Mitte, Maria, in Nachsinnen verloren, zu seinen Füßen. Freudige Bilder künftiger Seligkeit scheinen vor ihrer Seele erwacht und sie blickt unbeachtend, was außer ihr vorgeht, den Kopf in die Linke gestützt, zu

*) Vergl. die Nachricht im Kunstbl. 1825. Nr. 25.

Boden. Hinter ihm kommt Martha, die Hausfrau, mit raschem Schritte herbey, zu dem Heiland sprechend und die unthätigen Schwester anklagend, auf welche sie mit der Linken deutet, während sie die andere, wie im Gefühl ihres Rechts, in die Seite stützt. Aber Christus, wehrend und sie beruhigend hebt die linke und belehrt mit erhabenem Zeigefinger, wie Unrecht sie der Schwester thun. Diese Gruppe, besonders die der beyden Schwestern, ist voll lebendigen Gefühls, und von großer Zartheit und Schönheit. Weniger spricht uns das Profil des Christus und die Figur des Lazarus an, welcher hinter Jesus fast zu künstlich hingelehnt dasteht. Drey Jünger, wohl Johannes, Jakobus und Petrus, welche sich etwas rückwärts von Christus zu einer schönen Gruppe vereinigen, erinnern in ihren Zügen an Werke und Bildnisse dreyer großer Künstler, des Lionardo, Raphael und Michel-Angelo, welches in der Bescheidenheit, womit es hier angewendet ist, einen angenehmen Eindruck macht. Den Ausspruch des Heilands enthalten die Worte, welche oben an der Wand geschrieben stehen: Luc. 10, 41. „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe. Eines aber ist Noth: Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden." In der Aussicht durch das Fenster gewahrt man in einer einfachen Landschaft den barmherzigen Samariter, welcher dem Unglücklichen Labung reicht.

Hr. Oeri hat seine Lithographie der Wirkung des Bildes angemessen behandelt, daher dieß Blatt mehr überdeckt und dunkler schattirt ist. Da wir das Original nicht kennen, vermögen wir nicht anzugeben, in welchem Grade treu die Nachbildung ist. Wohl aber können wir den großen Fleiß der Ausführung rühmen, bey welchem nur ebenfalls die oben gerügten Mängel in Behandlung der Gewänder und Haare bemerklich werden. Der Druck dieses Blatts scheint uns wenigstens in dem vor uns liegenden Exemplare nicht so gut gerathen, als in dem ersten. Einigen Stellen fehlt es an gehöriger Kraft und Klarheit.

Uebrigens ist es höchst erfreulich, daß durch diese Blätter die Werke eines der besten lebenden Künstler auf eine befriedigende Weise dem Publikum vor Augen kommen, und es wäre sehr zu wünschen, daß Hr. Oeri Gelegenheit hätte, noch mehrere Compositionen zu lithographiren, aus welchen das oft verkannte Bestreben der neuern deutschen Schule nach Wahrheit der Auffassung, Tiefe des Gedankens und Würde der Darstellung sich kund gibt.

S.

Berlin im December 1826.

Der um die Wissenschaft hochverdiente kaiserl. russ. Staatsrath Baron Fischer v. Waldheim in Moskau hat daselbst in diesem Jahre eine interessante Broschüre über ein mongolisches Götzenbild unter dem Titel: Notice sur le Yamântaga, idole rare du Museum d'histoire naturelle et d'antiquités de l'université impériale de Moscou, 4. 1826. herausgegeben und dieser Abhandlung drey Tafeln Abbildungen beygefügt. Die Universität in Moskau hat dieses unter dem Namen Yamantaga bekannte mongolische Götzenbild durch Schenkung des P. G. Demidow erhalten, begleitet mit der Versicherung, daß es durch seine Vorfahren von den Bucharen erkauft sey, welche es in einem Kriege mit den Mongolen erobert hätten, da es bey diesen Sitte, ihre Götzen mit sich zu führen; die Feinde, mit denen sie kämpften, suchten das Schicksal der Schlacht stets dadurch zu entscheiden, daß sie vorzugsweise den Ort angriffen, wo sich der geheiligte Gegenstand aufbewahrt fände. Hr. v. Schmidt sagt: „Reisende, welche ich gesprochen und die diesen Götzen in den Tempeln der Mongolen gesehen haben, berichten: daß sie ihn gewöhnlich plump auf Leinwand dargestellt gefunden, niemals aber einen von Metall angetroffen hätten; nach allen Nachrichten, welche ich mir außerdem darüber habe verschaffen können, darf ich behaupten, daß der hier mitgetheilte Götze wohl so ziemlich der einzige Vorhandene seyn wird. Die Masse besteht aus Silber mit einer geringen Vermischung von Zinn; die Arbeit daran ist so sorgfältig, daß sie die Aufmerksamkeit der Künstler verdient. Es würde heutzutage schwer seyn, ihn nachzubilden. Die Hauptfiguren sind zusammen geformt und geschmolzen, die Arme jedoch besonders gearbeitet und sehr kunstreich durch Ringe gelöthet, welche zugleich als Zierrath dienen. Der zarte Ausdruck in den Zügen der Köpfe, die Vollendung in den Armen, die natürliche Bewegung in den Händen machen dieses Götzenbild zu einem Meisterwerke der Kunst. — Die kleine Bildsäule hat, das Fußgestell nicht mitbegriffen, 6 Zoll Höhe und 4 Zoll 6 Linien Breite mit ausgestreckten Armen. Sie ist zusammengesezt aus einem Körper mit 9 Köpfen, 16 Beinen und 34 Armen. Sechs weibliche Köpfe umgeben die Hauptfigur, welche einen Ochsen darstellt, und diese Gruppe wird noch von zwey andern Weiberköpfen überragt, die übereinander stehen und von denen der eine, durch seine Häßlichkeit merkwürdig, von Strahlen umgeben, der andere dagegen — der oberste — sich durch Jugendlichkeit und Schönheit seiner Züge auszeichnet. Sämmtliche Köpfe haben Halsbänder von Perlen und tragen Kronen von Todtenköpfen, aus welchen Flammen sprühen. Das Auge der Vorsehung befindet sich auf der Stirn aller dieser Köpfe, ausgenom-

men des obersten, der auch keine Krone von Todtenköpfen trägt und allein nur mit einem Flammen-Diadem geschmückt ist. Die 34, mit Armbändern von Perlen und mit Ringen verzierten Arme halten die Sinnbilder der Stärke und der Verwüstung, mit Ausnahme der Hände der vordern Figur, in denen man einen Theil der Veda und den Lingam sieht. Die 16 Füße berühren nicht den Boden, sondern werden auf der einen Seite von Rennthieren oder Antilopen, auf der andern von Adlern getragen, welche Thiere selbst wieder auf neun Götzen verschiedener Gestalt ruhen. Unter den vordern bemerkt man drey, welche Kronen tragen; die Nase der zweyten von der linken Seite, geht in einen Elephantenrüssel aus." (Augenscheinlich Ganesa.)

„Brust und Beine der Hauptfigur sind gleichmäßig mit Perlen verziert. Zwischen ihren Schenkeln hängen zwey Guirlanden, die Eine von Todtenköpfen und die Andere von lebenden Köpfen. Es bleibt uns nun noch unter den äußern Verzierungen dreyer Fackeln zu erwähnen, von denen sich zwey an beyden Seiten der Figur befinden und die dritte zwischen ihren Beinen hängt. Diese so zusammengesezte und mit dem Sinnbilde des Lingams versehene Figur umarmt ein junges Mädchen; der eine Fuß desselben steht auf einem Vogel, der andere umschlingt die Schenkel des Götzen. Es ist ebenfalls mit Todtenköpfen gekrönt, die von Flammen umlodert werden; die Stirn ist mit Perlen geschmückt und auf Armen und Beinen sind ebenfalls Bänder mit Perlen besezt; das Halsband besteht aus Todtenköpfen."

Etwas zu lobend und übertrieben möchte es wohl erscheinen, wenn Hr. v. Fischer nun in folgenden Worten sich ergießt: „Die Arbeit an dieser kleinen weiblichen Gestalt ist von dem Künstler mit vieler Zartheit und Sorgfalt behandelt; alle Verhältnisse daran sind genau beachtet und die Vollkommenheit so groß, daß ein geschickter Bildhauer wie Benvenuto Cellini sich hoch verherrlicht gefühlt haben würde durch Hervorbringung eines so schönen Werks." Auf der dritten Kupfertafel hat Hr. v. Fischer die verschiedenen Sinnbilder, welche in den Händen gehalten werden, abbilden lassen, gibt jedoch keine nähere Deutung davon, außer daß er glaubt, was man in den Händen der Hauptfigur, so wie in denen der jungen weiblichen Gestalt erblickt, für den Lingam halten zu müssen. Das Täfelchen in dem zweyten Armpaar der Hauptfigur wird als die Veda bezeichnet. Hr. v. Fischer führt nun zur nähern Erklärung dieses Idols an: „Die Mongolen beten diesen Götzen unter dem Namen Yamantaga an — d. i. Rachegott der Lamas-Hindous. Es ist leicht begreiflich, daß dieses Götzenbild den allmächtigen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Zerstörer darstellen soll. Ueber seinen Ursprung will ich noch einige Worte zufügen. Ich habe geglaubt, die Mongolen hätten die Grundbegriffe ihrer Götterlehre von den Indiern erhalten. Die so alten und so aufgeklärten Indier oder Hindus scheinen lange vor den Aegyptiern und Griechen eine sehr wichtige Rolle gespielt zu haben. Es ist hinreichend, an die Ruinen von Ellora zu erinnern, um nicht andere Beweise ihres geistigen Reichthums anzuführen." — Nun entwickelt Hr. v. Fischer aus Berichten der Missionäre die Begriffe der indischen Trimurti, welche übrigens nichts Neues enthalten und schließt: „Meine Vermuthung, daß die mongolische Mythologie indischen Ursprungs sey, erhielt selbst einen Grad von Gewißheit, als ich eines Tages den Prinzen Visapur beym Erblicken dieses Götzenbildes lebhaft ausrufen hörte: das ist der Lingam, aus einem unsrer Tempel entführt."

Herr v. Fischer, mit seiner Erklärung nicht zufrieden, wendete sich J. J. Schmidt in Petersburg, welcher durch seine Forschungen im Gebiete der ältern religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibetaner, 1824. 8. wohl hauptsächlich im Stande seyn möchte, diesen Gegenstand am gründlichsten zu beleuchten. Die Antwort desselben ist der vorgedachten Abhandlung beygedruckt und scheint mir von einem solchen Interesse, daß eine Uebersetzung derselben hier gern gelesen werden wird, da das Original gewiß in Deutschland wenig bekannt ist. Im Eingange des Antwortschreibens stellt Hr. Schmidt die Begriffe des Buddhaismus und Brahmaismus fest, welche er in den Hauptsätzen wesentlich verschieden findet und läßt es unentschieden, ob man Erstern als eine aus dem Leztern entsprungene Sekte, oder als dem Brahmaismus vorausgegangen, betrachten soll. Nach dieser Auseinandersetzung kommt nun Hr. Schmidt auf unser Götzenbild und sagt: „Diese Gottheit (der Yamantaga) ist für sich selbst nur eine der zahlreichen und mannichfaltigen Darstellungen des Siva und sein Name der eines geistigen Wesens der dritten Ordnung, welche die Brahminen Trimurti nennen. Es ist nicht der Lingam, den der Prinz Visapour vermuthet hat; sondern der Lingam, — der Gestalt nach mit dem Phallus übereinkommend — ist nur eine seiner vorzüglichsten Eigenschaften, und mit der ganzen Gruppe bildet er nach dem System der Brahminen ein Bild der zerstörenden und wiedererzeugenden Natur. Beyde Gestalten, sowohl der Götze als das weibliche Wesen, welches ihn umarmt, haben ihre Hände verschlungen und halten den Lingam mit der Rechten. Der Name ist aus den Worten des Sanscrit: Yama und Antaka zusammengesezt; der Erstere ist der Eigennahme des Gottes der Hölle und der Andere bezeichnet Zerstörung. Bey den Mongolen ist er gleichmäßig Ueberwinder der Höllengötter genannt, welches mit der Bezeichnung des Sanscrits-Worts Yaman,

taka übereinzukommen scheint. Es ist entschieden, daß dieser Götze keine Brahmaische, sondern eine Buddhaische Gestalt ist; wovon man sich durch den Kopf des Buddhaischen Gottes der Weisheit überzeugen kann, — Mandschouchri — der über dem Götzen steht; man unterscheidet aber auch mehrere Brahmaische Gottheiten unter den mit Füßen getretenen Figuren, namentlich den Ganesa, kenntlich am Elephantenrüssel. Unter den Gegenständen, welche sich in den zahlreichen Händen des Götzen befinden, erkennt man mehrere, die beym Gottesdienste des Buddha gebraucht werden, z. B. die priesterliche Glocke, der priesterliche Scepter, die Pauke u. s. w. Die Buddhaisten stellen Yamantaka unter die drohenden Gottheiten, bestimmt, alles zu vertilgen, was die Fortpflanzung und den Zweck der Lehre des Buddha hindert, u. s. w. u. s. w. Es würde schwierig seyn, den Ort zu bestimmen, wo dieses Götzenbild verfertiget worden, da sich keine Inschrift darauf befindet. Von China erhalten wir nur den unwichtigsten und wenigst geachteten Theil der Götzen; der größte Theil kommt von Tibet, wo man eben so geschickte Gießer als in China hat. Die schönsten kamen in ältern Zeiten von Balpo oder Nepal. Die Chroniken Tibets und die der Mongolen rühmen vorzüglich die Figuren von Neapel, und bey der Gründung eines neuen Tempels ließ man von dieser Stadt häufig die Künstler kommen, welchen man die Anfertigung der verschiedenen Götzen anvertraute. Der Stoff, aus welchen der Yamantaka gebildet worden, ist vielleicht das Metall, welches unter dem Namen des weißen chinesischen Kupfers bekannt ist. Man weiß, daß die Jesuiten, getäuscht durch die Aeußerungen der Chinesen, dieß Metall als ein besonderes mineralisches Product betrachteten, bis die Erfahrung sie vom Gegentheil überführte, indem sie den Beweis erhielten, daß es nur eine Zusammensetzung sey.“ Hiermit schließt diese interessante 16 Seiten starke Abhandlung.

Druck und Papier sind zu loben, doch tadeln möchte ich die dazu gelieferten Abbildungen, welche durchaus keine klare Anschauung von dem Götzen gewähren. Ich hoffe später durch zu erwartende Mittheilung eines Abgusses, in den Stand gesetzt zu werden, genauere Darstellungen von diesem Werke der Kunst liefern zu können, indem es mir sehr der Mühe werth scheint, daß Gelehrte und Kenner des Orients diesem Idole Beachtung schenken, da ein Aehnliches wohl bisher nirgend bekannt gemacht ist.

Herrn A. W. v. Schlegel sind diese Zeilen vorzüglich gewidmet und mögen denselben einen freundlichen Neujahrsgruß von mir bringen.

Dr. Dorow.

Neue Kunstwerke.

Baden und seine Umgebungen in mahlerischen Ansichten von Professor Frommel, mit Beschreibung von Hofrath Schreiber. 3ter Heft. Preis 5 fl. 30 kr.

Dieser neue Heft eines Werks, welches der deutschen Kunst Ehre macht, enthält, wie die vorhergehenden, sechs Blätter: 1. Den Wasserfall bey Geroldsau; 2. das Kloster Lichtenthal; 3. die Todtenkapelle daselbst; 4. das neue Gesellschaftshaus in Baden; 5. die Ruinen der Burg Windeck, und 6. Türenne's Denkmal bey Dasbach. Auch an diesen Abbildungen muß man wieder die glückliche Wahl der Standpunkte, so wie die geistvolle Behandlung rühmen, die Effekte sind nicht gesucht, sondern wie sie die Natur selbst darbietet, wenn manche Vedutenzeichner sich damit begnügen, ihren Gegenstand beym ersten Anblick, und in der ersten besten Beleuchtung flüchtig zu skizziren, und bey der Ausführung eine meist ungetreue Erinnerung zu Hülfe zu nehmen, so zeigt sich dagegen bey unserm Künstler überall ein sorgsames Studium des Charakteristischen, im Ganzen wie im Detail. Ein vierter Heft wird die schönsten Partbieen des romantischen Murgthals enthalten, und dieses Werk schließen; zu einer ähnlichen mahlerischen Darstellung des Schwarzwaldes hat Hr. Prof. Frommel bereits die Zeichnungen an Ort und Stelle gefertigt.

Merkwürdigkeiten des Großherzogthums Baden, in Bezug auf Kunst und Geschichte, nach der Natur und auf Stein gezeichnet von J. Bergmann. Constanz. 1r—4r Heft. gr. Fol.

Es herrscht seit einigen Jahren ein löblicher Wetteifer, die Ueberreste deutscher Art und Kunst in Abbildungen und Beschreibungen bekannt zu machen. Der Plan des vorliegenden Werks hat aber einen noch weitern Umfang; es nimmt auch interessante Ansichten von Städten ꝛc. und Darstellungen merkwürdiger Naturformationen auf. An Stoff kann es sobald nicht gebrechen, denn die badischen Gegenden am Bodensee und Oberrhein enthalten einen Reichthum von Werken der Architektur, Sculptur und herrliche Szenereien, der wohl eine ziemliche Reihe von Heften füllen mag. Nur ist freylich Bergmann kein geübter Zeichner, und besonders mißlingen ihm landschaftliche Gegenstände und Figuren. Auch mit der lithographischen Technik hat er sich noch zu wenig befreundet. Der beygefügte Text ist kurz, aber zweckmäßig und zur Belehrung hinreichend.

— ber.

Nr. 11.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. Februar 1827.

Archäologie.

Verzeichniß der alten und neuen Bildwerke in Marmor und Bronze in den Sälen der königlichen Antikensammlungen zu Dresden. Walther 1826. VI. 122 S.

Dankenswerth in mehrfacher Beziehung ist das vorliegende Büchlein, welches dem Vernehmen nach von dem königl. sächsischen Hofrath Hrn. Dr. Hase herrührt und den früheren Catalogue des marbres etc. Dresde 1807. 8. von Lipsius in reichem Maße ersezt. Von Dresden her, wo das kunstgeschichtliche Studium unsrer Landsleute seit längerer Zeit einen Anfangs- und Mittelpunkt zu suchen pflegte, muß es Auswärtigen als Erinnerung an bekannte Kunstwerke, gegenwärtigen Beschauern als Wegweiser durch geehrte Umgebungen erwünscht seyn, und selbst die archäologische Forschung hat gerechte Gründe, jedes vollständige Verzeichniß einer Antikensammlung als einen Zuwachs des in seiner Gesammtheit nie und nirgends abbildungsfähigen archäologischen Materials anzusehen. Werke, deren Daseyn wichtig ist, während ihre einfache, sonst bekannte, zerstörte oder artistisch allzu untergeordnete Gestalt niemals zu ihrer Abbildung auffordern würde, kommen erst durch ein solches Verzeichniß zur Sprache; andere, selbst die bekanntesten, deren offenes Angesicht hie und da durch die Schlangenwindungen eines vielzüngigen Gespräches mehr verdunkelt als erläutert wird, können in einer gedrängten Beschreibung leicht zu ihrer gültigsten Betrachtungsweise zurückgeführt werden.

Eine Arbeit dieser Art, die nichts zu wünschen übrig ließe, muß zur Zeit den unmöglichen Dingen beygezählt werden; der gegenwärtigen gereicht es zum Lobe, daß sie den wesentlichsten Erfordernissen eines Antikenverzeichnisses mit einer Enthaltsamkeit entspricht, für die man, an die redselige Breite der meisten archäologischen Werke allzugewöhnt, selbst manche unbequem verschlossene Belehrung dann und wann gern hinzugeben pflegt. Die einzelnen Stücke der Sammlung sind unter Bezeichnung fortlaufender Nummern aufgeführt; Herkunft und Größe sind sorgfältig angegeben, Nachweisung der Ergänzungen und der Abbildungen mangelt wenigstens da nicht, wo durch Beckers Augusteum vorgearbeitet war. Aushebung archäologischer Besonderheiten, wie im Pariser Antikenverzeichnisse bezweckt ist, lag nicht im Plan der gegenwärtigen und dürfte bey ihrem verhältnißmäßig beschränktem Material auch kaum erwartet werden; dagegen ist allerdings zu bedauern, daß die Beschreibung der umfassenderen Bildwerke dem ungeübten Auge nicht mehr als geschehen ist, nachhilft und daß daher auch dem Beschauer wesentliche Ansichten neuerer Forscher zugleich mit den begründenden Einzelnheiten der Bildwerke mangeln. So sind die Vorstellungen der allbesprochenen Kandelaberbasis Nro. 99. zwar ungefähr benannt, aber weder beschrieben noch erklärt. Richtiger als bey Becker ist die Folge der Seiten von der Linken zur Rechten (Augusteum Taf. V. VII. VI.) angenommen, aber, da jede Erwähnung der im Epheukranz des Neokoren (Taf. VII.), in den Silenesken-Verzierungen, ja wohl gar in vermeintlichen, thyrsusähnlich verbundenen Tempelbesen für uns unverkennbaren bacchischen Beziehung jener zwiefachen Apolloweihe fehlt, ohne irgend eine Begründung; daß auf der dritten Seite dem Lichtgotte Apoll eine Fackel geweiht werde, wo Becker in Abbildung und Erklärung einen Köcher gibt, ist ebenfalls stillschweigend angenommen, und statt der Hauptmeynungen Visconti's, Becker's, Böttiger's und neuerer Gelehrten einzig O. Müller's Schrift de tripode Delphico angeführt, auch diese aber ohne Erwähnung der in ihr vorgetragenen Meynung. Da jedoch ähnliche Uebelstände hauptsächlich bey Reliefs zur Sprache kommen und diese dem verzeichneten Theil sonst völlig mangeln, so verliert auch das gegenwärtige Verzeichniß durch sie weniger an seinem Werth.

Das Verzeichniß befolgt vom Eingang an die fortlaufende Reihe der Säle. In dem ersten und in dem lezten derselben sind bekanntlich fast durchgängig moderne Bildwerke aufgestellt. Indeß würde außer den ägyptischen Löwen des Eingangs auch der, sehr willkürlich so benannte, Psyllus (Nr. 5.), eine Bronze-Statue in Le-

benegröße, vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen, wäre ihr Alterthum so entschieden als es dem Verfasser für unbezweifelt zu gelten scheint; an den Hermenschäften von buntem Marmor Nro. 30. 32. hegt Ref. geringeren Zweifel. Eine Unterscheidung des Antiken und Modernen durch Druck oder Beyzeichen wäre hier und noch im zweyten Zimmer an ihrem Orte gewesen. In diesem ist von Antiken außer der bereits erwähnten Kandelaberbasis nur der reich verzierte Altar mit drey Nischen bemerkenswerth, dessen Abbildung Becker (August. I. 33. 34.) mit einer im Verzeichniß wiederholten Deutung auf den Dienst der Penaten gab; der Einwand liegt nahe, daß drey zusammengehörige Nischen nicht wenigen Dreyvereinen von Gottheiten dienen konnten, den Penaten aber, die im römischen Kultus als ein Götterpaar vorzukommen pflegen, am wenigsten. Referent fährt fort auch aus den folgenden Zimmern, in denen fast ausschließlich antike Bildwerke aufgestellt sind, Einzelnes auszuheben, was ihn zu abweichenden Meynungen veranlaßte. Die unter Nr. 119. im dritten Zimmer angeführte Gruppe (August. II. 66.) würde er nach anderwärts beygebrachten Analogien nackter Venusbilder (Venere Proserpina illustr. S. 66) mit dem Priapusdol und bekleideter weiblicher Figuren mit dem Idol einer mystischen Göttin (Ebend. S. 62) ohne Schwierigkeit als eine Venus neben der Statue eines Priapus bezeichnen. Die vermeintliche Thetis im vierten Zimmer (Nr. 153. August. III. 104) würde Ref. mit dem Ergänzer für eine, nach häufigem Gebrauch mit dem Delphin begleitete Venus halten, wenn die Züge des Kopfes wirklich ein Bildniß verriethen; eine Porträtfigur als Thetis darzustellen war so wenig Anlaß vorhanden, als reichlicher für die Bildung einer Venus Anadyomene. Indeß ist der Kopf jener Statue mit dem zusammengefalteten Kopftuch (Zoega zu bassir. I. 42.), Kredemnon bedeckt, welches bekanntlich keiner Meergöttin so vorzugsweise zukommt als der Leukothea. — Eine Figur mit Bocksbeinen, Marsyas benannt, zu finden, müßte selbst bey Werken von moderner Erfindung befremden; in der allerdings sehr geflickten Gruppe Nr. 159. (August. III. 83) ist es jedoch nicht der Bocksfüß'er, dem die antike Begründung fehlt. Dieses ist ein entschiedener, vom Kopf bis auf die Kniee antiker, bärtiger Pan; sein rückwärts gehaltener linker Arm und die erhobene Richtung des ungeschickt mit einem Stamm ergänzten rechten erinnert allzusehr an häufige Ringergruppen auf Reliefs, um die Figur nicht am liebsten einer vormaligen Gruppe des mit Eros ringenden Pan beyzumessen. Daß die gegenüberstehende Apollofigur antike Theile habe, ist trotz ihrer Ueberarbeitung nicht abzuläugnen; der mit einer Chlamys bekleidete Sturz ist nicht modern. Wer aber beweist uns, daß dieses Fragment je zu der Figur des Pan gehörte? — Daß die als Pan und Olympus ergänzte Gruppe Nr. 165. (August. III. 81.) zur weiblichen Figur einer Nymphe zu ergänzen gewesen wäre, scheint eben so wenig ausgemacht. — Werke wie Nr. 169. (August. I. 36.) kann Ref. nur für Votivschilder halten und daher nur in Gebäude, niemals in Sarkophage, eingesezt glauben. — Bilder eines durch Pinien-Ast, Gartenmesser und einen Hund bezeichneten Landgottes sind durch mehrfache Votivinschriften allzuentschieden als Silvansbilder bezeichnet, um sie noch dem Vertumnus beymessen zu dürfen, wie im fünften und achten Saal (Nr. 188. August. III. 82. und 348.) geschehen ist. — So wenig auf Köpfe ankommt wie auf den Ebend. Nr. 192. (August. II. 72.) angeführten, so mahnen sie doch billig an eine Beschränkung der allzuhäufig beliebten Benennung eines Amor zu Gunsten der häufigen Brunnen- oder sonstigen Lokalgenien. — Ob die sitzende Statue Nr. 213. (August. II. 68.) eine Erato sey, will auch Ref. nicht bejahen; sie erinnert an die vatikanische Terpsichore. Für eine Muse jedoch ist sie nach ihrer Bekleidung und nach dem Felsensitz mit Wahrscheinlichkeit gehalten worden, und einer solchen paßt auch der mit metallenem Stirnband (ἄμπυξ) geschmückte Kopf. Warum dieser leztere der Statue fremd seyn solle, gesteht Ref. nicht einzusehen. — Die im sechsten Saal Nr. 224. (August. I. 11.) befindliche Spesfigur ist mit gleich ungegründetem Verdachte belegt worden. Der Rest eines Füllhorns in ihrer Linken ist unzweifelhaft antik, und für die Dutzendarbeit dieser, immerhin auch nachhadrianischen, Statue weder zu gut noch zu schlecht; ein Füllhorn aber kam der Statue zu, wie zum Ueberfluß eine ganz ähnliche im Antiquarium zu München zeigt. — Das vermeintliche Herkuleskind Nr. 250. (Aug. III. 89.) ist keineswegs erwiesen; statt der Fische konnte man ihm einen Vogel in die ergänzte Hand geben und er glich vielen ähnlichen Votivknaben nicht weniger als einem Herkules. — Nach einem Korbe, der an der linken Seite des sitzend schlafenden Knaben Nr. 305. (Le plat. 126.) roh angedeutet ist, war derselbe als Fischerknabe zu bezeichnen. — Die von Nr. 306. (Le plat. 127.) gegebene Deutung einer Elektra am Grabhügel des Orest steht und fällt mit des Verf. im Conversationsblatt 1822. Nr. 123. vorgetragener Meynung über die Venus von Melos; für die gegenwärtige Statue dürfte wenigstens ein Felsstück, wie es der alten Plastik als häufige Andeutung bergigen Raumes dient, nicht ohne Weiteres einem Grabhügel gleichgesezt werden. — Daß die sehr merkwürdigen Statuen Nr. 364. 367, welche Becker (August. III. 107.) für Gladiatoren mit zufälliger Aehnlichkeit des Hadrianus erklärte, diesen Kaiser wirklich vorstellen, ist ohne weitere Rechtfertigung, aber mit guten Gründen angenommen. Zweifelhafter ist, was eben so stillschweigend vorausgesezt wird, daß die vormalige durch Verstümmlung der Arme unkenntliche Handlung die des

Ballspieles gewesen sey, da auch für Diskuswurf sich viel sagen ließe; ferner, was dem Ref. eben so willkürlich als unwahrscheinlich scheint, daß sie einem Sphäristerium, ja mit dem gegenüberstehenden Statuenpaar (Nr. 365. 366.) dem Giebel eines solchen angehörten, nämlich mit hinzugefügter und verlorener Statue eines dritten Mitspielenden. Die Willkür einer solchen Annahme, wo uns vier zusammengehörige Statuen von leidlicher Erhaltung gerettet sind, die gleiche Größe dieser vier Statuen, endlich das neue Wagstück aus einem so magern Bildervorrath Giebelgruppen für Spielplätze zu componiren, müssen jener Meynung einen ernstlichen Widerspruch entgegensetzen, dagegen es nahe liegt, die beyden Kämpferpaare am Eingang eines hadrianischen Spielplatzes auf Sockeln gegenübergestellt zu denken.

Zu manchen andern Widersprüchen eben dieser Art bietet die vorliegende Schrift wie mehr oder weniger alle Arbeiten über ähnliche Gegenstände, ein weites Feld dar. Ohne die vormalige Stelle und Umgebung einer Statue zu wissen, wie sie uns kaum irgend einmal bekannt zu seyn pflegt, oder ohne die entschiedenste Nachweisung individueller Attribute, müssen gelehrte Götterbenennungen durch mehr oder weniger allgemeine, aber in ihrer Gattung fast allemal an ein bestimmtes Lokal gebundene Beynamen, wie Poseidon Meilichos (Nr. 35.) und ähnliche nicht blos willkürlich, sondern auch störend erscheinen; für eine allgemein zustehende Benennung können wir nicht einmal die Athene Stratia (Nr. 146.) und Promachos (Nr. 149.), gelten lassen, und wenn eine jede fackeltragende Artemis auch immerhin Daduchos heißen mag, so müssen wir für eine, die wir blos als schreitend kennen (Nr. 111.), die Anwendbarkeit einer solchen Benennung billig bezweifeln. Warum muß ein jeder Satyr, der, nicht einmal mit entschiedener Hinwendung auf einen Dionysos, Wein einschenkt, Ampelos genannt werden (Nr. 219.), warum jeder Herkules, der das nicht seltene Beyzeichen eines Stierkopfes trägt, ein Besieger des kretischen Stieres (Nr. 299.) heißen? Warum wollen wir für jegliches Bildniß einen Namen suchen, zumal entschieden namenlose aus Familiengräbern die zahlreichsten unseres Vorrathes seyn mögen und die Abbildungen oft eben so leicht täuschen als entschieden bey jenem Epikurus (Nr. 179.)? Wichtiger als eine so unsichere Ausdehnung unsrer Grenzen ist die sorgfältige Beschreibung der Denkmäler; vielen wird keine Abbildung gegönnt, andern ist die beste nicht genügend. Es ist nicht unwesentlich für die vormalige Gestalt jener schönen satyresken Mundschenken (Nro. 192. 178. 143. 219.), daß Reste des von der Rechten gehaltenen Kruges sich an ihren Köpfen (wenigstens bey Nr. 162. 178.) noch erhalten haben; der Epheuzweig am Stamme eines für Vertumnus versehenen Silvanus (Nr. 348. Le plat. 107.), der Delphin mit einer Muschel als Attribut einer Venus (Nr. 257.), die Verschleyerung durch Mantel oder Kopftuch am Idol des Priapus (Nr. 119.) und ähnliche Besonderheiten dieser Art gehören ganz eigentlich in ein Verzeichniß, welches den Beschauer zu sorgfältiger Beobachtung auffordern, den entfernten Forscher über jedes Eigenthümliche belehren soll. Selbst ob ein Kopf schlechtweg ein Kopf oder, wie Nr. 100, ein Hermenkopf sey, ist bey einem solchen keineswegs gleichgültig und die Sorgfalt der Beobachtung in scheinbar geringen Gegenständen verhütet oft Irrungen in den wichtigeren und vorzugsweise ausgehobenen. Da die Beschreibung selten aufs Einzelne eingeht, so sind Uebereilungen in ihr seltener bemerklich als in der Anwendung archäologischer Ausdrücke; Satyrisken, d. h. Satyrkinder als Benennung erwachsener Satyrn (Nr. 124. 162. 178. 193. 219.), ein Faun statt eines Satyrs, wo vom Original des Praxiteles (irrig Protogenes Nr. 191.) die Rede ist, Krotalen für Cymbeln (Nr. 296.) u. s. w. So wäre selbst das Kunsturtheil hie und da strenger zu wünschen. Mehr denn ein Bronzekopf der Sammlung verdient strengere Prüfung (so der Niobide Nr. 126, des Drusus Nr. 170.), das Relief Nr. 330 scheint entschieden modern, dagegen Ref. die für Nr. 163. 336. angenommene Neuheit verneinen möchte. Ueber den Frauenkopf Nr. 319. läßt sich streiten, ob er wirklich altgriechisch oder spätrömisch sey; die kleinen Löckchen scheinen einem Haaraufsatz anzugehören.

Der verdiente Verfasser wird in diesen mancherley Ausstellungen den Beweis einer dankbaren und aufmerksamen Benutzung nicht verkennen, den wir ihm zu geben wünschten. Er wird unsre Bemerkungen mit prüfender Sichtung jenen nie ausbleibenden Berichtigungen anreihen, welche jedes Verzeichniß einer Sammlung schon durch einzelne Aenderungen der Gegenstände und ihrer Aufstellung zu erwarten pflegt. Bereits in gegenwärtiger ist die Ordnung von Nr. 346. 347. verkehrt worden; eine Jünglingsfigur, deren irrige Ergänzung zum Meleager erwähnt wird (Nr. 145.), ist durch die Attribute eines Rhytons und eines Strickes oder einer Schleuder der ihrer beygemessenen ästhetischen Bedeutung näher gerückt. Ueber die Gründe, aus welchen Verf. das letzte Antikenzimmer der königlichen Sammlung zur Zeit unbeschrieben ließ, hat derselbe sich nicht erklärt. Die verschiedenen, aus Alten und Neuen gemischten, überdieß bey kleinerem Umfang leicht zu vernachlässigenden Gegenstände jenes Zimmers, unter denen doch auch größere, wie die beyden merkwürdigen bacchischen Sarkophage (August. III. 111 — 115.) sich befinden, dürfte vielleicht noch dringendere Anforderungen auf ein sorgfältigeres Verzeichniß machen als die beschriebenen größeren Mar-

morwerke, und werden hoffentlich von den thätigen Bemühungen des Verfassers noch nachträglich ein solches erhalten. H. R. S.

Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im Dezember 1826.

In meinem lezten Briefe vom Juli d. J. versprach ich Ihnen Einiges über die Kunstausstellungen zu Gent im August und zu Amsterdam im October mitzutheilen; dringende Angelegenheiten und Geschäfte anderer Art haben mich jezt verhindert mein Wort zu halten; dennoch hoffe ich, daß diese Zeilen, obschon etwas verspätet, Ihnen nicht unwillkommen seyn werden.

Wie ich in meinem vorigen sagte, war von der Académie Royale de dessin, Peinture, Sculpture et Architecture zu Gent ein Concurs eröffnet; zu der Beurtheilung waren, wie gewöhnlich, einige Künstler und Dilettanten aus Brüssel, Antwerpen, Brügge, Doornik, Amsterdam ꝛc. eingeladen, und die Akademie theilte zu gleicher Zeit die Preise an Ihre Zöglinge aus. Die Aufgabe des höchsten Preises im Concurs, *) für alle Künstler des Königreichs erreichbar, war eine Hebe dem Adler des Jupiters den Becher darreichend. Die des zweyten Preises (eine Medaille und fl. 300 Nied. C.) war ein historisches Gemälde aus der neuern Geschichte, und sollte den Grafen v. Egmont vorstellen, wie er nach dem Blutgerüste gehend, dem Bischof Rothovius einen Brief überreicht, worin er seine Gattin und Kinder Philipp dem II. empfiehlt. Ein dritter Preis, blos für Damen zu gewinnen, bestand in einem Lockenkranz, einer Medaille und fl. 200 Nied. C. Die Aufgabe: Eine schlafende Nymphe mit ihrem Hunde, von natürlicher Größe. Für den vierten Preis, eine Medaille und fl. 200 Nied. C., war die Aufgabe ein Genrestück, eine junge Verlobte, welche in Gesellschaft ihrer Mutter und Schwester, durch ihren künftigen Gatten in die Werkstätte eines Malers geleitet wird, der ihr Porträt vollendet hat. Der fünfte Preis (eine Medaille und fl. 150) betraf die Landschaftmalerey und die Aufgabe war ein Mondscheingemälde, der sechste (eine Medaille und fl. 100) in der Bildhauerkunst, das Brustbild des Erasmus; der siebente in der Architektur (eine Medaille und fl. 250) der Grundriß, Aufriß und Durchschnitt eines Gebäudes für die botanische Gesellschaft zu Gent.

*) Eine Medaille und fl. 600. Nied. C.

Schade daß seit einiger Zeit die älteren Künstler nicht mehr für einen Concurs arbeiten wollen, und dieß den Jüngeren überlassen. — Indessen waren die drey eingesandten Stücke für den ersten Preis, alle sehr lobenswerth. Dem Hrn. Picqué von Brüssel, Schüler des Hrn. Navez, wurde der Preis ertheilt. Die HH. Dielman von Brüssel und Diez von Gent, bekamen Jeder ein Accessit. Den zweyten Preis gewann Mad. Adele Kindt von Brüssel, der dritte wurde Mad. Elise de Gamon von Brüssel zuerkannt. Im Genrestücke bekam Hr. Scheppers von Antwerpen den Preis, Hr. de Vlieger von Gent ein Accessit. B. J. v. Storen aus dem Haag gewann den fünften Preis mit einem Mondscheingemälde, und A. de Noter zu Gent ein Accessit. In der Bildhauerey wurde dem Erasmusbilde des Hrn. Voituron der Preis und dem des W. Franck (beyde von Gent) ein Accessit zugetheilt. Hr. Focqueur von Gent bekam den Preis in der Architektur.

Diese Preisstücke wurden am 21. August zu gleicher Zeit mit den Arbeiten der Zöglinge der Akademie, im neuen Saale des Universitäts-Gebäudes ausgestellt, einer prächtigen Rotunde von 80 Fuß im Durchmesser, wo etwa 1500 Personen, worunter die vornehmsten Damen der Stadt, in glänzendem Putze versammelt waren. Die Gekrönten wurden von dem Hrn. Bürgermeister, den Professoren der Akademie und den Mitgliedern der Société des beaux arts in offenen Caleschen nach Hause begleitet, die Straßen, wo die Gekrönten wohnten, waren mit Guirlanden geschmückt und Abends beleuchtet. In den südlichen Provinzen ist dieß ein wahres Volksfest. Den beyden Kunstausstellungen von Gent und Amsterdam waren viele Stücke gemeinschaftlich, da sie auf Verlangen der Künstler zuerst in Gent ausgestellt und dann nach Amsterdam geschickt wurden. In der erstgenannten Stadt konnte ich mich nur wenige Tage aufhalten, deßhalb werde ich blos einiger vorzüglichen Bilder erwähnen, welche nicht zu Amsterdam waren, und die andern unter der Rubrik Amsterdam anführen.

Zu Gent zeichnete sich, unter den Stücken, welche nicht versandt wurden, vorzüglich aus, ein Bild mit Figuren über Lebensgröße von Hrn. Navez: Rebecca wie sie von Elieser begleitet dem Jacob begegnet. — Die Gruppirung, die Zeichnung, und der Ausdruck der handelnden Personen fand vielen und verdienten Beyfall; das Colorit aber ist etwas kalt, wozu der Hintergrund viel mitwirkt, auch dürften die Figuren auf dem zweyten Plane etwas schwächer gehalten seyn. Die Draperien und das Nackte sind vortrefflich. Hr. Navez zeigt sich als ein guter Schüler des verstorbenen David.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 12.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. Februar 1827.

Neue Bauwerke in München.

Seit der Grundlegung der Pinakothek, von welcher in diesem Jahre bereits der Unterbau errichtet worden ist, sind mehrere andere Gebäude von großer Ausdehnung und Bedeutsamkeit in unserer Hauptstadt, theils angefangen, theils vollendet worden, welche durch die Schönheit ihrer Construction wesentlich zu der Ausschmückung derselben beytragen. Die folgende Uebersicht wird unsere Leser wenigstens einigermaßen von der Wichtigkeit dieser Worte überzeugen.

1. Der Königsbau,

welcher an der nördlichen Seite des Max Joseph Platzes errichtet wird. Die östliche und Hauptseite dieses großen Raumes nimmt das neue von Fischer erbaute und nach dem Brand im Jahr 1823 ganz gleich dem frühern wiederhergestellte Theater ein; auf die Mitte desselben kommt das kolossale Denkmal zu stehen, welches die Stadt München dem Höchstseligen König Maximilian Joseph errichtet. Professor Rauch aus Berlin, im vergangenen Frühjahr eigens deßhalb nach München berufen, wird das Modell dazu fertigen, und wir hoffen es in wenigen Jahren aus der hiesigen Erzgießerey hervorgehen und auf dem Platze seiner Bestimmung emporsteigen zu sehen.

Der neue Flügel des königlichen Residenzschlosses, welcher auf der einen Seite dieses Platzes den Haupttheil des ganzen Gebäudes bilden soll, war eine für die architektonische Anordnung sehr schwierige Aufgabe, sowohl wegen der Verbindung mit dem übrigen schon bestehenden Gebäude, als in Hinsicht der Wahl des Styls und der Verhältnisse in der Nachbarschaft des nahen Theaters, dessen korinthische Säulenfaçade einen eben so großartigen als reichen und geschmückten Anblick gewährt. Die größere und die beyden kleinern Façaden zusammengenommen werden eine Länge von 660 Fuß ausmachen. Das Ganze wird aus Quadersteinen errichtet, und der Styl, obwohl nicht nach einem besondern Vorbilde behandelt, ist florentinisch zu nennen. Auf einem mit Stufen und einer Sitzbank umgebenen hohen Stylobade in Bossagen a punto di diamante abgesezt, erhebt sich das Erdgeschoß ganz in Rustico-Styl und mit dorischem Hauptgebälke gekrönt. Hierauf folgt der erste Stock mit einer jonischen Pilaster-Ordnung und jonischem passend verziertem Gebälke. Die zweyte Etage erhebt sich nur theilweise, etwa 220 Fuß lang über der Mitte der Hauptfronte, in korinthischer Ordnung und von einem reichen Consolen-Gesimse gekrönt. Drey Thore öffnen sich in der Hauptfronte und sind so wie die Arkadenfenster des ganzen Baues, mit eben so kräftig als mannichfaltig und reich geformten Bossagen umgeben. Der ganze Bau wird 105 Fuß hoch und mit flachen Terrassendächern bedeckt, auf welchen zum Theil Wintergärten anzubringen sind, die jedoch von außen nicht sichtbar werden.

Das Erdgeschoß wird nebst den zur Hofhaltung nöthigen Gemächern eine Reihe von gewölbten Zimmern enthalten, in welchen die Fabel der Nibelungen a Fresco gemalt werden soll. Zwey prächtige Marmortreppen führen zum ersten Stock, worin die Wohnung des Königs und der Königin angebracht ist. Der zweyte Stock enthält ein Festgemach in Verbindung mit jenen Wintergärten, welches bestimmt ist, den kleineren Hoffesten, Bällen und Conzerten ganz außerhalb der Wohnzimmer Raum zu gewähren. Die Verzierung dieser Gemächer der zwey obern Stockwerke soll den Befehlen S. M. des Königs gemäß durchaus auf dem Wege der Kunst, ohne Fabrik- und Flitterwesen, und in großer Einheit des Styls durchgeführt werden, zugleich aber neben Pracht und Größe allen Forderungen genügen, welche die Bequemlichkeiten des täglichen Lebens bedingen.

Die Heitzung mit warmer Luft wird in diesem großen Bauwerke eine passende und sehr ausgedehnte Anwendung finden. Der Grundstein ward am 18. Juni 1826 von S. M. dem König in eigener Person unter feyerlicher Begleitung der Geistlichkeit und des ganzen Hofes gelegt; seitdem war man mit dem Ausmauern des Grundes eifrig beschäftigt und in diesem Jahre wird hoffentlich das Gebäude schon um ein beträchtliches über

die Erde emporsteigen. Wir verdanken die obigen Angaben über die Anordnung desselben der gefälligen Mittheilung des Architekten Hrn. geheimen Oberbaurath v. Klenze.

2. Die Allerheiligen-Kapelle.

Theils durch den Bau des königlichen Wohnhauses, welcher in zu große Entfernung mit der jetzigen Schloßkapelle kam und nur eine unpassende Verbindung mit derselben hätte erhalten können, theils und hauptsächlich wegen zu großer Beschränktheit dieser alten Kapelle ward es nöthig eine neue zu erbauen, zu welcher am 1sten Nov. 1826 der Grundstein an der Ostseite des königl. Schlosses gelegt wurde.

Diese Kirche, mit der Vorderseite sich an das königl. Schloß lehnend, wird eine bedeutende Ausdehnung bekommen. Die ganze Länge beträgt 165, die Breite 110 Fuß. Das Aeußere wird blos als Nebenbau des Residenzschlosses behandelt und daher mit keinem bedeutenden Schmuck versehen. Im Innern hat das Hauptschiff zwey durch Säulen gesonderte Nebenschiffe, an deren Ende die zwey Nebenaltäre liegen, und fünf große Emporkirchen. Die Decke ist gewölbt und soll ganz mit Freskogemälden auf Goldgrund geziert werden. Die unteren Theile der Wände werden mit Marmorvertäfelungen bedeckt.

Der Architekt Hr. v. Klenze hat in seinem Entwurfe gesucht, den schönen frommen Sinn der frühern christlichen Gebäude des Südens mit architektonischer Reinheit und Consequenz zu vereinigen und dabey die imponirende Pracht des Anblicks zu erreichen, welche in Gebäuden, die nur den Regungen des Gemüths und Herzens gewidmet sind, als erste Bedingniß erscheint.

3. Das Kaufhaus.

Diese neue dem öffentlichen Nutzen und Vergnügen gewidmete Anlage nimmt die ganze westliche Seite des Hofgartens ein, und ist bereits im Aeußern und im Innern ganz vollendet. Die Länge beträgt fast 600 Fuß. Im Innern des Gartens zieht sich ein hoher Arkadengang hin, welcher theils mit historischen, theils mit andern Dekorationen a Fresco geziert werden soll; 16 große Felder werden Darstellungen aus der Geschichte des Hauses Wittelsbach enthalten. An diesem Gange liegen Kaffeehäuser und Kaufläden, welche doppelt, auch nach der Seite der Ludwigsstraße sich öffnen. Im ersten und zweyten Stockwerke sind schöne Wohnungen und das Lokal des Kunstvereins. Das Ganze, nach dem Entwurf des Hrn. v. Klenze erbaut, erinnert in Hinsicht der Anordnung und Verzierung des Aeußern an den Styl der venetianischen Architektur, und ist mit flachen Kupferdächern gedeckt.

4. Die Isarbrücke.

Am 9ten November wurde der lezte Schlußstein an der neuen Isarbrücke mit einer passenden Feyerlichkeit eingesezt. Nachdem die alte Brücke eingestürzt war, hatte man eine neue steinerne bekommen, die aber, nachdem sich sogleich die größten Fehler in Anlage und Construction zeigten, wieder abgetragen werden mußte. Es entstanden nun allerley Projecte für Eisen- und Holzbau, welchen aber endlich der feste Entschluß, eine Brücke ganz aus Quadersteinen aufzuführen, ein Ende machte. Die Entwürfe zu dieser Brücke wurden nun von Hrn. v. Klenze nach den hydrotechnischen Angaben des städtischen Baurathes Hrn. Probst gemacht, welcher sich bey der Ausführung als ein eben so erfahrener als vorsichtiger Techniker bewährte. Das Ganze ist aus Quaderstücken, und da das Terrain durchaus eine hohe Brücke nicht gestattete, mit fünf Bogenöffnungen von 58 Fuß Spannung versehen. Das Geländer wird aus Piedestal bestehen, welche mit Statuen und Candelabern geziert, und deren Oeffnungen mit reichen Ornamenten von Gußeisen ausgefüllt werden. Da es nicht rathsam war, hier eine Brücke mit halbzirkelförmigen Bögen zu bauen, so hat man doch gesucht, der flachen Bogenform das klassische, constructive Ansehen zu geben, dessen Brücken dieser Art gewöhnlich ermangeln.

Ueber das kürzlich von Hrn. O. B. R. Pertsch vollendete Gebäude der neuen Frohnfeste behalten wir uns vor, die näheren Angaben nachzutragen.

Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im Dezember 1826.

(Fortsetzung.)

Von Hrn. Odevaere war ebenfalls ein sehr großes Bild, 16 Fuß breit, 11 Fuß hoch ausgestellt: Die Aufopferung des Themistokles und der Athenienser für die Freyheit Griechenlands. Eine reiche Composition von etwa 18 lebensgroßen Figuren auf dem ersten Plane; das ganze zeigte viel Gewandtheit; der Ausdruck der Charaktere war gut gefaßt und alles im großen Style gearbeitet.

Sehr glücklich aufgefaßt war von dem nämlichen Künstler ein kleines Bild: Der lezte Tag von Missolunghi. In einem unterirdischen Gewölbe steht der Bischof bereit, ein Pulverfaß anzuzünden, sobald die Türken eindringen, welche die Griechen aufsuchen, und schon oben an der Treppe stehen. Einige Griechen erwarten mit gespanntem Ernst den Augenblick, worin sie sich mit

ihren Feinden in die Luft sprengen werden. Ein verwundeter Jüngling umarmt seinen alten Vater: Ein anderer blickt vor sich hin in Gedanken an den nahen und gewissen Tod. Hier ringt einer verzweiflungsvoll die Hände, während dort ein andrer sein Antlitz bedeckt und so den Schlag erwartet. Dieß Bild ist voll Ausdruck und macht dem Künstler viele Ehre. Es wird, wie ich vernommen, von einem seiner Schüler in Kupfer gestochen.

Hr. Odevaere war auch früher ein Schüler Davids, sein Colorit ist eben nicht das Vorzüglichste an seinen Bildern.

Von Hrn. de Cauwer, Professor an der Akademie zu Gent, sah man eine sehr gelungene Scene aus Mithridates von Racine Act. 5. Scene 5.

Von P. van Hanssere von Gent, jezt in Neapel, war die Verläugnung des heil. Petrus zu sehen, und einer der ersten Christen, in eine Grotte geflüchtet. Die Bilder dieses Künstlers sind von guter Zeichnung und Färbung. Hr. Ducq, Professor an der Akademie zu Brügge, hatte zwey Bilder aus dem griechischen Romane Daphnis und Chloe ausgestellt. Hr. Ducq ist einer der ältesten belgischen Künstler, und hat in Italien studirt. Seine Zeichnung ist edel und er besizt viel Gewandtheit. Schade daß die Folgen einer schweren Krankheit uns fernerer Arbeiten von ihm, wie ich fürchte, berauben werden.

Außer den schon oben erwähnten, hatten mehrere Damen Gemälde und Zeichnungen eingesandt, worunter die Werke der Mad. Rude, geb. Fremiet und Mlle. Horgnies manchem Künstler würden Ehre gemacht haben. Erstere, eine Schülerin Davids, die Vorstellung der Kinder Jesu im Tempel, halbe Figuren in Lebensgröße, und eine Ariadne auf der Insel Naros. Mlle. Horgnies eine schlafende Nymphe, welche sie für den Concurs verfertigt, aber nicht eingesandt hatte, obschon ihr gewiß der Preis würde zu Theil geworden seyn. Beyde leztere Stücke waren lebensgroß in großem Style gezeichnet und von guter Färbung.

Von Hrn. E. Moons zu Antwerpen sah man einen Christus mit den Wanderern nach Emmaus und Hiob mit seinen Freunden. Zu Amsterdam war von dem nämlichen eine heil. Familie, und Jakob, dem das mit Blut gefärbte Kleid des Joseph gezeigt wird. — Hr. Moons ist aus der früheren belgischen Schule, doch ein sehr braver Künstler.

Die HH. van Assche zu Brüssel, J. van Regemortes zu Antwerpen, und Ducorron zu Ath, gehören zu den besten Landschaftmalern der südlichen Provinzen.

Die romantischen Gegenden in den Ardennen, und das Gebirge am Ufer der Maas sind die Gegenstände, die sie am liebsten wählen. Von Hrn. Regemortes sahen wir auch sehr schöne Stadtansichten von vorzüglicher Färbung. Hr. van Assche sollte hie und da seine Gründe mehr aus einander halten; er malt die Bäume mit vieler Naturwahrheit und hat ein angenehmes Colorit.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alles Gute, was in Bildnissen, kleineren Historien- und Genrebildern, Landschaften rc., auch in Miniaturen von Künstlern und Dilettanten zu Gent ausgestellt war, aufzählen wollte. Doch muß ich im Genrefache eines Gemäldes von J. Geirnaert zu Gent erwähnen, der ungarische Doctor genannt: welches unter allen seinen Stücken, sowohl zu Gent als zu Amsterdam, den ersten Platz einnahm und von dem Gouvernement gekauft worden ist. Ein lieblicher angenehmer Ton herrscht im Ganzen, alles ist ausführlich und breit behandelt.

Als Miniaturmaler verdienen die HH. Antissier und De la Tour von Brüssel alles Lob; auch sahen wir mit großem Vergnügen die Arbeit der Mad. Dasois zu Brüssel, welche den Endymion von Girodet, den Zephyr und Psyche von Prudhon in Miniatur copirt hatte.

Das vorzüglichste Werk der Bildnerey war von Hrn. Calloigne zu Brügge, eine sehr schöne Gruppe in Marmor, für das Grabmal des Architekten Pisson, es stellt den Genius der Baukunst vor, welcher am Busen der Religion sich zu trösten sucht. Das Ganze war herrlich ausgeführt, das Nackte und der Faltenwurf großartig behandelt, und die Figuren voll Charakter und Ausdruck.

Auch Hr. Parmentier zu Gent ist ein sehr geschickter Bildhauer, man sah von ihm in Marmor einen kleinen Merkur; in Thon, lebensgroß, einen Jason, eine junge Nymphe mit einem Schmetterling spielend, und ein junges Mädchen, welches einen Blumenstrauß bindet.

Indem ich auf die Kunstausstellung zu Amsterdam komme, so muß ich voraus bemerken, daß man niemals Copien zuläßt, und, kein Stück zwey Mal darf eingesandt werden. Der Katalog bestand aus 537 Nummern. Es ist nicht zu läugnen, daß sich viel mittelmäßiges darunter befand, die Mehrzahl aber war lobenswerth, und konnte mit Früherem wetteifern. Das Lokal ist in den Sälen oberhalb der Börse, wo im Winter die Primärschulen der Akademie gehalten werden; jeder Saal ist 70 Fuß lang, und von oben vortrefflich erleuchtet, so daß alle Stücke ein gutes Licht bekommen; die Direction ist von Seiten der Stadt einer speciellen Commission aufgetragen, die aus drey Mitgliedern der besten Klasse des königlichen Institutes, drey an der königl. Akademie und

dem Secretär des Hrn. Bürgermeisters besteht; die Kosten werden von der Stadt getragen.

Unter den Bildern mit lebensgroßen Figuren ist vorzüglich zu erwähnen der Kriegsrath der Nationalgarde (Schuttery) von Amsterdam durch Hrn. L. Moritz. *) Wenn man bedenkt, was ein Maler zu überwinden hat, der 13 Personen, alle in dunkelblauer Uniform, mit rothen Aufschlägen und Orange-Schärpen vorstellen soll, so möchte man die Aufgabe für unerreichbar halten. Hr. Moritz aber hat dieß alles überwunden, und ein Ganzes geliefert, das man den besten Stücken dieser Art aus früherer Zeit zur Seite stellen dürfte. Die Zeichnung der einzelnen Figuren, die genaue Aehnlichkeit der Porträte, die Composition des Ganzen, der Ton des Colorits, die Keckheit des Pinsels, macht ihm gleich große Ehre.

Von Hrn. Pieneman, Professor an der königlichen Akademie, war, außer seinem eigenen Porträt und dem seiner beyden jüngsten Kinder, ein Simeon in dem Tempel, halbe Figuren in Lebensgröße zu sehen. Der Charakter des Simeon verdiente alles Lob: die Mutter mit dem Kinde und der Joseph waren nicht so glücklich, und man sah, daß er in diesem Fache noch wenig gearbeitet hatte, und daß Schlachten wie die von Waterloo und Quatre Bras (deren ich in meinem vorigen erwähnte), mehr seinem Talente zusagen, als das zarte und mystische der religiösen Gegenstände. Dabey war die Maria und das Kind in einem Reflex-Lichte gehalten, indem der Simeon stark durch die Sonne erleuchtet schien, wodurch beyde erstere zu kraftlos und wie nicht ganz vollendet aussahen.

Das Porträt des Künstlers möchte man das Vortrefflichste und Vollendetste nennen, was in dieser Gattung vorhanden war. Hr. Pieneman strebt nach Wahrheit und nach dem feinen Fleischton des Rembrandt.

Hr. Maas von Gent, Pensionär Seiner Majestät zu Rom, hatte einen barmherzigen Samariter (zwey lebensgroße Figuren mit einem Pferde) eingesandt. Der Ausdruck und die Zeichnung waren sehr gelungen: auch das Colorit sehr brav. Das Bild ist vom Gouvernemente angekauft. Zu Gent war noch von demselben eine lebensgroße Frascatanerin an einem Brunnen, ein sehr angenehmes Gemälde. Von beyden ist in dem zu Gent erscheinenden Messager des Arts et des Sciences, vom October, ein Umriß zu finden.

*) Der Name dieses Künstlers ist im vorigen Berichte fehlerhaft abgedruckt Letterich.

Hr. Picquet von Brüssel, der nämliche, welchem zu Gent der erste Preis zugetheilt wurde, hatte nach Eröffnung der Ausstellung ein Bild eingesandt, mit halben Figuren in Lebensgröße. Es stellte den Prinzen Willem I. vor, wie er den beyden Grafen v. Egmont und Hoorn zur Flucht räth, weil ihre Verschwörung dem spanischen Hof entdeckt ist. Die Behandlung war großartig und edel; das Colorit aber etwas zu hart, auch wurde die geringe Bildniß-Aehnlichkeit der in der Geschichte so sehr bekannten Personen allgemein getadelt.

Die Direction der königlichen Akademie hatte auch das Gemälde ausgestellt, womit J. de Fiennes im vorigen Jahre den Preis erhalten hat, und als Pensionär nach Rom gegangen ist. Die Aufgabe war Adam und Adam bey der Leiche des erschlagenen Abels. Die Zeichnung der einzelnen Figuren, auch die Composition war sehr brav; das Colorit aber war zu schwach und viel zu wünschen übrig: doch verspricht der junge Künstler, wenn er so fortfährt, einst etwas Gutes zu leisten, da sich ein edler Styl in seinen Versuchen zeigt.

Hr. Brakeleer von Antwerpen, vormals Pensionär, wählt kleinere modern historische Gegenstände. Zu Gent war von ihm, Jan Steen mit seiner künftigen Frau Maria Herkulens, unter einer Laube sitzend: zu Amsterdam, Frans Hals, der den jungen Brouwer, aus dessen Zeichnungen er den künftigen Künstler ahnet, zum Schüler annimmt. Zeichnung und Colorit sind vortrefflich und nähern sich unserer alten Schule, besonders der Art des Gabriel Metzu.

Von einem noch jungen Künstler, Gustav Wappers, der in derselben Gattung arbeitet, sah man den Infanten Don Ferdinand, wie er mit seinen Edelleuten in Gesellschaft des Bürgermeisters von Antwerpen, den großen Rubens besucht, der an der Gicht leidet; ferner: Jan Steen, wie er seine künftige Braut seiner geistlichen Schwester vorstellt. Beyde Stücke waren von vieler Lebendigkeit und versprechen Gutes für die Zukunft.

Hr. Ricquier, ein Niederländer, obschon er sich meistens in Paris aufhält, hatte auch drey kleine historische Bilder gesandt: den Abschied des Hugo Grotius von seiner Frau, wie er aus seinem Gefängniß zu Loevestein flüchtet; die Gräfin Jacoba von Baiern mit ihrem Liebhaber Franc v. Borsselen, und Frans Hals, der den Vandyck aus einigen Pinselstrichen erkennt, die er auf die Leinwand gemalt hat. Hr. Ricquier ist ein guter Zeichner und besitzt ein anmuthiges Colorit; seine Draperien drücken den Stoff gut aus, aber seine Compositionen dürften etwas weniger theatralisch seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Ueber antike Bildwerke.

A n k ü n d i g u n g.

A n t i k e B i l d w e r k e

z u m e r s t e n M a l e b e k a n n t g e m a c h t

v o n

E d u a r d G e r h a r d.

Archäologische Studien führten den Herausgeber dieses Werkes vor vier Jahren zum zweyten Male nach Italien und haben ihn seitdem ununterbrochen beschäftigt. Während er bemüht war, durch sorgfältige Beobachtung der gesammelten *), wie der vielfach zerstreuten antiken Bildwerke jenes Landes zu der schwierigen Ortskunde des noch übrigen Antikenvorrathes zu gelangen, fand er eine überraschende Masse wichtiger und noch unbekannter Denkmäler, und in ihnen die dringendste Aufforderung, sie in treuen Abbildungen bekannt zu machen. Die Cotta'sche Buchhandlung hat mit seltener und unbeschränkter Bereitwilligkeit die Ausführung dieses so langwierigen als kostspieligen Unternehmens gefördert, und es ist die Frucht ihrer thätigen Mitwirkung, wenn der Herausgeber bereits gegenwärtig die nahe Erscheinung seiner Sammlung ankündigt.

Aus zerstreuten Orten und für allgemeine, artistische oder antiquarische Zwecke sind in neuerer Zeit wenige oder gar keine Antiken bekannt gemacht worden, aber selbst für die Antiken berühmter Sammlungen ist in gleicher Beziehung kaum ein anderes, als Visconti's unvollendet gebliebenes Werk über das Vatikanische Museum zu erwähnen. Eine reiche Nachlese wichtiger Statuen, Büsten und Reliefs stand somit auch nach diesem gehaltvollen Werke offen; Zoëga's bewundernswürdige Arbeiten über die allerorts zerstreuten Denkmäler der letzteren Art waren nur für die Werke einer einzigen Villa vollendet worden. Für Antiken jeder andern Gattung war, insofern sie in Italien geblieben waren, seit Winckelmann so gut wie Nichts geschehen. Jene vielen und wichtigen Vasenbilder, welche wir aus bekannten Kupferwerken kennen, sind allerdings großentheils verschwunden, andere gleich wichtige im fernen Ausland bald unter Glasschränken, bald auf hohen Säulen der Beschauung entzogen; aber die Tausende ähnlicher Gefäße, welche jegliches Jahr gefunden und größtentheils nach Neapel gebracht werden, geben dem dortigen Beschauer, zugleich mit dem Maßstab einer richtigeren Auswahl, reiche Entschädigung für die entführten Denkmäler. Was soll man von jener unüberschaulichen Masse andrer Antiken sagen, die als nächster, oft als frischester Abdruck antiken Bilderreichthums und Kunstvermögens keiner andern Gattung von Kunstwerken nachstehen, wegen ihres leicht beweglichen und minder kostbaren Stoffes aber am häufigsten ein vergängliches Spielzeug kauflustiger Reisenden werden; von jenen unschätzbaren, obwohl fast durchgängig vernachlässigten, Erz- und Thonbildern, geschnittenen Steinen, Glaspasten und ähnlichen Anticaglien, die allzuselten einer Sammlung größerer Antiken angereiht werden und um so seltener zu einer Bekanntmachung durch Abbildungen gelangt sind?

Der längst vernachlässigte Reichthum aller dieser verschiedenen Bilderklassen, der mit Ausnahme von nur zwey oder drey Sammlungen der freyen Benutzung des Herausgebers offen stand, hat es möglich gemacht, im Zeitraum weniger Jahre eine Sammlung von mehr als sechshundert Zeichnungen der mannichfaltigsten und zum Theil eigenthümlichsten Art noch nicht herausgegebener antiker Marmor-, Erz- und Thonbilder, Bildsäulen, Büsten, Reliefs, verzierter Geräthe, Vasengemälde, geschnittener Steine u. s. w. zu Stande zu bringen, welcher

*) In Verein mit E. Platner hat der Herausgeber der obigen Sammlung zeither an einer vollständigen Beschreibung des Vatikanischen Museums gearbeitet, welche in der ersten Abtheilung der von der Cotta'schen Buchhandlung angekündigten Beschreibung von Rom nächstens erscheinen wird. Der Bekanntmachung nahe ist auch eine mit Th. Panofka ausgeführte vollständige Beschreibung von Neapels Antiken, welche in gleichem Verlage, zwey Bände stark, gedruckt wird.

durch die freysinnige und fortwährende Beyhülfe der theilnehmenden Buchhandlung noch ein bedeutender Zuwachs gesichert ist.

Die bekannt zu machenden Abbildungen werden sich in fünf Abtheilungen, jede zu hundert Folioblättern, schicklich vertheilen lassen. Die erste dieser Abtheilungen wird durch eine Auswahl der verschiedenartigsten bildlichen Vorstellungen und in Bezug auf die dadurch bezweckte Uebersicht des gesammten Antikenvorraths zugleich als einleitender Prodromus gelten können. Die zweyte wird sich, da unsre Denkmäler nur geringe Lücken dieses Bilderkreises zeigen, auf Götterbilder, die dritte aus gleichem Grunde auf Mysterienbilder beschränken. Die zwey übrigen Abtheilungen werden wiederum Bildwerke gemischter Art enthalten, die fünfte überdieß Erläuterungstafeln. Nach der Ordnung der vorangegangenen Bildwerke werden diese außer unedirten Werken geringern Umfangs auch früher bekannt gemachte Denkmäler nicht ausschließen, falls sie entweder durchaus unzulänglich gezeichnet, oder, in seltenen Prachtausgaben vergraben, in fliegenden Blättern zerstreut, denen am wenigsten zugänglich waren, welche ihrer am meisten bedürfen.

Mit wenigen Ausnahmen sind sämmtliche Blätter in einfachen Umrissen ausgeführt, wie sie bey der Geübtheit unserer jetzigen Zeichner schon seit geraumer Zeit als völlig genügend für den Zweck archäologischer Abbildungen erkannt worden sind. Herr Professor Schorn, der bereits bisher diesem Unternehmen förderlich war und fernerhin Beyträge aus eigenem Vorrath verheißt, wird die lithographische Ausführung der Blätter leiten.

Wie übrigens kein Denkmal in diese Sammlung aufgenommen ist, welches nicht für Kunstübung oder bildlichen Ausdruck des Alterthums wahrhaft bezeichnend wäre, so ist auch nach Möglichkeit gesorgt worden, die Zeichnungen der oft sehr entlegenen und ungünstig aufgestellten Originale in ihrem eigenthümlichen Charakter und mit genauer Andeutung ihrer durch Ergänzungen oft entstellten eigenthümlichen Vorstellung zu geben. Auch wird, in Erwägung, daß der Archäologie weit mehr mit rascher Vermehrung ihres Materials als mit einer verzögernden Zugabe redseliger Erklärungen gedient sey, außer kurzen Nachrichten und Benennungen jedes einzelnen Stückes, nur den ersten zwanzig Bildertafeln eine ausführliche Erklärung beygegeben werden, welche zugleich die Anordnung der Bildwerke und die Grundlage der übrigen Erklärungen wird rechtfertigen können.

So viel zur vorläufigen Anzeige eines Werks, dem die unerschöpfliche Fülle der alten Kunst und die allverbreitete Bedeutsamkeit ihrer Bilder eine günstige Aufnahme bey Kunst- und Alterthumsfreunden verheißt, wäre dem Herausgeber auch nur das mäßige Glück eines und des andern belohnenden Fundes zu Theil geworden.

München, am 10. November 1826.

Die für dieses interessante Werk entworfenen Zeichnungen sind seit geraumer Zeit sehr geschickten Künstlern zum Stich übergeben, so daß bis Ostern die ersten zwey Hefte erscheinen können, denen in kurzen Zwischenräumen die weitern Hefte nachfolgen werden.

Jede der 5 Abtheilungen wird aus 5 Heften, jedes von 20 Abbildungen bestehen, und für den mäßigen Preis von 1 Rthlr. 12 Gr. sächs. oder 2 fl. 42 kr. in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben seyn.

Wer bey uns unmittelbar auf 5 Exemplare unterzeichnet, erhält das sechste unentgeldlich.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 13.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. Februar 1827.

Alterthümer in Nubien, vom Professor Leljegrenn, aus dem Schwedischen, übersezt von Dr. Hermes. *)

Das Menschengeschlecht ist ein Ganzes, die Nationen Glieder in der grossen Kette, bestimmt durch Umgebung und Lage zu grösserem oder kleinerem, früherem oder späterem Einfluß auf ihre gegenseitige und auf des Ganzen physische und moralische Ausbildung. Wer ohne diese höhere Ansicht, es sey selbst, oder durch fremde Hülfe, in dem grossen Buche der Menschheit zu lesen versucht, verschwendet nur unnütz seine Zeit. Die tausend Völkerschaften der Erde bleiben für ihn allezeit eben so vielen Räthseln gleich, ihre Geschichte ein schwer zu erschließendes Fragment; die Länder, die sie bewohnen, die Denkmale, die sie errichten, leblose Gegenstände für eine kindische Neugier.

Dieß ist der Grund für den Plan, den ich auffaßte zu einer dauernden Beschreibung der höchstmerkwürdigen Theile der alten Welt, die ich im Jahr 1815 durchreiste, und den ich auf dein Begehren dir nun in der Kürze mittheilen will; ein Plan, den ich vermuthlich niemals im Stande seyn werde auszuführen, der aber bey meinen künftigen Reisen immer den stärksten Einfluß auf mich selbst und meine individuelle Bildung haben wird. Weit entfernt daher in meiner Arbeit die Gestalt eines Tagebuches von Constantinopel nach Nubien, und von Nubien nach Constantinopel zurückzugeben, soll derselben zu Grunde gelegt werden eine streng historische Untersuchung, welche die Grundelemente der frühen und hochgetriebenen, von der aller andern Völker verschiedenen Kultur des innern Afrika's aus den Quellen selbst erforschte; welche nachwiese, in welchem Verhältniß dieselbe steht zu der des Menschengeschlechts im Allgemeinen und zu der der Nachbaren insbesondere; welche solchergestalt, um mich so auszudrücken, aus der eigenen Geschichte des Volkes reconstruirte die Monumente von so ungleichem Zeitalter, mit dem Stempel von so ungleichem Bildungsgrad, welche die alten und neuern Reisenden in das innere Afrika erwähnen, und welche, gemäß den neuesten Entdeckungen, sich gleichsam auf einander häufen, je mehr man sich den Quellen des Nil nähert.

Vielleicht müßte ich, um dieser Untersuchung allen erforderlichen Umfang zu geben, 1) Schermas Abkömmlingen folgen von dem südlichen Abhang des Himalaya durch die drey Indien, 2) über Shank Odabhi (das rothe Meer) bis zu dem Götter-See und dem weißen Lotosberge, ja durch Aethiopien, Nubien und Aegypten den edlern Menschenstamm 3) auf die Küsten von Asien führen und von dort über den schönen Archipelagus nach Europa. In einer solchen Reise durch die Jahrtausende würde man gewiß den Stammbaum für diese, unsern Augen so himmelweit verschiedenen Nationen wieder finden; sich überzeugen, daß derselben Mythologie mehr oder minder divergirende Strahlen desselben ursprünglichen Lichtes befaßt; in ihrer wissenschaftlichen Entwicklung dasselbe Endziel sehen und kennen in ihren Denkmalen und Kunsterzeugnissen dasselbe Ideal, welches bereits geahnt ist in der frühesten rohen, aber gigantischen Kindheit, und dargestellt in den erhabenen und schönen Denkmälern, die wir noch aus Aegyptens und Griechenlands Mannesalter besitzen. Aber ich bin noch uneingeweiht in Wedas Mysterien; und wenn ich auch hoffen könnte, sie einst kennen zu lernen, wie auch dann noch Bramah mit Thot vereinen, so lange der dichte Schleyer noch ver-

*) Von Leljegrenn's Reise ist außer diesem Aufsatz bisher noch nichts ins Publikum gekommen, welcher um so interessanter ist, da er einen Beleg zu Gau's Denkmälern von Nubien liefert, indem der Vf. meist mit den dort gegebenen Zeichnungen übereinstimmt.

S.

1) Wer erkennt nicht in Padmapurams Scherma, Charma, und Jayati den Sem, Cham und Japhet der Genesis?

2) Görres Mythengeschichte der asiatischen Welt. S. 329.

3) Das. Vorbericht S. XXXIII.

hüllt das reiche Ophir, das duftende Saba, das Land, welches das Mittelglied ausmachte zwischen Indien und Afrika. Dann erst kann man hoffen, in dergleichen Untersuchungen zu einem genügenden Resultat zu gelangen, wenn ein glücklicher Reisender die Welt aufklärt über alle die Merkwürdigkeiten, die sich wahrscheinlich in Nagias und Tamnas Ruinen finden. Oder sind sie verschwunden mit Sabotas 60 Tempeln und den Stelae lapideae literis incognitis, die noch zu Plinius Zeit standen, als Wächter, am Eingang zu Arabiens Heiligthümern auf einer Insel beym Hafen Goboëa im persischen Meerbusen; gleich den Stelæ, welche die Heiligthümern Afrika's bewachten, auf einer Insel vor dem Portus Isidis im arabischen Meerbusen? Außer Stande den Ursprung der afrikanischen Kultur aus andern Gründen als wahrscheinlichen Vermuthungen anzugeben, wollte ich zum mindesten nicht still stehen, bis ich zu dem Seriadischen Land gekommen und dort mir und andern Aufschluß gegeben hätte über die köstlichen Säulen, in welche Osiris und Isis alles eingegraben, was für das Menschengeschlecht nützlich wäre von den hohen Mysterien, die Hermes Thot, ὁ πάντα νόυς, der Götter, des Himmels und der Schöpfung Geschichtschreiber ihnen offenbart; aber ein bürgerlicher Krieg, der in Nubien, während meiner Anwesenheit ausbrach, hinderte mich, vorzudringen bis Atbar, das alte Meroe, und von dessen Ruinen, die alten Athyrier (Aethioper) zu begrüßen, bey welchen Homers Götter zu Gast waren, welche sich die Erstgebornen des Menschengeschlechts nannten und welche einst ihre Eroberungen bis auf Italiens Küsten erstreckten. 4) Democritus, de his quae sunt in Meroe, und Simonides des jüngern Arbeit, verfaßt nach einem fünfjährigen Aufenthalt an Ort und Stelle, zwey wichtige Quellen für die nähere Kenntniß dieses Landes fehlen uns; aber die fragmentarischen Berichte, die wir noch über dasselbe besitzen, in Herodotus, Strabo, Diodorus Siculus, Plinius u. a. sind auf eine so meisterhafte Weise redigirt von Heeren, daß Niemand noch zweifeln kann an dem hohen Alter dieses afrikanischen Central-Reiches, an der Einwohner desselben bewundernswürdigen Fortschritten in allem, was zur menschlichen Bildung gehört und an dem wichtigen Einfluß ihrer Kultur auf die des von ihnen, vermuthlich allmählig, colonisirten Nillandes, Aegypten. Ich verweise dich daher auf ihn, in Absicht auf die Geschichte dieses Reiches, die ich selbst noch einmal in seinen Verhältnissen mit Indien und Aegypten näher entwickeln zu können hoffe, und will hier blos erwähnen, daß ich bey der Untersuchung von dem nördlichsten Theil des alten Meroischen Reiches, Nubien, zwischen den lezten Nilfällen, unter dem 22sten bis 24sten Grade N. Br., ungefähr 12 große und mehrere kleinere Monumente gefunden habe, von denen ein Theil aus jener ältesten Zeit ist, da wahrscheinlich noch kein Thebe sich fand. Andere weisen hin auf die vergänglichen Eroberungen der Aegypter, durch Tempel, die in Schönheit und Pracht wetteifern mit denen in Tentyra und Esné; andere wieder reden von Candace, Aethiopiens einäugiger Semiramis, und ihren Söhnen, die in Augustus Zeiten über dieses Land herrschten; einige dieser Tempel sind aus der Zeit, da das Land unterjocht war von den Römern; auch finden sich von diesen noch große Casernen, vermuthlich für die Cohorten, welche zuerst in Syene lagen, als diese Stadt die Gränze für die römische Gewalt in Afrika auf dieser Seite ausmachte. 5) Das Christenthum, welches sich zeitig ausbreitete in Ober-Aegypten und Nubien, hat sich mehrere der alten Tempel zugeeignet und, nach dem, was die Hand eines Rechtgläubigen auf dem Tempel in Phyle eingerissen, wiedergewonnen das Heiligthum dem wahren Gott; die dort wohnenden Cenobiten und Mönche haben neben prächtigen Tempelgrotten für sich kleine, anspruchslose Höhlen (grafvar) ausgehauen. Von den Saracenen finden sich noch, außer einer großen, nun ruinirten Moschee, auf der Arabischen und besonders auf der Libyschen Bergkette, mehrere bedeutende Schlösser und Festungen, welche, wie der Römer Castra Lateris Arabiæ, bey Syene, angelegt waren wider die auf die beyden Seiten im obern Nilthal herumstreifenden Syeniter. Bevor ich in eine weitläufigere Untersuchung über diese Monumente eingehe, deren Gewicht für eine künftige

4) Aegyptiorum bellis attrita est Aethiopia, vicissim imperitando serviendoque, clara et potens etiam usque ad Trojana bella Memnone regnante: et Syriæ imperitasse eam nostroque littore, ætate regis Cephei, patet Andromedæ fabulis. C. Plin. N. H. C VI. p. 276. Merkwürdig genug, daß einer der Gelehrten, welche der französischen Expedition nach Aegypten folgten, die auffallende Aehnlichkeit erwähnt, die er zwischen den Bewohnern Calabriens und Aegyptens fand.

5) Noch zu Strabos Zeit waren die Gränzen des römischen Reiches bey Syene. Indem er die römische Kriegsmacht in Aegypten aufzählt, sagt er: Τρεῖς (σπεῖραι Ῥωμαίων) δ' ἐπὶ τῶν ὅρων τῆς Αἰθιοπίας ἐν Συήνῃ φρουρὰ τοῖς τόποις. L. XVII. (Drey römische Cohorten auf den äthiopischen Bergen in Syene zur Besatzung dieser Orte).

6) Zu Constantinus des Großen Zeit bestand noch das alte äthiopische Reich, obwohl wahrscheinlich sehr geschwächt. Eusebius de vita Constantini l. V. c. 4. erwähnt eine Gesandtschaft an den Kaiser von den Aethiopiern, welche doppelt getheilt zu äußerst wohnen der Männer (οἳ διχθὰ δεδαίαται ἔσχατοι ἀνδρῶν).

Geschichte dieses Landes jeder einsieht, will ich, blos im Vorübergehen, dich aufmerksam machen, auf die reiche Erndte für Religion, Wissenschaft, Kunst und Geschichte, die man erwarten kann aus den hundert großen Werken Aegyptens. Du siehst leicht, wie lehrreich die Vergleichung zwischen denselben und den Geschichten und noch erhaltenen Monumenten der Juden werden muß, und wunderst dich gewiß nicht, daß man mehrere von Davids (Dauds, Tauts) Psalmen auf diesen Heiligthümern gefunden, daß man dort die Bundeslade sieht, getragen von Leviten, überschattet von Cherubim, und daß zugleich auch der Tempel, den der Prophet Ezechiel sah, und wovon er seinen Landsleuten eine so prächtige Beschreibung gab, nach dem Plan, den ein alter Commentator uns davon entwirft, nichts anderes war, als ein rein ägyptisches Kunstwerk. Moses selbst war ja, nach einigen alten Schriftstellern, ein Osarsiph (Osiris Priester), und man sieht auf jeder Seite des alten Testaments, wie tief der ägyptische Cultus eingewurzelt war bey den Hebräern, wie schwer es war für sie, die durch Moses offenbarte reine ethische Religion anzunehmen und wie schnell sie wieder zu ihren alten Göttern zurückfielen. 7) Es sind nur sehr wenige jüdische Denkmale von der Zeit verschont geblieben; diese weisen jedoch alle, mehr oder weniger, nach Aegypten; und jeder, der Thebes Nekropolis gesehen hat, wird gewiß darüber erstaunen, eine gleiche, wenn auch in minderem Maaßstab, in Jerusalem wieder zu finden.

Du weißt, wo die trauernde und suchende Isis ruhte und es kann dich daher nicht wundern, sie in Syrien wieder zu finden. Die Königsgräber bey Sidon; der kleine Adonistempel in rein ägyptischem Styl im Libanon, und der große Sonnentempel in Baalbek, obgleich aus einer weit späteren Zeit, alles winket nach Afrika. War doch der Gott in Neu-Heliopolis mit großer Pracht von On, dem alten Heliopolis in Aegypten, gebracht worden, und obwohl hier umgeben mit aller griechischen Kunstpracht, zeugen doch Isis und Orus, die geflügelte Kugel, die von einer Schlange umgebene Kugel, für ihre älteste Heimath, so wie der mit einem ἱέραξ oder Geyer geschmückte modius, welcher einen Theil der Kopfbedeckung der drusischen Weiber ausmacht, die Ahnung erweckt, daß Osiris auch nun noch nicht ganz vergessen ist in Libanons Thälern. Cypern war lange eine ägyptische Provinz; mehrere kleinere dort gefundene Denkmäler zeugen für einst dort herrschende ägyptische Religion und Kultur. Delos Ruinen, die Katakomben auf Kimolis und Milo, die Inschriften, gefunden bey Kyzikos und auf den Gestaden des schwarzen Meeres, um nicht von hundert andern zu reden, beweisen, daß der Einfluß dieses Landes sich bis nach Colchis erstreckte; wohin einst Jason und die Argonauten gingen, merkwürdig genug, um den Ammon zu suchen.

Bey dieser Gelegenheit, da ich den Zusammenhang Griechenlands mit Aegypten erwähne, muß ich dich aufmerksam machen auf das 42ste Capitel von Pausanias Arkadika. Er berichtet dort, unter andern, von einer (uralten) Holzstatue, die Göttin Ceres vorstellend, mit Pferdekopf und Mähne, auf welcher man Schlangen und andere Thiere sah, mit der Beyfügung, daß er, besonders um dieses Bild zu sehen, nach Phigalia gereist war. Vereinigt man mit dieser Nachricht das, was die Alten über die Verwandlungen der Götter im Titanenstreit sagen, und erinnert sich der ursprünglichen Bedeutung von Homers βοῶπις und γλαυκῶπις, um nichts zu sagen von den beständigen und gewissermaßen cohärenden Thier-Symbolen, welche die meisten griechischen Gottheiten begleiten, die aber der mehr entwickelte Schönheitssinn der Nation den idealisirten menschlichen Typen unterordnete, während die Aegypter beyde mit einander verschmelzten; so wird man nicht länger daran zweifeln, daß die griechische Mythologie in ihrer anfänglichen Darstellung nur eine bedeutungsvolle Symbolik war, und daß, wie unähnlich auch das Parthenon und Tentyra nun sind, die ältesten griechischen Tempel, gleichwie — vielleicht noch in den spätesten Zeiten, die Heiligthümer, an denen die samothrakischen und eleusinischen Mysterien hafteten, fast ganz denen glichen, die wir jezt noch in dem alten Misraim bewundern. 8)

7) Ein großer Theil der verschiedenen Formen, worunter die Initiirten sich den Einen Gott vorstellten in seinen verschiedenen Wirkungen, die aber das Volk bald für eben so viele Götter nahm und die man theils auf den ägyptischen Tempeln abgebildet findet, theils auf Mumien, als beschützende Amulete, ist in der Bibel erwähnt. Ich will das goldene Kalb und andere nicht nennen, sondern nur, wegen ihrer Allgemeinheit und hohen symbolischen Bedeutung, die Scarabeen. Sie schmücken als Schöpfer (Kugelbildner nach der arabischen Derivation) die Eingänge zu mehreren ägyptischen Tempeln. Amulete unter dieser Form, auf der untern Seite oft mit kleinen Hieroglyphen bedeckt, wurden fast allgemein getragen. Unsre alten Bibelübersetzer, die Schwedischen, die nicht Gelegenheit hatten Aegypten zu untersuchen, übersetzen diese Hagillulim mit dem allgemeinen Namen Abgötter, mit der Anmerkung, daß das Wort sagen will Stercorei Dei, entweder quia animum impurant, oder weil ihre Verehrer male olent vor Jehovah.

8) Ich kann mich nicht enthalten, die hier folgende Stelle mitzutheilen aus einer Beschreibung der Entdeckungen,

Aber ich kehre zurück nach Nubien und seinen Monumenten; das Land sowohl als diese sind wenig bekannt: ein Auszug aus meinem Reisejournal von dort wird daher natürlich ein höheres Interesse haben, als eines geschrieben auf einer Reise in andern mehr bekannten Theilen des Orients; auch jezt noch, obgleich die Zeit mir nicht gestattete, ihn bis über die Nilkatarakten auszudehnen. Aber mein Auszug würde leicht ein Buch werden, falls ich etwas anderes sagen wollte, als den und den Tag reiste ich von Syene nach Com Ombos, und so nach Thebe, Cairo, Jerusalem, Baalbec und Constantinopel, wo ich, nach einer so und so langen Reise, frisch und gesund eintraf.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

die im Jahr 1811 an dem Tempel des Panhellenischen Zeus auf Aegina. Nachdem der Vf. mit dem größten Lobe von Stellung, Gestalt und Drapirung der Statuen gesprochen hat, fügt er hinzu: dans les tetes il n'y a presque point d'expression et dans tous leurs traits il regne une certaine dureté qui, n'ayant rien de commun avec le style du reste des figures, leur feroit donner par chaque connaisseur quelques siècles d'antiquité de plus, s'il ne voyoit le tout travaillé du même bloc de marbre. On ne sait que penser du pedantesque et singulier ajustement des chevelures et du poil de la barbe etc. Les lèvres surtout et les yeux sont durement contournés, et dans la position et la forme de ces derniers il y a quelque chose d'Egyptien, qui frappe.

St. Petersburg, den 10. Januar.

Nach den für Rußland so glorreich beendigten Feldzügen der Jahre 1812, 13, 14 und 15 faßte bekanntlich der verewigte Kaiser Alexander die schöne Idee, in den Gemächern des kaiserlichen Winterpallastes eine Gallerie von Gemälden jener berühmten Vaterlandshelden aufzustellen, die in diesen blutigen Kriegen dem Vaterlande und fremden Staaten Freyheit, Unabhängigkeit und Lorbeeren eines unverwelklichen Ruhmes erfochten hatten. Die Ausführung dieses Entschlusses förderte am Wesentlichsten der durch sein Talent bekannte englische Porträtmaler Dowe. Diese Gemälde-Gallerie ward aber unter dem verblichenen Monarchen nicht beendigt. Ihre Vollendung war der Regierung Nikolaus des Ersten vorbehalten; am ersten Weihnachtsfeste den 6 dieses ward ihre Einweihung vollzogen. Sie befindet sich zwischen dem weißen und Marmor-Saale des Winterpallastes, und ist durchgehends reich und überaus geschmackvoll geziert; von der einen Seite führt eine Treppe zu ihr, deren Stufen mit karmoisinrothem Sammet beschlagen sind. Von hier gelangt man zu Kaiser Alexanders Bildniß in Lebensgröße, von einem schönen Baldachin beschattet. Ihm zu beyden Seiten sieht man die Bildnisse des Cesarewitsch Großfürsten Konstantin, Ihrer Majestäten des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen, der Feldmarschälle Kutusow, Barclay de Tolly und Wellington; in einiger Ferne von diesen sieht man dann noch die Porträte von 340 andern Generalen, die alle den obenerwähnten Feldzügen beygewohnt haben. Auch geschieht in Medaillons mit goldner Inschrift, welche Lorbeerzweige umwinden, Erwähnung der zwölf Hauptschlachten, die in den denkwürdigen drey Jahren 1812, 13 und 14 geschlagen wurden, namentlich bey Borodino, Tarutino, Klästiy, Krasnoje, Kulm, Leipzig, Dennewitz, Katzbach, Brienne, Fere-Champenoise, Laon und Paris. Am 6. d. wohnten der feyerlichen Einweihung dieser Gallerie alle Generale, Staats- und Oberoffiziere bey, denen die auf die Jahre 1812 und 14 geschlagenen Medaillen verliehen waren; ingleichem die Garde-Unteroffiziere und Soldaten, welche diesen Feldzügen beygewohnt hatten; leztere waren mit den Standarten und Fahnen ihrer Regimenter im weißen und Georgensaale en haye aufgestellt, die Kavallerie und Artillerie im weißen, die Infanterie im Georgensaale. Ihre Majestäten der Kaiser, die Kaiserinnen, der Großfürst Michael und seine Gemahlin begaben sich nach beendigter Messe aus der Hofkapelle durch gedachte beyden Säle in die Gallerie. Hier verweilten die hohen Herrschaften eine geraume Zeit, nahmen die Gemäldegallerie in Augenschein, die Geistlichkeit vollzog in ihrem Beyseyn die Besprengung derselben mit Weihwasser, und stimmte darauf ein feyerliches Todtengebet für den verewigten ein zweytes für die glückliche und heilvolle Regierung des gegenwärtigen Kaisers an. Nach Beendigung der religiösen Feyer erhielten alle anwesenden Subalternen die Erlaubniß, sich den Gemälden selbst nahen zu dürfen, bey deren Musterung sie das lebhafteste und theilnahmvollste Interesse zu empfinden schienen.

Prato.

Von d'Agincourt's bekanntem Werke Histoire de l'Art depuis sa décadence etc. sind nun die ersten drey Bände durch Stefano Ticozzi ins Italienische übersezt und mit Noten begleitet erschienen. Prato bey Giachetti. 1826. Mit Recht wurde das Werk, welches an den Ufern des Sees von Bolsena begonnen wurde, noch vor der Uebersetzung ein italienisches, in gutem und bösem Sinne des Wortes, genannt.

Nr. 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. Februar 1827.

Alterthümer in Nubien, vom Professor Leljegrenn, aus dem Schwedischen, übersezt von Dr. Hermes.

(Fortsetzung.)

Das Nilthal zwischen den beyden lezten Katarakten ist ganz schmal; hier und da öffnet sich zwar besonders die Libysche Bergkette, aber das hier einströmende unermeßliche Sandmeer vermindert nur den eingebauten Boden, welcher jezt mit Mühe 8 bis 10,000 Barabras ernährt, vertheilt auf einige und achtzig Dörfer, das eine immer elender, als das andere. Die bedeutendsten Erzeugnisse des Landes sind Durrah und Datteln, und seine einzige Handelswaare Senes. Der Pascha von Aegypten hat in neuerer Zeit die Gränzen seines Gebietes bis nach Dongola ausgedehnt. Unter ihm regiert ein Caschef, der gewöhnlich aus einem von den Janitscharen des alten Selims abstammenden Geschlecht genommen wird, desselben, der zu Nordens Zeit das Land beherrschte. Als wir dort waren, bestand dieß Geschlecht aus drey Brüdern, von denen zwey nach der Caschefswürde strebten. Der eine von diesen gebot zu Deir, der andere am obern Nilfalle; sie konnten beyde zusammen, nach dem, was behauptet wurde, 3 bis 400 Reiter aufbringen. Die Caschefswürde bringt außer dem Recht, die Steuern zu erheben, keine bedeutende Macht über die Einwohner mit sich. Diese stehen, vertheilt in Districte, wovon auch einer unter einem so genannten Semelt, fast ohne alle unmittelbare Verbindung mit einander und oft in offenbarer Fehde; eine unglückliche Folge von dem hier, wie überall, im Orient geltenden ius talionis.

Die Barabras sind im Allgemeinen wohlgewachsen, schlank und sehnig; sie haben nichts von den Negern, außer langen Zähnen und breiten Lippen; ihre Farbe gränzt an das Mahagonybraun. Sie sprechen eine eigene Sprache, die viel Wohllaut hat, und sind alle treue, redliche und ergebene Menschen, wohl bekannt in Aegypten, wo sie, und besonders in Cairo zu allen den Dienstleistungen gebraucht werden, die des Herren näheres Vertrauen voraussetzen. Freundlichkeit ist der Hauptzug im Charakter dieses Volkes; und niemals habe ich soviel singen und plaudern gehört, als in den drey Wochen, die ich in Nubien lebte. Aber ich vergesse, daß du wissen willst, was Nubien war, nicht, was es ist; doch dürften diese abgebrochenen Angaben auch in Beziehung auf die älteste und glücklichste Periode des Landes nicht unnütz seyn; sie werden wenigstens zum voraus beweisen, daß ein Land, so verwahrlost von der Natur und doch im Besitz so vieler kostbarer Denkmale nothwendig durch Handel und Kunstfleiß zu dem Wohlstand gekommen seyn muß, den solche Arbeiten unwillkürlich voraussetzen. — Fünf Tagereisen auf Dromedaren von Syene, auf einem Felsen am rechten Nilufer, den Natur und Kunst gemeinschaftlich zu einer fast uneinnehmbaren Festung bestimmt haben, liegt das Schloß Eski Ibrim, oder vielmehr ein Babylon von Trümmern der verschiedensten Zeitalter. Petronius, des Augustus Heerführer, der erste Römer, der Eroberungen jenseit des Wasserfalles machte, nahm in dem Kriege wider die Königin von Meroë, Candace, unter andern Städten auch Prim, oder Primnis mit der daran angehängten ausländischen Endung, eine von der Natur befestigte Stadt, wie Strabo sagt; er verbesserte die Festungswerke sehr bedeutend und machte sie zu einer Vormauer gegen Aethiopien. Noch in den lezten Zeiten hat dieser Ort zu einer Gränzfestung gedient, bis er von den in das innere Afrika fliehenden Mamelucken von Grund aus zerstört worden ist.

Aus der alten afrikanischen Periode ist noch ein kleiner in ägyptischem Styl gebauter Tempel übrig, der jedoch niemals vollendet gewesen zu seyn scheint. Er ist durchaus entblößt von Hieroglyphen, und nunmehr so verfallen und verbaut und verändert, je nachdem er von den späteren Bewohnern zu anderem Gebrauch benuzt worden ist, daß wir davon keinen Plan aufnehmen konnten. Die römischen Festungswerke sind besser erhalten und auf der Südwestseite sah man noch ganze Strecken von der Mauer, aus wohl behauenen Quadersteinen; flankirt mit ihren beyden Thürmen. Ein in eine Mo-

schee verwandeltes älteres Gebäude und eine Menge Säulen aus Granit, weißem Marmor und Sandstein, aber alle in den elendesten Proportionen, erinnerten an die Glanzperiode der Saracenen, da wenigstens alte Materialien angewendet wurden, wenn auch mit wenig Geschmack. Die hier und dort zerstreuten, bis zu zwey Drittheilen eingefallenen Lehmhütten, in welchen noch des Besitzers ganzes Eigenthum zurückgelassen ist: einige größere und kleinere Wasserkrüge von Thon und einige elende Kochgeschirre aus demselben Stoff zeigten uns, was das Land geworden ist unter seinem Militärdespotismus, dem rohesten vielleicht, den es gibt.

Die Aussicht von Ibrim ist furchtbar öde, und das schmale grüne Band, das sich um den Nil hinwindet, ist das einzige, worauf das Auge verweilen kann, wenn es ermattet ist von der ungeheuren Wüste, deren wogige Oberfläche ein wirklicher Brennspiegel ist.

Auf der Seite des Berges, der fast senkrecht von dem Nil abfällt, sind mehrere kleinere Grabgrotten eingehauen. Die eine hatte weder Inschriften, noch Hieroglyphentafeln, aber im Fond drey auf einer Estrade sitzende Figuren. Zwey andere, zu deren Oeffnung wir kaum aufklimmen konnten, hatten einige zum größten Theil zerstörte Malereyen und ein besser bewahrtes Brettspielsornament zum Plafond. — Am Fuße der ersten sahen wir eine Inschrift in einer für uns durchaus unbekannten Sprache. Die Buchstaben waren dem Aussehen nach Griechische, aber so undeutlich und so abgenutzt, daß wir nicht im Stande waren sie abzuschreiben. (?)

Wir waren zu Pferde auf der Landstraße von Deir nach Genenah gereist, einige Stunden Weges jenseit Ibrim, was ich seiner Seltsamkeit wegen für dich beschreiben mußte. Nachdem man durch einen Paß, zuweilen so schmal, daß die Pferde auf den Steinplatten, wie auf einer Leiter (*stego*) klettern mußten, mit dem einen Fuße hinter dem andern, über die dem Nil am nächsten liegende Bergkette gekommen ist, befindet man sich auf einer großen ebenen Fläche (*plateau*), bedeckt mit einem von der Sonne schwarz gebrannten Kieselsand, in welchem schmale gelbe Striche, wie Wasserfurchen in einem Ackerfeld, die gebrauchten Fuß- und Fahrwege nachweisen. Man ist nun so hoch, daß man den Nil nicht sieht; im Osten wird der Horizont von einem mit dem Fluß parallellaufenden, hohen und scharf gekanteten Berg begränzt, gleichfalls Hochebenen von schwarzbrauner Farbe, und so dunkel, daß die aufgehende Sonne sie kaum erleuchten kann; im Westen breitet sich unermeßlich die citrongelbe libysche Wüste aus; kein einziger Gegenstand ruft in uns den Begriff von Leben in der Natur zurück, aber wohl zeigen einige einsame, nun in Ruinen fallende Turbeh, daß man hier eben so gut sterben kann. — Der Rückweg durch einen andern Bergpaß zum Nil ist eben so beschwerlich. — Auf einer Stelle mußten die Pferde über die glatten Steinplatten hinunter gleiten, wie auf dem Eise.

1. Elgatteh, am rechten Nilufer.

Das nächste Monument gegen Ibrim ist ein Grab bey El-Gatteh. Es besteht aus zwey Gemächern, von denen das äußere 16 Fuß L., 10 Br. und 7 H. hat, das innere 10 Fuß L., 6 Br. und 5 H. Beyde Gemächer sind voll von Malereyen und Sculpturen, die Opferscenen darstellen und im Hintergrunde des innern Gemaches sind drey sitzende Gestalten in Hochrelief. — Das ganze Monument ist ausgehauen, in einem Berg, der fast frey steht von der arabischen Kette, und dem man beabsichtigt hatte eine Pyramidal-Form zu geben.

Auf näherem und weiterem Abstand vom Eingang, sieht man größere und kleinere Hieroglyphen-Tafeln, umfaßt von der Bergwand und darstellend Opferungen und Götter; zugleich mit den Opfern Gebete und Götterantworten.

In mehreren Stellen sieht man aus deutlichen Spuren, daß die Christen in späteren Zeiten im Besitz dieses Ortes waren.

2. Deir, am rechten Nilufer.

Es folgt nun das Grab, oder vielmehr die Tempelgrotte in Deir. Bis zu diesem Dorf oder Flecken kam Norden; aber, in beständigen Streitigkeiten mit der Regierung und den Einwohnern des Landes, erfuhr er nicht, daß höchstens 200 Schritt von seinem Boot, ein schätzbares Denkmal der äthiopischen Kunst lag. Durch ein großes Portal und zwey kleinere kommt man zu einer Art Pronaos (Vorhaus), dessen Dach getragen ist von 12 Pilastern, in drey Reihen aufgestellt; an die vier innersten Pilaster, die zugleich mit dem darauf ruhenden Dach aus dem Felsen selbst genommen sind, stoßen kolossale Hermen, denen bey Medinet Abu in Thebe gleich. Von diesem äußeren Raum kommt man zu einem andern, geschmückt mit sechs Pilastern, gleichfalls in drey Reihen, und davon zu drey kleineren Gemächern, das eine neben dem andern. Das Ganze hat über 100 Pariser Fuß an Länge, fast 50 in seiner größten Breite und 14 in seiner größten Höhe. Die hieroglyphischen Sculpturen, die Wand und Pilaster schmücken, sind von dem höchsten Interesse. Im äußersten Gemach sind die Siege eines Königs vorgestellt, in dem andern seine Initiation und in den kleinern Gemächern vermuthlich seine Aufnahme unter die Götter. Die Hauptfiguren gleichen vollkommen denen bey Karnak; und eine Scene, die einen Jüngling zu seiner Mutter flehend vorstellt, erinnert an Candace — ein allgemeiner Name für alle nubischen Königinnen — und ihren Sohn. Ein genaueres Studium dieses Monumentes und aufgestellte Vergleichungen

zwischen demselben und einigen Aegyptischen, werden, wie ich hoffe, zuverlässigere Anleitung geben, sein Alter zu bestimmen; was mich angeht, ich sehe es für eins der älteren in Nubien an. *)

Dicht daneben fanden wir kleine Begräbnißstätten, in den Felsen eingehauen, für 2, 3 bis 4 Personen. Sie waren aus christlicher Zeit. Man las auf dem einen:

+ ΑΝΘΚ ΠΑΤΛΟϹ ΕΙϹ ΚΑΙΝΟΝ. 9)

was anzuzeigen scheint, daß ein Paulus dem Grabe seine neue Gestalt gegeben.

Auf dem andern:

+ ΙΠϹ ΧΤ ΠΟΗΘΗϹΟΝ ΤΩΝ ΤΟΥΑΓΙΟΤ ΑΝΤΟΝΙΟΤ. 10)

3. **Scheick Saad**, auf dem linken Nilufer.

Das Monument bey Scheick Saad, einige Stunden Weges von Deir, ist eine wirkliche Geschichte von den verschiedenen Revolutionen Nubiens. Selbst Aegyptisch — oder Aethiopisch — welches von beyden ich sagen will, ist es den damals verehrten Göttern des Landes errichtet worden. Die Christen änderten es um zu ihrem Gebrauch, überdeckten die alten symbolischen Sculpturen mit einem groben Stuc und krazten ihre Heiligen darauf; da kam der stolze Muselmann, verjagte die lezten Inhaber und baute auf das Dach des Tempels ein lustiges Turbeh, 11) zu eines gottesfürchtigen und rechtgläubigen Scheick Ehre. Abgefallen ist der Christen Bewurf, eingestürzt die Kuppel auf dem Grabmal; aber noch trotzen die uralten Malereyen und Sculpturen neuen Jahrhunderten.

---

*) Dieß ist derselbe Ort, welchen Gau (Denkmäler von Nubien rc.) Derri nennt und das beschriebene Denkmal findet sich in dem angeführten Werke 1ste Lief. Taf. 50. 2te Lief. Taf. 52. 8te Lief. T. 51. Auch stimmen Gau und Huyot mit dem Verfasser in der Meynung überein, daß dieß eines der ältesten nubischen Denkmäler sey und in die Pharaonenperiode gehört. S. die Anmerkungen von Beyden in Letronne Recherche pour servir à l'histoire de l'Egypte introd. XXV. S.

9) Ἀνέθηκε Παῦλος εἰς καινόν. Vielleicht der bekannte Paulus, der erste aller Mönche, und der in diesen Wüsten sich ungefähr 90 Jahr aufhielt.

10) (Wahrscheinlich: ΙϹ ΧϹ ΠΑΡΗΘΗϹΟΝ etc.) d. i. Ἰησοῦ Χριστέ, περιήθησον (τούτους;) τῶν τοῦ ἁγίου Ἀντωνίου. Jesus Christus, reinige diese aus dem Orden des heiligen Antonius. Dieß war jenes Paulus würdiger Nachfolger, der eigentlich das Mönchsleben organisirte; und man sieht hier, daß der erste Orden seinen Namen trug.

11) Grabkapelle.

Ein Theil dieses aus gehauenem Sandstein erbauten Tempels ist sehr verfallen; man kann jedoch daraus schließen, daß er, gleich den meisten andern in demselben Styl, zwey sogenannte Pylonen gehabt hat, mit einem großen Portal in der Mitte, und daß man durch dasselbe einging zu einem großen Gemach mit acht Pilastern und vier Säulen, die in drey Reihen aufgestellt waren. Daraus in ein kleineres Gemach, welches gleichwohl die ganze Breite des Monumentes einnahm, und aus diesem in drey neben einander liegende Gemächer, von denen die auf den Seiten in zwey getheilt waren. Der ganze Tempel hat fast 60 Pariser Fuß L., über 27 Br. und 11 H. im innern. So wenig Sorgfalt bewiesen ist bey allem äußeren des Tempels, mit so großer Feinheit sind die Sculpturen und Malereyen im innern ausgeführt; und die, deren Bedeutung man unter dem von den Mönchen darauf geworfenen Lehmüberzug erkennen kann, sind höchst merkwürdig.

Eine Strecke von dem Monument sieht man unförmliche Ruinen von einem etwas über 30 Fuß langen und beynahe eben so breiten Gebäude.

Saad hat einige Uebereinstimmung mit Nasauh, einer Stadt, welche nach Plinius Angaben in dieser Gegend lag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im Dezember 1826.

(Fortsetzung.)

Von den HH. Bedaff von Brüssel und P. Kremer von Antwerpen (lezterer ein sehr junger Mann) waren gute historische Bilder in derselben Art vorhanden, von Ersterem die Verschwörung der Edeln gegen Spanien im 16ten Jahrhundert, von dem Zweyten, der Dichter Vondel, wie er seine Verse dem Drossaerdt P. C. Hoofdt und mehreren Gönnern, auf dem Schlosse zu Muiden vorliest.

Von Hrn. J. A. Kruseman in Amsterdam, ebenfalls ein noch junger Künstler, sah man die Sunamitische Frau, welche den Himmel um die Rettung ihrer kranken Kinder anfleht, halbe Figur in Lebensgröße. Dann zwey kleinere Bilder: Jesus mit der Samaritanerin, und Noah, der den Fluch über Cham ausspricht.

Unter den Bildnissen sind die des Hrn. C. Kruseman von Amsterdam vorzüglich zu nennen. Hr. Kruseman ist vor etwa zwey Jahren von einer Reise nach Italien zurückgekommen, und hat früher im historischen Fache viel Schönes geleistet. Zwey seiner großen Stücke,

ein bettelnder Belisarius und eine Scene aus Eliezer und Neothalis von Florian Chant. l. sind vom Gouvernement gekauft, und jezt ist er, wie ich vernehme, mit einem großen historischen Bilde religiösen Inhalts, beschäftigt. Die Porträts, welche er geliefert hat, sind in allen Theilen schön zu nennen. Zwey derselben sind Gruppen, die eine fünf zusammen spielende Kinder, die andere eine Mutter mit vier ihrer Lieblinge. Wahrheit der Färbung, breite treffliche Behandlung, sowohl im Nackten, als in den Sammt- oder Atlaßstoffen der Gewänder ist ihm eigen; auch hat er häufige Bestellungen von den vornehmsten Familien des Landes.

Hr. Hodger bewährt seinen Ruhm in der Porträtmalerey. Aehnlichkeit, und eine kecke Behandlung des Pinsels sind seine wesentlichen Verdienste. Das Colorit nähert sich der englischen Schule, die Hr. Hodger vor etwa 30 Jahren in England selbst kennen lernte.

Hr Van der Koop von Leeuwarden bestrebt sich der Natur treu zu folgen. Seine Bäuerin, mit ihrem Kinde am Busen, ist aus der Natur genommen, und nach dem Leben dargestellt, aber dennoch befriedigt sie den Kenner nur halb, und läßt ihn kalt, weil er Kunst, und in der Kunst etwas der höheren Natur Angehöriges sucht.

Von Hrn. J. de Hoop von Amsterdam, einem noch jungen Manne, sah man ein historisches Bildniß: die Frau des Beyling (bekannt aus der früheren Geschichte der Stöck'schen und Kabeljauschen Fehden), wie sie mit ihrem Kinde den Tod ihres Gatten beweint; ein Werk von gutem Ausdruck und guter Farbengebung.

Außer diesen fanden sich mehrere Bildnisse, worunter viele sehr lobenswerth waren.

Auch das Genrefach hatte viel Gutes aufzuweisen.

Von Eeckhout zu Brüssel, eine Soldaten-Frau, mit ihrem Säugling, auf dem Schlachtfelde, bey dem Leichnam ihres Gattten, und: Ein Savoyard mit einem Hunde und Affen, der seine Künste vor einigen Kindern zeigt, beyde von schöner Färbung und Behandlung. Von Voordecker zu Brüssel; Kinder, die an einem offenen Fenster mit einem Hunde spielen. Treffliches Helldunkel; sorgfältiger und doch breiter Pinselstrich, in der Art wie der des Frans v. Mieris. Francois von Brüssel: Ein Maler an seiner Staffeley, von seiner Frau geliebkoset, und: Ein Doctor bey einer kranken Dame. Brias von Brüssel: Ein Küchenmädchen mit einem kleinen Knaben, und ein Schuster in seiner Werkstatt; allerliebst von Ton und Behandlung. Coene von Brüssel drey Bilder mit lustigen Bauern, Scenen in der Manier von Teniers.

Unter den verdienstvollen Genrestücken sind noch die der HH. LeRoy, J. B. van Eycken und der Mad. La Tour, alle von angenehmer Composition und guter Ausführung zu nennen, dann ein betender Greis mit einem Knaben von Doyer zu Zevolle und zwey Wohnstuben mit Staffage, von der Sonne erleuchtet von J. L. Hansen aus Amsterdam.

Mehrere Städte-Ansichten von Verheyen zu Utrecht. Schoenmaker zu Dortrecht, Hanenbrink zu Utrecht, Jelgerhuis zu Amsterdem u. a. m. bewiesen, daß dieses Fach viel bearbeitet wird. Im Ganzen kann man bey allen ein Streben nach Wahrheit und natürlichem Ausdruck nicht verkennen. Jeder hat etwas eigenthümliches und bleibt dadurch originell. Jelgerhuis, einer der ersten tragischen Schauspieler auf unserm National-Theater, hatte drey innere Ansichten von Kirchen eingesandt, in welcher Darstellung er sehr glücklich ist.

In Blumen- und Fruchtstücken gehörte dem Hrn. Bloemers von Amsterdam der Vorrang. Unser vortrefflicher Blumenmaler G. J. J. v. Os, (auch in Paris, wo er sich meistens aufhält, rühmlich bekannt), hatte der Ausstellung nichts dargeboten. Hr. Bloemers nähert sich dem v. Huysum. Seine Behandlung ist sauber und nett ausgeführt und dennoch breit; sein Colorit angenehm. Wenn er so fortfährt, wird er gewiß einmal einer der besten Künstler in diesem Fache. Seine Compositionen dürften etwas freyer und einander weniger ähnlich seyn. Ein Früchtestück von Weiß zu Amsterdam hatte viele Verdienste, wie auch eines mit Blumen von Elkama, einem Taubstummen aus Leeuwarden. Todtes Wild und Geflügel von Eßman aus Helversum verdient gleichfalls ehrenvoll erwähnt zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im Januar 1827.

Kürzlich sprach ich in diesem Blatte über die trefflichen Zeichnungen, welche der königliche Hofmaler Herr Ternite nach Engelsgestalten des Mantegna in Rom gemacht. Nach dem gründlichen und gewichtigen Urtheile unsers Hofraths Hirt befanden sich die Original-Freskogemälde nicht in der alten Basilica St. Peters, sondern zierten die Kuppel der Kirche Santa Apostoli und wurden ausgenommen, als diese Kirche abgebrochen ward. Camuccini in Rom gab ihnen Mantegna zum Vater; Hirt dagegen, der sie in Rom öfters gesehen und bewundert, hält sie für Werke von Melozzo da Forli, ein Zeitgenosse des Mantegna. Vielleicht haben wir von Hirt noch ausführlichere und aufklärende Nachrichten über die Werke dieses Meisters zu erwarten.

Hier sey auch noch erwähnt, daß Hr. Ternite von Sr. Majestät dem Könige zum Gallerie-Inspektor der Gemäldesammlung in Sans-Souci, an die Stelle des jüngstverstorbenen Professors Puhlmann, ernannt worden ist, eine Stelle, welche diesem talentvollen Manne jezt Muße und Aufmunterung geben wird, das reiche Material zu bearbeiten, welches er während seines Aufenthalts in Italien gesammelt hat. D.

Nr. 15.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. Februar 1827.

Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im Dezember 1826.

(Beschluß.)

In Landschaften und Seestücken war diese Ausstellung, wie gewöhnlich, am reichsten, und es bleibt dieß immer das Lieblingsfach der Künstler aus den nördlichen Provinzen.

In Seestücken ist Hr. Schotel von Dordrecht vielleicht der erste der jezt lebenden Künstler von Europa, wenigstens wenn man unsere W. van de Velde und Backhuysen für unübertroffen in diesem Fache hält. Er nähert sich diesen beyden, und hat dennoch etwas Eigenthümliches. Seine Lüfte sind voll Bewegung, sein Wasser ist klar und durchscheinend, die Fernsicht vortrefflich: dabey ist er des Himmels vollkommen mächtig und seine Färbung bleibt immer wahr und natürlich. Am liebsten wählt er seine Gegenstände in den Meeren von Zeeland, und man kann seine Stücke als wahre Abbildungen dieser Gegenden betrachten. Seine Stürme sind eben so vortrefflich, als seine stillen Gewässer: in den ersten ist er Backhuysen, in den zweyten van de Velde. Es fanden sich vier Stücke von ihm vor, alle von gleicher Vortrefflichkeit.

Vor wenigen Wochen hat Hr. Schotel ein großes Bild von 6 bis 7 Fuß für Se. königl. Majestät verfertigt, das seiner Kunst viele Ehre macht. Das Brausen der Wellen gegen einen Fischerkahn auf dem Vordergrund ist von erstaunlicher Wirkung. — Wie man sagt, soll er für auswärtige Höfe Bestellungen bekommen haben.

Auch Hr. Schoumann aus Dordrecht hat seinen Ruhm in diesem Fache, durch zwey Stücke bewährt. Es ist der Lehrer des Hrn. Schotel, sein Colorit aber ist nicht so glücklich und etwas manierirt.

L. Verbouckhoven zu Gent macht in See- und Wasserstücken bedeutende Fortschritte. Sein Colorit ist kalt, und es fehlt ihm noch an Harmonie im Ganzen; seine Behandlung ist aber dennoch angenehm.

Von Hrn. Schelfhorst in dem Haag, der mehrere Stücke nach Gent geschickt hatte, war nur eine große Landschaft ausgestellt, (5 à 6 Fuß) mit einem aufsteigenden Gewitter. Die Luft war sehr schön; man sah wie der Wind sich erhebt, und schon die Bäume schüttelt, während der Vordergrund noch halb von der Sonne erleuchtet ist. Troz dem wollte das Bild nicht allgemein ansprechen, da man besseres von dem Künstler kannte, und die ganze Composition etwas Gesuchtes hatte. Hr. Schelfhorst gehört unstreitig zu den besten Landschaftmalern unserer Zeit. Ein Winter auf dem Y von Amsterdam, von Hrn. Bröndgeest daselbst, fand ungemeinen Beyfall. Treue Abbildung der Natur bey einer trefflichen Behandlung des Pinsels sind die Verdienste dieses Künstlers, oder Dilettanten, denn er treibt einen ausgebreiteten Kunsthandel und ist ein großer Kenner.

Michaelis von Haarlem darf auch als tüchtiger Landschaftmaler erwähnt werden. Seine Ansichten sind lieblich und von angenehmem Ton, seine drey Stücke waren aus der Gegend von Haarlem genommen, welche für den Künstler reiches Studium darbietet.

Eine italienische Landschaft von van der Steene zu Brügge hatte unglücklicherweise durch den Firniß gelitten, sonst hätte sie sehr viele Verdienste.

Von den jüngeren Künstlern, HH. Steffelaar, Koekock und van Veen gingen sehr gute Landschaften ein. Ein Winter des erstgenannten fand großen Beyfall.

Die HH. P. G. van Os und Ravenswaag von Hilversum, und E. Verboeckhoven von Gent malen Landschaften mit Vieh. Ihre Werke sind sehr gesucht: was sie jezt geliefert, war auch sehr gelungen. Vom ersten waren fünf, vom zweyten sechs Stücke zu sehen. Hr. Ravenswaag ist ein braver Zeichner, und gruppirt seine Rinder und Schaafe sehr gefällig, allein sein Colorit ist nicht immer glücklich. Er wohnt, so wie Hr. Van Os auf einem großen und angenehmen Dorfe in der Provinz Utrecht, und wählt seine ländlichen Scenen meistens aus seiner Nachbarschaft, welche hügel-

artig und waldigt ist. Schade daß Hr. Verboeckhoven ein sehr großes Bild, das zu Gent ausgestellt war, nicht nach Amsterdam hat schicken können: er würde damit viel Lob eingeärntet haben.

J. de Ryk, ein Schüler des Hrn. Ravenswaag, arbeitet in demselben Fache, und verspricht einmal ein tüchtiger Künstler zu werden; ebenso Hr. A. H. Winter von Utrecht, dessen Schaafstall sehr lobenswerth war.

Ein Stück mit zwey Pferden von Moerenhorst zu Antwerpen, in dem Ton des Lingelbach, und doch originell behandelt, erhielt verdienten Beyfall.

Koningh und Smack Gregoor, beyde von Dordrecht, sind unter den guten Malern von Landschaften mit Vieh zu nennen. Sonderbar, daß Dordrecht, die Vaterstadt des berühmten A. Cuyp, fortwährend eine Anzahl vortrefflicher Maler aufzuweisen hat, indessen in andern großen Städten unseres Königreiches gar keine Künstler von Bedeutung sich bilden.

Wiewohl unsere Ausstellung zu Amsterdam sonst für fremde Künstler geschlossen ist, hatte dennoch die Commission dem Hrn. Schönberger, einem deutschen Maler, der mit seiner Frau, der berühmten Sängerin, gebornen Marconi, seit mehr als ein Jahr sich hier aufhält, nicht verweigern wollen, seine Landschaften aufzunehmen. Sie gefielen, und er war so glücklich, zwey derselben, eine Ansicht vom Albaner-See und eine aus Florenz, beyde Mondscheingemälde, zu verkaufen.

Von den vielen Dilettanten, die ihre Werke eingesandt, habe ich in diesem Berichte nicht gesprochen. Doch muß ich der Arbeiten der HH. Praetorius, Nepren, Engelberts, Müller, Pluym zu Amsterdam, Knoll, Singendonck, van Heekeren und Martens zu Utrecht erwähnen, die im Landschaften- und Genrefache Oelgemälde geliefert, welche manchen Künstler Ehre machen würden. Vielleicht findet man in keinem Lande so viele ausgezeichnete und thätige Liebhaber als hier.

Der junge Merkur des Hrn. Gabriel, Professors an der königlichen Akademie in Amsterdam, von welchem ich in meinem vorigen Berichte sprach, war jezt in Marmor vollendet. Die Stellung ist gefällig gewählt: Er ruht auf dem rechten Bein und hält den Arm mit dem Beutel auf dem Rücken: der Leib ist links gewendet und der linke Arm ruhet auf einem Baumstamme; das jugendliche Alter ist schön ausgedrückt, und das Nackte trefflich dargestellt. Einige möchten den Charakter des Hauptes weniger modern wünschen.

Von Hrn. Royer, Pensionär Seiner Majestät, zu Rom, waren nur zwey Porträt-Büsten vorhanden. Der Künstler hat vier Basreliefs in Marmor, für eine der hiesigen katholischen Kirchen, und ein Ecce homo abgesandt, welche aber noch nicht zu ihrer Bestimmung gelangt sind.

Von Architektur und Kupferstichen war nichts Außerordentliches vorhanden. Leider ist die leztere Kunst hier, wo sie einst so herrlich blühete, im Verfall; und bedarf höchst nothwendig der Aufmunterung und Unterstützung des Gouvernements, welches, wie vernehme, nicht ungeneigt ist, auf die eine oder andere Weise, für ihre Erhebung und Belebung wirksame Maßregeln zu ergreifen.

Viele der besten Gemälde gehörten schon vor der Ausstellung Privatpersonen, andere sind im Laufe derselben verkauft worden, für welche Angelegenheit die Commission zum Behufe der Künstler Sorge trägt. Auch S. E. der Minister der inneren Angelegenheiten hat für die königlichen Kabinette etwa 20 Stücke, darunter einige von jungen Künstlern, angekauft. Nach dem Ablaufe wurden die übrig gebliebenen Stücke portofrey an die Adresse der Künstler zurückgesandt.

Im September 1827 wird eine Kunstausstellung in Brüssel statt finden. W.

Alterthümer in Nubien, vom Professor Leljegrenn, aus dem Schwedischen, übersezt von Dr. Hermes.

(Fortsetzung.)

4. Der Tempel bey Garb Sabua, auf dem linken Nilufer. *)

Der Tempel bey Garb Sabua gibt im Kleinen einen Begriff von einem ächtägyptischen Gotteshaus. Ueber einem mit Steinen gepflasterten Dromos, an dessen Eingang zwey kolossale Wächter stehen und an dem man auf jeder Seite acht Sphinxe findet, kommt man zu dem von zwey Pylonen (Thüren) umgebenen Portal, bewacht von zwey noch kolossaleren Standbildern; durch dieselbe in einen offenen Portikus, auf dessen beyden Langseiten ein bedeckter Gang ist, dessen Dach auf sechs einander gegenüberstehenden Pilastern ruht, an welche Hermen adossirt sind. Aus diesem Portikus kommt man in den Tempel selbst, den wir nicht untersuchen konnten, weil er bis an das Dach angefüllt war. Die Hieroglyphen auf den Pylonen und ein Portikus, so wie die auf dem Fußgestell

*) Essabua bey Gau, welcher dieß Monument zum Theil aufgedeckt und genau untersucht hat. Die gegenwärtige Beschreibung stimmt genau mit der von ihm gegebenen Abbildung überein. Siehe 3te Lief. Taf. 42. 2te Lief. Taf. 45. 4te Lief. Taf. 43. 6te Lief. Taf. 44. 7te Lief. Taf. 46. 47. G.

und der Rückenlehne der Kolossen, hat große Aehnlichkeit mit denen Aegyptens, und auch hier sieht man das gewöhnliche Menschenopfer. Der ganze Tempel hat ungefähr 122 Fuß Länge und etwas über 30 F. Breite. Die Pylonen waren 29 F. hoch. Die kleineren Kolossen 10½ F. Die Sphinxe waren 5¼ F. hoch, ohne die Piedestals. Der Dromos war 187 F. lang und 28 F. breit.

5. Der Tempel bey Usebdin, auf dem linken Nilufer.

Bey Usebdin ist ein noch einigermaßen erhaltener Tempel in ägyptischem Styl, der aber sichtbar aus der Römerzeit herrührt. Das, was übrig geblieben ist von diesem Gebäude, besteht aus einem großen, viereckten Gemach, ungefähr 48 F. lang und 34 F. breit im Innern. Daran stößt ein 13 F. breiter bedeckter Gang, der auf den Langseiten von fünf, und auf der einen Breitseite von vier Säulen mit ungleichen Lotos-Capitälern, von den keines vollendet war, gebildet wurde. Auf der andern Breitseite war ein großer Eingang und zur Rechten desselben eine Wendeltreppe, die auf das Dach führte. Die Mauer der Langseite zur Linken des großen Einganges war durchaus umgefallen, lag aber so ordentlich da, als wenn sie absichtlich umgelegt worden wäre. Die Säulen auf dieser Seite waren in die Mauer eingefaßt, 6½ F. hoch, aber die gegenüberstehenden, so wie die auf der Breitseite, standen frey. Gleichlaufend mit der linken Langseite geht eine lange umgefallene Mauer, welche mit einem eingefallenen Pylon schließt, auf welchem man einige Hieroglyphen sieht; aber ohne Zusammenhang. Innerhalb des Tempels sind drey griechische Inschriften und einige koptische; mit einem christlichen Gemälde (tasla), welches beweist, daß der Tempel eine Zeitlang eine Kirche war.

6. Tempel bey Decke, auf dem linken Nilufer. *)

Der Tempel in Decke, der nächste im Norden von Usebdin, ist durch Größe und Pracht der vornehmste von den bisher erwähnten. Durch zwey Pylonen, vor welchen einst zwey Obelisken prunkten, kommt man in einen offenen, steingepflasterten Hof und darüber in den Tempel selbst, von welchem vier große Gemächer neben einander und einige kleine noch erhalten sind. Dieser Tempel ist, wie viele der ägyptischen Monumente, nach und nach gebaut und zeigt, wie diese, daß die ältesten Tempel sehr klein waren.

*) Vergl. Gau 9te Lief. Taf. 34. 2te Lief. Taf. 35. 3te Lief. Taf. 80. 10te Lief. Taf. 38. Gau setzt diesen Tempel in die Zeit der Ptolemäer.

Einige griechische Inschriften auf beyden Pylonen gaben uns Anleitung den alten Namen dieser Ruine und wahrscheinlich der meisten nubischen Monumente zu bestimmen. Ich will eine derselben vollständig anführen:

ΦΗΛΙΚΙΩΝ ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΥ
CΤΡΑΤΗΓΟC ΦΙΛΩΝ ΤΟΝ ΟΜΒ
ΕΙΤΟΥ ΕΛΘΩΝ ΕΙC ΨΕΛΚΙΝΠΡΟCΕΚ
ΥΝΗCΑ ΘΕΟΝ ΜΕΓΙCΤΟΝ ΕΡΜΗΝ
ΠΡΟCΚΥΝΗΜΑΤΩΝ ΜΑC . . . .
. . . . ΜΕ ΠΑΝ ΤΩΝ

Φηλικίων Ἀπολλωνίου,
στρατηγὸς Φίλων τοῦ Ὀμβείτου,
ἐλθὼν εἰς ψέλκιν προσεκύνησα
θεὸν μέγιστον Ἑρμῆν
προσκυνημάτων μαc . . . .
. . . . με πάντων

Du siehst die Wichtigkeit dieser Inschrift ein, welche die Lage der Stadt Pselkis bestimmt und zugleich den Namen der Gottheit nennt, welcher der noch erhaltene Tempel insbesondere geweiht war. Die hieroglyphischen Gemälde auf der Mauer müssen diesen Hermes Megistos zeigen, und sie thun dieß allerdings. Ueberall von dem innersten des Tempels bis auf die Pylonen selbst sieht man ihn, azurfarben, mit einer Mitra geschmückt mit vier recht aufstehenden Federn; den den Göttern eignen, mit des Wiedehopfs (härfägels) Kopfe gekrönten Scepter hat er, schlangenumschlungen, in der einen Hand und den Nilschlüssel in der andern. Er nimmt verschiedene Opfer an, und in dem innersten Gemach einen Lorbeerkranz, auf dessen Seiten zwey mitrageschmückte Agathodämonen stehen.

Zur Linken in dem dritten Gemach, oder dem ältesten Theile des Tempels, war eine Thür, welche zu zwey kleinen Seitengemächern führte. Das innerste, welches vermuthlich das Allerheiligste des Tempels war, ist mit den schönsten Sculpturen geschmückt. Ich nenne hier blos zwey sitzende Löwen, mit dem Haupt gegen einander gekehrt und zwischen ihnen ein auf zwey Federn gestellter Nilmesser. Niemals habe ich etwas majestätischeres gesehen, als diese Löwen, und kein Bildwerk kann mehr Grandioses im Charakter, mehr Schönes in der Form und mehr Feinheit in der Anordnung der Theile vereinigen, als dieß. Wenn von dem ganzen Tempel nichts mehr übrig geblieben wäre, als dieses symbolische Relief, so würde doch ein jeder zugeben, daß das Monument, wozu sie gehörten, gewiß in der glücklichsten Periode der Kunst erbaut worden.

Der Tempel, ohne seine äußere Umgebung hat 70 F. Länge und 28 F. Breite. Jedes der beyden Pylonen, welche das kolossale Eingangsportal umgeben, 36½ F. in der Höhe, 33½ F. an Länge und 15 an Breite, die beyden letzteren Maaße am Fuß genommen; aber bey den Cornichen 30 F. an Länge und 10 F. an Breite. Die eben genannte äußere Umgebung war bestimmt neue Abtheilungen zu bilden, und vorzüglich war bereits auf der rechten Seite Ein Gemach wenigstens fertig und auf der andern ein gleiches, wie außerdem ein schmaler bedeckter Gang, welcher diesen Tempel mit einem weiter abgelegenen vereint haben mag, von dem man aber nun keine Trümmer mehr findet.

Ich sprach von dem Nutzen, den die angeführte griechische Inschrift in geographischer Hinsicht darbietet. In dem Itinerarium Antonini sind mehrere Stationen, vermuthlich Städte, angeführt zwischen Syene und Hierasycaminon, dem äußersten Punkt im Süden, der in dem Itinerarium angesezt ist. Unter diesen Orten wird auch Pselkis genannt, und merkwürdig genug zugleich mehrere Stationen zwischen demselben und Syene, wo wir mehr oder minder wohl erhaltene Tempelruinen gefunden haben.

Namen des Itin. Ant.	Mill. Rom.	Jetzige N.
von Contra Syene		Garb Essuan.
bis Parentbole	16	Barembre.
— Tzitzi	2	Kardas und Hindou.
— Taphis	14	Kalapscheh.
— Talmis	8	Garb Dendur.
— Tutzis	20	Garb Girsche.
— Pselcis	12	Decke.
— Corte	4	Ufeddin.
— Hierasycaminon .	4	Garb Sabua.

7. Die Tempelgrotte bey Garb Girscheh am linken Nilufer. *)

Das größte Monument in Nubien ist die Tempelgrotte bey Garb Girscheh, welche in Größe und Reichthum mit den meisten der Denkmäler Aegyptens wetteifert und an Alter wahrscheinlich alle übertrifft. Auf einem in Terrassen angelegten Weg, umgeben von kolossalen Menschengestalten, die auf Thronen sitzen, geht man bis zu dem Portikus herauf, von welchem ein Theil aus den Felsen gehauen und das übrige daran gebaut ist. Er war umgeben auf zwey Seiten von einem bedeckten Gang, dessen Dach von acht kolossalen Hermen getragen wurde, vier auf jeder Seite. Hinter dem Gang waren zwey Seitengemächer zur Rechten, und eben so viele zur Linken, in den Fels gehauen, und gerade dem Eingang gegenüber zwey hieroglyphische Bildwerke in Hautrelief. Die äußere Wand dieses Portikus war blos halb so hoch, als die vier Säulen, von denen das Entablement und die Cornichen getragen wurden, um dem Monument mehr Licht zu verschaffen.

Durch ein kolossales Portal 16½ Fuß hoch, kommt man in einen Salon, geschmückt mit sechs Pilastern, in drey Reihen. Dieser war ganz und gar aus den Felsen genommen, etwas über 40 F. lang und fast gleich breit. Vor einem jeden der Pilaster stand ein großer Koloß, als Herme, dessen Höhe, ohne das 3½ F. hohe Piedestal ungefähr 17 Fuß betrug, und auf jeder der Langseiten waren vier in die Bergwand eingehauene Hieroglyphen-Tafeln, etwas über 6 F. breit und 6 F. hoch, jede Tafel enthielt drey Figuren fast in Ronderbosse. Die Pilaster und Wände waren voll von Hieroglyphen. Aus diesem Gemach trat man in ein kleineres, eingenommen von zwey Pilastern, welches auf jeder der Langseiten ein Seitengemach hatte, und zulezt kam man zu drey nebeneinander liegenden kleinen Gemächern. In dem mittelsten stand ein Altar mitten auf dem Fußboden, und in einer Nische im Fond waren zwey sitzende Gestalten angebracht. Die größte Länge des Monuments war ungefähr 155 F. und die größte Breite desselben 80 Fuß.

(Der Beschluß folgt.)

Venedig.

Die Gazetta di Venezia vom 16. Dec. 1826 enthält eine Nachricht über die Fortschritte des Kirchenbaues zu Possagno, welcher bekanntlich von Canova begonnen ist, und dessen Vollendung nun aus seinem Nachlasse bestritten wird. Der prächtige Pronaos und die Sculpturen der Metopen, von Canova selbst modellirt, sind schon an ihrer Stelle, und ein vorzügliches Lob wird nicht blos diesen, sondern auch der Ausführung der Ornamente gespendet, welche in der k. k. Akademie zu Venedig gearbeitet worden sind.

Im nächsten Herbst soll das Gebäude für den Gebrauch zum Gottesdienst eingerichtet und einstweilen statt der zu engen Pfarrkirche benuzt werden, bis alle inneren und äußeren Accessorien, wozu auch eine neue Orgel gehört, vollendet sind. Im Jahr 1828 soll dann die feyerliche Einweihung statt finden. Die Leitung des ganzen Baues wird fortwährend mit größter Sorgfalt von Canova's Bruder, dem Bischof von Mindo, besorgt.

*) Bey Gau Dandiche, 3te Lief. Taf. 23. 9te Lief. Taf. 24. 25. 26.

Nr. 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. Februar 1827.

Alterthümer in Nubien, vom Professor Leljegrenn, aus dem Schwedischen, übersezt von Dr. Hermes.

(Beschluß.)

8. Der Tempel bey Garb Dendur, auf dem linken Nilstrand. *)

Ungefähr eine halbe Tagereise von Garb-Girscheh liegt, am Schlusse von der dem Nil sich nähernden libyschen Bergkette, der kleine Tempel Garb Dendur. Um einen, zu großen Opfer- oder Initiations-Ceremonien brauchbaren, Platz zu erhalten, hat man nahe am Nil eine etwas über 90 Fuß lange und 50 F. breite Mauer aufgeführt. Der Platz, welchen diese Mauer einfaßte, sollte ausgefüllt werden, was auch bis zu mehr als zwey Drittheilen geschehen ist; und darauf mit einer Brustwehr umgeben, wozu gleichfalls der Anfang gemacht ist. Mitten auf der dem Tempel am nächsten Seite ist ein freystehendes kolossales Portal, durch welches man über einen mit Steinen gepflasterten Weg zu dem Tempel selbst geht, dessen Portal umgeben ist von zwey bis zu einem Drittheil eingefaßten Säulen mit Lotoscapitälern. Der Tempel besteht aus drey Gemächern hinter einander. Einige Schritte davon ist ein in den Berg ausgehauenes Grab, versehen mit einem daran gebauten Vorgemach.

Dieß Monument ist im innern noch nicht fertig, aber seine äußeren Langseiten sind voll von den merkwürdigsten symbolischen Sculpturen.

9. Der Tempel bey Kalapscheh, auf dem linken Nilufer. **)

Dieser wird zeigen, wie Nubien in älteren Zeiten einer plötzlichen Revolution unterlegen ist, welche das Land durchaus zerstörte, und daß diese totale Revolution bald nach eines großen Königs glänzender Regierung eintrat. Außer den allerältesten Monumenten, den Tempelgrotten bey Garb-Girscheh und bey Deir ist kein einziges Monument völlig fertig; und es ist sichtlich, daß sie — bis auf einige aus der Römer Zeit — alle aus einer gewissen Periode waren. Bey einigen sieht man die Materialien, ausgeführte Säulen, Pilaster, Cornichestücke, ganz ausgehauen oder beynahe fertig ohne Ordnung in große Haufen gelegt. Die Wände sind aufgeführt, aber nicht glattgehauen; halbfertige Sculpturen, andre, zu denen man erst die Contoure mit rother Farbe entworfen hat; bey dem Anblick des Ganzen kommt es einem vor, als wenn die Arbeiter weggegangen wären, um sich auszuruhen, aber bald wieder kommen würden. Alles was hier gesagt ist, gilt insbesondere von dem großen Tempel bey Kalapscheh, welcher, wenn er fertig wäre, an Schönheit und Umfang mit den größten in Aegypten wetteiferte. Bey den früheren Monumenten war es sehr leicht ihren Plan aufzufassen, wenn sie auch noch so sehr beschädigt waren; denn die meisten standen durchaus selbstständig für sich; und in dem bey Decke zeigte sich wohl einiger Haushalt, aber dieser hatte sich mit dem Tempelraum begnügt, ohne noch etwas daran zu bauen oder das alte umzuändern. In und um die Ruinen von Kalapscheh ist aber jezt ein großes Dorf und einige von den getrennten Theilen des Monuments sind zur Wohnung für die gegenwärtigen Einwohner verwandt und so vollkommen umgeschaffen und entstellt worden, daß man kaum ahnen kann, was sie vordem gewesen. Auf dem Tempeldach war überdieß, wie auf dem Isistempel bey Tentyra, vordem ein Dorf angelegt; von dessen 50 oder 60 Lehmhütten die Ueberbleibsel noch zu sehen sind. Nach zwey Tagen mühsamer Untersuchungen glückte es uns endlich, dieses Chaos einigermaßen zu ordnen. Ein Grundriß wurde auf der Stelle entworfen und verificirt, von dem ich dir nun in der Kürze Rechenschaft geben will.

Vom Nil bis zu dem Tempel selbst war ein sanft

*) Bey Gau Girscheh. S. 6te Lief. Taf. 27. 29. 10te Lief. Taf. 28.

**) S. Gau 6te Lief. Taf. 12. 2te Lief. Taf. 13. 1ste Lief. Taf. 14. 15. 4te Lief. Taf. 16. 17. 6te Lief. Taf. 21. 8te Lief. Taf. 22.

abhängiger Dromos angelegt, mit Steinen gepflastert. Dieser schloß mit einer großen ebenen Fläche, etwas über 1500 Fuß im Quadrat, umgeben von einer niedern Brustwehr, welche eben so längs der Seiten des Dromos hinlief. Zur rechten und linken jenes ebenen Platzes, und auf ein Paar Schritte Abstand, waren zwey breitere Treppen zum Nil, und auf den Seiten des Dromos, gerade 100 Fuß von seinem Anfang, zwey kleinere Treppen. Der Dromos schloß mit einer sehr niedrigen, schön gebauten breiten Treppe, die zu einem breiten ebenen Platz vor dem Haupteingang des Tempels selbst führte. Auf der rechten Seite des Dromos, vom Nil an gerechnet, und den kleinen Treppen gegenüber, lag ein kleines Monument, mit einer rund herumlaufenden Colonnade. Es glich sehr dem abgesonderten, schönen Monument bey Phileä, war aber größtentheils zu sehr verfallen und überbaut, als daß seine Größe und Form richtig bestimmt werden könnte. Auf der gegenüberliegenden Seite waren bedeutendere Ruinen nicht zu sehen, die die Vermuthung von einem entsprechenden Gebäude hätten rechtfertigen können. Der Dromos war, nachdem, was wir aus den vielen umher zerstreuten größeren und kleineren Bruchstücken schließen konnten, von einer doppelten Reihe Sphinxe umgeben. Ein vollkommen erhaltener 3 Fuß 9 Zoll lang, 1 F. 2 Z. breit, und hoch im Verhältniß, war so schön, daß man sich kaum von seinem Anblick trennen konnte.

Durch ein mit zwey Nebeneinzängen, wie gewöhnlich, versehenes Portal kam man zu einem Portikus mit 10 Säulen. Auf beyden Langseiten desselben waren in der Mauer sechs kleine Gemächer angebracht, die durch eine Thür mit dem Portikus, und mit einander mittelst einer länglichen, schmalen Oeffnung vereinigt waren. Von dem Portikus kam man zu einem mit 12 Säulen geschmückten Pronaos, von denen die vier ersten ungefähr bis zur Hälfte eingefaßt waren. Daraus zu drey kleineren Gemächern, hinter einander, von denen die beyden äußersten jedes zwey Säulen hatte. In dem ersten war eine Treppe, welche zu zwey entresollirten Gemächern führte, von denen das innere mit zwey Säulen; und von da auf das Dach, worauf man, eben so wie bey Tentyra, einen kleinen Tempel aufgeführt hatte. In dem andern waren, auf derselben Seite, wie die Treppe in dem ersten, zwey dunkle Gemächer, von denen das eine ohne alle Verbindung gewesen zu seyn scheint.

Der Portikus war breiter als die übrigen Theile des Tempels, aber die geringere Breite desselben wurde durch eine mit den Langseiten des Portikus parallellaufende Mauer verborgen, welche einige und zwanzig Fuß von dem Tempel mit einer ähnlichen zweyten sich verband und den ersten Vorhof zu dem Allerheiligsten bildete. Außer diesem Vorhof sah man auf der rechten Seite deutliche Spuren von drey andern, in einem Abstand von ungefähr 25 Fuß von einander. Auf der linken Seite der andern Umfassung war ein in den Berg eingehauenes Grab, mit einem außen daran gebauten Gemach, das mit Säulen geschmückt war. In dem Berge selbst, eine Strecke von dem Tempel waren Katakomben, die eine voll von Mumien; die, welche wir untersuchten, waren lose liegend, ohne Kisten. Die Ruinen dieses großen Tempels nehmen eine Strecke von mehr als 400 Fuß in der Länge und fast 300 Fuß in der Breite ein, und sind für den Architekten, Bildhauer und Maler — um von dem Alterthumsforscher und Philosophen nicht zu reden — von dem höchsten Interesse, da man hier deutlich sieht, wie die Alten zu Werke gingen mit ihren Arbeiten, und dieß von dem ersten Entwurf bis zu dem lezten Handanlegen. Man erstaunt über die Vollkommenheit, auch in den mechanischen Fertigkeiten, die hier überall und in allen Details hervorscheint; und man erstarrt, wenn man daran denkt, wie viele Jahrhunderte nöthig waren, um sie zu erwerben.

10. Grabgrotte bey Kalapscheh, auf dem linken Nilufer.

Ungefähr 1000 Schritt nördlich von Kalapscheh ist ein in die libysche Bergkette eingehauenes Grab, das, obwohl nicht bedeutend an Umfang, doch in Ansehung der hieroglyphischen Sculpturen, die man daselbst findet, von der höchsten Wichtigkeit ist.

Man hat sich 36 Fuß in den Berg hineingearbeitet, bevor man, da derselbe einen sanften Abhang hat, hinreichende Höhe für das Monument selbst fand. Dieser Gang, der 20 Fuß breit ist, war vielleicht zu einem Portikus für das Grab selbst bestimmt; doch findet man jezt keine Spur von einem Dach, im Fall dieß nicht ganz fehlte und der Tempel ein Hypäthros war, (i fau den oj war Hypeter), so wenig als von Säulen vor dem Eingang; aber wohl Reste von sonnengetrockneten Lehmmauern und Kuppeln aus der Zeit, da das Monument zu einer Kirche verbaut war.

Die beyden Langwände des äußeren Ganges sind erhöht mit Hülfe eingefugter Quadersteine und geglättet durch feinen Stuc; und auf demselben sind höchst merkwürdige historische Darstellungen, deren Inhalt dem der Ruinen zu Deir, Medinet-Abu, Kornak u. v. a. gleicht, aber nicht ohne merkwürdige Verschiedenheiten. Auf der linken Seite sieht man ein Weib unter einem Baum, und weiterhin einen Mann, der auf sie zuspringt. In der nächsten Abtheilung von der, worin das Weib steht, ein Kind, welches sie zu verlassen scheint, um zwey andern Personen entgegen zu eilen; weiterhin eine große Feldschlacht. Der Sieger auf seinem Wagen verfolgt fliehende Neger mit dem Bogen in der Hand und Thier-

häute mitten um den Leib. Hinter dem Wagen des Helden folgen zwey andere und auf jedem derselben zwey Krieger, von denen der eine lenkt und der andere streitet; wie bey Homer. In einer neuen Abtheilung fünf Neger mit einem Anführer, die Stäbe in der rechten Hand halten und bittend die linke ausstrecken. Dann eine Menge andrer, die Goldsand führen, Affen, Meerkatzen, Leoparden, Ochsen, Gazellen, Strauße, ein Thier, welches dem neulich in Afrika entdeckten Pabriussa gleicht, u. v. a.

Gegenüber sieht man einen Streit mit Asiaten, gewaffnet mit Lanzen, Bogen und krummen Säbeln. Sie haben spitzige Bärte und gebogene Nasen; Mützen, mit Tüchern umwunden, wie ein Turban. Der Sieger ist, eben so wie auf der andern Seite, auf seinem Wagen. — Eine andere Tafel stellt die Belagerung eines crenellirten, zwey Stockwerk hohen Thurmes vor.

Auf beyden Wänden sieht man, im Hintergrund, Altäre, Opfer, Tempel und Götter. Von dem Portikus kommt man durch eine große und zwey kleinere Thüren zu einem großen Gemach, darin zwey cannellirte Säulen ohne Capitelle. Das erste, was man zur rechten und linken Hand am Eingange sieht, ist ein Menschenopfer; ein Neger und ein Asiat. Der opfernde ist rothbraun von Farbe, mit der gewöhnlichen Schlangenbinde um das Haupt und gelbem Weiberrock, über ihm schwebt der schlangenumfaßte Globus. — Das übrige ist verziert mit Opfern, Initiationen u. v. a., und auf den beyden Seiten des Einganges zu dem innersten Gemach sind zwey Nischen mit Figuren in Rondebosse.

Die Seiten an der Thür des zuletzt genannten Gemaches sind eingenommen von der Isis, welche ihre Brust einem Jüngling gibt, der den Königshelm auf dem Haupt trägt, den Nilschlüssel und eine Art Opferkelle in den Händen. Unter den übrigen symbolischen Vorstellungen dieses Gemaches will ich nur eins nennen: ein Gott mit dem Ammons-Haupt berührt des Helden Mund mit einem umgewendeten Nilschlüssel, welcher gleichsam eingefügt ist in einen kurzen Scepter, geschmückt mit dem Wiedehopfskopfe, und nimmt ihn zugleich mit der andern Hand beym Arm. — Im Fond war eine Nische, bestimmt, wie die zu Deir und Garb Girscheh, für sitzende Figuren. Die Sculpturen sind kaum angefangen.

11. und 12. Ruinen bey Hindau auf dem linken Nilufer.

Gleich unterhalb Kalapscheh passirt man einen der malerischesten Punkte, die ich gesehen habe, und bald darauf kommt man zu Hindaus Ruinen. Sie bestehen aus zwey kleinen Tempeln ohne Hieroglyphen, aber in reinem ägyptischen Styl; der eine mit und der andere ohne Sanctuarium, aber beyde geschmückt mit sechs Säulen mit Lotoscapitälern, aufgestellt in drey Reihen; die beyden ersten, welche den Eingang umgeben, bis fast zur Hälfte in die Mauer eingefaßt. In dem größern sah man gemalte Heiligen, einige kleinere griechische Inschriften und eine längere; sie waren alle fast unleserlich, die längere schloß mit den zwölf Cardinaltugenden: πιστις, ἐλπις, ἀγαπη, δικαιωσυνη u. s. w. Auf beyden Seiten der Thür in das innere Gemach ein Kalender mit den zwölf ägyptischen Monaten, sechs auf jeder Seite, der schloß mit Φαμενωθ. Hinter dem kleineren Tempel sah man ungeheure Grundbauten zu einem angefangenen Haus und Casernen; und hier und dort umhergestreute Fragmente von Cornichen, Thürpfosten u. v. a.; auch kleine Basreliefs, unter andern eine Figur, von zwey Genien mit einem Lorbeerkranz gekrönt. Ueberall erkennt man eine geschmacklose Vermischung von ägyptischer und römischer Kunst und eine wunderbare Uebereinstimmung mit einigen Bruchstücke von Maximianopolis (einem Theil von Thebe, der in späterer Zeit diesen Namen erhielt) und demnach wahrscheinlich aus derselben Epoche.

13. Ruinen bey Kardas auf dem linken Nilufer. *)

Nicht weit von Hindau, auf einem hohen Berg (Backe) nahe am Nil, liegt ein kleiner ruinirter Tempel, welcher auf eine bessere Kunstperiode hinweist. Zwey Säulen mit Capitälern, formirt von vier Isishäuptern en face, gleich denen bey Tentyra und vier andere mit Lotoscapitälern sind ausgezeichnet wohl gearbeitet. Der größte Theil der Cornichen ist erhalten, und um dir einen Begriff von den Massen zu geben, die auch zu kleineren Gebäuden verwandt wurden, will ich blos erwähnen, daß das Dach auf diesem Tempel von Steinplatten gebildet wird, die 23½ Fuß lang, 3½ F. breit und fast eben so dick sind. — Eine Strecke davon liegt die Ruine eines römischen Castells, und weiter hin, in derselben Bergkette ein alter Steinbruch, in Katakomben verwandelt. Hier sahen wir unter andern ein kleines Grabmonument einem Stuhl gleich, aber in großen Dimensionen, in den Felsen gehauen. Die Thür zu dem Monument war in schlechtem ägyptischen Styl, und rund umher waren griechische Inschriften eingefaßt. Eine derselben führe ich hier an, obwohl ich einen Aufschluß über den Τομος, der hier genannt ist, wie in allen den übrigen, noch vermisse:

*) Bey Gau Gartas 6te Lief. Taf. 7. 9te Lief. Taf. 8.

ΤΟ ΠΡΟCΚΥΝΗΜΑ
CΗΜΕΡΟΝ ΓΑΙΟΥ ΔΙΟCΚΟΡΟΥ
ΤΟΥ ΚΑΙ ΜΑΚΡΙΝΟΥ
ΙΕΡΕΩC ΓΟΜΟΥ ΓΕΝΟΜΕΝΟΥ
ΤΡΙC ΤΗΝ ΜΕΝΑ — ΛΙΗ = ΚΑΙ ΤΩ
ΒΑCΙΛΕΩ ΚΑΙ ΤΟ … ΠΑΝΤΩΝ
ΤΩΝ ΦΙΛΩΝ ΚΑΙ ΤΗC CΥΜΒΙΟΥ ΚΑΙ ΤΩΝ
ΤΕΚΝΩΝ.

14. Tempel bey Debode, auf dem linken Nilufer. *)

Das nächste Monument bis nach Philä ist der Tempel bey Debode, erwähnt bereits in Hamiltons Aegyptiaca. — Von einer breiten, schönen Treppe am Nil kam man über einen steingepflasterten Dromos zu einem hohen pyramidalischen Portal, darauf zu einem etwas kleineren, durch dieses zu einem noch kleineren, und hierdurch endlich zu dem Tempel selbst, mit einem Pronaos und drey Gemächern hintereinander. Auf den Seiten dieser 3 Gemächer sind vier andere und oben auf dem Dach noch einige. — In dem innersten, oder Sanctum sanctorum, stehen zwey Monolithen von Syenit, der eine $7\frac{1}{12}$ Fuß hoch, $3\frac{1}{12}$ F. breit und $3\frac{1}{12}$ F. tief, der andere von noch kleineren Dimensionen. Sie dienten wahrscheinlich zu einem Verwahrungsplatz für die heil. Vögel, und sind mit Hieroglyphen geschmückt. — Auf der linken Seite des Einganges zum Pronaos ist ein Vorsprung, bestehend aus einem großen Gemach. Dieser hinzugefügte Theil ist eben so breit, als die erste Einfassung; er zeigt, auf welche Art und nach welchen Grundsätzen die Aegypter ihre Tempel vergrößerten und sie in des Wortes eigentlicher Bedeutung zu unendlichen machten.

Die wunderbare Insel Philä, mit ihren gigantischen Monumenten, so wie der Tempel auf der dabey liegenden Insel, sind bekannt durch die Arbeit des französischen Instituts. Ich verweise daher, ohne ein Wort darüber zu verlieren, auf dieses Meisterwerk, groß und gleich klassisch, wie die Welt, die es beschreibt.

Leljegrenn.

*) S. Gau 3te Lief. Taf. 4. 2te Lief. Taf. 2. 4te Lief. Taf. 6.

Rom.

Der Ritter Camuccini, Inspektor der öffentlichen Gemälde zu Rom, hat im verflossenen Jahre folgende Bilder in den Kirchen und Sammlungen restauriren lassen:

1. In der Kirche de'Greci die zwey Gemälde zu beyden Seiten des Hochaltars vom Cav. d'Arpino.
2. In der Kirche S. Apollinare ein Madonnenbild neben dem Eingang, aus der Schule des Pietro Perugino.
3. In der Basilica Sta. Maria Maggiore, die Verkündigung von Scipione Gaetano in einer Kapelle neben der Sakristey, und die Bilder von Passignano in der Taufkapelle und der Sakristey.
4. In der Kirche S. Giorgio in Velabro das von Giotto gemalte Catino.
5. In der Basilica S. Maria in Trastevere das Bild der Madonna mit dem Kind, und St. Rochus und St. Sebastian von Pinturicchio in einer Kapelle neben der Sakristey.
6. In der Kirche S. Marco alle Altargemälde von Carlo Maratta, Francesco Mola und einige aus dem 16ten Jahrh.
7. In der Kirche S. Martino ai Monti die herrlichen Frescolandschaften von Poussin.
8. Endlich eine Krönung Mariä von Pinturichio, welche für die päpstliche Pinakothek angekauft worden ist. (Diario di Roma 17. Jan. 27.)

München.

Bey der im December v. J. stattgefundenen Versteigerung der von Sr. Maj. dem höchstseligen König Maximilian Joseph hinterlassenen Kunstsachen wurde das berühmte Gemälde von Wilkie, die Eröffnung des Testaments, auf Befehl Sr. Maj. des Königs für die Pinakothek um 12,000 fl. erkauft. Auch viele andere Gemälde gingen in königlichen Besitz über und werden den königlichen Sammlungen einverleibt werden. So ward auch die Venus von Canova für 13,340 fl.; die Sandalenbinderin von Schadow für 2350 fl.; die Büste der Vittoria Caldoni von demselben für 340 fl.; der Faun von Eberhardt für 2666 fl. und die Leda von demselben für 2000 fl. für Se. königliche Majestät angekauft.

Nr. 17.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. Februar 1827.

Anzeige von neuen Ausgaben solcher griechischer und römischer Schriftsteller, welche sich auf die Kunst der Alten beziehen.

II.

Die beyden Philostrate und Kallistratus.

Nächst den Beschreibungen und Nachrichten des Pausanias, welche die alte Kunst betreffen, ist für die Kenntniß derselben und namentlich der Malerey im Gebiete der griechischen Literatur kaum etwas so bedeutend, als die Beschreibungen von Gemälden, welche wir den beyden Philostraten verdanken. Zwey ausgezeichnete Gelehrte, Jacobs und Welcker, haben sich daher ein wahres Verdienst um Kunde und Verständniß der alten Kunst erworben, indem sie sich zu Berichtigung und zu einer hauptsächlich archäologischen Erläuterung ihrer Texte vereinigten, wie in der Ausgabe geschehen ist, welche wir dem das Alterthum und seine Kunst kennenden Publikum hier anzuzeigen das Vergnügen haben.

Philostratorum imagines et Callistrati statuae. Textum ad fidem veterum librorum recensuit et commentarium adjecit Fridericus Jacobs. Observationes archaeologici praesertim argumenti addidit Fridericus Theophilus Welcker, Professor Univers. Rhenanae. Lipsiae in libr. Dyck. MDCCCXXV.

Der ältere Philostratus, ein Sophist und Rhetor des 3ten Jahrhunderts, hat seinen Aufenthalt in Neapel benutzt, eine Sammlung von 65 Gemälden zu beschreiben, die er in der Vorstadt, in einer gegen das Meer und den Westwind geöffneten Halle aufgestellt fand. „Sie schimmerte,“ sagt er in seiner geschmückten Rede von dieser Halle, von Marmor, wie ihn die Ueppigkeit lobt, am meisten aber blühte sie von Gemälden, so daß die Tafeln in die Wand eingefügt waren, welche Jemand, wie mir schien, nicht ohne lebendige Neigung gesammelt hatte. *) Denn in ihnen war die Weisheit mehrerer Maler offenbar.“ Nun stellt der Sophist vor, daß der Sohn seines Wirthes, ein lernbegieriger Knabe sich an ihn angeschlossen, als er sie betrachtet, und um ihre Erklärung gebeten habe. Dazu ist denn der Meister der Redekunst bereit, sobald die andern Knaben gekommen seyn werden, welche der Ruf seines Namens zum Unterricht um ihn gesammelt hat. Dann will er die Erklärung der Bilder zu einem Gegenstande seiner rednerischen Darstellung machen, was sofort auch geschieht, sobald er die junge Schaar um sich versammelt sieht. Er entfaltet alle Blumen und Verzierungen seiner Kunst, um seine declamatorischen Schilderungen damit zu schmücken. Diese rhetorische Einkleidung, verbunden mit den Schwierigkeiten, welche die Composition vieler Gemälde zeigt, und die bey manchen an das Unmögliche zu grenzen schien, haben bey noch unvollkommener Einsicht in die Natur der alten Malerey den Grafen Caylus bewogen, sich die Beschreibung als rein erdichtet und außer Bezug auf wirkliche Gemälde vorzustellen; welcher Meynung dann auch andere folgten, die Jacobs in der Einleitung S. XVII. aufführt. Selbst Heyne, welcher in den neuern Zeiten zuerst wieder jene Gemäldeschilderungen einer fruchtbaren Untersuchung unterworfen, obwohl ihm bey mehreren die Ueberzeugung, daß wahre Gemälde beschrieben werden, sich aufdrängt, bleibt doch in seinem Urtheile schwankend. Andere aber, unter ihnen Männer, wie Winckelmann,

*) So ist wohl das οὖς, ἐμοὶ δοκεῖν, οὐκ ἀπαθῶς τις συνελέξατο zu übersetzen, wenn der Lesart zu vertrauen, und nicht vielmehr οὐκ ἀμαθῶς nicht ohne Einsicht, vom Sophisten geschrieben ward, worauf auch das folgende hinführt: σοφία γὰρ ἐν αὐτοῖς ἐδηλοῦτο πλειόνων ζωγράφων, wo der Styl und die Behandlungsart mehrerer guten Meister, welche darin sichtbar gewesen, mehr auf Kunstkenntniß als auf Leidenschaft bey der Sammlung hinzudeuten scheint, welche, wie anderswärts, so auch in dem Gebiet der Kunstsammlung gemeiniglich blind seyn soll.

Visconti, haben zwar den Werth dieser Schilderungen weniger hoch angeschlagen, aber doch an der Wirklichkeit der beschriebenen Gemälde nicht gezweifelt, auch Goethe nicht, welcher in Kunst und Alterthum II. 1. S. 30 von ihnen spricht, und dem bey dieser Gelegenheit Jacobs das Lob spendet, daß im Gebiet der Kunst die Götter ihm verliehen „allein weise zu seyn; doch die übrigen schweben wie Schatten (οἴῳ πεπνῦσθαι τοὶ δὲ σκιαὶ ἀΐσσουσιν). In der That enthalten auch die Schilderungen der Gemälde eine solche Fülle von Schönheit derselben, von Einsicht in Mittel und Wege der Kunst, von einer in Erfindung und Ausführung vollendeten genialen Behandlung, daß dergleichen zu erfinden einem nicht kunstübenden Schriftsteller von dem größten Geiste, geschweige denn einem Sophisten des 3ten Jahrhunderts, wo die große Malerkunst längst begraben war, rein unmöglich gewesen wäre. Die Schwierigkeiten aber vermindern sich, die Dunkelheiten hellen sich auf, wenn ein Mann von der archäologischen Kunde, wie Welcker, sie beleuchtet, und, wie hier fast überall mit Glück geschieht, die Anlage mit den mehr und mehr bekannt werdenden Gesetzen der griechischen Malercomposition und den Inhalt mit dem, was uns im Gebiete alter Kunstdenkmäler Aehnliches oder Erläuterndes übrig geblieben ist, in Vergleichung setzt.

Dem Beyspiele dieses Philostratus folgte ein anderer desselben Namens, der ihn in der Einleitung zu seiner Schrift seiner Mutter Vater nennt, und lieferte in ähnlichem Geiste, doch mit einer mindern Lebendigkeit und Fülle die Schilderungen einer Reihe von Gemälden, welche nicht schienen an Einem Orte vereint gewesen zu seyn. Von diesen Schilderungen sind siebenzehn auf unsere Zeit gekommen. Gegen sie sind dieselben Bedenklichkeiten erhoben worden, wie gegen die andern, doch ist die Hauptsache für ihren Verfasser schon gewonnen, wenn der ältere Philostratus als Schilderer wirklich ausgeführter Gemälde anerkannt ist. Der Neffe, welcher die Versicherung voranschickt, daß er in den Fußstapfen seines Oheims wandeln wolle, würde das nicht gethan haben, wenn er eine ganz neue Gattung imaginärer Schilderungen versucht hätte, und Welcker bemerkt S. LVII. der Einleitung ganz richtig, daß der jüngere, welcher in der Vorrede sich ganz und gar seinem Oheim anschließt, dieses, wenn er Gemälde erdichtet hätte, auch in den Schilderungen würde gethan haben, da er doch überall Neues, von jenem Unberührtes liefert, und selbst da, wo dieselben Gegenstände wiederkehren, die sein Oheim geschildert hat, neu ist.

Was den Werth dieser Schilderungen der Philostrate anbelangt, so liegt er in etwas ganz Anderem, als in den zierlich gedrehten Redensarten, Gegensätzen und rhythmisch wohlgebildeten Wendungen dieser geübten Wort- und Redekünstler, er liegt in dem Stoffe derselben selbst. Schon der alte Olearius in der Vorrede zu seiner Ausgabe bemerkt, welche Vortrefflichkeit bey den Alten die Malerey erreicht habe, das leuchte besser aus diesen Schilderungen ein, als aus irgend einem andern Schriftsteller des Alterthums; und da die materielle Gebrechlichkeit keinem vorzüglichen Gemälde des Alterthums gestattet hat, unsere Zeit zu erreichen, so ist ein solches Zeugniß über die hohen Vorzüge der alten Malerey, welche in ihnen Zeichnung, Composition und Färbung in gleicher Vortrefflichkeit vereinigte, schon deßhalb willkommen, weil es die Urtheile der alten Schriftsteller bestätigt, welche die Größe ihrer Maler, der Größe ihrer Bildhauer nicht nachsetzen.

Leider haben die zwey Sophisten nicht für gut befunden, ihre zierlichen Redensarten und den Flug ihrer Begeisterung durch Angabe der Namen der Maler und des Historischen der Bilder zu unterbrechen, und die dürftigen Nachrichten, welche wir bey andern über alte Gemälde finden, gestatten nicht diesen Mangel durch Schlüsse und Vermuthungen auch nur in etwas zu ersetzen. „Dieses aber, bemerkt Jacobs in der Einleitung, „ist unzweifelhaft, daß alle, die er zu seiner Beschreibungen gewählt hat (denn noch mehrere scheinen in „der Sammlung gewesen zu seyn, die er mit Stillschweigen übergeht), der schon erwachsenen und zur Vollendung gediehenen Kunst angehören. Einige sind darunter, welche nur Eine Figur enthalten, die meisten haben eine große Fülle der Gestalten, nicht nur der Menschen, sondern auch der Thiere und eine große Mannichfaltigkeit anderer Gegenstände; auch empfehlen sich „viele durch die lebendige Bewegung, wobey auch Wendungen des Körpers nicht mangeln, die zu den kühnsten und schwersten gehören. Dabey zeigt sich eine große „Mannichfaltigkeit des Inhalts. Sehr viele beschäftigen „sich mit den Sagen von Göttern und Menschen, einige „mit der Geschichte, einige schildern auch das gemeine „und häusliche Leben. — Hier ist der Künstler, gleich „dem Zeuxis, bemüht die Anmuth des weiblichen Körpers zu zeigen, dort wie Euphranor die Würde und „die Zeichen der Helden, auf andern erscheinen Sieger, „wie sie in des Aristodemus Werken gesehen wurden, auf andern Quadrigen und Rosse, wie sie Kalamis am glücklichsten bildete, in andern endlich, doch „nur in wenigen, die Kunst des Ludius, von dem „Plinius sagt (H. N. XXXV. 37.), daß er die anmuthigste Wandmalerey erfunden, Landsitze und Säulenhallen, Wälder und Haine, Hügel und Fischteiche, Ka-

„sten, wie man sie sich wünschen möchte, dazu Fischfan„gende und Vogelsteller und Jagende auf das erfreu„lichste gebildet habe. Beyspiele solcher Darstellungen „fanden sich in dieser neapolitanischen Gallerie von der „feinsten Kunst, und die Schilderungen des Bosporus „und der Fischer, die Xenien, die Inseln, die „Eberjagd wird Niemand, der ein Liebhaber dieser „Feinheiten ist, ohne Vergnügen lesen.“

Den beyden Philostraten wird gewöhnlich Kallistratus beygefügt, von dem wir in ähnlichem Geist die Schilderung von 14 Bildsäulen besitzen. Daß Kallistratus keiner von den älteren dieses Namens sey, ist offenbar. Die Darstellung zeigt den Styl und die Kunst des Philostratus, und man wird nicht umh'n können, ihn ungefähr in dasselbe Zeitalter zu setzen. Ueber sein Verdienst urtheilt Winckelmann sehr geringschätzig, eben so Jacobs und Welcker. An Bestreben anschaulich und lebendig zu schildern steht er den andern nicht nach, auch an kunstreicher Redeweise nicht; aber die plastische Einfachheit und Nacktheit seiner Gegenstände bot seiner Redekunst weniger Stoff, als jener die üppige Mannichfaltigkeit der Gemälde. Indem er nun suchen mußte, durch die Schmeichelkünste seiner sophistischen Darstellung zu ersetzen, was dem Stoffe gebrach, ist er fast überall unter seinem Gegenstande geblieben. Was in seiner oft unleidlichen Phraseologie eigentliche Beschreibung ist, hat offenbar ebenfalls alte Bildsäulen zum Grunde, und zeigt auch seinerseits die Vortrefflichkeit alter Sculptur, die wir, hier glücklicher als bey der Malerey, aus großen Werken kennen.

Diese schätzbaren Urkunden über die alte Kunst wurden bis jetzo in sehr verdorbenen Texten gelesen, nachdem Olearius die alten Schäden derselben noch mit neuen vermehrt, und alte Ausgaben und Handschriften, die ihm etwa zur Verfügung standen, sehr schlecht benuzt hatte. Auch die Bemühungen von Heyne hatten mehr die Erläuterungen des Sinnes, als eine durchgreifende Behandlung des Textes sich zum Ziele gesezt.

Hr. Hofr. Jacobs wurde durch seine umfassende Studien über die Archäologie zum Philostratus geführt, und faßte den Entschluß, ihn ganz zu bearbeiten, um so leichter, da sein Freund Welcker sich zur Uebernahme der archäologischen Erläuterungen bereit erklärte. „Wie „vieler Gewinn dadurch diesen Schriftstellern zu Theil „geworden, sagt er S. XXX. der Einleitung, kommt „mir nicht zu zu rühmen, zumal Niemand von so stum„pfem Geiste seyn wird, dem die Vortrefflichkeit der Be„merkungen, die Welckers Namen tragen, entgehen „könnte. Das allein sage ich, daß ich mir täglich mehr „Glück wünsche zu einem solchen Genossen meiner Arbeit, „zu einem Manne, welcher nicht nur ausnehmend ge„lehrt, sondern was ich nicht geringer anschlage, von „der lautersten Gesinnung ist“ — ein Urtheil, welches den, von welchem es ausgeht, eben so ehrt, wie den, welchem es gilt, und um so mehr hervorzuheben ist in einer Zeit, wo es von andern Seiten das Ansehen gewinnen will, als ob aus den Studien der Humanität die Humanität mehr und mehr verdrängt werden sollte, um der Verkleinerungssucht und einer sittenlosen Freybeuterey gegen fremde Namen und fremdes Verdienst Raum zu machen.

Jacobs hatte für sich die Behandlung des Textes behalten und zu diesem Behuf mit seiner gewohnten Unverdrossenheit die Hülfsmittel zusammengebracht. Die drey Wolfenbüttler von Heyne benüzten Handschriften wurden von neuem untersucht, ein Heidelberger, und durch Boissonade ein vortrefflicher Pariser zum ersten Male, deßgleichen ein Florentiner durch Vermittlung von Del Furia verglichen. Beyde leztere sind die Quellen der meisten Verbesserungen. Auch kam bey einzelnen Stellen dem Verfasser Hr. Prof. Osann mit seinem reichen Apparat über Philostratus zu Hülfe, und für die noch weit mehr verdorbenen Gemälde des jüngern Philostratus ein anderer florentiner Codex. „Aus diesem „Buche sind so viele Lücken ausgefüllt, durch seine Hülfe „so viele falsche Lesearten entfernt worden, daß ich glau„be, wenigstens in diesem Theile unseres Werkes um „einen Schriftsteller, welcher bisher zu sehr war versäu„met worden, ein Verdienst erworben zu haben.“ Auch für den Kallistratus sind Handschriften, zwey Münchner und drey in Paris, verglichen worden.

Wo die Hülfe der Handschriften nicht ausreichte, da half dem Verfasser seine große, sich nie verläugnende Kunde der griechischen Sprache, und der glücklichste Scharfsinn, dem die Fülle der Belesenheit zur Seite steht. Auch Bemerkungen über Wort- und Sprachgebrauch, und archäologische wird man nicht vermissen, und überhaupt den Verfasser auch hier als den wieder erkennen, als welcher er sich schon längst bewährt hat, als einen der größten Alterthumskenner unsrer Zeit.

Hr. Prof. Welcker schickt nach der gelehrten Einleitung von Jacobs dem Werk eine Beurtheilung der Philostrate und des Kallistratus voran, und fügt dann bey jedem Gemälde den kritischen und exegetischen Bemerkungen des Gehülfen seine meist archäologischen bey. Diese sind nicht selten von großem Umfang, einige breiten sich zu eben so gelehrten als belehrenden Abhandlungen aus, wie z. B. die erste über den Komos, wo

dieser verwickelte für die Lyrik, wie für die Komödie und im Gebiet der Kunsterklärung besonders für die Vasen wichtige Gegenstand zum ersten Male mit erschöpfender Gründlichkeit behandelt wird. Von besonders großem Nutzen aber ist, daß bey jedem Gemälde genau angegeben ist, von welchen Meistern im Alterthum, oder in welchen auf unsere Zeit gekommenen Kunstwerken aller Arten und Stoffe, derselbe Gegenstand ist behandelt worden und wo hierüber Nachrichten und Kupfer zu finden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kunstsachen.

Fünfzig Bilder zu Virgils Aeneis. 1ster Heft. Carlsruhe bey A. Klose. Ausgabe in kl. 8. 48 kr., in kl. 4. 1 fl., in gr. 4. 1 fl. 24 kr.

Bekanntlich ließ die Herzogin von Devonshire die interessantesten Gegenden des alten Latiums, welche Virgil in seinem Epos beschreibt, durch geschickte Künstler zeichnen und stechen. Diese Blätter sind nicht durchaus von gleichem Werthe, und nur die von Gmelin's Hand können als vorzüglich gelten. Auch kamen von dem Werke nur wenige vollständige Exemplare ins größere Publikum. Herr Prof. Frommel in Carlsruhe hat es unternommen, die ganze Folge, binnen Jahresfrist, in verkleinerten Nachbildungen zu liefern; die Abdrücke werden in verschiedenem Format gemacht, damit sie zu den verschiedenen Ausgaben des römischen Dichters passen. Einige unbedeutende Ansichten des Originals hat der Künstler mit andern vertauscht, die er selbst früher an Ort und Stelle aufgenommen. Eben so hat er mehrere interessante hinzugefügt, die dort übergangen waren. Der vorliegende erste Heft enthält: 1. Die Gegend von Troja, wozu noch ein contourirtes Blatt mit topographischer Erklärung gegeben ist; 2. und 3. zwey Ansichten von Carthago; 4. Zacynthus; 5. die Küste von Italien; 6. Scylla. Die Blätter sind, unter Hrn. Frommels Leitung, von seinen Schülern, nach der neuen, in England jetzt ziemlich gangbaren Art, in Stahl geschnitten, und verdienen schon um deßwillen Aufmerksamkeit. Sie sind von sorgsamer, zarter Ausführung und kräftiger Haltung. Auch die sehr gefällige Zeichnung verdient Lob. Man muß dem Meister zu solchen Schülern Glück wünschen. Dem Ganzen wird eine Erklärung aus Virgil, ein Panorama von Rom und eine Charte vom Schauplatze der Aeneis beygegeben werden.

Da die Stahlplatten den Vorzug haben, daß sie durchaus gleichgute Abdrücke und in großer Anzahl geben, so findet in dieser Hinsicht, bey den verschiedenen Ausgaben, keine Verschiedenheit statt.

—ber.

Das Himmelwitzer Bild des Gottes Thor.

An mehreren Orten ist, nach dem Vorgange des verstorbenen Nübs, bey Erwähnung des ehemals im Kloster Himmelwitz befindlichen, jetzt im Breslauer Universitäts-Alterthümer-Museum aufbewahrten Bildes des Gottes Thor fälschlich angegeben worden: es sey in einem Klostergraben gefunden worden. Dieß ist aber nie gesagt worden, sondern eine Entstellung, um das Bild zweydeutiger zu machen. Es ist, nach genau angestellten Untersuchungen, beym Schlemmen des Himmelwitzer Klosterteiches gefunden worden, und da in Schlesien allgemein geschichtlich bekannt, daß, bey der Einführung des Christenthumes die Götzenbilder in Teiche geworfen worden sind, ward auch dieses als Götzenbild gleich angenommen und in der Prälatur bewahrt, so daß es zu dem Inventar der Prälatur bis zur Aufhebung des Klosters gehörte. Wann es gefunden worden, konnte aber nicht mehr angegeben werden, weil im Jahre 1733 das Feuer wahrscheinlich auch die darüber sprechenden Nachrichten vernichtet hatte. Dieß ist von der königlichen hochlöblichen Regierung zu Oppeln schon im April 1818 amtlich vermittelt und dem Unterzeichneten zu den Akten des Alterthümer-Museums mitgetheilt worden.

Bg.

Berichtigung.

In Nro. 3. des Kunstblattes ist der Preis des Bildes von Pradier (Raphael und die Fornarina) irrig auf 18 fl. angegeben. Es kostet nur 15 fl.

Nr. 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. März 1827.

Anzeige von neuen Ausgaben solcher griechischer und römischer Schriftsteller, welche sich auf die Kunst der Alten beziehen.

II.

Die beyden Philostrate und Kallistratus.

(Fortsetzung.)

Die Erklärung nicht weniger Gemälde wird ganz unmöglich, wenn nicht wahre Scenen und sogar dieselbe Person in ihnen auf demselben Bilde wiederkehrend angenommen werden, wie es von den alten Meistern bis in die Zeit von Raphael nicht selten auch ausgeführt wurde. Herr Prof. Welcker hat dieses Mittel öfter angewendet; doch, wie es scheint, nicht oft genug. So ist das Gemälde „des Hermes Geburt" überschrieben, wo Welcker nur Eine Scene annimmt, nach des Sophisten Schilderung offenbar aus sechs Scenen zusammengesetzt, die wir zunächst der Reihe nach anführen wollen.

A. „Hermes wird auf dem Olympus geboren. Die Horen empfangen ihn auf Windeln, welche „mit den schönsten Blumen bestreut sind und bringen „ihn der Mutter, die auf dem Bette liegt." — Hier ist eine in sich abgeschlossene Handlung, und der Augenblick offenbar, wie die Horen, nachdem sie das neugeborne Kind gebadet, es der Mutter überbringen. Wenn der Verf. sagt, daß, im Fall man hier schon aus des Sophisten Worten auf Scheidung der Scene schließen wolle, man auch annehmen müsse, die Geburt habe eine eigene Scene gehabt, weil es heißt: „er wird geboren", so hat der Grund wenig auf sich. Denn der Sophist hat überhaupt die Gewohnheit, seine Rede in kurzen Sätzen abzufassen, wozu auch die apodiktische Art der Darstellung einladete, und das Geschäft des Exegeten ist offenbar, in dieser abgebrochenen Redeweise zusammenzustellen, was sich zu einem Gemälde vereinigen läßt, oder als Gemälde gedacht werden kann. Wo aber hätte jemals die griechische Kunst den Actus der Geburt selbst vorgestellt?

B. „Hermes schlüpft aus den Windeln, „geht vom Olympus herab auf Diebstahl aus. „Ueber ihn freuet sich der Berg. Sein Lächeln ist wie eines Menschen." — Hier das zweyte Gemälde. Der Gott des Berges war wohl in gewöhnlicher Weise an einem solchen Felsen ruhend und mit Fichten bekränzt, dem Erzeugniß des Olympus, neben ihm der Knabe, seinen Weg abwärts verfolgend, und im Antlitz des Berggottes Ausdruck von Freude über das neugeborne und schon in listiger Thätigkeit begriffene Götterkind.

C. „Eine Heerde von Rindern, die an den „Vorbergen des Olympus weiden. Sie sind „weißer als Schnee und haben goldene Hör„ner, weil sie dem Apollo geweiht sind. Hermes treibt sie in eine Höhle." — Die Scene ist einfach, eine von dem Knaben mit rascher Emsigkeit nach einer Höhle getriebene Schaar Rinder, und die zuvörderst laufenden wohl zur größern Deutlichkeit schon im Eingang der Höhle angekommen.

D. „Hermes, als ob nichts geschehen, „schlüpft wieder in die Windeln. Apollo „kommt zu der Mutter des Knaben um die „Rinder wieder zu fordern." Die Scene ist wie im Anfange. Die Mutter, als am Tage der Niederkunft, noch auf dem Lager, neben ihr schlüpft der Knabe wieder unter die Windeln, oder blickt, darunter geschlüpft, listig aus ihnen hervor, während gegenüber Apollon durch die geöffnete Thür tritt.

E. „Apollon begehrt die Rinder zurück. „Aus dem Unwillen in seinen Mienen ist „sichtbar, daß er droht, aus den Mienen der „Mutter, daß sie Unglauben und Verwunderung ausdrückt. Während sie sprechen, „ist der Kleine dem Apollo auf die Schulter „gesprungen und löset ihm still den Köcher „ab." — Auch diese Scene bedarf keines Commentars.

Während Apollo mit der Mutter eifert, bemerkt er nicht, daß der kleine Dieb ihn selbst zum Gegenstande seiner List macht. Der Verf. leitet aus dieser Scene einen Grund gegen die Annahme her, daß zugleich der Diebstahl der Heerde auf dem Gemälde gewesen sey. Es wäre thöricht, sagt er, wenn Apollo nicht sähe, was doch offen geschehen und sichtbar sey. Da hätte er selbst nach seiner Heerde greifen, nicht aber sie vergeblich von der Maja zurückfordern müssen. Doch bey jeder Verbindung solcher Scenen wird natürlich angenommen, daß sie von einander unabhängig, nur räumlich für den Beschauer vereiniget seyen, nicht, was widersinnig wäre, zugleich auch für die handelnden, und der Künstler macht an jeden Beschauer, wie der dramatische, die billige Forderung, daß dieser der Zeit und dem Ort nach gehörig auseinander rücke, was er durch die Grenzen seiner Kunst unmittelbar auf einander folgen zu lassen, oder neben einander zu stellen genöthigt wird.

F. Hermes wurde nicht bemerkt, da er den Köcher stahl, wohl aber da die That vollbracht war. „Hier zeigt sich die Weisheit des Malers. Er bringt den Apollo in heitere Stimmung und macht ihn lachen, doch ist das Lachen ihm zugemessen und erscheinet auf seinem Antlitz, wie die Freude den Zorn besieget." — Auch dieses Gemälde ist vollkommen klar. Der Kleine ist dem Apollon von der Schulter gesprungen und steht, vielleicht nackend mit seinem Raube dem betroffenen und in das Lachen übergehenden Gott gegenüber.

Wenn man, sey es an den capitolinischen Sarkophag mit der Prometheussage, oder an die Sarkophage mit der Geschichte des Protesilaos, der Iphigenia in Tauris und andere, an die ilische Tafel sich erinnert, und die Leichtigkeit erwägt, mit welcher die mannichfaltigsten Scenen in engem Raume aneinander gereiht werden, so wird die Verbindung dieser sechs Scenen zu einem Ganzen nicht auffallend oder schwierig erscheinen, zumal wenn man in Anschlag bringt, daß der Maler nicht durch die strengen Gesetze unserer Perspektive, noch auch durch den Raum beengt war. Hr. Welcker dagegen nimmt als „einzigen Gegenstand des Bildes den Apollo an, wie er mit der Maja verhandelt, und wie indeß Hermes ihm den Bogen von der Schulter entwendet." Was aber wird aus den Horen, die der Mutter den neugebornen Knaben brachten? Sie stehen nur da mit ihren blumigten Windeln gegen die Wiege gewandt, meynt der Verf. Wozu sie aber dann die blumigten Windeln noch halten, wann zwischen ihrem Dienst und dem Streit des Gottes mit der Maja die ganze Zeit des Rinderraubes liegt, ist nicht abzusehen. Dazu sagt der Sophist, daß sie das Kind der Mutter brachten. Sollen wir dieses auch als Ausschmückung der sophistischen Schilderung ansehen? und geschieht dieses, was berechtigt uns nach Aufopferung so entscheidender Züge, wie auch der goldgehörnten Heerden, der Höhle, des Hin- und Herschleichens des jungen Hermes, dann überhaupt noch ein Residuum von Wahrheit in den philostratischen Schilderungen anzunehmen? Eben so ist nicht klar, warum bey der Scene, welche der Verfasser annimmt; die Mutter auf dem Bette liegen soll. Der Verf. sagt zwar das geschehe, „damit wir den Dichtern desto leichter glauben sollen, der Knabe sey kaum einen Tag alt gewesen, dessen Diebstahl wir erblicken;" aber da kommt man wieder in nicht geringere Verlegenheit. Hermes löset dem Apollo verstohlener Weise den Köcher ab, während dieser mit seiner Mutter rechtet, und aus dem Umstande, daß sie auf dem Lager liegend ihn empfängt, sollen wir desto eher glauben, daß der Gott kaum einen Tag alt war, als er solche Streiche ausführte? wo ist hier der Zusammenhang und der zureichende Grund? Dazu widerstreitet die unmittelbare Hindeutung des Sophisten auf das Gemälde ganz und gar der Annahme Einer Scene. Denn, wäre man auch geneigt, nicht wenige Zusätze, als Ergänzungen des Gemäldes aus der Phantasie des Sophisten aufzuopfern, so muß man, im Fall die alte Annahme von ganz illusorischen Schilderungen bey Philostratus nicht wiederkehren soll, doch wenigstens das zugestehen, daß er das Gemälde meynt, und bezeichnet, wenn vom kunstreichen Ausdruck des Gemüths in der Darstellung der Figuren, wenn von der Weisheit und Kunst des Malers gesprochen wird. Das aber geschieht in unserer Schilderung, einmal wo Philostratus sagt: „Apollo scheint in seinem Antlitze zu offenbaren nicht nur daß er spreche, sondern auch was er spreche. Es scheint, als wolle er zur Maja sagen: dein Sohn beleidigt mich, den du gestern geboren hast, er hat mir meine Rinder entwendet. Ich werde ihn verderben u. s." Dann weiter unten: „Hier zeiget sich die Kunst des Meisters, er erheitert ihn (den Apollo), er macht ihn lachen." — Wie soll nun der zornige Gott, der den Knaben verderben will, und der aufgeheiterte, der über ihn lacht, wie sollen beyde auf dem Bilde nach ausdrücklicher Angabe des Sophisten, in Einer Figur verschmolzen seyn?

(Der Beschluß folgt.)

René von Anjou, König von Neapel, Herzog von Lothringen und Graf von der Provenz, als Künstler.

Am zweyten December des Jahres vierzehnhundert heirathete **Ludwig II.**, Herzog von Anjou und König von Neapel, **Jolande**, Erbtochter **Johann** des I. von Arragonien und erzeugte mit ihr fünf Kinder, unter welchen René am zehnten Januar geboren ward. Sein Großenkel, von dem er auch später Lothringen erbte, der Cardinal **Ludwig von Bar**, erfreute sich sich des talentvollen Prinzen, nahm ihn zu sich, wo er unter der Aufsicht eines gewissen Johannes de Preissy, bald auf dem Schlosse zu Bar, bald am Hofe König Karls V. von Frankreich seine Jugend- und Frühlingsjahre zugebracht hat. Der alte Cardinal und König Karl selbst waren Freunde der Künste und Wissenschaften und suchten, so weit es die damals zerrüttete Lage Frankreichs erlaubte, die Gelehrten und Künstler aller Länder an sich zu ziehen. Unter diesen waren auch die berühmten Brüder **Hubert** und **Johann van Eyck**. 1) Von ihnen ward René wahrscheinlich in der Malerey unterrichtet und in die durch Johann gefundene bessere Mischung der Farben mit Oel eingeweiht; **wahrscheinlich**, müssen wir sagen, weil wir auf die bloße Meynung einiger Schriftsteller hin, die der lezte Geschichtschreiber des Königes, der **Vicomte Villeneuve Bargemont** durch keine gleichzeitige Angabe über allen Zweifel erheben konnte, 2) die Sache nicht für ausgemacht halten können.

Die Faktionen Orleans und Burgund kämpften lange um die Herrschaft Frankreichs. Beyde strebten den Hof und den König (Karl VI. und Karl VII.) in ihre Gewalt zu bekommen, um in seinem Namen desto leichter alle ihre Unternehmungen durchsetzen zu können, — beyde trugen gleich viel bey, zur furchtbaren Verwüstung des unglücklichen Landes. René erklärte sich wie sein Vater gegen Burgund, zog in das Feld, ward, indem er sich durch unbesonnene Tapferkeit zu weit in die feindliche Reihen wagte, gefangen und mehrere Jahre in dem Wartthurm zu Dijon von **Philipp von Burgund** gefangen gehalten (1431 — 1437). Diese lange Einsamkeit in den Jahren wo der Jüngling durch mannichfache Erfahrungen zum Manne reift, scheint für sein ganzes übriges Leben, für sein Thun und Treiben von den größten Folgen gewesen zu seyn. Sich selbst überlassen, fern von dem abschleifenden Umgang der Welt haben manche abentheuerliche Ansichten und sonderbare Grillen bey ihm festen Fuß gefaßt, so wie von der andern Seite dieser gezwungenen Einsamkeit seine nie alternde Liebe für Malerey, Musik und Dichtkunst zugeschrieben werden muß. In der Schloßkirche zu Dijon ließ er eine Kapelle bauen und malte das Wappen von Bar an die Wände, — das erste Gemälde, das man von ihm kennt; ebenso stattete er die Kapelle aus, die er in der Karthäuserkirche zu Dijon errichten ließ. Sein eigenes Porträt malte er auf die Fensterscheiben der herzoglichen Kapelle und zwey Jahre nachher (1433) die Wappen von 32 Rittern des goldenen Vließes, so daß er von den Wappenschilden der meisten Ritter umgeben war, die ihn in der Schlacht von Bulgnéville, wo er gefangen wurde, geschlagen hatten. Als er an aller Erlösung verzweifelte, malte er goldene Hohlhippen an die Wand, die in der französischen Sprache Oubliés genannt werden, um damit anzuzeigen, daß ihn alle Welt vergessen habe. 3)

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Isabelle von Lothringen (1454) zog er sich, im Herzen tief betrübt, nach Anjou zurück und beschäftigte sich ausschließend mit Miniaturmalerey. Das Gebetbuch, das er den Manen der verstorbenen Isabelle weihete — es dauerte nicht lange, so war es in den Händen der geliebten **Johanna von Laval** — ward mit verschiedenen Darstellungen in Miniatur ausgestattet; bald zeigt ein gespannter Bogen mit der Umschrift: Arco per lentare, piaga non sana, seinen Schmerz um die Verstorbene an, bald finden sich seine Wappen und verschiedene andere Emblemata, bald ein sehr sorgfältig ausgearbeiteter Kopf der Jungfrau mit einem himmelblauen Schleyer und einem Heiligenschein. Der Sage nach soll René zwey Handschriften auf gleiche Weise verziert haben; die eine ward

1) Unter den Monuments de la monarchie française soll sich ein Gemählde von 1375 befinden, welches Hubert van Eyck vorstellt, wie er Karl V. ein Buch mit Gemählden überreicht. **Saint Vincent** Memoires et Notices 33. *)

2) Histoire de René d'Anjou par Mr. le Vicomte L. P. de **Villeneuve-Bergemont**. Paris 1825. 3r Bd. 8. I. 18. 379.

*) Daß dieß Gemählde, wenn es wirklich von 1375 ist, mit Unrecht dem Hubert van Eyck zugeschrieben werde, ergiebt sich schon daraus, daß Hubert erst um das Jahr 1366 geboren ist. S. **Van Mander** I. S. 14. Da steht dieß der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit nicht im Wege, daß René den Unterricht der Gebr. v. Eyck in der Malerey genossen haben könne.

S.

3) Villeneuve I. 165. 223.

in einer Versteigerung um 1200 Franken losgeschlagen, die andere soll aus der Bibliothek des Baron Hohendorff in die des Kaisers von Oestreich übergegangen seyn; ein ganz ähnliches Gebetbuch mit der Jahrzahl 1458 findet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Aix. 4)

Der gute René war nun einmal seiner Zeit und den Gegnern mit denen er es immer zu thun hatte, einem Alphons dem Weisen und Ludwig XI. nicht gewachsen; Kummer mochte ihm dieses genug bereitet haben, besonders als ihn in alten Tagen der pfäffisch fromme und teuflisch schlaue Ludwig des größten Theils seiner Erbstaaten beraubte. Wie vielen andern vom Unglück heimgesuchten hohen und niedern Häuptern waren auch ihm Künste und Wissenschaften erquickendes Labsal, gewährten auch ihm die unschuldsvollen Spiele des Landmanns und die ritterlichen Uebungen der kräftigen Jugend Trost und Erheiterung in den mannichfachen öffentlichen und häuslichen Leiden. Freylich gab er durch seine sonderbaren Aufzüge und Maskeraden, wo er gewöhnlich selbst als schmachtender Schäfer und die geliebte Johanna von Laval als Schäferin verkleidet war, durch seine berüchtigten Narrenfeste und den tollen Spuck zu Aix, wo in einem Aufzug von den Erzvätern an bis auf den Seher auf Patmos, beynahe alle Personen der heil. Schrift auf Eseln reitend leibhaftig dargestellt wurden, den ernsten Zeitgenossen wie den noch strenger urtheilenden Nachkommen mannichfache Gelegenheit zu bitterem Tadel und beißendem Spott, — doch kann ihm dieses nachgerühmt werden, daß, wenn auch seine Vergnügungen häufig seinem Stande und seinen Pflichten als Regent unangemessen waren, sie doch nie, was in jenen Zeiten so häufig war, zur Unsittlichkeit herabgesunken sind.

Wir haben uns vergebens bemüht seine verschiedenen Arbeiten chronologisch zu ordnen; wir wollen daher zu den obigen noch einige Miniaturmalereyen hinzufügen und dann zu seinen größern historischen Compositionen übergehen.

In dem Tresor des Martes zu Paris befindet sich von seiner Hand ein Miniaturgemälde welches darstellt, wie Johann von St. Maure ihm huldigt. René sizt auf einem grün ausgeschlagenen Thron, er hat die Krone auf dem Haupte, eine himmelblaue Tunika an, mit Lilien übersäet und einen Mantel mit Hermelin verziert. 5) Johann von St. Maure liegt vor ihm auf den Knieen, seine beyden Hände sind in denen des Prinzen; sein Kopf ist entblößt, er hat ebenfalls eine blaue Tunika an und einen Purpurmantel; zur Linken befinden sich die Waffenträger des Königes. Ein anderes ziemlich großes Miniaturgemälde, das sehr gerühmt und ebenfalls dem König René zugeschrieben wird, befindet sich jezt in den Händen eines Gelehrten zu Dijon, Hrn. Baudat. Es stellt eine Capitelsversammlung der Ritter des goldenen Vließes dar, der Herzog von Burgund sizt im Ornate auf einem vergoldeten Thron und ist von den zwölf Ordensrittern umgeben, auf einem Tische liegen einige Bücher und ein stehender Bischof überreicht eine geöffnete Handschrift wo die Worte: „A très excellent prince, très puissant et montrès redouleté seigneur monseigneur le duc de Bourgogne etc." zu lesen sind: man glaubt dieses Miniaturgemälde gehörte zum Titelblatt des Ordensbuches. Seine Moralitäten und Mysterien pflegte er mit eigenen Miniaturen zu verzieren. In der Moralité Mortifiement, ou Mortification de vaine Plaisance, welches in einem Gespräche der frommen Seele mit dem von der Vergnügungssucht befallenen Herzen besteht, wo die Gottesfurcht, das Gewissen, die Hoffnung, die göttliche Gnade, Neid, Habsucht und eitles Vergnügen personifizirt auftreten und das Herz endlich durch die Nagelung an das Kreuz gereinigt wird, sieht man auf dem Titel einer Handschrift ein herrliches Miniaturgemälde, welches René vorstellt, wie er in seinem Cabinette schreibt; der Fürst hat ein himmelblaues Kleid an und einen rothen Mantel mit Hermelin gefüttert, ein weißer Hund liegt zu seinen Füßen. In einem andern Manuscripte ist die andächtige Seele in grauer Kleidung dargestellt, sie hält das Herz zwischen den Händen und drückt es an die Brust: im Hintergrunde der Landschaft sieht man eine gothische Kapelle. In dem Werke werden mehrere Parabeln erzählt, die René gewöhnlich auch bildlich darstellt. „Eine arme Frau trägt einen schweren Sack Frucht, sie will damit zur Mühle, fürchtet aber den daran vorbei fließenden Fluß zu durchwaten. — Die Frau ist das Gewissen, der Fluß Gottes Zorn, die Mühle die ewige Glückseligkeit." „Von einem sehr gerechten und wohlweisen Richter wird eine Stadt voll böser Menschen belagert, vergebens hat man sie mehrmalen angegriffen, nochmals wird ein allgemeiner Sturm beschlossen, ein Ritter thut sich hervor und besteigt zuerst die Mauern, — nach der Einnahme der Stadt giebt ihm der gerechte und wohlweise Richter seine Tochter (die ewige Glückseligkeit) zur Frau."

(Der Beschluß folgt.)

4) Villeneuve II. 310.

5) Hermelinpelz, von Harm Plur. Härme, ein Diminutivum, sogenannt, weil Armenien (Harmenia) der allgemeine Stapelplaz dieser Waare war, gehörte zu den größten Zierrathen der höhern Stände im Mittelalter. In Wigalois, der Ritter mit dem Rade von Wirnt von Gravenberch, herausgegeben von Benecke wird nie der Hermelin in der Beschreibung eines Anzuges vergessen; so heißt es bey der Beschreibung des Rockes einer Jungfrau. man sieht, daß damals schon Frankreich den Ton in den Moden angegeben hat.

Nr. 19.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. März 1827.

Anzeige von neuen Ausgaben solcher griechischer und römischer Schriftsteller, welche sich auf die Kunst der Alten beziehen.

II.

Die beyden Philostrate und Kallistratus.

(Beschluß.)

Dasselbe Verfahren, Scenen, welche Philostratus nach den deutlichsten Angaben auf seinem Gemälde getrennt sah, als Ausschmückung seiner Beschreibung zu betrachten oder auf eine die Schwierigkeiten häufende Art zu Einer zu verbinden, zeiget sich auch bey der Behandlung andrer Schilderungen; doch mangelt hier der Raum, dem Verf. in die übrigen zu folgen. Dagegen wollen wir noch seine Erklärung von dem Gemälde der Mythen beleuchten, welche Schwierigkeiten anderer Art darbietet. Es ist das dritte Gemälde im ersten Buche.

„Die Mythen kommen zu dem Aesopus, den sie „lieben, weil er sie gepflegt hat. Das ganze menschliche „Leben hat er mit Mythen umgeben, und selbst den „Thieren vernünftige Rede geliehen, des vernünftigen „Wandels wegen. Denn das Uebermaß beschneidet er „und treibet den Uebermuth fort und den Betrug. Und „dabey dienet ihm ein Löwe zur handelnden Person, *) „oder ein Fuchs, oder ein Pferd, beym Zeus, und auch „die Schildkröte nicht einmal ist ohne Stimme. Von „ihnen nun lernen die Kindlein die Dinge des Lebens. „Weil aber die Mythen durch den Aesopus zu Ehren ge„kommen, so erscheinen sie in der Wohnung des Wei„sen, ihn heimzusuchen, ihm mit Binden das Haupt zu „schmücken, und ihn mit einem Kranz von Laub zu be„kränzen. Er selbst aber ist, wie ich meyne, eben im „Begriff eine Sage auszuspinnen. Denn dieses bedeutet „das Lächeln auf seinem Antlitz, und die Augen, die an „die Erde geheftet sind. Der Maler hat wohl bedacht, „daß die Erfindung der Sagen einer ruhigen und sorg„losen Seele bedarf. Auch zeiget sich das Gemälde sinn„reich in Bezug auf die Körper der Mythen. Denn sie „bringet Thiere mit dem Menschen zusammen und stellt „so um den Aesopus den Chor, dessen Bildung sie von „seiner Scene herleitet. *) Als Chorführer ist der Fuchs „gemalt. Denn Aesopus brauchet ihn in den mei„sten Stoffen als einen Diener, wie die Comödie den „Davus."

Das Gemälde bietet eine große Schwierigkeit in der Stelle, wo von der Bildung des Chores geredet wird. Sind die Thiere, welche den Chor bilden, von den Mythen getrennt, oder ist ihre Gestalt eine Mischung der menschlichen und thierischen, wie es auf den ersten Anblick die unten im Original angeführten Worte zu begehren scheinen? —

Dem „Erklärer von Weimar" erlassen wir die „Muse der Fabel", die er einführt, bis er uns belehrt, was das für eine Muse gewesen ist, wenn er nicht etwa die Polyhymnia meynt, von welcher Philostratus keine Meldung thut. Wenn derselbe beyfügt „Thiere stehen menschenähnlich umher", so ist weder deutlich, wie das umherstehen, noch wie das menschenähnlich

---

*) Καὶ ταῦτα λέων τις ὑποκρίνεται, καὶ ἀλώπηξ καὶ ἵππος, νὴ Δία, καὶ οὐδὲ ἡ γελώνη ἄφωνος. Hier ist ὑποκρίνεσθαι das von Schauspielern gebräuchliche Wort, die deßhalb ὑποκριταί heißen, nach dem ältern attischen Sprachgebrauche, der ὑποκρίνεσθαι statt ἀποκρίνεσθαι hatte. Die Meynung also ist, daß Aesopus in seinen Mythen gleichsam kleine Dramen aufführe und dabey den genannten Thieren die Rollen zutheile.

*) Φιλοσοφεῖ δὲ ἡ γραφὴ καὶ τὸ τῶν Μύθων σῶμα. Θηρία γὰρ συμβάλλουσα ἀνθρώποις περιΐστησι χορὸν τῷ Αἰσώπῳ ἀπὸ τῆς ἐκείνου σκηνῆς συμπλάσασα.

zu fassen seyn mag. Das einfachste wäre freylich mit Tölker in seinem lehrreichen Buche über das Verhältniß der antiken Malerey zur Poesie S. 15. die Thiere von den Menschen zu trennen. Wir hätten dann eine dramatische Anordnung: die Mythen kränzen ihren Günstling, den Aesopus, und die Thiere machen Chorus dabey; aber die Ausdrücke des Sophisten deuten zu bestimmt auf eine Verbindung beyder Naturen hin. Worin bestünde sonst des Malers Weisheit in Behandlung der Leiber, in Bezug auf welche dann sogleich das Zusammenbringen von Mensch und Thier angefügt wird?

Welcker hatte früher geglaubt, die Verbindung beziehe sich auf Haltung und Gang, wodurch die Thiere nachahmten, *) wobey sich freylich etwas Bestimmtes nicht denken ließ, wenn man nicht annehmen will, daß die Thiere auf zwey Beinen gegangen und mit den Vorderfüßen handirt haben. Jacobs nun, nachdem er den Sprachgebrauch erläutert hat, **) erinnert an die Vögel und Wespen, die in den aristophanischen Comödien Chorus machen, und nimmt an, die Mythen seyen als comischer Chor, und so dargestellt gewesen, daß menschliche Gestalt mit thierischer auf gewisse Weise verbunden war. Er setzt hinzu: „wie dieses der Maler auf „eine gehörige Weise bewerkstelliget habe, dieses auszu„denken überlasse ich den Kennern der Kunst.“ — Wenn hier die alte Kunst verstanden wird, ist gegen diese Hinweisung gewiß nichts zu erinnern, denn auf dem Gebiet der Archäologie muß wenn irgend wo die Erläuterung gesucht werden. Welcker tritt der Ansicht von Jacobs vollkommen bey ***) und übernimmt die Aufgabe zu lösen, welche Jacobs dem Kenner der Kunst gestellt hatte. Er erinnert sofort an das berühmte Relief des Archelaos, welches die Apotheose des Homer vorstellt, und auf dem der Mythos als Knabe gebildet ist, mit der richtigen Bemerkung, daß die allegorischen Personen jeder Art, zuweilen sogar der Städte, dem Geschlecht des Namens folgen. „Daher wird wahrschein„lich, daß die äsopischen Mythen Knaben gewesen seyen „mit dem Antlitz, den Ohren, Hörnern der „Thiere, vielleicht auch mit ihren Häuten auf mannich„fache Art bekleidet.“ — Da bekämen wir denn füglich kleine Ungeheuer auf das Gemälde, wenn die Knaben mit thierischem Antlitz (ferinis vultibus) gebildet waren. Gleichwohl kennt die griechische Kunst kein solches, als den Minotaurus, sowohl in seiner leibhaften Gestalt, wo er vom Theseus bekriegt wird, oder erschlagen liegt, wie auf der Gemme des Philemon zu Wien, auch wo er zum Schrecken der Frauen mit dem Stierkopf geboren wird, auf dem schönen Relief im Pallast Grimani zu Venedig, das noch unerklärt und unedirt ist. Diese Beschränkung auf jenes einzelne Fabelwesen, und das Ungeheuerliche und Abstoßende, was darin liegt, wenn der edle Leib des Menschen mit dem Antlitz des Thieres verbunden und dadurch unter seine Würde herabgedrückt wird, machen, daß jene Vorstellung von Thierknaben oder Knabenthieren wohl kaum Eingang finden wird. Indeß der Verfasser hat noch eine andere zur Hand, welche der vorhergehenden, als ob es nur eine Erläuterung derselben wäre, unmittelbar angefügt wird: „Den Herkules und andere Helden sehen wir „in den ältesten Denkmälern mit dem erbeuteten Felle „von Löwen und Wölfen so angethan, daß der Theil vom „Thier, welcher seinem Kopfe abgezogen und über ihre „Stirn geworfen ist, mit ihr zusammenzuhängen, und „eben so der Schwanz, welcher vom Rücken herabhängt, „mit ihnen zusammengewachsen scheint.“ — Was also, könnte man fragen, ist des Verfassers Meynung, daß die Knaben Bälge der Thiere um Leib und auf dem Kopfe, daß sie vultus ferinos oder exuvias ferinas gehabt haben?

Mit sicherm Urtheil hat Jacobs auf die Chöre der Comödie hingewiesen, denn als eine Art von Drama werden die Dichtungen des Aesopus behandelt, es wird seine Scene, es wird der Chor, es wird der Fuchs als Chorführer erwähnt, und die Hauptfrage wird dennoch offenbar seyn, wie die Comödie jene Personen bildete, die bey ihr Wolken, Frösche, Vögel oder Wespen vorstellen und den Chor ausmachen. Bey den Wolken des Aristophanes ist das Allegorische der Gestalt ganz aufgegeben, denn sie singen selbst, daß sie ihre feuchte Hülle ablegen wollen, nennen sich nur als regenbringende Jungfrauen, und auch der darüber verwunderte Strepsiades sagt, daß sie

*) De habitu atque incessu, quibus homines exprimerent bestias. —

**) Doch die entscheidende Stelle „De centauris agens Noster II. 3. p. 813 (?) ἀλλὰ ἵππον ἀνθρώπῳ συμβαλεῖν θαῦμα οὐδέν, ubi vid. not“ steht gar nicht in dem angeführten Gemälde, welches die Centaurinnen beschreibt. Der Sprachgebrauch selbst aber ist außer Zweifel.

***) Wenn er sagt: argumentum addo quod est in verbo συμπλάσαντα, so ist nicht abzusehen, wie das Wort συμπλάττειν auf ein Mischen menschlicher und thierischer Natur deuten solle, da es im Allgemeinen ausbilden, conformare heißt, und auch gebraucht werden konnte, wenn jenes Bilden aus Menschen und Thier nicht stattgefunden hätte. Γαίης γὰρ σύμπλασσε περικλυτὸς „Ἀμφιγυήεις“ Παρθένῳ αἰδοίῃ ἴκελον Κρονίδεω διὰ βουλάς. Hes. Theog. 571.

Frauen gleich sehen. — Die Wespen in dem gleichnamigen Stücke sind alle habsüchtige und hartherzige Richter, mit bestimmten Namen und in voller Persönlichkeit, welche jedoch, wenn sie gereizt werden, drohen, daß sie ihren Stachel enthüllen wollen, und offenbar war in diesem Stachel, mit dem der Dichter sie ausgerüstet hat, allein ihre Wespennatur ausgedrückt. Die Tragödie verfuhr nicht anders und die Io im Prometheus des Aeschylus, welche der Umkehrung ihrer Gestalt selbst gedenkt, wird von dem Dichter, was er auch nicht konnte, nicht als eine Kuh, sondern als eine gehörnte Jungfrau bezeichnet. Die Hörner also reichten bey ihr hin, die verwandelte Natur zu bestimmen, wie beym Midas die Ohren. Geht man von diesen Thatsachen in die Kunstdarstellungen über, so ist offenbar, daß das Beyspiel vom Herkules, welcher das Löwenfell fest an seinen Körper heftend trägt, nicht angeführt werden könne, eben so würde nicht passen die Juno Lanuvina mit dem Wolfsfelle um Haupt und Hüften, denn hier sind überall nicht Thiere mit Menschen verbunden. Dagegen darf man anführen jene Meergötter, in deren Antlitz leise Andeutungen von Schuppen, wie in ihrem Bart kleine Fische, die Verbindung des Fisches und des Menschen zeigen, den schönen Pan auf arkadischen Münzen, der von der Natur des Bocks, die ihm anderwärts beygemischt ist, nur noch die zierlichen Hörner über der jugendlichen Stirne trägt, eben so den Bacchus mit Stierhörnern, den Ammon mit Widderhörnern erwähnen, um auf die vielen und leichten Mittel aufmerksam zu machen, welche der alten Kunst zu Gebote standen, um wie in dem Drama durch Stachel und Hörner die Wespe und die Kuh, so hier im Chor des Aesopus durch ähnliche Accessorien am Leibe der Knaben die Thiere anzudeuten, welche der Dichter zur Bildung der Mythen gebraucht hat.

Doch diese Bemerkungen sind vielleicht schon zu lang ausgesponnen worden, und Referent kann nicht umhin, den beyden hochverdienten Herausgebern am Schlusse den lebhaftesten Dank auszudrücken, zu dem er sich durch die vielen Belehrungen über Sprache und Kunst der Alten, die ihm dieses vorzügliche Werk gewährte, verpflichtet fühlt. Er ist überzeugt, daß jeder aufmerksame Leser diese Gefühle mit ihm theilen wird. Uebrigens behält er sich vor, auf den Gegenstand des Werkes zu einer andern Zeit zurückzukommen.

Fr. Thiersch.

René von Anjou, König von Neapel, Herzog von Lothringen und Graf von der Provence, als Künstler.

(Fortsetzung.)

In einem andern Werke: Le Roman en Prose et en vers de très doulce mercy au cueur d'amour espris, finden sich nicht weniger als siebzig vortreffliche und sehr gut erhaltene Miniaturgemälde, wovon die größern sechs Quadratzoll groß sind. Das Werk besteht in der Erzählung eines Traums, den er gehabt haben will; auch sieht man ihn in dem ersten Miniatur in voller Kleidung schlafend mit der Hand auf dem Herzen. Der Eingang des Gedichtes erinnert in manchen Einzelnheiten an Dante. Wir wollen ihn aus dem wenig bekannt gewordenen Werke des Vicomte Villeneuve hiehersetzen:

Une nuict en ce mois passé
Travaillé, tourmenté, lassé,
Forment [grandement] pensif, au lit me mis;
Comme homme las, qui a soi mis
Son Cueur en la mercy d'amour... 6)
La nuit que j'ai dit, tant confus,
Me vis, que près de mourir fus,
Car moitié lors, par fantaisie,
Moitié dormant en réverie
Où que ce fut vision en songe
Advis m'estoit et sans mensonge
Qu'amours hors du corps mon coeur mist,
Es que à Désir le soumist,
Lequel luy disant ensemens [ensemble] etc.

Die Miniaturen sind freylich hie und da abenteuerlich genug; da kommt die Hoffnung, die einen Zuckerhut anstatt einer Mütze auf hat, auf einem Pferde einhergetrabt, dessen Satteldecke mit Herzen und goldenen Flügeln übersäet ist; dort erscheint eine mißgestaltete Riesin so scheußlich wie nur eine am Eckelhaften sich ergötzende Phantasie sie erfinden kann, alle Helden des Alterthums, Achilles, Cäsar, Augustus und andere bekommen ihre Wappen; das Herz (Cueur), von Kopf bis zu Fuß geharnischt, mit geöffnetem Visier in Begleitung der wie ein Bauer gekleideten Sehnsucht, mit rother Jacke u. dgl. wirft einen Blick auf das Wappen Cäsars, es war: d'or à une aigle de sable à deux têtes et le chief y estoit de gueules à quatre lettres d'or entre quastre points S. P. Q. R. — Die Wappenkunde, die Aufzeichnung der Wappen und die genaue Darstellung aller rit-

---

6) Wie ein Mensch, dessen Herz ganz von der Liebe eingenommen ist.

terlichen Spiele und Uebungen gehörten zu seinen liebsten Beschäftigungen. Alles was darauf Bezug hatte, sammelte er, machte sich selbst daran, ein Turnierbuch zu schreiben und auszumalen, ein Werk, welches in Beziehung auf Sitten und Gewohnheiten und Kleidertrachten zu den interessantesten Denkmälern aus dem 15ten Jahrhundert gerechnet werden muß. Seine Vorschriften, gleichsam seine Theorie der Turnkunst, die sich auch noch durch eine gewisse Naivität des alterthümlichen Styles auszeichnen, hat Gassier in seiner Geschichte der Chevalerie (Histoire de la Chevalerie) abdrucken lassen, einen Theil der bildlichen Darstellungen hat Vulson de la Colombière in seiner Ehrenbühne (Théatre d'honneur) aufgenommen, wo sie mit großer Sorgfalt gestochen sind. Die Handschrift, die sich zu Paris befindet (Nr. 8352. Bibl. royale) besteht aus 305 Blättern in 4. mit 26 Darstellungen; voran ist bemerkt, daß König René dieses Werk dictirt und dann mit eigener Hand ausgemalt habe, gewidmet ist es seinem Bruder, Karl von Anjou. Villeneuve hat in der angeführten Geschichte (II. 300) die einzelnen Darstellungen genau beschrieben, später hat er auch das ganze „livre des tournois, ou traité de la forme et de la manière des tournoys à plaisance" herausgegeben. Wir wollen die Beschreibung der verschiedenen Turnierkünste aufsparen, bis wir Gelegenheit haben, das Werk selbst damit zu vergleichen.

René's Gemälde tragen meistentheils Spuren von Melancholie; die meisten stammen wahrscheinlich aus der Zeit, wo ihm Ludwig XI. Anjou gewaltsam entrissen hatte. Vor der Revolution waren viele seiner Werke in Angers, Lyon, Avignon, Marseille und Aix vorhanden; jezt sind sie leider großentheils verschwunden und man kann sie nur nach den einzelnen hie und da zerstreuten Notizen beschreiben. Anjou und seine Hauptstadt erfreute sich mehrerer Werke des Königes, von ihm waren einige Gemälde in der Bernhardiner-Kirche zu Angers, in der Galerie Reculée, der Eremitage de la Baumette und in der Kapelle Notre-Dame du Petit-Mont; so befand sich auch in dem dortigen Gefängniß ein Porträt Karls VII., welches dem Könige zugeschrieben wurde. Auch befiehlt er in seinem Testament ausdrücklich: Que tous les ouvrages, édifices, peintures par lui commencés ou commandés en aucune église, comme à St. Pierre de Saumur, St. Bernardin, et à la sépulture de St. Maurice, soient achevés par ses héritiers. Lyon, wohin er häufig kam, bewahrte mehrere Gemälde von ihm, wovon das Bildniß des Todes als ein Meisterstück gerühmt wird; es befand sich in einer gothischen Kapelle in der Kirche zu St. Paul, wo der berühmte Canzellar Johannes Gerson, einer der erlauchtesten Männer seiner Zeit, begraben lag; dieses Bild soll in der bekannten großen Lyoner Feuersbrunst zu Grunde gegangen seyn.

Ein anderes Gemälde, welches auch in den Stürmen der Revolution verschwunden ist, zog alle durch Avignon Reisende in das dortige Cölestiner-Kloster. Das Gemälde stellte ein weibliches Skelett von natürlicher Größe vor; daneben sah man einen geöffneten, leeren Sarg, dessen Inneres mit einem sehr kunstreich gearbeiteten Spinnengewebe umzogen war. Oberhalb des Sarges las man eine gothische Inschrift, die beurkundete, daß dieses das Skelett einer sehr schönen Frau sey, und die Sage sezt hinzu, René selbst liebte sie sehr, empfand später deßhalb Gewissensbisse und wollte, um seine leidenschaftliche Verblendung recht augenscheinlich zu machen, die Gestalt, die er einst vergötterte, auf diese scheußliche Weise dargestellt, der Nachwelt überliefern. Im Hospital zu Villeneuve, auf der andern Seite der Rhone, nicht weit von Avignon war man so glücklich ein Werk des Königes zu erhalten, welches seinen bizarren Geschmack hinlänglich charakterisirt. Es ist ein Oelgemälde auf Holz, wo die streitende, leidende und triumphirende Kirche, sammt der Dreyeinigkeit vorgestellt sind; das Ganze ist noch ziemlich gut erhalten.

Das Gemälde ist 5½ Fuß hoch und 7 F. breit; die zwey untern Fünftel enthalten die streitende und leidende Kirche, die drey obern Fünftel die triumphirende und die Dreyeinigkeit. Rechts auf dem untersten Fünftel sieht man fünf und zwanzig kleine Figuren, die die Hölle, die Teufel u. s. w. darstellen, auf der andern Seite links erscheinen die Seelen im Fegfeuer, deren einige von Engeln erhascht werden, die mit ihnen in den Himmel fliegen; oberhalb auf beyden Seiten ist die streitende Kirche, man sieht viele Städte, Kirchen, Geistliche und Laien, so wie Personen aus der heil. Geschichte, Moses u. dgl., auch kommt ein Engel vor, der spricht: Assumpta est Maria. Ueber dem Ganzen schwebt der blaue Himmel und ein Christus zeigt den Weg in die Wohnung der seligen Geister. Hier erscheinen bey vierzig Figuren von 3 auf 5 Zoll, Seelen, die von Gott verstoßen werden und von dannen gehen; andere die bleiben, wie heil. Jungfrauen, Beichtväter, Päpste und Märtyrer, leztere sind roth gekleidet und haben Palmen in ihren Händen. Weiter oben sind zwey Cherubim, endlich Christus und Gottvater in langen rothen Mänteln, mit Gold ausgeschlagen. Der heil. Geist in Gestalt einer Taube vereinigt sie in der Mitte und sezt der Jungfrau die Krone auf das Haupt.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 20.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. März 1827.

Ueber Inghirami's Monumenti Etruschi. *)

Werke von umfassender Wichtigkeit können geraume Zeit hindurch einer gewissen stillschweigenden Achtung genießen, ohne daß dem Maaß ihres Werthes eine sorgfältige Abschätzung oder auch nur eine entschieden ausgesprochene Anerkennung der hervorstechendsten Verdienste zu Theil würde. Offenkundig kann der materielle Zuwachs einer wissenschaftlichen Unternehmung, unbestritten die mühsame Herausgabe desselben seyn: die Unterscheidung und Beurtheilung des wirklich Neuen ist schwierig und somit auch der beste Zuwachs oft unbequem, über eine neue Behandlung desselben sich zu erklären eben darum mißlich, eines wie das andere aber bey wenig gefälligen und zur Zeit kaum in engerem Kreis beachteten Gegenständen überdieß undankbar.

Aehnliche Gründe mögen es verschuldet haben, daß Inghirami's großes Werk über die Denkmäler Etruriens trotz dessen seit sieben Jahren ununterbrochener Bekanntmachung und Verbreitung weder zu häufigem Gebrauch noch zu der ihm gebührenden öffentlichen Erwähnung gelangt ist. Die unerfreulichen Formen jener Denkmäler sind ihres kunstgeschichtlichen Werthes ungeachtet sehr geeignet den Kunstfreund von sich abzuschrecken; wie durch einen gleichen Schrecken gefesselt ist das etruskische Studium der Antiquare seit Gori fast allein auf schriftliche Denkmäler beschränkt geblieben: und wenn solchergestalt das neue Unternehmen höchstens bey den Bewohnern des alten Etruriens mit dankbarem vaterländischem Gefühl, mit ernstlicher Benutzung des Einzelnen aber nur von sehr Wenigen aufgenommen werden mußte, so mochte die eigenthümliche und fremdartige Behandlungsweise eines auf der Gelehrtenbank vorher nicht ansässigen Mannes auch für Manchen jener Wenigen ein störendes Hinderniß öffentlicher Anerkennung seyn. Auch dem Referenten können diese Bedenklichkeiten nicht entgehen, ja es scheint ihm um so mißlicher über sie hinaus von dem Inghiramischen Werke zu reden, als eine ausführliche Würdigung desselben die Gränzen dieses Blattes überschreiten würde; andrerseits wäre es unziemlich eines Werkes so hoher Wichtigkeit neben andern kunstgeschichtlichen Fortschritten nicht wenigstens mit einer kurzen Anzeige seiner endlichen Vollendung gedenken zu wollen, dieses um so mehr als wir das, was diesem Werke bey Vielen entgegensteht, nothwendig für ein bedeutendes Verdienst erkennen, als wir die Beschäftigung mit einem unerfreulichen Theil der Kunstgeschichte wegen der treuen Gründlichkeit ihrer Pflege, die gelehrte Sorgfalt für ihren fremdartigen und oft kaum verständlichen Bilderkreis wegen der umsichtigen Zusammenstellung seiner verschiedenen Richtungen und Vorstellungen, von einem Manne, dem diese Forschungen ursprünglich fremd waren, als ein herrliches Erzeugniß vaterländischen Eifers, ersprießlicher Kunstbemühung und vielfältigen gelehrten Nachdenkens hochschätzen müssen. Es ist keine übertriebene Behauptung, daß seit Gori's unermüdlicher Sammlerfleiß in zahlreichen Abbildungen die Grundlage zur Erforschung etruskischer Kunst legte, für die Fortbildung dieses Studiums nichts Wesentliches geleistet worden sey. Der Gebrauch, den einige vortreffliche Forscher von einem oder dem andern etruskischen Kunstdenkmal zur Nachweisung alter Mythen in bildlicher Darstellung machten, konnte auf die allgemeine Kenntniß etruskischer Bilderklassen, auf die Bestimmung ihres Zeitalters, auf eine Gesammtanschauung ihres Kunstwerths und auf einen Inbegriff ihrer fremdartigen Vorstellungsweisen wenig oder gar keinen Einfluß äußern, und die nie unterbrochene Beschäftigung toskanischer Gelehrten mit ihrem Alterthum gereichte nur zur Beschränkung statt zur Erweiterung jener kunstgeschichtlichen wie der, von ihnen unzertrennlichen, mythologischen Forschung. Die Früchte einer solchen Beschränkung haben sich hie und da in beyläufigen Aeußerungen geachteter Archäologen gezeigt;

*) Monumenti Etruschi ó di Etrusco nome disegnati, incisi, illustrati e publicati dal Cav. Francesco Inghirami. Poligrafia fiesolana dai torchi dell' autore. 1820 — 1826. in sechs Abtheilungen von 728. 767, 412, 220, 632, 60 Seiten Text, mit 100, 90, 58, 38, 70 und 126 Kupfertafeln.

während die Anfänge etruskischer Völkerschaften und die Erscheinungen ihrer Sprache vielfach und zum Theil gründlich erörtert wurden, blieb das Zeitalter jeder etruskischer Kunstübung unbegründet, ja selbst die Grenzen des wirklich Etruskischen und des Fremden blieben dergestalt ungewiß, daß man den Etruskern eben so eigenwillig sichere Erzeugnisse ihrer Künstler absprach, als man aus alter Gewohnheit ihnen gern alle Vasenmalereyen und alle Sternbilder einer unentwickelten Kunstübung zuzutheilen pflegte. Auch in der Auswahl etruskischer Denkmäler, welche Micali's lesbare und vielverbreitete Zusammenstellung über das früheste Italien begleitete, war bey schmalem Material und in Ermanglung erklärender Zugabe mehr ein Antrieb zu erneuter Forschung als einige Befriedigung des längst vorhandenen Bedürfnisses gegeben; doch darf es allerdings und hauptsächlich jenem Werke zugerechnet werden, daß die allwillkommene Erscheinung desselben den Cav. Inghirami zu einer umfassenden Bekanntmachung etruskischer Denkmäler veranlaßte. Nachdem ihn schon früher mancherley Kunstübungen beschäftigt hatten, fand er sich aus Geschäftsverhältnissen in seine Vaterstadt Volterra zurückgezogen, durch den eigenthümlichen Eindruck der zahlreichen dortigen Ueberreste antiker Bildwerke zu Nachbildungen derselben aufgefordert, in einem Band Osservazioni über das Micalische Werk entwickelte er bald darauf ausführliche Ansichten über den Sinn jener räthselhaften Bilder. Der Antrieb achtbarer und zahlreicher Freunde des vaterländischen Alterthums befestigte ihn in diesen Beschäftigungen, denen er sich bald als ein glücklicher Zeichner, bald als ein emsiger Forscher hingab, und eine bedeutende Anstalt, die Polygraphie von Fiesole, ward hauptsächlich für Schrift- und Kupferdruck der Monumenti Etruschi von ihm gegründet.

Der Zweck dieses Werks war eine getreue Nachbildung der wichtigsten Denkmäler etruskischer Kunst, verbunden mit ausführlichen Erläuterungen. Aus den Museen von Volterra und Florenz, so wie aus hie und da zerstreuten Denkmälern war ein bedeutender Vorrath früher unbekannter Denkmäler zur Bekanntmachung des Herausgebers vorbereitet; zur Hinzufügung anderer schon bekannter forderten theils die neuen Erläuterungen auf, die er ihnen zu geben hatte, theils ihre ungenügende Abbildung in früheren Werken. Durch die antiquarische Richtung, die er durch seinen Eifer für vaterländisches Alterthum gewonnen hatte, hatte der Herausgeber, der selbst zeichnete, eine größere Strenge gewonnen als sie den Zeichnern antiker Bildwerke sonst eigen zu seyn pflegt: zuverlässiger als Gori's Zeichner, frey von manierirter Verschönerungssucht, wie sie Micali's Kupferblättern vorzuwerfen ist, hat er durch eigene Kunstfertigkeit den eigenthümlichen Charakter der Originale mit einer Wahrheit wiederzugeben gewußt, die archäologischen Werken jeder Art zum Muster dienen kann. Auch wer nie etruskische Bildwerke sah, wie denn manche Gattungen nicht leicht ins Ausland zu kommen pflegen, der kann sich nun aus den Inghirami'schen Kupferblättern ein treues Bild derselben entnehmen, nicht blos aus ihren ungefärbten Umrissen, sondern auch aus den farbigen Blättern, in denen Stein und Metall sammt dem Farbenspiel, das ein edler alter Rost ihnen zugefügt, mit meisterhafter Forschung nachgebildet sind.

Der Vorrath jener Denkmäler ist in fünf Hauptklassen vertheilt, denen noch eine sechste Abtheilung von Erläuterungstafeln sich anschließt. Die erste Abtheilung (2 Bände von 728 Seiten) enthält in hundert Kupfertafeln eine Auswahl aus der zahlreichen Bildermasse etruskischer Todtenkisten (Urne Etrusche); der häufigen Wiederkehr gewohnter Vorstellungen ungeachtet, welche sich in dieser Klasse von Denkmälern vorzufinden pflegt, gibt die bedeutende Anzahl, welche uns von ihnen übrig blieb, einen so mannichfachen Bilderreichthum aus dem Gebiete griechischer Mythologie und etruskischen Lebens, daß die Deutung ihrer Bilder und die künstlerische Anwendung alltäglicher Vorfälle des Alterthumsforschers, wie des Künstlers Aufmerksamkeit erregen mußte, wären auch nicht mitten unter den rohesten Ueberresten einer unbeholfenen Kunstübung gar manche Bilder einer geschickten und gefühlvollen Erfindung herauszuerkennen. Hauptsächlich aus diesen reichhaltigen Quellen hat es der Herausgeber versucht, den Fremden der etruskischen Vorzeit Belehrungen über die religiösen Ideen, die mythischen Sagen und die Volkssitten derselben zu geben. Mit den reichsten Sammlungen verwandter Originale vertraut hat er es vermocht, die üblichsten Vorstellungen derselben mit einer gewissen Vollständigkeit und meist nach neuen, gewöhnlich nach den vollständigsten Belegen zu behandeln; mit seinen eigenen Deutungen verbindet er jedesmal eine Auseinandersetzung der früheren und so kann man, ohne im Inghiramischen Werk ein der Zahl nach vollständiges Material vor sich zu haben, doch eine gründliche Kenntniß des Gegenstandes aus demselben gewinnen. Für die Erklärung heroisch-mythischer Gegenstände, wie denn an solchen, besonders aus dem homerischen und aus dem thebanischen Sagenkreis, die etruskischen Todtenkisten reich sind, ist aus einzelnen Bemerkungen des trefflichen Lanzi und durch eigene Zuthat des Herausgebers viel geschehen, noch mehr von diesem letzteren für die symbolischen Beziehungen anderer Bilder auf das Schicksal der Todten. Beziehungen solcher Art sind oft unzweideutig: wo in häufigen Beyspielen Sterbliche, deren Stunde gekommen ist, durch Dämonen und Furien abgefordert werden, oder in verhüllter Gestalt auf Meerwundern sitzend über die Gewässer ziehen, ist

vollgültiger Grund vorhanden, ähnliche Beziehungen auch in minder deutlichen Bildern zu suchen, und wenn auch des Herausgebers Vorliebe für astronomische Deutungen ihn in solchem Bestreben hie und da zu weit geführt haben sollte, so wird ihm doch gerade für jene Denkmäler die durchgängige Anwendung symbolischer Beziehungen nicht anders als dankbar nachzurühmen seyn.

Dieselbe Richtung seiner Erklärung auch für die übrigen Klassen seiner Denkmäler zu verfolgen, hatte der Herausgeber hinlänglichen Grund. Die häufigen Metallscheiben mit Griffen, welche man früher als Pateren bezeichnet und jetzt mit ziemlicher Allgemeinheit für Spiegel erkennt, hat er in der zweyten Abtheilung seines Werkes (zwey Bände von 767 Seiten und 90 Kupfertafeln) als mystische Spiegel (Specchi mistici) aufgeführt; dieses mit Fug und Recht, weil die eingegrabenen Zeichnungen jener Spiegel meist auf Gottheiten eines fremdartigen Kultus, nur hie und da auf mythische Sagen, selten oder nie auf gleichgültige Gegenstände hinweisen. Der Herausgeber hat die gemeinhin so vorzugsweise begünstigte mythische Auslegungsweise nicht vernachlässigt. Manches war gerade in ihrem Bereich vorgearbeitet, anderes (tav. 9. und sonst) fügte er selbst hinzu, doch hat ihn überwiegend die Nachweisung symbolisch verhüllter Grundideen beschäftigt, die er in den häufig wiederkehrenden fremdartigen Götterbildern jener, großentheils aus neuem Vorrath herausgegebenen Denkmäler lieber ohne ihre mythischen Benennungen nachweisen als mit sonst beliebter Willkür sofort mythologisch deuten wollte. Statt bey einer in dieser Bilderklasse sehr häufigen Flügelfigur einer unleugbaren Schicksalsgöttin die Dea Nortia oder ähnliche Provinzialbenennungen einer solchen in Anwendung zu bringen, hat er es vorgezogen, sie bis gegen das Ende seines Werkes (Vergl. II. S. 573 ꝛc.) zwischen Fortuna und Nemesis schwanken zu lassen, und wenn ein solches Schwanken sich freylich hie und da auch auf Vermischung mythischer Personen ausdehnen dürfte, deren Begriffe keinesweges zu verschmelzen waren, so gebührt doch jedenfalls dem Herausgeber das Verdienst, seine Erklärungen aus dem Gesichtspunkt geschrieben zu haben, der im Allgemeinen für befolgenswerth gelten dürfte. Eben dieses läßt sich von der dritten Abtheilung (412 S. 58 Kupf.) sagen, welche Metallfiguren der Etrusker (Bronzi Etruschi) nämlich Rundbilder und Reliefs enthält. Die Vorzüglichkeit der Abbildungen und die Auswahl vortrefflicher Denkmäler läßt gerade in dieser Abtheilung die ungleich geringere Vollständigkeit ihrer Vorstellungen weniger vermissen; größere Abhandlungen, wie die über den Janus, den Stierbacchus und über die Spesfiguren der Etrusker, haben ihrer umfassenden Angabe nach höhere Ansprüche auf Beachtung als die meisten übrigen Deutungen einzelner Bilder, doch dürfte neben allem Scharfsinn symbolischer Deutung (wie er sich z. B. an den beyden Dioscuren Ser. II. tav. 73. und in der Abhandlung über den Peruginer Erzwagen Ser. III. 305 sq. glänzend bewährt) mit der mythologischen Forschung jener Aufsätze nicht selten zu rechten seyn.

Durch urkundliche Nachrichten über die Gräber von Volterra und durch eine Zusammenstellung dessen, was man über die von Tarquinii weiß, behauptet auch die vierte Abtheilung (38 Kpf. 220 S. Text), welche die Bauwerke der Etrusker behandelt, einen nicht geringen Werth. Bedenklicher wird es manchem Leser scheinen, daß der Herausgeber Werken etruskischen Namens, aber nach jetziger allgemeiner Ueberzeugung gewiß nicht etruskischen Ursprungs, den griechischen Vasenmalereyen, eine fünfte Hauptklasse von zwey Bänden (70 Kupfertafeln, 632 S. Text) eingeräumt hat, zumal gerade diese Klasse nicht sehr reich an unbekannten Denkmälern ist: man hätte wohl lieber diejenigen Werke jener Art, welche entschieden auf etruskischem Boden gefunden werden, in einem Anhang zur Gräberkunde der vierten Abtheilung gewünscht. Andrerseits darf nicht verschwiegen werden, daß die in dieser Abtheilung gegebenen zahlreichen Vasenformen, und manche schönere, in Volterra oder sonstigen etruskischen Gräbern gefundene, griechische Vasenmalereyen ihre Behandlung in einem etruskischen Werke verlangten; und daß die unverhältnißmäßige Ausdehnung, welche der Herausgeber diesem unerläßlichen Gegenstand gegeben hat, aus dem individuellen Bedürfniß hervorging, den Ideen über alte Religionen, die er in den ersten Abtheilungen vorgetragen hatte, eine eben so begründete Gestalt zu geben, als den Denkmälern der Etrusker, welche der Titel verkündet. Er hat es versucht, seine für die etruskischen Todtenkisten mit gutem Grund geäußerte Ansicht, als seyen ihre Bildwerke durchgängig auf Schicksal und Wanderung der Seelen bezüglich, auch auf die griechischen Vasenmalereyen dergestalt überzutragen, daß er sie sammt und sonders für symbolischen oder allegorischen Ausdruck von bacchischen Einweihungen zum künftigen Leben erkennt: eine Ansicht, welcher auch der ihr gewährte Umfang noch nicht genügen kann, da sie aus zahlreichen mythischen Bildern, in Preisgefäßen und in manchen andern Fällen einen nur sehr gezwungenen zu beseitigenden Widerstand erhält und ohne Vergleichung des zahlreichsten Materials kaum aufgestellt zu werden vermag.

Für ein Werk über das etruskische Alterthum konnte vielleicht auch die sechste Abtheilung des Inghiramischen Werkes entbehrt werden; doch kann der Herausgeber noch

mehr als bey der obenerwähnten künsten es rechtfertigen, wenn er seine Erläuterungen, sobald sie in solchem Umfang erscheinen, auch nicht ohne den zugänglichen Apparat wichtiger Denkmäler lassen wollte, auf die er in jenen verwies. In der That werden die Käufer archäologischer Werke bey dem dermaligen Zustand der archäologischen Literatur nicht leicht sich beeinträchtigt fühlen; wenn ihnen zugleich mit neuen Denkmälern von vielfacher und dunkler Beziehung seltene ältere in die Hände gegeben werden. Daß auch manche wiederholt sind, die sich im nothwendigsten archäologischen Hausbedarf in Winckelmanns monumenti inediti, in Visconti's Museo Pio-Clementino, ja sogar in Millin's Gallerie vorfinden, kann freylich nicht auf gleiche Weise gebilligt werden; indeß ist der größere Theil der Inghiramischen Erläuterungstafeln aus entlegenen Werken entnommen und darum gewiß keine tadelnswerthe Zugabe.

(Der Beschluß folgt.)

René von Anjou, König von Neapel, Herzog von Lothringen und Graf von der Provence, als Künstler.

(Beschluß.)

Auch in Marseille waren einige Bilder von ihm; ein Ecce homo und ein mit einem Schweißtuche verschleiertes Bildniß des Erlösers, welches von Engeln getragen wird, so wie ein heiliger Hieronymus und mehreres Andere, — man weiß nicht, wo sie hingekommen sind. Das unter dem Namen Buisson-Ardent bekannte Bild in der Metropolitankirche zu Aix wird von einigen auch dem Könige zugeschrieben, doch wollen die Kenner behaupten, daß der gekrönte Maler nicht im Stande gewesen wäre, solch ein Gemälde hervorzubringen. Darstellung und Beschreibung dieses Bildes kann man in Millins Reise nach dem südlichen Frankreich und in dem bekannten Werke des Grafen d'Agincourt finden.

René gab sich auch viel mit Porträtmalen ab; er malte, wie wir oben gesehen haben, Karl VII., sich selbst mehrmalen, worunter dasjenige, welches er „seinem guten Freunde und Gevatter" Johann de Matheron verehrte, ihn am getreuesten darstellen soll. Die Familie Matheron bewahrt noch heutigen Tages dieses interessante Denkmal der königlichen Freundschaft und Kunst, und zwar, der Sage nach, in demselben carmoisinrothen sammtenen Säckchen, in welchem ihr Vorfahr Johann es verehrt bekommen hat. Dieses Porträt in sehr verkleinertem Maaßstab befindet sich auf Holztäfelchen, die man wie ein Buch auf und zu machen kann. Auf der einen Seite sieht man René mit einer Art schwarz sammtenen Baretts, sein Mantel ist braun und mit Rauhwaaren von gleicher Farbe gefüttert, auf der Brust hängt der St. Michels-Orden. Sanftmuth, Heiterkeit und eine gewisse Art von Feinheit wird jeder in seinem Gesichte finden, doch sind die Züge schon etwas gealtert, in der Hand hat er einen Rosenkranz. Ebenso wenig zeigt Johanna von Laval, die auf der andern Seite des Gemäldes sich befindet, besondere Spuren von Schönheit, und doch soll sie so reizend gewesen seyn, daß sie den frommen König, selbst zu der Zeit, als seine Frau noch lebte, gefesselt hatte. Auch zu Bar-le-Duc ward ehemals sein, durch eigene Hand verfertigtes, Porträt gezeigt.

Der Malerey war der gute René, wie wir gesehen haben, vorzüglich gewogen, doch beschützte er, so weit es ihm möglich war, auch die Bildhauerey und die Architektur; in der heiligen Geist Kirche zu Aix befindet sich ein Relief, welches er verfertigen ließ, das die Schädelstätte, wo Christus gekreuzigt wurde, vorstellt; auch findet sich in seinen Tagebüchern, wo er mit großer Genauigkeit sein ganzes Thun und Treiben aufzeichnete, einigemal Erwähnung von Gemälden, die er augekauft hatte: so bezahlte er 1476 zu Lyon drey Gemälde mit drey Goldgulden, bey dreyßig Franken heutigen Geldes, wovon das eine einen Mann darstellt, der seine Frau prügelt und das andere eine Frau, die ihren Mann prügelt. 7) Auf das Turnierbuch werden wir, wie gesagt, bey einer andern Gelegenheit zurückkommen.

Karl Friedrich Neumann.

7) Villeneuve III. 8. folg. 103. mit den Anmerkungen.

Nekrolog.

Am 28. Januar 1827 starb in Wien der kais. königl. Hauptmann Viehbeck, ein vorzüglicher Zeichner von Landschaften in Aquarellfarben, und bekannt durch sein landschaftliches Werk, welches eine große Zahl von malerischen Ansichten aus Tyrol, Salzburg und Oestreich in schön colorirten Blättern enthält.

Nr. 21.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. März 1827.

Der Maler Johannes Pfenninger von Stäfa.

Die Künstler-Gesellschaft in Zürich hat in ihrem 23sten Neujahrsstück 1827 das Leben dieses ihres am lezten Tag des Jahres 1825 verstorbenen Mitgliedes beschrieben und demselben sein ähnliches Bild nebst einem seiner lieblichsten Gemälde „der erste Schiffer (nach der Idylle von Sal. Geßner)“ durch Hegi in Aquatinta-Manier gestochen beygefügt. Die Hauptzüge der Lebensgeschichte des ehrenwerthen Menschen und Künstlers sind diese:

Am 20. Februar 1765 im Dorfe Stäfa am Zürchersee geboren und der Sohn redlicher, mit zahlreichen Kindern begabter Handwerksleute (der Vater war Färbermeister), hat Johannes Pfenninger seinen Eintritt in die Künstlerlaufbahn bey späterer Gelegenheit selbst also beschrieben: „Ich war acht Jahre alt (1773), als mein Taufpathe Johannes Schultheß, seines Handwerks ein Hafner in Stäfa, eines Abends meinen Vater besuchte, und sich bey einem Glas Wein mit ihm unterhielt. Ich saß an der Ecke des Tisches, horchte ihrem Gespräche zu und kritzelte dabey mit einer Messerspitze Figuren in die schwarze Schiefertafel, die in den Tisch eingelassen war, als auf einmal mein Vater mir mit einem umgekehrten Messer auf die Finger klopfte: und dann ging die Erzählung meiner Untugenden an, wie ich immer mit meinem Zeichnen den Tisch und alle Wände, ja selbst die Mauern der Nachbarn verderbe, wie ich mit meiner Wildheit, besonders mit Steinwerfen, worin ich, wie er lächelnd hinzufügte, eine verwünschte Geschicklichkeit besitze, alle Augenblicke ein Unheil anstelle. Weist du was, Gevatter, fiel ihm mein Pathe in's Ohr, gib mir den Jungen, ich will ihn Zeichnen lehren! und dabey erzählte er, wie er, seitdem seine Töchter, die in der Ofenmalerey ziemliche Geschicklichkeit hatten, verheirathet seyen, immer einen Maler kommen lassen und theuer bezahlen müsse; ich könnte also mit dieser Kunst mein Brod verdienen, und nun ward ausgemacht, daß ich, wie bis dahin, des Morgens in die Schule gehen, Nachmittags aber zu meinem Vetter kommen und zeichnen solle. Ich erschrack über diese Abrede, warf mein Messer, mit dem ich zeichnete, weg, sprang zur Thüre hinaus, und ärgerte mich über mich selbst, daß ich mir durch eigene Schuld eine Mühe aufgeladen habe, wo ich dann stille sitzen müsse, und weit weniger Zeit habe mich herumzutummeln. Ich sann auf Mittel, dem Dinge zu entgehen, und glaubte am Besten durch Stillschweigen meinen Zweck zu erreichen, in der Hoffnung, mein Vater werde die Sache vergessen; allein kaum war der folgende Mittag gekommen, als mich mein lieber Vater erinnerte, daß es nun Zeit sey zu dem Vetter zu gehen. Ich wagte einige Gegenvorstellungen, die Unsicherheit eines solchen Berufes, und daß es nicht alle Jahr so viele Ofen zu malen geben werde, wie gerade in diesem Jahr. Marschire! sagte mein Vater und wenn dieß Wort ertönte, so war es hohe Zeit zu gehorchen. Ich ging also mit schwerem Herzen an meine Arbeit. Der Vetter gab mir allerley Anfangsgründe von Blättern, Blumen und dergleichen zum Nachzeichnen. Ich weiß nicht mehr, wie ich das Ding vornahm, aber mein Pathe verstand es, mir Lust zu machen; er lobte meine Gelehrigkeit; gab mir ein Paar Schillinge, und versprach mir, so oft ich fleißig sey, einen Schilling zu geben; er entließ mich auch bey Zeiten und ermunterte mich nun selbst, mich mit meinen Cameraden recht lustig zu machen. Wer war froher als ich? Kaum konnte ich den folgenden Mittag erwarten, bis ich wieder in meine Zeichnungsstunden gehen durfte. In kurzer Zeit sezte der Pathe mich dann an die leichtern Sachen der Töpfermalerey, und noch war kein Jahr vergangen, so erklärte er mich zu seinem Ofenmaler. Er nahm nun keinen fremden Maler mehr an, und um meinen Eifer nicht erkalten zu lassen, bezahlte er mich Stückweise, so daß ich als ein neunjähriger Bursche doch wöchentlich einen Gulden, oft noch mehr verdiente. — Ein Paar Jahre gingen so hin, wo ich meine Ofen mit den wunderlichsten Vorstellungen verzierte, meistens nach den Mustern von damaligen Nürnberger und Augsburger Kupferstichen. Auch neben

der Ofenmalerey copirte ich jeden Kupferstich, den ich habhaft werden konnte, und troz meiner Lebhaftigkeit geschah es nicht selten, daß ich einen ganzen Sonntag Abend, welcher allein noch zu meinen Jugendfreuden bestimmt war, mich in eine einsame Kammer sezte, und, des Rufens und Tobens meiner Cameraden ungeachtet, mit dem größten Eifer zeichnete."

Die Bitten des Sohnes beym Vater, er möchte ihn zu einem geschickten Maler in die Lehre thun, veranlaßten Nachfragen in Zürich, wobey der berühmte, durch seine physiognomischen Arbeiten mit allen Künstlern vertraute Johann Casper Lavater mit dem Knaben bekannt wurde und ihm sein Wohlwollen schenkte. Durch ihn ward der junge Pfenninger bey einem Maler, der auf dem Land lebte, untergebracht, wo er nun Preislers Anleitung zur Zeichnungskunst von Anfang bis zu Ende copiren mußte, im Tuschen Unterricht und manche Aufmunterung erhielt. Inzwischen zeigte sein Gönner Lavater sich von den gemachten Fortschritten nach einiger Zeit wenig befriedigt und erklärte, er wolle Pfenningern zu sich nehmen, und da sein gegenwärtiger Schreiber bald abgehen werde, so könne er an dessen Stelle treten, um in der einen Hälfte des Tages Schriften und Briefe zu copiren, und in der andern unter seiner Aufsicht zu zeichnen, wo er dann bald größere Fortschritte als bisher machen würde. Der damals erst zwölfjährige Knabe sah wohl ein, daß dieß nicht so leicht angehen würde. Seine Vorgänger in der ihm angebotenen Stelle waren immer erwachsene, gebildete Leute gewesen, und hatten doch den ganzen Tag vollauf zu thun gehabt; wie sollte nun er, der im Schreiben nicht sonderlich geübt war, noch Zeit gewinnen zum Zeichnen? allein sein Vater, dem er dieses vorstellte, war der Meynung, man müsse sich in den Willen eines Mannes fügen, der am besten wisse, was für junge Leute gut sey.

In Lavaters Hause ging es Pfenningern, so lange der bisherige Schreiber noch da war, ganz gut. Obgleich er täglich mancherley Aufträge auszurichten hatte, so konnte er doch zeichnen. Zwar waren es meistens nur physiognomische Sachen, die zur Bestätigung irgend einer Regel dieser Wissenschaft dienen sollten; aber Lavater gewöhnte ihn dabey sehr an Genauigkeit und Bestimmtheit. Als aber der Schreiber verreist war, konnte vom Zeichnen nicht mehr die Rede seyn, bis in einer bedeutenden Krankheit der junge Künstler seine Sehnsucht nach der Kunstübung äußerte, und von seinem Beschützer die Erlaubniß erhielt, täglich zwey Stunden bey dem Professor Bullinger zu zeichnen, damit er nicht wie in Lavaters Hause stets gestört und aufgerufen werden könne. Lange mochte aber auch diese Einräumung nicht benuzt werden, weil Pfenninger darüber die Schreiberarbeit hatte versäumen müssen. Nach einem zweyjährigen Aufenthalte bey Lavatern bezog er mit dessen Bewilligung eine andere Wohnung, wo er zuweilen für ihn Zeichnungen machte, daneben sich mit Verfertigung einer großen Menge von Schattenrissen und mit Unterrichtgeben im Zeichnen seinen Unterhalt verdiente.

Im seinem achtzehnten Jahr ward dem Jüngling einleuchtend, daß er auf der Kunstbahn nur wenig vorgerückt sey, und daß ein Verfertiger von Schattenrissen um kein Haar besser sey als ein Ofenmaler. Bey einem Besuche des berühmten Kupferstechers und Kunsthändlers v. Mechel aus Basel in Zürich, ward er diesem empfohlen, und der vielversprechende Mann erbot sich sogleich, den jungen Künstler zu einem Kupferstecher zu bilden. „Sie können, sprach er zu ihm, sogleich mitkommen mein Kind, mein Engel, mein Schatz! morgen verreise ich." — Der Jüngling war über so viele Güte und die frohen Aussichten entzückt.

„Nach unsrer Ankunft in Basel", so erzählt Pfenninger selbst, „stellte mich Hr. v. Mechel seinen Kupferstechern vor, und bald wurden alle, besonders der älteste, Hr. Hübner, und der jüngste, Hr. Gmelin, meine Freunde. Ich mußte zeichnen, und jeder von diesen Herren ließ es sich angelegen seyn, mir Anleitung zu geben. Ein Monat verfloß so, in welcher Zeit ich große Köpfe aller Art zeichnete, wofür ich das Lob von allen und selbst den Beyfall des Hrn. v. Mechel erhielt, als eines Tages dieser in das Zimmer trat: Hören sie doch mein Kind, mein Engel! kommen sie doch ein bischen hervor. Es ist einer von den Illuministen für ein Paar Tage verreist, und die Sachen pressiren; kommen sie doch ein bischen zu Hülfe. Als ich mich anschickte zu gehen, sah ich in den Gesichtern meiner Freunde Bedauern und Aerger deutlich ausgedrückt. Auch sagten sie mir nachher, ich werde sobald nicht mehr von dem Illuminiren erlöst werden. Sie hatten Recht und kannten ihren Mann; denn zwey Jahre lang mußte ich illuminiren, das heißt, so lange ich in Basel war. Alle meine Vorstellungen halfen nichts und ich war der Verzweiflung nahe; doch meine Freunde munterten mich auf, und ich wandte die Nebenzeit und die Sonntage dazu an, etwas für mich zu arbeiten und zu lernen."

Durch Lavaters Vermittlung wurden die Mechel'schen Bande gelöst, Pfenninger kehrte nach Zürich zurück, wo er nun stets für Lavater'sche Unternehmungen beschäftigt war, und sich sogar auf dessen Wunsch mit neuen Kunstversuchen abgab. Dahin gehörte das Ueberziehen der Gemälde in Wasserfarben mit einem glänzenden Firniß, so daß sie die Kraft der Oelgemälde erreichten und dieselbe noch an Klarheit und Sanftheit übertrafen, aber leider nach ein Paar Jahren dunkel und gelb wurden.

Eben so mußten auch viele Versuche in der Wachsmalerey gemacht werden, von welcher Hr. Lips einige Proben aus Rom mitgebracht hatte. Alles dieses erregte endlich bey Pfenninger den Wunsch, in der Oelmalerey etwas solideres herauszubringen. Eine von Prof. Würsch in Luzern geschriebene sehr verständige und deutliche Anleitung machten ihn mit den Eigenschaften der Oelfarben und mit deren Behandlung bekannt und sein erster mit Lust und Eifer begonnener Versuch hierin war ein gelungenes Bild seines Vaters, das Lavater mehrmals copiren ließ, aber stets nur in Wasserfarben, weil ihm die Oelmalerey zuwider war.

So verflossen wieder einige Jahre und der Wunsch, die Welt und größere Kunstwerke zu sehen, ward bey Pfenningern immer lebhafter. Er schwankte in der Wahl zwischen Dresden und Rom. Lavater entschied für die Hauptstadt der Kunst. Mit seinem zusammengesparten Gelde in der Tasche und einem tüchtigen Wanderstab in der Hand, zog er also im November 1793 bey schon frühe eingetretenem Winter, ohne Reisegefährten und ohne ein Wort Italienisch zu verstehen, über den Gotthard zu Fuß nach Mailand und von da nach Rom.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Inghirami's Monumenti Etruschi.

(Beschluß.)

Mit dem achtungswürdigsten Eifer hat der Herausgeber dieses wichtigen Werkes sehr bedeutende Aufopferungen nicht gescheut, um die Grundlage, die er für das Studium seines vaterländischen Alterthums bezweckte, in ihrem ganzen verheißenen Umfang auszuführen. Von Seiten des Publikums hat es ihm zwar an achtbarer Anerkennung nicht gefehlt, wohl aber an einer Theilnahme, wie er sie wenigstens zum Ersatz des gemachten Aufwandes erwarten konnte. Der Grund davon mag theils in dem bedeutenden und daher kostspieligen Umfang des Werkes, theils in der unleugbaren Unvollständigkeit desselben liegen. Bey den Hindernissen eines allgemeineren Ankaufs ist der Herausgeber nach Kräften abzuhelfen bereit: der Preis des ganzen Werkes ist für direkte Nachsuchungen dem Vernehmen nach herabgesetzt und den lückenhaften Zustand des Materials, das trotz dem Verdienst, etruskische Denkmäler zuerst treu abgebildet und in einer zweckmäßigen Auswahl des Wichtigsten gegeben zu haben, die Ansprüche gelehrter Forschung noch immer von Gori und manchen andern ältern Werken abhängig läßt, ist er seinerseits eben so geneigt zu ergänzen. Nachdem er sich über die Deutung sämmtlicher von ihm behandelter Bilderklassen früher hinlänglich verbreitet hat, hat er den Vorsatz, die übrigen wichtigen Denkmäler, die theils aus früheren Werken in das seinige nicht übergingen, theils noch in unedirten Zeichnungen bey ihm vorfindlich sind, statt eines kostspieligen Textes nur mit den nöthigsten Notizen und übrigens mit dem geringen Kostenaufwand herauszugeben, der seiner artistisch-typographischen Polygraphie leichter zu bewerkstelligen ist, als irgend einer vom Kunstbetrieb getrennten Buchhandlung. Er ist zuvörderst Willens, die beyden ersten Bilderklassen, Todtenkisten und mystische Spiegel, zu vervollständigen, auch, falls er durch hinlängliche Subscription gedeckt wird, mit einem Wiederabdruck der bloßen Kupferplatten des größeren Werkes. Bey regerem Betrieb archäologischer Studien könnte einem solchen Vorhaben die nöthige Unterstützung nicht fehlen; es ist sehr zu wünschen, daß er sie auch bey dem gegenwärtigen erhalte. Zu gleicher Zeit bereitet der thätige Herausgeber eine auserlesene und wohlfeile Sammlung von Vasenbildern, an der Zahl dreyhundert, welche die wichtigsten Stücke der älteren und kostspieligen Vasenwerke wiedergeben werden; desgleichen ist er mit einer Sammlung Homerischer Bildwerke beschäftigt, deren anspruchlose Erscheinung in einem Octavband unbekannte Denkmäler, besonders etruskischer Abkunft, nicht ausschließt.

H. N. G.

Aecht oder nicht Aecht.

Zur Antwort.

Es ist in diesen Blättern die Aechtheit mehrerer von mir früher in denselben angeführten Bilder des Gottes Thor angefochten worden und es scheint daher nicht unwichtig, einige Worte zu erwiedern. So sehr gläubig man oft in Hinsicht der von Kunsthändlern und Liebhabern zu Markt gebrachten Werke der alten Kunst ist, ungeachtet man weiß, wie viel Verfälschungen hier getrieben worden sind und getrieben werden, so sehr spielten einige die Ungläubigen bey Werken des deutschen Heidenthums und besonders bey den hie und da in Deutschland aufgefundenen Götzenbildern, indem immer des Tacitus Ausspruch: Ceterum nec cohibere parietibus Deos, neque in ullam humani oris speciem adsimulare, ex magnitudine coelestium arbitrantur, angeführt wird, um zu beweisen, daß die Deutschen keine Bilder der Götter gehabt, ohne zu bedenken, daß zwischen der Zeit, in welcher Tacitus schrieb, und derjenigen, in welcher das Christenthum durch ganz Deutsch-

land eingeführt ward, ein so langer Zeitraum liegt, in dem Götterbilder genug entstehen konnten. Ueberhaupt ist der Wechsel der Zeit von den Alterthumsforschern lange nicht fest genug im Auge behalten worden.

Herr Dr. Dorow führt mehrere von mir genannte Bilder des Gottes Thor an, die (ich sah dieselben nicht) unächt, seiner Meynung nach, seyn sollen. Dieß lasse ich dahin gestellt seyn, ja ich gebe es sogar zu, daß ein und das andere unächt und nachgemacht seyn kann, aber dieß erschüttert die Ansicht:

daß jene Bilder mit der Keule Thorbilder sind und daß so der Gott Thor in der alten heidnischen Zeit gearbeitet wurde,

gar nicht und darauf kommt es eigentlich an, nicht aber auf ein hier und da herumlaufendes Bild. In dem Breslauer Alterthümer-Museum sind sehr viele verschiedene Bilder, die ich, um alles zu vereinigen, nachformen und abgießen ließ. Wäre die Nachricht nun nicht hier, daß es Nachbildungen seyen, so könnte wohl in der Folge auch dieß und jenes für ein Urstück gehalten werden. Vielleicht ist schon früher manch solches Bild nachgeahmt worden und geht hier und da jezt in einzelnen Sammlungen als ein Urstück um; das kann aber nichts beweisen.

Immer und ewig Götzenbilder-Fabrikanten anzunehmen, muß doch auf die Länge langweilig werden und gar Kinder darüber zu vernehmen, was der Vater gemacht haben soll, kann in der gelehrten Welt wohl nicht als Zeugniß gelten. Es steht nicht zu beweisen, daß ein einzelnes Thorbild in dieser und jener Sammlung neueres Fabrikat sey, sondern daß die Thorbilder, die von der Eifel bis gen Siebenbürgen gefunden und zum Theil ausgegraben worden sind, so wie die, welche in Norwegen entdeckt wurden, unächt seyen und daß also der angebliche Mainzer und Rostocker Fabrikant dort mit ihren Fabrikaten hausirt haben. Nicht an Einzelnes ist die Untersuchung zu knüpfen, sondern man muß das Ganze zu überblicken suchen und das Uebereinstimmende in allen Gegenden zusammenlesen. Darum bin ich allen Bildern des Thor, wo mir nur eines vorkam, nachgegangen und habe allenthalben große Uebereinstimmung im Ganzen, mit einzelnen merkwürdigen Verschiedenheiten gefunden. Das Fabriziren falscher griechischer und römischer Alterthümer ist ein sehr einträgliches Geschäft, das alter deutscher Götterbilder eine sehr brodlose Kunst, zu der sich wohl nur selten Jemand bereit finden wird und am wenigsten wird er mit seinen Fabrikaten hier und dort und in so weit entlegenen Gegenden eilen, und sie wohl gar vergraben, um sie wieder entdecken zu lassen. Dieß im Allgemeinen gegen die Zweifler.

Nun ein Paar Worte zu Hrn. Dorow besonders; aus dem Kupfer selbst, woraus die Alterthümer heidnischer Zeit bestehen und die angeblichen Nachbildungen bestehen sollen, läßt sich nur wenig erkennen, und durchaus kein sicherer Schluß der Verwerfung ziehen, wenn der edle Rost fehlt. Dieser ist in der alten Mischung des Kupfers und in dem Becken, worin das Geräth lag, bedingt und ich kann Stücke vorzeigen, die auch nicht eine Spur vom edlen Roste zeigen, obgleich sie ein Jahrtausend in der Erde gelegen, (nicht etwa in der neuesten Zeit in dieselbe gelegt wurden, um sie der Sammlung als etwas Altes einzuschmuggeln). Die Breslauer Sammlung enthält viele andere Stücke, die mit X bezeichnet sind, da ihr Alterthum (sie wurden nicht von uns gefunden, sondern uns eingeliefert) zweifelhaft ist und erst spätere, unzweifelhafte Auffindungen müssen für ihr wahres Alterthum zeugen, über solche habe ich aber noch nie öffentlich gesprochen. Hr. Dr. Dorow möge mir, der ich manches kennen lernen und untersuchen konnte, was demselben vielleicht noch nicht vorkam, glauben, daß wir über das Germanische Alterthum noch nicht bestimmt absprechen können, noch nicht die Summe des Erworbenen zu ziehen vermögen, nicht erklären können: das ist falsch, jenes ist ächt. Viel zu viel fehlt uns noch, und unsere Erkenntniß muß sich nördlicher und östlicher weit weitern und breitern, als bis jezt geschehen ist, ehe ein Urtheil begründet werden kann. So bitte ich denn auch Hrn. Dorow, ehe derselbe die weiter angekündigte Abhandlung gegen die Thorbilder schreibt, sich das in Deutschland sehr seltene, aber höchst merkwürdige und treffliche Sammelwerk: Samlingar för Nordens Fornälskare T. I. af Tjöbles (Stockholm 1822) zu verschaffen und dort Taf. 34 und 35 zu vergleichen, S. 129 — 31 zu lesen, ehe derselbe über das freylich sehr problematische von mir angeführte Bild in Berlin, in franz. wunderlicher Tracht (die wir im Mittelalter spanische nennen) gekleidet, den Stab bricht, auch vergleiche derselbe Manches in Caylus und andere wunderliche Bilder in Hamilton's Vasenwerk. — Vielleicht gibt es doch noch Dinge in der Welt, von denen unsere rasch aburteilnden Alterthumsforscher sich nichts träumen lassen. — Ein erfreuliches Zeichen gründlicher Untersuchung ist, — daß die Göttinger viel zu frühzeitige Frage nicht beantwortet worden ist. Zulezt begrüße ich Hrn. Dorow (gegen den ich manche briefliche Sünde gut zu machen hätte) in diesem offenen Briefe freundlich und hoffe, derselbe wird an meiner Vertheidigung keinen Anstoß nehmen. Berlin ist aber noch nicht der Ort zu Germanischen Alterthumsforschungen, da die dortigen Sammlungen höchst dürftig sind, nur Einzelnes, nichts Ganzes haben.

Büsching.

Nr. 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. März 1827.

Anzeige neuer Bearbeitungen derjenigen lateinischen und griechischen Schriftsteller, welche von der alten Kunst handeln.

III.

Plinius.

Wenn Pausanias durch seine Aufgabe, die Merkwürdigkeiten von Griechenland zu beschreiben, genöthiget wird, in den einzelnen Städten und Tempeln auch der Künstler und Kunstwerke eine manchmal ausführliche, jedesmal willkommene Erwähnung zu thun, so veranlasset den älteren Plinius sein Stoff, welcher die Merkwürdigkeiten der Natur umfaßt, auch die Werke nicht zu übergehen, welche die menschliche Kunst aus den Schätzen der Natur, aus den Metallen, aus edlen Steinen, aus Marmor und aus den Farben gebildet hat, und wir sind ihm für seine Sorgfalt doppelten Dank schuldig, weil er, die Wichtigkeit der hier zu machenden Mittheilungen wohl erkennend, sich nicht an dem Allgemeinen begnügt hat, sondern die ihm zu Gebote stehenden Untersuchungen und Schriften der Griechen und Römer über griechische Kunst, ihre Epochen und Meister eröffnend, aus ihnen ausführliche Nachrichten über diese wichtigen Gegenstände mit reichlicher Hand ausspendet. Was er von dem Seinigen hinzugethan, bezieht sich großentheils auf Kunstwerke, die er in Rom gesehen, und auf dasjenige, was sich zu seiner Zeit Merkwürdiges auf diesem Gebiet unter seinen Augen zugetragen hat. Was er aber aus früherer Zeit mittheilet, die Erfinder, die Verbesserungen der Kunst, die Epochen, die Reihen von Künstlern, bald nach der Chronologie, bald nach den Stoffen und Gattungen geordnet, das ganze Gerüst der Kunstgeschichte, oder doch wenigstens die Theile zu einem solchen, das alles ist mit mehr oder weniger Treue und Genauigkeit aus den Schriften der Früheren ausgezogen, welche der Eingang zu dem großen Werke nahmhaft macht. M. Varro, der vortreffliche Bildner Pasiteles, welcher über die bewundernswürdigen Werke der Kunst geschrieben hat, Antigonus, Menächmus, Xenokrates, Duris mit ihren Werken über die Toreutik, Menander über die Toreuten, Heliodorus über die Weihgeschenke der Athenienser waren ihm bey dem wichtigen drey und dreyßigsten Buche über die Metallarbeiten zur Hand, über die Maler außer Varro die Schriften der großen Meister Apelles, Euphranor und Parrhasius über ihre Kunst, und so auch was über Arbeiten in Marmor und edlen Steinen von demselben Varro, Pasiteles, oder von Theophrast, König Juba, Apion, Mäcenas u. a. geschrieben war. Da nicht zu zweifeln, daß aus ihnen Plinius das hauptsächliche an Namen und Sachen mitgetheilt, so dürfen wir in Bezug auf Kunstgeschichte über Aermlichkeit der Stoffe nicht klagen; im Gegentheil haben wir in Plinius gewiß die von den alten gefundene und eingerichtete Grundlage derselben nebst den wesentlichen Werkstücken zum Bau erhalten; jede Künstlerreihe, die er liefert und nach Zeit oder Stoffen ordnet, ist gewiß das Resultat mühsamer Forschung der Vorgänger, angestellt nach Dokumenten, die für uns verloren sind, und es kommt hauptsächlich darauf an, daß Alles gehörig gesichtet, geordnet und verbunden werde.

Dazu aber ist vor allem eine kritische Behandlung des Plinius erforderlich, den die neuere Philologie ungefähr in dem Zustande gelassen hat, in den ihn der sehr thätige, erfahrene, aber wenig genaue Harduin vor anderthalbhundert Jahren gebracht hatte. Sollte jedoch die Hoffnung, daß sich eine Akademie der Wissenschaften, wie die Berliner, bald dieses großen und wichtigen Stoffes bemächtigen und durch seine Bearbeitung ihre Verdienste um die Wissenschaften vermehren möchte, vor der Hand noch aufgegeben werden müssen, so wäre wenigstens zu wünschen und darnach zu trachten, daß alles, was auf Kunst und Künstler sich bezieht, von dem zu solcher Arbeit geschickten möchte zusammengestellt, und mit der Fackel der Kritik und Exegese beleuchtet werden.

Den Anfang hiezu hat schon vor hundert Jahren der vortreffliche Johann Matthias Geßner gemacht, der in seiner im Jahr 1723 erschienenen Chrestomathia

Pliniana zwar nicht alle, aber doch viele und wichtige hiehergehörige Stellen des Plinius aufgenommen, erläutert und hie und da verbessert hat.

Nach ihm hat Heyne, sein Nachfolger, im Jahr 1790 zum Gebrauch seiner Vorlesungen über Archäologie die zur Kunstgeschichte gehörigen Stellen des Plinius zusammen herausgegeben, wiewohl ohne Anmerkungen, und so daß sie der Erklärung nur als Leitfaden dienen konnten; doch lieferten seine Abhandlungen, überschrieben Artium Tempora in den Opusculis Academicis viele sehr schätzbare Beyträge zum Verständniß und zur Kritik des Plinius.

Wie früher Geßner und Heyne, so hat vor einiger Zeit Herr Prof. Wüstemann in Gotha, die von der Kunst handelnden Stellen im 34sten Buche des Plinius durch besondern Druck bekannt gemacht in der Schrift:

Ex C. Plinii Secundi Historiae naturalis libro XXXIV. excerpta quae ad artes spectant. Edidit Ernest. Frid. Wuestemann. Gothae apud Carolum Glaserum. 1824. VI. S. 97.

Der Herausgeber hat die löbliche Gewohnheit, dieses Buch des Plinius mit seinen Schülern auf dem Gymnasio zu lesen und daran Belehrungen über die Künste der Alten zu knüpfen.

Zur Herausgabe der kleinen Schrift zum Behuf der jungen Leute bewog ihn der Umstand, daß Heyne's Auszüge ganz ohne Anmerkungen sind, auch glaubte er nicht wenige Stellen gefunden zu haben, die eine richtigere Anordnung zu gestatten schienen.

Was den Umfang betrifft, so behandelt, wie bekannt, das hier ausgezogene Buch des Plinius nur die Künstler, welche in Bronze arbeiteten, die eben so wichtigen folgenden Bücher über die Arbeiten in Marmor, in Edelsteinen und über die Maler sind hier also nicht zu finden, und so hat das Buch nur einen und zwar nur den geringern Theil des Stoffes, den es haben sollte, um seinem Zweck zu entsprechen, und auch denjenigen nützlich zu seyn, die es für die Archäologie statt des voluminösen Plinius zum Handgebrauch wählen möchten.

Zur Anordnung des Textes hat Hr. Prof. Wüstemann „die Ausgaben verglichen, die einen kritischen Gebrauch gestatten." Es sind aber nur die von Hardein und Brotier, welche den schon durchemendirten Plinius aus dem 16ten Jahrhundert enthalten. In den Handschriften allen sieht sein Text wegen der Anzahl griechischer Namen und artistischer Ausdrücke sehr verwildert aus. Wie gewöhnlich in den mittlern Jahrhunderten waren die Abschreiber des Griechischen ganz unkundig, und verderbten deßhalb die fremden Benennungen, die ihnen Räthsel waren, auf eine arge und ärgerliche Weise. Die Verderbniß der Namen zog in vielen Stellen die Verderbniß der Sätze nach sich, und diese wuchs unter den Bemühungen der spätern Abschreiber, die dem Unheil steuern und den Plinius herstellen wollten. Es gibt keinen Codex des Schriftstellers, welcher über die Zeiten dieser Unwissenheit und ihrer Entstellungen hinausreichte. Die Ausgaben des 15ten Jahrhunderts bis zu Hermolaus Barbarus (1492) haben fast ganz den handschriftlichen Plinius, und wenn man so sagen darf, unverdorben in seiner Verdorbenheit, und eine genaue Behandlung des Textes müßte nothwendig wenigstens einige derselben zu Rathe ziehen.

Die Anmerkungen enthalten Erklärung des Sinnes bey schwierigen Stellen, Angabe der Varianten und Conjecturen bey verdorbenen, dazu Verweisung auf die Schriften neuerer Archäologen, in denen die Angaben des Plinius benützt oder beleuchtet werden. Alles in einer der Bestimmung des Buches, das als Leitfaden dienen soll, gemäßen Kürze, bey Weitem das Meiste mit Genauigkeit und Gründlichkeit. Um so mehr ist zu wünschen, daß Hr. Prof. Wüstemann seine Arbeit durch ähnliche Behandlung der andern, die Kunst behandelnden Stellen des Plinius fortsetzen und ergänzen möge.

Zu einer vollständigen Ausgabe der lezten fünf Bücher des Plinius, in denen die Kunstnachrichten erhalten sind, hat uns Hr. Prof. Julius Sillig, der Herausgeber des Catullus Hoffnung gemacht in einem Aufsatze.

„Beyträge zur kritischen Geschichte der griechischen Künstler mit besonderer Berücksichtigung der in der königlichen Bibliothek in Paris befindlichen Handschriften der Naturgeschichte des Plinius",

der im dritten Bande der reichhaltigen und belehrenden Amalthea von Böttiger abgedruckt worden ist. Dort werden die Pariser Handschriften des Plinius beurtheilt und nach ihrer Ausbeute mehrere dunkle oder verdorbene Stellen des Plinius mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit erläutert. Zu wünschen ist, daß er außer jenen Handschriften den Codex aus der Bibliotheca Riccardiana, der in Italien mit Recht eines großen Ansehens genießt, eben so den Codex aus dem Kloster Pollingen, der jetzo in München ist, vergleiche oder vergleichen lassen möge. Ueber den Riccardianus sagt das seltene Inventario e Stima della libreria Riccardiana in Firenze 1810. p. 14. Codices Caline. no. 488. Plinii Secundi naturalis historia. Cod. membr. praestantissimus licet passim mutilus. Saec. X. exaratus et codicum omnium plinianorum facile princeps. Accedunt Plinii junioris Epistolae. Die Pollinger Handschrift ist zwar neu, aber aus einer alten und vortrefflichen geflossen, und

liefert über ihren Ursprung selbst folgende Nachricht: Plinii Secundi Naturalis historiae volumen ab optimo exemplare editum. Quod emendatum fuit per praeclarissimos viros Quarinum Veronensem et Thomam de Vicentio, Guilielmo Copeljo coadjuvante, anno domini ... CCCCLVIIII Nonis Septembris. Explicit Andreas de Colegis Notarius. Nach anno domini ist eine Rasura, an deren Stelle offenbar M als das Zeichen für Tausend, gestanden hat. Emendare, wie διορθοῦν in den griechischen Handschriften jener spätern Jahrhunderte bezieht sich blos auf Vergleichung der Handschrift mit dem Original und auf Verbesserung der dabey wahrgenommenen Fehler des Abschreibers.

Diesen Dienst hat also unserm Coder der große Guarini von Verona, einer der Restauratoren der classischen Gelehrsamkeit im obern Italien erwiesen.

Fr. Thiersch.

Der Maler Johannes Pfenninger von Stäfa.

(Beschluß.)

In den ersten Wochen nach seiner Ankunft brach der bekannte Aufruhr aus, wobey der französische Gesandtschafts-Secretär Basseville ermordet und alle Franzosen verjagt wurden. Jeder Ausländer, der nicht fertig Italienisch sprach, ward verdächtig und mußte besorgen für einen Franzosen angesehen und behandelt zu werden. Nachdem die öffentliche Ruhe wieder hergestellt war, begann Pfenninger seine Arbeiten im Vatikan, die er zwey Jahre lang unermüdet fortsetzte; nach jenen höchsten Mustern der neuen Kunst zeichnete und malte er Köpfe sowohl als ganze Gruppen, die er alle Lavatern zusandte, der darüber seine Zufriedenheit aussprach. Bey seinem offenen und bescheidenen Wesen erwarb Pfenninger sich unter den Künstlern, besonders den Deutschen und Schweizern, bald Freunde, die ihn den Fremden gerne empfahlen, welche Nachbildungen berühmter Werke zu besitzen wünschten, und damit gewann er sich das Benöthigte, um dann geraume Zeit nur seinen Studien leben zu können. Diese bestanden in Bildnissen nach der Natur und in Versuchen von eigener Erfindung. Von solcher Art waren mehrere Darstellungen aus Salomon Geßners Idyllen, die durch Anordnung und Ausdruck wie durch ihr klares und sanftes Colorit, angenehme Bilder darstellten. Gleiches Lob verdient eine Zeichnung des Herkules am Scheidewege, die er später in Oel zu malen angefangen, aber nie vollendet hat. Ueberdieß verfertigte er noch in Rom einige andere Oelgemälde, die Vermählung des jungen Tobias, eine liegende Venus mit dem Amor, und eine große emblematische Figur der helvetischen Republik, die alle von seinen Talenten zeugen. Seine in Sepia getuschten Zeichnungen des belvederschen Apollo und der Gruppe des Laocoon erwarben ihm selbst von ausländischen Künstlern ungetheilten Beyfall; am meisten erfreute ihn das Lob des Hrn. Prof. Carstens, der in Pfenningers Abweisenheit vor zahlreichen Künstlern erklärte, so genau seyen die Antiken noch nie gezeichnet worden. Durch eben diesen Freund wurde er einem Neapolitaner empfohlen, zwey Miniatur-Bildnisse zu malen, und obgleich Pfenninger sich vorher nie in diesem Fache versucht hatte, so gelang doch die Arbeit zu großer Befriedigung des Bestellers, und zog mehrere andere Aufträge nach sich, die eine sorgenfreye Existenz sichern konnten, wenn nicht im Jahr 1799 der eingetretene Unwerth aller Bankozettel, die überall in Rom statt des baaren Geldes in Umlauf waren, einen völligen Stillstand in dem Verkehr jeder Art, ja eine eigentliche Hungersnoth herbeygeführt hatte. Dadurch wurde Pfenninger bewogen, in sein Vaterland zurückzukehren, und trat im April desselben Jahrs, in Gesellschaft der beyden Maler, Hartmann aus Stuttgart und Kuhbeil aus Berlin, die Reise über Perugia und Florenz an, wo sie wegen des Einrückens der österreichischen Heere in die Lombardie einen Monat lang aufgehalten wurden, und diese Zeit dazu benuzten, die Werke der ältern Meister der florentinischen Schule zu studiren. Endlich gelang die Weiterreise, und Pfenninger traf kurze Zeit nach dem Einrücken der österreichischen Armee wieder in seiner Vaterstadt Zürich ein.

So ungünstig dieser Zeitpunkt für die Kunst, so brachte er dem Heimgekehrten gleichwohl einträgliche Beschäftigung, da ein gelungenes Bild des Feldmarschalls Grafen v. Hadbick sein Talent vielen angesehenen Offizieren des kaiserlichen Heeres bekannt machte, die sich alle von ihm wollten malen lassen, als die Ankunft der Russen, welche die Oesterreicher ablösten, dieses Geschäft ins Stocken brachte. Indessen fand er in Zürich selbst hinlängliche Beschäftigung, freylich mehr im Porträtmalen als in andern Zweigen der Kunst. Er verfertigte viele schöne und sprechend ähnliche lebensgroße Bildnisse in Oel, noch weit mehrere aber in Wasserfarben in Miniatur. Selbst in der leztern Art verlor er sich nicht, wie es sonst vielen Künstlern dieses Faches begegnet, in das Kleinliche, Verblasene und Nebelhafte, seine Umrisse waren stets bestimmt und fest ohne Härte, seine Färbung naturgemäß und kräftig. Nicht nur ein-

zelne Bildnisse, auch Familiengemälde mit ganzen Figuren gelangen ihm wohl und man hatte so viel Zutrauen zu seiner Geschicklichkeit, daß man ihm auch nur allzuhäufig die Zumuthung machte, Verstorbene noch im Sarge zu malen; und vollends dieselben, die er oft im Leben nie gesehen hatte, als lebend darzustellen. Einen Theil seiner Zeit widmete Pfenninger dem Unterrichte von Jünglingen und er hat mehrere geschickte Zeichner gebildet. Zweymal verheirathet, sind aus beyden Ehen hoffnungsvolle Kinder vorhanden. Er war ein liebevoller, treubesorgter Hausvater, ein bescheidener, anspruchloser Künstler, im Umgange mit Freunden stets heiter und gefällig. Ein Schlagfluß, der ihn unter seinen gewohnten Beschäftigungen und im Kreise der Seinigen traf, hat sein Leben unversehens und schnell beendigt.

Lithographische Werke.

Alterthümer und Naturansichten im Moselthale bey Trier. Gezeichnet und lithographirt von Johann Anton Ramboux. Mit erläuterndem Texte von Joh. Hugo Wyttenbach. 2tes Heft. Imp. Fol. 4 Tafeln, nebst 2 Blatt Text. Trier und München 1826. Pr. 6 Thlr. Cour. *)

Das erste Heft dieses Werks ist bereits im Kunstblatt 1825. Nr. 21. angezeigt; der Verf. liefert in diesem zweyten vier Ansichten von Resten der Römerzeit, welche durch ihre großartige Anlage und Bauart einen hohen Begriff von dem Glanze jener alten Augusta Trevirorum geben. Auf dem ersten Blatt ist die innere Ansicht der Porta Martis mit ihren großartigen Pfeilern und Mauern dargestellt, und der Künstler hat zugleich einige der vorzüglichsten Ueberreste römischer Sculptur, welcher dieser Raum als Aufbewahrungsort dient, als Vordergrund angebracht. Es sind Säulenkapitelle und große Quader aus Muschelkalk, welche wie uns der Erklärer, Hr. Wittenbach, berichtet, nebst mehreren großen architektonischen Fragmenten im Mai 1825 nicht weit von der Moselbrücke innerhalb der Stadtmauern, etwa 20 Fuß tief unter der Erde gefunden wurden. Der Hauptstein war ein Eckstein und scheint ein Gefecht zwischen Römern und Germanen auf der einen Seite, und den Kampf von Gladiatoren auf der andern vorzustellen. Wahrscheinlich gehörten diese Arbeiten zu dem Fries eines Prachtgebäudes. — Die zweyte Tafel gibt die Ansicht des sogenannten Constantinischen Pallastes, eines ansehnlichen Gebäudes mit großen, jezt zugemauerten, aber von dem Künstler offen dargestellten Arkaden, welches aller Wahrscheinlichkeit nach ein zu den Thermen gehöriger Bau, vielleicht für die öffentlichen Spiele bestimmt war. Der Text liefert die ausführlichen Nachweisungen aller Nachrichten und Meynungen hierüber. — Auf dem dritten Blatt finden wir die äußere Ansicht der römischen Thermen. Ein großartiger Backsteinbau mit hohen Arkadenöffnungen, welcher nach Hrn. Wyttenbach's Meynung ehemals einen Theil der eigentlichen Bäder ausgemacht hat. — Das vierte Blatt endlich liefert die Ansicht des römischen Amphitheaters, dessen starke und kolossale Ueberreste noch einen Begriff von der Größe des Gebäudes erwecken. Den Vordergrund hat der Künstler wieder mit mehreren hier gefundenen antiken Fragmenten, welche Reliefs und Inschriften tragen, verziert. Eine dieser Sculpturen scheint die Fabel des Perseus und der Andromeda, und daneben eine Amazone mit Streitaxt und Schild darzustellen.

Ferner sieht man einen Eberkopf und die bekannte Inschrift: Genio Arenariorum etc. — In der Ausführung dieser Blätter ist Hr. Ramboux seiner früheren sorgfältigen Art im Ganzen treu geblieben, nur daß sie zum Theil in der Kleidung etwas schwächer sind, als die des ersten Hefts, welches hauptsächlich in den Mitteltönen zu liegen scheint. Auf dem dritten Blatte vorzüglich erscheinen die Schlagschatten an den Thermen zu scharf gegen die übrige leichte Haltung und stören dadurch die Deutlichkeit, welche überhaupt bey solchen Ansichten und durch einfache Vertheilung der Massen erreicht werden kann. — Von großer Schönheit der Ausführung ist die Vignette des ersten Textblattes, die ein antikes Relief, ehemals im römischen Horreum zu Trier, mit drey Porträtköpfen in der Mitte vorstellt. —

Wir freuen uns, daß dieß vaterländische Werk so viel rege Theilnahme gefunden hat, um das Erscheinen des zweyten Hefts möglich zu machen, und wünschen, daß auch bald ein drittes nachfolgen möge.

S.

*) Der Preis dieses und der beyden folgenden Hefte ist nach Verhältniß des ersten angesezt worden, indem das Titelblatt und die allgemeine Einleitung darin mangeln. Nach Verlauf des Subscriptionstermins wird der Ladenpreis verhältnißmäßig erhöht.

Nr. 23.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. März 1827.

München, den 8. März 1827.

Mit allgemeiner Freude hat man hier vernommen, daß Se. Maj. der König die Gemälde-Sammlung der HH. Boisserée und Bertram in Stuttgart angekauft hat. Diese Sammlung, aus mehr als 200 Stücken bestehend und durchaus nach einem folgerechten Plan angelegt, ist wegen der neuen Aufschlüsse, die sie über die Kunstgeschichte verbreitet, und nicht minder wegen der Trefflichkeit, der seltenen Auswahl und der schönen Erhaltung der Gemälde schon längst als ein selbstständiges Ganzes von sehr hohem Werth anerkannt. In Beziehung auf die königlichen Sammlungen aber hat sie noch den ganz besondern Werth, daß sie den großen kunsthistorischen Cyclus, welchen dieselben zu umfassen bestimmt sind, auf das glücklichste und vollkommenste ergänzt. Denn nachdem Se. Maj. der König durch frühere Ankäufe italienischer Bilder für die Ausfüllung der bisher fühlbaren Lücken, besonders in den Reihen der ältern italienischen Meister auf's Schönste gesorgt hat, so fehlte nur noch die ältere niederdeutsche Schule, von der gerade die Boisserée'sche Sammlung die zahlreichsten und herrlichsten Meisterwerke enthält. Diese schließt sich nun an die in ihrer Art auch unvergleichbare königliche Sammlung altoberdeutscher Gemälde an, und bildet mit derselben ein Ganzes, welches den Gang der deutschen Kunst in dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert in einer ununterbrochenen Folge der ausgezeichnetsten Werke darlegt. Wenn wir in den altkölnischen Gemälden des 14ten Jahrhunderts bis zum ersten Viertel des 15ten den Beginn deutscher Malerey wahrnehmen, wie sie selbst mit Beybehaltung des Alterthümlichen und Ueberlieferten doch schon zu einer gewissen Selbstständigkeit und nationalen Eigenthümlichkeit sich heranbildet, wie sie mannichfaltig an Charakteren, kräftig und leuchtend in der Farbengebung, wenn auch noch schwach in manchen Theilen der Zeichnung, einen strengen religiösen Typus mit der naiven Wahrheit des frommen Lebens zu vereinigen trachtet; so tritt uns dann in den Werken der beyden Eyck eine neue Behandlung der Malerey mit allem Glanze des umgestaltenden Genius entgegen, und wir sehen die innerste Eigenthümlichkeit deutscher Kunst, die Auffassung des Seelenvollen und die Verherrlichung des gegenwärtigen Lebens durch fromme Uebertragung auf Religion und heilige Geschichte, in überraschender Vollkommenheit entfaltet. Ihnen schließen sich die Schüler und Nachfolger in den Niederlanden und am Niederrhein an, der ernste Hugo van der Goes, der charaktervolle Israel von Meckenem, der erfindungsreiche durch seine Farbenpracht und Beleuchtung bezaubernde Hemling; der wegen seiner Liebe, wie wegen seiner Kunst mit Recht berühmte Quintin Messys, Cornelius Engelbrechtsen, Walter van Assen u. a. Dann folgen zu Anfang des 16ten Jahrh. mehrere Meister, die sich ganz selbstständig nebeneinander entwickeln und zum Theil wieder neue Schulen bilden: Vor allen Lukas von Leyden mit einer Ausführung, die bey keinem ausländischen, und kaum bey einem niederdeutschen Meister ihres Gleichen findet; ferner der vielseitige und kraftvolle Mabuse, der gemüthvolle zartfühlende Schoreel mit seinem blühenden Colorit, der edele Johann Calcar und der schön begabte Bernhard van Orley. Weiterhin zeigt sich an den Schülern des Mabuse und des Schoreel, an Johann Schwarz, Joh. Melem von Köln, Peter de Mareß, Joachim Patenier Hemskerk, Barthol. de Bruyn, Corcie u. s. w. der Einfluß der italienischen Schulen und die Neigung, das Vaterländische zu verlassen. Von diesen und andern enthält die Boisserée'sche Sammlung mannichfaltige und ausgezeichnete Werke, welche den Gang der niederdeutschen Kunst bis zu dem äußersten Punkte nachweisen, auf welchem sie dem religiösen Prinzip und der kirchlichen Darstellung treu geblieben ist. Die trefflichen Werke von Holbein, Albrecht Dürer und einigen andern oberdeutschen Meistern, die sich noch in derselben Sammlung befinden, reihen sich nun unter die zu Schleißheim und München ein, die von oberdeutscher Art und Entwicklung eine vollständige Anschauung geben. An den alterthümlich strengen Wohlgemuth, welcher zwar nicht an Kunsttalent und Verdienst, wohl aber in der religiösen Richtung als Nachfolger der van Eyck zu

betrachten ist, schliessen sich Martin Schön, mit seinem naiven Schönheitssinn, und Martin Schaffner, dessen edele Werke eine Verwandtschaft mit älteren italienischen Meistern zu beurkunden scheinen, dann Holbein der Aeltere von ausgezeichneter Lebendigkeit der Anordnung und löblich im Colorit. Aus ihrer Mitte erheben sich der jüngere Holbein, welcher das Bildniß auf die höchste Stufe des Ruhms erhoben hat, und der geniale vielseitige Albrecht Dürer, wie zwey Sterne, welche den Glanz der oberdeutschen Malerey fast allein in sich aufgenommen haben und noch in die folgenden Jahrhunderte hinüberstrahlen; neben ihnen ihre Zeitgenossen Hans Burgmayer von Augsburg und Hans Baldung Grün von Gemünd, beyde vorzüglich in Strenge der Auffassung und Ernst der Composition, und der treffliche Lukas Kranach. Dann folgen der gedankenreiche romantische Altorffer, der ausdrucksvolle Hans von Culmbach, die ausgezeichneten Bildnißmaler Amberger und Georg Penz, dann die weiteren Abkömmlinge der Dürerschen Schule, Schäuffelin, Grünewald, Bartolomäus Beham u. s. w. Wie viele denkwürdige Werke der genannten und anderer zum Theil noch nicht erforschten Meister oberdeutscher Schule die Gallerien von München und Schleisheim enthalten, ist hinlänglich bekannt. Se. königl. Majestät hat eine Auswahl der vorzüglichsten und bedeutendsten im Verein mit der Boisserée'schen Sammlung für die neu aufzustellende Gallerie in der Pinakothek bestimmt und diese Versammlung der ausgezeichnetsten Werke altvaterländischer Malerey wird nicht wenig zu dem Genusse beytragen, welchen die Aufstellung von zahlreichen Meisterwerken aller Schulen dort gewähren muß. Den HH. Boisserée und Bertram, welche ihre Sammlung aus reiner Liebe zur vaterländischen Kunst gebildet und seit so vielen Jahren mit seltener Aufopferung und Gefälligkeit dem gesammten deutschen Publikum zugänglich gemacht haben, muß es zur höchsten Befriedigung gereichen, sie einer der größten und schönsten Gallerien von Europa einverleibt zu sehen, als deren Bestandtheil sie dem deutschen Vaterlande, für welches sie gesammelt worden, auf immer gesichert ist. Se. Maj. hat ihnen das Recht zugestanden, an den lithographischen Nachbildungen der Sammlung ununterbrochen fortarbeiten zu lassen, und das über sie begonnene Werk zu vollenden. Hierdurch ist auch eine bedeutende lithographische Anstalt für unsre Stadt gewonnen, welche durch die Kunstliebe unsres Monarchen sie von Jahr zu Jahr an Schätzen wie an lebendiger Thätigkeit im Gebiete der Kunst bereichert sieht.

S.

Denkmäler der romanischen (rundbogigen) Bauart in der Mark-Brandenburg und in dem angränzenden Sachsen.

Ein englischer Reisender, Hr. J. A. Repton, Sohn des berühmten Gartenkünstlers dieses Namens, erwähnt in dem 21sten Bande der Verhandlungen der Londoner Alterthumsforscher, von seiner Reise von Hamburg nach Berlin mehrerer alten Bauwerke:

„Ich fand keine Ueberbleibsel von der sächsischen oder normännischen Bauart, d. h. von Gebäuden, bey denen der Halbkreisbogen allein geherrscht hätte. Die frühsten Spuren alter Bauart, die ich habe auffinden können, waren die, welche aus einer Mischung des Rundbogens und des Spitzbogens bestehen, wie sie auf den Zeichnungen Nr. 1. und 2. sich finden. *) Nach dem Style der Gebäude in England zu schließen, scheinen diese Gebäude zwischen den Jahren 1150 und 1200 errichtet zu seyn, und was bemerkenswerth ist, so sind sie aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, wovon wir in England kein Beyspiel haben. In Norddeutschland bedient man sich gewöhnlich der Mauersteine, die man häufig mit Tünche überzieht, wie dieß z. B. an einem Kirchthurm in Berlin auf der Zeichnung Nr. 3. der Fall ist, dessen Bauart mit der aus Heinrichs III. Zeit übereinstimmt. **) Die Zeichnung Nr. 4. stellt zwey Fenster aus einer andern Kirche in Berlin dar, merkwürdig wegen der Dünne und großen Länge der Fensterpfosten, die aus gebrannten Ziegeln gemacht, sehr gut gearbeitet sind, und gegen die schweren Pfosten von Mauersteinen, wie sie in England im 16ten und 17ten Jahrhundert gemacht wurden, sehr abstechen. ***)

Die englischen Kirchen aus der frühsten Zeit haben gewöhnlich eine halbrunde Ostseite, †) die aber, welche ich in Preußen und in Holland gefunden, haben eine vieleckige Gestalt, und spitze Fenster, anstatt der halbrunden. Ich füge auch eine Zeichnung eines Giebels von gebrannten Steinen an einer Kirche in Berlin bey, welche in dem in England zwischen den Jahren 1250 und 1300 gewöhnlichen Style gebaut ist; ††) davon auch die

*) Sie geben Abbildungen der Vorderseiten von Hamburger Giebelhäusern.

**) Es ist der Thurm der Marienkirche, der aber in seiner gegenwärtigen, dem Spitzbogenstyl angenäherten Gestalt, sehr neu ist.

***) Es sind zwey Fenster aus der Nikolaikirche, die aber wieder älter sind.

†) D. h. der Chor tritt halbrund, mit rundgedeckten Fenstern, heraus.

††) Es ist der südliche Ausbau an der Thurmseite der Nikolaikirche.

Zeichnung des Giebels eines Gebäudes in der Nähe des Schlosses, welches die Jahrzahl 1682 trägt. *)

Es thut mir leid, keine Zeichnung von einer sonderbaren Kirche zwischen Berlin und Spremberg gemacht zu haben, an welcher ich eine Mischung von halbrunden, spitzen und sich durchschneidenden Bögen bemerkt, welche aus Steinen und Mörtel in den Jahren 1150 oder 1160 gebaut zu seyn scheinen."

Bey diesen Bemerkungen gedenke ich, daß es allerdings noch dergleichen Gebäude von jener sogenannten sächsischen oder normännischen Art in unseren Gegenden gibt.

Auf einer Reise im vorigen Sommer hatte ich Gelegenheit, eine ganze Reihe solcher Gebäude, d. h. Kirchen, **) in diesem Rundbogenstyle zu sehen, welcher der spitzbogigen, vorzugsweise Gothisch genannten Baukunst voranging und zum Grunde liegt, und am füglichsten die Romanische genannt wird, weil sie in den Ländern der neurömischen Zunge zu Hause, dort am häufigsten und längsten im Gebrauch war, ja gewissermaßen noch fortlebt, und dieser Name dabey den Antheil des byzantischen oder oströmischen Reichs nicht ausschließt.

Sehr rein und deutlich zeigen diese Bauart die Trümmer von Paulinzelle bey Schwarzburg, weil das Kloster schon früh zerstört wurde: ihre malerische Erscheinung in der waldigen Gegend wird man sich aus zwey Gemälden der vorletzten Kunstausstellung in Berlin erinnern. Unweit davon bemerkte ich, vermuthlich als Wirkung von dorther, dieselbe Bauart an den Thürmen der Kirche von Stadt Ilm, aber nur an den untern Stockwerken, als Ueberbleibsel eines älteren Baues: die Spitzen, so wie die ganze Kirche sind in zierlich durchbrochenem Spitzbogenstyl. In Weimar und Jena habe ich keine solche Ueberbleibsel gesehen, auch nicht in Weißenfels, wohl aber in Naumburg. Der Dom zeigt an der Vorhalle, dem Kreuzgange, dem Kirchenschiffe mit den Abseiten oder Seitenschiffen und den unteren Stockwerken noch den Rundbogenstyl, d. h. hohe schlichte Wände ohne Strebepfeiler, kleine rundgedeckte Fenster, rundbogige durch kleine Säulen getheilte Oeffnungen, und durchlaufende rundbogige Gesimse: alles dieß nur verdunkelt, besonders durch den Umbau des alten Chors und den Anbau eines zweyten Chors gegenüber in hohen Spitzbögen. Dieselben herrschen innerhalb, aber nicht durchgehends, z. B. nicht in dem ganz rundbogigen, reichverzierten und mit Bildwerken geschmückten Zwischenbau (Lectorium), der den neuen Chor von dem Schiffe trennt, und vielleicht ursprünglich den alten Chor in seiner ersten Gestalt eben so absonderte. Sodann erscheint der Spitzbogen hier innerhalb zum Theil auch nur als alte gleichzeitige Mischung, vor dem völligen Durchbruche des Spitzbogens mit dem 13ten Jahrhundert. Dieß sieht man recht deutlich in der Unter- oder Gruftkirche (Crypta) unter dem alten hohen Chore, welche auf der einen Seite des Kreuzes auch schon spitzgewölbt ist. — Die Kirche von Goseck, welche auf dem schöneren Wege zwischen Naumburg und Weißenfels längs der Saale hin, auf dem hohen Ufer hervortritt, scheint mit ihren hohen schlichten Wänden und einfachem Kreuze auch noch der ältere Bau der vormaligen Klosterkirche, welche im 11ten Jahrhundert schon eine solche Gruftkirche hatte. — Diese Gruftkirche ist noch vollständig erhalten in den Trümmern der Klosterkirche von Memleben bey Roßleben an der Unstrut, aus dem 10ten Jahrh., welche auch recht anschaulich die gleichzeitige Einmischung des Spitzbogens darstellen, indem derselbe nicht blos in möglich später veränderten oder zugesetzten, sondern auch, eben so wie in Naumburg, in den zur ursprünglichen Anlage gehörigen Theilen vorkömmt, z. B. in den Oeffnungen des Schiffs gegen die Abseiten und den genau damit verbundenen Spitzgewölben der Seitenbögen und Kappen (die sich an die Wände anschließen), während die Kreuzgewölbe noch rundbogig sind, damit alle Bögen zu gleicher Höhe aufsteigen; was sonst auch wohl (besonders in Italien) durch elliptische Verlängerung der Hauptbögen zwischen den Pfeilern oder Säulen des Schiffs, und ihrer Seitenbögen und Kappen bewirkt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

*) Das Marschallgebäude in der breiten Straße. — Viel merkwürdiger wären die verschiedenen älteren Theile des königlichen Schlosses gewesen, welches so schön die Geschichte des preußischen Reichs bedeutsam abbildet.

**) In Cöln, wo es die meisten Kirchen dieser Art gibt, stehen auch noch einige alte und erneute Wohnhäuser in derselben Art, z. B. am Heumarkt.

Kunstanzeige.

(Eingesandt.)

Im Kunstbl. Nro. 2. v. 4. Jan. wird unter der Rubrik „Kupferstecherey in Mailand 1825" unter andern von den Talenten des Landschaftmalers Hr. Lose und seiner Gattin gesprochen, und dann heißt es: „Obgleich die Künstler und Herausgeber der Ansichten vom Garda-See, zwischen Brescia und Mailand, nicht der Lombardey angehören (sie sind Schweizer), so glauben wir doch von dieser Sammlung reden zu können, indem die dargestellte Gegend diesem Lande angehört und die meisten Abdrücke daselbst abgesezt werden. Die Arbeit

übertrifft alles, was in Italien von dieser Art hervorgebracht wird, 15 Blätter 8. 10 L."

Diese Aeußerung veranlaßt die unterzeichneten Verleger und Unternehmer dieser Ansichten zu folgender Anzeige an das kunstliebende Publikum:

Die Zeichnungen jener fünfzehn Ansichten des Garda-Sees sind von dem geschickten Landschaftmaler J. J. Wetzel, der sowohl diese, als auch fünfzehn Ansichten vom Comer-See, fünfzehn vom Langen- und Luganer-See, zehn vom Genfer-, zehn vom Vier-Waldstätten-, zehn vom Zürcher-, Zuger-, Wallenstätter-, Lowerzer- und Egeri-See, und in 1826 zuletzt noch zwölf Ansichten vom Thuner-, Brienzer- und Lungern-See besorgte. Die Blätter sind größtentheils von dem vorzüglich in der Aquatinta gewandten Kupferstecher F. Hegi geäzt, und nach Wetzelschen Originalen durch eigens dazu gebildete, tüchtige Coloristen colorirt; die Blätter haben im Cadre, ohne die Unterschrift 7" Höhe und 10" Breite französisch Maaß, und werden auch einzeln um zehn Francs de France in allen Kunsthandlungen der Schweiz und Deutschland verkauft. Diese Ansichten zeichnen sich besonders durch zartes, natürliches Colorit und trefflich gewählte Standpunkte aus, und sie sind mit einer Menge anderer Fabrikartikel, die von diesem Genre nur den Namen haben, nicht zu verwechseln. Im Laufe 1827 werden von Hrn. Wetzel auch Ansichten des Bodensees für unsere bedeutende Sammlung aufgenommen.

Verzeichniß
der bisher bey uns erschienenen Ansichten.

Von J. J. Wetzel:

I. Vier-Waldstätten-See. 1. Luzern. 2. Meggenhorn. 3. Winkel. 4. Alpnach. 5. Stanzstad. 6. Beckenried. 7. Gersau. 8. Brunnen gegen den Canton Uri. 9. Brunnen gegen den Canton Unterwalden. 10. Flüelen.

II. Zürcher-, Zuger-, Egeri- und Wallenstätter-See. 1. Zürich von der Katze. 2. Zürich vom Horn. 3. Richterschweil. 4. Rapperschweil. 5. Zug. 6. Arth. 7. Lowerz. 8. Egeri. 9. Wesen. 10. Wallenstadt.

III. Genfer-See. 1. Genf. 2. Nyon. 3. Morges. 4. Lausanne. 5. Glerolle und St. Saphorin. 6. Vivis. 7. Montreux. 8. Schloß. 9. St. Gingoulph. 10. Thonon.

IV. Comer-See. 1. Riva. 2. Domaso. 3. Gravedona. 4. Musso. 5. Menaggio. 6. Anhöhe von Menaggio. 7. Villa Somariva. 8. Melzi. 9. Serbelloni. 10. Insel Giovani. 11. Pliniana. 12. Vorstadt Vico in Como. 13. Pallazzo al Ulmo. 14. Como. 15. Lecco.

V. Langen- und Luganer-See. 1. Locarno. 2. Luvino. 3. Laveno. 4. Intra. 5. Insel St. Giovani oder Isolino. 6. Baveno. 7. Die borromäischen Inseln. 8. Isola bella. 9. Stresa. 10. Statue von St. Carl Borrome bey Arona. 11. Lugano, gegenüber des Salvator. 12. Lugano am Fuß des Salvador. 13. Martino gegen der Bucht von Porlezzo. 14. Bissone, gegenüber Melide. 15. Maroggio.

VI. Garda-See. 1. Torbole. 2. Gargnano. 3. Anhöhe von Begliaco. 4. Toscolano. 5. Salo. 6. Isola Lechi. 7. Desenzano gegen der Insel Lechi. 8. Desenzano gegen Sirmione. 9. Das alte Posthaus in Desenzano. 10. Catulls Grotte. 11. Bardolino. 12. Garda. 13. St. Vigilio. 14. Malsesine gegen Riva. 15. Malsesine gegen Desenzano.

VII. Thuner-, Brienzer-, Lungern- und Sarner-See. 1. Thun. 2. Scherzligen. 3. Schadau. 4. Galgenhubel bey Unterseen. 5. Unterseen. 6. Aarmühle. 7. Rinkenberg. 8. Tracht. 9. Brienz. 10. Lungern. 11. Kaiserstuhl. 12. Sarnen.

An einzelnen Blättern vom gleichen Meister sind bey uns ferner herausgekommen:

Das Wildkirchlein und der Sentis.
Der Klönthaler-See.
Die Kirche St. Martin von Vivis.
Das Schloß Vufiens in der Waadt.
Ansicht von Bex im Canton Waadt.
Der Grindelwald.
Das Wetter- und Wellhorn nebst dem Rosenlaulgletscher.
Das Hospiz auf der Grimsel.
Der Aarefall an der Handeck.
Der obere Reichenbach.
Der Gießbach.
Die Wirthshäuser in Brienz.
Der Rheinfall in zwey Ansichten.
Die Tellenkapelle am Vierwaldstätten-See.
Amsteg, am Fuße des St. Gotthards.
Die Teufelsbrücke.

Von J. J. Suter, (in gleicher Manier).

Ansicht des Bergsturzes von Goldau gegen den Rigi.
Ansicht über den Schutt nach dem Hacken.

Von J. J. Meyer, (in gleicher Manier).

Ansicht der Jungfrau von der Hunenfluh.
Ansicht des Genfer-Sees.

Zürich, den 1. März 1827.

Orell Füßli und Compagnie,
Buch- und Kunsthandlung.

Nr. 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. März 1827.

Denkmäler der romanischen (rundbogigen) Bauart in der Mark-Brandenburg und in dem angränzenden Sachsen.

(Beschluß.)

Weiter, erscheint der alte Rundbogenstyl noch theilweise an der Stadtkirche zu Freyburg an der Unstrut, und dem Chore des Doms zu Merseburg aus dem 11ten Jahrhundert: fast alles Uebrige dieses Doms ist erweiterter Neubau aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. Unveränderter bewahrt die alte Gestalt noch die kleine Neumarktskirche in Merseburg, welche zwar an der einen Abseite spitze Fenster bey rundbogiger Thüre hat, und flache Decke anstatt des Gewölbes. — Zu Halle verrathen nur noch die beyden sogenannten Hausmannsthürme, die zu einer abgebrochenen Marienkirche gehörten, und später mit der Marktkirche verbunden würden, die ältere Bauart. —

Ganz deutlich und vollständig zeigt aber dieselbe die auf dem Felsen sich erhebende Kirche der alten Kaiserburg Quedlinburg aus dem 10ten Jahrhundert, schon äußerlich, an den aus Werkstücken aufgebauten Wänden, Fenstern, Zierrathen des Thurms sowohl als der Kirche: sehr ähnlich Paulinzelle, und nicht so verdunkelt, wie am Naumburger Dom. Das Schiff ruht, wie dort, noch auf runden Säulen mit Rundbogen, nur durch die eingebauten Chöre verdeckt; die Abseiten haben flache Decke; das Schiff deckt zwar ein Tonnengewölbe, aber spät aus Brettern zusammengeschlagen und bemalt. Nur der Chor ist erweiterter Anbau im Spitzbogenstyl, und wirklich gewölbt. Er ist sehr erhöht durch die Gruftkirche unter ihm, in welcher der hier heimische Kaiser Heinrich I. unter schlichtem, halbzertrümmertem Grabsteine liegt. Diese Unterkirche, zu welcher auch von außen eine Spitzbogenthüre durch den neuern Umbau des Chors führt, bezeichnet aber noch den über ihr gestandenen Bau des alten Chors, auf ähnliche Weise, wie jene in Naumburg über dem erweiterten Chor, und ruhet mit Rundbogen auf Säulen mit mannichfaltigen Knäufen. —

Am vollständigsten ausgeführt und am wenigsten verändert stellt sich aber diese ältere Bauart in der dem Dome gegenüberstehenden Marienkirche zu Halberstadt dar. Die Thüren, alle Fenster des Schiffs und der Abseiten, des Kreuzes und des Chors sind rundbogig, in den schlichten Wänden ohne Strebepfeiler, desgleichen die Vorlagen (Altarnischen) an den Enden der Abseiten und des Chors, über welchem außen ein gleich altes Steinbildwerk (wie es scheint, eine Krönung Mariä) eingefügt ist. Die schlanken Thürme mit ihren rundbogigen Oeffnungen sind ganz in derselben Art, und zwar auch alle vollständig ausgeführt, bis zur Spitze, die von den Giebeln eines jeden aufsteigt; es sind nämlich ihrer viere, alle gleich stark und hoch, zwey an der Abendseite dem Chore gegenüber, und zwey in den vorderen Winkeln des Kreuzes: kurz jene Anlage völlig ausgeführt, welche so manche Kirchen dieser Zeit haben, z. B. auch der Naumburger Dom, bey welchem die drey Thürme nur so fremdartige Aufsätze haben und der vierte Thurm nicht über die Kirche hinausgeführt ist. So steht diese Marienkirche in unseren Gegenden in ihrer Art einzig da, und es ist höchlich zu wünschen und von der auf heimische Kunst und Alterthum so rühmlich achtenden Gegenwart zu hoffen, daß dieses aus so alter Zeit so wundersam völlig bestandene Denkmal auch fürder erhalten, und nicht zu einem Magazin verbauet, sondern auch innerhalb in seiner Eigenthümlichkeit hergestellet und wieder ein Gotteshaus werde. —

Dieß ist auf eine sehr erfreuliche Weise mit der ähnlichen, ebenfalls dem Dome nahestehenden Marienkirche in Magdeburg geschehen. Der ältere Dom selber aus dem 10ten Jahrhundert (von Kaiser Otto dem Großen) ist schon zu Anfang des 13ten Jahrhunderts abgebrannt und sogleich wieder so glänzend erneuet worden, wie er noch, als eins der größten und schönsten Werke dieser eigentlich deutschen Baukunst ganz ausgeführt vor uns steht und jetzt eben durch die Gnade Sr. Maj. des Königs in seiner vollen Gestalt hergestellt wird. Von jenem älteren Bau im Rundbogenstyle sind aber

noch einige merkwürdige Ueberbleibsel da: namentlich, die der Kirche gegenüberstehende Seite des Kreuzganges, und die daranstoßende Kapelle, worin das Archiv ist, und dann ein großer Theil des hohen Chors selber, obwohl der Spitzbogen hier schon herrscht. Die an dem oberen Umgange des Chors eingebauten Granitsäulen von ungleicher Stärke sind offenbar (wie jene zu Aachen) aus andern, vermuthlich antiken Gebäuden hieher versezt; ebenso wie der große schöne Taufstein aus Porphyr kein deutsches Werk ist. Die auf jenen Säulen stehenden großen Steinbilder des heil. Andreas, Paulus, Petrus, Johannes des Täufers, welche ihre Peiniger, und Ottos I. und II., welche die besiegten Heidenkönige unter ihre Füße treten, scheinen, der Darstellung und Arbeit nach, auch eben nicht viel jünger, als der lezte Kaiser. — Die Bauart jenes älteren Doms zeigt sich aber noch ganz in der genannten nahen Marienkirche. Diese ist der Marienkirche zu Halberstadt in aller Hinsicht sehr ähnlich, sie hat aber nur zwey oben runde Thürme am Stamme, keine am Arme des Kreuzes, und zwischen denselben ein hoch über das Dach des Schiffes aufsteigendes Giebeldach: welche hohe Verbindung beyder Thürme auch am Dome beybehalten ist, und hier in Magdeburg noch an mehreren späteren Kirchen wiederkehrt. Die Thüre und die Vorhalle zwischen beyden Thürmen der Marienkirche sind ganz rundbogig, ebenso die Thurmöffnungen mit kleinen Säulen und alle kleine Fenster der Kirche, bis auf die längeren des später erweiterten Chors, der allein auch Strebepfeiler hat. Er hatte früher vermuthlich auch eine Vorlage, wie solche noch an den Kreuzesarmen sichtbar sind. Innerhalb ist der Umgang oben durch das ganze Schiff und Kreuz ganz rundbogig auf kleinen Säulen. Sonst zeigt sich auch hier eine, zum Theil alte Mischung, dergleichen die weiten Rundbögen auf den Pfeilern des Schiffs mit daranstoßenden Spitzgewölben der schmalen und niedrigen Abseiten, und die beyden Rundbögen des Chors und des Schiffs zunächst am Kreuze mit den außerdem in beyden und im Kreuze durchgängigen Spitzgewölben, und der Wechsel der runden und spitzen Kappen im Kreuze und Chore, nicht in der Kirche. Doch scheinen schon früh Veränderungen vorgegangen, besonders im Kreuz und Chor: der lezte trifft mit seinen Seitenwänden nicht mehr gerade auf die des Schiffs, und in diesem, das ganz auf vielgliedrigen durch die Gurtfortsetzungen verstärkten Pfeilern ruht, erkannte ich deutlich, daß auf jeder Seite der zweyte Pfeiler vom Kreuz eine runde Säule sammt ihrem schweren, mit Blattgewinde verzierten Knauf umbauet. Verhielte es sich mit den übrigen Pfeilern ebenso, so wäre die älteste Gestalt dieser Kirche denen zu Paulinzelle und Quedlinburg noch ähnlicher gewesen, in welchen beyden übrigens auch schon einige Pfeiler mit Säulen abwechseln. Sichtlich ist eine zwischen den Rundbögen der Pfeiler und dem Umgange darüber im Schiff durchlaufende flechtenartige Verzierung (ähnlich einem gewürfelten Bande in Paulinzelle) zum Theil durch die Spitzbögen verdeckt, welche über jenen Rundbögen nur mit den Gurten aus der Wand hervortreten, wie zur mehreren Ausfüllung desselben Zwischenraumes, und den höheren Kappen des Schiffgewölbes (über der wieder runden Bogenstellung des Umganges) und der Fenster entsprechen: so daß ein durchgängiges, ganz eigenthümliches und gar nicht mißfälliges Wechselspiel des Rundbogens und des Spitzbogens obwaltet. So geschickt diese sehr alte, und wohl schon vor dem neuen Dombau gemachte Einrichtung, so löblich ist auch die Erneuung dieser kürzlich dem katholischen Gottesdienst wieder eingeräumten Marienkirche, um welche sich der Pfarrer Deleker ein bleibendes Verdienst erworben hat. Alles ist in seiner Alterthümlichkeit hergestellt, und durch passende helle Farbenabstufungen sind die mannichfaltigen Bautheile anschaulich hervorgehoben. Leider mußte wegen des rings um die Kirche aufgehäuften Bodens (auch eine Anzeige des hohen Alterthums) der Kirchenboden selber etwas erhöht werden, wodurch die Pfeiler und die daran herunterlaufenden kleinen Säulen etwas vertieft stehen, und der Chor (unter welchem eine Gruftkirche zugeschüttet seyn soll) nur noch einige Stufen höher steht. In diesem heiteren Gotteshause, das auch einige neuere passende Werke schmücken, hängt noch ein treffliches altdeutsches Bild der Kreuztragung (nicht mehr auf Goldgrund). — Außerdem habe ich in Magdeburg nur noch an einer Kirche, deren Name mir entfallen ist, an dem Untersatze der Thürme und deren Thüre die ältere Bauart bemerkt.

Endlich, zu Brandenburg, stand einst die in ihrer Art einzige Marienkirche auf dem Harlungenberge, erbauet von Kaiser Heinrich I. im gleichseitigen griechischen Kreuze, mit vier Thürmen an den Winkeln (deren mit der Kirche verbundener unterer Raum diese zugleich fast zum gleichseitigen Viereck und Würfel erweiterte), mit Kuppelgewölben der halbrunden Kreuzesenden und Gruftkirche unter dem Chor, alles rundbogig erbaut: leider ist dieses ebenso ehrwürdige als merkwürdige Gebäude schon im Jahr 1757 abgerissen, und sogar völlig verschwunden, daß auf dem die Stadt und die schöne Gegend weit umher beherrschenden Berge, — der eigentlichen Brandenburg, — kaum noch die Spuren der Grundlage sichtbar sind. Doch hat sich hier noch in der alten Domkirche ein Ueberbleibsel jener ältern Bauart versteckt. In dieser aus Backsteinen später erneuten Kirche fand ich Spuren davon im Kreuzgange, hie und da Rundbogen auf Kopfgesimsen mit allerley Figuren,

ebenfalls aus Backsteinen. In der Kirche selbst zieht sich eine Reihe solcher Bögen an der Wand des einen Kreuzarmes nach der Gruftkirche unter dem sehr hohen Chore hin, und beym Eintritt in diese selbst, zu welcher jene Bögen vermuthlich einst auch gehörten, sah ich mich wieder in die Gruftkirchen von Quedlinburg und Naumburg versezt: Säulen und ihre Verbindung, und mannichfaltige von Bändern, Blättern und Thiergestalten gebildete Knäuse, alles wie dort, und aus Sandstein, der weit hergebracht werden mußte, und sonst hier auch (wie häufig in der Mark) in den Zierrathen der späteren Kirche durch Formung der Backsteine ersezt wird. Das Spitzgewölbe ist ohne Sandsteingurten, und kann wohl später bey dem Neubau der ganzen Kirche und Verkleinerung dieser Gruftkirche verändert und so aufgesezt worden seyn. Bey diesem, in solcher Nähe von uns, vielleicht einzigen Ueberbleibsel jener alten Bauart ist um so mehr zu bedauern, daß einige Säulenschäfte lose umherliegen, und daß auf der einen Seite ein außen angelehntes Dach die Nässe an die Wand ableitet und bald einen Verfall herbeyziehen muß, welcher mit seiner Grundlage, dem hohen Chore selber drohet.

In diesem Chore kann ich den Altar nicht unerwähnt lassen, nicht sowohl wegen seines kunstreichen Schnitzwerks mit den großen Schnitzbildern von Maria, Petrus und Paulus, den Schutzheiligen dieser Kirchen, vom Jahr 1518, als wegen der dazu gehörigen innen und außen bemalten Thüren: auf denselben stehen in Goldgrund, innerhalb Magdalena mit langen Locken, das Salbengefäß öffnend; Benedict, der Abt, seinen Stab und ein zerbrochenes Gefäß mit einer Schlange haltend; Bernhard mit Stab und Buch; Ursula mit feinem Schleyer, zwey Pfeile in der Hand; außerhalb: die vier großen Kirchenlehrer Gregor und Ambrosius, jeder mit Stab und Buch; Augustin, mit dem Stab und einem vom Pfeile durchbohrten Herzen; und Hieronymus mit Buch und Löwen: alles wundervoll, frey und lebendig gemalt, vor allem die Gesichter, die Frauen holdselig, die Männer ernst und tiefsinnig; die Gewänder reich und großartig geworfen; die Farben frisch glänzend (zumal auf der innern Thüre): kurz, das Werk eines großen unbekannten Meisters, und ein wahrhaftes Kirchenbild, wie gewiß weiter keine Kirche der ganzen Mark Brandenburg aufzuweisen hat: also auch noch einer bessern Bewahrung würdig, als ihm gegenwärtig zu Theil wird.

W. v. Hagen.

Neue Kupferwerke.

Die Bergstraßen durch den Canton Graubündten nach dem Langen- und Comer-See, von J. Jakob Meyer, begleitet mit einer Einleitung und mit Erklärungen von Dr. J. G. Ebel, Verf. der Anleitung die Schweiz zu bereisen, nebst einer Wegkarte von H. Keller. Zürich bey J. J. Meyer 1826. Mit 32 Kupfern und 164 S. Text. Kl. Querfol. — Preise: das ausgemalte Exempl. 68 fl. 45 kr.; das illuminirte 34 fl. 23 kr.; schwarz 17 fl. 12 kr.

Wer einen der herrlichen Wege durch die Schweiz nach Italien durchwandert hat, dem bleiben die malerischen Thäler, die freundlichen Seen, und die großartigen Gebirge, die sich in mannichfaltigen Linien zum Himmel erheben, unauslöschlich im Gedächtniß und jede Erinnerung ist ihm willkommen, die ihm den Uebergang aus den Alpen in die paradiesischen Fluren des Südens zurückruft. So wird das vorliegende Werk des Hrn. Meyer allen Naturfreunden ein erwünschtes Geschenk seyn. Die Blätter sind nach der beliebten Schweizerart in Aquatinta geäzt und geben in einer praktischen und effektvollen Manier, ohne genaue Ausführung des Einzelnen, die allgemeinen Formen und den Eindruck des Landes gut wieder; zu wünschen wäre, daß Hr. Meyer den Hauptton durchgängig nicht so dunkel angenommen hätte, welcher hie und da etwas Grelles in die Landschaften bringt. Die meisten dieser Ansichten sind höchst malerisch genommen, wie die Aussicht bey Madonno del Sasso über dem See von Lacarno, die Ansicht von Bellinzona und das Misoner Thal, die Ansicht von Cleven und der Wasserfall des Pianazzo bey Campo doleino. Eine besondere Annehmlichkeit des Werks gewähren die fünf Erklärungsblätter, aus welchen die Landschaften in kleinen Umrissen mit Benennung der vorzüglichsten Punkte dargestellt sind, so daß man sich leicht über alle Lokalitäten verständigen kann. Den größten Werth erhält aber dieß Unternehmen durch den trefflichen Text, womit der berühmte Verfasser der Anleitung die Schweiz zu bereisen, dasselbe ausgestattet hat, indem es dadurch nicht mehr ein blos malerisches Werk, eine Belustigung des Auges und der Erinnerung, sondern ein werthvoller Beytrag zur speciellen Geographie und Geschichte des Landes geworden ist. Hr. Dr. Ebel hat in einer allgemeinen Einleitung und dann in den besondern Beschreibungen jedes Blattes mit großer Genauigkeit und mit

einer Ausführlichkeit, welche das Interessante der Gegenden in allen Beziehungen und in lebendiger Darstellung auffaßt. dem Geographen, Statistiker, Historiker und Naturforscher eine reiche Aernte von Belehrungen dargeboten, indem er den Zustand jeder Gegend von den frühesten Zeiten her erforscht und ihre Schicksale bis zu dem gegenwärtigen Augenblick beschreibt. Diesen Wegweiser an der Hand wird der Reisende mit doppelter Lust diese Gegenden durchstreifen und wird sich auch noch in später Erinnerung heimisch fühlen in Gegenden, die sein Fuß nur flüchtig betrat.

S.

Paris.

Es ist merkwürdig, welchen Einfluß Walter Scott auf Literatur, Kunst und Mode ausübt. — Wie der alte Homer, hat der noch lebende Sir Walter, seine Verfälscher, Nachahmer, Ausleger, Geographen, Historiker und Künstler, die sich insgesammt bemühen, bald durch Sammlung und Erklärung der Volksgesänge und Volkssagen, seine Romane verständlicher, bald sie durch Charten und Abbildungen des schottischen Landes deutlicher zu machen.

Zu diesem Zwecke haben mehrere französische Zeichner Schottland bereist, unter welchen A. Pernet vorzüglich genannt wird. Er sammelte eine Folge von malerischen Ansichten der Gegenden und Gebäude u. s. w., die in den Puritanern, in Waverley, im Abt vorkommen. Diese Zeichnungen sind nun von verschiedenen Künstlern lithographirt und mit einem, großentheils aus Scott selbst, gezogenen Text versehen worden, so daß sie für die vielen Liebhaber seiner Romane sehr interessant seyn müssen. Das Ganze (Vues pittoresques de l'Ecosse) wird einen Band in Folio ausmachen, er erscheint in 12 Lieferungen; jede enthält 5 Ansichten, den Text und eine Vignette. Jede Lieferung kostet auf Velin 13; de Chine 18; papier teinté rehaussé 25 Franken. Man unterzeichnet zu Paris beym Buchhändler Gosselin. Rue Saint-Germain des Prés no. 9.

München, den 10. März 1827.

Die königliche Akademie der Künste hat ein neues und ausgezeichnetes Mitglied an dem Professor Heinrich Heß erhalten, welcher erst kürzlich von Rom zurückgekommen ist und bereits seinen Beruf angetreten hat. Sohn des verdienten Kupferstechers und Professors Carl Heß und Bruder des trefflichen Schlachtenmalers Peter Heß, kündigte er sich schon vor seiner Abreise nach Italien als ein mit großem Talent begabter und zu den schönsten Erwartungen berechtigender Historienmaler an, wie seine Werke aus jener Zeit, eine Grablegung, und das kleinere Gemälde in der Lausterbergischen Gallerie: Glaube, Liebe und Hoffnung darstellend, zur Genüge beweisen. Die bedeutendste Frucht seines Aufenthaltes in Rom ist ein großes Oelbild: Der Parnaß, Figuren in Lebensgröße, welches er in Auftrag des höchstseligen Königs Maximilian Joseph begann und kurz vor seiner Abreise von dort öffentlich ausstellte. Die Berichte in verschiedenen Tageblättern haben sich einstimmig mit großem Lob über dasselbe geäußert. Es ist seit Kurzem hier angekommen, dem Publikum zur Beschauung ausgestellt, und bereits von einer großen Anzahl von Kunstfreunden mit einstimmigem Beyfall gesehen worden. Wir beschränken uns heute auf diese kurze Notiz, indem wir uns einen ausführlichen Bericht darüber vorbehalten.

Stockholm.

Die Allgemeine Zeitung berichtet in einem Schreiben aus Stockholm vom 23sten Februar folgendes: Der Ausschuß, der hier seit zwey bis drey Jahren niedergesezt ist, um das Nöthige wegen eines dem berühmten Dichter Bellmann zu errichtenden Denkmals zu besorgen, ist noch immer unschlüssig in der Wahl unter den ihm vorgelegten Entwürfen. Einer derselben scheint besonders der Ausführung werth; nach demselben sollte ein auf acht Säulen ruhender offener eiserner Tempel errichtet und in diesem Bellmanns Büste, auf einem Piedestal von Granit aufgestellt werden. Zwischen den Säulen würde man Aeolsharfen anbringen, deren Töne die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf diesen Anakreon Schwedens lenken würden.

Rom im Februar.

Die hinterlassenen Gemälde des im August verflossenen Jahres hier verstorbenen Landschaftmalers Theodor Matweff, sind jezt im Studium des Malers Chatelain zum Verkauf ausgestellt. Sie bestehen hauptsächlich aus Ansichten von Rom und seinen Umgebungen, von Neapel, aus der Schweiz u. s. w.

Der Bildhauer Filippo Gnaccarini hat das Modell einer Statue des Frühlings, die er aus Auftrag der Regierung für die Piazza del Popolo fertigt, in seinem Studium der öffentlichen Beschauung ausgestellt.

Nr. 25.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. März 1827.

Böttigers neueste Schriften.

Erfreulich für das Studium der alten Kunstgeschichte, wie wenig andere, sind Böttigers neueste Schriften. Wie es an und für sich zu grössestem Danke verpflichtet, nach längerer Unterbrechung Gaben von einem Veteran zu erhalten, dem es an Berechtigung nicht fehlte, auf seinen Lorbern zu ruhen, so erheischt es doppelte Anerkennung, wenn die Benutzung jener Gaben durch reichhaltige und vielseitige Belehrung lohnt. Ein langes, vielbeschäftigtes und vielvermögendes Leben, hat Böttiger vorzugsweise den Denkmälern der alten Kunst gewidmet. Mehr als irgend ein vaterländischer Forscher, eingebürgerter als Winckelmann, Kunstbefreundungen aller Art näher stehend als Heyne, ist er einem Studium, dessen wissenschaftlicher Bedeutung ohne Kunstliebhaberey und Kunstbeschützung kaum gegenwärtig einige Geltung gesichert ist, zum belebenden Mittelpunkt im In- und Ausland geworden; er hat es nicht aufgegeben eine solche verbündende und anregende Thätigkeit durch das Unternehmen einer gemeinschaftlichen Zeitschrift zu beweisen, wie sie dem seit wenig Jahrzehenden umgestalteten und durch neu aufsprossenden Zuwachs tagtäglich bereicherten Material der Archäologie sehr zu wünschen war. Vielseitig in überwiegendem Maße, ein Sprachgelehrter und Alterthumsforscher von Haus aus, anderweitig belesen bis zum Unglaublichen, scharfsinnig und geübt zur Vergleichung der entlegensten Gegenstände, hat er, der in vielen Gebieten des Wissens sich glänzend begründen könnte, die Erläuterung alter Bildwerke aus dem reichen Schatz seiner geistreichen Belesenheit und das Verständniß des Alterthums durch vorzugsweise Benützung der Bildwerke, als feste Stätte seiner gelehrten Thätigkeit beybehalten. Als vollwichtiger Beleg jener verbündet fortschreitenden Belehrung liegt der dritte Band der Amalthea *) vor uns; als längst erwartete und nun kaum noch verhoffte wichtigste Frucht dieser eigensten Forschung der erste Band der Ideen zur Kunstmythologie. *)

Zweck und Plan der Amalthea ist jedem Freunde der Archäologie aus den zwey ersten Bänden jenes Werkes bekannt, welches theils selbstständige Erörterungen archäologischer Gegenstände vereinigen, theils das Material derselben durch Nachrichten über Schriften und Kunstwerke bereichern sollte. Obwohl dieser leztere Theil bey einem fern von der Heimath der Antike erscheinenden Werk fast noch größere Schwierigkeiten hat als der erstere, so ist er doch keineswegs leer oder unbedeutend ausgefallen. Die Richmondische Venus, Aufsatz von Röhden S. 1 — 18) und mehrere andere wenig bekannte hieratische Denkmäler des brittischen Museums (O. Müller (S. 35 — 42); die Alexandrinische Rhetorstatue im Besitz des Hrn. Leutzen (Böttiger S. 446 — 453); die selbst bey Ergänzung der Maus bemerkenswerthe vortreffliche Eule von Bronze (Böttiger S. 260 — 281); die mit einem Silen verzierte Lampe im Besitz des Herausgebers; (Böttiger S. 168 — 187), vorzüglich aber die mehrfachen und reichhaltigen Nachrichten über größere Sammlungen, die königlichen in Berlin (Levezow S. 213 — 240), Turin (Schorn S. 457 — 469), Haag und Leyden (Reuvens (S. 426 — 434) und einige englische Privatsammlungen (Müller S. 241 — 259) bilden einen achtbaren und ansehnlichen Beytrag für Erweiterung der Denkmälerkunde. Aufsätze wie die des Herausgebers über die Karyatiden (S. 137 — 167), den Silenus, (S. 168 — 187) die Antilopen, (S. 188 — 199) den

*) Amalthea oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Ein Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von C. A. Böttiger. Dritter Band mit 7 Kupfertafeln und einem Steindruck. Leipzig. Göschen. 1825. 496 S. 8.

*) Ideen zur Kunstmythologie. Erster Cursus. Stammbaum der Religionen des Alterthums Einleitung zur vorhomerischen Mythologie der Griechen. Aus den für seine Zuhörer bestimmten Blättern, herausgegeben von C. A. Böttiger. Nebst 3 Kupfert. Dresden und Leipzig. Arnold 1826. 425 S. 8.

Mäusetödter (S. 260 — 281) und, die Kerkopen (S. 318 — 332), Meyer's Bemerkungen über florentinische Denkmäler (S. 200 — 210), desgleichen C. Müller's Nachtrag über die Tripoden (S. 19 — 34) nebst manchen gelegentlichen Bemerkungen desselben Forschers, greifen wesentlich in die Erklärung einzelner Denkmäler ein. Allgemeine kunstgeschichtliche Untersuchungen werden in Hrn. v. Klenze's anziehenden Vorträgen über alte Bauvereine (S. 78 — 110); unmittelbare Erläuterungen alter Schriftsteller in Tölken's scharfsinnigem Aufsatz über Apelles und Antiphilus (S. 113 — 134) und J. Sillig's Beytrag zur Künstlergeschichte des Plinius (S. 282 — 303) gegeben, dem Ganzen aber reichhaltige Mittheilungen aus des Herausgebers Briefwechsel (S. 304—456), aus Italien, Frankreich, England, Holland und Dänemark angereiht. Zweckmäßige Register des Hrn. Sillig über die bisherigen drey Bände schließen den gegenwärtigen, dem bald ein vierter folgen möge.

Mit einem Titel von bescheidener Geltung ist Böttiger's neuestes Werk bezeichnet; er nennt es Ideen zur Kunstmythologie, vielleicht nicht blos, wie er sagt, um die Unvollkommenheiten eines in derselben Gestalt schon längst fertigen und gegenwärtig erscheinenden Werkes anzudeuten, sondern vielleicht auch wie er es wohl sagen dürfte, weil seine Andeutungen, Ideen und Beyträge ein Problem betreffen, welches von ihm zum Erstenmale in seiner Gesammtheit versucht wurde. Vorarbeiten zu einer Kunstmythologie nämlich hatten Winckelmann und die italienischen Archäologen in der Erklärung einzelner Kunstwerke allerdings geliefert, Abschnitte einer solchen mit umfassender Herrschaft über den schriftlichen und bildlichen Stoff hatte Zoëga geschrieben, geredet und öffentlich gewirkt aber für Erläuterung der ganzen Mythologie aus dem unerschöpflichen Quell der Bildwerke hat zuerst Böttiger. Von ihm rührt selbst der Name einer Kunstmythologie her, ein Name, der als alleinige Erörterung der Mythologie aus Kunstwerken ein Unding seyn würde, der aber in seines Erfinders Ausführung mit aller Fülle literarischen Bereichs die bescheidensten Anforderungen für artistisches Material verknüpfte, zum Gegensatz jener ausschließlichen Pergamentgelehrsamkeit, die man im Durchschnitt noch immer als einzigen Brunnen mythologischer Forschung anzusehen pflegt, nicht schicklicher gefunden werden konnte, und zu unendlichem Vortheil der Kunst, wie des Alterthums, jene dem Philologen überlassene Studien einer nicht minder gründlichen als umsichtigen Forschung zu übergeben verhieß.

Seit der Verfasser im Jahr 1808 die ersten Vorträge über Kunstmythologie hielt, war es sein Vorsatz sie in einer vollendeteren Gestalt dem Publikum darzubieten; vielfache Hindernisse, die er in der anziehenden Vorrede entwickelt, haben ihn zeither zurückgehalten und würden uns eines gehaltreichen Werks beraubt haben, hätte der Verfasser mit Selbstentäußerung es nicht vorgezogen, sein Werk lieber in ursprünglicher Gestalt zu geben als gar nicht. So sind wir nun im Besitz eines äußerst reichen Bandes, welcher uns nächst einleitenden Entwicklungen über Fetischen- und Sternendienst als Hauptfamilien aller alten Religionen, nebst deren Anwendungen auf Verbrennen und Begraben, Schrift und Bild und Tempelgebräuche aller Art (S. 1 — 165) des Verfassers Ansicht über mythische Auslegungsweise und über die Epochen oder Systeme der griechischen Mythologie darlegt (S. 166 — 216). Nach historischer Berechtigung, wie er glaubt, findet er jene Epochen als arkadisch-pelasgische, orientalisch-phönizische und kretensisch-hellenische in Uranos, Kronos und Zeus und geht sofort zur Erörterung der Specialmythen vom Titanengeschlecht, neben Kronos auch vom Janus und von Cybele und Rhea über (S. 217 — 296). Der kretensische Zeus, nebst Europa und dem Minotaur (S. 29? — 425) schließt den ersten Band, dem ein zweyter über den olympischen Zeus und ein dritter über die Here nachfolgen soll, alles mit durchgängiger und zum Theil ausführlicher Berücksichtigung der Kunstwerke, und der schon in den ersten Erörterungen des Fetischendienstes sehr betheiligten Kunstgeschichte.

Werke von dem Umfang des gegenwärtigen sind von einem jeden aufmerksamen Leser einiges Widerspruches gewiß; wenn sie aber überdieß einen Gegenstand behandeln, der an Stoff und Behandlung, gerade neuerdings die wichtigsten Bereicherungen erhalten hat; und wenn sie zumal diesen Gegenstand von einem rückgängigen Zeitpunkt aus betrachten, so kann es leicht geschehen, daß sich der Leser eines solchen Werkes in einem durchgängigen Gegensatz mit dem Verfasser befindet. Hätte der Verfasser der vorliegenden Ideen nach Creuzer, Welcker, Müller und Stackelberg geschrieben, wie er es vor ihnen gethan hat, sein Buch würde die abweichenden Ansichten, welche der Leser mitbringt, beseitigt, er würde hie und da die seinigen nach ihnen umgearbeitet haben. Dieses ist nicht geschehen, aber auch Leser der verschiedensten Ansichten werden es dem Verfasser danken, daß es nicht geschah und daß er somit dem Publikum sein Wort nicht entzogen hat; denn welcher theilnehmende Leser legte je eine Schrift von Böttiger, ohne Belehrung aus den Händen, und welcher, der solche Belehrung dankbar zu schätzen wüßte, möchte nicht den umfassenden Gegenstand des gegenwärtigen Werkes von Böttigers Gelehrsamkeit selbst im Gegensatz eigener Meynung durchgeführt sehen, dann und wann vielleicht in solchem Gegensatz gerade am liebsten? Der Referent behält es sich vor, manche Einwürfe, zu denen ihn dieses Werk veranlaßte, anderwärts auszu-

sprechen, aber hätte er deren auch mehrere vorzutragen, er würde fortfahren mit dem lebhaftesten Dank ein Werk von so wichtigem Gegenstand und so reichem Gehalt zu benutzen und die Beendigung desselben aufs dringendste zu wünschen.

H. R. G.

Blüchers Standbild und der Blücher-Stein in Schlesien.

Von diesen beyden Denkmälern des Fürsten Blüchers von Wahlstatt in Schlesien, wo sich auch seine Grabstätte befindet, ist in diesen Blättern schon mehrmals die Rede gewesen.

Rauchs Erzbild des Marschalls Vorwärts, in schreitender Stellung mit winkender Linken das Schwert in der Rechten, 10 Fuß 3 Zoll hoch, ist, nachdem es in Berlin am 27. Nov. 1822 trefflich gegossen, *) dann ciselirt worden und eine Zeitlang glänzend zur Schau gestanden war, schon im Jahr 1824 nach Breslau abgegangen, dort aber seither am Platze seiner Aufstellung eingesargt liegen geblieben, weil sich folgende Anstände ergeben haben, welche wir aus einem Berichte der schlesischen vaterländischen Gesellschaft hier mittheilen, obwohl sie der reichsten Provinz des preußischen Reichs, von welcher der große Siegeslauf des Helden ausging, dem sie so viel verdankt, eben nicht zum Ruhme gereichen.

„Der Plan zu dem Denkmale war in einer Zeit gemacht, wo man, bald nach beendigtem Kriege, noch viel Kraft fühlte, in einer Zeit, wo der Segen der Ernten in Europa noch nicht die Preise der ländlichen Erzeugnisse zu einer Tiefe herabgedrückt hatte, die alle Kräfte des Gewerbfleißes und also auch des Geld-Erwerbes lähmt. So war ein Plan entstanden, nicht blos das Standbild, sondern auch das Fußgestell (mit Ausschluß des Sockels) von Erz zu fertigen. Die auf 45,000 Thlr. veranschlagten Kosten schienen nicht unerschwinglich, da blos von dem platten Lande und den übrigen schlesischen Städten (inclusive 6000 Thlr. von der Kämmerey zu Breslau und mit Einschluß der Zinsen) 30,727 Thlr. zusammengebracht waren, und man noch auf die Beyträge der Einwohner von Breslau zu zählen hatte, wo die meiste Wohlhabenheit der Provinz ihren Sitz hat. Allein die Zeiten wurden schlechter, die Begeisterung erkaltete, die Vorsteher der Stadtgemeinde zu Breslau sahen sich durch andere dringende Sammlungen veranlaßt, eine Sammlung von Privatbeyträgen für diesen Gegenstand zu verschieben. Unter diesen Umständen befürchtete der zur Ausführung des Denkmales beauftragte Ausschuß, nicht mehr durch baare Geldbeyträge die erforderlichen Fonds zu erhalten, und ergriff daher das Auskunftsmittel, von den Kreisen und Städten des Breslauer Regierungs-Departements die Abtretung einer Forderung an den Staat (so weit es nöthig) zu erbitten, einer Forderung, welche nach dem Edikt „über die Vergütung der Kriegsleistungen" zu denjenigen gehörte, welche baare Vergütung von Seiten des Staats zu erwarten hatten. Ein langer Zeitraum war zu Erlangung der Cessionen, und hiernach zu den Unterhandlungen, um Zahlung zu erhalten, erforderlich. Allein umsonst. Als sich hierauf im Jahre 1824 der landschaftliche General-Landtag versammelte, wurden demselben die Verhältnisse und Ursachen des Stillstandes vorgetragen, und Seitens des Ausschusses um Unterstützung und Beförderung der Sache gebeten. Derselbe bestimmte 2000 Thlr. zu dem Denkmale, unter der Bedingung, daß auch die Stadt dazu beytrage und daß die Aufstellung gesichert wäre. Von Seiten der Stadt Breslau wurde nunmehr die verschobene Sammlung von Privatbeyträgen veranlaßt. Es ergab sich ein Ertrag von 3228 Thlr. — Bey diesen Verhältnissen und der nun eingetretenen Unwahrscheinlichkeit, von irgend einer Seite her die ganze erforderliche Summe zusammen zu bringen, sah sich der Ausschuß bewogen, nunmehr den ursprünglichen Plan aufzugeben; dagegen ein schlichtes Fußgestell, von abgeglättetem, aber ungeschliffenem Granit zu wählen — denn die Politur würde 1700 Thlr. mehr kosten. Nur die bereits fertigen Erzarbeiten für das Fußgestell, als Adler, Kranzgehänge und Löwenköpfe werden benuzt, und man hat sich mit dem Bildhauer, Professor Rauch vereinigt, die bereits theils entworfenen, theils modellirten Basreliefs nicht zur Ausführung zu bringen. *) Aber auch zu dieser sehr beschränkten Ausführung fehlten gegen 2000 Thlr., und diese haben hochherzig die Mitglieder des dermalen versammelten Provinzial-Landtages, auf Antrag des Ausschusses: „Die Beendigung des Denkmals zu unterstützen", aus ihren Privatmitteln mit 1800 Thlr. unterzeichnet, indem ein, während des Landtags eingegangener Beytrag von 200 Thlr. die berechnete Summe erfüllte. Sie haben jedoch versichert zu seyn gewünscht, daß dieser Betrag auslange. Es unterliegt großen Schwie-

*) Vergl. Kunstblatt 1821. Nr. 98.

*) Diese Bildwerke sollten ebenfalls in Erz gegossen werden, und mit jenen Zierrathen das Fußgestell bilden, auf ähnliche Weise, wie an dem Berliner Standbilde Blüchers: dieß Fußgestell sollte 16 Fuß 7 Zoll hoch werden, und so, mit Einschluß des Granitsockels von 2 F. 1 Z., das Ganze 28 F. 11 Z. hoch dastehen.

rigkeiten, ja es ist fast unmöglich, im voraus die Kosten bestimmt anzugeben, besonders weil der Granitbruch zu Qualkau, welcher die Steine zum Sockel lieferte, nicht mehr die erforderlichen Blöcke enthält, und weil die Textur desselben zu spröde ist, um die Bearbeitung scharfer Kanten mit Sicherheit zu gestatten. Es wird daher nothwendig, zu dem Granit-Bruch am Engelsberge bey Zobten Zuflucht zu nehmen, dessen Eingang jedoch noch durch den vorliegenden Fels für Fürst Blüchers Grab geschlossen ist. Es wird folglich die Eröffnung eines neuen Eingangs in den Steinbruch nothwendig; und die Kosten, welche dies erfordert, so wie die Wegräumung der obern, nicht brauchbaren Granitlager, sind nicht unbedeutend. Auf jeden Fall ist aber die Ausführung des Denkmales nicht gefährdet und wir dürfen hoffen, im Laufe des Jahres 1826 die Statue aufgerichtet zu sehen."

Das Jahr ist verlaufen, Blücher aber noch nicht erstanden. Ein eigenes Spiel des Schicksals ist, daß man bey seinem veränderten Fußgestell auch zum ungeschliffenen Zobten-Granit greifen muß, der von lockerer Textur ist, und daß hier wieder der große zu Blüchers Grabmal bestimmte Granitwürfel im Wege steht. Von diesem Blücher-Steine*) ist schon, wegen einer weichen Ader, ein beträchtliches Stück abgearbeitet worden, und am 17. November 1823 wurde er, in Gegenwart des Generals Grafen von Zieten, der dieses Denkmal mit dem größten Eifer und Aufopferung betrieb, auf Walzen zwischen hölzernen Bahnen, in Bewegung gesezt, und durchlief, bey 6 bis 8 Grad Abfall, in einer Minute 26 Schritt: bey welcher zu schnellen Bewegung einige Pionniere verunglückten. Seit dieser Anstrengung ruht er aber, und scheint nur ein Denkmal der Verunglückten zu bleiben. Kann man ihn nicht zwey Meilen weiter nach Kriblowitz auf Blüchers Grabstätte schaffen — was freylich bey Sümpfen und Hügeln seine Schwierigkeiten hat, — und hätte Blücher sich nicht ausdrücklich jene Ruhestatt erwählt, so wäre zu rathen, die Leiche unter den Stein zu versetzen, wo er jetzo liegt, so daß dann gleichsam der ganze Zobtenberg sein noch größeres Denkmal wäre und der Blüchersberg genannt werden könnte. Indessen war der erste Gedanke eines solchen neuen Hunenbettes groß und bedeutsam; und ich kann mich nicht enthalten, hier eine Inschrift desselben mitzutheilen, welche von einem geistreichen Schlesier, dem durch seinen tragischen Tod in Glatz bekannten Justizkommissar Stöckel herrührt:

*) Kunstbl. 1820. Nr. 22.

Weil er ein Spielchen geliebt und nicht immer züchtige Scherze,
Setzt ihm der Schlesische Dank noch auf das Grab ein Bonmot:
Mühsam wird und schwer ein Block aus den Zobten gerissen,
Und in Würfelgestalt ihm auf das Grab nun gelegt.

B. v. Hagen.

Aus Berlin.

Der Professor W. Schadow hat abermals einen seiner hoffnungsvollsten Schüler verloren: Nur zwey Monate nach dem Tode des trefflichen Wegert, ist ihm schon Kuntze nachgefolgt, der als Geschichtsmaler etwas Ausgezeichnetes zu leisten versprach.

Eduard Kuntze, der Sohn eines hiesigen Posamentiermeisters, war am 10. März des Jahres 1805 geboren, und zeigte schon in den frühesten Jahren seine Neigung und sein Talent für bildende Kunst dadurch, daß er alle ihn umgebenden Gegenstände überaus geschickt in Papier ausschnitt. Eben so große Anlagen zeigte er auch zur Musik und studirte diese Kunst einige Zeit mit besonderem Fleiß, so daß er bald ein guter Violinspieler ward; doch blieb seine Neigung zur Malerey immer vorherrschend. Er benuzte deßhalb den akademischen Unterricht im Zeichnen, und bewies in seinen Darstellungen nach dem lebenden Modell eine so vorzügliche Auffassungsgabe, daß er auf sein Ansuchen sofort in die Kunstwerkstätte des Prof. W. Schadow aufgenommen wurde, hier machte er rasche Fortschritte. Schon seine ersten Porträts erregten in der akademischen Ausstellung des Jahres 1822 verdientes Aufsehen und wurden auch, ebenso wie seine späteren Leistungen, auf der akademischen Ausstellung des Jahres 1824 in dieser Zeitung auf das ehrenvollste erwähnt. Sein gelungenstes Werk bleibt indeß ein Carton (die Parabel vom barmherzigen Samariter), dessen Ausführung in Oel er bis zur Hälfte vollendet hatte, als am 3. Januar d. J. ihn der Tod von der Beendigung dieser Arbeit hinwegriß.

Möge sein Verlust der Kunst und dem ausgezeichneten Lehrer derselben, aus dessen Unterweisung der talentvolle Jüngling so vielversprechend hervorgegangen war, durch die übriggebliebenen Mitschüler und durch die, welche sich zu ihnen gesellen werden, dereinst ersetzt, und so das Kunstinstitut, welches mit dem eigenthümlichen Namen der „Schadow'schen Schule" benannt werden kann, mit steigendem Glanze emporblühen.

Nr. 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. März 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

III.

Giunta, der Pisaner.

So viel uns bekannt, hat Morona in seiner Pisa illustrata zuerst dem alten Maler Giunta einen bedeutenden Platz in der Geschichte der neueren Malerey angewiesen. Es ist daher begreiflich, daß bey so später Theilnahme für ihn nur wenige Nachrichten über sein Leben haben ausgemittelt werden können. Sein Namen kommt nach Ciampi zuerst in einer Urkunde von 1202 vor, wo er ein Sohn des Guidotto dal Colle genannt wird und findet sich in mehreren Urkunden bis 1258. In einer Urkunde von 1255 wird er ausdrücklich Juncta Capitenus, pictor genannt. In einer andern alten Schrift von 1267 wird er mit dem Beyfügen „quondam" genannt, woraus zu schließen, daß er zwischen 1255 und 1267 gestorben seyn müsse.

Ueber seine Künstlerbildung ist eben so wenig bekannt. Nur der P. Angeli sagt in seiner Geschichte von Assisi, Giunta habe zuerst von allen Italienern die Kunst gelernt, ungeschickt (rudites) von den Griechen unterwiesen. In welchem Sinne dieß wahr oder unwahr sey, möchte wohl nur aus einer sorgfältigen und genauen Untersuchung seiner Werke zu entscheiden seyn, die wir deßhalb hier aufführen wollen.

Zu einem sicheren und unwidersprechlichem Maaßstabe seines Styls sind nur die Werke zu nehmen, welche unbezweifelt von ihm sind. Es gibt deren noch zwey, die seinen Namen tragen.

1. Ein Crucifix in der Kirche S. Raniero zu Pisa.

2. Ein anderes Crucifix in der Kirche St. Maria degli Angioli unter Assisi. Dieses lezte trägt zwar nicht mehr seinen ganzen Namen, sondern nur die drey lezten Buchstaben desselben mit dem Beyfügen Pisanus. Jedoch möchte dieß in Verbindung mit der Uebereinstimmung dieses Crucifixes mit dem vorher angeführten nach Morona's Zeugniß wohl zu einer vernünftigen Ueberzeugung hinreichen.

Ob Lanzi's Ausfüllung eines darunter befindlichen verstümmelten Wortes, woraus er Juntini macht, richtig sey, möchte wohl zu bezweifeln seyn, wenn Giunta ein Sohn des oben erwähnten Guidotto ist. Nach Morona, der gewiß eben so genau zugesehen hat, wie Lanzi, ständen ganz andere Buchstaben noch da. Da wir nicht Gelegenheit hatten, dieß Crucifix zu sehen, so können wir in diesem streitigen Falle keinen Ausspruch thun, machen aber andere Reisende darauf aufmerksam.

Mit etwas geringerer Gewißheit schreibt ihm Morona einige Fresken zu, welche sich in dem Chore der oberen Kirche des Sacro Convento zu Assisi befinden. Zwar führt er das Zeugniß des Wadding und von Urkunden der Kirche dafür an. Allein, wenn es auch außer allen Zweifel gesezt wurde, daß diese Gemälde von Giunta's Hand sind, so wäre sehr wenig damit gewonnen, da Morona mit Recht von ihnen sagt: „ein ganz mechanischer Färber, ein Mensch ohne gesunden Menschenverstand habe sie besudelt." Man sieht wirklich, wenn man die obere Decke der Farbe abblättert, unten eine ganz andere Art.

3. Das Märtyrthum des heil. Petrus.

4. Der Fall Simons des Magiers sind von Morona besonders ausgezeichnet, und wir führen sie hier mit auf, um demjenigen, welcher Giunta's noch vorhandene Werke etwa im Zusammenhange studiren will, ihre Auffindung zu erleichtern.

Wichtiger sind, um zu Ergebnissen über Giunta's Styl zu gelangen,

5. die Fensterverzierungen, die um das hinterste Fenster in der Altarnische sich ziehen und aus Engeln, Brustbildern von Heiligen u. dgl. bestehen. Zwar werden sie ihm nirgend ausdrücklich zugeschrieben. Aber auch Lanzi, der den beschwerlichen Weg zu ihnen nicht gescheut zu haben scheint, legt sie ihm bey. Man findet darin so ganz seine Art zu malen wieder, daß man sie dreist für seine Arbeit ansprechen kann. Sie sind um so wichtiger, da sie wohl das einzige Werk in Fresko von ihm sind, das noch übrig ist.

6. Eine Tafel aus der Kirche des heil. Sylvester, die sich jezt in der Kapelle des Campo santo zu Pisa findet. In der Mitte ist der Erlöser, zu den Seiten die Mutter Gottes, die heil. Catharine, Johannes und der heil. Sylvester — alle halbe Gestalten. Morona hält diese Tafel für das Ueberbleibsel eines Altargemäldes aus der Kirche des heil. Sylvester, und beweiset aus der Nachricht, daß diese Kirche 1230 schon eine Priorey war, wenigstens die Möglichkeit, daß dieß Bild von Giunta herstammen könne. Wenn er es aus dem Style auch für wahrscheinlich hält, so müssen wir ihm ganz und gar beystimmen.

7. Eine kleine Abnahme vom Kreuze auf der Akademie zu Pisa wird Giunta zugeschrieben und wohl mit Recht.

8. Eine Madonna mit zwey Engeln zur Seite eben daselbst könnte eben so wahrscheinlich auf seine Rechnung gesezt werden.

9. Zulezt halten wir auch noch ein Bild für seine Arbeit, welches in der Capelle des Campo santo zu Pisa befindlich und mit Cimabue's Namen getauft ist. Man darf nur die daneben hängende Tafel mit den fünf halben Figuren, die wahrscheinlich von Giunta ist, damit vergleichen, um viele Aehnlichkeiten zu finden. Dagegen findet man bey näherer Betrachtung auch nicht einen Grund sie dem Cimabue beyzulegen.

So wenig Mannichfaltigkeit und Freyheit in den Bewegungen, wie sich hier in den kleinen Geschichten zur Seite findet, solche Mattigkeit des Ausdruckes, so helle Carnation, solche Wiederholungen derselben Köpfe im untersten Felde zur Rechten, als Verzierung sind Cimabue's Sache nicht.

Manche Aeußerlichkeiten, die einer frühern Zeit gehören, z. B. die senkrechte Stellung der Buchstaben für die Heiligennamen, ein unvollkommener Faltenwurf u. s. w. sollen der Kürze wegen übergangen werden.

Nach der Betrachtung dieser Werke darf man es schon wagen eine Charakteristik seines Styls und seine Bedeutung für die Geschichte der Malerey zu entwickeln.

Wenn wir ihn zu diesem Ende mit den Parmesanern in Vergleichung stellen, so sind Fortschritte in einem Stücke unverkennbar, nämlich in der Technik, wozu wir hier die Zeichnung und Färbung rechnen wollen. Die Formen sind gereinigter und richtiger und die Gewänder nähern sich etwas mehr der Natur. Wenigstens sind größere Falten bey ihm zu bemerken, wenn sie auch noch, wie in Assisi, etwas unordentlich sind. Besonders viel Gefühl scheint er für heitere, freundliche Farben gehabt zu haben, was sich mehr als irgendwo in den besser erhaltenen Fresken zu Assisi zeigt, weßhalb diese Behauptung auch deßhalb noch nicht als unrichtig zu verwerfen ist, wenn die Tempera-Bilder einen dunklen bronzeähnlichen Ton zeigen, da Jedermann weiß, wie Staub und Lichterqualm in den katholischen Kirchen die Gemälde bräunen.

Bey aller dieser Freude an lieblichen heiteren Farben ist ihm jedoch gar nicht das eigentliche Wesen derselben, ihre Leben hervorzaubernde Kraft fühlbar geworden. Hier sind noch wie bey den Alten die Umrisse durch besondere dunklere Striche angegeben, eine gewaltsame Art das zusammenzuhalten, was frey und nothwendig aus einem innern Leben hervorquellen sollte. Die Farbenverschmelzung, wodurch dieser Ausdruck des Lebens allein hervorgebracht werden kann, fehlt in den Tempera- sowohl wie in den Freskobildern so sehr, daß man zur Bezeichnung des allmähligen Abnehmens von Schatten und Licht drey verschiedene Striche über einander gesezt findet, zuerst einen rothen oder braunen in der Carnation, darüber einen etwas helleren oder sonst gedämpften und auf diesem einen weißen. Bey den Temperabildern ist in diesem Falle auch wohl Gold gebraucht, wie bey der Tafel mit den fünf Heiligen in Pisa. Die Augen, Nase, Mund u. s. w. sind in den Fresken mit rothen Strichen angegeben, freylich schon ein Fortschritt, wenn wir bey den Griechen schwarze sehen.

Bemerken wir aber hier schon den Mangel an Gefühl für die erschöpfende, täuschende Darstellung des äußeren Lebens, so tritt uns derselbe noch viel erkältender entgegen, wenn wir den Ausdruck des inneren Lebens suchen. Die Zusammensetzung der Geschichte ist durchaus jene kalte, todte Symmetrie der Griechen, die Stellungen und Bewegungen sind steif, conventionell, unfrey, der Ausdruck der Gesichter ist lau, unbedeutend, schwach und unbestimmt und im besten Falle, wo wirklich ein Strahl von einem belebenden Genius hindurch zu schimmern scheint, sanft und freundlich, etwa wie in den Bildwerken des lezten ägyptischen Styls oder den frühern griechischen, von dem die Aegineten uns am auffallendsten Zeugniß geben.

Von einem ursprünglich schaffenden, erfindenden Genius in Giunta kann daher auch nicht die Rede seyn. Nach den Werken zu urtheilen, die uns noch von ihm übrig sind, hielt er sich ganz innerhalb der Schranken des Darstellbaren, die seine Zeit und sein Meister ihm einmal gesteckt hatten. Wie oft mag er nicht das Crucifix und immer auf dieselbe Art wiederholt haben! Und wie willkommen mochte es ihm seyn, daß er den Cyklus von Darstellungen aus dem Leben des Apostels Petrus schon vorfand, aus dem uns noch einige Ueberbleibsel im Chore zu Assisi erhalten sind. Um aber diesen Aus-

spruch mit größerer Zuversicht thun zu können, möchten wir zu einer genauen Untersuchung dessen auffordern, was noch vorhanden.

Diese Würdigung würde zwar einem Morona und P. della Valle nicht gefallen, die beyde den Giunta überschätzen; doch glauben wir, daß man sie im Allgemeinen auch bey näherer Untersuchung von Giunta's Werken richtig finden wird. Nur nach einer solchen Würdigung wird es möglich seyn, ihm die richtige Stelle in der inneren Geschichte der Malerey anzuweisen, und die Art seines Einflusses näher zu bestimmen. Für den, der die Geschichte der deutschen Poesie kennt, haben wir diesen Einfluß hinlänglich bezeichnet, wenn wir Giunta den Gottsched unter den Malern nennen. Wie dieser, selbst kein Poet, im Schmuckzimmer der Poesie steht und das Kleid ordnet und bereitet, in welchem die jugendliche Braut erscheinen soll, so waltet Giunta, im vollen Sinn des Wortes kein Maler zu nennen, im Vorzimmer der Malerey und gibt seinen Nachfolgern die Maßen der Verhältnisse und die Pallette mit den geriebenen Farben. Macht er größere Ansprüche, so wartet seiner das Schicksal Gottscheds.

Mancher könnte vielleicht, so wie wir, den Wunsch haben zu wissen, wie denn Giunta zu seinem Standpunkt gelangt sey. Die Nachricht des P. Angeli von dem ungeschickten Unterricht der Griechen ist nicht eben dazu geeignet, hierüber Befriedigung zu gewähren, wenn man bedenkt, daß schon seit 1063 griechische Maler in Pisa arbeiteten, die doch nur eine eben so rohe, barbarische Schule hinter sich ließen, als die, welche vor ihnen da war. Zur Anregung der Aufmerksamkeit und weiterer Prüfung wollen wir unsre Meynung auch hierüber mittheilen.

Wir sehen ihn zwischen zwey Stimmen gestellt, die beyde ihn mit gleichem Eifer locken und für ihre Parthey werben. Die eine ruft ihm ein kühnes Vorwärts zu! die andre beredet ihn zu behaglichem Ruhen. Er neigt beyden sein Ohr und möchte gar zu gern beyden folgen. Da dieß aber einmal nicht angeht, so findet er sich mit ihnen ab; indem beyde etwas von ihren Forderungen nachlassen. Er entsagt zu Gunsten der Ersten dem häßlichen Körper, zu Gunsten der Zweyten dem lebenskräftigen Geiste, und so stehen seine Werke zur Augenlust da, ohne daß sie doch dem Herzen etwas gewährten.

(Der Beschluß folgt.)

Pompeji.

(Verspätet.)

Seit dem Spätherbst von 1825 hat man, unter der thätigen Leitung des gegenwärtigen Aufsehers, Herrn Nicolo d'Apuzzo und mit verstärkter Zahl der Arbeiter (dreyßig Menschen, wo sonst zehn beschäftigt waren), die Ausgrabungen von Pompeji rüstiger und nicht ohne Erfolg betrieben. Man arbeitete hauptsächlich an zwey Orten, außer der neuentdeckten Fullonica hinter dem Hause der Iphigenia auch auf der entgegengesetzten Seite des Forums, wo die Ausgrabungen seit länger geruht hatten; dort war es, wo man außer merkwürdigen architektonischen Resten ein Skelett mit zahlreichen Gold- und Silbermünzen fand. Deßgleichen werden Nachsuchungen in der Straße angestellt, welche vom Tempel der Fortuna zum Forum führt; in zwey dort entdeckten Zimmern fanden sich außer einigen Erzgefäßen merkwürdige Wandmalereyen. Im ersten Zimmer ist ein lebensgroßer Bacchus abgebildet, sitzend, in der rechten Hand den Thyrsus, in der Linken ein Trinkgefäß haltend, neben ihm ein Panther und vor diesem ein liegendes Horn, dieselben Wände sind mit meisterhaft gemaltem Federvieh geschmückt. In dem zweyten bemerkt man drey Gemälde, eine Carità Romana, Mars und Venus und ein drittes Gemälde, eine männliche Figur, vielleicht Merkur vorstellend, welcher einem epheubekränzten Knaben (etwa einem kleinen Bacchus) zu trinken gibt; dasselbe Zimmer hat einen vorzüglich schönen Mosaikboden. In einem Hause vom Tempel der Fortuna links ab, wo man im Herbst 1825 die Malereyen eines sitzenden Bacchus und einer gleichfalls sitzenden Ceres gefunden hatte, drang man ebenfalls weiter vor. An der Wand eines dortigen Zimmers ist ein thronender Jupiter abgebildet; ein blauer Nimbus bezeichnet den Himmelsgott, dessen Linke ein Scepter hält, während die Rechte sorglos an das Haupt gestützt ist. Der Adler an seiner Seite ist nicht vergessen, aber auch der goldfarbene Thron zeigt auf jeder Seitenlehne einen Adler. Goldfarben ist auch die Fußbank. Ueber dem Thron ist ein grünes Gewand gebreitet; das Gewand des oberwärts nackten Jupiters ist blau und bedeckt nur die Beine. Eben dort befindet sich ein schönes Impluvium, an dessen Seite, dem Eingang gegenüber, ein rundes ringsum mit Mosaik belegtes Postament bemerklich ist mit der Darstellung eines Flußgottes.

Die Fullonica gehört zu den eigenthümlichsten Entdeckungen Pompeji's. Eine große Anzahl Zimmer ist dort zum Vorschein gekommen, ein großes und ein kleineres Impluvium, mehrere Wasserbehälter zum Behuf

des Waschens, ferner einige kleinere Wasserbehälter zum Erwärmen des Wassers. In einem der zuletzt aufgedeckten kleinen Zimmer fand man etwa sechzig Pfund Seife; es ergab sich, das diese noch schimmerte, als wäre sie frisch. In einem ebenfalls kürzlich gefundenen Flaschenfutter war eine Flasche noch ganz erhalten und fast bis oben gefüllt. Das kleine Impluvium ist sehr schön; seine sechs Säulen sind alt-dorisch und haben attische Basen, bey denen aber die unterste Platte fehlt, also wie die Säulenbasen am Vestatempel zu Tivoli. Die schon früher aufgedeckten und beschriebenen Wandgemälde, welche Empfang, Trocknung und Pressen der Wäsche vorstellen, befinden sich an einem Springbrunnen derselben Fullonica und sind nun nach Ausräumung des ganzen Gebäudes sehr deutlich geworden; die männliche Figur, welche ein Stück Wäsche an einer Stange aufgehängt hat, glättet dasselbe durch Hin- und Herstreichen eines Stück Metalls, welches wie Messing aussieht und die Gestalt eines jedoch ungezahnten Kammes hat. Der Sack, welchen die andre Figur trägt, scheint mit Wäsche gefüllt zu seyn. In einem Zimmer neben jenem Springbrunnen ist Theseus abgebildet, wie er den Minotaurus getödtet; ebendaselbst Mars und Venus. In einem andern Zimmer hat man im Oktober v. J. eine Komikerscene von fünf Figuren aufgedeckt; die beyden Hauptfiguren haben sehr seltsame Masken und Anzüge, die Malerey ist vorzüglich. Eine mit Mosaik geschmückte Nische, die man ziemlich gleichzeitig aufdeckte, diente zum Behuf eines Brunnens; vor ihr ist ein Becken angebracht und in diesem noch ein zweyter Brunnen. Zu beyden Seiten der Nische sieht man Masken angebracht, aus denen wahrscheinlich auch Wasser herausfloß. Man hat diese Nische für das schönste erklären wollen, was seit langer Zeit in- und außerhalb Pompeji ausgegraben ist, und die ganz unmäßigen Lobeserhebungen, die man ihr gezollt, sind nicht blos vorübergehend gewesen; doch kann ein prüfendes Kunsturtheil nicht so gutwillig durch die allerdings seltene und bewundernswürdige Pracht ihres Mosaiks bestochen werden.

Obwohl diese Nachrichten nicht über den Monat November des verwichenen Jahres hinausreichen, so dürften sie doch bey gewöhnlichem Mangel ähnlicher sicherer Kunde noch jezt vielen Lesern willkommen seyn. Wir verdanken dieselben der gefälligen Mittheilung des hessischen Malers Hrn. Zahn, der nach früheren umfassenden Arbeiten in Pompeji seinen dortigen Aufenthalt erneute, um bey seltenster Begünstigung von Seiten der neapolitanischen Regierung sein wichtiges Unternehmen einer Nachbildung der neueren pompejanischen Entdeckungen zu vervollständigen.

H. K. S.

Rom, den 21. Februar.

Dem Grafen Velo aus Vicenza, welcher die Nachgrabungen in den Bädern des Caracalla angestellt hatte, ist der Ersatz für das gefundene Mosaik so streitig gemacht worden, daß die Lust zu ähnlichen Unternehmungen jedem vergehen sollte. Der österreichische Etappenkommandant Graf Zamboni hat dennoch eine Ausgrabung an der Stadtmauer, rechts vor Porta Pia gewagt, viele Marmore, aber nichts von Werth gefunden, dabey auch den Beweis geliefert, wie viel unter den Fundamenten der Mauer gefunden werden könnte.

Die Obelisken Roms sind aufs Neue, und zwar sehr sorgfältig von Mariani gezeichnet, und zum Theil radirt worden. Sie werden mit einem erklärenden Aufsatze Champollions und einer historischen Abhandlung Fea's in der Chalcographie erscheinen.

Die Marmore und Gemälde des Hauses Lante werden nun von den Gläubigern versteigert, sind aber wegen des zu hohen Ansatzes größtentheils unverkauft geblieben. Man sollte hier nie alte Kunstwerke von ausübenden Künstlern taxiren lassen.

So bedeutende Summen zu Wiedererbauung von S. Paolo eingegangen sind, so wenig ist selbst für Erhaltung des Geretteten geschehen, und es ist sogar noch nicht entschieden, woher die Säulen genommen werden sollen.

Die Kunstausstellung der Deutschen wird in einigen Tagen beginnen. Leider finden sich der Käufer und Besteller wenige ein.

M.

Aus Berlin.

Der Maler Caspar, der sich in Rom ausbildete, und hernach dem Professor W. Schadow hülfreiche Hand leistete, befindet sich seit einigen Jahren in Mailand, wo er sich unter der Leitung von Longhi und Anderloni zum Kupferstecher ausbildete, und bereits mehrere Platten für das, von dem Ministerio des Innern veranlaßte Werk: „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“ gestochen hat. Hr. Caspar tritt jezt vor dem Publiko mit seiner ersten Platte auf, einer knieenden heil. Catharina nach Raphael, von ihm gezeichnet, und bisher nicht gestochen. Dieß Blatt wird einem jeden Kenner die Ueberzeugung gewähren, daß Hr. Caspar sich die Manier jener großen Meister anzueignen gewußt hat, so daß zu erwarten ist, er werde die Mailänder Schule zu uns verpflanzen. Einen Probeabdruck hat der Verfasser dieser Nachricht bey den Kunsthändlern, HH. Schenk und Gerstäcker, unter den Linden, nieder gelegt, die die Gefälligkeit haben, Subscription darauf anzunehmen.

Nr. 27.

Kunst-Blatt.

Montag, den 2. April 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

III.

Giunta, der Pisaner.

(Beschluß.)

Es ist nun die Frage: Woher ist der schöne Körper? Sein sonstiges Unvermögen erlaubt uns nicht anzunehmen, daß er ihn selbst gebildet. Wie hätte er auch dazu kommen sollen, da er ja keine neuen Ideen damit zu bekleiden hatte und die alten nun schon einmal in einem Kleide steckten? Wie hätte er auch dabey stehen bleiben können, wenn er nur etwas von dem Wesen dieses Aeußeren geahnet hätte, und das wäre doch vor allen Dingen nöthig gewesen, wenn wir hier nicht dem blinden Zufalle ein Gebiet einräumen wollen.

So weiset Alles auf einen äußeren Anstoß hin, durch den er in eine neue Bahn hineingestoßen wurde. Ohne eigentliches inneres Bedürfniß wandelte er nun auf dieser Bahn fort und leitete so das Gegebene darauf weiter.

Woher ist ihm aber dieser Anstoß gekommen? Da scheinen uns nun nach dem, was wir von der Geschichte der Kunst wissen, nur drey Fälle möglich, entweder von den Griechen, welche nach der Zerstörung von Constantinopel ihre bessere Technik nach dem Abendlande könnten gebracht haben unmittelbar oder mittelbar von den Parmesanern, oder von beyden nach einander.

Von den Griechen könnte er die besseren, lebhafteren Farben bekommen haben, wie wir denn auch diesen Einfluß derselben auf die Parmesaner anerkannt haben. Allein seine Werke geben uns auch eine bessere Zeichnung zu erkennen, und nicht minder deutlich ist in ihnen im Faltenwurfe ein Blick auf die Natur wahrzunehmen. Auch hat sich das Gespenstische im Ausdruck verloren, wovon die Griechen sich nicht losgemacht. Den Griechen allein kann er also wohl nicht seine Künstler-Bildung verdanken.

Wohl aber konnte die parmesanische Schule ihn auf alle die Vorzüge leiten, die wir in seinen Werken anerkennen müssen. Bey ihren Bildhauern bemerken wir zuerst die gereinigteren Formen, den natürlicheren Faltenwurf, den befreyteren Ausdruck. Ihren Einfluß auf die Kunstübung in Pisa haben wir schon in einem früheren Aufsatze wahrscheinlich zu machen versucht, und unsre dort ausgesprochene Vermuthung erhält durch Giunta's Standpunkt eine neue Bestätigung. Die Zeiten treffen auch gerade zusammen, denn Giunta mußte etwa im Anfange des 13ten Jahrh. sich zum Künstler bilden, und um eben die Zeit müssen die Parmesaner dort wirksam gewesen seyn.

Hier aber müssen wir den Einwurf erwarten, daß Giunta's Fortschritte doch dem Anstoße der Parmesaner gar nicht entsprechend seyen. Parma's Maler, wie Bildhauer, sie, die von dem glühendsten Enthusiasmus für die höchsten Zwecke ihrer Kunst erfüllt waren, sollten ihm nichts von ihrer göttlichen Flamme eingehaucht, sondern nur ein Paar halb ausgebrannte Kohlen von ihrem Heerde mitgetheilt haben, um sich die Hände daran zu wärmen? Dieß muß um so widersinniger erscheinen, je weniger in damaligen Zeiten ein Meister abwägen mochte und konnte, was er nun eben von seinen Kunsterfahrungen seinem Schüler mittheilen wollte, und je gewisser wir überzeugt seyn können, daß Giunta unter seinen Zeitgenossen an Kraft hervorragte.

Wir können diesen Einwurf auch nicht widerlegen, sondern sehen uns genöthigt den dritten gesetzten Fall anzunehmen, daß nämlich Giunta seine früheste Künstlerbildung von Griechen empfing, nachher aber für den Unterricht der Parmesaner oder auch nur für ihr Beyspiel nicht unempfänglich blieb, sondern sich davon aneignete, was er nun eben mit seiner schon festgestellten geistigen Richtung verbinden konnte. So tritt das Gesetz der Sparsamkeit, das die Natur in allen ihren Aeußerungen so unwandelbar befolgt, auch in diesem Falle

glänzend hervor. Denn jene Griechen, von denen er nach V. Angeli soll ungeschickt unterrichtet worden seyn. dürfen wir nicht etwa für solche halten, die von Constantinopel versprengt waren. Die Geschichte erwähnt auch ausdrücklich nur die Venetianer als solche, die Achtung für Kunstwerke und daher wahrscheinlich auch für Künstlertalent hatten. Jene Griechen sind vielmehr die alten italienischen Maler, die nun einmal sich Griechen müssen schelten lassen. In dieser Schule des todtesten Mechanismus war bereits das aufstrebende Leben des jungen Künstlers gedämpft, sein Genius in den Nothstall des Hergebrachten eingesperrt, sein Gefühl für die freyen, lebendigen Aeußerungen der Natur in dem braunen Farbensumpfe ertränkt, unter der faltenreichen Hülle unnatürlicher Gewänder erstickt, unter den willkürlichen Formen und Umrissen, die der Schüler gehorsam nachzeichnen mußte, erstarrt. Das Gedächtniß vertrat die Stelle der Einbildungskraft. Und so war denn der junge Baum des Waldes, der kühn seine Wipfel und Aeste in die freyen Lüfte hinausstrecken wollte, für den steifen ärmlichen Garten der damaligen Kunst zurechtgeschnitten und gestuzt, um sich gehorsam und demüthig in dem Baumgange an die Stelle eines andern pflanzen zu lassen, der eben vermoderte.

Und für immer war seine Seele umgebogen, sein Genius begränzt. Nur in einer engen Sphäre konnte er das Bessere anwenden, als er es erfuhr. Nur zagend folgte er dem Rufe der Natur, die ihn aus schmählicher Knechtschaft befreyen wollte. Zu ängstlich war er, um an große freye Compositionen zu gehen, wozu ihm in Assisi ja gar nicht die Gelegenheit fehlte und wodurch seinem Namen ein ehrenvolles Denkmal für alle Zeiten gesezt wäre. So hat die Geschichte ihr Richteramt an ihm verrichtet. Sie hat seinen Namen untergehen lassen im Munde des Volkes und hat ihn nur aus dem Staub und dem Moder todter Urkunden wieder hervortreten lassen, um ihm wenigstens ein ehrenvolles Begräbniß zu gönnen. Denn nur die Helden, die mit der Flamme göttlicher Begeisterung die Schranken des Buchstabens und der Materie niederbrennen, die frey sich aufschwingen in das Reich göttlicher Freyheit, bekommen an dem weiten Himmel der Geschichte einen Platz, um als Sterne zu leuchten.

Fr. K.

Archäologie.

Jupiter Imperator in einer antiken Bronze des königlichen Museums der Alterthümer zu Berlin. Eine archäologische Vermuthung von Konrad Levezow. Nebst zwey lithogr. Taf. Berlin, 1826. Auf Kosten des Verfassers.

Auf der Feldflur eines ärmlichen märkischen Dörfchens ist vor Kurzem außer einigen zerbrochenen Urnen eine Statue zu Tage gefördert worden, welche jenem, den Antiquaren bisher so unfreundlichen Orte den Namen klassisch zusichern muß. Und wundere sich Niemand über solchen Fund an solcher Stätte. Vor mehr denn tausend Jahren hauste dort „ein alter Germane“, welcher jene Statue bey einem glücklichen Ueberfalle eines römischen Lagers, aus dem Sacrarium desselben, wo er sie von einem Perill brach, geraubt, und der als er starb, alles seinen Erben, nur nicht diesen Jupiter Imperator (S. 9) gegönnt hatte, „da dieser ihm im Leben, „als ein vielleicht mit Schweiß und Blut theuer „errungenes Beuteeigenthum, vorzüglich lieb und werth „geworden war.“ Wahrscheinlich hinterließ jener Barbar auch Memoiren, die uns H. L. nebst den Handschriften Friedrichs des Großen *) grausamerweise vorenthält; denn wo hätte er sonst solche Notizen her. Dieser in seiner Art einzige Jupiter (S. 27) nun, ist beynahe 5½“ rheinl. hoch, „vollgegossen, von hellgelbem Metall, mit einem bräunlich-grünen, matten Roste überzogen“, und bis auf den linken Arm und die „etwas gedrückte Nasenspitze“ vortrefflich erhalten. „Ein wahrhaft antikes Produkt römischer Kunst“, aus der Zeit der Antonine (S. 6), steht der Donnergott da, bloßen Haupts, in „Halbstiefeln, die bis an die Waden reichen“, angethan mit einem feuerfarbenen Panzer und geschmückt mit einer Chlamys, „welche im Ellbogengelenk „um den linken Arm von vorne nach hinten geschlagen „ist und flatternd an der äußern Seite des Arms zurück„wallt.“ Mähnenartig fällt sein Haar herab, in großen Lockenmassen das Gesicht umfassend, welches eine starkgewölbte Stirn, eine feingezeichnete, gradlinigte Nase, „schmälere Wangen, einen zum Befehlen geöffneten Mund“ und tiefliegende, doch mild und heiter schauende Augen zeigt. Nach dieser Schilderung kann der Gedanke „an einen römischen Jupiter Imperator nicht mehr fern blei-

*) Siehe den Verf. hist. genealog. Kalender für d. J. 182[illegible], S. 92.

ben", (S. 9) und Hr. L. hat darum auch, nachdem er mit seiner diplomatisch genannten Beschreibung fertig geworden, jezt nichts eifriger zu thun, als „die Begriffs-Sphäre des Worts Jupiter", welche er hier sehr eng gefaßt haben will, zu bestimmen. Nicht „an den höchsten, allgemeinen Herrscher und Lenker aller göttlichen und menschlichen Dinge" sey hier zu denken, nicht an die ursprüngliche Bedeutung jenes Worts, vielmehr an eine „specielle Modifikation des allgemeineren Begriffs" soll hier gedacht werden. Dergleichen besondere Benennungen Jupiters, wie: Imperator, Stator, Triumphator, erinnerten ja schon hieran, und hätten auch, „wenn „sie sich bey den Griechen und Römern zumal mit einem besondern Kultus verbänden, dem zufolge besondere Versinnlichungen in plastischen Darstellungen für „den Bedarf desselben veranlaßt." Wenn nun, schließt hierauf der Prof. L., jene „bey so mancherley besonderen Veranlassungen hervorgegangene Namen und Vorstellungen" Jupiters deutlich lehren, „wie dem kriegerischen „Römervolke ihre höchste Gottheit auch des kriegerischen „Charakters in nächster Beziehung auf ihre Schützlinge (?) „nicht entbehren konnte; so war es auch unvermeidlich, in ihm den summus imperator anzuerkennen." Die Nachricht, daß T. Q. Cincinnius die Bildsäule eines Jupiter Imperator aus Präneste nach Rom gebracht habe, bestärkt den Verf. in seiner archäologischen Vermuthung, und es beunruhigt ihn nur jene fatale Stelle in den Verrinen, (IV. 57) wo Cicero zum Entsetzen aller Antiquare behauptet, die Griechen hätten den Jupiter Imperator Urios genannt. Eine Menge Autoren alter und neuer Zeit werden hierüber von ihm streng verhört, die, jeder Deutung spottenden Worte des Römers für unächt erklärt, und dann zur Beruhigung der Leser alle Bedeutungen von Urios durchgegangen; welche Bemühung das erbauliche Resultat gibt, daß der Jupiter Imperator, Ciceros Worten zufolge entweder zum Urheber der guten Winde, oder zu einem Aufseher würde. S. 17. Der Urios will sich nun einmal nicht zur Hypothese des Pr. L. fügen, und hartnäckig wird darum die Identität des Jupiter Imperator und des Urios geläugnet. (S. 16). Hr. L. sieht endlich keinen andern Ausweg als sich vom Leser die Erlaubniß zu erbitten, von jener unangenehmen Stelle, hätte es ja Cicero selbst nicht so ernstlich gemeynt hätte, keinen Gebrauch machen und sich „allein an den Namen des uralten Jupiter Imperator von Präneste" halten zu dürfen, „der kein Wind- und Meergott hätte „seyn können, da Präneste nicht am Meere, sondern „mitten im Lande gelegen, und folglich dem Gotte seinen Namen von einer andern Veranlassung, gewiß einer kriegerischen (!) gegeben haben würde." S. 25.

Hieraus ließe sich denn nun mit vieler Sicherheit der Schluß ziehen, daß der sehr junge Jupiter Imperator von Lichtenberg *) ebenfalls kein Wind- und Meergott gewesen sey, indem dieser Ort bekanntlich mitten in einer Sandwüste liegt. Und es war in der That sehr human vom Pr. L., diese wichtige Folgerung den Leser selbst machen zu lassen, der nun in der Freude über seinen grosen Fund die fremde Forschung wie sein Eigenthum betrachtet. Die Annahme der „kriegerischen Veranlassung" macht es nun dem Hrn. L. wahrscheinlich, „daß die dem römischen Sinne angemessenere Gestalt des Jupiter Imperator in späteren Darstellungen wirklich in dem Kostüm eines römischen Feldherrn mit dem Kopfe und den Gesichtszügen Jupiters bestanden und sich also fortgepflanzt habe"; er divinirt sogar, um seinen geharnischten Zeus gegen jeden Angriff zu sichern, daß der pränestinische Jupiter auch mit einem Panzer bekleidet gewesen sey. Wer nun demungeachtet dieser Deutung „seinen unbedingten Beyfall" versagen wollte, dem stellt der Pr. L. es anheim, an eine Darstellung des vergötterten Romulus als Quirinus zu denken, wobey er aber zugleich weislich erinnert, daß die Römer selbst kein „ächt historisches Porträt dieses ersten aller römischen Herrscher" besessen hätten. Denn auf eine „Familien-Aehnlichkeit" mit seinem Ahnherrn habe der göttliche Quirinus „den gerechtesten Anspruch machen können", und der „durch feuerrothes Kupfer ehemals glänzend plattirte Panzer" des Lichtenberger Jupiters sey hier um so eher zulässig, als eine „uralte Sage" Romulus als Quirinus nach seinem Verschwinden dem Julius Proclus mit feuerstrahlenden und glänzenden Waffen erscheinen lasse. Jedoch auch diese Annahme überläßt Hr. L. dem „Geschmack und der Ueberzeugung des Lesers", sich selbst endlich nur der Freude hingebend, daß der seltene Fund so gut geborgen sey, welche ihn zugleich den patriotischen Wunsch aussprechen läßt: es möge doch jeder der solche Schätze habe, sie so uneigennützig wie Hr. Paris, der frühere Besitzer Jupiters, an das „antiquarische Central-Museum der ganzen Monarchie" abliefern. Als Zugabe enthält die Schrift die Beschreibung der, auf dem Titelblatte abgebildeten Cameo, eines schönen Onyx, welcher einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln darstellt. Die der Länge nach durch den Stein gehende Oeffnung läßt den Verf. den Schluß machen, es habe derselbe zur Befestigung des Gewandes auf der

*) So heißt das Dörfchen, bey welchem der vermeinte Jupiter, ein zweyter Epimenides, nach tausendjährigem Schlaf aufwachte.

Schulter gedient. Dithyrambisch endet sich diese Beschreibung; auf dem Adler entschwebt der Professor in die Lüfte und verliert sich aus unsern Augen. Der Leser aber bleibt ermüdet zurück, er hat nichts als die Ueberzeugung gewonnen, daß es traurig um eine Wissenschaft stehen muß, in welcher der Geschmack und die Ueberzeugung des Einzelnen das Höchste sind. Er muß daher glauben, daß es dem Dr. D—w mit seiner Anzeige *) dieser Schrift nicht Ernst war, und das dort gespendete Lob die bitterste Satyre ist, indem nur so es erklärlich wird, wie dieser Kritiker gegen seine zuerst gethane Aeußerung: jener sogenannte Jupiter Imperator sey ein Machwerk aus der Zeit Ludwigs XIV., gleich darauf die Aechtheit der Statue behaupten konnte.

— s —

*) S. Kunstbl. Nr. 99.

Neue Lithographien und Kupferstiche.

Die Lithographie fährt fort auf wohlfeile und zweckmäßige Art die Bildnisse berühmter Zeitgenossen zu verbreiten. So sehen wir auf einem kleinen Blatt in Kreidezeichnung das Bildniß von Joh. Heinr. Voß, nach einem Gemälde von Tischbein, lithographirt von W. Unger (Hamburg bey Commeter) und in etwas grösserem Folio Jean Paul Fr. Richter nach einer Zeichnung von Carl Vogel, lithographirt von Bendixen (ebendaselbst). Lezteres als Folge der Blätter, welche Hr. Vogel nach seinen Bildniß-Zeichnungen mit Fac simile's versehen, herausgibt. Dieses zeigt uns die Handschrift des Verewigten unter dem Bildniß in folgenden Zeilen:

Mein Ernst ist das überirdische bedeckte Reich, das sogar der hiesigen Nichtigkeit noch sich unterbauet, das Reich der Gottheit, der Unsterblichkeit und der Kraft. Ohne das gibts in der Lebens-Oede nur Seufzer und Tod. Mein ganzes Leben zog darauf zu, nie ließ ich es, und noch hält es mich.

Den 16. August 1802.

Jean Paul Fr. Richter.

Ungefähr in derselben Art ist das Bildniß des Bischofs J. M. v. Sailer nach einem Gemälde des Grafen August v. Seinsheim, lithographirt von Hanfstaengl. (München bey Hermann 1826.) Mit dem Fac simile:

„Ist das Gesicht der Seele Schatten nur und Schein:
Kann das Porträt nichts als des Schattens Schatten seyn.

Der Kupferstecher Valmy hat nach einer Zeichnung von Ernst Förster das Bildniß des berühmten Arztes Philipp v. Walther geliefert. (Bonn bey Schulgen-Bettendorff.) Der Kopf ist mit Glück in Punktirmanier behandelt; dagegen finden wir die Schraffirungen am Rocke, die wohl in der Zeichnung nicht so gewesen sind, allzubreit und manierirt.

Als interessante Ansicht und zugleich als wohlgelungener Kupferstich ist die Ansicht der Residenzstadt München zu nennen, nach einer Zeichnung von Heinr. Adam, gestochen von Carl Schleich d. jüngern. (München bey Hermann.) Man sieht die Stadt von dem hohen Isarufer, wo sie sich am vortheilhaftesten darstellt, in der Mitte den Strom und im Hintergrund die Gebirge. Der Stich ist in einer klaren und einfachen Art behandelt. Noch zarter und mit vielem Verdienst ausgeführt sind die zehn kleinen Abbildungen, welche die obere und untere Seite der Hauptansicht als Rahmen einschließen, und die vorzüglichsten Gebäude der Stadt und Umgegend enthalten, nämlich das Hoftheater, die Michaelskirche, die königliche Residenz, das Rathhaus, die Glyptothek, Nymphenburg, das Sendlingerthor, den neubegonnenen Königsbau am Max-Josephplatz, das Isarthor und Schleisheim. Dieß Blatt wird jedem, der in München eine Zeitlang verweilt hat, zur angenehmen Erinnerung dienen.

Amsterdam.

Der Rath der Akademie der schönen Künste zu Amsterdam hat bekannt gemacht, daß die Bewerbung um den von Sr. Maj. ausgesezten großen Preis dieses Jahr für die Architektur eröffnet werden soll. Dieser Preis besteht in einer Pension von 1200 fl. auf vier Jahre, um den der ihn erworben, in Stand zu setzen, eine Zeitlang im Ausland und zwar wenigstens drey Jahre in Italien zuzubringen.

Nr. 28.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. April 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

IV.

Cimabue.

Mit Cimabue eröffnet Vasari die Geschichte der neueren Kunst und hat dadurch viel Geschrey und häufige Protestationen hervorgerufen. Jede Stadt in Italien, die nur ein altes räucheriges Madonnenbild oder eine Tafel in ihren Ringmauern hatte, worauf noch ein Pinselstrich zu unterscheiden war, glaubte auftreten und den alten Aretiner als einen Verhehler fremder Verdienste, ja als einen absichtlichen Lügner ausstellen zu dürfen. Dieß ist so weit gegangen, daß man ganz übersehen hat, wie man an die Fächer der Geschichte, die nun in späterer Zeit geöffnet sind und durch ihre Nachrichten so manche dunkle Stelle aufgeklärt haben, nur auf seinen Achseln hat hinaureichen können. Man hat alle Dankbarkeit gegen ihn und seine Mitarbeiter aus den Augen gesezt, ohne welche uns doch gewiß ein reicher Schatz von Nachrichten ganz wäre verloren gegangen, und besonders hat sich auf seinen eignen unschuldigen Namen aller Schimpf und Spott gehäuft, so daß der Name Vasari und die Ausdrücke: Windbeutel und Hasenfuß fast gleichbedeutend geworden sind. Wir halten dieß Verfahren für desto ungerechter, je weniger Vasari für manche geschichtliche Angaben verantwortlich gemacht werden darf, die ihm erwiesener Maßen von Gelehrten geliefert sind, und je weniger Ansprüche er mit seiner Kunstgeschichte macht. Wenigstens glauben wir, daß er von dem Vorwurfe der Partheylichkeit, indem er Cimabue, den Florentiner an die Spitze der neueren Malerey stellt, sich würde gänzlich reinigen und wohl beweisen können, daß dieser aus besseren Gründen von ihm der Anfänger genannt sey, als um eines mißverstandenen Patriotismus willen. Es ist ganz unwidersprechlich, daß Vasari nur von der wahren Kunstübung und von Künstlern spricht, die wirklich von einem schöpferischen Genius belebt und getrieben sind, wenn er den Ausspruch thut, die Künstler seyen um die Zeit vor Cimabue ganz und gar ausgegangen und die Malerey in Florenz sey eher ganz verloren gewesen, als blos verirrt. Er sagt ja selbst weiterhin, die Maler jener Zeit hätten viele, viele Jahre sich nur einander das Mechanische überliefert, ohne an irgend eine Verbesserung zu denken, wie er denn ja überhaupt fast auf jeder Seite des Lebens von Cimabue eine frühere, aber unvollkommene Kunstübung erwähnt. Bey so deutlichen Angaben durfte er sich doch wohl versichert halten, daß man ihn verstehen würde, wenn er Cimabue das Verdienst zuschreibt, die Malerey wieder erweckt, und ihr neues Licht gegeben zu haben. Soll nicht jeder, der den Pinsel handhabt, in dem höheren Sinn, wie Vasari diesen Ausdruck nimmt, ein Maler heißen, so glauben wir, daß Vasari seine Sache gewinnen würde, wenn er alle seine Gegner nach Assisi führte, und ihnen Cimabue's dortige Werke zeigte. Denn die höchsten Leistungen, die wir bisher ausgeführt haben, zeigen uns, so achtungswerth sie auch seyn mögen, doch immer nur eine Seite der Kunst in einer etwas größeren Vollkommenheit, und erst bey Cimabue schmelzen sie zuerst mehr zusammen und bilden ein erhabenes Ganzes. Man hat dieß in der neueren Zeit um so mehr verkannt, je weniger man sich es hat angelegen seyn lassen Cimabue da kennen zu lernen, wo er in seiner imposanten Größe und in seiner umfassenden Fülle allein kennen zu lernen ist, in Assisi, und in allen Schriften, die wir über die Kunst und über Italien gelesen haben, zeugen nur Vasari's und Lanzi's Kunstgeschichten von einer ebenso genauen und unbefangenen Anschauung als einer unparteyischen Würdigung dieser merkwürdigen Werke einer frühen Zeit. Wir glauben uns daher den Dank manches Reisenden zu verdienen, wenn wir einmal wieder ernstlicher darauf hinweisen und zeigen, daß hier noch weit mehr von Cimabue's Hand zu sehen ist, als wie man gewöhnlich glaubt. Wir halten dieß um so mehr für unsre Schuldigkeit, da ein Aufsatz in Nro. 40. des Kunstblatts von 1821 den Reisenden leicht von einer sorgfältigeren Untersuchung dieser Werke zurückhalten könnte, indem er ausdrücklich sagt: „Doch diese Sachen sind sämmtlich sehr

„verdorben und in den Geschichten aus dem Alten und „Neuen Testament läßt sich kaum hin und wieder ein„mal eine Figur erkennen." Der Verfolg wird zeigen, daß dieser Ausspruch sehr der Berichtigung bedarf.

Vasari's Berichte über Cimabue's Persönlichkeit enthalten im Wesentlichen die Angaben, die wir im Folgenden kurz zusammenziehen wollen.

Er wurde im Jahre 1240 zu Florenz aus adelichem Stamme geboren, sein aufgeweckter Geist bestimmte seinen Vater ihn den Wissenschaften zu widmen, und er wurde deßhalb zu einem seiner Verwandten in St. Maria Novella in die Schule geschickt, der auch die Novizen des Klosters in der Grammatik unterrichtete. Anstatt aber hier zu lernen, brachte der Knabe den Tag damit hin, wie ihn nun eben seine Natur trieb, auf Bücher und Blätter Menschen, Pferde, Häuser und andre Figuren zu malen, die seiner Einbildungskraft nun gerade vorschwebten. Diesen Trieb begünstigte das Glück; denn gerade um die Zeit wurden von dem, der die Gewalt in der Stadt hatte, griechische Maler berufen, um die verlorene Malerey in Florenz wieder herzustellen. Da lief denn Cimabue, dem diese Kunst so sehr gefiel, oft fort aus der Schule und sah Tage lang jenen Meistern zu. Als nun sein Vater, wie auch jene Meister der Meynung waren, man könne von ihm in dieser Kunst, die wieder zu Ehren gekommen war, wohl etwas hoffen, wurde sein Vater zu des Knaben nicht geringer Freude eins mit ihnen. Nun übte er sich unaufhörlich, und seine Natur kam ihm so zu Hülfe, daß er in kurzer Zeit seine Lehrer sowohl in der Zeichnung, als auch in der Behandlung der Farben übertraf. So gereichten seine Werke und sein Namen zur Ehre des Vaterlandes, das aber durch seine Theilnahme für die Leistungen Cimabue's diese Verherrlichung auch verdiente. Mit dem glühendsten Enthusiasmus nahm es die Werke seiner Hand auf. Als er die große Tafel mit der Madonne von Engeln umgeben, malte, die noch in St. Maria Novella zu sehen ist, kam gerade der König Karl von Anjou durch Florenz. Unter den vielen Höflichkeiten, die man ihm erwies und Festen, wodurch ihn die vornehmsten Bürger der Stadt zu unterhalten suchten, war auch ein Besuch bey Cimabue um das neue Bild zu sehen. Dieß hatte bis dahin noch Niemand gesehen, daher entstand nun ein großer Zusammenlauf von allen Männern und Frauen der Stadt, so daß des Gedränges und des Jauchzens kein Ende war. Um dieser Fröhlichkeit willen nannte man die Gegend Borgo Allegri, die Straße der Fröhlichen, welchen Namen sie noch bis auf diesen Tag führt. Ja, als die Tafel fertig war, brachte man sie in einem feyerlichen Zuge mit Gepränge und unter Posaunenschall nach der Kirche und der Meister wurde mit Ehre und Lohn überhäuft. Wie ernst er aber auch seine Kunst nahm und wie empfindlich sein Schönheitsgefühl war, das hat uns ein Erklärer des Dante überliefert, der zu einer Stelle in der Divina Comedia, wo Dante Cimabue's Namen nennt, 1334 folgende Anmerkung macht: „Cimabue von Florenz war Maler zur Zeit des Autor's, sehr adelich und hochfahrend, mehr als ein Mensch sagen kann; und dabey war er stolz und so ekel, daß wenn einer einen Mangel oder Fehl seinem Werke anhing oder er von selbst dergleichen entdeckte, er unverweilt von dem Werke abließ, es möchte so theuer seyn, als es wollte."

Nachdem viele Orte durch den Ruf seines Namens bewogen, seine Kunst gesucht hatten, und er zuletzt noch zur Aufsicht über den Bau des Doms von Florenz in Gesellschaft mit Arnolfo di Lapo bestellt war, starb er im Jahre 1300, nachdem er, wie Vasari sagt, nicht viel Geringeres gethan hatte, als die Malerey wieder auferweckt.

Ein Maler, der so aufgeregte und ungestüm fordernde Bedürfnisse befriedigen sollte, wie sie sich nach jenen alten Erzählungen in dem ganzen Volke kund thaten, durfte nicht etwas Mittelmäßiges liefern. Hätte man wie sonst, weiter nichts von einem Bilde gefordert, als daß es durch sein bloßes Daseyn die Gefühle der Ehrfurcht und Andacht wecken sollte, so war dafür gewiß hinreichend gesorgt. Aber die angeführten Erscheinungen zeigen uns, daß man mit dem Vorhandenen nicht mehr zufrieden war, daß man Schönes und Häßliches hatte unterscheiden lernen, und nach den Wohlthaten des Ersten von ganzem Herzen sich sehnte. Fassen wir so Cimabue nach der Stellung in seiner Zeit auf, so werden wir mit Recht Großes von ihm erwarten dürfen, und wir haben nun zu untersuchen, in welchem Maße er diesen Erwartungen entspricht.

Man hat sich bisher, um zu einem Urtheile darüber zu gelangen, gewöhnlich an zwey Werke gehalten, die von ihm noch zu Florenz vorhanden sind, an seine Madonna in St. Maria Novella, und an eine andre, die jezt in dem Bildersaale der Akademie sich befindet. Aber wenn Phidias auch aus einer Klaue den Löwen erkennen konnte, so möchte doch zur vollen Würdigung eines Malers mehr nöthig seyn, als die Beschauung von einigen Statuen ähnlichen Bildern, in denen er sich noch dazu wissentlich oder instinktmäßig mehr oder minder in den Schranken des hergebrachten halten mußte. Wie kann sich da der Reichthum der Erfindung, die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, die lebendige Handlung der Gruppen, die Fülle der Bewegungen und Stellungen entwickeln, in deren Darstellung gerade das eigenthümliche Wesen und die wahre Aufgabe der Malerey besteht? Wir führen unsre Leser daher sogleich nach Assisi, auf den wahren Schauplatz der Thaten dieses neuen Hercules.

Man hat in neueren Zeiten die Erzählung Vasari's von den Werken Cimabue's in Assisi wohl verdächtig machen wollen, und besonders hat dieß der P. della Valle gethan, dem bey seinem leidenschaftlichen Eifer gegen Cimabue solche Werke freylich höchst unbequem seyn mußten. Aber ganz widerwillig ehrt er ihn durch das günstigste Zeugniß, indem er Werke von ihm dem Giotto, einem viel vollkommeneren Maler zuschreibt, obgleich Vasari mit allen Umständen Cimabue's Thätigkeit in Assisi erzählt. Wenn nun auch die mündliche Ueberlieferung von fünf Jahrhunderten Cimabue als den Urheber nennt, wenn es unmöglich ist in der Geschichte einen andern Maler nachzuweisen, der durch so große Leistungen und durch diesen so entschieden großartigen Charakter seiner Leistungen sich ausgezeichnet hätte, so scheint doch zu einem Zweifel an der Authenticität aller Grund zu fehlen.

Vasari erzählt, daß Cimabue zuerst in Gesellschaft mit einigen griechischen Meistern in der untern Kirche einen Theil des Gewölbes und an den Wänden der Vorderseite das Leben Christi und des heiligen Franziskus gemalt habe. Lanzi gibt das Jahr 1265 an, als die Zeit, in der er ungefähr diese Werke begonnen. Als er in diesen Gemälden die Griechen weit übertroffen, wuchs ihm der Muth, und er übernahm nun die obere Kirche allein. Das Dunkel der unteren Kirche und die Kürze der Zeit hinderte uns die erste Angabe Vasari's genau zu prüfen. Wir glaubten Werke der alten Griechen wahrzunehmen, wo wir noch die Figuren unterscheiden konnten, nur etwa mit etwas besserer Färbung, fordern aber künftige Reisende auf, hierüber genauere Untersuchungen anzustellen, und wenden uns nun zur oberen Kirche.

In der oberen Kirche des Sacro Convento zu Assisi sind noch vier verschiedene Arten von Malereyen deutlich wahrzunehmen, die im Charakter fortschreitender Vervollkommnung auftreten.

Die erste Art ist vorzüglich in dem oberen Theile des südlichen Arms zu bemerken.

Die zweyte in dem oberen Theile der Altarnische, besonders um das Fenster.

Die dritte beginnt in dem oberen Theile des nördlichen Arms und zieht sich dann an der Decke und über der Gallerie des Schiffs, die etwa in halber Höhe um das ganze Innere geht, hin.

Die vierte Art ist an den unteren Wänden des ganzen Schiffs zu sehen.

Die Bilder an den unteren Wänden der Seitenarme und des Chors sind leider so sehr beschädigt und durch Uebermalung mißhandelt, daß wohl kaum eine längere und genauere Untersuchung, als wir im Stande waren anzustellen, das Ursprüngliche und Eigenthümliche aussondern könnte, doch wagen wir nicht darüber zu entscheiden.

Es ist außerdem noch eine fünfte Hand in einigen riesenartigen zerfließenden Gestalten über der Gallerie des nördlichen Arms zu bemerken. Doch sind diese so verbauet und beschädigt, daß wir nichts davon sagen mögen, so wie auch nicht über die Kreuzigung, die in einem Seitenarme, nach dem angeführten Aufsatze, von Cimabue seyn soll. Nur bezweifeln wir das Letztere. Die Malereyen im oberen Theile des südlichen Arms sind düster und die Zierrathen bestehen nur aus trockenen, geschmacklosen mathematischen Figuren. Man thut wohl nicht Unrecht sie der rohen, früheren Kunstübung zuzuschreiben.

Die Gewölbe und inneren Fensterwände des hinteren Theils der Altarnische zeigen in den Farben eine größere Heiterkeit. Engel und Heilige sind an den inneren Fenstergewänden zu sehen und Laubwerk dient zur Verzierung. Wir finden in ihnen Giunta's Hand.

Das Gewölbe über dem Chor mit den vier Evangelisten und der nördliche Arm scheinen dann gefolgt zu seyn. Hier beginnen die Farben noch weit heiterer und lieblicher zu blühen. Wir glauben, daß hier Cimabue angefangen habe. Schon zu Vasari's Zeit waren die Bilder unten in der Tribune beynahe zerstört, die nach seiner Angabe zuerst von Cimabue in der oberen Kirche gemalt waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Syrakus.

Am sechszehnten Mai des verflossenen Jahres fanden sich in der Halbinsel, welche Ortygia und Achradina verbindet, bey Gelegenheit eines Straßenbaus nahe am Meer und an den Befestigungen der Stadt zwey antike Statuen. Es waren Togafiguren von parischem Marmor, die eine von den Schultern bis zum Saum des Gewandes sechs Palmen hoch, die andre vom Hals bis zu den Hüften drey und einen halben, beyde ohne Kopf und Hände, nach zurückgebliebener Andeutung von eisernen Klammern waren die lezteren eingefugt gewesen. In der Nähe dieser Statuen, deren Kunstwerth gerühmt wird, fand sich ein drittes Fragment, 3 Palmen 3 Z. hoch, von ähnlicher Arbeit und von kleineren Verhältnissen. Der Cav. Maria Landolina, dem wir diese Mittheilungen verdanken, sezte in patriotischem Eifer für eine dem Forum des alten Syrakus zugesprochene Stätte und in Hoffnung höherer Unterstützung, jene Ausgrabungen auf

eigene Kosten fort. Im Laufe der nächsten Wochen fand sich laut seinem Bericht vom 16. Juni die rechte Hand einer kolossalen Statue mit drey verstümmelten Fingern, das erhobene Bildwerk einer Frau, 10 Zoll breit und von den Schultern bis zum Bauch herab 8 Zoll lang; die Figur war bekleidet, der rechte Arm entblößt. Ferner fand sich die Hüfte eines mit Mantel umhüllten Kriegers und viele andre Statuen-Fragmente, ein halbes Kapitäl mit jonischer Volute, Bruchstücke eines mit Kränzen und Lorbeerblättern geschmückten Frieses, Säulenstücke von orientalischem Granit, Reste von Mosaiken, von Porphyr, Verde antico u. s. w. Selbst Reste von großen und kleinen mehrfarbig bemalten Gefäßen von gebrannter Erde fanden sich; eine Hirschkuh war, auf einem andern ein schöner Frauenkopf bemerklich. Von einer sitzenden sogenannten Isis von gebrannter Erde, eine halbe Palme hoch, wird nächst mancherley Lampen Erwähnung gethan, daher zu glauben, es sey von einer jener sitzenden Gräberfiguren desselben Materials die Rede, die man nicht selten zugleich mit den großgriechischen Vasen findet. Als anderes irdenes Geräth werden Ziegel und Backsteine von mancherley Form, cylindrische und achteckige Röhren, mancherley architektonische Zierrathen bemerkt; Griffe mit verschiedenen griechischen Inschriften als ....ΣΤΕ ΜΙΝΘΙοΥ, neben einer Blume ΔΑΜΟΥΡΑΤΗΣ, anderwärts ΩΠΙΕΥ ΚΑΕΥΣ, ΝΕΥΣ ΡΥΣ, ΑΧΙΡΙΣΤο ΕΙΤοΥ ΑΠΑΜΙΤΙοΥ. Von Steinarbeit fand sich noch ein rosenroth gefärbtes Gesims, drey Palmen lang, mit fünf Zahnschnitten von schöner Arbeit und zwey Löwenköpfen, die zum Behuf auslaufenden Wassers dienten. Von Gebäuderesten endlich entdeckten sich ausgedehnte Grundmauern von großen Quadersteinen und ein Architrav von 10 Palmen Länge, 3½ P. Breite und 2 P. Höhe, Reste von zinnoberrothem Stuck; ein zerstörtes Hypocaustum, dessen rechtwinkliche Wasserröhren zu bemerken sind, und kleine Pilaster von dicken Backsteinen.

In einem späteren Briefe vom 11. Juli hatte Cav. Landolina von neuen Früchten seines unausgesetzten Eifers zu berichten. Man hatte nachträglich einen jugendlichen Kopf von parischem Marmor, eine zierliche weibliche Gewandfigur desselben Steins ohne Kopf und Hände, vom Hals bis zum Knie eine Palme und zwey Zoll lang gefunden, einer Menge Fragmente von Marmor und gebrannter Erde nicht zu gedenken. Mächtige Grundmauern von Quadersteinen zeigten sich fortwährend, desgleichen Reste von Wasserleitungen. Wie sehr wäre nach so aufmunternden Anzeichen, in einer Gegend, in der jeder Schritt belohnend seyn kann, und auf einer Stätte, wo man seit längerer Zeit das Forum von Syrakus zu suchen pflegt, eine durchgreifende Fortführung jener bisher nur durch die Aufopferungen eines Privatmanns geführten Ausgrabungen zu wünschen! Aus den Staatskassen waren früher jährliche sechshundert Ducati für syrakusische Ausgrabungen bewilligt worden; indeß ist seit fast zehn Jahren nicht mehr gegraben worden und auch die beschriebenen Entdeckungen hatten bis zum Spätherbst des verflossenen Jahres keine weitere Berücksichtigung von Seiten der Regierung erhalten.

H. M. S.

Paris, den 11. März 1827.

Kürzlich wurde dem Direktor des Museums zur Errichtung einer Antiquitäten-Sammlung die ganze erste Etage der mittäglichen Seite des Louvre übergeben, das den Namen Museum Carls X. erhielt. Arbeiter aller Art sind nun beschäftigt diese aus 18 Sälen bestehende Galerie herzurichten; unter ihnen sieht man ausgezeichnete Maler mit der Verzierung der Lambrien beschäftigt. Es werden überall neue Plafonds angebracht, wovon der eine im Eingangs-Saale, wegen seiner Größe, der andere wegen seiner Kuppel im Mittelsaale merkwürdig ist. Ihre Ausführung ist den Malern Ingres, Haim, Meynier, Horace Vernet, Fragonard und Abel Pujol anvertraut. Zur Bildung dieses Museums sind bereits mehrere Sammlungen angeschafft, als die ausgezeichnete Antikensammlung von Durand, viele ägyptische Mumien und Alterthümer aller Art. In der obern Etage dieser Seite, sollen die Gypsabdrücke der vorzüglichsten Meisterwerke der Bildnerey aufgestellt werden; zu dem Ende sind von der Direction der Arbeitsanstalt des Hrn. Jacquet auch bereits zu London, Venedig und andern Orten die Formen genommen worden. In einem kurzen Zeitraume von 12 Jahren wurden an 50 Säle für das königliche Museum gewonnen, die eine Quadratfläche von nicht minder als 400 Toisen umfassen, nämlich vom Eingange der großen Galerie an der Seite der Tuilerien an bis zum Ausgange des Louvre durch die nordöstliche Stiege gerechnet.

Zu London sind 22 wohlgearbeitete Ansichten der Ruinen von Pompeji erschienen. Der Verfertiger, William Light, wird selbige auch im Steindruck herausgeben.

Zu Mexico hat sich eine Gesellschaft für Literatur und schöne Künste gebildet.

Nr. 29.

Kunst-Blatt.

Montag, den 9. April 1827.

Besuch bey Flaxman im Juli 1826.

Von dem kürzlich erfolgten Tode des berühmten englischen Bildhauers, welchem früher als sein Meissel schon seine Zeichnungen europäischen Ruhm und Anspruch auf Unsterblichkeit erworben haben, ist bereits in diesen Blättern Meldung geschehen. Der Schmerz über seinen Verlust war allgemein in seinem Vaterlande, welches an ihm nicht blos einen der geehrtesten, sondern ohne Widerrede den genialsten seiner Künstler verlor. Die Bekanntschaft mit diesem Manne gehört zu den merkwürdigsten, die ich gemacht habe. War er mir längst als Künstler ehrwürdig und lieb gewesen, so gewann er noch im höheren Grade als Mensch meine Hochachtung und Zuneigung. Es sey mir erlaubt hier in beyden Beziehungen von ihm zu sprechen und diese kurze Nachricht als eine bescheidene Blume auf seinem Grabe niederzulegen.

Meinem Wunsche Flaxmans persönliche Bekanntschaft zu machen, war Hr. Prof. v. Schlegel in Bonn freundlich entgegen gekommen, indem er mir eine Empfehlungskarte an ihn mitgab. Doch gelang mir die Ausführung meiner Absicht in London, erst nachdem ich Flaxman den Bildhauer aus seinen Werken kennen gelernt hatte. Was mir früher in Deutschland über seine Leistungen in der Sculptur bekannt geworden war, hatte nicht auf eine gleiche Höhe des Verdienstes mit dem gedeutet, welches er sich als Zeichner der Umrisse zu Homer, Aeschylus und Dante vor den Augen der europäischen Welt unbestreitbar erworben hat. Seine Arbeiten in Marmor sagte man, verriethen ebenfalls den Skizzisten, und seyen nicht von dem hohen Geiste belebt, welchen man in seinen Entwürfen ahnet. Wie sehr ward ich daher überrascht, als ich bey dem ersten Besuch in der Paulskirche vor die Statue des Sir Joshua Reynolds trat, an deren Fußgestell Flaxman als Verfertiger bezeichnet ist. Die edle Haltung der Figur hatte schon von weitem mein Auge gewonnen; in die Tracht seiner Zeit und in den Mantel eines Doctors der Rechte gekleidet steht der berühmte Maler auf einem hohen Sockel aufrecht an einem Piedestal, an welchem das Brustbild Michel Angelo's angebracht ist. In der Rechten hält er das Buch seiner Reden, welche seinem Namen vielleicht eine längere Dauer sichern, als die Werke seines Pinsels. Aus dem Antlitz spricht Milde, Scharfsinn und bescheidene Würde; der Körper ist der eines kräftigen, ziemlich großen und wohlgebauten Mannes und die ganze Gestalt athmet ein Leben und trotz der ruhigen Haltung eine so augenblickliche Bewegung, daß die Arbeit des Meissels auf der Natur abgeformt scheint. Die ungünstige Kleidung ist in einer Art behandelt, daß sie dem Auge nicht widerlich wird, und macht durch ihre Natürlichkeit alles dem Styl Widerstrebende vergessen. Nichts skizzenhaftes, flüchtiges oder oberflächliches konnte ich wahrnehmen, sondern je länger ich betrachtete, desto mehr überzeugte ich mich, daß Sir Joshua's Andenken bey weitem höher durch Flaxmans Werk, als durch die schöne und prachtvolle Inschrift geehrt war, die man an dem Sockel der Statue liest. Sie stehe hier, weil ihr panegyrischer Inhalt vollkommen der Meynung entspricht, welche noch jezt das englische Publikum von diesem Begründer seiner Malerschule hegt:

Joshuae Reynolds
Pictorum sui saeculi facile principi,
Et splendore et commissuris colorum,
Alternis vicibus luminis et umbrae
Sese mutuo excitantium,
Vix ulli veterum secundo;
Qui cum summa artis gloria uteretur
Et morum suavitate et vitae elegantia
Perinde commendaretur;
Artem etiam ipsam per orbem terrarum
Languentem et prope intermortuam,
Exemplis egregie venustis suscitavit,
Praeceptis exquisite conscriptis illustravit
Atque emendatiorem et expolitiorem
Posteris exercendam tradidit;

Laudum ejus fautores et amici
Hanc statuam posuerunt
A. S. MDCCCXIII.
Natus die XV mensis Julii MDCCXXIII.
Mortem obiit die XXIII Februarii MDCCXCII.

Dem Andenken
Joshua Reynolds,
welcher, der erste Maler seines Jahrhunderts,
an Glanz und Verbindung der Farben,
deren Kraft durch Wechsel des Lichts und Schattens
sich gegenseitig hebt,
kaum einem der Alten nachsteht;
welchem nächst dem höchsten Ruhm in der Kunst
auch das Lob milder Sitten
und seinen Lebens gebührt;
welcher die Kunst selbst, die auf dem Erdkreis,
verschmachtend und beynahe sterbend lag,
durch herrliche Muster wieder erweckte,
in vortrefflich geschriebenen Lehren erklärte,
und verbessert und ausgebildet
den Nachkommen zur Uebung hinterließ;
setzten Gönner und Freunde seines Ruhmes
diese Bildsäule.
im Jahre 1813.
geboren den 15. Juli 1723.
gestorben am 23. Februar 1792.

Weiter hin an einem der großen Pfeiler, welche den Dom von dem Chore sondern, fand ich das Grabmal des Lord Nelson, ebenfalls von Flaxman gearbeitet, ein Werk von ausnehmender Größe und Pracht, und ganz dem Style gemäß, welchen die Engländer überhaupt bey der Anordnung ihrer Grabmonumente befolgen; nur daß der Künstler die Reinheit seines durch die Antike gebildeten Sinnes und das Edle der Formen, welches er eben dort gelernt, so viel als möglich geltend gemacht hat. Die Beybehaltung des Kostüms ist an allen diesen Denkmälern ein beynahe zwingendes Gebot und so steht auch hier auf hohem Piedestal der Seeheld auf einen Anker gestützt, in der Tracht seiner Zeit, ja mit dem Pelze bekleidet, den er von dem Großherrn empfing. Etwas tiefer zu seiner Rechten führt Brittania, eine hohe Gestalt der kriegerischen Minerva ähnlich, zwey junge Seesoldaten zu Nelson ihrem großen Vorbilde heran. Auf der andern Seite liegt der brittische Löwe als Sinnbild und zugleich als Wächter des Monuments. Zu unterst an dem Sockel sitzen vier Figuren, welche die Nordsee, das deutsche Meer, den Nil und das mittelländische Meer bedeuten; und an der Cornische sind die Worte eingehauen: Kopenhagen, Nil, Trafalgar. An dieser Composition, die wohl mehr durch Convenienz und geforderte Pracht veranlaßt, als aus des Künstlers Gemüth entsprungen seyn mag, fällt das Widerstreitende des Kostüms grell in die Augen. Die Figur des Helden, obgleich kräftig und großartig gehalten, macht in der That keine gute Wirkung und die beyden Knaben in ihren Matrosenkleidern stechen zu sehr gegen die schön drapirte Figur der Brittania ab, die allein dem Künstler vom Herzen gekommen scheint. Ihr Kopf gehört, so viel mir bekannt ist, zu den sehr wenigen, in welchen die neuere Kunst die hohe Schönheit antiker Formen mit wahrem und tiefem Seelenausdruck vereiniget hat. Voll inniger Mutterliebe und zugleich von Ehrfurcht vor dem Helden durchdrungen scheint die hohe Frau die Knaben heranzuführen und dieses doppelte Gefühl drückt sich wie in ihrem Antlitz, so in ihrer ganzen edlen Haltung aus. Diese einzige Figur war mir genug, um auch hier den ächten Künstler zu erkennen, dessen Geist und Seele durch den schwierigsten und widerstrebendsten Stoff hindurch leuchten und den Nahenden fesseln.

Ueber den Zwang des nationalen Kostüms können die englischen Bildhauer nicht hinaus und auch Flaxman hat sich den Forderungen dieses an sich sehr natürlichen Geschmacks gefügt. Die Westminster-Abtey enthält von den ältesten bis auf die neuern Zeiten der englischen Geschichte die Denkmäler und Marmorbilder ihrer großen und verdienten Männer, und alle diese Werke zeigen die Trachten ihrer Zeit mit vollkommener Genauigkeit. Die Kunst hat hier ihre Gesetze aufgeben, den Forderungen des Styls und dem Bedürfniß schöner Formen gerade entgegen handeln müssen, um die historische Treue nicht zu verletzen, welche unbedingt gefordert war. Keine Gallerie ist merkwürdiger für die Geschichte der Zeit, keine dem Kunstsinn und dem Schönheit gewohnten Auge widerstrebender. Nur in den hohen Hallen dieser alterthümlichen Kirche und in ihren düstern Kapellen und Winkeln konnte eine solche Versammlung Platz finden, ohne durch ihre bunte und widerstreitende Erscheinung den Kunstsinn selbst der Nation, die sie schuf, aufs tiefste zu verletzen; aber hier wandelt man durch die Gänge der englischen Geschichte, und vor den Erinnerungen, welche diese Stein- und Erzbilder, diese bemalten und buntbekleideten Masken erwecken, verschwindet der Gedanke an die Kunst und das Verlangen ihres Genusses.

In einer der größten Abtheilungen, in welcher neuere Werke und zwar von der größten Ausdehnung stehen, hat auch ein Werk von Flaxman seine Stelle. Es ist das Denkmal des Lord Mansfield, das erste, welches zwischen Pfeilern angebracht wurde, so daß man es rund umgehen kann. Die Form hat auf den ersten Anblick etwas Sonderbares, da der Künstler ein cylindrisches Piedestal für seine Hauptfigur gewählt und demselben vielleicht etwas zu viel Masse im Verhältniß zu den

Gestalten gegeben hat. Auf diesem hohen Sockel ist der Graf als Oberrichter sitzend dargestellt und unter ihm auf einer tiefern Basis befinden sich zwey allegorische Figuren, zur Rechten die Gerechtigkeit mit gleichschwebender Wage, zur Linken die Wissenschaft, welche das Gesetzbuch aufschlägt. Auf der Rückseite liest man des Grafen Motto: Uni aequus virtuti in einem Lorbeerkranz eingeschlossen und darunter die Figur des Todes, nach der Weise der Alten, als einen schönen Jüngling mit ausgelöschter Fackel dargestellt. Auch hier hat Flaxman sein Möglichstes gethan, um seine Aufgabe in ein der Kunst vortheilhaftes Gebiet zu versetzen, und die schönen der Antike nahen Formen der beyden allegorischen Figuren ziehen am meisten das Auge auf sich. Die Ausführung ist von einer Reinheit des Geschmacks, welche gegen die vielen manierirten Werke in der Nähe auffallend absticht, und zeigt wohl den Punkt an, wo die monumentale Sculptur der Engländer sich am meisten den Formen des Alterthums genähert hat. Doch erlaubt, wie gesagt, die eigenthümliche, wohl durch Umstände gebotene Anordnung weder den Totaleindruck, noch den ruhigen Genuß, welchen ein solches Werk gewähren soll.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Kupferstiche.

1. Leonidas bey den Thermopylen, gem. von David und grst. von Laugier. Sehr gr. Querfol. 55 fl.

Wenn die Neigung der Franzosen, in ihrer bildenden Kunst, wie in ihrer Tragödie, sich mit Vorliebe zu Gegenständen des klassischen Alterthums wendet, so mag es sich daher erklären, daß in beyden die Werke der Hellenen ihre Muster waren und geblieben sind. Damit ist jedoch noch keinesweges die Frage gelöst, wie überhaupt ein so unstetes, leichtbewegliches Volk sich in den hohen Ernst des Alterthums vertiefen und fast Jahrhunderte hindurch, an den strengen Formen desselben festhalten konnte. Ohne Zweifel liegt, was den Stoff betrifft, die Ursache in dem rein menschlichen Interesse, welches uns die Begebenheiten der Griechen und Römer gewähren. Die Franzosen sind besonders empfänglich für Eindrücke des Heroismus, und dieser erscheint in seiner ganzen Größe und in seinem hellesten Glanze nirgends so häufig, als in den Geschichten jener Völker; wo wir ihn später antreffen, zeigt er sich meist als trotzige Todesverachtung; ihm fehlt das erhabene Motiv, das uns in der ruhigen, besonnenen Aufopferung eines Leonidas und Q. Cäcilius, in der freywilligen Verbannung eines Aristides und Coriolan so unwiderstehlich ergreift. Außerdem zählen, in der spätern Zeit, die Massen nicht mit; der einzelne Wille herrscht, nicht die Idee, und die Persönlichkeit nimmt hier den Ruhm für sich in Anspruch, den der Spartaner blos für sein Vaterland erkämpfte. Fühlt sich aber der Künstler erst einmal von dem klassischen Alterthum angezogen, so ist ihm auch zugleich schon, in den antiken Bildwerken, die Form gegeben. Man kann den Franzosen allerdings vorwerfen, daß sie mehr an der Aeußerlichkeit als am Geiste derselben hängen, und die schöne Simplizität der Griechen durch gesuchte, theatralische Effekte verdorben haben. Auch David hat sich von dieser Verirrung seiner Landsleute nicht frey zu erhalten gewußt; ihm gebührt jedoch das Verdienst, das Studium der Antike mit der Beobachtung der Natur verbunden und auf diesem Wege eine Tüchtigkeit erworben zu haben, die ihm, unter den Künstlern seiner Nation, seit Lesueur, den ersten Rang sichert. Auch der Leonidas, den er im Jahr 1815 malte, ist ein rühmliches Denkmal seines vielseitigen Vermögens.

In diesem Bilde ist die Oertlichkeit genau beobachtet, wie Herodot und Pausanias sie beschreiben. Dieß ist kein unzeitiger Prunk mit Gelehrsamkeit, wie man ihn Poussin manchmal mit Recht vorwirft; es gehört zur Sache. Diese Altäre des Herkules und der Venus, jener Tempel der Ceres, in welchem die Amphyctionen sich zu versammeln pflegten, haben hier nicht blos eine historische Bedeutung.

Unter mehreren Momenten, welche die ewig denkwürdige Begebenheit bey Thermopylä darbot, wählte David mit Ueberlegung, das Unglück weissagende Opfer vor dem lezten Todeskampfe. Leonidas eine herrliche Heroengestalt, jezt in der Mitte des Bildes, auf einem Fels, in der Rechten das Schwert, in der Linken Speer und Schild. Den Mantel hat er abgeworfen, und ist nackt bis auf den Helm. Stellung und Gebärde kündigen einen tiefen, stillen Ernst an. Unbekümmert um die Zeichen der Eingeweide scheint er nachzusinnen, wie er seinen und seiner Gefährten Tod den Persern so verderblich machen könne, als möglich. Zu sterben war schon sein Entschluß, als er aus Sparta zog, und sein Antlitz scheint auch bereits von einem Strahle der Unsterblichkeit verklärt. Die treulosen Bundesgenossen haben ihn verlassen (man sieht noch den Schweif ihres Zugs) und er ist auf seine dreyhundert Sparter und das treue Häuflein der Thespier beschränkt. Der mit Kriegern angefüllte Hintergrund schließt das Bild gehörig ab, ohne zu stören. Alle Bewegung ist im Vorgrunde und Mittelgrunde. Der schlanke Jüngling (rechts neben dem Feldherrn), welcher sich hurtig die Solen anbindet, als ging es zu einem Feste, und der männliche Krieger mit dem Helm in der Hand, ruhig das Zeichen zum

Ausdruck erwartend, kontrastiren vortrefflich. Hinter dem lezten sieht man die Häupter der Thespier, den Greisen Demophilus und den muthigen jungen Dithyrambus. Dieser scheint jenem ins Ohr zu raunen: „Die Zeichen stehen schlecht, aber wir harren aus.“ Jener alte, blinde Krieger, der sich zum Altare drängt, ist ein Spartaner, den Leonidas an die Ephoren geschickt und welchen ein Augenübel unterwegs aufgehalten hatte. Bey der Nachricht von der Gefahr seiner Brüder kehrte er eilig zurück, um mit ihnen zu sterben. Daß ihn David nicht augenkrank, sondern blind dargestellt, ist ein Beweis, wie klar er über seine Kunst gewesen.

Was man dem Ganzen zum Vorwurf machen könnte, wäre vielleicht, daß nicht die Handlung selbst vorgestellt ist, sondern blos die Vorbereitung zu derselben.*) Ohne Kenntniß der Geschichte bleibt hier freylich manches dunkel, aber diese muß man doch wohl bey jedem historischen Bilde voraussetzen, wenn es, nicht wenigstens zum Theil, unverständlich werden soll. Immer ist dieser Leonidas ein höchst bedeutendes Werk, und widerlegt siegreich das nachgelallte Geschrey der Unmündigen, als ob die moderne Kunst nichts groses mehr auszuführen vermöge. Ein tiefes Studium der Antike nicht nur, sondern auch der Natur leuchtet aus allen Figuren hervor. Es sind herrliche Gestalten darunter, und der Reichthum der Scene ist gehörig geordnet, mitunter weniger malerisch als bedeutsam. Im Ausdrucke und in der Bewegung herrscht eine grose Mannichfaltigkeit, nach Alter und Charakter, aber nirgends verliert er sich ins Unedle oder Uebertriebene.

Wir erinnern uns, daß neulich ein Schriftsteller den bekannten Weidspruch wiederholte: „Das Studium (?) der Antike habe die moderne Kunst zu Grunde gerichtet.“ Das klingt, als wenn man behaupten wollte, das Studium der klassischen Literatur habe die unsrige nicht aufkommen lassen. Nicht das Studium, sondern die Nachäfferey der Antike, brachte so nachtheilige Wirkungen hervor. Man gerieth nachgerade auf den seltsamen Wahn, die Schule gebe alles, und der akademische Styl sey der eine und alleinige. Die Einseitigkeit ist und bleibt ewig in einem Extrem befangen.

Was nun den Stich des Leonidas von Laugier anlangt, so verdient das Blatt alles Lob und um so mehr die Beachtung der Kunstfreunde, je seltener historische Compositionen von diesem Umfange und Gehalt erscheinen. L. versteht die Behandlungsart historischer Gegenstände, weiß seine Taillen meist gehörig zu wechseln, und Leben und Farbe in seine Darstellung zu bringen. Hier und da scheinen uns die Uebergänge nicht genug beobachtet und es fehlt den Tönen an gehöriger Abstufung, mitunter auch an der nöthigen Schwächung. Im Ganzen ist jedoch das Blatt als eines der preiswürdigsten neuen in seiner Art anzusehen.

Die Anzeige der übrigen drey Blätter nächstens.

— der.

*) Mit mehr Grund dürfte wohl ein anderer Vorwurf dem Bilde gemacht werden, nämlich daß es nicht eine Handlung, sondern mehrere sehr verschiedenartige Scenen dem Auge vorstellt, die wohl durch eine Hauptscene oder gemeinsame Handlung verbunden sind. Der einsam sitzende, an dem was um ihm vorgeht keinen Antheil nehmende Leonidas erhält dadurch etwas Theatralisches, welches die gezierte Stellung noch vermehrt. Die übrigen sehr bewegten Gruppen sprechen nicht für sich selbst, sondern müssen ihre Erklärung auch nur aus der griechischen Geschichte und Sitte erhalten. Daher ist unsres Bedünkens dieß Bild weder eine dramatische noch eine epische Composition zu nennen, und bleibt dem theatralischen Charakter der französischen Schule mehr getreu, als der Hr. Verfasser obiger Anzeige anzuerkennen scheint, welcher uns diese Anmerkung freundlich verzeihen möge.

G.

Kunstnachrichten.

Carlsruhe, 18. März 1827.

Fräulein Ellenrieder, welche sich gegenwärtig hier aufhält, hat den Auftrag erhalten, für den Hauptaltar der katholischen Kirche ein groses Altarblatt zu malen. Der Gegenstand ist der Märtyrertod des heil. Stephanus, dem die Kirche geweiht ist, und welche dadurch doppelt gewinnt, indem nun die Orgel, welche bis jezt so störend über dem Hochaltar stand, einen andern Platz erhält.

Der Kunst- und Industrie-Verein veranstaltet im nächsten Mai eine neue Ausstellung, wozu Einsendungen bis zum 15ten April angenommen werden. Was später eingeht, wird abgewiesen. Der Verein hat zwey goldene Medaillen, jede von 60 fl. werth, eilf für Kunstgegenstände (Werke?) inländischer Künstler ausgesezt. Es ist nicht gesagt, ob der Bildhauer, Maler, Zeichner, Kupferstecher und Lithograph hier um einen und denselben Preis concurriren.

— r.

Nr. 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. April 1827.

Denkmal für Albrecht Dürer in Nürnberg.

München, den 4. April 1827.

In Nro. 93. des Kunstblatts von 1826 haben wir einen Aufruf des Vorstandes der Nürnbergischen Kunstschule mitgetheilt, die Säkularfeyer von Albrecht Dürers Todestag am 6. April 1828 durch Anlegung eines Künstlerstammbuchs in Nürnberg zu verherrlichen. Dieser Vorschlag wurde durch Se. Excellenz den Hrn. General-Kreis-Commissär v. Mieg Seiner Majestät dem König vorgelegt, und es erfolgte darauf ein Höchsteigenhändiges Königliches Schreiben, welches ganz die großartigen Ansichten und den hohen Kunstsinn Sr. Maj. ausspricht. Wir freuen uns dasselbe hier mittheilen zu können und indem wir nicht zweifeln, eine so ermunternde Stimme werde die zahlreichen Verehrer Albrecht Dürers zu der thätigsten Theilnahme erregen, sind wir erbötig Unterzeichnungen für das Denkmal anzunehmen.

D. Red.

Schreiben Sr. Maj. des Königs von Baiern an den Herrn General-Kreis-Commissär v. Mieg in Nürnberg.

Mein lieber Herr Generalkreiscommissär! Löblich ist der an Deutschlands Künstler ergangene Aufruf Albrecht Dürer durch Anlegung eines Stammbuches Achtung zu bezeigen; es soll nicht unterbleiben, aber hinlänglich deucht es mir nicht, dieses Mannes Andenken würdig zu ehren; nur durch sein Standbild aus Erz kann dieses geschehen. In Nürnberg wo er geboren, gelebt, gestorben, fände es seine geeignetste Stelle. Wie in so vielem Trefflichen gehe diese Stadt auch hierin mit nachahmungswerthem Beyspiele vor, indem sie ihm ein Denkmal errichte, ein öffentliches, was noch in unserm deutschen Vaterlande keinem Künstler widerfahren. Aber Nürnberg nicht allein, ganz Deutschland werde zum Beytrage eingeladen; ist er ja doch dessen größter Künstler, und dessen größter Bildhauer; Rauch, verfertige es zu München, wo die einzige große Erzgießerey in Süddeutschland besteht, und derselbe sich gerade in jener Zeit aufhalten wird. Findet dieser Vorschlag in allen seinen Theilen Annahme, bin ich bereit, die Unterzeichnung mit namhafter Zusage zu eröffnen. Schön wäre es, wenn an dem 300ten Jahrestage von Albrecht Dürers Tod des Denkmales Grundstein gelegt würde, dann werde aber auch ununterbrochen an demselben gearbeitet. Konnte die kleine Stadt Rostock ihrem Mitbürger dem Fürsten Blücher aus eigenen Mitteln vor wenigen Jahren ein ehrnes Standbild errichten, wird das große Nürnberg doch wohl das nämliche vermögen, und gar mit Beyhülfe; es kann's, und an dem Willen zweifeln, hieße sich eines Unrechts gegen seine Bewohner schuldig machen. Dieses Schreiben, mein lieber Herr Generalkreiscommissär theilen Sie der von mir vorzüglich geschätzten Stadt mit, desgleichen ihrem Künstlerverein am 6ten des nächsten Monats, als an dem Tage, an welchem nach einem Jahre die dritte Säcularfeyer seyn wird. Mit den Ihnen bekannten Gesinnungen der Ihnen wohlgewogene

München, den 24. März 1827.

Ludwig.

Besuch bey Flaxman im Juli 1826.

(Fortsetzung.)

Auf der Ausstellung der Akademie in Sommersethouse, welche eben geöffnet war, befanden sich nur zwey Büsten von Flaxmans Hand, Raphaels und Michel Angelo's Bildnisse in Gyps modellirt unter Lebensgröße. Sie waren nicht von ausgezeichnetem Verdienst und schienen flüchtig behandelt, doch standen sie auch in dem ohnehin dunkeln und für Sculpturwerke sehr unvortheilhaften Saal an übler Stelle, wo sie nur unvollkommen gesehen werden konnten. Ein drittes Werk, dessen Nummer im Register des Kataloges bemerkt stand, war ausgeblieben und durch eine Statue von Westmacott ersezt worden.

Für diese Entbehrung ward ich jedoch entschädigt, durch einen Besuch bey den Silberarbeitern Rundell und Bridge, welche nicht weit von St. Pauls, auf Ludgatehill, einen glänzenden Laden halten. Hier zeigte man mir den Schild des Achilles, in Silber gegossen und ciselirt nach einem Gypsmodell, welches Flaxman in Auftrag des Königs gefertigt hatte. Zehn Jahre war er an dieser Arbeit beschäftigt gewesen, aber was er geliefert, stellt sich ohne Zweifel auch dem Schönsten an die Seite, was die moderne Kunst in dieser Art des flachen und verzierenden Reliefs besizt. Der Schild ist zirkelrund, nur wenig convex, und hat ungefähr zwey englische Fuß im Durchmesser, den Radius desselben denke man sich in drey Theile getheilt, wovon das innere Drittheil die mittlere Abtheilung, die beyden äußeren den übrigen Raum bis zu dem Rande beschreibt. Flaxman hat nicht ängstlich gestrebt, die reiche Schilderung Homers im Bildwerke wiederzugeben, denn hätte er alles, was der Homerische Gesang berührt, in seiner Composition anbringen wollen, so würde dazu entweder eine Zerstückelung in viele Abtheilungen oder eine Anordnung im Geschmack der ägyptischen Bildwerke nöthig gewesen seyn, an welche die Beschreibung des Dichters von jener kunstvollen Arbeit des Hephästos unwillkürlich erinnert. Er suchte vielmehr das Wesentlichste aus den Angaben Homers herauszuheben und in einer dem schönen Styl des Reliefs gemäßen Anordnung zu vereinigen. Nur sehr flach hervortretende Figuren und wenige Pläne waren ihm erlaubt; die ganze Vertheilung aber hat er so einfach und großartig als möglich gehalten, um dem Raume die Ruhe nicht zu benehmen und die Darstellung nicht mit unnöthigen Nebenwerken zu beladen. In dem mittleren Rund sieht man den Helios auf seinem Wagen emporsteigen, von vier bäumenden Rossen gezogen; Erde, Meer, Himmel und Mond, welche Homerus noch andeutet, verschwinden als schwache Beywerke, und die Gestirne sind als Thierkreis in dem schmalen Rand angebracht, welcher diese mittlere Gruppe umschließt. Alle folgenden Scenen nun, welche Homer wie von lebendigen oder beweglichen Figuren und Gruppen gebildet beschreibt, sind in den zweyten, größeren Raum zusammengeordnet, indem auch hier der Künstler nur das Wesentliche herausgehoben und in dicht gedrängten äußerst anmuthig verbundenen Gruppen zusammengestellt hat. Wie die Bewohner der einen Stadt eine Hochzeit begehen und Gerichtsversammlung halten, die andern den Sturm der Belagerer aushalten, wie dann die friedlichen Arbeiten des Landmanns sich an die einfachen Freuden des Hirtenvolks anschließen, sieht man unmittelbar ohne irgend eine Abtheilung zusammengeordnet, und in den Gruppen herrscht der lebendigste Ausdruck, und die mannichfaltigste Bewegung. Den äußern Raum bildet der Strom Okeanos als einfache Zierde, das Ganze ist durchdrungen von ächt antikem Geiste, die Ausführung der Figuren hat zwar etwas Oberflächliches, doch vermochte ich nicht zu beurtheilen, ob dieß von der Hand des Meisters herrühre, da ich das Modell nicht sehen konnte, und das silberne Exemplar, welches man mir zeigte, von den Arbeitern der Officin ciselirt war. Dieser Schild ist viermal in Silber gegossen worden, für den König, den Herzog von York, den Herzog von Northumberland und den Lord Lonsdale. Vergoldet kostet das Exemplar 2000 Pfund, und unvergoldet 1900. In Bronze wird das Exemplar um 450 Pfund geliefert. Ein Kupferstich davon ist leider bis jezt nicht erschienen.

Da Flaxman durch diese Arbeit mit der Werkstatt der HH. Rundell und Bridge in Verbindung kam, welche viele kostbar und geschmackvoll ausgeführte Prachtgefäße, und mancherley Prunkgeräth in edlen Metallen liefert, so hatte er die Gefälligkeit, ihnen kleine Modelle für silberne Schachfiguren zu machen, die eben zum Formen bereit standen. Diese zierlichen, etwa dritthalb Zoll hohen Figürchen stellten Könige und Königinnen, Bischöfe, Ritter, Krieger u. s. w. im mittelalterlichen Costüm vor, alle mit außerordentlichem Geschmack und äußerst geistreich behandelt. Es hatte für mich etwas Rührendes zu sehen, daß der Geist, welcher sich mit den größten Dichtungen der alten und neuen Welt beschäftigt und genährt hatte, auch diese Spielereyen nicht verschmähte und mit dem Zaubergriffel seiner Kunst gern zur Verschönerung eines unbedeutenden Geräths beytrug.

Nachdem so mannichfaltige Werke seiner Hand mir vor Augen gekommen waren, konnte ich den Besuch bey Flaxman mir nicht länger vorenthalten. Hr. William Young Ottley, der bekannte Verfasser eines trefflichen

Werkes über alte Kupferstecher- und Holzschneidekunst, und Besitzer einer ausgezeichneten Sammlung altitalienischer Gemälde, Miniaturen und Niellen, geleitete mich eines Morgens zu seinem Freunde Flaxman, der nicht weit von ihm, ganz im oberen Ende der Stadt, Buckingham-Street, Fitzroy-Square, wohnte. Wir traten in ein kleines, einfaches, aber wie alle englischen Wohnungen sehr nett und reinlich gehaltenes Haus, und wurden in das Drawing Room zu ebener Erde geführt, das mit einigen geistreich skizzirten Oelgemälden von Füßli und Stothard ausgeziert war. Nach wenigen Minuten erschien eine sehr kleine ältliche Dame, Flaxmans Schwester, und entschuldigte, daß sie uns empfangen müßte, da ihr Bruder eben ausgegangen sey. Auf Hrn. Ottleys Bitten rief sie aber den Aufseher der Werkstatt herbey und trug ihm auf uns darin herumzuführen. Wir gelangten durch ein enges blühendes Gärtchen in das nicht sehr geräumige Studium, wo ein kolossaler Erzengel Michael eben in Marmor vollendet wurde. Die Statue war acht Fuß hoch, der großartige, kräftige Jüngling nackt, mit wenigem fliegendem Gewand, aber ohne Flügel dargestellt, eben im Begriff den unter ihm in Schlangengestalt sich krümmenden Satan mit dem Speere zu tödten. Die Bewegung war rasch und zugleich sehr anmuthig, und nur die Drachengestalt schien mir unten einen zu dicken Knäuel zu bilden und der Wirkung der Figur einigermaßen zu schaden. An der Ausführung nahm ich mit Freuden eine große Sorgfalt und Natürlichkeit wahr, die mir um so vortheilhafter erschien, da sie dem edlen Styl und dem großartigen Ansehen des Ganzen keinen Eintrag that. Der Kopf schien noch nicht ganz vollendet, und ich konnte daher nur unvollständig über den Ausdruck desselben Rechenschaft geben. Diese Statue war für den Herzog von Bedford bestimmt. Neben ihr stand die marmorne Bildsäule des Schauspielers Kemble, als Caton, nachdem er Platons Dialog über die Unsterblichkeit gelesen hat, aufrecht stehend, mit der Toga drapirt und eine Schriftrolle in der Hand haltend. Mehr als diese zog mich das kleinere Modell zu dem mit einem Mantel drapirten Standbilde des Marquis Hastings an, welches mehr Neuheit der Erfindung, wohl hervorgerufen durch den Kampf, in welchen der Künstler mit dem Costüm hatte treten müssen, und einen kräftigen, interessanten Charakter verrieth. Außer diesen drey Statuen enthielten das erste und das folgende Zimmer, nebst einem ziemlich großen oberen Raume, eine Menge von Entwürfen und Modellen zu Denkmälern, die in Marmor ausgeführt ihre Stellen in den Kirchen von London und der Umgegend gefunden hatten. Der Künstler hatte hier überall christliche Symbole gewählt, und einfache Figuren mit dem Ausdrucke der Frömmigkeit, Andacht und inneren Reinheit aufs glücklichste dargestellt. Oefters waren ihm auch die Schicksale des Verstorbenen Anlaß zu ganz eigenthümlicher Auffassung gewesen. So zeigte man uns das Monument des um die Kenntniß der indischen Religion und Literatur so verdienten Sir William Jones. Es war als Relief behandelt, auf welchem der gelehrte Britte dreyen Braminen gegenüber sizt, die ihm ihre heiligen Bücher auslegen, während er einen Auszug derselben niederzuschreiben scheint. Die Braminen sind ganz dem indischen Nationalcharakter gemäß mit geschorenen Häuptern, stark vortretenden Backenknochen und Lippen und in kurzer Bekleidung dargestellt, und bilden auch in ihren Stellungen einen auffallenden Contrast mit der ruhigen einfach drapirten Gestalt des Engländers. Dieß Werk war ursprünglich von Lady Jones nach Calcutta bestimmt; als aber die westindische Gesellschaft dort eines auf ihre eigenen Kosten errichten ließ, wurde es in der Capelle des Universitäts-Collegiums zu Oxford aufgestellt, wo ich später auch die sorgfältige Ausführung des Marmors bewundern konnte. — Unter den symbolischen Vorstellungen zogen mich besonders zwey schmale Gypstafeln an, auf welchen die Unschuld und die Gerechtigkeit, die eine als schlanke Jungfrau, welche ein Lamm hält, die andere als kräftige Jungfrau, mit dem Schwert in der Hand, in halb erhabener Arbeit zu sehen waren. Diese beyden aufrecht stehenden Figuren, mit einfachen aber sehr geschmackvollen Gewändern bekleidet, sprachen mit dem tiefsten Seelenausdruck; der Künstler schien sie aus seinem innersten Gemüthe mit einem Hauche hervorgezaubert zu haben, und sie waren wirkliche Symbole der Begriffe geworden, die seinem Geiste vorschwebten.— Aus den leichtskizzirten aber höchst lieblichen Zügen der einen, und aus ihrer zarten Haltung leuchtet die reinste Unschuld, die fleckenlose Seele, die zarteste Menschlichkeit verbunden mit göttlicher Ruhe hervor, während in den edlen Zügen der anderen, und in ihrer großartigen Haltung die Strenge des richtenden Sinnes, die Kraft des Gesetzes und die Macht seiner Vollziehung in unbewußter Schönheit sich ausspricht. Mehr als alle anderen hier aufgestellten Werke waren mir diese der Beweis des ächten Künstlergeistes, des wahrhaft schaffenden Genius, welcher um mich waltete, und wenn ich gleich in den übrigen denselben frommen und reinen Sinn, dieselbe natürliche und gefällige Auffassung wahrnahm, so kehrte ich doch immer wieder zu diesen zurück, aus welchen die vollendete Schönheit der Kunst, vereinigt mit der höchsten Wahrheit des Gedankens und der reinsten Güte des Gemüths, mir entgegenleuchtete. Ich verhehlte meinem Begleiter, Hrn. Ottley, meine Bewunderung nicht, und äußerte ihm mein Erstaunen über diese schöne und reine Darstellung edler Gedanken, worauf er mit einiger Zurückhaltung, als ob er seinem Freunde durch zu großes

Lob zu schaden fürchtete, mir zur Antwort gab: Hr. Flaxman sey ein Mann von dem trefflichsten Herzen, von tiefreligiösem Sinn und von fleckenlosem Wandel, und seine Werke sprächen aus, was seine Seele fühlte. Mir ward es schwer, diese Stätte, wo ich das Weben und Wirken eines hohen und ausgezeichneten Geistes wahrnahm, zu verlassen; aber wir konnten Flaxman's Rückkehr nicht erwarten, und so nahm ich Abschied, indem ich Hrn. v. Schlegels und meine Karte hinterließ, und mir die Erlaubniß erbat, den Besuch zu wiederholen. Hr. Ottley suchte mich für dieß halbe Verfehlen freundschaftlich zu entschädigen, indem er mich zu Sir Thomas Lawrence begleitete, und in der That fand ich eine nicht geringe Vergütung in der vortrefflichen Sammlung alter Handzeichnungen, welche der Präsident besitzt und die uns auf das Gefälligste von ihm geöffnet wurde, so daß ich an diesem Tage und später viele lehrreiche und genußvolle Stunden mit der Durchsicht derselben zugebracht habe.

Aber der Wunsch, Flaxman persönlich kennen zu lernen, war durch diesen Besuch nur noch höher gestiegen, und ich benuzte in den nächsten acht Tagen den ersten freyen Morgen, um wieder an Flaxman's Thüre anzuklopfen. Nach kurzem Warten in dem Drawingroom sah ich meinen Wunsch erfüllt. Ein sehr kleiner, magerer und äußerst verwachsener Mann in grauem Sommeroberrocke trat herein: sein Haupt war mit wenigen Silberhaaren bedeckt, sein Gesicht blaß und kränklich und seine Züge nichts weniger als regelmäßig; aber es lag eine eigene Ruhe und Milde in ihnen, und aus seinen großen und schöngewölbten Augen strahlte lebhaft ein reger Geist und ein scharf beurtheilender Verstand. An wenigen Menschen habe ich diesen Ernst mit so viel Gutmüthigkeit gepaart, an keinem diese Anmuth des Benehmens bey so unempfehlendem Aeußern gesehen. Er kam mir mit freundlichem Bedauern meines früheren Verfehlens entgegen, und äußerte seine Freude, daß Hr. v. Schlegel ihn so wohlwollend in Erinnerung behalten. Ich mußte mit ihm sogleich heraufkommen in das Wohnzimmer, wo seine beyden Schwestern eben beym Frühstück saßen, zwey ältliche Damen, welche die Geschäfte der längstverstorbenen Hausfrau versahen. Als ich ihm sagte, wie lange ich gewünscht hätte, den Verfasser der Umrisse kennen zu lernen, die ich seit meiner frühen Jugend geliebt und welche in Deutschland so hochgeschäzt würden, antwortete er: „Diese Entwürfe sind vielleicht höher geachtet als sie verdienen; man hat sie sogar nachgeahmt; aber die Künstler hätten besser gethan, der Natur zu folgen.“ Ich erwähnte der Umrisse von Retzsch zu Göthe's Faust, welche sich besonderer Gunst bey seinen Landsleuten erfreuten. „Ja wohl,“ sagte er, „ich kenne sie auch; aber noch weit besser als Retzsch's Zeichnungen haben mir die von Cornelius gefallen, die in einem großartigern Sinn und mit tieferem Geiste gedacht sind.“ Er erfuhr erst durch mich, daß Cornelius sich in München befinde, und ich mußte ihm dann Manches von den dasigen Kunstwerken und der Akademie erzählen. „Als Professor der Londoner Akademie,“ sagte er, „habe ich auch Vorlesungen über Kunstgeschichte „gehalten; aber ich wage nicht, wie Füßli, Opie und „Reynolds, damit vor das Publikum zu treten. In der „Geschichte der alten Kunst,“ fuhr er fort, „wüßte ich „vielleicht Einiges anzugeben, was von Winkelmann un„richtig aufgefaßt worden ist. So bin ich mit Visconti „der Ueberzeugung, daß die knidische Venus des Praxi„teles nicht die Stellung der mediceischen gehabt, sondern „die, welche auf Münzen der Knidier vorkommt, wo die „Göttin mit der linken Hand ein Gewand über einem „neben ihr stehenden Gefäße hält; und den Beweis, daß „ein ausgezeichnetes Werk dieser Art im Alterthum muß „vorhanden gewesen seyn, hat mir eine Venusstatue ganz „in derselben Stellung und von vortrefflicher Arbeit gelie„fert, welche zu meiner Zeit in Rom vorhanden war, „darauf aber verschwunden und nicht wieder zum Vor„schein gekommen ist. Auch Canova, den ich bey seinem „Hierseyn darum fragte, konnte mir über ihr Schicksal „keine Auskunft geben.“ Er holte mir hierauf eine flüchtige Zeichnung hervor, die er nach jener Statue gemacht hatte und welche ganz mit der Venusfigur auf bekannten knidischen Münzen übereinstimmte. „Auch für „den Koloß von Monte Cavallo,“ fuhr er fort, „glaube „ich die Andeutung des Urbildes gefunden zu haben auf „einer Bronzemünze von Korinth, welche den Bellerophon „und Pegasus ganz in derselben Stellung wie jenen Heros „mit seinem Pferde darstellt.“ Diese große Bronzemünze war in seinem Besitz, und er fügte hinzu, als er sie mir zeigte, sie stamme aus hadrianischer Zeit, da sie dem Antinous zu Ehren geprägt sey; dieß hindere jedoch nicht, ein älteres Denkmal anzunehmen, welches vielleicht als kolossale Gruppe zu Corinth gestanden. Als ich hierauf bemerkte, daß ich früher der Meynung gewesen, jener schönere Koloß von Monte Cavallo könne ein Werk des Phidias seyn, daß ich aber nach Ansicht des Originals davon zurückgekommen sey und ihn mit Wagner für ein römisches Werk halte, war er nicht abgeneigt, meinen Gründen beyzustimmen. „Ich sehe“, fügte ich hinzu, „Sie lieben noch immer die alte Kunst, wie in der Zeit als Sie Ihre Entwürfe zu Homer und Aeschylus machten; ich hatte mir die Poesie der griechischen Welt als das Hauptgebiet Ihrer künstlerischen Thätigkeit gedacht und war desto mehr überrascht, als ich sah, mit welcher Innigkeit Sie die christlichen Gegenstände auffassen, und wie häufig Sie sich mit denselben beschäftigen.“

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 31.

Kunst-Blatt.

Montag, den 16. April 1827.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Beym Uebergange von den plastischen Gebilden zu den Gemälden wollen wir uns zuvörderst nach einer Halle begeben, aus welcher uns eine lange Reihe wohlbekannter Gestalten entgegen blickt. Es sind vor allem die lebensgroßen Bildnisse aus unserm Königshause, von unseren drey ersten Malern, die unsere Huldigung fordern. Wir erkennen hier, welche hohe Gunst es in aller Hinsicht für das Vaterland ist, wenn sein Fürstengeschlecht sich auch durch eigenthümliche edle Gestalt und Züge auszeichnet, und die Kunst auffordert; und zugleich bieten hier die Darstellungen jener Künstler einen Wettstreit dar, dem man mit Vergnügen zuschauet. Schwer wird man sich für einen entscheiden können: Alle drey haben ihren Gegenstand in seiner und ihrer Art fast gleich trefflich aufgefaßt und ausgeführt. Die erste Erwähnung gebührt dem in ganzer Gestalt vortretenden Bilde des Königs von Begasse, über welches ich schon, als es allein im königlichen Schlosse ausgestellt war, meine Freude in diesen Blättern (1826. Nr. 69.) ausgedrückt habe: es ist in seiner Art ganz, was die neuste Büste des Königs von Rauch. W. Schadow hat in runder Einfassung das Brustbild der Gemahlin des Königs, Fürstin von Liegnitz, uns sehr treffend vor Augen gestellt: aus dem geschmackvollen, farbenreichen Putz, unter dem vollen blühenden Kranze im dunkeln Haare, blickt die eigenthümliche bescheidene Anmuth des Urbildes um so lieblicher hervor. Von derselben Hand ist das Bildniß der Erbgroßherzogin Alexandra von Meklenburg-Schwerin, Tochter des Königs; sie sitzt im Freyen auf hohem Gestade der Ostsee; mit ihren beyden Kindern, eins auf dem Schooße sich innig anschmiegend, das andre auf dem Sofa neben ihr stehend, mit einem Apfel in der Hand: die sprechende Familien-Aehnlichkeit der Mutter und Kinder erinnert zunächst an die Züge der verewigten Königin Luise; und dazu stimmt auch die ganze häusliche mutterselige Darstellung dieses wahrhaften Familiengemäldes. Daneben sitzt im weißen Brautkleide die jüngere Schwester, Prinzessin Luise, der bey ihrer Vermählung mit dem Prinzen Friedrich von Oranien die Stadt Berlin die in diesen Blättern (1826. Nr. 60. 61.) beschriebenen Gemälde einheimischer Künstler darbrachte. Neben dem hohen Sitz in einer offenen Gartenhalle erscheint im Hintergrunde die herrliche mit Orangen besetzte Terrasse von Sanssouci bey Potsdam, der Lieblingswohnung ihres Schöpfers, des großen Königs Friedrich. Die königliche Jungfrau, dem Vater ähnlicher, als der Mutter, blickt ernst gerad aus; einige Rosen schmücken die nicht der unschönen Mode geopferten Locken, und sie hält einen vollen Kranz in der auf dem Schooße ruhenden Rechten. Alle Zeuge, außer dem weißen Kleide, der Fürstenmantel, das Fußkissen, Schuhe, Teppich u. s. w. sind ein mannichfaltig abgestuftes Roth, und dieß erhöhet die Einfachheit und Ruhe des Ganzen, welches fast plastisch erscheint. Bewundernswürdig ist die Ausführung aller Theile, und namentlich ist der Blumenkranz und das pickende Vöglein von höchster Lebendigkeit. Sehr bedauern wir, daß Wach, der dieses Bildniß gemalt hat, nicht auch sein etwas früher gemaltes Brustbild der anmuthsvollen Kronprinzessin, welches für eine Schwester derselben bestimmt war, hier mit ausstellen konnte: in ähnlicher Einfachheit der Farben und Abstufung des schon mit dem Kleide selber beginnenden Roths, athmet dieses Bild, mit seinen himmlisch aufblickenden Augen das höchste Leben. Diese wahrhaft poetische Auffassung zeichnet vor allen Wachs Bildnisse aus.

Unter den übrigen Bildern dieses Saales fordert besonders das Bildniß des Kapellmeisters Spontini in Lebensgröße und prächtigem Rahmen, gerade der Thüre gegenüber, die Aufmerksamkeit heraus: der Musiker und Ritter sitzt in ganz schwarzer knapper Tracht, obwohl ein über den Lehnstuhl geworfener dunkler Pelz das nördliche Clima bezeichnet. Mit der Rechten auf dem Klavier tastend, horcht er auf die Töne, welche die Muse

ihm eingibt. Seine sämmtlichen Werke stehen in prächtigen Bänden umher, und ein hingeworfener offener Brief zeigte die Unterschrift eines bedeutenden Staatsmannes mit der Zeile tout a vous. Jeder will natürlich dieß lesen, und so verfehlt dieses Bild nicht seine Bestimmung, als ein Denkmal der Eitelkeit. Es ist aus Paris hergesandt, und von Hersent tüchtig und pastos gemalt; die ganze Erscheinung hat aber etwas Trübes und Unangenehmes. In die Erhebung des Technischen darin können wir auch nicht mit so manchen Ueberschätzenden einstimmen: die Hände z. B. sind weder richtig gezeichnet, noch schön gemalt; das Gesicht ist rothfleckig; und die fleißige Ausführung, welche besonders Bildnissen so angemessen ist, vermissen wir sehr. Wir weisen deßhalb auf zwey daneben hängende bescheidene Bildnisse eines jungen Malers Magnus hin: der tüchtige Vorsteher einer Erziehungsanstalt (Kauer) steht im häuslichen Pelz mit einer Papierrolle in der Hand an einem mit einem Teppich bedeckten Tisch, und scheint ganz von seinem ernsten Berufe durchdrungen: wie innig und wahr ist der Ausdruck des würdigen Antlitzes, wie treufleißig alles ausgemalt! Das Seitenstück, die Schwester dieses Mannes, würde durch eine andere, weniger schattige Stelle noch mehr gewinnen. Dasselbe gilt von dem zu hoch hangenden und sehr eingeschlagenen Brustbilde einer schönen Frau (Robert) von demselben Maler. Es kömmt mir zwar eben nicht ähnlich vor, ist aber immer ein schönes Bild. Das Brustbild eben dieser Frau, als Muse, mit Lorbeeren im Haare, von Herbig ist gut gedacht, aber schwächer. Sonst läßt sich hier jenem Prunkgemälde auch noch ein Bildniß von Wach entgegenstellen: der Medicinalrath Rust, in Amtstracht im Armstuhle sitzend, an einem Tische voll Papiere; das offene Fenster zeigt eine südliche Gegend: man sieht den vielerfahrenen rüstigen Mann geschäftsthätig vor sich. Das Brustbild unsers Jubelgreises und Greisen-Jünglings, Heims, von Gebauer ist ähnlich und sauber, aber zu weich (es geht fast in Aehnlichkeit mit dem verstorbenen stillen Bode über): es fehlt der Geist des rastlosen Alten, der täglich aus der Quelle der Jugend zu trinken scheint, und schon durch sein Beyspiel sympathetisch wirken kann. Das kleine Bildniß einer Spanierin, in ihrer Volkstracht, von Luise Claude kömmt uns beynahe doch zu Spanisch vor, zumal Nase und Augen. Sehr ähnlich erscheint, auch ohne Kenntniß des Urbildes, das Seitenstück, ein deutscher Kriegsmann, dem sein Bedienter eben den Mantel umhängen will; deßgleichen eine hiesige Gärtnersfamilie in Sonntagskleidern um den Tisch der vorlesenden Mutter versammelt: beyde von derselben Malerin. Eine andere weibliche Hand, Caroline Lauska, Schülerin W. Schadows, hat den Kopf eines schönen jungen Mädchens mit einem Lorbeerkranze umgeben, so daß es mit seinen tiefen Augen wie ein wunderbares Kindermährchen erscheint. Ein ähnliches Antlitz ist von derselben Künstlerin zu dem Brustbilde eines Engels mit glänzenden Flügeln erhoben, und bey aller Farbenpracht ein inniges herzliches Bild.

Nächst den Bildnissen zeichnet sich die dießjährige Ausstellung auch durch eine ansehnliche Reihe anderweitiger Darstellungen aus dem wirklichen Leben aus, als strebte die Kunst wieder zum Gleichgewichte, nach den eine Zeitlang überwiegenden religiösen Darstellungen. So finden sich denn auch in diesem Saale manche schätzbare Stücke dieser Art. Das Bild eines alten lachenden Trunkenbolds, von Grosclaude du Laude, hat, bey aller Wahrheit, doch etwas Widriges: ein kleineres Format würde es erträglicher gemacht haben; wie uns denn ein solches zu Darstellungen dieser Kunstgattung (zu welcher auch die jezt sogenannten Genre-Bilder gehören) am passendsten scheint. Dieses Maaß haben auch die vorzüglichsten dieser Gemälde, von E. Pistorius, welche uns ächt märkische Gestalten und Auftritte mit großer Naivität vorführen: hier sizt ein alter Bauer am Kamin und liest mit großer Andacht die Spenersche Zeitung; dort schauet ein anderer zum Fenster hinaus nach dem Wetter. Eine alte Frau sizt in der Küche und reinigt sorgfältig das Gemüse; eine junge nette Köchin scheuert dagegen am offenen Fenster einen glänzenden Kessel, und scheint auch gesehen zu werden. In einer Dorfschenke sitzen mehrere Bauern, darunter kenntlich ein Ukermärker und ein Oderbrücher, beym Kartenspiele; rathgebende umgeben sie: besonders sieht der Hausknecht mit der Schlafmütze auf dem Kopf und der Pfeife im Munde tiefsinnig drein, während am andern Ende des Tisches ein Kürassier halbe Fronte macht und par distance mit dem nach ihm umblickenden Hausmädchen am Kaminheerde liebäugelt. Die obige Köchin scheint bey ähnlicher Gelegenheit den nicht gut gescheuerten Kessel haben verbrennen lassen, und bringt ihn nun dem in seiner Werkstätte sitzenden Kesselflicker, der beym Anblicke des schlimmen Brandschadens bedenklich die Mütze zurückschiebt und sich in den Kopf krazt. Das heiterste unter diesen Bildern zeigt eine alte Frau in ihrer reinlichen wohlgeordneten Stube, mit dem Pelzmantel bekleidet, als wenn sie aus der Kirche gekommen, und bey der Nachandacht, dem Vorlesen ihres kleinen am Tische sitzenden Enkels, auf dem Stuhle neben ihrer schnurrenden Katze eingeschlafen wäre: der muntere Knabe belauscht sie mit schelmischen Aeuglein, während er mit der Hand in die Zuckerschale greift: die sonntägliche Stille wird durch die verstohlene Näscherey nicht unterbrochen; es ist ein recht eigentliches Stillleben.

Unter den übrigen Gemälden dieses Saales, wo mehrere ausgestellte Flügel zugleich Gelegenheit bieten, die Gemälde in Musik zu übersetzen, bemerken wir nur noch: eine zarte Madonna von Herbig: sie sizt im Zimmer mit dem Kinde auf dem Schooße; auf dem Tische neben ihr liegt ein zierliches Gebetbuch: das Kind ist schöner, als die etwas zu mädchenhafte und gewöhnliche Mutter, aber sie ist gut gemalt, und immer die beste unter den neuen Madonnen dieser Ausstellung, deren einige sehr schwächliche auch hier noch zu sehen sind. Unter den wenigen Bildern aus dem alten Testament, welches doch für Maler und selbst für Bildhauer so unerschöpflich reich ist, ist hier Saul, wie David mit der Harfe dessen bösen Geist beschwichtigt, von J. Kirchhoff, ein zu schülerhaftes Studium, von braungelber Färbung. Weit mehr Lob verdient die Behandlung eines antiken Gegenstandes von H. Mücke, einem Schüler W. Schadows: wie die Meernymphe Leukothea dem schiffbrüchigen Odysseus ihren Schleyer zuwirft, nach der Odyssee; ein malerischer Moment, wie beym Aufruhr der Elemente, die wie Anadyomene aufsteigende Göttin den fast durchsichtigen Schleyer fallen läßt, der allein sie verhüllt. Die antiken Vorbilder sind gut benuzt, und der junge Maler läßt in der guten Schule etwas Tüchtiges hoffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Besuch bey Flaxman
im Juli 1826.

(Beschluß.)

Mit einem Ernst, der aus innerer Bewegung zu kommen schien, sagte er: „Es war der Zweck meiner „Vorlesungen an der Akademie, zu zeigen, daß die Kunst „im Christenthume noch höheres leisten könne als im „Heidenthume, denn die christlichen Ideen sind erhabener „als die heidnischen, und das Beste, was die Kunst der „Griechen und Römer hervorgebracht hat, ist dem Ge„danken nach auch in den christlichen Vorstellungen ent„halten, z. B. der Gigantenkampf, welchen die Apoka„lypse vortrefflich schildert. Das Erhabene der griechi„schen Kunst ist allein aus der Erinnerung an die Idee „des einzigen Gottes und an den Sündenfall des mensch„lichen Geschlechtes entsprungen, die aus alter Zeit in „dem Heidenthum übrig geblieben war, und erst durch „Christus wieder zur Klarheit erweckt wurde: die Wahr„heit, Anmuth und sinnliche Schönheit der Natur läßt „sich eben so gut auf die christlichen Gegenstände an„wenden als auf die heidnischen, und ich behaupte, daß „in dem Alten und Neuen Testamente mehr vortheil„hafte Gegenstände für die Kunst zu finden sind, als in „der heidnischen Mythologie." Nachdem er dieß mit immer steigender Wärme und Bewegung gesprochen, stand er auf und holte mir eine Anzahl mit Bleystift gezeichneter Skizzen herbey, die er von christlichen Gegenständen entworfen hatte. Es waren Compositionen zu Reliefs; wahrscheinlich als Friese gedacht, denn sie waren sehr lang und nur in geringer Höhe gehalten. Ich erstaunte über die Kraft der Phantasie, über den Reichthum und die Großartigkeit der Gedanken, die sich aus diesen flüchtigen Linien entfalteten: die einfache Größe des Michel-Angelo hatte er mit der kunstvollen und schönen Gruppirung zu vereinigen gewußt, durch welche so viele seiner Umrisse zur Ilias und Odyssee sich auszeichnen. Die Gegenstände gehörten mehr zu den symbolischen als zu denen der heiligen Geschichte, und ganz vorzüglich gefielen mir die Blätter, welche die sieben Werke der Barmherzigkeit in zusammenhängenden Gruppen darstellten. In der Art, mit welcher er sie vorzeigte, lag der Ausdruck der unbefangensten Bescheidenheit; er wollte sie nur als Versuche betrachtet wissen, seine Ueberzeugung zu bestätigen, und lehnte deßhalb auch ab, was ich ihm vorschlug: daß er sie radiren und herausgeben möchte. Das frühere Gespräch wieder aufnehmend, fuhr er fort: „Meines Er„achtens sind Kunst und Wissenschaft dem Menschen ge„geben, um ihn aus der Verderbniß und Lasterhaftigkeit, „in welche vor und nach der Erscheinung des Christen„thums die Welt sich gestürzt hat, zum Bessern zu füh„ren, ihm den Sinn für das Edle zu öffnen, und seine „höhere Bestimmung gegenwärtig zu halten." Ohne Zweifel, erwiederte ich, sind dieß die wahren und höchsten Zwecke der Wissenschaft und Kunst, und es ist eine Ungerechtigkeit gegen die leztere, wenn man ihr vorwirft, wie öfters geschieht, daß sie am meisten in den verdorbenen Zeiten blühe, daß nicht der reine einfache Sinn, nicht häusliche, bürgerliche und kriegerische Tugend ihre wahren Keime seyen, sondern Ueberfluß und Ueppigkeit, Ausgelassenheit der Sitten und ungemessene Eitelkeit. Die Zeitalter des Perikles und der Mediceer waren zwar keine Muster von Sittlichkeit, aber zuverlässig stand die Ausbildung der Kunst in jenen glänzenden Zeiten nicht in Bezug mit der sittlichen Richtung, sondern ging aus dem Zusammenwirken der aufgeregten und mannichfaltig entwickelten Geisteskräfte hervor, welche nach allen Seiten hin das Vollendetste leisteten." „Dieß eben", sagte Flaxman, „trifft mit dem idealen Stre„ben jedes wahren Künstlers zusammen; seine höchste

„Triebfeder muß immer Love of excellence, das Streben nach Vortrefflichkeit seyn, und alles Entgegengesezte „bestraft sich mit Untergang und Vergessenheit; der „Künstler, welcher dem Laster, der Verdorbenheit und „Flachheit seiner Zeitgenossen fröhnt, kommt früh oder „spät in Verachtung, seine Werke dauern nicht, und er „kann selbst in seinem Leben nicht glücklich seyn. Daß „aber die Blüthenzeit der griechischen Kunst keine ver„worfene war, das lehren uns die hohen Ideen des „Plato, Gedanken die nicht nur in seinen Schriften aus„gedrückt, sondern auch unter einer grosen Anzahl ge„bildeter Geister verbreitet waren.“

Hier wurden wir unterbrochen, und ich bat ihn darauf, mich noch einmal in seine Werkstatt zu führen, welches er bereitwillig gewährte. Neben dem Modelle des Marquis von Hastings stand dießmal ein neues in noch feuchtem Thon; er nahm die bedeckenden Tücher herab, indem er bemerkte, daß er hier mit einer Statue der Hoffnung beschäftigt sey. Es war eine schöne weibliche Figur, auf einen Anker gestüzt, voll Gefühl und Ausdruck. Die Hände mit einer leisen Bewegung des Körpers ineinander schlingend, und den Blick aufwärts gerichtet; doch hatte er diesen Ausdruck so zart und würdig gehalten, daß alles Empfindsame vollkommen vermieden war. Diese Figur in dreyviertel Lebensgröße, gehörte zu dem Denkmal eines in Griechenland verstorbenen jungen Mannes. Ich betrachtete auch die beyden kleinen Reliefs der Unschuld und Gerechtigkeit noch einmal und sagte: mir gefalle besonders, daß er so natürlich und einfach im Ausdruck, wie in der Anordnung und Drapirung sey; man sehe hier, wie der begabte Sinn in der Natur Schönheiten und Motive genug finde, und einmal zur Erkenntniß des Schönen gelangt, der Nachahmung der Antiken nicht mehr bedürfe. Hierauf sagte er mit besonderem Wohlklang der Stimme und mit einem sehr heiteren Blick, der das Innerste seiner Seele hervorzustrahlen schien: „die Werke Gottes sind immer „besser als die Werke der Menschen, und die Natur, „wenn auch im Einzelnen unvollkommen, bleibt doch stets „unerreichbar. Der Künstler vereinigt aus ihr in seinen „Werken das Schönste, was er gesehen hat, aber die „sinnliche Schönheit ist nicht das Höchste, sondern die „Schönheit des Gedankens, und Plato sagt mit Recht, „die äußere Schönheit beruhe auf der Schönheit der „Seele. Daher ist auch alle Schönheit, die wir bilden „können, individuell, nicht blos, weil sie in der Natur „selbst nur individuell erscheint, sondern auch, weil sie „aus dem eigenthümlichen Charakter des Künstlers her„vorgeht, und gleichsam die Blüthe der edlen Kräfte ist, „die in ihn gelegt sind, und die er mit Sorgfalt bewah„ren und entwickeln muß.“ Möchte doch jeder junge Künstler sich diese goldenen Worte tief in die Seele prägen!

Unter seinen Abgüssen fand ich einen sehr schönen und scharfen von dem antiken Bronzerelief Paris und Venus, welches ich im 9ten Hefte des Tischbeinischen Homers bekannt gemacht habe. Die Bronze ist im Besitz des Hrn. Hawkins, der eben von London abwesend war, und ich hatte vergeblich bey den Formern des brittischen Museums nach einem guten Abguß gesucht. Als Flaxman dieß hörte, machte er mir den seinigen zum Geschenk, da es ihm leicht sey von Hrn. Hawkins einen andern zu erhalten, und ich bewahre dieses zarte Nachbild eines der zierlichsten Werke des Alterthums als ein theures Andenken an den mir in wenigen kurzen Stunden so lieb gewordenen Künstler. Wir nahmen mit Herzlichkeit Abschied und seine Worte hatten mir einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich den ersten ruhigen Augenblick benuzte, das Wesentlichste davon aufzuzeichnen, daher ich die Richtigkeit des obenstehenden verbürgen kann. Als ich später mit Hrn. Cockerell, dem rühmlich bekannten Architekten über Flaxman sprach und ihm einige seiner Worte wiederholte, sagte dieser ich sey sehr begünstigt gewesen, daß Flaxman sich so offen gegen mich geäußert: nur gegen wenige sey er so mittheilsam, aber was er mir gesagt, spreche das Innerste seiner Ueberzeugung und seines künstlerischen Strebens aus. Keiner seiner Freunde erwähnte bestimmt, daß er ein Anhänger von Swedenborg sey, aber alle sprachen mit hoher Achtung von seiner religiösen Strenge und seinem hohen sittlichen Werthe. Wenn derjenige Künstler in geistiger Hinsicht ein glücklicher genannt werden mag, dessen Ideen den größten und mannichfaltigsten Kreis umfaßten, und dem es gelang, das Erhabene und Schöne in den verschiedensten Formen zur Anschauung zu bringen; wenn doppelt glücklich der zu preisen ist, über dessen geistigen Thätigkeit Friede des Gemüths und die Heiterkeit einer reinen Seele schwebt: so darf ohne Zweifel Flaxman zu den glücklichsten gezählt werden, und der große Ruhm, dessen er in den Augen der Welt genoß, ist nichts in Vergleich mit der innern Befriedigung, die ihm der geniale Blick in die erhabenen Sphären der Religion und der Phantasie, das schöpferische Wirken durch ein großes Talent, und die Reinheit der Gesinnung und des Gefühls, in welcher er lebte und wirkte, gewähren mußte. Sein edler Geist war, als er hinüberging, sicherlich gereift für das Anschauen jener Schönheit, die ihm in lichtem Glanze dort entgegenstrahlt. Aber seine irdische Hülle ruhe sanft und sein Gedächtniß bewahre ehrend die Nachwelt!

Schorn.

Nr. 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. April 1827.

Der Parnaß.

Oelgemälde von Heinrich Heß. *)

9 Fuß hoch und 15½ Fuß breit. Figuren in Lebensgröße.

In der Mitte des Bildes auf erhöhtem Felsengrunde steht Apollo; zu seinen Füßen entströmt der kastalische Quell und stürzt nach vornen zwischen Blumen, Steinen und Kräutern herab. Der schöne Gott steht unbekleidet, ein feuerfarbenes Gewand fließt über die Schultern und den linken Schenkel und bildet den Grund auf welchem seine edle Gestalt hervortritt, in der Linken hält er die Leyer und seine Rechte faßt in ihre Saiten, während sein Haupt sich emporwendet; denn klangvolle Lieder scheinen seinen Lippen zu entströmen; seine Brust ist geschwellt, seine Schultern gehoben in der Begeisterung des göttlichen Gesangs. Um ihn im Schatten dieser Lorbeerbüsche, dieser Pinien und Cypressen, die im ewigen Frühling auf den Höhen des Parnassus grünen, haben sich die Töchter der Mnemosyne versammelt und sie horchen in stillem Entzücken seinem Liede. Ihm zunächst zu seiner Rechten sitzt Calliope, die Muse des epischen Gesanges; Schwert, Lorbeerzweig und Tuba die sie hält, bezeichnen ihren hohen Gegenstand, zu ihren Füßen liegt der kriegerische Helm. Mit innigem Entzücken haftet ihr Blick an des Gottes Lippen, um die süßen Lieder von ihnen zu trinken.

Ihr zur Seite steht Melpomene aufrecht, eine hohe Gestalt; erhabener Ernst ruht auf ihren edlen Zügen; ihr Haupt ist mit Weinlaub bekränzt und das Gewand fällt in großartigen Falten bis auf die Füße. Sie hat den einen Fuß nur wenig höher auf einen Stein gesezt und trägt in der Rechten die tragische Maske. Ihr gesenktes Antlitz schien ernste Gedanken zu sinnen, aber die Töne des Gottes erheitern ihre männliche Stirne. An diese bräunliche heroische Gestalt schließt sich die zartere Clio, die Muse der Geschichte, welche hinter ihr sizt, die Tafel haltend, in die sie Thaten der Menschen verzeichnet. Sie wendet ihr mit Rosen geschmücktes Haupt und ihr Arm ruht traulich auf Urania, der himmlischen, die wie verloren in schwebenden Gedanken den Blick emporwendend, zu äußerst neben ihr in zusammengebogener Haltung sizt. Ihr linker Arm stüzt sich auf Clio's Schoos und ihre Rechte hält den geöffneten Zirkel. Hinter dieser schönen Gruppe der vier vereinten Schwestern zeigt sich noch Thalia, die Muse der Comödie, an einen Baum gelehnt und vorwärts nach dem Sänger gebeugt. Doch scheint sie nur halb ihm zu horchen und halb mit anderen Gedanken beschäftigt zu seyn. Ihre Hand in die Hüfte gestüzt, trägt nicht einmal das Pedum, und nur leicht ist die komische Maske angedeutet, die halb verschwindend auf ihren Haaren ruht. Zur Rechten von Apoll knieet Polyhymnia, in rosenfarbenem Gewand, ein weißes Band und einen Lorbeerzweig um die hellblonden Haare geschlungen. Ein zartes Mädchen von blendendweißer Farbe liegt hier vorgebeugt, das Haupt in die Rechte gestüzt und ihr unschuldvoller Blick ist emporgerichtet nach dem singenden Gott. Als Muse der Sage, die aus dem Munde dichterischer Begeisterung ihre holden Erzählungen empfängt, lauscht sie seinen Gesängen und den Tönen seiner Leyer, und ein ernstes Sinnen tritt auf dieser jugendlichen Stirn hervor. Süßeren Gefühlen dahin gegeben scheint Erato, welche hinter ihr sizt, in blauem Gewande, die rosenumkränzte Leyer haltend. Sie stüzt sich auf den rechten Arm und obgleich sie das Antlitz nach Apollo wendet, scheint doch ihr Gemüth mehr von einem inneren Gegenstand bewegt zu seyn. Zu äußerst an dieser Gruppe stehen Euterpe und Terpsichore in traulicher Umschlingung, und wie heranschwebend in leichtem Tanze, jene von dunklen Haaren mit Lorbeer gekränzt und die Tuba haltend. Diese blond mit einem Anemonenkranz geschmückt und von einem leichten rothen Tuch umflogen. Sie wendet den Kopf wie ergriffen von der Lust der Töne und des Tanzes, aber fast zu blaß ist ihre Farbe für die frische jugendliche Freude. Zu beyden Seiten dieser, um den Gott versammelten Gruppe öffnet sich die Aussicht auf die fernen Gebirge und das blaue Meer

*) Vergl. die Nachricht in Nro. 24. des Kunstbl.

nur mit wenigen Linien und Farben ist so angedeutet, daß das Auge auf hohem Punkt weit über unabsehbaren Flächen schwebt. Ein klarer blauer Himmel ruht über der Landschaft und das dunkelgrüne Laub mit seinen mannichfaltigen Schattirungen hebt die Gestalten auf das Lebendigste hervor.

Hierin, um von dem Aeußerlichen oder von dem Werthe des Bildes als Gemälde zu beginnen, erkennen wir ein Hauptverdienst des Künstlers. Das Bild ist vortrefflich gemalt, von der größten Wahrheit und Kraft der Farbe, in allen Theilen plastisch und gerundet, vortrefflich im Helldunkel und Transparenz, und mit einer solchen Vollendung ausgeführt, daß es fern oder nah betrachtet, immer den gleichen Reiz gewährt und bey den verschiedensten Standpunkten dem Beschauer nur das Bewußtseyn erregt, daß ihm die Leinwand näher oder ferner sey. Der Ton des Bildes, so wie die Behandlung des Pinsels und die Wahrheit sowohl der Carnation als aller andern Theile erinnert an die Werke der besten italienischen Meister der römischen, florentinischen und mailändischen Schule, ohne eben eine bestimmte Nachahmung des einen oder des andern zu verrathen. Es ist uns kein Oelbild neuerer Zeit bekannt, welches mit dieser Kraft und Heiterkeit der Farben eine so durchgängige Wahrheit und so vollendete Ausführung verbände.

Hr. Heß hat es offenbar auf einen Wettstreit seiner Kunst mit der Natur selbst angelegt, und nicht blos in der Farbe in Helldunkel und Rundung, sondern auch in der mannichfaltigen Schilderung der Charaktere: die Gestalten, die er uns vorführt, sind nach schönen Vorbildern aus der Natur genommen, und obgleich mehrere unter ihnen eine Familienähnlichkeit nicht verleugnen können, ist doch die Verschiedenheit der Individualitäten aufs glücklichste dargestellt. Die blonden und zarten, die bräunlichen und die kräftigen, dunkellockigen sind ihrem ganzen Charakter, dem Körper und Geiste nach Wesen, von der vielgestaltenden Natur hervorgebracht und mit Treue aufgefaßt. Wir wollen damit nicht sagen sie seyen durchgängig Bildnisse schöner Römerinnen, obwohl es in Rom nicht an solchen Vorbildern fehlt; aber die Motive zu seinen Charakteren hat der Künstler sämmtlich der Natur abgesehen, und dadurch ist es ihm gelungen ihnen diese große Wahrheit und Lebendigkeit zu ertheilen. Hier ist nirgends Gebrauch gemacht von erlernten Formen, sondern jeder Zug ist der Natur abgesehen und das Charakteristische tritt in dem mehr und minder Schönen, in der größeren oder geringen Fülle der Glieder und Formen hervor.

Bey dieser Treue der Naturauffassung ist es dem Künstler doppelt hoch anzurechnen, daß er das Ganze so antik zu halten gewußt hat. In der Wahl und Anordnung der Gewänder ist das den Musen gewöhnliche Costüm so streng beobachtet, als man es von dem Maler nur irgend fordern kann; die Drapirung ist reich und dennoch von einfachem Styl, und es herrscht in ihr eine natürliche Anmuth, in welcher man nur selten den Zwang herkömmlicher Motive wahrnimmt, wie etwa in dem Mantel des Apollo und in dem vorgeschürzten Gewande der Melpomene.

Daß der Künstler diese antike Eigenthümlichkeit so glücklich mit der Darstellung lebendiger Gestalt vereinigt hat, zeigt wie vertraut er mit der Natur geworden ist, und ohne Zweifel war der Weg, den er eingeschlagen, indem er das Studium der Individualitäten sich vor allem zum Zweck sezte, der einzig richtige. Die mannichfaltige Ausbeute an Erfahrungen und Kenntnissen, die er sich dadurch erworben, muß ihm ein Schatz für seine ganze künftige Thätigkeit seyn, und es wird ihm nun mit so reichen Mitteln ausgerüstet, erst leicht werden, seine Ideen in frey erschaffenen Gestalten auszusprechen.

Denn bey diesem Gegenstande war es freylich schon an sich eine schwierige Aufgabe die Ideen, welche der Mythus durch die Musen personificirt hat auf eine klare und zugleich neue Weise zu bezeichnen.

Wie unbestimmt die Bedeutung der Musen schon in dem Mythus des Alterthums gehalten sey, ist jedermann bekannt; so fließen die Begriffe der Erato, Euterpe und Terpsichore sehr ineinander und sie unterscheiden sich kaum durch etwas mehr als das Attribut. Der neuere Künstler, besonders der Maler, welcher einen Mythus des Alterthums auf eigenthümliche Weise darstellen soll, unternimmt das schwierige Geschäft, die Denkart einer vergangenen Zeit mit der Gegenwart zu vermählen und je unentschiedener die Stimme der Dichtung ist, desto leichter wird er von dem Begriffe abzuweichen in Versuchung seyn. Deßhalb dürfte man unter den von Hrn. Heß aufgestellten Charakteren finden, daß z. B. Clio erhabener, Thalia bedeutender, Terpsichore und Urania weniger schwärmerisch oder sentimental erscheinen sollten, aber man wird auch zugeben, daß Apollo vortrefflich gelungen ist und daß nicht viele so schön geformte und dabey so lebendig dargestellte Männergestalten in alten und neuen Gemälden zu finden sind. Diese Formen erinnern an die Antike, aber nicht als Nachahmungen von Statuen, wie die der französischen Schule, sondern als freyes Ergebniß der Schönheit der Natur. Daß der Künstler den Apollo, obgleich er hier als Musagetes erscheinet, nackt gebildet hat, wird ihm niemand verargen, der einsieht, welche üble Wirkung eine Mannsgestalt in langherabfließendem Gewand unter so vielen eb... bekleideten weiblichen Figuren hätte machen müssen.

Dieß führt uns zulezt auf die Composition im Ganzen, die eben so sinnvoll als künstlerisch schön genannt

werden darf. Daß die Muse der Tragödie zwischen der Muse der Geschichte und der des Epos steht, daß die Muse der Sage zunächst vor den Füßen des Gottes sitzt, und Euterpe und Terpsichore, als die der leichten Fröhlichkeit Geweihten, zu äußerst erscheinen, ist gewiß nicht zufällig, sondern mit einem feinen Gefühl geistiger Stufenfolge so geordnet. Die Gruppe selbst aber theilt sich in schöne vor- und zurücktretende Masken, ist durch die äußeren Figuren anmuthig geschlossen und durch die des Apollo kräftig concentrirt. Auch die Umgebung ist mit Einfachheit und großer Naturtreue geordnet und ausgeführt.

Betrachtet man das Werk als Kunstleistung im Ganzen, so erregt es Verwunderung, wie ein so junger Künstler, während eines vierjährigen Aufenthaltes in Rom sich eine so vollendete Technik erwerben konnte, und wir stimmen vollkommen in die Hoffnungen ein, die man aus diesem Bilde für das Gedeihen der historischen Oelmalerey in München, nachdem durch Cornelius schon die Freskomalerey auf eine so glänzende Höhe gehoben worden ist, geschöpft hat. Das Publikum hat diesem Werke den ausgezeichnetsten Beyfall gezollt; während der Zeit seiner Ausstellung sammelte sich jeden Tag eine große Anzahl von Beschauern vor ihm und vorzüglich in der letzten Woche konnte man an dem unablässigen Zudrang der Menge wahrnehmen, welche allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme man ihm widmete.

München, den 7. April 1827.

S.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Den kleinen Vorsaal füllt eigentlich allein ein großes Bild, das man nicht ohne die tiefste Bewegung, die alles umher vergißt, anschauen kann: der unter dem Kreuze erliegende, mit der Hand sich aufstützende Welterlöser, mit einem übermenschlichen Ausdruck der Hingebung, wie er nur Raphael gegeben war. Es ist zwar nur Copie eines Theils des bekannten in Spanien befindlichen Bildes, *) welches eine Zeitlang in Paris war, und dort von Ternite 1817, wie es scheint, recht treu und brav wiederholt ist. Diesen Gegenstand, so wie die Grablegung, hat Raphael, so viel ich weiß, nur einmal gemalt, und auch wohl aus innigem Anlasse, wie die Grablegung beym Tode seiner Aeltern. Die Kreuzigung aber nie, es war seinem Gefühle zu schmerzlich. Christus trägt hier den grauen (ungenähten) Rock, wie ihn die Legende kennt. Ein kleines mit einem Lamme spielendes Kind, auch von Ternite, ist ein liebliches Gegenbild, und auch wohl Copie eines alten Bildes, wie sich eine solche in einem andern Zimmer von andrer Hand wiederfindet. Desto mißtöniger ist die Zusammenstellung mit einem lebensgroßen Bildnisse der im Auslande und Inlande gefeyerten Sängerin Sonntag, von F. Gleich, obwohl sie als Agathe aus dem Freyschützen, vor einem Kruzifix knieend vorgestellt ist: es ist weder Aehnlichkeit noch Frömmigkeit in dieser Maske, welche zwar Kniee, aber wirklich keine Füße zu haben scheint, wie ein Paradiesvogel. Die grelle Lampenbeleuchtung der weißen gespenstischen Gestalt gibt dem Ganzen das Ansehen eines Transparentgemäldes zum Geburtstage. Ein gegenüber hangendes verblassenes blondes Mädchenbild, das die schönen Zähne zeigt, vertreibt uns vollends in die lange bunte Halle gegenüber.

Auch hier sind wieder Bildnisse das Vorleuchtende. Wir treten sogleich vor ein bekanntes lebensgroßes: die treffliche Schauspielerin Stich, als Donna Diana, im vollen Staate in einem südlichen Garten sitzend, die Laute nachlässig in der Hand haltend; von J. Schoppe gemalt. Fast ein Seitenstück zur Agatha-Sonntag, aber besser gemalt, mehr im grellen Decorationsstyl, mit brennendem Roth auf dem weißen Atlaskleide, und übersattem Grün der Südvegetation. Wie der Zeichner, die gar nicht graziös hinter einander geschobenen Füße zurechtbringen will, ist schwer abzusehen. Am übelsten wirkt das Gesicht, mit dem weitgeöffneten Munde, welcher uns abermals die Zähne weiset. Das ist weder Donna Diana, noch die sonst so geistvoll blickende und redende Madame Stich. Ueberhaupt müssen wir bey dieser Gelegenheit warnen. Schauspielerinnen oder Schauspieler in beliebten Rollen zu malen: es wird mehr oder minder immer ausfallen, wie Figura zeiget. Die Persönlichkeit wird nur in höchst seltenen oder unbedeutenden Fällen mit der Rolle völlig zusammentreffen; und die zur vollständigen Verwandlung darin eigentlich auch gehörige Gesichtsmaske kann auf der modernen Bühne nur durch das lebendige geistreiche Spiel, worüber die Persönlichkeit vergessen wird, ersezt, ja überboten werden. Freylich da so viele Schauspiele nur durch die Schauspieler erst etwas werden, andere gar eigens für sie geschrieben werden (nach Art der Opern), und so viele Schaulustige nur darauf ausgehen, wie dieser oder jene in dieser oder jener Rolle sich ausnimmt, so sind auch solche Costümbilder zeitgemäß: nur sind es keine Kunstwerke, so wenig als die jezt ebenfalls Mode gewordenen Ge-

*) Bekannt unter der Benennung lo Spasimo di Sicilia, weil es aus einem Schiffbruche in Sicilien allein ans Land kam: wie das Danziger Bild vom jüngsten Gericht auf ähnliche Weise dort angeschwommen seyn soll.

mäldedarstellungen durch Schauspieler oder andere lebende Wesen; worauf auch die Verkleidungen bey Aufzügen und Tänzen keinen Anspruch machen. Die beliebte und hübsche Sängerin Seidler, oder wohl ihr Maler Begasse, hat mit richtigerem Sinne ihr Brustbild eben nur als Madame Seidler gegeben: das Bild, so kenntlich es ist, scheint aber etwas zu alt, wohl wegen den trüben Farben des Gewandes, schwarz und gelb.

Von Begasse hängt hier eine ganze Reihe solcher Brustbilder bekannter Leute (Cabinetsrath Albrecht, Finanzrath Rother u. a.), und so ähnlich sie erscheinen, und so gründlich sie behandelt sind, so tritt bey manchen doch die Zeichnung zu strenge durch die gedämpfte Farbe, und gibt ihnen etwas Flaches. Am rundesten lösen sich die trefflich gelungenen Bildnisse des Generals v. Witzleben und seiner Gemahlin vom Hintergrunde, weil sie in freyer Luft stehen. Sehr schön ist auch eine Frau in rothem Kleide und morgenländischem Typus. Das lebensgroße Familiengemälde, der Prof. Bethmann-Hollwege mit Mutter, Frau und zwey Kindern im Freyen sitzend, ermangelt besonders der Farbe, und das eine Kind das die Mutter hält, ist fast zu embryonisch, dagegen der andere Knabe, der mit seinem Apfel bey der Großmutter in Sicherheit ist, während der Vater ihn fordert, recht heiter die Gruppe verbindet.

Das bedeutendste unter diesen Werken Begasse's ist unbezweifelt Thorwaldsens Bildniß: der große nordische Bildner, mit seinem kindlich tiefen Antlitz steht im häuslichen Pelze (der auch in Rom wohlthut) ruhig da, und hält in den übereinander gelegten Händen ein Lorbeerreis, ohne eben daran zu denken: ein schöner Ausdruck der unbewußten Größe dieses Künstlers. Einige Sinnbilder seiner Kunst zeigen sich seitwärts, und hinten öffnet sich eine römische Aussicht.

Ein großes Bildniß, eine blonde Dame in rothem Kleide, lebensgroß, in einem weiten Zimmer sitzend und ihr kleines sehr ähnliches Mädchen an der Hand haltend, ist von W. Schadow gewiß mit großer Wahrheit gemalt, aber die ganze Erscheinung hat etwas Trübes, Unschönes, zum Theil durch die Tyranney der Mode. Daneben hat Wach aus dem Miniaturbilde eines in der Blüthe verstorbenen jungen Mädchens dieses wunderlieblich wieder erweckt, wie sie, im hellblauen Kleide, mit einem Vöglein auf der Hand fröhlich aus dem alterthümlichen Hause tritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom im März 1827.

(Aus einem Briefe des Freyherrn O. v. Stackelberg an den Herausgeber.)

Eines längst von Ihnen geäußerten Wunsches eingedenk, aber durch Ueberhäufung verschiedenartiger Beschäftigungen bisher stets an seiner Erfüllung verhindert, ergreife ich mit Freude die Gelegenheit, welche der vor Kurzem erst gehabte Anblick von interessanten antiken Denkmälern zur Mittheilung darbietet, besonders da ein, meines Wissens, neuer Gegenstand zum Bilderhomer Ihre Aufmerksamkeit anziehen muß. Dieser findet sich auf einer, in der Nähe Roms, angeblich zu Palestrina, gefundenen ehernen Cista, welche Hr. Durand mit mehreren anderen Alterthumswerken gekauft hat und mir bey seiner Durchreise nach Paris sehen ließ. Auf dem Deckel ist vorgestellt, wie Thetis und die Nereiden auf Meerungeheuern sitzend, die von Vulkan bereiteten Waffen bringen, welche dem Achill den Verlust der von Peleus ihm übergebenen, von den Göttern bey der Hochzeit der Thetis geschenkten Waffen ersetzen sollen. Patroklus, der in Achills Rüstung gefallen war und sie dem Hektor zur Beute gelassen hatte, soll mit diesen Waffen von Achill durch Hektors Tod gerächt werden. Hieraus erweist sich von selbst der andere, rund um die Cista angebrachte Gegenstand, der eine Leichenfeyer vorstellt, als die Leichenfeyer des Patroklus. Nach Homer folgte sie erst auf die von Achill an Hektor ausgeübte Rache, welche durch die Waffenbringung im Deckelbilde vorbereitet wird. Des Patroklus Leichnam ruht mit verschiedenen Todtengaben auf dem Scheiterhaufen: gefangene Trojaner; die Arme rückwärts gebunden, werden zum Opfer für die Manen desselben von den Myrmidonen herbeygeführt. Dem Dichter zufolge hieb Achill mit eigener Hand zwölf gefangenen trojanischen Jünglingen vor dem Scheiterhaufen die Häupter ab, sein Rachegelübde ganz zu vollenden. Man wird sie nicht allgesammt zu finden erwarten: Die bildende Kunst gebietet eine Einschränkung. Hier sind im Ganzen, wenn ich mich recht entsinne, nur dreyzehn Figuren, und auch Hektors Leichnam, der vor den Scheiterhaufen hingeschleppt wurde, fehlt unter denselben. In der dem Scheiterhaufen am nächsten stehenden Figur erkennt man den Achilles; er ist der einzige geharnischte, die übrigen sind unbekleidet, denn, den Worten des Dichters zufolge, ließ er sich nicht, wie die anderen Krieger, Zeit zur Entkleidung und Reinigung nach der Schlacht, bevor er die traurige Pflicht dem Freunde erfüllt; ferner ist er der einzige mit geschorenem Haupte, denn das dem Sperchius geweihte Haar legte er in die Hände des Freundes bey dessen Leichenfeyer nieder, und gab den Gefährten das Beyspiel; endlich ist er, ebenfalls zur bestimmteren Bezeichnung des Gegenstandes, der einzige, der das Messer an die Kehle eines Gefangenen setzt, und das Menschenopfer vollbringt.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 33.

Kunst-Blatt.

Montag, den 23. April 1827.

Nekrolog.

Jaques Louis David, erster Maler des Kaisers Napoleon, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts. *)

Jaques Louis David ward geboren zu Paris im Jahre 1748; sein Vater, ein Eisenhändler auf dem Platze de la Fernaille, wurde durch einen Säbelhieb in einem Zweykampf getödtet, der aus einer Liebesintrigue entstanden war. Sein Sohn wurde gewissermaßen angenommen und erzogen von einem Hrn. Büron, Entrepreneur königlicher Gebäude. Als er seine ziemlich mittelmäßigen Studien im College des Quatre Nations geendet hatte, drangen sein Onkel und seine Mutter in ihn, sich der Architektur zu widmen, aber er ergriff diese Laufbahn nur mit Widerwillen, die Natur hatte ihn zu einer andern bestimmt. David zeigte von seiner frühesten Jugend und während seiner Studienzeit einen unwiderstehlichen Hang zur Malerey. Boucher, dessen Name schon eine Epoche in unser Gedächtniß zurückruft, in welcher ein schlechter Geschmack die ganze Schule verdorben hatte, war ein Verwandter des jungen David; seine Mutter schickte ihn zu dem Künstler einen Brief zu überbringen, als dieser gerade in seinem Atelier beschäftigt war eine Venus zu malen. Boucher las das Schreiben, wendete sich, als er geendet hatte, zu David und fand diesen in tiefer Betrachtung versunken. Nachdem er ihn einige Zeit beobachtet hatte, redete er ihn an und fragte: ob er die Malerey liebe? Der junge Mensch antwortete mit einer Stimme und einer Bewegung, die Boucher hinlänglich zeigten, daß Nichts in der Welt ihn von seinem innern Beruf zurückhalten werde. Seine Mutter gab endlich einer so entschieden ausgesprochenen Neigung nach und ersuchte Boucher, der damals erster Maler des Königs war, ihren Sohn in seine Schule aufzunehmen; aber Boucher, obgleich er der Mode huldigte, schien doch alles Falsche und Gefährliche in seiner Manier einzusehen und gab den jungen David lieber bey Vien, Maler des Königs, Mitglied der königlichen Akademie und Professor seit 1750 in die Schule. Vien suchte mehr durch seinen Rath als durch sein Beyspiel die Schule auf eine bessere Bahn zurückzuführen, er gewann seinen Schüler lieb und die Kunst kann sich glücklich schätzen, daß David unter seinem Einflusse gebildet worden ist.

Sédaine, ein Gelehrter und beständiger Sekretär der Bauakademie, Davids Pathe, bewies ihm viele Freundschaft und gab ihm eine Wohnung im Louvre; hier führte David seine ersten Arbeiten aus. Nachdem er mehrere Jahre unter Viens Anleitung seine Studien gemacht hatte, wollte er um den großen Preis concurriren; bey dem ersten Concurs 1772, wo er schon 24 Jahre alt war, erhielt er den zweyten Preis, im vierten Concurs ward seine Arbeit endlich gekrönt. In der Zwischenzeit lernte er Fräulein Guimard kennen. Der Architekt Ledoux hatte für sie ein sehr schönes Haus gebaut, dessen Salon mit Malereyen verziert werden sollte; Fraganard hatte einige begonnen und David ward beauftragt sie zu vollenden. Diese Productionen, denen er zwey Jahre widmete, zeigen deutlich die Zeit, in der sie entstanden sind; erst mehrere Jahre nachher, unter dem schönen Himmel Italiens, entsagte der Künstler seiner ersten Manier.

Im Jahre 1775 ward Vien zum Direktor der Schule zu Rom ernannt; zu dieser Zeit verlebten die jungen Leute, die den großen Preis bekommen hatten, auf Kosten der Regierung drey Jahre unter einem Meister in Paris und eben so lange zu Rom; aber Vien machte David den Vorschlag alsbald mit nach Rom zu gehen,

*) Wir geben diese biographische Notiz aus der Feder eines französischen Correspondenten, dessen Urtheil sich hier so unpartheyisch ausspricht, wie es von einem Landsmanne Davids nur irgend zu erwarten ist. Was nach deutscher Kunstansicht noch über den Meister und seine Werke zu sagen wäre, wird theils von dem Leser selbst leicht ergänzt werden, theils bey einer andern Gelegenheit nachgetragen werden können.

D. R.

und dieser verließ, ohne sich zu bedenken, seine Familie und wanderte mit dem Meister.

Davids Auge war noch befangen für das, was man die französische Manier nennt; er antwortete denen, welche die Arbeiten Bouchers tadelten: „Meine Herren! nicht jeder ist Boucher, der es seyn will" und denen, welche die italienische Schule rühmten: „Laßt uns Franzosen seyn." Als er aber im Dome zu Parma die bewunderungswürdigen Malereyen Correggio's sah, war er dermaßen hingerissen, daß Vien es bemerkte und ihm rieth seinen Enthusiasmus für Rom zu sparen, dorten die Schätze zu vergleichen, dann erst zu urtheilen und zu wählen.

Nachdem sie endlich in dieser ruhmvollen Stadt, die in neuern Zeiten nur den Künsten ihre Auszeichnung verdankt, angekommen waren, verlangte Vien von seinem Zögling, daß er sich anfangs ausschließlich dem Studium der Antike und der großen Meister widmen möge. Obgleich David von der Nützlichkeit dieser Arbeiten keinen Begriff hatte, so gehorchte er doch, und bald fiel der Schleyer von seinen Augen; das Schöne trat an die Stelle des Fantastischen, und nach einer Reise nach Neapel, wo er den fleißigen Archäologen Quatremère de Quincy kennen gelernt hatte, nahmen seine Ideen eine ganz neue Richtung.

Dem heilsamen Rathe Viens verdankt man die zahlreichen Studien nach Antiken, die man bey der nach seinem Tode veranlaßten Ausstellung sehen konnte; man bemerkte an ihnen im Allgemeinen eine gewisse Verzagtheit; seine Hand war noch nicht an die Zeichnung der Antiken gewöhnt.

Während dieser ersten Reise machte David eine Copie von Valentins Abendmahl und das Gemälde, welches die Verpesteten darstellt. In dem ersten dieser Werke offenbart er die ganze Gewalt seines Pinsels; das zweyte, welches noch Spuren der französischen Manier, für welche David so eingenommen war, enthält, zeigt solche Schönheiten, daß David allgemeinen Beyfall einärntete; es war 1781 ausgestellt und befindet sich jezt im Lazareth zu Marseille. Die Composition ist großartig und kräftig; der heilige Rochus ist ein schöner Charakter und die ganze Darstellung macht einen lebendigen Eindruck: man bemerkte unter andern Figuren einen Verpesteten, welcher das Haupt in Linnen eingehüllt, mit einer stoischen Entschlossenheit den Tod erwartet. Battoni, damals der erste Maler Roms, sagte dem Künstler viel Schönes über dieses Werk, was David desto mehr schmeicheln konnte, weil die Italiener gewöhnlich die übrigen Nationen für unfähig zur Ausübung der schönen Künste halten.

David hatte dieses Gemälde im Geheim gemalt und lud erst, nach dessen Vollendung, seine Mitschüler ein es zu sehen. Dieses Werk zeigte so sehr die Ueberlegenheit Davids über alle seine Genossen, daß sie, sey es aus einem geheimen Gefühl der Eifersucht, sey es aus Erstaunen oder wegen der neuen Art, welche David befolgte, alle bey dem ersten Anblick verstummten. Giraud brach endlich das Stillschweigen und sagte: „warum sagen wir nicht ganz einfach, daß das Gemälde sehr schön ist?" Diesem Geständniß folgten so lebhafte und ausgelassene Beyfallsbezeigungen, wie nur die Jugend deren fähig ist.

Nach Paris zurückgekehrt vollendete David 1780 sein Gemälde von Belisar, wie er erblindet vor den Mauern von Constantinopel um Almosen bettelt, ein Knabe der vor ihm zwischen seinen Knieen steht, empfängt die milde Gabe. Durch dieses Werk erwarb er sich im folgenden Jahr einen Ehrenplatz in der königlichen Akademie; der Churfürst von Trier kaufte es und später kam es in die Gallerie Lucian Bonoparte's. Einige Zeit hernach wiederholte es David in verkleinertem Maaßstab; diese Wiederholung trägt die Jahrz. 1784 und befindet sich im Museum. 1) In diesem Gemälde kann man schon den Ideengang deutlich sehen, den David in seinen Werken befolgte; er wich nicht mehr von ihm ab; alle seine freyen Productionen zeugen von einer Kraft, von einem Nachdruck, die allein schon hinreichend gewesen wären, ihn zu einem ausgezeichneten Rufe emporzuheben.

Im Jahre 1783 präsentirte David, um seine Aufnahme als wirkliches Mitglied bey der Akademie zu bewirken, das Gemälde: Andromache, wie sie den Hektor beweint, welches noch zur ersten Manier des Meisters gehört. Die Gestalt Hektors ist von der größten Schönheit; das von den Schultern getrennte Haupt von bewunderungswürdigem Charakter und Ausdruck, der Torso ein Meisterstück der Wissenschaft, — es ist die ohne alles System mit großer Kraft und Talent dargestellte Natur. Andromache und Astyanax zeigen noch Spuren von den ersten Studien des Malers. David ward einstimmig aufgenommen; wahrscheinlich legte er seinen Richtern auch eine Zeichnung vor, 2) deren Inhalt ebenfalls aus dem Homer genommen ist: sie stellt den Hektor dar in dem Augenblick, wo er die

1) Diese Wiederholung ist eigentlich von Hrn. Fabre, unter den Augen des Meisters gefertigt und gestochen von Morel.

2) Vie de David par M. A. Th. S. 23.

Andromache verläßt, um gegen Achilles zu kämpfen, — diese Zeichnung war nach dem Tode des Meisters ausgestellt.

Ungefähr zu derselben Zeit verfertigte David auf Ersuchen der Gräfin von Noailles einen Christus für die Kirche der Capuziner zu Paris. Chaussard erzählt bey Gelegenheit dieses Gemäldes eine lustige Anekdote.

„Dieser Christus, sagt er, ist ein schöner mit vieler Einsicht ausgeführter Akt, dessen anatomische Darstellung vollkommen gelungen ist, nur spielt die Farbe etwas ins Bläuliche. Die Marschallin war anfangs sehr für das Bild eingenommen, bis es sich zeigte, daß ein schöner französischer Gardist dazu Modell gestanden hatte; dieses machte sie besorgt, sie schickte das Gemälde dem Künstler zurück, mit dem Bedeuten, daß sie niemals vor solch einem Gemälde niederknieen könne. Der Künstler bemerkte, daß die Gesinnung Alles heilige, und setzte, um sie zu beruhigen hinzu, daß er ihr mehrere Nymphen nennen könne, nach welchen Muttergottesbilder verfertigt worden seyen, aber es half Alles nichts, es kam zum Proceß, den der Künstler gewann; das Recht und die Lacher waren auf seiner Seite.“ 3)

Es scheint, daß David es später bereute sich mit einem Gegenstande beschäftigt zu haben, für welchen er keine Begeisterung in sich fühlte, denn die Erinnerung daran war ihm immer unangenehm.

David heirathete die Tochter des Hrn. Pécoul, Entrepreneurs der königlichen Gebäude. In die Akademie aufgenommen fühlte er das Bedürfniß nochmals in die Hauptstadt der Künste zurückzukehren, wozu ihm Herr Pécoul, der sich bey der Verheirathung seiner Tochter sehr großmüthig gezeigt hatte, behülflich war. David nahm seine Frau und seinen Schüler Drouais mit, der in die Fußstapfen seines Lehrers treten sollte und so jung ein Raub des Todes geworden ist. 4)

David vollendete zu Rom im Jahre 1784, den Eid der Horazier, worüber ihn der alte Battoni außerordentlich lobte. 5) Er bat ihn sich ganz in Rom niederzulassen, David konnte sich nicht dazu entschließen; er schickte sein Gemälde nach Paris, wo es mit Entzücken aufgenommen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

3) Le Pausanias français, ou description du Salon de 1806, publiée par un observateur impartial S. 152.

4) Chaussard führt (S. 340) einen Brief Davids an, nach welchem es scheint, als habe der Lehrer dem Schüler nachgeeifert. „Ich begleitete ihn sowohl wegen der Liebe zu meiner Kunst als zu seiner Person; ich konnte gar nicht mehr ohne ihn seyn, ich hatte selbst Vortheil von meinen Lektionen; die Fragen, die er deßhalb an mich richtete, werde ich in meinem Leben nicht vergessen: ich habe meine Nacheiferung verloren.“

5) Er sagte bey dieser Gelegenheit zu D.: tu ed io, soli, siamo pittori; pel rimanente si puo gettarlo al fiume. Du und ich allein sind Maler! alles übrige kann man ins Wasser werfen.

Rom im März 1827.

(Aus einem Briefe des Freyherrn O. v. Stackelberg an den Herausgeber.)

(Beschluß.)

Diese Vorstellungen, wie auch einfassende Palmetten- und Lotus-Zierrathen sind in Umrissen eingegraben. Die Composition ist trefflich und voll Leben, die Zeichnung edel, weniger als in den übrigen Theilen, in den Köpfen, in denen etwas Unhellenisches sich verräth; dennoch gehört dieses Kunstwerk zu den besten der Art.

Die Gruppe zweyer kleiner Rundbilder, — eine Nymphe und ein Faun, der ihr im Scherz das Gewand wegzuziehen strebt, beyde auf einer kleinen Platte stehend, — mag auf dem Deckel, den Knauf zu bilden, befestigt gewesen seyn, war jedoch abgelöst vorhanden.

Der Aussage nach wurde auch ein gemeiniglich für einen Spiegel angesehenes flaches Geräth mit Handhabe in der Cista gefunden, welches wahrscheinlicher für eine zum Ausguß von Salz- und Gerstenkörnern bey Opferhandlungen dienende Patera zu halten ist, wie die Form und die ebenfalls in Umrissen eingegrabene Vorstellung auf ihrer innern Fläche schließen läßt. Diese Vorstellung scheint in Zusammenhang mit den vorerwähnten an der Cista gedacht, indem die Ermordung der Braut des Achilles, Polyxena, darin erkannt werden dürfte, durch welche Neoptolem den Tod seines Vaters bey der Hochzeit rächet. Sie hat das Säulengestell eines Idols, vermuthlich nicht der Minerva, sondern der Artemis, welche zu den Hochzeitgöttern gehört, umfaßt, während sie von dem Helden mit dem Schwerte bedroht ist, dessen Arm ein hinter ihm vortretender geflügelter Jüngling ergriffen; unentschieden bleibt, ob den Streich zu hindern oder zu lenken. Er-

steres, wie auch die Zweydeutigkeit des Idols, würde gelten können, wenn man Ajax und Cassandra, Letzteres, wenn man Neoptolem und Polyxena erblicken will, was passender scheint. Da die Zwischenkunft von höhern feindlichen Wesen häufig zum Ausdruck verderblicher Fügungen des Zufalls in Mordscenen und Kämpfen bey Homer dient, da die geflügelten Todesheren auf dem Kasten des Cypselus vorkommen, auf einer bekannten Vase ein Flügeljüngling im Zweykampf der Helden den Todesstreich versetzend einen derselben niederstürmt, so könnte der Flügeljüngling auch hier ebenso genommen und für einen Todesgott, für Thanatos gehalten werden, den nach dem Mythus Sisyphus einst fesselte, der in früheren Zeiten activer dargestellt wurde als im späteren ruhenden Genius mit der gesenkten Fackel.

Die Zeichnung der Figuren auf diesem Geräth ist überaus nachlässig und ganz verfehlt, und in so fern schickt es sich keineswegs zu der Ciste, doch könnte es immerhin dazu gehören, und als ein Werk von einem geringen Künstler oder aus späterer gesunkener Zeit in derselben sinnvollen Absicht hineingelegt worden seyn, die es anzudeuten scheint.

Bedenkt man die hier erwähnten Vorstellungen, so muß der Mangel der Beziehung auf Mysterien, für welche höchstens die abgesonderten Rundbilder des Fauns und der Nymphe sich anführen lassen, bey der auf mystischen Gebrauch hinweisenden Form des Gefäßes auffallen, wüßten wir nicht, daß in solchen Bronzecisten öfters schon Gebeine, Asche, Strigillen, Lanzenspitzen u. a. m. gefunden wurden. Hiezu stimmt vorzüglich die Hauptvorstellung der Leichenfeyer, in welcher die Befriedigung der nach Lebensblut sich sehnenden Manen mit dem in allen drey Vorstellungen vorwaltenden Begriff der Rache übereinkommt; auch scheinen sie nicht ohne Grund aus dem Mythus des Achilles gewählt, sey nun eine besondere Anspielung auf Persönlichkeit des Verstorbenen, oder überhaupt der Gedanke an den bey Sonnenuntergang beweinten Mann der Trauer, wie im Namen des Achilles, beabsichtigt. Es drängt sich daher von selbst die Vermuthung auf, welche durch mehrere vorhandene marmorne Graburnen in Cistenform bestätigt wird, daß solche Bronzecisten überhaupt Aschengefäße in erborgter geweiheter Form sind, wovon mich längst schon die Betrachtung der Grabdenkmäler überzeugt hat. Ich weiß nicht, ob diese Ansicht schon ausgesprochen worden. Die oben auf dem Deckel ehemals eingefügte bacchische Gruppe kann bey der häufigen Anbringung von bacchischen Gegenständen auf Grabgefäßen, für welche sie vollkommen geeignet sind, uns keineswegs in der Meinung stören.

Außer diesen Bronzewerken hatte Hr. Durand einige treffliche gemalte Vasen in Neapel, und aus dem Nachlaß des Prior Laurenti in Rom eine der größten und interessantesten Lampen gekauft. Unter den Vasen zeichnete sich besonders ein kleines Präfericulum, die Perle unter den hiesigen Vasen, durch unvergleichliche Schönheit und Feinheit der Zeichnung aus, wie ich nur unter den Vasen in Griechenland angetroffen habe, daher ich vermuthe, daß sie aus diesem Lande stammte. Drey kleine Figürchen, zwey fliehende Jungfrauen und ein zwischen ihnen schwebender Flügelknabe, zieren das Gefäß. Eine andere Vase interessirt weniger durch die Zeichnung, welche wohl sorgfältig und sicher, aber durch ins Kurze übergehendes Verhältniß der Figuren mangelhaft ist, als durch die Composition und nicht gewöhnliche Behandlung des Gegenstandes. Ein bacchischer Zug ist vorgestellt. Alle Gestalten haben barbarische, indische oder scythische Tracht, doppelte kurze Aermeltuniken — von denen die unteren, schlichten, feingefalteten, etwas länger als die oberen, vielgestickten sind — und ebenfalls gestickte Anaxyriden. Eine tanzende Schaar schwärmt vor und hinter einem, auf einem Kameel sitzenden, bärtigen Mann, den man für einen indischen Bacchus halten könnte, wäre er nicht, wie die übrigen kurz gekleidet; vielleicht soll man an einen barbarischen König denken, der die bacchische Feyer begeht. Er sitzt nach Weibersitte seitwärts auf dem Sattel, und beyde Füße ruhen auf einem, an Bändern hängenden Brette, wie noch heutiges Tages, aber wohl sonst nirgends auf antiken Werken gesehen wird. Armspangen, Perlen u. dgl. Zierden sind erhoben aufgetragen und zum Theil noch mit Vergoldung erhalten, was nur auf athenischen Vasen öfters vorkommt.

Die große Lampe hat die Form eines zwanzigrudrigen Schiffs, die Ruderbrücke oben zu beyden Seiten angebracht; unten auf dem Boden des Gefäßes steht: ΛΑΒΕΜΕΤΟΝΗΛΙ ΟΣΕΡΑΠΙΝ. (Empfange mich den Sonnenserapis.) Auf dem Verdeck sind folgende Gegenstände, außer den seitwärtsstehenden Ruderbänken, und zwar unter einander gestellt, von dem Schiffshintertheil beginnend: 1. Serapis, ein Ruder in der Rechten haltend, neben einer weiblichen Figur mit Füllhorn und Mauerkrone, vielleicht Rhea oder Gäa, stehend. 2. Ein Dioskure das Roß haltend. 3. Die Inschrift: ΕΥΠΑΘΙΑ Wohlbefinden. 4. Eine krüppelhafte Zwergfigur aus einem Gefäße gießend, und diese steht der Oeffnung des Dochtes am nächsten.

Es wäre zu wünschen, daß diese Kunstsachen bald in sorgfältigem Kupferstich erschienen.

Nr. 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. April 1827.

Nekrolog.

Jaques Louis David, erster Maler des Kaisers Napoleon, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts.

(Fortsetzung.)

Dieses Gemälde hatte einen außerordentlichen Einfluß auf die Schule und selbst auf die Mode; der Geschmack und der Styl aller Dinge veränderte sich; der Maler erfuhr aber bey dieser Gelegenheit Unannehmlichkeiten, die aus dem Oppositionsgeist entsprangen. Der Eid der Horazier war für den König durch Hrn. Angivilier, General-Direktor der königlichen Gebäude, bestellt; David führte das Gemälde in einem größern Maaßstab aus, als verlangt war; Angivilier machte ihm deßhalb nicht allein Vorwürfe, sondern tadelte auch das Bild sehr. Die Zeit hat dem Künstler Gerechtigkeit widerfahren lassen; das Bild blieb was es wirklich ist, ein Werk voll der ausgezeichnetsten Schönheiten, welches aber doch der Kritik manche schwache Seiten darbietet. So scheint z. B. die Gruppe der Frauen in Beziehung auf das Malerische ein Fehler; der Künstler wollte um einen Gegensatz hervorzubringen, von der einen Seite zeigen, wie die Begeisterung für den Ruhm die zartesten Gefühle beschwichtigt, und von der andern eine Mutter, eine Geliebte und Kinder, die vergebens in der Vaterlandsliebe ein Mittel suchen, ihren gerechten Schmerz zu unterdrücken; und in der That, die Horazier mochten Sieger oder Besiegte seyn, ihr Tod wie ihr Sieg würde immer Thränen erregt haben.

Ich glaube, daß der Künstler die Gränzen, welche Malerey und Dichtkunst scheiden, überschritten hat. Der Dichter konnte nach und nach die Entzückungen der Krieger, die Schmerzen der Mutter und Geliebten hören lassen; aber der Maler konnte, ohne die Einheit aufzuheben, keine zwey so verschiedene Gruppen in einem Gemälde anbringen. Zwar ist die Frauengruppe der Krieger aufgeopfert, aber sie beschäftigt doch unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit, und ich glaube, daß dieses fehlerhaft ist. Uebrigens welch ein Stolz in diesen Kriegern! Nicht vergebens hat Rom ihnen sein Schicksal anvertraut. Die Vaterlandsliebe, der Ruhm solche Helden erzeugt zu haben, belebt den Vater, und wie herrlich sind diese Gefühle nicht dargestellt!

Für Hrn. Trüdaine, der mit seinem Bruder, während der Revolution auf dem Blutgerüste starb, verfertigte David Sokrates Tod, im Jahre 1787; im folgenden Jahre malte er für den Grafen von Artois, den jezt regierenden König von Frankreich, die Liebe des Paris und der Helene.

Sokrates von seinen Schülern umgeben, der den Giftbecher vom Diener der Eilf empfängt, ist eines der erhabensten Geistesprodukte. Der Maler folgte ganz genau, dem Geschichtschreiber. Der Weise hat so eben ein Bad genommen, und sezt sich auf sein Todtenbett; der Gerichtsdiener reicht ihm mit abgewendetem Gesichte den Trank. Xenophon am Fuße des Bettes, der bis jezt den lezten Worten des Lehrers horchte, dreht sich um und bleibt wie versteinert sitzen; der lebhafteste Schmerz drückt sich bey allen Umstehenden so verschieden als wahr aus, der Philosoph allein bleibt ruhig, reicht mit der einen Hand nach dem Becher und mit der andern gen Himmel; Plato ist von Bewunderung durchdrungen; die Darstellung des Malers bringt ganz und gar den geschichtlichen Charakter des unsterblichen Weisen vor Augen.

Bey dem Gemälde Paris und Helene ist eines eigenen Umstands zu gedenken. David war verlegen über den Hintergrund des Gemäldes. Sein Zögling Girodet rieth ihm die berühmten Karyatiden des Jean Goujon dazu zu verwenden: der Meister folgte diesem Rath. In der Carnation findet man das System wieder, das David allenthalben befolgte, etwas Conventionelles, welches noch von den frühern Ansichten des Mannes zeugt; bey großen Vorzügen in der Gruppirung und einem wohl verstandenen Effekt, ist doch das Gemälde kalt. David war nicht zu dergleichen Darstellungen geeignet, daß Paris die Helene beym Arm faßt, um sie an sich zu ziehen, ist ein Mangel an Takt und verstößt

gegen die Schicklichkeiten, ihre Hand sollte er ergreifen, denn durch die Hand spricht sich die Seele aus.

Brutus, der nach Hause kehrt, nachdem er seine Söhne verurtheilt hat, ward vom Könige bestellt. Man sagt, David habe zuerst auch die Köpfe der Söhne gemalt, wie sie auf den Spießen der Liktoren stecken, aber politische Rücksichten nöthigten ihn, sie wieder auszustreichen. Wahrscheinlich bezogen sich diese auf die Ermordung Foulons und Berthiers am 5ten und 6ten October 1789, deren Köpfe auf Spießen im Triumph einhergetragen wurden.

Ich sah dieses Gemälde blos so, wie es jetzt ist; der obere Theil der Leichname ist durch eine Säule verdeckt, aber die ausgestreckten Leichname eröffnen die Scene freylich sehr dramatisch. Während die entseelten Reste seiner Kinder vor der Thüre vorübergetragen werden, flüchtet sich Brutus zur Statue Roms, zur Statue seines Vaterlandes dem er ein so übermenschliches Opfer gebracht hat, er ist ganz und gar in Schmerz versunken, während die Mutter die unglücklichen Jünglinge, von ihren bestürzten Töchtern umgeben, mit ausgebreiteten Armen den Liktoren entgegenstürzt. Wie in den Horaziern, so hat der Maler auch hier die Gränzen seiner Kunst überschritten; er hat das Interesse getheilt und demnach geschwächt. Brutus, Brutus allein hätte er den Augen der Zuschauer zeigen sollen. Der Hauptfehler des ganzen Werkes liegt aber in der Unwahrscheinlichkeit; wie sollten die entseelten Leichname der Kinder vor dem Hause des Vaters vorbeygetragen werden können; es geschah des Effektes wegen; doch dieser Effekt ist unglücklich ausgefallen.

Wir kommen jetzt zu der merkwürdigen Epoche, wo die alten Elemente der bürgerlichen Gesellschaft mit den neuen Ideen zu kämpfen hatten. Man kennt das Resultat dieses Kampfes; David reihte sich unter die wüthendsten Demagogen. Von diesem Augenblick an war sein Pinsel blos damit beschäftigt, die Vorfälle der Revolution darzustellen. Seine erste und wichtigste Produktion dieser Art war der Schwur im Ballhause. Er hat den Moment aufgefaßt wo Bailly, auf einem Tische stehend der Versammlung den bekannten Eid: sich nicht eher zu trennen, bis das Reich eine Constitution erhalten hat, vorliest. alle schwören ihm, ein einziger ausgenommen, mit einem Beyfalljauchzen, mit einer Begeisterung, die einzig besteht in der Weltgeschichte: der Maler ist, man muß es bekennen, hinter seinem Gegenstande nicht zurückgeblieben. Welche Bewegung unter dieser Menge! Welcher Enthusiasmus! Welches Entzücken! Bailly, Bailly allein ist ruhig, aber welch ein Adel in seinem Gesichte! Hier sieht man zugleich wie ein Mann von Genie die schwierigsten Hindernisse zu besiegen vermag. Die modernen Kostüme, die der Malerey so widerstreben, stören keinen Augenblick, weil Alles voll Leben und Feuer ist. Um die Einigkeit der aus so verschiedenen Elementen bestehenden Versammlung anzudeuten, stellt David im Vordergrunde der Scene einen Kartheusermönch, einen Protestanten und ein Mitglied des dritten Standes zusammen. Das ist ein trefflicher Maler, der sich einer solchen Idee bemeistern kann, deßhalb lebt auch Alles! Welch einen herrlichen Effekt macht diese gut angeordnete Gruppe!

An einer beynahe übersehenen Episode dieser großen Composition kann man schon den Ideengang Davids erkennen; der Vorhang eines der Saalfenster ist heftig durch den Wind bewegt und läßt einen mit Gewölk überzogenen Himmel sehen; das Gewölk öffnet sich und ein Blitz schlägt ein in die königliche Capelle. Diese Composition begeisterte Chenier zu einer Ode, die damals große Sensation erregte, sie beginnt mit folgenden Versen:

Reprend ta robe d'or, ceins ton riche bandeau,
  Jeune et divine Poésie!
Quoique ces tems d'orage éclipsent ton flambeau,
Aux lèvres de David, Roi du savant pinceau,
  Porte la coupe d'Ambroisie.
La Patrie, à son art indiquant nos beaux jours,
  A confirmé mes antiques discours,
Quand je lui répétais que la liberté mâle
  Des arts est le génie heureux:
Que nul talent n'est fils de la faveur royale,
Qu'un pays libre est leur terre natale.

Durch ein Dekret vom 28. Sept. 1791 befahl die Versammlung, daß die Composition auf ihre Kosten gemalt werden sollte, doch kam es nie zur Ausführung. Nach dem Tode Davids zeigte man eine Skizze, wo die Figuren, schon angedeutet waren; blos einige Köpfe waren fertig; die Künstler haben vorzüglich die Art und Weise wie diese Figuren gezeichnet waren bewundert, so wie die Kraft der Ausführung, die in den gemalten Köpfen herrscht.

Von der Stadt Paris zum Deputirten bey der Convention ernannt, welcher er sieben Tage präsidirte, nahm er an allen Vorfällen der Revolution lebhaften Antheil; er leitete die von der Republik gegebenen Feste; er sprach mehrmals und machte sich immer durch eine an Wahnwitz gränzende Uebertreibung bemerklich. In allen Fragen, die durch den berühmten Proceß von 93 in Anregung gebracht wurden, stimmte David immer mit der Mehrheit. Man erinnere sich, daß an dem Tage, wo die Convention die Apellation an das Volk verweigerte und Ludwig XVI. zum Tode verurtheilte, Le Pelletier von einem ehemaligen königl. Gardisten namens Paris ermordet wurde. David stellt ihn dar auf seinem Todtenbette; ein

blutriefender Degen hängt über ihm; das Blut, welches von ihm herabfließt, tropft auf den Körper; der Säbel ist blos an einem Haare befestigt und zeigt ein Papier, worauf steht: Je vote pour la mort du tyran. Oberhalb des Porträts ist folgende Inschrift:

L'An 1793, deuxième de la république française; à Michel Lepelletier assassiné pour avoir voté la mort du tyran S. L. David son collègue.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Cimabue.

(Fortsetzung.)

An dem innern Gewände des Fensters sind an jeder Seite sieben Engel. In den meisten ist der Maler des Ausdrucks noch nicht mächtig gewesen; doch ist in einigen auf eine ergreifende Weise Ernst mit Milde gepaart. Die Verschmelzung der Farben fängt schon an merklicher zu werden. Die Falten der Kleider werden weich, obgleich noch eben nicht natürlich und geschmackvoll geordnet, doch sind sie weit größer, als bey den sogenannten Griechen. Sonderbar ist es, daß mitten zwischen diesen Engeln sich plötzlich wieder einer findet, der nach griechischer Art ein kleines Gesicht hat, an welchem viele Farben wegen der Farbenmischung schwarz geworden sind. Die übrigen Verzierungen der Gewölbrippen und Rahmen sind noch etwas kleinlich.

In den vier Dreyecken des Gewölbes über dem Chor sind die vier Evangelisten. Sie sitzen auf prächtigen Stühlen vor einem Pulte und schreiben. Ein Engel senkt sich aus der Spitze des Dreyecks herab und berührt mit einem Finger ihre Häupter.

Das Symbol jedes Evangelisten liegt zu den Füßen des Pultes. Man kann sogar die Namen der Evangelisten noch deutlich lesen. Wir haben also auch hier Gelegenheit die Worte in dem angeführten Aufsatze zu berichtigen, in denen gesagt wird, „daß dieses Gewölbe jezt auch keine Spur mehr von einer Figur zeige."

Diese Evangelisten sind noch gänzlich im Style der Griechen gemalt. Ihre unbeholfene Bewegung ist ein weites Vorüberlehnen des Oberkörpers, wie man dieß bey den Griechen so häufig findet. Von den Gesichtern ist nur die rundliche Form geblieben und ganz schwarze Linien zeigen die Hauptheile und Hauptzüge derselben. Die Bekleidung strozt von überflüssigen, unnatürlichen, dünnen Falten. Alle diese Mängel zeigen sich in dem Evangelisten Lucas noch auffallender, als in den andern, weßhalb dieser wohl als das erste Werk anzusehen ist.

Von dieser sklavischen Beobachtung des Herkömmlichen weichen die Einfassungen dieser vier Dreyecke auf eine sehr auffallende Weise ab. Auf jeder Seite der Hauptrippe im unteren Winkel befindet sich ein Engel der nicht eben geschmackvoll gekleidet und noch etwas steif ist, aber die Evangelisten doch an Vollkommenheit bey Weitem übertrifft. Dieser Engel trägt eine geriefelte Vase, deren Form etwas plump ist, auf seiner Schulter. Aus ihr wachsen zu jeder Seite drey Blätter heraus, welche alsdann andre Stängel und Ranken und Blätter auseinander hervortreiben. Zwischen den Blättern befindet sich als eine Blume ein Engelkopf eingeschlossen. In diesen Verzierungen treibt die Phantasie ein so freyes schöpferisches Spiel, daß sie dadurch den grellesten Gegensatz mit den vier Evangelisten bilden. Es ist daraus zu schließen, daß der Maler sich bey diesen nicht erlauben zu dürfen glaubte von der herkömmlichen Bildungsart abzuweichen. Dieß vorausgesezt, ist auch zu entscheiden, ob die Engel am nördlichen Fenster, und andre Verzierungen früher oder später gemacht sind, als die Evangelisten. Obgleich die Engel vollkommener sind, so glauben wir doch, daß sie eher gemalt sind, als die Evangelisten, da die Verzierungen der lezteren, in denen die Phantasie allein frey war einen höheren Grad von Entwicklung derselben zeigen, wie die Verzierungen der ersteren.

Nach den Evangelisten scheint das Gewölbe gemalt zu seyn, dessen vier Dreyecke Christus, die Jungfrau Maria, Johannes den Täufer und den heil. Franziscus zeigen. In diesen Gestalten hat sich der Maler von dem Herkömmlichen viel freyer gemacht. Nur den braunen Ton der Färbung hat er noch nicht verlassen zu dürfen geglaubt. Sonst ist die Zeichnung freyer, die Formen sind großartiger, die Farben sind verschmolzener.

Die Einfassungen der Rippen sind an diesem Gewölbe zwar in demselben Geiste, wie in dem ersten behandelt, aber man denke nur ja nicht an eine Nachahmung. Die bekleideten Engel im ersten Gewölbe sind hier zu nackten Genien geworden; die plumpen Urnen, die sie trugen, zu geschmackvollen Vasen, die Engelsköpfe zwischen den Blättern in Blüthenkelche, geflügelte Basiliskenköpfe u. dergl. verwandelt. Genien schwingen sich an den Blumenranken auf oder pflücken Früchte, oder sie lauschen in den Kelchen der Blumen. Sie haben so freye, liebliche Bewegungen und ihr Fleisch ist so rund und weich, daß wohl kaum an einem Einfluß der Antike zu zweifeln ist. Einer der Genien gleicht auch sehr be-

nen, die mit gesenkter Fackel an den Seiten der Sarkophage zu stehen pflegen.

Nach einem Gewölbe, das mit Ultramarin gemalt ist, in welchem Sterne glänzen, kommt dann eines mit den vier Doctoren der Kirche, das wir aber vorläufig beseitigen, da wir es nicht für ein Werk Cimabue's halten. Die Gründe, die uns dazu bestimmen, werden in der Folge angeführt werden.

Die übrigen Darstellungen Cimabue's sind aus der biblischen Geschichte und befinden sich über dem Sims der Gallerie neben und zwischen den Fenstern der beyden Seitenwände und an der Vorderwand. Der Raum zwischen je zwey Fenstern ist in zwey Abtheilungen getheilt, die über einander sind, die untere ist viereckt, die obere ein Dreyeck mit krummen Seiten, wie das Gewölbe dieß nöthig macht. Vom Chore aus hinabgesehen stellt die linke Seite Geschichten aus dem Alten Testamente, die rechte Geschichten aus dem Neuen Testamente vor unser Auge. Wir fangen bey den oberen Abtheilungen der linken Seite an.

1. Gott der Vater, von Engeln umgeben, in halber Figur, schafft die Welt. Seine Rechte ist ausgestreckt und der Zeigefinger spricht den Befehl an die Welt aus hervorzugehn aus dem Nichts. Die Linke ist offen abwärts gewandt, als ladete sie das Geschaffene mild und liebend ein sich zu nahen. Unter ihm schwebt der heil. Geist über den Wassern. Unten zur Rechten treten Berge, Thiere, Pflanzen, die neue Schöpfung auf.

Im blauen Raume zwischen Gott dem Vater und der Erde schwimmen die Sonne und der Mond.

2. Auf der andern Seite des Fensters sitzt Gott der Vater auf der Weltkugel. Vor ihm hat Adam die rechte Hand zu ihm emporgestreckt und stützt sich auf die linke um sich zu erheben. Seine Stellung ist schlank und gefällig.

3. Gott der Vater, auf der Weltkugel sitzend, winkt der Eva hervorzukommen. Diese, halb aus Adams Seite hervorsehend, hebt Gesicht und linke Hand anbetend zu Gott auf. Adam liegt in der vortrefflichsten Stellung, schlummerd, unter Bäumen.

In allen diesen Bildern ist Gott der Vater bedeutend größer gehalten, als die Menschen und im Ausdruck majestätisch. Er ist immer mit einem grünen Unterkleide und einem rothen Obergewande angethan, dessen Farbe aber nicht überall dieselbe ist.

4. Der Sündenfall. Nur die schlanke Gestalt Eva's, und ein Theil des Baumes ist noch sichtbar.

5. Die Vertreibung aus dem Paradiese. Mit Ungestüm treibt der Engel die ersten Menschen aus dem lieblichen Garten hinaus. Erschrocken und beschämt sieht Eva vor sich nieder, die linke Hand aufhebend, wie man, erschrocken und ohne Widerstand fliehend, zu thun pflegt; mit der Rechten hält sie das Feigenblatt. Adam scheint bittend das Gesicht zurückzuwenden, doch ist dieß nicht mehr ganz deutlich zu sehen. So scheint die Vertreibung viel mannichfaltiger, biblischer und erschöpfender motivirt, als bey Masaccio und Raphael. Die Carnation zeigt Weiche und Rundung.

6. 7. und 8. sind völlig abgefallen.

Die Geschichten gehen dann in den unteren Vierecken weiter.

9. Der Archenbau. Links hört Noah in anbetender Stellung die Stimme vom Himmel, die ihm den Archenbau befiehlt. Zur Rechten sitzt er und gibt seinen Dienern Befehle, von denen zwey sägen und einer einen Balken behauet. Von den Knechten, die da sägen, ist der, welcher unten steht, in dem Momente dargestellt, wie er die Säge zu sich herabzieht, wobey er ganz zusammengeht, dieß kann nur in einer schwierigen Verkürzung gezeigt werden.

Der andere, welcher den Balken zimmert, hat die Axt aufgehoben und ist gerade im Begriff sie wieder fallen zu lassen, so daß Alles in voller Bewegung ist. An Noah hat sich das Gewand vorzüglich gut erhalten. Die Falten sind natürlich und ziemlich weich, obgleich eben nicht grosartig und geschmackvoll geordnet.

10. Die Spuren der Arche. Man sieht zur Linken den Raben, der mit vorwärts gerecktem Halse gleichsam Bericht abzustatten scheint und gut gemacht ist.

11. Abraham, der den Isaak opfert. Man sieht Abraham noch ganz, wie er mit freyer Bewegung herzhaft zu dem Streiche ausholt. Der etwas unverhältnißmäßig klein gehaltene Isaak liegt mit gefalteten Händchen in den Reisern. Auch hier ist das Gewand sehr gut erhalten, zeigt aber so gespannte, stramme Falten, wie bey Noah.

12. Die Ueberreste von Engeln, vor denen Jemand auf den Knieen zu liegen scheint.

13. Jakobs Betrug. Isaak auf seinem Lager. Jakob, eine schöne Jünglingsgestalt naht sich ihm mit dem täuschenden Gerichte, Furcht und Zweifel und ängstliche Erwartung durch den offenen Mund ausdrückend. Beklommen wartend sieht er den Vater an, doch ist sein Gesicht noch nicht ganz von dem düsteren Ernste frey, und alle jene Gemüthsbewegungen sind nicht sowohl durch feinere Züge des Gesichts angedeutet, als durch seine Stellung und den offenen Mund. Sein Gewand ist weicher und die Falten sind fließender. Die Mutter schaut im Hintergrunde ihrem Werke zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 35.

Kunst-Blatt.

Montag, den 30. April 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

IV.

Cimabue.

(Fortsetzung.)

14. Esau bringt sein Gericht. Vertrauensvoll und gehorsam überreicht er es dem Isaak, der erschrocken auffährt, sein Gesicht von ihm abwendet, und die Hand des rechten Arms, auf dessen Ellenbogen er sich stüzt, wie abwehrend, aufhebt. In dem Gesichte Isaaks liest man, welch' ein Getümmel von Gedanken und Gefühlen seine Seele bestürmt. Die Mutter steht, lauschend, im Hintergrunde, den Blick fest auf die vordere Gruppe geheftet, die rechte Hand, wie in ängstlicher Spannung an die Brust gepreßt.

15. Joseph wird in die Grube gesezt. Mit vielen Lücken.

16. Joseph und seine Brüder. Mit den Mienen des Flehens und des Jammers liegen die Brüder vor Joseph auf den Knieen. Der Haushalter hinter ihnen hält in der Linken den Becher empor und zeigt mit der Rechten, wie anklagend, in die Gruppe hinein. Joseph sieht nachdenklich auf sie herab, als ließe er die ganze Vergangenheit mit ihren merkwürdigen Begebenheiten vor dem Auge seiner Seele vorübergehen und vertiefte sich in die wunderbaren Fügungen Gottes. Leider sind viele Lücken in diesem Bilde, aber fast alle Köpfe sind noch erhalten mit den rührenden Bitten in den ernsten Gesichtern. Es ist nicht zu sagen, mit welcher Gewalt diese Darstellung alle Theilnahme der Seele an sich reißt und die Tiefen des Gemüths aufwühlt. Bey dem Anblicke dieses Bildes wachen plözlich alle Gefühle der Liebe und des Mitleids auf und die heiligen Schauer der Ehrfurcht durchbeben das Herz.

An der Wand zur Rechten sind die Darstellungen aus der Geschichte des Neuen Testaments genommen. Wir nehmen zuerst wieder die oberen, dann die unteren.

1. Die Verkündigung. Der Engel spricht zu Maria, vor ihr stehend. Maria beugt sich etwas mit vor der Brust gefalteten Händen, als wollte sie sagen: Mir geschehe, wie der Herr will. Wie einfach und wie erschöpfend!

2. Abgefallen.

3. Die Geburt des Herrn. Die Mutter sizt mit dem Kinde in der Mitte, fast unter den Thieren, mit denen sie den beschränkten Raum theilen muß, und die nur ein klein wenig weiter links sind. Oben jubeln Engel und verkündigen den Hirten die frohe Botschaft, welche diese unten zur Rechten überrascht und in sichtlicher Spannung anhören. Zur Linken sizt Joseph, den Kopf auf die linke Hand gestüzt, als ob er nachdächte über die große Begebenheit.

4. Fast abgefallen. Doch scheint die zur Rechten sitzende und herabblickende Jungfrau anzudeuten, daß die Anbetung der Könige darauf vorgestellt gewesen.

5. Die Darstellung im Tempel.

6. Die Flucht nach Aegypten. Dieß ist noch eine rechte Flucht. Man sieht noch einen Theil des Esels und den eilenden Joseph, der ihn rüstig vor sich hin treibt.

7. und 8. sind unkenntlich. Lezteres ist vielleicht die Taufe.

Unten in den Vierecken:

9. Die Hochzeit zu Kana. Das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein geschieht vor unsern Augen. Hinter einer reichbesezten Tafel sitzen die Hochzeitgäste. Vorn sind die Diener um die Weinkrüge beschäftigt. Ein Diener langt in den Krug hinein und scheint sich verlegen nach Jemand umzuwenden, als wollte er sagen: Es ist nichts mehr darin — was soll ich nun machen? Vielleicht hat er sich an Jesus gewandt, dessen Gesicht nicht mehr da ist, und der hat das Wunder vollbracht, denn ein andrer Diener läßt schon den rothen Wein aus einem Gefäß in einen Krug laufen und sieht sich dabey verwundert nach Jesus um. Ein Dritter hält

überrascht den Gästen seine Schöpfurnen und Becher hin, um sie das Wunder sehen zu lassen, und diese kosten nicht minder überrascht, den neuen Wein. Besonders aber scheint der Bräutigam vor Verwunderung außer sich und fast versteinert zu seyn. Ein vierter Diener hat schon zur Bezeichnung der Fülle einen vollen Krug auf den Schultern, woran er sehr schwer zu tragen scheint, als ob er den Ueberfluß hinaustragen wollte. So wird das Wunder durch die Darstellung seiner Wirkungen auch unserm Gemüthe nahe gebracht. Eine solche Reihe von Handlungen, eine vor unsern Augen ablaufende Geschichte zeugt von der angemessensten Gestaltung, von einer reichen, erschöpfenden Ausführung der gewählten Idee.

10. Hier ist nur noch eine Figur zu sehen.

11. Judas Verrath. Eine reiche, volle Composition. Jesus empfängt mit einer Ruhe und Würde den Judaskuß, daß man sich bey seinem Anblicke im innersten Gemüthe erschüttert fühlt. Sein Blick geht aus der Scene hinaus, und seine Seele scheint mit ganz andern Gedanken beschäftigt. Wie hätte der Maler den freyen Entschluß Jesu sich zu opfern glücklicher ausdrücken können, denn nun sehen wir, daß der Erlöser über alle das wüthende Toben um ihn her erhaben ist, daß diese Rotte seinem innersten Leben Nichts anhaben kann. Dabey zeigt aber ein leise angedeuteter Zug von ernster Wehmuth, daß er auch menschlich fühlt, und daß sein ganzes Leiden vor seiner Seele steht. Wir zweifeln, daß die ganze Kunstgeschichte einen solchen Christus wieder hervorgebracht hat, außer in Duccio, einem Schüler Cimabue's. Der Heiland und Judas stehen, etwas größer gehalten, in der Mitte. Um sie her das Getümmel. Ein Häscher zur Rechten legt Hand an Jesus. Zur Linken hat Petrus den Malchus niedergerissen und hauet ihm das Ohr ab. Zwischen diesen beyden Hauptscenen theilt sich die lebendige Theilnahme der Umstehenden.

12. Abgefallen.

13. Jesus trägt das Kreuz. Ein gedrängter Zug, in dem sich die Theilnahme häufig ausspricht, besonders rührend bey einem Weibe zur Rechten.

14. Die Kreuzigung. Der Ausdruck des Schmerzes bey den Weibern ist voll Würde.

15. Die Abnahme vom Kreuze. Der Leichnam des Gekreuzigten liegt auf der Erde. Die schmerzensvolle Mutter hat sich auf seinen Kopf herabgebeugt und umfaßt seine Brust. Johannes in der Mitte, benetzt die linke Hand des Gekreuzigten mit seinen Thränen. Maria Magdalene knieet zu seinen Füßen. Zwischen Johannes und der Mutter, aber etwas weiter zurück, als hätte sie nicht Recht zu so tiefem Schmerze, steht eine der anderen Marien. Ihr niedergesenktes Haupt ruht in der Linken. Ihr Blick, voll schwermüthiger Trauer haftet auf Jesus. Etwas hinter dem Haupte des Erlösers knieet eine andre Gestalt, die nicht mehr recht kenntlich ist. Ueber dieser steht eine männliche und eine schöne weibliche Gestalt, beyde herabblickend. In der Mitte des Hintergrundes hinter einem kleinen Hügel, wodurch die Scene sehr geschickt erweitert wird, stehen zwey weibliche Figuren, die einander ihren Schmerz auszusprechen scheinen. Rechts im Hintergrunde, aber etwas mehr vorwärts stehen zwey Männer, wovon der eine seine Hände vor der Brust faltet. Auch sie sind in Schmerz verloren, in wehmüthiger Betrachtung versunken. Ueber der Erde schweben weinende und wehklagende Engel. Der innige rührende Schmerz auf den zahlreichen Gesichtern gießt eine stille, wehmüthige Feyer über diese ganze Darstellung, wodurch die vereinzelten Gruppen zusammengehalten werden. Die Wärme des Gefühls hat hier allen unbeweglichen düstern Ernst, der sich in so vielen andern Figuren zeigt, ganz weggeschmolzen. Mit welcher Freyheit und unumschränkten Herrschaft aber der Genius der Kunst in Cimabue waltete, das beweiset in diesem Bilde auf das Glänzendste die Art der Gruppirung. Er, der sonst das Gedränge der Gestalten, die ihm seine unermeßlich reiche und schöpferische Phantasie zuführt, kaum unterzubringen weiß, dessen volleste Gruppen nur mit einem Worte, wie mit einem elektrischen Schlage, den Beschauer ansprechen, er vereinzelt und zerstreuet hier die kleinen Gruppen, weil er nur so die Wirkung hervorbringen kann, die mit der Schönheit und ihren Gesetzen verträglich ist. Er hätte das Herz zerrissen, wenn er die Wehklage und den Schmerz mit einem mächtigen Worte in unsre Seele hineingerufen hätte. Darum klagen uns die stummen Gestalten nur nach und nach ihr Leid, und wie uns auch in immer steigender Wehmuth das Herz entbrenne, so stärkt doch der Künstler jede zu weiche Stelle immer wieder mit dem heilenden Balsam der Schönheit.

16. Die Auferstehung. Man sieht noch den unteren Theil des Engels am Grabe, einen Theil der Marien, die zum Grabe kommen und die schlafenden Wächter. Von diesen hat sich einer niedergekauert, faltet beyde Hände vor seinem Knie und stützt sein Kinn auf dasselbe. Diese Stellung, wie auch die, in welcher die andern Wächter schlafen, zeigen deutlich, daß sich Cimabue nicht vor schwierigen Stellungen und kühnen Verkürzungen fürchtete und die Art, wie er sie ausgeführt hat, beweiset, in wie hohem Maße sein Auge und seine Einbildungskraft sich die Erscheinungen der äußeren Welt unterthänig gemacht hatte.

An der Vorderwand über der Hauptthür ist noch

die Himmelfahrt und die Ausgießung des heil. Geistes dargestellt.

In der Himmelfahrt steigt Christus auf, die Hände sehnsüchtig in die Höhe gestreckt. Engel scheinen die Apostel zu beruhigen, von denen noch einige Köpfe übrig sind, welche verschiedene Gemüthsbewegungen ausdrücken.

In der Ausgießung des heiligen Geistes sitzen die Apostel mit der Mutter um einen Tisch und verhalten sich leidend. Einige blicken voll Verwunderung, andre voll Ehrfurcht und Anbetung auf.

Die bisher aufgeführten Werke sprechen deutlich ihren Ursprung von einem und demselben Meister aus, und wir stehen nach dem Obengesagten nicht an diesen Meister Cimabue zu nennen.

Außerdem schreiben ihm nun aber Vasari sowohl als Lanzi die vier Doctoren der Kirche zu, die an dem letzten Gewölbe gemalt zu sehen sind. Diese sind voll Ernst, Zuversicht und wahrhafter Lehrerwürde, vor welcher der Schüler Ehrfurcht haben muß. Die Schüler, Mitglieder der ersten Mönchsorden, sind bescheiden, horchen lernbegierig zu oder forschen, prüfend, in Büchern. Der heil. Gregorius lauscht auf die Worte der Taube an seinem Ohre. Die Art, wie er, erwartend, aufgerichtet sitzt, der Blick, der vor sich hin sieht, ohne ein Ziel zu haben, zeigt seine angespannte Aufmerksamkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Jaques Louis David, erster Maler des Kaisers Napoleon, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts.

(Fortsetzung.)

Am 29sten März schenkte er dieses Gemälde der Convention und hielt bey dieser Gelegenheit eine Rede, aus der wir, um die Gefühle zu zeigen, von welchen er zu dieser Zeit belebt war, einige Stellen ausheben wollen:

Bürger, das höchste Wesen, welches seine Gaben unter seine Kinder vertheilt, wollte, daß ich meine Gefühle und meine Gedanken durch die Malerey verkünde und nicht durch die erhabenen Töne der Alles bezwingenden Rede, die unter den Kindern der Freyheit erklinget. Voll Ehrfurcht vor seinen unabänderlichen Beschlüssen, schweige ich und werde mein Tagewerk erfüllt haben, wenn einst der alte Vater von seinen Kindern umgeben, spricht: Kommt, ihr Kleinen, kommt, sehet den Repräsentanten, der zuerst starb, um euch die Freyheit zu gewinnen. Sehet seine Züge, wie sie heiter sind! so ist es, wenn man für sein Vaterland stirbt. Sehet diesen Säbel, der an einem Haar über seinem Haupte schwebt, dieses zeigt den Muth an, den Lepelletier und seine hochherzigen Genossen hatten, um.... Sehet ihr diese tiefe Wunde? Ihr weinet, meine Kinder, ihr wendet die Augen weg! aber betrachtet doch auch diese Krone der Unsterblichkeit. Strebet darnach sie zu verdienen, es wird nicht an Gelegenheit fehlen für große Seelen. Wenn jemals, zum Beyspiel, ein Ehrgeiziger euch von einer Dictatur, einem Tribunate sprechen, oder es versuchen sollte den geringsten Theil der Souveränetät des Volkes an sich zu reißen, oder wenn ein Feiger sogar einen König vorschlagen sollte, dann kämpfet und sterbet so, wie Michel Lepelletier, die Krone der Unsterblichkeit wird euer seyn.

Am 23sten Juni 1793 ward David von der Convention beauftragt, den Geist einiger Canonier-Compagnien, die Paris verließen, um an die Gränze sich zu verfügen, zu untersuchen, er sagte bey dieser Gelegenheit zur Versammlung:

„Bürger, ich habe mich des Auftrags entledigt en ihr mir gestern ertheilt habt, ich habe mich unt die braven Canoniere, unsere Brüder, begeben; ich sprach mit diesen meinen Brüdern, die weit entfernt nd von den Zumuthungen der Ehrgeizigen; sie haben de Grund, der mich unter sie führte, wohl errathen und weit entfernt sich beleidigt zu fühlen, haben sie sich deßhalb gefreut. Ach Bürger! wie könnte ich euch di hochherzigen Gefühle des Volkes beschreiben, eines Voles, das lieber in den Tod gehen will, als das Vaterland zu verrathen.“

„Ich habe Thränen fließen sehen, hochherziges Volk, leugne es nicht, sie gereichen m Muth zur Ehre. Achilles weinte, die Römer weinten und die Cannibalen, denen man sie verglichen wollte, weinen nicht.“

Mit zweyen der gräßlichsten Männer in der französischen Revolution, mit Marat und Robespierre stand David in inniger Verbindung. Nach der Ermordung des Erstern kam Guiraut an der Spitze einer Deputation, um den Schmerz des Volkes über diesen Verlust der Convention zu verkünden:

„O Verbrechen, sagte er, eine vatermörderische Hand hat uns den unerschrockensten Vertheidiger des Volkes geraubt. Unsere Augen suchen ihn vergebens noch unter euch. Welch ein schreckliches Schauspiel, er liegt auf dem Todtenbette. David, wo bist du, du hast das Bild

des für sein Vaterland sterbenden Lepelletier gemalt, du mußt noch eines malen."

„Ja, ich werde es malen, rief David mit bewegter Stimme, und er hielt Wort. Am 24sten Brümaire des Jahres II. verehrte er der Convention auch dieses Gemälde und sagte:

„Bürger, das Volk verlangte seinen Freund, seine verwaiste Stimme ließ sich hören, es forderte meine Kunst auf, es wollte die Züge seines treuesten Freundes. David, schrie es, ergreife deinen Pinsel, räche Marat; ich hate die Stimme des Volkes gehört und ich habe gehorcht. Ihr alle kommt herbey, Mütter, Wittwen, Waisen und unterdrückte Soldaten, ihr alle, die er mit Lebensgefahr vertheidigte! kommet, tretet herzu und sehet euern Freund."

Noch an demselben Tag beschloß die Convention die Porträte in ihrem Sitzungssaal aufzuhängen und unter Davids Direktion stechen zu lassen.

Das Porträt Marats charakterisirt ganz den Geist er Machthaber von 93, der auch David mit einer Art r Wuth besessen hatte. Der Freund des Volkes st. seinen Arm auf den Rand einer Badewanne, worin er ar als er den Todesstreich empfing: nahe daran liegt in blutiges Messer, welches eine Mädchenhand nur nach Vollbringung ihrer That fallen ließ; seine rechte Hand hängt auf die Erde, eine Feder ist ihr entschlüpft, die ander sich auf die Badewanne stützend, hält einen Brief von Charlotte Corday, auf welchem man liest:

„Du 13. Juillet 1793.
Mar. Anne Charlotte Corday
à Citoyen Marat

Il suffit qu je sois bien malheureuse pour avoir droit à votre bienveillance.

Auf einem Kästchen, welches ihm zum Tische diente, ist ein Tintenfaß, 'ne Feder und eine Assignate von 30 Sous in einem Papier, worauf man liest: Vous donnerez cet assignat à cette pauvre mère de cinq enfants dont le mari est parti pour la défense de la patrie. Und so hat David Alles aufgeboten, um die Humanität eines Marat zu verherrlichen.

In Beziehung auf die Kunst, ist es ein äußerst merkwürdiges Bild; es zeigt sich darin eine große Kraft des Effekts und eine Pracht, die man früher in den Werken des Meisters noch nicht gefunden hatte.

Die zwey Porträte des Marat und Lepelletier sind von derselben Größe; man sieht, daß David es so einrichtete, daß sie als Gegenstücke dienen könnten; Marat hatte die Sitten des Volkes, obgleich er einige Erziehung genossen hatte, Lepelletier gehörte zur höhern Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, und beydes kann man leicht an diesen Porträten sehen. Marats Bildniß, welches eine widerliche und grobe Statue darstellt, ist roh, während das von Lepelletier mit größerer Feinheit ausgearbeitet ist; der etwas schief gewendete Kopf liegt auf mehreren Kopfkissen; das Haar ist etwas in Unordnung, aber ohne alles Gesuchte, ohne Affektation; die Stirne ist breit, von schöner Farbe und schönem Ausdruck.

Die jungen Männer Barra und Viala starben, während sie den größten Eifer für die Republik beurkundeten; David weihete, nachdem er bey dieser Gelegenheit eine Rede voll übertriebener Begeisterung gehalten hatte, dem Erstern seinen Pinsel; er stellte ihn dar in dem Augenblick, wo er fällt und die dreyfarbige Cocarde auf sein Herz drückt. Dieses Gemälde ward nicht vollendet, aber die Skizze zeigt, daß David hier alle Macht seiner Kunst aufgeboten hatte, um ein Meisterstück hervorzubringen.

Das Entsetzen, welches Robespierre und seine Anhänger einflößten, war auf die höchste Spitze gesteigert; der 9te Thermidor stürzte die Blutgerüste des Schreckens. David ward von André Dumont aufs Heftigste angegriffen, seine Vertheidigung bestand in der Erklärung, daß ihn Robespierre betrogen habe. Goupilleau von Fontenay beschuldigte ihn, Robespierre in dem Augenblick, wo er die Tribune verließ, umarmt und gesagt zu haben: „Wenn du den Giftbecher trinkst, trinke ich ihn mit", das Leztere gab David zu, während er das Erstere läugnete. Am 15ten Thermidor befahl die Convention ihn provisorisch einzusperren; den 7ten Nivose wurde er wieder in Freyheit gesezt und in die Convention aufgenommen. Den 9ten Prairial von Neuem ergriffen, und nach dem Luxemburg geführt, wo er drey Monate blieb. Im folgenden Fructidor ward ihm verstattet, unter Aufsicht in seinem Hause zu verbleiben, endlich erlangte er am 4ten Brümaire des Jahres IV. seine Freyheit und trat ins Privatleben zurück.

Während seiner Gefangenschaft machte er den Carton zu seinen Sabinerinnen; seine Mutter kam täglich unter die Fenster seines Gefängnisses im Luxemburg, um ihn zu sehen und zu sprechen; er machte ihr Porträt und so scheint die Einsamkeit ihn wieder zu der Natur zurückgeführt zu haben.

In seine Werkstatt zurückgekehrt, beschäftigte sich David ausschließlich mit der Malerey; 1799 endigte er seine Sabinerinnen, die man als den Culminationspunkt seiner Kunst betrachten kann.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 36.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. Mai 1827.

Nekrolog.

Jaques Louis David, erster Maler des Kaisers Napoleon, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts.

(Beschluß.)

In dem Gefechte, welches der Maler unsern Augen darstellt, ziehen vorzüglich drey Figuren die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf sich: Romulus, Tatius und Hersilia. Die zwey Krieger sind von den Pferden gestiegen, um sich näher zu messen. Der erstere erhebt seinen Wurfspieß, um ihn zu schleudern; seine Haltung, sein Stolz und seine Schönheit zeigen den Göttersohn an (der eigene Sohn stand dem Künstler zum Modell); alles verkündet an ihm den Gründer einer Stadt, die die Welt unterwerfen soll; Tatius, mit seinem Schilde sich bedeckend und das Schwert in der Hand, wartet auf den günstigen Augenblick, um auf seinen Feind loszustürzen; aber in dem Moment, wo der Streit der zwey Herrscher den Sieg entscheiden soll, wirft sich Hersilia zwischen sie; ihre Blicke, ihre Bewegungen sind die einer Flehenden; die andern Sabinerinnen folgen ihr, legen ihre Kinder zu den Füßen der Streitenden oder halten sie den Lanzen entgegen. Ihre Bitten, ihr Geschrey, ihr Weinen haben die Wuth der Streiter gebrochen; der Kampf endet, hier steckt ein römischer Anführer sein Schwert in die Scheide, dort befiehlt ein Sabiner den Seinigen Halt zu machen. Den Vorwurf, den man David wegen der Nacktheit der zwey Haupt- und einiger Nebenfiguren gemacht hat, ist ohne Grund; David schöpfte aus einer fabelhaften Geschichte und benuzte sie, soviel als möglich, zum Vortheil seiner Kunst. Der Farbe des Gemäldes fehlt Pracht, aber seine Zeichnung ist hier auf den höchsten Grad ihrer Schönheit und Erhabenheit gediehen; es ist die Natur, aber die schöne und mit Auswahl, wie die Alten sie dargestellt haben.

Bonaparte ersuchte, als Oberhaupt der italienischen Armee, den Maler David sich in sein Lager zu begeben, die Schlachten zu malen, die ihn unsterblich machten. David kam nicht. Nach dem Frieden von Campo-Formio wollte der General den Künstler sehen; bey dieser Zusammenkunft war die Rede davon, Bonaparte's Porträt zu malen.

„Ich gedenke Sie zu malen, sagte David, mit dem Degen in der Faust auf dem Schlachtfelde.“ „Nein, erwiederte Bonaparte, mit dem Degen gewinnt man keine Schlachten, ich will ruhig gemalt seyn auf einem wilden Pferde.“

Nach dem Siege von Marengo nach Paris zurückgekehrt, ließ Bonaparte nochmals den Künstler holen und fragte ihn: Mit was beschäftigen Sie sich jezt?

Ich arbeite an dem Zuge durch die Thermopylen.

Schlimm genug! warum bemühen Sie sich, Besiegte darzustellen?

Aber, Bürger-Consul, diese Besiegten waren ebenfalls Helden, die für ihr Vaterland starben, obgleich sie überwunden wurden, haben sie doch die Perser von Griechenland abgehalten.

Thut Nichts, der einzige Namen Leonidas ist auf uns gekommen, alles Uebrige ist für die Geschichte verloren.

Bonaparte verlangte dann nochmals sein Porträt und David versprach sich damit zu beschäftigen und bat ihn zu sitzen.

Wozu, antwortete B., glauben Sie, daß die großen Männer des Alterthums, deren Porträte wir haben, gesessen sind?

Aber ich male Sie für ihr Jahrhundert, für Menschen, die Sie gesehen haben, die Sie kennen, die Sie ähnlich finden wollen.

„Aehnlich! nicht die Gleichheit der Züge macht ähnlich, sondern der ganze Ausdruck des Gesichtes, das Leben, das muß man malen.“ — Das Eine schließt das Andere nicht aus. — „Alexander hat gewiß niemals dem Apelles gesessen; niemand bekümmert sich darum, ob das Bildniß eines großen Mannes ähnlich ist oder nicht, wenn nur ein Geist darin lebt.“

Sie haben Recht. Nun Sie sollen mir nicht sitzen, ich werde Sie malen.

David stellte B. so vor, wie dieser es in der ersten Unterredung gewünscht hatte, ruhig, auf einem wilden Pferde den St. Bernhard hinanreitend. Auf dem Felsen liest man die Namen Hannibals und Karls des Großen.

David wiederholte dieses Porträt mehreremale und eine dieser Wiederholungen war nach seinem Tode ausgestellt; zwey andere machte er für den König von Spanien und für das Museum. Das Original befand sich zu St. Cloud und ward 1814 von den Preußen genommen; es ist jezt eines der schönsten Gemälde in der Berliner Gallerie.

Nachdem Bonaparte als Kaiser ausgerufen war, wollte er Jedermann belohnen, jedes Verdienst auszeichnen; Vien ward Senator und David erster Maler. In dieser Eigenschaft führte er mehrere große Werke aus, wie die Austheilung der Adler und die Krönung. An dem lezten Gemälde arbeitete er drey Jahre, es ist das größte aller vorhandenen. Man kann sich übrigens leicht alle Schwierigkeiten denken, die der Maler bey der Ausarbeitung zu übersteigen hatte; Schwierigkeiten, die zum Theil in der Natur des Gegenstandes lagen. Die Personen, welche darauf vorkommen sollten, sezten den Künstler mit ihren Prätensionen in Verzweiflung; der türkische Bothschafter, verbat sich die Ehre, darauf zu figuriren, weil seine Religion es ihm nicht erlaubte, christliche Kirchen zu besuchen. Als das Werk vollendet war, nahm es der Kaiser in großem Cortege in Augenschein und bezeigte seine vollkommene Zufriedenheit.

Alle Theile dieses Gemäldes sind sicherlich nicht gleich schön; aber die Haltung Napoleons ist voll Würde und Majestät, die der Kaiserin voll Anmuth, die des Papstes voll Salbung; sein Haupt hat einen zugleich sanften und edeln Ausdruck; auch die übrigen Figuren sind mit einer Meisterhand ausgeführt. Neben diesen, durch die Umstände hervorgerufenen Gemälden, machte David noch mehrere Porträte; worunter das des Papstes ein tadelloses Meisterstück ist.

Sein Gemälde der Thermopylen mußte er deßhalb auf die Seite setzen; er vollendete es erst 1814.

Dieses Bild fand größern Beyfall als alle vorhergehenden; die Maler und Kenner aber theilten nicht den Enthusiasmus, der vorzüglich durch den dargestellten Gegenstand erzeugt wurde; sie fanden, daß David gewöhnliche Gestalten für ein Bild gewählt hatte, welches die Nation des Erdbodens darstellen sollte, die das Schönste am tiefsten gefühlt und am meisterhaftesten dargestellt. Man bemerkte auch, daß der Maler nach einer Farbenpracht strebe, die er bis jezt vermieden hatte, indem er blos Gestalt und Ausdruck beachtete; sie wäre nur dann ein Lob, wenn das Uebrige des Gemäldes nicht zu ernstlichem und gegründetem Tadel Veranlassung gäbe.

David mußte 1815 in die Verbannung wandern und ward selbst aus dem Institut ausgestrichen; doch entschädigten ihn einigermaßen die Ehrenbezeugungen des Auslands; der König von Preußen lud ihn ein nach Berlin zu kommen und wollte seiner Direktion alle Kunstanstalten übergeben, David wollte aber ruhig und unabhängig in Brüssel leben, wo er gesucht und geachtet wurde.

Jezt widmete er sich wieder ganz der Kunst; er malte nach einander den Amor die Psyche verlassend, Telemachus und Eucharis, Mars und Venus. Lezteres Bild trug dem Meister bey einer Ausstellung zu Paris 45,000 Franken ein. Alle diese Werke kann man als die lezten Hauche eines schönen Talentes ansehen, was aber in Erstaunen sezt, ist die Farbenpracht, die der Künstler seit seinem Leonidas entfaltete.

In den lezten Augenblicken seines Lebens, erhielt David einen doppelten Beweis von Liebe und Achtung, der ihn sehr rührte; seine alten Schüler und die Stadt Gent ließen Medaillen auf ihn schlagen; die eine von Galle gravirt, ward ihm von Hrn. Gros, einem der geschicktesten Maler Frankreichs überreicht; die andere durch Vanhutten, Mitglied der Generalstaaten, zum Beweis wegen der Erkenntlichkeit für einige Ausstellungen zum Besten der Armen.

Während des Sommers 1825 ward er krank so daß man für sein Leben besorgt war; er ward wieder hergestellt und wollte den Zorn des Achilles vollenden, es geschah von Hrn. Stapleaux unter seinen Augen. Bald bemächtigten sich seiner die furchtbarsten Schmerzen; halb todt zeigte man ihm noch den ersten Abdruck des Kupferstiches der Thermopylen, worüber Laugier seine Meynung vernehmen wollte. Er ließ ihn sich vorlegen, deutete mit dem Stock auf einzelne Theile des Kupferstiches und sprach mit großer Mühe einige Worte; als er an die Hauptperson kam, sagte er: „Ah! ce n'est pas là la tête de Leonidas! c'est qu'au fait il n'y avait que moi qui pût la faire.“ Sein Stock entfiel ihm und das Haupt sank auf die Brust.

Er starb, von seiner Familie umgeben, den 29sten December 1825, 10 Uhr des Morgens. Seine Kinder wollten den Leichnam nach Frankreich zurückbringen; es ward ihnen verweigert; die in Paris vertheilten Todesanzeigen enthielten: décédé en exil à Bruxelles.

David erscheint bey der Nachwelt aus dem doppelten Gesichtspunkte der Politik und der Kunst.

In politischer Beziehung ist sein Betragen so excentrisch, daß es an Wahnsinn gränzt; obgleich er rauh in seinem Ton und seinen Manieren war, so war David

doch nie ein böser Mensch; er war ein guter Sohn und ein gleich guter Vater. Die politischen Ansichten haben gewöhnlich einen ganz andern Ursprung als im Herzen. David war begeistert von der schrecklichen Vaterlandsliebe der Römer und hier suchte er die Stoffe seiner ersten Kunstdarstellungen: der alte Horatius, der von seinen Söhnen den Schwur erhält, fürs Vaterland zu sterben und dafür dem Himmel dankt; Brutus, der seine eigenen Söhne zum Tode verurtheilt, weil sie gegen die Freyheit sich verschworen haben. — — Alles dieses zeigt, wie die Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande den Busen des Künstlers bewegte; wie Corneille, mit welchem er Vieles gemein hat, ist er besonders in der Zeichnung großartiger Scenen stark und liebt hochgesteigerte Empfindungen; wer weiß, welchen Eindruck die Revolution auf Corneille gemacht hätte.

Den 5ten April 1793, sagte Petion in einer permanenten und äußerst stürmischen Sitzung, indem er Marat fixirte:

„Die Zeit ist gekommen diese kühnen Menschen, diese Bösewichter aus der Versammlung zu stoßen, die uns erniederigen und jeden Augenblick mit Meuchelmord drohen.“

„Ihr, schrie Marat mit Heftigkeit, ihr seyd Meuchelmörder!“

Der Schrey des Unwillens der ganzen Versammlung erstickte die Stimme Marats; David nahm sich seiner an, warf sich in die Mitte des Saals und schrie:

„Ich bitte euch auch mich zu ermorden... Auch ich bin ein tugendhafter Mann... Die Freyheit wird siegen.“

Es folgte eine lebhafte Bewegung.

„Was beweist Davids That? sagte Petion; Nichts, es ist das Hingeben eines ehrlichen Mannes, der in Wahnsinn verfallen und betrogen ist durch Schurken; du wirst es noch einsehen, David!“

„Niemals“ antwortete dieser.

Als aber nach dem Tode Robespierres André Dumont David anklagte, sagte er:

„Niemand glaubt, bis auf welchen Grad der unselige Robespierre mich betrogen hat; durch seine Heucheley hat er mich hintergangen. Nun Bürger! ich versichere euch, daß das, was ich jezt fühle, ärger ist als der bitterste Tod. Von jezt an schwöre ich, und ich werde meinem Eid treu seyn, mich niemals an Menschen, sondern nur an Grundsätze zu halten.“ Doch ist ihm dieß Alles noch eher zu verzeihen, als daß er das republikanische Haupt vor dem kaiserlichen Scepter beugte!

David, als Künstler betrachtet: ist der erste Maler seiner Zeit. Wenn man von den ersten Productionen seiner Kunst absieht, wo er noch keinen bestimmten Charakter hatte, so kann man an ihm drey ganz verschiedene Manieren wahrnehmen. Die erste Reihe nehmen alle Gemälde ein von Belisar bis auf Brutus; hier ist eine starke, wahre und kräftige Zeichnung; aber dem Ton des Fleisches fehlt häufig Wahrheit; die Draperie ist nicht gut angeordnet, man könnte sagen, seine Compositionen sind in mancher Hinsicht Basreliefs ähnlich.

Die Sabinerinnen bilden allein die zweyte Epoche; der Pinsel ist nicht mehr auf dieselbe Weise geführt; die Zeichnung eben so rein, ist vielleicht noch erhabener, ohne aufzuhören wahr zu seyn. Dem Gemälde fehlt Farbenpracht, aber man sieht auch nicht mehr den Zinnober, der die ersten Gemälde verunziert.

Die dritte Epoche geht vom Krönungsbild bis zu Mars und Venus. Hier sind die Farben dicker aufgetragen, die Figuren kommen mehr hervor, die Farbe glänzt mehr; aber David nahm häufig die gemeine Natur zum Vorbild und man muß es sonderbar finden, daß mehrere Figuren in griechischem Costüme neben Leonidas gemeine Formen zeigen, so wie auch auf den Gemälden Amor und Psyche, Mars und Venus.

Betrachtet man aber alle seine Leistungen, so muß man ihn für den geschicktesten Maler jener Zeit erklären; seinem Rathe, seinem Beyspiel verdankt man eine Menge ausgezeichneter Künstler, Drouais, Girodet, Gérard, Gros, Fabre, Ingres und andere, was nicht sein geringster Ruhm ist. Sein Beyspiel diente der Schule lange zur Richtschnur und sie bedarf eines Oberhauptes, das sie von ihrem Abwege, wo das Talent selbst nur vorübergehenden Ruhm einerndten kann, zurückführe; nur durch Studium, durch Streben nach dem Schönen und Wahren, aber nach dem Wahren ohne Gemeinheit, kann ein Kunsterzeugniß auf die Achtung der Nachwelt rechnen.

David, groß durch sein Talent, groß durch den Einfluß auf die Künste in Frankreich, groß durch die Zöglinge, die aus seiner Schule hervorgegangen sind, hat sich, wir wiederholen es, eine Unsterblichkeit erworben, die Nichts ihm rauben kann.

P. A. C.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Von den übrigen Bildnissen dieses Saales erwähnen wir nur noch zweyer Offiziere von Herbig und Ternite, beyde etwas pastellartig; eine alte Dame, von Schoppe, zeigt diesen Maler vortheilhafter, als

das vorige grelle Bild, ist aber wieder eintönig aschgrau. Ein männliches Bildniß von K. Sohn, einem Schüler W. Schadows, ist sehr sprechend, und verspricht noch mehr. Rauchs Bildniß im umgeworfenen Mantel, von Kretschmar, ist zwar ähnlich, jedoch verfehlt. Mehrere Frauenbildnisse von J. Wolf sind in der schon gedachten verblasenen, farb- und leblosen Manier.

Die hier hangenden französischen Gobelins (ein königliches Geschenk) gehören eigentlich anderswohin, behaupten jedoch wohl ihre Stelle unter den Gemälden und mancher bemerkt wohl kaum, daß es Gewebe sind, so fein und kunstreich ist die Arbeit, so lebhaft die Farbe. Das Brustbild des verstorbenen Königs Ludwigs XVIII., nach Gérard, im schlichten blauen Rocke, zeigt ganz den guten prunklosen König. Dagegen tritt der jezt regierende Karl X., lebensgroß im vollen alterthümlichen Krönungsstaat einher, wie wir ihn in der Jungfrau von Orleans zu sehen gewohnt sind; und in der That hat auch hier auf dem Bilde die ganze Darstellung etwas französisch theatralisches.

Die Akademie der Künste hatte im Jahr 1825 nach langer Zeit zuerst wieder eine Preisaufgabe für die Kunstschüler gestiftet. Zur vorläufigen Prüfung ihrer Zuläßigkeit, malten ihrer zwölfe eine nackte männliche Figur nach der Natur; unter diesen wurden viere ausgewählt, und ihnen eines Morgens die Aufgabe mitgetheilt: wie Danae mit dem neugebornen Perseus, von ihrem Vater Akrisius, (um den ihn geweissagten Tod durch seinen Enkel abzuwenden), in einem leichten Nachen den Wellen preißgegeben, an die Insel Seriphus getrieben und von dem Beherrscher derselben Polydektes und seinem Bruder Diktys gerettet und aufgenommen wird. Die vier Preisbewerber wurden zur Anfertigung eines Entwurfs zusammen eingeschlossen, und dann zur Ausführung, ohne Beyhülfe jedem ein besonderes Zimmer gegeben, zu welchem nur das lebende Modell Zutritt hatte. Nach drey Monaten wurde der Preis dem Gemälde August Hopfgartens aus Berlin, einem Schüler Wachs, zuerkannt, obwohl die Wahl lange zwischen ihm und August Wegert aus Berlin, einem Schüler Schadows, geschwankt hatte. Beyde Gemälde hangen hier neben einander, und man kann nicht anders, als den Ausspruch billigen: er ist wohl begründet darin, daß Wegerts Bild zwar eine vollkommenere Ausbildung der einzelnen Theile sehr erfreulich erkennen läßt, Hopfgartens Bild dennoch in Ansehung der geistigen Auffassung des Gegenstandes überhaupt, und in dem Ausdruck der hülfesuchenden Mutter und der theilnehmenden Retter, besonders des älteren Polydektes, und in der Darstellung des jugendlichen Diktys, den Vorzug verdient. — Dieser Wettstreit hat aber noch einen andern rührenden Wettstreit erzeugt und eine tragische Folge gehabt. Der ältere Wegert, schon in der vorhergehenden Ausstellung durch sein Gemälde vom verlorenen Sohne und andere hoffnungsvolle Arbeiten (vergl. Kunstbl. 1826. Nr. 94.) ausgezeichnet, war von den übrigen Mitbewerbern schon zum voraus als Sieger angesehen; und als nun die unerwartete Entscheidung erfolgte, wollte der jüngere Hopfgarten doch gern dem Freunde den Preis überlassen, der in einer Unterstützung (von 1000 Thalern) zum zweyjährigen Aufenthalt in Italien besteht. Wegert den Vorzug des Preisbildes anerkennend, nahm dieß natürlich nicht an; es war aber dieses mannichfaltige Leid, besonders die getäuschte Hoffnung zur italienischen Reise, ohne Zweifel mit die Ursache seines bald darauf erfolgten allgemein beklagten Todes, von welchem in diesen Blättern auch schon Meldung geschehen ist (1827. Nr. 25.). Ein anderes Gemälde von Hopfgarten, der bescheiden noch ein Jahr hier lernen will, bevor er nach dem gelobten Kunstlande geht, bestätigt erfreulich die von ihm erregte Hoffnung: es ist der auf Kreta geborgene kleine Jupiter, wo er in einer üppigen Gegend am Meer unter einem Baume von zwey schönbekränzten Nymphen und einem Hirten mit der Milch der neben ihm stehenden Ziege Amalthea gepflegt wird. Das Ganze ist sehr gefällig, und auch in den Nebenwerken, Blumen, Laub und Früchten, sorgfältig ausgeführt. In dem Kinde schon den Götterkönig anzukündigen, ist freylich mehr erstrebt, als gelungen. Auch muß man es zu Gute halten, daß in den Nymphen zu sichtlich das weibliche Modell von den vorigen Bildern wiederkehrt; wie es denn nochmals auf dem Bilde eines Mitschülers Hopfgartens, K. Fielgrafs, als Nausikaa erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische und Kunstanzeige.

Durch Anfragen verschiedener Art sehe ich mich veranlaßt, hiermit öffentlich zu erklären, daß die von mir in diesem Jahre erschienenen Werke, als:

Die Denkmale altgermanischer und römischer Zeit in den rheinisch-westphälischen Provinzen; 2ter Theil, enthaltend: die Alterthümer in und um Neuwied am Rhein. 4. mit 31 Steindrucktafeln und 1 Kupferstich in Folio.

Denkmäler alter Sprache und Kunst; 2ter Theil. 8. mit 4 Steindrucktafeln in Folio.

hiermit als geschlossen zu betrachten sind, und daß also keine Fortsetzungen ferner von mir erfolgen werden.

Berlin, März 1827.

Dr. Dorow.

Nr. 37.

Kunst-Blatt.

Montag, den 7. Mai 1827.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Von den sonstigen antiken Gegenständen hier, verdient eine mit einem Panther spielende Bachantin, vom Prof. Dähling, kaum der Erwähnung. Der Gemälde aus der heiligen Geschichte sind überhaupt auffallend wenige, unter diesen hier aber ein sehr vorzügliches, wieder von einem hoffnungsvollen jungen Maler, J. Hübner, Schüler W. Schadow's: die schöne alttestamentliche Idylle, wie Boas der lieblichen Aehrenleserin Ruth unter einem Baume Früchte darbringt. Die bey dem Carton in der Schadow'schen Ausstellung (1826. Nr. 94.) ausgesprochene Erwartung ist durch die Ausführung erfreulich in Erfüllung gegangen, und das anmuthig gedachte Bild auch harmonisch in Farben gesezt. Es ist eines der besten eigenen Werke dieser Ausstellung.

Ein groser, die ganze Wand einnehmender Carton, von einem in Bonn ausgeführten Wandgemälde überragt freylich alles, was in dieser Art hier ist. Unter der Darstellung der vier Facultäten, welche die Wände des Universitätssaales dort beleben, ist von Hermann (jezt in München), einem Schüler des Cornelius, die Theologie entworfen. Daß Raphaels ähnliche grose Werke in den Stanzen dabey zum Vorbilde gedient haben, ist nur zu loben, da sie einmal so typisch sind, und die Anwendung hier doch so eigenthümlich ausgeführt ist. In der Mitte, auf einem Altare thront die Theologie, in weiblicher Gestalt, mit ihren tiefen Augen geradaus schauend. Auf den Stufen zunächst steht Johannes und Paulus. Weiter herab zu beyden Seiten sizen, stehen und liegen in mehreren Halbkreisen und Gruppen zunächst die Kirchenväter, mit mannichfaltigen Gebärden redend, lesend, schreibend, Schriften vergleichend u. s. w. Viele sind durch ihre Namen auf den Büchern oder sonst bezeichnet, andere ohnedieß kenntlich, z. B. Dante mit seiner divina Commedia unterm Arm, und auf der linken Seite, wo die Protestanten neben einem grosen Bücherschranke stehen, Luther mit der geöffneten Bibel, Melanchthon, Erasmus u. a. bis auf mitlebende bedeutende Männer, z. B. zur Rechten der Dr. Sailer, und in einem zur Linken ganz vorn für sich forschenden Gesichte wollte man einen bekannten reformirten Gottesgelehrten erkennen. Alle Gestalten, Gesichter und Gebärden sind bedeutsam und würdig gehalten, und von hohem geistigem Leben durchdrungen. Durch die offenen Räume der Halle im Hintergrunde blickt man auf bezügliche Gegenden, z. B. über Luther nach Eisleben und Wittenberg. Endlich, ist auch die arabeskenartige Einrahmung des Ganzen sehr reich und durchaus bedeutsam verziert, mit Vorbildern des alten Testaments und Erfüllung im Neuen, vom Baum der Erkenntniß bis zum Kreuze. Alles ist, bis auf einige Undeutlichkeit der zur Linken sich vielfach durchkreuzenden Arme, trefflich ausgeführt, und die Einwirkung des Meisters nicht zu verkennen. Nur in einen Tadel müssen wir einstimmen: die Theologie hat durch ihre etwas starre und auf dem Hochsiz verkürzte Erscheinung etwas Gözenhaftes. Raphael läßt bekanntlich in der Disputa, über dem Kelch und der Hostie die Dreyeinigkeit selber persönlich schweben, und sezt die Theologie, in anderer Frauengestalt, nur in die Verzierung des Gewölbes darüber. Hiebey gedenken wir zugleich eines daneben hangenden Cartons von einem andern Corneliusischen Schüler, H. Stilke: die grose Schlacht bey Merseburg, wo Kaiser Heinrich I. Deutschland und die Christenheit für immer von den Hunnen (Ungarn) befreyet: das deutsche Seitenstück zur Schlacht Constantins. Die einzelnen Kämpfe sind mannichfaltig und lebendig; der Kaiser zu Rosse unter dem wehenden Banner der heil. Jungfrau, hebt sich deutlich hervor, und die christliche Ritterschaft mit ihm; die Heiden sind durch seltsame Waffen und besonders ungeheuerliche Helmzierrathen bezeichnet: im Ganzen spürt man aber noch zu sehr die Schule, etwas Manierirtes. Eine kleine Federzeichnung von derselben Hand, die Vermählung des Cid mit der Ximene, nach der spanischen Romanze, hat einen für die Malerey noch unbenuzten reichhaltigen Stoff glücklich erfaßt, und

an dem Bildchen wäre gar nichts auszusetzen, wenn nicht ganz vorn ein Zuschauer sich so unanständig ausspreizte und uns die Kehrseite zeigte.

Das Gemälde aus Goethe's Faust, am Schlusse, wie Mephistopheles den Faust abruft und dieser Gretchen aus dem Gefängnisse mitführen will, von Th. Hildebrandt, einem Schüler Schadow's, verdient ganz das Lob, das schon der Zeichnung dazu bey der Schadow'schen Ausstellung ertheilt worden, und übertrifft das frühere Bild von Faust und Mephistopheles in der Höhle. Noch gelungener scheint die Darstellung des Schlusses von Shakspeare's Lear, wie dieser seine liebste Tochter Cordelia beklagt: noch im Tode holdselig liegt sie da, und der alte Vater kniet verzweifelnd neben ihr und hebt die Arme empor. Es ist nicht zu verkennen, daß zu dieser rührenden Gruppe die treffliche Darstellung von Devrient und Mad. Stich benuzt ist; aber hier ergibt sich recht der Unterschied von jenem theatralischen Bildnisse: es sind hier beyde Schauspielende nur als Studium angewandt, (wie Devrient auch zum Mephistopheles), und die Darstellung der Charaktere und der Handlung selbst ist die Hauptsache.

Unter den geschichtlichen Gemälden aus dem Mittelalter, behaupten die von Kolbe fortwährend den Vorzug. Drey derselben sind für die neuen Glasgemälde des Schlosses Marienburg in Preußen entworfen und dort im größern Maaßstabe ausgeführt: 1. wie Ludwig der Heilige, König von Frankreich, in Palästina, dem Hochmeister Hermann von Salza die Lilien in das Wappen des deutschen Ordens gibt; 2. wie Papst Innocenz III. in Rom demselben Hochmeister den Siegelring verleiht; 3. wie Bischof Christian ihn gegen die Heiden in Preußen um Hülfe bittet: alles tüchtig und ohne Ziererey dargestellt, dem gegebenen schmalen und hohen Fensterraum angepaßt, und in lebhafte harmonische Farben gesezt. Nur bemerken wir auch hier, wie auf so manchen Bildern, ein gewisses allgemeines ritterliches Costüm, namentlich die steifen Harnische, welche wenigstens im 13ten Jahrhundert noch nicht den die Gestalt lebendiger durchzeichnenden Ringpanzer verdeckt oder verdrängt hatten. Sehr anmuthig ist von derselben Hand eine Gesellschaft von ritterlichen Jägern auf einem hohen laubigen Söller sich beym Mahl und Saitenspiel erquickend; ein Mädchen, die eine Kanne mit Wein und Becher achtsam die Treppe hinaufträgt, ist besonders lieblich, und scheint auch den Dudelsackspieler auf dem Baum aus dem Takt zu bringen. Viel Lob verdienen in dieser Art auch die Gemälde von Prof. Hampe; eine Fürstin in Trauer, die mit ihren beyden Kindern an der Hand, das Grab ihre Gemahls besucht; das Ritterbild desselben liegt auf seinem Grabmal in einer gothischen Kapelle, welche der rothe Morgen- oder Abendschein zugleich mit den brennenden Kerzen dämmernd erhellt; die Trauer der schönen jungen Wittwe, welche die Kinder noch nicht so tief mitfühlen, ist gut ausgedrückt und das Ganze macht eine einfache Wirkung. — Die Wasserfahrt einer Familie bey Sang und Saitenspiel auf der Spree in dem alten Berlin, ist noch mehr belebt durch das Spiel der Kinder mit den friedlich umherschwimmenden Schwänen: nur dünkt uns die Färbung etwas zu bleich. — Die Geschichte, wie der Churfürst Friedrich I. im Jahr 1425 sich bey Prenzlau von einem starken Manne durch einen Sumpf tragen läßt, um es wieder zu erobern, ist weder ein malerischer Gegenstand, noch von J. H. Stürmer dazu erhoben.

Von sogenannten Genre-Bildern ist hier auch eine beträchtliche Anzahl. Fr. Catel (in Rom), der diese Art besonders in Schwung gebracht, hat auch ein vorzügliches Stück geliefert, eine Piferari-Familie, d. i. ein alter Dudelsackspieler mit seiner Tochter, vor einem Madonnenbilde an der Straße. Es ist bekannt, wie die armen Hirten aus den Abruzzen zu Weyhnachten in die Städte, bis Rom kommen, und im Andenken der Anbetung der Hirten, vor den Madonnenbildern spielen und sich etwas verdienen. Diese beyden Gestalten erinnern wir uns selber gesehen zu haben, so ausdrucksvoll sind sie: der alte kräftige Hirte in seinem braunvließigen Kleide, und neben ihm sizend, in der malerischen, hier freylich ärmlichen Landestracht, die etwas sieche aber schöne Tochter. Die Ausführung ist fleißiger, als sonst. Unfertig scheinen dagegen zwey lebensgroße sitzende Frauenbilder in ihrer ähnlichen Landestracht aus Sonnino, dem bekannten Raubneste, das unlängst geschleift werden sollte: von Langrich gemalt. — Roberts schlafender Räuber, wie ihn seine schöne Genossin mit ihrem übernächtigen, die wüste Gegend durchspähenden Falkenblicke bewacht, der bey der vorigen Ausstellung mit Recht so allgemein gefiel, ist hier mannichfaltig wiederholt zu sehen, in Oel (von J. Gotthard), in Zeichnung (von Burggraf und Berger), und in Steindruck. Roberts diesjähriges Gegenstück dazu, ein junger italischer Räuber, in langem Mantel mit spitzem Hut, Gewehr und Pfeife, wie er die schlafende Gefährtin bewacht, findet, mit gleichem Rechte, weniger Beyfall: der gerade aus schauende Räuber ist nichts sagend. Bedeutender ist der allein unter einem Felsenhang nachdenklich hingestreckte Bandit. Uns nähere Räuber in den Ardennen, wie sie ihre Beute theilen, hat K. F. Schulz mit grauenhafter Wahrheit vorgestellt: Mord und Brand steht auf diesen Gesichtern und Blut klebt an der Beute; die erdige Färbung stimmt zu diesen wüsten Gestalten. Von derselben Hand sahen wir einen französischen Spion voll Ausdruck vor einem preußischen Major, der ihm, nicht ernst genug, gegenüber sizt. Die bey Bild-

vern- und Schauern aufgeregten Lust an dergleichen Gegenständen vergleicht sich dem gegenwärtigen Wohlgefallen an den zu Melodramen verarbeiteten Criminalgeschichten. Heiterer ist, von J. Schulz, akademischem Schüler, die Darstellung aus dem lezten Kriege, wie in der Straße einer deutschen Stadt Kosaken und andere Hülfsvölker lagern, ihr Zeug ausbessern und die Küche besorgen, während französische Gefangene aller Art, zum nahen Thore hereingeführt werden. Noch vergnüglicher, aus dem friedlichen Leben, sind die Gemälde des von dieser Seite, besonders als Pferdemaler, schon rühmlich bekannten Hofmalers Fr. Krüger: ein jüdischer Pferdehändler preißt einem, ihn durchschauenden Reiteroffizier, seine vorgerittenen, fehlerfreyen Pferde an; mancherley Pferde werden zum Beschlagen nach der Schmiede geritten; und nach einer großen Hasenhetze, ruhen Rosse und Reiter, Jäger und Hunde in mannichfaltigen Gruppen, erfrischen sich, weiden die Beute aus u. s. w. Diese hier ganz örtlichen und mit vielen bekannten Bildnissen belebten und allgemein ansprechenden Gemälde gehören zu den trefflichsten ihrer Art. Ein großes Blumenstück von Völker, verwundert uns durch die Fülle und Pracht der einheimischen Blumen, die hier im Freyen zusammen ranken und blühen: der Hintergrund, Wasser und Luft, dürften weniger trübe seyn, ohne den Blumen Abbruch zu thun.

An Copien alter Gemälde fehlt es dießmal auch nicht, obwohl ihrer wenigere sind, als sonst. Erwähnt zu werden verdienen, eine Madonna mit dem Kinde, nach Luini, von K. Duncker, einem Schüler Schadows; nach Tizian, die himmlische und irdische Venus, jene nackt, diese bekleidet, kleine Figuren, von P. Mila; die Raphaelische Madonna, welche im Zimmer des Großherzogs von Toskana, im Palast Pitti lange nur wenigen Glücklichen zu sehen vergönnt war, jezt aber auch durch Morghens Kupferstich bekannt ist, hat Remy in der Größe des Urbildes, wie es scheint, recht treu und sorgfältig wiederholt, wenn auch wohl etwas zu weich. Die Copie der Nacht Correggio's von F. W. Herdt ist aber nur geeignet, manche Uebelstände des Urbildes, z. B. die gar nicht graziöse Beinschwingung der oben schwebenden Engel, noch vorspringender zu machen.

Besonders reich ist die dießjährige Ausstellung an Gemälden von bedeutenden Bauwerken alter und neuer Zeit, unter denen aber die aus dem Mittelalter am vortheilhaftesten erscheinen. Das Innere der Peterskirche, in der Nähe des Altars unter der Kuppel, wo ein Cardinal kniet, (kenntlich der verstorbene tüchtige Minister Gonsalvi), versezt uns ganz in die heitere Pracht des größten und reichsten Christentempels. Doch überbietet ihn das Innere des gothischen Doms von Mailand mit seinem freyen Säulenwalde (in vier Reihen), deren schlanke Bögen alle Räume weit höher und größer erscheinen lassen, obwohl die Kuppel mit ihrem Thurm in der Peterskuppel bequem stehen könnte. Die beyden inneren Ansichten dieses Wunderbaues, die eine nahe am Haupteingange, die andre unweit des Kreuzes und der Kuppel, mit den leuchtenden Glasgemälden des Chors, sind mit großer Genauigkeit und Wärme der Farbe von J. K. Schultz (in Rom) gemalt. Dasselbe gilt von seiner Ansicht eines Theils des Forum Romanum (campo vaccino), der zunächst am Capitol stehenden Tempelhalle der Concordia und anderen antiken Bautrümmern. — In ähnlicher Art zeigt uns E. Hasenpflug das Innere des Magdeburger Doms, und zugleich die äußere Ansicht der beyden vollendeten Thürme dieses in Norddeutschland bedeutendsten gothischen Baues, von dessen Geschichte hier unlängst (1827. Nro. 23.) die Rede gewesen ist. Von demselben Maler ist die äußere Ansicht des ehrwürdigen Erfurter Doms mit seiner hohen Terrasse und seinen Nebengebäuden, und endlich auch der hiesige, im neurömischen Styl erbaute, und kürzlich von Schinkel erneute Dom. Das frische neue Ansehen, welches alle diese Bauwerke auf den Gemälden haben, paßt bey den lezten am besten, wird aber auch bey den übrigen durch die architektonische Bestimmtheit, die nicht blos auf malerische Wirkung geht, gerechtfertigt. Noch strenger herrscht die Zeichnung vor in den Baugemälden von H. Hintze: das Spitalthor zu Straßburg mit dem, in seiner ganzen Riesenmacht, dasselbe, wie alles ringsumher, überragenden und durchsichtig in der Luft schwebenden Münster; der Markt zu Nürnberg mit seinen mannichfaltigen alten Denkmalen, voraus der Frauenkirche mit ihrer reichverzierten Vorhalle; dann im kleineren Maaßstabe, mit landschaftlicher Umgebung, das Stammschloß Ambras bey Inspruck und das Wohnhaus des Sandwirths Andreas Hofer zu Passeir in Tyrol: alle diese Gebilde sind mit einer Schärfe ausgeführt, daß sie fast wie ausgemalte Federzeichnungen erscheinen, aber vortrefflich, wahre Porträte. Mehr in der malerischen Art dagegen ist das Innere einer gothischen Kirche mit Leuten in alterthümlicher Tracht, von Quaglio, der uns schon so manches schöne Gemälde dieser Art geliefert hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aecht oder Unächt.

Siehe Kunstblatt Nro. 96. 1826 und Nro. 21. 1827; so wie Dorow's Denkmäler alter Sprache und Kunst 2ter Band. Berlin 1827. Seite 85. Tab. II.

An Hrn. Prof. Büsching in Breslau.

Die Erwiederung in Nro. 21. des Kunstblattes, Ihre einarmigen Thorbilder betreffend, will allein mit einer großen altgermanischen Götterversammlung im Ganzen zu thun haben. Dieses große Ganze stützen Sie aber auf die einzelnen Funde; diese einzelnen Funde, worauf Ihr System gebaut ist und welche Sie nicht einmal — wie Sie sagen — aus eigener Anschauung kennen, sind nun nicht Götzen des Alterthums, sondern wie klar bewiesen wird: spanische Kriegsknechte, italienische Bajazzos und Nachahmungen des Herkules im Mittelalter.

Da nun in Ihrem altgermanischen Gebäude kein Glied existirt, wo bleibt das große Ganze? Es ist also die Phantasie einer altgermanischen Götterversammlung, fundirt: auf einem spanischen Helden des 30jährigen Krieges, einen italienischen Arlequin und dem Himmelrither Herkules. Rühs, Jak. Grimm haben es längst bewiesen, daß es keine germanische Thor- und Tyrbilder gibt, und alles was seither darüber vorgebracht worden, Täuschung sey.

Dank glaube ich daher von Ihnen zu verdienen, wenn ich Sie über Alterthumsgegenstände aufkläre, die Sie nur aus Zeichnungen kennen, und worauf Systeme gebaut werden sollen, zugleich Ihnen Nachricht gebe von den Fabriken, wo dergleichen Puppen gemacht wurden. Hypothesen- und Systemmacherey auf falsche Vordersätze gegründet, kann den Gelehrten wohl endlich langweilig werden, nicht aber Erforschung der Wahrheit, selbst wenn sie unsre Lieblingsfictionen zerstört und auch nicht aus dem Munde eines Professors und Gelehrten vernommen wird! Sie werden Sich wohl überzeugen, daß man sehr viel gesehen haben muß, um das Aechte vom Unächten in der Alterthumskunde zu unterscheiden. Sehr vortrefflich mögen die Breslauer-Sammlungen seyn, doch sie reichen hierzu nicht aus, wie wir jezt gesehen und dürfen auch ja nicht überschäzt werden. Daher zürnen Sie nicht, wenn mein Urtheil über das Aechte und Unächte der Alterthümer, — überhaupt die praktische Beurtheilung derselben, Ihnen gegenüber, stets sehr bestimmt ist. Die Gegenstände aus der Breslauer-Sammlung kommen häufig, beynahe überall in Deutschland vor und sind allgemein bekannt, nicht so die Gegenstände aus den großen öffentlichen und Privat-Alterthümersammlungen in Deutschland, Tyrol, Frankreich, Holland, Schweiz, Dännemark, welche man wenigstens gesehen und studirt haben muß, will man so belehrend und abfertigend sprechen, als Sie es in Ihrer obengedachten Erwiederung gethan!

Meine Entgegnung gilt allein der Sache, nämlich:

Ausmerzung altgermanischer Thor- und Tyrbilder aus den wissenschaftlich geordneten Museen der Alterthümer.

Den Irrthum also germanische Thors und Tyrs darin aufzustellen, greife ich an.

Lesen Sie die sehr lehrreichen Andeutungen, von Jak. Grimm über diesen Gegenstand in den göttinglichen gelehrten Anzeigen Nro. 52. 31. März 1825 und Sie werden finden, daß die Thor- und Tyranbetung nunmehr auf sich beruhen muß, da jezt alle von Ihnen zur Aufbauung dieses Systems hergezählte Idole als Unächt konstatirt worden; auch Grimm es Ihnen schon im Anfange des Jahres 1825 öffentlich gezeigt und bewiesen hat: „daß es kein germanisches Götterbild gibt; daß nie in Deutschland ein Gott Namens Tyr existirte; daß selbst in Scandinavien keine Spur vorhanden ist, daß Tyr jemals einhändig abgebildet worden, so wenig wie Odin einäugig, und endlich, daß der „kostbare" Himmelrither-Thor eine dem Herkules nachgebildete Puppe aus dem Mittelalter sey." Also über Thor und Tyr kein Wort, bevor nicht neue und gewichtigere Baustücke herbeygeschafft sind!

Sie aber, mein lieber Büsching, mit Ihrem schönen Eifer für die Sache vaterländischer Kunst und vaterländischen Alterthums und Ihrem trefflichen Wirken dafür, sind mir herzlich lieb und theuer, und so sehr Ihre Erwiederung auch den Charakter der Ostentation trägt, selbst in der öffentlichen Anführung unserer Privat-Korrespondenz, in der Sie meines Wissens keine Sünde begangen und ich Sie daher auch öffentlich davon absolvire, — so wünsche ich dringend, daß kein Thor und kein Tyr sich zwischen unser früheres Freundschaftsverhältniß dränge und sage Ihnen bey meiner Abreise von Berlin ein herzliches Lebewohl, jedoch Ihnen nicht beystimmend, daß diese Stadt so unfruchtbar für deutsche Alterthumskunde sey; wir haben auch in dieser Beziehung hier ausgezeichnete und gründliche Gelehrte, die mehr gesehen und das Gesehene mehr verglichen und studirt haben, als wir Beyde; auch besitzen wir in dieser Beziehung hier größere Alterthums-Schätze, als Sie vermuthen mögen; ja! käme es selbst auf alle Töpfe und Lampen an, so dürften sich deren hier eben so viele finden als in Breslau und statt Ihres Himmelrither Götzen, haben wir — den einarmigen Thor in Puffentracht und spanischem Barett! — Doch lassen wir diesen ruhen; leben Sie wohl und gedenken freundlich des Abwesenden!

Berlin, März 1827. Dr. Dorow.

Nr. 38.

Kunst = Blatt.

Donnerstag, den 10. Mai 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

IV.

Cimabue.

(Fortsetzung.)

Der heil. Augustin unterrichtet den Schüler, der vor ihm sizt und aufmerksam zuhört. Er hebt die Hand auf, und man glaubt ihn sprechen zu hören.

Der heil. Ambrosius hört seinen Schüler lesen und gibt sorgfältig Acht auf seine Worte.

Der heil. Hieronymus lieset selbst, während sein Schüler dasselbe thut.

Wir wissen nicht, welchen Theil Cimabue vielleicht an der Erfindung dieser Bilder haben mag, die Ausführung derselben müssen wir ihm aber gänzlich absprechen, wenn wir seine bisher angegebenen Werke als Maaßstab gelten lassen. Schon die ganz andre Farbenbehandlung würde dieß wahrscheinlich machen, denn die Farben haben sich an diesem Gewölbe viel kräftiger, frischer und lebhafter erhalten, wie an den andern Fresken. So ist auch ein derberer Auftrag der Farben, und eine kräftigere Karnation des Gesichtes, wie sonst gewöhnlich, nur diesem Bilde eigenthümlich. Ferner weicht die Behandlung der Gewänder durch eine geschmackvollere Anordnung der Falten und einen gefälligeren Fluß derselben von der Behandlung Cimabue's ab. Besonders aber sind in den Verzierungen der Gewölbrippen, welche die Bilder der Doctoren einschliessen, Anzeigen, die eine andre Hand verrathen, denn diese Verzierungen sind eine entschiedene Nachahmung von den Verzierungen des Gewölbes, an welchem Cimabue den Heiland, die Mutter, den Täufer und den heil. Franziskus gemalt hatte. Nur ist diese Nachahmung mit etwas gebildeterem Geschmacke und größerer Kunstfertigkeit angestellt. Die Genien sind freyer und korrekter in ihren Bewegungen und treiben mit der Angabe der Muskeln in dem Nackten ordentlich Prunk. Ihre ganze Stellung glauben wir in der Kirche der heil. Konstanze bey Rom gefunden zu haben; doch steht uns diese nur noch in dunkler Erinnerung. Aufmerksamkeit mag es aber allerdings wohl verdienen, daß die Ideen der Verzierungen in jener alten und dieser neuern Kirche sich so nahe berühren. Zu einer solchen bloßen Nachahmung war wohl Niemand weniger aufgelegt als Cimabue, den eher der Reichthum seiner Phantasie quälte, und dem gewiß jeder Ort willkommen seyn mußte, wohin er den immer sprudelnden Quell seines schöpferischen Genius ableiten konnte. Wir haben auch gesehen, mit welcher Freyheit er eine ähnliche Idee zum zweyten Male ausführt, indem er die Einzelnheiten gänzlich verändert. Daß auch Vasari schon die besondere Eigenthümlichkeit dieser Bilder aufgefallen ist, bemerken wir mit Vergnügen. Er sagt nur von diesem ausdrücklich: „Es war gewiß ein mühevolles Werk und ist mit einem unendlichen Fleiße ausgeführt", während er sich über die andern nur mit allgemeiner Bewunderung derselben äußert. Auch Lanzi sagt eben nur von diesem Werke, daß eine gewisse Neuheit der Erfindung und der Anordnung darin zu bemerken sey, die bis dahin noch von keinem erreicht worden, daß das Colorit kräftig, die Verhältnisse ungeachtet ihrer Colossalität nicht übel beachtet seyen, und daß überhaupt hier die Malerey zuerst das gewagt habe, was bisher nur die Mosaik wagte. Es fehlt uns also gewiß nicht an Grund, wenn wir diese Arbeit nicht für ein Werk Cimabue's anerkennen.

Wir wenden uns nun zur Entwicklung und Bezeichnung von Cimabue's Eigenthümlichkeiten. Da aber das innerste Wesen derselben in einem unermüdlichen Fortschreiten besteht, so wird es nicht unbillig erscheinen, wenn wir uns in dieser Hinsicht an seine höchsten Leistungen halten.

Die Parmesaner und Giunta wurden nur noch von einer leisen Ahnung der Wahrheit in ihrer Thätigkeit getrieben. Nur zu ungewissen Schritten wurden sie dadurch ermuntert, die noch dazu nur einseitig von jenen, wie von diesem in einem Gebiete der Malerey gewagt wurden. Cimabue trägt das Wesentliche der ganzen Kunst lebendig und gesetzgebend im Gefühle. Wie er mit sicherem Instinkte die Malerey als seine Aufgabe

unter allen verschiedenen Kunstzweigen herausfand, so leitete ihn dieser Instinkt auch eben so sicher in der Wahl der Ideensphäre, deren Versinnlichung in der Malerey gefordert wird, als auch in der Behandlung und Anwendung der verschiedenen Darstellungsmittel. Daher finden wir schon bey ihm einen ausgedehnten Gebrauch derselben und ihre Anwendung ist immer streng im Sinne ihrer wahren Bestimmung. Aber jedes Darstellungsmittel erreicht nun die Stufe der Vollkommenheit; die zum Ausdrucke der Ideen wesentlich und unumgänglich nothwendig war. Keine andere Rücksicht waltete bey Cimabue vor als Darstellung der Ideen, die sein Inneres bewegten. Alles was daher die gewöhnlichen und nöthigen Darstellungsmittel noch weiter erlauben, alles was z. B. nur zu treuer oder auch schöner Nachahmung der äußeren Natur von ihnen gefordert wird, finden wir vernachlässigt, wenn es nicht zugleich positiven Einfluß auf jenen Ausdruck der Ideen hat. Wenn durch die gefalteten oder die ausgestreckten Hände nur die Idee der Andacht oder der Sehnsucht ausgedrückt war, so kümmerte sich der Maler eben nicht darum, ob die Hände groß oder niedlich, falsch oder richtig gezeichnet waren. Hatten sie nichts anzudeuten, so wurden sie noch mehr in der Ausführung hintangesezt. Bey diesem ausgedehnten und wesentlich richtigen Gebrauch der Darstellungsmittel ist ferner nicht zu vergessen, daß er durchaus nicht von einer regelrechten Theorie bestimmt wurde und die Korrektheit daher mangelt. Die Phantasie war die einzige Regel. Aber so tadelnswerth, ja lächerlich es auch ist, wenn zu einer Zeit, da die Theorie bis in das Einzelnste ausgebildet ist, der Künstler willkürlich der Korrektheit sich entschlägt, so entschädigt für den Mangel derselben in diesen alten Bildern reichlich der Charakter der Unmittelbarkeit, der sich in ihrer Inkorrektheit ausspricht. Nichts Berechnetes, Gelerntes stört uns, sondern wie Alles aus dem warmen, frischen Gefühle ausfloß, so trifft es auch wieder das empfängliche, reizbare Gefühl des Beschauers und reißt diesen mächtig fort. Wir geben die Belege zu unsrer Behauptung durch die nähere Bezeichnung der Stufe, worauf Cimabue die Darstellungsmittel gebracht hat und auf welcher er sie gebraucht.

Die Zeichnung ist das erste und vorzüglichste Mittel malerischer Darstellungen, da sie den Raum und seine Gestaltungen abbildet. Frey und kühn hat Cimabue sie in allen ihren Zweigen ergriffen und angewandt, so weit sie diese Bestimmung erfüllt. Durch perspektivische Behandlung hat er den Raum ausgedehnt und eingetheilt. Schon die Art seiner Gruppen mußte ihn dazu zwingen und wir haben schon oben ein einzelnes Beyspiel angegeben, welches von der Anwendung dieses Elementes zeugt. Die Mannichfaltigkeit der Gestaltungen des Raums konnte nicht wohl ohne die verschiedenartigsten Stellungen und Bewegungen und diese nicht ohne Verkürzungen zur Anschauung gebracht werden. Auch davon haben wir oben schon Beweise beygebracht. Die menschlichen Gestalten sind durchgängig edel und großartig in ihrer allgemeinen Erscheinung. Bis auf treue und schöne Nachbildung der Einzelnheiten, wie z. B. der Hände, Haare u. dergl. hat aber das Schönheitsgefühl seine Herrschaft nicht erstreckt. Die Form der Gesichter ist durchaus ähnlich. Der mittlere Theil des Gesichts, so weit die Nase geht, bildet sich sehr entschieden aus dem Gesichte heraus und auch der untere Theil des Kinns tritt etwas hervor. Diese Gleichförmigkeit der Gesichtsbildung kann auf der Stufe, auf welcher Cimabue steht, gar nicht befremdend seyn. Er hatte genug zu thun, um nur den großen Eindrücken der äußeren Natur eine kräftige Rückwirkung entgegen zu setzen, die kleinsten, flüchtigsten der menschlichen Physionomie konnte natürlich ein so in Anspruch genommenes Gemüth nicht zur Rückwirkung, also Darstellung, reizen. Man muß sich aber auch ja hüten diese Gleichförmigkeit fürEinförmigkeit zu halten. So lange der Ausdruck der Idee das einzige Streben des Künstlers ist, bedarf es keiner großen Verschiedenheit der Gesichtsbildung, denn jeder Ausdruck kann in jedes Gesicht gelegt werden. Daher finden wir auch bey Giotto's ganzer Schule für dieselben Alter immer die ähnlichen Gesichtsbildungen, freylich sind sie in dieser Schule von dem verschiedenartigsten Ausdrucke beseelt. Die Gewänder falten sich ziemlich natürlich. Die Falten sind fein, schmal, wie von sehr feinen Stoffen, dabey etwas stramm oder gespannt und sehr reich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

In den nächsten Zimmern ist wieder ein starkes Gedränge um das Bildniß der bezaubernden Sängerin, welche schon als Freyschütz-Agathe zu sehen war, hier aber, als sie selbst, in jeder Weise vortheilhafter erscheint: sie sizt lebensgroß, im veilchenblauen Kleide, fast etwas zu ernst da, und ihre Kunst deutet nur eine Leyer und das Lorbeergebüsch hinter ihr an, zu welchem aber der weiße Pelzbesatz des Kleides nicht recht stimmt. Das anziehende Bild ist sorgfältig und brav gemalt, von P. Mila. Nicht so viel Gutes können wir von Tisch-

beins d. h. Egmont und Klärchen sagen: es sind wieder verkleidete Schauspieler, und die Kleider haben wohl schillernden Glanz, aber keine rechte Farbe. Die Uebersetzung der bekannten runden Bildwerke Thor-waldsens, Tag und Nacht, in Farben von Senf, beruht auf Mißverständnissen zwischen Malerey und Pla-stik, und konnte nicht gerathen. Der Flug des Ikarus ist hier in zwey Bildern versucht (von F. Frick und A. Siebert), aber nicht gelungen: in Sieberts Bild-niß ist das Nackte gut. Die Opferung Isaaks, von Fielgraf, Wachs Schüler, ist noch sehr unbeholfen und leblos. Noch schlechter ist eine Skizze dazu in Wasserfarben, von Kirchhoff. Die Auferstehung Christi, Altarblatt für die Nicolaikirche in Pasewalk, oben in gothische Spitzbögen eingerahmt, ist mühsam gemalt, aber ausdruckslos, zu schwächlich und dünn, zumal die überschlanken Engel oben. Die der Malerey auf ähnliche Weise günstige leuchtende Erscheinung des Engels im Gefängniß und Befreyung des Petrus, ist hier dreymal zu sehen: am größten von F. W. Herdt, für die Nicolaikirche in Spandow, aber nicht besser gerathen, als seine Copie der Nacht von Correggio. Weniger transparent ist das Gemälde von G. A. Corbs (der auch ein gutes Knabenbildniß geliefert hat); und mehr verspricht die Farbenskizze von A. Henning, aus Wachs Schule. Eines der schönsten Bilder dieser Art ist hier eine kleine, im Winkel von vielen übersehene Madonna, von L. Grimm: das auf ihrem Schooße schlafende Kind beleuchtet sie selbst und die Umherstehenden, Joseph, Augustin und Georg, dessen Harnisch und Schwert diese Beleuchtung widerspiegelt und zugleich den Schein der Morgenröthe, welche die Wolken und das Meer unten blutroth besäumt: zwey Engel knien vor dem Kinde, der eine mit dem blutgefüllten Kelche, der andere aus einem Rosenstrauche die Dornenkrone windend. Das ganze Farbenspiel ist wohlgelungen und besonders schön ist das Kind und der jugendliche Georg; weniger befriedigt die (wie die sixtinische Madonna) ernst gerad'aus blickende Mutter, und der Raum zwischen Augen und Mund scheint zu groß: überhaupt aber ist zu viel Bedeutsamkeit gesucht, nicht sowohl in dem Ausdruck des Kindes, als in der Umgebung. Eine heil. Familie, vom Prof. Wintergerst zu Düsseldorf, in Mantegna's buntfarbiger und schlanker Art gemalt, ist desto unbedeutender. Die große Anbetung der Hirten, von Bouterweck, einem Schüler Kolbe's, kommt auch nicht in Betrachtung. Eine Madonna mit dem Kinde, Kniestück, von K. Herrmann (zu Breslau), wünschten wir, wäre nicht ausgestellt, sie ist zu gewöhnlich und fleckig gemalt: wir haben besseres von ihm gesehen. Der Sündenfall, von E. Steinbrück, einem Schüler Wachs, ist sehr lobenswürdig gemalt; die Schlange hat, nach alter, auch von Raphael (in den Stanzen) befolgter Ueberlieferung, einen Menschenkopf: die beyden völlig nackten Figuren sind jedoch zu kenntliche Modelle, zeigen nicht genug das Urbild der Menschen, wie es unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und wie es die schöpferischen Hände Michel-Angelo's und Raphaels wiederholt haben. Unsere alten Maler, von Eyck (auf dem Genter Bilde) bis Lukas Kranach u. s. w. können uns hier nicht als Vorbild dienen, und die Entschuldigung eben mit der Verderbniß der menschlichen Natur gilt in der Kunst nicht. Zugleich hat diese blonde Eva einen unangenehmen, die verbotene Frucht anschmeichelnden Ausdruck.

Eigenthümlich unterbricht die gewöhnlichen weltlichen Gegenstände ein Bild von Ruhl (in Kassel), wie aus 1001 Nacht, eine morgenl. Fürstinn mit ihrem Gefolge wird in der Wüste von den räuberischen Arabern überfallen und entführt. Die Fürstin mit ihrem sich furchtsam anschmiegenden Kinde, unter einem Baldachin auf dem Kameel, und ihre Gefährtin, die man eben von einem andern Kameele herunterhebt, sind sehr anmuthig in Zügen und Gebärden, und die Tracht zierlich; der vorn und im Hintergrunde noch mannichfaltig fortwährende Kampf, und besonders die Pferde sind aber nicht so lebendig, als sie seyn wollen und sollen. Ein kleineres Gemälde von derselben Hand vergegenwärtigt uns röm. Landmädchen, wie sie im Garten einer Villa einen Brief lesen, vermuthlich von Herzensangelegenheiten, ein Knabe schauet mit hinein: die Mädchen sind lebhaft und hübsch in ihrer Landestracht (es scheint zunächst die von Albano), die Färbung aber, besonders des Fleisches, hat einen zu brillanten Metallschimmer. Eine andre italienische Scene, aus der Gegend von Subiaco, wie ein Jäger heimkehrt zu den Seinigen, die im Hofe mannichfaltig beschäftigt sind, von Neher (in München), ist fleißig gemalt, nur zu sehr vereinzelt. Riepenhausens Mädchen aus der Fremde nach Schillers Dichtung, so freundlich sie ist, ist doch schon ein wenig veraltet.

Die eigentliche Pracht dieser Zimmer ist eine Reihe von Landschaften. Von Koch (in Rom) ist eine Gegend Griechenlands, welche die Schönheiten der Natur und Kunst (Tempel) in der Blüthe zusammenstellt, mit dem Regenbogen darüber; dann die Gegend bey Olevano, und die Ansicht des Schreckhorns in der Schweiz. Die beyden Südlandschaften sind zu bunt und dabey schwarz in den Schatten, und die erste kann mit der in diesen Blättern (1826. Nro. 60.) schon besprochenen Darstellung der Blüthezeit Griechenlands von Schinkel, welche hier von K.

Beckman, einem Wach'schen Schüler, treu wiederholt ist, keine Vergleichung aushalten. Rodden (in Rom) hat eine Felsschlucht mit einem Wasserfall, es scheint aus der Nähe der Grotte des Neptuns bei Tivoli, mit aller ihm eigenen Ausführung der kleinsten Theile, des dortigen üppigen Pflanzenwuchses, besonders des Lattichs und der Farrenkräuter, gemalt: die Travertinfelsen erscheinen dabei nur etwas zu maserartig. Noch besser gefällt uns eine Gegend an der Tiber, den zu Wohnungen benutzten Steinbrüchen (Cervare) gegenüber, aus denen das Kolosseum erbauet ist: vorn sitzen zwei Jäger mit ihren Hunden und erfrischen sich, und wir erkennen in ihnen den Maler selber mit Reinhart, dem trefflichen Landschafter und rüstigen Campagna-Jäger. — Von Dahl ist nur ein kleines Bild hier, der Vesuv, aus einer Grotte angesehen; aber es zeiget den Meister. — Aus den mancherlei übrigen italischen Landschaften erwähnen wir nur noch: eine von G. Feldmann, zunächst aus dem Felsthale von Subiaco genommen; und von J. B. Pascal, aus der Gegend von Neapel, eine Composition zu Göthe's: Kennst du das Land &c., mit dem Harfenspieler und Mignon, aber nicht bedeutend und südlich genug. — Die Ansichten des Sees von Bolsena und der Gegend bei Civita Castellana, von Bognay, sind genau, sehen aber aus wie Skizzen in Wasserfarben. — Schweizerlandschaften sind sehr ausgezeichnete hier: von J. J. Biedermann (in Winterthur), mit der feinsten Ausführung (den vorigen Roddenschen Landschaften vergleichbar), der Untergletscher bei Grindelwald, die Insel Schwanau im Lowerzersee am Fuß des Rigi (unweit des verschütteten Goldau), und ein Viehstück mit der Gegend von Thun: die miniaturartige Behandlung ist mit großer Klarheit der Farbe verbunden. — Breiter gemalt und trüber sind A. Künklers Ansichten des Wasserfalls des Reichenbachs, und des Wetterhorns von der Scheideck. — Die letzte Ansicht, anders aufgefaßt, zugleich mit dem seinem schönen Namen entsprechenden Rosenlaui-Gletscher, hat M. von Meuron (in Neufchatel) weit übertroffen. Vor allen zieht aber desselben Malers Ansicht des Bieler-Sees mit der Peters-Insel, die einst Rousseau bewohnte, alle Blicke auf sich. Aus einem schattigen, durch einige Ziegen belebten Vorgrunde, über Jolimont, dem Landhause des Grafen Pourtalis, überschaut man den völlig ruhigen See mit seinen schönen Ufern, die sich zugleich mit dem klaren Himmel darin spiegeln. Man kann nichts Reizenderes sehen, und die Malerei ist so meisterlich, daß man sie ganz über den Gegenstand vergißt. Meuron dünkt uns gegenwärtig der trefflichste Schweizerlandschafter. — Aber auch unser näheres Vaterland kann sich dermalen trefflicher Landschafter rühmen. W. Ahlborn, wieder ein Schüler Wachs, trägt den Preis davon: seine Ansicht des thüringischen Schlosses Schwarzburg auf der Felsenecke mit den Thälern der Schwarza auf beyden Seiten erneuet uns aufs lebhafteste, die vor Kurzem gehabte wirkliche Anschauung einer der herrlichsten Gegenden Deutschlands, und des würdigen Stammsitzes eines altberühmten Hauses. Das Eigenthümliche dieser Gegend, das schwärzliche Schiefergestein mit seinem kräftigen Pflanzenwuchse, welchen die schlanksten Weißtannen kränzen, ist deutlich hervorgehoben, und dazu stimmt der leise Duft über dem bewohnten Thale auf der einen Seite, und das sonnige Wiesenthal auf der andern. Größer und in ihrer Art noch trefflicher, ist von demselben jungen Maler, die Ansicht des neuen Schlosses bey Potsdam von der hohen Terrasse des mit Recht so genannten Belvedere's im Garten: die Prachtgebäude des großen Palasts mit seinen Säulen, goldgrüner Kuppel, und röthlichen Wänden, die südlichen Blumen im Vorgrunde, der Orangenwald um das Schloß, die herrlichen Baumgruppen des Parks, auf den fernen Höhen die pinienähnlichen Fichten, der zu Seen sich erweiternde Strom mit seinen Schiffen, der heitere Himmel und der warme über das Ganze gehauchte Luftton: alles dieses macht, daß man auf den ersten Blick irgend eine italische Gegend zu sehen glaubt, jedoch bald mit doppelter Freude die nahe, so oft unbillig geschmähte Heimath wiedererkennt. Es geschieht dieß aber nicht etwa durch eine fremdartige Verkleidung, sondern es ist hier nur die rechte Stelle und der günstige Augenblick glücklich gefunden: so oft man zu den an derselben Aussicht sich erfreuenden Frauen und Kindern hintritt, wird einem so wohl zu Muth, als wenn man von der Sonne beschienen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

London.

Im April erscheint zu London die erste Abtheilung einer Selection of Architectural and other ornaments, und zwar von griechischen, römischen und italienischen, gezeichnet in den Museen und nach den Gebäuden in Italien, von den Architekten William Hosking und John Jenkins. Das Ganze, sammt der Beschreibung, wird acht Abtheilungen enthalten, von denen alle sechs Wochen eine erscheinen soll. Bey weitem der größte Theil ist, wie es heißt, inedirt; die griechischen Stücke hauptsächlich aus dem Museum zu Neapel und nicht in dem herkulanischen Werke befindlich. Die italienischen Zeichnungen sind meist aus dem 14ten Jahrhundert, nach alten venezianischen Gebäuden.

Nr. 39.

Kunst-Blatt.

Montag, den 14. Mai 1827.

Kunstliteratur.

Ueber Restauration alter Oelgemälde, von C. Köster. Erstes Heft. Heidelberg 1827. 51 S. 8.

1. *) Wer gern einen Künstler von Geist und Einsicht über das Restauriren von Gemälden vernehmen will, der lese diese Schrift. Der Verfasser, als Landschaftmaler bekannt, hat sich aus Liebe und Verehrung für die großen Maler der Vorzeit theilweise dem wichtigen Geschäfte der Restauration gewidmet. Ja seit einigen Jahren ist er mit Schlesinger, der sich durch seine sehr verdienstliche Bildnisse und höchst vortreffliche Copien nach Raphael und anderen rühmlichst ausgezeichnet hat, in Berlin fortwährend beschäftigt, die von S. M. dem König von Preußen erkaufte Solly'sche Sammlung altitalienischer und altniederländischer Gemälde herzustellen. Unter diesen Verhältnissen hat er Gelegenheit gehabt, vielfache Erfahrungen zu machen; er spricht sie in der vorliegenden kleinen Schrift auf eine eigenthümliche und lebendige Weise aus, ohne eben alles umfassen zu wollen, was zu dem Gegenstand gehört. Er beschränkt sich in diesem ersten Heft auf die Oelmalerey und hat vorzugsweise die Werke der ältern italienischen, deutschen und niederländischen Schule im Auge. Die drey Haupttheile der Restauration, die Herstellung des Grundes, das Reinigen und die Herstellung der Malerey, behandelt er mehr oder weniger ausführlich, indem er meist die bekannten Mittel dazu angibt, jedoch werden die Kenner auch einiges Neue, nicht in andern Büchern Verzeichnete finden. Bey allem diesem wiederholt der Verfasser stets, daß es weniger auf die Mittel als auf den Gebrauch derselben ankomme.

„Alle Regeln sind gut und nothwendig. Es gibt „aber etwas, was über aller Regel schwebt, und das ist „der feine Takt. Sein Wesen läßt sich nicht in Worte „fassen, es wäre unnütz darüber zu reden."

Dieß ist das Thema der Schrift, und in dessen Ausführung scheint uns auch das größte Verdienst derselben zu bestehen; denn man kann es nicht oft genug sagen, es gehören zum künstlerischen Restauriren, wie zur Kunst selbst angeborene Gaben, Talente, die man entwickeln, aber nicht erwerben kann, und nur denjenigen, welche in den Geist, in den Styl und in die technische Behandlung eines Kunstwerks einzudringen, dasselbe mit Geduld, Umsicht und Gewissenhaftigkeit zu behandeln vermögen, nur diesen sollte man das Restaurations-Geschäft anvertrauen. Freylich finden sich nicht viele, von diesen Eigenschaften, welche sich einem so schwierigen, so verdrießlichen und langwierigen Geschäft unterziehen mögen; darum müßte man es aber desto besser belohnen, und wahrlich, aller Aufwand dafür würde in keinem Verhältniß stehen zu dem Schaden, welcher der Kunst durch ungeschickte Restauratoren zugefügt wird!

Ein besonderes Verdienst dieser kleinen Schrift, wodurch sie für alle Maler ein Interesse hat, scheint uns auch noch das zu seyn, daß sie über die Haltbarkeit der Farben Erfahrungen mittheilt, und andere Künstler zu ähnlichen Mittheilungen auffordert. Wir bedauren nur, daß die hier gegebenen Nachrichten nicht ausführlicher und nicht bestimmter abgefaßt sind. Gerade dieser Theil der Maler-Technik dürfte derjenige seyn, über den die gesammelten Erfahrungen öffentlich bekannt zu machen, den meisten Nutzen haben würde. Maler, denen die Dauerhaftigkeit ihrer Werke am Herzen liegt, müßten sich mit ausgezeichneten Chemikern und Fabrikanten in Verbindung setzen, ihre Beobachtungen und Kenntnisse gegeneinander austauschen, und von Zeit zu Zeit den Erfolg davon dem Publikum vorlegen, damit auch Andere Ver-

*) Diese Anzeige war bereits abgefaßt, als wir von einem unsrer geschätztesten Mitarbeiter eine andere über dasselbe Werkchen erhielten. Wir halten es nicht für überflüßig das Publikum durch zwey verschiedene Stimmen auf einen in unsern Tagen besonders wichtig gewordenen Gegenstand aufmerksam zu machen, und lassen daher beyde Anzeigen unter Nro. 1. und 2. auf einander folgen.

Red.

suche darüber anstellen, und ihre Bemerkungen mittheilen könnten, wir würden dann nach und nach wieder zu einer mit zuverlässigen, haltbaren Farben ausgestatteten Palette gelangen. Denn, obwohl eine große Unstätigkeit in der Fabrikation der Farben besteht, weil man auch hier von Handgriffen und mancherley Zufälligkeiten der Praxis abhängt, und nicht, wie der Verfasser meynt, durch wissenschaftlich bestimmte Recepte gesichert werden kann, so würde doch bey gehöriger Kenntniß des allgemeinen Bedürfnisses das Interesse schon Leute vom Fach dazu bewegen, der Fabrikation jene Aufmerksamkeit zu widmen, wodurch die gleichmäßige Erzeugung und Erhaltung der einmal erprobten Qualität der Farben erzielt wurde. Die Mittheilung der Erfahrungen über die Haltbarkeit der Farben in ihren verschiedenen Mischungen mit Oelen und Firnissen aber müßte auf doppeltem Wege Statt finden, einmal für wissenschaftliche Männer und Fabrikanten in einer der meist gelesenen chemischen Monatsschriften, und dann für die Künstler in einer Zeitschrift ihres Fachs; wir schlagen zu diesem leztern Zweck das Kunstblatt vor, und hoffen, daß dieser durch Hrn. Köster gegebene Anlaß den besten Erfolg haben und für unsere Malerey reiche Früchte tragen möge!

2. Niemand mißkennt wohl den Werth der Restaurationen alter Gemälde, durch die uns so manches treffliche Werk gleichsam wiedergegeben und seine Erhaltung vielleicht für Jahrhunderte gesichert wird. Wie vieles aber auch bis jezt im Restaurationswesen geleistet worden, so mußte man doch das dabey gangbare Verfahren, im Ganzen, als unzweckmäßig erkennen, nicht zu gedenken, daß manches kostbare Bild, unter ungeübten Händen, und durch die Anwendung zerstörender Mittel, für immer zu Grunde gerichtet worden. Hr. Köster, selbst ein sinniger, geistreicher Künstler, verdient daher den wärmsten Dank, daß er in dieser Schrift redlich und unverholen mittheilt, was vieljährige Versuche, in Verbindung mit kundigen Freunden unternommen, ihm zur Lösung so vieler schwierigen Fragen beym Geschäft der Restauration an die Hand gegeben.

Bisher hat man die Sache überhaupt nur von Seite der Manipulation und der Technik betrachtet; aber es ist mit der Herstellung eines alten Bildes wie mit der Herstellung eines durch Abschreiben und spätere Umgestaltungen verdorbenen Dichterwerkes: Mit Sprache und Metrik allein reicht man dabey nicht aus; ein dem Dichter verwandter Geist muß hinzukommen, und die abgestorbenen Theile mit neuem Lebenshauche durchdringen. Das ist es eben, was so vielen, ja fast allen Restauratoren bis jezt gemangelt hat, und selbst die besten haben meist dem Original nicht das verlorene Eigenthümliche zurückgegeben, sondern etwas fremdes, wie sie es eben selbst besaßen, an die Stelle desselben gesezt. Wie oft würde der Schatten eines ehrwürdigen alten Meisters mit Zorn und Schmerz auf seinen Restaurator blicken, wenn es ihm vergönnt wäre, während der Arbeit desselben, neben ihm zu stehen! sehr wahr bemerkt der Verf.: „die Fälle sind selten, wo ein blos mechanisches Verfahren, welches, beym Lichte besehen, schon an sich nicht denkbar ist, ausreichte, da bey alten Bildern, fast immer, das Verderben, mehr oder weniger in das organische des Bildes selbst eingedrungen ist, und alsdann eine Hülfe nöthig macht, welche nur der feinste Künstlersinn, verbunden mit erworbener technischer Fertigkeit, zu leisten vermag. Schon einzelne defekte Stellen erfordern bisweilen einen vertrauten Sinn mit dem Objekte und Styl des Meisters; aber viel häufiger noch hat ein Gemälde seine ganze Haltung verloren, seine ursprüngliche Harmonie in Farbe, Form und Ausdruck ist dahin. Da gilt es nun, dem Werke mit verwandtem Geist tief ins Herz zu blicken, und es gewissermaßen, wie sein eigenes Kind zu betrachten."

Mit seltener Ehrlichkeit und Offenheit gibt Herr Köster hierauf nicht blos die Verfahrungsarten und Mittel an, wie sie, je nach dem Zustande eines Bildes, angewendet werden müssen, sondern macht zugleich auch auf die schädlichen und nachtheiligen Behandlungen aufmerksam, und seine Schrift bietet nicht nur dem Restaurator, sondern auch dem Maler überhaupt viel Nützliches und Beherzigungswerthes dar.

Erwägt man, nach einem besonnenen Ueberblicke des Restaurationsgeschäfts, daß dazu Männer erfordert werden, welche im Stande wären, sich durch eigene Produktionen einen bleibenden Namen zu machen, so begreift man leicht, welche Resignation und uneigennützige Kunstliebe dazu gehört, sich einem solchen Geschäfte, welches nicht als Nebensache und in Zwischenstunden betrieben seyn will, zu widmen. Je weniger an einem hergestellten Gemälde die Hand des Restaurators sichtbar ist, desto größer ist unläugbar sein Verdienst, aber um so weniger auch kann es erkannt werden. Für die königliche Sammlung in Berlin ist es als ein Glück zu betrachten, daß Künstler wie Schlesinger, Köster, Xeller sich bereitwillig gefunden, den Bildern jener Sammlung so viel möglich ihre ursprüngliche Gestalt und Reinheit zurückzugeben. Doch, was den Künstler hier lohnt, sagt der Verf. S. 50, ist der vertraute Umgang mit den Geistern einer vergangenen Welt, wobey er sich manchmal etwas vorträumt, von einem unsichtbaren Dank, welcher irgendwo fest hängt, er weiß selbst nicht wo.

— ber.

Anfänge der italienischen Kunst.

IV.

Cimabue.

(Fortsetzung.)

Die **Behandlung der Farbe** ist das zweyte malerische Darstellungsmittel. Die wesentliche Aufgabe, die dadurch erreicht werden soll, ist der Ausdruck des inneren, nothwendigen Lebens in seiner augenblicklichen, vorüberfliehenden Wirksamkeit. Zur Lösung dieser Aufgabe ist Wahrheit, Lebendigkeit, augenerfreuende, harmonische Abwechselung der Farbe und ein gewisser Grad eines derben Auftrages und Verschmelzung unumgänglich nöthig, und alle diese Eigenschaften der Farbenbehandlung finden wir in Cimabue's Werken. Der vorherrschende Ton ist ein kräftiger und in der Carnation besonders ein kräftiges Braun, ja die Schatten der Gesichter um die Augen und an der Nase überschreiten das rechte Maaß. Auf den Wangen sieht man eine frische Röthe, und die verschiedenen Farben-Nüancen sind so weit mit einander verschmolzen, daß sie in Verbindung mit der Derbheit des Auftrages aus dem innern wirksamen Leben hervorzuquellen scheinen. Die heitere Abwechslung der Farben ist schon oben gerühmt und sticht besonders durch den Contrast mit der todten Eintönigkeit der alten Meister in derselben Kirche sehr glänzend hervor. Von der Beleuchtung, welche mit diesem Darstellungsmittel in der nächsten Verbindung steht, ist in diesen Werken am wenigsten zu sagen.

Am Eigenthümlichsten ist in Cimabue's Kunstübung das dritte Darstellungsmittel behandelt, der **Ausdruck**. Unter den Bewegungen, wodurch der Ausdruck hervorgebracht wird, unterscheiden sich die des ganzen Körpers, nebst denen der größeren Glieder, durch den Charakter einer größeren Deutlichkeit und Aeußerlichkeit von den Bewegungen des Gesichtes, die nur im Gefühle nicht durch den Verstand zu analysiren sind, so fein und beynahe unmerklich sind sie. Jenes Mittel des Ausdrucks, die Geberden, finden wir von Cimabue mit solcher Sicherheit und in solcher Mannichfaltigkeit gebraucht, daß seine Gemälde beynahe allein dadurch eine so lebhafte Wirkung hervorbringen, wie der Künstler, den die Malerey sich ganz zu eigen weihete, wohl erreichen mußte. Das andre Mittel des Ausdrucks aber, die Mienen, befinden sich in einem auffallenden Grade der Gebundenheit. In dieser Gebundenheit tritt der Mangel an individualisirten Darstellungen der Seelenzustände und zugleich der Mannichfaltigkeit gegründet hervor, durch welche sonst eben ein so reiches Leben in der Seele des Beschauers aufgeregt wird. Allein diese Gleichförmigkeit des Ausdrucks hat doch eine ähnliche Wirkung, indem wir wahrnehmen, daß eine reiche, üppige Fülle des Lebens hier in Fesseln geschlagen ist, die mit unwiderstehlicher Gewalt hervorzubrechen strebt. Wir fühlen das innere Ringen der Knospe, die sich zu enthüllen strebt in den Tiefen unsrer Seele. Wir sehen ja den Kampf in den ernsten, strengen, barschen, drohenden Zügen. Die Gewaltigkeit, der Troz alter griechischer Bildwerke, die wahrscheinlich eben vor der Vollendung des Phidias verfertigt sind, zeigt sich in gleich mächtiger Kraft in den Gesichtern Cimabue's, doch ist diese Kraft nach der Weise des christlichen Lebens mehr nach innen gewandt und erscheint zuweilen schwermüthig in sich versenkt, oder majestätisch-erhaben. Nur selten und dann um so rührender blüht einmal ein bestimmtes, einzelnes sanfteres Gefühl rein und frey hervor. Aber sehr häufig finden sich in dieser allgemeinen Gebundenheit des Ausdrucks leise aber verständliche Andeutungen der heftigeren Gemüthsbewegungen, wie der Verwunderung, der Trauer, des Zorns u. s. w. Und was in solchen Fällen der Ausdruck noch zu wünschen übrig läßt, das ersezt reichlich die passende und schnell ansprechende Geberde.

Das wichtigste und schwierigste Mittel der Darstellung, die **Gruppirung** finden wir in dem Grade vollkommener bey Cimabue gebraucht, je mehr sich eben darin das Wesen seiner Kunst offenbart, und es möchte alle Berechnung schwerlich die unbewußte Schöpfung seines Genius in dieser Sphäre übertreffen. Die Malerey soll uns die einzelnen Bildungen der idealen Welt vor Augen bringen, und je vielfältiger und reicher diese Bildungen sich uns offenbaren, desto entschiedener und unwiderstehlicher wirken sie auf unsre Seele ein und rufen das ihnen gleichartige Leben hervor — das lezte Ziel aller Kunst. Denn was soll diese Andres, als das göttliche Leben, aus dem Alles entkeimt ist, uns dadurch zum Bewußtseyn bringen, daß sie die Schöpfungen derselben dem menschlichen Gemüthe auf menschliche Weise näher bringt, als die Natur dieß gewöhnlich thut? Das wird die Kunst aber durch reiche Gruppen um so zuverlässiger thun, je gewisser es ist, daß viele Kräfte auf ein Ziel gerichtet mehr wirken als eine einzelne. Darum fühlt auch das ungebildetste Gemüth, wenn es nicht ganz in Rohheit und Verwilderung untergegangen ist, eine ästhetische Regung bey dem dramatischen Leben einer Gruppe, wenn eine einzelne Bildsäule, oder ein einzelnes Bild auch nicht den kleinsten Eindruck machen würde. Welche Fülle von Ideen nun aus Cimabue's reichem und kräftigem Genie ausströmte, wenn er dieses einmal seiner Schöpfungslust überlassen durfte, darauf ist schon in der Schilderung der einzelnen Bilder aufmerksam gemacht und wir erinnern hier nur noch einmal an die Scene von

Joseph und seinen Brüdern, an die Hochzeit zu Kana, an die Gefangennehmung des Heilandes, an seine Abnahme vom Kreuze.

Aber nicht minder nothwendig für die harmonische und beseligende Erregung des idealen Lebens im Beschauer als die Fülle der Ideen ist ihre Vereinigung unter eine Hauptidee, in welcher das vielfach bewegte Leben seinen Ruhepunkt findet. Im entgegengesezten Falle muß ja, je reizbarer die Empfänglichkeit ist, desto mehr Zwiespalt und Zersplitterung in der Seele entstehen, die nur ängstigen und peinigen kann. Wir sind desto glücklicher, je thätiger und bewegter unser inneres Leben, aber immer nur unter der Herrschaft einer Idee ist. Und diese Vereinigung aller Ideen unter eine Hauptidee, der Zusammenhang aller verschiedenartigen Lebensäußerungen und ihr Zusammenwirken zu einem großen Eindrucke ist ebenfalls in den schon genannten Bildern, wie in allen, so musterhaft, daß wir kühn den größten Meister herausfordern dürfen, etwas Vollkommeneres zu liefern. Fast in keinem andern Gebiete nimmt Cimabue unsre Bewunderung so sehr in Anspruch, wie in diesem, denn vergleichen wir einmal die Gruppirung in der Scene, wo Josephs Brüder ihn um Verzeihung anflehen, mit der, die der Maler in der Abnahme vom Kreuze angewandt hat, so müssen wir gestehen, daß er die beyden Extreme erreicht hat. Erscheint uns in jenem Bilde alles Einzelne, wie gewaltsam zusammengedrängt, wie ein gleichzeitiger Ruf von hundert Stimmen, so scheint sich in diesem alles Einzelne aufzulösen, auseinander zu fließen und sammelt unsre Gefühle und Gedanken erst allmählig zu einer Theilnahme, wie die bedeutsamen Worte und Handlungen eines Menschen, der uns zuerst unbedeutend erschien, uns allmählig immer zwingender zu ihm hinziehen und wir uns um so inniger und treuer mit ihm verbinden, je mehr wir in unserm Herzen fühlen, daß wir ihm ein Unrecht abzubitten haben. Die Idee sammelt und zerstreuet die Gestalten, je nachdem sie die Seele, wie ein volltönender, mächtiger Akkord ergreifen und in ihren innersten Tiefen zusammenziehen, oder sanft sie zu inniger Wehmuth auflösen will. Wo aber die Extreme in solcher Vollendung entstehen konnten, wo der feinste Takt sie und ihre richtige Anwendung hervorrief, da darf man wohl nicht zweifeln, daß das mitten inne Liegende gleichmäßig zu Gebote stand, und es müßte ein beneidenswerther Genuß seyn einmal mit Muße alle Gruppen des Meisters nach ihrem Zusammenhange und ihrer Bedeutung sich zum Bewußtseyn zu bringen. Wie viele, die für große Meister gehalten wurden, mögen hundert Gruppen zusammengesezt haben, ohne auch nur einmal eine Ahnung davon zu haben, daß in der Gruppirung selbst Sinn und Bedeutung liege, was Cimabue so fein und so lebendig fühlte.

Daß bey so tiefem, lebhaftem Gefühle für das Zweckmässige, Passende, Nöthige kein müssiges oder todtes Glied in irgend einer Gruppe stört, braucht wohl kaum erwähnt zu werden

So sehen wir die Seele der Parmesaner und den Körper Giunta's in Cimabue zu einem Ganzen, zum vollen Keime der Malerey verschmolzen. Wie dieser schon das Wesen der Pflanze in allen ihren Theilen in sich trägt nur noch unentwickelt, so hat Cimabue's Kunstübung, sowohl in seinem gewählten Ideen-Kreise, als in der Behandlung aller seiner Darstellungsmittel das Wesentliche aufgefaßt und geleistet, woraus sich in der Folge die Mannichfaltigkeit entwickeln sollte, welche die Geschichte der Malerey uns erblicken läßt. Eben wegen der genauesten Uebereinstimmung in allen verschiedenen Aeußerungen seiner Kunstübung ist seine ganze Erscheinung selbst ein großes, meisterhaftes Kunstwerk der bildenden Natur, und spricht uns, wenn wir uns einmal auf den rechten Standpunkt zu erheben vermögen, mit eben dem beseligenden und begeisternden Zauber an, den jedes wahre Kunstwerk um sich verbreiten soll.

Haben wir Giunta's Bedeutung für die Geschichte der Malerey mit Gottscheds Einfluß auf die deutsche Poesie verglichen, so dringt sich uns zu demselben Zwecke eine Vergleichung Cimabue's mit Klopstock so mächtig auf, daß wir sie nicht unterdrücken können. Wir sehen die Hand der Vorsehung aus den Wolken, die sie verhüllen, nach beyden Lieblingen ausstrecken und selbst sie weihen zu ihrem erhabenen Dienst. Beyde riß sie aus den Schulbänken, von den todten Büchern hinweg und an ihre ewig strömenden Lebensquellen, damit das Wasser des Lebens ihre Seelen tränkte. Und beyde zeigten sich auch als ihre ächte Priester, durch den Eifer, der selbst sein eigenes Werk nicht verschont, wenn der Genius der Vollkommenheit auch nur den leisesten Tadel merken ließ. Gewiß, diese Uebereinstimmung ist mehr als zufällig.

(Der Beschluß folgt.)

Preußen.

Se. Maj. der König von Preußen hat die zu Paris befindliche große Sammlung ägyptischer Alterthümer des Hrn. Passalaqua durch Vermittlung des preußischen Gesandten in Paris, Hrn. Baron v. Werther und des Hrn. Barons v. Humboldt, angekauft. Ehe dieselbe zur Absendung nach Berlin eingepackt wird, sollte am 26. April noch die Eröffnung einer Mumie, in Gegenwart vieler Pariser Gelehrten und Aerzte statt finden. (Allg. Zeit.)

Nr. 40.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. Mai 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

IV.

Cimabue.

(Beschluß.)

Wenn wir nun noch einen Blick auf Cimabue's Künstlerbildung werfen, so wird uns seine Erscheinung ein Gegenstand neuer Bewunderung. Welche schwer zu ersteigenden Stufen lagen zwischen der alten todten Kunstübung und der seinigen, und doch wurde es ihm nicht so wohl, wie unsern Kunstjüngern, sie in ihrer Ausbildung überspringen zu dürfen. Da ihm als Lehrling noch kein Meister den neuen Gewinn mittheilte, sondern er mußte sich selbst hindurcharbeiten und alles in sich verwandeln. Er riß sich los aus den Fesseln seiner Lehrer, er erfaßte das Wesen und die Idee der Malerey, wie die Parmesaner, er unterwarf sich die Darstellungsmittel, an deren Ausbildung Giunta alle seine Kraft gesezt hatte und schreitet nun von so vielen Trophäen umgeben, als kühner und glücklicher Sieger, frohlockend, in eigener Glorie einher. Ja, in Assisi kann man noch alle Schritte und Bewegungen verfolgen, die ihn dem Siege zuführten, denn welch' ein Abstand ist zwischen den trockenen, steifen, kleinlichen Evangelisten über dem Chore und seinen lezten Darstellungen aus dem Neuen Testamente! Jene Evangelisten sollen aber noch nicht einmal die ersten Proben seiner Kunst, sondern in der Unterkirche noch recht eigentlich seine Schülerarbeiten zu sehen seyn. Es möchte wohl eine Aufgabe seyn, die mit sehr angenehmen Untersuchungen verbunden wäre, den Zusammenhang, die Folge und die allmähligen Fortschritte in den Werken Cimabue's nachzuweisen, und wir halten sie für recht wohl ausführbar, da ein so kräftiger Genius gewiß den rothen Faden von Anfang an hineingewebt hat, woran zu erkennen, daß sie dem Könige angehören.

Als das wirksamste Element seiner Künstlerbildung müssen wir wohl die Entwicklung seiner Zeit ansehen, die gerade so weit gekommen war, daß bey ungeschwächter Kraft diese doch nach verschiedenen Richtungen sich wandte, von denen eine jede sich ihre eigene Sphäre bildete. So wie hiedurch eine größere Mannichfaltigkeit bestimmter Erscheinungen begründet wurde, so konnte auch die Phantasie schon eine Stätte finden, in welcher sie nicht mehr von dem Drange des äußern Lebens aufgestört wurde, um den kaum emporgetriebenen Keim in den wilden Bewegungen wieder zertreten zu lassen. In diesem Asyl sammelte sie in ihre Schatzkammern ein. Welcher Moment der Geschichte konnte dafür reichere Beyträge liefern? Welche, bis dahin fast unbekannten Kräfte der menschlichen Seele entwickelten sich im Mittelalter, diesem Jünglingsalter der neuen Zeit. Die Frömmigkeit, die Begeisterung, die Schwärmerey der Liebe, kurz alle die Gefühle und Lebensäußerungen, die man unter dem Namen der romantischen zusammenfassen könnte, traten ungestüm hervor. Bürgerliche Gesetze waren nur ein schwacher Zügel für alle diese Kräfte, da sie am Glühendsten und Heißesten trieben, und sie zerrißen dieselben oft ungestraft, wenn es ihnen beliebte. Wie konnten in so aufgeregter Zeit die Aeußerungen dieser Triebe auch nur die schwächste Schranke in Sitte, Herkommen, Uebereinkömmlichen, kurz in fremder Meynung, welche jezt alle menschlichen Aeußerungen kaum noch den beschränktesten Spielraum erlaubt. So hemmten denn Rücksichten keiner Art die Ausbrüche aller dieser Lebens-Elemente, sondern jeder lebte offen und natürlich seine ganze Individualität heraus. Durch wie viele Haufen kann jezt der Künstler hindurchgehen, ehe er einmal die leise Aeußerung einer durchgreifenden Lebensidee oder nur eine entschiedene Eigenthümlichkeit bemerkt. Im Mittelalter, wo jeder sich selbst leben konnte und mußte, wenn er gelten, oder auch nur sicher seyn wollte, mußte dieß ganz anders seyn, und der unerschöpfliche Reichthum der Maler des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts beweiset dieß. Die Maler der neuern Zeit haben also wahrlich denen keine Verpflichtung, welche sie lange abgehalten haben in den älteren Werken das zu suchen, was sie bey dem Zustande des jetzigen geselligen Lebens in diesem

selbst nur so sparsam finden — Reichthum an individuellen Erscheinungen des innern Lebens.

Aber eben diese überschwängliche Fülle und Mannichfaltigkeit der Lebensäußerungen und ihre gewaltige und entschiedene Kraft mußten einer künstlerischen Ausbildung auch wieder gefährlich werden und sie schwierig machen, indem nicht geringe Energie dazu gehörte in diesem ungestümen Getümmel eine herrschende Selbstständigkeit zu ehaupten. Und wo entsteht ohne diese ein großer Künstler! Wenn die andern sich bequem mit dem ersten, dem besten Arme des großen Stromes, der sie eben erfaßte, fortströmen ließen, so durfte der Künstler kaum den Zug desselben fühlen. Darum sehen wir auch, daß bey Tausenden all' dieß schwellende und treibende Leben nur ein unförmlicher Klumpen blieb, der in den lombardischen Städten und von den Ritterburgen aus wie ein verzehrendes Feuer umherrollte; bey tausend andern sehen wir es nur in einem einzigen Stamm aufschießen, der mit seinen Zweigen und Unterholze die heitere Fülle des Lebens überwucherte und durch Entziehung der Nahrungssäfte unterdrückte. Doch, wozu alle diese einseitigen Formen aufzählen? So viel ist klar, daß ein Mensch, der sich in diesen Zeiten zum Künstler bilden wollte, eine mehr als gewöhnliche Kraft aufbieten mußte, zum Widerstande gegen die mannichfaltigen, ihn bestürmenden Einflüsse, die ihn mit sich fortzureißen suchten. Cimabue mied die Gefahr nicht, aber er leistete muthigen und tapferen Widerstand, um darin Herr seiner selbst zu bleiben. Sein befestigtes Gemüth lieb sich allen den mannichfaltigen Eindrücken seiner Zeit und empfing danach seine Ausbildung. Es blieb aber allen einzelnen Erscheinungen offen, verwandelte sie in seiner Einbildungskraft in Bilder, welche die Keime der Ideen weckten, die in den Tiefen seiner Seele schliefen, und von nun an hielten sich Bilder und Ideen innig umarmt. Und hiemit empfing er die Weihe zur Kunst. Welche Ideen sein schaffender Genius nun auch hervorbringen mochte, so drang ihm die Einbildungskraft sogleich das Bild dafür auf, welches einst sie ins Leben gerufen hatte, und dieß war das Einzige, was er, wie jeder Künstler leiden mußte. So wirkte seine Zeit auf ihn, wie der laue Frühlingsregen auf die lebensschwangere Natur, die nur auf seinen milden Segen harret, um alle ihre Knospen zu erschließen. Konnte er aus dem weiten Gebiete der Geschichte wohl einen andern Stoff wählen, als die heil. Geschichte, in welcher die Gottheit sich zu dem Menschen herabläßt? Hier fand er die Weltanschauung wieder, bis zu welcher seine Seele sich erhoben hatte, und darum sehen wir auch eben nur in diesen Darstellungen so recht das kühne und freudige Walten seines schaffenden Genius. In der Form dieser Weltanschauung zeigt er uns Freude und Trauer, Frömmigkeit und Bosheit, erhabene Entsagung und frohen Genuß, hohe Andacht und irdisches Treiben als ein treues sichtliches Abbild der Geschichte, die im alten und neuen Testamente uns überliefert ist. Und wollte man noch heut zu Tage die Wirkung der heiligen Schriften durch die Kraft der äußeren Anschauung verstärken, so könnte man nur getrost Cimabue's Bilder dazu gebrauchen und gewiß seyn, daß sie selbst neben Raphaels Bibel bestehen würden.

Außer diesem Hauptfactor von Cimabue's Künstlerbildung ist nun allerdings den Griechen, oder was für alte Künstler es seyn mochten, auch ein bildender Einfluß auf ihn nicht abzusprechen. Obgleich sie ihm nur den todten Mechanismus der Kunst lehren konnten, die er nach ihnen wieder ins Leben rief, so förderte doch auch schon dieser seine Schritte, da seine Urkraft dadurch nicht gebrochen wurde, wie bey Giunta. Die Betrachtung seiner Werke verbürgt in der Hauptsache Vasari's Erzählung von seinen griechischen Meistern, deren Styl z. B. in den Evangelisten in der oberen Kirche noch so unverkennbar ist, daß auch nicht ein leiser Zweifel dagegen aufgeworfen werden kann. Und die Verzierungen umher tragen zum Glück so sehr das Gepräge Cimabue's, daß nur mit einer Möglichkeit gegen eine Wahrscheinlichkeit der Zweifel begründet werden kann, ob sie auch wirklich von Cimabue seyen, wenn man Vasari's Zeugniß auch gar nicht einmal in Anschlag bringen will. Was für Künstler aber unter diesen Griechen zu verstehen seyen, italienische von der alten Kunstübung oder byzantinische, die nach der Eroberung von Konstantinopel ihre Zuflucht in Italien suchten, muß vielleicht unausgemacht bleiben, wenn nicht die Bilder in der unteren Kirche darüber Auskunft geben. Nach einem flüchtigen Blick auf diese Bilder zu urtheilen, müssen die griechischen Meister derselben wenigstens eine ganz andere Art gehabt haben, wie diejenigen, von denen noch einige Werke im südlichen Flügel der Oberkirche sich erhalten haben.

Auch Giunta's Fortschritte konnten nicht ohne Wirkung auf Cimabue's Künstlerbildung bleiben. Wenn wir ihn auch nicht Giunta's unmittelbaren Schüler seyn lassen, wozu ihn der Padre della Valle, wenn wir nicht irren, ohne Umstände macht, da die Zeiten dazu gar nicht stimmen, so bedurfte es doch auch gar nicht eines so unmittelbaren Einflusses um Cimabue des Gewinn's theilhaftig zu machen, den Giunta erworben hatte. Cimabue hatte ja Giunta's Werke vor sich und konnte sich aus ihnen belehren, und was er ohne einen Meister aus derselben nicht lernen konnte, dazu wurde bey der Schule, die Giunta hinter sich gelassen hatte, und wovon besonders deutliche Spuren in Siena sind, leicht Rath. Wenn dennoch Cimabue's kräftig braunes Colorit so sehr von den milden Farben Giunta's abweicht, so ist dieses aus der Selbstständigkeit, womit Cimabue jeden Gewinn

sich aneignete und mit seiner übrigen Bildung verschmolz, leicht erklärlich.

Aber wir nehmen bey der aufmerksamen Vergleichung des Gewölbes, an welchem die Evangelisten zu sehen sind, mit dem folgenden, an dem Christus, die heil. Mutter, der Täufer und der heil. Franziskus sich befinden, eine Veränderung wahr, welche unser Nachdenken nach dem Grunde derselben in Bewegung setzen muß. Dieses lezte Gewölbe zeigt nämlich viel mehr Großartiges und Freyheit in Geist, Formen und Farben, als die Evangelisten, welchen die Kleinlichkeit der früheren Kunstübung noch anklebt. Die Veränderung kommt uns zu plötzlich, zu bedeutend vor, als daß wir annehmen dürften, der Gang seiner Entwicklung habe sie natürlich mit sich geführt, und wir sind daher sehr geneigt einen äußeren Anstoß zu dieser neu auftretenden Richtung vorauszusetzen. Wir kennen nur einen Ort, woher ihm dieser Anstoß kommen konnte; dieß ist Parma, in dessen Baptisterium ein so bedeutsames Ringen nach Freyheit, eine Kunstübung, die den Keim des Großartigen so deutlich in sich trägt noch heutzutage sich kund gibt. Aber leider hat uns die Geschichte nichts von Cimabue's Reisen aufbewahrt, das über unsre Vermuthung Aufklärung gäbe. Nur möchte uns etwa eine Nachricht zu Hülfe kommen, die wir bey Lanzi finden, daß Cimabue nämlich in Padua gewesen sey, wo man seine Kunst noch spät hoch in Ehren hielt. Der Kopf eines Johannes wurde, als die Kirche del Carmine abbrannte, aus dem Brande gerettet und in Holz gefaßt, von Alessandro Capella aufbewahrt. Nun möchte es doch aber wohl erlaubt seyn anzunehmen, daß wenn Cimabue sich einmal in der Lombardey befand, auch die Werke der Malerey im Baptisterium zu Parma seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußten, da sie zu groß sind, als daß ihr Daseyn zu jener Zeit nicht sollte großes Aufsehen und nahe und ferne Theilnahme erregt haben. So würde sich leicht das Räthsel des erwähnten plötzlichen Ueberganges aufklären. Der Anblick der Parmesaner lösete seine Phantasie aus der Kleinlichkeit der früheren Meister; sie rissen ihn in ihrem Schwunge nach dem Großartigen mit sich empor und sezten so seinen Genius in eine Bahn, die er wahrscheinlich schon lange insgeheim angestrebt hatte, denn der Geist seiner Zeit mußte ihn dazu drängen, die er aber ohne diesen äußeren Anstoß vielleicht erst spät, vielleicht nie gefunden hätte.

So hatte denn von allen Quellen des Schönen die zu seiner Zeit auf der Erde flossen, keine dem darnach dürstenden einen nährenden und belebenden Trunk versagt, wie sollte dann die einzige noch übrige, die Kunst der Alten sich vor ihm verschlossen haben? Wollten wir aber nicht glauben, daß er aus ihr geschöpft, weil die Geschichtsbücher uns nicht mit Worten erzählen, wo dieß geschehen und an welchen Werken, so dürften wir darüber nicht mit Zuverlässigkeit sprechen. Aber zum Glück hat die Geschichte noch andre Zeichen, als Buchstaben. Aus den Segnungen, die hinter ihm bleiben, erkennt man, wo ein hoher Geist gewandelt hat, wenn die undankbare Welt sein Daseyn und seinen Namen auch schon vergessen hat. Woher hätte Cimabue sonst den besseren Faltenwurf an Kleidern, die damals nicht mehr getragen wurden, als aus der Antike? Woher die ganzen Gestalten der nackten Genien, die dem christlichen Maler, der seinen Engel bekleidete, sonst fern liegen mußten? Welche Achtung für die Kunst der Alten, wußte er seinen Schülern mitzutheilen, wie Giotto's Kunstübung und die unteren Fresken der Oberkirche, die wir seinen Schülern beylegen, häufig bezeugen! Er hat aber auch schon ein Vorbild gegeben, wie weit die Kunst der Alten mit der Malerey der neuern Zeit zu verschmelzen ist. Mit sicherem Gefühl und richtigem Takt hat er von ihr nur zu untergeordneten Zwecken Gebrauch gemacht. Sie umspielt nur und verschönt das geistigere, höhere Bild, welches die Malerey aus einer idealen Welt auf die Erde herabzieht.

Fr. K.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Fortsetzung.)

Mehrere andere Landschaften aus derselben Gegend, die durch ihre mannichfaltigen Wasserspiegel, Landzungen, Inseln, waldige Höhen und schöne Gebäude sich auszeichnen, lassen ihr Gerechtigkeit wiederfahren. Verschiedene märkische Landschaften, von Prof. Barth, sind zwar mehr nur Aussichten, als eigentliche Landschaften, auch kälter und einförmiger behandelt, jedoch recht lobenswürdig, besonders die Aussicht vom Brauhausberge bey Potsdam. — Der Ahlbornschen Landschaft, zunächst steht aber eine Ansicht des Landhauses des Prinzen Karl zu Glinike bey Potsdam: der Blick aus den Bäumen an der langen Brücke über das belebte Wasser nach der in italischer Art, mit Nebenhallen auf beyden Seiten und Terrassen (von Schinkel) erbauten Villa, ist von T. W. Langheim eben so günstig erfaßt, als wahrhaft malerisch ausgeführt. Von demselben ist auch eine Ansicht des Klosters Nonnenwörth auf der Rheininsel, mit den romantischen und sagenberühmten Burgtrümmern Rolandseck und Drachenfels; deßgleichen Bache-

nach am Rheine, mit der merkwürdigen alten Kirche im Rundbogenstyle, und den malerischen hohen Spitzbogen-Fenstern der zertrümmerten Wernerskirche darüber. Und so finden sich noch manche gute Rheinlandschaften, besonders aus dem Umkreise von Coblenz; um so mehr, seitdem diese gesegneten Gegenden mit zu den einheimischen gehören. — Aus Süddeutschland nenne ich noch die Herbstansicht des Schlosses (sonst Klosters) Tegernsee und der Umgegend von H. Brandes (in München), die recht wohl gerathen ist.

Von Copien älterer Gemälde ist in diesen Räumen zu bemerken: Cignani's Potiphar und Joseph, zwar etwas gemein, aber kräftig, nach dem Dresdener Bilde, vom Herrn v. Wimpfen; das gewaltige blonde Frauenbild vor dem runden Spiegel mit dem Mester, nach dem Pariser Bilde Tizians, dessen Geliebte sie war, hat Wach meisterhaft wiederholt. Das Bildniß einer am Tische stehenden Frau (Kniestück) in altertümlicher reicher Tracht, nach Bronzino von Magnus, zeigt uns vollständig die gründliche und tiefe Art dieses seltenen Meisters. — Den wunderbar anziehenden bleichen Violinspieler von Raphael (in der Gallerie Sciarra in Rom) sehen wir hier zwey Mal, von einem Ungenannten, und am besten von W. Leitzmann, aus Wachs Schule; deßgleichen, die wunderliebliche kleine Madonna Raphaels, in Camuccini's Sammlung zu Rom, vorzüglich von F. Kühne, einem Wach'schen Schüler, der auch Raphaels Madonna au linge (in Paris), und den Kopf und den Engel aus der Madonna von Foligno (in Rom) sehr gut copirt hat.

In den lezten Zimmern treffen wir noch einige bedeutende eigene Gemälde. Eine lebensgroße Engelsgestalt, ohne Flügel, in rothem und weißem Gewande, tritt uns aus einer vor ihren Händen aufgehenden mit bedeutsamem Bildwerke verzierten Flügelthür entgegen, über welcher mit goldenen Buchstaben steht: „Klopfet an, so wird euch aufgethan", und läßt uns in die Glorie der Dreyeinigkeit und Engelschöre schauen. Die malerische Verkörperung jenes biblischen Gedankens ist überraschend, und der, fast zu schlanke Engel hat einen tiefen Blick, als prüfte er die Draußenstehenden: die Herrlichkeit drinnen erscheint dagegen nur zu winzig. Der obgedachte junge Maler des Sündenfalls hat dieses löbliche Gegenbild dazu geliefert; und zwey andere Schüler Wachs, J. Gottbard und C. Däge, haben zu demselben, wie zu einem Altarblatte, zwey passende Seitenbilder gefügt: zur Rechten steht Petrus, ein kräftiger Greis, nach dem alten Typus, mit dem Haarbüschel auf der Glatze in himmelblauem Mantel; zur Linken Paulus, jünger, ein edles, tiefes und festes Angesicht mit braunem Haar und Bart, in dunkelgrünem Mantel: beyde sehr würdig dargestellte Apostel sind auch die rechten Pförtner dieser Thür, und der Schlüssel und das Schwert, welches sie auch hier führen, bezeichnen zugleich ihre Worte in dem Buche, das sie in der andern Hand tragen. Es wäre zu wünschen, daß diese drey Bilder in einer Kirche beysammen blieben: sie verdienen es weit mehr, als die beyden obgedachten Altarbilder. — Um vieles schwächer ist ein Christuskopf von H. Beck (Hofmaler in Dessau); eine kleine Madonna mit dem Christkinde und Johannes im Garten ist zart gemalt, aber nichts sagend; die mit dem Lamme spielenden Kinder sind recht artig. — Zu einer, wie die Inschrift zeigt, von de Heem 1650 auf Holz vortrefflich gemalten Einfassung von Blumen- und Fruchtgewinden, hat Begasse das fehlende Mittelbild ergänzt durch das Brustbild einer Madonna mit dem Kinde auf dem Arme; sie trägt einen vollen blühenden Myrtenkranz auf den blonden langen Locken, und hat ein liebliches bräutliches Ansehen, obwohl sie den Meisten zu gewöhnlich vorkömmt, und Kenner die Einfassung vorziehen; ich bekenne dagegen, daß ich mir die neue Erscheinung darin recht wohl gefallen lasse und sie den meisten dießjährigen neuen Madonnen vorziehe. Da die christliche Malerey den unerschöpflichen Vortheil hat, daß in ihr das Höchste und Heiligste zum Familiengemälde geworden, so kann sie dieß, mit frommem Sinn, aufs mannichfaltigste wiederholen, und zugleich mit dem Dichter sagen:

„Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt:
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt."

Die Reihe der christlichen Gemälde beschließt recht heiter ein kleines Bild von Stilke: der heil. Georg, wie er auf edlem weißen Rosse den scheußlichen Lindwurm mit der Lanze niederbohrt und die schöne in der Nähe knieende Königstochter befreyet; dieses scheint etwas zu ruhig; sie vertrauet aber dem zuversichtlichen mit Gotteskraft gerüsteten Helden, dessen jugendliches Haupt der Sieg schon zum voraus gekränzt hat. Dieß schön abgerundete Bild hat etwas recht Anmuthiges, und eine blühende Farbe, wozu selbst die Darstellung und das Farbenspiel des Unthiers beytragen muß. — Unter den Bildern aus dem gegenwärtigen Leben verdienen hier auch ein Paar von Sophie Gartz der Erwähnung: eine junge schlesische Bäurin, die mit allerley Vorrath aus der Thüre tritt, und eine Mutter mit ihren Kindern vor der ländlichen Wohnung, fleißig und lebhaft gemalt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 41.

Kunst-Blatt.

Montag, den 21. Mai 1827.

Kunstausstellung in Berlin 1826.

(Beschluß.)

Endlich ist hier noch einiger merkwürdigen Bildnisse zu gedenken: Das Brustbild des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, von Eggers, gibt eine üble Vorbedeutung für seine vor zwey Jahren hier ausgestellten, schon alten Gemälden ähnlich sehenden Bilder; denn es ist an den Schatten ganz schwarz und unkenntlich geworden, als wenn es mit Asphalt gemalt wäre. — Desto frischer und lebendiger sind mehrere kleine Geschwister, mit einem Eichhörnchen auf dem Tische spielend, von Erhard gemalt, die Familienähnlichkeit ist nur fast zu stark. — Das große Kniestück eines Offiziers, der nachsinnend mit einem Buche, neben einem sonst noch wissenschaftlich besetzten Tische sizt, von A. Schmidt, einem Schüler Wachs, muß wohl getroffen seyn, so wahrhaft kündigt es sich ohne weiteres von selber an. — Eine höchst sonderbare Erscheinung ist ein kürzlich aus Paris hergekommenes, wenn ich nicht irre, von Frank gemaltes Bildniß, eines langbärtigen Mannes, der in einem Bücherzimmer sizt: ich meyne, es ist der als Sonderling bekannte Graf Schlabernndorf, der mitten in Paris, viele Jahre als philosophischer Einsiedler bey wunderlichen Studien lebte, und sich um sein großes Vermögen daheim in Schlesien fast gar nicht bekümmerte, sondern immer noch die Wiederkehr der Freyheit erwartete, welche er in der Schreckenszeit und dann durch Napoleon hatte untergehen sehen, bis er unlängst darüber starb. *) — Goethe ist dießmal der lezte: lebensgroß steht er vor uns am Meerbusen von Neapel, dem Vesuv gegenüber bey einem Säulensturz des alten dorischen Tempels in Pompeji, im grauen Mantel über dem schwarzen Frak und weiten Beinkleidern, mit aufgelöster Halsbinde, er hat Hut und Stock hingeworfen, um in ein Taschenbuch die Worte zu schreiben: „Noch nicht vorbey, es muß erst frommen!" So gut gemeint dieses Bildniß vom Prof. H. Kolbe (zu Düsseldorf) ist, so mißrathen und mißtönig ist jedoch alles mit einander, die Landschaft, die Tracht, die forçirte Genialität, und die starren faltigen Gesichtszüge, welche das Ansehen haben, als wenn sie nach einer der lezten Büsten gemalt wären. Dieses Bild, das, nur im Blendrahmen, gerade am Ende der ganzen Zimmerreihe steht, so daß es durch alle Thüren derselben entgegen tritt, wird so eine fast gespenstische Erscheinung. — In der Zimmerreihe auf der andern Seite ist ganz ebenso Spontini's Prachtbild gestellt: ist das ein Witz des Zufalls? —

Der lange schmale Gang, durch welchen wir den Rückweg antreten, hängt auch noch von oben bis unten voll Bilder, wir verweilen jedoch nur bey einigen vorzüglichen Stücken. Zu diesen gehört eine Copie des herrlichen Raphael'schen Wandgemäldes von den Sybillen, in der Kirche della Pace in Rom, welches unlängst Palmaroli wieder gereinigt hat. Diese kleine Nachbildung von Schorpe ist uns weit lieber, als seine großen Bildnisse, und vergegenwärtigt uns das Urbild sehr lebhaft. — Dieß scheint nicht so der Fall bey den fünf großen Kreidezeichnungen, nach ausgesägten Wandgemälden von der Kuppel der ältern abgebrochenen Peterskirche, welche erst im Jahr 1823 wieder entdeckt und in der neuen Peterskirche aufgestellt sind. Durch besondere Vergünstigung hat Ternite sie durchgezeichnet: aber die Ausführung ist sehr einförmig und manierirt, und gibt schwerlich eine angemessene Vorstellung von den merkwürdigen alten Gemälden. — Sehr getreu sind die Durchzeichnungen von den beyden äußersten Flügeln des Eyckischen Altarbildes zu Gent, welche man vorlängst darum beseitigt hatte, weil sie Adam und Eva in ihrer allerdings nicht nach schönen Modellen porträtirten Nacktheit darstellen. Sie sind dadurch dem Verkaufe mit den übrigen hieher nach Berlin gekommenen Flügelthüren entzogen, und vor einigen Jahren erst im Archiv der Kirche

*) Das bekannte, dem verstorbenen Kapellmeister Reichard zugeschriebene Buch „Napoleon und das französische Volk", soll eigentlich ihm angehören.

wiedergefunden, wo ich sie auch später noch gesehen habe. Die hier ebenfalls durchgezeichneten Kehrseiten, die beym Schließen des Altars zusammentreffen, bilden eine noch kenntliche Ansicht eines Platzes in Gent mit dem Eyckischen Hause. Beyde Flügel hat auch Coris nicht in seine Copie aufgenommen, welche uns sonst die meisten übrigen Stücke des großen Bildes ergänzt. Die uns davon noch fehlende Maria und Johannes der Täufer (von Coris, in München) hat Fr. Schultz, mit den vorigen, auch nach dem Genter Urbilde durchgezeichnet, und die Maria in Wasserfarben ausgemalt, was aber nicht so gut, und zu trübe ausgefallen ist. Die ganze Geschichte dieses so wichtigen Kunstdenkmals kennen wir jetzo durch de Bast's gründliche Untersuchungen, mit Umrissen des Ganzen, welche hier auch ausgemalt zu sehen sind. — Ich gedenke hiebey einer in den lezten Tagen erst zur Ausstellung gekommenen und von Wenigen gesehenen Federzeichnung von F. S. Otto: der Erzengel Michael, wie er eben die Schaaren Lucifers hinabstürzt, deren gigantische Gestalten man nur in seinem Harnisch abgespiegelt sieht; er trägt einen prachtvollen, mit Sinnbildern des höheren Sieges Christi geschmückten Mantel, so wie seine Lanze oben als Kreuz endigt. Alles ist bedeutsam und meisterhaft gezeichnet, besonders noch die Federn der mächtigen Flügel; nur ist die geharnischte Gestalt etwas zu schlank, und der Kopf mit den vollen Locken hat etwas Medusenartiges. — Eine von den lieblichen Madonnen Francia's, von A. Klein (in Rom) gemalt, ist recht wohlgerathen. — Die Copie des bekannten David'schen Bildes, wie Bonaparte im Sturme den Gotthard hinansprengt, (welches jezt hier in Berlin ist), von F. Sarneti, bezeugt das Affectirte dieser ganzen Darstellung; und füglich hat sich ein andrer Nachbildner, L. Most, mit dem ausdrucksvollen Kopfe begnügt.

Unter den mancherley Landschaften zeichnet sich hier vor allen aus eine von C. F. Lessing (Schüler des Prof. Däbling) erfunden, und ihr gebührt in dieser Art, welche an Ruysdael erinnert, der Preis: ein Kirchhof mit einer alten morschen Todtenkirche, verfallenden Mauern und Grabmälern unter hohen Bäumen, und unter einer alten Eiche ein neuer weißer Grabstein, welchen ein gebrochener Sonnenblick durch das trübe Gewölk erhellet: ungesucht macht das Ganze einen einfachen wehmüthigen Ausdruck. — Bey Friedrich erscheint die Einfachheit dagegen oft zu bedeutsam und wunderlich, und nur seine gründliche Ausführung versöhnt uns damit: das Aeußerste in dieser Art erreicht hier die Darstellung des Polareises, zwischen welchem ein Schiff zerdrückt theilweise hervorragt. So wahr das prismatische Farbenspiel des mannichfaltig gebrochenen Eises ist, so geht doch die ganze Darstellung über die Kunst der Malerey hinaus. — Mehrere Bilder von dem Decorationsmaler K. Blecher schreiten nicht unglücklich auf eben diesem Wege einher, und eine Schneelandschaft mit einem verwitterten Bildstock und seltsam gestalteten Baumstorren, hielt ich auf den ersten Blick für eine Hervorbringung Friedrichs. Eine ansehnliche Reihe großer und kleiner Bilder von demselben, bezeugt dessen Geschick und Fruchtbarkeit in schauerlichen Erfindungen, welche an allerley bekanntes erinnern, z. B. wie ein Jäger den hinten ein Gespenst beym Schopfe packt, ein Ungeheuer schießt, an die Wolfschlucht im Freyschützen; ein Mönch mit Grabscheit in einem italischen Garten an den in Romeo und Julie; und ein Paar gräßliche Fratzen sind aus Hoffmanns Teufelselixieren entsprungen. — Von einem andern Decorationsmaler, F. W. Köhler sind verschiedene gute Ansichten: der Hafen von Genua, und der Hof des Pallasts Doria in Genua, dann der Grindelwaldgletscher, die Burg Kynast bey Warmbrunn in Schlesien, und der Hafen von Swinemünde. Der lezte ist nochmals, vom Golmberge aufgenommen, von W. Schirmer, Schüler der Akademie, recht brav. — Die Ansicht des preußischen Konsulats in Rio Janeiro auf die Stadt und Bai, von J. Janßon, entführt uns weit weg in jene wundervolle tropische Natur: aber gern begeben wir uns wieder zu dem Stralauer Fischzug (bey Berlin), welchen L. L. Müller und J. B. Pascal recht anschaulich geschildert haben. — Von F. Gärtner waren schon in den vorigen Zimmern treue Oelgemälde von der Schloßkapelle in Charlottenburg, und von einem kleinen Platz am Pont neuf in Paris, wo man die Notredame-Kirche sieht, die nur in zu duftiger Ferne gehalten scheint: hier sind von ihm noch mehrere Ansichten von Paris, besonders aus derselben merkwürdigen Umgegend, in Wasserfarben, welche sehr genau und auch bedeutsam mit Figuren belebt sind. — Mit Trauer erfüllt jeden, der die ehrwürdige alte Paulskirche vor den Thoren Roms gesehen, das Bild ihrer Zerstörung nach dem unglücklichen Brande, von Lazzarini, sie ist aber selbst in den kostbaren Trümmern noch herrlich, und es ist doch gut, daß man sie aus denselben, so gut es gehen will, wiederherstellt. — Näher stehen uns die Ueberbleibsel des Klosters Chorin, welches eins der bedeutendsten gothischen Gebäude in der Mark war, und in dem waldigen Thale am See mit einer kleinen Insel, eine malerische Lage hat: eine gesammte Ansicht der verschiedenen Gebäude von .... leihet den gebrannten Steinen, woraus alles geformt und gebauet ist, nur eine zu gelbglänzende Färbung. Wahrer sind zwey genau aufgenommene Blätter des Aeußern und Innern der großen Kirche, von C. Spranger, und rügen so auch den Vandalismus, womit man diese hohen gothischen Gewölbe

zerschlagen hat, um bequemeren Raum für Kornspeicher zu gewinnen. Dieselbe geschickte Hand hat in gleicher Art die äußere Ansicht des noch vollständigen Doms von Stendal geliefert; von welchem, so wie von der Stendal'schen Marienkirche, auch ein recht sauberes Modell aus Korkholz, von dem hiesigen Küster F. Schilling, unter den Bronzen aufgestellt ist. — Ein Blatt des Professors Wendel in Erfurt zeigt uns nochmals den dortigen Dom mit der ältern merkwürdigen Peterskirche, wie sie nach der lezten Belagerung zerschossen dastand, worauf sie ganz verschwunden ist. — Die farbigen Ansichten des romantischen Luganer-Sees und des herrlichen Thals von Turin, von F. W. Moritz, sind sehr ansprechend; und die genauen Sepiazeichnungen aus Italien von Prof. Rösel, erfrischen das Andenken jener unvergeßlichen Stellen bey den Camaldulensern unweit Neapel, bey Aricia, bey Genzano.

Zum Schlusse gedenken wir noch zweyer kleiner sehr gelungener Nachbildungen ungemein zierlicher niederländischer Gemälde: das Bildniß der schönen Frau von Montespan im Atlasputze, nach Netscher, von G. F. Krieger; und eine junge in Atlas gekleidete Dame, welche sich, wie nach vollendetem Putze die Hände wäscht, nach Gerhard Terburg, von Sophie Harty. — Einige von E. Bräuer in Breslau gezeichnete Köpfe bekannter Männer sind recht brav und ähnlich. — Endlich, ein Gemälde von Siegert in Breslau, welches schon dort viel Aufsehen erregt, hat es auch hier nicht verfehlt, zumal unter Bekannten. Es steht im Verzeichnisse so aufgeführt: „der Dominikaner Carlo Bronte und der Jesuit Petrus Lellisius disputiren mit einander über den Metus Gehennae", und so sieht man auf dem Bilde auch einen wohlbeleibten Bruder in weißer Kutte in seiner Zelle am Fenster neben Büchern sitzen, und ein andrer langer schwarzer Mönch mit scharfem Gesichte steht im Gespräche neben ihm, und sieht nachdenklich aus, während jener, es scheint bald nach Tische, es sich eben nicht sehr zu Gemüthe zieht. — Wir erkennen mit Vergnügen darin den jovialen Dichter Carl Schall, mit dem Baron v. Farst; die Aehnlichkeit ist treffend, und die Einkleidung (welche an alte ähnliche Künstlerscherze, selbst in den Kirchen, erinnert) ist höchst geistreich: kurz, es ist eine der heitersten Erscheinungen in der ganzen Ausstellung.

H.

* * *

Berichtigungen zu dem Anfange dieses Berichts:

Die in Nr. 3. ausgefallenen Namen der Berliner Glasmaler sind C. v. Scheidt und Heinr. Müller. — Ebend. lies: Coué, statt: Loué. S. 10. Sp. 1. Z. 1. v. u. l. sprechende; ebend. Z. 5. l. sich an, st. an sich; ebend. Sp. 2. Z. 1. v. u. l. lieblich, st. lieblich; S. 14. l. Putbus, st. Puttus; S. 15. Sp. 2. Z. 20. v. o. l. fein, st. ein; und Z. 7. v. u. l. Führt, st. Läßt.

Sammlungen zu Kopenhagen und Berlin.

(Aus einem Briefe des Freyherrn von Rumohr an den Herausgeber.)

Die königliche Gemäldesammlung zu Kopenhagen ist bereits in guter Ordnung aufgestellt und allen Kunstfreunden zugänglich. Eine längere Zeit wird es erfordern, die unschätzbare Kupferstichsammlung der königl. Bibliothek nach den Meistern zu ordnen, da es unumgänglich ist, vorher die einzelnen, in 200 Folio-Bände planlos eingeklebten Blätter mit Vorsicht abzulösen. Die bloße Uebersicht dieser Sammlung hat mich 14 Tage lang beschäftigt: Allerdings ist sie verhältnißmäßig arm an Incunabeln und älteren italienischen Blättern; hingegen besitzt sie einen Schatz von niederländischen und holländischen Malerradirungen, welche mir bisher nirgend in so gleichmäßig schönen Abdrücken vorgekommen sind. Es scheint, daß man im Verlaufe des 17ten Jahrhunderts alle damals erscheinende Werke sich habe einsenden lassen. Diese Sammlung bestand schon zu Anfang des 18ten Jahrhunderts und ward seitdem nicht wesentlich erweitert, ist mithin wenigstens unter den öffentlichen die älteste Sammlung holländischer und niederländischen Malerradirungen.

Während der allgemeinen Barbarey des 18ten Jahrhunderts erfuhr auch diese Sammlung manche Schädigung und Minderung. Demungeachtet ist sie noch immer reich an seltenen und unbekannten Sachen, deren Verzeichnung leicht einen Supplementband zum peintre graveur ausfüllen dürfte. Von Neyts entdeckte ich sechs neue Blätter, von Mattue (Matthaeus) außer den drey von Bartsch aufgeführten ein viertes, welches zu derselben Folge gehört.

Besonders bemerkenswerth schien mir ein Blatt von Hanns Brosamer, ein Probedruck, dessen Wappenschilder nicht ganz beendigt und mit der Feder nachgebessert sind. Vielleicht ist dieses Blatt überhaupt nicht beendigt und ausgegeben worden, da Bartsch nur die Copie mit dem Jahre 1541 gesehen hat, welche ihm für das Original galt. Dieses lezte, den Sammlern bekannte Blatt enthält dasselbe Brustbild und dieselben Wappen; doch ist der Kopf etwas kleiner gehalten, die Ausführung gefühlloser und derber, das Jahr und die Aufschrift verschieden. Auf jenem Probedrucke der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen lieset man im Felde, etwas

zur Linken: AETATIS 33.; und in einer Abtheilung unter dem Brustbilde in römischen Capitalbuchstaben:

Reverendo ac illustri principi et
Dn̄o Dn̄o Joanni electo et confirmato
Ecclesie Fulden̄. Dive Auguste
Archicancellario ꝛc Comiti et Dn̄o
In Hennenberg ꝛc ad Imaginem
Dominacionis sue Johannes Brosamer
Sue D. Clientulus faciebat. Anno
M. D. XXXVI. HB.

In einigen Mappen mit Handzeichnungen fanden sich unter andern schätzbaren Dingen auch die Ueberreste eines Zwickbuches von Hanns Holbein dem jüngern; Bildnisse, Studien und Entwürfe zu Bildern mit stumpfem Silberstifte auf mit Bleyweiß grundirtem Papier ausgeführt. Das Buch scheint nach den Beyschriften der Bildnisse in Augsburg eröffnet und zu Basel fortgesezt zu seyn.

Ich habe zu Berlin einige Wintermonate zugebracht, wo ich bey wiederholter Besichtigung der Solly'schen Sammlung deren Umfang und Reichthum immer mehr bewundern gelernt. Die Gallerien zu Bologna, Florenz, Mayland, Venedig mögen einzeln genommen reicher seyn an Probestücken ihrer respectiven Schulen; doch gibt es in Italien keine einzige Sammlung, welcher jene an Umfang und Vielseitigkeit zu vergleichen wäre. Mit dem Schätzbarsten in den älteren Sammlungen der königlichen Schlösser zu Berlin und Potsdam vereinigt, wird diese reiche Sammlung unbedenklich eine der reichsten, vielumfassendsten der Welt und des herrlichen Gebäudes werth seyn, welches diese und die übrigen königl. Sammlungen von Alterthümern und Kunstwerken gemeinschaftlich umfassen soll.

Nachstehender Aufforderung an Kunstfreunde zum Behuf eines Badischen Künstlerlexikons, welches von den frühern Zeiten an, alle bedeutenden Künstler umfassen soll, die im gegenwärtigen Umfang des Großherzogthums Baden geboren wurden oder einen größern Theil ihres Künstlerlebens da zubrachten, wünschen wir durch das Kunstblatt eine weitere Verbreitung und günstigen Erfolg zu verschaffen.

Red.

An vaterländische Kunstfreunde.

Forschungen über Momente der vaterländischen Geschichte haben mich häufig auf Namen heimischer Künstler geführt, die längst vergessen sind. Ich zeichnete sie auf, weil es mir verdienstlich schien, ihr Andenken zu erneuern. Bey der Uebersicht meiner Materialien mußte ich es aber bald für zweckmäßig halten, meinen Plan auf alle Künstler des Landes, von den früheren bis auf unsere Zeiten, auszudehnen. Eine vaterländische Kunstgeschichte können wir, aus begreiflichen Ursachen, nie haben, wohl aber eine Künstlergeschichte, die einen Haupttheil von jener ausmacht. Ich möchte jedoch etwas Gründlicheres und Vollständigeres geben, als Meusel gab, und Füßly, bey dem Umfange seines Plans, geben konnte. Zugleich ist es meine Absicht, den Notizen über unsere Künstler und ihre Werke eine Nachricht von den im Lande zerstreuten ältern Werken der Architektur, Sculptur und Malerey, von öffentlichen und Privat-Kunstsammlungen, so wie von Kunstschulen, lithographischen und chalkographischen Anstalten, Kunsthandlungen ꝛc. ꝛc. beyzufügen.

Die Namen der Künstler werden alphabetisch geordnet, und alle die aufgenommen, welche im gegenwärtigen Umfange des Großherzogthums geboren wurden, oder einen bedeutenden Theil ihres Künstlerlebens darin zugebracht, oder noch darin leben.

Ohne die Mitwirkung eifriger Kunstfreunde würde es unmöglich seyn, einem solchen Unternehmen eine gewisse Vollständigkeit zu geben. Leider ist die Geschichte der Kunst und der Künstler in Deutschland im Ganzen bis jezt nur wenig beachtet worden, und, während Jöcher, Adelung, Hamberger, Panzer, Clement, Ebert und hundert andere, treulich dafür sorgten, daß von den zahllosen Productionen der Buchdruckerpresse, zumal aus der Zeit der sogenannten Incunabeln, auch nicht ein Titelchen selbst des Geringfügigsten verloren ginge, waren nur Wenige bemüht, die Namen selbst trefflicher Künstler zu erhalten.

Jezt dürfte es gerade an der Zeit seyn, das Versäumte, in so fern es möglich, nachzuholen. Der Sinn für vaterländische Kunst ist neuerdings angeregt, manche Quellen sind zugänglicher geworden, und man begreift und achtet das Streben einer Zeit, die den Menschen nicht sich selbst entfremdet hatte.

Darum spreche ich auch meine Bitte an die Männer des Vaterlandes, denen die Ehre desselben und die Ehre der Kunst Etwas gilt, nicht ohne Zuversicht aus. Mehrere haben mich bereits mit Beyträgen unterstüzt, von andern darf ich welche erwarten, und von vielen, die dieses lesen, hoffe ich ein freundliches Entgegenkommen.

Werke dieser Art sind die undankbarsten, sie fordern einen unsäglichen Aufwand von Zeit, Mühe und Fleiß, die von den eben nicht zahlreichen Lesern bey der Beurtheilung selten in Anschlag gebracht werden. Aber je uneigennütziger das Unternehmen ist, desto mehr glaube ich auf Theilnahme rechnen zu dürfen.

Baden, am 25. März 1827.

Aloys Schreiber.

Nr. 42.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. Mai 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

V.

Die unteren Fresken in der Oberkirche des Sacro Convento zu Assisi.

Vasari erzählt, daß Cimabue nach Vollendung der oberen Gemälde auch angefangen habe die unteren Wände zu malen, bald aber durch Umstände gezwungen, nach Florenz gereiset sey, weshalb Giotto erst lange nachher diese Arbeit beendigt. Diese kurze Nachricht stimmt in so fern nicht ganz mit dem überein, was uns die Fresken dieser Wände selbst erzählen, als an denselben auch kein Pinselstrich von Cimabue selbst wahrzunehmen ist. Daher sind schon manche Muthmaßungen über die Urheber dieser Bilder aufgestellt worden, eine der neuesten im Kunstblatt von 1821, welche diese Gemälde in eine sehr viel spätere Zeit herabsezt. Obgleich wir es freylich hier vorzugsweise nur mit Cimabue zu thun haben, so möge es uns doch verstattet seyn diesen Ort zur Darlegung unsrer individuellen Meynung über diese Bilder zu benutzen. Der genannte Aufsatz im Kunstblatt hat das Verdienst, diese Werke, die bisher einem Meister zugeschrieben wurden, an drey zu vertheilen, wie der Wahrheit gemäß ist. Doch können wir nicht glauben, daß sie in einer so viel späteren Zeit gemacht sind, und die dafür aufgestellten Gründe sind nicht überzeugend. Dagegen glauben wir, daß sie unmittelbaren Schülern Cimabue's zugeschrieben werden müssen und zwar eine Reihe derselben, nämlich die von der zweyten Hand gearbeiteten, wirklich dem Giotto. Wir stellen die Gründe für unsre Meynung zusammen und überlassen dann Andern die Entscheidung.

Bey dem Eifer und der Sorgfalt, die man während des Bau's dieser dem verehrtesten Heiligen jener Zeit geweihten Kirche bewieß, wovon dieß schon Zeugniß gibt, daß man die berühmtesten Künstler der Zeit zu dem Zweck der Verherrlichung des heil. Gebäudes zusammenwirken ließ, muß es schon sehr auffallend erscheinen, daß man nun auf einmal, lässig, mitten im Werke eine Pause gemacht haben soll. Und wie lang hätte nach jener Meynung die Pause gedauert! die Kunstübung, deren Charakter der Verf. des angeführten Aufsatzes hier finden will, ein sich bemerklich machendes Belauschen der Natur, eine überraschende Nachahmung derselben in kleinen Zügen der Wirklichkeit, für welche man Anerkennung forderte, trat erst mit dem Verfall von Giotto's Schule ein, um die Zeit von Spinello Aretino und Paolo Uccello, und erst um diese Zeit, nach dem Zwischenraume fast eines Jahrhunderts, hätte man wieder daran gedacht das angefangene Werk fortsetzen zu lassen? Was hätte dazu bewegen können einen so großen Meister, wie Giotto war, zu übergehen, ihm das Gewölbe der Unterkirche zu übertragen, während in der Oberkirche noch nackte Wände waren, die um so anstößiger seyn mußten, da man offenbar sehen konnte, es sey darauf angelegt, auch sie durch Gemälde zu verschönern? Es ist aber auch etwas übereilt, um jener treuen Auffassung der Natur Willen die Bilder einer späteren Zeit zuzuschreiben, da offenbar Cimabue und seine Schüler in den Erscheinungen der Natur lebten und webten, wie so wohl die Werke dieser Meister als überlieferte Anekdoten aus ihrem Künstlerleben darthun.

Wenn aber der Verfasser jenes Aufsatzes den Werken Cimabue's mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte, so würde ihm wahrscheinlich nicht entgangen seyn, daß wenigstens die Werke des ersten Meisters eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Werken seines Lehrers an sich tragen. Diese ist auffallend in den Physiognomien, die nach dem Charakter jener Zeit noch eine große Aehnlichkeit unter einander zeigen. So sind auch die starken, wenig gemilderten Schatten in der Carnation, die rothen Backen, die beynahe zu sehr bezeichneten Augenbrauen, die dunklen Schatten um Auge und Nase Eigenthümlichkeiten, die deutlich genug auf die Kunstübung Cimabue's und seiner Zeit hinweisen. Besonders aber ist es die Stufe des Ausdrucks, welche eine spätere Zeit ganz und gar abweiset. Wie bey Cimabue, so ist auch hier der

Ausdruck häufig noch in düsterem Ernst versteckt und tritt darum manchmal nicht frey genug und nicht ganz für die Umstände passend auf. Dieß ist besonders bemerklich in der Scene, wo der heil. Franziskus seine Kleider abgibt und in den Bischöfen, die zugegen sind, als der Papst ihm die Ordensregeln ertheilt. So ist auch in dem Engel, der dem heil. Franziskus in der Erscheinung den Thron zeigt, noch einmal ganz der düstere Ernst von Cimabue's Engeln zu bemerken.

Eine andre Anzeige dieser früheren Zeit bemerken wir in der Behandlung der Gewänder. Sie sind in den ersten Bildern mager, werden aber mit auffallenden Fortschritten immer geschmackvoller und großartiger. Zu einer Zeit, da die Kunst und ihre Mittel in der Ausbildung begriffen sind, ist eine solche Erscheinung leicht erklärlich. Wird sich aber ein späterer Schüler, dem der Gewinn der früheren Meister schon eher aufgedrungen wird, ehe er ihn einmal fordert, sich wohl so an der Hand der Natur allmählig hinaufarbeiten können, selbst, wenn er auch wollte? Wir bemerken in seiner Ausführung wohl Grade der Unvollkommenheit und Vollkommenheit, aber eine Fortschreitung im Wesen selbst ist ihm nicht mehr möglich, da seine Hand schon in Besitz genommen ist, ehe er einmal selbst wählen konnte.

Manche dieser Eigenthümlichkeiten finden wir in den vier Doctoren der Kirche wieder, und wir vermuthen daher, daß diese von demselben Schüler Cimabue's mögen gemalt seyn. Er scheint sich vorzugsweise auf die Vervollkommnung der Außendinge gelegt zu haben, auf schönere Färbung und verbesserten Faltenwurf, auf lebendigere Darstellung des Nackten, wie denn die Genien an dem Gewölbe und der heil. Franziskus in dem fünften Bilde ein gleiches Bemühen verrathen das Nackte recht natürlich wieder zu geben. Ueber diesem Streben nach einer größeren äußeren Vollendung scheint ihm aber das innere Leben seiner Kunst unter den Händen geschwunden zu seyn, und wir stimmen dem Verf. des Aufsatzes im Kunstblatte darin bey, daß dieser erste Meister im Wesentlichen nicht viel leistet. Wäre das Bild Mino's im Palazzo pubblico zu Siena in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit erhalten, so würde es sich ausweisen, ob er nicht vielleicht diese Bilder gemalt habe. Sein Zusammenhang mit Cimabue wird später erwiesen werden. Die Korpulenz der Figuren hier und dort unterstützt diese Vermuthung, die wir ohne weitere Ansprüche auf ihre Richtigkeit hier mittheilen. Vasari's Angabe ist aber auf jeden Fall in so fern gerechtfertigt, als man dem Meister das wohl zuschreibt, was er durch seine Schüler, die noch keinen Namen haben ausführen läßt.

Mit der gegenüberstehenden Wand beginnt dann eine Reihe von Bildern, unter denen mehrere Giotto zum Urheber haben, doch können wir nicht genau angeben, wo sie anfangen, glauben aber wohl, daß hierüber der mehr erwähnte Aufsatz das Richtige bestimme.

Wir dürfen doch nicht die Sage, welche ihm diese Bilder zuschreibt für eine leere, grundlose Erfindung Vasari's oder seiner Zeit halten. Daß auch Bilder, die er nicht gemacht hatte und die sich an demselben Orte befanden unter seinem Namen sich versteckten, ist erklärlich nach der Regel: a potiori fit denominatio. Aber daß ein so großes Werk ganz grundlos einem berühmten Meister sollte zugetheilt seyn, ist zum Mindesten sehr unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, wie häufig diese Kirche von nah und fern besucht wurde und noch wird und wie so der wahre Name des Meisters sich fast nothwendig durch Ueberlieferung erhalten mußte.

Kommt man nun aber auch mit unbefangenem Gemüthe zu eigener Ansicht dieser Bilder und bringt eine etwas vertrautere Bekanntschaft mit Giotto's Künstler-Charakter mit, so findet man diesen hier ganz und gar wieder. Hier sieht man die so kenntlichen Gesichtsformen Giotto's in dem todten Hauptmann und einigen Weibern derselben Geschichte, in einigen beynahe verloschenen Engeln, in den schönen Frauen und einigen Jünglingen, ja an dem heil. Franziskus selbst in der Darstellung von dessen Leichenfeyer, am allermeisten aber in dem leider so sehr beschädigtem Bilde dicht daneben. Die lang geschlitzten Augen, die schon so lange für eine Eigenthümlichkeit Giotto's gelten, zeigen sich häufig. Der Faltenwurf ist von einer großartigen Einfachheit, wie überall bey Giotto.

Der Hauptbeweis bleibt freylich immer der Geist, das in den Bildern verborgene und doch so sprechende Leben der Seele. Die innersten, geheimsten, tiefsten Regungen derselben spiegeln sich auf den Gesichtern der Gestalten wieder ab. Die strengste Einheit und der innigste Zusammenhang verbindet immer alle Bestandtheile zu einer einzigen, bestimmten Wirkung. Der Reichthum der Phantasie, welche die unsichtbaren Seelenbewegungen, wie ihren sichtbaren Ausdruck in solcher Fülle und in solcher Lebendigkeit in sich trug, die künstlerische Fertigkeit, welche diesen Reichthum auf die nackte Wand in solcher Lebendigkeit übertragen konnte, daß auch nicht die zarteste Regung unter der todten Masse der Materie verloren ging, von der ehrfurchtgebietenden Majestät an bis zur lieblichen, bezaubernden Holdseligkeit hätten diesem Maler einen Namen gesichert, wenn es Giotto nicht selbst gewesen wäre. Der Tod des Hauptmanns, die Predigt des heil. Franziskus zu Ostia, die Leichenfeyer des Heiligen sind vollkommen erhalten, und wir tragen kein Bedenken sie zu dem Trefflichsten zu zählen, was Giotto's Pinsel hervorgebracht hat. Möchte doch ein Künstler Unterstützung finden, der diese kostbaren Ueberreste dem

Untergange entrisse, der ihnen leider bald bevorsteht. Sie sind ohne Zweifel aus der schönsten Zeit Giotto's, aus der Zeit, wo sein Genius in jugendlicher Kraft seinen Zeitgenossen die Seligkeit des Himmels zu enthüllen anfing.

Durch einige Aehnlichkeit mit Cimabue's Art scheint er seinem hohen Meister noch den Dank für seine Lehre darbringen zu wollen — es scheinen die rührenden Scheidegrüße zu seyn, die der Schüler, welcher sich zu neuen Höhen aufschwingt, dem geliebten Lehrer zuwinkt.

Die lezten drey Bilder, die sich noch an dieser Wand befinden, sind von einer dritten Hand und zwar von der ungeschicktesten. Es verlohnte sich nicht der Mühe, wie es uns vorkam, sie so genau zu betrachten, daß wir über ihre Verwandtschaft mit Cimabue's Art gewiß geworden wären, da wir dieselbe schon in den vorigen Bildern deutlich genug glaubten erkannt zu haben. Doch haben wir später diese Flüchtigkeit, zu der wir freylich durch die Umstände gezwungen wurden, sehr bereut, da wir im Verfolge unsrer Reise veranlaßt wurden zu glauben, daß gerade diese drey Bilder den streitigen Punkt der Entscheidung näher bringen können.

Wir finden nämlich im Vasari mit den Nachrichten von dem Leben des Florentiners Stefano die wenigen Lebensumstände des einzigen Schülers von Cimabue verbunden, den Vasari als solchen außer Giotto aufführt. Er nennt ihn Ugolino von Siena und von den einzelnen Angaben, die wir hinsichtlich seiner finden, heben wir zwey, als unsrer Aufmerksamkeit besonders werthe hervor. Vasari erzählt von ihm, daß er viele Tafeln und Kapellen durch ganz Italien malte, und daß er sich dabey aus einem gewissen Eigensinne streng an Cimabue's Art hielt, der nachher noch einmal sein Lehrer genannt wird.

Diese Nachrichten wurden uns wichtiger, als wir in S. Giacomo zu Bologna ein Bild fanden, welches das deutliche Gepräge von Cimabue's Einfluß an sich trägt. Es befindet sich in derselben Kapelle, in der das Holz des heil. Kreuzes ist. Um dieses her ist ein Altar mit vielen kleinen Tabernakeln, und in jedem derselben zeigt sich eine einzelne Figur eines Heiligen. Nur gerade unter dem Kreuze sind einige sparsam ausgestattete Geschichten. Nun findet sich in diesen Bildern ganz das dunkle Colorit, das Cimabue charakterisirt; die Engelgesichter haben mit denen des lezten eine auffallende Aehnlichkeit; die rothen Backen, die langen Hände sind andre Eigenthümlichkeiten, die wir auch bey Cimabue wiederfinden; der Faltenwurf ist noch erst im Werden. Wir irren daher wohl nicht, wenn wir glauben hier einen Schüler Cimabue's vor uns zu haben.

Wenn sich dieß nun wirklich so verhält, sollte denn nicht nach jenen ausdrücklichen Angaben im Vasari einiger Grund zu der Vermuthung da seyn, daß der Ugolino, der so eigensinnig seines Meisters Styl fortsezte, der in ganz Italien malte, der Urheber dieses Kunstwerkes sey?

Dieser Maler aber zeigt in diesen Bildern eben solche Eigenthümlichkeiten, wie wir an den lezten drey Bildern wahrnehmen: eine ärmliche, sparsame Erfindung, einen unvollkommenen Faltenwurf, eine übermäßige Länge der ganzen Gestalten, die besonders bey den oberen Figuren an dem Altare zu Bologna zu bemerken ist.

Sollte daher der Maler, der jene drey Bilder in Assisi malte und der in Bologna das Holz des heiligen Kreuzes schmückte, nicht vielleicht derselbe und eben Ugolino von Siena seyn? Wenn er ganz Italien durchzog, so konnte er auch leicht nach Rom kommen und da die Trajanssäule sehen, die wir auf dem lezten Gemälde nachgebildet finden.

Möge aber das Lezte auch unausgemacht bleiben, so wird sich doch durch eine genaue Untersuchung über die Verwandtschaft der angeführten Werke auf das Reine kommen lassen, und ist wirklich die Aehnlichkeit so groß, daß beyde demselben Meister müssen zugeschrieben werden, so ist wenigstens so viel gewiß, daß die Bilder in Assisi von Cimabue's Schülern oder doch bald nach ihm gemalt sind, denn daß der Maler zu Bologna Cimabue's Schüler sey, das möchte wohl sehr einleuchtend seyn.

Die spätere Erbauung der Kapelle kann nicht als Gegengrund eingewandt werden. Denn obgleich sie erst 1408 erbaut ist, so hängt doch auch schon ein Kruzifix des Malers Simon von 1370 darin.

Fr. K.

Archäologische Literatur.

Venere Proserpina illustrata da Odoardo Gerhard. Poligrafia Fiesolana. 1826. 8. 82 S. mit 16 lithographirten Bildertafeln und 7 Vignetten.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift glaubt den Lesern dieser Blätter eine gedrängte Anzeige derselben hauptsächlich darum schuldig zu seyn, weil die darin geführte Untersuchung sich an allgemeine Erörterungen anschließt, welche früher im Kunstblatt (1825. Nr. 16.–19.) gegeben wurden. Eine ansehnliche Reihe seither unbeachtet gebliebener Bildwerke veranlaßte ihn, ein in ihnen wiederkehrendes weibliches Idol mit der Benennung einer als Mysterien- und Unterweltsgöttin gedachten Venus zu bezeichnen. Diese Ansicht ward einerseits durch die im Idol selbst und in seiner Umgebung nachweislichen

Hindeutungen auf Geheimdienst und unterirdische Herrschaft, andrerseits auf eine allgemeine Erörterung der mystischen Bacchusgemahlin Libera begründet, deren Dienst uns die unaufgelöste Idee einer vereinigten Venus und Proserpina zu zeigen und deren eigenthümlichste Abbildungen uns entschiedene Bilder der Venus vorzuführen pflegen. Der Verfasser hatte sich eine weitere Ausführung dieser Ansichten zugleich mit der Mittheilung der großentheils unbekannten bildlichen Belege, auf die er sich bezog, vorbehalten, und wenn die Ungunst des italienischen Buchhandels ihn dessen ungeachtet von hundert nächst den Grundzügen seiner Beweisführung anzuknüpfenden Erläuterungen (illustrazioni) und eben so viel Abbildungen gegenwärtig nur die fünfzehn ersten derselben hat geben lassen, so ist doch in denselben wenigstens dasjenige zur Bekanntmachung gediehen, was der ganzen Untersuchung zum Anfangs- und Schlußpunkt diente, nämlich die Reihe der in mancherley Gruppirung und Nebenwerk verschiedenen Bilder des vorerwähnten alterthümlichen Idols.

Die Bilder, zehn gruppirte, wie früher (Kunstbl. 1825. S. 61 f.), nur daß an die Stelle des puteolanischen Monuments (Kunstbl. a. a. O. not. 9. S. 63 Venere Proserpine p. 14) ein pompejanisches gekommen ist, sind folgende:

1. Diese bekannte Gruppe von S. Ildefonso: zwey stehende Jünglinge vorstellend, deren einer eine erhobene und eine gesenkte Fackel hält, nach Winckelmann Orest und Elektra, nach der gewöhnlichsten Annahme zwey Dioscuren, nach dem Verfasser Schlaf und Tod (tav. 5. illustr. 5. vergl. Kunstbl. a. a. O. not. I. 25. 53. u. 54. S. 71) (tav. 6. ill. 6.)

2. Opfernder Herkules, Lampe bey Passeri luc. II. 3. (tav. 6. ill. 6, vgl. Kstbl. not. 763. S. 71.)

3.—5. Taf. und ill, 8. 9. 10.) bekleidete, auf das fragliche Idol gestützte Frauen, nach dem Verf. wahrscheinlicher Venusfiguren als Bildnisse sterblicher Frauen. Die Originale sind drey Marmorgruppen, sämmtlich unedirt; sie befinden sich im Museum von Neapel (Kstbl. not. 10.) auf der Ruffinella über Frascati und (Kstbl. not. 12) im großherzoglich toskanischen Lustschloß Poggio Imperiale (Kstbl. not. 11).

6. 7. Taf. und ill. 11. 12.) Halbentblößte auf dasselbe Idol gestützte Frauen, von venusähnlichem Ansehen, auf dasselbe Idol gestützt. Die Originale, beyde unedirt, sind eine in der Villa Panfili (Kstbl. a. a. O. not. 13.) befindliche Marmorgruppe und eine großgriechische Gruppe von gebrannter Erde, früher dem Grafen von Ingenheim, gegenwärtig der königl. Sammlung zu Berlin angehörig. (Kstbl. a. a. O. not. 15.)

8. Nackte auf dasselbe Idol gestützte Jünglingsfigur, nach dem Verf. Bacchus; eine Marmorgruppe im Vatikan. Unedirt (tav. 13. ill. 13. vergl. Kstbl. a. a. O. not. 14.)

9. Tav. ill. 14.) Fragment einer ähnlichen kleineren Gruppe, nach der Tracht und Stellung des Jünglings einem Merkur beygemessen. Das Original befindet sich in einem Magazin zu Pompeji.

10. Einweihungsscene zweyer Frauen neben dem fraglichen Idol (Kstbl. S. 62 ill. 15.): das Original ist eine attische Terracotta, die hier nur für den Zweck der nächsten Untersuchung erwähnt werden konnte, im attischen Gräberwerk des Baron v. Stackelberg aber vollständig bekannt gemacht und erörtert werden wird. Die beygefügte Abbildung (tav. 15.) gibt das von dem für den gegenwärtigen Zweck mitgetheilte Idol.

Diesen zehn Wiederholungen, von denen höchstens Nr. 2. von einer allzu vereinzelten Erwägung dem in Rede stehenden Idol abgestritten werden könnte, durfte nach vorausgeschickten Grundsätzen des Vfs. über die Hermenbildung weiblicher Gottheiten (ill. 1.) und bey Vergleichung drey sehr ähnlicher Gruppen (tav. 8.—10.) eine eilfte hinzugefügt werden, in welcher eine bekleidete Frau sich auf eine weibliche Herme stützt, statt auf das bewußte durchgebildete Idol. Das Original dieser merkwürdig abweichenden Gruppe ist eine kleine Marmorgruppe im Magazin des vatikanischen Museums (tav. 7. ill. 7.)

In einer vergleichenden Zusammenstellung (ill. 4.) der mehr oder weniger ausgeführten Idole jener eilf Denkmäler ist zugleich vier einzelner Bilder desselben Erwähnung geschehen, denen nachträglich (epilogo p. 79.) noch ein fünfter hinzugefügt worden ist. Es sind eine Terracotta im Magazin des Museums von Neapel, eine für die Stadt Korinth versehene Marmorstatue bey Cavalieri (stat. Rom. II. 55.), zwey Rhodische Münztypen (p. 11. 73. aus Mus. Hunter. XLV. 11. 7.) und eine etruskische Erzfigur, welche der Vf. in der Gallerie zu Florenz zeichnen ließ (tav. 15. a.)

(Der Beschluß folgt.)

Römische Straße.

Handlanger haben beym Graben, ungefähr einen Fuß unter der Erde, Reste der alten römischen Heerstraße zwischen Salisbury und Winchester, sammt Münzen und Gebeinen von Menschen und Pferden gefunden. Man nennt die alte Straße dort Devil's Bank, sie ist von großen Kieselsteinen.

Nr. 43.

Kunst-Blatt.

Montag, den 28. Mai 1827.

Die Ruinen von Babylon.

Seit Benjamin von Tudela (1173) wurden die vermoderten Reste des einst so herrlichen Babylons von vielen Reisenden aufgesucht, bald flüchtig, bald mit Sorgfalt beschrieben und durch Zeichnungen und Abbildungen der Phantasie des Lesers anschaulicher gemacht. Den Engländern, die sich in allen Unternehmungen durch ihren richtigen Takt, ihre hervorstechende Genauigkeit und Bestimmtheit auszeichnen, haben wir auch nebst Niebuhr vorzüglich unsere erweiterten und gründlicheren Kenntnisse asiatischer Monumente zu verdanken. Beauchamps Mémoire sur les antiquités Babyloniennes, im Journal des Savants vom Jahre 1790, ward unbrauchbar durch die vortreffliche Abhandlung des englischen Consuls Rich in Bagdad (Fundgruben des Orients III. 129), noch mehr aber durch Ker Porters umsichtige von allen Einsichtsvollen äußerst geschätzte Forschungen. Nach solchen Vorgängern wird es schwer seyn im Ganzen etwas Neues über die Ruinen Babylons zu liefern, wohl aber mag Einzelnes nachgeholt, näher bestimmt und erläutert werden können. Solche einzelne Notizen und Erläuterungen enthält auch die vor Kurzem in London erschienene Reise des Capitän Keppel (Personal Narrative of a Journey from India to England, by Bussorah, Bagdad, the Ruins of Babylon etc. in the year 1824. By Captain the Hon. George Keppel. London 1826. 4.). Zum bessern Verständniß sind dem Werke einige Zeichnungen beygegeben. Wir wollen hier Einiges aus diesen in Deutschland noch wenig bekannten Reisen herausheben.

„Bald darauf kamen wir zu den weithin sich erstreckenden Ruinen auf der linken Seite des Flusses, wo wir landeten. Wahrlich die Strecke von hier bis Bagdad enthält jezt noch Spuren von den volkreichen Städten, die ehemals hier standen. Ehe wir diesen Raum beschreiben, müssen wir einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken, in Beziehung auf das Aussehen der Ruinen, dieser einst so bevölkerten Gegenden.“

„Der Boden Assyriens und Babylons besteht aus einer feinen, mit Sand untermischten Thonmasse, womit, wenn das Wasser der Flüsse in sein Bett zurücktritt, die Ufer bedeckt sind. Wenn diese Masse durch die Sonnenhitze ausgetrocknet ist, wird sie hart und fest, — das herrlichste Material für die so berühmten Backsteine Babylons. Wir alle überzeugten uns von der Tauglichkeit dieser Materie für Töpferwaaren, indem wir einige nasse Stücke von den Ufern des Flusses aufnahmen und ihnen eine beliebige Gestalt gaben; der Sonne ausgesezt waren sie nach kurzer Zeit so hart wie Stein. Diese Bemerkungen sind wichtig in Beziehung auf die Bauten dieser Gegenden; Backsteine werden hier allgemein gebraucht, so wurden Seleucia, Ktesiphon und das mächtige Babel selbst erbaut, wofür wir selbst die Autorität der heil. Schrift haben, worin es ausdrücklich heißt: **Backsteine dienten ihnen anstatt der Steine und Lehm anstatt des Mörtels.**“

„Demzufolge erscheinen unsere Ruinen, die unsere Begleiter **Mumliheh** nannten, wie eine Hügelreihe in einer todten Fläche und keine Säulentrümmer sind vorhanden, die auf eine architektonische Ordnung schließen ließen. Betrachtet man sie näher so findet man viereckige Massen von Ziegelsteinen, die, obgleich durch die Zeit sehr verwittert, doch noch von großer Regelmäßigkeit zeugen; in der Gegend herum finden sich Bruchstücke von Ziegeln, zerbrochenem Töpfergeschirr und anderen aus Glas verfertigten Gegenständen; auch werden Münzen, der sicherste Beweis einer frühern Bevölkerung, gefunden. Man findet deren in so großer Anzahl, daß in trockener Jahreszeit Leute eigens von Bagdad hieher kommen, um sie zu suchen. Abud Nasir sagte uns, daß er vor Kurzem einen ganzen Topf voll gefunden habe und Hr. Hart hob zwey auf, deren Umschriften unleserlich waren; wahrscheinlich bestehen sie in cufischen Charakteren.“

Pfeiler oder Säulen errichteten sie durch mehrere übereinander liegende Lagen Backsteine. „Eine halbe englische Meile von den Ufern des Flusses lag der Rest eines solchen Pfeilers, aus gebrannten Backsteinen zusammen-

gesezt, 20 Fuß 2 Zoll hoch und 36 Fuß im Umfang. Er bestand aus acht Lagen, wovon mehrere Abtheilungen der sieben Lagen immer horizontal, eine aber vertikal aufgestellt war; zwischen den Lagen befand sich Cement halb so dick wie ein Backstein. Der Pfeiler befand sich auf der östlichen Seite einer großen Ruinenmasse, wahrscheinlich die Reste eines großen Pallastes oder Tempels."

Richs Berichte und Messungen fand Keppel allenthalben richtig; er sah und bemerkte aber Mehreres, was wir bey Rich vergebens suchen. Wir gedenken später nochmals darauf zurückzukommen und für jezt nur die Gründe anzugeben, wodurch der Verfasser bewogen wurde, diese Ruinen für die des alten Babels zu halten.

„Seit meiner Zurückkunft nach England ward ich mehrmal gefragt, welche Gründe ich hätte, diese Ruinen, die ich sah, für die Babylons zu halten. Rennel hat ihre Identität mit dieser Stadt, so ohne allen Widerspruch bewiesen, daß ich blos die Gründe meiner eigenen Ansicht auseinanderzusetzen brauche."

„Der Ort wird heutiges Tags von den Einwohnern des Landes noch Babel genannt; die Sagen orientalischer Schriftsteller und des benachbarten Arabiens schreiben diesen Ruinen ein sehr hohes Alter zu und stimmen hierin mit den Berichten der Griechen und Römer überein. *) Das Aussehen des Platzes entspricht ganz den Beschreibungen dieser alten Autoren, so wie die Lage dieser Ruinen mit der relativen Entfernung Babylons von andern Städten übereinstimmt, — Seleucia von Nordosten und Is von Nordwesten. Das Aussehen dieser verfallenen Stadt ist ganz so, wie die Propheten in den heil. Schriften es im Voraus verkünden. Alle geographischen Nachrichten überzeugen mich, daß Babylon nirgend wo anders hätte stehen können und keiner andern Stadt können diese ungeheueren Ruinen zugehören."

„Warum sind aber nicht größere Ueberbleibsel vorhanden? darauf ist leicht zu antworten, wenn man die Umstände bedenkt, unter denen Babylon gebaut wurde. Ich sagte vorhin nach der heil. Schrift, sie gebrauchten Backsteine, anstatt der Steine und Lehm, anstatt des Mörtels, eine Eigenthümlichkeit, die von Herodotus und andern Schriftstellern erwähnt wird; auch bemerkte ich, wie leicht die nasse Materie an den Ufern des Flusses von der Sonne hart gebrannt wird. Bedenken wir nun den sandigen Boden, worauf Babylon stand, die leicht zerstörbare Masse, woven es erbaut ward und die großen Städte zu deren Aufbauung es die Materialien liefern mußte; bedenken wir, daß immerdar Arbeiter beschäftigt sind, die Backsteine wegzuführen, daß der periodisch austretende Euphrat, so wie Wind und Wetter innerhalb zweyer Jahrtausende auf ihre Vernichtung losstürmen, — so müssen wir uns vielmehr wundern, wie solche große Massen haben erhalten werden können. Deßhalb glaube ich, daß alle gewöhnlichen Gebäude in Staub versunken und nur die größern erhalten worden sind. Jeder wird wohl dieser Vermuthung beystimmen, der die Lehmwohnungen in den asiatischen Städten gesehen hat. Wäre noch ein Beweis von Nöthen, so fänden wir ihn bey Diodor von Sicilien, der angibt, daß ein großer Theil des Platzes innerhalb der Mauern zu seiner Zeit umgeackert und besäet wurde."

„Von den Wällen der Stadt konnten auch wir so wenig, wie die frühern Reisenden irgend eine Spur finden. So wörtlich wurde die göttliche Prophezeihung gegen Babylon erfüllt, daß ich den Worten Jeremias „die breiten Wälle Babylons sollen ganz und gar vertilgt werden" vollkommen Glauben schenke. Einen Theil davon sah noch der heil. Hieronymus im 4ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung; in den folgenden Jahrhunderten sind sie vom Erdboden und aus der Geschichte verschwunden."

Karl Friedrich Neumann.

Archäologische Literatur.

Venere Proserpina illustrata da Odoardo Gerhard. Poligrafia Fiesolana. 1826. 8. 82 S. mit 16 lithographirten Bildertafeln und 7 Vignetten.

(Beschluß.)

Die Berechtigung so mancher dem ersten Anblick ganz verschieden erscheinenden Bildungen unter jenem einzigen Gesichtspunkt zu vereinigen, wird bey Vergleichung der mitgetheilten Abbildungen von umsichtigen Lesern dem Verfasser nicht leicht abgestritten werden; denn wenn z. B. allerdings ohne weiteren Grund Niemand behaupten wird, die strahlenbekränzte Göttin rhodischer Münztypen oder die etruskische Erzfigur mit dem Tutulus sey dem Modius bedeckten Idol der Gruppe von S. Ildefonso darum entschieden gleichzusehen, weil alle drey die Bewegung der auf die Brust gelegten Hand mit einander

*) Keppel hätte noch hinzusetzen können, daß jezt bey den orientalischen Schriftstellern das ganze Land, wegen der ehemaligen Hauptstadt, Eräk Babeli oder Arabi, d. h. babylonisches oder arabisches Irak, um es von dem persischen zu unterscheiden genannt wird. Mehrere Orientalen behaupten, Mahalel, Kains Sohn baute Babylon vor der Sündflut; aber die persischen Geschichtschreiber stimmen mit den Rechnungen des Kallisthenes überein. Herbelot Bibliotheque orientale I. 311. Vergl. auch Ritter Erdkunde II. 144.

gemein haben; so ist die Vergleichung des attischen Idols (tav. 15.), welches bey anderweitiger Aehnlichkeit mit dem von S. Ildefonso einen strahlengeschmückten Modius führt, beweisfähig genug uns die Verwandtschaft beyder mit dem rhodischen Münztypus ins Licht zu setzen, und eben so genügt es in Betreff der etruskischen Figur, die für altetruskische Idole völlig allgemeine Anwendung des Tutulus, anstatt des ihnen vielleicht ganz fremden Modius zu wissen. Fügen wir hiezu die Erwägung, daß dem Bilderkreis unserer antiken Denkmäler, namentlich den Marmorwerken, jede andre Abbildung von Idolen neben bewegten Figuren eben so ungewöhnlich ist als sie nach des Vfs. Beweisführung in Betreff des in Rede stehenden Idols gewöhnlich war, so wird ihm einige Rechtfertigung vergönnt werden, wenn er auch in dem einzigen bestreitbaren Fall (denn tav. 12. schließt sich an tav. 11. an), in dem Bildwerk der passerischen Lampe (tav. 6.), lieber ein Idol jener gewöhnlichsten Art als irgend ein anderes, für einen opfernden Herkules höchstens in einer Ceres aufzufindendes, erkannte.

Erst auf dem gesicherten Grund zahlreicher Denkmäler hat es hienach der Verfasser gewagt den archäologischen Bilderkreis mit einem zeither so unbeachteten als vormals vielverbreiteten altgriechischen Götterbild zu vermehren. Wir sagen, altgriechischen; denn wenn allerdings die beygebrachten Denkmäler größtentheils spätrömische sind, und Mancher wohl gar geneigt seyn könnte wegen einiger Aehnlichkeit des einen, unverbürgten, Jünglingskopfes (keinesweges der so entscheidungsfähigen Brust) mit dem Antinous die Gruppe von S. Ildefonso bis in die Zeiten des Hadrianus herabzurücken, so ist doch, der alterthümlichen Formen und der vorerwähnten Hermenbildung des Idols selbst zu geschweigen, durch Baron Stackelberg die Autorität eines athenischen Werkes der besten Zeit und durch die großgriechische Terracotta, so wie durch die Verwandtschaft der rhodischen Münztypen ein ausgedehnter Beleg für das Alter jenes oder eines gleichbedeutenden Götterbildes hinzugekommen. Demnächst war die Frage, die man in Bezug auf das Idol von S. Ildefonso mit mancher seltsamen Willkür beantwortet hatte; durch ihre Beschränkung auf den Kreis der Götterbilder eben nicht leichter geworden; diese Beschränkung war durch eine Reihe verwandter Bildwerke auferlegt und die Vergleichung eben dieser Bildwerke verlangte die Nachweisung eines Idols, welches, in römischer Zeit hochgefeyert, bereits in altgriechischer Zeit und in mehreren Gegenden Griechenlands zu Athen, zu Rhodus und in großgriechischen Kolonien, eine ansehnliche Verehrung genossen hatte.

Eine solche Nachweisung war mit jener häufigsten und bequemsten archäologischen Manier, deren vereinzelnde Betrachtungsweise ein gegebenes Bildwerk der spielenden und ungefähren Vergleichung irgend eines abgerissenen schriftlichen Zeugnisses unterwirft, unvereinbar; und wenn sie allerdings mit allgemeinen Benennungen, wie mit der einer unterirdischen Machthaberin, eben so wenig, ja bey Vermeidung jeder speciellen Ortsbenennung, entschieden gar nicht erreicht scheinen mußte, so stand doch nur der Weg einer für alle ähnlichen Idole gleich vollgültigen Begriffsbestimmung offen, um durch sie einiges Licht für die lokale Geltung der einzelnen und für ihre mehrfache Verbindung mit mancherley Nebenfiguren zu gewinnen. Der Verfasser glaubt in einem, der von ihm behandelten Bildwerke (tav. 6.) das Idol der Aphrodite-Persephassa nachgewiesen zu haben, welchem Herkules im Aenianerlande opferte; aber wäre auch jenes Idol so ausgeführt als es in der That nur roh und unvollständig angedeutet ist, so hätte doch die Benennung zahlreicher verwandter Bildwerke nach einem einzigen Provinzialkultus nothwendig gemißbilligt werden müssen. Indem er statt dessen dem Gegenstand seiner Untersuchung nur die allgemeine Gattung einer mit Aphrodite verwandten Unterwelts- und Mysteriengöttin angewiesen und ihn mit dem zwar vollständig entsprechenden, im römischen Gebrauch jedoch unerhörten, Namen einer Venus Proserpina bezeichnet hat, ist ihm die unentstellte Benennung der änianischen Göttin wieder verloren gegangen, dagegen aber, wie er glaubt, ein gründliches Verständniß der weit verbreiteten und in verschiedenen Lokaldiensten ohne Zweifel verschieden benannten Göttin gewonnen worden.

Dieses Verständniß ließ sich aus den allerdings spärlichen Andeutungen jener zusammengestellten Götterbilder folgendermaßen entnehmen. Zur herrschenden Bildungsweise des Idols gehört der Modius auf seinem Haupte; dieses in alterthümlicher Bildung sehr häufige Abzeichen ist vom Vf. (illustr. 2.) als entstanden aus dem Cerealischen Kalathos und mithin als ein, Erd- und Unterweltsgottheiten gegebenes, Symbol der Erdenfülle nachgewiesen worden, und wird durch die Strahlen, mit denen es, wie oben bemerkt, hie und da wechselt oder geschmückt ist, nur, wie in bekannter Bildung des Serapis, erweitert, nicht aufgehoben. Sonach muß die Idee einer Unterweltsgöttin dem fraglichen Idol vorherrschend zukommen; sie wird bestätigt durch die in der Mehrzahl seiner Wiederholungen bemerkliche Anordnung seiner einen auf die Brust gelegten Hand, indem diese Bewegung entweder nach der Analogie schlafender Nymphen und Genien als Andeutung des Todesschlafes oder nach der ältern Bildungsweise etruskischer Figuren als eine krampfhafte Bezeichnung der Todesqual erscheint, mithin jedenfalls Symbol einer Todesgöttin ist (ill. 3.). Abgesehen von weiteren Fragen über die verbreitetsten Benennungen einer solchen, wie sie der Verf. (Kstbl. a. a. O. S. 62. ff.)

voranschickte, ergibt sich nun aus einem dritten, an den meisten jener Idole bemerklichen Umstand, daß dieses Idol mehr vom Ausdruck einer Venus als irgend einer andern Göttin hat; die andere Hand desselben pflegt jene tanzmäßige Auffassung des Gewandes zu zeigen, welche, andern alterthümlichen Götterbildungen selten und fast nur im Schreiten gegeben, für die Bildersitte einer vollendeten Kunstübung zum charakteristischen Abzeichen der Spes geworden ist, eigentlich aber, da sich alle Spesfiguren des römischen Kunstgebrauchs ihrer ursprünglichen Bedeutung nach als Venusbilder nachweisen lassen (Kstbl. a. a. O. not. 69. Venere Pros. p. 21. 25.) ein eben so gültiges Abzeichen der Venus, und in der That auch unläugbaren Vorstellungen dieser lezteren gegeben ist. (Kstbl. S. 65).

Die genauere Erwägung jenes Abzeichens läßt sich auf eine überraschende Weise mit der von dem Vf. früher vorangestellten anderweitigen Wahrscheinlichkeit vereinigen, daß ein Idol von so ausgebreiteter Geltung die bekannteste Göttin der Schattenwelt, Proserpina, vorstellen möge. Nachweielich in der Einheit eines einzigen Götterbildes ist eine vereinigte Aphrodite Persephassa; Idole, den beschriebenen verwandt, finden sich auf einem zu Palestrina befindlichen Relief (Kstbl. not. 75. mitgetheilt auf dem Titelblatt) und auf einer Ara des Museo Chiaramonti (Kstbl. not. 70.) in bacchischer Umgebung; Persephone-Kora ist als die Bacchusgemahlin Libera der Mysterien bekannt; diese vielerwähnte, obwohl aus dem Bildwerke kaum irgendwo nachgewiesene, Göttin Libera aber oft in entschiedener Bildung der Aphrodite zu finden (Kstbl. S. 65 f. Venere Pros. p. 18. ff.): Umstände, welche eben so sehr die Bedeutung dieser Libera als verschmolzener Venus-Proserpina erhärten als sie volle Berechtigung geben, in der alterthümlichen Bildung jener immerhin meist aus später Zeit überlieferten Idole keine bloße Libitina, sondern eine meist (nämlich mit Ausnahme der rhodischen Münztypen, worüber zu Tafel X. der antiken Bildwerke) als Libera mit den cerealischen bacchischen Mysterien, namentlich mit den Thesmophorien, verknüpfte Göttin zu erkennen, von der die römische Libitina erst als getrennte Figur einer Todesvollstreckerin abgeleitet ist. Der Verfasser, der sich in der vorliegenden Schrift mit der Mittheilung der wichtigsten bildlichen Belege begnügen mußte, kann auch hier auf die weitere Anwendung des durch sie gewonnenen Resultats nicht eingehen, doch muß bemerkt werden, daß auch die frühere im Kunstblatt ausgesprochenen Ansichten über Venusbilder und über die als Venus-Proserpina gedachte Libera in dem vorliegenden italienischen Text nicht ohne genauere und erweiterte Bestimmungen geblieben sind. Desgleichen ist nachträglich zu erwähnen, daß außer den bereits angeführten und mit Ausnahme von zweyen bisher unbekannten Bildwerken mehrere andere abgebildet sind, welche der Vf. hauptsächlich der freundlichen Mittheilung des Herrn Baron v. Stackelberg verdankt, nämlich eine Herme der Hekate mit tanzenden Horen am Schaft (tav. I. p. 80. Marmorwerk zu Kuluri auf Salamis), ein weiblicher Kopf, in dessen Hauptschmuck mit Vergleichung eines Erzbildes in H.n. Dodwells Besitz die Form des Polos nachgewiesen ist (tav. 2. p. 29. 80.) und eine athenische Münze mit der Vorstellung Minervens, welche vor den Augen des Marsyas die Flöten weggeworfen. Nach einer schönen Glaspaste des Herrn Grafen v. Ingenheim ist eine dem Bad entstiegene Venus vorgestellt, neben welcher man das Idol eines bärtigen Bacchus erblickt (p. 31.), nach einem gegenwärtig zerstörten pompejanischen Wandgemälde ein vor einer stehenden Muse flötender Marsyas.

C. G.

Berlin, den 27. April 1827.

Zwey neue Kunstwerke von Bedeutung werden nächstens hier an das Licht treten, nämlich vom Prof. Carl Wichmann die sitzende Statue der jetzigen russischen Kaiserin, lebensgroß in weißem Marmor. Die Behandlung dieses Werkes ist von der Art, daß sie dem Künstler eine achtbare Stelle in der Reihe der lebenden Bildner bestimmt. Das zweyte gleichfalls der Erwähnung werthe Bild ist ein großes historisch religiöses Gemälde von Wach, welches ebenfalls beynahe vollendet ist. Auch Ludwig Wichmanns Amor und Psyche, welcher Gruppe Ihr Blatt bereits bey Gelegenheit der letzten Ausstellung Erwähnung gethan, hat der König in Marmor bestellt. In Rauch's und Tieck's Werkstatt herrscht gleichfalls die größte Thätigkeit, beyde sind, wie Sie wissen, mit öffentlichen Denkmalen beschäftigt. Ternite malt auf allerhöchsten Befehl unsre verehrte verstorbene Königin lebensgroß. Die Skizze ist schon vollendet. Unser mit Recht berühmter Genremaler, Prätorius, vollendet eben wieder ein kleines allerliebstes Bild, welches einen Schulmeister mit seinen Schülern darstellt.

— b —

Nekrolog.

Der Historienmaler und Professor an der Akademie der schönen Künste zu Stockholm, Hr. Hasselgren, ist sehr betrauert von allen Kunstfreunden, daselbst im Laufe des März mit Tod abgegangen. Er hatte wesentlich zur Läuterung des Geschmacks in Schweden beygetragen.

Nr. 44.

Kunst=Blatt.

Donnerstag, den 31. Mai 1827.

Ueber die Kunstausstellung in Prag 1827.

(Brief eines Reisenden.)

Wenn wir seither durch das hervorragende Talent des böhmischen Malers Joseph Führich auf die Kunst in seinem Vaterlande aufmerksam gemacht worden, so durfte auch ich mit gegründeter Spannung und Erwartung der hiesigen Kunstausstellung entgegensehen, die bald nach meiner Ankunft in Prag statt fand.

Ich besuchte die Ausstellung, allein die Kunst schien ihre Gaben spärlich vertheilt zu haben — und da die sämmtlichen Producte ohne Nummer und Namen trübselig umherhingen, auch noch kein Katalog vorhanden war (der, wie ich auf meine Erkundigung erfuhr, noch in der Censur lag) verließ ich alsbald den Saal und beschloß, ihn nicht wieder zu betreten bis der Katalog entweder erschienen, oder im Fall des Censur=Verbots, die Namen der etwanigen Künstler auf anderm Wege angezeigt würden.

Nach einigen Tagen fand ich zufällig eine Brochüre in Quart, mit dem Titel: „Kunstausstellung in der Akademie zu Prag, zu Anfang des Jahres 1827. Prag, gedruckt bey G. Haas Söhne."

Ueberrascht durch diesen Titel fragte ich, wie oft denn allhier eine Kunstausstellung veranstaltet werde? Worauf man mir antwortete: „Einmal im Jahr." Die Ausstellung, welche ich bereits besucht hatte, war um die Mitte Aprils eröffnet und nun fand es sich, daß im Katalog dieselbe Ausstellung gemeynt sey, die regelmäßig um Ostern in dem akademischen Gebäude zu Stande gebracht wird.

Für's erste unterhielt ich mich mit besagtem Katalog, der durchaus nicht uninteressant war. Er enthielt nämlich die genaue Anzeige des Namens und Standes der Personen, die im natürlichen Streben, zu irgend einer Oeffentlichkeit zu gelangen, ihr Conterfey der gemeinnützigen Anschauung preisgegeben. Da fanden sich „Kaufleute, Apotheker, Instrumentenmacher, Officiere, Professoren, Schlossermeister und gerichtliche Schätzer!" die „Buchbinder Wittwe" stand neben dem „Landschaftmaler" der „Augenarzt" neben dem „Obristen=Sohn in Bombardier=Uniform" u. s. w. — Die Anzeige des Alters jeder Person mag aus Versehen nicht angegeben seyn; mir scheint aber das Eine so nothwendig wie das Andre. So viel über den Katalog; nun zur Ausstellung.

Soll eine Kunstausstellung der Forderung genügen, die schon in ihrer Bezeichnung angedeutet wird, so müßte wenigstens die Mehrzahl der zur Schau gestellten Werke einen Kunstwerth in sich tragen und in den untergeordneten Versuchen der Einfluß — die richtige Leitung derjenigen zu erkennen seyn, denen die Wartung und Pflege in dem akademischen Kunsttreibhaus anheimgestellt ist.

Der Katalog, mit dem Anhang, enthält gegen zweyhundert Nummern. Es sind aber größtentheils Produkte, über die sich wenig sagen läßt, wenn nicht der Beurtheilende einen Hang zur Schmähsucht verrathen wollte, der mir fremd bleiben möge. Jedoch nicht alle Bilder sind dieser Gattung; im Gegentheil finden wir die würdigsten Arbeiten vom schlechtesten Machwerk umgeben, und wenn hier zu Lande das Bierfaß im Keller, wie der Bücherballen im Laden einer Untersuchung und Prüfung unterworfen ist, so muß es den Beobachter um so mehr befremden, daß bey dieser Ausstellung durchaus keine Wahl getroffen, die zur Aufrechthaltung des Künstlerrufs eines Landes wohl eben so nothwendig wäre als die Censur des Katalogs.

Ich werde Sie mit den wenigen Kunstproducten bekannt machen, die unsrer Aufmerksamkeit würdig sind:

Von Joseph Führich, der seit einigen Monaten in Rom lebt, fand ich leider nur ein einziges Bild: Eine heil. Familie von vier Figuren, mittlerer Größe. Es ist unbedingt das vorzüglichste Werk in dieser Sammlung, wenn auch nicht das beste dieses ausgezeichneten Künstlers. F. schließt sich der würdigen neuern Schule an, die so oft profanirt und mit der sogenannten altdeutschen Manier verwechselt worden, welche, wie jede

Manier, der Kunst im Allgemeinen nur zu sehr geschadet hat. Es mag aber nicht schwer seyn, einem Bilde anzusehen, ob es aus gezwungene Nachahmung einer hochgepriesenen Schule, oder als freye Ergießung eines kunstdurchdrungenen Gemüths entstanden. Als lezteres wird es laut und kräftig reden zum empfänglichen Herzen, und diese Sprache führen alle Werke des genannten Künstlers, die mir bisher bekannt worden. Obiges Bild ist, in technischer Hinsicht, mit der sorgfältigsten Farben-Oekonomie gemalt, die aber keine Mängel des Colorits zeigt, sondern in lebendiger Frische das Auge fesselt, und die genaueste Untersuchung der einzelnen Theile zuläßt; Composition, Zeichnung und Ausdruck ist höchst edel, und wenn Etwas einzuwenden wäre, so möchte das Antlitz der Madonna vielleicht allzujugendlich seyn, jedoch ist der Ausdruck der Reinheit und kindlichen Unschuld eben in diesen jugendlichen Zügen verwebt, und würde ungern vermißt werden.

Franz Naborp aus Anholt in Westphalen, (Schüler der hiesigen Akademie) zeigt ebenfalls ein bedeutendes Talent, jedoch sieht man in seinen Bildern das Schwanken zwischen den beyden Wegen, die zur anspruchslosen Nachahmung der Natur, und zum Ruf eines tüchtigen Malers führen; und auch er würde in einer andern Schule schon jezt ein andrer Schüler seyn, wie dieses bey so manchem der Fall seyn könnte. Ein kleines Altarbild: Jesus, Maria und Joseph, und insbesondere ein kleiner Johannes mit dem Lamm in einer Landschaft, zeugen von seiner Bestimmung.

Die heil. Elisabeth, Markgräfin von Thüringen in ihrem Gemach von ihren Kindern und Dienerinnen umgeben, beschäftigt, Kleidungsstücke für Arme zu verfertigen (mit einem Engel, der ihr einen Knaben zuführt) von Johann Gruß, ein Bild in Lebensgröße, beurkundet ein ernstes Künstlerstreben, nur thut es dem Beschauer weh, daß das Studium der Antike in der Ausführung dieses Gegenstandes zu sehr hervortritt, und in den, freylich nicht ohne Natur colorirten Köpfen, bekannte Gypsabgüsse zu erkennen sind. Weniger ist dieses in der Hauptfigur der Fall, auf der das Auge gerne verweilt. Die Composition ist nicht frey, die Stellungen, wenn auch edel, nicht immer ausdrucksvoll. Das Colorit ist rein und kräftig.

Die Bilder des Historienmalers Wenzel Manes zeigen den ausgelernten Schüler der Akademie — es sind sämmtlich Bilder, in denen das Modell zur Genüge benuzt, eine Hauptrolle spielt; man findet sie an jeder Akademie und in dieser Gattung sind die Werke des Hrn. M. keineswegs ohne Werth. Wird doch dieser Weg von so manchem Kunstrichter als der Wahre, und allein zum Ziel führende hoch geschäzt, und in dieser Beziehung gehört Hr. M. zu den Bessern in seiner Sphäre.

Die Porträts von Anton Machek sind vorzüglich bemerkenswerth und entsprechen der höhern Forderung. Sie gehören zu den Bildnissen, bey denen es keine Frage bleibt, ob sie ähnlich sind, oder nicht. Die Individualität jeder Person ist trefflich wiedergegeben und jedes einzelne Bild bestätigt die Wahrheit des Colorits im Vergleich mit einem andern von demselben Meister.

Unter den historischen Compositionen zog nur eine Zeichnung mich an: Eine Scene aus dem böhmischen Mädchenkriege von Joseph Knizek aus Eger. Dieser Künstler scheint Dürer zu kennen, und wenn er auch noch beschränkt ist im technischen, spricht dennoch der wahre Künstlergeist aus der imposanten Anordnung, wie aus dem Einzelnen der Zeichnung.

Vier Blätter, charakteristische Nationalscenen, (Tänze von Böhmen und von Polen, Altenburger und Vierlander), von Georg Opitz aus Prag, Professor in Leipzig, entsprechen ihrer Bezeichnung und beurkunden ein glückliches Talent hinsichtlich der Auffassung des Individuellen, so wie eine geübte Hand. Uebrigens ist dieser Künstler sehr bekannt, und bedarf keine besondere Erwähnung zu seinem Ruhm.

Zeichnungen ähnlicher Art von Joseph Sembera sind ebenfalls nicht uninteressant, jedoch mangelt ihnen das Bestimmte und Reine in der Ausführung, was in den Vorigen besonders anspricht.

Unter den Landschaftmalern steht Anton Manes oben an. Ich bedaure einen andern nicht nennen zu können, da an den beyden vortrefflichen Bildern die ich vorfand, weder Nummer noch Namen befindlich ist, und auch der Katalog sie nicht bezeichnet. Die beyden Bilder des ungenannten Künstlers (vielleicht hat die Censur Nr. und Namen gestrichen) sind Waldgegenden mit trefflichen Figuren, die, wie das Uebrige der Bilder treu und fleißig nach der Natur gemalt sind. Sie haben eine ganz eigene Originalität und ragen vor allen andern hervor.

Die sämmtlichen Landschaften des Hrn. Manes zeugen von fleißigem Studium der Natur und Gewandtheit im Technischen, jedoch sind sie keineswegs mit einer gewissen Bravour behandelt, die einst so viel galt, in unserer Zeit, aber durch die Produkte des Fleißes und der Beharrlichkeit aus dem Cours gekommen sind. Zu den Bäumen bedient Hr. M. sich einer etwas harten (grellen) Farbe, die man ihm von der Palette wegnehmen sollte; er würde dann schon eine bessere finden, wie er in seinem lobenswerthen Studium schon so Manches gefunden hat, wornach Andre vergebens ringen.

Zwey Copien nach Ostade und Catel, von der Frau Altgräfin v. Salm, geb. Gräfin Wachta, könnten für Originale gelten und beschämen die sogenannten Künstler deren Machwerk in der Nähe hängt.

Nach der angegebenen Zahl sämmtlicher Produkte, die diese Ausstellung bietet, läßt sich nun leicht schließen, daß des Mittelmäßigen und Geringen gar viel vorhanden ist, wenn ich schon jezt mit dem Aufzählen des Bessern fertig bin. Die Arbeiten der Akademiker „nach dem Runden" sind in ihrer Art am schlechtesten und werden hoffentlich ohne alle Correctur zusammengemischt seyn. Die armen antiken Köpfe machen ein jämmerliches Gesicht und beklagen sich augenscheinlich durch Verzerrung und Grimassen über sothane Mißhandlung. Einige Landschaften (Copien) sind aber im höchsten Grade merkwürdig, da die ordinärsten Sudeleyen auf Tabacksdosen in Vergleich mit diesen, als wahre Kunstwerke zu schätzen sind. Wenn dieselben, wie die genannten Zeichnungen nach Gyps unter Leitung und Aufsicht akademischer Lehrer entstanden, so sieht es wahrlich mit der hiesigen Akademie traurig aus. — In jedem Fall ist es unverzeihlich dergleichen Spottgeburten „in die Ausstellung der Akademie" aufzunehmen und nur der Verwaltung fällt die Schuld anheim, da der Pinsel der ähnliche Versuche liefert, durch seine Beschränktheit entschuldigt, und aller Verantwortlichkeit überhoben ist. Ich fand den Saal der Ausstellung bey jedem Besuche leer, und habe mich darüber nicht verwundert.

—i—

Ueber den Maler Johann von Ulm.

Ich habe unter den bisher bekannt gewordenen deutschen Malern den Namen des Johann von Ulm noch nie gefunden; und glaube daher, den Freunden vaterländischer Kunst keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich sie mit demselben in so weit bekannt mache, als ich es selbst bin. Dieser Mann, wie es scheint aus edlem Geschlechte, war um die Mitte des 15ten Jahrhunderts Stadtschreiber zu Eßlingen, und ein Freund des kaiserlichen Kammerschreibers Michel von Pfullendorf, mit welchem er in Briefwechsel stand. Die Entdeckung, daß er auch ein Maler gewesen, habe ich zufälligerweise gemacht, als ich zu andern Zwecken in den Briefen des Aeneas Sylvius nachlas. Der 119te Brief des Aeneas Sylvius ist an Nikolaus von Ulm, *) Sekretär der Stadt Eßlingen überschrieben und enthält außer einigen Aeußerungen der Theilnahme an dem Tode des zu Siena gestorbenen Michael von Pfullendorf, noch folgende Stelle:

„Ich habe auch dein Gemälde, den heil. Michael „vorstellend, gesehen. Du zeichnest dich durch zwey Sa„chen aus: durch Beredtsamkeit und Malerey, in lezterer „jedoch vorzüglich, da du hierin fast dem Appelles und „Zeuxis nahe kömmst. In ersterer kannst du es, wenn „du beharrlich bist auch noch über das Gemeine bringen. „Denn beyde Künste sind innig mit einander verschwi„stert. Malerey und Beredtsamkeit fordern Genie, und „zwar kein gewöhnliches, sondern ein ausgezeichnetes. „So lange die Beredtsamkeit blühte, war die Malerey „auch auf der Stufe der Vollkommenheit. Die Zeiten „des Demosthenes und Cicero beweisen das. Wie die „Wohlredenheit unterging, starb auch die Malerey da„hin, wie jene sich wieder erhob, erstand auch diese wie„der. Betrachten wir die Gemälde, welche vor 200 Jah„ren gemacht wurden. Man findet keine Spur von „Kunst in ihnen. So sind auch die Bücher jener Zeit „geschmacklos, barbarisch, voll Albernheit. Auf Petrarch „hoben sich die Wissenschaften, mit Giotto regten sich „auch die Hände der Maler wieder, und in beyden Fä„chern sehen wir nun bereits Vortreffliches. Ich lobe „dich daher als einen trefflichen Maler und mittelmäßi„gen Stylisten, und ermahne dich, es in der Kunst der „Rede so weit zu bringen zu suchen, als du es als Ma„ler bereits gebracht hast. Auf solche Weise kann die „Gabe der Wohlredenheit, die bey den Allemannen einst „im Werthe war, wieder durch dich zu Ehren gebracht „werden."

Dieser Brief ist aus Wienerisch-Neustadt, und wahrscheinlich im Jahre 1444 geschrieben, indem Aeneas Sylvius das folgende Jahr zu Neapel war, und nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte.

Wie mir scheint, so kann man das Lob, welches Aeneas Sylvius dem Talente des Johann von Ulm, als Maler, ertheilt, nicht wohl für ein bloßes Compliment gelten lassen, indem er auf der andern Seite dessen Kenntnisse in den schönen Wissenschaften ziemlich schonungslos beurtheilt.

Ein giltiges Urtheil in Sachen der Kunst, möchte ich dem gelehrten Aeneas nicht wohl streitig machen, da er ohne Zweifel das Beste dieser Art gesehen haben wird, was damals Italien und Deutschland aufzuweisen haben mochte. Es ist bereits viel gesagt, wenn Johann von Ulm, wie es mir scheint, über oder doch neben Giotto gestellt wird. Ich bin aber geneigt, unsern kunstreichen Schwaben wirklich, auf das vorliegende Zeugniß hin, für einen ausgezeichneten Maler seiner Zeit zu hal-

*) Wie erklärt sich aber hier die Verschiedenheit des Vornamens?

D. H.

ten, und bedaure nur, daß keine seiner Malereyen bis jezt zu Tage gefördert worden ist.

Vielleicht veranlaßt jedoch diese meine Nachricht weitere Nachforschungen. Zu Eßlingen sollte meines Erachtens wohl noch etwas Näheres von ihm zu erfahren seyn. Wenigstens sollte das Archiv der Stadt über sein Herkommen, seine Anstellung daselbst, und sein Todesjahr Bescheid ertheilen können, und vielleicht sind in den Kirchen, oder bey Privaten daselbst noch alte Malereyen vorhanden, die aus dieses kunstreichen Stadtschreibers Händen hervorgegangen sind.

K. Walchner.

Brüssel, den 18. April.

Der heutige Courier des Pays bas enthält folgenden Artikel in Betreff des für Talma zu errichtenden Denkmals:

Die Commission für das Denkmal, welches man Talma zu errichten gedenkt, hat sich gestern versammelt. Hr. Calloigne ist eigens von Brüssel hieher gekommen, um dieser Versammlung beyzuwohnen und hat über die dem unsterblichen Künstler zu errichtende Statue seine Ansichten mitgetheilt, welche die Commission einstimmig angenommen hat. Der Gedanke, welcher sich zuerst als sehr lockend dargeboten hatte, Talma in einem seiner tragischen Costüme darzustellen, wurde von diesem geschickten und gelehrten Künstler als ungeeignet beseitigt. In späterer Zeit, sagte er, könnte die Person der Rolle mit dem unsterblichen Manne verwechselt werden, den man ehren will, und die Nachwelt könnte durch ein Costüm getäuscht werden, das an eine Person alter Zeit erinnert, ohne deren individuellen Charakter zu haben. Jeder der Talma's Statue sieht, muß sie für das, was sie ist, erkennen. Eine andere Schwierigkeit würde aus der unter verschiedenen Costümen zu treffenden Wahl entstehen, man würde nicht wissen, welchem man den Vorzug geben sollte. — Alle diese Schwierigkeiten werden durch den sinnreichen Vorschlag des Hrn. Calloigne gehoben. Man soll Talma sehen, wie er oft erschien, wenn das Publikum von Bewunderung hingerissen und trunken von Enthusiasmus, nachdem es ihn gesehen und gehört hatte, ihn noch einmal sehen und ihm durch langen Beyfall bezeugen wollte, welche tiefe Empfindungen sein Spiel erregt habe. Man soll Talma sehen, leicht umhüllt von einem modernen Mantel, welcher einen Arm frey läßt, um eine edle Bewegung, wie sie ihm stets eigen waren, anzudeuten, das Haupt unbedeckt und den Hals anständig frey. Er soll eine antike Fußbekleidung tragen, welche hinreichend bezeichnen wird, daß er eben die Bühne verlassen hat, oder sie zu betreten im Begriff ist. Der moderne Mantel wirft sich leicht in alle Falten, die man ihm zu geben wünscht, und man darf sich auf Hrn. Calloigne's Geschmack verlassen, welcher dieser Drapirung alle erdenkliche Schönheit verleihen wird. Talma wird so erscheinen, wie ein antiker Bildhauer, wenn er unter uns träte, ihn auffassen würde.

Die Commission hat Hrn. Calloigne ihren Dank bezeigt und verdoppelt nun ihr Bemühen, um ihn bald zur Ausführung eines Monuments in den Stand zu setzen, welches die Kunst ehren und fördern wird.

Rom, den 28. April 1827.

Die Regierung hat das Ausstellen fertig gewordener Kunstwerke in Kirchen verboten, und dagegen einen Saal zu diesem Behufe in dem neuen Gebäude an der Porta del Popolo angewiesen. Ein deutscher Maler Hr. Rittig, gab das erste Bild hin, einen himmelfahrenden Christus. Außer diesem großen Bilde sind sechs kleinere bis heute ausgestellt, sehr mittelmäßige Hervorbringungen, wovon Eine, von einem 18jährigen Anfänger sich als die Bessere auszeichnet.

Die unglaublich großen Vorräthe von Antiken, Gemälden, Bronzen, Vasen, geschnittenen Steinen ꝛc., welche der Kunsthändler Ign. Vetrovali besizt, werden wahrscheinlich künftigen Herbst in öffentlicher Versteigerung verkauft werden.

Man verfertigt gegenwärtig Glaspasten und zusammengeschmelzte Mosaiken nach Art der Antiken in ziemlicher Vollkommenheit, vor welchen Nachahmungen Käufer sich hüten mögen.

An H. Gb. de Rossi's Stelle wird wahrscheinlich Ritter Camuccini, Director der neapolitanischen Akademie in Rom werden.

Die Copien, welche die russischen Pensionäre von Rafaels Stanzen in Oel verfertigen, schreiten rasch vorwärts, und werden ein schöner Erwerb für St. Petersburg werden, wo man sich des Abglanzes von Rafaels Genius wird erfreuen können, wenn die Urbilder längst unkenntlich geworden seyn werden.

Sir W. Hills Charte der Umgebungen Roms, und Hrn. Thiers Grundrisse Roms zum Platnerischen Werke nähern sich ihrer Vollendung und werden den Alterthumskennern eine willkommene Gabe seyn.

Nr. 45.

Kunst-Blatt.

Montag, den 4. Juni 1827.

Neue Kupferwerke.

Das Vater Unser, in 9 Blättern gezeichnet und radirt von Joseph Fürich; und mit einem ausführlichen Texte begleitet von Anton Müller, k. k. Professor der Aesthetik und Geschichte der Philosophie an der Prager Universität. Herausgegeben durch Peter Bohmanns Erben. Prag 1826. kl. Fol.

Dieses Werk eines jungen Künstlers zeugt von schönem Talent, ernstem Streben, und einer Fertigkeit der Hand, wie sie in manchen Arbeiten geübter Meister sich kaum ausspricht. Wir könnten dieß Urtheil durch vieles Einzelne gut Erfundene und wohl Ausgeführte belegen, und so ein sicher nicht unverdientes Lob über das Werk aussprechen. Doch glauben wir deutliche Spuren zu finden, daß der Künstler noch manches weit Bessere leisten werde, und da wir auf diese guten Vorzeichen größeres Gewicht legen als auf sein gegenwärtiges Verdienst, so sey es uns erlaubt, sein Werk etwas schärfer ins Auge zu fassen. Vielleicht gelingt es uns, ihn auf manches aufmerksam zu machen, was er übersehen, oder trifft unsre Ansicht mit derjenigen überein, die er nun fassen wird, da er, wie wir hören, vor Kurzem angefangen hat in Rom die Werke der größten Künstler zu studiren.

Eine Arbeit, wie die vorliegende, die augenscheinlich mit Ernst unternommen und vollendet ist, will auch ernst betrachtet seyn, und wir prüfen sie daher nach den Haupttheilen der Kunst, welche bey solchen Gegenständen in Anschlag kommen. Die erste Frage ist: Wie hat der Künstler die gegebenen Gedanken aufgefaßt oder bildlich ausgedrückt? Die zweyte betrifft den Styl oder die Art, wie er seine Gestalten und Formen behandelt und mit dem Gedanken in Verhältniß gesetzt hat. Die dritte, die Ausführung oder den Werth, welchen er seinen Darstellungen der Schönheit und Wahrheit der Natur gegenüber verliehen.

Was die Auffassung angeht, so konnte sich der Künstler wohl selbst nicht verhehlen, welchen schwierigen Gegenstand er zu bearbeiten unternahm. Denn die Bitten des Vater Unsers sind von so umfassendem Gehalte, daß es schwer ist, durch anschauliche Bilder allen den Vorstellungen zu entsprechen, die in dem betenden Christen bey diesen einfachen Worten erwachen. Daher sind auch einige Blätter mehr, andere weniger in der Auffassung gelungen. Die Anrede könnte ziemlich anschaulich werden durch die Figur Gott Vaters, welcher halb in Wolken verhüllt seine segnende Rechte über betenden Landleuten erhebt. Doch wie er hier dargestellt ist, die Krone auf dem Haupt und die Weltkugel haltend, möchten sie eher ihn anrufen: Herr, der du gebietest über Himmel und Erden! als: Vater Unser der du bist im Himmel! — Auf dem zweyten Blatte sehen wir einen Ritter mit seiner Hausfrau nach der Kirche gehen; die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, voran, und der fromme Ritter reicht einem Armen, der wohl im Namen Gottes ihn darum angefleht hat, ein Almosen. So ist hier die Bitte: Geheiligt werde dein Name, durch That und Gesinnung erfüllt. Dagegen finden wir die Winterlandschaft, in welcher ein Priester auf einem Esel reitend das Hochwürdige in den erstarrten Händen trägt, der Sakristan mit der Schelle vorangeht, und ein Wandersmann andächtig im Vordergrunde kniet, für die Worte: Zu uns komme dein Reich! nicht geeignet, denn die Bitte um Heiligung und Segen ist weit heiterer und umfassender als der Gedanke an die Gegenwart des Höchsten in Tod und Bedrängniß. — Einen Ritter, der von seiner Hausfrau Abschied nimmt, um in den Krieg zu ziehen, zeigt uns das vierte Blatt; er sucht ihre Betrübniß zu stillen, indem er seine Linke zum Himmel emporhebt, den Willen des Herrn bezeichnend! — Unser täglich Brod gib uns heute! hat der Künstler durch einen Landmann versinnlicht, welcher säet und, den Blick nach oben wendend, um Gedeihen betet. Die Gewährung folgt unmittelbar, denn hinter ihm begießt ein Engel das Feld. Trotz der poetischen Schönheit des Gedankens, scheint uns doch hier der Sinn etwas fern

zu liegen. Die Worte des Gebetes gehen auf die Befriedigung des **täglichen** Bedürfnisses, auf Schutz vor Mangel und Noth, und nicht weiter.

Eine andächtige Versammlung um den Beichtstuhl, in welchem der Beichtvater eben sein Amt verrichtet, bezeichnet deutlich das: Vergib uns unsre Schuld! — Desto unschicklicher aber dünkt uns der Höllenspuck, womit der Künstler den armen Wanderer in Versuchung führt, da es doch in der Bitte heißt: führe uns **nicht** in Versuchung. Der geleitende Engel bringt ihn zwar glücklich hindurch, aber man sieht es dem Pilger wohl an, daß er allein den Lockungen des Goldes und der Wollust nicht widerstanden haben würde, obgleich sie im Feuerpfuhle liegen und hinter ihnen die Teufelslarven hervorblicken. — Gegen die Deutlichkeit des lezten Blattes endlich, wo der Schutzengel einen Pilgerknaben gegen den Satan vertheidigt, läßt sich nichts einwenden; doch könnte man diesen Ausdruck des Gedankens wohl etwas grell finden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Künstler die einzelnen Gegenstände seiner Blätter in keinem innern Zusammenhange gedacht hat. Hätte er dieß beabsichtigt, so wäre die Aufgabe ohne Zweifel noch schwerer zu lösen gewesen. Doch hat er dadurch, daß er alle Gegenstände mittelalterlich und romantisch genommen, eine äußerliche Uebereinstimmung in dieselben gebracht. Diese Art der Auffassung erlaubte ihm denn auch das Sentimentale und Phantastische; aber wäre nicht für den Inhalt des Vater Unsers die ernst historische und religiöse Auffassung eigentlich die angemessene gewesen? Konnte sich der Künstler eine überall gleich kräftige und harmonische Wirkung versprechen, wenn er in einigen seiner Darstellungen Bilder des gewöhnlichen Lebens, in andern phantastische Erscheinungen, wieder in andern religiöse und poetisch-sentimentale Gegenstände zur Anschauung brachte? Daß ihm die höhere religiöse Auffassung vorgeschwebt, sieht man mehreremale sehr deutlich, besonders an dem Gott Vater auf dem ersten Blatt, und den Schutzengeln auf dem achten und neunten; aber mit diesen Gestalten vertrug sich der gewählte **Styl** nicht, welcher den Figuren und der Landschaft gleiche Rechte läßt, und neben der Bedeutsamkeit der erstern auch in weiter Ausdehnung Felder, Hügel und Flüsse, und Mond und Sonne zeigt.

Die kleinen Figuren der betenden Landleute zwischen den Kornfeldern nehmen sich wunderlich aus gegen die große Halbfigur Gott Vaters, die in den Wolken über ihnen schwebt, und die Engelsgestalten scheinen aus altdeutschen Kirchengemälden in Genrebilder versezt zu seyn. Der ernste historische Styl verlangt einen sehr mäßigen und durchaus den Figuren untergeordneten Gebrauch der Landschaft. Die Motive sollen allein in den lebendigen Gestalten liegen, und nicht in Nebendingen und Anspielungen zerstreut, auch die Füllung des Raums und die Anordnung der Linien soll ganz von den Figuren bedingt seyn. In dieser Hinsicht hat die Darstellung der Beichte auf dem siebenten Blatte den meisten Werth; sie ist ein gut geordnetes und im Styl harmonisches Bild, und da sie auch den Gedanken verständlich ausdrückt, so wird sie wohl den unbedingtesten Beyfall der Beschauer finden. Was die Behandlung der Formen im Einzelnen betrifft, so sieht man wohl, daß der Verfasser Albrecht Dürer studirt hat, daß ihm auch einiges aus Cornelius Faust und selbst hie und da eine Figur aus den Compositionen von Retzsch vorgeschwebt; es finden sich in der Zeichnung des Nackten wie im Faltenwurf Ungleichheiten, welche auf solche fremde Einflüsse hindeuten. Diese Empfänglichkeit für fremdes wollen wir jedoch dem jungen Künstler nicht zum Vorwurf machen, da sie nicht ohne das Gepräge eigenen Charakters und deßhalb mehr das Zeichen noch unentwickelten Strebens als des Mangels an innerem Gehalt ist. Mit den Formen der menschlichen Figuren steht auch die Behandlung der Landschaft in Widerspruch, welche sich nicht genug dem Ernsten und Einfach-Alterthümlichen derselben anschließt, aber dieser Fehler mußte fast nothwendig aus der ihr gegebenen zu großen Ausdehnung entspringen.

In Betreff der **Ausführung** bemerken wir zuerst, daß wir, außer der richtigen Zeichnung, darunter auch die Schönheit der Anordnung im Einzelnen und den charaktervollen Ausdruck verstehen. Lassen wir die einmal gewählte Art gelten, so können wir dem Vf. manches Gelungene der Anordnung nicht absprechen, doch hat er, wie uns bedünkt, nicht überall die Landschaft in glückliche Verbindung mit den Figuren gebracht. Die Gruppe des Ritters, z. B. welcher zur Kirche geht, verwirret sich durch den architektonischen Hintergrund, während die Aussicht zur Seite ebenfalls etwas Unruhiges und Ueberladenes hat. Der säende Landmann und der Engel hinter ihm, stehen etwas mager in dem weiten Gefilde, aus welchem gerade in der Mitte und der Hauptfigur zum Schaden, ein Baum emporragen muß. Den Köpfen fehlt es größtentheils nicht an gutem Charakter und richtigem Ausdruck, doch scheinen uns die Männer und Frauen im Gange besser gelungen, als die Kinder; nur die Hausfrau, die von ihrem Ritter Abschied nimmt, ist steif und ungraziös ausgefallen und ihr herabgesenktes Haupt verräth zu wenig Geist. Hie und da scheint auch die große Fertigkeit und Sicherheit, die er sich in Behandlung des Technischen erworben hat, den Künstler zu verführen; wir finden dieß in einigen Nachläßigkeiten der Zeichnung des Nackten, und besonders auch am Titelblatt, auf welchem sinnreich oben Gott Vater mit zwey Engeln, und an jeder Nebenseite drey Abtheilungen mit Geschichten des Neuen Testamentes angebracht sind, die in ihrer Folge wieder die sieben Bitten versinnlichen.

Diese kleinen Scenen sind gut componirt, aber nähern sich durch innere Unbedeutenheit ein wenig den Augsburger Heiligenbildchen. Wir warnen den Künstler vor der zu großen Leichtigkeit, die zur Oberflächlichkeit führt, und ermahnen zu fortdauerndem genauem Studium der charaktervollen Natur. Warum die unerfreuliche Einfassung von dürren Stäben gewählt ist, da man bey dem Gebete des Herrn lieber an den kräftig und freudig grünenden Baum des Lebens denkt, wissen wir nicht. Sehr gut ausgeführt dünkt uns das Bildniß des Verfassers in der Nische unten; ob es ähnlich sey, können wir zwar nicht bestätigen, aber sehr lobenswerth ist hier, wie fast durchgängig, die zweckmäßige und sichere Handhabung der Radirnadel. Einige haben gefragt, was die Buchstaben unter dem Bilde bedeuten? Wir lesen sie: Omnia ad majorem Dei gloriam, und hoffen, daß dieser Wahlspruch unsere Künstler unablässig erinnern werde, sein schönes Talent ernst und gründlich auszubilden und würdig zu gebrauchen. S.

Die Kunstausstellung in Karlsruhe im Mai 1827.

Die Kunst mußte sich aus ihrem Verfall wieder erheben, weil das Schlechte, wie überall, so auch hier, seine Herrschaft nicht auf die Dauer zu behaupten vermag. Man verdankt diese Palingenesie jedoch keineswegs einzelnen Männern, sondern einer gemeinsamen innern Richtung der Gemüther, die sich unter uns zuerst in der Poesie, und bald nachher auch in den bildenden Künsten offenbarte. Der Rückschritt zum Bessern konnte freylich nicht geschehen, ohne mancherley Bedenklichkeiten, Mißverständnisse und Spaltungen; aber allmählig lernte man sich verstehen, und es ist erfreulich, jezt auch wieder in dem frühern Sitze deutscher Kunst, am Rheine, so viele mit Muth und Glück aufstrebende Talente zu erblicken, die unsern Namen in der Kunstgeschichte neuerdings zu Ehren bringen werden, nachdem wir, seit dem 17ten Jahrhundert, gar nicht mehr darin mitzählten.

Leider! scheint freylich nur erst noch das belebende, aber nicht zugleich auch das erhaltende Element vorhanden zu seyn. Der Architekt, Maler, Bildhauer ꝛc. bedürfen einer äußern Begünstigung, welche der Dichter meist entbehren kann. Diese fehlt fast allenthalben in Deutschland. Darum sind unsere Ausstellungen meist so überfüllt mit Porträten und Ansichten, weil es nur für diese noch einige Liebhaberey unter den Vornehmen und Reichen gibt. Diese Bemerkung erhält ihre Bestätigung auch in dem dießjährigen Karlsruher Salon. Der (übrigens etwas planlos verfertigte) Katalog enthält 1,0 Nummern; aber unter den 60 bis 70 Oelgemälden sind nur 4 historische Bilder, während die Zahl der Porträte (die in Pastell und Miniatur ꝛc. mit eingerechnet), über 50 steigt. Im Ganzen bleibt allerdings die gegenwärtige Ausstellung hinter der von 1825 zurück, doch enthält sie auch wieder manches Treffliche, und vieles Beachtungswerthe, was eine nähere Anzeige verdient. Wir lassen hiebey die Namen der Künstler nach der Ordnung des Katalogs auf einander folgen.

Maria Ellenrieder (aus Constanz). Zwey historische Bilder, ein Porträt in Oel und vier Porträte in Pastell.

Diese Künstlerin hat die Aufgabe, wie das religiöse Prinzip der altdeutschen Schule mit den Anforderungen der Technik zu verbinden sey, vortrefflich gelöst. In ihren Werken gesellen sich zur Tiefe des Gedankens und der Empfindung, Schönheit und Anmuth; die Ausführung ist sorgsam ohne Aengstlichkeit, das Colorit frisch, harmonisch, die Zeichnung meist wohl verstanden, und bey allem Mangel an künstlichem Effekte ziehen ihre Bilder doch auf den ersten Blick an durch Reinheit, Klarheit und Ruhe. Das eine der hier ausgestellten: Die heil. Jungfrau Victoria, welche ihrer Freundin Anatolia zuredet, sich ebenfalls dem Himmel zu weihen, halten wir für das Meisterstück der Künstlerin. Der Ausdruck ist unübertrefflich, und Anatolia eine der schönsten, reinsten jungfräulichen Gestalten. Der Kopf der Victoria will uns weniger zusagen, besonders wirkt ein Zug um den Mund nachtheilig. Das zweyte Bild, der Knabe Johannes, hat eine unaussprechliche Anmuth und ist mit warmem Pinsel gemalt, nur dünkt uns der Moment nicht gut gewählt. Er sizt in einer heitern Landschaft und bindet eben ein Kreuz zusammen. In dieser mechanischen Handlung verliert sich die mystische Bedeutung. Uebrigens bleibt es immer ein Bild, dessen sich kein alter Meister schämen dürfte. — Das Porträt des Großherzogs von Baden ist trefflich behandelt und von großer Aehnlichkeit; noch höher stellen wir aber die drey Kinderbildnisse in Pastell. In Kindergestalten möchte diese Künstlerin schwer zu übertreffen seyn. Sie idealisirt, aber ohne die Aehnlichkeit zu verwischen, oder mit andern Worten: sie gibt dem Sichtbaren seine Verklärung.

G. Dittenberger (aus Heidelberg). Von diesem jungen Künstler, den die Natur mit dichterischem Geist ausstattete, enthält der Salon zwey historische Bilder: Ritter Toggenburg, der sein Schloß als Pilgerin verläßt, und eine Venus, die ins Bad steigt; mehrere Porträte und viele Zeichnungen. Die Fortschritte, welche er seit einigen Jahren auf seiner Lauf-

bahn gemacht, sind bedeutend. Das Porträt seines Vaters ist mit Geist und Liebe behandelt, und der Carton, die heil. Barbara vorstellend, würdig gedacht und großartig stylisirt. Auch unter den Federzeichnungen (die einen Cyclus aus Schillers Don Carlos und einen andern aus dessen Ritter Toggenburg darstellen) ist manche preiswürdig in Erfindung und lobenswerth in der Zeichnung.

H. Heinlein (aus Mannheim). Vier große Ansichten aus Tyrol, Savoyen und der Schweiz. Aus diesem genialen jungen Landschafter könnte ein zweyter Salvator Rosa werden. Wie dieser hat er blos ein Auge für das Große, Furchtbare in der Natur. Aber indem er die kahlen Gipfel und schauerlichen Abgründe der Alpen mit dem oft phantastischen Spiel der Lichter nur in der Totalwirkung auffaßt, vernachlässigt er zu sehr das Detail, und läuft Gefahr, sich in eine zwar originelle, aber doch immer tadelnswerthe Manier zu verlieren. Man muß sagen, daß er, wie ein etwas verzogenes Schooßkind, die Gunst der Natur etwas ungefällig erwiedere, und sie nicht ganz kindlich und dankbar behandle. Möge ihn jedoch sein guter Genius künftig auch vor dem entgegengesezten Fehler bewahren; denn in der That wollen wir noch lieber wilde Kühnheit als geduldige Pinseley, da das Sandkorn und der Fels gleich bedeutsam sind. Uebrigens hat uns unter den vier Scenereyen das Seitenthal von Val Valorsine in Savoyen am meisten angezogen, und wer in Hochgebirgen gelebt hat, wird in den Luft- und Lokaltönen die strengste Wahrheit finden. Die Formen freylich sind mitunter zu zerflossen. Die Staffage dagegen ist gut gewählt, und mildert, doch nicht störend, die Schrecknisse der Wildniß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Baumeister des schiefen Thurms zu Pisa.

Der als geistreicher Schriftsteller bekannte verstorbene Graf Maximilian von Lamberg, berichtet in einer kleinen Schrift, die unter dem Titel: Mémorial d'un mondain, bereits 1774 mit seinem Namen, unter dem angeblichen Druckorte Cap Corse, erschien, daß der berühmte schiefe Thurm zu Pisa das Werk eines Deutschen sey. Er beruft sich hierwegen auf das Zeugniß des Lords Baltimore. Die Stelle selbst lautet folgendermaßen:

Ungeachtet der allgemein angenommenen Meynung glaube ich nicht, daß der Thurm zu Pisa sich gesenkt habe, weil seine Mauern nicht von gleicher Dicke sind. Wäre der Thurm aus seiner lothrechten Stellung gewichen, so müßte das Einzebäude auch schief geworden seyn.... Und hinge es von mir ab, dem Baumeister das gebührende Lob zu ertheilen, so würde ich es thun, und ihm und mir es zur Ehre rechnen, seinen Namen bekannt machen zu können. Dieser geschickte Mann war bucklicht. Lord Baltimore fand in einer der Vorstädte von Pisa eine Inschrift, die hierüber Auskunft gibt, und einen Irrthum berichtigt, in welchem die Künstler bisher waren. Sie lautet: Johannes Oenipontanus obliquus, obliquae vindex, Pisis 1174. Der Thurm mußte wohl schief werden, wenn der Meister ihn nach dem Muster seines Rückens baute! *)

Wenn Lord Baltimore recht gelesen, und Graf von Lamberg recht verstanden hat, so gebührte die Ehre des wunderbaren Thurmes zu Pisa einem Deutschen. **) Wie mancher andere kunstreiche Landsmann mag noch in unverdienter Vergessenheit liegen, und dem Tag entgegensehen, da einmal Zufall oder Fleiß seinen Namen bekannt machen, und sein Verdienst nach Gebühr zu Ehre bringen:

K. Walchner.

---

*) Je ne crois point cependant, malgré l'opinion générale, que la tour de Pise se soit affaissée, les murs étant d'une épaisseur inégale. Si la tour eut foncé, l'interieur de l'édifice devroit être oblique ... et s'il dependoit de moi de rendre à l'architecte l'honneur qu'il merite, je ne m'en ferois pas moins de l'avoir nommé; cet habile homme fut bossu, Lord Baltimore à trouvé dans les Fauxbourgs de Pise une inscription qui l'assure et qui detrompe les gens de l'art sur une erreur. Ce n'est pas la tour qui baissa; faite sur le plan de la bosse de l'architecte, elle devoit être oblique. Voici l'inscription qui semble le prouver:

Johannes Oenipontanus obliquus, obliquae Vindex Pisis 1174.

**) Nach Vasari und Baldinucci wurde der schiefe Thurm zu Pisa von dem Pisaner Bonanno und Wilhelm dem Deutschen gebaut, welcher leztere bey Dempster Wilhelm von Insprück heißt. Die obenangeführte Inschrift nennt einen Johannes von Insprück, und da ihre Jahrszahl mit der an dem Thurme befindlichen übereintrifft (A. D. MCLXXIV campanile hoc fuit fundatum mense Augusti) so ist wohl die Anspielung auf die schiefe Stellung desselben nicht in Zweifel zu ziehen. Es bliebe demnach auszumitteln, ob vielleicht der Name Wilhelm bey den italienischen Schriftstellern blos eine Verwechslung mit dem genannten Johann wäre?

E.

Nr. 46.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. Juni 1827.

Die zwey javanischen Idole im königlichen Museum zu Berlin.

Herr Professor Lichtenstein kaufte diese zwey Idole auf einer Versteigerung in London, Dorow ließ sie in seinem gehaltvollen Museum für Geschichte, Sprache, Kunst und Geographie (Berlin 1827) abbilden und durch Herrn Dr. Bolzenthal erläutern. Im englischen Versteigerungs-Katalog befanden sich blos die Worte: two curious Idols from a very ancient temple in the Northend of the Island of Java, was aber Hrn. Dr. Bolzenthal nicht abgehalten hat diese interessanten Gegenstände asiatischer Religion und Skulptur aus den bekannten indischen Religionssystemen zu erklären. Nach ihm ist die eine Figur eine Darstellung des Gottes Lingam, anstatt des bekannten Dreyecks Yoni befände sich hier blos ein weibliches Gesichts, dessen Nase eigentlich den Phallus bilde; die zweyte im Gebete begriffene Figur könne aber wohl nichts anderes seyn „als eine irgend einer im Bramaismus lebenden Sekte angehörige Einsiedlerin, denn wir wissen ja, daß es in Indien gebräuchlich war, sich von der Welt zurückzuziehen.“.... Es ist jezt durch die Forschungen von Mackenzie, Barker, Raffles und Crawfurd eine ausgemachte Sache, daß vor Einführung der mohamedanischen Religion, welche erst in der zweyten Hälfte des 15ten Jahrhunderts geschehen ist, der Cultus des Brama und Buddha auf der ganzen Insel verbreitet war; ja heutigen Tags befinden sich noch in den reizenden Tenggar-Gebirgen 40 Dörfer von 1400 Einwohnern, die alle dem Gottesdienst der Hindu ergeben sind. Ihr höchst einfaches und unschuldiges Leben hat Raffles in seiner zweyten Rede, gehalten bey dem Zusammentritt der batavischen Gesellschaft zu Java, auf eine sehr anziehende Weise beschrieben. Raffles befragte sie über die Strafe des Ehebruches und anderer Verbrechen, diese Verbrechen, antworteten sie, sind uns unbekannt, sollte einer der Unsrigen Unrecht thun, wird es ihm verwiesen, und dieß ist Strafe genug für einen Mann von Tenggar (transactions of the Batavian Society of arts and sciences Batavia 1816. Vol. VIII. 56.). Auch finden sich unter den zahlreichen und großartigen Monumenten hinlängliche Spuren von Phallusdienst; gleich auf der Schwelle des einen Tempels unter den Ruinen bey Sukuh, sagt Crawfurd, fanden wir ein Relief, Phallus und Yoni darstellend, auf die unzweydeutigste Weise und in ihrer ganzen eckelhaften Nacktheit (History of the Indian Archipelago II. 206.). Hr. Dr. Bolzenthal hat wahrscheinlich die Abbildungen bey Raffles und Crawfurd, so wie Mackenzie's Beschreibung der javanischen Monumente im siebenten Band der Verhandlungen der batavischen Gesellschaft nicht vergleichen können, sonst würde er gefunden haben, daß die erste Figur der Darstellung auf der 25sten Platte bey Crawfurd, wenn man den, wie aus den Reliefs erhellt, bey gleichbedeutenden Figuren verschiedenen Kopfputz abrechnet und das angebliche weibliche Gesicht für eine Art an einer Kette hängenden Schmuckes erklärt, in der Haltung beynahe gleichkommt, und daß auf den verschiedenen Reliefen oder in den Statuen-Gruppen zu Boro Budor wie zu Brambânan eine Menge betende Figuren vorkommen. Freylich sezt Crawfurd unter die oben angeführte Abbildung, One of the gigantic statues representing a Warder from the temples of Brambânan, womit aber nicht gesagt ist, daß alle auch innerhalb des Tempels Wächter darstellende Figuren von gigantischer Gestalt gewesen seyn müssen. Wir halten deßhalb die Figur bey Dorow (tab. III.), ungeachtet des weiblichen Gesichtes, woran wir aber noch nicht recht glauben können, für einen Tempelwächter, wie deren viele in den indischen Monumenten vorkommen, so wie die betende Figur (tab. IV.) für eine andächtige Person, die ihr Gebet zu Buddha richtet. Man vergleiche nur die Abbildungen im zweyten Bande von Raffles History of Java und Crawfurds History of the Indian Archipelago.

Die beschränkte Geheimnißkrämerey der Holländer verhinderte jede Forschung über das Innere der Insel Java, so wie über Alles, was mit dem Treiben der ostindischen Handelscompagnie zusammenhing; die Engländer haben in einigen Jahren mehr geleistet als die Hol-

länder in einigen Jahrhunderten; durch sie sind wir jezt eben so genau über die Ruinen von Java unterrichtet, wie über die von Elephantine und andern Orten Indiens. Leider sind die darauf sich beziehenden Untersuchungen in seltenen und kostbaren Werken zerstreut, weßhalb wahrscheinlich, die so äußerst merkwürdigen Ruinen, (In the whole course of my life J have never met with such stupendous and finished specimens of human labour, sagt der Capitän Georges Barker) in Deutschland noch wenig bekannt sind. Wir gedenken nächstens in einer ausführlichen Abhandlung über die Religion, die Architektur und Bildwerke Javas alles darüber vorhandene zusammenzustellen.

Karl Fried. Neumann.

Antike Baukunst.

Architecture antique de la Sicile ou recueil des plus interessans monumens d'architecture des villes et des lieux les plus remarquables de la Sicile ancienne, mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth. Chez M. Hittorff, Architecte du Roi etc., rue Coquenard, Nro. 32. à Paris.

Mit dem Zwecke, nähere Untersuchungen über die Architektur Siziliens anzustellen, bereiste H. Hittorff, königlicher Architekt zu Paris, in Begleitung eines andern Architekten, Hrn. Zanth. (und mit Hrn. Stier, welchen H. Hittorff von Rom aus, auf eigene Kosten mitnahm) die Insel Sizilien in den Jahren 1823 und 1824. Die Reisenden hatten Gelegenheit genug, sich von der Unvollständigkeit und Ungenauigkeit der früheren Werke über Sizilien zu überzeugen, und zwar besonders — um nicht von Pancrazi, Pignati, Saint-Non, Houel u. a. zu reden — von den Mängeln der 1807 zu Cambridge erschienenen Magna Graecia. Bis zu den geringsten Details herab, fanden sie jenes Werk ungenau. Seit dessen Erscheinung sind den reisenden Künstlern eine Menge der wichtigsten Denkmäler entweder ganz neu bekannt, oder mit größerer Aufmerksamkeit von ihnen betrachtet worden. Bey den Ruinen von Selinus fehlen die drey Tempel der Akropolis; Fragmente kolorirter Bildhauerarbeit u. a. m., die man den Nachsuchungen von Harrys und Angell dankt; ein daselbst von Hrn. Hittorff selbst entdeckter Tempel; die Theater, Odeons und Amphitheater von Catania, Syrakus, Tyndaris und Taormina; die Grab- und andre Denkmäler lezterer Stadt; die schönen Reste des alten Acre ein cyklopischer Bau von Cephalödis; die Kapelle des Phalaris; der Tempel des olympischen Jupiters, und endlich die von den Reisenden ausgegrabenen architektonischen Fragmente. Alles dieß fehlt in den bisherigen Werken, auch in der neuen speciellen Schrift von Angel über die mit Bildhauerarbeit versehenen Metopen von Selinus.

Das angekündigte Werk wird nicht blos für den Architekten, sondern für jeden, der sich mit der Kunst, mit der Geschichte der Architektur in Sizilien und der Spezialgeschichte des Alterthums abgibt, von Wichtigkeit seyn. Es wird, im Ganzen nach dem System von Stuart und Revett, außerdem mit einigen kolorirten Blättern und Perspektivansichten mehrerer restaurirten Denkmäler, in 180 Blättern erscheinen. Diese enthalten eine Charte von Sizilien, topographische Grundrisse mehrerer alten Städte, eine Auswahl der schönsten Denkmünzen; die Ansichten der merkwürdigsten Ruinen, mit dem Grabstichel ausgeführt; die Grundrisse (wie sie sind und restaurirt) von 14 Tempeln, 6 Theatern, 2 Amphitheatern, 2 Odeons, mehreren Grabmälern und sonstigen Denkmälern. Durchschnitt und Aufriß (in Umrissen) von jedem dieser Denkmäler in seinem jetzigen Zustand; die Wiederherstellung derselben in Umrissen, mehrere derselben kolorirt und einige perspektivisch; die architektonischen Einzelheiten mit Angabe der Bauart, und darunter außer der dorischen Ordnung, mehrere Beyspiele von ionischer und korinthischer; endlich die mit Bildhauerarbeit versehenen Metopen der Tempel von Selinus, die kolossalen Figuren aus dem Tempel des olympischen Jupiters, die Bildhauerreste der Giebel dieses Tempels und mehrere andre zu Agrigent, Taormina, Syrakus, Catania und Acre gefundene Fragmente, leztere schattirt und kolorirt.

Die Mannichfaltigkeit ist eben so groß unter den einzelnen Gattungen, von dem einfachsten Grabe bis zu den Sarkophagen mit reicher Bildhauerarbeit, von dem Urtypus des griechischen Theaters (in Segeste, Acre, Tyndaris, Syrakus) bis zur glänzenden Pracht in römisch-griechischen (zu Taormina) und ganz römischen (zu Catania), — Tempel von allen Arten, welcher Vitruv erwähnt, und mehrere von andrer Einrichtung. Unter diesen hat der von Diodor beschriebene Jupitertempel zu Agrigent zu so vielen Vermuthungen über seine ursprüngliche Form Anlaß gegeben, worunter die Restauration von Cockerell nach dem Urtheile der Reisenden noch die gelungenste ist; in dem angekündigten Werke aber soll endlich in der Restauration nach bestimmteren Grundlagen jenes ungeheure Gebäude gezeichnet werden, welches so hoch war als die trajanische Säule und dessen einzelne Säulen einen größeren Durchmesser als die kolossale des Trajan hatten.

„Zu Selinus, bemerkt Hr. Hittorff, wo die Tempel besonders durch die Verschiedenheit und Originalität

der Grundrisse merkwürdig sind, ist das auch für einen Jupitertempel gehaltene Gebäude von einer eben so wunderbaren Größe. Diesen Oktastylos, Hypäthros, Pseudodipteros, Peripteros hat eine ganz eigenthümliche Vertheilung im Pronaos. Der von 54 ganz vereinzelt stehenden Säulen umgebene Tempel ist fast eben so groß als der zu Agrigent und gewiß eines der schönsten bekannten Werke dieser Art. Unter den Ruinen dieses Denkmals, wie unter allen in derselben Stadt sind zahlreiche Fragmente von Bildhauerarbeit und Architektur mit verschiedenen Farben bemalt oder mit kolorirtem Stück bedeckt. Die Beyspiele, welche wir zu Agrigent, Syrakus, Acre, Catania gefunden haben, werden im Verein mit dem Zeugniß, welches die Denkmäler von Athen, Aegina und Phigalia ablegen, keinen Zweifel mehr übrig lassen, daß die Alten ihre Bildhauerey und Architektur kolorirten, daß sie nicht blos das Innere ihrer Tempel, sondern auch die Außenwände der Cella, die Säulen, Architrave, Metopen, Karnieße, Giebel, ja die Dachziegel durch die Farbe und gemalte Verzierungen hervorhoben. Die Darlegung dieser Wahrheit und vieler andern Entdeckungen über die Stufen, die Bedeckung, Bauordnung und die verschiedene Bildhauerey beym Bau und Verzieren der Denkmäler werden neues Licht über den Geist der Alten in künstlerischer Hinsicht verbreiten. Wenn von diesen Entdeckungen die Anwendung der Malerey bey den Werken der bildenden und der Baukunst den bisherigen Vorstellungen zuwider scheint, so ist darum nicht weniger bestimmt, daß die Griechen und alle Völker, deren Baukunst uns bekannt ist, jene Weise befolgten; auch ist sie in solchem Einklang mit dem Reichthum der Natur, daß man sich wohl eher hätte wundern sollen, sie nicht an den Denkmälern Siziliens vorgefunden zu haben. Wenn man das alte Trinacria besucht, im Lande gelebt, den Himmel des beglückten Eilands bewundert hat, wenn man gesehen, wie die Sonne ihre Morgenfarbeit über die ganze grüne Insel verbreitet und sie durch ihre letzten Strahlen mit einem goldenen Saume umfaßt, wenn man die glänzenden Farben ihres Lorbeers, der Palme, Aloe, Myrte, Orange betrachtet hat, kurz Alles, was der Boden der Wüste und was der Ackerboden hervorbringt: so gewinnt man die Ueberzeugung, daß der Künstler seine Begeisterung aus den umgebenden Schönheiten schöpfen, das Kunstwerk mit allem Glanze der Natur bereichern mußte. Nach diesen Grundsätzen ausgeführt, mußten die Tempel Siziliens jene zierliche und erhabene Schönheit darbieten, welche den griechischen Gottheiten poetisches Erbtheil war. Noch gebieten ihre Ruinen Ehrfurcht. Seit Jahrtausenden von dem Menschen verlassen oder verheert, durch Erdbeben erschüttert, erheben sich noch Säulen von fünfzig Fuß mitten unter den umgebenden Trümmern, und stehen entblößt da, wie eben so viele Leichensäulen, welche an die vergangene Größe ihrer Erbauer erinnern."

Zugleich mit dem genannten Werke erscheint ein anderes über die neuere Architektur Siziliens (18 Lieferungen, wovon schon fünf herausgekommen sind). Von den beyden Reisenden selbst ins Reine gezeichnet, von den besten pariser Künstlern gestochen, wird das Werk jedem Freunde der Kunst willkommen seyn und den Gelehrten und Künstlern zu vielseitigen Studien Anlaß geben können. Das Werk über die alte Architektur Siziliens wird 30 Lieferungen haben, deren erste im Mai 1827 erscheinen wird, darauf jeden Monat eine, jedesmal mit einer vorläufigen Erklärung; zu Ende erhalten die Subscribenten (die Lieferung zu 10, 20 oder 25 Fr.) einen Band Text gratis und ihre Namen werden am Schlusse des Werks gedruckt. Die bisher erschienenen Blätter der neuern Architektur sind durch die Mannichfaltigkeit des dargestellten und die meisterhafte Ausführung sehr belehrend und anziehend.

Lithographische Werke.

Alterthümer und Naturansichten im Moselthale bey Trier. Gezeichnet und lithographirt von Johann Anton Ramboux. Mit erläuterndem Texte von Johann Hugo Wyttenbach. 3tes Heft. Imperial-Folio, 4 Tafeln, nebst 1 Blatt Text und 1 Vignette. Trier und München 1827. Preis 6 Thlr. Courant.

(Vergl. Kunstbl. Nr. 22. d. J.)

Dem kürzlich angezeigten zweyten Hefte ist schnell das dritte gefolgt und es scheint, daß die Anstrengung womit der Verf. gearbeitet, seine Sorgfalt verstärkt hat, denn sowohl an Gehalt als an Ausführung scheint uns dieses Heft bey weitem vorzüglicher als das vorhergehende. Auf dem ersten Blatte zeigt sich das Dianendenkmal zu Pollendorf, ein lebendiger Fels als viereckige Ara zugehauen, mit der Inschrift: Deae Dianae Q. Postumius Potens v. S., über welcher die Göttin in Relief dargestellt war. Die schöne waldige, von der Sonne durchleuchtete Umgebung bildet für dieß einfache Monument einen malerischen Rahmen, die Schönheit und Kraft des Vordergrundes gereicht dem Künstler besonders zur Ehre, nur einige Baumstämme finden wir zu hell gehalten, welches eben so wohl der Natur zuwider, als dem Effekt des Ganzen nachtheilig ist. Einen imposanten Anblick

gewährt die innere Ansicht der Porta Martis auf dem zweyten Blatte mit ihren schönen Fensteröffnungen und Gewölben. Der Künstler hat hier wieder mit geschmackvoller Auswahl einige architektonische Fragmente, Skulpturen und Meilensteine, die in der Umgegend von Trier gefunden sind, zusammengestellt.

Eine noch reichere Sammlung merkwürdiger Gegenstände finden wir in der innern Ansicht des sogenannten Heidenthurms auf dem dritten Blatte, dessen kolossaler Backsteinbogen hier offen dargestellt ist, um die Aussicht auf die nicht weit davon gelegenen Thermen zu zeigen. Unter den Basreliefs an Altären und Steinfragmenten die man hier erblickt, sind besonders merkwürdig: ein Herkules, welcher den Cerberus entführt, ein anderer stehend mit der Keule als Verzierung eines Altars, an dessen Nebenseiten Merkur und Pallas befindlich sind, dann die fragmentirte Figur eines Hermes, welcher den jungen Bacchus auf dem Arme hält, zwey Minervenfiguren und die einer schön drapirten opfernden Priesterin, über welchen leztern sich eine Votivtafel für den Aeskulap und eine Sammlung irdener Gefäße zeigen. Auch von den in jener Gegend gefundenen alten Waffen sind hier einige Proben abgebildet. Das vierte Blatt, die innere Ansicht der römischen Bäder, ist unsers Bedünkens zu schwach gearbeitet, und nicht genug in Massen gehalten, welche das derbe und dunkle des Steinbaues versinnlichen. Ueber alle diese Gegenstände gibt der Text des Herrn Wyttenbach lehrreiche Auskunft. Als Vignette steht über demselben ein schönes Traubenornament nach einem Fragment aus buntem Sandstein, welches jedoch weniger die Wirkung eines Basrelief als die einer Malerey macht, da der Grund dunkel gehalten und keine Schlagschatten angebracht sind. Wir wissen uns aus dieser Behandlung nicht recht herauszufinden, da der Verf. doch wohl keine gemalte Verzierung darstellen wollte. — Nach einer Bemerkung auf dem Umschlag wird das vierte Heft des Werkes in zwey Blättern die vier Seiten des Igeler Monuments, in zwey andern die Moselbrücke und die äußere, schönste Façade der Porta Martis, nebst einem umfassenden Text enthalten.

S.

Nekrolog.

Am 9. Mai starb zu Paris der berühmte Bildhauer Franz Friedrich Lemot. Er war 1773 zu Lyon geboren, und studirte sehr früh die Anfangsgründe der Architektur zu Besançon. Im Alter von 12 Jahren schickten ihn seine Eltern nach Paris, ohne andere Empfehlung als seinen Eifer zur Arbeit und seine glücklichen Anlagen. Sein wahrer Beruf ward ihm einst deutlich, als er bey einem Spaziergange im Park von Sceaux den Herkules des Puget erblickte, der ihn in Entzücken versezte. Er fing an dessen Schönheiten zu studiren und ihn von allen Seiten zu zeichnen. In dieser Beschäftigung ward er von dem Bildhauer Dejoux bemerkt, der ihm seine Werkstatt öffnete und den jungen Künstler durch das Band einer väterlichen Liebe an sich fesselte. Im Jahr 1790 gewann Lemot den großen Preis der Sculptur und ging nach Rom, von wo er sich im Jahr 1793 mit allen Zöglingen der französischen Schule entfernen mußte. Er kam nach Paris zurück, um bey der Regierung eine Pension für die jungen Flüchtlinge auszuwirken. Kaum hatte er seine Sendung erfüllt, so ward er, schon im Begriff, wieder nach Italien abzureisen, requirirt, und mußte sich unter die Fahnen von Pichegrü stellen, wo er im Artilleriekorps bis zum Jahr 1795 diente. Um diese Zeit wollte die Regierung das Andenken der Anstrengungen des Volks vereinigen und verordnete, daß auf der Mitte des Pont-Neuf eine Kolossalstatue errichtet werden sollte, welche das Volk in der Gestalt des Herkules darstellte. Lemot erhielt Befehl sich um die Ausführung dieser Statue zu bewerben; das Schiedsgericht gab seinem Modell den Vorzug: aber die folgenden Ereignisse erlaubten ihm nicht ein Werk zu vollenden, welches dem Ruhme des Künstlers und zugleich dem der Nation mangelt, welcher man diese so wohl gerechtfertigte Regung der Eitelkeit wohl verziehen hätte. Das Verzeichniß von Lemots Arbeiten ist sehr beträchtlich. Seine Hauptwerke sind: Ein Lykurg, ein Leonidas, ein Cicero, eine Büste von Jean Bart, eine Statue des Mürat, eine Hebe, das Giebelfeld der Colonnade des Louvre, der Wagen und die Viktorien auf dem Triumphbogen des Caroussels, die Reiterstatuen Heinrich IV. und Ludwigs XIV. Alle diese Werke zeugen von wahrem Talent. Sein Styl ist kraftvoll und korrekt, doch zuweilen etwas schwerfällig, besonders merklich ist dieser Fehler in seinem Heinrich IV. Sein Ludwig XIV. für die Stadt Lyon ist ein schönes Werk, und bey allem Tadel, den man gegen die Aengstlichkeit aussprechen muß, mit welcher Lemot nach der lächerlichen Sitte des 17ten Jahrhunderts den großen König im Harnisch und mit französischer Perücke dargestellt hat, muß man doch den Geschmack zugeben, womit diese disparaten Beywerke angeordnet sind. Lemot hatte auch gründliche Studien über die Erzgießerey gemacht, seine beyden Reiterstatuen sind Meisterstücke in dieser Hinsicht. Lemot war Ritter der Ehrenlegion und des St. Michaelsordens, und Mitglied der 4ten Classe des Instituts. (Pandore).

Nr. 47.

Kunst-Blatt.

Montag, den 11. Juni 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

Die heftigsten Klagen über verschwiegene Verdienste ihrer Vorfahren in der Malerey haben unstreitig die Sieneser gegen Vasari erhoben, und der Padre della Valle hat es in seinem Zorn sogar den unschuldigen Cimabue entgelten lassen, daß Vasari die Madonna von Guido nicht eben so sehr gerühmt hat, als die Madonna von Cimabue. Es haben auch vielleicht keine Ehrenrettungen so viel Eindruck gemacht, wie diese, denn selbst unter den deutschen Reisenden ist es nicht ungewöhnlich geworden dem Vasari einen Nasenstüber zu geben, oder wenn sie recht vornehm sind, wenigstens zu bemerken, Vasari habe einen verdient, weil er nicht so viel gewußt hat, wie sie zu wissen vermeinen, wenn sie an dem bekannten: Me Guido de Senis, diebus depinxit amenis etc. vorübergegangen sind. Ohne nun eben darauf ausgehen zu wollen, Vasari zum untrüglichen Papst der Kunstgeschichte zu erheben, ergreifen wir doch mit Freuden die Gelegenheit, ihn, wo er ungerecht angegriffen wird, zu vertheidigen, da dieß bey dem höheren Zweck, den wir haben, die Wahrheit an den Tag zu bringen, zugleich mit geschehen kann.

Die beyden Gemälde, worauf die Gelehrten von Siena sich berufen haben, wenn sie ihrer Stadt den höchsten Einfluß auf das Aufleben der neueren Malerey zuschrieben, sind eine Madonna von Guido in der Kirche St. Domenico mit der Unterschrift:

Me Guido de Senis diebus depinxit amenis
Quem Christus lenis nullis velit agere poenis.
Anno 1221.

Das andre Bild ist die Darstellung einer Mutter Gottes mit dem Kinde unter einem Baldachin, der von Aposteln und den Schutzheiligen der Stadt gehalten wird. Dieses befindet sich im Rathssaale des Palazzo publico, und sein Meister heißt Mino.

Jenes erste Gemälde hat man mit Lobeserhebungen überschüttet und einer der nüchternsten und partheilosesten Kunsthistoriker, Lanzi, sagt davon: „das Gesicht dieses heiligen Bildes ist liebenswürdig, und hat gar nicht das Gespenstische, welches eine Eigenthümlichkeit der Griechen ist. Auch im Gewande ist eine Spur von einem neuen Style zu entdecken."

Der ehrbare Morona schließt seine Beschreibung mit den Worten: „Ihre Miene, ihre Stellung, die Zeichnung, kurz, der ganze Styl gefällt mehr, als der des ersten florentinischen Meisters." Und damit sezt er das Bild in die erste Epoche pisanischer Kunst und behauptet, die ganze Art des Bildes entferne sich nicht weit von Giunta's.

Dabey muß man natürlich stillschweigend voraussetzen, daß das Gemälde sich noch in dem ursprünglichen Zustande befindet, in welchem es aus den Händen des Malers gekommen; daß es wenigstens nicht willkürlichen Veränderungen unterlegen habe, wenn es auch den nothwendigen, welche die Zeit selbst mit sich bringt, nicht habe entgehen können. Morona aber hat für nöthig gehalten noch ausdrücklich hinzuzufügen: „Diese Madonna ist wohl erhalten und scheint von keiner Wiederaufmalung verändert zu seyn." Aber er sezt doch hinzu: „obgleich der Ton der Farben an den Köpfen weniger bronzebraun ist, als der an den Händen."

Dieser lezte Umstand muß allerdings schon einigen Verdacht erregen, daß es mit der Freyheit von allen Veränderungen doch nicht seine völlige Richtigkeit haben möge, denn welcher Maler wird wohl an derselben Gestalt die Farbe des Fleisches an Gesicht und Händen verschieden machen, da ja beyde Theile des Körpers denselben Einflüssen ausgesezt sind, wenn nicht etwa die Frauen ihr Gesicht, wie im Morgenlande, verschleyern. Daher nahmen wir uns vor, ehe wir ein Urtheil über die Bedeutung dieses Kunstwerkes wagten, eine so genaue Untersuchung anzustellen, als unsre Kräfte zuließen. Dazu fanden wir uns noch mehr aufgefordert, als wir das Bild wirklich ins Auge bekamen, denn da wir eben aus der Bildersammlung der Akademie dahin gingen, wurden

mir sehr von der Aehnlichkeit dieser Madonna mit einer ziemlich bedeutenden Anzahl anderer überrascht, die etwa in die Mitte des 13ten Jahrhunderts gesezt werden und sich durch einen grünlichen Fleischton sehr auffallend auszeichnen. Zugleich aber sahen wir auf den ersten Blick zu unserem Erstaunen, daß diese Madonna Guido's sehr wenig Aehnlichkeit mit einer andern hatte, die in dem Bildersaale der Akademie vom Jahre 1262 eben dem Guido zugeschrieben wird, und in jeder Hinsicht der in S. Domenico an Vollkommenheit nachsteht. Um nun möglichst durch diese wunderlichen und verwirrenden Beziehungen und Verschlingungen uns hindurch zu finden, eilten wir uns eine Leiter herbeybringen zu lassen, um das Bild in größerer Nähe zu besehen. Hier erblickten wir in den beyden oberen Ecken zwey Gruppen kleinerer Engel, die über dieß Bild einen überraschenden Aufschluß geben. Sie sind nämlich so gänzlich im rohesten, sogenannten griechischen Styl, daß man versucht werden könnte sie einem ganz andern Meister zuzuschreiben, als dem, welcher die Madonna gemalt hat, wenn diese Annahme nicht gar zu abenteuerlich wäre. Die Gruppe zur Linken ist im Kolorite schwarzbraun, die Schatten sind auffallend schwarz, die Falten der Kleidung sind überflüssig und gänzlich willkürlich, der Ausdruck ist abschreckend düster. In der Gruppe zur Rechten ist der düstere Ton der Färbung gemildert, Licht und Schatten sind mehr durch Uebergänge vermittelt, die Falten sind natürlicher und der Ausdruck ist nicht so abschreckend.

Dazu kommt, daß ein Christus mit Engeln, der in größerer Höhe über diesem Bilde angebracht, und offenbar ein Theil dieses Gemäldes ist, einen viel dunkleren Farbenton zeigt, als die Madonna mit dem Kinde, wenn man auch wegen seiner zu großen Höhe die übrigen Eigenthümlichkeiten nicht erkennen kann.

Alles dieses zwingt zu der Ueberzeugung, daß diese vielbelobte Madonna in späterer Zeit durch Uebermalung ihren ganzen Charakter verändert haben müsse, wobey aber durch einen unbekannten Zufall die eine Engelgruppe nur flüchtig, die andre gar nicht übermalt worden ist. Wie hätte ein Maler, welcher der Madonna den gerühmten, sanften und freyen Ausdruck gegeben hat, den Engeln einen so düsteren und unfreyen gegeben! das Umgekehrte wäre erklärlich gewesen, und wir finden es bey Cimabue, denn für die Engel hatte man keinen so allgemein angenommenen Typus, als man für die Heiligen, diese Gegenstände religiöser Verehrung, hatte; bey ihrer Bildung war also der Maler jener frühen Zeit sich selbst überlassen, nicht so bey diesen. Wie hätte ein Maler, dessen Behandlung der Gewänder in der Madonna man rühmt, bey den Engeln die conventionelle Vorschrift klavisch abgeschrieben! Wie hätte er, der, nach der Madonna zu urtheilen, Gefühl für Lebendigkeit und Verschmelzung der Farben haben mußte, bey den Engeln gar nicht die Wirkung der leblosen Eintönigkeit empfunden!

Diese Ueberzeugung wird noch mehr befestigt durch Vergleichung dieser Madonna mit der des Guido, die ehemals in der Kirche des heil. Bernardino, jezt in dem Bildersaale der Akademie sich befindet. Sie ist viel härter, die Schatten sind durch unverschmolzene schwarze Striche angegeben; die Falten sind gerade und brechen eckig. Das Gesicht stört wohl nicht mehr durch falsche Verhältnisse, aber es hat doch auch keineswegs das Sanfte, Harmonische der andern Madonna; der braune Ton ist durchaus vorherrschend. Daher ist der Verfasser des Katalogs dieser Bilder (Abb. de Angelis, wenn wir nicht irren) auch der Meynung, daß Guido sie wohl müsse in seinem Alter gemalt haben. Doch möchte es auch in diesem Falle unerklärlich seyn, warum der Maler, der einmal von der alten Manier sich zu einer besseren gewandt hatte, diese nun sollte verlassen und die alte zu Gnaden angenommen haben, zu einer Zeit, wo eine Menge von Bildern eine höhere Geschicklichkeit und besseren Geschmack beurkunden. Hätte er aus Altersschwäche sich verschlimmert, so ist doch anzunehmen, daß er das nun in seiner neu angenommenen Manier würde gethan haben.

Man wirft vielleicht ein, daß, wie Lanzi sagt, kein hinreichender Grund da ist dieses zweyte Bild dem Guido zuzuschreiben. Möge dieß aber auch eine falsche Annahme seyn, obgleich beyde in den nicht übermalten Stellen eine Aehnlichkeit in der Behandlung der Fleischschatten zeigen, indem bey beyden eine grünliche Untermalung durchscheint, so beweiset diese Madonna doch die Unwahrscheinlichkeit, daß die Madonna von S. Domenico, so wie sie jezt ist, aus den Händen des Malers sollte hervorgegangen seyn. Ist es denkbar, daß bey diesen Fortschritten im Jahre 1221, 41 Jahre nachher, 1262, an demselben Orte ein so viel unvollkommeneres Bild sollte gemalt seyn? Ist dieß denkbar bey den so viel größeren Fortschritten, welche um diese Zeit Giunta gemacht hatte, und die, wie wir nachher sehen werden, den Malern von Siena nicht konnten verborgen geblieben seyn, deren Einfluß sich daher auch in manchen neben diesen aufgehängten Bildern zeigt! Nur daraus ist diese Erscheinung zu erklären, daß ein schon in seiner Manier verknöcherter Maler, diese nicht aufgeben wollte und daher 1262 noch eben so malte, als 1221, woraus denn wieder wahrscheinlich würde, daß beyde Bilder wohl von einem Meister abstammen möchten.

Wahrscheinlich sind uns mehrere Anzeigen entgangen, welche unsere Annahme von einer, Alles Eigenthümliche unter sich begrabenden Uebermalung, bestätigen würden. Aber es schien uns doch, als ob alle die helleren Parthien der Gewänder vorzugsweise neu gemacht seyn mö-

gen, da sie natürlicher, freyer, großartiger sind: so der Schleyer der Madonna, und das Tuch, worauf das Kind sizt, nebst den Unterkleidern über der Unterschrift, in deren Feld dieselben auch hineinreichen. Dagegen bricht sich das Oberkleid in geraden, eckigen Falten. Die Verschiedenheit der Karnation hat schon Morona bemerkt.

Diese Uebermalung ist wahrscheinlich zu derselben Zeit vor sich gegangen, da die Madonnen in der Akademie, die dem Buonamico, Salvanello, Maestro Mino, Rinaldo, Segna, Vigoroso u. s. w. zugeschrieben werden, ihr jetziges Aussehen erhalten haben. Sie theilen wenigstens alle die eine Eigenthümlichkeit eines beynahe hellgrünen Tones der Fleischfarben und großer Verschmelzung derselben.

Werden nun bey mehrseitig wiederholten Untersuchungen unsre Angaben und die daraus gezogenen Schlüsse bestätigt, so ergibt sich, daß die Patrioten von Siena mit einer Waffe für die Ehre ihres Vaterlandes gekämpft haben, die sich gegen sie selbst kehren wird. Denn ist die Madonna ursprünglich so gewesen, daß sie mit den, glücklicher Weise noch unangetasteten Engeln in Harmonie gestanden hat, so ist daraus zu erkennen, daß die Kunst der Malerey im Jahre 1221 in Siena noch nicht höher stand, als in Florenz, Bologna und so vielen andern Orten, wo Madonnen gefunden werden, die in demselben todten, wirkungslosen Styl gemalt sind, und daß sie daselbst erst nach dieser Zeit kann ins Leben gerufen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, den 9. Mai 1827.

(Aus einem Briefe des Freyherrn O. v. Stackelberg an den Herausgeber, als Ergänzung der Nachricht in Nro. 32 und 33.)

Bey der Nachricht, welche ich über die von Herrn Dürand erstandene, eherne Cista und Patera Ihnen mittheilte, vergaß ich nicht zu bemerken, daß ich sie nur unvollkommen aus der Erinnerung zu geben vermochte, jezt bin ich im Stande einige Ergänzungen und Berichtigungen nachzutragen und die ganzen Darstellungen genau zu beschreiben. Statt 13 sind 14 Figuren rings um die Cista eingegraben, denn ich habe einer Minerva nicht erwähnt, die in der Reihe derselben steht. Ferner ist auf dem Scheiterhaufen der Leichnam des Patroklus nicht sichtbar, es muß angenommen werden, daß die da stehenden Waffen ihn verbergen. Auch sind außer dem Achilles noch drey männliche Figuren bekleidet. Die abgelösten kleinen Rundbilder eines Satyrs und einer Nymphe erweisen sich bestimmt als spätere Zuthat, indem die längliche Platte, auf der sie stehen, in den Spuren der Auslöthung Theile des Deckelbildes überragte. Auch scheint mir nicht mehr zweifelbar, daß auf der Patera Ajax und Kassandra vorgestellt sey: das Idol, welches leztere umfaßt, kann man nur für ein Minervenidol und den Flügeljüngling neben Ajax für einen Eros halten, der den Sinn desselben vom Morde zur Begier wendet. Folgende genaue Beschreibung der Darstellungen an beyden Bronzegeräthen wird eine vollkommene Uebersicht gewähren.

An der Cista:

Deckelbild. Eine Seegöttin, über ein Seepferd hingelehnt, umschlingt mit der Linken den Hals desselben und hält in der Rechten ein Schwert. Sie ist nackt bis auf den leichten Gewandüberwurf, der ihren rechten Schenkel verhüllt; eine Schleuderbinde um ihr Haupt, zeichnet sie von den andern Figuren aus. Vielleicht ist diese die Thetis. Ein kleiner Delphin schwimmt zwischen dieser Gruppe und der folgenden, einer Nereide, die auf einem Seeungeheuer mit Bart und vorstehenden Ohren, vermuthlich einem Seewolfe, sizt, eine Beinschiene in der Rechten emporhaltend, die untere Hälfte des Körpers mit Gewand bedeckt, das Haar über die Wangen herabhängend. Eine zweyte Nereide liegt auf einem Delphine ausgestreckt, ganz entblößt, leichtes Gewand um die Oberarme, Schuhe an den Füßen, in der Rechten die andere Beinschiene tragend. Das Meer ist durch das bekannte Wellenornament ausgedrückt, Lorbeerzierath als Einfassung des Bildes angebracht.

Hauptbild, das Gefäß umgebend. Minerva in langer Diplois, behelmt, die mit Schlangen eingefaßte, mit dem Medusenhaupt vorn geschmückte Aegis, die schräg hinab bis über die Hüften reicht, mit Schlangen um den Leib gegürtet, ein Schlangenarmband am Gelenk der linken Hand, hält in derselben ein Schwert und stüzt sich mit der Rechten auf eine Lanze oder Scepter. Die Eule sizt neben ihr auf einer angedeuteten Erdhöhe. Die Göttin scheint das Schwert zu den übrigen Waffen auf den in der Mitte dargestellten Scheiterhaufen des Patroklus hinzutragen; denn vor ihr steigt ein unbekleideter Jüngling ebendahin empor, Beinschienen darzubringen, die er mit vorgestreckten Armen in beyden Händen hält. Neben demselben sizt auf dem Boden zusammengekrümmt mit schreckenvoller Geberde, die Arme rückwärts gebunden, ein nackter Gefangener, und ein Jüngling in kurzer, auf der Brust kreuzweis gegürteter Tunika, hält ihn am Stricke, sich an eine Erdhöhe anlehnend, die Beine übergeschlagen. Er wartet auf die Vollendung des Opfers, welches neben ihm Achilles an einem anderen, gebundenen Gefangenen gerade vor dem Scheiterhaufen vollführt. Achilles, das Haupt geschoren, einen Panzer

über der Tunika tragend, den Schild auf dem Boden niedergelegt, hat ihm das Haar an der Stirne gefaßt und den Hals mit dem Schwerte durchschnitten, daß das Blut herabströmt. Ein anderer Gefangener, dasselbe Loos erwartend, steht vor ihm, den Sterbenden ansehend. Seine Arme sind rückwärts gebunden und der Strick um einen Lorbeerbaum befestigt, welcher über einer Erdhöhe halb hervorscheint. Ein Stück Gewand liegt auf derselben. Aus dem, zwischen den drey leztern Figuren sichtbaren Scheiterhaufen des Patroklus, ragt in der Mitte die Spitze eines Pfahls mit einem Helme überdeckt, ein Panzer steht unter dem Helme und zu beyden Seiten stehen Schilde, von denen der eine mit einem Medusenhaupte, der andere mit einem Sterne geschmückt ist. Diese Waffen bedecken den oberen Theil des Holzstoßes. Zu dieser Scene kömmt noch ein dritter, ein bärtiger Gefangener herbey, nackt, wie alle übrigen, die Hände rückwärts gebunden, und ihm folgt ein unbekleideter Jüngling, der ihn am Stricke hält. Auf der Erdhöhe zu beyden Seiten desselben liegt ein Helm und ein Gewand. Nach dieser Gruppe folgt eine ähnliche: ein Jüngling, der einen bärtigen Gefangenen am Stricke führt, doch trägt lezterer das Haupt gesenkt, ersterer ist mit Panzer und Beinschienen bekleidet, sein Schild neben ihm an den Boden gestellt, und er hält in der Rechten einen verzierten Helm empor. Hieran reiht sich die lezte Gruppe von drey Figuren: ein unbekleideter Jüngling, den Rücken zuwendend, die Linke in die Seite gestüzt, hält in der Rechten den Strick des auf dem Boden sitzenden Gefangenen, welchen ein anderer, kurz gekleideter Jüngling am Haupte gefaßt hat und mit einem Messer bedroht, vermuthlich ihn zum Aufstehen zu zwingen, damit er dem erstern gegen den Scheiterhaufen hin folge. Ein Gewand ist hier ebenfalls zwischen den Figuren auf der Erdhöhe sichtbar und diese Gruppe schließt sich an die anfänglich erwähnte Minerva. Die im Hintergrunde des Bildes durchgängig vorscheinende Erdhöhe und im Vorgrunde zum Theil mit Pflanzen bewachsenen Erdschollen, sollen vermuthlich die Vorbereitung des Tumulus andeuten, der über die Asche des Patroklus gehäuft wurde. Epheuranken bilden die obere, Palmetten- und Lotuszierath die untere Einfassung des Bildes.

Innerhalb der spiegelförmigen Patera.

In sehr flüchtigen Umrissen ist ein auf niedrigem Fußgestell stehendes Idol der Minerva zu erkennen, die, mit schräg übergelegter Diplois bekleidet, eine Lanze in der Rechten hält, mit der Linken ihren herabgestellten Schild berührt und auf dem Haupte vermuthlich einen Helm trägt. Neben ihr steht eine jonische Säule, anzuzeigen, daß die Handlung in einem Tempel vorgeht. Eine Jungfrau, des Gewandes entblößt auf dem Boden liegend, Kassandra, hat das Idol mit den Armen umschlungen; ein bärtiger Mann, in schmalem, um den Leib gewundenen Gewande, Ajax, faßt sie an den zerstreuten Haaren und zückt das Schwert mit der Rechten, welche ein hinter ihm vortretender geflügelter Jüngling, Eros, ergriffen und zurückhält, indem er zugleich fürbittend die linke Hand nach seinem Kinn ausstreckt. Eros ist mit einem Halsbande geschmückt. Zierath von Epheuranken umgibt dieses Bild, und zwey kleine Seeungeheuer stehen unter demselben, den Raum auszufüllen.

Neue Kunstsachen.

J. P. Hebel, nach dem Leben gezeichnet und gestochen von Friedrich Müller. Fol. Mannheim bey Artaria.

Diese Reliquie des zu frühe hingeschiedenen Künstlers wird den Freunden der Kunst, so wie den Verehrern des uns nun gleichfalls entrissenen allemannischen Sängers eine sehr willkommene Erscheinung seyn. In den bisherigen Bildnissen Hebels waren — mehr oder weniger — blos seine materiellen Züge wiedergegeben; Müller hat es verstanden, auch den ruhigen, klaren Geist, die harmlose Scherzlaune, die Kindlichkeit und Gemüthlichkeit auszudrücken, die sich so lebendig in dem Antlitze des Dichters ausprägten. Das Porträt ist, in Zeichnung und Stich, im edlen historischen Styl behandelt, der dem herrlichen Stecher schon so eigen war, und uns seinen Verlust jezt aufs Neue beklagen läßt.

—ber.

Kupferstich-Versteigerung in Stuttgart.

Am 3ten September dieses Jahres und die folgende Tage wird in Stuttgart eine bedeutende Anzahl Kupferstiche, Holzschnitte, Kupferwerke ꝛc. (Doubletten und sonstige überflüssige Blätter der königlichen Kupferstichsammlung) aus der italienischen, deutschen, niederländischen und französischen Schule an den Meistbietenden öffentlich verkauft werden. Der gedruckte Katalog hierüber ist für 6 Kr. in der Gg. Ebner'schen Kunsthandlung in Stuttgart und in den meisten soliden Kunst- und Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten.

Nr. 48.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. Juni 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

(Fortsetzung.)

Das Gewaltsame und Sonderbare in der Annahme einer so gänzlichen Veränderung eines alten Bildes, daß es dadurch in einer neuen und selbstständigen Eigenthümlichkeit auftritt, verliert glücklicher Weise seine gegen unsere Annahme zeugende Kraft durch ein anderes Bild, bey dem diese Veränderung historisch erwiesen ist. Dieß ist ein Gemälde, worauf die Patrioten von Siena fast eben so sehr gepocht haben, wie auf die Madonna von Guido und, so lange sie vornehm Cimabue's großen Werke in Assisi unbeachtet ließen, mit noch größerem Rechte. Es ist die obengenannte zweyte Darstellung, die Jungfrau mit Engeln und den Schutzheiligen der Stadt, umgeben im Rathssaale des Palazzo pubblico von Meister Mino um 1289 gemalt, wie sich aus Urkunden über die Bezahlung erweisen läßt. Es könnten auch selbst Cimabue's Werke keine Vergleichung damit aushalten, wenn der jetzige Zustand der ursprüngliche wäre. Aber schon Lanzi sagt: „Uebrigens kann man mit Sicherheit kein Urtheil darüber fällen, denn dieß Gemälde wurde im Jahre 1321 von Simon von Siena wieder zurecht gemacht, und es gibt darin so schöne Züge in den Gesichtern und in den Gewändern, daß sie nur dem Restaurator zugeschrieben werden können." Nun ist es wirklich wahr, daß Simon Memmi so wenig seines Vorgängers Eigenthümlichkeit schonte, daß er sich fast ganz an dessen Stelle gesetzt hat. Aber eine sorgfältige Betrachtung, wobey besonders die Nebenwerke nicht dürfen aus den Augen gelassen werden, läßt doch recht gut einen doppelten Styl in diesem Bilde unterscheiden, sowohl im Ausdrucke, als in der Farbenbehandlung, und man bekömmt dadurch genügende Auskunft über die ursprüngliche Art der Kunstübung an diesem Gemälde. So bemerkt man in den Köpfen, welche sich in der Einfassung befinden, den gebundenen, unfreyen Ausdruck, diesen fast drohenden Trotz, welchen wir als ein charakteristisches Merkmal in Cimabue's Kunstübung kennen gelernt haben. Dagegen offenbaren die Köpfe, denen Simon Memmi sein Gepräge aufgedrückt hat, ganz bestimmt und deutlich einen besondern Zustand der Seele. Ferner zeigen jene Köpfe eine dunkle, fast schwarzbraune Karnation, wogegen Simons Figuren noch heut zu Tage die heitersten, blühendsten Farben sehen lassen. Auch ist in den Gesichtsformen ein merklicher Unterschied, indem Simon Memmi's Oval hier, wie in seinen übrigen Werken etwas länglicher ist. Durch diese auffallende Verschiedenheit in dem Werke selbst wurden wir veranlaßt alles Ursprüngliche, so weit es noch zu erkennen ist, von der späteren Uebermalung zu sondern, und waren sehr überrascht in diesem Ursprünglichen eine sehr deutliche Verwandtschaft mit Cimabue's Art zu finden. Mit den Köpfen in der Einfassung, die wohl nicht den Einfluß des Verbesserers erfahren haben, stimmt auch noch die heil. Magdalena überein, so wie einer von den zwey Jünglingen zur Rechten. Auch ist der Christus dem des Cimabue sehr ähnlich. Ferner erinnert die Art der Einfassung an die Einfassung, welche Cimabue seiner Madonna zu St. Maria Novella gab; es sind nämlich Köpfe von Heiligen darin angebracht, zwischen denen immer ein viereckiges Feld mit Laubwerk sich befindet. So ist ja auch die ganze Idee nur eine Erweiterung von Cimabue's Idee, die er in seiner Madonna zu St. Maria Novella ausgeführt hat. Daher ist der Schluß wohl erlaubt, daß Meister Mino unter dem Einflusse Cimabue's mag gestanden haben. Man darf dieß um so unbedenklicher annehmen, da auch das Zeitverhältniß dafür spricht. Denn, als Mino sein Bild im Jahr 1289 malte, war Cimabue schon lange zu seiner Meisterschaft gekommen und konnte einen solchen Schüler schon gebildet haben.

So begründet ist das Vorgeben, auf welches die Stadt Siena den Ruhm verlangt, das Götterkind der Malerey zuerst aus dem Himmel auf die Erde herabgezogen, an ihrem Busen es genährt, in ihrem Schooße es gepflegt zu haben.

Wir wollen versuchen der Kunstübung von Siena eine richtigere Stelle in dem Zusammenhange mittelalterlicher Kunst anzuweisen.

Mit Bezug auf unsre obigen Erörterungen behaupten wir, daß die Kunstübung in Siena sich um 1221 noch nicht von der überall herrschenden, sogenannten griechischen Art entfernt hatte. Um diese Zeit aber bildete sich Giunta in Pisa schon zu einer höheren Vollkommenheit aus, und gestützt auf das Gesetz der Sparsamkeit, welches die ganze Natur, sowohl die freye als die nothwendige durchherrscht, nehmen wir an, daß die Fortschritte, welche wir um diese Zeit in Siena bemerken, durch Giunta's vollendete Kunstübung veranlaßt sind. In dieser Annahme bestärkt uns die augenscheinliche Aehnlichkeit der Kunst in Sienesischen Bildern, die wahrscheinlich dieser Periode angehören mit der Kunst in Giunta's Gemälden, welche Aehnlichkeit Morona auch schon vor uns bemerkt hat. Sie ist ganz besonders auffallend an einer Tafel mit dem Apostel Petrus, die später noch wird erwähnt werden und in der Akademie freylich in ein früheres Jahrhundert zurückgeschoben wird, ferner in einem Bilde von Diotisalvi unter Nr. 5. in der Akademie, welches dem 13ten Jahrhundert zugeschrieben wird, deßgleichen in einem Camaldulenser, der 1257 auf einem Umschlag eines Buches aus der Bicherna ausgeführt ist. Die besondere Eigenthümlichkeit dieser Kunstübung bezeichnen wir hier nicht näher, weil dieß da geschehen ist, wo wir von Giunta sprachen.

Die Annahme dieses Zusammenhangs wird wohl um so weniger Widerspruch finden, wenn wir nachweisen, auf welchem Punkte sich die Meister von Siena und Giunta antreffen mußten. Dieß war in Assisi, welches durch den Zusammenfluß frommer Christen aus Reichen und Ländern um diese Zeit wohl einen eben so weit reichenden Einfluß auf die Verbreitung der Bildung übte, als die olympischen Spiele für Griechenland hatten. Schon im Jahre 1219, als der heil. Franziskus daselbst das erste Generalkapitel hielt, strömten in dieser Stadt an 5000 Minoriten aus allen Ländern zusammen. Und wenn nun freylich auch das religiöse Interesse das vorherrschende war, bey manchem vielleicht alle anderen erstickt hatte, so ist doch wohl mit Recht zu vermuthen, daß nach den Gebeten und gottesdienstlichen Uebungen auch Unterhaltungen andrer Art geführt wurden, wodurch die Bildung verschiedener Länder sich berühren und durchdringen mußte. Wie viel mehr mußte dieses nach dem Tode des heil. Franziskus der Fall seyn, da z. B. bey seinem Leichenbegängniß, wie Fra Bartolommeo von Pisa erzählt, ein solcher Zusammenfluß des Volks war, daß die Stadt Assisi nicht alle Menschen fassen konnte, sondern sie auf den Feldern außerhalb der Stadt sich einrichten mußten? In so aufgeregter Zeit mußte wohl Alles, was in Assisi geschah, in der ganzen Christenheit bekannt werden, und wurde eines der dort unter den neuern Malern entstehenden Kunstwerke, das den Blicken entgegentrat, auch nicht ästhetisch gewürdigt, so wurde es doch um seines Gegenstandes Willen ohne Zweifel ein Gegenstand weit verbreiteten Ruhmes und Preises. So war jedes Gemälde, welches in Assisi zu Stande kam, als ein Samenkorn anzusehen, welches hundertfältige Früchte zu tragen bestimmt war, und wenn die Religion der Kunst auch viel verdankt, so verdankt diese doch der Religion noch weit mehr. Denn genau von dieser Zeit an, als das religiöse Bedürfniß die Christen aller Länder und Gegenden an dem Grabe des Heiligen zusammenführte, ward die Würde und die Bedeutung der Kunst gefühlt und dieß Gefühl überall hin verbreitet. Cimabue's Kunst beschränkt sich noch auf einen engeren Wirkungskreis. Giotto durchzog im Triumphe Italien von einem Ende bis zum andern und auf seinen Wegen blüheten die Blumen der Kunst auf, wie die Blumen des Feldes unter dem linden Hauche des Frühlings. Nun war es mit dem sklavischen Nachtreten todter Vorbilder in der Malerey vorbey. Auch der roheste Geschmack wird ein verzerrtes, grauenhaftes, mumienbraunes Bild der alten Kunstübung einem Gemälde nachsetzen, welches durch richtigere Formen und heitere Farben das Auge erfreuet, und so mußten sich die Maler schon um des Publikums willen bequemen die bessere Art sich anzueignen, wenn die Achtung gegen ihre Kunst sie auch nicht dazu trieb. Hierin liegt schon eine moralische Nothwendigkeit, daß Giunta's Verbesserungen einen weit verbreiteten Einfluß üben und zum Wetteifer anfeuern mußten, so wie es auch nicht anders möglich war, als daß sich dieser Einfluß bald zeigen mußte. Die Reizbarkeit des Gefühls jener Zeit wirkte noch dazu mit, denn wenn das so stark gefühlte religiöse Bedürfniß den Maler jener Zeit zu einer Wallfahrt nach Assisi trieb, so mußte er wohl stark getroffen werden von Vorzügen, die ihm bisher ganz unbekannt geblieben waren, und an die Stelle der am Grabe des Heiligen gesänftigten Sehnsucht, nahm er einen neuen Eifer für seine Kunst mit zurück, der köstliche Früchte tragen mußte. Daher die Aehnlichkeit des Styls jener Bilder mit dem Style Giunta's.

Dieser Styl mußte dauern, bis Cimabue mit einem reicheren, mächtigeren Genius Giunta's technische Verbesserungen verbindend eine neue Art erschuf, und Giunta überbietend mit kunstreicher Eigenthümlichkeit die Fülle und die Kraft seines Genies in den Kirchenhallen des Sacro Convento walten ließ. Je unwiderstehlicher das höhere Leben seiner Bilder, welches der Stimmung seiner Zeit so verwandt, ja gleichartig war, in das innerste Gemüth der hier zusammenströmenden Menge

hineindrang, desto höher und lauter mußte sein Ruhm werden, desto stärker mußten die Maler sich aufgefordert fühlen ihm das Geheimniß abzulernen, womit er so große Wirkungen hervorbrachte. Nun hat uns leider die Geschichte kaum eine Andeutung von einem andern Schüler Cimabue's, als Giotto, in ihren Büchern aufbewahrt, doch ist es unserer Meynung besonders günstig, daß der Maler, den sie uns außerdem noch als einen Zögling des großen Meisters nennt, eben aus Siena ist. Es ist dieses der schon im Leben des Cimabue erwähnte Maler Ugolino, dessen kurze Lebensumstände Vasari mit denen des Stefano zusammenfaßt, (Vas. I. 116). Lanzi bestreitet freylich, daß Ugolino ein Schüler des Cimabue gewesen sey und gibt nach seiner umsichtigen Weise auch einen Grund für seine abweichende Meynung an. Er findet nämlich in der Madonna, die von Ugolino noch in der Kirche von Orsanmicheln zu Florenz zu sehen ist, ein viel helleres Kolorit, als das des Cimabue. Wenn man aber bedenkt, daß er mit Stefano, einem Schüler Giotto's in der innigsten Freundschaft lebte, und daß zu jener Zeit ein helleres Kolorit allgemein angewandt wurde, so ist doch leicht erklärlich, daß er das seinige auch etwas milderte, wenn er auch sonst noch so eigensinnig seyn mochte. Er mußte es schon thun, wenn er Aufträge haben wollte. Dann kann aber doch auch dieser Umstand Vasari's ausdrückliche Meldung von einer besondern Eigenthümlichkeit in dem Geschmack des Malers, die mit Cimabue's Namen in so enger Verbindung steht, nicht entkräften. Wo wäre wohl ein Grund zu einer Erfindung so sonderbarer Art? Was für Veränderungen können dagegen mit dem Bilde vorgegangen seyn, wonach Lanzi urtheilt! Kann es nicht dasselbe Schicksal gehabt haben, welches Guido's und Mino's Madonnen traf? Leider haben wir dieß alte Gemälde nicht genau untersucht. Daß Ugolino seine erste Bildung von Meistern in Siena erhalten, ist damit sehr gut vereinbar. Er verließ sie aber, um einer strahlenderen Sonne zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über die Kunstausstellung zu Bamberg, von dem dortigen Kunstverein vom 8. bis 17. April 1827 veranstaltet.

Unter den Produkten der schon in einigen Blättern erwähnten Kunstausstellung zu Bamberg, erregte die Zeichnung eines Kruzifixes mit Johannes und Maria besondere Aufmerksamkeit, weil diese Komposition zum Vorbild eines Monumentes dienen soll, das in 10 Fuß hohen Figuren aus feinem Sandstein ausgeführt, auf dem vor einigen Jahren neu errichteten Leichenacker aufgestellt werden wird. Ein wohlhabender Mann bewilligte die Kosten dazu. Die Zeichnung wurde von Gündter, welcher sich auf der Schule zu München bildete, gefertigt. Der Bildhauer Wurzer erhielt den Auftrag zur Ausführung, jedoch mit dem Bedeuten, sich genau an die Zeichnung zu halten. Da in der Ausstellung, nebst dieser Zeichnung das von Wurzer gefertigte Modell zu sehen war, so wollen wir beyde etwas näher beleuchten.

Christus hängt mit vollkommener Ruhe am Kreuze, als läge er auf einem Ruhebette. Alle Muskeln sind in sanfter Harmonie; von einer krankhaften Bewegung derselben, folge eines solchen Zustandes, ist nichts zu bemerken, und man liest auf seinem Munde: so, laßt mich ruhig, ich hange recht gut, es ist mir wohl; indessen Johannes mit bitterer Miene und zurückweisender Hand sagen will: Meister, was hast du gethan! Maria steht, mit Mänteln umhängt, gedankenlos zur Rechten des Kruzifixes. Diese Ausdruckslosigkeit ist neben der wilden Gebärde des Johannes um so auffallender. Die sonderbare Gleichgültigkeit des Christus soll nach der Versicherung Einiger das Göttliche sehr gut ausdrücken, und gerade den Moment bezeichnen, wo er sagt: Frau, siehe deinen Sohn &c. Der Körper des Christus hat die Anlage zu einem Fechter; der Kopf ist zu den Fleischmassen etwas klein gehalten. Der Mangel an anatomischer Kenntniß des Künstlers ist häufig bemerkbar.

Der Bildhauer hat sich, troß seinem Auftrage, im Modelle einige Abweichungen erlaubt; so beugte er den Kopf des Christus ganz auf die rechte Schulter, und das Bedeutungslose im Ausdruck wird hierdurch noch stärker. Die drohende Hand des Johannes bekam eine leichtere und vortheilhaftere Wendung; aber das Gesicht desselben ist das eines Taglöhners und von widrigem Eindruck. Dieser wird bey der Höhe der Figuren, die noch dazu hoch gestellt werden, recht auffallend, indem man dem Jünger mit aufgehobenem Kopfe, nur in die Nasenlöcher sehen kann. Das Kreuz, Maria und Johannes, stehen in einem beynahe gleichseitigen Dreyecke, leztere wenden sich von dem Beschauenden etwas ab, und will man eine oder die andere Figur von vorne besehen, so muß man rechts oder links treten; dessen ungeachtet wird hierdurch der Zweck nicht ganz erreicht. Endlich stellt man sich hinter den Kreuzstamm, um sie besser zu übersehen; aber gerade durch diesen wird die Aussicht auf sie benommen. Auch durch diese Anordnung erleidet alles Beeinträchtigung, und Kenner und Kunstfreunde werden bedauern, daß ein Werk, welches den neuen Leichenacker verherrlichen soll, weit unter dem Werth bleibt, den es haben sollte.

Die übrigen ausgestellten Kunstwerke waren meistens Gemälde und Zeichnungen, nach dem gedruckten

Verzeichniß waren es 177 Gegenstände, von 53 Künstlern und Dilettanten gefertigt. Die Werke des Fräulein v. Boose Nr. 4. — 11. zeigten, daß die Künstlerin nicht ohne Anlage sey, jedoch scheint sie nicht immer gute Originale gehabt zu haben. Die Gemälde von J. Dorn Nr. 16. — 27. sind von solchem Gehalte, daß jedes einzeln gehörig beurtheilt werden muß, welches in einem der nächsten dieser Blätter geschehen soll. Die Zeichnungen des Landbaumeisters Eck Nr. 29. — 31 waren hart und zeigten schwerfällige Gebäude. Die Gouacher Gemälde von Getbel waren voll Kraft, aber nachlässig behandelt. Die Gemälde von J. Gündter Nr. 40. — 43. werden mit den Dornischen, ebenfalls jedes einzeln, gehörig beurtheilt werden. Das Gemälde von S. Gütlein Nr. 47. hätte wegen seines geringen Gehaltes nicht aufgehangen werden sollen. Die Bildnisse von Barbara Kraft Nr. 65. — 69. zeichneten sich sehr vortheilhaft durch Wahrheit und kräftiges Kolorit aus; nur wäre bey jugendlichen Köpfen weniger Feuer zu wünschen. Die Gemälde von P. J. Kraus Nr. 70. — 72. zeigen, daß der Künstler noch vieler Ausbildung bedarf. Das Gemälde Nr. 78. von K. v. Lind verdient nur wegen seiner Gehaltlosigkeit Erwähnung. Die Landschaften von L. Neureuther Nr. 91. — 96. sind mit gut und schlecht zu bezeichnen; unter erstere rechnen wir Nr. 91. 92. 95. und 96. — Nr. 107. die Prachtthüre des Doms zu Bamberg, eine Zeichnung von Reinstein, zeichnete sich vortheilhaft aus. Nr. 110. ist eine recht schöne Landschaft von Fr. K. Rupprecht mit guter Anordnung und eben so guter Ausführung. Das Eltmanner Thor Nr. 111. von demselben Künstler, Nr. 137. — 141. Landschaften von K. Theodori, zeichneten sich durch schönes Kolorit, nette und schöne Ausführung aus. — Das Verzeichniß dieser Ausstellung ist sehr oberflächlich verfaßt, bey mehreren Fertigern von Kunstwerken nicht angemerkt, ob sie Künstler, Dilettanten oder Schüler sind. Der Fall tritt bey den Namen Boose, Finzel, Freiberg, Guttenberg, Herbst, A. Hofmann, Hollenbach, Köberlein, Knäsberg, Mohr, Pfeufer, Scheubel, Schumm, Seckendorf, Weling, ein; dieß kann in der Kunstgeschichte leicht Irrthümer veranlassen Selbst der Titel ist nicht deutlich genug, er heißt: Verzeichniß der einheimischen Kunstwerke. Soll darunter verstanden werden: Kunstwerke, welche sich zu Bamberg befinden, oder von Bamberger Künstlern gefertigt sind? Wir beziehen es auf das leztere, dem fränkischen Merkur zu Folge, worin dieser Kunstausstellung lobpreisend gedacht wurde.

— r.

Kunstausstellung in der französischen Akademie zu Rom.

Wenn es wahr ist, daß jede Zeit sich in ihrer Kunst abspiegelt, so muß man glauben, daß in den Franzosen mehr Ernst und wahres Gefühl sich rege, als früher, wenn man die Werke, welche dieses Jahr von den hiesigen französischen Akademikern ausgestellt sind, mit früheren Hervorbringungen verglich.

Ein großes, in sehr kurzer Zeit gemaltes Bild, M. Antonius, wie er das römische Volk bey J. Cäsars Leiche anredet, von Hrn. Court, hat zwar noch des theatralischen Vieles, und die Gestalten treten nicht gehörig zurück, inzwischen ist ein lobenswerthes Streben nach Individualität in den Köpfen, Mäßigung im Gebrauche der Motive, und große Tüchtigkeit in der Zeichnung mehr als hinreichend, diese Fehler auszugleichen. Dieser Künstler scheint bestimmt, die Schulen von David und Gros den Italienern nach und nach wieder zu nähern.

Zwey nackte Figuren, besonders eine Erigone von Bouchot, sind vortrefflich in der Farbe, welche seither leider von den ersten Franzosen, besonders nachlässig behandelt worden ist.

Nur eine Landschaft ist ausgestellt, eine Ansicht der Stadt Capri von Giroux, sie ist mit zu breitem Pinsel gemalt, und die heimkehrenden Zugstiere sind ein gar zu arger Verstoß wider die Oertlichkeit.

Die Bildhauerey hat eine Statue über Lebensgröße in parischem Marmor von le Maire geliefert: der Pflüger, welcher Waffen und Schädel aufpflügt, nach einer Stelle in Virgils Landbau. Die Bedeutung bleibt etwas dunkel, die Bearbeitung ist lobenswerth.

Auch im laufenden Jahre hat die Baukunst sich vor ihren Schwestern ausgezeichnet. Die Trajans- und Antoniussäule, der Jupiterstempel zu Ostia, der Vestatempel zu Rom, sind mit Geschmack, Gelehrsamkeit und Mäßigung ergänzt. Es ist sehr zu wünschen, daß der, in Paris jezt so schwunghafte Steindruck uns eine Sammlung aller Ergänzungen gebe, welche seit vielen Jahren von den französischen Künstlern mit ausgezeichnetem Glücke bearbeitet worden sind.

Eine sehr schöne Komposition, ein Universitätsgebäude von Blouet ist sehr glücklich gedacht, und fand allgemeinen Beyfall.

Rom, den 28. April 1827.

M.

Nr. 49.

Kunst-Blatt.

Montag, den 18. Juni 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

(Fortsetzung.)

Hätten wir auch gar nicht diese geschichtliche Meldung, so würde deutlicher, als alle Worte, das Werk des Mino den Cimabue mit der Schule von Siena in Verbindung setzen. Und wäre auch noch mehr von dessen Eigenthümlichkeit vertilgt, so blieben uns doch noch Duccio's, dieses vortrefflichen Meisters, Werke, welche mit der kräftigsten Originalität die Weise Cimabue's so eng und innig verbinden, daß man eine seltene Verwandtschaft zwischen den Geistern und Gemüthern dieser beyden Künstler annehmen muß, deren Schicksal auch darin verwandt ist, daß sie so ungerecht vergessen, so oberflächlich verkannt sind. Daß man die Aehnlichkeit zwischen beyden, eine Aehnlichkeit, die so groß ist, wie sie nur je zwischen Meister und Schüler statt finden kann, bisher noch nicht ans Licht gestellt hat, scheint lediglich daraus erklärt werden zu müssen, daß man die Werke beyder keiner genauen Ansicht gewürdigt hat.

Hätte Vasari nicht unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden, die merkwürdige Tafel, welche wir nachher beschreiben werden, auch nur zu sehen, so würde diese Sache vielleicht schon seit Längerem besprochen seyn. Aber er klagt, daß er bey aller Mühe, die er sich gegeben, sie nicht habe finden auch nicht erfahren können, was daraus geworden sey, seitdem sie durch ein Tabernakel von Bronze aus ihrer Bestimmung vertrieben. So redet er denn blos von den mit schwarzem Marmor in weißen eingelegten Figuren, die sich auf dem Fußboden des Doms von Siena befinden und eine so große Berühmtheit erlangt haben. Er rühmt von ihm, daß er bey aller der Schwierigkeit dieser Kunst die Gestalten auf das Vortrefflichste ausgeführt habe und schreibt übrigens Ghiberti's Urtheil über die Tafel nach, daß sie beynahe in griechischer Manier, doch mit der modernen vermischt, ausgeführt sey.

Wir verdanken Vasari's Nachrichten aber eine Notiz über die Orte, an denen Duccio gearbeitet, indem I, 230. gemeldet wird, er habe auch außer Siena in Florenz, Pisa, Lucca, Pistoja gemalt, und überall ungemein viel Ruhm und Lohn eingeärndtet. Da aber diese toskanischen Städte vorzugsweise der Wirkungskreis von Cimabue's und Giotto's Schule seyn mußten, so schließt man daraus wohl nicht mit Unrecht, daß Duccio auch müsse zu ihr gehört haben.

Lanzi rühmt dieser Tafel zwar nach, daß sie beynahe Epoche in der Kunst macht und zu den besten jener Zeit gehört; aber er beruft sich auf das allgemeine Urtheil, daß sie Griechisches an sich habe und hat also wohl schwerlich dem Bilde die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt, sonst würde er sich wohl ein eigenes Urtheil gebildet haben, welches Recht ihm eben so sehr zusteht, als er sonst davon Gebrauch macht. Die meisten seiner Anführungen scheinen auch mehr aus Büchern, als aus eigener Anschauung entnommen zu seyn.

Leider konnte des Padre della Valle Empfehlung des Meisters aus bekannten Gründen keine Wirkung haben. Aber man hätte doch die geschichtlichen Zeugnisse, die auf seine hohe Würdigkeit hinweisen, den rauschenden Enthusiasmus, womit sein großes Altarbild im Dome von seinen Zeitgenossen aufgenommen wurde, die Worte des Titius berücksichtigen sollen, der von Duccio sagt: „Er war zu jener Zeit der Trefflichste unter den Meistern seiner Kunst. Aus seiner Werkstatt gingen, wie aus dem trojanischen Pferde, vortreffliche Maler hervor.“ Es ist ein sehr ungünstiger Umstand für sein wundervolles Bild im Dome, daß man die Leiter gebrauchen muß, um sich etwas genauer damit bekannt zu machen. Damit man diese Mühe aber nicht länger scheue, wollen wir ein Verzeichniß der Darstellungen hier folgen lassen, woraus der Reichthum derselben und die unerschöpfliche Phantasie des merkwürdigen Künstlers geahnet werden möge.

Wir reden hier zuerst nur von der Tafel, welche die Darstellung der Leidensgeschichte Christi enthält. Es mag vielleicht schon die Aufmerksamkeit der Leser erregen,

wenn wir sagen, daß der Maler in dieser Geschichte von dem Einzuge in Jerusalem an bis zur Auferstehung des Erlösers Stoff zu zwanzig bis dreißig einzelnen Darstellungen gefunden hat. Doch ist trotz dieser Vereinzelung und Trennung der Momente eine jede Darstellung mit einer reichlichen Fülle von Figuren ausgestattet, in deren Gestaltung und Zusammensetzung durchweg so neue und überraschende Motive angewandt sind, daß sie Zeugniß geben, von einem nie verlegenem Erfindungsgeiste, von der umsichtigsten Besonnenheit, von der tiefsten Durchdringung des inneren und äußeren Lebens, und von einer Vertiefung in seinen Gegenstand, wodurch eine bis in das Einzelnste gehende Individualisirung mit der reinsten Objektivität sich verbindet. So geschieht es, daß man auf das Stärkste in die Begebenheiten mit hineingerissen wird, und von seiner Verwunderung sich kaum erholen kann, wenn man nun einmal blos auf die Kunst des Meisters sein Auge wendet. Man glaubt, der Künstler müsse durchaus bey allen diesen Scenen zugegen gewesen seyn, so sind auch die unbedeutendsten Kleinigkeiten, wodurch höheres Leben und innigerer Zusammenhang hervorgebracht werden kann, von ihm seiner Aufmerksamkeit werth gehalten. Was wir uns in unsre Erinnerungsbücher über das Einzelne aufgezeichnet haben, bieten wir nun den Lesern dar. Bleibt dieß aber sehr unvollständig, so bitten wir sie zu bedenken, daß wir erst später veranlaßt wurden an die öffentliche Mittheilung dieser Aufzeichnungen zu denken, die wir ursprünglich nur zu unserem eigenen Studium vornahmen, und bey unserem nur kurzen Aufenthalte zu Siena eher abbrechen mußten, als uns lieb war. Der Mangel an befriedigender Vollständigkeit schließt also kein Mangel an Achtung gegen die Leser in sich. Gern würden wir zur Erhöhung der Theilnahme noch die geschichtlichen Thatsachen über Duccio hier mittheilen, welche der Padre della Valle in seinen Lettere sanesi zusammengestellt hat, wenn uns an unserm jetzigen Aufenthaltsorte dieses Buch nicht trotz aller unserer Bemühungen unzugänglich geblieben wäre. Lanzi führt T. I. S. 277 und T. II. S. 69 in diesem Werke, als Stellen an, die von diesem Maler handeln, und wir bitten unsre Leser, denen das Buch zur Hand ist, sie nachzuschlagen, indem sie hierin über das Schicksal der Tafel, welche wir jezt beschreiben werden, nähere Angaben finden werden.

In ihrem jetzigen Zustande ist sie ein Viereck, in welchem die einzelnen Darstellungen, auch Vierecke, nicht eben ganz ordentlich bey einander stehen. Die Figuren sind etwa eine Palme hoch. Die Reihe der Begebenheiten beginnt

1. mit dem Einzuge in Jerusalem. Die Scene ist nahe vor dem Thore. Jesus reitet zur Linken auf der Eselin, neben welcher das Füllen geht. Hinter ihm sind die Apostel, alle voll Kraft in den Männer- oder Jünglingsgesichtern. Unter ihnen zeichnet sich besonders Johannes durch Schönheit aus. Ihre auf das Volk gerichtete Gesichter scheinen diesem zu sagen: Hier bringen wir Euch Euren König. Jesus selbst scheint eben mit würdigem, ernstem Blick, der nicht frey von Wehmuth ist, die Rechte aufgehoben, die Worte des Weh's über die Stadt auszusprechen. Ueber ihm pflücken Männer in und unter Bäumen Zweige von denselben. Von den Zinnen der Stadtmauer und über eine Gartenmauer unter den Mauern der Stadt schauen eine Menge von Männern, Weibern und Kindern mit ernsten Blicken aber voll inniger Theilnahme an dem, was sich begibt. Vor dem Erlöser her zieht der Volkshaufen. Einige sehen sich um und breiten mit dem Ausdrucke der innigsten Ehrerbietung Kleider auf dem Wege aus, Andre tragen Zweige vor ihm her; noch Andre werden wider ihren Willen fortgedrängt und schauen noch, so gut sie in diesem Drange können, nach dem Könige um. Kurz, es ist ein solches Getümmel auf dem kleinen Raume dargestellt, worin jede Figur nicht etwa blos mit ihrem Körper, sondern durch die Theilnahme ihrer Seele eine Rolle spielt, daß wir uns nicht erinnern, etwas Aehnliches gefunden zu haben. Ja, es ist die Frage, ob es möglich sey, diese Darstellung zu übertreffen. Wenigstens sind wir gewiß, daß die Idee eines solchen Getümmels hier so erschöpfend und befriedigend ausgeführt ist, daß ein größerer Aufwand dazu schwerlich von Ueberfluß frey gesprochen werden könnte. Im Thore stehen die Pharisäer und Schriftgelehrten; von denen sich einige über das Aufsehen ärgern, welches ihr Gegner macht und von Neid verzehrt werden. Andere wundern sich mit aufgehobenen Händen über seine unerhörte Kühnheit. Doch sind auch einige darunter, denen man die boshafte Zuversicht auf dem Gesichte lieset, da sie seiner schon Herr werden wollen.

Wir sind überzeugt, daß unser trefflicher, die wahre Sphäre der Malerey so richtig würdigender und fremdes Verdienst so innig anerkennender Overbeck es nicht übel deuten wird, wenn wir dieses Bild Duccio's in Hinsicht der Erfindung dem Einzuge Christi an die Seite stellen, welcher jezt die Hauptzierde der St. Marienkirche zu Lübeck ist. Wir überlassen es der Entscheidung der Kunstverständigen, ob nicht sogar das Motiv Duccio's, der die Apostel mit dem Volke in Verbindung sezt, dem Motiv Overbeck's möchte vorzuziehen seyn, der die Apostel ohne Theilnahme an dem Volksjubel in frommer Ergebenheit gegen ihren Meister und zum Theil in Betrachtung über seine Göttlichkeit vertieft, einhergehen läßt. Wenigstens schließt sich durch Duccio's Motiv das Ganze zu einem lebenvolleren, dramatischeren Gemälde viel enger zusammen.

2. Die Fußwaschung. Jesus wäscht eben dem

Petrus die Füße, und wir erblicken ihn hier eben so beschämt und bestürzt, wie der Evangelist Johannes ihn in seinem Evangelio uns beschreibt, und da wir ihn hier mit unseren leiblichen Augen sehen, so ist der Eindruck noch viel stärker. Er hält die rechte Hand fest in peinlicher, ängstlicher Verlegenheit vor die Stirn; auf die andere Hand stützt er sich. Jesus auf einem Knie vor ihm, hält seinen Fuß in seiner linken Hand und mit seiner sanftmüthigen Würde ihn anblickend, scheinen die Lehren der Liebe und Demuth von seinen Lippen zu fließen. Wie Petrus zur Linken, so sitzt ein andrer Jünger zur Rechten, der eben seine Sandalen löset, und diese beyden schließen mit den dazwischen stehenden Aposteln die Gruppe auch äußerlich zu einem Ganzen ab, welche der Ausdruck der tiefsten Verehrung gegen ihren göttlichen Meister, der innigen Rührung über seine Herablassung, des versunkenen Nachdenkens über seine Hoheit zu einer der herzergreifendsten macht, die sich sehen läßt.

Die so ganz aus der Idee und aus der inneren Nothwendigkeit hervorgehende Gruppirung ist aber nicht blos hier, sondern auf jedem Bilde gleich vortrefflich. Es ist reiner Ausdruck der bewußtlos bildenden Kraft einer höheren Natur. Kein bloßes Nachdenken, nicht das angestrengteste Studium würde ausreichen, um so etwas in immer neuer Fülle und Angemessenheit zu gestalten. So viele Figuren auf diesen Bildern auch immer bey einander stehen, so scheint doch nie eine überflüssig; im Gegentheil würde der Zusammenhang gestört werden, wenn auch nur eine fehlte, denn, wo wir auch den Versuch machten eine hinwegzudenken, da entstand ein Riß.

3. **Das Abendmahl.** Es zeichnet sich durch lebendige Handlung und mannichfaltigen Ausdruck aus. Besonders ist der feurige Petrus hier wie überall in der lebendigsten Individualität dargestellt. Weit entfernt das freylich effektreichere, aber nur für einen stumpferen Sinn berechnete Mittel anzuwenden, den Verräther Judas durch etwas Auffallendes, auszuzeichnen, wie z. B. Leonardo da Vinci in seinem Abendmahl gethan hat, scheint er hier vielmehr in der Reihe der Jünger einen ihm zukommenden Platz einzunehmen, und unterscheidet sich eben durch nichts Aeußerliches von ihnen. Man erkennt ihn blos an dem kaltverständigen, berechnenden Gesichte, während allen Andern das Gemüth von Zorn, Trauer oder Wehmuth überwallt, und diese Bewegungen sich in ihren Mienen malen. Man würde, wenn man diesen Ausdruck aus der Acht ließe, ihn nur durch die Vergleichung mit seinem Ebenbilde in der folgenden Abtheilung erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lithographie in München.

Malerische und militärische Reise von Wittenberg in Preußen bis Moskau im Jahre 1812, an Ort und Stelle aufgenommen und auf Stein gezeichnet von Albrecht Adam. München bey Hermann und Barth.

Kriegsscenen hatten von jeher ausgezeichnete Künstler beschäftiget, da sie reichen und mannichfaltigen Stoff zu Schilderungen darbieten, die hinsichtlich der Geschichte sowohl als in artistischer Beziehung durch Mannichfaltigkeit der Situation, durch Reichthum der Anordnung und Motive vielfältiges Interesse gewähren.

Der Feldzug, aus welchem Hr. Adam den Stoff zu diesem Werke schöpft, ist jener vom Jahre 1812 in Rußland. Die unglücklichste aller Katastrophen für die damals in Rußland versammelten Heere, wo alles, was lebte, nicht nur gegen den schrecklichsten Mangel und die drückendsten Entbehrungen aller Art, sondern auch noch gegen die in Wuth aufgereizten Elemente zu kämpfen hatte, machte diesen Feldzug zum einzigen in seiner Art, aber auch zur reichhaltigsten Quelle von Ereignissen, deren Schilderung, an Ort und Stelle mit möglichster Treue von einer lebhaften Phantasie aufgefaßt und mit entsprechender Charakteristik im Ausdruck der handelnden Personen wieder gegeben, nicht anders als mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen werden kann.

Hr. Adam, seiner vorzüglichen Neigung zur Pferde- und Schlachtenmalerey folgend, wohnte schon dem Feldzuge in Oesterreich im Jahre 1809 bey und kam hierauf mit einer reichen Ausbeute von Zeichnungen, die er im Verlaufe desselben zu fertigen Gelegenheit fand, nach Wien, wo er von dem damaligen Vice-Könige von Italien und nachmaligen Herzoge von Leuchtenberg, Prinzen Eugen, bemerkt und von diesem großen Gönner und Freunde der Kunst mit der Bestimmung in seine Dienste genommen wurde, ihn auf seinen Reisen und Feldzügen zu begleiten. Im Jahre 1812 ward der Feldzug in Rußland eröffnet und unser Künstler folgte dem erlauchten Prinzen zu Pferd von Wittenberg in Preußen bis Moskau und war Augenzeuge von allen Gefechten, Schlachten, einzelnen Waffenzügen und merkwürdigen Ereignissen, die bis dahin statt fanden, und wobey er keine Gefahr scheute, und keine Mühe achtete, um an Ort und Stelle getreue Zeichnungen von dem zu entwerfen, was sich vor seinen Augen zutrug.

Diese Zeichnungen, von dem Künstler selbst lithographirt, machen nun den Inhalt des angezeigten Werkes aus, dessen beyde ersten Lieferungen, jede von 4 Blättern, vor uns liegen, und deren Darstellungen in ge-

schichtlicher und artistischer Hinsicht wir hiermit näher anzeigen.

Erste Lieferung.

1. Ein Bivouac der italienischen Ehrengarde bey Marienpol.

Einige Gardisten sind eben mit Abkochen beschäftiget, zwey andere sind vom Dienste zurückgekommen und harren des frugalen Mahles. Man sieht mehrere ausgeschirrte Pferde, wovon einige in der Ferne der Weide nachgehen.

2. Eine Scene vor dem Dorfe Pilony am Niemen.

Der Künstler öffnet uns hier den traurigen Anblick eines vom Regen durchnäßten, öden Kornfeldes, auf dessen Vordergrund ein leerer Wagen steht, dessen Viergespann kaum seinen Heißhunger mit der noch frischen Saat gestillt hat und kraftlos dahin gesunken liegt. In der Ferne gewahrt man mehrere todte Pferde.

3. Schlacht bey Ostrowno am Morgen des 26sten Juli.

Auf dem von Waldungen durchschnittenen Schlachtfelde zeigt sich die Cavallerie in mehrere Haufen getheilt, dem Angriffe entgegengestellt. Zur Rechten des Vorgrundes zieht die Infanterie in Eilschritten vorüber, um sich der Reiterey zur Unterstützung zu nähern, wozu sie eben von dem Prinzen Eugen, in Mitte des Vorgrundes, begleitet von mehreren Ordonanz-Offizieren, befehliget worden ist. In mäßiger Entfernung zur Linken der kommandirende General der Kavallerie mit mehreren Ordonanzen.

4. Einige leichte Reiter der baierischen Kavallerie passiren die Dwina bey Bezenkowitschi.

Das Regiment hat bereits das jenseitige Ufer erreicht und zieht in die Ferne hin, einige nähern sich dem Ziele durch den reißenden Strom; nur einer hält noch am Ufer, die Gefahr des Rittes auf seinem ermatteten Pferde erwägend.

Zweyte Lieferung.

1. Nachzügler in der Gegend von Moskau.

Neben einem mit russischen Pferden bespannten Wagen im Freyen einer öden Gegend, halten einige Bursche, vom französischen Fuhrwesen, zu Pferd. Der eine ist in einen Weibermantel von Pelz gekleidet. Dem Wagen folgt eine Ziege, auf demselben bemerkt man todtes und lebendiges Geflügel, den übrigen Raub verbirgt die Decke über dem Wagen.

2. Der Hofraum des alten Schlosses Holzany, Hauptquartier des Prinzen Eugen.

Mehrere Pferde erquicken die matten Glieder durch Nahrung und frischen Trunk. Den Hof umgibt altes Gemäuer für Rußland von ungewöhnlichem Baustyl, der darum auch den Künstler zunächst zu dieser Darstellung bestimmt hat.

3. Eine Scene vorwärts von Bezenkowitschi.

Mitten durch hohe, gereifte Saaten reitet Prinz Eugen mit mehreren seiner Offiziere nach Ostrowno, als er eben die Nachricht empfängt, daß mit dem Feinde dort ein hartnäckiges Gefecht begonnen habe; zur Linken eilt ein unterstützendes Korps Reiterey voran und in der Ferne entsteigt dem schweren Geschütze geballter Pulverdampf.

4. Marsch des vierten Armeekorps auf der Straße von Piloni nach Kroni.

Dieses Blatt gibt eine Idee von jener Unordnung auf den Märschen der französischen Armee, die oft nur zufällig veranlaßt, zum Theil den Untergang derselben beförderten. — Stockung eines Zuges von Proviant- und Bagagewagen, Marketender und Soldaten verschiedener Gattung zu Fuß und zu Pferd, ruhiges und stummes Dahinziehen Einzelner, gedrängte Eile, Streit und Wortwechsel anderer, Pferde und Schlachtvieh, gefallene Pferde, ermattete Krieger, Trümmer zerbrochener Wagen umher ꝛc., Alles bunt durch einander auf grundlosem Boden, gaben in seltsamen Kontrasten dem Künstler Stoff zu dieser Darstellung.

(Der Beschluß folgt.)

Paris.

Oeuvre de Jean Goujon, gravé au trait, d'après ses statues et ses basreliefs par Mr. Reveil, accompagné d'un texte explicatif sur chacun des monumens qu'il a embellis de ses sculptures et précédé d'un essai sur sa vie et ses ouvrages par M. J. G...., recueilli et publié par M. Audot. Ire Livr. chez Charles Potrelle, rue S. Honoré no. 140. Preis 4 Fr. Das ganze Werk soll 20 Lieferungen enthalten. In der ersten findet sich der heil. Johannes, die Viktoria, die Städte und die Figuren der Fama aus dem Schloß Ecouen, über welches der Text handelt, wobey zugleich auf die Theilnahme des Jean Bullant an den Arbeiten von Ecouen Rücksicht genommen wird.

Nr. 50.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. Juni 1827.

Lithographie in München.

Malerische und militärische Reise von Wittenberg in Preußen bis Moskau im Jahre 1812, an Ort und Stelle aufgenommen und auf Stein gezeichnet von Albrecht Adam. München bey Hermann und Barth.

(Beschluß.)

Herr Albrecht Adam ist als ein ausgezeichneter Künstler in diesem Fache zu bekannt, als daß, was Zeichnung, Anordnung und Gruppirung betrifft, sich von diesem Werke nicht volle Befriedigung erwarten ließe. Die hier geschilderten Momente, von dem Künstler selbst an Ort und Stelle aufgenommen, sind mit genialer Leichtigkeit und lebendiger Einbildungskraft, gleich Originalzeichnungen, auf Stein geschrieben. Die Gruppen sind wohl vertheilt, die einzelnen verständig angeordnet und unter sich zu einer sich zufällig darstellenden Gesammtwirkung verbunden. Die beyden ersten Blätter jedes Heftes sind durchaus in der Kreidemanier behandelt und ausgeführt, die Gegenstände auf dem dritten sind mit der Feder leicht konturirt und dann neben harmonisch ansprechenden Lichtern mit der Kreide in leichten Schatten gesezt. Das vierte Blatt endlich erscheint als eine Federzeichnung in bloßen Umrissen von geistreicher Behandlung. Diese Mannichfaltigkeit in der Ausführung gibt dem Ganzen einen eigenen Reiz und beweist in technischer Hinsicht die Meisterschaft unseres Künstlers.

Diese Blätter sind mit einem leichten Tone, ähnlich dem des chinesischen Papieres, rein und kräftig gedruckt. Den Druck hat Hr. Joseph Lacroix besorgt, dessen neben der schon rühmlich bekannten Offizin des Hrn. Selb inzwischen neu entstandene chemische Druckerey, in Bezug auf Kraft, Harmonie und Klarheit des Druckes, hier mit Auszeichnung genannt zu werden verdient.

Der jedem Hefte beygegebene erklärende Text in französischer Sprache, mit Hinweisung auf Labaume's Schriften, unterstüzt die Deutlichkeit der bildlichen Darstellungen in historischer Beziehung und verdient in typographischer Hinsicht die ehrenvollste Erwähnung. *)

Die Herausgeber dieses Werkes, Hermann und Barth, haben nichts versäumt, demselben, das in einer Folgenreihe von beyläufig 120 Blättern bestehen wird, auch von Außen jene Zierlichkeit zu geben, die der Schönheit und Gediegenheit seines artistischen Inhaltes vollkommen entspricht und jeden Theilnehmer an demselben für den mäßigen Subscriptionspreis von 4 fl. für ein Heft, mehr denn hinreichend entschädiget.

Wir sehen mit Vergnügen der Erscheinung der dritten Lieferung entgegen.

* * *

Bey eben genannten Herausgebern erschienen noch zwey andere lithographirte Werke, interessant in verschiedener Beziehung und nützlich zugleich, wenn auch von minderem Umfange als das oben erwähnte.

1. Blumen- und Früchte-Studien nach der Natur und in natürlicher Größe, lithographirt von Xav. Nachtmann.

2. Architektonische Verzierungen rc. zur Benutzung für Baufreunde, Maler, Zeichner, Bildhauer, Bronze- und Silberarbeiter, erfunden und lithographirt von Andreas Borum.

Von dem erstern Werke sind bereits zwey Hefte erschienen, jedes mit sieben Blättern, wovon drey kolorirt, die übrigen in schwarz schattirten Abdrücken vorliegen. Es hat den Unterricht im Blumen- und Früchte-Zeichnen zum Zwecke, wozu es sich auch durch sich selbst empfiehlt, da bey der sichtbaren Korrektheit der Zeichnung

*) Der Druck aus der Offizin des Hrn. Lindauer auf einer englischen Presse veranstaltet, ist bey der Schönheit und Schärfe der Lettern und mit möglichster Reinheit und Schwärze abgezogen, so vollkommen gelungen, daß er den schönsten typographischen Werken des Auslandes an die Seite gesezt zu werden verdient.

und ansprechenden Naturwahrheit Niemand verkennen wird, daß es dem beabsichtigten Ziele vollkommen entspricht. Hr. Nachtmann, anfänglich nur der Porzellan-Malerey in diesem Fache mit Auszeichnung zugethan, übt nun auch die Oelmalerey in einem solchen Grade der Meisterschaft, daß er den tüchtigsten Künstlern neuerer Zeit mit Recht beygezählt werden muß. Seine letzten Oelgemälde berechtigen zu diesem Urtheile, an welchen neben einer sehr befriedigenden Anordnung ein wirksames Helldunkel, Wahrheit und Harmonie des Kolorits, eine zierliche, geschmackvolle Behandlung aller Theile, besonders des so schwierigen Blätterwerkes, kurz alle jene Vorzüge hervorstechend sind, wegen welcher die älteren Werke der Niederländer in diesem Genre so vorzugsweise gefallen. Dieser Umstand wird daher unbezweifelt dem vorliegenden lithographirten Werke seinen Fortbestand mit Auszeichnung sichern, besonders wenn nach den Musterblättern des zweyten Heftes auch die folgenden mit derselben Kraft und Vollendung der Ausführung fortschreiten werden.

Das zweyte Werk besteht aus sechs Blättern architektonischer Verzierungen, die ihrer Form nach sich größtentheils zur Dekorirung von Friesen eignen mögen. Die Theile sind gut gewählt und unter sich und zu einem fortlaufenden Ganzen leicht und natürlich gefügt und verschlungen. Der edle Styl, welcher darin herrscht, gereicht dem reinen Geschmacke des Erfinders zu allen Ehren und macht die Fortsetzung dieser Blätter höchst wünschenswerth. Auf die Ausführung hat Hr. Borum den möglichsten Fleiß verwendet mit aller Zierlichkeit und plastischer Bestimmtheit der Behandlung, die den Werth der Erfindung nur erhöhen konnte. Auch diese beyden letztgenannten Werke verdanken die Reinheit, Egalität und Klarheit ihres Druckes der Presse des Hrn. Lacroix.

Speth.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

(Fortsetzung.)

4. Judas Ischarioth verkauft seinen Meister den Pharisäern. Die eigentliche äußere Handlung, die Auszahlung der dreißig Silberlinge, welche hier dem gierigen Judas in die beyden offenen Hände geschüttet werden, ist hier nur Nebensache. Die Haupttheilnahme wendet sich auf den Ausdruck der Gesichter, in denen alle Leidenschaften und augenblicklichen Regungen mit so sprechender Deutlichkeit zu lesen sind, daß das innere Ohr sie auch ohne Worte reden hört. Der eine Pharisäer hat das Geld in seinem Gewande herbeygebracht, ein andrer zahlt es ihm aus. Jener scheint mit dem aufgehobenen Finger, dieser mit dem auf Judas gehefteten Auge diesem alle die Verbindlichkeiten in das Gemüth zu rufen, die er für das Geld übernimmt, und Judas antwortete darauf, auf das Bestimmteste entschlossen sie zu erfüllen. Zwischen Judas und den Auszahlenden blicken zwey Köpfe auf das Geld herab, als bedauerten sie noch den Verlust ihres Mammons, als schiene der Preis ihnen noch zu hoch. Zwey Männer zur Linken von Judas aber sind voll Freude über das Gelingen ihrer lange vergeblichen Nachstellungen und ihre Einbildungskraft, die durch die Bosheit ihres Gemüths in Bewegung gesezt ist, scheint ihnen schon die Scenen vorzumalen, in welchen sie ihren Triumph über den gefürchteten Feind zu feyern gedenken.

5. Jesus kündigt seinen Jüngern an, daß er von ihnen scheiden muß. Die innige, tiefgefühlte Wehmuth, welche Mienen und Bewegungen durchdringt, macht auch dieses Bild zu einem sehr ergreifenden. Wenn wir einmal auf die technische Ausführung Rücksicht nehmen wollen, so haben wir an dieser Darstellung sehr die Kraft des Kolorits zu loben. Wir möchten von denen, die in der Kunstübung Duccio's Griechisches finden wollen, einmal hören, wo sich in dieser Abtheilung auch nur die leiseste Spur davon zeige.

6. Jesus Leidensstunden in Gethsemane. Unten zur Linken liegen die übrigen Apostel, in ihren Mänteln eingehüllt, theils schlafend, theils voll Schlafs in so mannichfaltigen und gewagten und doch dabey so richtigen und angemessenen Stellungen, daß sich wohl kaum etwas Trefflicheres aussinnen läßt. Etwas höher ist Jesus; seine Seele ist vom Schmerze aufgewühlt. So rührend, wie im Evangelium Marci, scheint er zu dem allein wachen Petrus zu sagen: Ach! wollt ihr nun schlafen und ruhen? Petrus antwortete ihm für Alle, aber den Lieblingsjünger hinter Petrus überwältigt auch schon der Schlaf. Weiter nach oben betet Jesus mit aufgehobenen Händen und die ganze Qual seiner geängsteten, von Todesschmerzen gefolterten Seele tritt in seinem Gesichte hervor. Ein Engel spricht ihm Trost zu.

Wenn irgendwo, so ist es uns bey diesem Bilde deutlich geworden, mit welch' unwiderstehlicher Macht die Kunst der Malerey der Religion zu Hülfe kommen kann. Wo wäre wohl ein Gemüth so hart, so gefühllos, das nicht in seinen innersten Tiefen erschüttert werden müßte, wenn es hier den allein Reinen, den Fleckenlosen in der Einsamkeit der Nacht, in dem beklemmenden Dunkel sieht, so verlassen von allen denen, für welche er in den Tod geht, verlassen in der Stunde, die vielleicht die ein-

zige ist, in der er ein theilnehmendes Menschenwort für eine Wohltbat hielt, in der ein wacher Freund die heftigen Qualen seiner Seele lindern konnte. Aber er, den Niemand vergebens bat, er bittet hier vergebens; während er noch redet, senkt sich der Schlaf auf die Augen seines Geliebtesten, Johannes. Doch daß unser Herz nicht ganz zerrissen werde, so sehen wir, daß der Vater vom Himmel ihm Trost sendet. Sollte eine Stimmung, die aus dem Anschauen eines solchen Bildes hervorgeht, nicht schon eine religiöse seyn, und sollte sie nicht auf die wohlthätigste, einflußreichste Weise von denen benuzt werden können, die im Staate die Sorge für das Heil der Seele übernommen haben? Wir geben zu, daß die so anschauliche Erzählung der Evangelisten, die eben in ihrer Einfachheit für jedes gefühlvolle Gemüth so ergreifend ist, schon ähnliche Eindrücke hervorbringt. Aber es ist doch wohl außer Zweifel, daß diese viel tiefer, viel dauernder, viel eindringlicher seyn würden, wenn das Auge die geschilderte Scene auch vor sich sähe. Könnten wir doch vermögende Wohlthäter der Menschheit für den Gedanken begeistern, solche kraftvolle Darstellungen aus der biblischen Geschichte in die Schulen zu bringen! Möchte doch die Vorstellung von den frommen und heiligen Gefühlen, die dadurch erweckt werden könnten, ein edles Gemüth aus dem behaglichen Genusse aufstören, wozu die Reichthümer so überredend verlocken, und es mit einer Unruhe erfüllen, die nicht eher gestillt würde, als bis die Verschmelzung der Kunst mit dem Volksleben durch seine Bemühungen zu Stande gebracht wäre. Doch, wo gerathen wir hin! —

7. Jesu Gefangennehmung nach des Judas verrätherischem Kuß. Zur Darstellung dieser Begebenheit hat der Künstler doppelt so viel Raum genommen, wie zu den andern, wie dieß auch bey dem Einzuge in Jerusalem geschehen ist.

Der Erlöser reicht hier mit der ruhigsten Seelengröße, mit der geduldigsten Ergebung seinen Mund dem Kusse des Verräthers dar und wird von dem getümmelvollen Haufen, der ihn umgibt, ergriffen. Zur Rechten flieht der Haufen der Jünger im aufgeregtesten Schrecken von dannen und kaum wagen einige mit ganz verschüchterten Mienen sich umzusehen. Zur Linken ist der feurige Petrus mit einigen Kriegern handgemein und haut eben dem Malchus das Ohr ab,

8. Petrus verläugnet den Herrn. Der Künstler hat diese ganze, so wirkungsreiche Episode der Leidensgeschichte treu in sein Gemälde aufgenommen.

Eine Magd zur Linken will gerade die Treppe hinansteigen und hat das Geländer mit der Rechten schon angefaßt. Ihr Gesicht ist noch auf die Gruppe der Männer gerichtet, in deren Versammlung ihre Worte so eben den Zankapfel hineingeworfen haben. Hier sitzen sieben Feinde Christi um das Feuer und bey ihnen, aber am Ende der Bank, Petrus. Hier ist der Maler vorsichtig den Worten der heiligen Urkunde gefolgt, welche sagt: Und Petrus saß bey den Knechten und wärmte sich am Lichte. Konnte er deutlicher zu erkennen geben, daß des Petrus Festigkeit schon wankt, daß er sich nicht mehr so dreist in die Gefahr hineinwagt? Er wärmt sich die Füße am Feuer. Man sieht die Bestürzung, in welche ihn die Worte der Magd versezt haben und er hebt die rechte Hand auf und wehrt mit der Linken die Beschuldigung von sich ab. Er ist offenbar in der großen Verlegenheit seiner selbst nicht mehr mächtig, indem er das Theuerste, das seine Seele hat, verleugnet. Ein Pharisäer oder Schriftgelehrter sieht ihn mit einem boshaften Späherblicke an. Dessen Nachbar, ein ziemlich dummes Gesicht, scheint aus des Ersten Mienen lesen zu wollen, was seine Untersuchung ihm gesagt hat. Zwey Andere, die weiter zur Rechten sitzen, wärmen sich in den natürlichsten Stellungen die Hände über dem Feuer, sind aber zu müde, um an der Inquisition Theil zu nehmen; nur der eine von ihnen hört wenigstens mit neugieriger Theilnahme dem Verhöre zu. Zwey Andre hinter ihnen nehmen die Sache ernsthafter und haben Lust gleich zuzugreifen, und der eine scheint eben den andern zu fragen, was er dazu meyne.

9. Jesus vor dem Hohenpriester. Die Hände gebunden, den Ausdruck tiefen Leidens im Gesichte, steht er vor dem Hohenpriester, der ihn mit boshaft feindseligem Gesichte eben gefragt hat. Jesus hat ihm eben das, was wir bey Johannes finden, geantwortet, und ein Diener hebt nun gerade seine Hand auf, um ihm einen Backenstreich zu geben, und auf seinem, von zornigem Unwillen, glühenden Gesichte, sieht man zugleich die Ursache seiner Handlung. Jesus steht in der Mitte vor den Häschern und Soldaten, von denen die hinteren, die vorderen auf die Schulter fassen und zurückbeugen, um Alles recht genau mit ansehen zu können.

10. Jesus vor dem Hohenpriester, der bey der Antwort des Erlösers sich das Kleid zerreißt. In eifrigem, glühenden Unwillen fahren alle Pharisäer umher auf. Einer hebt die Hand in die Höhe, als riefe er es laut aus: Er hat Gott gelästert! Andre sehen den Heiland mit wüthenden, racheschnaubenden Blicken an und ein Theil blickt auf den Hohenpriester, wie fragend, warum er ihn nicht gleich härter strafen lasse. Dieser zerreißt sein Kleid und neigt dabey mit einem Ausdrucke von Scheinheiligkeit sein Haupt etwas auf die Seite von Christus weg. Man lieset dabey seine geheime Zufriedenheit, die mühsam versteckte

Freude über das Gelingen seiner Pläne auf seinem Gesichte, da Jesus nun sich selbst durch seine Antwort den Stab gebrochen hat. Mienen und Geberden sagen deutlich zu Jesus: Nun kann dir Niemand mehr helfen, du bist deinem Schicksal verfallen. Im Vorhofe kommt Petrus zum zweyten Male in Verlegenheit. Ein Pharisäer hebt den Zeigefinger der rechten Hand drohend gegen ihn auf, als wollte er sagen: Wir kennen dich wohl. Ein andrer richtet fest und prüfend seinen Blick auf ihn. Petrus mit verlegenem, schuldbewußten Antlitze leugnet aber zum zweyten Male.

11. Christus mit verbundenen Augen wird verhöhnt. Hinten aus dem Haufen, der um ihn steht, kommen die Finger, die ihn zupfen und schlagen. Andre fassen ihn an und rütteln ihn, als wollten sie ihn zwingen zu antworten. Auch ein wüthender Schriftgelehrter schämt sich nicht an der Verspottung Theil zu nehmen, während die andern, um den Hohenpriester, die Köpfe zusammensteckend, sich berathen, was nun zu thun sey. Unterdeß verleugnet Petrus den Herrn zum dritten Male vor der Thüre auf Veranlassung einer Magd.

12. Das erste Verhör vor Pilatus. Doch ist es vielleicht auch schon das zweyte, da wir Jesus in dem weißen Kleide sehen, welches Herodes ihm ja anlegte. Unsre Aufzeichnungen befinden sich an dieser Stelle in Unordnung. Auf diesem Bilde aber, wovon wir nun reden wollen, sieht man Folgendes: Pilatus mit ausgestreckter Hand, hat Jesus eben eine Frage vorgelegt, worauf dieser antwortet, vielleicht wohl, daß er der Juden König sey. Die Soldaten hinter ihm, lächeln über seine Antwort, ganz in ihrem Charakter. Die Pharisäer aber gerathen in Aufruhr. Sie strecken die Hände gegen ihn aus und sprechen unter einander, und einer scheint Jesus mit seinen Blicken durchstechen und zerreißen zu wollen. Hier, im ordentlichen Verhör, muß das Volk bescheiden an der Thür stehen bleiben. Diese Abtheilung ist auch von vorzüglich trefflichem und kräftigen Kolorit.

13. Jesus vor dem Könige. Dieser sitzt auf einem Thron zur Rechten. Hinter ihm steht ein Diener, seiner Befehle wartend. Jesus steht vor ihm; diesem zur Seite sind zwey seiner Feinde, von denen der eine ihn anklagt, mit der aufgehobenen Hand auf ihn hinweisend. Der König hebt, wie erstaunt, die Hand in die Höhe und blickt auf Jesus, der in würdiger Haltung da steht und aus der Scene hinausblickt, mit seinem Geiste weit über dieß kleinliche Treiben erhaben. Hier bey dem Könige, auf dessen Gunst sie rechnen dürfen, haben die Pharisäer und Schriftgelehrten sich vorgedrängt, um die Anklage zu verstärken und scheinen nun auf die Antwort des Königs zu warten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Malerey auf der Insel Ceylon.

Ceylon, welches von den Indiern Lanka genannt wird und den Alten wahrscheinlich schon unter dem Namen Taprobane bekannt war, ist von dreyen verschiedenen Volksstämmen bewohnt, den Singalesen, Kandyern und Malabaren. Die beyden ersteren haben viele Anlage zu Künsten, besonders zur Verfertigung von Schmuck und allerhand Zierathen. Bey dem Allen haben die singalesischen Maler, sagt John Davy in seiner Reise nach Ceylon, keinen Begriff von Perspektive; ihre Landschaften sind immer roh und selbst bey der einfachsten Darstellung verleiten sie die Regeln, die sie befolgen, zu den größten Fehlern. Sie haben keine Ahnung von dem Effekt des Lichtes und machen in ihren Gemälden keinen Unterschied zwischen Licht und Schatten. Ihr einziges Bestreben geht auf den Effekt der Farben. Ihre Farben sind nicht zahlreich, aber von einem herrlichen Glanz und einer außerordentlichen Dauer; sie erhalten Gelb durch Operment, Blau durch Indigo, Roth von Merkuroxyd und Ocher; um Weiß hervorzubringen mischen sie Kalk mit beynahe kalcinirten Magnesia alba; ihr Schwarz besteht aus Rauch und alle Zwischenfarben bildet das Gummi. Die Oelmalerey kennen sie nicht.

Von den Kandyern aber sah Noé Arabesken auf Holz, so gut gezeichnet und mit so glänzenden Farben von Lack ausgeführt, daß er darüber erstaunte. Die Farben erhalten diese auf folgende Weise: sie nehmen Gummilack, das sich gar häufig auf der Insel findet, schlagen es auf einem Ambos zu Brey und vermischen es dann mit andern zu Pulver gestoßenen farbigen Materien. Sie treiben durch Rühren und Schlagen das Amalgama sehr durch einander, theilen es dann, machen kleine Kuchen daraus, oder bringen es in eine andere beliebigen Form. Wenn sie davon Gebrauch machen wollen, machen sie es flüssig und tragen mit Palmblättern das erhitzte Gummi, wie Wachs, auf die Zeichnungen. Diese Komposition fällt nie ab und kann sehr fein polirt werden; sie würde, wäre sie in Europa bekannt, bey Chaisen und andern Gegenständen mit Vortheil angewendet werden können. Mémoires relatifs à l'expédition angloise de l'Inde en Egypte, par M. le Comte de Noé, Pair de France. Paris 1826. S. 67.

Karl Fried. Neumann.

Nr. 51.

Kunst-Blatt.

Montag, den 25. Juni 1827.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

(Fortsetzung.)

14. **Pilatus läßt Jesus an der Säule geisseln.** Pilatus steht und gibt mit der ausgestreckten Rechten Befehl zu der Geisselung. Auf dem Gesichte Jesu lieset man, daß er Schmerz erträgt, aber mit Geduld.

15. **Jesu wird die Dornenkrone aufgesezt.** Pilatus sizt zur Rechten und sieht hinein in die getümmelvolle Scene, als sehe er verwundert zu, wie weit die Feinde Christi es treiben würden und wie lange er solche Qualen auszuhalten im Stande sey. Vor Jesus und zu seiner Seite knieen mit höhnischen Mienen seine Feinde und strecken spöttisch bittend die Hände zu ihm aus. Von hinten wird ihm die Dornenkrone aufgedrückt. Den andern Pharisäern zur Linken ist es anzusehen, daß es ihnen schon ganz recht ist, wie Jesu mitgespielt wird, aber es ist ihnen doch noch lange nicht genug, sondern ihre Entwürfe gehen weiter in die Ferne, und sie werden erst mit dem Tode ihres Feindes zur Ruhe kommen.

16. **Jesus wird seinen Feinden übergeben.** Pilatus ist von seinem Stuhle aufgestanden und läßt sich von einem Diener Wasser über die Hände giessen. Zwey Feinde Jesu führen diesen in ihrer Mitte hinweg. Einer von ihnen sieht sich noch einmal nach Pilatus um, als ob er eben sagte: Sein Blut komme über mich. Der Andre sieht Jesus von der Seite an, mit boshafter Freude, über das endliche Gelingen seiner Wünsche. Dieser Triumph, diese Genugthuung, daß ihr Todfeind nun ganz in ihre Hände gegeben ist, spricht auch aus den Augen der Pharisäer, an denen Jesus vorübergeführt wird.

17. **Jesus wird zur Kreuzigung geführt.** Der volle Zug ist im Vorüberziehen und scheint nur eben einen Augenblick anzuhalten. Ein Hoherpriester zur Rechten, der den Zug anführt, sieht sich um und drückt Unwillen über den Stillstand aus. Neben ihm ist Simon, der widerwillig das Kreuz trägt und im Begriff ist auch den Augenblick zu benutzen, das Kreuz niederzusetzen und auszuruhen. Ein Pharisäer, derselbe, der den Erlöser bey Pilatus verhöhnte, legt seine Hand auch hier an ihn, um ihn nach dem Richtplatz fortzureissen, auf welchen er mit der Linken hinweiset. So treibt ihn auch von der andern Seite einer seiner Henker erbarmungslos vorwärts, neben welchem ein andrer geht, der den Korb mit den Kreuzigungsgeräthschaften in der Hand hat. Zur Linken folgt der Zug der betrübten Weiber, die mit tiefem aber edlen Schmerz auf den Theuren hinblicken und mit ihren Händen ihn scheinen zurückhalten zu wollen. Mitleidsvoll erwidert er ihre Blicke und diese stumme Unterredung der innigsten Liebe mitten unter der rohesten, erbarmungslosesten Gewaltthätigkeit racheschnaubender Feinde bringt eine um so tiefere Rührung hervor, je deutlicher und entschiedener der Maler in dem ganzen vollen Bilde Alles nur dem Ausdrucke dieser beyden Ideen dienen läßt. So scharf nun auch der Kontrast dadurch wird, so ist darum doch die ästhetische Versöhnung nicht minder vollständig, da bey gleichen Anforderungen an unsre Theilnahme das beruhigende Gefühl, welches die Liebe erweckt, das Gefühl des Abscheues, welches uns der Haß, den wir sehen, einflößt, nicht zum Uebergewichte kommen läßt. Hinter den Weibern ist noch eine Menge von Soldaten und Volk.

18. **Die Kreuzigung.** Zur Rechten haben sich die Feinde des Herrn auf einen Haufen versammelt, als ob sie nach einem wohl vollbrachten Werke nun feyern könnten. Mit kaltem Hohn zeigen Einige zu ihm hinauf, als ob sie ausriefen: Da hängt der König von Juda! Andre führen ihre Hand über das Gesicht zum Ausdruck der vollendetsten Genugthuung und Zufriedenheit. Doch hat einige Andre noch nicht die Furcht vor seiner übermenschlichen Gewalt ganz verlassen, sondern sie sehen bedenklich zu ihm hinauf. Zur Linken ist die Gruppe der Freunde und Freundinnen des Gekreuzigten.

Die Mutter ist endlich ihres Gefühls nicht mehr mächtig, sondern fällt rückwärts in die Arme einer der andern Marieen. Johannes hält die Hand seiner neu erworbenen Mutter. Oben über dem Kruzifix schweben klagende Engel.

Hier verlassen uns unsre ins Einzelne gehende Aufzeichnungen und wir geben nur kurz die andern Darstellungen an, die wir uns angemerkt haben. Da wir unser Vorhaben noch einmal nach dem Dome zurückzukehren nicht mehr auszuführen im Stande waren, können wir auch nicht einmal für die richtige Zahl der Darstellungen bürgen, glauben vielmehr, daß ihrer noch mehrere waren.

19. Die Kreuzesabnahme.

20. Die Beysetzung.

21. Die Marieen am Grabe.

22. Jesus im Limbus.

23. Die Erscheinung des Herrn unter der Gestalt eines Gärtners.

24. Jesus geht mit den beyden Jüngern nach Emaus.

Dieser ganze aufgezählte Reichthum ist aber immer nur noch die eine Hälfte der Tafel, welche einst als Altargemälde diente und noch dazu die Hälfte, wofür der Künstler am wenigsten Ruhm einzuärndten hoffen durfte, da sie nach der Rückseite gewandt war, während das Hauptbild vom Schiff der Kirche ausgesehen wurde. Es ist also Erzeugniß der freyen Schöpfungslust des Künstlers, was wir in diesen kleinen Bildern vor uns sehen, denn er würde sich schwerlich große Vorwürfe dadurch zugezogen haben, wenn er diese Rückseite mit geringerer Anstrengung abgefertigt hätte. Wenn wir also an den Künstlern der alten Griechen die unermüdliche Sorgfalt und die liebende Treue loben, womit sie bey ihrem Werke bis zur vollkommensten Vollendung ausharren, wenn wir dadurch veranlaßt werden von ihnen zu rühmen, daß eine göttliche Begeisterung für das Schöne sie trieb und nur die Erscheinung desselben das Ziel ihrer glühendsten Sehnsucht war, so hat nach unserer Meynung Duccio bewiesen, daß man nicht zu verschwenderisch mit Preis und Ehre umgeht, wenn man von ihm dasselbe sagt. Es scheint uns nur eine einfache Handlung der Gerechtigkeit zu seyn.

Die Vorderseite des Bildes, welche nach der Zertrennung des Bildes von dieser Rückseite abgesondert und an der gegenüberstehenden Wand des Domes befestigt ist, gibt uns die Jungfrau zu sehen, umgeben mit Engeln, Aposteln und Heiligen. Es ist der alte, beliebte Gegenstand, den Cimabue und Mino auch schon behandelt hatten. Die Madonna hat auch mit der des Cimabue eine sprechende Aehnlichkeit. Oben sind die Bilder der zehn Apostel, die in dem anbetenden Chore nicht haben Platz finden können, in einer Reihe dargestellt. An den männlichen Gestalten sind mit der treuesten Naturnachahmung die kleinen Falten des Gesichts angegeben, obgleich weit entfernt von aller Trockenheit und Härte. Wir führen dieß hier nur darum ausdrücklich an, weil man aus solchen kleinen, der Natur abgelauschten Zügen hat beweisen wollen, daß die Gemälde der Kirche des Sacro Convento von Assisi, über deren Urheber man ungewiß ist, etwa um ein Jahrhundert später als Giotto zu setzen seyen. Die Gesichtsformen in diesen größeren Gestalten, sind fast ganz die des Cimabue; nur ist der Ausdruck in ihnen frey geworden und sie erscheinen dadurch veredelt. Schatten- und Lichtpartheien sind durch Uebergänge sehr mit einander verschmolzen, doch sind die Schatten um die Augen und an der Nase noch etwas unharmonisch dunkel, und dieß möchte auch wohl das Einzige seyn, worin Ghiberti's Behauptung, es sey an diesen Bildern Griechisches, einen schwachen Grund fände.

Wir dürfen hier nicht unterlassen die Reisenden zu warnen, daß sie sich ja nicht an die Bilder, die in der Sammlung der Akademie Duccio's Namen tragen, wenden mögen, um ihn kennen zu lernen, da einige derselben wohl schwerlich von seiner Hand seyn möchten. Unbezweifelt ist wohl ein sehr zusammengesetztes kleineres Altargemälde von seiner Hand, welches die Zahl 17 trägt, wenn wir eine beynahe verwischte Zahl in unsern Aufzeichnungen richtig deuten. Ein Hauptblatt ist in der Mitte, zwey Flügel, die das Hauptblatt bedecken können, sind zur Seite. Die Hauptvorstellung auf dem Hauptblatt ist die Anbetung der Hirten. Darüber in der Spitze ist die Auferstehung Christi. Auf dem Blatt zur Linken sind der heil. Jakob und der heil. Franziskus, auf dem zur Rechten die heil. Katharine und Magdalene. In den beyden halben Dreyecken über diesen ist die Verkündigung.

Wenn die Wahl der Geschichten dem Künstler frey stand, so verdient es schon Anerkennung, daß er so glücklich zu wählen wußte, denn der Anfang und das Ende mag wohl am Geeignetsten die Idee des Ganzen in uns erwecken, wenn einmal dieses in seinen Einzelnheiten nicht kann dargestellt werden.

Dann sind aber auch in der Ausführung des Einzelnen alle die wahren Künstlereigenschaften zu bemerken, die uns bey der Betrachtung seines größeren Gemäldes kund geworden sind. Ueber der Hauptdarstellung, der Anbetung der Hirten, weiter im Hintergrunde und um die größere Entfernung anzuzeigen in kleineren Dimensionen, ist die Verkündigung der Engel an die Hirten. Der eine derselben hat eben in der Ruhe der Nacht unter einem Baume vor seiner in den Hürden eingeschlossenen Heerde gesessen und seine Schalmey geblasen. In dieser Selbstvergessenheit hat ihn der Engel, der mit

frommer Ehrfurcht auf den neugebornen Heiland herabzeigt, überrascht. In dieser Ueberraschung, welche gerade durch die vorhergegangene Ruhe um so heftiger wirken mußte, ist er zurückgefahren, hält die rechte Hand über die Augen, um den Glanz abzuwehren, während die ausgestreckte Linke mit der Sackpfeife, deren Blase von Luft noch angeschwellt ist, um den Eindruck der Ueberraschung zu verstärken, herabgesunken ist. Diese Stellung, die ohne die äußerste Spannung des Geistes nur einen Augenblick würde zu ertragen seyn, hat dem Maler zu viele Schwierigkeiten dargeboten, um sie ganz glücklich zu besiegen, weßhalb sie etwas ungelenk ist. Doch erkennt man auf den ersten Blick, was sie zu bedeuten hat, und der Eindruck des Ganzen wird daher nicht dadurch gestört, wenn auch dem nachfolgenden prüfenden Blick die Mängel leicht bemerklich werden. Die Spannung aber, wodurch der Hirt eine Zeitlang in dieser Stellung erhalten wird, ist motivirt durch die wunderbare Erscheinung des Engels, dessen Worten die ganze Theilnahme seiner Seele zugewendet ist. Der andere Hirt hat in einem Fruchtgebüsch gesessen und die Erscheinung macht ihn nicht so betroffen, denn er ist älter, und darum bringen die Eindrücke schon nicht so heftige Wirkungen in ihm hervor. Er stützt die linke Hand auf den linken Schenkel, hat den Kopf auf die linke Schulter gewandt und hört in dieser, ruhige Aufmerksamkeit anzeigenden Stellung die frohe Botschaft an.

Beyde sehen wir auf der größeren Darstellung ihre Huldigung dem neugebornen Heilande darbringen. Die heil. Familie befindet sich in einer Felsenhöhle, die etwas zurechtgehauen ist und über deren Eingang zur Rechten ein schützendes Dach gebauet ist. In dieser Felsenhöhle sitzt zur Linken die Jungfrau und scheint mit frommer, nachdenkender Miene das Kindlein so eben aus der Krippe zu nehmen. Ochs und Esel stehen etwas hinter der Krippe zurück. Ueber der Mutter und dem Kinde schweben mit gefalteten Händen und gekreuzten Armen mehrere Engel. Mit andächtigen Mienen und Geberden knieen die beyden Hirten vor dem Himmelskinde. Ihr treuer Hund ist ihnen gefolgt und der Künstler hat ihn eben so geschickt und gewiß bescheidener in die Handlung verflochten, wie ein Ramberg würde gethan haben. Er steht da mit zusammengezogenem Körper, hebt den linken Fuß in die Höhe und richtet seine Blicke eben dahin, wohin auch sein Herr die seinigen wendet. Joseph steht schweigend unter dem Vorbau. Auch die Heiligen, welche neben dem Hauptbilde dargestellt sind, nehmen mit an der Handlung Theil. Der heil. Jakob und die heil. Magdalene stimmen mit ein in die Anbetung der Hirten, und der heil. Franziskus, wie die heil. Katharine theilen ihre frommen Gefühle den Nebenstehenden mit.

In der Auferstehungsscene darüber tritt Jesus mit der Fahne des neu gestifteten Gottesreichs eben aus dem Sarkophage hervor, den kräftigen, erhabenen Blick nach oben gerichtet. Zur Seite des Sarkophags schlafen zwey Wächter.

Die Ausführung dieses Tempera-Bildes ist im Ganzen und besonders in Joseph, dem emporsteigenden Jesus und den Hirten so fein und so sorgfältig, wie nur erdenkbar. Bey allen andern Figuren ist sie ohne Zweifel eben so gewesen, doch sind diese nicht mehr ganz so wohl erhalten.

Ein daneben hängendes kleines Altarbild thut es an Kraft des Gefühls und Reichthum des Geistes diesem gleich. Doch möchten die beyden darunter hängenden Tafeln unserem Künstler wegen des Mangels dieser Eigenschaften wohl nicht zugeschrieben werden dürfen. Von den gegenüberhängenden ist die Anbetung der Könige voll Geist und Leben und möchte auch wohl durch ihre andre Kunstweise auf Duccio, als ihren Urheber hinzeigen.

Außerdem erinnern wir uns von Duccio noch eine große Tafel in der Kapelle des Campo santo zu Pisa gesehen zu haben, worauf Johannes der Täufer, Jakobus und der heil. Antonius vorgestellt sind. Zeichnung, Kolorit, Faltung der Gewänder, Ausdruck würden Giotto zur Ehre gereichen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Beschäftigung mit dichterischen Denkmälern unsrer Vorzeit und dem Nibelungenliede, insbesondere in künstlerischer Hinsicht.

(Schluß der Eröffnungsrede zu den Vorlesungen über das Nibelungenlied und verwandte ältere deutsche Dichtwerke, an der königlichen Hohenschule zu München; von Dr. H. F. Maßmann, Privatdocenten rc.)

Es bleibt mir zum Schlusse die dritte Betrachtungsweise unseres National-Epos, wenigstens anzudeuten übrig, welche schon durch die reichen, von einem hochherzigen Könige herbeygeführten Verhältnisse der baierischen Hauptstadt geweckt wird — die des bildenden Künstlers: ich möchte sie daher die plastische nennen.

Ich setze hier den Künstler hauptsächlich als den vaterländischen voraus, als erfüllt von dem Drange und Auftrage, vaterländischer That, Tüchtigkeit und Treue seinen Pinsel, Griffel und Meißel zu weihen, als entschlossen aus der vaterländischen Geschichte, besonders den früheren und frühsten Abschnitten derselben (z. B. aus dem langen jahrhundertlichen Kampfe der Germanen wider die ewige Roma) treue Gebilde und sinnvolle Veranschaulichungen zu Tage zu fördern.

Spätere Jahrhunderte gewähren dem Historienmaler hinreichende Quellen der Erkundigung sowohl für Thatsachen überhaupt, als über Persönlichkeiten der Handelnden, Sitte der Zeit, Tracht der Stände etc. insbesondere. Nicht so die früheren und frühsten Jahrhunderte. Vergebens sucht hier der gründliche, wie der kühne Künstler nach scharf gekennzeichneten Gestalten, nach bestimmten Umrissen und Umgebungen, die ihm um so nothwendiger sind, als die Phantasie im gegebenen Felde doch ungezwungen schaffen soll. Die wenigen tiefsinnigen und großartigen Grundzüge urdeutscher Art zu empfinden und zu glauben, zu denken und zu handeln, die uns die Römer gelegentlich aufbewahrt haben und die durch das römelnde Gewand des Jornandes, Warnefried u. s. w. durchschimmern — sie können, wie sie auch in Klopstock's Gelehrtenrepublik und sonst beysammen steht, dem plastisch-darstellenden Künstler nicht genügen: seine Phantasie fühlt sich beengt in dem zu weiten Spielraume, sie fürchtet sich leicht verführt von den nur zu oft gesehenen, darum nur zu leicht und unvermerkt sich unterschiebenden griechischen Gebilden. Sie verlangt daher um so mehr scharfe Umgränzung der Gestalten, deutschthümliches Gepräge der Charaktere; sie will das Rauschen deutscher Eichenhaine vernehmen und unter ihren grünen Lauben deutsche Menschen wandeln und handeln sehen.

Wohin sich nun wenden? Lassen sich solche Kunstgebilde aus der Luft construiren? — Des Tacitus Germania ist von Rühs, Luden und Anderen mit Recht zurückerklärt worden aus den späteren deutschen Gesetzen, nordischen länger lebendig gebliebenen Sitten und eddischen Gesängen. So greife denn der junge Künstler furchtlos und zuversichtlich zu den Dichtwerken des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts und ihren früheren Anklängen! Hier ist eine unsrer Erzväter nicht unwürdig wandelnde Nachkommenschaft; hier ist vielfacher Nachklang der Urzeit, unverhallt; hier ursprüngliche Grundanschauung mit der alten, treu und lebendig überlieferten Heldensage verwebt, die selber nur verjüngte Wiedergeburt noch früherer That, noch früheren Glaubens ist.

Selbst in den Zügen, welche den Jahrhunderten der Dichter und Undichter näher stehen oder ganz anheimfallen, ist in Betracht späterer Jahrhunderte oder gar unserer Tage, alterthümliche Farbe und Form, Anreiz und Anspruch für die zurückschaffende Phantasie des begeisterten Künstlers genug niedergelegt und ausgeprägt, als daß ihm nicht seine ahnende Seele erfüllt werden sollte von treffenden Lichtgestalten auch für das ferne Nebelland unserer Urgeschichte. Die Erzeugnisse großer und reicher Künstler in den lezten zehn und zwanzig Jahren sind dafür der lebendigste Beleg; und wie in den neuesten besten Büchern über deutsche Geschichte (von Bahrdt, Luden, Wolfgang Menzel), denen mit Recht auch der germanische skandinavische Norden nicht fremd geblieben ist, keine deutsche Urwildniß und keine thierischen Bärenhäuter mehr vorkommen, so sind sie auch aus den bessern Kunstwerken verschwunden und haben sinnigeren, innen bedeutsameren, kernkräftigeren Gestalten weichen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

München.

Se. Maj. der König hat der Stadt New-York in Nordamerika; für das von ihr übersandte Geschenk eines lithographischen Prachtwerks (s. Kstbl. Nro. 4. d. J.) ein Gegengeschenk senden lassen, bestehend in einer Sammlung von 50 der vorzüglichsten lithographischen Blätter nach Gemälden der Münchner Bildergallerie aus dem von Piloty, Flachenecker u. A. herausgegebenen Werke. Diese Sammlung befindet sich in einem schönen Einbande mit der einfachen Aufschrift: „König Ludwig der Stadt New-York", und ist bereits auf dem Wege nach Amerika. Der Werth des schönen Geschenks ist durch den Sinn des Gebers noch erhöht worden. Erinnert man sich des Anlasses dieser Sendungen, so findet man in den Thatsachen einen Beweis, daß die Humanität, der Sinn für das Gute und Schöne, die entferntesten Gegenden der Erde verbindet.

Wunsch.

Schon längst wünscht gewiß jeder Freund der vaterländischen Kunst, daß von dem Bamberger Dom, welcher meistens in dem byzantinisch neugriechischen Styl aufgeführt ist, gelungene Abbildungen herausgegeben werden möchten. Denn diejenigen, welche man bis jezt davon hat, das Rupprechtische Blatt ausgenommen — verdienen fast gar keiner Erwähnung. Nur eine einzige ältere Abbildung dieser Kirche ist mir bekannt, in welcher jedoch der Baustyl gar nicht deutlich bezeichnet ist; sie befindet sich in dem seltenen Werke: Histoire ecclesiastique d'Allemagne 1724. T. I. p. 191. Die anderen Abbildungen, sowohl in Kupferstich als Holzschnitt, erscheinen immer nur als Beywerke auf den Bildnissen des Kaisers Heinrich und der Kunigunde, welche den Dom tragen. Von einzelnen Theilen der Kirche ist außer einigen Monumenten, nichts in Abbildungen erschienen. Daher ein Werk, wie die von Moller, oder die über den Dom zu Konstanz und den Freyburger Münster, dem Unternehmer gewiß Nutzen und Ehre bringen würde.

J. Heller.

Nr. 52.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. Juni 1827.

Ueber die Beschäftigung mit dichterischen Denkmälern unsrer Vorzeit und dem Nibelungenliede, insbesondere in künstlerischer Hinsicht.

(Beschluß.)

Aber die Gestalt und Welt des Nibelungenlieds ist auch, wie sie nun vor uns liegt als Vermächtniß des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts, für sich selber, um ihrer selbst willen eine ergiebige Fundgrube für die Phantasie des neuschaffenden Künstlers. *) Hier thut sich ihr auf eine reiche fröhliche Welt der plastischen Anschauung und Auffassung, wie für das Gemüth eine Welt der Theilnahme und Bewunderung. Ein lebendiger nie ruhender Wechsel der Handlung und der Helden; eine mit sich fortreißende Entwicklung, ein rasches richtiges Fortschreiten zum unausweichlichen, ernstlösenden Ende; eine Fülle wundervoller Verknüpfungen, innig rührender Verflechtungen und lieblicher Gruppirungen; eine reiche Schaar kräftiger Heldengestalten mit starken Tugenden und entschiedenen Leidenschaften im grünen Vordergrunde des Rosengartens zu Worms, endlich eine Walstatt der Rache und der Klage im blutrothen Hintergrunde des Hunnenlandes — gewiß Stoffes und Aufgaben genug für einen schaffenden Künstler, der eine neue Welt von Gebilden sucht!

Und wie springen alle Heldengestalten scharf umgränzt, voll, rund und rein ausgeprägt, glücklich in den Rahmen eingefügt, richtig in die Handlung eingreifend — kräftig und kühn, und wieder mild und fromm, holdselig und hochedel — hervor aus diesem Heldensaale! Sinnig ist die Sitte geschildert, reichlich und mit verweilender Vorliebe Feyerlichkeit, Pracht, Waffe, Kampfart, gemalt. Wahrlich — hier ist ein reiches Feld zum Bilden und Schaffen, um wiederzugeben der Anschauung Vieler, was das Lied dem Gemüthe gab.

Ferner wie dem Sprachforscher in unserm Liede das blühende Gewebe der ausgebildeten Sprache ein anmuthiger Gegenstand der Betrachtung und der Forschung wird, wie dem historischen Kritiker die Ausgestaltung der Sage, der Vergleich ihrer deutschen lebendigen Ausbildung (im Nibelungenliede und im selbstständigen Heldenbuche) mit der nordischen Kristallisation derselben, die Zergliederung der Liedesabschnitte nach poetischen Gesetzen und kritischen Anforderungen, die Ausscheidung oder Andeutung der rhapsodischen Volkslieder, aus denen etwa der lezte edle Dichter das schöne Siegfriedsgewand mit dem blutrothen Kettenschlage der Chriemhilden-Rache wob, endlich die historische Wirklichkeit und mit Maaß etwa auch die mythische Bedeutsamkeit der einzelnen Gestalten, welche die Sage und das Lied allmählig im Abbuche der Jahrhunderte von den

*) Früher war gesagt worden: „Was ich im Verfolge der Betrachtung von dem inneren wie äußeren Werthe des Nibelungenliedes sagen werde, ist seit zehn und mehr Jahren von den triftigsten Stimmen umständlich bewiesen worden, und die gültigsten Urtheiler haben bey weitem Vollständigeres, Treffenderes, Innigeres darüber ausgesagt. Daher hier nur in Kürze dieses: Das Lied von der Nibelungen Noth ist der Schlußstein und Edelstein eines großen Sagenringes, Blüthe einer selbstständig ausgewachsenen, an allen großen Grundzügen der Poesie reichen, Sagenwelt, die — wäre sie auch nicht eine recht eigentlich heimische, schon um ihrer selbst willen, wegen ihrer anerkannten Großartigkeit, ihres gewaltigen Gehaltes und ihres vollendeten Gepräges vollstes Unrecht hat zur Aufnahme in die historisch-ästhetische Abbildung des deutschen Geistes. Sie ist ferner der Strahlenspiegel einer gänzlich vom klassischen Alterthum verschiedenen Erscheinung und Lösung, einer neuen Welt, erwachsen aus germanischem Heldenthum und verwachsen mit dem neuen Christenthum zum frauendienstischen Ritterthume. Diese Liederwelt ist Abglanz und Wiederhall einer Zeit, die gegen das veraltete Alterthum, bey allen wunderlichen Neuverschränkungen und Verrenkungen des Lebens, doch in Staat, Baukunst, Malerey, Dichtkunst einen eigenthümlichen Geist, einen frischen und fröhlichen, noch nie zuvor erlebten Frühling heraufführten und mit germanischem Jugendgeiste die verwirrte Welt anhauchten. Das Lied der Nibelungen ist ferner ein in sich abgerundetes plastisches Kunstwerk, genügend den Anforderungen der Form, wie des Geistes der Poesie u. s. w.

Schlachtfeldern der Geschichte in den brennenden Hunnensaal zum Todeskampfe versammelte — wie dieses Alles vorzugsweise dem *Sprachforscher*, *Historiker* und *Kritiker* Gegenstand der Untersuchung ist; so wird auch den bildenden *Künstler* mancher plastische Gewinn erwachsen aus einer, so weit ihm gut und noth, theilnehmenden *Mitbetrachtung aller dieser* Untersuchungen, besonders des Vergleiches der einzelnen Heldengestalten und Aventiuren, so wie des Ganzbaues und Fortganges des deutschen Liedes gegen die selbstständig ausgebildete, bald gleichlaufende, bald abweichende nordische Darstellung in der *Wilkina Saga* und *Volsunga Saga*, in den *Eddaliedern*, den *dänischen* Heldenliedern und in den Liedern, welche noch heutiges Tages auf den *Faröer* von der Nibelungen Noth zu Reigen gesungen werden und jüngst gesammelt worden sind.

Es ist *Sache des Lehrers*, bey fortgehender Lesung des Liedes, neben nothwendig werdenden sprachlichen Erläuterungen des Textes, bey den einzelnen Anlässen des Stoffes, der Sage, der Handlung jene gleichlaufenden oder abweichenden Ausgestaltungen der nordischen und anderweitigen Auffassung, die selber unter einander abweichen, in Vergleich und zur Anschauung zu bringen, und sie *am Schlusse* der gemeinsamen Lesung nochmals in einen Brennpunkt zum dann wohlthuenden Ueberblick und Rückblick zu sammeln. Es ist ferner Sache des Lehrers, die hier getrennt besprochenen mehrfachen Betrachtungsweisen unsers Liedes, so wie älterer deutscher Sprachdenkmäler überhaupt vor einer *gemischten Zuhörerschaft* zu vereinigen und sich wechselseitig, nach den vorherrschenden Anforderungen, die an ihn gemacht werden, durchdringen zu lassen. Dieses weiter auszuspinnen, gönnt aber die gegebene Frist nicht, und bleibt überhaupt besser der glücklichen Ausführung überlassen.

Viele besondere Beziehungen für die einzelnen Betrachtungsweisen, besonders die des *Künstlers*, könnten noch hinzugefügt werden. Ich deute zum Schlusse nur noch *eine* an.

Die *Künstlerwelt* ist vielfach, wie überhaupt an die reichlichen und bewunderungswürdigen Ueberreste der griechischen Kunstvergangenheit, so auch insbesondere an den *Homer*, an seine Götter- und Heldenwelt gewiesen. Es ist hier nicht der Ort, noch die Zeit, den Werth des Homers und des *Nibelungenliedes* gegen einander abzuwägen. Aber nichts ist für den jungen deutschen Künstler erwecklicher, entwickelnder, freimachender von jeder *einseitigen*, immer verderblichen Hingebung, sey es an griechische Modellüberlieferungen, sey es an eine altdeutsche Manier, als das erst unbefangene, absichtslose, dann das *gegeneinander haltende Lesen beider* Dichtwerke. Unser heidnisches Alterthum, wie unser Urchristenthum, hat keine Marmorgebilde hinterlassen. Darum *Lied* gegen *Lied*: Siegfried gegen Achilles, die beyde nur an Einer Stelle verwundbar waren, u. s. w.

Das aus jenem Doppelstudium hervorgehende Erkennen, so des Verwandten und Verwandtbaren, als der Grundverschiedenheit heiterer griechischer Plastik und ernster deutscher Gemüthstiefe — wird den deutschen Künstler theils zu einem neuen so nothwendigen Erfassen im Bereich der griechischen Kunstwelt, theils — was noch *nothwendiger ist* — zu einer selbstständigen, frischen und kühnen *deutschen Kunst* fortführen und immer mehr darin befestigen und befreien. Dann wird unserer Zeit nicht mehr nachgesagt werden, sie habe nur in *akademischer Ueberlieferung Nachgeahmtes nachahmen können.*

Und ist nicht in unsern Tagen der bildenden Kunst mehr denn früher ein hoher Beruf zu Theil geworden? — Unser *Ohr* ist durch verweichte Musik und vielfach entweihtes Wort abgestumpft. Das *Auge* aber trachtet, durch eine frischere, freiere Naturanschauung und tiefere Naturkunde Jenem das *ihm* gebührende Gleichgewicht wieder abzugewinnen: Sollte da nicht die *Kunst* durch diesen wortlosen Augendienst, durch dieses innere Stillleben, das dennoch so vernehmlich spricht, dem Gemüthe und dem Leben neue Anschauungskraft, frische Begeisterungsempfänglichkeit, klare und warme Andachtsfähigkeit wieder zuzuführen vermögen?

Sollte sie es nicht wenigstens versuchen und sich zum Vorwurfe nehmen? Wäre das nicht ein hohes Ziel der Hohen gesteckt, versöhnend zwischen *Leben* und *Religion* zu treten? — Zwey große Aufgaben hätte sie hier zu lösen: *Gemälde wahrhaftiger Frömmigkeit* und *Verherrlichung des Vaterlandes*.

In beyden dient sie nur Einem Herrn. Durch beydes *soll sie* die *Gegenwart* neubeleben helfen. Ihre Schwester aber, die ernste *Wissenschaft*, soll ihr in der genesenden Gegenwart auf eine größere, kühnere Zukunft hin die *Tenne fegen* zum fröhlichen Steigen im immer höherem Tone.

H. F. Maßmann.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun, wie wir denken, nicht ohne Grund die älteren Werke von Siena, theils auf Giunta's, theils auf Cimabue's Schule zurückgeführt sind, bleibt uns noch übrig von einem Bilde zu sprechen, welches eben sowohl hätte vorangestellt werden können. Wäre das Urtheil des Padre della Valle nicht zu verdächtig, da er so oft, unbekümmert um die Wahrheit, vorgefaßten Ansichten und Lieblingsideen zu Gefallen das Recht beugt, so würden wir uns auf das Lob berufen, welches er in so reichem Maaße dem Bilde ertheilt, welches die Sammlung alter Bilder in der Akademie eröffnet, und einst in der Kirche der heil. Petronilla sich befand. Da er sich aber um das Recht gebracht hat bey einem Kunsturtheile als eine Autorität zu gelten, so müssen wir die Merkwürdigkeit dieser Erscheinung schon durch unsre Beschreibung, denen, die nicht Gelegenheit gehabt haben sie zu sehen, vor das Auge führen.

Die Tafel wird jezt dem Guido, genannt Guiduccio, zugeschrieben und in das eilfte Jahrhundert versezt; doch haben wir Niemand gefunden, der von beyden Angaben den Beweis führen mochte. In der Mitte sizt Johannes der Täufer, gekrönt, auf einem Throne. Die rechte Hand hebt er zum Segnen auf, in der Linken hält er eine Weltkugel, aus der eine Blume hervorwächst. Zu beyden Seiten der Schultern lieset man noch so viele Buchstaben des etwas verloschenen Namens, daß man Sanctus Johannes baptista herausbringt. Kleine Geschichten gehen an beyden Seiten des Mittelstücks herab, und zwar immer zwey Reihen nebeneinander, in jeder Reihe drey. Sie beziehen sich auf Johannes den Täufer. Wir geben um des Folgenden Willen kurz den Inhalt einer jeden Abtheilung an. Oben links

1. die Verkündigung des Engels, der den Zacharias im Tempel trifft. Der Priester steht zur Rechten.

2. Daneben die Heimsuchung. Die beyden Frauen umarmen sich.

3. Darunter die Geburt Johannes. Freylich liegt offenbar die jüngere der Frauen im Bette und die ältere hält das neugeborne Kind in den Armen. Doch müssen wir jene für Elisabeth und diese für die Jungfrau Maria halten, wie die Folge zeigen wird. Zur Rechten sind zwey Dienerinnen.

4. Die beyden Mütter mit ihren Kindern. Maria ist auch hier als die ältere dargestellt und hält das segnende Kind im rechten Arme auf dem Schooße. Elisabeth, als die jüngere, knieet vor ihr, den Johannes, welcher auf den Erlöser weiset, auf dem Schooße.

5. Ein Engel trägt den Johannes auf seinen Schultern in die Wüste.

6. Johannes wird von Gott, der in einem Ovale schwebt, berufen.

7. Johannes verweiset seine fragenden Schüler auf Jesus.

8. Christus wird von ihm im Jordan getauft. Zu den Füßen Christi sizt eine kleine betende Figur.

9. Johannes wird enthauptet.

10. Das Haupt des Täufers wird an die Tafel gebracht.

11. Darunter steigt Johannes in den Limbus (linbus geschrieben), in der Hand eine Schrift, worauf steht: vidi salvatorem (und nicht redemptorem, welches della Valle will gelesen haben).

12. Auf der lezten Abtheilung sitzen Maria und Jesus auf einem Throne, und Johannes scheint vor ihnen Rechenschaft zu geben von seinem vollbrachten Berufe.

Was nun schon aus diesem trockenen Verzeichnisse der Darstellungen in die Augen fällt, das ist die selbstständige Auffassung, die wahrhaft poetische Kraft und Kühnheit, womit der Künstler das geschichtlich Gegebene sich unterwirft und eine epische Dichtung zu Stande bringt, die von Anfang bis zum Ende an einem Faden ohne Unterbrechung fortläuft. Selbst wo zwischen 8 und 9 eine Lücke zu seyn scheint, ist dieß nur scheinbar, da ja durch die Wirkung in 9 die Ursache auch gegeben ist und durch diese Ausbebung der Momente die Ueberraschung des Beschauers bewirkt wird, wovon er sich bey 10, wo die Geschichte weniger fortschreitet, erholen kann. Die Idee des Epos ist: Johannes, der Vorläufer und Verkündiger des Welterlösers. Mit ächt dichterischem Erfindungsgeiste und kühnem Muthe und mit nicht minder künstlerischer Besonnenheit sehen wir ihn nun Alles anwenden, um seinem Gegenstande erhabene Würde zu verleihen und die Reihe der Begebenheiten in sich abzuschließen, unbekümmert um den wirklichen Verlauf der Geschichte. So tritt, wie das Wunderbare, die sichtbar werdende Gottheit im Epos, hier die Mutter Gottes ein, nicht als geschichtliches, sondern außer der Geschichte und über die Geschichte erhabenes göttliches Wesen. Durch sie läßt der Künstler die Geburt des Johannes erst weihen, ihr und ihrem Sohne huldiget Johannes schon als Kind. Damit seinem Helden nichts zu thun übrig bleibt,

läßt er ihn auch zum Limbus hinabsteigen, um den harrenden Seelen ihr kommendes Heil zu verkündigen und nun stellt er sich dar der Himmelskönigin und ihrem göttlichen Sohn, um Rechenschaft zu geben von dem Amte, das ihm anvertraut ist.

Dieser originellen Auffassung und Darstellung der Geschichte geht nun eine vollendete Ausdrucksweise in Mienen und Geberden und eine eben so auffallende Zweckmäßigkeit, als ein großer Adel in den Stellungen zur Seite, so daß die Idee, welche ausgedrückt werden sollte, unmittelbar, wie mit Zauberkraft unsere Seele anspricht. Die Anordnung der Gestalten ist ganz ungesucht und ohne die mindesten Ansprüche für sich zu machen; sie ist aus der Natur herausgefühlt, wie sie die Wechselwirkung am treuesten und lebendigsten zur Erscheinung bringt. In allen diesen Rücksichten sind die Heimsuchung, die Geburt des Johannes, die beyden Mütter mit ihren Kindern musterhaft. Mit welcher Begierde vernehmen und ergreifen die Seelen im Limbus die Botschaft von dem Retter! Wie sieht man den fragenden Zuhörern in Mienen und Geberden ihre Ungewißheit an! Wie huldvoll neigt sich Maria zur Elisabeth herab, wie ehrerbietig und demüthig knieet diese vor ihr!

Und eben so unmittelbar ergreifend, so innig und lebendig zum Herzen sprechend ist der Ausdruck der Gesichter. Die huldvolle Würde auf dem Antlitze der Mutter Gottes, die ehrerbietige Demuth der Elisabeth, die Aufmerksamkeit in den Zügen des Johannes, der den Ruf des Herrn in der Wüste hört, die Rohheit in den Mienen der Soldaten, die tiefe fromme Ruhe des Bewußtseyns in dem Gesichte des Täufers, der von seinem Thun Rechenschaft ablegt, erwecken unsre innigste Theilnahme, indem sie durch ihre Wahrheit und Lebendigkeit an den Ort unsrer Seele dringen, wo Bild und Idee eins ist, und die lezte aus ihrem bewußtlosen Schlummer zu seliger Thätigkeit wecken.

Es fehlt dabey nicht an einzelnen, angenehm überraschenden und feinen Gedanken, welche das zarte Schicklichkeitsgefühl des Künstlers beurkunden. Nicht die Tochter der Königin selbst, wie man sonst gewöhnlich findet, trägt das Haupt des Johannes, sondern der Soldat, der ihn enthauptet hat, bringt es herbey. Die Königin erschrickt bey dem Anblick und zieht, wie Frauenzimmer bey dem Schreck zu thun pflegen, die Hand an die Brust. Sie wendet ihren Blick ab, aber ohne Abscheu oder Unwillen darin zu zeigen, sondern man erblickt darin vielmehr schon eine heimlich aufsteigende Freude. Wie viel tiefe Kenntniß und Achtung der weiblichen Natur, welche großartige Verwerfung aller gewaltsamen Effektmacherey spricht sich in dieser Auffassung und Darstellung aus. Wie widern dabey die frechen, lachenden Blicke der schamlosen Herodias auf andern Bildern an! In der ersten Scene soll dargestellt werden, daß Zacharias bey seinem Dienste im Tempel von dem Engel überrascht wird. Hier ist der Dienst wirklich zu sehen. Zacharias schwingt das Rauchfaß. Und des Künstlers scharfer Blick erkennt selbst in diesem Moment noch die Spitze, den Gipfel der Thätigkeit und Lebendigkeit, denn wir sehen das Rauchfaß in der Luft schweben und die Riemen oder Ketten, woran es gehalten wird, schlaff herabhängen, so daß in dem nächsten Augenblick das Rauchfaß wieder herabfallen muß. Auf einem kleineren Zeitpunkt kann doch wohl ein Moment der Darstellung nicht herabgebracht werden und auch mit dem mühsamsten Studium nicht charakteristischer individualisirt werden, als hier sein lebendiges Gefühl dem Künstler geboten hat.

Die Zeichnung ist durchgängig richtig, selbst in den schwierigsten Stellungen, wie in dem niederstürzenden Körper des enthaupteten Johannes, bis auf Hände und Füße und die übermäßige Länge und Schlankheit einiger weiblicher Gestalten möchte sich wohl kaum ein Fehler finden.

Der Faltenwurf ist nicht ganz frey von Härte und Willkürlichkeit, dagegen in einzelnen Fällen wahrhaft bewunderungswürdig.

Die schwache Seite ist die Behandlung der Farben, und es ist wirklich ein Zeichen des kraftvollen, Alles durchherrschenden Geistes, daß diese Mangelhaftigkeit nicht störender wirkt. Die Schatten und Lichter sind unverschmolzen aufgesezt, jene in der Karnation grünlich, diese weiß. Dazwischen sind die Backen und Lippen roth und die lezten mit schwarzen Umrissen eingefaßt, wie denn davon auch andre Theile begränzt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Kupferstichkunde.

Catalogo di una raccolta di stampe antiche compilato dallo stesso possessore March. Malaspina di Sannazaro. Milano Pr. Gius. Bocca. 1824. 5 Vol. 8. Preis 12 fl. 36 kr. Der erste Theil enthält einen Discorso preliminare, welcher über die verschiedenen Arten der Kupferstecher- und Holzschneidekunst handelt, und das Verzeichniß der deutschen Schule; das zweyte das der italienischen; der dritte, das der niederländischen; der vierte, das der französischen und der fünfte, die Register, Tabellen und Monogrammen.

Nr. 53.

Kunst-Blatt.

Montag, den 2. Juli 1827.

Die Kunstausstellung in Karlsruhe.

(Beschluß.)

Hofmaler Kunz. Drey Ansichten, mit Vieh staffirt. Diese Bilder, welche ihre Stelle bereits in Privatsammlungen erhalten hatten, und von den kunstliebenden Besitzern im Salon aufgestellt wurden, bewähren aufs Neue die glückliche Auffassungs- und Darstellungsgabe eines mit Recht gepriesenen Meisters, der vielleicht nur zu sehr die volle Klarheit des Tages liebt, und zu wenig die Wirkungen der Massen beachtet. In dem einen dieser Bilder macht der weiße Stein gegen die dunkle Luft einen herrlichen Effekt.

Sophie Reinhard. Bettelmönche auf Ischia; ein Kind in einer Landschaft; Ruth; Conradin von Schwaben und Friedrich von Oestreich. Die Kompositionen dieser in ihrem eigenthümlichen Werthe zu wenig erkannten Künstlerin sind gedacht und gefühlt zugleich, und in ihren Motiven zeigt sich meist eine Tiefe des Gemüths, die von gewöhnlichen Liebhabern leicht übersehen wird. Ihre Fehler, z. B. das etwas zu kalte und mißtönige Kolorit im Conradin, fallen in die Augen, nicht so die wirklichen Schönheiten in ihren Bildern.

Bidermann, der Vater, in Constanz. Mehrere Ansichten aus der Schweiz und vom Bodensee. Wasser, Felsen, Vieh erscheinen bey diesem wackern Künstler meist in ihrem wahren Naturcharakter, und er weiß in die dunklern Gründe und die stärksten Schatten eine seltene Klarheit zu bringen. Weniger sagt uns im Ganzen sein etwas manierirtes Kolorit der Bäume und Gründe zu.

Gaßner, Hoftheatermaler in Karlsruhe, einige Ansichten. Hr. G. hat seit der lezten Ausstellung große Schritte gemacht, aber — rückwärts. Er ist kalt und durchaus manierirt geworden.

G. Baumeister aus Gemünd. Ein Pferdemarkt. Schlicht, einfach, ohne Prätension, aber wahr und treu.

J. Roux (Prof. in Heidelberg). Ein weibliches Porträt; Andreas Doria nach Titian, beyde in Wachs gemalt. Hr. R. hat schon in seiner Schrift über die Farben von den Vorzügen der Wachsmalerey gesprochen und von seinen gelungenen Versuchen in dieser Art. Das kleine weibliche Porträt übertraf alle Erwartung, und auch die trefflichsten Bildnisse in Oel wurden durch die Nähe desselben niedergeschlagen. Die Haut hat eine Zartheit, weiße Klarheit und Durchsichtigkeit, dabey zugleich eine Wärme, die in der Oelmalerey nicht zu erreichen sind. Der Abfall des Lichtes an Gesicht und Hals ist nur schwach, aber das Ganze tritt doch leuchtend hervor. Auch ist das Bildchen überhaupt mit sichtbarer Lust und Liebe gemalt. Das Porträt nach Titian schien uns weniger gelungen; die weit größere Dimension forderte einen breiten Pinsel, mit welchem sich in der Wachsmalerey die Töne weniger verschmelzen lassen.

Kirner (aus dem Schwarzwalde, jezt in München). Ein Nachtstück in Oel, aus Hebels allemannischen Gedichten; einige Entwürfe. Wenn ein Jüngling von zwanzig Jahren, der, wie einst Giotto von der Heerde weg, durch die Gunst des Zufalls, zur Kunst geführt wurde, auf eine solche Weise debütirt, so muß man ihm freudig das phoebe fave! entgegenrufen, und den edlen Fürsten preißen, der einem von der Natur reich begabten Geist die Bahn öffnete, auf welcher so herrliche Anlagen sich so glänzend entwickeln. Die Scene aus Hebel hat dramatische Lebendigkeit, und Zeichnung und Kolorit zeigen einen jungen Künstler an, der sich bald der Geheimnisse der Technik bemächtigen wird.

F. Mosbrugger (aus Constanz). Der Tänzer, der Brettspieler, der Bokkeller in München und der Invalide. Wäre unser Vaterland so reich an eigenthümlichen Physiognomieen, wie sie sich Shakespear, Hogarth, Wilkie rc. in England auf allen öffentlichen Plätzen und in jeder Pfenningsschenke darboten, und bewegte sich bey uns das Volksleben so frey und ungehemmt, wie auf jener Insel, so würde dieser junge Künstler, bey besonnenem Fortschreiten im wissenschaftlichen Theile der Kunst, einst gewiß nicht hinter Wilkie zurückbleiben.

Das deutsche Volksleben ist aber meist nur in Wirthshäusern und auf Jahrmärkten zu finden, und so sieht sich der vaterländische Gattungsmaler fast einzig auf das Burleske, oder — was schlimmer ist, auf das Weinerliche angewiesen. Mosbrugger faßt die Natur mit großer Wahrheit auf und weiß sie eben so treu und lebendig darzustellen. Es sind Züge von Genialität in diesen Bildern, aber dem Colorit mangelt Klarheit und Frische, die Töne verbinden sich nicht immer harmonisch, und Licht und Schatten hätten bisweilen malerischer, bisweilen bedeutsamer angewendet werden können.

Weller aus Mannheim. Zwey Gattungsstücke.

Gail aus München, ein Gattungsstück.

Wir lassen diese beyden Künstler, deren Namen im Katalog fehlen, da ihre Bilder erst am Schlusse der Ausstellung, aus Rom eingingen, auf den vorhergehenden folgen, weil sie gleichfalls, die jezt wieder auflebende Genremalerey gewählt haben. Das erste Bild von Weller stellt eine junge Frau dar, an einem Brunnen, ein schlafendes Kind auf dem Arm, neben ihr ein größeres Mädchen. Beyde schauen mit tiefem Schmerz auf den unglücklichen Vater und Gatten, der eben, nebst andern Sträflingen, zur öffentlichen Arbeit geführt wird. Der Mann, dessen Gesicht keinen Verbrecher ankündigt, und der nur von einem unglücklichen Moment hingerissen werden konnte, blickt traurig nach seiner Familie. Ein tiefes Gefühl vereinigt sich hier mit richtiger Zeichnung und einer sehr verständigen Ausführung. Weller hat, wie eine geistreiche Künstlerin bemerkte, in dieser Darstellung die Gattungsmalerey zur historischen erhoben, und dabey alles Gesuchte und Theatralische vermieden.

Auf dem zweyten (vielleicht noch tüchtiger gemalten) Bilde, werden wir in eine römische Küche geführt; in der Nähe des rauchenden Herdtes sizt eine junge Mutter, den Spinnrocken im Arm; und ein schlummerndes, nacktes Kind vor sich in der Wiege. Sie winkt einer Bettlerin, welche mit zwey Kindern zur Thüre hereintritt, die ins Freye geht, den Schlummernden nicht zu stören. Auch hier ist alles einfach, großartig, ohne Prätension, die Zeichnung trefflich, zumal der Kopf der Mutter in seinem römischem Kostüme; das Kolorit ruhig, klar, harmonisch. Verdient ein Künstler den vom Kunstverein ausgesezten Preis, so ist es Weller, angenommen, was man annehmen muß, daß jener Preis nicht für Veteranen, sondern für ausgezeichnete Talente bestimmt sey, in deren Leistungen der künftige Erfolg ihres Strebens nicht mehr zweifelhaft erscheint.

Das Bild von Gall — Hirten, die einen Banditen entwaffnen, ist fleißig und kräftig gemalt, nur der Himmel und die Ferne möchten Tadel verdienen. Besonders sind die Figuren von sorgfältiger Ausführung, doch scheinen uns die Stellungen und Bewegungen etwas gesucht, und das Ganze macht keinen bleibenden Eindruck.

Gayer in Speier. Eine große Landschaft. Es ist Poesie darin, aber freylich wollen die Leute meist nur Prosa haben, um nicht aus der häuslichen Gewohnheit zu kommen. Auch in der Zusammenstellung der einzelnen Partieen, im Baumschlag, in der Behandlung der Ferne und in der Verschmelzung der Tinten, könnten Künstler von diesem Dilettanten Manches lernen.

Fries aus Heidelberg. Italienische Ansicht. Ein durch heitere Naturanschauung und klassische Muster gebildetes Talent zeigt sich in den Arbeiten dieses jungen Künstlers. Nur wäre den Tönen manchmal mehr Reinheit und Uebereinstimmung zu wünschen.

Stirnbrand. Mehrere Porträte. Zeichnung und Kolorit sind besser als in seinen früheren Arbeiten, und einige Köpfe von sehr gelungener Ausführung.

Professor Frommel. Sechs Ansichten in Aquarell. Zart, anmuthig, ein Farbenzauber eines südlichen Himmels.

Nehrlich, Sohn, verschiedene Miniaturporträte. Fleißig und mit Gefühl behandelt.

Von den Schülern des verdienstvollen Gallerie-Inspektor Zoll in Mannheim standen im Salon mehrere Versuche in Oel, theils nach alten Meistern, theils nach der Natur, in denen man mit Freuden ausgezeichnete Talente und eine gründliche Leitung derselben erkennt.

Auch einige Produktionen von Dilettanten verdienen noch Beachtung, besonders eine Landschaft in Aquarell von einer Dame und die Handzeichnungen von Fasel, dem die Natur eine reiche Erfindungsgabe verliehen.

An Werken der Plastik war eben kein Reichthum. Die Büste des Malers Koch in Rom, von Lotsch, trefflich modellirt, eine Büste von Raufer und ein Christus am Kreuz, lebensgroß, aus Holz geschnizt, von Ackirmann in Villingen, fanden gerechte Anerkennung. Der lezte, ein Bürger, welcher nie zur Kunst angeleitet worden, hat, im Einzelnen, bewundernswürdiges geleistet, und die Fehler seines Werks sind nicht ihm, sondern der unbedeutenden Zeichnung zuzuschreiben, nach welcher er arbeitete.

An Kupferstichen hatte der Salon wenig aufzuweisen. Von Schnells Ansicht des Straßburger Münsters, so wie von den Blättern aus der Aeneis war bereits im Kunstblatt die Rede. Die spielenden Knaben von Longhi scheinen nach einem geringen Gemälde und

auch keineswegs mit Liebe gefertigt. Schuler, der Sohn, hat (außer einigen gut aufgefaßten und schön gezeichneten Porträten in Crayon) auch einige Blätter in Linienmanier ausgestellt, die Verdienst haben, und künftig einen tüchtigen Stecher in ihm erwarten lassen. — Die Blätter von Tröndlin, einem jungen Stecher in Freyburg, erschienen dem Auge etwas ungefällig. Er versteht das Impastiren nicht, seine Töne sind oft unrein, und er schneidet auch die Schatten zu hart ab. Bey allen diesen Fehlern haben seine Arbeiten Einzelnes, was Lob und Ermunterung verdient. Dem Künstler mag es bis jezt hauptsächlich nur an guten Mustern gefehlt haben.

In den drey landschaftlichen Partieen von Petersen (aus Dänemark, jezt in Paris) ist ein warmes Naturgefühl sichtbar, nur führt er Nadel und Grabstichel noch mit einiger Aengstlichkeit.

Von den zahllosen im Salon vorhandenen Produktionen der Lithographik heben wir nur die aus, welche noch nicht durch Kunsthandel und öffentliche Anzeigen allenthalben bekannt sind. Peter Wagner (aus Karlsruhe), der auf eine glückliche Weise die Feder mit der Kreide zu verbinden weiß, hatte eine Reihe von Blättern beygetragen, die durch Zeichnung, geschmackvolle Ausführung und überraschende Effekte Aufmerksamkeit erregten, und sich auch von Seite des reinen Drucks empfahlen. Von Rudolf Kunz (dem Sohne) sehen wir das erste Heft seiner Pferderaçen. Streng genommen ist ein solches Werk mehr wissenschaftlich malerisch, und es kann dabey dem Künstler nicht zum Vorwurfe, sondern muß ihm vielmehr zum Lobe gereichen, wenn er ruhige Stellungen wählt, Knochen, Muskeln ꝛc., etwas schärfer bezeichnet und die Eigenthümlichkeiten im Bau stärker hervorhebt, als es dem Maler erlaubt ist. Kunz ist ein gründlicher Zeichner; er hat seine Studien sorgsam nach der Natur gemacht, und nach dem gegenwärtigen ersten Hefte zu urtheilen, wird sein Werk neben dem, welches Heß jezt in London über denselben Gegenstand herausgibt, noch immer mit Ehre bestehen können.

— ber.

Anfänge der italienischen Kunst.

VI.

Früheste Malerey in Siena.

(Beschluß.)

Nur durch diese lezte Eigenthümlichkeit in der Farbenbehandlung erinnert dieß Bild etwas an die Periode Giunta'scher Kunstübung, wovon es aber sonst in vielfacher Rücksicht abweicht, so daß wir auch nicht einmal eine Vermuthung aufstellen können, über seinen Zusammenhang mit andern Bestrebungen, welche die Kunstgeschichte uns aufbewahrt hat. Es steht als ein unauflösliches Räthsel da, und ist vielleicht das für die Malerey, was das berühmte Basrelief am Baptisterium zu Pisa für die neuere Bildhauerkunst ist. Es ist unbegreiflich, wie in einer so frühen Zeit, wenn wir auch nur das dreyzehnte Jahrhundert, als seine Entstehungszeit annehmen wollen, das Schönheitsgefühl sich zu solcher Reinheit hat ausbilden können, und wie ein Künstler hat den Muth besitzen können mit den geringfügigen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, seine Ideale zu verwirklichen. Einige Zeichen lassen uns vermuthen, daß er sich wohl vorzüglich durch die Schönheit der Antike mag haben begeistern lassen. Darauf führen z. B. die schlanken Gestalten, die Behandlung der Gewänder und die Einfachheit und Mäßigkeit, die wir in der Gruppirung angewandt sehen, wodurch das Bild an alte Basreliefs erinnert.

Alle Vorzüge dieses Gemäldes stellen sich besonders durch eine Vergleichung mit einem daneben hängenden Bilde heraus, welches auch in der Kunstgeschichte schon genannt ist und vor seiner Aufstellung in der Bildersammlung der Akademie in der Kirche des heiligen Petrus sich befunden hat. Auf dieser Tafel ist der heil. Petrus dargestellt mit Geschichten zur Seite. Aber diese haben gar keinen nahen Zusammenhang; denn die beyden obersten zur Rechten und Linken sind die Verkündigung und die Geburt Christi, und dann kommen vereinzelte Scenen aus der Geschichte des Apostels. Die Figuren sind kurz, die Bewegungen steif, der Faltenwurf oft unnatürlich. Dagegen sind die Farben verschmolzener. Der ganze Charakter ist der der Kunstübung Giunta's und auch Morona versezt es schon in diese Zeit. Um wie viel räthselhafter aber erscheint unser oben beschriebenes Bild bey diesem und wie gänzlich außer allem Zusammenhange.

Es würde uns eine große Genugthuung seyn, wenn unsre Hinweisung auf dieses Bild Veranlassung würde, daß ein gründlicherer Kenner dieser dunklen Zeit das Räthsel lösete.

Fr. K.

Neue Kupferwerke.

Architecture moderne de la Sicile, ou Recueil des plus beaux monumens religieux et des édifices publics et particuliers les plus remarquables des principales villes de la Sicile: mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth, Architectes. Paris chez Hittorff, Renouard etc. Erste Lief. 4 Kupfert. Fol. Preis 5 Fr.

„Bey der Reise durch Sicilien, die ich in den Jahren 1823 und 24 machte", sagt Hr. Hittorff in der Ankündigung dieses Werks, „war meine Hauptabsicht, neue Untersuchungen über die Reste der antiken Denkmäler dieser Insel anzustellen und mich einem strengen Studium ihrer Ruinen zu widmen. Jedoch boten mir verschiedene Gebäude von Messina, Catania, Palermo und andern Städten, welche im Mittelalter gebaut hatten, durch ihren Charakter, ihre Größe und Vollkommenheit, so wie durch ihre Wichtigkeit für die Kunstgeschichte, so vielfaches Interesse dar; daß ich beschloß, sie zu sammeln und durch ihre Herausgabe meine Untersuchungen über die Architektur in Sicilien, bis auf unsre Tage zu vervollständigen."

„Diese Sammlung wird den Künstlern und Gelehrten eine große Menge sehr verschiedenartiger, bisher unedirter und fast unbekannter Gegenstände darbieten, Kirchen, Paläste, Klöster, Hospitäler, öffentliche Brunnen, Privathäuser, Altäre, Grabmäler, Kanzeln, Chorstühle des 15ten und 16ten Jahrhunderts, welche den Architekten eine ergiebige Quelle glücklicher, unsern Sitten und unserm Klima leicht anzupassender Motive werden können. Die Bildhauer werden darin einen Theil der schönen Werke von Giovan-Angelo und Gagini finden; die Maler die ältesten Compositionen biblischer Gegenstände, die uns in den musivischen Gemälden der Basiliken erhalten sind. Dem Gelehrten werden sich reiche Materialien zur Ergänzung der Geschichte der Architektur in Sicilien darbieten, deren Vor- und Rückschritte sehr mannichfaltig und oft mit dem Charakter der Größe und Pracht bezeichnet sind, den man in den Trümmern ihrer alten Zeit findet. Besonders in den Kirchen von Messina, Catania, Palermo und vorzüglich im Dom von Montereale findet die Geschichte mannichfaltige und merkwürdige Ausbeute. Die gute Erhaltung der letztgenannten Basilika, die reichen Verzierungen ihrer prächtigen Gewölbe, die schönen und zahlreichen Mosaiken, womit ihre Wände bedeckt sind, werden dem Beobachter die sicheren Spuren einer Nachahmung des Typus monumentaler Malerey bey den Alten zeigen. Aus der Anwendung dieser Malerey in den Gebäuden des 11ten, 12ten und 13ten Jahrhunderts wird man eine merkwürdige Ueberlieferung des Dekorationssystems erkennen, welches die Griechen in ihren berühmtesten Tempeln und in ihren wichtigsten Denkmälern befolgt haben."

In dem vorliegenden ersten Hefte, welches Hr. Hittorff mit seinem Freunde und Gefährten Hrn. Zanth herausgegeben hat, finden wir bereits einen Theil des Versprochenen, in einer zweckmäßigen nicht allzukostspieligen Art geleistet. Die Umrisse, wie sie hier gegeben sind, befriedigen das Auge des Künstlers, wie des weniger geübten und sind vollkommen hinreichend zur Deutlichkeit. Auf dem ersten Blatte stellt sich die Ansicht der Stadt Messina vom Hafen aus dar und man gewahrt die ganze regelmäßige Linie der seit dem lezten Erdbeben neuerbauten Häuser. Prachtvoll sind die Gebirge, welche sich hinter der Stadt erheben.

Das zweyte Blatt enthält den Plan der Kathedrale von Messina und das dritte den Aufriß der Hauptthüre derselben in spitzbogigem Style mit reichem Schmucke von Laubwerk und Figuren. Ueber dem Thürsturz ist Maria mit dem Kinde von Engeln umgeben, darüber in einem kleinern Rund ihre Krönung, und oben auf der Spitze der Pyramide aus einer Blätterknospe emporsteigend Gott Vater. An den äußern Pfeilern sieht man noch die Verkündigung und Figuren heiliger Männer und Frauen. Auf dem vierten Blatte findet sich die Ansicht einer Kapelle derselben Kathedrale, welche durch neuere Kunst ausgeschmückt ist, während das Mosaik oben in der Wölbung aus alter Zeit zu seyn scheint. Hierüber wird uns der Text belehren, welcher nach der Ankündigung erst mit der lezten 18ten Lieferung erscheinen soll; das Interesse, welches Liebhaber und Künstler an dem Werke nehmen, würde unstreitig gewinnen, wenn jedem Hefte die nöthigen Erklärungen, wenigstens kurz beygegeben wären. Die Ausführung der Platten durch französische Kupferstecher ist ihrer Reinheit, Bestimmtheit und Zartheit wegen sehr zu rühmen; nur auf dem ersten Blatte sind die Häuser zum Theil etwas steif gegeben.

S.

Nr. 54.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. Juli 1827.

Archäologie.

De Herculis laboribus: qua ratione in antiquis monumentis sint expressae. Dissertatio archaeologica, quam conscripsit Ern. Aug. Hagen. Regimontii 1827. 75 S. 8.

Herr Professer Hagen in Königsberg, den Freunden vaterländischer Dichtkunst bekannter als zeither den Alterthumsforschern, war vor mehreren Jahren länger, als gelehrte Reisende pflegen, in Rom mit dem Studium antiker Bildwerke beschäftigt und ist seitdem in seiner nordischen Mitte um die Erweckung dieses Studiums eifrig bemüht gewesen. Einen Beweis davon liefert der gedrängte und scharfsinnige Fleiß der vorliegenden kleinen Schrift. Bestimmt für den Zweck einer akademischen Feyerlichkeit und daher bekannter Gegenstände eben so bedürftig als einer weit ausgeholten Begründung ihrer abweichenden Betrachtungsweise widerstrebend, hat sie sich begnügen müssen ihren Stoff geordnet, ihre Ansicht nicht ohne Anwendung aufs Einzelne hinzustellen. Gewiß hat der Verfasser selbst am wenigsten geglaubt mit einer so anspruchlosen Aufgabe dasjenige zu liefern, was seit Zoega's Bassirilievi der Archäologie für die Kunstanwendung der Herkulesthaten zu erforschen übrig blieb: die Beschränktheit einer Gelegenheitsschrift, vielleicht selbst die, auch von ihm keineswegs bewältigte, Schwierigkeit Kunstabhandlungen lateinisch zu schreiben, mußte ihn bey der Gährung, aus welcher alle mythologische und kunstgeschichtliche Forschung sich dermalen hervorzubilden strebt, daran hindern. Wenn aber der Verfasser selbst das durchgeführte Resultat seiner Schrift für kein sehr erhebliches halten mag, so ist es den Freunden alter Kunstdenkmäler darum nicht unwichtig, die Grundsätze und die Richtung einigermaßen ins Auge zu fassen, welche ein in der Kunst erfahrener, dem Alterthum befreundeter Mann in seiner ersten archäologischen Schrift zu Tage legt.

Die einseitige Willkür, mit der Kunstfreunde den Styl alter Kunstwerke oft zur alleinigen Richtschnur für die Bestimmung ihres Zeitalters gemacht, und die eben so einseitige, mit welcher manche Alterthumsforscher eine allgemeine Uebereinstimmung der Vorstellungsweise zur Ableitung übrig gebliebener Nachbildungen von berühmten und längst verschwundenen Originalen gemißbraucht haben, wird einleitungsweise von dem Verfasser gerügt, gewiß mit Recht, würde sie nicht einem eben so einseitigen Ausweg zu Liebe mit einem schrofferen Skepticismus, als es dem Verf. Ernst seyn mag, selbst in ihrem gemäßigten Gebrauch verworfen. Wir sagen, einem eben so einseitigen Ausweg zu Liebe, einem minder zulässigen, möchten wir hinzufügen, insofern ihr Bereich beschränkter, ihr Ergebniß minder durchgreifend ist als bey jenem früheren. Wenn berühmte Gewährsmänner über das Zeitalter der Quirinalischen Kolosse oder über jene Dutzende von Nachahmungen einer vortrefflichen Satyrstatue verschieden dachten, welche man zu Gunsten eines Dresdener Marmorwerkes dem Periboetos des Praxiteles auch einmal absprechen gewollt, so handelte es sich bey solcher Verschiedenheit der Meynungen doch nur um eine verschiedene Meisterschaft innerhalb des weitgesteckten Zeitraums der blühendsten Kunstepoche, zwischen Phidias und den Künstlern des Hadrianus. Wenn dagegen der Verf. hofft, durch Unterscheidung abweichender Vorstellungsweisen in antiken Abbildungen häufig wiederholter Gegenstände eine gesichertere Grundlage für ähnliche Zeitbestimmungen zu finden, so beweisen die Kunstepochen, zwischen deren gleichweit gesteckten äußersten Grenzen er bald entscheidet, bald schwanken muß, zur Genüge, daß er bey reicherem Stoff auf seine Weise nicht zu solchen Resultaten gelangt, wie sie nach bisheriger auch die Streitenden einander zugaben.

In der fleißigen Zusammenstellung bildlicher Denkmäler von Herkulesthaten, welche den Hauptinhalt der vorliegenden Schrift ausmacht, hat der Verfasser die neun am häufigsten vorgestellten Thaten nach den hervorstechendsten Momenten gesondert, in denen sie zu erscheinen pflegen. So scheidet er die Abbildungen der freywillig ausgetheilten Hesperidenäpfel von denen ihrer eigenmächtigen Entwendung, diese wiederum von denen, welche auch die

gewaltsame Erlegung des tödtenden Drachen vorstellen, endlich auch diese lezteren von denen, auf welchen Herkules nach Erlangung der Aepfel ausruht. Diese Sonderung kann nicht anders als zweckmäßig und dankenswerth erscheinen, wenn aber der Vf. aus ihr eine Zeitbestimmung entnehmen zu können glaubt, wenn er jene verschiedenen Darstellungsweisen, von denen etwa nur die dritte ihres übertriebenen Ausdrucks wegen einer spätern Zeit vorzugsweise anheim fallen möchte, durch die Zeitepochen des Praxiteles, Hadrianus und Karakalla begrenzen möchte, so müssen wir diese, höchstens für Karakalla einigermaßen zu beschützende Ansicht nicht nur willkürlicher als jede frühere Willkür finden, sondern auch die Beschränkung tadeln, welche sie einer gleichzeitigen Entwicklung verschiedenen Kunstausdrucks auferlegt. Auf ähnliche Weise will der Verf. die Erschießung der Hydra den Denkmälern zuweisen, welche vor Phidias fallen, seit Phidias daneben die Keule geduldet, und seit den Münzen des L. Verus diese leztere allein gebraucht wissen. Auch hier wird man es ihm leicht zugestehen, daß die späte Kaiserzeit die übertriebenste Vorstellungsweise am liebsten wählte, zugleich aber wird man geneigter seyn für die alleinige oder von Minerva und Jolaus begleitete Erscheinung des Herkules Gründe in der Gattung und dem Umfang der einzelnen Kunstwerke zu suchen, als mit dem Verfasser in einer gesetzmäßigen Verschiedenheit älteren und späteren Kunstgebrauchs.

Diese und ähnliche, auch bey den übrigen Herkulesthaten leicht aufzustellende Einwendungen müssen unsres Bedünkens, ohne der Zusammenstellung des Vfs. ihren Werth zu nehmen, die Hauptmomente, welche ihn zu einer kunstgeschichtlichen Begrenzung seines Bildervorrathes verleiteten, auf Erklärungen ganz anderer Art zurückführen. Einen übertriebenen Ausdruck mag man, wie bemerkt, immerhin zur Nachweisung einer roheren Kunstepoche gebrauchen; aber wie würden wir sie durch Kommodus und Karakalla begrenzen dürfen, wäre uns der herkulische Gladiatorengeschmack dieser Kaiser nicht sonst bekannt; und wer möchte überhaupt der Freyheit des künstlerischen Ausdrucks, andre als die allgemeinsten Grenzen anweisen? Freywillige und gewaltsame Entwendung der Hesperidenäpfel mag in verschiedenen Mythen verschiedener Zeiten erzählt worden seyn, diese in späteren; wer aber möchte ohne ein festes Datum dem Kunstgebrauch die mythologische Grenze anweisen oder der blühendsten Kunstepoche die gleichzeitige Befolgung verschiedener Mythen absprechen? Eine feste Bildungsweise des Einzelnen muß sich in großen Kunstepochen auf eine Weise darthun lassen, wodurch wir dieselben von früheren oder folgenden unterscheiden können; was aber sonst als das Kennzeichen des Styls, das der Vf. früher zurückwies, und die Vergleichung der nach ihrem Kunstwerth geordneten Denkmäler kann es darthun, daß die Bildung der Hydra mit Frauenkopf nur späten Denkmälern zukommt? Aber auch solche Beweisführung aus der inneren Zeitbeglaubigung derjenigen Kunstwerke, welche eine gewisse Besonderheit an sich tragen, möchte oft allzu trügerisch befunden werden, wenn diese Besonderheit nicht noch irgend einen eigenen Grund ihrer herbegeführten oder verschmähten Anwendung nachweisen läßt. So glaubt der Verfasser und glaubt es nach Vergleichung aller Denkmäler, die nur überhaupt in den erwählten Gegenstand von Herkulesthaten einschlagen, daß die früheste Zeit den Herkules unbärtig vorstellte, die Zeit des Phidias deßgleichen, nur ohne die früher gewöhnliche Verhüllung durch das umgeknüpfte Löwenfell; daß seit Praxiteles die bärtige Bildung des Heros eingetreten sey, die in der mittleren Kaiserzeit, zwischen Titus und Kommodus mit der unbärtigen gewechselt, seit Kommodus aber in Bezug auf früheres oder späteres Alter der Heroen gleiche Rechte mit dieser erhalten habe. Dieses alles ohne die entschiedensten Nachweisungen zahlreicher Bildwerke aus unbestreitbarer Zeit zuzugeben, hält in Ermanglung irgend eines inneren Grundes schwer. Warum soll Herkules gerade in frühester Zeit unbärtig gebildet seyn, da ja doch die älteste strengere Bildungsweise die gereifte Kraft der männlichen Götterbilder begünstigte und, wie am bekanntesten bey dem Merkur, erst später beschränkte, und warum ferner alle die folgenden sehr speciellen Zeitbestimmungen? Die Denkmäler zeigen es, wird der Vf. vermuthlich antworten, und in der That mögen sie ihn, einen geübten und vielkundigen Beschauer dahin gehöriger Bildwerke, zu einem Mißgriff verleitet haben, der Archäologen von ärmerer Autopsie schwerlich begegnet wäre: hätte er dem Reichthum griechischer Vasenbilder ein eben so fleißiges Studium zuwenden können, als der Masse jener meist aus später Kaiserzeit herrührenden Reliefs, die durchgängig derbe und bärtige Bildung des Herkules in lezteren würde ihm in solchem Gegensatz mit allem Früheren nicht erschienen seyn. In den schwarzen Vasenbildern, die man früher oder später ausgeführt, jedenfalls alterthümlichen Kunstgebrauch bilden wollte, erscheint Herkules eben sowohl bärtig als unbärtig, bald mit nachlässig umgehängtem, bald mit einem um das Haupt geknüpften Löwenfell, und eben dieses Fell, das nach dem Vf. in des Phidias Zeit dem Herkules entnommen, obwohl noch von Euripides erwähnt ward, findet sich auf manchen von diesen Vasenbildern der besten Kunstübung. Selbst das vom Vf. S. 70 bezweifelte Schwert geben manche schwarze Vasenbilder. Leider fehlte es dem Vf. nach seiner Rückkehr aus Italien an archäologischen Hülfsmitteln! selbst in den

stark verstümmelten Metopen vom Theseustempel würde er einige Störung (Stuart. antiq. d'Athènes III. 1. 13. 9.) jenes Satzes gefunden haben, den er nächst dem schönen und ächt=griechischen, aber von keinem sichern Kennzeichen aus Phidias Zeit begleiteten, albanischen Relief nur aus einigen ziemlich jungen Vasenbildern begründet (p. 71. not. 6).

Wir könnten diese Fragen weiter fortsetzen, wir könnten zu wissen begehren, was denn dem Praxiteles bey allem Einfluß dieses Künstlers auf die Ausbildung des Styls eine Berechtigung verschaffe, bey dem Verf. durchgängig auch einen Wendepunkt des Kunstgebrauches zu bezeichnen, warum ihm ähnliches für den Kaiser Titus nothwendig geschienen, aus dessen Zeit wir allerdings die herkulanischen Gemälde überkommen haben, was es endlich mit den lezten Kaiserzeiten auf sich habe, deren eklektische Willkür doch allzugering steht, um nach einer zweyten Periode von Phidias bis Hadrian, eine vierte von Karakalla bis Konstantinus anzunehmen. Billig aber enthalten wir uns solcher Fragen bey einer so anspruchlosen und hauptsächlich ihres Verfassers wegen beachtungswerthen Schrift, der wir bey einer künftigen Ausführung eine umsichtigere mythologische und kunstgeschichtliche Grundlage lieber weissagen als anwünschen mögen. Eine mythologische sagen wir; denn was frommt es die Folge der zwölf Thaten aus den römischen Bildwerken zusammenzustellen, ehe wir uns über den Zeitpunkt verständigt haben, in dem diese bekannten zwölf nach langer früherer Willkür künstlerischer und religiöser Auswahl herrschend geworden waren? Vor allem aber eine kunstgeschichtliche im weitern, nicht blos auf die Kennzeichen der stylistischen Ausführung, sondern, und bey Werken so häufiger Nachahmung ganz besonders, auf das Verdienst der Anordnung gerichteten Sinne. Allerdings ist die Vernachlässigung dieses lezteren Gesichtspunktes so gewöhnlich, den Künstlern selbst noch mehr als Kunstfreunden und Kunstgelehrten, daß er dermalen mehr gewünscht als gefordert werden kann. Zum Vorwurf kann es dem Vf. bey dieser Probschrift höchstens gereichen, daß er das von Zoega nicht ohne Willkürlichkeit in des Kommodus Zeit herabgesezte albanische Becken, dessen reine Komposition selbst bey so später Ausführung Lob verdienen würde, ohne Weiteres zum Beweis des zwischen Hadrianus und Karakalla gültigen Kunstgebrauchs anwendet (S. 15); einen Schritt weiter lag es, die gehäufte Komposition der kapitolinischen Ara jenen hochklingenden Zeitbestimmungen entgegenzusetzen, welche dieß Denkmal bald vor Phidias, bald in des Polykletus Zeit versetzen, zu welchem lezteren, Viscontischen Urtheil denn auch, gegen Autoritäten allzu gutwillig, der Verf. sich bekennt (S. 53).

Nach allen diesen Ausstellungen wünschen wir dem Verfasser zu seinen archäologischen Bemühungen Glück; möge es ihm an Beharrlichkeit und Hülfsmitteln nicht fehlen, in künftigen Schriften über seinen ersten Versuch hinauszugehen! Nicht nur von jener Bilderscheu, welche vielen Alterthumsgelehrten die Denkmäler alter Kunst so fern hält als eine ähnliche Buchstabenscheu vielen Künstlern den befruchtenden Anhauch der Poesie, ist er weit entfernt; auch in der Auswahl seines Gegenstandes nach Hauptklassen alter Denkmäler ist er gesicherter für das Gedeihen archäologischer Forschung, als er bey willkürlicher Erklärung irgend eines vereinzelten Denkmals gewesen wäre.

H. K. G.

Baukunst.

Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein. In lithographirten Abbildungen mit erläuterndem Texte. Von einem Vereine vaterländischer Kunstfreunde herausgegeben. Zweyte Lieferung, das Münster zu Freyburg. Karlsruhe und Freyburg in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung gr. Folio. Der Text in 8.

Diese zweyte Lieferung ist eben so gelungen ausgefallen, als die erste, welche den Dom zu Konstanz enthielt. Die lithographischen Abbildungen auf dreyzehn Tafeln sind von demselben Künstler, wie die ersten, welcher sich nur mit J. B. bezeichnete. Hier wie dort machen die Abbildungen die Hauptsache aus, welche sehr rein gezeichnet, nett in Conturen ausgeführt, und deßwegen auch dem Mellerischen Werke gleich zu stellen sind. Auf dem ersten Blatte ist der Grundriß der Kirche und des Thurmes mit seinen verschiedenen Stockwerken. Blatt 2 und 3 geben den vordern Aufriß des vortrefflichen Thurmes mit seiner reich geschmückten Vorhalle. Blatt 4 und 5 geben die beyden Seitenaufrisse der Kirche, Blatt 6 die verzierten Giebelfelder und Schmiegen, welche sich an der Außenseite des Chorumganges befinden. Blatt 8 und 7 das vordere Hauptportal unter dem Thurm, welches nebst der Vorhalle an den inneren Seitenmauern des Thurms, durch Reichhaltigkeit der Figuren, und sinnreiche Anwendung derselben, fast alle ähnlichen Arbeiten des deutschen Kunstfleißes übertrifft, und so viel uns bekannt, nirgends so treu dargestellt

worden ist, als in diesem Werke. Blatt 9 gibt die innere Ansicht der Kirche auf den Chor zu, welche ganz in ihrem ursprünglichen Styl erhalten worden ist, und keine fremdartigen Zusätze erhielt. Bl. 10 den Durchschnitt des Chors mit den beyden Eingängen aus dem Querschiff in den Choreingang. Bl. 11 die schön durchbrochene Kanzel, woran sich der Bildhauer Georg Kempf im Brustbilde darstellte; über ihm schwebt ein Engel mit dem Zeichen J. K. — Bl. 12 zeigt das Grabmal Bertholds von Zähringen und zwey mit sonderbaren Figuren verzierte Gesimse. Auf Bl. 13 sind sechs verschiedene Säulenkapitelle dargestellt, welche rein der deutschen Baukunst angehören. — Die gegebenen Darstellungen sind alle mit vieler Sorgfalt gezeichnet; nur in Blatt 9 und 10 findet man einige Abweichungen an den untern Verzierungen der Altarnische und gleich oberhalb derselben, wodurch einige Ungewißheit entsteht. Obgleich die kleinen Verzierungen eine Nebensache sind, so hätte man auf Bl. 9 lieber nichts hinsetzen sollen, weil der beschränkte Raum, das genaue Detail nicht zuließ. Auch hätten auf dem verzierten Titelblatte füglich Figuren angewendet werden können, welche nicht schon auf den anderen Abbildungen vorkommen. Eben so hätte man bey lezteren einerley Maaß wählen, und nicht mit dem Nürnbergischen und Rheinländischen abwechseln sollen. Der beygegebene Text von 44 S. und die Beylagen von 75 S., sind von Heinrich Schreiber, welcher sich durch seine früher herausgegebene Beschreibung des Freyburger Münsters schon auf eine sehr rühmliche Weise bekannt gemacht hat. Dieses Heft ist bis auf die Beylagen fast ein Auszug aus dessen größerem Werke. Die Anordnung ist vortrefflich zu nennen, und darf füglich als ein Muster für solche Werke aufgestellt werden. Zuerst die Geschichte dieses merkwürdigen Münsters, der wegen seiner Vollendung alle anderen im deutschen Styl ausgeführten übertrifft, dann die Beschreibung desselben. Die 79 Beylagen, nebst 92 Inschriften von Grabmälern schließen das Ganze. Beyde sind chronologisch geordnet, und in den Beylagen sind höchst merkwürdige Verträge mit den Künstlern abgedruckt, welche reichliche Aufklärungen für die Kunstgeschichte enthalten. Beyspielsweise wollen wir nur an den Vertrag des Hans Baldung Grün erinnern, von welchem, wie hinlänglich bekannt, der vortreffliche Hochaltar gefertigt ist. Er starb 1552, wonach Füßli und andere Kunstschriftsteller zu berichtigen sind. Dadurch, daß alle Inschriften, welche sich auf Gemälden, Altären, Glocken rc. befinden, in die Beylagen gebracht wurden, gewann der übrige Text an Zusammenhang und Annehmlichkeit. Nur hätten wir gewünscht, in den Beylagen das Verzeichniß zu finden, welche Schriften schon über diese Kirche erschienen sind, und welche Abbildungen man davon hat.

Dieses Werk ist den Kunstliebenden in jeder Hinsicht zu empfehlen, und der sehr billige Preis von 5 fl. 30 kr. erleichtert das Anschaffen desselben. Möchten doch auch die übrigen Hefte bald erscheinen.

Noch wäre zu wünschen, daß die Verschönerungskommission, welche seit neuerer Zeit so viel Rühmliches für diese Kirche that, in ihrem Bestreben fortfahren möchte, und mit Vergnügen vernahmen wir S. 14 die Nachricht, daß dieselbe einen passendern Aufsatz auf den Hochaltar, die Fassung der neuen Altäre, die bessere Versorgung der Holbeinischen Gemälde und die Fertigung neuer Chorstühle, besorgen will. Nur daß die Figuren in der Vorhalle angestrichen werden sollen, können wir nicht gut finden: denn durch jeden Anstrich geht das Feine der Bildhauerarbeit verloren. Daher es besser seyn möchte, es zu unterlassen, oder die Figuren nur mit Oel ohne allen Zusatz, zur Nahrung des Steines, anzustreichen.

J. Heller.

Neapel, den 20. Mai.

Der König hat, in Erwägung daß Neapel für die ungeheuere Bevölkerung zu wenig öffentliche Spaziergänge enthält, Befehl gegeben, daß am Largo del Castello die Akazienpflanzung erhalten und der Platz zum Verweilen anständiger eingerichtet werde. Eben so sind an der Straße, welche zum Schlosse Capo di Monte führt, Gartenanlagen für das Volk im Werke. Der schöne Platz vor der königlichen Residenz wird ebenfalls, sobald die Bauhütten nächst der Kirche des heil. Franz de Paula weggeschafft sind, geräumiger und ansehnlicher werden. Dieß Gebäude, welches dem Pantheon in Rom nachgebildet ist, und dessen kolossaler Vorhof, an den sich zwey auf 48 Säulen ruhende bogenförmige Peristyle schließen, dem königlichen Pallaste zugekehrt steht, wird eine Hauptzierde Neapels werden. Das Finanzgebäude in der Straße Toledo, ein herrliches Bauwerk, ist seiner Vollendung nahe. Es kehrt seine vier Seiten den Straßen Toledo, S. Giacomo, dem Vico della Concezione und (die Hauptfronte) dem Largo del Castello zu, hat sechs Höfe und gehört, sowohl seiner Bauart, als seiner innern Einrichtung wegen, jezt mit zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt.

Nr. 55.

Kunst-Blatt.

Montag, den 9. Juli 1827.

Ueber einige ältere Maler Darmstadts.*)

Von Karl Buchner.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebten mehrere ausgezeichnete Maler in Darmstadt, und frühe schon hatte Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit, mit ihren Namen und Arbeiten bekannt zu werden. In den nachgelassenen Papieren seines väterlichen Großoheims fand er Vieles, was von Christian Fiedler die heiterste Meldung that. Das Offene, Herzliche, Tüchtige in den gesellschaftlichen Verhältnissen jener Zeiten, wenigstens des Bürgerstandes, konnte des Firnisses und Schliffes entbehren, den eine feinere, verzärteltere Nachkommenschaft, nicht gerade zum Vortheile jener Eigenthümlichkeiten, über sie zog. Gerade in diesem Sinne mochte sich Fiedler unter seinen Freunden bewegt haben. An der Südseite der Stadtkirche in Darmstadt ist sein Grab. Wenn der Knabe vorüberging, so mußte sich nothwendig an den heitern, gemüthlichen, derben Fiedler auch der Gedanke an den geachteten Künstler schließen. Waren doch in der Nähe jenes Grabes die Ruhestätten von Hessen-Darmstadts Regenten-Familie. Die Stadtkirche bekam hierdurch einen Anhauch von Westminster-Abtey; Fiedler, wenn auch in bescheidener Entfernung, schloß sich jenen Unsterblichen an, deren Staub mit königlichem Staub sich mischt, deren Herrschaft im Reiche der Geister mindestens dann anerkannt wurde, als sie dieses Reich verlassen hatten. Von Löwenstern war im Allgemeinen weit weniger bekannt. Aber frühe schon hatte der Knabe erzählen gehört, daß er lauter Schlachtstücke gemalt und niemals vergessen habe, unter seinen Pferdegruppen einen Schimmel anzubringen. Auch sein Bildniß war ihm gezeigt worden. Neben einem weggeschobenen Vorhang blickte das wohlgestaltete, etwas bleiche Gesicht hervor, auf dem Haupt eine Mütze, die Bekleidung leicht, die Brust offen, das Hemd zurückgeschlagen. Ebenso war Löwensterns Wohnung im Birngarten noch Mehreren bekannt. Das Haus hatte den Namen seiner Besitzer gewechselt, wie denn überhaupt die Namen Fiedler und Löwenstern — beyde blieben unvermählt — im bürgerlichen Leben verklungen waren. Aber der Name Seekatz fand sich wirklich noch in Darmstadt. Indessen die Verwandte von Johann Conrad Seekatz, nahmen einen weit minderen Rang der Kunstausbildung ein. Sein Schüler Hoffmann, der vor einigen Jahren als achtzigjähriger Greis verstorben ist, wußte noch viel von Seekatz zu melden. Von ihm hat Schreiber dieser Zeilen den Doppelbrief, dessen unten Erwähnung geschehen wird. Er ließ dem kunstsinnigen, biedern, fleißigen, frommen Meister die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren, und wenn er weniger freundlich auf des Meisters Ehefrau zu sprechen war, von der Goethe sagt, sie sey eine kleine, dicke, gute aber unangenehme Person gewesen, so lag dieses vielleicht mit darin, weil sie eine strenge, tüchtige Aufseherin, so über Meister als Gesellen war. Hoffmann erzählte noch mit Begeisterung davon, wie viele Gemälde er nach Frankfurt gebracht, welche bedeutende Kaufpreise er zurückgebracht habe. Nun aber zu den einzelnen Männern selbst.

Fiedler.

Johann Christian Fiedler wurde am 31. Oktober 1697 zu Pirna in Sachsen geboren. Seine Eltern waren ziemlich bemittelte Bürgersleute. Frühe schon offenbarte der Knabe besondere Talente. Er zeichnete, was nur irgend seiner kleinen Kunstfertigkeit sich bequemen mochte, aber auch in den Schulwissenschaften waren seine Fortschritte nicht zu verkennen. Der kleine Christian ärndtete großes Lob von Lehrern und Verwandten und seine Eltern bestimmten ihn zum Rechtsgelehrten. Mehrere Jahre arbeitete er zu Senfftenberg in der Niederlausitz

*) Der größere Theil dieser Notizen ist aus dem Hessendarmstädtischen Staats- und Addreßkalender vom J. 1780. Schon ursprünglich für einen kleinen Kreis und für kurze Dauer bestimmt, möchte er jezt nur noch in sehr wenigen Händen zu finden seyn. Sogar H. H. Füßli scheint ihn nicht gekannt zu haben.

und ging 1715 nach Leipzig. Dort studirte er vier Jahre lang die Rechte und zeichnete in Erholungsstunden zu seinem Vergnügen. 1717 fing er zuerst an, in Miniatur zu malen. Ohne irgend Unterricht in diesem Zweige der Malerey, malte er bald sich und seine Freunde und zwar aufs Treffendste. Er fertigte eine ziemliche Anzahl solcher Stücke und ging damit 1719 auf die Messe nach Braunschweig, wo sich der Hof damals aufhielt. Fiedler fand Beyfall und Arbeit. Nach Leipzig zurückgekommen, versuchte er sich im Oelmalen. Auch hier hatte er keinen andern Meister als sein Genie. Der Herzog von Braunschweig machte ihm den Vorschlag, sich auf herzogliche Kosten einige Jahre in Paris aufzuhalten. Nach deren Verlauf sollte er als Hofmaler in Wolffenbüttel angestellt werden. Fiedler nahm dieses Anerbieten an, und ging, nachdem er mehrere deutsche Gallerieen gesehen hatte, nach Paris. Dort legte er sich besonders aufs Porträtmalen. Eigene frühe Neigung mochte ihn hierzu bestimmen, aber mehr noch sein künftiges Amt als Hofmaler, welches solche Uebung hauptsächlich in Anspruch nehmen mußte. Er studirte die Werke der Maler Rigaud und Largillière und sie ertheilten ihm mündlichen Unterricht. Im Jahre 1724 kehrte Fiedler wieder nach Deutschland zurück. Um einen Edelmann zu besuchen, den er früher in Wolffenbüttel hatte kennen lernen, nahm er seinen Weg über Darmstadt. Seine Geschicklichkeit im Treffen erwarb ihm bald die allgemeine Bewunderung. Landgraf Ernst Ludwig von Hessen, ein eifriger Freund und Beförderer der Kunst, trug ihm die Stelle eines Hofmalers mit 400 fl. Gehalt — damals keine unbedeutende Summe — an, allein achtbare Rücksichten verzögerten die Annahme dieser Stelle. Die Schwierigkeiten wurden indessen beseitigt und namentlich seine Verbindlichkeit gegen den braunschweiger Hof auf eine freundliche Weise ausgeglichen. Jedermann wollte von Fiedler gemalt seyn. Der Ruf seiner Geschicklichkeit verbreitete sich schnell, Kaiser selbst und Könige, so wie fürstliche Personen mochten gerne dem wackeren Meister sitzen. So berief ihn der Landgraf Karl von Hessen-Kassel nach Schlangenbad, der Herzog von Zweybrücken nach Zweybrücken und der Markgraf von Baireuth nach Erlangen; auch hielt er sich ganze Monate in Mainz auf, um verschiedene Churfürsten, nebst dem Domkapitel und dasigen Adel zu malen. In seinen lezten Jahren wurde Fiedler des Porträtirens müde und malte dafür kleine Gesellschaftsstücke in Dow's und Mieris Manier. Diese Gemälde, welche gewöhnlich sechs bis acht Zolle groß sind, wurden Fiedlern zu einzelnen Figuren mit 100 fl. bezahlt. Namentlich vier solcher Stücke welche sich in der großherzoglichen Gemäldegallerie in Darmstadt befinden, scheinen hier einer besonderen Erwähnung werth. Die vier Jahrszeiten sind darin vorgestellt. Im ersten Stücke werden Blumen verkauft. Käuferin und Verkäuferin sind blühende Mädchen; ein junger Gärtnerbursche trägt einen Levkojenstock herzu. Sommer- und Herbstfrüchte werden im zweyten und dritten Stücke zum Kauf geboten. Wie die Früchte sommerlich und herbstlich sind, so sind auch die Käuferinnen und Verkäuferinnen in den Sommer und Herbst ihres Lebens getreten. Der Winter hat weder Blumen noch Frucht. Also wiegt ein alter, graubärtiger Mann Käse ab. Die alte Frau feilscht um einige Heringe, die sie in der Hand hält. Unter dem Tische glimmt der Wärmetopf. Der Straßenhintergrund ist zur Stube geworden. Fiedler hätte noch mehr dergleichen gemalt, aber öftere Krankheiten, besonders Podagra und Steinschmerzen, hielten ihn davon ab. So lange er sich seiner alten Kräftigkeit und Gesundheit erfreute, war er außerordentlich fleißig, malte bey dem zahlreichen Zuspruche seiner Freunde beständig und oft bis in die Mitternacht, ja während seiner Krankheit, wenn die Schmerzen ihn nur einigermaßen verließen, im Bette. Fiedlers Tod war eine Folge des Podagra, von welchem er seit seinem vierzigsten Jahre Anfälle hatte. Mit besonderer Munterkeit und Gegenwart des Geistes und nachdem er bey den größten Schmerzen eine bewundernswürdige Standhaftigkeit bewiesen hatte, starb Fiedler am 5ten September 1765 an der Auszehrung. Er hatte bis an sein Ende die Gnade und Achtung seines Fürsten genossen. Als besonderes Zeichen derselben war ihm die Erlaubniß zur kleinen Jagd gegeben worden, welche ihn höchlich vergnügte; auch bot man ihm mehrmals ansehnliche Titel an, die er aber jedesmal ausschlug. Jene Gnade und Achtung zerflog keineswegs mit dem Leben Fiedlers. Auf besondere Erlaubniß wurde er neben der Stadtkirche in Darmstadt begraben. Der Hofbildhauer Eckhard errichtete ihm ein Denkmal. Oben schwebt Fiedlers Bildniß in einem Medaillon. Die geflügelte, alte Zeit hält die Inschrift. Außer dem Namen, Geburts- und Todestage des Verstorbenen ist hier zu lesen:

Wer seine Größe kennt, muß mit verdienten Zähren
Die Asche meines Freund's und meines Lieblings ehren.
Er war, was wenig sind, der Laster strenger Feind,
Ein unverstellter Christ, ein wahrer Menschenfreund;
Im Leben war er groß, im Tode ohne Zittern,
Wer so wie Fiedler lebt, den kann kein Kreuz erschüttern.

Daneben ein Genius mit der Palette.

Die besseren Eigenthümlichkeiten von Fiedlers Gemälden sind sprechende Aehnlichkeit, Fleiß, Genauigkeit und eine vorzügliche Feinheit des Pinsels. Er hatte seine

Kunst wahrhaft studirt und in den verwandten Wissenschaften, namentlich in Optik und Perspektive, besaß er gründliche Kenntnisse. Aber seinen Zeichnungen fehlt die Leichtigkeit, welche Seekatzens Arbeiten so sehr auszeichnet. Durchaus sorgfältiger Nachahmer der Natur, hatte er stets Modelle vor Augen, die ihm zu einzelnen Körpertheilen, zu Früchten, Blumen u. s. w. genaue Anleitung gaben. Die Hände und Arme seiner jungen Freundinnen mußten hierzu auf gleiche Weise dienen, wie die Hockweiber auf dem Markte, und schwerlich hätten diese jemals geglaubt, daß sie nach so langer Zeit — wenn auch nur im Bilde — aus den Zimmern des herrschaftlichen Schlosses auf den ehemaligen Schauplatz ihrer Thaten, den Markt herabsehen würden. Als Kopien nach Fiedler führt ein Verzeichniß des älteren Füßli acht Bildnisse von Bernigeroth, Haid, Roßbach, Satter, G. F. Schmidt und Vogel an; auch französische Kupferstecher haben nach seiner Arbeit gestochen.

Fiedlers moralische Seite war vortrefflich. Er verband die strengste Rechtschaffenheit mit wahrer Gottesfurcht, war liebenswürdig als Freund und als Gesellschafter, und sein Herz ohne Falsch; seine Freunde zu vergnügen war ihm ein wahres Fest und hauptsächlich hierin und in seiner Freygebigkeit liegt der Grund, daß er, ungeachtet seines ansehnlichen Einkommens, keine Schätze sammelte. Er pflegte alle seine Freunde, Männer und Frauen, Du zu nennen, schalt sie auch bisweilen und nahm sich überhaupt eine gewisse Seniorität gegen sie heraus, die dem ernst-heiteren Manne trefflich stand, und ihm niemals übel gedeutet wurde, weil er sich beständig innerhalb der Grenzen ächten Anstandes bewegte.

Fiedler hat sich häufig selbst und in verschiedenen Stufen seines Alters gemalt und J. J. Haid der ältere hat ihn zweymal gestochen. Der eine Stich, den ich vor mir habe, gibt Fiedler in natürlichem Haar, ohne Brille (wie er gleichfalls gemalt ist), mit der Pelzmütze und als Vierziger. Die linke Hand hält Palette und Pinsel, die rechte, untergeschobene eine irdene Tabakspfeife. Der Rock ist mit Pelz und Trotteln besezt. Die Brust ist offen. Unten befindet sich die artige Inschrift:

Jo. Christianus Fiedler, Pirna-Misnicus. Natus pridie Calend. Novembr. 1697, penicillos cum pennis pridem commutans, picturam jurisprudentiae felicissime surrogavit, Serenissimi Principis Hasso-Darmstatini Pictor aulicus, celeberrimus et caelebs, multorum tamen liberorum jure gaudens, famam enim familiamque habet, illam adeptam, hanc adoptatam, utramque non amorituram.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der ungeheuere Götze im Königreiche Japan.

Bey allen heidnischen Völkern Asiens finden wir ursprünglich Freyheit der Religion und des Gottesdienstes; nur dann ward eine Sekte oder Kirche der Freyheit beraubt, wenn man bemerkte, oder zu bemerken glaubte, daß sie auf den Umsturz der bestehenden Staatsverfassung hinarbeite. Würde man in Japan das Christenthum nicht von dieser Seite haben kennen lernen, so würde dessen Ausrottung niemals erfolgt seyn. Die ursprüngliche, einheimische Religion heißt Sinto, ein Wort, welches nach den im Jahr 1825 zu Paris erschienenen Élémens de la Grammaire Japonaise, Treue, Beständigkeit bedeutet; neben dieser einheimischen Religion sehen wir auch hier, wie allenthalben in Ost- und Nordasien den Buddhaismus, hier Buddo genannt, stark verbreitet. Wenn man jedoch die Priester ausnimmt, so wird man im ganzen Reiche wenige Japaner finden, die einzig und allein einem dieser Kulte anhängen. Sie sind beynahe alle einem verderblichen, jedem Aberglauben Thür und Thor öffnenden Synkretismus ergeben, und denken, wie das arme Weib, die auch dem Teufel eine Kerze opfern wollte, weil man doch nicht wisse, wo man einst nach dem Tode noch hinkommen könne.*) Neben diesen zwey Religionen bilden die Anhänger des Konfucius, die Philosophen, so gut wie in China, nur mit dem Unterschied, daß sie hier nicht die Meister spielen, gleichsam eine eigene Kirche. Die Philosophen, sagt Thunberg (Voyages au Japon, traduits et rédigés par Langlés II. 174.), sind eben so geachtet wie die Priester, auch wetteifern die philosophischen Schulen mit den religiösen Sekten, obgleich sie nach Kämpfer (Geschichte von Japan I. 304) nur dem Lichte der gesunden Vernunft folgen und keine Strafe und Belohnung nach dem Tode anerkennen.

*) Etwas Aehnliches erzählt der Graf Noé in seinen Mémoires relatifs à l'expedition anglaise, partie du Bengale en 1800 pour aller combattre en Egypte l'armée d'orient. Paris 1826. S. 80. „Die Einwohner Ceylons sind sehr abergläubisch, und eigen ist, daß vor jedem Buddhatempel sich eine kleinere Pagode befindet, die dem Teufel geweihet ist. Buddha ist der gnadenreiche Gott, er thut Niemanden etwas zu leid; aber der zweyte ist der Uebelthäter, den man durch Geschenke besänftigen muß. Buddha opfern sie Früchte und Gemüse; dem Teufel Hähne und junge Hühner. Beyde Tempel sind immer von Priestern bedient, die dem Charakter ihres Herrn und Meisters so ziemlich entsprechen."

Der sintoische Glaube ist eine Art Naturreligion, deren oberstes Gesetz darin besteht, Nichts zu thun, was den Gesetzen der Natur, wozu auch die bestehende Staatseinrichtung gerechnet wird, entgegen ist (Kämpfer a. a. O. I. 263. 264.). Alle Völker der Erde, die dem Naturdienst huldigten oder huldigen, es werden aber wenige gefunden werden, die damit nicht wenigstens begonnen hätten, suchten durch mehr oder minder abenteuerliche Symbole und Darstellungen die ungeheuern und mannigfachen Kräfte der Natur zu versinnlichen; die Javaner haben, so viel Referent wenigstens weiß, alle andern Völker, durch ihre gigantischen Darstellungen bey weitem übertroffen. In den angeführten Reisen sagt Thunberg (II. 158.): „Wie die Griechen und Römer, haben die Japaner für alle Geschäfte des Lebens „besondere Gottheiten. Unter diesem Wust von Aberglauben und Abgeschmacktheiten scheinen sie doch noch „einen Begriff vom höchsten Wesen, von der obersten, „alle andern untergeordneten Gottheiten beherrschenden „Naturkraft, bewahrt zu haben. Sie haben dieses Wesen „auf eine imposante und riesenhafte Weise in ihren „Tempeln dargestellt. In einem Tempel sah ich eine „hölzerne Statue, von so kolossalen Verhältnissen, daß „auf ihrer ausgestreckten Hand sechs Männer nach der „Landessitte d. h. mit kreuzweis übergeschlagenen Füßen, „einer Stellung, die man auch an den häufig vorkommenden Buddhabildern findet, sitzen können. Die Schultern dieses Götzen waren fünf Ellen breit. Ein anderes großes Idol war von 33,333 kleinern umgeben; „sie stehen um das sechs und vierzigarmige Götzenbild „in zehn bis zwölf Reihen, wovon die hinteren immer „um einen Kopf hervorragen, alle aber haben Mannshöhe. Von dieser großen Anzahl Götzen hat der Tempel auch seinen Namen." (Kämpfer a. a. O. II, 310.). Aehnliches findet man bekanntlich in den Grottentempeln zu Salcette und Elephantine.

Karl Fried. Neumann.

Neue Kupferstiche.

Christus mit dem Kreuze, Brustbild nach Daniele Crespi, gest. unter Longhi's Direction von G. Felsing. Fol. 2 fl. 42 kr.

Mit Vergnügen erblicken wir, auf der wenig betretenen Bahn historischer Stecher in Deutschland, wieder einmal einen jungen Künstler, dessen Erstlinge etwas Tüchtiges erwarten lassen. Zum Glück befindet er sich auch in einer trefflichen Schule. Wenn es gleichwohl wunderliche Leute gibt, die in einem Bildwerke blos den nackten Gedanken gelten lassen, die Ausführung aber als müßige Zuthat betrachten; und wieder andre, die alles in der artistischen Grammatik abgeschlossen glauben, so folgt Longhi der etwas besser begründeten Meynung, daß der Stecher nicht blos den todten Umriß, sondern auch von der Schönheit und Anmuth seines Urbildes so viel geben müsse, als seine beschränkten Hülfsmittel gestatten. Nur in der Vollendung aller Theile erscheint des Lebens reine, unverkümmerte Blüthe; doch fordert diese Vollendung nicht eben eine technische Virtuosität, die wieder zur Erstarrung führt, und eben so wenig ist dabey nöthig, das Charakteristische und die Totalwirkung einem ängstlichen Detail zu opfern. Auf der andern Seite ist aber auch gewiß, daß die Fortschritte der Technik nicht darum verwerflich sind, weil oft und arger Mißbrauch damit getrieben worden, und man entschiedene Vortheile nicht gering achten müsse, weil es wackere Männer gegeben, die keinen Gebrauch davon gemacht, weil sie ihnen — noch unbekannt waren. Es ist ein Vorzug der Longhi'schen, ja, wir möchten sagen, der italienischen Stecherschule überhaupt, mit wenigen Ausnahmen, daß sie auf eine gewisse Tüchtigkeit und Gründlichkeit hält, welche immer mit weiser Mäßigung verbunden zu seyn pflegen. Davon gibt, im Ganzen, auch das vorliegende Blatt Zeugniß. Die Gestalt ist edel, ohne sich zum Idealen zu erheben, der Ausdruck des Leidens herrscht nicht so sehr vor, um der Würde etwas zu vergeben, und der Styl hat etwas Großartiges. Die Art der Behandlung ist dem Charakter Crespi's angemessen, der Kraft mit Anmuth zu vereinigen wußte, und Hr. Felsing wird sich nur vor dem Fehler der Uebertreibung zu hüten haben, in den Garavaglia und einige andre geschätzte Stecher Italiens manchmal verfallen.

— ber.

Kunstsammlungen.

Description des objets d'arts qui composent le cabinet de feu M. le Baron de Denon. Paris 1826. 2 Bde. 8. 1ster Band. Monuments antiques, historiques, modernes, ouvrages orientaux etc. 1. Monuments égyptiens. 2. Antiquités grecques. 3. Antiquités italiotes. 4. Antiquités romaines. 5. Copies d'Antiquités. 6. Monuments historiques. 7. Monuments du moyen âge et modernes. 8. Ouvrages orientaux. a. Arabes et persans. b. hindous. c. chinois etc. 2ter Bd. Tableaux, dessins et miniatures. 1. Tableaux, anciens et modernes des trois écoles. 2. Dessins des diverses écoles d'Italie, de Flandre, d'Allemagne, de Hollande et de France. 3. Miniatures par des artistes anciens et modernes.

Nr. 56.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. Juli 1827.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1826.

(Verspätet.)

Wenn Aufmunterung der Zöglinge keine glücklichen Resultate hervorbringt, so muß Entmuthigung nur noch traurigere Folgen haben. Seit drey Jahren hat Niemand in der Schule der Malerey einen Preis gewonnen, obgleich die jungen Leute, die sich darum beworben, die Richter keiner allzugroßen Strenge anklagen, noch behaupten können, sie hätten zu viel verlangt, oder Partheylichkeit bewiesen.

Das Publikum scheint mir dieses Jahr weniger Nachsicht geübt zu haben als die Richter. Nur zwey Gemälde waren geliefert worden. Sind die Schüler der Brera vielleicht erzürnt, daß man ihnen zwey Jahre nach einander den Preis verweigert hat? Fürchteten vielleicht die Professoren, es möchte ein zu schlechtes Licht auf die Akademie werfen, wenn sie auch dieses Jahr keinen Preis austheilen? Fürchteten sie, was wahrscheinlich ist, die übele Laune der Zöglinge, die sich dem Studium wenig geneigt zeigen, möchte sie künftiges Jahr ganz und gar aller ehrenwerthen Konkurrenten berauben? Sie haben sich entschlossen einem der zwey Gemälde den Preis zu ertheilen; man muß gestehen, daß, entweder einer oder alle unsere angegebenen Gründe sie dazu bewogen haben müssen, denn weder Erfindung, noch Komposition, noch Zeichnung, viel weniger aber das Kolorit des gekrönten Bildes ist zu loben.

Der Gegenstand ist Regulus, welcher dem Tode geweiht, nach Karthago zurückkehrt und die Abschiedsgrüße seiner Freunde und Verwandten empfängt. Schon deßhalb, weil nichts anzeigt, daß der Held, daß die Verwandten, daß das Volk, welches ihm folgt Römer sind, hätte ich, wäre ich Richter gewesen, eine schwarze Kugel gegeben. In der That, was ist das für eine Scene, wo die Kleidung aller Personen sich blos durch die Farben blau, grün, gelb unterscheidet und wo der Purpur auf den Schultern der Soldaten glänzt?

Der Redner, der jedes Jahr am Tage der Preisaustheilung einige unentbehrliche Regeln der Kunst in einer Rede den Eleven in's Gedächtniß zurückruft, hätte dießmal bemerken sollen, daß die jungen Künstler, als wahre Historienmaler die Gesetze, Gebräuche und Sitten der Völker, deren Thaten sie darstellen, sowohl kennen als beachten müssen, wenn sie nicht chimärische Dinge hervorbringen wollen.

Wenn wir das Gemälde in eine Gallerie versetzen und denken es sey ein halbes Jahrhundert verflossen, welcher einsichtsvolle Beobachter würde den Gegenstand ohne Umschrift errathen können? Wer würde wissen, daß es Regulus ist, der in den blühendsten Zeiten der römischen Republik von seinen Landsleuten Abschied nimmt? Könnte man nicht denken, es sey Ovid, der ins Exil wandert, der Gegenstand des vorigen Preises? Theilweise trifft der Vorwurf auch die Herrn Professoren, daß sie solche Aufgaben geben, die sich durch nichts Besonderes auszeichnen. Dem Dichter und Redner sind dieß herrliche Gegenstände, nicht so dem Maler.

Skulptur. Man tröstet sich, wenn man sieht, daß nicht ein gleicher Verfall in der Bildnerey einreißt. Freylich kommt dabey in Anschlag, daß die Anzahl der talentvollen Professoren der Skulptur größer ist als die der Maler. Diese Kunst, welche jezt um Pacetti trauert, besizt noch ihren Monti, Marchesi, Comolli, während für die Historienmalerey blos die HH. Palagi und Havez da sind (Sabbatelli kam erst vor Kurzem nach Mailand zurück); dadurch kommt mehr Nacheiferung unter die Bildhauer; sie finden mehrere Mittel sich zu unterrichten, so wie eine größere Anzahl guter Vorbilder.

Die Preisaufgabe war dieselbe wie im vorigen Jahr, die Apotheose Canova's. Bey dem vorigen Konkurs fand man keine Arbeit des großen Meisters würdig, obgleich einige Basreliefs Talent verriethen. Bey dem Namen Canova denkt man das Vollkommene und dieß macht diejenigen etwas hart, welche die Zöglinge zu beurtheilen haben. Unter vier Konkurrenten hat Labus, ein Zögling Monti's aus Ravenna den Preis davon getragen. Er hat Canova nach der Weise der Alten dar-

gestellt, auf seinem Grabe liegend, unten steht der in Trauer versunkene Genius der Skulptur; Italia, die ihren Verlust eben so innig fühlt, will das Monument mit Blumen bekränzen, aber sie unterliegt dem Schmerze. Hinter ihr ist die Figur des Tiber, und dieser zunächst die drey Grazien, halbrelief im Hintergrunde, sehr schön gruppirt. Auf der andern Seite im Vordergrunde ist eine schöne Frauengestalt, die christliche Religion vorstellend, welcher sich der berühmte Meister zuwendet, um seine lezten Gedanken nur bey ihr zu haben; ihr folgen alle Tugenden, die dem Künstler eigen waren; das Mitleid, die Menschlichkeit, die Wohlthätigkeit, welche der Jugend und dem Alter Hülfe spenden. In dem Bericht der Akademie hielt man es für einen Fehler, daß heidnische Vorstellungen mit christlichen gemischt wären. Die Massen sind gut angeordnet, die Köpfe haben Adel und Ausdruck, die Draperieen sind gut geworfen. Wer im Alter von 20 Jahren ein solches Werk verfertigt, darf sich für einen Dichter und Bildhauer halten. Labus kann auf seinen Triumph stolz seyn, da zwey der konkurrirenden Reliefs mit Recht ihm den Preis streitig machen konnten.

Preis der zweyten Klasse. Für diesen Konkurs waren auch vier kleine sehr schöne Reliefs vorhanden. Der Gegenstand war Barnas, die Orithyia entführend. Die Gruppe des gekrönten Basreliefs schien mir etwas überladen in der Stellung der Figuren. Wahrscheinlich waren die Richter vorzüglich mit den sehr bestimmt und anatomisch ausgesprochenen Formen des Gottes, ein Gegensatz zur Zartheit der Draperie der Nymphe zufrieden und gaben ihm deßhalb den Vorzug vor den drey andern, die in der Komposition viel naiver waren.

Zeichenkunst. Für die Komposition in der Zeichnung, deren Gegenstand das Urtheil Salomons war, fanden sich drey Konkurrenten. Wahrscheinlich sehen die Rivalen erst dann die Zeichnung an, wenn sie aufgestellt sind, sonst würde es einem davon wohl nicht eingefallen seyn, mit den zwey übrigen in die Schranken zu treten. Die Professoren, die Freunde und Bekannte des jungen Mannes haben eine sehr schlechte Meynung von der Schule gezeigt, indem sie ihn zuließen. Die zwey andern Zeichnungen sind von gutem Styl. Der Preisträger Cesare Mussini aus Florenz hat in der Komposition viele Einsicht gezeigt, und besonders durch angemessenen, nicht übertriebenen, oder theatralischen Ausdruck und durch den großartigen Charakter seiner Köpfe sich Lob erworben.

Preis für das Ornament. G. Pagani von Mailand. Ein mittelmäßiger Gegenstand für eine Medaille, so wie für eine Schule, welche die erste von Europa ist. Es handelte sich um die Erfindung eines Kelchs, dessen einmal hergebrachte Form immer streng beobachtet werden muß.

Den Preis in der Kupferstichkunst erhielt Philipp Caporali von Cremona. Wenn nur ein Konkurrent vorhanden ist, so sind die Richter einer großen Verlegenheit überhoben, was auch die öffentliche Meynung seyn mag, man kann nicht sagen, daß sie partheyisch verfahren sind. Man könnte ihnen aber wohl zu viel Gefälligkeit vorwerfen, wenn man den schwachen Kupferstich nach Poussin sieht, spielende nackte Kinder. Wir haben nicht viel Neugierige bemerkt, welche das Blatt betrachtet hätten.

Historienmalerey.

Palagi. Wenn Hr. Pelagio Palagi seinen Vorsatz kein Gemälde mehr auszustellen, nicht aufgegeben hätte (dessen Veranlassung eine vor zwey Jahren über ein von ihm ausgestelltes Werk erschienene, Kritik war), so würden wir dieses Jahr wenig von den Historienmalern zu sagen haben.

Die Kardinäle wollen dem vor Kurzem erwählten Sixtus V. ihren Hof machen; sie bringen ihm seine Schwester (eine Wäscherin) als Prinzessin geschmückt, und ihre Kinder, ebenfalls reich gekleidet. Der Papst will sie nicht kennen; er fragt einen der Hofleute, wer ist die Frau? Erstaunen und getäuschte Erwartung drücken sich in den Gesichtern der Herbeygeführten und der Monsignori aus, auch die Kinder scheinen von denselben Gefühlen ergriffen.

Der Herausgeber der Mailänder Zeitung tadelt die Wahl des Gegenstandes, weil er keine großen Leidenschaften enthalte, und glaubt, der Künstler würde wahrscheinlich einen andern, seinem Genie angemessenern Stoff gewählt haben, wenn dieser nicht gerade bestellt worden wäre. Darauf erwiedern wir: haben nicht große Maler unbedeutende Gegenstände dargestellt? Welche unfruchtbare Argumente sind nicht aus der heil. Schrift gezogen worden? Die Hochzeit von Kana, die Pilger nach Emmaus u. s. w. Ist es nicht ein Verdienst, wenn der Maler uns einfach moralische Handlungen interessant zu machen weiß, wo er keine großen Studien des Nackten zeigen kann, wo die Gefühle, welche die dargestellten Personen bewegen, nur einfache und naive Stellung veranlassen und das Bedeutungsvolle sich fast blos in dem Ausdrucke ihres Gesichtes zeigt?

Palagi hat an dem Kopfe des Papstes sein Talent bewiesen; er gab ihm Würde, ohne doch die Verschmiztheit, welche diesen Herrn besonders charakterisirt, zu vertilgen. Man liest in den Zügen des Kardinals, den er fragt, die Verwirrung eines Hofmanns, welcher sieht, daß ihn sein Herr zum Besten hat. Die andern Kardinäle zeigen ein dummes Erstaunen, da sie sich von dieser Komödie sehr viel versprachen. Die Frau hat den Cha-

rakter, der sich für sie schickt; troß den prächtigen Stoffen erkennt man die Frau aus dem Volke, deren Züge durch Arbeit verunstaltet sind, doch sind sie fern von Gemeinheit; auch ist das Ungelenke ihrer Haltung sehr gut erdacht, denn eine im Moment zu einer Prinzessin umgeschaffene Wäscherin wird nicht die natürliche Haltung einer gebornen Fürstin haben. Die Kinder sind schön, — warum auch nicht? gibt es nicht unter den niedern Volksklassen wahre Engelsgesichter? Der Papst sizt auf einem reichen Lehnstuhl neben einem Tische, der mit einem schönen Teppich bedeckt ist, den Hintergrund des Throns bildet ebenfalls ein Teppich. Man bemerkt an der Wand ein Gemälde, die Israeliten darstellend, wie sie das Manna sammeln.

Ich habe schon in meinen frühern Berichten gesagt, mit welcher Wahrheit Palagi die verschiedenen Stoffe malt, wie herrlich er diese Sachen behandelt, ohne doch manierirt zu seyn. Er führt alle Details aus, ohne zu ermüden, oder die Harmonie des Ganzen zu stören, oder das Auge auf einen Punkt zu ziehen; man sieht, daß er auch das Kleinste nach der Natur studirt hat. Es erfordert nicht geringe Kunst, vier in Purpur gekleidete Personen zu malen, ohne monoton oder zu brillant zu werden.

Nachdem wir das Schöne anerkannt haben, müssen wir gestehen, daß das Gemälde doch nicht ohne Fehler ist. Ein in der Linear-Perspektiv geübtes Auge wird sich kaum von der Umgebung Rechenschaft geben können; man weiß nicht, wie man die Füße des kleinen Mädchens und des Monsignore hinter dem päpstlichen Stuhle finden soll? u. s. w. Einige Personen haben auch alle Hände getadelt und wirklich mangelt es ihnen an Studium.

Mazzola. Der Titel eines Akademikers und Professors ist sicherlich ehrenwerth, aber er muß durch Talent gerechtfertigt werden. Man könnte sich darüber wundern, wie man es wagen mochte das Kniestück einer Frau neben den Arbeiten eines Palagi aufzuhängen. Gute Freunde sollten dem Maler Mazzola rathen seine Palette an den Nagel zu hängen und auf den Lorbeeren, die er ohne Zweifel in seiner Jugend einärndtete, auszuruhen.

Joseph Sogni hat sich zum Gegenstand gewählt: Raphael, der in seinem Kabinet das Bild der geliebten Fornarina malt. Der Künstler sizt vor seiner Staffeley, die Palette und den Malstock mit der Linken haltend, seine Geliebte hinter ihm gefällt sich in dem Werke des Meisters. Sie legt ihre Hand auf seine Schulter, der glückliche Künstler ergreift sie und sein Gesicht beurkundet das göttliche Gefühl, was ihn im Augenblicke belebt. Und doch herrscht solch eine Zartheit im Ganzen, daß auch der strengste Moralist nichts zu tadeln finden würde; die ganze Haltung der Fornarina ist edel, sie scheint sich verhüllen zu wollen, indem sie mit der Linken einen Pelzmantel über die Schulter heraufzieht. Ihre ganze Physiognomie zeigt, wie sie in Betrachtung des Bildes versunken ist, und daß sie gar nicht bemerkt, wie der Geliebte ihre Hand drückt. Der Maler hat, abgesehen von der schönen Form, den Händen solch eine feine und zarte Bewegung gegeben, daß man sieht, die Liebende können sich so fassen ohne zu erröthen. So muß ein Maler, der die Sitten schonen will, eine glückliche Liebe malen. Die Köpfe haben Aehnlichkeit mit den Porträten der Personen, man könnte wünschen, daß die Beine Raphaels mit mehr Anmuth und Genauigkeit gezeichnet wären. In den Draperieen herrscht Wahrheit, so wie auch in der ganzen Umgebung das gehörige Maaß gehalten ist. Das Atelier Raphaels zeugt von Wohlhabenheit, keineswegs aber von asiatischem Luxus, wie wir solches voriges Jahr in dem Gemälde des Hrn. Comerio bemerkten.

Vitali Sala. Die Ordnung der Säle und des Katalogs würde uns jezt auf zehn Gemälde des Akademikers Comorio führen; da wir aber die Liebhaber häufiger vor dem Gemälde des Hrn. Vitali Sala, Romeo und Julie darstellend, wie sie den Geist aufgeben, gesehen haben, so wollen wir damit anfangen. Die todtgeglaubte Julie tritt aus ihrem Grab, an dessen Rand Romeo sich vergiftete; die Geliebte erhebt den Kopf des Gatten, drückt ihn an ihren Busen, um die lezten Lebensfunken aufzuhalten. Die Blässe des Todes zeigt sich in ihr, nur ihre Augen sind noch lebendig. Zwey Geistliche steigen in das Grabgewölbe und die ganze Scene ist durch eine einzige Lampe beleuchtet. Die Gruppe ist gut angeordnet, aber die Figuren haben etwas Schwerfälliges. Zu viel Uebertreibung ist in dem Kopfe der Julie, besonders neben Romeo, der schon leblos daliegt. Die großen Augen dieser jungen Person zeigen vielmehr Schrecken als Verzweiflung der Liebe. Die Kühnheit des Effekts, so wie die kräftigen Züge bey dem vielen Schatten, haben den Fehler verschleyert, denn das Bild hat allgemein gefallen.

Luigi Sacchi. Ein Gemälde der Hrn. Luigi Sacchi stellt Conrad, den Sohn der Marquise von Monferrat dar, wie er Abschied nimmt von seiner jungen Gattin Isabella, um nach Palästina zu ziehen und seinen Vater zu befreyen, der in Damaskus gefangen sizt; die geliebte Gattin begleitet ihn sammt ihrem Vater bis zur Treppe ihres Schlosses. Man bemerkt in diesem Gemälde eine Nachahmung der Behandlung des Hrn. Hayez. Conrad gliech so ziemlich dem Carmagnola des genannten Künstlers. Wie dieser, hat auch Sacchi die Waffen und glänzenden Stoffe sehr studirt; doch sollte die Zeichnung des Pagen, der herabsteigt und den Schild trägt, genauer seyn. Gegenstände dieser Art von mittelmäßigem Interesse, deren Schönheit blos in dem Motive der Handlung liegt,

das uns der Katalog, nicht aber der Maler anzeigt, erfordern viel Talent, tiefes Studium der Natur, der verschiedenen Leidenschaft und ihren äußerlichen Abzeichen, wenn man sie aus freyer Wahl und ohne durch ein akademisches Programm dazu gezwungen zu seyn, mit Glück darstellen will. Der Abschiedskuß eines Ebervaars ist etwas so Alltägliches, daß man gar keine Rücksicht darauf nimmt, wenn der Vorgang nicht von außerordentlichen Umständen begleitet ist. Wenn Andromache Hektor umarmt, der da scheidet um mit Achilles für das Vaterland zu kämpfen, wenn sich Regulus von seiner Gattin losreißt, um in Karthago den Tod zu finden, wenn Romeo sich von der Tochter der Capulets trennt, welche geschworen haben, den lezten der Montagues zu ermorden, so fühlt der sinnige Beobachter mit dem Helden, er theilt seine schwarzen Ahnungen. In solchen Fällen wird das Talent des Malers durch den Gegenstand unterstüzt. Man braucht sich nicht zu verwundern, warum Havez so häufig den Carmagnola malt; er hat bemerkt, daß man das pathetisch Erhabene, an welches seine Kompositionen erinnern, immer gerne sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige ältere Maler Darmstadts.

Von Karl Buchner.

(Fortsetzung.)

Von Löwenstern.

Christian Ludwig Freyherr v. Löwenstern wurde am 10ten August 1702 in Darmstadt geboren. Sein Vater war Geheimer Regierungs- und Konsistorialrath, seine Mutter eine geborne v. Remchingen. Beyde Eltern haben den Ruf eines vortrefflichen Charakters zurückgelassen. Sie suchten den Sohn zu gleicher Vortrefflichkeit zu erziehen und gut vorbereitet bezog er die Universitäten Giesen und Straßburg. Zum Rechtsgelehrten bestimmt, widmete er sich zugleich den schönen Wissenschaften mit Fleiß und Eifer. In der lateinischen, französischen und italienischen Sprache* besaß er gründliche Kenntnisse; Musik, poetische Kompositionen in deutscher und lateinischer Sprache, Zeichnen und Malen, welches leztere er ohne Lehrer erlernt hatte, waren seine Lieblingsbeschäftigungen. Als Reichsfreyherr mußte er sich der Reitkunst mit doppeltem Eifer widmen. Nach geendigten Studien ging Löwenstern auf Reisen, und, bey seiner Rückkunft im Jahre 1725, wurde er als Regierungsassessor in Darmstadt und im Jahre 1727 als wirklicher Hofjunker angestellt. Höher stieg er nie. Er faßte, nach dem Tode seines Vaters, den Entschluß, von allen Geschäften sich zurückzuziehen; Künste und Wissenschaften sollten ihm die trockenere Jurisprudenz und das Hofleben ersetzen. Seine schwache Gesundheit, die eine im Reiten erhaltene Beschädigung vermehrt hatte, befestigte diesen Entschluß und brachte ihn endlich so weit, daß er länger als zehn Jahre vor seinem Ende sein Zimmer gar nicht verließ. Hypochondrische Aengstlichkeit, die öftmals auf einen fürchterlichen Grad sich steigerte, hatte diesen engen Bannkreis um ihn gezogen, der aber seine Phantasie mit den lebendigsten und geräuschvollsten Bildern zu bevölkern wußte. Beynahe einzig in dieser langen Zeit, und häufig bey nächtlicher Lampe, beschäftigte sich Löwenstern mit Malen. Eine große Anzahl von Bataillen- und Pferdestücken ging aus dieser stillen Werkstatt hervor, und über 200 Original-Gemälde dieser Art besaß einzig die Frau Jägermeisterin von Reischach in Darmstadt. Aber Löwenstern erreichte kein hohes Alter; der gänzliche Mangel an Bewegung, die stete geistige Anstrengung mußten nothwendig die übelste Wirkung auf seine körperlichen Umstände äußern. Er starb vermuthlich ums Jahr 1754 (nach Füßli im Jahr 1755).

Löwenstern war ein Mann von gutem Ansehen, mittlerer Größe und etwas korpulent. Nach Art der Hypochondristen erzählte er gerne von seinem Krankheitszustand, und, war einmal der Faden dieser Unterhaltung geschürzt, so ließ er ihn nicht leicht wieder abreißen. Sonst war sein Umgang sehr angenehm und sein Gespräch häufig ins Gebiet der Satyre hinüber spielend, wozu Löwenstern überhaupt große Anlagen hatte. Auch in seinen Poesieen und Malereyen wußte er Gebrauch davon zu machen. Sonderling in jeder Hinsicht war er zugleich Sonderling in Ansehung der Religion. Fiedler, sein vertrauter Freund, den zu besuchen er keinen Tag unterließ, so lange er noch ausging, schäzte ihn sehr hoch und prieß aufrichtig seine Kunstfertigkeit. Im Porträtiren keineswegs unkundig, (C. C. Heiß hat nach ihm das Bildniß der Prinzessin Magdalene Sibylle von Hessen, geb. Herzogin von Würtemberg, in Schwarzkunst geschabt), war doch Löwenstern, wie schon oben bemerkt worden, hauptsächlich Bataillen- und Pferdemaler. Seine Zeichnungen sind treffend und kühn und die Stellungen vortrefflich. Löwenstern arbeitete zugleich mit unglaublicher Geschwindigkeit; selten, daß er seine Stücke zeichnete oder untermalte. Um so unerwarteter sind also jene Vorzüge. Aber, wie Löwenstern ohne große Vorbereitungen schaffen mochte, so liebte er auch keineswegs die genaue Vollendung. Meistens sind nur die Hauptfiguren ausgemalt. Seine Einbildungskraft war zu flüchtig, zu springend; wäre sie's aber nicht gewesen, hätte sie weniger elastische Kraft besessen, so würden wir Löwensterns Werke schwerlich in Gemäldegallerien, sondern in Aktenschränken suchen oder — nicht suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 57.

Kunst-Blatt.

Montag, den 16. Juli 1827.

Ueber einige ältere Maler Darmstadts.

Von Karl Buchner.

(Beschluß.)

Seekatz.

Johann Konrad Seekatz war am 4ten Sept. 1719 zu Grünstadt in der Pfalz geboren. Zweyter Sohn eines mittelmäßigen Malers – Johann Martin Seekatz – genoß er den ersten Unterricht in der Kunst bey seinem älteren Bruder in Worms, wo der Vater in der neuerbauten lutherischen Kirche verschiedenes gemalt hat. Durch Neigung und Fleiß, von den vortrefflichsten Naturgaben unterstützt, sah er bald seinen Lehrmeister sehr weit hinter sich, verließ ihn aber nicht, sondern arbeitete mit ihm eine lange Zeit in Gemeinschaft, bis ihn der churpfälzische Hofmaler Brinkmann in Mannheim zu sich zog. Wenn auch Goethe diesem Brinkmann nur ein negatives Lob ertheilt, indem er sagt, daß sein Pinsel in Staffeleygemälden nicht zu schelten sey, so wurde er doch damals unter die berühmten Maler gerechnet. Seekatz arbeitete mehrere Jahre unter Brinkmanns Leitung und benutzte zugleich die churfürstliche Gemäldesammlung, die unter Karl Theodor in blühendem Zustand war. Hierauf entschloß sich Seekatz, seine eigene künstlerische Werkstatt aufzuschlagen, erwählte anfänglich hierzu Worms, vertauschte aber nicht lange nachher diesen Ort mit Darmstadt. Hier verheirathete er sich am 12ten Sept. 1753 mit der Tochter eines nassauischen Oberförsters, einer gebornen Stein. Im nämlichen Jahre wurde ihm die Stelle eines fürstlichen Hofmalers übertragen. Seekatz starb am 25sten August 1768.

Und so ist unser Meister niemals aus seinem Vaterlande, ja nicht einmal aus einem kleinen Bezirke desselben gekommen. Grünstadt und Frankfurt — in dem Zwischenraume dieser Städte, und schwerlich jemals weiter hat sich seine körperliche Existenz bewegt. Aber sein Genie, seine Beobachtungsgabe, das schnelle, unverlierbare Ergreifen des Gegenstandes, den er darstellen wollte, die außerordentlichste Vorstellungskraft, alles dieses ersetzte bey ihm den Mangel an Reisen auf einen ungewöhnlichen Grad. Freylich konnte dieser Mangel nicht völlig gedeckt werden. In seinen grösseren, historischen Stücken tritt er oftmals hervor. Seekatz fühlte selbst seine mindere Stärke in jenen Gegenständen, und, wenn diese seiner eigenen Wahl überlassen waren, so fiel sie immer auf kleinere Gesellschaften, Scharmützel, Plünderungen, Bauern- und Zigeunerstücke mit Landschaften. „Seine Erfindungen sind reich und wohl angeordnet, sein Pinsel ist kühn, der Ausdruck stark, die Zeichnung richtig, das Kolorit kräftig." Weniger günstig als dieses Urtheil des älteren Füßli ist das von Mannlich. Goethe sagt von Seekatz, daß Greise und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ihm ganz herrlich glückten. „Die Jünglinge wollten ihm nicht ebenso gerathen, sie waren meist zu hager; und die Frauen mißfielen aus der entgegengesetzten Ursache." Seekatz brachte nämlich auf allen Gemälden, wo weibliche Figuren waren, seine Frau an, ja, sie galt ihm als Schema aller weiblichen Figuren; und diese hatte eben so sehr Ueberfluß an Korpulenz, als Seekatz an Magerkeit. Da ihn seine Erfindungen wenige oder gar keine Zeit kosteten, und sich die Ideen bey ihm jagten, so mußte öfters ein Stück noch vor seiner Vollendung einem andern auf der Staffeley, ohne Hoffnung zur Rückkehr, Platz machen, und eben diesem Drange mag es zuzuschreiben seyn, daß er sich niemals ernstlich mit Porträtiren befaßte. Und doch mochten sich wenige Maler einer gleichen Leichtigkeit rühmen können, mit einem Blicke den ganzen Charakter eines Gesichts aufzufassen, als gerade Seekatz. Diese Talente wurden noch durch den trefflichsten Charakter gehoben, und man kann ihn unter die besten Menschen zählen, die je gelebt haben. Tüchtig, ernst, in sich gezogen, sogar hypochondrisch, war er doch wieder der heiterste Freund unter Freunden. Er war zugleich ein frommer Mann. In einem Andachtsbuche, das er besessen, ist vorn zu lesen: „In Jesu Namen sey unser Anfang. Amen. Johann Konrad Seekatz. Worms. Anno 1752"; alles schön in Fraktur

und mit Schnörkeln versehen. Viele von Seekatzens Bildern kamen nach Frankfurt — im Jahr 1762 fertigte er für das dortige Rathhaus das Urtheil Salomons in einem acht Fuß hohen Gemälde — andere in die Freyherrlich von Moser'sche Sammlung in Darmstadt, noch andere nach Frankreich. In dem Landhause bey Braunshardt unweit Darmstadt, finden sich zwölf herrliche Sudporten, und die großherzogliche Gemälde-Gallerie zu Darmstadt hat ebenfalls recht tüchtige Bilder von Seekatz aufzuweisen. Mehrere davon behandeln neutestamentliche Gegenstände. Romanet hat einen Bänkelsänger und einen Bilderkrämer nach Seekatz in Kupfer gestochen, deren Originale sich in Basel befanden, und J. H. Apel zwey Landschaften.

Nun noch zum Schlusse eine ausführlichere Begebenheit, weil sie an Goethe's Leben mindestens anstreift. Der französische Oberst Graf von Thorane, der in Frankfurt a. M. eine Zeitlang die Königlieutenants-Stelle versah, und den uns Goethe mit so vieler Kraft und so vielem Behagen schildert, zog Seekatzen aus Armuth und Niedrigkeit. Dieser kunstsinnige Franzose beschäftigte mehrere Frankfurter Maler; aber Seekatzens Leistungen sprachen ihn besonders an. Seekatz mußte nach Frankfurt hinüber, das Nöthige wurde besprochen und abgemacht. Besonders ländliche Scenen sollte der Darmstädter Meister liefern, und er übernahm diese Lieferung mit Fleiß und Eifer. Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt noch einen Brief von Seekatz, welcher am 20sten Sept. 1763 geschrieben ist. Die Weise des Inhalts, ja, die Form dieses Inhalts ist interessant, und erlaubt um so mehr hier eine Erwähnung, als er an Goethe's Vater, den Quartierträger vom Grafen Thorane, geschrieben wurde. Seekatzens Schreiben lautet wörtlich folgendermaßen:

„Hochedelgeborner, mein hochzuehrender Herr!

Es hat uns herzlich erfreuet, wie wir von Herrn Diene vernommen haben, daß sich Euer Hochedelgeboren nebst werther Familie in allem erwünschten Wohlseyn befinden, weilen wir so lange nichts von Ihnen gehört. Wir sind, Gott sey's gedankt, auch wohl, nur beklage, daß meinem Versprechen nicht nachkommen kann, das Vergnügen zu haben, Euer Hochedelgeboren die Messe zu sehen und denselben meine Aufwartung zu machen, indem ich mich an des Herr Grafen ihr Stück machen muß. Ich bin nun sehr nächst mit dem Ihrigen Stücke fertig. So bald als sie trocken sind, werde dieselbe mit dem Hoffmann überschicken. Ich hoffe, Euer Hochedelgeboren werden ein Vergnügen dran haben, indem mir viele Mühe geben. Ich wie auch meine Frau empfehlen uns benebst unserm großen Komplimente an hochwerthеste Frau Liebste und liebe Kinder und verharre Zeitlebens mit der größten Hochachtung

Euer Hochedelgeboren

Dero gehorsamster Diener
J. C. Seekatz."

Darmstadt, den 20. Sept. 1763.

Der Raum von Seekatzens Brief füllt dritthalb Quartseiten, jedoch sind die Quartblätter in der Mitte gebrochen, und jedesmal nur die linke Seite beschrieben worden. Offenbar absichtlich blieb die rechte Seite für Rath Goethe's Antwort offen. Diese lautet also:

„Euer Hochedelgeboren sind immerfort so höflich, und nehmen Antheil an unserm Wohlseyn, und wir erwiedern solches mit dem süßesten Vergnügen, da wir aufs Neue Dero Namen unter diesem Brief erblicken, und uns dahero die erfreuliche Vorstellung machen können, daß Sie einer völligen guten Gesundheit hinwiederum, durch die Gnade Gottes, theilhaftig worden sind, welche der liebe Gott langehin befestiget bleiben lassen wolle. Jedoch bedauern wir, daß Euer Hochedelgeboren uns nicht diese Messe mit Ihrer schätzbaren Gegenwart beglücken wollen, anbei hoffende: dieser Ehre vielleicht alsdann theilhaftig zu werden, wenn des Herrn Grafen Stücke fertig seyn wird, dessen Handzeichnung ich bestens empfehle. Anjetzo aber meinen gefertigten beyden Stücken und dem Hoffmann, der sie überbringen soll, mit Verlangen entgegen sehe. — Hier beygehende Rechnung ist uns zu bezahlen zugestellt worden. Da aber die Waare zu Dero Frau Liebste allhier verfertigter Andrienne angewendet worden, so frage an: ob ich die vier Gulden auslegen soll, womit die Ehre habe unter höflichster Salutation an die liebe Ehegattin und Umfassung des niedlichen Seekätzchens ohnabänderlich zu beharren

Dero ergebenster Diener
Goethe."

Das Datum ist der 25ste Sept. 1763, und höchst wahrscheinlich ist der „Herr Graf" in den beyden Briefen und Graf Thorane derselbe; denn er ließ ja Verschiedenes nacharbeiten. Ueber die Stellung dieses Grafen zu Seekatz hat Goethe so Erfreuliches erzählt, *) daß es nur einer Hindeutung auf diese Stellen und überhaupt auf das ganze dritte Buch seines Lebens bedürfen möchte. Charakteristisch in dem Briefe von Goethe's Vater ist die Stelle, wo er zwar die Fertigung von des Grafen Stücken und die Weise dieser Fertigung empfiehlt,

*) Goethe's Werke. 17ter Band 1818. S. 136.

aber doch mit besonderem Verlangen den seinigen entgegen sieht. Man findet darin einen lebhaften Wiederklang von seinem Verhältnisse zu Thorane und von dem warmen Kunsteifer, der so sichere, auf Uebung und Anschauung gegründete Funken in die Seele des Sohnes warf.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1826.

(Fortsetzung.)

Camerio. Camerio war nicht so glücklich in einem großen Gemälde (welches unter der Hand Migliara's, der in der Behandlung der Perspektive und des Lichts so viel Gewandtheit besitzt, ohne Zweifel ausgezeichnet geworden wäre)? er stellt den Bruder Lorenzo dar, welcher Julien den Becher voll betäubendem Getränkes reicht. Das Bild ist ganz und gar mißlungen, denn der Künstler spricht weder zum Herzen noch zum Geiste. Erstens würde man, ohne Unterschrift weder den Namen, noch die Handlung der Personen errathen; dann bietet die Handlung selbst auch gar kein Interesse dar, obgleich man weiß, zu welchem Unheil sie die Tochter des Kapulet führen werde. Doch ich habe schon zu viel geredet von einem so unfruchtbaren Gegenstande, wobey der Künstler nicht einmal sein Talent hat zeigen können. Man sieht einen kolossalen, schlecht-drapirten Mönch, eine Julie ohne Adel und Natur in Gestalt und Haltung, mit einem schönen seidenen Kleide; ein mühsames Studium, ohne Geschmack..... Ein andermal finden wir vielleicht den Maler des Oedypus wieder, der in der Historienmalerey etwas Gutes zu leisten versprach. Möglich ist es auch, daß seine Phantasie ermüdet war, denn er gab uns zugleich auch sechs heilige Darstellungen, worüber wir den Katalog allein berichten lassen.

Sepolina Crippa. Schon im Jahr 1825 haben wir mit Vergnügen ein Gemälde der Madame Sepolina Crippa gesehen, welches Maria Stuart im Gebete darstellt. Dieses Jahr brachte sie uns eine größere Komposition eines historischen Gegenstandes, der viel Aehnlichkeit mit Romeo und Julie hat. Gerhard von Sizilien kommt von einer großen Reise nach Haus zurück und erfährt, daß seine heimlich ihm angetraute Gemahlin Helena vor Kurzem gestorben sey. Er läßt ihr Grab öffnen, legt seine Hand auf ihr Herz und fühlt, daß es noch schlägt. Das ist der Augenblick, den die Künstlerin auffaßte; die Scene ist durch eine Fackel erleuchtet, die ein Greis trägt, und deren Licht auf Helena fällt, die weiß angekleidet, und das Haupt mit blosen Guirlanden verziert, im Sarge liegt. Ein Page hebt das auf einem Kissen liegende Haupt empor, ein Mann und eine Frau strecken sich, um die schöne Frau zu sehen, und zwey Freunde Gerhards suchen ihn von diesem traurigen Orte wegzureißen. Eine herrliche Komposition! Der Effekt des Lichtes ist sehr gut, die Frau liegt schön da im Grabe, aber die Stellung Gerhards ist zu gezwungen, so hätte er unmöglich zwey Minuten bleiben können, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Die Köpfe sind von vortrefflichem Ausdruck. Wenn die Künstlerin einige andere Vergnügungsbeschäftigungen aufgäbe und sich blos dem Zeichnen widmete, so würde sie bald größere Korrektheit erlangen. Aber ihre Arbeiten zeugen von Genie, was sehr viel ist und welches, wie wir gesehen haben, manchen Professoren fehlt.

Cattaneo. Das unglückliche Ende der Francesca von Remini, welches mit so eindringender Kraft von Dante dargestellt, einem unglücklichen jungen Dichter den Stoff zu einer Tragödie gab, ward auch bereits von verschiedenen Malern behandelt; keiner aber scheint so wenig begeistert gewesen zu seyn, als Cattaneo. Er hat, wie alle übrigen, Paolo und Francesca in dem Augenblicke des Fehltritts dargestellt, der den Tod zur Folge hat; wer aber Lanciotto den Gatten sieht, wie unser Maler ihn dargestellt hat, würde gewiß die scheinbare Untreue verzeiblich finden, wenn er nicht erstaunen müßte, daß Francesca für solch einen Paolo eine Leidenschaft hegen konnte.

Manzoni. Man fragt mit Recht, wie ein Maler die Liebe Shakespeare's zum Gegenstand eines Gemäldes hat wählen können? Ist überhaupt die Liebe nicht etwas zu Allgemeines, um in einem Moment dargestellt zu werden? Der Maler und Bildhauer können nur eine Handlung aus einem dauernden Gefühl auffassen. Was sagt diese Figur eines Mannes, die vor einer Frau auf den Knieen liegt, welche gerade aufrecht stehend sie nicht eines Blickes würdigt, anders, als daß der Mann endlich des Liegens müde sich wiederum erheben werde? In solcher fatalen Lage befanden sich wohl eben so gut zehntausend Narren, wie der größte Geist Brittaniens. Man schreibe seinen Namen darunter, — wohlan es sey, der macht's gerade so, wie die andern Leute, wird man im Vorbergehen sagen und sich alsbald nach einem besser kolorirten Gemälde umsehen.

Ferdinando Castelli. Venus umgürtet die Juno mit dem Gürtel. Mit Castelli sind wir mit einmal wieder in die Mythologie versetzt. So lang man noch die Gemälde Appianis bewundern kann, dem es allein in der neuen lombardischen Schule gegeben zu seyn scheint, die Mutter der Grazien zu malen, möchten wir den Zöglingen rathen, sich nicht auf solche Gegenstände zu

werfen, und erst noch gute Studien zu machen, ehe sie ihre Gemälde der öffentlichen Kritik preißgeben. Man kommt leichter durch mit Figuren in Kitteln, Pelzen und Gold- und Silberverbrämungen.

Luigi Achille hat uns wohl ein Familiengemälde geliefert in der Darstellung des homerischen Helden, der über die gewaltsame Wegnahme der schönen Sklavin Briseis ergrimmt ist? Wahrlich die Briseis des Malers hätte kein solches Spektakel verursacht; sie wäre leicht zu ersetzen gewesen, auch ohne, daß man nach Griechenland hätte wandern müssen. Wenn man aus Homer den Stoff nimmt, muß man auch Etwas von seinem Geiste haben. Mit Recht können uns die Freunde Luigi's einwenden, daß auch Homer, nach dem Zeugniß des Horatius, manchmal schlafe. Wir finden denselben Fehler an den Figuren des Nestor, Eurybates und Taltybius. Doch wollen wir Patrokles, wegen seiner Freundschaft für Achilles, Gnade widerfahren lassen, seine Haltung ist edel.

Paul Brioschi. Johann Visconti, Erzbischof von Bologna, empfängt in seiner Kathedral-Kirche, den Legaten des Papstes, der den Befehl überbringt, ihm (dem Legaten) die Stadt zu übergeben. Der Erzbischof ist von seinen drey, in der Geschichte Italiens wohl bekannten Neffen umgeben, Matthias, Galeazzo und Barnabas Viskonti, Herzoge von Mailand. Die Gegenwart des berühmten, eben so feingesitteten als verliebten Petrarka, der sich mit einem der Neffen unterredet, verleiht dem Gemälde ein neues Interesse, und die Erinnerung an seine lieblichen Dichtungen verscheucht ein wenig die düstere Schwermuth, die uns die Thaten des berüchtigten Viskonti einflößen. Der kühne Erzbischof in seiner geistlichen Kleidung, von seiner ganzen Geistlichkeit, vielen Mönchen und Adeligen umgeben, geht in Prozession von dem Hauptaltar in die Sakristey und antwortet drohend dem Legaten von den Stufen herab, mit einer Hand ein breites Schwert schwingend und mit der andern auf sein bischöfliches Kreuz sich stützend, während der Abgesandte aus Zorn sein Pergament in der Hand zerknittert. Sein Gefolge ist erstaunt, und das Volk, das der Ceremonie beygewohnt hat, bleibt unter der Thüre stehen, um zu sehen, was vorgeht.

Dieser Gegenstand bot dem Künstler ein großes Feld in der Komposition dar, und er hat seine Aufgabe durch treffliche Anordnung der Gruppen gut gelößt. Die Personen bilden ein schönes Ganze, nur sind die jungen Herzoge etwas zu ruhig; sie gleichen ein wenig den unbehülflichen Statisten, die auf dem Theater ausgelacht werden. Aber der Erzbischof und der Legat haben ein strenges und stolzes Aussehen, was auch gar nicht übertrieben ist. Die Architektur, die Kirchenornamente, die Kostüme der Geistlichen und Laien sind in einem der Zeit und dem guten Geschmack angemessenen Styl. In Beziehung auf den Effekt des Lichtes wären größere, hervorstechendere Massen vonnöthen gewesen. Man könnte dem Künstler rathen, Köpfe von bedeutenderem Ausdruck zu suchen und nicht den ersten besten Schuster oder Milchmann zum Modell zu nehmen. Auch die, die handelnden Personen umgebenden Leute sind sehr ehrlicher Natur, man braucht ihnen nicht auf die Hände zu sehen, möge Hr. Brioschi selbst sehen, wie er mit ihnen fertig wird. Seine Art und Weise ist etwas zu weich, so wie in der Karnation zu viel Einförmigkeit herrscht. Einige Porträte desselben Künstlers scheinen ganz ähnlich zu seyn und sind mit vieler Energie der Farben ausgeführt.

Joseph de Albertis. Eine heilige Jungfrau, die heilige Anna und der heilige Joachim. Die knieende heilige Anna lehrt die junge Maria lesen, diese hebt ihre kleinen Arme und schönen Augen zum Himmel empor; der heilige Joachim sieht betend auf seine Familie, oberhalb erblickt man die Dreyeinigkeit in einer Glorie. Der erste Schritt des Herrn Albertis von der Miniatur zu so großen Darstellungen erregt Hoffnungen; er möge noch einen zweyten Versuch wagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, den 23. Juni 1827.

In der Nähe von Corneto, auf der Markung von Monteroni, sind kürzlich wieder sehr interessante Ausgrabungen gemacht worden. Hr. Vittorio Masi, Haushofmeister des Bischofs von Corneto, Kardinal Gazzola, ließ zuerst zwey Gräber öffnen; beyde mit Malereyen im Innern verziert, welche Spiele und Leichenmahle vorstellen und zeigen, zu welcher Vollkommenheit die Kunst der Malerey bey den Etruskern gediehen war. In dem zweyten sind auch neben den Figuren mehrere Inschriften angebracht, aus denen sich vielleicht Vortheil für die Kenntniß der etruskischen Sprache ziehen läßt. Ein drittes Grab von vortrefflicher Erhaltung und ebenfalls mit schönen Figuren geschmückt, wurde auf Veranstaltung der HH. Kestner, königlich hannöverischen Geschäftsträgers am römischen Hofe, und Baron v. Stackelberg aufgedeckt, welche sich mit dem Architekten Thürmer nach Corneto begeben hatten, um die zwey ersten Gräber zu zeichnen. (Vielleicht ertheilt uns Hr. Baron v. Stackelberg einige nähere Nachrichten über diese interessanten Ausgrabungen? D. H.)

Nr. 58.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. Juli 1827.

Der Bacchussaal in der Glypthothek in München.

Die Arbeiten in der Glypthothek sind im verflossenen Frühjahr mit erneutem Eifer fortgesetzt worden, und das erste Resultat derselben ist die Beendigung eines der größeren Säle, welcher von der Mehrzahl der in ihm aufgestellten Gegenstände den Namen des bacchischen Saales trägt. Sowohl an architektonischer Pracht als an Vortrefflichkeit der in ihm aufgestellten Werke, so wie an Fülle und Reinheit des Lichtes, möchten wenige Antikensäle mit diesem zu vergleichen seyn, und die von dem Architekten, Hrn. v. Klenze, besorgte Aufstellung und Anordnung der Gegenstände ist von so erfreulicher und vortheilhafter Wirkung, daß man diese Lösung einer so schwierigen Aufgabe, wie die Aufstellung plastischer Werke überhaupt ist, ohne Zweifel als eine der gelungensten betrachten darf. Der hochgewölbte, 48′ lange, 40′ breite und 34′ hohe Saal empfängt sein Licht von einem einzigen hohen und großen Fenster auf der rechten Seite, und steht durch zwey Thüren mit dem apollinischen und dem Niobidensaal in Verbindung. Den Fußboden decken in reicher und geschmackvoller Zeichnung Platten von rothem, grauem, weißem und schwarzem Marmor, deren Farbenwechsel und glänzende Politur ein überaus prächtiges Ansehen gewährt. Die Wände sind mit grünem Stucco lustro überzogen, welcher das Verte antico sehr täuschend nachahmt, und einen vortheilhaften Grund für die gelbliche, bräunliche und gräuliche Farbe der alten Marmorwerke bildet. Am Prachtvollsten aber erscheinen das Gesims und die Wölbung der weißen Decke, deren reiche und mit vorzüglicher Reinheit in Stukkatur ausgeführte Ornamente durch eine theilweise, mit großem Geschmacke angeordnete Vergoldung sich glänzend hervorheben und wie ein köstlicher Schirm über dem geschmückten Raum ausbreiten. Das schöne Verhältniß des Saales begünstigte die Aufstellung der Bildwerke noch insbesondere; dieß und die Höhe und Einheit des Lichts machten es möglich, die Mitte durch ein kolossales Werk zu zieren, welches in vortrefflicher Beleuchtung erscheint und von den übrigen, an den Wänden umherstehenden Bildsäulen und Büsten wie von einem edlen und schöngeschmückten Gefolge umgeben ist. Alle diese Werke erheben sich auf Fußgestellen von polirten Marmorblöcken und Säulen, deren schöne bräunliche und röthliche Farbe sehr gut sich zu der Harmonie des Ganzen einigt. An der ganzen Länge der dem Fronton gegenüberstehenden Wand läuft als Fries ein eben so reich und schön komponirtes als köstlich ausgeführtes antikes Relief hin, und die Lünette darüber ist mit einigen architektonischen Fragmenten von vorzüglichem Werth ausgeziert.

In dieser räumlichen Pracht und Schönheit, welche eben so sehr dem hohen Kunstsinn des königlichen Erbauers, wie dem Geschmacke des Baumeisters, zum Ruhme gereicht, richten sich Auge und Geist nur allmählig auf die Betrachtung der einzelnen Werke, deren Trefflichkeit jedoch bald die Aufmerksamkeit völlig an sich fesselt. Wir glauben, daß der Architekt hierin vollkommen seine von dem höchsten Zweck jedes Bauwerks bedingte Absicht erreicht habe, dem Auge einen Totaleindruck zu verschaffen und dasselbe nach und nach auf die Betrachtung des Einzelnen überzuführen.

Jene kolossale Figur, welche dem Eintretenden in der Mitte gegenüber steht, ist eine der schönsten, durch vielfache Beschreibungen und Abbildungen berühmten Statuen des Alterthums, der barberinische Faun. Diese köstliche Statue hat das kaiserliche Museum in Paris nicht gesehen, sondern ist unmittelbar aus Rom in die Sammlung unsers Königs übergegangen. Auf einem Felsblock, welchem das Pantherfell zur theilweisen Decke dient, ruht der Faun in tiefem Schlummer. Seine Glieder sind schlaff hingestreckt, der rechte Arm über den Kopf gelegt, das rechte Bein aufgestützt; er ist bewegungslos durch die Ermattung des Rausches. Auf der zusammengezogenen Stirn und den eingefallenen Augen liegt die Trübe der umnebelten Sinne; aus dem halbgeöffneten Munde schwebt der Athem, durch seine Adern wallt noch die Feuergluth des Weines, und man glaubt seine Pulse schlagen zu hören und die Weiche der erschlafften Muskeln zu fühlen. Winckelmann, dessen von der Schön-

heit regelmäßiger Formen erfülltem Sinn diese Darstellung einer gemeineren Individualität nicht zusagen wollte, ließ sich doch in seiner Bewunderung für die Ausführung des Werkes nicht irre machen. Er sagt (S. W. Th. 4. S. 75. S. die Abbildung unter den v. Piranchi gestochenen Statuen): „diese Statue sey kein Ideal, sondern ein Bild der sich selbst gelassenen einfältigen Natur." — Und wie ist diese halbmenschliche Natur in ihrem thierischen Zustande aufgefaßt! Welche Großartigkeit der Formen, welche Wahrheit des Ausdrucks, welches Strömen des heitersten Lebens! Durch die großartige Auffassung hat der Künstler nicht den Gegenstand, wohl aber seine Darstellung veredelt, und dieß liegt ja im allgemeinen Charakter griechischer Kunst, welcher dieß Werk unzweifelhaft angehört; denn aus dem Umstande, daß es in dem Graben des Castell St. Angelo gefunden worden, läßt sich schließen, daß es auf dem hadrianischen Grabmal gestanden, zu dessen Schmuck bekanntlich eine Menge der edelsten Werke aus Griechenland geholt wurden. In der Ausführung bemerkt man jene gründliche und großartige Wahrheit, verbunden mit genialer Leichtigkeit, welche die besten Werke des griechischen Meißels, namentlich die vom Parthenon auszeichnet, und auffallend gegen die mehr ins Einzelne gehende Naturnachahmung und prosaische Auffassung der römischen Werke absticht. Die beträchtlichen Restaurationen, welcher dieses Bildwerk bedurfte, sind vortrefflich zu nennen; neue Arbeit sind das ganze aufgestützte rechte Bein von der Weiche an, der mittlere Theil des Schenkels am linken Bein und der vordere des Schienbeins sammt dem linken Vorderfuß, der linke Vorderarm, die Finger der rechten über den Kopf gelegten Hand und die ganze Rückseite des Sitzes.

Dem Eingang des Saales zur Linken steht die Pflegerin des Bacchus, die schöne Leukothea aus der Villa Albani. Diese vortreffliche Figur wurde schon von Winckelmann in seinen unedirten Denkmälern bekannt gemacht, und ist leicht das edelste von allen auf den Mythus des Bacchus bezüglichen Werken. Ja es ist wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß in wenigen antiken Figuren so viel Innigkeit des Gemüths ausgedrückt sey, wie in dieser. Das Kind auf ihrem Arme scheint das Gefäß zu verlangen, das sie in der Linken hält, und streckt bittend und schmeichelnd sein Händchen nach ihrem Angesicht empor. Sie neigt sich mit zärtlichem Blicke zu ihm, doch scheint sie ihm etwas anderes zu bieten, das sie in der Rechten hielt, denn der modern eingesetzte Arm mit der emporzeigenden Hand ist ohne Zweifel unrichtig verstanden. Ihr Gesicht ist von hoher Schönheit, und die weichen Locken, die, von einer doppelten Binde umschlungen, in langen Ringeln auf die Schultern herabwallen, dienen ihr noch zum besondern Schmucke. In den Ohren hat sie einen wahrscheinlich goldenen Schmuck getragen, wie die ganz unverletzten Ohrlöcher bezeugen; dieß und der ganze großartige Styl, in welchem die Figur gehalten ist, besonders die Behandlung des einfachen und doch reich gefalteten Gewandes sind Kennzeichen der besten griechischen Zeit, die sich auch deutlich in Form und Ausführung des Kopfes und an den erhaltenen Theilen des nackten Knäbchens zeigen. Neu sind außer dem schon angeführten rechten Arm der Leukothea auch ihre linke Vorderhand sammt der Urne, ferner beyde Arme, der linke Fuß und der rechte Vorderfuß des kleinen Bacchus. (S. die Abbildung im Musée français Tom. IV.)

Wir folgen nun der Reihe der Statuen, wie sie an den Wänden umherstehen, von der Linken zur Rechten, und finden der Leukothea zunächst einen stehenden Hermaphroditen, dessen Arme mit einem Plektrum in der Rechten und einer Leyer in der Linken restaurirt sind; auch der dem Charakter der Venus ähnelnde seitwärts gewandte Kopf ist aufgesezt, mag aber wohl zu der Statue gehört haben. Die Arbeit des antiken Torso's ist von vorzüglicher Feinheit, dagegen haben die Beine durch Zerstückelung gelitten.

Ihm folgt ein Silenus gemeiner Natur, aufrechtstehend, die Rechte auf einen Baumstamm mit dem Schlauche stützend, in der restaurirten Linken eine Schale haltend. Der dicke, kahle, mit Epheu umkränzte Kopf ist auf die Brust herabgesunken, über welche der lange krause Bart herabfließt; den wohl gemästeten Leib stützen stark behaarte Beine, an denen die kleinen engbeschuhten Füße wunderlich mit der bäurischen Plumpheit der übrigen Formen contrastiren. Diese Statue ist bis auf die angeführte Restauration vollkommen erhalten und von bey weitem schönerer Ausführung als die meisten Silene dieser Art, in welcher die spätrömische Kunst oft die äußerste Nachlässigkeit und Ausartung der Manier zeigte. Diese Statue kann zur Erklärung einer ähnlichen in Dresden dienen (Augusteum Nr. 71.), die unter den Knieen abgebrochen war und mit nackten Füßen restaurirt wurde. Die Schuhe sind ohne Zweifel die bäurischen, bis an die Knöchel schließenden, dickbesohlten Schuhe, die unter dem Namen ἀρβυλίδες bey Theokrit (Idyll. 3. V. 26.) vorkommen.

Das sechste Stück ist die berühmte Büste des Faund mit dem Flecken (Fauno colla macchia oder faune à la tache), die ihren Namen von einem auf der rechten Seite des Gesichts und der Brust befindlichen grünen Flecken erhielt. Wahrscheinlich sind diese Stellen in der Erde von Erz berührt gewesen, da die Büste nach Winckelmanns Bericht (N. A. Th. 4. S. 76. Anm. 207.) in der Nähe des Grabmals der Cäcilia Metella entdeckt worden; sie kam erst nach Bologna, dann in die Villa Al

bani, und von Paris aus, wohin sie mit andern albanischen Werken entführt worden war, durch Kauf in diese königliche Sammlung. Die Erhaltung des Kopfs ist vollkommen, und bewundernswürdig die Naturwahrheit der Ausführung, in welcher ihr vielleicht nur die vortreffliche Halbfigur des Aesop in der Villa Albani gleichkommt, obwohl diese leztere nicht mit derselben Schärfe und Glättung behandelt ist. Eine sehr starke Politur verleiht der unsrigen ein Ansehen von Härte, welches auf den ersten Anblick befremdet. Aber je genauer man die Individualität und Lebendigkeit jedes Zugs betrachtet, desto mehr befreundet man sich mit diesem lächelnden, spitzohrigen Satyr.

Siebentens folgt die lebensgroße Figur eines trunkenen Satyrs, welcher, auf einem Felsstück liegend, den linken Arm auf einen Schlauch stüzt und sich so mit halbem Leib und rückwärts sinkenden Kopf emporhebt, während er die Rechte wie jubelnd hoch ausstreckt. Dieß Werk von guter Arbeit, und früher in der Villa Albani befindlich, hat große Aehnlichkeit mit der vortrefflichen Bronze in Neapel (gest. in Garginlo's Sammlung); doch ist von unserem Marmor nur der Kopf und Rumpf antik und selbst an ersterem noch ein Theil des Epheukranzes, und Nase und Mund restaurirt. Die neu angesezten Arme und Beine sind gut gearbeitet; er lag aber wohl etwas mehr ausgestreckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche.

Kinder, welche Blindekuh spielen, nach St. Poussin, gest. von Caporali, vollendet von Giuseppe Longhi Gr. Quer-Fol. Karlsruhe bey J. Velten.

Das Ganze ist im heitern Sinne der Antike gedacht, und die Behandlung nähert sich der Plastik, wie man es von Poussin gewohnt ist. Auch sind die lieblichen Gruppen der spielenden Knaben, jenem Prinzip gemäß, geordnet und verbunden, jedoch ohne Zwang, und in den Bewegungen dieser anmuthigen Gestalten ist das Maaß nicht überschritten, jenseits dessen dem Künstler das Edle nicht mehr bestehen zu können schien. Der einfache ländliche Grund weicht bescheiden zurück, und läßt die nackten Kinder noch runder hervortreten.

Caporali hält sich strenger an die Art seines Lehrers, als die meisten übrigen Schüler desselben, und wenn wir sie auch nicht überall mit gleichem Erfolg anwendbar finden, wie uns denn z. B. in der Magdalena nach Correggio der Charakter als Allegri etwas verfehlt scheint, so eignet sie sich doch wieder trefflich für die Werke Poussins, und das vorliegende Blatt, welches im Jahr 1826 von der Akademie der Künste in Mailand den ersten Preis erhalten, gehört zu den vorzüglichsten, die nach dem oben genannten Meister gestochen worden. J. Pesne, unter den ältern der beste Stecher nach ihm, ist doch immer hart, rauh und eintönig, R. Morghen Desnoyers und Anderloni haben es mit der Treue nicht eben gar streng genommen, und Strange ist noch weiter von seinem Original abgewichen. Wenn wir von Treue sprechen, so übersehen wir dabey keineswegs die große Verschiedenheit zwischen den Hülfsmitteln des Malers und Stechers. Aber wir fordern sie auch unbedingt und überall von dem lezten, wo er sie mit seinen Mitteln erreichen kann. In dieser Hinsicht glauben wir diese Arbeit Caporali's, an welcher jedoch Einiges in der Zeichnung der Extremitäten rc. zu tadeln seyn dürfte, vorzüglich empfehlen zu dürfen.

—ber.

München, den 29. Juni 1827.

Gestern, am Vorabend seines Namensfestes, brachten die Schüler der hiesigen Akademie der Künste ihrem Direktor, Peter von Cornelius, einen Fackelzug. Ueber 200 an der Zahl hatten sie sich, umgeben von einer fast unübersehbaren Menge von Zuschauern, in zwey Reihen geordnet, in deren Mitte einige und zwanzig große und dickbelaubte Eichenkränze an hohen, ebenfalls von üppigen Eichenranken umwundenen Stäben getragen wurden. Diese dienten zur Begleitung der Abgüsse der 12 Apostel nach Peter Vischer, sammt der Figur des heil. Sebaldus und Peter Vischers eigenem Bildniß, die, jeder von einem Schüler getragen, dem Meister zum Angebinde gebracht und durch eine Deputation mit einer heiteren Anrede in Versen übergeben wurden. — Die ganze Feyerlichkeit trug das Gepräge der innigsten Liebe und Herzlichkeit, und war um so ergreifender, da in diesen Tagen ein großes Werk von Cornelius, der erste Saal in der Glyptothek vollendet, und unter seiner Leitung mehrere neue große Arbeiten begonnen waren. — Wir theilen hier die von Ernst Förster, einem von Cornelius nächsten Schülern verfaßte Anrede mit:

Peter Vischer seinem Namensvetter Peter v. Cornelius, am Namenstage 1827.

Es ist nun ein Paar Hundert Jahr
Seit es mit mir zu Ende war,
Da sie, was schuldig ich der Welt,
Mit frommen Spruch zur Ruh bestellt.

In Nürnberg in der alten Stadt,
Allwo ich meine Werkstatt hatt',
Da lieg ich unter grünem Grund
Und harre der Erlösungstund',
Von aller Welt gar abgeschieden,
Lautlos in rechtem Grabesfrieden.
Doch hör' ich manches, was geschieht
Wenn etwa ein Wandrer vorüberzieht;
Und will mir nichts den Muth so stärken,
Als wenn man spricht von Künstlerwerken.
Ach Gott! wie lange war es still!
Ob sich's denn gar nicht machen will?
Regt sich denn nirgend eine Hand
In unserm lieben Vaterland?
So dacht' ich oft in meiner Klause
Und war mir gar zu lang die Pause.
Es war doch noch nicht alles aus,
Als man dem Dürer schloß das Haus.
Ich hörte da noch unter Andern
Von einem Peter Paul aus Flandern.
Sie haben viel Rühmens davon gemacht,
Mir hat, was ich hörte, nicht recht behagt.
Indeß, es war doch noch etwas;
Der Wein schäumt nicht im leeren Faß.
Gottlob! die Zeit ist nun vorbey,
Es regt im Land sich frisch und frey.
Der Eichbaum steht in Frühlingspracht;
Das Handwerk hat sich aufgemacht.
Von Manchen, die zu Grabe kamen,
Hört' ich den wohlbekannten Namen,
Der, nach dem Freund des heil'gen Christ,
Auch mir zu Theil geworden ist.
Ich hörte Handschlag, Brudergruß
Beim Namen Peter Cornelius.
Da war mir fast zu eng mein Haus,
Ich wollt mit aller Gewalt heraus;
Und wenn ich was von Ihm vernommen,
Dacht ich, zu dem mußt du noch kommen.
Nun ist es eben Petri Tag —
Den man in Ehren feyern mag —
Und dünkte michs, daß es geschäh,
Daß ich den Vetter heute säh.
Zwar hab' ich nicht mein Staatskleid an
Seh aus, wie ein anderer Handwerksmann,
Das Schurzfell schlägt mir um die Lenden,
Den Hammer führ' ich in den Händen.
Es ist wohl so nicht an der Zeit,
Ich komme ja aus der Vergangenheit.
Doch nimm mich, wie ich geh und steh
Das Herz schlägt in der rechten Höh;
Die Liebe hat drin Haus gehalten,
Wie es der Brauch war bey den Alten.
Nun komm' ich aber nicht allein,
Muß schon Gesellschaft bey mir seyn:
Sanct Sebald, gar ein frommer Mann
Hat gleich den Mantel umgethan
Auch die Apostel nach ihrer Weise
Machten sich mit mir auf die Reise
Seegen zu spenden ringsherum
Zu künden das Evangelium
Zu werben, zu predigen und zu lehren,
Denn immer noch giebts zu bekehren.
Den Petrus siehst du hier voran,
Die Andern folgen Mann für Mann.
Er denkt dabey der schönen Geschicht,
Die uns Sanct Lucas treu bericht't,
In der Apostel-Geschichte im zehnten Capitel
Das führt nach dem Hauptmann Cornelius den Titel.
Der Mann gehörte zu den Frommen
Und Petrus ist selbst zu ihm kommen.
Drum war er heut so gern dabey
Als würde alte Zeit ihm neu,
Als würde es ihm nun gelingen
Den Hauptmann auch zu ihm zu bringen.
Doch Scherz bey Seit'! Sieh' an die Gäste:
Ich denke, sie sind wohl das Beste
Von dem, was ich vordem gemacht:
Drum hab' ich dir sie mitgebracht,
Um etwas doch von meinem Leben
Zum Angedenken dir zu geben.
Die Heil'gen, allwärts gern gesehn,
So mögen sie zu dir eingehn,
Daß sie am Morgen dich begrüßen,
Die Abends segnend die Augen schließen,
Daß sie bey dir in stiller Nacht
Mit heilger Sorge halten Wacht,
Daß sie mit ihrem frommen Schein
Dir leuchten in die Zeit hinein
Die du zu deinem höchsten Lohn
Dir lang ersehnt als Lebenskron',
Wo sie — gerufen durch dein Wort —
Neu auferstehn an heilgem Ort:

* * *

Dazu Glück auf! am Petrus Tag,
Daß Gott es wohl vollenden mag!

Nekrolog.

Am 18. Mai starb zu Versailles der Maler Peter Mongin, geb. 1762, bekannt durch die schönen Gouachegemälde, die er ausführte, nachdem er die ersten Feldzüge der Revolution mitgemacht hatte. Unter seine vorzüglichsten Arbeiten gehören die Benédiction des troupeaux en Suisse, im Museum zu Marseille, die Fin d'une tourmente sur le St. Gothard, im Luxemburg, die Wahrsagerin, die er in Verein mit Benoit gemalt und die Schlacht von Gemmapes, die nun den Blicken des Publikums entzogen ist und wovon sich die Skizze im Kabinett des Herzogs von Orleans befindet. Er hinterläßt viele Landschaftstudien und hat sich auch durch Lithographien und schriftstellerische Werke ausgezeichnet. Einige der lezteren erschienen anonym. Mit vorzüglichem Witz geschrieben ist die Broschüre, die er gegen die zur Beurtheilung der Kunstwerke niedergesezte Juri richtete, unter dem Titel: Appel au public par un peintre dont les tableaux n'ont pas été rejetés.

Nr. 59.

Kunst-Blatt.

Montag, den 23. Juli 1827.

Der Bacchussaal in der Glypthothek in München.

(Fortsetzung.)

Als Untersatz zu dieser Statue dient achtens ein Sarkophag aus dem Pallaste Braschi, auf welchem ein Triumphzug des Bacchus an der Vorder- und beyden Nebenseiten in Relief gebildet ist. Die Komposition ist im Allgemeinen dieselbe, wie an dem von Viskonti beschriebenen Relief im Museo Pio-Clementino (s. Vol. IV Tav. 24.), aber durch die Verschiedenheiten der Vorderseite nur desto merkwürdiger, so wie durch die Vollständigkeit der Nebenseite des Sarkophags, welche an jenem fehlen. Dem Zuge voran gehen wie dort zwey Satyrn, den alten trunkenen Silenus schleppend, der sich ihnen mit ausgestreckten Beinen überläßt. Diesen folgt, statt dort ein Faun mit einem Gefäß, hier eine weibliche Figur mit Patera und Fackel, und durch das faltenreiche Gewand und Schleyer bedeckte Haupt wohl als eine Priesterin bezeichnet. Neben ihr ziehen zwey Tiger, mit Epheutrauben bekränzt und von Amor gezügelt, einen zweyrädrigen Wagen, auf welchem Libera sizt, in der Linken eine Amphora haltend, und mit der Rechten sich auf einen kleinen Faun stützend, der das Pedum hält. Vor ihr auf dem Wagen steht der geflügelte Hymen. Dieser Gruppe folgt ein vierrädriger Wagen, gezogen von einem männlichen und einem weiblichen Centaur (statt der Pferde auf dem vatikanischen). Die Centaurin hält einen Oelzweig, und in der Rechten, mit der sie den Centaur umschlingt, eine Amphora; dieser selbst ein Rhyton. Hinter ihnen zur Hälfte sichtbar steht ein Faun, den Schlauch tragend. Auf dem Wagen sieht man nicht den nackten jugendlichen Bacchus im Schooße der Pronuba liegend, wie auf dem Pio-Clementinischen, sondern den bekleideten bärtigen Bacchus, und neben ihm die Venus Pronuba, unbekleidet, zugleich mit ihm ein Rhyton haltend. Hinter beyden auf dem Wagen steht ebenfalls ein geflügelter Jüngling, die Fackel über Bacchus haltend. Den Beschluß macht ein Satyr, welcher hinter dem Bacchuswagen hergeht. Diesem schließen sich auf der Nebenseite links ein Faun mit Schlauch und Thyrsus an und ein Satyrisk, der eine Amphora trägt. Auf der Nebenseite zur Rechten sieht man einen Satyr tanzen und das Tamburin schlagen, vor ihm einen Panther, und gegenüber eine Bacchantin mit der Rechten auf einen Tisch gestüzt, und in der Linken eine Tamburin schwingend. Die Arbeit an diesem Werk ist vorzüglich an Styl und Ausführung und sehr wohl erhalten.

Neuntens: Das Gegenstück zu dem Faun mit dem Flecken macht die Büste eines jugendlichen gehörnten Satyrs, aus Winckelmanns Nachlaß, und von welcher er in seiner Geschichte der Kunst mit Begeisterung spricht, auch in den unedirten Denkmälern eine, wiewohl nicht ähnliche Abbildung gegeben hat. „In einem „Kopfe eines jungen Fauns, sagt er (S. W. Th. 4. S. 78), „hat sich der Künstler desselben über die gewöhnliche „Idee erhoben und ein Bild einer hohen Schönheit ge„geben, über welches sich eine unaussprechliche Süssigkeit „ergießet; es scheint derselbe in einer sanften Entzückung „zu seyn, die sich sonderlich in dem halbgeschlossenen „Munde äußert. Das Obertheil der Ohren, welche spitz „seyn sollten, ist durch die Haare bedeckt, die auch nicht „die gewöhnliche Störrigkeit haben, sondern sich in lieb„lichen Krümmungen legen, und in diesem Kopfe würde „nimmermehr ein Faun erkennt werden, ohne den An„satz zum Gewächse kleiner Hörner, die auf beyden Sei„ten der Stirne hervorzukeimen anfangen. Wenn es „die Haare erlaubten, könnte in diesem Bilde ein junger „Bacchus mit Hörnern abgebildet seyn.“ Dieser Kopf ist von großer Schönheit und Feinheit der Ausarbeitung und verliert nichts an seinem Werthe, wenn auch selbst dasjenige, worauf Winckelmann so viel Gewicht legt, hinwegfiele. Es unterliegt nämlich einigem Zweifel, ob nicht die kleinen Hörnchen durch eine moderne betrügerische Ueberarbeitung der Stirn und Haare diesem Kopf zugesezt worden sind. Es läßt sich nachweisen, wie der Wurf der Locken früher gewesen seyn muß, und wie durch geschickte Benützung und Bearbeitung desselben die

Hörnchen hervorgebracht werden konnten. Daß die Stirn bis an die Schläfe sehr stark mit der Raspel übergangen ist, sieht man deutlich. Demnach könnte man vermuthen, daß Winckelmann, in dessen Hände der Kopf noch mit ausgebrochener Oberlippe kam, durch Betrug eines frivolen Restaurators hintergangen worden wäre; doch fällt damit noch nicht seine Behauptung über die verschiedene Bildung der Satyrn oder Faune, da der zu Dresden, welcher die edelste Gesichtsform zeigt, offenbar Spitzöhrchen trägt. Auffallend ist an unserem Kopf die porträtähnliche Magerkeit der Züge, welche dem Angesicht etwas Schmachtendes und fast Kränkliches geben. Winckelmann gedenkt dieser Eigenheit auch in der Erklärung zu den Monumenti, so wie der Restauration an der Nase und Oberlippe.

Dieser Büste zunächst steht zehntens: Eine Statue der Venus unter Lebensgröße, an welcher der Torso von vorzüglicher Arbeit ist, denn dieser allein, nebst einem Theile des rechten Armes ist alt. Kopf und Beine, so wie der stützende Delphin, dann der aufgehobene linke Arm, und die Rechte, welche sie vor die Mitte des Körpers hält, sind moderne Restauration.

An der Wand gegenüber der Leukothea stehen zu beyden Seiten des Eingangs in den folgenden Saal zwey sehr schöne Wiederholungen des Satyrs mit der Flöte, welchen man allgemein für den Periboëtos des Praxiteles hält. Sie sind in Lebensgröße aus parischem Marmor, welcher durch die Zeit eine fast dunkelgelbe Farbe erhalten hat, und beyde von sehr guter Arbeit, jedoch übertrifft der zur Rechten, mit einem ebenfalls antiken Kopf aus pentalischem Marmor, den andern noch um vieles an Zartheit der Formen und drückt den sinnlichen bacchisch weichlichen Charakter des jugendlichen Satyrs, der obgleich stumpfnasig, doch schon eine Stufe über dem gemeinen steht, vorzüglich gut aus. Im Uebrigen ist die Erhaltung an beyden so vortrefflich, daß nur die am meisten der Beschädigung ausgesetzten Theile, als die Nasenspitze, die Hand mit der Flöte und einiges andere von minderer Bedeutung restaurirt sind. Anziehend aber ist die Zusammenstellung dieser beyden Exemplare, indem dadurch anschaulich wird, mit welcher Freyheit die Alten ihre berühmten Originale nachgebildet haben. An dem Stamm, auf welchen sich der zur Linken stützt, ist eine Traube, statt der Syrinx und des Pedums, die an dem Stamm des andern hängen; auch hat der erstere neben seinem linken Fuß noch eine Cista stehen, auf welcher eine Silenusmaske liegt.

In der Thüröffnung hat zur Linken ein kleiner Philosoph seinen Platz erhalten, der mit langem buschigen Haar in den Mantel gehüllt dasizt, und äußerst grämlich und verdrießlich aussieht. Diese nur ungefähr anderthalb Fuß hohe Statue ist aus der Villa Albani und ein Werk der spätern römischen Zeit; doch verleugnet sich auch in der rohen und flüchtigen Ausführung nicht das Charaktervolle der römischen Kunst.

Ihr gegenüber steht das unbeschreiblich schöne Fragment eines Kindes, welches eine große Amphora auf seiner linken Schulter trägt; vielleicht ein jugendlicher Hylas? Nur das Gesicht, einige Beschädigungen an Nase und Mund ausgenommen und der vortrefflich gearbeitete Leib sind wohl erhalten, dagegen an den Armen und der Amphora ist vieles ergänzt, und die Beine fehlen ganz. Schade um diese schöne Figur, die gewiß zu den naivsten Knabendarstellungen des Alterthums gehörte.

Zunächst der Wiederholung des Periboëtos befindet sich fünfzehntens die wohl gearbeitete nackte Statue eines jugendlichen Augustus unter Lebensgröße, mit aufgeseztem, doch ächtem Kopf, in der Linken eine Palme, in der Rechten das Scepter tragend; jedoch ist der rechte Arm zu plump restaurirt, und es wird daher später eine andere Figur an diesen Platz kommen.

Auf diese folgen zu beyden Seiten des Fensters zwey zusammengehörige Statuen, Bacchus und Libera, aus dem Pallast Bevilacqua zu Verona. Beyde sind stehend und bekleidet dargestellt. Bacchus bis an die Hüfte von einem Gewand umgeben, das über seinen linken Arm herabfällt, trägt in der Linken den Thyrsus, der sich auf den Boden neben einem kleinen Tiger stüzt, mit der Rechten gießt er einen Kantharus aus. Die Fülle seiner Glieder zeigt den reichlichen Gott an, und sein reich umlocktes Haupt ist mit einem dichten Epheukranz umwunden. Einen gleichen Schmuck trägt Libera, die in der rechten Hand eine Patera, in der Linken eine Traube hält. Der dünne Chiton, welcher sie umgibt, ist über die rechte Brust herabgefallen und läßt sie entblößt; über demselben wird der andere Theil der Brust von dem Fell eines wilden Schweinchens bedeckt, dessen Kopf deutlich zu erkennen ist; ein Mantel umschlingt den untern Theil des Körpers und hängt über die linke Schulter. Diese beyden Werke sind römische Arbeit in derbem Styl, aber von fleißiger und schöner Ausführung. Doch schadet der Kopf der Libera, welcher von moderner Restauration, zwar gut gearbeitet, aber nicht in dem edlen Charakter der Antike gehalten ist. Auch sind am Bacchus der rechte Arm mit dem Kantharus, an der Libera die beyden Vorderarme mit ihren Attributen neu.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1826.

(Fortsetzung.)

Joseph Picozzi. Dieser Künstler sucht die Weise der alten Maler, deren Werke den Reichthum unserer Museen ausmachen, nachzuahmen; die Jungfrau sitzt auf einem prächtigen goldenen Thron, das Kind auf dem Schooße, beyde von etwas getragen, das der Künstler Wolken nennt, unterhalb sieht man einen Streifen Erde. Dieß ist Alles, was der moderne Künstler mit den alten Meistern gemein hat.

Philipp Narducci. Es war eine glückliche Idee sich in der Darstellung der Mater Dolorosa von der alten Weise zu entfernen, die mit den widerlichen in der Brust der Maria steckenden Schwertern nur für die roheste Phantasie berechnet waren. Der Maler zeigt den Schmerz in einem herrlichen, edeln Gesicht und gab damit ein nachahmungswerthes Beyspiel; übrigens ist auch sein Gemälde von Seiten der Kunst nicht ohne Werth.

Bildnisse.

Von mehr als vierzig ausgestellten Porträten werden dereinst nur zwey für Galerieen gesucht werden; es sind die von Palagi. Indessen sah man mit Vergnügen, die von den HH. Sogni, Brioschi, Sala und von der jungen Camilla Guiscardi (Dilettantin), die nachdem sie sich in der Miniaturmalerey mit Glück versucht hatte, dieses Jahr etwas Größeres wagte. Man hätte Hrn. Gallo Gallina, der uns so schöne Zeichnungen lieferte, von der Porträtmalerey abrathen sollen. — Aus den Porträten könnte man schließen, daß die schönen und liebenswürdigen Frauen zu bescheiden sind, um sich öffentlich ausstellen zu lassen, dagegen sieht man desto mehr unbekannte Männer, die, obgleich durch Maler, wie Fabris, de Albertis, Narducci Vignoni und Picozzi gemalt, nichts desto weniger für keine Modelle des Schönen gelten können.

Genremalerey.

Diesen Artikel muß man immer mit Migliara beginnen, nach dessen Werken sich jeder drängt, sobald die Thüren des Museums sich öffnen. Sie sind dieses Jahr nicht so zahlreich, immer aber bewunderungswürdig. Herrliche Kompositionen, korrekte Perspektive, eine halbgothische Architektur von ausgezeichnetem Geschmack, magische Effekte des Lichts, vorzüglich der Sonne, Figuren mit Geist und Anmuth gezeichnet und mit einer Feinheit behandelt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Köpfe, die man mit Hülfe einer Loupe sehen muß, von einer Verschiedenheit des Charakters und Ausdrucks, die auf große Studien nach der Natur schließen läßt, Frauengestalten mit einer seltenen Eleganz drapirt und gekleidet, leichte, duftige Luft, ein durchsichtiges Laubwerk, durch Formen und Farbetöne reich ausgestattete Gebäude, — überall ist eine Umgebung, sind zufällige Umstände vorhanden, die das Interesse erhöhen. Ich will diese Werke blos nennen, Fehler sind nicht anzumerken:

1. Eine Bauern-Procession, die zu Wasser in einem Dorfe ankommt, wo ein Markt ist. Die Geistlichkeit, die Einwohner, die folgen, steigen aus und eine Menge Neugieriger ist am Ufer versammelt. Sehr niedliche, malerische Scenen.

2. Die unterirdischen Gänge eines Klosters, als Episode der Tod der Adelaide von Comminges.

3. Die Versuchung des heil. Antonius. Sie hat nichts gemein mit der bekannten von Callot, sondern ist eine eben so neue als burleske Erfindung.

4. Der Speisesaal eines Kapuzinerklosters.

5. Das Innere einer gothischen Kirche.

6. Werkstätte eines Schmidts. Man sieht, Migliara hat die Pferde eben so gut, wie die Menschen studirt.

7. Noch eine perspektivische Ansicht des Mailänder Doms, ein herrlicher Sonnenstrahl durch die gemalten Fenster.

Einer meiner Freunde, der vom Künstler ein Dosengemälde besitzt, hat sich dieses Jahr das Innere eines alten reichen Schlosses malen lassen, welches zu einem Wirthshause verwendet ist. Hierin unterscheidet man acht verschiedene Lokale. 1. Einen großen Vorplatz, dessen einst bemalte Decke noch Reste eines Schlachtgemäldes blicken läßt. 2. Eine schöne, steinerne Treppe, auf welcher ein Soldat herabsteigt. 3. Zu ebener Erde im Hintergrunde ein Zimmer, dessen Helle anzeigt, daß es von großen Fenstern beleuchtet wird, man sieht durch die offene Thür über einen kleinen Hof in ein enges Zimmer, wo der Wirth seine Papiere durchsieht. 4. Vorn an der Treppe sieht man einen Reitknecht, der sein Pferd in einem Hofe zäumt, von der Sonne beleuchtet. 5. Etwas weiter die Küche. 6. Den großen Eingangssaal. Eine schöne Frau putzt sich vor dem Spiegel, man sieht sie vom Rücken, ein Kammermädchen im Spiegel. 7. Von diesem Saal kommt man in's Speisezimmer, man sieht einen dicken Herrn am Tisch sitzen und speisen, Bediente u. s. w. 8. Ein Schlafzimmer, zwey Mägde bereiten das damastrothe Bett. Der Saal am Eingange ist allein durch ein starkes, durch die Thüre kommendes Sonnenlicht beleuchtet. Jede dieser kleinen und sehr feinen Figuren ist köstlich, aber die schöne Frau mit ihren entblößten Schultern und die Karrikatur des Fressers sind am herrlichsten. Kein Fremder reist durch Mailand, der nicht ein oder zwey dieser Gemälde kauft; kein Künstler Europa's ist wohl fleißiger und zugleich bescheidener.

Federiko Moja. Hier haben wir einen jungen Künstler, der dieselbe Bahn verfolgt und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Seine Lichteffekte sind gut gewählt, wahr, pikant; vermittelst glücklich angebrachter Diefere oder Töne bringt er Licht in Massen, die ohne dieß des Lichtes ganz beraubt gewesen wäre. Seine Weise ist kräftig, sein Pinsel keck. Seine Gruppen und schönen Köpfe lassen bedauern, daß er noch nicht genug Korrektheit im Zeichnen besizt, die ihm sicherlich nicht entgehen wird. Moja hat sich sozleich einen Platz nach Migliara erworben, auch hat er gleich bey seinem ersten Auftreten sich nicht weniger fruchtbar gezeigt.

1. Die Reste eines Pallastes, römischer Architektur.

2. Das Innere eines Klosters, wo eine Nonne ein Mädchen lesen läßt.

3. Das Innere eines Minoritenklosters, ein Bruder bringt Provision zur Küche.

4. Das Innere eines Benediktinerklosters,

5. Der Vorplatz eines säkularisirten Klosters, für Soldaten eingerichtet.

6. Ein Hieronymitenkloster; sie empfangen den kranken vom Papst, dem Prior empfohlenen Torquato Tasso.

Baptista dell' Acqua. Dieser Künstler scheint Jahr aus Jahr ein seinem Lehrer Migliare die Sonne zu überlassen und sich mit dem Mond zu begnügen, wahrscheinlich geht er blos des Nachts aus. Er hat dieses Jahr ein malerisches Seestück ausgestellt, blos von dem Stern der Liebenden beleuchtet; seine Wolken sind zu schroff abgeschnitten und glatt, das Uebrige ist vorzüglich.

Galilei sizt gefangen, weil er bewiesen hat, daß die Erde sich um die Sonne drehe. Man sieht, wie er über seine Entdeckung in dem unterirdischen Gewölbe, in welcher Dummheit und Fanatismus ihn geworfen haben, nachdenkt; man bemerkt, wie er spricht: pure ella muove. Auf der Dose meines Freundes sieht man denselben Gegenstand von dem Meister, dessen ungeachtet steht man auch das Gemälde des Schülers gerne.

Lorenzo Machi. Nach den Ansichten von innen und außen des Mailänder Doms von Migliara wird es schwer seyn, für einen andern Aufmerksamkeit zu erregen. Auch kam uns Machi kalt, frostig und unbestimmt in der Austheilung des Lichtes vor. Man muß Genie haben, um diese Masse weißen Marmors zu beherrschen, und Machi scheint Migliara sein Geheimniß noch nicht abgelernt zu haben.

Paul Brioschi. Das Innere des Atriums der Ambrosienkirche zu Mailand, interessanter durch seinen Effekt als durch seine Form, zeigt, daß Brioschi, der sich jezt der Historienmalerey widmet, sein früheres Talent nicht vernachlässigen will. Man ist ihm deßhalb Dank schuldig, man wird ihn ohne Zweifel ermuntern, darin fortzufahren.

Landschaften.

Gori. Vor einigen Jahren sah man zu Mailand blos Landschaften von Gori, der in der Lombardey malerische Gegenden aufzufinden wußte, und durch den Zauber seines Pinsels ihren Reiz noch erhöhete. Dieses Jahr wählte er einen für jeden andern undankbaren Gegenstand, ein Thor von Bergamo, und verstand es, ein interessantes Gemälde daraus zu machen.

Joseph Bisi. Ich glaube schon bemerkt zu haben, daß dieser Künstler sich schnell zum Landschaftmaler emporgeschwungen hat, dann aber plötzlich stehen geblieben ist; dieses behaupten auch die Kenner, in Beziehung auf seine zwey neue Seestücke, Ansichten von Genua. Sie sind zwar nicht ohne Verdienst, doch nicht so, daß sie den Ruhm eines Künstlers erheben könnten.

Louis Villeneuve. Dieser Künstler dagegen hat an Verdienst gewonnen, wie seine Landschaft und sein Seestück beweisen.

Michele Maestrani ist noch kein ausgebildetes Talent, wie die zwey Ansichten von Lugano darthun. Jungen Künstlern kann man nicht genug anempfehlen, darauf zu sehen, wie die großen Meister die Bäume darstellen, ohne sie schwer und verwirrt zu machen.

Graf Nava. Einem Liebhaber, wie Graf Nava kann man verzeihen, daß er den Wasserfall in einer sonst gut gemalten Landschaft nicht die natürliche Durchsichtigkeit und Flüssigkeit gegeben hat; er gleicht mehr einem Metallklumpen.

Eckerlin. Zum zweyten Mal stellt dieser unermüdete Liebhaber seine Gemälde aus; man kennt seine Leichtigkeit, Landschaften mit der Feder zu zeichnen und in Aquarell zu malen. Seine Oelmalerey ist ebenfalls vorzüglich. Vielleicht sündigt er durch zu großes Detail in Pflanzen und Blumen, seine Lüfte sind glänzend und duftig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, den 30. Juni 1827.

Die zwölf kolossalen Standbilder von Marmor, welche die Brücke Ludwig's XVI. zieren sollen, werden in Kurzem beendigt seyn, und man ist mit der Zubereitung der Piedestale beschäftigt. Es sind folgende: der Abbé Suger (Suger) von Stouf; Duquesne von Roguet; der Marschall Tourville, von Martin; Bayard von Montamet; der Kardinal Richelieu, von Ramay dem Vater; der Bailli Suffren von Lesueur; Sully von Espercieux, Colbert von Boyer; Turenne von Gois; Duguesclin von Bridan; Duguay-Trouin von Dupaquet; und der große Condé von David.

Nr. 60.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. Juli 1827.

Der Bacchussaal in der Glyptothek in München.

(Beschluß.)

Zwischen diesen beyden Statuen unter dem Fenster stehen drey kleinere Werke: die Büste einer epheubekränzten Bacchantin, welcher ein Pantherfell über die Brust hängt, von schöner römischer Arbeit, dann ein bacchisches Kind, das einen Schlauch auf der Schulter tragend im Fortschreiten begriffen ist; eine sehr vorzügliche Figur, jedoch von den Knieen an und an einigen Theilen der Arme restaurirt; endlich eine Venusbüste, deren grobkörniger Marmor aber durch Verwitterung etwas gelitten hat.

Zunächst der Libera in der Ecke befindet sich noch eine sehr schön drapirte weibliche Figur in langem Unterkleid oder Chiton mit kurzem Diploidion darüber, welches durch ein von der rechten Schulter unter dem linken Arm durchlaufendes Querband festgehalten wird. Die Anlage des Ganzen ist äußerst zierlich und geschmackvoll, und die Einfachheit des schönen Gewandwurfs, so wie die feine und lebenvolle Ausführung deutet auf den besten griechischen Styl. Sie ist als Ceres ergänzt, indem der Kopf, die rechte Hand, welche Aehren hält und der linke Arm sammt dem Füllhorn, das er trägt, von neuer Arbeit sind.

Zuletzt, Nummer 22., finden wir noch ein Bild von edlem Charakter, zur Rechten an der Thüre des Saales, den borghesischen Silenus, welcher den jungen Bacchus auf den Armen wiegt. Er bildet mit der Leukothea, welcher er gegenüber steht, eine passende Umgebung des Eingangs, denn Niemand könnte schicklicher die Eintretenden empfangen, als Pflegevater und Pflegemutter des Gottes, dem dieser Raum geweiht ist. Wir bezeichnen diesen Silenus mit dem Namen des borghesischen, weil das Exemplar, welches ehemals in der Villa Borghese stand und das französische Museum ziert, durch Abbildungen (bey Perrier Nr. 6. Millin. Gal. myth. L. IX. Nr. 231.) am meisten bekannt ist. Zwey Wiederholungen waren, wie schon Winckelmann angibt (S. W: Bd. 4. S. 77.), im Pallaste Ruspoli, und unsere Figur ist eines dieser Exemplare. Hier ist Silenus, um bey Winckelmanns Ausdruck zu bleiben, mit einem schönen Körper in der Reife des Alters dargestellt, ein großer kräftiger Mann mit starkem Bart und epheubekränztem Haupte steht er an einen Baumstamm gelehnt, sein Pflegekind auf den Armen tragend, das mit ihm zu scherzen scheint; die leichte anmuthige Bewegung des Kindes verbindet sich schön mit der sorgsamen Zärtlichkeit, womit der Alte es trägt, an seine Brust drückt und anblickt; in seiner ganzen Haltung ist der reine Ausdruck herzlicher väterlicher Liebe. Die Ausarbeitung unseres Werks ist sehr sorgfältig; aber wenn wir ohne Bedenken das Original in die beste Epoche der griechischen Kunst, vielleicht in die Zeit des Praxiteles setzen dürfen, so mag diese, wie die Pariser Wiederholung, eher einem gewandten Meisel in der römischen Zeit angehören. Neu sind die beyden Vorderarme und Hände, und ein Theil der Füße des Silenus, so wie der linke Vorderfuß des kleinen Bacchus.

Die dem Fenster gegenüberstehende Lünette der Wand zieret zuerst ein sehr schönes Fragment von dem Pilastergesimse des Erechtheums in Athen, mit äußerster Zierlichkeit und Schärfe gearbeitet, dann ein kleineres Bruchstück, die obere Rinnleiste von dem Tempel des Apollon Epikurios bey Phigalia; drittens ein altgriechisches Relief, auf der Insel Delos gefunden, welches, freylich äußerst verwittert, drey weibliche Halbfiguren darstellt. Derselbe Zustand schlechter Erhaltung und die sehr rohe Zeichnung und Ausführung der Gestalten mag den Architekten veranlaßt haben, auch ein viertes Relief in dieser Höhe anzubringen, wo es nur undeutlich zu erkennen ist. Es stellt die Erziehung des Bacchus dar: in der Mitte Nymphen, welche den kleinen Bacchus waschen, rechts ein Faun, der ihn auf den Händen tanzen läßt, und ihm gegenüber ein Silen, der ihn lehrt, sich an einem Baumstamm zu halten; hinter dieser Gruppe zwey Nymphen; links ein anderer Faun, der den Götterkna-

den, welcher eine cista mystica auf der Schulter trägt, auf einem Ziegenbocke reiten läßt, nebst zwey begleitenden Figuren. Wenn wir nicht irren, ist dieses Relief dasselbe aus der Villa Albani, welches von Winckelmann in den Monumenti inediti Nr. 53. (auch bey Mill. Gal. myth. L. VIII. Nr. 229.) abgebildet ist.

Doch die Hauptzierde dieser Wand macht ein unter der Cornische als Fries angebrachtes Hochrelief, welches ihre ganze Breite einnimmt. Dieses kostbare Werk befand sich ehemals im Pallast St. Croce in Rom und wurde von Sr. Maj. aus der Sammlung des Kardinals Fesch erkauft. Es stellt den Triumphzug des Neptun und der Amphitrite in vie durch Pfeiler getrennten Abtheilungen dar. In der Mitte werden beyde Gottheiten auf einem Wagen von Tritonen gezogen, von denen einer das Tritonshorn bläst, der andere die Leyer spielt. Ihnen kommt von einem Seepferde getragen eine Frau entgegen, lang bekleidet, das Haupt mit einem Tuch umwunden, und in jeder Hand eine Fackel ihnen entgegen haltend, ohne Zweifel die Pronuba, welche die hochzeitliche Fackel trägt. Auf dem geringelten Schweife des Seepferdes sizt ein Amorin, welcher die Zügel eines Seestiers lenkt, der hinter jener bekleideten Frau eine Nereide herankrägt. Sie ist ebenfalls bekleidet und hält ein geschlossenes Kästchen, in welchem sich die mystischen Gaben befinden. Hinter dem Pfeiler, welcher diese Abtheilung schließt, kommen zur Linken noch ein Seedrache und ein Triton heran, auf ihren Rücken zwey Nereiden. Dem Wagen des Neptuns folgt zur Rechten ein Seedrache, mit zwey Amorinen auf dem Schweif und der Vorderklaue, und eine Nereide tragend, die eine Schaale hält. In der lezten Abtheilung zur Rechten sind wieder ein Triton und ein Seedrache verschlungen, zwey Nereiden tragend, voran ein Amor, welcher die Zügel führt. Diese reiche Komposition ist von der größten Schönheit, sowohl der Anordnung als der Ausführung, und zeigt den griechischen Reliefstyl in seiner ganzen Fülle und Anmuth. Man denkt unwillkürlich an die von Plinius erwähnten Pristes des Myron, welcher vielleicht zuerst unter den griechischen Bildnern das Reich des Oceanus zum Gegenstand seiner Darstellungen nahm, und mit phantastischen Wundergestalten bevölkerte. Die Erhaltung dieses Werks war so vorzüglich, daß es nur wenige Restaurationen zu seiner Herstellung bedurfte, doch fehlt noch der Dreyzack des Neptunus, von welchem sich die deutlichen Spuren finden.

Diesem Saal und zwey anderen, der Vollendung nahen, wird sich in Kurzem ein vierter anschließen, da von Sr. Maj. der Befehl ertheilt worden ist, die äginotischen Statuen, welche bisher in Rom aufbewahrt wurden, nun nach München zu transportiren. Ihre Ankunft steht in zwey Monaten zu erwarten, und an dem für sie bestimmten Saale wird eifrig gearbeitet. Auch der von Cornelius in Fresko ausgemalte Göttersaal ist nun vollendet und durch Hinwegnahme der Gerüste der Beschauung zugänglich geworden; eine Nachricht darüber möge einer der nächsten Nummern vorbehalten bleiben.

Schorn.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1826.

(Fortsetzung.)

Enkaustik.

Ludwig Maineri. Man muß diejenigen aufmuntern, die verloren gegangene Künste wieder erwecken wollen, wenn sie nur zeigen, daß sie auf gutem Wege sind. Nicht die besten Künstler widmen sich diesen Untersuchungen, was man an einer enkaustisch gemalten Cleopatra, leicht bemerken kann, die Maineri zur Kritik für diejenigen ausstellte, die Nichts von dieser Kunst verstehen. In Frankreich kennt man ein Gemälde auf Wachs, von einem Hrn. Bachelier, der sein Verfahren im Vergleich mit dem der Alten in einer akademischen Rede beschrieben hat.

Glasmalerey.

Ludwig Brenta. Johann Bertini. Ein glücklicher Versuch der HH. Brenta und Bertini hat in Italien, die seit mehreren Jahrhunderten schon aufgegebene Glasmalerey wieder in's Leben gerufen. England besizt schon seit geraumer Zeit mehrere, sehr geschickte Glasmaler, und wenn unsere mailändischen Künster durch diese nützliche Versuche sich ermuthiget fühlen, so werden sie diese Kunst weiter bringen, als die Alten, weil sie besser gezeichnete Originale kopiren, wie das so eben durch eine Figur aus der Apokalypse nach dem Professor Sabatelli geschehen ist; dieses zerbrechliche Gemälde von einer sehr großen Dimension zeigt ihren guten Geschmack und ihren Muth.

Miniaturmalerey.

Es gibt so viele kleine Plätze zu miethen in einem Ausstellungssaal, es gibt so viele kleine Eitelkeiten zu befriedigen, sowohl von Seiten der Maler als ihrer Modelle, daß man sicher seyn kann, immer eine ziemliche Anzahl Miniatur-Porträte an diesen Orten zu finden, nebst einigen Kopieen eines einzigen oder mehrerer Gemälde ausgezeichneter Künstler. Ich glaube nicht mich damit mehr als das Publikum beschäftigen zu müssen; lieber spreche ich von einer Folge Pergamenten, die nicht ausgestellt wurden, wobey das Publikum sicherlich verloren hat. Gigola, dessen Ruhm in dem historischen Fache dieser kleinen Gattung bereits gegründet ist, hat

in diesem Jahre eine Ausgabe von dreyen Exemplaren des Korsars von Lord Byron in italienischer Uebersetzung vollendet. Sie sind in groß Oktav auf prächtiges Velinpapier mit schönen Charakteren gedruckt, und verziert mit Vignetten, Blumen, Arabesken, Allegorien, alles dieß mit Gold aufgetragen, brunirt und matt, und mit sehr lebhaften Farben. Keines der alten Manuscripte dieser Gattung kann mit diesen angenehmen, leichten, feinen und reichen Zeichnungen wetteifern.

Aber was man nicht aufhören kann zu bewundern, das sind acht ebenfalls auf Velin gemalte Bilder, die hervorstechendsten Theile des Gedichtes bezeichnend; einige davon bestehen aus einer Menge gut gezeichneter Figuren und Köpfe, voller Ausdruck, vor allen sticht aber der Charakter der Korsaren hervor, und der Adel des Helden, dem der Künstler immer die Aehnlichkeit und einen Anflug von Wildheit zu bewahren wußte. Man sieht, daß Gigola, ein geborner Venetianer, häufig Gelegenheit hatte, Leute aus der Levante und Griechen zu sehen, und daß er ihre Köpfe fleißig studirt hat. Seine Frauengestalten sind herrliche Odalisken. Die Effekte des Clairobskure sind mit vieler Einsicht aufgefaßt und mit Kraft ausgeführt; auch die Zeichnung ist korrekt. Der Künstler hat, unbeschadet der Harmonie, bewiesen, daß das Geheimniß der schönen Farben nicht verloren ist, wenigstens hat es sich auf seiner Palette in eben so hohem Grade wieder gefunden, wie man es auf den alten so gesuchten Miniaturgemälden sieht; der Künstler wußte noch das Fließende und das Kräftige damit zu verbinden, was jenen ältern fehlt.

Jedes dieser Gemälde ist mit einem auf Farbengrund befindlichen Arabeskenkranz eingefaßt; hier reiner Ultramarin lebhafter Carmin, oder mattes Gold, dorten grauliche oder rosenfarbene Tinten, je nachdem sie zu dem Effekte des eigentlichen Gemäldes passen. Hier finden sich Arabesken in Raphaelischer Art mit goldenen Ornamenten, allerhand Figuren mit Thieren vermischt, ganz analog dem Charakter des Gedichtes. Löwen, Bären und Furien begleiten die Korsaren, von Amoretten, schüchternen Thieren und Blumen sind die Frauenscenen umgeben. Ueber dem Bilde, auf welchem der Tod der schönen und tugendhaften Gemahlin des Korsaren dargestellt ist, sieht man den Tod, in einen Trauerschleyer eingehüllt, auf symmetrische Weise mit dem Gemälde gruppirt; er hält zwey Sicheln, von welcher auf beyden Seiten Arabesken herabhängen, in deren Mitte Nachtvögel in Kränzen von Rosen und Cypressen schweben, und an diesen hängen zwey reiche Grablampen. Ganz unten sieht man eine weibliche Figur, auf einem Bogen der Erdkugel sitzend, den sie mit ihrem ausgebreiteten Mantel umgibt. Eine kreisförmige Schlange hängt von ihren Schultern. Beyde sind in Bronzefarbe gemalt, der ganze Grund Azur mit goldenen Sternen besäet. Es ist das Ende und die Ewigkeit.

Vor dem Titelblatt befindet sich das Porträt des Lord Byron, ein schönes Miniaturgemälde; in dem Rande von azurnen Grunde befinden sich in der Höhe die zwey Parzen, die den goldenen Lebensfaden des Dichters spinnen; unterhalb hat Atropos, von den Flügeln zweyer Fledermäuse getragen, den Faden ergriffen und durchschneidet ihn mit ihrer Scheere, die zwey Schwestern drücken ihr Erstaunen aus, daß der Faden kaum ihren Händen entschlüpft schon abgeschnitten werde. Die kleinen Köpfe sind von vortrefflichem Ausdruck.

Ein Exemplar ist in der Bibliothek des Großherzogs von Toskana zu Florenz aufgestellt, der schon ein anderes schönes Werk desselben Künstlers, das italienische Gedicht von Romeo und Julie besitzt; ein anderes Exemplar ward von einem Lord gekauft, der es mit nach London nahm und das dritte ist ebenfalls von einem Engländer bestellt. Jedes Exemplar unterscheidet sich aber hie und da von dem andern, denn Gigola's erfindungsreiches Genie verschmähete sich selbst genau zu kopiren. Sicherlich werden diese zwey Werke in einigen Jahrhunderten für die Kabinette von großem Werthe seyn, wo man die kostbaren Miniaturen früherer Zeiten aufbewahrt; sie werden Zeugniß ablegen von der Vollkommenheit der Zeichnung und Malerey des neunzehnten Jahrhunderts.

Stickerey.

Nichts zur Kunst gehöriges muß man verschmähen, wenn es von überwundener Schwierigkeit oder glücklicher Erfindung, wie z. B. die Lithographie, zeugt, oder wenn man sich in seiner Gattung über das Gewöhnliche erhebt. Aus diesem Grunde erwähne ich zwey Kirchenfahnen, mit der Nadel in Seide gestickt nach Gemälden Titians und Correggio's. Bis jezt sah man kein gesticktes Fleisch, man malte es auf die Stoffe, die Mailänder Sticker Francesco Castagnoli und Antonia Sirtori haben es mit vielem Talent mit der Nadel behandelt. Man bewunderte die Harmonie der Farben, die schöne Verschmelzung der Tinten und die Korrektheit im Zeichnen, welches Alles gute Studien voraussezt.

Zwey junge Damen, die durch ihre gesellschaftlichen Talente glänzen, wissen sich mit etwas besserem zu beschäftigen als die verführerischen Redensarten der Schmeichler anzuhören, — sie sticken. Fräulein Rosa Melli hatte auf der Industrie-Ausstellung (diese folgt der Gemälde-Ausstellung) eine Stickerey von fünf Landschaften, farbig, grau in grau und weiß. Die vier ersten Landschaften in Seide können zu ihrem Vortheile mit schönen Gemälden verglichen werden, besonders ist ein Was-

serfall durch seine schöne Ausführung bemerkbar; die Bäume haben viele Leichtigkeit. Warum siehet man diese Werke nicht in den Sälen der Akademie? Ist es nicht eine so große Kunst Zeichnungen mit der Nadel auszuführen als mit dem Griffel? Wollte ich aber von allen Zeichnungen in Schwarz, die sich von Damen und Fräulein in den ersten Sälen vorfanden, sprechen, so würde dieser Artikel kein Ende nehmen.

Skulptur.

Marchesi. Eine Venus Urania in natürlicher Größe, aus carrarischem Marmor für den Grafen Litta, von Pompeo Marchesi, außerordentlichen Professor der Bildhauerey an der Akademie.

Die Liebhaber, wie die Künstler, welche die herrlichen Werke Canova's bewundern konnten, sind von einer Verkleinerungssucht angesteckt, die den modernen Skulpturarbeiten, besonders denjenigen, die nicht von Rom kommen, höchst nachtheilig ist. Deßhalb sah man Personen, die ungeachtet des großen Zusammenlaufes vor dieser Statue, sich gerne über die Fehler des Werkes ausgelassen haben würden, wenn nicht der unwiderstehliche Reiz dieses Marmors die neidische Kritik verstummen gemacht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beyträge zur Kunstgeschichte.

1. Tobias Stimmer.

Heller in seiner Geschichte der Holzschneidekunst, Bamberg 1823 S. 201. Anmerk. 473 sagt, daß Tobias Stimmer sein Leben in der Blüthe seiner Jahre geendiget habe; daß einige sein Todesjahr auf 1584, andere auf 1590 setzen, welches er aber Beydes für unrichtig halte; und in dem Lexikon der vorzüglichsten Kupferstecher, Formschneider, Bamberg 1825. 2 Bde. S. 146 setzt er geradezu dessen Todesjahr auf 1590.

Daß T. Stimmer aber im Jahr 1590 nicht mehr gelebt habe, beweiset deutlich Reusner's Contrafakturbuch, welches Bernhart Jobin zu Straßburg 1587 herausgab. In der Vorrede der deutschen Ausgabe, die vom 9. Juni 1587 datirt ist, nennt derselbe den Tobias Stimmer, mein geliebter Gevatter selig; der also schon in diesem Jahre todt war; wäre er im Jahr 1584 gestorben, so hätte er, da er 1534 geboren ist, sein 50stes Jahr erreicht.

Tobias Stimmer hat zu diesem Contrafakturbuch mehrere Bildnisse selbst geschnitten; welche von diesen 103 Blättern aber von ihm sind, läßt sich schwer bestimmen, da alle ohne Zeichen irgend eines Formschneiders sind; die Vorrede nennt nur den Tobias Stimmer und Christoph Maurer. Daselbst heißt es: „Als nämlich Johann Holbein zu Basel, und Tobias Stimmer „von Schaffhausen. Da dann des ersten gedachten Holbeins künstliche gemähl vnd Contrafacturen hin vnd „wieder in Teutsch vnd Engelland (gleich wie er dann „Lust getragen hin wieder zu Reisen) weitleuffig außgespreitet zu finden, von welchen etliche hierin verleibte „Bildtnussen seind abgerissen worden. Der ander aber „Tobias Stimmer mein geliebter Gevatter selig, sich „nit allein zu kunst gegründeten abrissen vielerley herrlicher vnd rhümlicher Personen, in massen die zum „theil hie von in meinen publicierten Contrafactungen „etlicher letster vnd nemlichster Bäpst zu Rom, vnd andern „besondern von mir außgangenen Bildnussen, so er selbst „gerissen, zum Theil durch fleissige nachweissung vnd erfolgung seiner art vnd hand desjenigen, welchen er bei „leben vnterwiesen, als Christoff Maurer von Zürch, „ime gegenwertigem vnd noch hoffentlich ferner folgendem Werk erschienen vnd erscheinen werden, auß meinem Embsigen vnd freundlichen anhalten, mir zu gefallen hat willfärig erzeigt, sondern auch andern, so „in seiner kunst halber in achtung bekommen, vnd deßhalben ebenmässig in angelangt, sich vnbeschwerlich zu „dergleichen arbeit erfinden lassen, gleich wie solches auß „des Petri Perne zu Basel Publicierten Teutschen Bildtnussen ist zu ersehen.“ u. s. w.

Schließlich gedenke ich hieben eines Druckfehlers in Heller's Lexikon 2 B. S. 146. Zeile 2 von unten, wo es heißt, die Bildnisse zu Reußners Contrafacturbuch 130 Bl. H. 3 Z. 9 L., Br. 3 Z. 9 L., da es nur 103 Bl. sind, haben die daselbst angegebene Höhe, aber sind nur 3 Z. breit.

2. Karl van Sichem.

Malpe in seiner Notice sur le grav. 1807, so wie Heller in seiner Geschichte der Holzschneidekunst S. 234. Anmerk. 640. behaupten, daß ein Karl nie existirt habe, indem wahrscheinlich, sagt letzterer l. c., kein Blatt existirt, auf welchem Karl van Sichem steht; dieses wird aber widerlegt durch die Geschichte des niederländischen Krieges vom Jahr 1604, daselbst befindet sich das Bildniß der Isabella Austriaca Philip II. Cath. etc. Filia, wo rechts an der Erde Caroly a Sichem sculpsit et excudit steht; so daß also Heinekï's Behauptung, daß ein solcher Künstler gelebt habe, erwiesen ist. (S. Kritisches Verzeichniß der Kupferstichsammlung Sr. Exc. Steph. Freyherrn von Stengel. Bamb. 1825. Thl. 2. S. 84.)

Gr. den 23. Mai 1827.

C. U. W.

Nr. 61.

Kunst-Blatt.

Montag, den 30. Juli 1827.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart vom 23sten April bis lezten Mai d. J.

Jedes Bedürfniß dringt auf Befriedigung, so auch das Verlangen der Kunst und Technik nach Oeffentlichkeit, und in gewissen Fällen mag auf die Frage nach dem mancherley Nützlichen und Schädlichen, das eine solche Befriedigung zur Folge haben kann, keine bestimmte Antwort ertheilt werden.

In Würtemberg ist so viel Kunst- und Gewerbfleiß rege, und ein so rasches Fortschreiten, besonders des Leztern bemerkbar, daß die Regierung durch Veranstaltung öffentlicher Ausstellungen ihrer Erzeugnisse dem Wunsch der Erzeuger, so wie des Publikums, gleichmäßig entgegen kam, weil jene in einem größern vaterländischen Kreise, ja, durch das gelegentliche Herberkommen von Fremden, auch im Ausland bekannt werden wollten, das Publikum die neuesten, frischesten Blüthen des Schönen und Nützlichen zur Schau und Beurtheilung versammelt zu sehen wünschte.

Wie jeder neuen Anstalt, so kann man auch dieser in einem Athem mancherley Gutes und Schlimmes nachsagen, und es wechseln auch Worte und Gegenworte, wenn milde und scharfe Geister, Wohlmeinende und und Verneinende sich darüber besprechen.

Die Regierung hat, als sie im Jahr 1824 für die Dauer des Septembers eine solche Ausstellung — die dritte für die Leistungen der schönen Künste, die erste für die des Gewerbfleißes — ausschrieb, und die inländischen Künstler, Fabrikanten und Gewerbsleute einlud, durch Einlieferung gelungener Kunstwerke, neuer Erfindungen, ausgezeichneter technischer Arbeiten und Fabrikate daran Theil zu nehmen, sich über deren Zweck folgendermaßen ausgesprochen:

„Da die frühern Ausstellungen in den Jahren 1812 und 1816 manches Talent angeregt und zum Wetteifer in der Produktion des Bessern angereizt haben, mancher weniger bekannte Künstler und Techniker dadurch Gelegenheit gefunden hat, dem größern Publikum vortheilhaft bekannt zu werden, und manche unrichtige Vorstellungen von dem Standpunkt der vaterländischen Industrie dadurch berichtigt worden sind, so hofft man, daß auch die bevorstehende Ausstellung dazu beytragen werde, die ausgezeichnetern und eigenthümlichern Kunst- und Industrie-Erzeugnisse des Vaterlands zur allgemeinen Anerkenntniß zu bringen."

Was im Ganzen eine solche Ausstellung, die von Tausenden besucht wird, für Wirkungen hervorbringe, das ist natürlich nicht zu berechnen, weil das Gute und Gutgemeinte nicht ins Unendliche gute, sondern mitunter auch nachtheilige Folgen äußert. So läßt es sich z. B. recht wohl denken, daß ein Handwerker durch diese Oeffentlichkeit verleitet werden könnte, sich aus Eitelkeit auf kostspielige Liebhabereyen in seinem Fach zum Schaden seines soliden Erwerbs zu legen; ein Mißgriff, der im praktischen Leben gerade bey talentreichen Handwerkern gar nicht selten ist; — daß ein Kunstzögling, statt emsig und stille fortzustreben, sich für eine Ostentation krampfhaft anstrengen — daß ein Nicht-Talent, sich hinwegsetzend über ungünstige Urtheile, sich blähend über heuchlerisch-günstige, blos dieser kurzen und seltenen Apotheose zu lieb auf falschem Weg beharren könnte.

Man kann diesen und ähnlichen Widerreden und Zweifeln nicht ganz Unrecht geben; es ist an Allen Etwas; jedoch die Hauptansicht und Absicht überwiegt alle Bedenklichkeiten, und die Sache hat ihren Fortgang.

Wir treten in den großen Saal des königlichen Redutenhauses, wo die Industrie-Produkte ausgestellt sind, und beschauen Alles mit der gebührenden patriotischen Aufmerksamkeit, können aber doch bald eine kleine Unruhe nicht von uns abhalten, weil wir den Strom der Schaulustigen sich gegen den etwas höher gelegenen Kunstsaal hinziehen sehen. Hier unten sollen wir sehen und denken, an die Mühen, Nothwendigkeiten, kostspieligen Bedürfnisse des Lebens denken; dort oben können wir uns, wenn wir wollen, das Leztere ersparen, und dürfen das fertige, gereinigte, erleichterte Daseyn anschauen.

Der erste Eindruck stillt die Unruhe nicht; man fühlt sich immer bedrängter, sucht über das Ganze Herr zu werden, und schwebt in der Wahl, ob man die Gallerie

durchfliegen soll, um seine Lieblinge herauszufinden, oder ob man ruhig, wie ein Leser bey seinem Buch, an Blatt Eins anfangen und so fortfahren will. Jeder hilft sich nach seinem Sinn und Charakter hindurch.

Von historischen Bildern ist die kleinste Zahl da, nämlich Eines. Die ersten Menschen mit ihren Kindern, von Gegenbauer, den wir mit Hoffnungen nach Rom begleiteten, und der erfüllend wiederkehrte. Ich will zwar gestehen, daß der erste Eindruck, nicht sogleich das Dargestellte in dieser Darstellung finden läßt. Noch eher denkt man an eine mythologische Scene der griechischen Vorwelt, wobey der Künstler dennoch etwas Modernes nicht ganz überwinden konnte. Aber das Bild ist so einfach, die Anlage so gedacht, die Formen sind so liebreizend, daß wir, über die vielleicht zu starke Sentimentalität hinwegsehend, in der sich anschmiegenden Nymphe die Eva, in dem jungen Hirten den Adam, und in den beyden Knaben, dem Blonden, mit Blumen spielenden, den Abel, dem sehr schönen Braunen, der in kindlicher Entrüstung ein Gewächs zerrissen, den Kain gern erkennen.

Das Fleisch der Eltern erschien mir, als mein Auge das Gemälde das erste Mal traf, — und auf den ersten Eindruck dürfen und sollen wir überall und besonders in der Kunst recht sehr merken — fast zu zart und blaß, wie es kaum bey stets ganz Bekleideten zu seyn pflegt. Auf das Paradieß hin hätte der Künstler allerdings ein frischeres, markigeres Inkarnat wagen dürfen. Durch ein solches und durch schlichteren Ausdruck der Köpfe, wie wir ihn von Jugend auf in der Einbildungskraft tragen, wäre dieses Gemälde eine Zierde der neuern Kunst für irgend eine Gallerie geworden.

Möge der Himmel diesem in voller Kraft stehenden Künstler lächeln, wie er je seinen Lieblingen gelächelt, dann wird er uns mit den reizendsten, sinnigsten Schöpfungen zu beschenken vermögen.

Wer den Vornehmen und Reichen ihr Daseyn auf irgend eine Weise erheitert, der hat sich immer ihres Dankes und Lohnes zu erfreuen. Der interessanteste Gegenstand pflegt aber der Mensch selbst sich zu seyn, und nach einer Bemerkung Goethe's sieht ja auch der Minderhübsche sein Bild nicht ohne einiges Wohlgefallen im Spiegel. Er ist sich in seinen nicht regelmäßigen Zügen gewohnt, und blickt sich mit anmuthigem, also verschönerndem Auge entgegen.

Noch höher als das streng wahrhaftige Spiegelbild stellt er ein gutes Porträt von sich, denn die Kunst verschönert; sie soll es und die rechte Kunst kann nicht anders. Das Leben ist wandelbar, unendlich verschwommen, Schönes von Unschönem durchsetzt, Anfang und Ende nirgend fest bestimmt. Die Kunst faßt ihren Gegenstand in seiner reinsten Erscheinung, in seiner frischesten Blüthe, im regsten, aber zugleich harmonischen Leben, in demjenigen Spiel aller Kräfte, das man die schönste Bewegung und die schönste Ruhe zugleich zu nennen versucht ist.

Zu solchem Behuf ordnet der Porträtmaler alles, Stellung, Beleuchtung, Drapirung, Umgebung, Hintergrund u. s. w. an, und sucht selbst auf die günstige Stimmung des Urbildes hinzuwirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein unbefangenes Wort über die in Nro. 48. des Kunstblattes enthaltenen Kritik. „Einiges über die Kunstausstellung zu Bamberg von dem dortigen Kunstvereine vom 8. bis 17. April 1827 veranstaltet.“

Es ist leider ein betrübtes Zeichen unserer zwar intelligenten aber desto gemüthsärmern Zeit: daß jede Leistung, jedes Unternehmen, sey sie aus was immer für einem Zweige des Wissens, und auch aus den reinsten und besten Absichten hervorgegangen, mit kaltem, rücksichtslosem, oft hämischen Tadel befleckt wird, statt sie mit ruhig belehrender Kritik zu beleuchten. Zu dieser allgemeinen Ausrufung, die wir uns erlauben, hier aus innerstem Gefühle auszusprechen, hat uns jüngst wieder die oben angeführte Kritik veranlaßt.

Wir haben nicht nöthig, das Publikum auf den edelthätigen, von dem Wohlthätigkeits-Sinne der Bewohner unserer Stadt so erfolgreich gekrönten Eifer der hiezu erwählten Vorstände des hiesigen Kunstvereines zurückzuführen, den sie seit vorigem Herbste durch alle Veranstaltungen zur Milderung des grenzenlosen Unglückes der Griechen, so wie zum Wohle der eigenen Stadtarmen an den Tag gelegt haben. — Wir berühren dieß nur, um den Zweck der Kunstausstellung ins Gedächtniß zu rufen, so auch, daß Künstler und Kunstdilettanten blos den persönlichen Bitten nachgegeben haben, wie es die gedruckte Bekanntmachung ausdrücklich erwähnt hat, ihre Produktionen, der guten Absicht zu Liebe zu überlassen. Alles dieß nur darum, um jene schonungslose Kritik zu würdigen, und vor den Augen Unbefangener zu berichtigen. Einwohner der Stadt, deren Interessen uns am Herzen liegen, haben wir es um so mehr zu bedauern, daß auch dieses Unternehmen eines so löblichen Vereins, der außer mehreren sehr schätzenswerthen Künstlern auch die Ehre hat Männer als Mitglieder zu besitzen, welche durch ihre geistige Vorzüge, wie durch ihren Rang in der Gesellschaft ausgezeichnet sind, nicht frey von feindseligem Hauche bleiben durfte!

Ueber diese Bemerkungen haben wir nun allerdings in jener Kritik einen speciellen Beleg vor Augen, daß es

auch Künstler und Kunstrichter gibt, die viele theoretische Kenntnisse besitzen, aber dabey mit einer solchen selbstsüchtigen Eingenommenheit befangen sind, daß sie Alles, was in artistischer Beziehung nicht von ihnen ausgeht, lächerlich zu machen, oder sonst auf eine unfeine Weise herabzuwürdigen suchen. Zu irgend einem guten Zwecke, dessen Lohn nur das Gefühl der Gemeinnützigkeit ist, thätig mitzuwirken, haben sie gewöhnlich keine Zeit; desto mehr sind sie beschäftigt, später sich über die Leistungen derselben bitter auszusprechen, ungeachtet sie wohl Alles tadeln, aber seltener besser machen können. — Andere, ihr Unvermögen fühlend, haben selten oder nie ein eigenes gegründetes Kunsturtheil. Da sie aber doch im darnach strebenden Sinne ihrer Kunstgelahrtheit ein solches haben sollten, so suchen sie die Urtheile Anderer, welche nach ihren kleinlichen Kunstbegriffen ihnen gegründet zu seyn scheinen, höchst begierig aufzufassen, um sie als ihre eigenen auszuposaunen, oder gar in öffentliche Blätter einrücken zu lassen. So erzeugen sich denn auch auffallende Widersprüche solcher Kunstrichter, die heute artistische Gegenstände herabsetzen, welche sie früher, als Fackelträger Anderer, in andern Blättern lobten; ein Beweis, mit welchem Mangel an Ueberzeugung und Gefühle dieselben handeln. Obgleich die Kunst durch solche Kritiken nichts gewinnt oder verliert, so wollen wir doch zur nähern unparteyischen Prüfung derselben übergehen. —

Sie verbreitet sich zuerst über die Zeichnung und das Modell eines Kruzifixes mit Maria und Johannes, welches in 8 — nicht 10 — Fuß hohen Figuren aus feinem Sandsteine auf dem Kirchhofe dahier an der Hallstadter Straße errichtet werden wird. Welchen Künstlern die Ausführung dieses Monumentes übertragen ist, hat die Kritik angezeigt. Sie äußert, daß Christus mit vollkommener Ruhe am Kreuze hange ꝛc. Der Kritiker hätte erwägen sollen, daß Christus, nach der heil. Schrift ein sehr wohl gestalteter Mann, nur drey Leidenstage hatte, und sich als Erlöser der Menschen dem Kreuzestode freywillig hingab. Er konnte daher, selbst ohne die göttliche Natur in Betracht zu ziehen, weder so abgemagert, noch seine Muskeln so krankhaft dargestellt werden, als dieses bey einem lange gefangenen und zum Tode verurtheilten Verbrecher der Fall seyn würde. Das Haupt des Gekreuzigten steht in richtigem Verhältnisse zu der Figur, davon kann sich der Kritiker durch Nachmessen überzeugen; dessen Brust aber soll in der Ausführung weniger erhoben, wie die Muskeln überhaupt mehr ausgedrückt, dargestellt werden. Diese und manche andere Abänderung war schon vor der Ausstellung beschlossen; allein die Zeit war zur Ausführung derselben zu kurz. Zur Rechten des Kreuzes steht Maria im stummen Schmerze versunken, ohne deßwegen gedankenlos zu seyn; während der auf der andern Seite befindliche Johannes dem Erlöser seine ungetheilte Sorge für Maria betheuert.

Dem Bildhauer war mündlich der Auftrag ertheilt, manche zweckmäßige Abweichung von der Zeichnung, wie z. B. mit der rechten Hand des Johannes, sich zu erlauben, und eben so unbefangen, der Wahrheit aufrichtig ergeben, gestehen wir auch zu, daß dessen Antlitz des geliebten Jüngers nicht würdig ist; man war von diesem Gefühle schon vor der Kunstausstellung durchdrungen. Allein die ganz nahe Eröffnung derselben gestattete ebenfalls nicht mehr eine so wesentliche Verbesserung noch zu unternehmen. Entfernt sich der Kritiker nach der Anleitung des L. da Vinci dreymal so weit von den Figuren, als sie hoch sind, so kann er nicht in die Nasenlöcher des Johannes sehen. Auch hätte er erwägen sollen, daß keine Figur als für sich bestehend, sondern alle drey in Verbindung mit einander gedacht werden müssen. Noch findet derselbe unpassend, daß die Aufstellung des Kreuzes und der beyden Figuren ein beynahe gleichseitiges Dreyeck bilde, welches übrigens im Großen etwas verändert werden soll. Würde aber diese Veränderung auch nicht vor sich gehen, so wäre der Kritiker noch den Grund schuldig, warum diese Form der Aufstellung zu vermeiden sey. —

Nachdem der Kritiker sich auf seine eigene Art über die Anordnung ꝛc. des Monumentes geäußert hat, ergießt er zugleich einige Bitterkeiten über die ausgestellten Gemälde und Zeichnungen, jedoch vorläufig blos im Allgemeinen. Unter denselben findet nur ein kleines Landschaftsgemälde von F. Rupprecht seinen vollen Beyfall. Ist doch unter 177 Werken der Ausstellung ein Bildchen welches ihm Freude gewährt. Aber auch diese könnte ihm vielleicht, — wollte man ihm mit dem Echo seines Tones begegnen — durch die Bemerkung vermindert worden, daß jenes kleine Bild große Parthieen enthält, welche aus Werken des Jak. Ruysdael entnommen sind. Ausser einer Zeichnung von Reinstein hat er noch einige von Barbara Kraft gefertigten Bildnissen seine Gunst geschenkt; wir können uns darüber nur freuen, daß doch diese wenigen Stücke Anerkennung fanden.

Der angedrohten zweyten Kritik, welche sich noch besonders über die andern Gemälde und Zeichnungen verbreiten wird, haben wir nun entgegen zu sehen, und wir werden gleichfalls nicht ermangeln, sie mit unserm fernern unparteyischen Blicke, als freye Huldigung der Wahrheit zu begleiten.

Noch ehe wir schließen wollen wir noch das Schutzwort für die Kunstdilettanten nehmen, gegen welche die Kritik auf die unzarteste Weise den Schild erhoben hat. Einer genialen verehrungswürdigen Dame wird anerkannt, daß sie nicht ohne Anlage sey, aber nach schlechten Originalen arbeite. Außer dem einzigen Bilde eines

Kriegsmannes, sind dieselben Bildnisse lebende Personen oder Kupferstiche nach Raphael und Gemignano gewesen! — Der fleißige erste Versuch eines gebildeten jungen Mannes wird ohne weiters mit dem schonungslosesten Urtheile verlezt u. s. w. Eine solche Unduldsamkeit der Urtheile bricht sich in der öffentlichen Meynung selbst den Stab, und läßt keinen Augenblick die Stimmung der Gemüther bezweifeln, mit welcher die versprochene Fortsetzung jener Kritik aufgenommen werden wird. —

G.

München, den 12. Juli 1827.

Die Sammlung von Pflanzengemälden, die von dem verstorbenen ungarischen Magnaten, Hrn. v. Stettner, verfertigt, und von dessen Erben an Hrn. v. Heilbronn käuflich überlassen worden ist, befand sich seit dem vorigen Winter bis vor wenigen Tagen hier in München. Hr. v. Heilbronn hat sie vielfältig gezeigt und vielfaches und gebührendes Lob darüber, sowohl gehört als schriftlich erhalten, indem er sich von Jedem, der in wissenschaftlicher oder künstlerischer Hinsicht ein Urtheil über die Sammlung abgeben konnte, so wie von der Akademie der Wissenschaften und von einem Komittée der Universität schriftliche Zeugnisse über deren Werth ausstellen ließ. Da das Publikum benachrichtigt war, Hr. v. Heilbronn sey auf dem Wege nach England, um dort seine Sammlung zu verkaufen, so mußte es etwas auffallend erscheinen, daß bey Bekanntmachung eines Theils jener Zeugnisse in verschiedenen hiesigen Tagesblättern ungünstige Aeußerungen über den berühmten botanischen Maler, Franz Bauer, in Kew vorkamen. Befremdend für den Unterrichteten war besonders die Parallele, welche dadurch zwischen dem erwähnten Werk und Franz Bauers Arbeiten hervorgerufen wurde, und führte natürlich auf die Frage, aus welchen Gesichtspunkten botanische Malereyen betrachtet und beurtheilt werden können.

Die Arbeiten des Hrn. Franz Bauer, der an dem botanischen Garten in Kew fortwährend für den König von England beschäftigt ist, bestehen in Aquarellzeichnungen, die oft in vielen Blättern nur einer einzigen Species gewidmet, Gestalt und Aussehen jeder Pflanze mit außerordentlicher Treue und Genauigkeit, jedoch, ohne den Anspruch auf große Kraft, ein täuschendes Hervortreten der Farben darstellen. Man findet auf jedem Blatte die Pflanze vom Keime bis zur Blüthe nach allen interessanten Theilen abgebildet, und zwar mit einer so mikroskopischen Genauigkeit, daß nur die große Kenntniß der Botanik und die Untersuchungs- und Beobachtungsgabe, welche Hr. Bauer selbst besizt, in Verbindung mit der geübtesten Zeichenkunst etwas für die Wissenschaft so befriedigendes hervorbringen können. Hrn. Bauers Zeichnungen leisten ohne Zweifel Alles, was in ihrem der Wissenschaft geweihten Zwecke liegt, auf eine sehr vollkommene Weise.

Das Werk des Hrn. v. Stettner dagegen ist zwar in botanischer Art, aber nicht zu botanischen Zwecken angelegt. Von einer großen Liebhaberey für Pflanzen beseelt, jedoch nicht Botaniker von Profession, widmete dieser zurückgezogene Mann alle Nebenstunden, die ihm von seinen Amtsgeschäften blieben, dem süßen Geschäfte, die Blumen und Gewächse seines reich versehenen Gartens abzumalen. Auf diese Weise entstanden 12 Foliobände, nicht eine flora Hungarica, sondern eine Sammlung wie sie der Zufall gebracht hatte; auf jedem Blatt eine einzelne Pflanze, auch öfter mit ihren Theilen abgebildet, jedoch nicht analisirt, und meist mit einem aus ausländischen und aus andern Werken kopirten Schmetterling verziert. Man erkennt den Dilettanten, der sich an der Pracht der vegetabilischen Natur erfreute und sie so genau, als es ihm möglich war, nachbildete. An einigen Blumen und Blüthen und häufig an den grünen Blättern ist es ihm auch gelungen, die größte Genauigkeit des Einzelnen mit der kräftigsten und täuschendsten Wirkung zu verbinden, andere Blumen sind weniger korrekt, auch weniger täuschend, und am mindesten gelungen sind die Früchte, denen es meist an Rundung und Farbenschmelz fehlt. Auch selbst bey sehr runden und vollen Blumen findet man, daß die Erhabenheit der Rückseite unbeachtet geblieben ist, und die Masse flach und nur durch einen willkürlichen Schlagschatten gehoben auf dem Papier liegt.

Hr. v. Stettner verdankte bey dieser Beschäftigung alles sich selbst und seinem eigenen Fleiße. Er hatte das Malen ohne Anweisung gelernt, und bereitete sich die Farben mit eigener Hand. Sein Streben nach Kraft und Wahrheit der Farbe führte ihn auf eine sehr zweckmäßige Anwendung der deckenden Wasserfarben, indem er den bläulichen Ton des Papiers, das er gebrauchte, noch mit einem sehr reinen Weiß auflößte und eben so die feinen Fasern der Pflanzen mit größter Zartheit durch weiße Striche andeutete. Hierdurch erreichte er oft das Saftige und Plastische der Pflanzen auf eine bewundernswürdige Art darzustellen, und seine Gemälde übertreffen deßhalb die des Hrn. Franz Bauer an Stärke und Lebendigkeit der Farben bey weitem. Dieser ist genöthigt sich vor dem Auffetzen der weißen Deckfarbe durchaus zu hüten, weil sie in dem Kohlendampf von England in kurzer Zeit schwarz würde; auch gibt der Pflanzenzeichner, welcher selbst Botaniker ist, nicht gerne den genauen Umriß der feinsten Theile, wenn er einmal mit dem Bleystift fixirt ist, wieder der Willkür einer deckenden Farbe Preis, sondern sucht denselben durch seine transparenten Farben hindurch immer kenntlich zu erhalten.

Wenn man daher den Gemälden des Hrn. v. Stettner das Lob eines in vielen Theilen der Pflanzenmalerey zu großer Meisterschaft gediehenen Dilettantismus, von welchem selbst Künstler von Profession noch Nutzen ziehen können, zuerkennen muß, so gebührt dagegen denen des Hrn. Franz Bauer die Anerkennung eines ausgezeichneten wissenschaftlichen Werthes und einer ganz auf den Nutzen der Wissenschaft berechneten, konsequent durchgeführten Behandlung.

G.

Nr. 62.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 2. August 1827.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1826.

(Fortsetzung.)

Skulptur.

Diese Figur ist auf Kissen gelagert, und im Begriff sich zu erheben; mit einer Hand zieht sie den obern Theil der feinen Tunika an sich, um den Theil des Busens, der sich durch die Bewegung entblößte, zu bedecken; den Kopf hält sie rückwärts gewendet; die Glieder sind fein, die Konturen lieblich fließend. Die ganze Stellung der Figur ist so, daß Niemand die Augen wegwenden, daß Niemand bey deren Betrachtung zu erröthen braucht, — der Künstler hat demnach seine Aufgabe vollkommen gelöst. Die Draperie verdeckt keine Schönheit des Körpers; eine so fein und zart gestaltete Figur ließ jedoch mehr Sanftmuth und Liebreiz im Gesichte erwarten; dieß zeigt aber im Gegentheil mehr den Charakter, den die griechischen Künstler der Pallas und Juno zu geben pflegten. Einige behaupten, der mailändische Bildhauer hätte ein Porträt machen müssen, was dann auch die Länge des etwas dünnen Halses entschuldigen würde. Uebrigens ist dieß eines der Werke, welche die Reisenden aufsuchen müssen, um einen Begriff von der modernen Bildhauerey zu bekommen, und diejenigen, welche voll von den Meisterwerken römischer, neapolitanischer und florentinischer Künstler hieher kommen, werden sich freuen, deren Schönheiten auch an den Werken Marchesi's wieder zu finden.

In demselben Jahre zeigte der Künstler auch die Gewandtheit seiner Erfindungsgabe an einem Basrelief aus karrarischem Marmor, das den Hauptaltar einer Kirche zieren soll, ... in der Hauptstadt? nein in dem Dorfe Savonno, einem Ort, der schon durch die Malereyen des lombardischen Raphael des Bernardin Luini berühmt ist. Der Gegenstand ist die Kreuzabnehmung. Die Schwierigkeit einer solchen Komposition mit Figuren von einer so großen Dimension und so bedeutendem Relief auf einem so kleinen Raum wird Jeder leicht einsehen, — diese Schwierigkeit hat das Talent Marchesi's glücklich besiegt. Maria unten am Kreuze hält den Erlöser auf ihren Knieen und unterstützt seinen Kopf mit dem übrigen, St. Johannes hält den heil. Leichnam, den die ermüdeten Arme Mariens sinken lassen, mit aller Kraft, Magdalena in Thränen trocknet knieend die Füße Christi und wickelt sie in Linnen. Hinter dieser Gruppe befinden sich die beyden Männer aufrechtstehend; im Ganzen sind es sechs Figuren.

Die Komposition dieses Werkes ist majestätisch einfach, die Köpfe sind voll Adel und haben einen für den Charakter einer jeden Person passenden Ausdruck. Die Außentheile sind vortrefflich gezeichnet und vollkommen gut ausgeführt. Einige Kritiker haben gefunden, daß der Künstler in der Christusgestalt sich zu sehr den Formen des griechischen Apollo näherte. Warum sollten aber unsere Künstler die Schönheit, worin das vorzüglichste Verdienst der Werke des Alterthums besteht, suchen, wenn es nicht erlaubt seyn soll, bey der Darstellung des Gottmenschen davon Gebrauch zu machen? Was dem Künstler eher zum Vorwurfe gereichen könnte, das ist die Einförmigkeit seiner Draperieen, sie sind geschmackvoll, aber alle von feinen Linnen, wie die der Venus Urania.

Kein so günstiges Urtheil, wie über die beyden Werke eines Professors, der es verdient, mehr als außerordentlicher zu seyn, kann man über das in den Sälen des Museums errichtete Marmormonument fällen, welches zur Ehre des Malers Appiani gesezt wurde. Als ich es erblickte, sagte ich wohl nicht ohne Grund vor mich hin — Warum gehet man weiter als Mailand, um einen Bildhauer zu suchen?

Eine patriotische Gesellschaft, welche die Kunst in der Lombardey heben, und einen ausgezeichneten Künstler ehren will, ließ dieses Monument errichten, welches seinen Platz passender in dem innersten Heiligthum der Künste als an einem offnen Ort gefunden hätte. Seine äußerste Einfachheit erinnert weder an die Gräber der Alten, noch an die überladenen Kompositionen, die bey dem Wiederaufleben der Architektur in Italien entstanden; ein Mailänder, Movaglia, ist der Erfinder. Zwey Pfeiler, auf denen ein Fronton ruht, sind mit Ra-

phaelischen Arabesken in sehr gutem Styl verziert, die mit seltener Feinheit und unendlichem Geschmack ausgeführt sind, durch Johann Franceschetti, einen jungen Bildhauer aus Brescia.

Appiani's Büste und das Medaillon darunter sind von dem berühmten Thorwaldsen; das Gesicht des Malers ist ähnlich und entspricht dem Ruhme des Künstlers. Schwerlich würde aber Appiani, den seine Zeitgenossen den Maler der Grazien genannt haben, mit den Grazien des dänischen Bildhauers zufrieden gewesen seyn; sie haben auch allgemein mißfallen. Neben ihnen ist ein kleiner Amor, der die Laute schlägt, — ein passenderes Symbol für einen Dichter als für einen Maler, denn von Appiani's Versen wird wohl Niemand etwas gehört haben. Der Kopf des Kindes hat gar nicht angezogen, man fand etwas Altkluges darin. Nochmals wiederhole ich nun zum Troste der Monti, Marchesi u. s. w. meine Frage, und jeder Mann von Geschmack, der ihre Ateliers besucht hat, wird mit mir fragen: „Warum hat die patriotische Gesellschaft ihr Geld nach Rom gesendet?"

Monti von Ravenna. Nach Marchesi folgt gleich die liebliche Tänzerin von Monti aus Ravenna (man darf ihn nicht mit dem Mailänder Monti verwechseln); in ihr zeigt sich alle die Grazie, die von den Bildhauern des Alterthums in so hohem Grade aufgefaßt und dargestellt wurde; in den Basreliefs des Pallastes Molzi zu Mailand zeigte er, daß er eben so gut das Historische zu behandeln weiß.

Gandolfi. Der junge Gandolfi hat wahrscheinlich den Geschmack einiger Liebhaber getroffen, die ein Boudoir ausschmücken wollen; seine liegende Venus würden wir ohne den Katalog nicht erkannt haben. Mit ihren magern Formen war sie etwas zu nahe der schönen Venus Urania. Nichts konnte weniger Gandolfis beginnenden Ruhm aufrecht erhalten, als ein verschleyerter schöner Frauenkopf, den er eine Vestalin nennt, obgleich derselbe keine von den unterscheidenden Kennzeichen dieser jungfräulichen Priesterinnen an sich trägt.

Hr. Perabo muß sich damit begnügen, daß wir mit dem Katalog sagen, er habe eine Gruppe ausgestellt, die Charitas darstellend, wie sie einen Armen unterstützt.

Nannte ich einige gemalte Porträte, so ist es gerecht, daß ich auch die vielen Büsten in Marmor und Gyps, die Niemanden angezogen haben, nicht ganz übergehe. Es sind größtentheils Männerköpfe, Gelehrte, deren Schönheiten blos in ihren Schriften zu suchen sind; die Bildhauer glänzen hier nur durch die Gewandtheit ihres Meissels, z. B. die HH. Nesti von Florenz, Fabbris, Gandolfi, Somaini, Comolli, Pasquali, Cesari, Clerici, Sormani.

Die Medailleurkunst hat seit einigen Jahren in der Lombardey große Fortschritte gemacht. Die zwey großen Werke von Putinati, das Abendmahl nach Leonardo da Vinci und seine Schule Athens sind hinlängliche Beweise; vor ihm wagte es Niemand solche Gemälde in Stahl zu schneiden. Zwey neue Künstler dieser Gattung haben bronzene Porträte in schönem Relief ausgestellt, Beltrami aus Cremona und Nesti aus Florenz. Beltrami verbindet damit noch das Talent, ein herrlicher Graveur in feinen Steinen zu seyn; Nesti zeigte sich auch als Bildhauer in dem lebensgroßen marmornen Porträt des Prof. Albertolli.

Alle Künste suchen das so berühmte Abendmahl Leonardo's nachzuahmen; Joseph Clerici hat es in der Größe eines französischen Fußes in Wachs modelirt, und wußte in der kleinen Dimension den Köpfen fast den Ausdruck des Originals zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart vom 23sten April bis lezten Mai d. J.

(Fortsetzung.)

Herr Leybold, der dieß alles meisterhaft versteht, konnte eine ziemliche Anzahl Bildnisse der Ausstellung zuwenden. Sie sind alle durch malerische Vorzüge bedeutend, jedoch nicht in gleichem Grade. Freylich ist der Bildnißmaler oft durch Umstände bedingt, die außerhalb seinem Kunstkreise liegen. Geschmackvolle Behandlung des Ganzen, lebendiger Ausdruck und Seele, durch geistreiche Darstellung der Augen bewirkt, fühlbare Modellirung und charakteristisches Kolorit ist an allen seinen Werken dargelegt. An seinen Kniestücken ist ein leises Hinneigen zum Theatralischen wahrnehmbar; wir fanden es zwar nur bey weiblichen Gestalten, und glauben, daß der Meister, der hier die Linie der Grazie etwas überschritt, männliche ganze Figuren in würdigem Ernst darstellen werde. Das Bild des Dichters G. S. fand ich dem Urbild nicht so ähnlich als die übrigen, und den Fleischton bey H. Pf... gar zu wahr, worüber ich mich später erklären will. Das Bild der Fr. H. D. wurde wegen seiner ganzen Behandlung, der sanften Harmonie, die über dasselbe ausgegossen ist, der künstlerischen Wahrheit, die aus ihm spricht, von Männiglich für sein bestes gehalten. „Wenn alle andere gemalt sind, — hörte ich Mehrere sagen, — so ist dieß wahres Leben." Ein lehnend liegendes Kind mit einem gefleckten Hund und Landschaft, möchte jenem zunächst stehen. Ueberall ist eine reine, sorgfältige, aber freye und gewandte Hand bemerkbar.

Von Morf sind mehrere männliche Bildnisse aufge-

hängt, die durch sprechende Aehnlichkeit überraschen. Aber nicht auf diese allein geht sein künstlerisches Bestreben, wenn wir darunter nur die kennbaren Züge verstehen, sondern auf treues Wiedergeben der ganzen äußerlichen Persönlichkeit. Wer von diesem tüchtigen Maler das Bild eines Geliebten, eines Angehörigen besizt, der hat das Urbild wie aus dem Spiegel blickend, und damit einen Erwecker der treuesten Erinnerung an dieses selbst. Wir möchten aber sagen, wo in diesem Meister Gewissenhaftigkeit und Genialität ringen, da gewinne es zu oft die erstere. Wir wissen wohl, wie er, durch unkünstlerische Anforderungen verlezt, dieselben wo möglich zurückweist; möchte er es über sich gewinnen, sich selbst zu größerer Kühnheit herauszufordern.

Stirnbrand, jünger als Morf, hat schon mehr von dieser leztern; seine neuesten Bilder haben viel mehr Kraft und Leben, als diejenigen, welche ich aus frühern Jahren von ihm kenne, aber er erlaubt sich viel stärkere Gegensätze, als der vorgenannte Meister, davon zeugte das Bild des Sängers H., und das einer blühenden jungen Dame. Das des Pr. A. ward für das Gelungenste gehalten.

Von Dieterich war in den lezten Tagen das Portrât des Dichters H. aufgestellt. Der Bericht eines hiesigen Blattes nennt es wohlgetroffen und durch seinen wahren und natürlichen Farbenton gut gelungen. Gern möchte ich dem beystimmen, da ich den Verfertiger, der, wie Gegenbauer, mit dem ächten Kunstfeuer nach Rom ging, und dem gewiß jeder dort zugebrachte Tag einer des Wachsthums gewesen, größerer Kunst fähig halte, als die seyn mag, einen geschäzten Freund ordentlich zu malen. Erkennt wird das Urbild im Abbild alsobald, aber dennoch ist es nicht ganz getreu, und gerade gegen den Fleischton wendete sich mein Farbensinn verneinend, obwohl der Dichter, als er gesessen, gar wohl so gelbbräunlich ausgesehen haben mag.

Hierüber erlaube ich mir eine kurze Erklärung, unter dem verwahrenden Bekenntniß, daß ich kein Maler bin, also blos von der Seite der Eindrücke spreche, und der Technik überlasse, wie sie die rechten bewirken kann und will. Gar wohl weiß ich, daß die Kunst nicht geradezu aus der Natur verstanden wird, so daß, wer nur die leztere gesehen, und nicht weiß, wie sie, in die Sprache der Kunst übersezt, aussieht, viele Gemälde mißversteht. In dieser Beziehung darf ich aber vorbringen, daß Gott schon in meinen Kindersinn eine fast leidenschaftliche Neigung, wie für schöne Natur, so auch besonders für Gemälde gepflanzt hat, welche ich im Verfolg der Jahre zu befriedigen, und durch Anschauungen, in ziemlich reichem Maaße genossen, zu bilden und zu reinigen beflissen gewesen.

Jemehr ich nun noch täglich die Natur- und Menschengestalten beobachte, und mich erinnere, wie die größten Meister die lezteren durch Farben wiedergegeben, desto gewisser wird mir, daß man fast kein Menschen-Antlitz so malen darf, wie es wirklich aussieht. Wenige Menschen haben schönes, frisches Fleisch; bald ist es zu stubenhaft blaß, bald zu schminkenartig roth, bald wie entzündet, bald wie gelb-braun gegerbt. Sonderbar aber ist es, daß wir im Umgang auf die individuellen Töne nur dann merken, wenn sie höchst auffallend und ein Aeußerstes sind, und wenn sie mit einander im Kontrast stehen. Sonst aber setzen wir bey jedem Menschen, ohne ihn recht mit Malersinn anzuschauen, ein seinem Geschlecht und Alter, Nationalität und Beruf angemessenes Inkarnat voraus. Wie wir von so manchen Dingen eine Normal-Idee in uns tragen, so auch von dem Fleischton, und wird nun Jemand porträtirt, so fordern wir, daß er dieses Normal-Inkarnat vor hinweg an sich trage, modifizirt zwar, aber dieß nicht auffallend, durch seinen Individual-Ton, — kurz wir fordern wahres Fleisch.

Will man mich nicht mißverstehen, so wage ich die Behauptung, daß viele der neuern Porträtmaler diese Normal-Mitte des Fleischtons auf die eine Seite ins zu Individuelle, also Unschöne, auf die andere ins Geschmeichelt-Bunte übertreiben, und daß in einem Duzend moderner Bildnisse mehr Farben seyen, als in allen Porträts der berühmtesten ältern Meister zusammengenommen. In den meisten modernen Bildnissen sind augenscheinlich zu viel bunte und ganze Farben; es sind nicht malerische Kontraste, wie ein Rembrand die stärksten, aber mit Meisterschaft im Kolorit und Helldunkel angebracht, sondern eine Vielheit von Tönen, unbezwungen von dem Geist der Einheit, welcher doch der einzig wahre Geist ist. Sollte nicht vielleicht der Umstand einen Theil der Schuld hievon tragen, daß die neuern Porträtmaler durch die Tagesmode genöthigt, oder dieser huldigend, fast immer auf hellem Grund, in heller Umgebung, in hellem, glänzendem Gewand das Menschen-Angesicht vortragen, das nun, wenn es wirken soll, nothwendig in seiner Tonart höher genommen werden muß. Mit vieler Klugheit haben die ältern Meister auf dunkelm Grund die Gestalt meist in schwarzer Tracht abgebildet; die Haare, die den Kopf umfloßen, hielten sie so dunkel als möglich, dann mußte ihnen noch ein schwarzer Hut, ein Baret, eine Haube ꝛc. zu statten kommen, um das Angesicht in seinem Normal-Fleischton herausleuchten zu lassen. Van Dyk und andere haben in die Augenhöhlen einen milden Schatten gelegt, aus welchem dann das Augenlicht um so lebendiger strahlt. In einem ganz hellen, oder blos an der Seite beschatteten Gesicht hätten sie dieses sanfte Leuchten des Lebens nicht wohl darzustellen vermocht. Dieses Halbdunkel, vielleicht mehr ein gedachtes als vom Meister durch wirkliche Beleuchtung

des Originals bewirktes, ist auch am besten geeignet, die geheimnißvollen Tinten aufzunehmen, durch welche die sprechenden Züge um das Auge, die unendlich nüancirten elliptischen Erhöhungen und Vertiefungen ausgedrückt werden.

Ich bin gewiß, daß ein Porträt, von unsern vorgenannten Künstlern in Geist und Art der ältern Meister nach des Dichters Worten: Aus Nacht zum Licht — gemalt, ihren übrigen schon im ersten Eindruck es abgewinnen würde.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man das Porträt gar nicht so eigentlich unter die Kunstwerke zählen wollte, weil es die bloße Nachahmung eines wirklichen Gegenstandes sey. Die Bildnisse der größten Maler von sich, ihren Geliebten, ihren Freunden oder hohen Gönnern hätten diesen vornehmen Kunstwahn gar nie sollen aufkommen lassen. Ist nicht das meisterhafte Bildniß in seiner Art ein künstlerisch Höchstes, da es die Gestalt eines schönen oder geistreichen Menschen in vergeisterter Form verewigt?

Gerade die Bildnißmalerey ist es, die das Menschen-Angesicht, aus welchem der Geist Gottes in der ganzen uns bekannten Schöpfung aus den klarsten Augen blickt, und daneben seine übrige Gestalt mit künstlerischer Wahrheit, im schönsten Blüthenstand des äußern oder innern Wesens, also wahrhaftiger und dem Leben näher gerückter, als selbst in der die Darstellung von Handlung und Leidenschaft bezweckenden, und mehr idealisirenden Historienmalerey abgebildet.

Was eine Kunstart soll und vermag, ist überall nach demjenigen zu bemessen, was die größten Genieen darin erreicht haben. Ist die Frage die, ob die vorgenannten wackern Meister ein dem Geist der Zeit und den konventionellen Forderungen Gemäßes, Treffendes, heiter Ansprechendes geleistet, so kann dieß aus Ueberzeugung bejaht werden. Aber mit der steigenden Höhe wird unsere Ungeduld nach dem Gipfel immer stärker, und wer viel gibt, soll Alles geben. Darum mag meiner Wärme zu gut gehalten werden, wenn sie wünscht, daß der Künstler, dessen Werk jezt als ein Andenken an geliebte, geehrte Personen den Lebenden ihr Familienzimmer ausschmückt, vollends so viel darauf lege, daß es werth sey, nach Jahrhunderten noch in einer Gallerie zu hängen. Was wir von der Vorzeit besitzen, waren meistens — daß ich es so nenne — Votivgemälde, für bestimmte, oft individuelle Anliegen gemacht, und die Nachwelt wird uns auch nach unsern Gelegenheits-Werken beurtheilen.

Holder, Miniaturmaler, ist bemerklich vorgeschritten in allen Theilen seiner Kunstart. Zwey Familien, darunter seine eigene, hat er recht gemüthlich gruppirt und die einzelnen Gestalten wohl kontrastirt, ohne in Extreme zu gerathen. Sein Kolorit ist so naturgemäß, als die Stoffe, mit denen er zu thun hat, es zulassen mögen. Im Treffen der Individuen ist er sehr glücklich, oder, was mehr ist, sehr sicher. Kaum darf man bey so kleinem Maaßstab fordern, es möchte hie und da ein Kopf nicht so rundlicht, sondern noch mehr modellirt seyn.

Holder d. J. Mlle. Pilgram, Schönhard, haben auch Miniaturbilder geliefert. Die zwey Erstern geben sich für Kunstzöglinge — ich setze gern: talentvolle, dazu. Die Zweyte hat einen weiblichen Kopf nach Holbein kopirt, in welchem ich das mir wohlbekannte Original mit lobenswerther Zartheit und Treue im Kleinen wiedergegeben fand. Stein von Böblingen und Poes d. J. von hier, reihen sich auch den Porträtmalern an.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber eine sehr täuschende Kopie nach einem radirten Blatte von Dr. Schultz.

In Nro. 93. des Kunstblattes im vorigen Jahre, hat Inspektor Frenzel von Dresden zwey sehr seltene Blätter von Dr. Schultz angeführt, und genau beschrieben. Das erste eine Vorstellung zur Fabel des entfiederten Pfaues befindet sich, nebst einer sehr täuschenden Kopie auch in der königlichen Kupferstich-Sammlung zu München.

In der Kopie bemerkt man zwar unten rechts unmittelbar am Einfassungsstriche die Buchstaben I. W., die jedoch so leicht radirt sind, daß sie nur mit Mühe gesehen werden können. Auch fehlt der Name Dr. Schultz, weßhalb man sie für einen Abdruck vor der Schrift ansehen könnte. — Ich mache daher die Liebhaber auf folgende Abweichungen der Kopie von dem Originale aufmerksam.

Unter links sieht man eine Pflanze, wovon zwey Blätter nach rechts herabhängend im Originale durch den Einfassungsstrich bis in den Plattenrand gehen; in der Kopie hingegen gehen diese Blätter nur bis auf den Einfassungsstrich. Dann liegen im Originale in der Nähe des Pfaues nur drey große Federn, während sich in der Kopie nebst diesen drey großen Federn noch sechs kleinere befinden.

Die Kopie ist in ihrer Höhe ganz dem Originale gleich, doch ist sie um zwey Linien schmäler.

Die oben erwähnten Buchstaben I. W. sind ohne Zweifel die Anfangsbuchstaben von dem Namen des Kopisten. Ungeachtet vieler Mühe und Vergleichungen war es mir jedoch unmöglich, den Namen desselben zu bestimmen.

W. E.

Nr. 63.

Kunst-Blatt.

Montag, den 6. August 1827.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart vom 23sten April bis lezten Mai d. J.

(Beschluß.)

Steinkopf schuf ein großes landschaftliches Tableau, Ansicht vom Rothenberg mit der Rotunda, welche die Reste der verewigten Königin Katharina birgt. Der Standpunkt ist verständig gewählt, der kegelförmige Berg steigt hinter dem Dorf empor, man blickt zur Seite in das Neckarthal hinab, und die Höhen um Kannstadt und Stuttgart begränzen den Horizont. Die Sonne senkt sich gerade hinter den Tempel hinab. Das Bild ist von Licht erfüllt, aber — mit sinniger Wahl — von einem scheidenden. Es ist ein Effekt-Stück und verfehlt diesen nicht. Die Wahl eines so bedeutenden Flächeninhalts vergrößert die Schwierigkeit der Ausführung, weil die Anforderung an das Wiedergeben der zarten Naturgeheimnisse, des Durchleuchteten aller Massen und Räume, die das Licht durchdringt, seines Ringens mit Luft, Schatten, Dünsten, Rauch ꝛc., seines reflektirenden Herumblitzens an allen glatten Oberflächen, seines Spiegelns und Schimmerns ꝛc. mit der Größe der Dimensionen wächst, so daß, was die unendlich mannichfaltige, ewig wechselnde Natur selbst mit aufmerksamer Liebe zu beobachten gewohnt ist, durch die Kunst fast nimmer zu befriedigen steht.

Der Künstler gleicht einem Aequilibristen, der zuerst einen Degen zwischen rechts und links, vornen und hinten ohne Schwierigkeit balancirt, dann aber, je weiter er kommt, desto mehr Hebel mit kleinern und immer kleinern Balancirstänglein auflegt, und so die Gegensätze stets wieder in kleinere Gegensätze trennend auseinanderlegt, und doch das Ganze mit Anmuth schwebend erhält.

Läßt sich diese Vergleichung auf den Dichter anwenden, wo der Ungewandte nur Himmel und Hölle, Engel und Teufel und andere äußerste Dinge so kraß als möglich darstellt, während der lebenkundige Meister auch in die Tiefen der Unterwelt und der satanischen Seele noch einiges Sonnenlicht fallen läßt, und den Glanz des Himmels und himmlischer Gestalten für unser Auge durch leichte Schatten mildert; so paßt sie auch auf den Meister des Pinsels, welcher da, wo der Manierist gleichförmige breite Flächen hinstreicht, die reichste Abwechslung von Gestalten und Tönen hinzaubert, weil ja auch in der Natur jedes Blatt, jede Welle, jedes Wölkchen, jeder Theil eine Wiesen-, Feld-, Wald-, ja Sand-Ufer-Fläche ein anderer ist.

Müller aus Riga kombinirt seine Erinnerungen aus Italien, die bey einem mehrjährigen Aufenthalt in dessen interessantesten Gegenden gesammelten und wohl auch fixirten Eindrücke auf eine geistreiche Weise. Er gab einige selbst komponirte Landschaften mit hohen Gebirgen, fruchtbaren Vorbergen, Schluchten, Baumdunkel, Sturzbächen, Ruinen, Buchten und weiten Fernen. Unverkennbar liegt auf seinen Bildern ein Etwas von Ernst, Schwermuth, Einsamkeit, vielleicht den Abklängen seines Gemüths. Auf dem einen größern Bild schienen mir einige hohe Bergkuppen im Verhältniß gegen die Vorberge weiter gegen die See vorgedrängt, als es geognostisch wahrscheinlich ist.

Majer von Heilbronn gab vier Landschaften: Eßlingen in der Frühbeleuchtung, Abend um Eßlingen, die Jungfrau im Lauterbrunnerthal, und Thun mit den Hochgebirgen im Abendlicht. Er ist im Mannesalter, doch noch Kunstjünger, aber gewiß ein recht tüchtiger, und schon erfreulich weit vorgedrungen in den beyden Richtungen zum Allgemeinen, wie Licht, Luft, Ton, Gestaltung im Ganzen ꝛc., welches den Schöpfungen Einheit, Geist und freyes Leben verleiht, und zum Besondern, Einzelnen, Bestimmten, welches nie ganz erforscht, durch Beobachtung erschöpft und naturgetreu wieder gegeben werden kann. Aber nur durch diese beydseitige Bestrebung sind Männer, wie Claude und Ruysdael, so treffliche Künstler geworden. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß nur aus einem unablässigen, methodischen, zum leidenschaftlichen Geschäft werdenden Beobachten des Kleinen und Einzelnen, einem frey-offenen Sinn und Gefühl fürs Große, Allgemeine in der erscheinenden Natur, und aus treuer Uebung im Uebertragen beyder

in die Kunstsprache und Form — Meisterschaft und Styl hervorgeht, und ich traue unserm Künstler den Muth zu, diesen Weg beharrlich zu verfolgen.

Groß von Hall stellte zwey kleinere Landschaften aus, in denen sich ein entschiedenes Talent darlegt. Die hohen Burgen sammt ihrer Umgebung sind treu aufgefaßt und mit gewandter Sicherheit wiedergegeben. Vielleicht hat sich der Künstler vor einer gewissen Tonmanier zu hüten, und die Aufmerksamkeit, die er sichtbar aufs Starre wendet, ebenso auf das Fließende, Luft, Licht, Wechsel und Harmonie der Farben zu richten.

Büttgen scheint mehr zum Leztern zu neigen. Eine Aussicht am Bodensee, der Wasserfall bey Urach und das Schlößchen Lichtenstein zeigten, so gut man an den hochhängenden Bildern wahrnehmen konnte, die geübte Hand, doch schien mir in den zwey erstern das Wasser nicht charakteristisch genug, besonders der Fall zu staubbach-artig, was er in der Natur nicht in solchem Grad ist.

Von Frau Hofrath Reinbeck, Schülerin von Steinkopf, waren mehrere Landschaften zu sehen, in welchen neben dem andern Wohlgelungenen, was ihr durch Naturbeobachtung genährtes Kunststreben beurkundet, besonders der Baumschlag, der mit dem ihres Lehrers wetteifert, allgemeine Anerkennung fand. Eine große Eiche war wohl der malerischste Baum der ganzen Ausstellung.

Fräulein Ulrich gab ein Paar Thierstücke nach Heinrich Roos, in welchen mir die Bäume etwas steif, die Felswände wie gemauert erschienen; wogegen das Vieh Lob verdient. Für ihre eigenen Kompositionen hat sie die Thiergestalten, die sie der Natur nachgebildet, nicht sorgfältig genug gewählt.

v. Schnitzer erfreute die Schaulustigen durch ein großes Bataillen-Stück, die Schlacht bey Champenoise. Dieses lebenvolle Bild umstanden Jung und Alt stets so gedrängt, daß man den Augenblick wahrnehmen mußte, wo man auch sich hinschieben konnte. Auch bey weniger künstlerischem Verdienst ließe sich die Vorliebe des Publikums, die sich gern dem Stoffartigen zuneigt, für eine solche neuere Kriegsscene erklären, bey welcher so viele Schauende, vom bloßen Zeitungsleser bis zum Mitstreiter, betheiligt waren.

Die schwierige Aufgabe, einen Vorgang, der in seiner Vollständigkeit zur mathematischen Figur wird, pittoresk zu geben, ist wohlgelöst. v. Sch. ist ein geübter Zeichner, weiß die Nationalitäten zu unterscheiden, und eben so treu gibt er die Details der Waffengattungen bis aufs Kleinste; als gewesener Militär, der diese und andere Kriegsbegegnisse selbst thätig mitgelebt, kennt er die Erscheinungen des Kampfes, die Bewegungen der Truppen, das ganze Feldleben und Treiben, und hat sich schon früh durch Beobachtung der Formen zum Künstler vorbereitet.

Aber gerade weil dieses Bild so allgemeinen Antheil erregt hat, mag es erlaubt seyn, auf Einiges aufmerksam zu machen, was man anders wünschen möchte. Die Ferne ist blauer gehalten, als man sie in der Natur findet. Wo die Bergwälder noch deutlich als solche erscheinen, da geht ihr Grün nicht so stark in diesen Ton der Ferne über. Dieses Blau zieht sich überdieß bis in den Mittelgrund herein, bis über die ungefähr einen halben Kanonenschuß entfernten österreichischen Truppen, und lasirt ihre weißen Uniformen blau. Das möchte ich zweyfach anfechten. In dieser kleinen Weite tritt noch keine solche Luftperspektive ein, und wenn je, so müßte sie das Weiße gelblicht färben, weil alles Helle durch ein trübendes Mittel gelblicht, das Dunkle aber durch ein helleres Mittel blau erscheint.

Die zahlreichen Porträts, das des Heerführers und der ihn umgebenden Offiziere, sind kenntlich getreu, nur möchte man den Feldrost einiger Physiognomieen weniger stark wünschen. Fleisch muß nun einmal Fleisch bleiben. Der nächste Vorgrund, wo, wie ein anderer Urtheiler sagt, die Gruppen zu sehr auf dem Rahmen sitzen, wäre durch die gewöhnlichen landschaftlichen Massen besser erfüllt, auch möchte dem Maler wohl gestattet gewesen seyn, das Terrain durch Raine, Hecken und kleine Hindernisse wechselnder zu gestalten, für einzelne Gruppen einen pittoreskern Stand zu gewinnen, und doch diese Theile auf eine kriegerische Hauptmasse zu beziehen. Die Pferde dieses Vorgrundes erscheinen auch etwas durchsichtig und nicht kräftig genug impastirt.

Wir wünschen dem verdienten Künstler, nachdem er eine solche Stufe erreicht, öftere Anschauung der ältern Meisterwerke dieser Kunstart; denn so wie der Mensch den Menschen-Umgang, der Dichter die Dichterwerke sucht, sich daran aufrecht hält und weiter hebt, so soll auch der Künstler das Beste seines Genre stets vor sich haben, und täglich anschauen. Allen hiesigen Künstlern und Kunstliebhabern kam daher die Aussicht auf das Anlegen einer Gallerie, bey welcher neben dem Versammeln des zerstreut Vorhandenen wahrscheinlich auf allmähliges Erwerben von einem oder einigen Meister- und Musterwerken aus jeder Schule und Kunstart gedacht werden wird, nicht anders als erwünscht seyn.

Pflug von Biberach gab vaterländische Volksscenen, ganz nach dem Leben der verschiedenen Landschaften, nur nicht mit dem Pinsel eines Teniers, sondern etwas trocken, fast wie mit Wasserfarben gemalt. Viel freyer behandelt ist von ihm eine Kopie nach Netscher, die wohl mancher Liebhaber nur neben dem Original für eine solche erkennen würde.

Baumeister in Gmünd möchte nach seinen kleinen Pferdstücken neben Pflug stehen.

Der Glasermeister Bührlen in Ulm lieferte zwey größere und drey kleinere Glasschmelzmalereyen. Er gibt sich für keinen Maler vom Fach, weiß aber mit einiger Fertigkeit durchzuzeichnen und die Farben harmonisch anzubringen. Die Glasmalerey galt für ein verloren gegangenes Geheimniß; sie war es aber nie ganz. Wo keine Nachfrage ist, da zieht sich die Kunst ins Dunkel zurück.

Eine nähere Besichtigung zeigte mir, daß diese Gemälde ganz nach der Weise der frühern Glasmalereyen gemacht sind, und daß auch die Farben, bis auf einige feinere Nuancen, den Schmelz derselben haben. Für sich, oder in Verbindung mit einem Maler vermöchte B. gar wohl, eine altdeutsche Kapelle mit Glasmalereyen auszustatten, die nur ein Kundiger in der Nähe von den alten unterscheiden sollte. Auch von Glasspinnerey — Formirung farbiger Figürchen — waren von ihm einige Proben aufgestellt.

Tronner hat sich als ein sehr guter Porzellainmaler bewährt.

Von Kupferstichen gab Duttenhofer zwey Landschaften nach Claude Lorrain, vortrefflich — bis auf die Gesichtszüge der Personen des Vorgrundes, die aber vielleicht der Zeichner zu verantworten hat. Ebenso meisterhaft erschien mir das Innere des Köllner Doms von Hoffmann.

Lithographirte Blätter waren von Strixner mehrere nach Gemälden aus der Boisserée'schen Sammlung aufgelegt. Das Bild J. M. der Königin nach Stielers lebensgroßem Gemälde vermehrte den Ruhm dieses kunstgewandten Mannes, den er sich schon früher, und neuestens durch seine Beyhülfe zu dem umfassenden Boisserée'schen Unternehmen erworben.

Eckemann bewährte sich ebenfalls durch einige Thierstücke als einen sehr geübten Lithographen.

Handzeichnungen. Zum Ausgezeichneten zähle ich von Dieterich drey Darstellungen aus der altdeutschen Geschichte — für ein größeres Kupferwerk bestimmt und wie von dem kräftigem Geist eines älteren Meisters eingegeben; von Klinski, Baurath in Ulm, zwey große Ansichten vom Münster daselbst, von Innen und Außen; von Mauch, Architekt, derzeit in Berlin angestellt, Entwurf zu einem Denkmal für Schiller, nebst mehrern architektonischen und andern Entwürfen; er arbeitet mit sicherer, zierlicher Hand, ist mit den neuesten Kunstbestrebungen seines Fachs wohl vertraut und gehört auch, wie sein jüngerer Bruder, der den Aufriß des Klinskischen Münsters verkleinert gab, den Lithographen an; von Seyffer ein Paar einsame Landschaften, glücklich aufgefunden und schön wiedergegeben.

Von Dr. Keller, der Gebirgsgegenden mit flüchtiger Leichtigkeit hinzuwerfen weiß, sah man zwey Blätter in Wasserfarben. Schulmeister Abel von Waldbach zeichnete mit mühsamem Fleiß nicht eben malerische Ansichten. Eine Karte des Schwarzwaldes und der Alp, von dem K. W. Generalstab entworfen und in den unendlichen Details höchst reinlich ausgeführt, darf nicht unerwähnt bleiben.

Bildhauerey. Hofr. v. Dannecker ließ eine Psyche aufstellen; sie ist etwas kleiner als die medizeische Venus und schien mir zwischen Ideal und wirkliche Natur zu stehen, wie es auch das Schicksal unserer innern Psyche ist. — Mack, ein talentvoller junger Künstler, mußte einem schönen weiblichen wohlgetroffenen Kopf einen ihn verunstaltenden Lockenwulst ansetzen. Man sollte einem Bildhauer oder Maler niemals zumuthen, durch seine Kunst die des Haarkräuslers oder Schneiders nach der Mode vom laufenden Jahr zu vereinigen. Maier lieferte eine männliche Büste von sprechender Aehnlichkeit; Frank eben so Schillers Brustbild, halb erhaben; Hofer Chiron und Achill auch halb erhaben, eine Leistung, die zu größeren Erwartungen von dem Verfertiger berechtigt.

An kalligraphischen Blättern (von Dachtler ꝛc.) Darstellungen in Seide, Haar, Tusch, Kreide, Wasserfarben, von welch' leztern einige die ernste Kritik durch Lachkitzel entwaffneten, fehlte es nicht. Mehrere Töpfer strebten in Zierathen, Vasen, selbst Köpfen dem Höhern zu.

Beym Heraustreten aus dem Saal überfliegt mein Blick noch einmal die bunt behängten Wände, und es drängt sich mir die Reflexion auf, wie wir Menschen immer zugleich ans Nothwendige, ans Nützliche und ans Schöne, was die armen und die strengen Leute ein Ueberflüssiges nennen, denken, und wie, wenn vorerst überall der Noth abgeholfen werden sollte, man wahrscheinlich niemals an die Kunst käme.

Möchte sich doch der Geist und Geschmack der Zeit den Künstlern auf doppelte Weise günstig erweisen; einmal, daß er nichts Anderes von ihnen verlangt, als das wirklich Schöne und Würdevolle, und dann, daß er dieß mit warmem Antheil verlange, sie zum Schaffen desselben durch Lohn und Ehre aufmuntere, und ihnen einen Theil dessen zuwende, was jezt so gern mit vollen Händen dem Schnellvergänglichen, Zerstreuenden gegeben wird. Es hat noch jede Zeit — im guten und schlimmen Sinn — Künstler gefunden, die ihrer werth sind.

— r —.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1826.

(Beschluß.)

Kupferstecherey.

Das Gemälde des heil. Hieronymus von Correggio, in der Gallerie zu Parma, erfreuet sich eines ausgezeichneten Rufes unter den Liebhabern dieses Meisters. Diesem nach bietet das Gemälde am meisten Schwierigkeiten für den Stecher dar, weßhalb auch viele geschickte Kupferstecher ohne befriedigenden Erfolg darnach gearbeitet haben. Dieses hat Gandolfi nicht abgeschreckt; das Feuer, das ihn bey Führung des Grabstichels belebt, ist, hinlänglich die fehlgeschlagene Versuche der neuen und alten Kupferstecher zu übertreffen; man sprach schon seit einiger Zeit von seiner Arbeit und erwartete sie mit Ungeduld. Endlich erschien dieses Jahr der Stich, der allein hingereicht hätte den Künstler vortheilhaft bekannt zu machen, wenn er es nicht schon früher gewesen wäre. Fremdling der mailändischen Schule, die jezt auf einer hohen Stufe in Europa steht, konnte sich Gandolfi in Mailand auf Kritiken und auf Vergleichungen mit einigen modernen Künstlern gefaßt machen, aber ein unpartheyischer Beobachter, der nicht nach den Ansichten anderer urtheilt, konnte nicht anders als die mannichfachen Leistungen dieses Blattes bewundern; er mußte die anmuthigen Verbindungen, die glücklichen Kontraste anerkennen, welche die allgemeine Harmonie nicht stören und eine große Kraft und Leichtigkeit beurkunden bey Vermeidung alles Bizarren, Kapriciösen und Trockenen, so daß jeder Theil der Aufmerksamkeit des Kenners würdig ist. Kein Theil zeigt die Abspannung einer langen und mühesamen Arbeit, und dieß ist sonst gerade die schwache Seite der Kupferstecherkunst, wo nichts, wie mit dem Pinsel, leicht hingeworfen werden kann; das Mechanische der Arbeit scheint eben das Genie zu erkälten, weßhalb es auch so wenige Kupferstecher gibt, die sich über das Gewöhnliche erheben und ihre Werke als Musterbilder der Nachwelt überliefern. Zu diesen Wenigen muß Gandolfi gerechnet werden, was auch nur der Neid bestreiten kann. Dieser Stich ist schon sehr verbreitet, und einstimmig haben ihn alle englischen, französischen und italienischen Blätter gelobt. *)

Dieses schöne Blatt von 1½ Zoll gehört Joseph Volardi, Kunsthändler zu Mailand und kostet avec la lettre 80 italienische Livr..

Das Publikum bedauerte dieses Jahr keine Gemälde des Hrn. Havez zu sehen; sein schönes Gemälde die Verschwörung von Genua ward auf höhern Befehl nicht zur Ausstellung zugelassen, worauf der Künstler auch die übrigen zurücknahm. Die Geschichte der Kunst zeigt zu allen Zeiten ähnliche von Stolz und Unabhängigkeit beseelte Geister.

*) Nur die Deutschen nicht unbedingt. S. Kunstbl. 1826. Nro. 102. Anm. d. Herausg.

Kunsthandel.

Das Christkindlein, ein herrliches Blatt von Gandolfi, ohne viereckige Einfassung. Das Kind ist nackt und sizt allein auf Steinen.

Eine Mater amabilis, kolorirtes Blatt, nach Salainos Gemälde, des geliebten Schülers Leonardo's da Vinci. Die Jungfrau schließt den göttlichen Sohn in ihre Arme und küßt ihn zärtlich. Die zwey Köpfe zeigen den schönen Charakter der Schule Leonardo's. Dieser Stich von Sergent Marceau auf die Weise, welche die Italiener a fumo nennen, in fünf Kupferplatten ausgeführt, ist ganz kolorirt und wetteifert in der Verschmelzung und Sättigung der Farben mit der Oelmalerey. Diese in ganz Italien nur von diesem Künstler angewendete Weise ist verschieden von dem Verfahren der Engländer, die ihre kolorirten Stiche nur mit einer Platte farbig abdrucken und dann mit dem Pinsel retouchiren. Frankreich besizt, seitdem Janinet und Descourtis gestorben sind und Sergent Marceau abwesend ist, keinen Künstler mehr in dieser Gattung. Das Blatt von 1½ Schuh kostet 10 italienische Livre, avec la lettre.

Die Sammlung von Pferden aller Racen und alles, was die Reit- und Veterinärkunst betrifft, (unter dem Titel: il perfetto cavaliere) schreitet rasch vorwärts. Man hat die besten Zeichnungen Vernets kopirt, aus jeder ein kleines Gemälde gemacht und Figuren und passende Umgebung hinzugefügt. Bemerkenswerth ist die Art des Stiches, ein Verfahren, das der Lithographie sehr nahe kommt. Es ist folgendes: Man zeichnet ziemlich leicht auf fein Velinpapier die Skizze des Stiches und hält sie über das mit einem weichen Firniß überzogene Kupfer, aber so, daß das sehr ausgespannte Papier nicht ganz darauf kommt. Der Kupferstecher, (welcher Zeichner seyn muß) nimmt einen etwas festen Bleystift, endigt nun die Zeichnung nach der Wirkung, die sie haben muß, mehr mit Strichen als in Punkten, die Bewegung seines Bleystifts bringt das Papier auf den Firniß und reißt denselben mehr oder weniger auf, je nachdem sein Korn oder der Bleystift selbst fein oder grob ist, wodurch nun das Kupfer da allenthalben entblößt wird, wo der Stift hinkommt. Wenn die Zeichnung fertig ist, gießt man, wie gewöhnlich, Scheidwasser darauf. Dieß ist das schnelle Verfahren bey diesen Stichen; man sagt, es sey von Rosaspina, einem Kupferstecher zu Bologna, erfunden worden. Die achte Lieferung des Werks ist erschienen und kostet 7 Franken und 50 Cent.

S. M.

Nr. 64.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. August 1827.

Nekrolog.

Der Maler Daniel Freudweiler.

Zu Zürich verstarb am 30. April 1827 Hr. Daniel Freudweiler, welcher in eben dieser Stadt am 18. December 1793 von armen Eltern (sein Vater war ein Schuster) geboren, bey einer dürftigen Erziehung auch von Jugend auf mit körperlichen Uebeln zu kämpfen gehabt hat. Schon des Knaben Neigung war auf Kunstgegenstände gerichtet, und frühe wurde es sein heißer Wunsch, Maler zu werden. Ein neues Leben ging für ihn auf, als es gelang, ihm den (jüngst ebenfalls verstorbenen) verdienstvollen Pfenninger zum Lehrer zu geben. Natürliche Anlagen, ausharrender Fleiß, mit Lust und Liebe zu seinem Beruf ließen ihn bald seinen kunstliebenden Mitbürgern bekannt werden und gewannen ihm ihr Wohlwollen. Der Unterstützung einiger ausgezeichneter Kunstkenner hatte er nach vollendetem mehrjährigen Kurs bey Pfenningern die Aussicht zu verdanken, das mit seinen Kenntnissen steigende Verlangen nach Rom, dem Hauptsitz der bildenden Künste, realisiren zu können. Zwar standen dem Plane, und darauf wurde er von bedächtlichen Freunden aufmerksam gemacht, physische und ökonomische Hindernisse entgegen; allein Ausbildung in der Kunst war sein Höchstes, ohne sie schien ihm das Leben nichts, und seinen Lebensunterhalt war er, im Vertrauen auf Gott, seine Talente und seine Genügsamkeit, überzeugt allenthalben finden zu können. Freudig entschlossen wanderte er, um sich wo möglich noch etwas mit Porträtmalen zu verdienen, im September 1817 nach Winterthur. Mehrere Monate hielt er sich da auf. „Ich bin immer munter und guter Dinge, schrieb er „an seine Mutter, wenn ich auch von körperlichen Lei„den nicht frey bin. Finde ich doch in meiner lieben „Kunst reichen Ersatz.“

Im Mai 1818 erblickte er endlich sein ersehntes Rom. Angestrengtes Studium — täglich zeichnete er des Morgens von 5 bis 8 Uhr in der Akademie nach dem Leben, und arbeitete dann ununterbrochen bis Abends 6 Uhr im Vatikan — brachte ihn schnell dahin, daß er von seinen Kollegen sich Beyfall und Achtung erwarb. Vorbild für den jungen Künstler wurden Raphaels unsterbliche Werke; seine Manier strebte er sich anzueignen, aber auch die Vorzüge anderer Meister wußte er zu schätzen und zu benutzen, und er vermied damit die Einseitigkeit vieler neben ihm in Rom lebender Künstler, in deren Umgang ihm zwar manche genußreiche Stunde, manche Herzenserholung zu Theil wurde, deren blindes Hängen an einer speciellen Schule aber er nicht billigen konnte. „Es ist närrisch zu sehen“, eifert der unbefangene junge Künstler in seinem gesunden Sinne für alles Gute und Schöne, woher es immer kommen mochte, in einem Briefe nach Hause: „es ist närrisch zu sehen, wie grausam „hier die Maler gegen einander zu Felde ziehen; jeder „will seine eigene Manier, jeder die beste haben, und „aus purem Patriotismus glaubt der Deutsche die liebe „deutsche Manier annehmen, und, um dieß recht zu kön„nen, auf Dürer zurückgehen zu müssen. Der Italiener „will auch seine eigene haben, und die Franzosen mey„nen dann gar die alleroriginellste besitzen zu müssen und „sinnen Tag und Nacht, wie sie wohl neue und verkehrte „Stellungen zuwege brächten.“ Wie konnte er bey diesem Eifer, bey seiner Kraft sich von engherzigen Schulansichten frey zu erhalten, seinen einzigen höchsten Zweck, möglichste Ausbildung, verfehlen! Wie sehr er richtige Zeichnung, reines und wahres Kolorit in seine Gewalt bekam, zeigen neben einigen geist- und geschmackvollen eigenen Kompositionen seine vielen sehr gelungenen Kopien nach Raphael (die Transfiguration hat er zwey Mal ganz kopirt, dann aus der Krönung der Maria mehrere einzelne Figuren, so wie die Apostelköpfe, nebst mehreren andern bedeutenden Bildern dieses Meisters), nach Perugino (den schlafenden Wächter am Grabe Jesu, der gewöhnlich für Raphaels Bildniß ausgegeben wird), nach Titian (eine Danae), nach Guido Reni (die Entführung der Europa), nach Correggio (eine Madonna mit dem Kinde), nach Julio Romano (eine Venus lebensgroß, Kniestück). Schnell verflossen ihm unter solchen fortwährenden künstlerischen Arbeiten die wenigen Jahre, welche seine Verhältnisse ihm in Rom zu bleiben gestatteten.

Mit schwerem Herzen trat er den 26. April 1821 die Rückreise an. Längst schon hatte ihn, dieß zeigen seine Briefe, der Gedanke an dieselbe gequält. Und wer sollte es ihm verargen? In Rom hatte er Alles gefunden, was er gesucht hatte, Kunst, Ausbildung, Freunde. Seine Vaterstadt mußte ihm unterdessen fast fremd geworden seyn. Das einzige Wesen, das seinem Herzen näher gestanden hatte, seine innig geliebte Mutter, war während seiner Abwesenheit gestorben.

Weniger glänzend, als seine ausgezeichneten Talente und seine mit unendlicher Ausharrung erworbenen Kenntnisse hätten hoffen, aber auch weniger drückend, als die ungünstigen äußerlichen Verhältnisse, in denen er stand, konnten fürchten lassen, war während des Ueberrestes seines Lebens sein Wirkungskreis in Zürich als ausübender Künstler und als Lehrer.

In der erstern Beziehung zwang ihn die Sorge für den Lebensunterhalt sich vorzüglich auf das Porträtmalen zu werfen, einen Zweig der Kunst, der keineswegs zu den dankbarsten gehört, weil der größere Theil derer, für die er arbeitet, nichts fordert, nichts zu schätzen weiß und nichts bezahlt, als die Aehnlichkeit. Dennoch blieb Freudweiler sich selbst getreu und der Kunst. In allen seinen Bildnissen erkennt man die Meisterhand. Er suchte immer, selbst wo er die Natur belauschen mußte, den Menschen in seinen glücklichsten Momenten zu geben. Vorzüglich schätzbar war seine genaue Ausarbeitung jedes einzelnen Theils des Gesichts: es war ihm nicht nur um den Gesammteffekt und die Kenntlichkeit allein zu thun, er wollte dem Kenner etwas geben, das er einzeln durchschauen und immer schöner finden müsse. Durch seine bestimmte und korrekte Modellirung aller Formen sind denn auch gewöhnlich seine Porträts vollkommener und reiner als in der Natur, ohne daß er sich erlaubt hätte, die Originale frey zu kopiren. Und eben diesen Grad von Kunst, den Wenige besitzen, hat er Raphael zu verdanken. Wenn nun auch das Porträtmalen seine Hauptbeschäftigung war, so blieb es doch nicht die ausschließliche. Es sind von ihm einzelne Kompositionen übrig und in Zürich entstandene Kopien älterer Meister, bey deren Anblick Jedem klar werden muß, daß er sich nur unter den Alten so recht in seinem Elemente befand.

Unübertrefflich war Freudweiler als Lehrer. Er begnügte sich nicht seinen Schülern Kunstfertigkeit beyzubringen, obgleich er an Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Ausdauer seines Gleichen suchte; er wollte sie zu rationellen Künstlern erziehen, sie sollten wissen und nicht blos fühlen, warum etwas so und nicht anders seyn müsse. Literarische Bildung stellte er ihnen als unerläßliche Bedingung des ächten Künstlers vor.

So hielt Freudweiler treu und redlich aus bis an sein Ende. Nie war er von körperlichen Leiden frey, aber leichter ertrug er sie, seit er im lezten Lebensjahr ein weibliches Wesen gefunden hatte, das entschlossen war, sein Loos mit ihm zu theilen. In ihrem Besitz begann er an eine frohere Zukunft zu glauben; allein nicht zur Lebensgefährtin, blos zur Pflegerin in seiner lezten Krankheit schien das Schicksal sie ihm gegeben zu haben.

Kunstnachrichten aus Leipzig.

Auch in der leztverflossenen Ostermesse veranstaltete die hiesige königliche Kunstakademie eine öffentliche Kunstausstellung. Diese öffentlichen Ausstellungen aber, denen jezt ein angemessenes, freundliches Lokal gegeben worden ist, sind nicht nach dem Maaßstabe anderer Kunstausstellungen in den Residenzstädten Deutschlands zu betrachten, da der Kreis von Producenten, durch welche unsere Ausstellung ausgestellet wird, nur klein, und die Mittel der Bildung, welche jene Anstalt in Vergleich mit der königlichen Kunstakademie in Dresden und andern ähnlichen Instituten hat, verhältnißmäßig gering sind. Der größere Theil der hier ausgestellten Erzeugnisse besteht wie überall aus Zeichnungen und Gemälden; der kleinere aus Modellen, Büsten und andern Bildwerken. Die Liefernden können wir in folgende Klassen theilen: 1. Künstler, welche sich hier oder in der Nähe augenblicklich oder für immer aufhalten, worunter auch die Lehrer der Akademie mitbegriffen sind; 2. Schüler der Kunstakademie und 3. Dilettanten.

Was die Werke der Erstern anlangt, so übergehe ich die, welche schon früher ausgestellt waren, und von denen daher zu seiner Zeit schon gesprochen worden ist. Zum ersten Male lernten wir hier einen wackern jungen Landsmann, der sich in Rom gebildet, Namens Hennig, kennen. Er hatte uns das Vergnügen verschafft hier sein größeres Oelbild, darstellend wie Christus die Kinder segnet, ferner ein kleineres auf Holz gemalt, eine Flucht der heil. Familie darstellend, und eine Kopie der berühmten Vision des Ezechiel sehen zu können, auch ein wohlgetroffenes Porträt geliefert. Der edle, gehaltreiche Gegenstand des ersten Bildes umfaßt die Verschiedenheit der Geschlechter und Lebensalter, und vereinigt das Menschliche und Göttliche in der Person des segnenden Heilandes, — ein Stoff, der so sehr er auch die größten Künstler angezogen hat, doch nicht als erschöpft angesehen werden kann. Unseres Künstlers Bild interessirt vornehmlich durch den Ausdruck jener Verschiedenheiten, welche sich in den trefflichen Köpfen der im Hintergrund stehenden Apostel, in den graziösen Gestalten der Mutter, und in der unschuldvollen Lieblichkeit der

Kinder darstellt. Die Einheit aber ist mehr in der äußern Anordnung als in der innern Verbindung, welche durch die geistige Berührung in jener heiligen Handlung vor sich geht, wahrzunehmen. Das ehrfurchtsvolle Hingezogenwerden der Mutter zu dem Ehrwürdigen, der mit Recht der Mittelpunkt des Bildes ist, die Wirkungen des auf die Kinder ausströmenden Segens, der Unmuth der Schüler, die den Sinn des Meisters noch nicht verstehen und ihn nicht mit Kleinen beschwert wissen wollen, — alles dieses soll in einer solchen Darstellung sich auf einander thätig beziehen, und die erhabene Ruhe und göttliche Würde des Heilands ist es, die alles ausgleichen und erklären soll. Hier ist noch viel zu leisten; aber schwerlich möchte eine bildliche Schilderung dieses Gegenstandes diese innere Einheit jemals erreichen, wenn dem Künstler nicht eine begeisterte Vision frommer Andacht ein kräftiges Bild jenes Heiligen schenkt, in welchem sich alles Reinmenschliche in erhabener Begeisterung vereinigt. Bey solcher Aufgabe aber ist ein so lobenswerthes Streben nicht zu verkennen, wie es unser Künstler zeigt. Sein technisches Talent zeigt sich in der freyen Zeichnung, reinen Farbengebung und besonders natürlichen Drapirung; wie z. B. in dem Gewande des sitzenden Heilandes, welches über die Kniee fällt. — Das genannte kleinere Bild unseres Künstlers empfiehlt sich sehr durch seine naive Anordnung. Die Mutter sitzt mit dem Jesuskinde queer auf dem ruhig schreitenden Thiere; Joseph leitet es vorangehend an dem Zügel, indem er vorsichtig die Straße, die etwas abwärts auf Felsen zu gehen scheint, herabblickt, gleichsam um zu sehen, was ihnen entgegenkäme. Die Figur des Joseph ist vortrefflich, Mutter und Kind gut gruppirt; an dem Thiere aber möchte Farbe und Zeichnung verfehlt seyn. Die Kopie der Ezechielschen Vision wird von Kennern, die das Original gesehen, sehr gelobt. Demnächst müssen wir eine treffliche Schilderung in Oel von äußerster Naturwahrheit rühmen, welche der hier lebende Maler Hr. Georgi, geliefert hat. Ein Holzhauer, wie sie hier zu Lande gekleidet sind, ruht, das schwere Holzbündel auf dem Rücken gelehnt an einer Mauer, indem er dabey behaglich sein Pfeifchen raucht. Man möchte darauf schwören, daß die Gestalt Porträt sey; Gutmüthigkeit mit Schlauheit verbunden sind die hervortretenden Züge des breiten ältlichen Gesichts, welches sehr gut zu der derben, untersetzten Figur stimmt. Ihm zur Seite bewegen sich seine zwey kleinern Knaben, denen man es aus ihrer Bewegung und aus der Haltung der Hände, welche sich in der ärmlichen Kleidung zu verbergen suchen, deutlich ansieht, daß ihnen der Frost wehe thut; Schnee und Nebel, die hier in eins verschmelzen, umgeben die Figuren. Wir haben noch kein Bild dieses Malers gesehen, welches durch seine treffende Charakteristik und große Lebendigkeit die Aufmerksamkeit so auf sich gezogen hätte. Leider wurde es der Ausstellung bald entzogen, indem es ein Herr Rothschild aus Frankfurt a. M., welcher hier zur Messe anwesend war, zu dem seinigen machte. Noch hatte Hr. Georgi zwey Porträts geliefert, denen man Wahrheit im gewöhnlichen Sinne nicht absprechen kann, obgleich in der Zeichnung der Formen nicht Alles gut zu heißen, und die Färbung offenbar zu reich an weißen Tönen ist.

Die Bildnisse dreyer Mitglieder der hiesigen Bühne, von Hrn. Waldmüller in Wien gemalt, waren leider nur kurze Zeit zu sehen; sie empfehlen sich vornehmlich durch Glanz und Sauberkeit des Pinsels. Von dem sich gegenwärtig hier aufhaltenden Hrn. Karl Tischbein erwarten wir nächstens ein größeres Bild hier öffentlich aufgestellt zu sehen, derselbe hat in kurzer Zeit viele Porträts gearbeitet. Auf die Ausstellung hatte er ein kleines Bildchen geliefert, welches folgende ansprechende Familienscene enthält: eine alte Frau hält das jüngere Kind der älteren Schwester entgegen, welche dasselbe scherzend liebkost, zum Fenster heraus. Das Lebendige und Gemüthliche solcher Situationen gelingt diesem Künstler ganz vorzüglich, und sein beobachtender Blick ist die Quelle mancher angenehmen Erfindung; daher wir ihm rathen möchten, dieses Feld immerfort fleißig zu bebauen. Hier ist auch seine Zeichnung frey, sein Pinsel leicht und der Grad der Ausführung mit dem Gegenstande im Einklange.

Hr. Prof. Boße aus Petersburg, der sich im vergangenen Winter hier aufhielt, stellte einige kleinere Medaillenbilder, zum Theil nach berühmten Originalen gemalt, aus, welche wegen ihrer Sauberkeit und Feinheit Beyfall fanden.

Vom Hrn. Theatermaler Gropius sahen wir zwey Ansichten von dem Innern der Wartburg, unter denen uns die eine, welche die Gebäude zu beyden Seiten hat, und im Hintergrund den Blick in das Freye, auf die dunkle Waldung schauen läßt, vorzüglich malerisch und wahr erschienen ist; auf der zweyten erscheint die Wand des Gebäudes zu lang und das Ganze wird dadurch eintönig. Später zeigte uns dieser Künstler in einer sehr lebendigen Schilderung eines Malerbodens den eigentlichen Schauplatz seines Wirkens, und lieferte darin ein Bild voll Wärme und Wahrheit, indem vielleicht nur die kalte Figur des modernen Zuschauers überflüssig scheinen konnte.

Der hiesige Theatertanzmeister, Hr. Wenzel, hatte einige kleine landschaftliche Schilderungen in Oel versucht, unter welchen eine Berglandschaft, auf welcher ein Gemsenjäger zu sehen, vorzüglich gefiel; der Vordergrund schien jedoch in zu großem Kontraste mit dem Mittel- und Hintergrunde.

Derselbe Künstler hatte auch ein Paar Stillleben geliefert; das erste, ein Frühstück, bestehend aus einer Buttersemmel mit Sardellen belegt und einem daneben stehenden Glase Wein; das andere, bestehend aus einem Gimpel, einem daneben stehenden Nähkissen mit daran befestigtem Filetnetze, an welchem ein fliegender Schmetterling mit den Füßen hängen bleibt. Sollen geringe Gegenstände, wie wir deren hier genannt haben, ein Kunstinteresse gewinnen, so müssen sie durch einen in der Zusammenstellung liegenden Witz und durch wohlgefällige Gruppirung zu einem Ganzen originell verbunden werden, und sich durch das Treffende und vollendet Ausgeführte ihrer charakteristischen Formen und Farben, oder durch belebende Beleuchtung auszeichnen. Beydes gilt wenigstens von dem ersten der genannten Stücke nicht; jede Wirklichkeit des Gegenstandes trägt da den Vorzug über die Arbeit des Pinsels davon. In dem zweyten sind jene Forderungen zum Theil erfüllt, die Feinheit der Ausführung selbst bis zu einem hohen Grade erreicht. In beyden Stücken scheint mir das richtige und wohlgefällige Verhältniß der Gegenstände zu dem gewählten Flächenraum des Bildes, worauf es bey solchen Darstellungen gar sehr ankommt, nicht beobachtet zu seyn.

Aus Berlin waren einige kleinere Oelbilder eingesendet worden, unter welchen die Schilderung eines alten Gemäuers, innerhalb dessen einige junge Herrn nach dem neuesten Schnitt sich umsehen und einer auf der Leiter wahrscheinlich seinen Namen an die Wand schreibt, wenigstens einen gewandten Zeichner verrieth. — Man sieht auch aus diesem Allen, wie sehr die Schilderungen des täglichen Lebens, welche man vor einiger Zeit auf der deutschen Bühne verwarf, in der Malerey wieder in Aufnahme kommen; es scheint aber zum Vortheil dieser Kunst, um durch diese Vermittelung von der bisherigen Verwirrung und dem hohlen Ideal der nur so genannten schönen Form wieder zurückzukehren zu der kräftigen und charaktervollen Schönheit.

Von dem wackern Schnorr, dem Direktor der hiesigen Akademie, sahen wir hier ausgestellt das Brustbild eines jungen Mädchens, deren schöne Individualität trefflich aufgefaßt seyn soll; ein kleines Porträt des nordamerikanischen Predigers Kurz, und vier gezeichnete Entwürfe zu Basreliefs, welche in dem Betsaale der aufblühenden Knaben-Erziehungsanstalt des Dir. Blochmann (des Schwiegersohns des Künstlers) in Dresden von dem Bildhauer Matthäi in Stuck ausgeführt worden sind — sie stellen dar die Verkündigung, die Anbetung Jesu, Jesus wie er als Knabe im Tempel lehrt, und wie er die Kinder segnet. Die Erfindung ist eben so einfach schön und würdig, als der obengenannten Bestimmung angemessen, und unsers Künstlers Stärke in solchen kleinern Zeichnungen ist viel zu wenig bekannt.

Unter den Arbeiten der Schüler unserer Akademie sind die Porträts von Kinge, wegen der kräftigen Auffassung der Individualität, zu loben. Haugks Erfindung einer Bogenpforte, welche den in den dunkeln Vordergrund hereinscheinenden blauen Himmel gleichsam einrahmt, erinnert an Friedrichs Gattung; der junge Maler aber muß die Farbenkontraste mehr zu verbinden suchen. Die vorzüglichsten Arbeiten der Zöglinge waren aber unstreitig die kräftigen Modellzeichnungen und die freyen landschaftlichen Studien nach der Natur; hierin zeichnen sich besonders vier Jünglinge von großer Anlage, Namens Jäger, Hoßfeld, Gießmann und Böttcher, aus, in deren Arbeiten wir eine reine, unverfälschte Auffassung der Natur erblickten. Diesen schlossen sich auch die architektonischen Zeichnungen von Werner u. A. an. Eine recht brave landschaftliche Darstellung in Oel und eine in Sepia (einer Schülerin des Hrn. Zeichenlehrers Brauer angehörig) verdienten ausgezeichnet zu werden, doch fehlt es uns hier an Raum.

Von andern Kunstarbeiten heben wir hier heraus: die Ansicht des hiesigen Schloßhofs der Pleißenburg nebst der katholischen Kapelle und dem Observatorium, auf Blech gemalt von Krasberger d. J., beym Feuer lackirt, und in vergoldeten Rahmen als Ofenschirm gefaßt; eine äußerst lobenswerthe und erfreuliche Zimmerverzierung; ferner mehrere feine Wachsarbeiten en Basrelief von Fräul. v. Kostka aus Wien (besonders Blumensträuße, Madonnen rc.), und vor allen die kunstreiche Arbeit des Büchsenschäfters Hrn. Geißler in Perlenmutter en Basrelief geschnitten (z. B. ein Hirsch, der von Hunden angepackt wird) wo mehrere Flächen deutlich über einander stehen und die Kontouren kräftig und charakteristisch dastehen.

Unter den Bildhauerarbeiten zeichnen wir ein schlafendes Kind nach Pottrich, und die Gypsbüste des kürzlich verstorbenen Mahlmann, gefertigt von Dietrich d. J., aus. Sie ist zwar nach der Todtenmaske gearbeitet, aber die freye Erinnerung hat glücklich nachgeholfen. Auch einige architektonische Modelle, unter Anleitung des Hrn. Baumeisters Geutebruck gearbeitet, fanden Beyfall.

A. Wendt.

Bekanntmachung.

Die königlich baier'sche Akademie der bildenden Künste in München hat bestimmt, daß die Aufnahme neuer Zöglinge künftig nur im Anfang der Monate Mai und November statt finden soll.

Es werden daher alle diejenigen, welche in die Akademie einzutreten wünschen, aufgefordert, sich zu diesen bestimmten Zeiten zu melden, indem während der Zwischenhalbjahre keine Aufnahme statt finden kann.

München, den 25. Juli 1827.

Statt des General-Sekretärs

P. v. Cornelius. Dr. Schorn.

Nr. 65.

Kunst-Blatt.

Montag, den 13. August 1827.

Denkmal
für Albrecht Dürer in Nürnberg.

In Bezug auf das im Kunstblatt Nro. 30. d. J. abgedruckte Schreiben Sr. Majestät des Königs von Bayern wegen Errichtung eines Denkmals für Albrecht Dürer in Nürnberg sind wir beauftragt zu erklären, daß Se. Majestät am 6ten April des nächsten Jahres, als an dem Tage, an welchem der Grundstein zu dem Denkmal gelegt werden wird, dreytausend Gulden zu dessen Errichtung geben werden. Indem wir hiemit, Allerhöchstem Auftrage gemäß, die Unterzeichnung eröffnen, wiederholen wir an alle Künstler, Kunstfreunde, Verehrer der alten Zeit, deutscher Kunst und deutschen Ruhmes die Aufforderung, zu dem Denkmal des unsterblichen vaterländischen Künstlers nach Kräften beyzutragen, und ersuchen sie, ihre Unterzeichnungen und Beyträge entweder mit Namen oder mit einem Wahlspruch oder blos mit einer Chiffre versehen unter der unten angegebenen Adresse an uns einzusenden. Den Empfang werden wir von Zeit zu Zeit in diesen Blättern bescheinigen. Wir hoffen bey der Säkularfeyer Albrecht Dürers bereits viele Beweise der Verehrung für sein Andenken an der ihm geweihten Stätte niederlegen zu können.

Die Redaktion des Kunstblatts.

Adresse:
An Professor Schorn in München.

Einige Notizen über den Mithras-Tempel in Heddernheim bey Frankfurt a. M.

An Hrn. Geh. Hofrath Fr. Creuzer in Heidelberg.

Leider traf ich von dem Mithras-Tempel, der in den ersten Monaten des Jahrs 1826 in Heddernheim bey Frankfurt a. M., nassauischen Gebiets, entdeckt worden war, nur noch Spuren gänzlicher Verwüstung, ausgebrochene, zum Verkauf feilgebotene Mauersteine u. dgl., als ich im Juni dieses Jahrs diese merkwürdige Entdeckung näher untersuchen wollte. Großen Dank hätten die Alterthumsfreunde dem Wiesbadner Verein gezollt, wenn derselbe nicht allein die im Tempel gefundenen Bildwerke an sich gebracht, sondern, was wichtiger ist, die Mauern, welche sich im besten Zustande befunden haben sollen, erhalten hätte, welches durch Ankauf des kleinen Stück Feldes so leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre.

Also auch dieses Denkmal, das Einzige der Art in Deutschland, ist zerstört und für die Alterthumskunde unwiederbringlich verloren gegangen, weil man nicht erkannt, was lehrreich und wichtig bey Auf- und Ausgrabungen für die Alterthumswissenschaften ist. Sieht man Baumonumente durch die Hand eines Landmanns zerstört, der gierig Anticaglien erhalten will, wie es bey dem Mithras-Gemache in Dormagen bey Köln der Fall war, (siehe Kunstbl. Nro. 90. 1824.) so kann es nicht befremden; was soll man aber bey dieser Gelegenheit sagen, wo der Verein für vaterländisches Alterthum in Wiesbaden solch Unverzeihliches ausüben läßt, an dessen Spitze Hr. v. Gerning steht, und der die Verordnung ausgewirkt haben soll, daß in Heddernheim kein Landmann, bey Zuchthausstrafe, irgend einen alten Topf, Münze, Lampe u. s. w. anders als an den Verein verkaufen darf? Hätte der Wiesbadner Alterthumsverein es doch beachtet, was ich bey Gelegenheit der Beschreibung vom Mithras-Gemache in Dormagen über das Ausbrechen der Mauern gesagt! Doch das Zerstörte läßt sich durch kein Raisonnement wiederschaffen, und ich will also

erzählen, was mir über diese Entdeckung mitgetheilt worden ist.

Ein Bürger und Maurermeister in Heddernheim, der einen Acker im Bezirk des alten römischen Kastrums daselbst besizt, durchwühlte denselben um Steine von römischen Gebäuden zu gewinnen, welche häufig dort ausgegraben werden. In der Mitte des Ackers, nachdem ungefähr 9 Fuß tief gegraben war, fand sich eine schön erhaltene und nicht schlecht gearbeitete Figur eines Jünglings, völlig bekleidet mit einer phrygischen Kappe und eine Fackel haltend, aus rothem Sandstein. Hr. v. Horrack (bey der k. k. österreichischen Gesandtschaft in Frankfurt a. M., dem die Alterthumskunde viel Treffliches schon verdankt und dessen Sammlungen große Beachtung verdienen, indem sie vortreffliche, noch unedirte und unbekannte Gegenstände enthalten *)) erhielt die Figur und machte darauf aufmerksam; nun forschte der Maurermeister mit Sorgfalt weiter, und entdeckte endlich den ganzen Umfang eines Tempels von 40 Fuß Länge und 25 Fuß Breite. Hr. v. Horrack nahm sofort mit Sachkenntniß und großer Genauigkeit einen Grundriß auf, den hoffentlich der künftige Herausgeber der ganzen Entdeckung zu benutzen Gelegenheit haben wird. Darnach war der Tempel in eine 8 Fuß breite mittlere und in zwey 6 Fuß breite, Seitenabtheilungen durch eine 2 Fuß hohe und 1 Fuß dicke Mauer getheilt; gegen Süden war der 4 Fuß breite und 6 Fuß tiefe Haupteingang; am entgegengesezten Ende, also gegen Norden, hatte die mittlere Abtheilung einen ungefähr 4 Fuß großen Vorsprung, bey dem sich die Mauern auf 2 Fuß verstärkten; so war überhaupt die Umfangsmauer des Tempels gegen Norden 2 Fuß dick, während die drey andern Seiten derselben nur eine Stärke von 18 Zoll hatten. In dem innern Bezirk gedachten Vorsprunges befanden sich zwey 6 Fuß breite obere Stufen, die untere nur 5¼ Fuß breite Stufe war sargartig ausgehöhlt; vor dieser sargähnlichen Stufe lag ein großer schwerer Stein von circa 4½ Fuß Höhe und circa 5 Fuß Breite; dieser Stein ist mit Bildwerken geschmückt, die des Mithras Opfer darstellen und später näher betrachtet werden sollen. Einige Fuß vor diesem Hauptstein stand ein viereckiger, nicht sehr großer Opferaltar, und endlich fand sich in der Mitte der mittelsten Abtheilung ein größerer achteckiger regulärer Votivaltar mit einer Inschrift, welche ich nicht erhalten konnte, die aber wohl der Wiesbadner Verein dermaleinst mitzutheilen nicht unterlassen wird. Zu den Seiten dieses Altars standen zwey Fackelträger. Es fanden sich im innern Bezirk dieses Tempels an 14 Stück Figuren und Basreliefs, welche im Tempel gleichmäßig vertheilt waren. Die mittlere Abtheilung, die das Sanctuarium enthielt, hatte einen vertieften Boden, die zwey Seitenabtheilungen, die für die Initiirten bestimmt schienen, waren um 2 Fuß höher.

Sämmtliche figurirte Steine sind in die Wiesbadner Sammlung gekommen, wohin auch Hr. v. Horrack mit wohlwollendem Sinn den zuerst gefundenen Genius ablieferte.

Nun zu dem Hauptstein mit den Bildwerken, von welchem mir ganz vortreffliche Zeichnungen von kunstgeübter Hand eines werthen Freundes mitgetheilt worden sind. Auf der Hauptfläche des Steins, die der mittlern Abtheilung, also den Altären, zugekehrt war, befindet sich in halberhabener Arbeit die gewöhnliche Darstellung des Mithras, der mit fliegendem Gewande, phrygischer Mütze auf den darnieder geworfenen Stier kniet und ihn mit seinem Dolche verwundet; auf dem Gewande des Mithras sizt der Rabe, zu den Seiten stehen die Fackelträger mit aufgehobener und gesenkter Fackel; die Schlange trinkt aus einem Becher, der Scorpion nagt an den Testikeln des Stiers und ein kleiner Löwe blickt brüllend Schlange und Scorpion an; dieser Löwe, statt des auf den andern bekannten Monumenten sich befindenden Hundes, ist merkwürdig und deutet vielleicht auf einen, von den andern gewöhnlichen Darstellungen verschiedenen höhern Grad in den Mysterien, welchen hier unser Fr. Kreuzer Leontica nennen möchte. Zu den beyden Seiten des Opfers sind zwölf kleine Abtheilungen mit Basreliefs geschmückt, ohne Zweifel die verschiedenen Einweihungsstufen; interessant und sehr lehrreich die beyden obern rechter Hand, wo der Sonnengott mit Strahlenkrone vor Mithras kniet, und im untern, der Sonnengott sehr graziös Mithras die Hand reicht und ihn einladet, den mit schnaubenden Rossen bespannten Sonnenwagen zu besteigen. Hierin wäre wohl ein neuer Beweis zu finden, daß Mithras nicht der Sonnengott selbst, wenigstens nicht zu allen Zeiten gewesen, sondern als ein demselben beygegebener, vielleicht noch höher stehender Genius verehrt worden ist. Diese Seitenreliefs werden

---

*) Z. B. eine Maus aus Sardonix, altgriechische Arbeit, zwar roh, aber meisterhaft durch das Charaktervolle, ungefähr 1 Zoll lang. Die untere stark angegriffene Fläche trägt die Inschrift:

ΣWINΘEUΣ *)
EIWI.

welches auf den im ersten Gesange Vers 39. der Iliade vorkommenden Mausegott sich bezieht, den der Priester am Gestade des Meeres wandelnd anruft.

Dr. D.

---

*) Oder, da der Punkt wahrscheinlich nur zufällig ist:

IMIƎ
ƸΩƎΘNIMƸ·

G.

durch einen in gedrückter Bogenform laufenden Streifen verbunden, in denen die zwölf Himmelszeichen sich befinden; darüber in den Ecken des Steins zwey nicht mehr sehr kenntliche Köpfe, wahrscheinlich Sol und Luna; und neben diesen der Sonnengott in einem vierspännigen, und Luna in einem zweyspännigen Wagen. Uebrigens bietet diese Darstellung nichts Neues dar, bleibt aber eines der reich verziertesten Mithras-Denkmäler. Dagegen zeigt aber die Rückseite desselben Steins, die gegen die sargähnlich ausgehöhlte Stufe gekehrt war, ebenfalls in Basrelief, eine bis jezt noch nie gekannte Darstellung, welche vielleicht als Resultat des Opfers das Mithras-Räthsel auflöst. In der Mitte sizt hier nämlich Mithras in vielfaltigem, langem Gewande mit phrygischer Mütze, neben demselben der mit Weinlaub bekränzte Bacchus in faltigem Gewande, welches von den Hüften herabhängt und den Oberleib nackt läßt, in der Linken einen gespizten Spieß haltend und mit der Rechten dem Mithras Trauben darbietend. Zwischen beyden sitzenden Figuren erhebt sich trophäenartig die mit der Strahlenkrone geschmückte Mithras-Kappe, aus welcher der Mithras-Dolch hervorkommt und mit seiner Spitze in die Trauben geht, welche Bacchus darbietet. Zu den Seiten der sitzenden Figuren bringen nackte Genien in Tücher aufgehäufte Früchte, zwey zu jeder Seite, ein kleiner und ein größerer Genius; in der Ferne sieht man Baumgruppen, wohl Zeichen, daß diese Handlung im Freyen vor sich gehet. Unter den sitzenden Figuren liegt der schlafende Stier, wohl die nunmehr ruhende Erde darstellend; zu dessen Seite erlustigen sich springende Panther.

Der Styl, die Arbeit des Bildwerks deutet ziemlich bestimmt auf die Zeit des Kaisers Kommodus; ob die dabey gefundene Inschrift andere Annahmen und Festsetzungen zuläßt, muß ich auf sich beruhen lassen, da ich, wie gesagt, die Inschrift nicht erhalten konnte.

Stuttgart, den 20. Juni 1827.

Dr. Dorow.

Kunstnotizen von der Leipziger Ostermesse.

Nur zwey Kunsthändler besuchten dießmal mit grösseren Gemäldesammlungen diese Messe; der eine, Hr. Rocca, zeigte mehrere schätzbare italienische Bilder; der andere, Hr. Paris aus Brüssel, stellte eine eben so zahlreiche als kompendiöse Sammlung kleiner, sauberer, und nett in Holz gefaßter Oel- und Miniaturbilder, größtentheils berühmten Niederländern zugeschrieben, so wie mehrere Glasmalereyen des 16ten und 17ten Jahrhunderts, zum Verkaufe aus. Ich zweifle jedoch, daß beyde ihre Rechnung hier gefunden haben.

Mehr Genuß noch verschaffte fremden und hiesigen Kunstfreunden die Wiedereröffnung der ausgezeichneten Privatsammlungen des Hrn. Hofr. Keil und des Hrn. v. Speck an den Sonntagen der Ostermesse. Von der Sammlung des Hrn. Campe wird (leider zum Behufe einer öffentlichen Versteigerung) eben der Katalog durch einen mit dieser Sammlung vollkommen vertrauten Künstler, Hrn. Börner, gefertigt; sie ist seit einiger Zeit nicht mehr zugänglich.

Die erstgenannte Sammlung, früher unter dem Namen der Löhr'schen auch entfernten Kunstfreunden bekannt, und in den Gesellschaftszimmern des schönen Keil'schen Vordergebäudes geschmackvoll aufgestellt, enthält einige Hauptbilder, (namentlich eine Venus von Titian, eine heil. Familie von del Sarto, eine deßgleichen von Turschi, eine treffliche Kopie der heil. Cäcilie von Domenichino. 2c.)

Welchen Reichthum von Kunstschätzen die allgemein bewunderte Speck'sche Sammlung enthält, kann man neuerdings auch aus dem von dem Besitzer herausgegebenen und mit Steindrücken begleiteten Verzeichniß derselben deutlich ersehen. Hr. v. Speck hat denselben auf das Glänzendste in Folioformat drucken lassen und seinen Freunden und näher Bekannten damit ein werthes Geschenk gemacht. An der Spitze steht sein ziemlich getroffenes lithographirtes Porträt nach Grevedon's Zeichnung. Außerdem gewähren die Steindrücke von Frank nach der köstlichen einfachen Madonna des Franc. Francia, das ecce homo nach Salaino, so wie das nach Giorgione, ferner der kräftige Kopf des Augustiners nach Rubens, die musikalische Gesellschaft nach Gonz. Coques, die alte Frau nach van der Helst, die Landschaften nach Caracci, Wynants v. d. Neer, die Lautenspielerin von Slingeland, gezeichnet und lithographirt von Frau v. Speck, die Blätter nach Ostade u. A., ferner die Umrisse der Bilder von Champagne, Valdez (in diesen Blättern von mir ausführlich beschrieben) u. a. die angenehmste Erinnerung. Auch einige Umrisse von den Abgüssen der Elginmarbles sind beygegeben. Der Text des Katalogs bezeichnet die einzelnen Stücke der Sammlung und die Meister genau, und gibt zugleich Nachricht, in welchen Sammlungen sie früher befindlich gewesen. Die meisten, erfahren wir hier, sind aus den Friesischen, Kaunitzischen, Khevellenhüllerschen Sammlungen in Wien, ferner aus der ehemaligen Winklerschen und Richterschen in Leipzig, aus der Lausbergischen in Frankfurt, aus der fürstl. Reußischen, der Bürtin'schen in Brüssel, der gräfl. Sickingischen, der Zinsendorfischen, Valenti'schen, Giustinianischen und andern Sammlungen in die des Hrn. v. Speck übergegangen. Eines der ansprechendsten Bil-

der lebender Künstler, mit welchen kürzlich die Sammlung bereichert worden, ist eine neapolitanische Bauernfamilie, unter einem altrömischen Gemäuer, von reizender Aussicht umgeben, wohnhaft. Das Bild ist von Franz Catel und athmet eine wahrhaft südliche Wärme. Außer den in dem angeführten Kataloge verzeichneten Bildern vergönnte uns die Liberalität des Eigenthümers bey der leztern Kunstschau auch noch mehrere andere Gegenstände der Kunst und Industrie, besonders mehrere interessante Kupferwerke und Kunstblätter zu sehen.

Da ich einmal von dem in hiesigem Privatbesitz befindlichen Kunstwerken spreche, so will ich auch noch erwähnen, daß die schöne, vom Hofrath Böttiger in dem artistischen Notizenblatt ausführlicher beschriebene, und nach Verdienst gerühmte norwegische Winterlandschaft des Prof. Dahl in Dresden in den Besitz des Hrn. D. Crusius gekommen ist, welcher auch ein schönes Seestück desselben Meisters besizt. Dort zeigt sich ein großer Bergesrücken, über welchen ein heiterer Sonnenblick herüberfällt, während der ferne Hintergrund von Nebel überzogen ist, und im Thale ein verschneites Dörfchen, nebst einem hohen dunkeln Granitblock, dessen Spitze der Sonnenblick vergoldet — ein heiterer Hoffnungsblick in das einsame, winterliche Leben. In jenem andern, der Zeit nach ersten Bilde aber sieht man die gleichsam erfüllte Hoffnung; sanft bewegt sich die im warmen Sommerlicht erglänzende See, auf welcher das Schiff mit vollen Segeln geht. A. Wendt.

Genf, Ende Junius.

Es ist erfreulich, daß die republikanische Schweiz in ganz neuer Zeit doch einen Kunstzweig vor dem übrigen Europa voraus hat. Ich meyne die Glasmalerey, und zwar die Glasmalerey der Gebrüder Müller in Bern. Es ist schon mehrmals von ihren Kunstleistungen im Kunstblatt die Rede gewesen. Nun können auch wir durch Anschauung darüber urtheilen, und wir stimmen gern in das Lob des Auslands ein. Hr. Müller stellte vorige Woche im Museum Rath das Wappen aus, welches er für das Schloß des Hrn. v. Pourtales am Murtner See gefertigt hat, und das an Ort und Stelle zwischen zwey andern Glasmalereyen von ihnen steht. An das Pourtales'sche Wappen lehnt sich das der Kastellane, als das Stammhaus der Frau v. Pourtales, auf beyden Seiten die erklärenden Namen und Titel in gelber gothischer Schrift. Auch wir fanden, daß in Rücksicht auf Farbenpracht, Zeichnung und Ausführung wohl alles erreicht oder wohl gar übertroffen ist, was das Mittelalter hierin Schönes aufzuweisen hat. Ich wenigstens erinnere mich nicht, irgendwo lebhafteres und reineres Blau, Violet, Roth, Weiß und Gelb in den zartesten Abstufungen gesehen zu haben. Das Schild des Kastellanischen Wappens besteht aus Einem Stück Glas, wohl 14'' im Gevierte, also das maximum von Größe, das die Gebrüder Müller bisher erreicht haben. Die Behandlung der schildhaltenden Löwen, ihre Mähnen, Zähne und Augen, der Edelsteine an der Baronskrone ist besonders gelungen. Die HH. Müller machen verständigerweise keinen Anspruch darauf, die Glasmalerey des Mittelalters in ihrer vorigen Vollkommenheit wiedergefunden zu haben. Bekanntlich durchdrang die Farbe das Glas und wurde integrirender Theil desselben. Die Müller'sche Glasmalerey ist eine neue, ganz verschiedene, nur ihnen angehörende. Ihre Farben halten sich ganz auf der Oberfläche und deren Körper ist kaum mit dem Vergrößerungsglas zu bemerken, also eine Art Emailmalerey. Es scheinen dieselben aber so innig mit dem Glas verbunden, daß selbst ein angewandter Krystallstift nichts davon losmachen soll, was doch an Glasmalereyen aus der spätern Zeit zu bemerken ist, wo die Kunst schon angefangen hatte verloren zu gehen. Es ist allerdings möglich und sogar wahrscheinlich, daß sich die Müller'sche Malerey so lange halten wird, wie die in unsern alten Domen und Münstern. Dabey aber ist ein großer Uebelstand, welcher die neue Kunst in eine ganz andere Sphäre rückt, da ihn die alte Glasmalerey nie gehabt haben kann. Ich meyne den hohen Preis, der nur bey einem reinen Kunstwerk, bey einer Statue, einem Basrelief oder einem Gemälde nicht in Anschlag gebracht werden darf, wohl aber bey einem bloßen Schmuck; und nur als solchen können wir die alte und neue Glasmalerey betrachten. Die HH. Müller versichern, daß sich der jetzige Preis ihrer Arbeiten nie bedeutend vermindern, wahrscheinlich aber immer derselbe bleiben werde. Die vorliegende Arbeit ist 3' breit und 1' 4'' hoch und kostet — 60 Louisd'or. Ein Kirchenfenster von 30' Höhe — also noch keins von den höchsten — würde also gegen 1600 Louisd'or zu stehen kommen, und 10 solcher Fenster — 176,000 fl. rhein., wofür man heut zu Tage schon eine recht artige Kirche bauen kann. Gegenwärtige Malerey ist also nur Sache des Luxus und des Reichthums. Die alte sehr wohlfeile Glasmalerey hingegen konnte wegen ihrer Wohlfeilheit zum ächten passenden Schmuck der Kirchen altdeutschen Baustyls angewendet werden. Darin, meyne ich, liegt der größte Unterschied ihrer beyderseitigen Bedeutung. Die Glasmalerey des Mittelalters war eine würdige, schöne, passende Zierde für öffentliche Gebäude; die Glasmalerey der HH. Müller hingegen — zwar vollendeter in der Ausführung als jene, aber eben so wenig schöne Kunst — ist nur Sache des Luxus und der Dekoration in kleinen Massen, dem Reichthum vorbehalten, und kann bey ihrem gegenwärtigen Preise nie im Großen angewendet werden.

Mr.

Nr. 66.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. August 1827.

Preisaufgaben
der k. k. Akademie der schönen Künste in Mailand für den großen Konkurs 1828.

Programm.

Die kaiserlich königliche Akademie ladet die italienischen und fremden Künstler ein, mit ihren Hervorbringungen die Konkurse zu schmücken, welche im künftigen Jahr 1828 über folgende Aufgaben gehalten werden:

Architektur.

Aufgabe. Eine Kathedralkirche mit einem großen Platz davor, der in der Breite nicht weniger als 400 Pariser Fuß betragen darf, und von Hallen und Buden für Kaufleute umgeben seyn soll. Außer verschiedenen Zugängen für die Bequemlichkeit des Publikums, welche so angeordnet werden müssen, daß sie die bedeckten Gänge nicht unterbrechen, soll der Hauptzugang der Kirche gerade gegenüber angebracht und prachtvoll verziert seyn. Für den Aufriß der Façade der Kathedrale ist die Breite von 200 Fuß bestimmt. Die Häuser, welche den Platz umgeben, das heißt, die Hallen sammt Buden und darüber angebrachten Wohnungen sollen nicht weniger als 60 Fuß in der Breite haben. Die Zeichnungen sollen den Plan, die allgemeinen Aufrisse und einige wichtigere Theile in größerem Maaßstab enthalten.

Preis. Eine goldene Medaille, 60 Dukaten an Werth.

Malerey.

Aufgabe. Noah, nachdem er die Arche verlassen hat, bringt dem Herrn das Opfer, das ihm durch göttliche Stimme befohlen worden ist. Um den Grund des Bildes zu bereichern, kann der Künstler den Regenbogen anbringen, welcher nach der schreckensvollen Katastrophe als Zeichen des Bundes zwischen Gott und Menschen erschien. *) Siehe das erste Buch Mosis Kapitel 8 und 9. Das Gemälde soll auf Leinwand, 5 Pariser Fuß hoch und 7 F. breit seyn.

Preis. Eine goldene Medaille, 120 Dukaten an Werth.

*) Wir möchten beyläufig den Künstlern rathen, auf den Regenbogen nicht zu großes Gewicht zu legen. Anm. d. Red.

I. R. ACCADEMIA DELLE BELLE ARTI IN MILANO.

Programmi
pei grandi concorsi.

L'Imperiale Regia Accademia invita gli Artisti italiani e stranieri a decorare delle loro produzioni i concorsi che si terranno nel venturo anno 1828 sui seguenti soggetti:

Architettura.

Soggetto. Una cattedrale con vasta piazza davanti, la di cui larghezza non sia minore di 400 piedi parigini e sia circondata da portici con botteghe ad uso de' commercianti. Oltre diversi accessi a comodo del pubblico combinati in modo che non interrompano il passeggio coperto, vi sarà il principale ingresso, di fronte al tempio, decorato con magnificenza. Il prospetto della facciata della cattedrale è stabilito della larghezza di 200 piedi: il caseggiato che circonda la piazza, cioè i portici con botteghe e le abitazioni superiori, sarà non minore di 60 piedi in larghezza. I disegni comprenderanno la pianta, le elevazioni generali e qualche parte più importante in iscala maggiore.

Premio. Una medaglia d'oro del valore intrinseco di sessanta zecchini.

Pittura.

Soggetto. Noè uscito dall' arca offre al Signore il sagrificio ordinatogli dalla voce divina. Potrà il concorrente, ond' arricchire il fondo del suo quadro, introdurre l'arco baleno che dopo sì tremenda catastrofe apparve in segno dell' alleanza fra Dio e gli uomini. Veggasi la Genesi, cap. VIII e IX. Il quadro sarà in tela alto cinque e largo sette piedi parigini.

Premio. Una medaglia d'oro del valore intrinseco di centoventi zecchini.

Bildnerey.

Aufgabe. Ein Flachrelief in Gyps 2 Pariser Fuß hoch und 4 F. lang, darstellend die vorzüglichsten Dichter des Alterthums, welche dem Gesang des Apoll und der Musen zuhören. *)

Preis. Eine goldene Medaille, 40 Dukaten an Werth.

Kupferstecherkunst.

Aufgabe. Ein Kupferstich nach dem Werk eines guten Meisters, welches niemals vorher lobenswürdig in Kupfer gestochen worden. Die Fläche des Stichs muß wenigstens 60 Pariser Zoll im Quadrat und nach Belieben mehr enthalten. Der Künstler ist verpflichtet, sechs Abdrücke, alle vor der Schrift, und zugleich ein gesetzliches Zeugniß einzusenden, daß seine Arbeit nicht vor dem Konkurse bekannt gemacht, noch anderswo zu gleicher Zeit und in gleicher Absicht eingereicht worden sey. Wird er gekrönt, so hat er das Recht, diese ehrenvolle Auszeichnung durch eine Inschrift unter seinem Werke bekannt zu machen.

Preis. Eine goldene Medaille, 30 Dukaten an Werth.

Figurenzeichnung.

Aufgabe. Kreusa bemüht sich den Aeneas aufzuhalten, welcher bewaffnet hinausgehen will, um die Griechen, die sich schon der Stadt Troja bemächtigt haben, zu bekämpfen. In Betreff der Nebenfiguren sehe man das zweyte Buch der Aeneis v. 671. u. ff. Die Größe der Zeichnung soll 2½ Pariser Fuß auf 1 Fuß 8 Zoll seyn.

Preis. Eine goldene Medaille, 30 Dukaten an Werth.

Ornamentenzeichnung.

Aufgabe. Ein reiches Altarkreuz mit passendem Leuchter, in Metall auszuführen. Die Größe der Zeichnung sey 2½ Pariser Fuß.

Preis. Eine goldene Medaille, 20 Dukaten an Werth.

Allgemeine Anordnungen.

Die konkurrirenden Werke werden während des ganzen Monats Juni eingeliefert. Diejenigen, welche nicht innerhalb des bestimmten Termins durch eine von dem Verfasser beauftragte Person an den Sekretär oder den Hausverwalter der Akademie abgeliefert sind, werden nicht zu dem Konkurs angenommen; auch können keine Rechtfertigungen wegen Verspätung Statt finden. Das Se-

*) Eine Scene ohne Handlung — schwierig darzustellen.
Anm. d. Red.

Scultura.

Soggetto. Un bassorilievo in scagliola alto due e lungo quattro piedi parigini, rappresentante i principali poeti dell' antichità che stanno ascoltando il canto di Apollo e delle Muse.

Premio. Una medaglia d'oro del valore intrinseco di quaranta zecchini.

Incisione.

Soggetto. L'intaglio in rame di un' opera di buon autore, non mai per l'addietro lodevolmente incisa. La superficie del lavoro sarà per lo meno di sessanta pollici parigini quadrati, e più grande ad arbitrio. L'autore sarà tenuto mandarne sei prove, tutte avanti lettera, unite ad un attestato legale con cui certifichi che la di lui opera non è stata pubblicata anteriormente al concorso, nè altrove contemporaneamente presentata per lo stesso oggetto. Venendo premiato, avrà diritto d'inscrivere sotto il proprio lavoro tale onorevole distinzione.

Premio. Una medaglia d'oro del valore intrinseco di trenta zecchini.

Disegno di Figura.

Soggetto. Creusa si sforza di trattenere Enea che armato di tutto punto parte per combattere i Greci già padroni di Troja. Per le altre figure accessorie veggasi il libro II dell' Eneide, v. 671 e seg. La grandezza del disegno sarà di due piedi e mezzo parigini per un piede ed otto pollici.

Premio. Una medaglia d'oro del valore intrinseco di trenta zecchini.

Disegno D'Ornamenti.

Soggetto. Una ricchissima croce d'altare con candelliere corrispondente da eseguirsi in metallo. La grandezza del disegno sarà di due piedi e mezzo parigini.

Premio. Una medaglia d'oro del valore intrinseco di venti zecchini.

Discipline Generali.

Le opere di concorso dovranno essere presentate entro tutto il mese di giugno. Quelle che non verranno consegnate precisamente entro l'indicato termine per un commesso dell' autore al Segretario o all' Economo Custode dell' Accademia, non saranno ricevute in concorso, nè potranno ammettersi giustificazioni sul ritardo. La Segreteria dell' Accademia non si carica di

kretariat der Akademie befaßt sich nicht damit, an sie adressirte Werke von der Post oder Douane zu beziehen.

Jedes Werk muß mit einer Bezeichnung kontrasignirt und mit einem versiegelten Brief begleitet seyn, welcher Namen, Vornamen, Vaterland und Wohnort des Verfassers enthält und außen dieselbe Bezeichnung trägt. Außer diesem Brief soll eine Beschreibung das Werk begleiten, welche den Sinn der Darstellung auseinandersezt, damit man durch Vergleich die Uebereinstimmung ermitteln kann.

Die Beschreibungen werden den Richtern mitgetheilt; die versiegelten Briefe werden sorgfältig von dem Sekretariat aufbewahrt und nur dann geöffnet, wenn die Werke, zu denen sie gehören, die Ehre des Preises erhalten; im entgegengesezten Falle werden sie unberührt zugleich mit den Werken und unmittelbar nach dem Schlusse der auf die Preisertheilung folgenden Ausstellung den Beauftragten zurückgegeben.

Bey der Ueberlieferung und Zurückgabe der Werke und den sie begleitenden Schreiben wird man besondere Empfangscheine geben und annehmen. Werden die nicht gekrönten Werke nicht innerhalb eines Jahres von ihren Urhebern zurückgefordert, so bürgt die Akademie nicht weiter für ihre Erhaltung.

Alle Werke der Konkurrenten werden in Gegenwart des Beauftragten, der sie übergibt, von einer besondern Kommission in Bezug auf ihre gute oder schlechte Erhaltung untersucht, selbst durch gerichtlichen Akt, wenn solches durch gänzlich verdorbenen Zustand, welcher die Ausschliessung von dem Konkurs zur Folge hat, erfordert würde.

Das über sie auszusprechende Urtheil ist außerordentlichen Kommissionen anvertraut und wird mit der strengsten Vorsicht durch motivirte und unterschriebene Vota in Vollzug gesezt.

Vor und nach der Preisertheilung werden alle zu dem Konkurs eingegangenen Werke öffentlich ausgestellt. Zu dieser Ausstellung werden auch Kunstgegenstände aller Art zugelassen, um den vaterländischen und auswärtigen Künstlern noch mehr Gelegenheit zur Bekanntmachung ihrer Talente zu geben. Die gekrönten Werke, welche Eigenthum der Akademie bleiben, werden durch einen Lorbeerkranz und eine Inschrift, welche Namen und Vaterland des Urhebers angibt, vor den übrigen ausgezeichnet.

Mailand, den 23. Juni 1827.

Castiglioni, Präsident.

Statt des Sekretärs der Akademie,
J. Fumagalli.

ritirare le opere, quantunque a lei dirette, nè dall' Ufficio di Posta, nè dalle Dogane.

Ciaschedun' opera sarà contrassegnata da un' epigrafe ed accompagnata da una lettera sigillata, con iscrittovi nome, cognome, patria e domicilio dell' autore, e colla stessa epigrafe esteriormente ripetuta. Oltre questa lettera, dovrà l'opera accompagnarsi con una descrizione che spieghi la mente dall' autore, acciò, confrontata coll' esecuzione, se ne giudichi la corrispondenza.

Le descrizioni si comunicheranno ai giudici: le lettere sigillate saranno gelosamente custodite dal Segretario, nè verranno aperte se non quando le opere cui si riferiscono ottengano l'onore del premio; in caso diverso si restituiranno intatte ai commessi, unitamente alle opere, subito dopo la pubblica esposizione posteriore al giudizio.

Nelle consegne e restituzioni delle opere e delle carte accompagnatorie si rilasceranno e si esigeranno distinte ricevute. Non ricuperandosi dagli autori entro un anno le opere non premiate, l'Accademia non risponde della loro conservazione.

Tutte le opere de' concorrenti, presente il commesso che ne sarà latore, verranno esaminate da una Commissione speciale destinata a verificarne la buona o cattiva condizione, anche con atto pubblico, quanto ciò fosse richiesto dal loro totale deperimento e dalla conseguente esclusione dal concorso.

Il giudizio che su di esse pronunzierassi viene affidato a Commissioni straordinarie, e si eseguisce colle più rigide cautele per mezzo di voti ragionati e sottoscritti.

Prima e dopo il giudizio si fa una pubblica esposizione di tutte le opere presentate al concorso. Ammettonsi a questa opere di belle arti d'ogni genere, onde per tal mezzo aumentare agli artisti sì nazionali che esteri le occasioni di far conoscere i loro talenti. Le opere premiate, che diventano di proprietà dell' Accademia, distingueranno fra le altre per una corona d'alloro e per un' iscrizione che indicherà il nome e la patria dell' autore.

Milano, il 23. giugno 1827.

Castiglioni, Presidente.

Pel Professore Secretario dell' Accademia,
I. Fumagalli, f. f.

Neue französische Kupferwerke.

Genf, im Juni.

Wie sich in der höhern Kunstsphäre manches recht wacker in Genf entwickelt, so auch im Kunsthandel, der bisher hier sehr vernachlässigt war. Wir haben nun zwey Kunsthandlungen, eine auf Bel-Air, die andere in der Rhone-Straße, die in Auswahl des Neuesten und Besten mit einander wetteifern, was in Paris, Italien und der Schweiz herauskömmt.

Es ist natürlich, daß die Darstellungen aus der griechischen Welt jezt besonders häufig sind. Dahin gehören:

Die Stackelbergischen kolorirten Darstellungen griechischer Frauen und Männer. Man bemerkt, daß die schöne Frau von Mitylene ganz die Gestalt einer altgriechischen Kanephore habe, während der liegende albanische Offizier in gar mancher Beziehung an die Helden von Troja erinnert.

Soldat grec, schwarz in Aquatinta, 20'' hoch und 14'' breit. Ein Grieche, der am Eingang eines Hohlwegs auf den Feind lauert; neben ihm seine zahlreichen Waffen.

Femme grecque, Gegenstück des vorigen. Eine Griechin, die auf einem Felsen liegt; in ihrem Schooß ein sanft schlummerndes, träumendes Kind. Sie sieht mit ängstlichem Blick einem Gefecht der Griechen mit den Türken zu, und der bloße Dolch in ihrer Hand deutet den Weg an, den sie und ihr Kind nehmen, wenn die Lezteren siegen. Beyde nach Gemälden von Decaisne, geäzt von Mazet. Die Behandlung der Aquatinta ist verständig und weich.

Communion des Grecs à Missolonghi, gestochen von Raffet, 28'' breit 15'' hoch.

Dieß Blatt stellt den Augenblick dar, wo griechische Priester den zum Tod Entschlossenen das Abendmal darreichen. Die Hauptgruppe, wo Pallikaren und Griechen im Freyen vor dem Sakrament knieen, das sie eben empfangen, muß gerühmt werden, ebenso einige Gruppen schöner Griechenfrauen und Kinder. Doch hätte wohl mehr aus dem Gegenstande gemacht werden können. Im Hintergrund sieht man die Stadt und den Hafen. Der Künstler hat den Mißgriff gemacht, in der Stadt Missolonghi überhäuft alte Monumente anzubringen. Eine umgestürzte Säule, oder ein halb aus der Erde schauender Säulenknauf wäre genug gewesen.

L'exécution militaire nach Vignare, gestochen von Jazet, 24'' breit und 14'' hoch. Ein an sich sehr unmalerischer Gegenstand, den die schöne Kunst nicht behandeln sollte, wird hier durch einen Incidentpunkt anziehend. Der Soldat kniet und vor ihm stehen die zwölf, die auf ihn zielen. Sein treuer Pudel kennt aus den Schlachten die Gefahr, und will sich daher auf ihn werfen, um ihn gegen die Kugeln zu schützen. Er aber hält ihn mit weit ausgestrecktem Arme fern von sich, wodurch seine Stellung etwas zu theatralisches erhält. Im Hintergrund sieht man eine Vestung, Zeichnung und Stich sind korrekt und sehr gelungen.

Zulezt erwähne ich noch der allerliebsten Lithographieen von Charlet:

Vous ferez le carnage des Turcs, mais vous ne tapperez pas terre. 10'' breit 7'' hoch.

Eine Gruppe Knaben und einige Mädchen. Einer hält eine Fahne in die Höhe, worauf steht: Grenadiers Grecs 1r Bataillon. Die Gesichter sind voll komischen Ernstes und drolliger Feyerlichkeit. Der vorderste, der mit einer Puderquaste und alten Epaulets verziert ist, die ihm bis an die Ellnbogen hängen, hält ein hölzernes Schwert empor, auf das geschworen wird; hinter dieser Gruppe, worin auch ein niedliches Mädchen bemerkbar ist, steht ein Hundehaus, woraus der schlafende Kopf eines Bullenbeisers guckt. Darauf weht auch eine Fahne mit der Inschrift: Camp des Turcs. Auf diesem Hundehaus lehnt, sein Pfeifchen schmauchend, ein alter französischer Soldat, der dem Spiel zusieht und zu dem weinende kleine Mädchen kommen, die ihm wahrscheinlich klagen, daß man sie bey den Griechen nicht hat aufnehmen wollen, weil sie zu klein sind. Denn jenes größere Mädchen steht theilnehmend mitten in der Knabengruppe und ihre Schulmappe mit der Aufschrift: Crek deckt ihren zum Schwören ausgestreckten Arm. In diesem sehr gut gezeichneten Blatte ist unendlich viel Anmuth, Laune und Ironie.

Das Gegenstück desselben ist der

Combat à outrance, ou ne tappe pas sur les doigts, c'est pas jeu, von derselben Größe. Zwey Knaben stehen mit hölzernen Säbeln kämpfend und wuthentbrannt sich gegenüber; doch ist dem Einen das Weinen näher als das Lachen, und er schreit eben seinem Gegner die obigen Worte wegen der Hiebe auf die Finger entgegen. Daneben steht ein anderer Knabe mit einer enormen Papiermütze und Schreibfeder darauf. Er stüzt sich auf eine Lanze und thut, als schmauche er aus einem Pfeifenstummel.

Berichtigung.

In dem Aufsaz über den Bacchussaal ist überall statt: Glypthothek, zu lesen: Glyptothek.

In Nro. 62. auf der lezten Seite ist statt: Dr. Schultz, überall zu lesen: Daniel Schultz.

Nr. 67.

Kunst-Blatt.

Montag, den 20. August 1827.

Archäologie.

Das akademische Kunstmuseum zu Bonn. Von dem Vorsteher desselben, Professor F. G. Welcker. Bonn in Kommission bey Weber 1827. 104 S. 8.

Die Antikensammlung, von welcher in der vorliegenden Schrift gehandelt wird, hat keinen Antheil an jener wünschenswerthen Bereicherung des archäologischen Materials, die sich in Abbildungen oder Beschreibungen unbekannter Originale ergibt; nur von Abgüssen allbekannter Kunstwerke ist in ihr die Rede, und die Gewißheit, daß diese allbekannten Kunstwerke auserlesene sind, würde dem Kunstfreund, der das Beste gemeinhin mit dem nichtssagendsten Bewunderungs- oder Erklärungsapparat heimgesucht weiß, kein hinlänglicher Grund seyn, Antiken in der bunten Auswahl unserer Akademiesäle erläutert zu wünschen. Wie aber der Archäologie, einem kaum in seinen Hauptzügen begründeten und jedenfalls noch in den Anfängen seiner Entwickelung begriffenen Studium, zunächst eben so viel an einer engeren Verknüpfung mit andern wissenschaftlichen Leistungen gelegen seyn muß, als an dem Anbau ihres eigensten Betriebes, so gebührt auch dem hochachtbaren Verfasser der gegenwärtigen Schrift reichlicher Dank, daß er, dessen größeren Werke die alte Kunst in ihrem engen Verein mit Religion und Dichtung der alten Welt gezeigt, ja im Philostratus sie dem erstarrenden Gorgonenhaupt grammatischer Philologie näher gerückt haben, in diesem Büchlein gerade längst bekannte Gegenstände einer allgemeineren Ansprache benuzt hat, um auch in weiterem Kreise den Sinn für alte Kunsterklärung zu schärfen.

Durch freygebige Fürsorge der preußischen Regierung wurden im Jahr 1819 der Universität Bonn zweytausend Thaler zum Ankauf von Gypsabgüssen antiker Kunstwerke, nebst zweyhundert Thalern jährlich für künftige Ankäufe ausgesezt und zur Gründung eines besonderen akademischen Kunstmuseums verwandt. Dieser heilsamen Maaßregel, welche kaum im verstreuten Bibliothekenschmuck des kunstgelehrten Göttingens ein Vorbild fand, seither aber bereits in Breslau und Gießen einige Nachfolge erhalten hat, darf die dankbarste Anerkennung aller derjenigen nicht ausbleiben, welche in den Gebilden der alten Kunst mehr als in den Schattengebilden einer naturverbessernden Schönheitstheorie, eine Seele nämlich und eine Bedeutung, erkennen, abhängig von wechselnden Zeiten und Thatsachen und einer mühsameren Forschung bedürftig, als die anatomisch-technische Prüfung allgemeiner Geseze der Körperwelt es ist; derjenigen, sagen wir, denen technische Unfähigkeit, sobald sie nicht zugleich eine Gefühllosigkeit für das Technische ist, die wahre Verständniß eines Kunstwerkes nicht leicht aufzuheben, wohl aber in unzähligen Fällen die geübteste Technik dafür unzulänglich, ja in ihrer Ideenbeschränktheit selbst für die Formenfülle der Natur allzukurzsichtig scheint; derjenigen endlich, welche die geschichtliche Bedeutung alter Kunstwerke für allzubervorstechend, die Verknüpfung wissenschaftlich gebildeter Künstler mit den Gelehrten für allzueng halten müssen, um nicht planmäßige Sammlungen von Antikenabgüssen eben so dringend im Bereich der gelehrten Bildungsanstalten als der Kunstakademieen zu wünschen. Bey dem Künstler steht die kunstgeschichtliche Betrachtung eines Kunstwerks der künstlerischen billigerweise nach; weniger für die Unterscheidung antiker Kunstepochen, weniger vollends für die Ermittelung antiken Kunstausdrucks aus der nothwendigen Zusammenstellung zahlreicher Werke, als für die Vergleichung einzelner Vorbilder mit dem Zweck eigener Produktion, sind ihm jene reichen Sammlungen wichtig, deren ausgedehnter Umfang der anerkennenden Kunstbeschützung europäischer Hauptstädte zu größerer Ehre gereicht, als dem unmittelbaren Zweck ihrer Kunstschulen zur Ergänzung eines dringenden Bedürfnisses. Für den Zweck der Kunstübung fanden von jeher nachahmungswürdige Denkmäler aus hinlänglich bekannten Kunstepochen sicherer ihre Stelle, als die bezeichnendsten Werke von mehr kunstgeschichtlicher als künstlerischer Wichtigkeit, und es ist kaum zu läugnen, daß dieser in seinem nächsten Bezirke ganz richtige Grundsaz, sobald er mit der Beschränkung aller

ähnlichen Sammlungen auf Kunstinstitute zusammenfiel, das Studium der alten Kunstgeschichte von denjenigen Forschungen, von denen es am unzertrennlichsten ist, möglich lange entfernt halten mußte. Da selbst die Anschaffung archäologischer Kunstwerke den Universitätsbibliotheken lange Zeit ein kaum zu berücksichtigender Luxusartikel war und mit wenigen Ausnahmen noch jezt ist, so waren vollends die unmittelbaren Abbilder alter Kunst zeither von dem Zweck wissenschaftlicher Anstalten fast gänzlich ausgeschlossen. Auch nachdem Winckelmanns Werke, die italienischen zumal ziemlich spät, die deutschen bey den Gelehrten ungleich weniger als bey Künstlern und Kunstfreunden in Deutschland bekannter geworden waren, blieb in Ermangelung der unerläßlichsten Hülfsmittel an andern Orten Göttingen lange Zeit die einzige Universität, an welcher archäologische Vorlesungen möglich waren, und es ist daher als ein unleugbarer Fortschritt kunstgeschichtlicher Studien zu betrachten, wenn gegenwärtig theils die Sammlungen angesehener Kunstakademien auch den Universitäten zugänglich geworden sind, wie in Berlin und München, theils den Universitäten selbst ein angemessener archäologischer Apparat gegeben oder verheißen ist.

Diese leztere Gunst ist, wie bemerkt, der Universität Bonn vorzugsweise zu Theil geworden. Der königlichen Freygebigkeit verdankt sie das obenerwähnte Geschenk einer auserlesenen Sammlung von Gypsabgüssen, und wenn die Zahl ihrer Stücke allerdings hinter den großen ähnlichen Sammlungen unserer Residenzen und ihrer Kunstakademien weit zurücksteht, so gibt doch gerade die Universität Bonn ein Beyspiel, wie der wissenschaftliche Geist, der über jener edlen Bildungsanstalt waltet, auch bey ungleich schmaleren Mitteln dem Gedeihen des Kunststudiums eine keineswegs untergeordnete Aussicht eröffnet. Dafür konnte dem, der länger in Bonn verweilte, schon die glänzend ausgestattete dortige Bibliothek zeugen, deren planmäßig ausgewähltem Reichthum manche Bibliothek von noch reicheren Mitteln nicht gleich kommt; dafür gibt die vorliegende Schrift ein neues Beyspiel, in welcher Hr. Prof. Welcker als Vorsteher des archäologischen Apparats ein musterhaftes Beyspiel geliefert hat, wie man anvertraute Kunstwerke gemeinnützig machen könne.

Die 187 Abgüsse antiker Bildwerke, welche sich in dem Universitätsmuseum zu Bonn befinden, bestehen aus 36 ganzen Figuren, 91 Köpfen, 4 Reliefgefäßen und 56 einzelnen Reliefs, zu welchen noch einige architektonische Stücke kommen. Hauptsächlich die ersteren dieser Werke, die Statuen, sind, als die wichtigsten und, wie sehr auch ihr in sich abgeschlossenes Daseyn den Meisten am Tage zu liegen scheint, der Erklärung bedürftigsten Gebilde antiker Kunst in einem Umfang besprochen, wie ihn der kunstliebende Beschauer ähnlicher Kunstwerke längst begehrte, während er auch in großen und berühmten Sammlungen jedes ähnlichen Leitfadens entbehren mußte.

Da hienach dieß Verzeichniß allbekannter Kunstwerke auch für entfernte Kunstfreunde fruchtbar geworden ist, so wird es zweckmäßig seyn, hier einen Auszug derjenigen Werke zu geben, über welche der Verfasser sich auf eine neue oder ausführliche Weise verbreitet hat.

1. S. 16. Der borghesische Fechter beginnt, nach Viskonti als kämpfender Heros, etwa als der Theseus eines Amazonenkampfes bezeichnet. — 2. S. 19. Für die Venus von Melos wird mit Millingen (s. Kstbl. 1825. S. 252) wahrscheinlich befunden, daß sie, korinthischen Münzen entsprechend, einen metallenen Schild hielt, den Schild des Mars, fügt der Verf. hinzu, vielleicht mit allzugroßer Sicherheit, da doch gerade zu Korinth jene Göttin nicht mit Ares, sondern mit Helios (Paus. II. 4. extr.) verbunden war und die gemeinhin vereinzelte Naturgöttin Urania als bewaffnete Victrix bekannt ist, wie in Cythere (Paus. I. 14, 6. III. 23, 1.). Beyläufig ist der kapuanischen Venus im Museo zu Neapel gedacht und mit Millingen angenommen, jenes Bild sey in Bezug auf die Stammmutter der Julier dem korinthischen Münztypus auch für die Cäsarische Kolonie Kapua entnommen worden; Referent fand diese Vermuthung früher (Kstbl. 1825. S. 252) willkürlich und muß sie fortwährend bezweifeln, wenn er die Verschiedenheit jenes Bildes mit dem allbekannten der Venus genitrix auf Familienmünzen der Julier bedenkt. Den Namen einer Siegerin für jene leicht bewaffneten Venusbilder zu wählen, erklärt der Verf. für voreilig; gewiß mit Recht, wenn eine Siegerin mit bestimmtem Sieg über Mars oder über wen sonst gedacht werden müßte, und nicht bey derselben Benennung auch eine siegreiche Naturgöttin, Urania, eine sieggewohnte Siegerin über feindliche Naturmächte in ganz allgemeiner Beziehung gedacht werden könnte, etwa wie man die Bewaffnung der Minerva gelten läßt, ohne sie allemal auf die Giganten zu beziehen. — 3. S. 24. Der florentinische Schleifer, bekanntlich ein Scythe, der zur Strafe des Marsyas das Messer schleift. Der Verf. nimmt ihn als Theil einer Gruppe, zu der noch der aufgehängte Flötenspieler, Apoll und etwa noch ein zweyter Knecht gehört habe; warum nicht, da die Aufstellung einer solchen Gruppe von Rundbildern schwerer zu denken, als vereinzelte Statuenbildung einer aus Reliefkompositionen bekannten Figur? Ueber die Benennung Scythe wird mit Bezug auf Böttiger bemerkt, daß sie nur unter der Voraussetzung eines Satyrdrama's stattbaft sey, welches den Schergen des Marsyas Scythen nennen konnte, weil die öffentlichen Knechte zu Athen Scythen zu seyn und zu heißen pflegten. — 7. S. 27. Laokoon. Gegen Viskonti's An-

schuldigung einer unmoralischen Aufgabe wird Laokoon's Leiden als tragisches Verhängniß nachgewiesen. Laokoon war an Poseidons Altar nur stellvertretend gekommen, er selbst war Apollopriester und hatte sich als solcher versündigt. Hienach wird der Gegenstand der Gruppe S. 29 ff. treffend entwickelt; gleich fern vom Göttertrotz einer Niobe und von der Zerknirschung eines unverdient Leidenden ist Laokoon ein schuldbewußter Götterdiener, der in wehmüthiger Ertragung des über ihn verhängten Körperleidens einige Linderung von der Gottheit zu hoffen wagt. Daher, wird S. 32 weiter bemerkt, gehörte ihm auch der priesterliche Lorbeerkranz, und daher ist sein viereckter Sitz für einen Altar zu nehmen. So erklärt sich auch die Anwesenheit der Knaben durch die bezweckte und gestörte Opferhandlung; sie sollten als Opferknaben dienen, auf deren Tracht die weiten Mäntel zu beziehen sind. — 9. S. 33. Die Benennung des borghesischen Achilles rechtfertigt der Verf. aus den Zügen des Gesichtes. Da der vielbesprochene Ring über dem Knöchel des rechten Fußes keinenfalls mit Viskonti für Andeutung geheimer Verwundbarkeit genommen werden kann, so gilt er dem Verf. mit Wahrscheinlichkeit für Andeutung von Beschuhung; ähnliche Andeutungen mochten durch Bemalung ergänzt werden. Weniger einleuchtend ist es, daß eine solche Auszeichnung des einen Beins zufällig seyn soll; am wenigsten, wenn der Verf. selbst S. 36 aufmerksam macht, wie kriegerische Männer nur das linke Bein durch den Schild zu decken pflegten. — 9. S. 36. Polyhymnia, borghesische Statue, oberhalb neu. Irren wir nicht, so ist eine öfter wiederholte, eingehüllte und auf ein Pilaster gestützte Figur gemeynt, die bey künftiger Sichtung der erst in römischer Kunst schärfer gesonderten Musenbilder eher als Klio zu bezeichnen seyn dürfte. — 10. S. 37. Silen mit dem Bacchuskind, nach dem Verf. derjenige von vier Satyrn im Portikus der Oktavia, der das Weinen eines Kindes beschwichtigte (ploratum infantis cohibet. Plin. 36, 4, 8.). Einen Satyrbuben, erinnert er, hätte Plinius als solchen bezeichnet, und wenn es denn kein Satyrkind, sondern ein kleiner Bacchus war, der gehalten wurde, so kann auch in dem Tragenden nur ein Silenus verstanden werden, nach bekannter Vermischung des Ausdrucks. Referent gibt die leztere Behauptung zu und ist sogar der Meynung, daß unter den von jungen Satyrn geschulterten Knaben bekannter Gruppen schwerlich ein ächtes Bacchuskind zu finden sey, dagegen ist eine andere Frage, ob dem Nachlässigsten alter Kunstbeschreiber eine Gewissenhaftigkeit beyzumessen sey, wie die erheischte. — 11. Angelehnter Satyr. Der Verf. ist geneigt, die häufige Wiederholung dieses Werks nicht der auch von ihm anerkannten Berühmtheit eines praxitelischen Originals, sondern der allerdings nicht minder bekannten Quellbeziehung der Satyrn beyzumessen, nach welcher ähnliche Statuen oft an Brunnen aufgestellt worden seyn möchten. Diese Annahme scheint dem Ref. nicht blos willkürlich, sondern, da dieser Klasse von Figuren jede für ähnlichen Zweck gewöhnliche Andeutung fließender Feuchtigkeit, sey es durch ein Gefäß oder durch einen Schlauch, fehlt, unwahrscheinlich. — 13. S. 39. Diana von Versailles. Das Geweih der Hirschkuh, eine bekannte mythische und künstlerische Freyheit, erklärt der Verf. aus der Vorliebe des Sprachgebrauchs für weibliche Thierbenennung; wie Aelian aus dem Sophokles die Naturkundigen widerlegen wollte, konnte auch der Künstler dem Dichter nachgeben. — 14. S. 41. Sogenannter Adonis des Vatikans, von Viskonti später für Apollo erklärt, nach dem Ausdruck seiner Züge vom Verf. lieber einem Narcissus beygeschrieben. Der Verf. hat diese Meynung nicht weiter ausgeführt; dem Ref. sind sichere Narcissusköpfe nicht bekannt, noch, wenn immerhin von der Benennung ähnlicher Apollostatuen abgewichen werden darf, widerstreitende Bildungen des Adonis. — 15. S. 41. Antinous im Kapitol. Das gesenkte, etwas rechts gewandte Haupt dieses Jünglings veranlaßte schon Levezow einen in die Wellen schauenden Narcissus in ihm zu vermuthen; diese Vermuthung wird vom Verf. durch die Bedeutung des Narcissus unwahrscheinlich gemacht. Wenn dagegen der Verf. richtig bemerkt, auch das Selbstanstaunen des Narcissus sey in der Statue nicht bestimmt genug ausgedrückt, so möchte Referent mit gleichem Grund bezweifeln, ob jene anstößig gewordene, in der That sehr gelinde Bewegung ein Hineinstarren in die Wellen auszudrücken vermag, wie es der Verf. als auf den selbsterwählten Wassertod des Bithyniers bezüglich erkennen möchte. Für eine solche Aufgabe würde, wenn wir nicht irren, der Kopf unverwandter vorwärts blicken, etwa wie der vatikanische Adonis-Narcissus; auch hätte die alte Kunst, wie sie sich denn meist bemühte verstanden zu werden, irgend eine, bey keinem der vielen Antinousbilder vorkommende Flußbeziehung schwerlich unterlassen. Sonach kann Ref. sich noch nicht überzeugen, daß die fragliche Neigung des Hauptes mehr sey als eine zierliche Bewegung, mit welcher verzärtelte hadrianische Kunst die milde Sitte des liebenswürdigen Jünglings oder höchstens die wünschenswerthe Geneigtheit eines deus respiciens ausdrücken wollte. — 16. Sogenannte Euterpe. Diese aus mehrern Wiederholungen bekannte, an einen Pfeiler gelehnte Figur hat, wie der Verf. bemerkt, keine Ansprüche auf den Namen einer Muse; vielmehr stimmt theils die Verschleyerung eines Neapler Exemplars, theils die Taube am Pfeiler der Borghesischen mit der Vermuthung des Referenten, als möchten sie priesterliche Figuren eines mit Venusdienst verbundenen Kultus seyn, zusammen (vgl. Gerhard Venere-Proserpina illustr.

p. 62). — 17. Borghesischer Satyr. Viskontis Vermuthung, daß diese Figur dem ἀναπαυόμενος des Protogenes nachgebildet sey, wird S. 45 bündig widerlegt. — 20. S. 46. Betender Knabe, bekannte Erzfigur der Berliner Sammlung. Der Verf. tritt Viskonti's Meynung bey, daß es ein dankender Sieger sey, mit der Bemerkung, wie für die unverkennbar betende Bewegung des Knaben kein anderer Moment, etwa vor dem Kampfe, schicklicher oder aus sonstigem Kunstgebrauch gerechtfertigt sey. — 24. S. 49. Sogenannter Germanikus von Versailles, mit Viskonti für das Bildniß eines Römers erklärt, der mit Merkur verglichen seyn wollte; der Verf. fügt hinzu, daß die zusammengehaltenen Finger der rechten Hand einen Redner andeuten und daß Hinweisung auf Götter, wie sie durch die Schildkröte unter dem einen Fuß gegeben ist, nicht gerade eine durchgängige Bildung mit den Attributen dieses Gottes erheische.

27. S. 53—70. Gruppe von S. Ildefonso. Dieser bekannten Gruppe zwey stehender und von einem weiblichen Figürchen begleiteter Jünglinge, an vielseitiger Schwierigkeit, wie an Kunstwerth und merkwürdiger Darstellungsweise unter den Denkmälern des Alterthums ausgezeichnet, hat der Verf. eine ausführliche Behandlung gewidmet, deren Hauptsätze Referent um so lieber hier zusammendrängt, als eine von ihm selbst gleichzeitig angestellte und vom Vf. noch berücksichtigte Untersuchung (Venere-Proserpina illustr. p. 49—55) im Wesentlichen damit zusammentrifft.

(Der Beschluß folgt.)

München, den 6. August 1827.

Gestern, am Sonntag den 5. Aug. Morgens um 11 Uhr, wurde dahier auf dem schönen Baumplatze vor dem Karlsthor der Grundstein zu der protestantischen Pfarrkirche in Gegenwart des Herrn Staatsraths v. Stürmer als Stellvertreter des jezt abwesenden Ministers, der Mitglieder der Regierung, des Oberkonsistoriums und der Geistlichkeit, mit angemessener Feyerlichkeit gelegt. Nachdem ein kurzes und ergreifendes Lied von der zahlreichen Gemeinde in Begleitung der Musik gesungen und von Herrn Pfarrer Beck der Zweck der Feyerlichkeit in einer mit Wärme und Erhebung gesprochenen Rede dargestellt war, wurden in den Grundstein unter den üblichen Ceremonien folgende Gegenstände eingesenkt: 1. Eine Steintafel, auf welcher Veranlassung, Datum und Theilnehmer dieses erfreulichen Ereignisses; 2. eine andere, auf welcher der Grund- und Aufriß des Gebäudes verzeichnet waren. 3. Ein schön gebundenes Exemplar der Bibel, welche von dem hiesigen Bibelvereine vertheilt wird. 4. Das Bildniß Sr. Maj. des Königs in Glas geschmolzen. 5. Die in diesem Jahre hier geprägten Münzen in mehreren Exemplaren, nebst mehreren eigens auf diese Feyerlichkeit hier und in Augsburg geschlagenen Schaumünzen. Der Plan zu diesem Gebäude ist auf Befehl Sr. Maj. des Königs, dessen beharrlichem Eifer die protestantische Gemeinde allein die schnelle Beseitigung aller ihrem lange gehegten Wunsch entgegengestandenen Schwierigkeiten und Hindernisse verdankt, durch den Hrn. Oberbaurath Pertsch entworfen worden, und bildet ein in die Breite gestellter Oval von 150 Fuß Breite und 90 Fuß Tiefe, an welcher sich eine Vorhalle von drey Arkaden als Eingang, und gegenüber ein halbzirkelförmiger Chor zur Aufnahme des Altars und an seiner Seite der Kanzel anschließt; dieser Halbzirkel vereinigt sich mit den beyderseits hinzutretenden Sakristeyen zu einem viereckigen Ausbau, an dessen Rückseite der Glockenthurm emporsteigt. Die Höhe des Gebäudes bis zum Dach beträgt 60, die des Glockenthurms 170 Fuß. Durch hohe abgerundete Fenster, und oberhalb des umlaufenden Gesimses durch kleinere halbzirkliche Oeffnungen fällt ein sehr reichliches Licht in das Innere, welches an den beyden abgerundeten Seiten Emporkirchen von Säulen getragen erhält, und in der Mitte mit achtzehn in zwey Abtheilungen gesonderten Sitzreihen versehen wird.

Mailand, 19. Juli.

Gestern passirte auf einem großen Schiffe die kolossale Säule hier durch, welche aus weißem und schwarzem Granit besteht, und in Venedig nach Rom zum Behufe der Wiederaufbauung der St. Paulskirche eingeschifft wird. Sie kömmt aus den Marmorbrüchen von Montorfano am Lago Maggiore im sardinischen Gebiet, besteht aus einem einzigen Stück, hat 19 Ellen 7 Zoll Länge, 2 Ellen 5 Zoll 6 Linien im Durchmesser, und wiegt 64,000 schwere Mailänder Pfund.

Rom, 18. Juli.

Im Lago di Nemi wird Hr. Fusconi ehestens seine Versuche zur Herausziehung der versenkten Barke des Tiberius beginnen. Schon der Kardinal Prospero Colonna im 15ten Jahrhundert und nach ihm der berühmte Architekt de Marchi (im Juli 1535) machten auf dem nämlichen See ähnliche Versuche. Unter Colonna wurde ein Theil des Schiffes mit eingesenkten eisernen Hacken losgerissen und heraufgezogen.

Nr. 68.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. August 1827.

Archäologie.

Das akademische Kunstmuseum zu Bonn. Von dem Vorsteher desselben, Professor F. G. Welcker. Bonn in Kommission bey Weber 1827. 104 S. 8.

(Beschluß.)

Als ein Hauptgewinn der Welcker'schen Beweisführung ist vor allem zu erwähnen, daß der Verf. aus dem reichen Schatz seiner Belesenheit ein zeither verborgen gebliebenes Zeugniß des früheren Werkes von Humboldt über die Ergänzungen der Gruppe geltend gemacht und sofort mit einer selbst gegen Rumohr und Fr. Tieck siegreichen Erwägung die Zusammenstellung der drey Hauptfiguren allen unleugbaren Ausbesserungen der Gruppe zum Trotz als ursprünglich und unzweifelhaft nachweist. Berühmte Meynungen, welche bald einen Antinous, bald einen Apollo Sauroktonos in diese Gruppe einzudrängen versuchten, werden hiedurch beseitigt (S. 61 ff.). Da es nun ferner eben so wenig Zweifel leidet, daß in dem weiblichen Figürchen das Idol einer Proserpina vorgestellt sey, wie denn diese vom Vf. bereits in der Zeitschrift für alte Kunst S. 11 ausgesprochene Ansicht durch die seitdem vom Ref. zusammengestellten ähnlichen Idole (Kstbl. 1825. Nro. 16. — 19. Venere - Proserpina illustr. Fiesole. 1826) manche Bestätigung erhalten hat, so ist jede auf irrige Deutung des Idols gegründete Benennung der Hauptfiguren (Genii della natura, Lucifer und Hesperus S. 60) verwerflich. Für die sonst gewöhnlichste Benennung von Dioskuren ist nichts als die Verbrüderung zweyer Jünglinge anzuführen, an Daduchen (Venere - Proserpina illustr. p. 91 sq.) zu denken, eben so wenig hinlänglicher Grund vorhanden; und indem der Verf. solche Irrwege nachträglich abweist, durfte er die bereits hie und da versuchte Deutung des mit zwey Fackeln versehenen Jünglings auf einen Todesgenius ohne ängstliche Schutzrede darum hauptsächlich voranstellen, weil die Nähe der unterirdischen Göttin und die Verbrüderung mit einem ähnlichen Jüngling auf diese Weise gleich befriedigend gelöst sind. So fehlt es denn auch im Einzelnen beyder Figuren bey jener Deutung nicht an einer Rechtfertigung ihrer Bewegungen und Attribute. Zwar kann der zur Rechten des andern stehende Jüngling nur dann und darum als Schlaf bezeichnet werden, wenn und weil dieser andere wirklich des Schlafes allbekannter Bruder, ein Todesgenius ist; dieser leztere aber, sagt der Verfasser, ist einmal als Unterweltsdiener nachgewiesen, durch das Anzünden seiner Fackel und deren sofort angedeuteten Gebrauch ein unverkennbarer Vollstrecker des Todes, nämlich unter dem Bilde des Verbrennens der Todten.

Gegen diese leztere so entschieden als scharfsinnig ausgesprochene Erklärung muß sich nun Referent, während er in der Hauptsache mit dem Verf. einverstanden bleibt, folgende Einwendungen erlauben. Die umgestürzte Fackel in der Rechten des Todesjünglings kann und muß allerdings, in so fern sie den vor ihm stehenden Altar berührt, nicht auf Auslöschung desselben gedeutet werden; „zum Altar gehört in der Regel Feuer, und weil es natürlich ist an Anzünden zu denken, so mußte der Künstler, wenn er das Gegentheil meynte, vermeiden, sich gerade des Altars dabey zu bedienen.“ Der Altar müßte also in Bezug auf Anzünden betrachtet werden, als ein Anzuzündendes, nach dem Verf. oder auch nach des Ref. Bedünken nicht minder füglich, um die Fackel an ihm anzuzünden. Anderseits aber durfte bey wiederholter Erwägung auch der Verf. zugestehen, wie ein Jüngling, in dem wir eigentlich nur wegen des unterirdischen Idols und wegen seiner Verbrüderung mit einem an und für sich unbestimmt gelassenen Jüngling eine Vorstellung des Todes erkennen, eher alles andere als eine umgestürzte Fackel tragen dürfe, wenn nicht jeder Beschauer, statt an Anzünden eines Altars oder eines dadurch noch keineswegs deutlichen Scheiterhaufens, nicht vielmehr nur an die Fackel als allbekanntes Symbol verlöschenden Lebens denken sollte. Wird also, wie es Ref. einstweilen zugegeben, ein Altar, ohne Zweifel der des unterirdischen Idols, angezündet, so wird er es nimmermehr durch ein zufällig aufgegriffenes Geräth des Scheiterhaufens, sondern seine Flamme wird entzündet und

genährt durch die eigene umgewandte Lebensflamme des hinzuopfernden Menschen. Daß nun aber in der That an kein Anzünden zu denken, vielmehr die Berührung des Altars durch die Fackel ganz zufällig sey, dafür spricht theils der Augenschein, indem die Oberfläche des mitten vielleicht gar zugedeckten Altars glatt und nur sein äußerster Rand berührt ist, theils sind dafür auch jene ähnlichen Vorstellungen beweisfähig, in welchen ohne gegenseitige Annäherung dem unterirdischen Altar und der umgestürzten Fackel ihre selbstständige Bedeutung gelassen ist; die mehrfach wiederholten Statuen des Todesschlafes (Mus. Pio-Clem. I. 28. u. s. w. nachweislich nicht eines unschädlicheren Schlafes) nämlich hatte Ref. eher als entferntere und kaum vergleichbare Aehnlichkeiten für den Jüngling von S. Ildefonso zu Hülfe gerufen (Venere-Proserpina illustr. p. 54. mißverstanden beym Verf. S. 59. f.) und ein Archäolog von des Vfs. Umsicht würde ihm bey erneuter Prüfung (vgl. S. 54. Anm.) schwerlich erwiedern, daß die Anwendung zwey gleicher und eigenthümlicher Attribute bey gleichbedeutenden Figuren wegen der Verschiedenheit einer mehr oder weniger auseinander gerückten Stellung auch verschieden zu deuten sey. Waren nun in der That jene Einzelbilder von Todesgenien dem Jüngling von S. Ildefonso entsprechend, so darf, wie oft auch ein Scheiterhaufen in ungefährer Altarform gebildet worden seyn möge, selbst das gegen den Verf. geltend gemacht werden, daß in allen verwandten Beyspielen ausführlich bezeichnete Altäre abgebildet sind, bey denen jede Erinnerung an wirkliche Scheiterhaufen fehlt. Endlich kann unseres Bedünkens unmöglich zugegeben werden, als sey die über des Jünglings linke Schulter gelegte und rücklings flammende Fackel fähig eine zum Anzünden des Scheiterhaufens bezweckte Bewegung anzudeuten, vollends mit abgewandtem Haupt. Ein Haupt, das nach einer vorwärts geschehenden Handlung hinblickt, kann nicht zugleich von einer andern geflissentlich abgewandt scheinen, so wenig als ein über die Schulter, etwa wie manche ruhende Keule des Herkules, gelegtes Geräth ein geflissentliches Anzünden auszudrücken vermag; die Bewegung, die für solchen Gedanken gehörte, kennen wir ja aus mancher Feuerläuterung der Psyche (Zoega Abhandl. V. 13.). Eine aufrecht gehaltene Fackel hätte ihn freylich noch entschiedener verneint, aber sie hätte auch dem Todesdämon das fremde Bemühen untergelegt, der Menschen Lebensflamme zu nähren, statt daß er bey dem vom Künstler gewählten Ausdruck sie eben nur gewähren läßt, so lange er muß. Apollinische Heil- und Todesgewalt ist jenem düstern Jüngling doch wohl nicht zuzumuthen; hat doch der Vf. den aufgedrungenen Sauroktonos glücklich aus seiner Nähe entfernt (S. 65 f.) und dürfte er doch künftig auch die Lorbeerkränzung dieser und anderer Gräbervorstellungen lieber allbekannten Siegerbeziehungen beymessen als einer gewissen unbestimmten apollinischen Heiterkeit (S. 57)!

28. S. 71. Apollo Sauroktonos. Auch dieser Artikel gehört zu den schätzbarsten der Schrift, indem außer äußeren Schutzgründen für die von Zoega bezweifelte apollinische Bedeutung des Eidechsentödters der symbolische Sinn des Thieres ernstlicher ins Auge gefaßt wird als bisher, nämlich als Freundin der Sonne und weissagendes Thier. Eidechsenorakel sind so gut denkbar als Schlangenorakel; aus der praxitelischen Statue selbst läßt sich vermuthen, daß sie als eine niedere Gattung von Wahrsagungen dem Knaben Apollo beygemessen werden, wie die ländlichen Thrieenorakel. — 42. S. 81. Sogenannte Ariadne des Kapitols, vom Verf. mit Meyer für einen Bacchus erkannt, wofür er in unbeachteten Andeutungen von Stierhörnern eine Bestätigung findet, und in der That wäre, zumal auf Marmorbildern, eine Ariadne mit Stierhörnern ohne Beyspiel. Indeß gesteht Ref. an dem bewußten Kopfe nur zwey, nicht einmal ganz parallel gestellte Korymbengruppen bemerkt zu haben und den übertrieben zärtlichen Styl, der allein so völlige Zweydeutigkeit des Geschlechts an einem Bacchuskopfe rechtfertigen könnte, in jenem vortrefflichen Werke nicht zu finden. Auszeichnung verdienen noch des Verfs. Bemerkungen über die Pythischen Kitharödenreliefs Nr. 172. 173. S. 95 über ein Pariser Relief, Dionysos und Horen vorstellend 180 S. 99 und über ein orgiastisches 181 S. 100 f., dessen palladienähnliches Schnitzbild auf phrygischen Dienst bezogen wird. Der Verf. bezeigt sich geneigt die Cybele dem auf Sarkophagreliefs häufigen Sabazius gleichzusehen, ja auch für die bärtigen Idole dieses letzteren Winkelmanns mon. ined. 29. öfter gerügte Benennung einer Bellona wieder zu Ehren zu bringen; Referent, dem dieß bedenklich scheint, kann es seinerseits bestätigen, daß nicht bloß auf dem Sarkophage Gentili, sondern auch auf manchen andern ähnlichen Werken der bärtige Sabazius entschieden mit Weiberbrüsten vorkommt und vielleicht durchgängig mannweiblich aufgefaßt wurde.

Die übrigen, hier übergangenen Artikel sind mit derjenigen summarischen Kürze behandelt, welche zur erklärenden Aufzählung längst bekannter Werke genügt, von dem Verfasser aber in einzelnen lehrreichen und zur Belebung eines archäologischen Studieneifers vorzüglich geeigneten Beyspielen hie und da mit Recht überschritten worden war. Möchten nun andere, denen größere Sammlungen dieser Art zu Gebote stehen, dem Beyspiele des Vf. nachkommend, jene schöne Auffoderung zum kunstgeschichtlichen Studium nicht verabsäumen, welche in einer planmäßigen Zusammenstellung von Abgüssen ungleich dringender liegt, als in einer gemischten Sammlung von oft sehr mittelmäßigen Originalen. Möchte dieß beson-

ters bey dem lebendigeren Eifer geschehen, der die reicher begabten Kunstakademien an mehr denn einem Orte ergriffen hat! Wenn es offenkundig ist, daß die künstlerische Vergleichung sich mit wenigen auserwählten Vorbildern zu begnügen pflegt, während die kunstgeschichtliche Betrachtung im Verhältniß grösseren Reichthums von Denkmälern gesteigert wird, wenn statt der seelenlosen Willkür aufgedrungener Schönheitsformen nun auch der darzustellenden Idee einiges Recht eingeräumt und der gründlich angeregte Lehrling von einer rein technischen Kunstgeschichte zu den geschichtlichen Erscheinungen der Kunstdarstellung, wie zu den Ergebnissen einer umsichtigen Kunsterklärung fortgezogen wird, wenn es den Künstlern klarer vorliegt, wie die Mittel einer höher gebildeten Darstellung ihnen durch wissenschaftliche Leistungen zukommen, und den Gelehrten, wie all ihr Kunstwissen und Kunstbewundern eitel ist ohne ein kunstgebildetes Gefühl für die Form, so müssen jene unschätzbaren, nun auch allmählich den Universitäten zu Theil werdenden Hülfsmittel der Kunstakademieen, denen ihr größter Vorrath zeither oft nur wie für künftige Hungersnoth aufgespeichert schien, nicht mehr ein bloßer Wegweiser zur Formenbildung seyn, sondern vielmehr auch der Schlüssel zum lebendigen Verständniß einer tiefsinnig erfundenen Darstellung. Solchem Behufe können zunächst Erklärungsschriften dienen, wie das vorliegende Büchlein, dem wir geflissentlich eine längere Anzeige gewidmet haben, darum, weil die gering scheinende Aufgabe, der sich hier einer unserer bedeutendsten Gelehrten unterzogen hat, einen guten Beweis abgibt, wie Künstler und Kunstgelehrte einander bedürfen, und eine gute Auskunft, wie man der Kunst und ihrer Geschichte den spärlichen Kreis derer, die nach ihr fragen, erweitern könne.

H. R. G.

Kunstnotiz aus Leipzig.

Das Verzeichniß der Campe'schen Kunstsammlung, dessen ich in meinem letzten Berichte gedachte, ist nun erschienen. Es ist mit großer Sorgfalt von dem hier sich aufhaltenden geschickten Maler, Hrn. Börner, von dem sich in dieser Sammlung selbst einige sehr gefällige Genrebilder befinden, und der sich seit Jahren eine genaue Bekanntschaft mit derselben erworben hatte, gearbeitet. Den zahlreichen hiesigen und fremden Besuchern dieser interessanten Sammlung wird es zur angenehmen Erinnerung dienen, wenn dieselbe nicht mehr in ihrem schönen Lokal vorhanden seyn wird, den Freunden der Kunst, welche sich aus derselben durch Kauf zu bereichern im Stande sind, zu einer mannichfaltigen Aufforderung. Das Verzeichniß beträgt 202 Oktavseiten; auf den ersten 124 Seiten ist die Sammlung der Oelbilder; von S. 125 die reichhaltige Sammlung der Originalhandzeichnungen beschrieben. Hiezu kommen noch einige Bildwerke, lithographische Werke und Kupferstiche von S. 197—202.

Die Sammlung der Oelgemälde umfaßt 471 Nummern, worunter mehrere höchst ausgezeichnete Werke der altdeutschen und altitalienischen Schulen, so wie mehrere werthvolle niederländische Schilderungen, aber auch mehrere Werke noch lebender bayerischer Künstler. Die Sammlung der Originalhandzeichnungen, welche zu den kostbarsten gehört, die wir kennen, umfaßt 1289 Nummern.

Unter den Oelbildern wollen wir nur folgende herausheben, welche theils an sich, theils durch ihre Meister zu den interessantesten gehören. Nro. 1. Halbfigur eines jungen Mannes von Ferd. Bol; Nro. 17. die Kinder Israel von Pharao verfolgt von Mart. Poppn. früher im Winkler'schen Kabinet; Nro. 20. Zahnarzt von Jakob Torenvliet; Nro 35. Himmelfahrt der Maria von Karlo Maratta; Nro. 42. die Mittagsruhe von Gabr. Metzü; Nro. 47. Diana an der Quelle, ein kleines seltenes Staffeleybild, welches dem Domenichino zugeschrieben wird; Nro. 79. die Musikstunde von Gerh. Terburgh, früher im Winkler'schen Kabinet; Nro. 116. Blumenstück von Rachel Ruysch; Nro. 118. der von mir früher in diesen Blättern beschriebene Garofalo, eine fürstliche Frau mit dem Kinde darstellend, ein Bild von den edelsten Formen; Nro. 132. Johannes mit dem Evangelium, die äußere Seite eines von Hans Hemling gemalten Altarflügels, dessen innere Seite, die Gefangennehmung Christi vorstellend, sich in der königlichen Gallerie zu München befindet; Nro. 139. Kirchenprospekt von Peter Neefs, früher im Richter'schen Kabinet; Nro. 220. der kreuztragende Erlöser, kolossales Kniestück von Lud. Carracci auf Leinwand, von hohem Werth. Ferner Nro. 221, die heilige Katharina von Carlo Crivelli, die Figur ist fast in Lebensgröße, in eine kirchliche Umgebung gestellt, und mit reich geschmücktem Gewande angethan. Das Bild auf Holz scheint, wie das Verzeichniß sagt, in Tempera gemalt und mit Oelfarben lasirt zu seyn. Anziehend ist der religiöse Ausdruck des Bildes. Eben so selten und vielleicht noch seltener ist Nro. 229. Maria mit dem Christuskind und der heil. Anna im Innern einer Kirche sitzend und von Engeln umschwebt. Das Bild gehört dem Filippo Lippi an, von dem in Deutschland vielleicht kein zweytes Bild vorhanden ist. Es ist mit dem Jahr 1428 bezeichnet, und ebenfalls auf Holz gemalt. Ferner Nro. 243. der todte Christus von van Dyck, ein kleines höchst rührendes Bild auf Leinwand gemalt; Nro. 248. eine alte Matrone mit einem Kinde von Govaert Flink; Nro. 258. eine alte Frau von Denner; Nro. 251. musikali-

sche Unterhaltung von Franz Mieris, 1657 gemalt; Nro. 262. Schlachtbild von Phil. Wouvermann, früher im Richterschen Kabinet; Nro. 274. ein spanischer Hirt von Velasquez, kürzlich von Ludw. Gönner (jezt in Rom) sehr glücklich in Kupfer gestochen; Nro. 282. eine Maria mit dem Kinde, dem Joh. v. Eyck beygelegt, kleines Holzbild; Nro. 284. der geldberechnete Buchhalter oder Acciseinnehmer von Quint. Messis; Nro. 294. die heil. Dreyeinigkeit, nebst den heil. Personen des Alten und Neuen Testaments, angeblich von Joh. Mabuse und Albrecht Dürer; nach Brulliots Deutung des Monogramms von Cornelius von Ozanen; ein Altarbildchen mit zwey Flügelthüren, von Baldung Gruer gemalt; Nro. 297. ein kleines Brustbild des Erasmus von Holbein; Nro. 301. Adam und Eva im Paradiese von A. Dürer; Nro. 303. heil. Familie von Hans Holbein auf Holz; Nro. 338. ein Seeprospekt von Beerstreet (vom J. 1550); Nro. 339. Gesellschaftstanz von Vict. Honor. Jansens. Unter den Bildern neuester Meister zeichnen wir aus: Nro. 365. Gebirgsansicht von der Höhe des Prisbergs in Oberbayern von Albr. Adam (auf Holz); Nro. 368. und 369. Ansichten von der römischen Campagna und Rom, beyde von Steinkopf; Nro. 373. ein bayerischer Postillon auf seinem Fuhrwerk, der ein Landmädchen aufnimmt, von Peter Heß; 381. Ansicht von Straßburg und 383. Ansicht von Brügge von Quaglio, beyde in diesen Blättern beschrieben, und noch mehreres von Glink, Wilh. v. Kobell, Karl v. Heydeck (386 Gefecht), Quaglio, Kogels, Dahl, Klein, Wagenbauer u. A. Mögen diese flüchtigen Andeutungen Kenner auf die Versteigerung dieser Sammlung aufmerksam machen, welche vom 24. Sept. d. J. an vor sich gehen soll.

A. W.

Neuentdeckte etrurische Gräber zu Tarquinia.

Im Kunstblatt Nr. 57 d. J. haben wir bereits eine kurze Nachricht über die bei Tarquinia entdeckten etrurischen Gräber gegeben, und unser dort geäußerter Wunsch, daß Herr Baron v. Stackelberg uns einige nähere Auskunft darüber ertheilen möchte, ist früher und auf eine befriedigendere Weise, als wir damals hoffen konnten, von demselben erfüllt worden. Ein Brief von seiner Hand aus Rom, vom 10. Juli, enthält folgendes:

„Ich beeile mich, Ihnen die Anzeige einer für Kenntniß der antiken Malerey sehr wichtigen Findung zu geben, welche sowohl der gelehrten als der Kunstwelt höchstes Interesse erregen wird. Vor ein Paar Wochen sind in unserer Nähe in der Gräberstätte des alten Tarquinia drey Gemächer mit Wandgemälden ausgegraben worden, von denen eine in altgriechischem, zwey in hetrurischem Style gemalt sind, bey lezteren finden sich Ueberschriften der Figuren, und Steinthüren mit Bildwerk. An der Findung hatte ich selbst Antheil, und habe mit Beyhülfe zweyer Freunde alles Vorhandene aufs Genaueste dargestellt. Was dazu sich eignete, ist durchgezeichnet, was zu groß ist, durch Quadrate verkleinert, mit den Farben kopirt, das Architektonische in Plänen und Aufrissen mit allen Vermessungen aufgenommen worden. Hiezu fügten wir noch die Darstellung mehrerer anderer von den dortigen Grabmälern, unter welchen noch zwey, seit 3 Jahren erst aufgegrabene, einige Malereyen enthalten, die übrigen durch die Bauart sich auszeichnen. Im Ganzen sind ungefähr 160 gemalte Figuren in den neuentdeckten Gräbern von uns nachgebildet worden, zum Theil halblebensgroße an den Wänden, zum Theil anderthalb Fuß hohe in einem langen Friese und in inneren Giebelfeldern. Am reichsten ausgeziert ist gerade das am besten gemalte Gemach im altgriechischen Style, von dem wir bisher nur durch die ältesten Vasenmalereyen eine Idee bekamen, die uns indeß nur vermuthen ließen, wie die Gemälde seyn mochten, die jezt uns vor Augen treten. Auch die dargestellten Gegenstände haben ein hohes Interesse, und man kann diese Gemälde ohne Uebertreibung an Wichtigkeit den Pompejanischen vorziehen, indem sie theils Aufschlüsse über eine Kunst geben, deren Kenntniß man in Bezug auf ihr Alterthum so sehr entbehrt, theils mit viel mehr Sorgfalt gemacht sind, als die leztgenannten. Die Inschriften selbst können über eine verlorene Sprache Licht verbreiten. Die früher bekannten Malereyen aus derselben Gegend beweisen durch ihre Zeichnung hinlänglich, daß sie einer späten Zeit angehören dürften, also mit unseren neuentdeckten nicht in Vergleich kommen."

Die Findung dieser Denkmäler, die Hr. von Stackelberg jener von seiner Reisegesellschaft in Griechenland an Wichtigkeit gleich stellt, legt ihm die Pflicht auf, sie eiligst bekannt zu machen, und er hat sich entschlossen, die architektonischen und gemalten Gegenstände nebst dem Bildwerk in einem eigenen Werke zu versammeln, welches den Titel: „Aelteste Denkmäler der Malerey, oder Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinia" führen soll. Die Zeichnungen werden nach ungefährem Ueberschlag 35 Blätter in klein Folio geben, zu welchen Hr. v. Stackelberg am Schluß einen gehörigen Text liefert, die Blätter zu erklären und die Kunstschule zu erweisen, von der diese Gegenstände herstammen. Das Werk kann in Konturen und zugleich in illuminirten Exemplaren erscheinen, denn die Zeichnungen sind kolorirt, und ohne Schattirung, wie die Originale. Für die Treue derselben verbürgt das angezeigte Verfahren, welches bey der Nachbildung beobachtet wurde, und die Genauigkeit, der sich die sämmtlichen Künstler besonders bestrebten. Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung hat den Verlag dieses interessanten Werks übernommen, und die Zeichnungen werden ungesäumt auf das Sorgfältigste lithographirt werden.

Nr. 69.

Kunst-Blatt.

Montag, den 27 August 1827.

Venus Libitina auf Gemmen und Glaspasten.

Wir werden den Lesern unsere Betrachtungen über die mannichfaltigen Darstellungsweisen antiker Kunst, mittheilen, welche sich unsers Bedünkens nur oder ausschließlich aus geschnittenen Steinen und Glaspasten nachweisen lassen. Vorläufig versuchen wir den Werth der in Rede stehenden Denkmäler, so wie die beschränkte und fahrlässige Weise ihrer zeitherigen Behandlung, durch irgend ein einzelnes Beyspiel in das Licht zu setzen. Wenig andere Gebilde der alten Kunst möchten diesem Zweck sich in solchem Umfang fügen als die, unserer Ueberzeugung nach, schon in der Zeit einer blühenden Kunstübung wohlbekannten, gegenwärtig aber vielleicht nur aus Gemmen und hauptsächlich aus Glaspasten nachweislichen Vorstellungen einer als gierige Todesgöttin gedachten, als Grabesgöttin (Epitymbia), Todtengräberin (Tymborrhychos), Persephassa, in bekannterem römischen Ausdruck als Libitina bekannten, Venus. Wenn die Annahme und Benennung einer solchen Göttin zeither für eines und das andere Bildwerk angewandt wurde, so geschah es durchaus willkürlich; am wahrscheinlichsten wird eine tief und schattenähnlich verhüllte Figur dafür gehalten (Kstbl. 1825. S. 63. Not. 40. 43.), und wenn der Referent früher der venusähnlichen Gestalt mehrerer Bildwerke zugleich mit der Geltung einer Bacchusgemahlin Libera auch die einer Mysteriengöttin unerläßliche Todesbeziehung beylegte (ebd. S 65 f.), so vermied er es doch geflissentlich eine gleiche Bildung der griechischen Thesmophoriengöttin und der römischen Libitina anzunehmen. Indeß schienen die merkwürdigen Deckelbilder eines seitdem in Ostia ausgegrabenen Sarkophags, statt dessen im Kunstblatt (1825. S. 88. 236.) verheißener Beschreibung nur seine Bekanntmachung erfolgt ist (Antike Bildwerke Cent. I. Taf. 36.), auch außer bacchischen Beziehungen eine als Liebesgöttin vorgestellte Todesgöttin nachzuweisen. Der Gruppe einer Psyche, welche einen Amor mit umgestürzter Fackel vergebens festzuhalten sucht, gegenüber ist dort eine unbekleidete Venus vorgestellt, welche von zwey Amorinen geschmückt wird; unten und abwärts sitzt eine trauernde Psyche. Wie wenig diese leztere in eine von der Erzählung des Apulejus abweichende Sage einzuzwängen sey, lehrt die Vergleichung eines stoschischen Karneols (II. 550.), auf welchem die Todesbeziehung einer Venus Anadyomene, der Amor einen Spiegel entgegenhält, durch einen Schmetterling angedeutet ist, statt, wie vorher, durch die menschliche Figur der Psyche.

Während diese Denkmäler Manchem genügen würden, um auch Werke wie die Dresdner Marmorgruppe einer sitzenden Venus, neben der sich Amor und Psyche umarmen (Augusteum Taf. 62. im Verzeichniß Nr. 216.) auf Libitina zu beziehen, dürften Andere die Nähe der mythischen oder symbolischen Psyche neben Venus nur für eine Allegorie auf die Reinheit der Liebe zu deuten geneigt seyn. Indeß belehren zahlreiche andere Bilder alter Steinschneidekunst, namentlich aber antike Glaspasten, wie es mit jener reichgeschmückten Liebesgöttin gemeynt sey. Es ist Venus, die älteste der Parzen (Paus. I. 19, 2.), dürften wir der Bedeutung nach und würden wir unbedingt antworten, müßten wir nicht unsern Beweis zunächst aus Denkmälern später Zeit führen; auch soll auf Winckelmanns entsprechende Deutung eines hieher gehörigen Denkmals, nach ihm einer Parze mit Spinnrocken, (Stosch II. 357.) nichts gegeben werden, indem wir theils in jener Glaspaste, theils in einer andern, mit Unrecht von ihr getrennten (II. 541. das Geräth etwas gekrümmter), nur eine Venus mit blattförmigem Fächer, obwohl bey Vergleichung ähnlicher Denkmäler allerdings in beyden eine Venus Libitina, erkennen. Wohl aber sind andere Glaspasten beweisfähiger, die in gleich stumpfer Arbeit, in der Entblößung der weiblichen Figur und in ihrer Anlehnung auf eine Grabessäule jenen beyden vorerwähnten entsprechen. Eine Figur dieser Art kennen wir zuvörderst aus der Zeichnung eines ähnlichen Denkmals, die wir dem Kanonikus Jorio zu Neapel verdanken; das Nebenwerk, ein Amor, der nach dem Schmetterling hascht, soll uns auch dort nicht Alles beweisen, wohl aber,

daß in der ganz ähnlichen Vorstellung einer Stoschischen Paste (II. 563.) statt des Schmetterlings ein Vogel eintritt. In den häufigen Gräbervorstellungen schnäbelnder Vögel und selbst in der Vorstellung des Flügelknaben, der mit einem Vogel spielt, darf mit Vorbehalt künftigen Beweises ein solches Thier als Symbol der schwirrenden Manen angenommen werden; daher bedeutet er in jenem Bilde nicht weniger als der Schmetterling den irdischen Lebenshauch, nach welchem Amor, der Gemahl der Psyche, hascht. Bey solcher Voraussetzung ist aber nicht blos die Venus jenes Bildes eine Libitina; dieselbe Venus an der Säule ist es auch, wo sie ohne des Amors Gegenwart einen Vogel hält. So erscheint sie auch auf einer großen schwarzen Glaspaste, welche ein einsichtiger und glücklicher römischer Sammler, Hr. Vollard, besitzt; doch ist dort die Vorstellung durch irgend ein nicht hinlänglich deutliches Nebenwerk bereichert, etwa durch die schwebende Figur einer Viktoria, und alsdann mit einer ausgedrückten Beziehung des Todes als Sieg über die Mühen des Lebens. Diese Deutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch das räthselhafte Nebenwerk über der rechten Schulter einer ähnlichen, allem Anschein nach kahlköpfigen Figur auf einer großen schwarzen Paste in Hrn. v. Thorwaldsens reichhaltiger Sammlung; während man bey der stumpfen Arbeit und durch einen gegenüber flatternden Knaben anfangs versucht wird, einen roh angedeuteten Schmetterling zu erkennen, entdeckt man bey genauer Beobachtung ein weibliches Brustbild, das entweder geflügelt ist, oder einerseits eine Palme hält, in jenem Fall fast sicherer als in diesem auf eine Viktoria, in beyden aber auf Sieg bezüglich.

Diese Idee des Sieges wird sich noch an einer andern Reihe verwandter Figuren nachweisen lassen, wenn sich aus den einmal zusammengerückten Bildwerken der auf eine Grabessäule gelehnten, lockenden, und darum unbekleideten Libitina, noch jene bacchische Mysterienbeziehung erwiesen haben wird, an der wir früher zweifelten. Auf einer Paste im Besitz des Referenten hält dieselbe Figur eine unverkennbare Traube; auf einer andern Paste, die ebenfalls vorliegt, scheint das Geräth, nach welchem Venus den Flügelknaben haschen läßt, jedenfalls ein früher nicht erwähntes Attribut, eher ein Weinblatt als eine Weintraube. Wäre nun hiedurch nächst der unbekleideten Vorstellungsweise der Venus Libitina auch ihre bacchische Beziehung und zwar, da wir dieselbe kaum anders fassen können, ihre Identität mit der Bacchusgemahlin der Mysterien, der Göttin Libera, nachgewiesen, so dürfte es nicht allzu gewagt seyn, eine auf Gemmen und Glaspasten ebenfalls häufige Vorstellung, die allerdings in den Katalogen, bald historisch als Sophonisbe und Artemisia, bald, und seit neuerer Zeit vorzugsweise, als Hebe (Lippert. I. 367. Stosch II. 175. Tassie 1275 — 1305) oder Ariadne (Lippert I. 144 — 649, Stosch II, 1465. 1466) bezeichnet wird, ebenfalls der Libitina zuzuwenden. Was jene leztere Benennung veranlassen mochte, ein über mehrere jener Figuren (Tassie 1303 — 1305, zu denen noch zwey Pasten im Besitz des Referenten kommen), gezogenes Rebengewinde, entspricht nach dem geführten Beweis bacchischer Attribute auch der Libitina, eben dieser, der Ariadne aber keineswegs, auch die selten ausgelassene Siegesbezeichnung eines mit einer Palme versehenen Gefäßes und selbst die durchgängig an den Mund geführte Schaale ähnlicher Figuren. Bey jeder andern Erklärung und namentlich bey der einer Ariadne erscheint diese Bewegung ohne besondere Beziehung; bey Libitina kann sie zum Ausdruck der nach Trankopfer durstigen Göttin gelten, zur Unterscheidung von andern Gottheiten, welche die für Libationen dargebotene Schaale eben nur ruhig zu halten pflegen.

Haben wir nun, wie wir glauben, unserem Zweck, die verhältnißmäßige Beschränktheit zeitheriger Gemmen- und Pastensammlungen darzulegen, durch die Nachweisung einer wichtigen antiken Vorstellungsweise aus meist zerstreuten Denkmälern jener Art einigermaßen genügt, so dürfen wir es nicht versäumen, die emsigere Beachtung der möglicherweise zu rettenden Denkmäler, theils wegen ihrer schwierigen Beobachtung, theils wegen der eben so schwierigen Grenzen einer und der andern Kunsterklärung noch dringender in Anspruch zu nehmen. Was wir nur bey wenigen der erwähnten Bildwerke und vielleicht auf eine befremdliche Weise bemerkten, die zwitterhafte Erscheinung manches wesentlichen Gegenstandes, findet bey dem größten Theil der antiken Glaspasten ihres vergänglichen Materials wegen und selbst aus Verschuldung abgestumpfter Formen auf eine Weise statt, welche, etwa zugleich mit dem eben so undeutlichen Artikaalien von gebrannter Erde, diese Klasse von Denkmälern nur dem geübtesten Blicke zugänglich macht, und doch muß auch die sicherste Uebung in vielen Fällen ihre Entscheidung nur von der künftigen Auffindung ähnlicher Denkmäler abhängig machen. Andrerseits macht auch bey hinlänglich deutlichen Bildwerken bald ihr beschränkter Umfang, bald die Verwandtschaft ihrer Vorstellungsweise mit Figuren einer verschiedenen Beziehung die Anwendung der bereits gewonnenen Ergebnisse auf neue Streitfragen allzuoft schwierig, ja ohne Zuwachs neuer Vergleichungspunkte unmöglich. Die zweyte dieser Schwierigkeiten wird am Tage liegen, wenn wir die gewonnene Deutung zwey in diesem Bilderkreis häufiger Vorstellungen nun auf Aehnliches zu übertragen versuchen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ruinen von Djerasch oder Kerasch und Amman in Syrien.

Die zahlreichen Ruinen dieser Städte stammen aus der spätern Römerzeit und wurden schon von Burckhard in seiner Reise nach Syrien beschrieben. Die Beschreibungen aber, wie die Grundrisse der Ruinen, die er zur Erläuterung hinzugefügt hat, sind höchst mangelhaft, denn der verstorbene Burckhard entbehrte eine zahlreiche, bewaffnete Mannschaft, ohne welche man in diesen Gegenden, aus Furcht vor den räuberischen Beduinen, nichts mit Muße in Augenschein nehmen kann. Ein junger französischer Maler, dessen Gemälde bey der lezten Ausstellung zu Paris sehr bemerkt worden sind, Hr. Champmartin, scheint Syrien und Palästina unter glücklichern Umständen bereist zu haben; vor zwey Jahren unternahm er mit dem Abbé Demazüres die Reise und ist vor Kurzem wieder in Paris angekommen. Ein Brief aus Marseille gibt folgende nähere Data über die Resultate dieses neuen Besuches in Syrien und dem gelobten Lande.

„Dieser junge Künstler", heißt es in dem erwähnten Schreiben, „sparte weder Mühen noch Gefahren, um eine recht reiche Erndte aus dem heiligen Lande mitzubringen; mehr als 200 Zeichnungen zeugen von seinem Eifer und seiner Thätigkeit. Während eines Aufenthaltes von sieben Monaten zu Jerusalem hatte er Gelegenheit alle Oerter zu zeichnen, die durch die Geburt, das Wirken und den Tod des Heilandes ewig denkwürdig geworden sind."

„Champmartin und sein Reisegefährte befanden sich zu Konstantinopel während der Niedermetzelung der Janitscharen; der Künstler hat den Seraskier in dem Moment aufgefaßt und dargestellt, wo er mit einer unbeschreiblichen Kaltblütigkeit den Befehl zur Vertilgung der Rebellen ertheilt und die Gefangenen alsbald vor den Pforten des Serails haufenweise köpfen läßt."

„Unter den zahlreichen Ruinen, die in der Entfernung von einer Tagreise jenseits des Jordans am meisten die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gezogen haben, müssen vorzüglich die von Dgerah *) genannt werden. Hier fanden sie mehrere herrliche Theater, die Bühne eines Theaters ist noch vollkommen erhalten; Tempel, großentheils noch unversehrt; ganze Straßen mit jonischen und korinthischen Säulen eingefaßt, die alle aus einem harten, beynahe granitartigen Stein gebauen sind; die Säulen sammt dem Fundamente und den Kapitälern bestehen immer aus vier Stücken."

Zu Amman, welches 22 L. nordöstlich von Jerusalem und 8 L. nördlich von Djerasch entfernt ist, haben unsere Reisenden ebenfalls ein Theater, mehrere Thore und eine Brücke entdeckt, *) die zu ihm führen. Champmartin versichert (woran wir aber noch sehr zweifeln), diese Ruinen seyen herrlicher und bewunderungswürdiger als die von Balbek und Palmyra.

Unsere Vermuthungen über die Entstehung und den Namen der Städte, welchen diese Ruinen zugeschrieben werden müssen, wollen wir bis zu der Zeit aufschieben, wo Herr Champmartin selbst seinen ausführlichen Reisebericht dem Publikum mitgetheilt haben wird.

C. F. N.

*) Burckhardt (travels in Syria and the holy land. London 1822. 4.) schreibt Djerasch oder Kerasch, nach der verschiedenen Aussprache der umwohnenden arabischen Stämme, und dieß ist wahrscheinlich auch das Richtigere. Burckhardt fand auch an zertrümmerten Säulenstücken mehrere griechische Inschriften, die er aber nicht genau copiren konnte. Wahrscheinlich hat Champmartin auch hierauf seine Aufmerksamkeit gerichtet.

*) „Entdeckt" wohl gerade nicht; die Ruinen sind schon beschrieben bey Burckhard, Travels S. 357, nach ihm sind sie 19 englische Meilen von Szalt entfernt. Er behauptet, die Architektur sey ziemlich schlecht, unser Brief im Gegentheil, sie sey d'un goût exquis.

Nürnberg, August 1827.

In einer Zeit, wo der Versuche, mit oder ohne Glück, so viele angestellt wurden, die fast verloren gegangene unschätzbare Kunst der Glasmalerey wieder auf den hohen Standpunkt zu bringen, auf welchem sie sich vor dritthalb Jahrhunderten befand, können wir nicht umhin, das kunstliebende Publikum von der Leistung eines jungen Künstlers, Joseph Sauterleute aus Weingarten im Königreich Würtemberg, der, um sich in der gedachten Kunst auszubilden, eine Unterstützung von dem Hofe seines Vaterlandes genießt, und sich gegenwärtig hier aufhält, in Kenntniß zu setzen. — Nach einigen im Kleinen ausgeführten gelungenen Versuchen unternahm derselbe die Ausführung eines 4′ 3″ hohen und 3′ breiten Bildes, als Probe in dieser so unendlich schwierigen Art der Schmelzmalerey. Das Süjet, nach einem a tempora Gemälde von Georg Penez (einem Schüler von Dürer und Raphael Sanzio † ums Jahr 1550) früher ein Stück der v. Praun'schen Kunstkammer, gegenwärtig im Besitz des Hrn. Kaufmann Heinlein, ist eine heilige Familie; Maria, Joseph und Christus als säugendes Kind, Zacharias und Elisabeth, der kleine Johannes auf einer Violine spielend, über dieser Gruppe Gott Vater und der heil. Geist auf der Krone der Maria

ruhend, welche Krone von zwey in Wolken schwebenden Engeln getragen wird. — Aeußerst richtig hat der Künstler die eigenthümliche Behandlungsart der alten Glasmaler aufgefaßt, und mit großer Leichtigkeit und geübtem Pinsel Licht und Schatten wiedergegeben. Vorzüglich zu loben ist die großartige Behandlung des Ganzen, das Licht ist zart, der Schatten kräftig ohne Härte, kein ängstliches Punktiren, und doch delikate Behandlung der einzelnen Theile, so daß es uns, wenn es, wie gewöhnlich, auf Entfernung berechnet wäre, fast zu ausgeführt erschiene. Möchten vielleicht einige Parthieen zu zerstreut erscheinen, so fällt dieß wohl mehr auf das Original als die Kopie, übrigens entschuldigt kleine Mißgriffe gewiß der Umstand, daß es das erste große Bild dieser Art ist, welches der Künstler unternahm. — Mehrere Köpfe und Hände sind bey fleißiger Ausführung ganz im Charakter des Originals schön kolorirt; die äußerst hohen, durchsichtigen, glänzenden Farben (besonders Rubinroth, Blau, Violet, Gelb und Grün), die Behandlung der Draperieen ꝛc. beweisen deutlich, daß Hr. Sauterleute auf dem besten Wege ist, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, und bey noch einiger Uebung alles das hervorbringen dürfte, was den ergreifenden Reiz der alten vorzüglichen Glasmalereyen erweckt.

A. D. V.

Rom, den 27. Juli 1827.

Ein irländischer Maler, Hr. Bryanthane, hat in seinem Studium ein großes Kirchenbild ausgestellt, welches, trotz der Hitze und Entfernung, viele Beschauer an sich zog. Man wußte, daß er bereits seit 12 Jahren unausgesetzt an diesem Bilde gemalt und eigens Reisen gemacht hatte, um die lombardischen Meister zu studiren, ehe er es vollendete. Niemand durfte je seine Werkstätte betreten. Es stellt eine Erscheinung dar, welche den h. Joseph bewegt, mit der Madonna und dem Jesuskinde nach Aegypten zu flüchten. Eine Menge allegorischer Figuren, ein Goliath und eine heil. Cäcilia, welche in den Wolken Orgel spielt, sind zwar mit vielem Feuer und Studium des Nackten vorgetragen, aber die Idee des Ganzen ist dunkel, das Kolorit unwahr, und einzelne Figuren sind des Effektes wegen grausam verzerrt. Zu diesem kommt, daß das h. Gericht Notiz von dem Bilde nehmen wollte, weil Joseph dargestellt ist, wie er neben der Madonna im Bette liegt. Die Sache wurde aber niedergeschlagen. Das Bild ist für Lord Dunstanville bestimmt.

Seit 10 Jahren ist in Rom nie so viel gebaut, geflickt und verblendet worden, wie im laufenden Sommer. Die Pforten der Brücken, welche die neue Villa Borghese mit der alten verbinden, sind beynahe vollendet. Die obere ist eine Art Triumphbogen, die untere in sogenanntem ägyptischem Style mit angestrichenen Obelisken, kläglich und ärmlich. Dasselbe gilt von den Stirnseiten mehrerer neu aufgeführter Privathäuser in der Stadt. Auch der Spaziergang auf dem Pinsio beschäftigt mit Grundmauern, Wasserleitungen und Abtragungen viele Arbeiter. Vom Erfolge ein andermal.

Die Taucherglocke des Hrn. Fusconi, welche sich an versunkenen Schiffen Trajans im See von Nemi versuchen, und dann in der Tiber und am Meeresufer arbeiten sollte, scheint die gewünschten Dienste nicht zu thun, und wir werden wohl noch nicht so bald mehr von dem schwimmenden Kiosk erfahren, als wir aus de Marchi wissen.

Der hannövrische Geschäftsträger W. Kestner, Freyherr v. Stackelberg und Prof. Thürmer, welcher demnächst nach Dresden abgeht, haben bey Corneto sehr interessante hetrurische Gräber untersucht, und werden das Ergebniß bekannt machen. Einem Franzosen, welcher auf ihrer Spur gehen, und die Gemälde für seine Reisebeschreibung lithographiren lassen wollte, ist dieses, wie billig, untersagt worden.

M.

Nekrolog.

Am 9ten August starb in München der königliche Gallerie-Inspektor, Herr Joseph Brulliot, in seinem 88sten Lebensjahre und 63sten Dienstjahre. Er war 1739 geboren, und bewährte sich schon in Düsseldorf als einer der geschicktesten und thätigsten Aufseher der Gemäldegallerie, dessen Sorgfalt für die ihm anvertraute Kunstschätze weder Mühe noch Gränzen kannte. In Düsseldorf sind auch noch historische Gemälde von seiner Hand. Er begleitete die Gallerie bey ihrer Versetzung nach München, und die Kraft und Heiterkeit seines Alters erlaubte ihm, ihr seine Thätigkeit unausgesetzt bis an sein Ende zu widmen, das ihn, nach kurzem Krankenlager, in den Armen seines Sohnes Franz Brulliot, Inspektors der königlichen Kupferstichsammlung, überraschte.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Herr Ritter v. Bröndsted, königlich dänischer Agent in Rom, ist zum Geh. Legationsrath mit dem Range eines wirklichen Etatsrathes ernannt worden.

Nr. 70.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 30. August 1827.

Venus Libitina auf Gemmen und Glaspasten.

(Beschluß.)

Eine nackte weibliche Figur, deren Attribute auf Todes- oder Mysterienbeziehungen deuten, würden wir demnach, auch wenn ihre Anordnung von den beyden früheren abweicht, ihre Attribute nicht ganz so entscheidend sind als dort, wo beyderley Attribute einer und derselben Figur gegeben werden, mit Wahrscheinlichkeit für eine Venus Libitina zu deuten haben. Da die Kunsterklärung auch Entferntes selten zu verschmähen pflegt, wo es erwünschten Beweisen sich anpaßt, so würde selbst die unfreywillige Anlehnung einer nackten Frau an eine Säule, wie Referent sie in einer Paste vor sich hat, Vielen für eine nach spartanischem (Paus. III. 15, 8.) Beyspiel gefesselte Venus gegeben werden können. Für bedeutungslos darf in altem Kunstgebrauch weniges gelten: so ist auch der Säule oder dem Pilaster, wie es manche ähnliche Mysterienfiguren (Venere-Proserpina illustr. p. 62) stützt, oder wie es mehreren Bacchusfiguren auf Pasten ganz ähnlicher Manier (Stosch II. 1441. 1442), und einem mit jenen zusammengereihten (Stosch II. 1440 „Bacchus") Hermaphroditen gegeben ist, die Geltung einer Grabessäule häufig zuzugestehen, und zwar nach der Todesbeziehung, welche der Libera und dem Bacchus, und in Athen (Creuzer Symb. II. 328) selbst den Hermaphroditen zukam. Nachdem wir den Schmetterling zur Andeutung einer Venus Libitina angewandt fanden, (Stosch II. 550) würde ein solches Nebenwerk, wie wir es in einem vorliegenden Gemmenabdruck sehen, auch der obigen Deutung jener angefesselten Figur keinen Eintrag thun; wohl aber wird die Deutung dadurch bedenklicher, daß sie nicht blos in dieser Wiederholung mit dem Schmetterling, sondern auch in einer andern Paste in Besitz des Referenten statt der vorherigen Säule an einen Baum, etwa eine Weide, gefesselt ist. Von einem solchen Baum ist auch bey Psyche nicht die Rede, an welche man sonst bey ähnlichen Vorstellungen zu denken pflegt; auch erscheint Psyche nicht leicht flügellos. Nichts desto weniger beruht, in Erinnerung häufiger Vorstellungen des eben so an eine Säule oder einen Baum gefesselten Amor (Stosch II. 855. 856) die wahrscheinlichere Deutung bey Psyche, deren Erscheinung ja nicht immer blos aus dem Apulejus, sondern auch nach dem ganzen Sinn ihrer Dichtung erklärt werden darf; auch finden sich, obwohl allerdings selten, (Stosch II. 866) die Flügel der Psyche vernachlässigt. Wenn wir zu diesen seltenen Ausnahmen gewisse vermeintliche Psychenbilder nicht rechnen, deren Entblößung zugleich mit der benachbarten Säule von neuem auf Venus Libitina bezogen werden könnte, so thun wir dieß mit größerer Geneigtheit irgend eine trauernde Figur, sey es aus der Heroengeschichte oder aus einer verklärten Bildung des Alltäglichen, anzuerkennen; was aber von den trauernden Figuren II. 858—861 (vgl. 1864.) 863. 864 gilt, dürfte auch von der Fischerin II. 862 zu behaupten seyn.

Wie nun so eben die Flügellosigkeit und selbst die Entblößung einer weiblichen Figur uns zwischen Psyche und Venus zweifelhaft ließ, so lassen andere Fälle aus ähnlichen Gründen selbst zwischen Venus und zwischen Parzen oder Musen die Wahl. Entblößte Parzen sind uns aus alten Bildwerken nicht erinnerlich, daher denn eine halbnackte Figur, welche von Winckelmann (Stosch II. 358) so benannt ward, uns lieber für eine Venus gilt, der als Libitina wohl auch komische und tragische Maske, (Pio-Clem. VII. 13) und als ältester Parze selbst die Spindel gegeben werden konnte. Den Musen, die in Marmorwerken höchstens eine entblößte Schulter zeigen, wird auf Gemmenbildern wohl auch eine entblößte Brust, selten jedoch auch auf diesen ein völlig entblößter Oberleib zugestanden. Wo das leztere der Fall scheint, beruht es zum Theil auf offenbaren Irrthümern. Eine Euterpe mit Syrinx (Stosch II. 1270) heißt richtiger eine Bachantin, was selbst auf die nackten oder halbnackten Leyerspielerinnen sich ausdehnen läßt, die für Terpsichore gelten (II. 1266. 1267); eine entschiedene halbnackte Urania (II. 1281) kann wohl auch einmal als Venus Urania gedacht seyn, und um die allerwärts eingehüllte Polyhymnia in einer halbnackten Form zu erkennen, würde das Attri-

hut einer Rolle, selbst wenn es deutlicher wäre, als es bey Stosch (II. 1273) ist, nicht genügen. Vielmehr kann bey Vorstellungen dieser lezteren Art, bey welchen die Rolle zum Theil entschieden ist (II. 1276 und 1278), wegen der sie begleitenden Säule ernstlicher an eine ungeflügelte Psyche (vrgl. II. 1278 mit 813) oder wiederum an Venus Libitina gedacht werden; für eine oder die andere spricht die Vorstellung des an eine Säule gelehnten und eine Rolle betrachtenden Amor (Stosch II. 773 mit einem Bildniß auf der Rückseite) und die Schicksalsbedeutung dieser Rolle bey häufigen Flügelfrauen, in deren Händen sie mit Schild und Helm wechseln, zum Beweis einer auch über das Leben hinausführenden Siegesgöttin. Die Belege zu diesen Thatsachen finden sich auf fünf Pasten des Referenten; auf einer sechsten ist die auf einen Schild schreibende Viktoria, die irgendwo (Zoega bassir. I. 18) auch Fatum genannt wird, von einem Amor begleitet, schwerlich zur Bezeichnung eines auf Siegestrophäen einzuschreibenden Liebessieges, sondern weil der Flügelknabe Amor dem Lebensgenius, die geflügelte Siegesgöttin Viktoria der ungeflügelten Venus victrix nahe verwandt ist. Diese Zusammenstellung zwischen beyden Göttinnen läßt sich weiter durchführen; Venus victrix findet sich nicht blos mit Beziehungen auf Mars, sondern auch mit entschiedenem Nebenwerk bacchischen Dienstes, an ein Priapusidol gelehnt, während sie Helm und Speer hält, auf einer Glaspaste in Besitz des Referenten. Auch darf solche Verknüpfung nicht befremden, nachdem wir schon auf zwey oben erwähnten Pasten die Todesgöttin Libitina durch Siegesattribute bezeichnet fanden; wohl aber dürfen wir dringender verlangen, daß die allerdings nur sparsame Grabesandeutung durch eine Säule oder ein Säulenkapitäl neben anderweitigen Schicksalsattributen eine ungeflügelte Sieges- und Schicksalsgöttin statt einer Muse bezeichne. Einer Muse würde weder die Aehnlichkeit mit einer Viktoria passen, noch einer andern als der, stets eingehüllten, Klio und Polyhymnia die Rolle; daher sind denn für uns jene halbentblößten und an eine Säule gelehnten (Stosch II. 1272. 1273.) oder auf ein Kapitäl gestützten (II. 1277. 1278, so eine Flügelfigur des Ref.) Frauen keine Musen, sondern Bilder der Libitina.

Es liegt nahe, diese Bestimmungen auch auf andere ähnliche Figuren auszudehnen, deren unleugbare Musenattribute füglich auch Attribute einer Libitina seyn können. Wir hatten diese in der Geltung der Mysteriengöttin Libera nachgewiesen; in solcher führt sie auf einem Karneol im Besitz des Referenten neben dem bacchischen Thyrsus auch eine Maske, und wenn wir nun in der Hand einer halbentblößten Frau, deren erhobener Fuß auf ein Säulenkapitäl tritt, auch eine Maske und auch einen langen Stab sehen (Stosch II, 1254); wenn eine ähnliche Figur an eine Säule gelehnt eine Maske hält (II. 1255) und wenn wiederum eine ähnliche auf ein Kapitäl gestüzt, nächst der Maske und ihrer Stellung, (vgl. 278. 1277) durch einen umlaufenden Rebenstock (II. 1283) bezeichnet ist, wie obenerwähnte Vorstellungen einer trinkenden Libitina, so scheint bey allen diesen Figuren ungleich mehr Grund vorhanden, sie für eine Libitina zu erkennen als für die Muse Thalia. Dieses findet nach der, vorher selbst an einer Venus victrix nachgewiesenen, bacchisch-priapischen Beziehung der Venus Libera, noch mehr bey zwey ebenfalls Thalia benannten Frauen statt, welche bald entblößt vor einem Priapusidol sitzen und eine Maske halten (II. 1286. 1287). Nichts desto weniger scheinen wir hier bereits die Grenze sicherer Bestimmungen überschritten zu haben; denn eine jener Figuren (II. 1283) hält außer der Maske auch ein Pedum; dasselbe Attribut findet sich auf zwey ähnlichen Vorstellungen (II. 1282. 1284), und zum Ueberfluß führt eine vierte dieser Art auch das zottige Franzengewand der Komödie (II. 1284): hinlänglicher Grund, um bey so vermischter Darstellung einer entschiedenen Libitina und einer eben so entschiedenen komischen Muse die Untersuchung einzuhalten, bis neuer Zuwachs der Denkmäler und anderweitige Forschung ihr eine gesichertere Grundlage verheißen. Auch ist es uns zwar geglückt bis hieher einen Gegenstand zu behandeln, dessen reichliche Denkmäler und eine gründliche Beweisführung gestatten; vielen andern Streitpunkten aber würde eine ähnliche zur Zeit unmöglich seyn. Dann erst wird sie möglich werden, wenn Originale, Abdrücke und Zeichnungen der jezt zerstreuten und verwahrlosten Denkmäler vor uns liegen; erst wenn dieses geschehen wird, kann die archäologische Forschung anfangen, die gegenwärtig für jede Gattung antiker Kunstdenkmäler, für Bronzen, Terrakotten, Vasenbilder nicht blos, sondern, mit alleiniger Ausnahme weniger Reliefs, selbst für die Marmorwerke noch nicht begonnen ist.

E. G.

Ueber den Maler Jakob Cornelisz von Oostsanen.

In dem Verzeichniß der Oelgemälde und Handzeichnungen ɩc., welche am 24. September dieses Jahres in Leipzig zum Verkauf angeboten werden, *) ist unter Nro. 294. ein Bild mit einem Monogramm angeführt, welches ich Cornelius von Ozanen erklärt haben soll; diese Angabe ist nicht ganz treu, und da das Ge-

*) S. Kunstblatt Nro. 68.

mälde, welches ich in Leipzig gesehen, von besonderem Interesse für jede ausgezeichnete Gemäldesammlung seyn dürfte, so kann es bey Gelegenheit des Verkaufs desselben nicht ungeeignet seyn, das hier mitzutheilen, was mir über das Monogramm bekannt ist.

Der Künstler, der sich dieses Zeichens bediente, nannte sich Jakob Cornelisz oder Kornelisz; sein Familienname ist nicht bekannt, denn Jakob Cornelisz bedeutet Jakob, Sohn des Cornelius. Carl van Mander Edit 1604 p. 207 nennt ihn einen ausgezeichneten Künstler, der von Oostsanen *) im Waterlandt gebürtig und im Jahr 1512 der zweyte Meister des Johann Schoorel gewesen seyn soll. Das angeführte Monogramm läßt sich indessen auf den Namen Jakob Cornelisz nicht anwenden, es muß daher auf seinen bis dahin noch unbekannten Familiennamen Bezug haben, denn daß es wirklich des Künstlers Zeichen war, beweißt ein Buch, welches er besaß, und in welches er selbst seinen Namen und sein Monogramm auf folgende Art hineingeschrieben hat:

Dit Boek behoor toe Jacob Cornelisz Schilder tot Amsterdam in die Calverstraat.

I AA A

Dieses Buch ist jezt das Eigenthum des Hrn. J. Koning, eines ausgezeichneten Kenners bibliographischer Alterthümer und Kunstsachen im Haag, der mir durch meinen Freund, den Chevalier Camberlyn, eine Calque sowohl von der Schrift als von dem Monogramm gütigst mittheilte.

Dasselbe beweisen auch die Holzschnitte, die auf gleiche Art bezeichnet sind, und die eine Folge von zwölf Gegenständen aus dem Leiden Christi darstellen **), und wovon im Jahre 1651 eine Ausgabe herauskam, welche sich auch in der königlichen Kupferstichsammlung zu München befindet und folgenden Titel hat:

Historia Christi patientis ac morientis; iconibus artificiosissimis delineata per Jacobum Cornelisz. Nunc primum e tenebris in lucem eruta et excusa. Bruxellae apud Joannem Mommartium M.DC.LI.

Auf diesem Titel sieht man eine in Holz geschnittene Kopie des leidenden Heilandes der kleinen Passion von Dürer. *)

*) Hieraus entstand die öftere Verdrehung des Namens in Ozanen, Hossanen, van Assen ꝛc. Walther van Assen, wie er von verschiedenen Autoren angegeben wird, ist derselbe Künstler.

**) Die Beschreibung davon findet sich bey Bartsch Peintre Graveur. Vol. 7. pag. 444.

In der königlichen Gallerie im Haag sah ich von demselben Meister und mit demselben Monogramm und der Jahrszahl 1524 noch ein schönes Bild, welches die Herodias in halber Figur, halb Lebensgröße darstellt, es wird dort irrig für Quintin Messys ausgegeben; so viel ich mich erinnere, ist indessen das Bild in Leipzig in Hinsicht der Ausführung bey weitem jenem im Haag vorzuziehen.

Brulliot.

*) Heller. Das Leben und die Werke Albrecht Dürers führt diese Kopie nicht an, wie ich auch so manches andere in seinem Katalog vermisse, was er in der königlichen Sammlung hätte finden können. Es ist zu bedauren, daß der Verfasser, die ihm so nah gelegene, selbst seinem Vaterland angehörige Sammlung nicht zu seinem Werke benuzt hat.

* * *

Nachschrift.

Das erwähnte Bild ist, wenn ich nicht irre, dasselbe, das im Jahr 1819 noch im Besitz des Hrn. Prof. Hartmann in Dresden war, und trägt außer dem abgebildeten Monogramm noch die Jahrszahl 1523, wie auch im Katalog angegeben ist. Damals war jedoch das A in das bekannte Zeichen Albrecht Dürers umgewandelt, weßhalb man das Gemälde für ein gemeinschaftliches Werk des Johann v. Mabuse und Albrecht Dürers zu halten geneigt war. Hr. Brulliot erkannte später das in das A eingesezte D als unächt, und seine Vermuthung bewährte sich, indem dieser Buchstabe nur leicht eben aufgesezt war und bey der ersten Probe hinwegging. Dieses merkwürdige Bild ist übrigens vollkommen nach Verdienst in dem Katalog beschrieben.

Schorn.

Zinkographie.

Die bey C. W. Leske in Darmstadt erscheinenden, auf Zink gravirten Nachbildungen archäologischer Werke haben bisher einen raschen Fortgang gehabt, und wir tragen nun die Anzeige derselben, welche durch mancherley Umstände verzögert wurde, nach, indem wir sie an den Artikel im Kunstblatt 1825. Nro. 91. anknüpfen, der von Stuarts athenischem Werk bis zur 11ten Lief. Bericht gab.

Stuart und Revett Alterthümer von Athen. Herausgegeben von Eberhardt. 12te bis 22ste Lieferung.

Nro. 12. enthält das Denkmal des Philopappus und

den dorischen Tempel zu Korinth. Nro. 13. Die Ansicht der Akropolis zu Korinth, die Brücke über den Ilissus, die Ansicht des panathenäischen Stadiums, das Odeum zu Regillum und die Incantada zu Salonicha. Nro. 14. Die Skulpturen an der Incantada, den Tempel des Apoll auf Delos, und den Portikus des Königs Philipp von Macedonien. Nro. 15. Die Kolonnade neben der Laterne des Demosthenes und die Arkaden nächst dem Thurm der Winde, die Ansicht von Pola und das Amphitheater daselbst. Nro. 16. Details desselben und den Tempel der Roma und des Augustus (dessen erste Ansicht wohl besser mit der Nadel als in Aquatinta ausgeführt worden wäre). Nro 17. Details desselben und den Bogen der Sergier (die Ansicht in Aquatinta ist hier besser gelungen) nebst Details und Skulpturen. Nro. 18. enthält nachträgliche Blätter, zu den Darstellungen des Parthenons, des Erechtheums, des Bacchustheaters und des Amphitheaters zu Pola in den früheren Heften gehörig, und wir vermissen hier wieder die genaue Bezeichnung, wo sie einzureihen sind; einige sind auch ganz ohne Unterschrift. Zuletzt folgen die Ansichten der Schlucht zu Delphi und des Parnasses in Aquatinta, und ein Blatt der Fragmente mit den Stierfiguren auf Delos. Die Fortsetzung findet sich in Nro. 19., wo jedoch einigen Blättern ebenfalls die Bezeichnung fehlt. Es folgen sodann die im vierten Bande der englischen Ausgabe enthaltenen Abbildungen von den Giebelfeldern des Parthenon und ihrer Skulpturen, deren Fortsetzung sammt denen von dem Fries der Cella in Nro. 20. 21. und 22. enthalten sind. Diesen lezteren Heften sind zugleich die Titel des ersten und zweyten Theils beygegeben. Der erste Theil geht bis zum 6ten Blatt der 5ten, der zweyte bis zum 6ten Blatt der 9ten Lieferung. Beyde sind mit Inhaltsanzeigen begleitet, welche auch die Kapitel und Nummern der Originalausgabe zur Vergleichung enthalten. Hierdurch sind die Schwierigkeiten beym Gebrauche des Werkes, sobald es vollständig ist, gehoben. Wir haben hier nicht auf eine fortgesezte Rüge einzelner kleiner Unrichtigkeiten eingehen wollen, überzeugt, daß der Herausgeber solche am Schluß des Werkes von selbst verbessern wird; doch dringt sich uns bey Vergleichung der Tafeln der Wunsch auf, daß entweder auf die Zeichnung oder auf den Abdruck der Zinktafeln hie und da mehr Sorgfalt gewendet seyn möchte, denn eines oder das andere muß an der öfters bemerkbaren Ungleichheit und Rauhigkeit der Linien schuld seyn. Die lezten Blätter mit den Umrissen der Skulpturen zeichnen sich durch Deutlichkeit vortheilhaft aus, doch dürften die Linien öfters auch reiner seyn.

Gleichzeitig mit diesen lezten Lieferungen dieses Werks sind folgende von demselben Herausgeber und in gleichem Format erschienen:

Alterthümer von Jonien, herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. 1ste und 2te Lieferung,

enthaltend den Tempel des Bacchus zu Teos, den der Minerva Polias zu Priene, und den des didymäischen Apollo.

Alterthümer von Attika, die architektonischen Ueberreste von Eleusis, Rhamnus, Sunium, Thorikus enthaltend, herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. 1ste Lieferung,

in welcher die Kirche des Hagios Zacharias, und die Propyläen von Eleusis gegeben sind.

In kleinerem Format erscheint das **Museum Worsleyanum**,

herausgegeben von Hrn. Eberhard in Gemeinschaft mit Hrn. Schäfer, Sekretär der großherzoglichen Bibliothek zu Darmstadt. Von diesem liegen bis jezt zwey Lieferungen vor uns, enthaltend neun und zwanzig mit besonderer Sorgfalt gezeichnete und größtentheils sehr wohlgelungene Umrisse. Das Ganze soll aus 12 Heften, jedes zu 2 fl. 24 kr. rheinisch bestehen, der Text in gleichem Formate nachgeliefert und möglichst billig berechnet werden. S.

Nekrolog.

In der Nacht vom 29. Juli verschied in Rapperschwyl Herr Rathsherr **Martin Usteri**, Präsident der Kunst-Schulpflege und des Künstlervereins, Mitglied des Erziehungs- und Finanzraths von Zürich, in einem Alter von 64 Jahren. Seine **Muttertreue** u. s. w., die durch Kupferstiche Gemeingut geworden sind, so wie mehrere Gedichte z. B. Freut Euch des Lebens, beweisen sein Künstler- und Dichtertalent, seine Neujahrsstücke des Feuerwerker-Kollegiums, in denen er mehrere alte Schweizer-Schlachten schilderte, seine gründlichen historischen Kenntnisse. Er war mit Recht als ein zweyter Salomon Geßner angesehen, denn seine Zeichnungen, Gedichte und prosaischen Aufsätze zeigen eben so viel Dichtertalent als Gemüthlichkeit.

Leipzig.

Studien und Ideen für Landschaftzeichner oder theoretisch praktisches Lehrbuch für alle Theile der Landschaftszeichnung für Freundinnen und Freunde der Kunst, nebst einer faßlichen Anweisung zur Perspektive. In XXVI. radirten Blättern nach der Natur und den besten Meistern von **Johann Jakob Wagner**. Leipzig, bey Karl Knobloch, 1827. Fol. mit 27 S. Text.

Nr. 71.

Kunst-Blatt.

Montag, den 3. September 1827.

An den Geh. Hofrath Fr. Kreuzer in Heidelberg.

Aus dem ewig blühenden, an Natur- und Kunstherrlichkeiten unerschöpflich reichen Florenz schreibe ich Ihnen, und zwar aus der Villa des Chevalier Inghirami, dem ehemaligen Kloster Badia, welches mit der herrlichen Kirche von Brunellesco erbaut worden ist; Ihrer Freundschaft verdanke ich die Bekanntschaft und Aufnahme bey Inghirami, wo ich unter alten etruskischen Monumenten sitze und die Gegenwart vergäße, wenn nicht der lustige Gesang der Landarbeiter, der Blüthenduft, das köstliche Geläute von Florenz und Fiesoles Glocken und die sprechenden, hellleuchtenden Augen der Florentinerinnen mich daran mahnten.

Seit gestern bin ich hier, um das alte Fiesole der Etrusker mit seinen Alterthümlichkeiten zu besuchen, welches von Reisenden so wenig beachtet, selbst in vielen Reisebeschreibungen kaum aufgeführt worden. Dem Chevalier Inghirami verdankt wohl in neuester Zeit das etruskische Alterthum sehr viel, und hoffentlich wird jezt auch, seinen Anmahnungen zufolge, den etruskischen Monumenten in Stein und Terracotta, die in so reicher Anzahl in Florenz vorhanden sind, bald bessere Aufstellung zu Theil werden, und sie dem Staube und der freyen Luft entzogen, deren sie auf dem platten Dache des Palazzo vecchio ausgesezt sind. Nicht genugsam ist das große, jezt vollendete Werk von Inghirami: Monumenti etruschi zu empfehlen, und ich hoffe stets noch, daß wir bald davon bey Cotta eine deutsche, in Hinsicht des Textes vielleicht etwas abgekürzte Bearbeitung werden erscheinen sehen, da ja Cotta so vielfach in neuster Zeit Beweise gegeben hat, daß er bey archäologischen Werken nur der Wissenschaft wegen den Verlag übernommen. Die Abbildungen, welche Inghirami selbst nach den Originalen gezeichnet und gestochen hat, lassen, ich habe sie vielfältig verglichen, betreff der Treue und Wahrheit nichts zu wünschen übrig; diese würde der treffliche Künstler gewiß gern an Cotta liefern, und so könnte unter Ihren Augen ein für Deutschland so sehr wünschenswerthes Werk zu Stande kommen. Das italienische Werk, welches aus 58 Lieferungen besteht und über 150 Rthlr. kostet, ist zu kostbar, als daß es in Deutschland einheimisch werden sollte, und doch kann es schwer ein Archäologe entbehren. Um so wünschenswerther wäre die Verpflanzung desselben auf deutschen Grund und Boden, da bey uns das von Raoul Rochette mit Zusätzen und Verbesserungen herausgegebene Werk des Micali: L'Italie avant la Domination des Romains, häufiger angetroffen wird und einen großen Ruf erlangt hat. Ohne mich in eine Kritik des Textes einzulassen, welcher in einem eigenen, 178 Seiten umfassenden Werke: Osservazioni sopra i monumenti antichi uniti all' opera intitolata: l'Italia avanti il dominio de' Romani lette nell' aprile del 1811 in Florenze, scharf, aber wahr beleuchtet worden ist, will ich nur anführen, daß ich die beygefügten Abbildungen in Folio überall, wo ich sie mit den Originalen zu vergleichen im Stande war, sehr fehlerhaft und falsch gefunden habe. Die Köpfe nach den alten etruskischen Monumenten gleichen sich in den Abbildungen beynahe überall, und als Muster dazu scheinen Davids Gemälde genommen zu seyn; vom Charakter der Originale ist keine Spur zu finden, auch die Proportionen sind in vieler Beziehung verfehlt. Bey vielen hoch interessanten Gegenständen z. B. pl. XLV. kommen durchaus verfehlte, kaum wieder zu erkennende Vorstellungen vor, (gedachtes Monument befindet sich jezt in den Niederlanden); so ist das uralte, merkwürdige Monument pl. XIV. 11. in jeder Hinsicht falsch, das Kostüm ist ein völlig anderes, der interessante Gürtel um den Leib fehlt gänzlich und auch die Buchstaben sind unrichtig, besonders was das Verhältniß derselben unter sich anlangt. Bey den Abbildungen der etruskischen oder sogenannten kyklopischen Mauern wäre zu wünschen gewesen, daß die Kupferstiche nicht so geleckt und die Steinfügungen so mathematisch genau abgezirkelt und verschönert worden wären, welches in der Natur nicht der Fall ist, ferner, daß auf jedem Blatte, wie z. B. auf pl. XI. zur leichtern Anschauung und Maaßbestimmung der Größe, eine menschliche Figur in richtiger Proportion zur Mauer beygefügt worden wäre. Auch thun die

perspektivischen Darstellungen der Mauern, besonders der Thore von Volterra, der Deutlichkeit Schaden und gehören nicht in ein Werk von diesem Zweck und dieser Bestimmung.

In der, was Eleganz und Korrektheit betrifft, vortrefflichen Buch- und Kupferdruckerey des Fr. Inghirami wird jezt ein Werk desselben gearbeitet, welches bald erscheinen soll, und wovon ich den Text zum Theil und mehrere Kupfer bereits gesehen habe. Einem langgefühlten Bedürfniß für Fremde und Einheimische wird dadurch abgeholfen, und ich glaube, daß es nicht uninteressant ist, das Ausführliche darüber hier mitzutheilen. Es ist nämlich eine Guida archeologica per l'Etruria, die aus 18 Abtheilungen bestehen soll, und zwar: Ser. I. Architettura trogloditica; II. Archit. ciclopea; III. Archit. civile; IV. Scultura in pietra a bassorilievo; V. Scult. in pietra di tondbrilievo; VI. Scult. in gemme; VII. Scult. in terracotta sui vasi; VIII. Scult. in terra cotta in bassorilievo; IX. dit. in tondorilievo; X. Scult. in metallo in bassorilievo; XI. dit. metalli in tondorilievo; XII. Incisione in metallo graffiti; XIII. Pitture monocromate in vasi; XIV. Pitture in bassirilievi; XV. Pitt. a fresco; XVI. Monete autonome; XVII. Caratteri; XVIII. Scrittori moderni. Die erste Series wird, da sie noch wenig, fast gar nicht bekannt gewordene Gegenstände enthält, ausführlicher behandelt und zerfällt in §. 1. Stile primitivo, Grotta di Volterra; §. 2. Stile di transitione, Grotte di Viterbo; §. 3. Stile di perfezione, Grotte di Tarquinia und in §. 4. Stile di decadenza, Grotta di Viterbo alla greca. Jeder Abtheilung werden ein, zwey, auch wohl drey Kupfer beygegeben, um die Sache anschaulicher zu machen. Interessant wäre es, wenn auch von diesem Werke zugleich eine deutsche Uebersetzung erscheinen möchte. So hat auch der fleißige Ritter Inghirami seit diesem Jahr ein Werk herausgegeben unter dem Titel: Galleria Omerica o raccolta di Monumenti antichi, 8., wovon bereits fünf Lieferungen erschienen sind und welches im Ganzen aus ungefähr 36 Lieferungen bestehen soll; er hofft das Studium des Homer zu erleichtern und anschaulicher zu machen. Die bisher erschienenen Kupfer sind, so weit es in der Macht des Verfassers stand die Originale selbst zu benutzen, treu und gelungen zu nennen; die folgenden Hefte dürften an Interesse zunehmen, indem die bildlichen Darstellungen hauptsächlich nach etruskischen Monumenten gemacht werden, welche so reich und interessant an Bildwerken aus dem Homer sind.

Eine bedeutende Strecke auf der Nordseite der auf hohem Berge liegenden und mit reizender Aussicht umgebenen Stadt Fiesole findet man noch bedeutende, wohlerhaltene Reste der sogenannten kyklopischen Mauer von bewunderungswürdiger Größe und Stärke; auf einem der Steine, zwischen den Ueberbleibseln des alten Stadtthors und der Kathedrale, sieht man neben einander zwey Priape, ähnlich denen, wie sie auf den Pateren so häufig vorkommen, eingerizt. Für Erhaltung der Mauern, welches doch wohl sehr wichtig wäre, geschieht nichts; wie Polypenarme winden sich die Baumwurzeln zwischen die Fugen durch, umschließen die einzelnen Steine und drängen sie aus ihren alten Plätzen.

Das hohe Alter — 11te Jahrhundert — abgerechnet, gewähren die Kirchen in Fiesole nichts ausgezeichnet Merkwürdiges, bis auf eine vortreffliche Skulptur von Mino da Fiesole (15tes Jahrh.) in Marmor, gut erhaltene Luka della Robbia, ein Bild von Beato Angeliko da Fiesole in derselben Kirche, welcher er als Mönch angehörte. Auf dem Wege zum Kapuzinerkloster, welches auf der höchsten Spitze des Berges in einem Cypressenhaine — den Ersten, welchen ich gesehen — liegt, kommt man zu der nicht alten Kapelle St. Alessandro; dieselbe steht auf den Grundmauern eines alten Bacchustempels, aus dem für die Kapelle vierzehn jonische Säulenkapitäle von großer Schönheit benuzt worden sind; die beym Bau vorgefundene Inschrift, ein dem Bacchus gewidmeter Votivstein, ist zerstört worden.

Welch ein wichtiger und bewohnter Ort Fiesole zu Römerzeiten gewesen, beweisen die Ueberreste eines Amphitheaters aus dieser Zeit, welches von großem Umfang ist. Ein preußischer Baron — der Name war nicht zu erfahren — hat daselbst graben lassen, aber nichts gefunden. Dieses Amphitheater ist wahrscheinlich das etruskische Grab, welches hier entdeckt seyn soll, wovon Reisebeschreibungen viel sprechen, in Fiesole aber durchaus nichts bekannt geworden ist.

Ueber das reizende Badia di Fiesole — woselbst auch ein Zimmer für Sie bereit steht, wenn Sie hinkommen — mit der großartigen herrlichen Kirche von Brunellesco, seinen Marmorarbeiten, sage ich nichts, weil wir davon eine eigene sehr genaue und gute Beschreibung von Inghirami besitzen.

Schließlich muß ich Ihnen noch erzählen, daß in Venedig unser kunstliebender Freund Weber täglich seine Sammlung Alterthümer mit trefflichen Sachen vermehrt, worüber er Ihnen nächstens für das Kunstblatt Mittheilungen machen wird. In Venedig wußte man mir viel von einem deutschen General zu erzählen, der daselbst ägyptische Alterthümer gekauft und nach Aegypten hinübergeführt habe!!

Morgen gehe ich nach Florenz zurück und denke Ihnen von da aus bald wieder zu schreiben, besonders über Sestini und den begonnenen Kampf mit Hofrath Becker in Offenbach, welcher, wie ich höre, den harten Angriff kräftig zurückzuweisen Willens seyn soll.

Leben Sie wohl, und kommen Sie nach Florenz, so versäumen Sie nicht den zweyten und dritten Mauerstein von der Ecke, in Palazzo vecchio hinter Bandinellis Herkules zu betrachten, in welchen Michel Angelo's Meisterhand in den kräftigsten und herrlichsten Umrissen einen Herkuleskopf und einen Weiberkopf, vielleicht in einem müssigen Moment, als er seinen kolossalen David daselbst aufstellte, eingehauen hat. Besonders der Herkuleskopf ist ein wahres Studium und spricht deutlicher von dem Genius und der hohen Meisterschaft des großen Mannes, als dessen eben erwähnter kolossaler David, der alles andere eben so gut als ein David seyn kann. Den Wenigsten in Florenz sind diese unsterblichen Umrisse bekannt.

Badia di Fiesole, 26. Jul. 1827.

Dr. Dorow.

Italienische Restaurationen betreffend.

So gegründete Ursache man auch hat sich im Allgemeinen über Verkehrtheit beym Restauriren zu beklagen, so trifft doch dieser Vorwurf hauptsächlich die Italiener, bey welchen eine durchaus verwerfliche Art von Handthierung zu einer durchgreifenden, stehenden Methode geworden zu seyn scheint.

Es ist schon gesagt worden, und versteht sich auch von selbst, daß bey Herstellung eines Gemäldes die erste und Hauptbedingung diese ist: daß die fehlenden Stellen genau dem äußern und innern Zusammenhang anzupassen sind, ohne daß hiebey die angränzenden gesunden Theile ergriffen und mit in die Retusche gezogen werden ꝛc.

Die Italiener nun aber übertupfen gewöhnlich um der Retuschen willen, mit denen sie nicht fertig werden können, das halbe, oft das ganze Bild, Punkt für Punkt, wodurch jeder freye Pinselzug und jede sonstige Eigenthümlichkeit der alten Malerey verloren geht. Nämlich, da sie es nicht verstehen, die beschädigten Theile nach alter Art, wie es jedesmal das Bild verlangt, wiederherzustellen und mit dem übrigen Gemälde in Harmonie zu bringen, dergestalt, daß man das Ganze für ächt und unrestaurirt anspräche, so flicken sie eben die einzelnen Retuschen, so gut es gehen will, zusammen und bringen hernach (man höre!) das Gemälde mit ihren Retuschen in Uebereinstimmung, anstatt umgekehrt zu verfahren, wodurch denn dieses ihr unglückliches Machwerk allerdings gut maskirt, dafür aber das ganze Gemälde zu einer einzigen ungeheuren Retusche umgewandelt wird. Es scheint dieses fast unglaublich, ist aber ganz buchstäblich wahr. Mit unsäglicher Mühe wird durch dieses trockene, trübe Miniaturgetüpfel dem Bild der Geist ausgezogen, besonders hinsichtlich auf das Kolorit, dem es alle Blüthe raubt; denn je zuweilen ist der Ausdruck noch so ziemlich stehen geblieben, wenn die feinern Lineamente geschont wurden, welches aber auch selten genug der Fall ist. Hingegen ist jedesmal die Klarheit und der Farbenschmelz, die Bestimmtheit und Unbestimmtheit des Pinsels zu Grund gerichtet; ja das Kostbarste und Eigenthümlichste, was eigentlich die Malerey hat, daß man ihr Thun nicht mathematisch verfolgen kann, ist unbarmherzig vertilgt durch diese geistlose, winzig kleine Mosaikmalerey.

Kommt einem ein also restaurirtes Bild zum ersten Mal zu Gesicht, so weiß man nicht, was man sagen soll, man reibt sich die Augen, zweifelt, geht hin und her, bis man endlich die trostlose Entdeckung macht, daß das ganze Bild in dieser dumpfen und stumpfen Punktiermanier überarbeitet ist. So fort wird es einem unerträglich, ein schätzbares Werk unter diesem gemalten Sand und Schutt zu erkennen. Fängt man also an zu putzen, so entdeckt sich bald eine alte feste, klare Farbe, bis man durch Weiterschreiten an die eigentlichen Defekte kommt, um derentwillen die Restaurationen vorgenommen wurden. Sie sind öfters von gar keiner sonderlichen Bedeutung, so daß man zum zweyten Mal erstaunen muß, wie, um so kleiner Theile willen das ganze Bild durfte übermalt werden; zu andern Malen zeigt sich aber freylich auch ein desto ärgerer Greuel von Verwüstung, der einen zur Vermuthung nöthigt, der Restaurator selbst habe das Bild zuvor eben so geschickt geputzt, wie nachher restaurirt.

Wenn anderwärts auch schlecht genug restaurirt wird, so ist doch dieser Grad von Unbescheidenheit ohne Gleichen. Man geht bey uns auch noch häufig über die Retusche hinaus, aber es geschieht doch mit mehr malerischem Sinn und Pinsel, und man sucht sich bald in der angränzenden Gegend zu verlieren und die Theile zu schonen, welche keiner Herstellung bedurften. Die Italiener sind aber durch ihr millionäres Getüpfel gewissermaßen genöthigt, das ganze Bild in Anspruch zu nehmen, wenn sie nicht riskiren wollen, daß man augenblicklich zweyerley Hände im Gemälde wahrnehmen, und ihre Retuschen gleichsam wie im Bilde umher zerstreute Inseln erkennen soll.

Für den arglosen Liebhaber ist diese italienische Manier dadurch betrüglich, daß sie dem Bild den Schein zu geben sucht, als wäre es ursprünglich in dieser kurz gestupften Art gemalt gewesen. Mancher Besitzer hat wohl gar noch Freude an dem Trug, und glaubt, er besitze vielleicht ein poröses Bild aus der venezianischen Schule oder was er sonst dabey denken mag. Aber man sehe

sich vor und richte sein Augenmerk ernstlich auf diesen Gegenstand. Nur dadurch, daß das heillose Uebel erkannt und verdammt wird, kann ihm gesteuert werden.

Italienisch nennt man diese Manier darum, weil fast alle restaurirten Bilder, die aus Italien kommen und der italienischen Kunst angehören, in dieser traurigen Manier hergestellt sind. Außerdem haben wir viele Beyspiele vor Augen, von denen man namentlich weiß, daß sie von italienischer Hand hergestellt worden sind. Bey All dem läßt sich schwer glauben, daß diese herrschende Art und Weise in diesem kunstreichen Lande die einzige seyn sollte, und wir neigen unser Ohr einstweilen gutwillig dem bessern Renommé, welches andere italienische Meister genossen haben oder noch genießen.

C. Koester.

Kunstgeschichte.

Notices sur la littérature et les Beaux Arts en Suède, par Marianne d'Ehrenström. Stockholm 1826. I. Vol. 8.

Dieses Werk, in französischer Sprache geschrieben, enthält interessante Notizen über die Geschichte der schwedischen Literatur und Kunst, die nur zuweilen in etwas zu geschraubtem, den Lettres sur l'Italie von Dupaty nachgeahmtem Style vorgetragen sind. In dem der bildenden Kunst gewidmeten Abschnitt hebt die Verfasserin als Architekten hauptsächlich den Grafen Nikodemus v. Tessin, den Baron Adlerkrantz und den Franzosen Desprez hervor, der zugleich ein geachteter Maler war. Unter den Bildhauern bezeichnet sie als vorzüglich Tobias Sergell, Gustav Goethe, dessen Melange für ein Meisterstück gehalten wird, Byström und Fogelberg, beyde gegenwärtig in Rom. Die Professoren Sandberg, Hasselgren und Westin, und Hr. Krafft, ein Schüler Davids, scheinen gegenwärtig die besten Historienmaler in Schweden zu seyn. Genre- und Landschaftsmaler gibt es eine größere Anzahl, und die Verfasserin widmet einen langen Artikel den Familienscenen des kürzlich in Rom verstorbenen Laurens, indem sie sowohl seiner schönen und lebendigen Komposition und seinem tiefen Ausdruck, als seinen glücklichen Lichteffekten großes Lob ertheilt. So spricht sie auch sehr ehrenvoll über die Landschaften von Fablorantz und die Ansichten von Johann Sävenbom, der ein Schüler Joseph Vernets war. Wie der letztere einst ein großes Beyspiel des Eifers gab, womit er seine Studien betrieb, indem er sich an den Mastbaum einer Barke binden ließ, um mitten im heftigsten Sturm das aufgebrachte Meer zu beobachten, so lieferte Sävenbom einen Zug der unerschütterlichsten Aufmerksamkeit auf seine Beschäftigung. Er saß am 19. Aug. 1772 auf dem Dache des Pallasts des Senators Grafen von Fersen, mit der Aufnahme der schönen Ansicht des Hafens beschäftigt, und bemerkte nicht das Mindeste von der Revolution, welche Gustav III. denselben Tag ausbrechen ließ. Als er Abends nach Hause kam, war er sehr erstaunt, davon reden zu hören, noch mehr aber waren es seine Freunde über seine Unwissenheit. Obgleich die Aussicht von seinem Dache ganz Stockholm beherrschte, hatte er doch die Truppen, welche unter Trommelschlag aufmarschirten und die Menge, die sich lärmend durch die Straßen drängte, weder gehört noch gesehen.

Verzeichniß der zu Stein am Anger ausgegrabenen römischen Inschriften.

(Aus einem Briefe des Professor Bittniz an Professor Büsching.)

(Fortsetzung.)

IX.

TUL. FLOREN
TL NUS. TE MAR
CI. AGRIPINA
TE. TUL. FLORE
TINA. V. P. SI. TE.
TUL. FROIRA (N)
AN. IX. TE. MAR
CIO SATURNI –
NO. AN. XVIII.

X.

— — URSUS. V. E
IUL. VERTINE
AN. ET. TIB. IUL
FI. AN. TE. TIB. IUL
NO. TIL. AN. ET. IUL. VE.
EMP IBRICE AULEAN.

XI.

T. CL. UA — — — V.
F. SIB. TE — — — NA
LENTINAE. CON AN. LI.
TE. T. CL. URSO. AN. XX.
TE. T. CL. URSINO. TIL
TE. BONON. CRESENTIAN.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 72.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 6. September 1827.

Lithographik.

Zehn Blätter Katzengruppen von Gottfried Mind, nebst kurzer Nachricht von dessen Leben, Leipzig bey Gerhard Fleischer. Kl. Querfolio. 2 Thlr.

Die kleinen in Aquarell gemalten Blättchen mit Katzen, Bären, Kinderspielen von dem sogenannten Katzenrafael, sind allgemein bekannt und in den Händen vieler Liebhaber; auch hat man, so viel uns erinnerlich ist, schon manche derselben in Aquatintamanier nachzuahmen und zu vervielfältigen gesucht. Aber der eigenthümliche Reiz, welchen Mind besonders seinen Katzengemälden durch die glückliche Nachbildung des weichen sammtigen Fells dieser Thiere zu geben verstand, fiel größtentheils in jenen Kupferstichen weg. Das vorliegende Werkchen liefert uns zehn ausdrucksvolle Katzengruppen, mit der Kreide lithographirt und mit der ganzen Weichheit und Zartheit behandelt, die den Originalen eigen ist. Kater und Katze, und die mannichfaltigen Spiele der Jungen um die theilnehmende, schlafende oder träumende Alte sind mit all dem Charakter und Leben, die ihnen Mind zu verleihen wußte, von dem Lithographen wiedergegeben; mit Recht ist der weiße Grund, den Mind für seine Figürchen wählte, beybehalten worden, nur sieht es etwas sonderbar aus, daß der Boden, auf welchem die Thiere stehen, blos durch Schlagschatten angezeigt ist, und die Gruppe erscheint meistens dadurch zu kahl. Mind pflegte außer den Schlagschatten noch eine Lokalfarbe anzugeben, die für die Bezeichnung des Fußbodens hinlänglich war; der Lithograph hätte diese durch einige leichte Schraffirungen ersetzen sollen. Der Abdruck der Blätter ist gut und kräftig.

Eine schätzbare Zugabe ist die sehr gut geschriebene biographische Nachricht, die wir hier ausheben wollen.

„Wenn man heutzutage", bemerkt der Vf. sehr wahr, „vielleicht allzufreygebig und auch wohl zu vorschnell in jedem jungen Menschen, den der allen angeborene Nachahmungstrieb auf Versuche im Zeichnen hinleitet, sogleich Talent oder gar Genie für die Kunst entdecken will, und nicht ruht, bis man entweder aus eigenen Mitteln oder durch empfehlende Fürsprache, durch Subscriptionen und dergl. ihn in den Stand gesezt hat, die Künstlerlaufbahn zu betreten, so war dieses in frühern Zeiten ziemlich anders beschaffen. Man glaubte, die mit einigem Geschick für die Kunst Begabten seyen dadurch vorzüglich geeignet, in mechanischen und Handwerksarbeiten etwas Tüchtiges zu leisten, und diejenigen, welche eigentlich durch wahres Genie zur Kunst berufen seyen, werden sich schon selbst Bahn zu machen wissen, ohne daß man ihnen von allen Seiten her unter die Arme greife. Dadurch wurde die Welt vor der Menge eindildischer Halbkünstler bewahrt, die unserm Zeitalter so sehr zur Last fallen." Wir wiederholen hier gern diesen Satz aus voller Ueberzeugung und wünschen, daß er besonders von denen möchte beherzigt werden, welche Kinder und Pfleglinge entweder aus weichlicher Nachgiebigkeit für eine oberflächliche Neigung oder aus eigener Eitelkeit dem Studium der Kunst überlassen, ohne zu bedenken, daß ein halbes Talent in der Kunst nur unglücklich macht und mit besserem Erfolg in jeden andern Wirkungskreis eintreten konnte. Und doch kann es bey allem diesem Herandrängen zur Kunst auch jezt noch geschehen, daß ein wahres und entschiedenes Talent, wenn auch nicht völlig untergeht, doch aus Mangel an anderweitiger Bildung sich nur einseitig entwickelt. Minds ausgezeichnete Anlage wurde mit beschränkender Härte niedergedrückt und gemißbraucht, und gelangte erst spät zu einiger Anerkennung, die ihm nichts wesentliches mehr nützen konnte. Schon äußerlich von der Natur nicht günstig ausgestattet, von denen, die zunächst für ihn hätten sorgen sollen, verwahrlost, mußte er es zulezt noch für ein Glück halten, sein Leben in einförmiger Abhängigkeit dahinfristen zu können.

Gottfried Mind wurde 1768 zu Bern geboren. Sein Vater war kurze Zeit vorher als Schreiner und Formschneider aus Lipisch in Oberungarn nach der Schweiz gekommen, und hatte sich zu Worblaufen, einem Dorfe nahe bey Bern, niedergelassen, wo er größtentheils für die Papiermanufaktur eines Hrn. Gruner arbeitete, und

bald nach seiner Ankunft das Bürgerrecht zu Pizy im Waadtlande kaufte. Der junge Mind wurde wegen schwächlicher Leibesbeschaffenheit meistens sich selbst überlassen, vielleicht weil man ihn durch das wohlfeile und einfache Mittel des müßigen Herumlaufens gesunder und stärker zu machen hoffte. Hr. Gruner war ein Liebhaber der Kunst, und hatte während des Sommers einen deutschen Künstler, Namens Legel, in seinem Hause, einen talentvollen und aufgeweckten Mann, der oft in der Gegend Landschaftpartieen, Gebäude und Vieh nach der Natur zeichnete. Dieß erregte die Aufmerksamkeit des im Müßiggange herumziehenden jungen Mind, er lief ihm überall nach, und sah ihm zu wie er arbeitete. Legel, dem der arme Knabe Bedauern einflößte, zeigte ihm, was er eben arbeitete oder auch sonst schon gezeichnet hatte, und nahm ihn am Ende gewöhnlich auf seinen Spaziergängen mit, oder unterhielt ihn auf seinem Zimmer mit Vorzeigen von Kupferstichen. Vorzüglich ließ er ihn Ridingers Thiere, von denen Hr. Gruner eine Sammlung besaß, so oft der Knabe wollte, durchblättern. Bald versuchte nun dieser mit Bleystift einige derselben nachzuzeichnen, und wählte vorzüglich Löwen, die lang seine Lieblingsthiere waren. Diese Versuche berichtigte dann Legel von Zeit zu Zeit, und der Kleine brachte es allmählig dahin, daß er es wagte, gleich seinem Lehrer nach der Natur zu arbeiten, und einige Ziegen, Schaafe und Katzen abzubilden.

Sein Vater, der Schreiner, aber meynte, so auf Papier zu zeichnen sey nichts, und Holz das einzige Material, in dem es sich der Mühe verlohne zu arbeiten. So oft daher der Knabe Papier zum Zeichnen von ihm verlangte, warf er ihm ein Stück Holz hin, und so versuchte Gottfried nothgedrungen auch Thiere in Holz zu schnitzen, worin er es bald zu einer ziemlichen Geschicklichkeit brachte, so daß allmählig seine hölzernen Schaafe und Ziegen auf allen Kleiderschränken und Gesimsen im Dorfe prangten. Bisweilen versuchte er es wohl auch einige Bauerknaben von Worblaufen abzuzeichnen oder in Holz zu schnitzen, die nicht unähnlich gefunden wurden.

Es ist unbekannt, auf wessen Empfehlung Mind in seinem achten Jahre in die Erziehungsanstalt für arme Kinder versezt wurde, welche Pestalozzi schon damals zu Neuenhof bey Birn im Aargau errichtet hatte; aber in der im Jahre 1778 durch die ökonomische Gesellschaft in Bern herausgegebenen zuverlässigen Nachricht von dieser Erziehungsanstalt findet sich S. 11 folgende kurze, etwas unbeholfen ausgedrückte Notiz: „Friedly Mynth von Bossi (Mind von Pizy), Amts Aubonne, sarhaft in Worblaufen, sehr schwach, unfähig zu jeder anstrengenden Arbeit, voll Talent zum Zeichnen, die besonders sich auszeichnende Kreatur, voll Künstlerlaune mit einiger Schalkheit begleitet; Zeichnen ist seine ganze Arbeit, anderthalb Jahre hier, 10 Jahre alt.“

Wie lang er in dieser Anstalt blieb, ist unbekannt; erst zwischen den Jahren 1780 bis 1785 kam er zu dem Maler Sigmund Freudenberger nach Bern, einem Manne, der sich vorzüglich zu Paris in Bouchers Schule gebildet, nachher aber mehr zu Greuze's Darstellungen sich hingeneigt, und durch Herausgabe ländlicher Schweizerfamilienstücke einen nicht unverdienten Ruhm und bedeutenden Gewinn verschafft hatte. Bei diesem lernte nun Mind seine Art des Zeichnens und Kolorirens mit Laviesfarben 2c. sonst aber auch nichts, und blieb in allen andern menschlichen Kenntnissen auf der untersten Stufe, so daß er nur mit Mühe seinen Namen zu schreiben verstand, und vom Rechnen auch nicht den mindesten Begriff erhielt. Es begegnete ihm daher einst, als er dem Postboten einen Brief mit sechs Kreuzern bezahlen sollte, welche ihm Madame Freudenberger in zwey Münzstücken gab, daß er diese durchaus nicht annehmen und heruntertragen wollte, weil er behauptete, es sey an diesen zwey Stücken nicht genug, und obschon ihm seine Gebieterin versicherte, sie seyen sechs Kreuzer werth, so weigerte er sich standhaft und brummte fort, bis ihm sechs einzelne Kreuzer in die Hand gezählt wurden. Diese Unwissenheit und Unbeholfenheit wußte sein Meister gar wohl zu benutzen, so daß dem armen Mind nie ein Gedanke daran kam, sich nach einem bessern Platze umzusehen. Denn von der Zeit seines Eintritts in das Freudenbergersche Haus bis zu seinem Tode ist nichts weiter über ihn zu sagen, als daß er sein ganzes Leben auf einem und demselben Stuhle zubrachte, mit emsigem Koloriren von Freudenbergers Blättern, so lange dieser lebte, und nach dessen Tode mit Zeichnen und Malen von Bären, Katzen und Kinderspielen, nach seiner eigenen Erfindung, beschäftigt, die er um denselben erbärmlichen Taglohn, wie früher die Blätter seines Meisters, nunmehr zum Vortheile für dessen Wittwe ausarbeitete. Mehrere Künstler hätten nach Freudenbergers Tode den armen Mind gern zu sich genommen; allein er hatte, gleich seinen Lieblingsthieren, den Katzen, eine solche Anhänglichkeit an das Haus, an seinen Stubenwinkel und dessen Umgebungen, daß er dergleichen Anträge beharrlich von der Hand wies, und als Madame Freudenberger merkte, wie man ihr den Friedli gern abdingen wollte, so ließ sie Niemand mehr zu ihm, und nur auf besondere Vergünstigung gestattete sie zur Seltenheit einigen Bekannten, auf die sie sich verlassen konnte, denselben in ihrer Gegenwart zu besuchen. Sie saß meistens mit dem Strickzeuge an seiner Seite und trieb ihn zum Fleiße an. Wenn er eines seiner Blätter wiederholen sollte, zeichnete er die Umrisse am Fenster durch, und zog dann etwa ein Gassenjunge, eine Katze, ein

Hund oder irgend ein anderes Geschöpf, woran er etwas beobachten konnte, seine Aufmerksamkeit einen Augenblick von der Arbeit ab, so grollte die Meisterin: „Was gaffst du schon wieder? Du hast ja heute noch gar nichts gemacht! Sitz her! Sey fleißig und sieh dich nicht immer um!“ Wie armselig er in Absicht auf Bekleidung gehalten wurde, wie er Zeitlebens in einem für ihn viel zu kurzen Kinderbette statt auf Streu, schlafen, und zulezt der beständigen Anstrengung und dem elenden Zwange erliegen mußte, und an einer Brustwassersucht starb, darüber wäre viel zu klagen. Wir wenden uns daher lieber zu der erfreulichern Betrachtung dessen, was Mind in dieser höchst ungünstigen Lage dennoch in der Kunst geleistet hat, und was er geworden ist.

Minds vorzügliches Talent zur Darstellung der Katzen ward durch Zufall entdeckt und aufgemuntert. Als Freudenberger einst das bekannte Blatt zeichnete, auf welchem ein Bauer vor seinem Hause Holz spaltet, seine Frau daneben sizt und ihrem Kinde Brey aus einem Topfe reicht, um den eine Katze herumschleicht, sah Mind das von Freudenberger entworfene Thierchen starr an und sprach dann in seinem groben lakonischen Tone: „das ist keine Katze!“ Freudenberger fragte lachend: ob er sie denn besser machen könne. Mind erbot sich gleich dazu, gieng in seinen Winkel und zeichnete die Katze, welche Freudenberger so vortrefflich fand, daß Mind dieselbe ausmalen mußte, und der Meister die Arbeit des Schülers nachahmte; denn es ist Minds Katze, die auf dem Freudenbergerschen Blatte radirt ist.

Indessen konnte Mind erst nach Freudenbergers Tode sein eigenthümliches Talent an den Gegenständen entwickeln, denen er sein ganzes Leben hindurch mit besonderer Liebe zugethan war, und die er eben darum mit solcher Treue und Wahrheit darzustellen wußte. Der Zustand der Bauernkinder, ihre Leiden und Freuden, ihre Spiele und Zänkereyen, der derbe Hochmuth der Wohlhabenden, und die schüchterne Armseligkeit der Dürftigen, alles stand in lebhafter Erinnerung vor seiner Phantasie, die sich gern in jene erste und einzige Zeit seiner Freyheit und vielleicht auch Bettelhaftigkeit versezte. In Freudenbergers Schule hatte er eine leicht faßliche und natürliche Anordnung kleiner Gruppen und einen reinlichen, gefälligen Vortrag erlernt, und so fiel es ihm nicht schwer, solche Scenen mit Wahrheit und Anmuth darzustellen. Daher sind seine, meistens nur auf kleinen Blättern ausgeführten Spiele, Neckereyen, Balgereyen und Schlittenfahrten der Kinder mit halberfrornen, aber stets muntern Gesichtern, in ihrer rauschenden und doch nicht unmalerischen Tracht, seine Betteljungen mit Lumpenkram auf dem Rücken, wahrhaft geistreich und ergözlich. Bey seinem eingeschränkten Stubenleben hatte er sich mit den Haus- und Zimmerthieren, besonders den Katzen, in ein freundliches, so zu sagen väterliches Verhältniß gesezt. Gewöhnlich saß ihm, wenn er zeichnete, eine Katze im Nacken, oder auf der Schulter, und er duldete sie so stundenlang in der unbequemsten Stellung, nur um sie nicht zu stören. Oft saß noch eine zweyte neben ihm auf dem Tische und sah zu, wie er arbeitete; zuweilen lagen einige Junge in seinem Schooße unter dem Tische, Laubfrösche in Gläsern standen neben seinem Reisbrette, und mit allen diesen Thieren sprach er auf die liebkosendste Weise, da er hingegen oft die Menschen um ihn her, oder auch die, welche zu ihm kamen, angrunzte wie ein erzürnter Eber. Sein Gesicht war, besonders in spätern Jahren, eine Vereinigung von Bären-, Löwen- und Menschengesicht, meistens von braunrother Farbe, so daß sich viele Leute, besonders die Kinder, vor ihm fürchteten. Von Gestalt war er sehr klein und gebückt, hatte aber dabey ausgezeichnet große und grobe Hände und Finger, mit denen er gleichwohl die niedlichsten Zeichnungen hervorbrachte. Den meisten Fleiß und die sorgfältigste Zierlichkeit wandte er auf die Darstellung seiner geliebten Katzen. In richtiger Zeichnung ihrer Formen wußte er die allgemeine Natur dieser Thiere und in der porträtähnlichen Auffassung ihrer besondern Physiognomien den eigenthümlichen Charakter derselben wieder zu geben. Der schmeichelnde Blick voll Falschheit, die zierlichen Bewegungen der jungen Kätzchen, deren bisweilen mehrere eine Mutterkatze umspielen, alles dies ist in den mannichfaltigsten Stellungen, Wendungen, Gruppen, Spielen und Balgereyen höchst naturgemäß, ja man möchte sagen, mit Liebe und Treue geschildert.

An Sonntagen und Winterabenden schnizte Mind zum Zeitvertreibe aus gedörrten wilden Kastanien kleine Kätzchen, Bären und andere Thiere mit so vieler Kunst, daß auch diese so niedlichen Spielwerke bald eben so gesucht wie seine Zeichnungen waren. Es ist nur Schade, daß Insekten, die sich oft im Innern der Kastanien aufhalten, schon viele dieser Schnitzarbeiten zerstört haben.

Bey dem Bärengraben in Bern, wo immer einige lebendige Bären unterhalten werden, verbrachte Mind manche glückliche Stunde; auch schien zwischen diesen Thieren und ihm eine besondere Vertraulichkeit obzuwalten. Sobald Friedli, unter welchem Namen Mind zu Bern am bekanntesten war, an dem Graben erschien, eilten die Bären mit freundlichem Brummen hinzu, stellten sich auf die Hinderfüße und bekamen dann auch richtig von ihm ihr Stück Brod oder einen Apfel aus der Tasche. Darum waren auch, nächst den Katzen, die

Bären Lieblingsgegenstände seiner Kunst, und er glaubte wohl nicht mit Unrecht, diese Thiere besser als andere, selbst berühmte Künstler darstellen zu können.

Dann neben seinem Umgange mit lebendigen Katzen und Bären hatte er seine größte Freude am Besehen von Kunstsachen, und am liebsten von Kupferstichen, wo wieder Thiere ihm das meiste Vergnügen gewährten.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Entdeckungen in Persepolis.

Vor Kurzem sind in England die Reisen des Hrn. James Edward Alexander erschienen, die über die Vorfälle in Ava und über Persien vieles Interessante und manches Neue enthalten. Der vollständige Titel des Werkes heißt: Travels from India to England, comprehending a Visit to the Burman Empire, and a Journey through Persia, Asia Minor, European, Turkey in the Years 1825—26. By James Edward Alexander Esq. London 1827. 4. Das Maiheft des Asiatic Journal erstattet darüber Bericht, und wir heben aus dem dort befindlichen Artikel einiges aus.

In Shiraz, wo noch bedeutende Spuren von dem furchtbaren Erdbeben im Jahr 1824 vorhanden waren, besuchte Alexander die Gräber der berühmten persischen Dichter Saadi und Hafiz.

„Wir gingen des Morgens am 21sten um das Grab Saadis zu sehen; es ist zwey und eine halbe (englische) Meile südlich von Tukht-i-Kodjar entfernt und liegt in einem kleinen, mit hohen Wällen umgebenen Garten. Das Grab selbst ist mit Marmorstein bedeckt, worauf sich verschiedene Inschriften, Stellen aus seinen eigenen Schriften und aus dem Koran befinden; oberhalb des Grabmals sieht man ein Paar Nachtigallen abgebildet; außerhalb des Gartens ist ein Brunnen mit Stufen, auf welchen man zum Wasser hinabsteigen kann. Er bildet ein Oktogon und hat mehrere Nischen, worin Saadi, gegen die Hitze geschützt, zu sitzen und zu dichten pflegte.“

„Wir wendeten uns dann zu dem Garten Dil-i-gushah; gleich beym Eingang kamen wir in einen achteckigen Vorhof, wo sich eine Cisterne befand. Hier war Rustam, der persische Herkules, in sehr glänzenden Farben gemalt, wie er sich vom Roß schwingt und seinen Dolch in das Herz des Dihve-i-Suffihd d. h. des weißen Dämons stößt. Die Zimmer des untern Stockwerkes fanden wir auf die abenteuerlichste Weise bemalt und verziert. Auf den Wänden waren wüthende Kämpfe zwischen den Russen, Türken und Persern vorgestellt; die königlichen Prinzen waren immer größer als die übrige Mannschaft und durchhieben die Reiter vom Helm bis zum Sattelknopfe; wie gewöhnlich, so waren auch hier die Gesetze der Perspektive nicht beachtet.“

„Wir gingen dann zu dem Grab des persischen Anakreon, Hafiz, welches ungefähr eine englische Meile von Tukht-i-Kodjar entfernt ist; es befindet sich auf einem Friedhof neben andern Gräbern; gemeine Knochen dürfen, aber nicht hier ruhen, nur Leuten von Stand ist diese Stätte vergönnt, auch ragt Hafiz Grab vor allen andern durch seine Größe hervor. Der Marmor ist, wie der an Saadis Grabmal, mit schön ausgehauenen Inschriften wie übersäet. Shiraz ist mit Recht wegen seiner Steinhauerey, seines farbigen Schmelzwerkes und seiner Siegelringe berühmt. Neben den Gräbern ist eine offene Hütte, wo ein Fakir haust, der ein Exemplar des Hafiz aufbewahrt, mit welchem man auf orientalische Weise durch Aufschlagung der Blätter die Zukunft erforschen will (Sortes Virgilianae).“

Alexanders Bericht über Persepolis ist äußerst interessant; durch eine herrlich ausgeführte lithographirte Ansicht der merkwürdigen Ruinen bekommt man vom Ganzen ein deutlicheres Bild als durch irgend eines der vorhergehenden Werke. Ueberhaupt sollen die beygegebenen Zeichnungen ganz anderer Art seyn, als die schlechten Blätter, die des Kapitän Keppel vortreffliches, von uns früher schon angezeigtes Werk, verunstalten. Bey dem Besuche der Ruinen durch Hrn. Alexander und seine Reisegesellschaft wurden einige merkwürdige Entdeckungen gemacht. Colonel Macdonald ließ nachgraben und man fand ein Basrelief, welches eine phantastische Figur, einen geflügelten Löwen oder Greif mit einem menschlichen Bart vorstellte; die Figur trug eine Art Tiara, ruhete mit einer ihrer Tatzen auf einer Lotusblume und ward getragen von einem Stamm, der dem eines Dattelbaumes sehr ähnlich sah. Zu derselben Zeit ward auch ein anderes Basrelief entdeckt, welches eine Procession vorstellt: vier männliche Figuren steigen auf einer hohen Treppe empor; der erste trägt zwey Becher, der zweyte einen bedeckten Humpen, der dritte ein Lamm, oder ein Bündel Holz (dieß ist nicht mehr deutlich zu erkennen); der vierte eine Schaale voll Wasser oder Wein. Alle Figuren sollen auf eine geistvolle und meisterhafte Weise ausgeführt seyn und bey weitem alle Skulpturen übertreffen, die man bis jetzt in Persepolis gefunden hat. Diese Reliefs, die im Umrisse dem Reisewerk beygefügt sind, werden vielleicht zu mehrfachen Forschungen Veranlassung geben.

Karl Fried. Neumann.

Nr. 73.

Kunst-Blatt.

Montag, den 10. September 1827.

Zur Gemmenkunde.*)

Während das Studium antiker Kunstwerke und ihrer Erklärung bald in der Entbehrung ferner Originale, bald in der Unzugänglichkeit kostspieliger Kupferwerke eine gegründete Entschuldigung seiner geringen Fortschritte findet, pflegt es oft vergessen zu werden, welch ein reicher Vorrath vortrefflicher und treu überlieferter Originale ihm nichts desto weniger aus den Kunstdenkmälern eines geringeren Umfangs zu Gebote steht. Wäre die ganze Kunde des bildenden Alterthums auf Statuen, Reliefs und Vasengemälde beschränkt, so dürfte man umsichtigen Alterthumsforschern allerdings nur geringe Vorwürfe machen, daß sie, von den Quellen eines so weitschichtigen Studiums entfernt, lieber gar nicht als aus unbefriedigenden, selten versammelten Abbildungen schöpfen wollen; statt dessen ist ziemlich allgemein die Vernachlässigung jener ungetrübtesten, überschaulichsten und mannichfaltigsten bildlichen Denkmäler zu beklagen, deren Abdrücke in wohlgeordneten Reihen den meisten Kunst- und Büchersälen einverleibt oder ohne sonderliche Schwierigkeit zuzuwenden sind. Der planmäßigen Gründlichkeit unserer Landsleute kann in Beschäftigungen, deren wohlgebahnte Straße zu vielfachem Anbau einladet, weniges entgehen; um so entschiedener entzieht sich dieselbe Gründlichkeit jedem andern Beginnen, dessen Geltung und Gelingen ihm mißlich scheint. In Frankreich und England veranlaßt das Pflichtgefühl, einiges für die schönen Künste zu thun, eine ausgedehntere Anschaffung archäologischen Materials, als es ein mäßiger Eifer für kunstgeschichtliches Studium in Deutschland vermag. Auch in diesem Lande sind seit Heyne's Zeit Münz- und Gemmenabdrücke für allerley Unterricht empfohlen worden; aber wir möchten keinen Reisenden zu dem Fehlschluß verleiten, als habe auch nur jede deutsche Münzsammlung einen Mionnetschen Pastenapparat, oder als habe jede deutsche Hauptstadt auch nur ein unvollständiges und stauberfülltes Exemplar der Lippertschen Daktyliothek aufzuweisen. Der Literarhistorie fällt dieß Räthsel nicht schwer zu lösen; denn allerdings ist ihr in mehr denn einem archäologischen Fach und namentlich in der Gemmenkunde kein bedeutender Fortschritt seit Winckelmann kund geworden.

War nun, wie wir hiernach behaupten, das Studium der Gemmenkunde zeither in seiner gelehrten Behandlung und selbst im nothdürftigen Gebrauch seines Materials vernachlässiget worden, so muß die von dem königlich preußischen Ministerium des Kultus und Unterrichts neu veranstaltete Verbreitung des vollständigen Stoschischen Gemmenkabinets gerade jezt doppelt zeitgemäß und preißwürdig erscheinen. Durch die Abdrücke dieses, an auserlesenem Reichthum keiner ähnlichen Sammlung nachstehenden, an kritischer Auswahl, einsichtiger Anordnung und vielseitigem Kunstwerth aber jede andere überbietenden Kabinets ist das Material der gelehrten Forschung um ein Bedeutendes vermehrt, zugleich aber auch für das Studium des Lehrlings eine Grundlage gegeben worden, auf der sich selbst mit sehr mäßigen Anfängen archäologische Vorkenntniß fortbauen läßt.

Ein Vorrath von bald vierthalbtausend antiken Kameen, Intagli und Glaspasten ist nach der Ordnung und zugleich mit einem Auszuge des Winckelmannischen Verzeichnisses *) Kunst- und Alterthumsfreunden für einen billigen Preis **) in die Hände gegeben. Daß Winckelmann, der Vielerprobte, auch hier an der Spitze steht, hilft die Beglaubigung einer Sammlung erhöhen, die dem Künstler allerdings erst in einer von ihm selbst leicht zu veranstaltenden Auswahl recht genießbar wird, für das Studium der alten Denkmäler aber wird gerade durch die bunte, blos nach der Verwandtschaft ihrer Vorstellungen geordnete Masse verschiedenartiger Werke alter Stein-

*) Vergl. mit dieser Abhandlung den Aufsaz in Nro. 69. und 70. über Venus Libitina.

*) Verzeichniß der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin. Berlin bey Duncker. 1827. VIII. 238 S. 8.

**) Ein vollständiges Exemplar der 3442 Stoschischen Abdrücke kostet bey dem Verfertiger derselben, Hrn. Reinhardt, mit Inbegriff der Verpackung, 244 Thlr. preußisch; einzelne Stücke zwey Silbergroschen (7 Kreuzer rhein.), wovon jedoch bey direkten und zahlreichen Bestellungen eine bedeutende Ermäßigung stattfindet.

schneidekunst aus jeder Zeit eine unschätzbare und bey der blos artistischen Richtschnur bisheriger Gemmensammlungen zeither ungekannte Belehrung eröffnet. In einer Sammlung, bestimmt eine ganze Gattung der alten Kunst im treuen Abdruck ihrer Denkmäler uns vorzuführen, kann das, was man allzu beschränkend den künstlerischen Gesichtspunkt zu nennen pflegt, keineswegs der ausschließliche seyn; jener Gesichtspunkt ist der Gesichtspunkt der technischen Ausführung, nach dem sich höchstens die größere oder geringere Brauchbarkeit eines antiken Werkes zum Behuf von Nachbildungen, aber, da die Kunst außer ihrer technischen Seite auch bey unvollkommener Ausführung eines Denkmales für Erfindung und Anordnung lernen kann, nicht einmal ein freysinniger Ueberblick, geschweige denn das Studium der Kunstgeschichte, richten darf. In der Stoschischen Gemmensammlung, und unseres Wissens nur in dieser, sind bey anderweitiger Wichtigkeit auch diejenigen Arbeiten alter Steinschneidekunst nicht ausgemerzt, deren unvollkommene Ausführung die früheste Kindheit oder den spätesten Verfall der Kunst auszusprechen scheint; woraus denn einerseits ein ungleich größerer Reichthum bildlicher Vorstellungen zusammengekommen ist als in andern Sammlungen, andererseits aber auch für die Schärfung des kritischen Blickes ein bedeutender Vortheil begründet seyn dürfte. Nicht blos in der Reinheit der Komposition und in der Freyheit der edelsten Technik ist die neuere Steinschneidekunst hinter der alten zurückgeblieben, man kann behaupten, daß sie es auch im entgegengesetzten Extrem ihr nicht leicht gleich gethan hat, daß die schulgerechte Kunstfertigkeit der Neueren viele Denkmäler der rohesten und doch unzweifelhaft antiken Technik sich nicht hätte zu Schulden kommen lassen, und daß mithin ein blos an schönen Kunstdenkmälern erwärmter Blick nie diejenige Sicherheit in Unterscheidung antiker und anderer Kunstwerke haben kann, die ein vielseitiges Studium der Kunstgeschichte sich theils aus einem durchgebildeten Gefühl für antike Komposition, theils aus dem Beschauen der verschiedenartigsten Technik zu sichern weiß.

Statt nun, wie es bey so umfassenden Unternehmungen, als die Abformung des Stoschischen Kabinets eine ist, Vielen das Natürlichste scheinen könnte, dem Leser das Werk, das er selbst gebrauchen soll, nach Preis und Einrichtung vorzubeschreiben oder nach den mancherley Abweichungen jeder persönlichen Ansicht Eins und das Andere anders zu verlangen, als wie es eben dasteht, hoffen wir dem großartigen Sinn jenes Unternehmens, wie dem Zwecke dieser Blätter, besser zu entsprechen, wenn wir die dem Studium der Gemmenkunde neu gegebene Grundlage, theils mit den anderweitigen Anforderungen dermaliger archäologischer Wissenschaft, theils mit dem vergleichen, was aus sonst bekanntem Material antiker Steinschneidekunst sich fernerhin zur Vervollkommnung jenes so äußerst wichtigen Studiums wünschen ließe. Wir wiederholen zu diesem Behuf unsre bereits oben geäußerte Ueberzeugung, daß dem Studium kein günstigeres Material. seiner wissenschaftlichen Betrachtung kein besserer Leitfaden gewünscht werden konnte, als das Stoschische Kabinet in Winckelmann's Ordnung und mit Winckelmanns Erklärungen; darum nicht nur, weil das eine wie das andere das Beste ist, was wir für dieses Studium aufzuweisen haben, sondern auch darum, weil anerkannte und augenfällige Mängel, welche überhaupt keinem Werk, besonders dem Winckelmannischen, theils nach manchem veränderten Standpunkte der Forschung, theils nach der ursprünglichen Arbeitsweise des vortrefflichen Mannes nicht fehlen können, ungleich besser einer nachträglichen Berichtigung aufbehalten als, wie es oft zum Aufschub, ja zum Unterbleiben großer Werke geschehen ist, einer vorangehenden strengen Sichtung unterworfen werden. Um so mehr dürfen und müssen nach der Ansicht, von welcher das neueste Unternehmen ausging, Mängel solcher Art nachgehends erwähnt und besprochen werden, wenn anders das Publikum, zu dessen Vortheil so bedeutende Leistungen geschahen, für den eigensten Werth derselben nicht unempfänglich und gefühllos erscheinen soll.

Winckelmanns Anordnung und Beschreibung des Stoschischen Kabinets ist nicht nur ein wegen seines weitschichtigen Gegenstandes sehr mühsames und darum nachsichtig zu beurtheilendes Werk: an geübter Beobachtung, besonnener Gelehrsamkeit und verständiger Anordnung ist es allen früheren und gleichzeitigen Werken ähnlichen Gegenstandes weit überlegen, hat aber mit Recht auch allen späteren Gemmenbeschreibern, namentlich dem großen Raspeschen Katalog der Tassieschen Abdrücke (London 1791. 4.), zum Vorbild und zur Grundlage gedient.

Hiernach wird es hoffentlich für keine Verunglimpfung Winckelmann's mißdeutet werden, wenn wir bey aller Anerkennung jenes ehrenwerthen und zugleich mit einer Herausgabe des Stoschischen Kabinets nothwendig zu erneuenden Werks andrerseits unsre Ueberzeugung nicht verhehlen wollen, wie es eben nach der unschätzbaren Gabe der Stoschischen Gemmenabdrücke möglich und nothwendig geworden sey, bey einem gründlichen Gemmenstudium über den Standpunkt des seit dem Jahr 1760 eben auch veralteten Werkes hinauszugehen. Diese Ueberzeugung kann nicht sowohl auf verfehlte Deutungen gerichtet seyn, wie sie sich im einmal geordneten Vorrath aus Vergleichung mancher irrig getrennten Stücke oft ohne sonderliche Mühe ergeben *), noch auf ein-

*) Dieselbe Figur, die einmal Hebe heißt (II. 175), heißt ein andermal (II. 1465), unserer Deutung auf Venus

zelne Bestimmungen einer bald überbrauchten *), bald augenblicklich schlummernden **) Gelehrsamkeit, wie sie allzu oft gedient hat den Triumph einer schulmeisternden Kritik gegen den überlegenen Werth des auch in seinen Irrthümern geistreichen und anziehenden Mannes in Schatten zu stellen, sondern statt solcher, verhältnißmäßig, wenigen und jedenfalls leicht wegzuwischenden Mängel, vielmehr auf den gegenwärtig nur sehr getrübten Vortheil einer zweckmäßigen Anordnung des auch nach längerem Studium kaum zu bewältigengen Reichthums von Denkmälern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Libitina näher gerückt, eine Ariadne; dasselbe weibliche Brustbild einmal seiner Gewandbewegung wegen, die doch auch der Psyche zusteht (II. 844 ff.) eine Nemesis (II. 1809), ein andermal (II. 1252. 1253.) Melpomene. Ohne Noth ist (II. 836) eine ungeflügelte Psyche vorausgesezt, da dieselbe gebückt opfernde Figur ein andermal (II. 1633) nach dem benachbarten Priapusidol wahrscheinlicher als Bacchantin bestimmt ist.

*) Zwey Zeusbilder (II. 49. 50) werden von Winckelmann mit dem bacchischen (Paus. VIII. 31. 2.) Ausdruck eines Zeus Philios bezeichnet: „je prends ce Jupiter Philius, qui tenoit une patère“, was ungenügend und nach dem griechischen ἔκπωμα (ein tiefes Gefäß, nicht φιάλη selbst irrig. Um eine Juno Sospita aufzuführen nahm Winckelmann die astigen Auswüchse einer nackten Frau, etwa einer werdenden Dryade, für Ziegenhörner (II. 129). Noch häufiger sind hochklingende Namen den Vorstellungen aus der Heroengeschichte aufgedrungen: von drey Atalanten (III. 121 — 123) ist die Eine eine ganz gewöhnliche Mänade, die andere eine der wohlbekannten Hierodulen, hier wegen benachbarten Bacchusidols von entschieden bacchischer Beziehung, die dritte eine ganz ähnliche Figur, und daher trotz des danebenstehenden Preisgefäßes eben so zu deuten. So ist durch vermeintliche Dioskuren, deren Präterte verkannt wurde, ein andermal (II. 154) eine römische Person zur Leda geworden, ein vor Zeus Schutzflehender zum Ganymedes (II. 172), ländliche Vorstellungen römischen Götterdienstes (IV. 1. 2) zum neugebornen Cyrus, umgekehrt ein kaum verkennbarer Ulysses zum parthischen Soldaten (II. 936) u. s. w. Daß Winckelmann mit ähnlichen Mißgriffen dem gelehrten Prunk und seinen herrschenden Anforderungen dennoch nicht immer genug gethan, beweist seine vielbesprochene Furie (II. 356) oder Medea, die sich bescheiden könnte eine Mänade zu heißen.

**) Offenbare Schnitzer sind es, wenn einmal eine Doppelzahl von Fortunen für Serapis und Isis gegeben wird (II. 67), dagegen ein andermal Serapisfiguren selbst gegen die Autorität antiker Inschrift (II 353) den Namen Pluto tragen; wenn ein durch Löwenfell unverkennbar bezeichneter Herakles Musagetes (II. 1313) für einen Faun gilt; wenn ein Jüngling mit Aehrenstengel und Sichel, der sich höchstens für einen Athleten versehen ließe, nicht Triptolemus, sondern Apollo heißt (II. 1121), der allbekannte Apollo Philesius Milesischer Münzen aber als ein Endymion aufgeführt wird (II. 350 u. s. w.).

Neue Kupferwerke.

1. Reineke Fuchs, in dreyßig Blättern, gezeichnet und radirt von J. H. Ramberg. 1826. Herausgegeben und zu haben bey J. H. Ramberg in Hannover. Querfolio.

2. Tyll Eulenspiegel, in 55 radirten Blättern von J. H. Ramberg. Nach der Jahrmarktsausgabe, gedruckt in diesem Jahre.

Die Eigenthümlichkeit dieses Künstlers, dessen Erfindungen schon gegen zwanzig Jahre die zierlichen Kupferstiche unserer Taschenbücher füllen, können wir als allgemein bekannt voraussetzen. Jedermann weiß, daß er voll sinnreicher Gedanken fast jedem Gegenstand eine interessante Situation oder wenigstens einen flüchtigen Reiz abzugewinnen weiß. Berühmt sind die Katzen und Hunde, deren prosaische Naivetät er oft als Commentar oder Episode einer pathetischen oder sentimentalen Scene sehr erwecklich aus einem Winkel des Bildes hervorblicken läßt; nicht minder berühmt seine rundlichen, reizenden, koketten Mädchen, die, unschuldig oder schuldig, immer durch ihre schalkhaften Augen gefallen; und wenn auch seine Helden oft gar zu pathetisch und schauspielerhaft gefunden werden, so erwerben sich doch die witzigen Allegorien, die symbolischen Glorien, womit er die Titelkupfer schmückt, überall Gnade vor den Augen des eleganten Publikums. Hr. Ramberg übte in der That geraume Zeit eine Art von souveräner Herrschaft über die zahlreiche Schaar der Taschenbücher, und hat von Schiller bis zu Clauren einen guten Theil unserer Dichter und Novellisten mit seinen Darstellungen begleitet, obgleich seine Manier den Gedanken reiner und edler Geister weniger angemessen war, als der Frivolität gewisser Modeschriftsteller. Es ist schwer zu sagen, ob er in seiner Art der Auffassung dem Geschmack des größeren Publikums nur gefolgt sey, oder ob er ihn selbst noch verwöhnt und verderbt habe; gewiß aber scheint uns, daß ein Mann von so viel Talent, wie Hr. Ramberg, seinen Erfindungen auch Gunst bey dem Publikum verschafft haben würde, hätte er sich an die edle und einfache Natur gehalten, wahre und ächte Motive statt der falschen gewählt, und seinen Schilderungen etwas mehr zu geben gesucht als oberflächlichen Reiz oder gar üppige Sinnlichkeit. Der scharfe Beobachter des Lebens, der muntere und witzige Kopf, der gewandte Erfinder neuer und anmuthiger Situationen blickt aus dem größten Theile seiner Darstellungen hervor, und es erregt dem, welcher unbefangen diese Kupferchen betrachtet, ein peinliches Gefühl, ein so günstiges Naturell durch oberflächliche Anwendung so häufig mißbraucht, ja in der Bequemlichkeit einer angenommenen Manier oft beynahe erstickt zu sehen.

Den Vorwurf, den wir den kleinen Werken dieses Künstlers gemacht, trifft auch minder und mehr die beyden von größerer Ausdehnung, die wir hier anzeigen. Wir dürfen nicht unbeachtet lassen, daß Hr. Ramberg sich hier in eine andere Sphäre gewagt hat, als in der er bisher mit so viel Beyfall gearbeitet; die Bücher, die seine Radirnadel hier kommentirt, gehören nicht mehr den Arbeitstischen der Damen und den eleganten Theezirkeln an; es sind Volksbücher, die eine volksmäßige Darstellung, d. h. unbefangene Beobachtung der Natur, Einfachheit der Auffassung und Wahrheit der Zeichnung bis in das Einzelne erheischen. Die Art, in welcher Hr. Ramberg beyde Werke ausgeführt hat, läßt uns kaum annehmen, daß er sie etwa blos zu Bilderbüchern für Kinder bestimmt; doch würden sie auch für diesen Zweck jenen Forderungen genügen müssen.

Das erstere Gedicht ist zwar weniger populär als durch mannichfaltige Bearbeitungen bekannt. Indem es aus der Thierfabel einen moralischen Sinn entwickelt, nimmt es die Thorheit der Großen, den Sieg der List über Schwäche und Dummheit, zum Ziel einer bittern Ironie. Hier standen dem Zeichner mannichfaltige Scenen zu Gebote, deren Inhalt und Bedeutung sich auch in Bildern versinnlichen ließ, und bey Hrn. Rambergs Geschicklichkeit, thierische Charaktere zu schildern und sogar menschliche Leidenschaften und Affekte durch die Regungen animalischer Körperlichkeit zu bezeichnen, konnte es ihm an gutem Erfolg nicht fehlen. Mit vielem Geist und Witz sind die Versammlungen dargestellt, in welchen Reineke so trefflich seine Sache vertheidigt, und man kann den sprechenden Mienen und Geberden der verschiedenartigsten plumpen und leichtfüßigen, dummen und verschmitzten Thiere und ihrer launigen Zusammenstellung seine Bewunderung nicht versagen. Nur mangelt der Zeichnung größtentheils eine sorgfältige, charakteristische Ausführung des Einzelnen, statt deren sich der Künstler mit einer geistreichen, aber ziemlich flüchtigen, oft auch manierirten Andeutung begnügt hat. Diese Blätter sind zum größten Theil mit fleißiger, doch hie und da etwas einförmiger und kraftloser Schattirung ausgeführt.

Die Bearbeitung des Eulenspiegels scheint uns schon deßhalb nicht gelungen, weil von seinen Schwänken nur wenige einer malerischen Darstellung günstig sind, da sie meistens auf ein witziges Wort oder eine Mystifikation hinauslaufen. Der größte Theil dieser Bilder könnte daher nur, wie viele Taschenbuchskupferchen, der treffenden Pagina des Textes gegenüber einigen Werth haben. Ueberdieß scheint uns Hr. Ramberg auch in der Auffassung nicht glücklich gewesen zu seyn, indem er das Ganze als Karrikatur behandelt hat. Der Schalksnarr ist freylich eine Fratze, und Hr. Ramberg hat ihn nicht mit Unrecht über dem Titel auf einem Schweine sitzend vorgestellt; aber jede Karrikatur erhält nur Werth und Haltung durch ihren Kontrast mit der Wirklichkeit, welche bey denen des Tags in der Gegenwart, hier aber im Buche selbst, in Eulenspiegels Umgebungen liegt. So gemein auch diese meistentheils sind, so erregt es doch Mißbehagen, neben dem Narren auch alle übrigen Figuren als Fratze zu sehen, und man fragt sich, ob es nur der Mühe werth war, mit solchem Gesindel Kurzweil zu treiben. Dazu kommt noch, daß die Zeichnung, die hier meist in bloßen Umrissen besteht, durchgängig sehr manierirt ist, und das Auge durch eine gewisse einförmige Sorglosigkeit verletzt. Wollte man einige Geschichten aus dem Eulenspiegel zeichnen, welche der Darstellung günstig sind, so müßten der possenhaften Narrenfigur immer wahre und kräftig gezeichnete Charaktere des bürgerlichen Lebens gegenüberstehen, die nicht sowohl durch sich selbst, als durch den Spott, der an ihnen verübt wird, lächerlich erscheinen. S.

Lithographik.

Zehn Blätter Katzengruppen von Gottfried Mind, nebst kurzer Nachricht von dessen Leben, Leipzig bey Gerhard Fleischer. Kl. Querfolio. 2 Thlr.

(Beschluß.)

Hr. Sigmund Wagner in Bern, Besitzer einer auserlesenen Kupferstichsammlung, lud Mind oft an Wintersonntag-Abenden zu sich ein, und ließ ihn dann seine Kunstsachen durchsehen. Indeß Hr. Wagner schrieb, las oder zeichnete, machte Mind bey sich halblaut seine Bemerkungen über jedes Blatt, und fällte nicht selten richtige, obgleich derbe Urtheile selbst über die gepriesensten Meister, besonders über Thierstücke; denn unter diesen gefielen ihm einzig die Löwen von Rubens, von Rembrandt und Potter, und die Hirsche von Ridinger; die übrigen Thiere dieses Meisters, besonders die Bären, erklärte er für unrichtig gezeichnet. Selbst die berühmten Katzen von Cornelius Vischer und Wenzel Hollar hatten seinen Beyfall nicht. Nach dergleichen Kunstmusterungen trank er dann mit Hrn. Wagner Thee, und ließ sich das dazu aufgestellte Backwerk wohl schmecken. Solche Abende waren gewissermaßen sein Himmel auf Erden; dessen ungeachtet ließ er zuweilen Hrn. Wagner auf seine Einladung erwiedern: „er könne nicht kommen, sein Büsi (die Katze) sey krank, er müsse bey ihr bleiben.“ Ein andermal hieß es: „das Büsi werde heute vermuthlich Jungen bekommen, und da könne er es unmöglich verlassen.“

Mind zeichnete selten nach der Natur; er that es nur mit wenigen Strichen; seine Einbildungskraft war so stark, daß, wenn er etwas genau beobachtet hatte, dieses sich seinem Gedächtnisse so fest einprägte, daß er es zu Hause, und oft geraume Zeit hernach, auf das Getreueste wieder zu geben wußte. Er sah dann oft gleichsam in sich selbst hinein, und wenn er in solchen Momenten aufblickte, so hatten seine Augen etwas Träumerisches.

Eine zunehmende Brustwassersucht hatte ihn schon ein Jahr lang ausser aller Thätigkeit gesetzt, und am 17. November 1814 raffte ihn ein Stickfluß im 46sten Jahre seines Lebens dahin.

Nr. 74.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. September 1827.

Lithographik in München.

Hr. Domkapitular Speth, welchem diese Blätter schon manche schätzbare Beyträge verdanken, hat sich auf den Wunsch mehrerer Kunstkenner und Freunde entschlossen eine Auswahl originaler Werke aus seiner ansehnlichen Gemäldesammlung lithographiren zu lassen. Diese Sammlung besteht zum größern Theil aus sehr vorzüglichen und wohlerhaltenen Niederländern der spätern Schule, und einigen Werken ausgezeichneter italienischer Meister, die größtentheils geeignet sind in ihrer eigenthümlichen Größe lithographirt zu werden, so daß die Liebhaber hier sehr treue und im Geist der Originale ausgeführte Blätter nach Gonzales Coques, Casp. Poussin, van Dyk, Bromoer, Artois, van Goyen, Adr. van Ostade, Wynants, Wilh. van Aelst, Teniers, Jac. und Sal. Ruysdael, Bergheiden, van Eyck, Huysmann, Vitringa, Backhuisen, Casp. de Witt, Pet. Quast, van der Neer, van der Helst, Salvator Rosa, Han. Caracci, Cigoli u. A. erhalten. Das ganze Werk wird 7 — 8 Lieferungen, jede zu 4 Blättern in gr. Fol. enthalten, die in Zeiträumen von 3 — 4 Monaten erscheinen. (Subscriptionspreis 6 fl., bey 10 Ex. 1 Ex. gratis).

Bereits liegen die zwey ersten Lieferungen vor uns, die eine Reihe sehr wohl gelungener, so wohl durch Treue der Nachahmung als durch Schönheit der lithographischen Behandlung ausgezeichneter Blätter enthalten. Was den allgemeinen Charakter dieser Nachbildungen betrifft, so scheint uns der Herausgeber mit großem Rechte die freyere Kreidebehandlung gewählt zu haben, die sich von der geleckten Manier vieler französischen Blätter eben so weit entfernt hält, als von flüchtiger Skizzirung, und nur das Original in seiner ganzen Vollendung, wie in der Leichtigkeit seiner Ausführung wiederzugeben sucht. Die Kreide hat hier nicht das feine Korn, wie wir es anderwärts finden, aber die Linien, Schatten und Töne sind dennoch rein und mit der dem Original eigenen Weichheit oder Bestimmtheit angegeben, der Druck von Lacroix besorgt, ist von großer Kraft und Transparenz, welches durch einen wohl angebrachten, ganz der Farbe des chinesischen Papiers ähnlichen Ton unterstüzt wird. Ein Beyspiel sehr angemessener Behandlung ist gleich das erste Blatt, ein Zahnbrecher nach Ostade, lithographirt von J. Steingrübel, welcher den Ton und die Pinselführung des Originals mit der vollen Eigenthümlichkeit seiner Charaktere wieder gibt. Auf dem zweyten Blatte sehen wir eine Landschaft von Ruysdael (lithographirt von demselben), die wohl anfänglich etwas zu dunkel erscheinen möchte; doch ist dieß die Eigenheit des Originals, und Kenner werden troß dem in der Ausführung der Luft, des Wassers und der Bäume die Merkmale finden, wodurch sich die Werke dieses Meisters auszeichnen. Von schönem Charakter und sehr treuer harmonischer Ausführung ist das dritte Blatt, ein heil. Antonius nach Ludovico da Cigoli, lithographirt von Mich. Brandmüller; doch den Preis unter allen verdient das vierte, ein weibliches Bildniß, von demselben Künstler nach Bartolome van der Helst lithographirt. Die schöne Modellirung und Rundung des Gesichts, das freye Hervortreten der Figur, die Weichheit der Haare, das Durchsichtige des feinen Halstuchs und die Schwärze des Sammts sind mit ungemeiner Treue und Wahrheit und dennoch mit einer Leichtigkeit wiedergegeben, welche die Vorrechte der Handzeichnung, das eigentliche Verdienst der Lithographie, nicht verleugnet.

Die zweyte Lieferung eröffnet ein Blatt nach Bergheiden, ebenfalls von Brandmüller lithographirt. Spieler auf dem Damenbrett. Hier ist die etwas oberflächliche, mehr die Massen als das Detail berücksichtigende Ausführung des Meisters, die sich jedoch mit viel Charakter und Ausdruck vereinigt, gut nachgeahmt. Derselbe Lithograph hat sich in der Nachbildung eines Seesturms von Vitringa auf dem sechsten Blatte versucht und das Schäumen, das Licht und durchsichtige Dunkel der Wellen mit Glück wiedergegeben, nur der Luft, so harmonisch und treu sie übrigens in der Wirkung ist, wünschten wir ein feineres Korn, welches das dunstige

Element von dem flüssigen besser unterscheiden würde. Ein ecce Homo nach Ercole di Marta von demselben Lithographen ist wieder sehr schön behandelt, und gefällt uns die Ausführung besser als der Ausdruck des Kopfs, der in dem halbgeöffneten Mund etwas Gemüthloses hat. Sehr glücklich ist endlich in dem achten Blatte von Steingrübel die Eigenthümlichkeit einer Landschaft von Wynants nachgebildet, der sandige Weg mit Abhängen an dem kleinen Fluß, die von sammtweißem Rasen bedeckt sind, und das Verschwimmende des Baumschlags in der wolkigen Luft. Nur die einfache dunkel gehaltene Ferne dürfte etwas zarter behandelt seyn. Diesem Blatte kommt der kräftige Druck vorzüglich zu Gute.

Von der Sorgfalt des Herausgebers läßt sich erwarten, daß die folgenden Lieferungen gleich vorzügliche Blätter enthalten werden, und wir versprechen daher dem Werke recht viele Freunde und Theilnehmer.

S.

Zur Gemmenkunde.

(Fortsetzung.)

Eine Sammlung von Kunstdenkmälern, welcher Gattung sie auch immer angehören möge, wünscht man am liebsten nach den Kunstepochen ihrer einzelnen Stücke geordnet, oder, wenn dieser Wunsch wegen der überwiegenden Masse von Denkmälern aus späterer Zeit sich unbequem, wegen der häufigen Streitfrage, welche spätere Kunstepoche einem Werke von gereifter Kunstübung anzuweisen sey, sich unausführbar zeigt, so wird wenigstens die mäßigere Anforderung nicht so leicht zurückgewiesen, die mehr oder weniger gleichartigen Reihen guter Kunstdenkmäler nicht durch Denkmäler einer schlechten Zeit geradezu gestört zu sehen. Wir bemerkten vorher, wie die Anordnung einer aus Kunstdenkmälern aller Art zusammengesezten Sammlung nicht durch einen blos kunstgenießenden, sondern durch einen kunstgeschichtlichen Zweck bedingt sey; darum kann eine planmäßig geordnete Gemmensammlung von der unerfreulichen Mischung guter und schlechter Wiederholungen desselben Originals und Gegenstandes, bald in wohlerhaltenen Gemmen, bald in angefressenen Pasten, nicht losgesprochen, eben so wenig mit einiger Sicherheit eine Sonderung ihrer Kompositionen nach der Zeit ihrer Erfindung versucht werden. Das aber kann bey dem spärlichen Vorrath alterthümlicher Steinschnitte zum entschiedenen Vortheil stilistischer Scheidung ohne sonderliche Beeinträchtigung der zusammengerückten Vorstellungsreihen geschehen, daß die Werke des ältesten Styles, namentlich alle, etruskische oder altgriechische Käfersteine, zugleich mit ihren häufigen Nachahmungen rohester Art in eine eigene Klasse versammelt werden. Wir wissen nicht, welcher verständige Ordner diesen Vortheil den meisten in Rom verkäuflichen Gemmenabdrücken zugewandt hat, in deren Sammlungen nach einer Anzahl ägyptischen und orientalischen Vorraths eine etruskische Klasse zu folgen pflegt; der anerkannt übereinstimmende Styl dieser lezteren mag auch unter solchem Namen manches Altgriechische verantworten, was ihr einverleibt ist. Statt dessen sind bey Winckelmann alterthümliche Skarabäen allerorts ausgestreut (II. 449. 451. 981. 1076 u. s. w.) und der Tassinsche Katalog hat auch darin nichts zu ändern gewagt.

Wäre irgend eine andere stylistische Sonderung unter ähnlichen Denkmälern zu versuchen, so würden die ägyptischen Gemmen nicht, wie es mit Recht geschehen ist, in eine für sich bestehende Klasse am Anfang der Sammlung ausgeschieden seyn, sondern, da fast alles Gesammelte dieser Art römischer Nachahmung selbst ohne Bemühung um einen ägyptisirenden Styl anheimfällt, so würden ihre fremdartigen Bilder in der buntesten Vermischung mit griechisch-römischen Vorstellungen dastehen. Leider ist selbst die gegenwärtige Anordnung allzu oft durch solche Mischung gestört; nicht selten finden sich Serapis und Ammon (II. 51. 76. 86. 133.) in griechische Götterreihen eingedrängt und neben mythischen Bildern früherer Zeit finden sich allerdings verwandte, aber durch die Umwandlung gnostischer Theologie eher den Abraxasreihen angehörige Bildwerke (II. 39. 614. 615. 661. 1209. u. a.). Wie sehr nun aber auch Mißgriffe dieser Art oft verdrießlich fallen mögen, in dem Grade, in welchem das Fremde augenfälliger sich selbst absondert als das Inländische und Verwandte, scheinen sie uns verträglicher als manche unzweckmäßige Vertheilung ganzer Reihen von Vorstellungen in ungehörige Fächer. Mit Ausschluß der ersten und lezten Klasse, welche ägyptische, gnostische und moderne Steine enthalten, zerfällt der Stoschische Vorrath nach Winckelmanns Anordnung bekanntlich in sechs Klassen: 1. Götterbilder, 2. Heroenmythen, 3. Historische Bilder, 4. Vorstellungen aus dem Alltagsleben (wie wir Kl. 5. „Spiele, Feste, Vasen und symbolische Ringe" allgemein fassen) und zwey daran anschließende Klassen, Schiffs- und Thiervorstellungen enthaltend, sind zur Zusammenstellung verwandter Hauptmassen zweckmäßig festgestellt; doch ist die erste dieser Klassen auf Kosten der folgenden so übermäßig angehäuft, daß der schöne Vortheil, im kleinem Raum eine leichte Uebersicht alles dessen zu gewinnen, was die Alten überhaupt abbildeten, großentheils verloren geht, ja daß die verwandten und bereits geflissentlich zusammengerückten Bildwerke oft auf die gewaltsamste Weise wieder auseinandergerückt und ihres besten Gesichtspunktes verlustig gegangen sind. Der Götter Einmischung in Ortsagen ist für das Land, dem sie angehören, wichtiger als für

die Darstellung der Götter selbst. Höchstens wenn sich irgendwo Ganymedes als Mundschenk des Zeus vorgestellt fände, würde dieß Bild unter die Vorstellungen des olympischen Götterkreises zu setzen seyn; dagegen die häufigen Vorstellungen seiner Entführung vom Ida unter den Heroensagen Trojas nicht vermißt werden dürften. Oder soll bey der Götter nothwendiger häufiger Einmischung in menschliches Thun, auch jede Herkulische oder sonstige Heroenthat dann und darum aus der Reihe heroischer Geschichten wegfallen, wann und weil wir Minerva oder eine andere Gottheit dabey hülfreich vorgestellt oder gedacht wissen? Mit nichten. Vielmehr wie wir zur vollständigen Uebersicht heroischer Vorstellungen nothwendig alle mit Götterbeziehungen noch so sehr verknüpften Heroengeschichten für die Rechte dieser lezteren einfodern und nach Ort und Herkunft ordnen müssen, so wäre bey einem wohlgeordneten Gemmenapparat für die gerade in Bildwerken dieser Art so äußerst häufigen Vorstellungen aus dem Alltagsleben, auch was in symbolischer Sprache für dasselbe bestimmt war, nicht zu erlassen. Dahin gehört Vieles, was jezt als Götterattribut die Reihe der Götterbilder unterbricht, meist ohne Nothwendigkeit, oft mit unleugbarer Irrung. Einen Beleg anzuführen statt vieler, so ist in dem ganzen Abschnitt Cerealischer Attribute, welcher bey Winckelmann II. 245 — 279. die Vorstellungen der Ceres beschließt, vielleicht keine einzige Vorstellung, die sich unmittelbar und ausschließlich auf Ceres bezöge, gemischte Symbole, wie Nro. 263. Füllhorn, Schild und Caduceus gewiß ganz und gar nicht, aber vielleicht nicht einmal die vereinzelte Fackel Nro. 248. und wiederum die ganz alltägliche Vorstellung eines Schnitters und eines Hirten Nr. 247. ganz gewiß nicht. Ob in Kunstwerken grösseren Umfanges solche Alltagsleben ohne mythologische oder wenigstens historische Beziehung vorgestellt sey, kann man Anstand nehmen, ohne Weiteres zu behaupten; bey Antikaglien, deren geringfügige und durchgängig persönliche Bestimmung auch eine persönliche Beziehung in der Mehrzahl der Fälle anzunehmen gebietet, ist der zahlreiche Vorrath ihres eigensten Bilderreichthums nicht voreilig und überdieß zu armseligem Anwachs der Götterbilder zu schmälern. Was hat Diana mit Jagden zu thun, auf deren keiner auch nur ihr Idol erscheint? Mit grösserer Wahrscheinlichkeit als sie den Dianenbildern sich anschließt, würde eine ansehnliche Reihe ähnlicher Vorstellungen (II. 323 — 341), wie sie vormals den Finger manches Weidmanns schmücken mochten, den symbolischen Vorstellungen des Alltaglebens sich anfügen. Gleiches behaupten wir von den zwey lezten Klassen, der sechsten, welche Schiffsvorstellungen und der siebenten, welche Thierbilder enthält. Es wäre ein Leichtes gewesen, auch diese in dem grosen Abschnitt der Götterbilder unterzubringen; jedes Schiff war dem Neptun so gut untergeben als jede Jagd der Diana und völlig beziehungslose Thiere, eine völlig müßige Bildnerey, möchten in der Kunstübung der Alten schwer zuzugeben seyn. Schärfer trennen sich die von Winckelmann zusammengefaßten Abtheilungen seiner fünften Klasse, die Abbildungen alltäglicher, theils heiliger, theils profaner Volkssitte, und der ihr zugehörigen Geräthe, nämlich von den vereinzelten Gegenständen eines symbolischen Ausdrucks. Indeß haben beyde Abtheilungen allerdings das gemein, daß sie, die ersteren durch ihre untergeordnete Beziehung, die andern schon durch die Beschränktheit ihres Gegenstandes, den Uebergang unabhängiger Kunstdarstellung zur unterwürfigen Geltung einer Bildersprache vermitteln. Und so möchte einem künftigen Anordner von Gemmensammlungen die Grundlage der Winckelmannischen Anordnung noch immer zu empfehlen seyn, etwa außer den Abtheilungen ausländischer Vorstellungen eine Abtheilung für Göttervorstellungen, eine andere für Heroenmythen, eine dritte für historische Gegenstände, eine vierte, und wenn man trennen will, eine fünfte für alles übrige, für alltägliche Sitte, wie für symbolisch angewandtes Geräth; nur würde einem solchen, außer der hiebey empfohlenen Zusammenziehung der lezten Winckelmannischen Klassen eine sehr abweichende Deutung und Vertheilung vieler einzelnen Vorstellungen unerläßlich seyn, einerseits und zur ungestörten Ueberschauung des wirklich Zusammengehörigen, andrerseits, um zu einem Urtheil über das Verhältniß der üblichsten bildlichen Vorstellungen gegen einander zu gelangen.

Ob eine solche zur Erleichterung des Studiums vielfach wünschenswerthe, zweckmäßigere Anordnung unsres Gemmenvorraths zunächst vorzunehmen sey, ist dennoch nicht unbedenklich zu bejahen. Für eine durchgreifende Arbeit dieser Art bedürfte es eines grösseren Apparats von Gemmenabdrücken, als er in unsern meisten Hauptstädten zu finden ist; ja da nach Maßgabe dieses Umstandes und selbst nach der schwieriger zu bezeichnenden Verschiedenheit von Denkmälern dieser Klasse selbst eine der wirklichen Anordnung vorangehende schriftliche Klassifikation, in Art des Sestinischen Münzkatalogs oder als Umarbeitung des Tassinischen Gemmenverzeichnisses, von geringer Hülfe seyn würde, so wäre höchstens für den wohlgeordneten Gemmenapparat, dessen ein Jeder leicht habhaft werden kann, nämlich für die Lippertschen und für die Stoschischen Abdrücke ein zu Ueberschauung beyder Sammlungen bestimmtes Repertorium wohl angebracht. Statt einer solchen Bemühung, zu welcher deutscher Fleiß sich leicht entschließen könnte, wünschen wir den vorhandenen Mitteln einstweilen ein ernstliches und vielseitiges Studium, eine geordnete Bearbeitung des gesammten Materials, aber dann erst, wenn die zerstreute

Masse hieher gehöriger Denkmäler in einem leicht zugänglichen und leicht zu bezeichnenden Apparat versammelt seyn wird.

Das Bedürfniß einer solchen Sammlung liegt Jedem nahe, der sich um die Kunde geschnittener Steine einigermaßen bekümmert hat. Der Baron Stosch besaß 28,000 Gemmenabdrücke (Winckelmann. pref. p. XXIX.) und der Tassinsche Katalog verzeichnet über 15,000 käufliche Glaspasten antiker Steinschnitte; wenn nun auch allerdings eine wohlgeordnete Sammlung dieser Art wenig oder gar keine wirklichen Dupletten d. i. Wiederholungen einer völlig gleichen Vorstellung ohne eigenthümlichen Kunstwerth enthalten darf, so ist doch in Vergleich mit den dreytausend Lippertschen und den noch nicht vierthalbtausend Abdrücken des Stoschischen Kabinets, die wir bei hinzutretender Unzulänglichkeit aller hierhin einschlagenden Kupferwerke als das einzige feste Material heutiger Gemmenforschung betrachten können, die verhältnißmäßige Dürftigkeit desselben einleuchtend. Ihrer unkritischen Auswahl und ihres übertriebenen Preises wegen ist die Tassinsche Sammlung kaum irgendwo vollständig zu finden, eben so wenig sind es die meist nur theilweise abgeformten oder doch in geordneten Reihen von Abdrücken nur sehr wenig bekannt gewordenen Gemmensammlungen verschiedener Hauptstädte Europas, noch weniger endlich die zahlreichen Abdrücke vieler anderer Gemmen, welche im römischen Kunsthandel kursiren und meist ohne Bezeichnung ihrer Herkunft, allemal ohne nachweisliche Beziehung auf irgend ein gedrucktes Verzeichniß oder auf irgend eine Abbildung, zuweilen eben so sehr eine äußere Beglaubigung ihres Alterthums als durchgängig eine Bezeichnung für den gelehrten Gebrauch vermissen lassen. Ueberschlägt man neben diesem größtentheils auserlesenen Apparat die unermeßliche Anzahl ähnlicher schöner und merkwürdiger Denkmäler, die tagtäglich im römischen Kunsthandel zu erscheinen und unabgeformt zerstreut zu werden pflegen, so dürfte sich ein ungefährer Begriff bilden, wie klein die nicht unbeträchtliche Grundlage des Gemmenstudiums, die wir gegenwärtig an den Lippertschen und an den Stoschischen Abdrücken haben, im Vergleich zu dem ungeheuren Vorrath übrig gebliebner antiker Steinschnitte und wie wenig mithin der Zustand unsres Materials zu einer sichtenden Bearbeitung desselben schon gegenwärtig reif sey.

Wollen wir nun, um über das dermalige Hauptbedürfniß des Gemmenstudiums zu einer klarern Einsicht zu gelangen, die großen und für ein einzelnes Bemühen fast unmöglichen Leistungen aufzählen, die zu solchem Zweck aufgeboten werden mußten, so sind wir damit weder gemeint durch die Darlegung unabweislicher Mängel die Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel schmälern zu wollen, noch würden wir es vor der preiswürdigen Kunstbeschützung unsrer Zeit und nach dem neuen Belege, den die Abformung des Stoschischen Kabinets so eben dazu geliefert, einigermaßen verantworten können, wenn wir in den nächsten Auseinandersetzungen von sehr fernen und unausführbaren Wünschen zu sprechen glaubten. Vielmehr scheint es zeitgemäß sich mit denjenigen, welche um gleiche Forschungen bemüht sind, über die mögliche, wenn auch noch so ferne, Ausführbarkeit eines reichen und gesichteten Vorraths von Denkmälern antiker Steinschneidekunst zu verständigen. Dieses um so mehr, als zwar nicht jeder Privatmann, wohl aber jeder Vorsteher größeren Kunstapparats der Ausführung eines solchen Vorraths zweckmäßig vorzuarbeiten im Stande ist.

Ein solcher Vorrath müßte gegenwärtig nothwendig auf die Stoschische Sammlung gegründet werden, wegen der Vielseitigkeit ihrer Denkmäler, wegen der Vorzüge ihrer Anordnung und Beschreibung, hauptsächlich aber wegen des Vortheils frischer, und bey jedem etwanigen Mißtrauen so fort aus dem Original zu erneuernder Abdrücke. In jeder dieser Beziehungen steht die Lippertsche Daktyliothek nach; denn obwohl sie ausgezogen aus den vorzüglichsten Gemmensammlungen Europas, eine reichere Auswahl schön ausgeführter Steine enthalten dürfte als die einzige Sammlung des Baron von Stosch, so weicht sie ihr doch theils wegen ihrer Beschränkung auf Werke vorzüglicher Technik und gefälliger Erhaltung, theils wegen ihrer durch zwey Supplemente erschwerten Anordnung, theils und, in Bezug auf gegenwärtiges und künftiges Bedürfniß, ganz besonders wegen der Schwierigkeit gute Exemplare der ganzen Sammlung oder vollends auserlesenen Stücke derselben zu erhalten. Um so mehr wäre zu wünschen, daß die noch zugänglichen Originale dieser vortrefflichen und für die unmittelbaren Zwecke künstlerischer Technik noch immer vorzüglichsten Sammlung, durch frische Abdrücke aufs Neue verbreitet, die übrigen Denkmäler aber gleichfalls, je nachdem die alten Lippertschen Formen noch erhalten und brauchbar sind, nach diesen oder im entgegengesezten Fall nach irgend einem vorzüglichen Exemplar früh genommener Abdrücke in Umlauf gesezt werden möchten. Eine solche mit gehöriger Sorgfalt unternommene neue Auflage der Lippertschen Abdrücke thut selbst vielen Exemplaren dieser Sammlung Noth, welche wohl auch an Orten vielfältigen Gebrauchs ohne Haupttheile, namentlich ohne die Supplemente sich vorfindet; dagegen am Tage liegt, daß durch den Verkauf der sämmtlichen großentheils stark abgestumpften Abdrücke dem Bedürfniß schlecht abgeholfen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 75.

Kunst-Blatt.

Montag, den 17. September 1827.

Zur Gemmenkunde.

(Beschluß.)

Die Zahl derjenigen Lippertschen Abdrücke, deren Originale jezt verschwunden oder unzugänglich geworden sind, ist gewiß nicht gering, doch dürfte sie, da manches Privateigenthum öffentlichen Sammlungen anheimgefallen, vieles aus allbekannten öffentlichen Sammlungen entnommen ist, nicht so bedeutend seyn als sie beym ersten Anblick vielleicht erscheint. Hievon könnte man sich leicht überzeugen, wären die öffentlichen Gemmensammlungen der Hauptstädte Europa's mit derselben Kunstliebe irgendwo zusammengestellt worden, mit welcher sie dann und wann für gemeinnützige Beschauung in Anspruch genommen und zur Abformung vergönnt worden sind. Von den Gemmen der florentinischen und der, jezt in Neapel befindlichen, farnesischen Sammlung sind die wichtigsten Stücke öfters und selbst für die Lippertsche Sammlung abgeformt worden; andere dort befindliche gehören der königlich französischen Sammlung an, und auch von dieser sind an mehreren Orten vollständige Abdrücke vorhanden. Das kaiserliche Kabinet in Wien würde zum Behufe erneuter und vollständiger Abformung dem betheiligten Publikum so wenig untersagt werden als die vortrefflichen, in der Farbe der Originale verfertigten und von dem regierenden Kaiser an Papst Pius VII. verehrten Glaspasten jenes Kabinets (jezt in der Bibliothek des Vatikans) es sind; und eben dieß wäre von dem kaiserlichen Kabinet zu Petersburg zu erwarten, von welchem vorläufig sogar die überall ängstlicher behütete Sammlung der Spintrien in käuflichen Abdrücken verbreitet ist. Hätte man die Abdrücke aller dieser und mancher andern öffentlichen und Privatsammlungen unter einem Gesammtblicke vor sich, so würde es nicht schwer seyn, sie mit den Stoschischen Abdrücken und den in allen diesen Sammlungen noch nicht vorgekommenen Abdrücken der Lippertschen Sammlung in eine einzige leichter überschauliche zu vereinigen; nur wäre, was solchergestalt und in einzelnen Exemplaren allenfalls auch einem Privatmann möglich ist, nach einer planmäßigen Ordnung und mit allgemeingiltigen Verzeichnungen zu wünschen, welcher Wunsch denn allerdings nur durch eine Reihe gemeinschaftlich und gleichzeitig veranstalteter Exemplare, durch einen Ankauf von Glaspasten statt einzelner Gyps- und Schwefelabdrücke, überhaupt nur unter hoher und vielvermögender Unterstützung zu erreichen wäre.

Nichtsdestoweniger ist die Beyschaffung von Abdrücken jener berühmtesten Gemmensammlungen weder hinlänglich für das Bedürfniß eines möglichst vollständigen Apparats der Gemmenkunde, noch auch das schwierigste Geschäft solchen Zweckes. Rückständig wäre eine gleiche Abformung der schwerer zugänglichen, an Umfang und Ruf meist nachstehenden, durch Einmischung moderner Werke häufiger entstellten und der Kritik daher bedürftigeren Privatsammlungen, emsige Sammlung dessen, was bereits in Abdrücken von verschwundenen und verschollenen Originalen hie und da aufzutreiben ist, endlich und hauptsächlich von Seiten römischer Sammler und gelehrter Reisenden eine fortwährende Aufmerksamkeit auf den neuen und meist sehr schnell verschwundenen Zuwachs des Kunsthandels. Aegyptischer Anforderungen zu geschweigen, obwohl bey der so bereicherten als gesteigerten Kenntniß der Denkmäler dieses Landes eine Sammlung von Skarabäenabdrücken wohl auch einmal an der Zeit wäre, wenden wir unsere Blicke auf das allbetretene, für die Bearbeitung seiner Denkmäler aber von Wenigen benuzte Rom. Unglaublich ist die Menge von geschnittenen Steinen und Glaspasten, die Jahr aus Jahr ein aus dortigen Ausgrabungen hervorgeht; und wie sehr auch ihre ungesichtete Masse ohne eine verständige Auswahl der durch Schönheit oder Merkwürdigkeit bedeutenden Stücke dem Forscher wie dem Liebhaber lästig fallen müßte, so wird doch künftig, wie zeither, gar vieles Wichtige der Beschauung und selbst der Kunde verloren gehen, wenn man die Abformung wichtiger Stücke dem günstigen Zufall oder der launischen Willkür einiger Formen überläßt. Namentlich werden bey solcher Willkür die antiken Glaspasten zurückgesezt, deren fast durchgängig rauhe und beschädigte Oberfläche dem gefälligen Ansehen wenig entspricht, welches für käufliche Abdrücke verlangt zu werden

pflegt. An schönen und merkwürdigen Vorstellungen eben so reich, nach Maßgabe ihres werthlosen Materials aber ungleich zahlreicher als die geschnittenen Steine, hat diese Klasse von Denkmälern bey größerem Umfang eine gleiche Wichtigkeit für die Forschung als jene Denkmäler eines edleren Stoffes: dafür kann jezt das Stoschische Kabinet zeugen, in dessen Sammlung bey billiger Mehrzahl geschnittener Steine mit Recht auch zahlreiche und auserlesene Pasten aufgenommen sind. Indeß werden diese Denkmäler ihres geringen Preises wegen von den römischen Kunsthändlern selbst wenig geachtet und ausgeboten; häufigere Nachfrage und ein etwas gesteigerter Preis kann wenigstens ihre Mehrzahl vor dem Untergang retten. In beyden Beziehungen hat, nachdem lange Zeit hindurch kein Sammler oder Forscher in dieser Gattung sich ausgezeichnet hatte, der Eifer des verstorbenen Bartholdy *) auf Kunsthändler und Sammler gewirkt; aber nachdem man nun nicht gerade mehr zu klagen hat, daß die Tausende antiker Glaspasten, die sammt vielen geschnittenen Steinen ohne Kunstwerth Jahr aus Jahr ein in der Umgegend Roms gefunden werden, theils als Raritäten, theils nicht einmal als solche verkramt und in den Kehricht geworfen werden, ist die gelehrte Beschäftigung mit ähnlichen Denkmälern doch um Weniges gebessert. Der Zufall muß entscheiden, ob Denkmäler, in welche zahlreiche Reisende sich theilen, hie und da zur öffentlichen Kunde gelangen oder spurlos verschwinden sollen; das liegt am Tage und wäre mit nicht wenigen Beweisen zu belegen **), wie im Verhältniß zu dieser ungeheuren und zur Zeit noch nirgends überschaulichen Masse der in antiken Pasten erhaltenen Gemmenvorstellungen der bildliche Vorrath, den die Sammlungen unserer Abdrücke gewähren, und selbst der, den die versammelten Abdrücke aller größeren zeitherigen Sammlungen gewähren würden, von seiner möglichen Vollständigkeit noch weit entfernt sey, die Bearbeitung desselben aber durch das Bewußtseyn ihres beschränkten und oft von der glücklichen Aufmerksamkeit des nächsten Reisenden zu beschämenden Stoffes nothwendig sehr zurückgehalten und entmuthigt werden müsse.

Und so schließen wir diese Betrachtungen über den Bildervorrath der Gemmenkunde, wie wir ziemlich jede Betrachtung über irgend ein Fach bildlicher Alterthumskunde beschließen möchten, mit dem eifrigen und nicht genug zu wiederholenden Wunsch, statt einer und der andern Auswahl, des in einer gewissen Zeit vorgekommenen Materials, endlich einmal eine möglichst vollständige und sofort planmäßiger geordnete materiale Grundlage jenes reichhaltigen und anziehenden Studiums zu gewinnen. Die Denkmäler der Plastik haben den eigenthümlichen Vortheil, in unmittelbaren und ungetrübten Abdrücken sich zusammenreihen zu lassen; aber, wie es neben den wissenschaftlichen Sammlungen jeder Art, deren unsere Zeit sich rühmen darf, schon längst zu erwarten stand, alles eigenthümlich Wichtige von Statuen und Reliefs großen und geringen Umfangs nach Marmor, Erz und Thon abgeformt und in einem archäologischen Museum vereinigt zu sehen, hat man ein solches, für das erste Gedeihen eines seit Winckelmann anerkannten Studiums unerläßliches Unternehmen zeither selbst in derjenigen Gattung von Denkmälern unterlassen, deren ganzer übriggebliebener Vorrath sich in einigen kleinen Kästen vereinigen läßt. Während Viele, die einmal in Winckelmann und Visconti blätterten, keine Scheu tragen über Kunstwerth und Bedeutung alter Denkmäler, in der Gesellschaft, wie auf der Gelehrtenbank mitzusprechen, möchte der redliche Forscher gar oft verstummen, wenn er, dem Mittelpunkt der Antiken entrückt, nicht blos die Kunde des neu zugewachsenen Stoffes vermißt, sondern, der in weitester Entfernung möglichen Hülfsmittel gleicherweise entbehrend, über beliebige Denkmäler des Alterthums urtheilen soll, wie über abgerissene Glieder eines noch lebendig vorhandenen Körpers. Vor grossen Gewährsmännern der Archäologie pflegt man sich oft nur darum zu bücken, weil sie, in Italien lebend, die Denkmäler länger und öfter beobachten konnten; aber sollte auch wirklich das Gedeihen irgend eines gründlichen Studiums von einem vorzugsweise begünstigten Ort abhängig bleiben müssen, so würde dennoch dem Studium, von welchem wir reden, durch eine planmäßige Verbreitung zahlreicher Abdrücke von Antiken und Antikaglien

*) Obwohl Bartoldy, im Begriff seinem Werk über antike Glasbereitung und Glasdenkmäler die lezte Feile zu geben, durch den Tod überrascht wurde, so ist doch zu hoffen, daß dieses, schon früher zum Behufe des Drucks abgeschlossene Werk voll reichhaltiger Beobachtungen und Untersuchungen dem Publikum nicht vorenthalten werden wird. Ein großer Theil der darin erläuterten Glaspasten ist bereits in der Größe des Originals, mithin in reich angefüllten Kupfertafeln gestochen, und enthält nach einer zweckmäßigen Anordnung der bildlichen Vorstellungen die bedeutendsten Stücke von Bartholdy's reicher Sammlung ähnlicher Denkmäler. Was sich in dieser Gattung noch gegenwärtig in Rom sammeln läßt, geht am besten aus jener vortrefflichen, im Jahr 1823 an den k. k. Generallieutenant Baron v. Koller überlassenen und nun in Böhmen unter dessen gleichfalls verwaisten Schätzen befindlichen Sammlung, so wie aus den in wenigen nachfolgenden Jahren von Bartholdy aufs neue gesammelten großentheils höchst ausgezeichneten Glaspasten hervor, deren Verzeichniß so eben erschienen ist. (Museo Bartoldiano descritto da T. Panofka. Berlino 1827. 8. p. 163—166. 170—176.)

**) Da Beweise dieser Art den Raum einer Anmerkung zu überschreiten pflegen, so verweisen wir den Leser auf jene Ausführung, wie die bisher unentschiedene Bildungsweise der Venus Libitina sich fast ausschließlich aus Gemmen und hauptsächlich aus Glaspasten nachweisen lassen, die wir in Nro. 69. und 70. gegeben haben.

ein größerer Gewinn allgemeiner Theilnahme und mehrseitiger Bestrebung erwachsen, als wenn Schaaren von Archäologen in Italien lebten. Dieser Erwägung dessen, was der kunstgeschichtlichen Alterthumskunde zunächst Noth thut, ist von hohem Kunsteifer neuerdings mehrfach begegnet worden: die Vertheilung größerer Abgußsammlungen und nun der Abdrücke des Stoschischen Kabinets an die höheren Bildungsanstalten des preußischen Staats dürfen wir als ein Unterpfand betrachten, wie Deutschland dießmal früher als die verschwenderische Kunstbeschützung Frankreichs und Englands einem Studium, das sein Winckelmann gründete, zur endlichen Möglichkeit seines Gedeihens verhelfen wird.

Geschrieben im Juli 1827.

H. K. S.

Kopien alter Münzen von der Hand des Hofrath Becker in Offenbach bey Frankfurt a. M. *)

Von Dr. Dorow.

Durch Sestini's Werk sopra i moderni falsificatori di medaglie greche antiche nei tre metalli e descrizione di tutte quelle prodotte dei medesimi nello spasio di pochi an.i, und Böttigers Aufsatz im Abendblatt Nr. 5. 1827 sind die Beckerschen Münzen in einer solchen Art öffentlich zur Sprache gebracht, daß ich, im Besitz sehr genauer Notizen darüber, auch ein Wort zufügen möchte.

Früher als Sestini's obengedachtes Werk erschienen, welches überdem in keiner Hinsicht vollständig und genügend ist, um die Beckerschen Münzen kennen zu lernen, sondern diese für die Alterthumswissenschaft hochwichtige Angelegenheit nur noch verwirrter und zweifelhafter macht, — schon viel früher theilte mir Hr. Becker mit, daß er an Sestini in Hedervar beym Grafen Wiczai über seine geprägten Münzen Notizen gegeben habe, und stellte mir den Gesichtspunkt auf, aus welchem er die Suite der Kopien alter Münzen, die er verfertigt, betrachtet wissen möchte. Da Becker über diesen Gegenstand sehr offen gesprochen und auch an Niemanden Kopien dieser Münzen verweigert, ja selbst unter gewissen Bedingungen nicht abgeneigt ist, die Stempel selbst zu verkaufen, so ist nicht einzusehen, warum, träfe selbst auch ein Vorwurf aus früherer Zeit den talentvollen, kunstgeübten Verfertiger, man dieses nicht gern vergessen und sich an Erklärungen desselben aus der jüngst verflossenen Zeit halten sollte, nicht aber Angriffe wie Sestini formiren und als Eigen Ergründetes hervorbringen, was man doch allein vom Künstler selbst erfahren!

Diese von Becker gemachte Suite alter Münzen, ungefähr 300 Stück, sollte dergestalt das Zeitalter nachahmen, daß selbst ein kunstgeübtes Auge solche für Ueberbleibsel des Alterthums halten müßte, und den Zweck haben, die Geschichte der Kunst in ihrem Entstehen, ihrem Fortschritte bis zur höchsten Vollkommenheit, ihrem allmähligen Wiederverfall bis in das nahe Mittelalter und dann das Wiedererheben derselben zu dem Geschmacke der neuesten Zeit anschaulich zu machen. Becker führt zum Beweise, daß solches der einzige Zweck seiner Arbeit gewesen und daß er mit dieser Suite nicht beabsichtigt habe, einen üblen Gebrauch zu machen, sondern daß sie allein zu einem Ueberblick der Geschichte der Kunst bestimmt, folgendes an: nämlich, daß mehrere gemeine Münzen, wie z. B. Alexander magnus, Neapel und andere mehr dabey befindlich wären, die ächt oft wohlfeiler zu finden, als um den Preis, wie solche vom Verfertiger verkauft wurden. Ferner versichert Becker, daß er stets um bestimmte Preise seine Münzen verkauft habe und nie nach den Mionnet'schen Festsetzungen: z. B.

Mithridates	bey Mionnet	frs.	800	bey Becker		fl. 10
Heliocles Rex bactr.	—	frs.	800	—	—	fl. 10
Nicomedes II. Rex bithyn.	—	frs.	1000	—	—	fl. 22
Seleucus II. Rex syr.	—	frs.	1200	—	—	fl. 25

Wäre es also auf ein Falsum abgesehen, um viel Geld dabey zu gewinnen, so würde er zwey, drey Stück

---

*) Dieser Aufsatz enthält manche interessante Notizen über einen Gegenstand, der die Münzkenner vielfach angeht, und lange Zeit aus Scheu und Schonung nicht öffentlich zur Sprache gebracht worden ist. Da wir gern jeder Stimme ihr Recht lassen, wollen wir dieser, die offenbar einer schlimmen Sache das Wort führt und frühere Vergehungen mit dem Mantel der Liebe zu bedecken sucht, den Raum nicht verweigern. Nur bitten wir, die Ansichten des Vfs. nicht mit den unsrigen zu verwechseln. Wir finden es sonderbar, daß Hr. Becker einen kunstgeschichtlichen Zweck bey seinen Fabrikaten gehabt haben soll, da dieselben doch lange Zeit unter der Hand als ächte antike Münzen an Sammler und Kabinette verhandelt wurden; daß den Regierungen gerathen wird, Hrn. Beckers Stempel zu kaufen, während es wohl am besten wäre, diesen kunstgewandten Mann als Medailleur anzustellen, um sein Talent für unsre Zeit zu benutzen und ihn von weiterer Nachbildung antiker Münzen abzuhalten. — Von großem Interesse wäre es, wenn ein Numismatiker, der mit dem ganzen Getriebe der weit verbreiteten Nachfälscherey antiker Münzen bekannt ist, einmal berechnen wollte, welcher Schaden den Kabinetten aus denselben entstanden, und diese Angelegenheit aus rechtlichem und wahrhaft wissenschaftlichem Gesichtspunkte beleuchten möchte. Denn wir können uns nicht überzeugen, daß Hrn. Beckers nachgebildete Münzen zu anderem Behufe dienlich seyn sollten, als um in den Kabinetten Aechtes von Falschem zu unterscheiden. Für Lehranstalten würden Pasten, von ächten antiken Münzen genommen, ohne Zweifel eben so zweckmäßig und weniger kostspielig seyn.

Red.

dieser Münzen zum Mionnetschen Preise verkauft, nicht aber den Handel in gedachter Art getrieben haben. Sind nun Unwissende oder sich sehr klugdenkende durch Kunsthändler mit diesen Münzen angeführt worden, so wäre dieses, meynt Becker, nicht dem Verfertiger zur Last zu legen. Von allen Billigdenkenden glaube ich nicht mißverstanden zu werden, wenn ich jezt diese Angelegenheit in dem Sinne des Künstlers zur Sprache bringe und alles Gehäßige daraus zu verbannen bemüht bin, da Beckersche Münzen nunmehr, nachdem der Verfertiger selbst die Sache in einer solchen Art offenkundig gemacht, nicht mehr täuschen können, und wer sich nun noch damit täuschen läßt, nichts besseres verdient, da Jedermann sich in den Stand setzen kann, sie genau kennen zu lernen, besonders jedes große Münzkabinet.

Die Suite der Beckerschen Münzen besteht aus 110 Stück griechischen Münzen, welche mit den ältesten Primitivmünzen anfangen, zum ernsten Styl, von diesem zur schönsten Kunstepoche übergehen und endlich sich dem allmähligen Verfall der Kunst nähern.

An diese Epoche schliest sich eine Series römischer Münzen, bestehend aus 125 Stück. Diese fängt mit einigen auserlesenen Familienmünzen an und geht durch die ganze Kaisersuite hindurch bis zum Kaiser Olybrius und Glycerius, so daß sie den Gang der Kunst durch einen Zeitraum von 500 Jahren hindurch darstellt.

Nach diesen kommt eine Series von 24 Stück, eine beynahe vollständige Suite der gothischen Könige in Spanien mit Liuva I. anfangend und mit Rodericus schliessend.

An diese reiht sich eine Suite von Solidis des Mittelalters, meistens von deutschen Kaisern, bestehend in 24 Stück, welche mit Pipin und Karl dem Großen anfängt und mit einigen ausgezeichneten Medaillen von Rudolph von Habsburg endet.

Von da geht die Suite in einigen höchst seltenen Thalern und Medaillen aus dem 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert über, und bestehet aus ungefähr 8 Stücken.

Das Ganze schließt sich endlich mit einem Anhang von 10 Stück Noth- und Belagerungsklippen aus den zwey verflossenen Jahrhunderten.

Wohl darf ich nicht noch bemerken, daß die sämmtlichen in Stahl geschnittenen Stempel zu diesen Münzen vorhanden sind, und nicht genugsam konnte ich die Kunst und das seltene Talent des Verfertigers bey Betrachtung dieser beynahe 600 Stempel, bewundern, — eine Suite Münzen und Medaillen, welche den Namen des Künstlers gewiß verewigen!

Bis jezt ist über diese Angelegenheit in der Art noch nicht öffentlich verhandelt worden, und auch noch kein öffentliches Ausbieten zum Ankauf dieser Suite erfolgt, und zwar aus der Ursache, weil, allein durch mündliche Mittheilungen veranlaßt, schon jezt von allen Orten Bestellungen darauf eingehen; in Silber ist sie für den Preis von 300 Dukaten zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

B a y e r n.

Se. Maj. der König hat an Seinem Geburts- und Namensfeste, den 25. August, in Brückenau den Grundstein zu dem Kursaale gelegt, welcher nach dem Plan und unter der Leitung des königlichen Hofbau-Ingenieurs Guttensohn ausgeführt wird. Hr. Guttensohn war bekanntlich früher in Rom mit Hrn. Knapp zur Herausgabe eines Kupferwerks über die römischen Basiliken, welches in der Cotta'schen Buchhandlung erscheint, und mit Hrn. Thürmer für ein anderes über die Arabeskenverzierungen der Villa Madama und der vatikanischen Logen vereinigt.

An demselben Tage, 25. August, wurde am Untersberge bey Reichenhall eine Denksäule eingeweiht, welche Sr. Maj. dem König als Denkmal der Dankbarkeit von dem Arbeitspersonale der königlichen Marmorbrüche daselbst errichtet wurde. Bekanntlich sind diese Marmorbrüche erst durch die großen Bauten Sr. königl. Maj. wieder in lebhaften, für das Wohl der angränzenden bayerischen Unterthanen äußerst förderlichen Betrieb gesezt worden. Die prächtige Façade an der Glyptothek, der Portikus am großen Theater in München sind aus diesen Brüchen.

Die Kritiken der Bamberger Kunstausstellung in Nro. 48. und 61. des Kunstblatts betreffend.

In einem aus Bamberg eingegangenen, mit Namensunterschrift versehenen Aufsatze wird die Redaktion aufgefordert zu bezeugen, daß die erste Kritik der Bamberger Ausstellung in Nro. 48. nicht von Hrn. Friedrich Karl Rupprecht daselbst herrühre. Da die ganze durch jene zwey Artikel entstandene Streitigkeit das größere Publikum nicht mehr interessiren kann, auch der vorliegende Aufsatz fast allein mit den einzelnen und persönlichen Verhältnissen des Bamberger Kunstvereins sich beschäftigt, so sind wir außer Stande ihm eine Stelle im Kunstblatt anzuweisen, bezeugen aber mit Vergnügen und der Wahrheit nach, daß wir von keinem Antheil des Hrn. Rupprecht an dem fraglichen Aufsatz Kenntniß erhalten, und derselbe niemals etwas ohne seines Namens Unterschrift für das Kunstblatt eingesendet habe.

Die Redaktion.

Nr. 76.

Kunst=Blatt.

Donnerstag, den 20. September 1827.

Ohmachts Werkstätte im August 1827.

Von Karl Buchner.

Ohmachts Werkstätte findet sich dicht am Straßburger Münster. Sie ist in die Außenseite des Münsters selbst eingebaut und von Werkstätten der Handwerker, vom Getreibe und Feilschen eines lauten Tags, von Andächtigen und Almosenfordernden umgeben. Auch von Aussen hat sich jene Werkstätte eine gewisse Stille bewahrt. Musen, Grabmäler, Büsten, Medaillons, Statuen aller Art sind daraus hervorgegangen — die Wohnung der Musen, die Vorhalle von Todtengewölben, die bedingende Stufe zum Pantheon geistvoller, edler und guter Menschen kann unmöglich äußerlich als lärmende sich ankündigen. Die unteren Fenster der Werkstätte sind verhängt. Vom oberen Seitenfenster dringt das Licht herein. Wenn diese Beleuchtung die künstlerisch-angemessenste ist, so sey dem Kunstfreunde vergönnt, auch noch etwas Anderes in dieser Beleuchtung, die von oben kommt, zu suchen und zu finden. Droben in der Höhe wirbeln sich die Glockentöne des trefflichen Münsters, droben, auf dem einzelnen Thurme, der nur deßwegen vielleicht der einzelne blieb, weil er der einzige seyn sollte, stehen die köstlichen, alten Gestalten, droben wird die ganze reiche Aussicht panoramisch aufgefaßt und die ausgestreute Pracht der Landschaft und ehrwürdiger Erinnerungen in einen wirksamen Fokus vereinigt. Darf nicht alles dieses in Beziehung gesezt werden zur Werkstätte des Meisters?

Von oben also dringt das Licht herein. Schon so manches schöne Bild ist von diesem Lichte und dem kunstfertigen Meisel des wackern Ohmacht belebt worden. Gerade jezt stand eine jugendliche Flora, theilweise vollendet, in diesem Lichte. Etwas vorwärts geneigt hält sie in der linken Hand einen Blumenzweig, die Rechte hat davon abgepflückt und schon ist sie über die Stirne gebogen, um in den Blumenkranz, dieses eigenste Diadem der Flora, jene abgepflückte Blüthe einzuflechten. Die Gestalt ist äußerst lieblich, weich und gefällig, die Bekleidung züchtig in griechischem Styl, der Marmor von Carrara. Nahe dabey — noch auf der Staffeley des Bildhauers — fand sich ein Medaillon in weißem Marmor. Ein schöner, geistvoller, nur wenig ältlicher Mannskopf in antikem Styl. Es ist René-Richard Castel, geboren zu Vire in Frankreich im Jahre 1758. — Zögling des Collegs Ludwigs des Großen zu Paris, Maire von Vire, 1791 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, wurde er späterhin Professor der schönen Wissenschaften an jenem Colleg und alsdann General-Inspektor der Universität, Studien-Inspektor in Paris und Inspektor der königlichen Militärschulen. Im Jahre 1797 erschien sein Gedicht über die Pflanzen, im Jahre 1805 sein Gedicht über den Wald bey Fontainebleau. Seine Naturgeschichte Buffons, nach dem System des Linné, bezeichnet noch positiver die Lieblings- und Hauptrichtung seiner Studien, und P. Turpin hat, unter großer Lobpreisung, zweyen Pflanzen, zur Klasse der Octandrien gehörig, den Namen Castela gegeben. Eine dieser Castelen, Castela erecta, und auf den caraibischen Inseln zu Hause — während die andere, Castela depressa, auf Hispaniola sich findet — hält jene Flora in der linken Hand. Welche größere Huldigung konnte der Pflanze und mittelbar dem Namenspender der Pflanze dargebracht werden, als daß Flora, diese reiche Mutter und Pflegerin so vieler Kinder, gerade jene Castela unter ihren Hauptschmuck aufnimmt? Gewiß zugleich eine sinnvolle Huldigung, die nicht besser aufgefaßt, nicht besser ausgeführt werden konnte.

Zunächst war auch Ohmacht mit einem Medaillon beschäftigt, das eine Mutter mit fünf Kindern vorstellte, die nun theils gestorben, theils in höhere Lebensalter vorgerückt sind. Die Kinder sind gefällig um die Mutter gruppirt, es sind Glieder der Familie Schaumburg und das Medaillon selbst ist für eine Kapelle bestimmt. Noch andere bildhauerische Arbeiten fanden sich im Gemach. Zulezt beendigt waren die Büsten zweyer Straßburger Gelehrten, die eine in Marmor, die andere in Sandstein; beyde Gelehrte sind, wenn ich nicht irre,

gestorben, und ihre Namen Herrmann und Levrault. Außerdem waren noch einige Gypsabdrücke antiker Statuen zu sehen, eine Hebe Ohmachts, bereits theilweise in Marmor ausgeführt, aber nunmehr auf die Seite geschoben, und ein Gypsabguß der Büste Klopstocks, deren Original von Ohmacht selbst verfertigt und nach Dänemark an irgend einen vornehmen Gönner Klopstocks — ich glaube, an den König oder den Kronprinzen — verkauft wurde. Es liegt nicht im Plane dieses Aufsatzes, von Ohmacht selbst ausführlicher zu reden; als Mensch, als Künstler, als Bürger seine Würdigung zu versuchen. Nur der großen Achtung sey gedacht, welche Straßburgs Einwohner, mit aufrichtigem Gefühle, diesen Eigenschaften zollen, nur der Freundlichkeit, Anspruchlosigkeit und herzlichen Biederkeit, welche auch den Fremden so bald für den Menschen Ohmacht einnimmt. Straßburg ist am Reichsten mit den Werken seines Bürgers ausgeschmückt.

Die Thomaskirche, die neue Kirche, das Schauspielhaus hat des Schönen Viel von ihm aufzuweisen, aber auch andern Städten ist ihr Theil geworden, und an diesen Leistungen wird die spätere Kunstgeschichte ihr Urtheil noch sicherer prüfen können.

Nach der Aeußerung des Meisters lassen ihn seine Gesundheitsumstände nicht immer so arbeiten, wie er wünschte. Möge diese Gesundheit sich festigen, möge Ohmachts alternder Körper noch lange aus dem frischen, verjüngenden Quelle der Kunst Lebenskraft und Heiterkeit trinken.

Aus Letronne's Briefen über die von H. Passalacqua aus Aegypten mitgebrachten Handschriften.

Der griechische Papyrus, dessen Inhalt unten mitgetheilt wird, trägt viel zur näheren Kenntniß des bürgerlichen Lebens der Aegypter bey, und zwar sowohl bevor, als auch nachdem fremde Herrschaft ihre Einrichtungen und Sitten änderte. Die Schrift desselben nähert sich der, welche ich (in meinen Recherches pour servir à l'hist. de l'Égypte) cursive posée genannt habe, im Gegensatz der cursive expédiée, die nicht so gut zu lesen und in vielen Papyrus, namentlich in den von den HH. Böckh und Buttmann entzifferten, gebraucht ist. Sie steht in der Mitte zwischen der auf diesem Papyrus und der in den Inschriften auf der kanopischen Goldplatte, auf dem Mumienkasten von Petemenon, auf dem der Mumie von Seuchosis in der Drovetti'schen Sammlung und in mehreren Handschriften von Herkulanum, die mir zu Alexandria geschrieben scheinen. In der zweyten Linie stand ein Eigenname, der nicht zu ergänzen ist, mit Ausnahme dieses Punktes scheint die Inschrift folgendermaßen wiederhergestellt werden zu können.

1. Τιμόξενος Μοσχίωνι *)
2. χαίρειν..... ὁ ἀπο-
3. διδούς σοι τὴν ἐπισ-
4. τολὴν, ἐστὶν Φίλωνος
5. ἀδελφὸς, τοῦ μετὰ
6. Λύσιδος ἐπιστο-
7. λογράφου. Φρόντισον
8. οὖν ὅπως μὴ ἀδικη-
9. θῇ ὁ ἄνθρωπος καὶ
10. γὰρ ὁ πατὴρ αὐτοῦ
11. ἐστὶν ἐντοῦθα
12. περὶ Πετόνουριν
13. τὸν δευτερεύοντα.
14. Ἀπεδόθη τάδ' αὐ-
15. τῷ καὶ τὸ σύμβολον
16. τῶν ἐμῶν (?)
17. ἔρρωσο.

Dem Ansehen und der Form der Buchstaben nach ist diese Handschrift aus der Lagidenzeit; Timoxenos empfiehlt darin an Moschion eine Person, deren Name die Lücke der zweyten Linie einnahm. In dieser Lücke konnten etwa 6 Buchstaben, der erste ist deutlich ein M, der lezte ein Σ, in der Mitte sieht man noch Spuren der Buchstaben OC. Timoxenos und Moschion mögen hohe Beamte unter der griechischen Verwaltung Aegyptens gewesen seyn, die aber in vertrauten Briefen ihre Titel aufzuzählen unterließen. Der Empfohlene mag keine bedeutende Person gewesen seyn, „denn seine Anempfehlung stüzt sich blos auf den Rang seines Bruders und Vaters, und dazu kommen noch die Worte: „daß dem Menschen nichts zu Leid geschehe", sogar das Wort ἄνθρωπος deutet hier auf einen niedern Rang. Immerhin waren seine Eltern nicht so unbedeutend, und sein Bruder Philon war als Epistolograph bey einem griechischen Beamten Lysis oder Nysis angestellt (der Name Nysis ist mir aber sonsther nicht bekannt). Die Epistolographen führten oft den Titel „Verwandter des Kö-

*) Timoxenos dem Moschion, seinen Gruß:
[ ]. Ueberbringer dieses Briefes ist Philon's Bruder, der Briefschreiber bey Lysis. Sorge dafür, daß dem Menschen nichts zu Leid geschehe, zumal da sein Vater hier bey Petonuris, dem zweyten ist. Dieser Brief ist ihm übergeben worden, wie auch das Symbol der Meinigen. Lebe wohl.

nigs", welcher in Aegypten zur Zeit der Griechen eine Art Adel ausgedrückt zu haben scheint; Philon war demnach ein Mann von Wichtigkeit. Philon's Namen und Amt zufolge würde man den Ueberbringer des Briefes für einen Griechen halten, doch werden wir unten sehen, daß er fast gewiß ein Aegypter war. Alsdann wäre Philon entweder selbst ein Aegypter, worunter viele sich einen fremden Beynamen gaben, und Philon wäre beym Griechen Lysis öffentlicher Sekretär gewesen, der die Cirkulare und Verwaltungsdepeschen schrieb oder übersezte, so wie die Kaiser und die Statthalter der Provinzen Leute ab epistolis graecis hatten; aber man könnte einwenden, daß, wenn auch Kontrakte und Privatakte auf Griechisch und Aegyptisch geschrieben waren, dieß nicht bey den griechischen hohen Beamten stattgefunden haben müsse, ja daß nach dem Obelisken von Philä u. a. zu schließen das Gegentheil der Fall war; — oder, was wahrscheinlicher, ἀδελφός bedeutete hier (s. die angeführten Recherches, S. 8—10) Vetter, wie die Lateiner frater für frater patruelis gebrauchten. Alsdann wäre der Ueberbringer Sohn eines Aegypters und einer Griechin, welche Philon's Tante war. Dafür spricht auch, daß sein Vater unter einem ägyptischen Beamten stand, und so erklärt es sich, wie der Bruder eines Epistolographen nichts weiter war als — Dorfschreiber. Lysis aber mußte ein wichtiger Beamter seyn, denn er hatte einen Epistolographen, er mag, wie auch Timorenos und Moschion, Nomarch oder Strategos gewesen seyn.

Petonuris, der δευτερεύων, konnte Unter-Nomarch oder Unterciviilstatthalter des Nomos ein, dessen Nomarch Timorenos war. Alsdann könnte man schließen, unter der griechischen Regierung seyen die Oberhäupter der Nomen Griechen und die Unterbefehlshaber Aegypter gewesen, wie wir sehen, daß von der ersten Zeit der römischen Herrschaft an die Nomarchen Griechen waren; die Römer behielten in dieser Hinsicht wohl das Alte bey, und sezten nur über die aus mehreren Nomen bestehenden Landesabtheilungen römische Epistrategen.

Σύμβολον τῶν ἐμῶν, wenn man so lesen darf, heißt: Siegel, oder auch, tessera meiner Familie. Es kann von einem besonderen Zeichen die Rede seyn, welches dem Ueberbringer mit dem Briefe zugleich zugestellt wurde.

Das cylinderförmig zugerollte Billet hatte neben dem Siegel einige Schriftzeichen, die wahrscheinlich Μοσχίωνι zu lesen sind. Der ganze Papyrus gibt ein Beyspiel von einem Empfehlungsbriefe, dergleichen die Regierungsbeamte Aegyptens vor mehr als 2000 Jahren einander zuschickten.

Er ist versiegelt, auf ein Schreibzeug gebunden, in einem Mumienkasten gefunden worden. Moschion kann nicht in diesem Kasten gelegen haben, denn für ihn hatte der Brief kein weiteres Interesse. Das Siegel war noch darauf, und der Brief war demnach noch nicht eröffnet. Aber irgend ein Umstand konnte den Inhaber hindern, ihn abzugeben, er behielt ihn und starb; seine Familie fand die Empfehlung an einen so bedeutenden Mann und schloß sie mit in den Sarg ein. Man hat das Billet vielleicht eröffnet und drauf wieder versiegelt. Ein Papyrus der Cailliaud'schen Sammlung gleicht an Größe und Form dem von Passalacqua und ist auch versiegelt; die Aufschrift ist demotisch. Ein anderer Papyrus von Passalacqua aus einem Mumienkasten war unversiegelt, der obere Theil aber mit einigen vom Uebrigen verschiedenen Zeilen, besonders zugerollt und versiegelt. Das Siegel mag auf irgend einen Gebrauch Bezug haben.

Das erwähnte Schreibzeug konnte nicht für griechische Papyrus gebraucht werden. Diese wurden, der Buchstabenform nach zu schließen, nicht mit dem Stylus, sondern mit dem Calamus geschrieben, und haben alle schwarze Dinte, während dieses Schreibzeug schwarze und rothe Farbe enthält, welche man in den hieratischen und demotischen Papyrus findet. Man that in die Mumienkasten Werkzeuge und Geräthschaften, welche den Stand des Verblichenen andeuteten oder von ihm während seines Lebens gebraucht wurden. Demnach war der Ueberbringer des Briefes, Schreiber, ein königlicher, oder, der Geringfügigkeit des Schreibzeugs nach, vielmehr Ortsschreiber (τοπο- oder κωμογραμματεύς). In den Sarg eines Griechen konnte man keine Geräthschaft thun, deren er sich nie bediente, und daraus habe ich auch geschlossen, daß der Ueberbringer nur ein Vetter Philon's war.

Kopien alter Münzen von der Hand des Hofrath Becker in Offenbach bey Frankfurt a. M.

Von Dr. Dorow.

(Beschluß.)

Der Vortheil, den jezt diese Münzen zu verschaffen im Stande sind, ist sehr groß und besonders in den österreichischen und russischen Staaten bereits erkannt, denn vielfache Aufträge erhält, wie man hört, Hr. Becker von den höhern Lehranstalten, welche diese Suiten zur Belehrung und zum Unterricht der Jugend verwenden

wollen. — Welche Annehmlichkeit gewährt es selbst dem Liebhaber der Kunst für die gedachte Summe eine Suite der wohlerhaltendsten antiken Münzen zu erlangen, die in Originalien wohl nie so beysammen zu finden seyn möchte, und welche überdem die Summe von beyläufig Frs. 72,000 erfordern würde; endlich ist vorzüglich die Erweiterung der Kenntniß alter Münzen zu berücksichtigen, indem mit Gewißheit vorausgesetzt werden darf, daß jeder Kenner, jeder Liebhaber derselben, der diese in so hohem Grade vollkommen nachgemachte Suite gehörig studirt, und nothwendig alle an Wahrheit und Charakter weit unter dieser stehenden theils ältern, theils neuern Nachahmungen auf den ersten Blick erkennen und so zur genauesten Kenntniß der wirklichen alten Münzkunde und zur absoluten Entscheidung über ihre Aechtheit gelangen wird.

Somit glaube ich möchte es jezt eine unerläßliche nothwendige Pflicht für jedes große Münzkabinet werden, mit Hrn. Becker Frieden zu schließen und mit ihm in Verbindung zu treten, damit dessen von ihm gefertigten sich vielleicht darin befindenden Münzen ausgeschieden und zu der Suite seiner Münzen gefügt werden, welche jede höhere Lehranstalt unzweifelhaft anzulegen jezt Anstalt machen muß. Wie sehr, selbst große berühmte Münzkenner sich täuschen und irren können, nachdem Becker mit denselben sogar über seine Münzen weitläufig gesprochen und sie ihnen vorgelegt hat, beweist das obenerwähnte Werk von Sestini, worüber wir noch interessante und belehrende Mittheilungen von Becker zu erwarten haben.

Nun noch zu dem wichtigsten Umstande bey dieser Angelegenheit, nämlich zu den 600 Stempeln dieser Münzen! Wo sollen diese bleiben nach dem Tode des jetzigen Eigenthümers, und welcher schädliche Mißbrauch kann dann wirklich für die Wissenschaft davon gemacht werden, wenn sie zerstreut, in fremde, vielleicht gewinnsüchtige Hände kämen?

Die Bestellungen, welche Becker gegenwärtig auf die Suite seiner Münzen erhält, ist, wie ich mich selbst davon zu überzeugen Gelegenheit gehabt, zu groß, als daß er sofort die Benutzung der Stempel aufgeben sollte, er ist jedoch nicht abgeneigt — wie ich sicher weiß — einen Verkauf der ganzen Stempel-Sammlung einzugehen. Sollte dieses nun nicht eine allgemeine Sache der Wissenschaft werden? und sollten sich nicht die Staaten, welche für Kunst und Wissenschaft so viel Großes und Treffliches wirken wie Preußen, Oesterreich und Bayern vereinigen, diese Stempel als gemeinschaftliches Eigenthum in Depot zu nehmen, um freundlich jede Frage zu beantworten, jeden Zweifel zu heben, welchen die Münzkunde deßhalb thun möchte? jede zweifelhafte Münze könnte einer Prüfung, durch Einpassen in den Stempel unterworfen werden.

Möchten diese Zeilen Eingang und Berücksichtigung finden, so wie freundliche Aufnahme bey dem Künstler, dessen Werken sie gewidmet sind.

Florenz, den 30. Juli 1827.

P a r i s.

Auf Befehl der Regierung wird des verstorbenen Denon's Brustbild aus Marmor im Museum aufgestellt, um das er sich so viele Verdienste erworben hat.

Hr. Duchesne der Aeltere, Aufseher an der königlichen Bibliothek und Konservator des Kupferstichkabinets, Verfasser des Werks über die Niellen (Essai sur les Nielles), für welches er von Sr. Majestät dem Kaiser von Oestreich eine sehr schöne goldene Medaille erhalten hat, macht gegenwärtig mit Unterstützung von dem Ministerium des Innern eine Reise durch Deutschland, um die vorzüglichsten Kupferstichkabinette zu besuchen. Er ist bereits in München angekommen, von wo er sich nach Wien und Dresden begeben wird.

St. P e t e r s b u r g.

Mit dem September wird die hiesige Akademie der Künste, welche seit 1824 den Besuchen des Publikums geschlossen war, denselben wieder geöffnet. In dieser Beziehung hat sie alle ausgezeichneten hiesigen Künstler aufgefordert, die Erzeugnisse ihres Talents ungesäumt in ihre Säle zur öffentlichen Ausstellung zu bringen.

B e f ö r d e r u n g e n.

Hr. Joseph Thürmer, welcher seit einigen Jahren in Rom die Ansichten von Athen, in drey Heften von ihm selbst radirter Blätter, dann in Gemeinschaft mit Hrn. Fries die Ansicht des römischen Forums und mit Hrn. Gutensohn das Werk über Arabesken herausgegeben, auch neuerlich an der Auffindung der etrurischen Gräber bey Tarquinia Theil genommen hat, ist als Professor an die Akademie der Künste nach Dresden berufen und bereits für seinen neuen Bestimmungsort unterwegs.

Nr. 77.

Kunst-Blatt.

Montag, den 24. September 1827.

Kunstgeschichte und Museographie.

Kunst und Alterthum in St. Petersburg. Von Ferdinand Hand. 1ster Band. Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs 1827. X. und 390 S. 8.

Wer den Gang der Kunstentwicklung in Europa bis auf die neuesten Zeiten zu überschauen wünschte, fühlte bisher eine bedeutende Lücke in den Nachrichten über ein Land, das sich zu dem größten, mächtigsten und reichsten Staat in kurzer Zeit emporgeschwungen hat, und dessen gewaltige Fortschritte in der Kultur auch die Kunst in nothwendigen Anspruch nehmen mußten. Bekannt ist das eigenthümliche Talent des russischen Volks zu dem Technischen, das ohne Zweifel nicht erst in neuerer Zeit erwacht ist, sondern auch früher, so viel ihm dazu Veranlassung geboten wurde, sich wird gezeigt und geübt haben. Die Inkunabeln der russischen Kunst sind in Moskau zu suchen, und noch fehlt es uns an einer erschöpfenden Darstellung dessen, was dort aus den älteren Jahrhunderten der russischen Geschichte sich in bedeutender Zahl und Größe mag erhalten haben. Nur aus flüchtigen und ungenügenden Andeutungen der Reisenden, und aus wenigen Monographien können wir auf die Eigenthümlichkeit jener Kunstübung im Allgemeinen schließen, die sich in noch weit stärkerer Abhängigkeit von der byzantinischen erhalten zu haben scheint als die italienische und deutsche vom 8ten bis zum 12ten Jahrhundert. Es wäre des Fleißes eines gründlichen Kenners der Kunstgeschichte würdig, die in Moskau noch vorhandenen Bauwerke, Bildnereyen und Malereyen aus früheren Jahrhunderten in einem eigenen Buche zusammenzustellen und mit den bedeutendsten Werken byzantinischer, italienischer und deutscher Kunst jener Zeit zu vergleichen. Im Gegensatze zu diesen Resten des Alterthums hat sich in Petersburg die neue Kunst hervorgethan und keines Jahrhunderts bedurft um eine der prachtvollsten Städte ins Daseyn zu rufen. Welche Künstler aber und in welcher Art sie dabey mitgewirkt, darüber waren bisher nur unvollständige, wenigstens nicht aus artistischem Gesichtspunkt erfaßte Nachrichten vorhanden. Noch weniger Vollständiges und Genügendes wußte man über den Inhalt der reichen Sammlungen, die beynahe mit dem Anbeginn ihres Glanzes jener Kaiserstadt zu Theil geworden waren, und um so größere Aufmerksamkeit erregten, da man immer von Zeit zu Zeit erfuhr, wie Kunstwerke der ersten Meister in ihren für das Ausland geheimnißvollen Schooß aufgenommen wurden.

Dieser Unkunde der artistischen Verhältnisse und Sammlungen in Petersburg hat Hr. Prof. Hand in dem vorliegenden Buche abzuhelfen gesucht, und damit jene Lücke in der Kunstliteratur, wie uns dünkt, auf eine sehr genügende Weise ausgefüllt. Zwar ist Referent nicht im Stande, die Genauigkeit seiner Angaben zu bestätigen, da er deren Gegenstände nicht aus eigener Anschauung kennt; aber ein Buch wie dieses, welches einem langen Aufenthalt an Ort und Stelle, und allem Ansehen nach sehr fleißigen Forschungen sein Entstehen verdankt, ist wenigstens des Vergleichs mit Angaben früherer Schriftsteller, welche der Vf. sämmtlich kennen und benutzen mußte, überhoben.

Die Einleitung gibt eine sehr anziehende Uebersicht der Kunstbestrebungen in Petersburg seit ihrer ersten Begründung durch Peter den Großen, in dessen Geist schon die Entwicklung des kommenden Jahrhunderts vorausbestimmt lag. Wie alles, was zur Bildung und Erhebung des Volks beytragen konnte, so hatte auch die Kunst seine Aufmerksamkeit erregt, und er hielt es für nothwendig auch von dieser Seite auf den rohen aber empfänglichen Sinn zu wirken. Als er im Jahr 1711, so erzählt der Vf., den Garten auf dem linken Ufer der Newa anlegen ließ, in welchen jeder, wenn er nur nicht im langen Kaftan und mit einem Barte erschien, eintreten konnte, wollte er dem lustwandelnden Volke einen Stoff zum Nachdenken darbieten, und den noch schlummernden Sinn für Werke der Kunst erwecken. Er wählte mit einer pädagogischen Klugheit dazu die Bilder der äsopischen Fabeln, und ließ sie von dem Grafen Ra-

strelli, dem Vater, aus Bley gießen. Die Deutung des Inhalts war bey jeder Statue in einer unter Glas bewahrten Inschrift aufgehangen. Dieß waren die ersten öffentlich aufgestellten Kunstwerke in St. Petersburg, und darum auch werth, für eine spätere Zeit erhalten zu werden. Doch Katharina II. schenkte sie den Grafen Ostermann und Betzkoi, und diese, weniger auf den geschichtlichen Werth als auf den Ertrag des Bleys bedacht, ließen sie einschmelzen. Neben diesen nun verlorenen populären Bildern stellte Peter bald auch marmorne Statuen und Büsten in dem Garten und in dem Sommerhause, wo er die fremden Schiffer bewirthete, auf, meistens Kopien alter Werke. Unter ihnen befanden sich aber auch einige antike Kaiserbüsten und Porträtstatuen. Am meisten interessirten damals zwey von Ant. Corradini in Venedig gefertigte Statuen der Religion und des Glaubens, über deren Köpfe ein Schleier, der eine seidenem glattem Flor, der andere gekreptem Flor nachgebildet, so herabfällt, daß durch die Falten und in den durchsichtigen Stellen das verdeckte Antlitz erkannt wird. Sie wurden unter Katharina II. in den Georgensaal des Winterpalastes versezt. Corradini lieferte bekanntlich auf gleiche Weise mehrere Statuen in Verhüllung von Schleiern, durch welche die menschlichen Zügen hindurchblicken, z. B. die Schaamhaftigkeit in dem Palaste (vielmehr in der Kapelle) San Severo in Neapel auf dem Monumente der Mutter des Prinzen de Sangro. „Die Zeit", sezt der Vf. sehr richtig hinzu, „hat die Gränzen der bildenden Künste genauer abgesteckt und Werken dieser Art bleibt nur die Bewunderung des Technischen. Als das Wichtigste der im Sommerhause aufgestellten Kunstwerke wird eine ums Jahr 1708 aus Rom gebrachte Statue der Venus angeführt, welche dem gelehrten Akademiker Beyer Veranlassung gab, eine besondere Abhandlung de Venere Cnidia in crypta conchiliata horti imperatorii zu schreiben, die in den Abhandlungen der Petersburger Akademie Th. IV. S. 259 abgedruckt ist. Die Statue, welcher beyde Arme fehlten, ist nach dem Gestus der mediceischen Venus schlecht restaurirt, von deren Haltung sie jedoch durch eine geringere Beugung des Kniees abweicht. Da Lucianus von dem geradestehenden Fuße der Cnidischen Venus des Praxiteles spricht, so suchte Beyer hieraus und aus der (wohl kaum erkennbaren) Aehnlichkeit des Kopfs mit dem der Venus auf Cnidischen Münzen zu erweisen, daß sich in dieser Statue und nicht in der mediceischen, die wahre Kopie jenes Meisterwerks des Praxiteles finde. Viskonti hat seitdem mit besseren Gründen dargethan, daß eine ganz andere Stellung der Cnidischen Venus zuzuschreiben sey, und es ist die Frage, ob die der Petersburger Statue, auch wenn die jetzige Restauration falsch wäre, dazu passen würde."

„Auf gleiche Weise" fährt der Vf. fort, „wie für die Skulptur, wirkte Peter für das Interesse der Malerey. Bis auf seine Zeit waren die Gegenstände der Gemälde, mit welchen man das Ikonostasium verzierte, einfache Bilder von Christus, der Maria und den Heiligen, und nur in Aufstellung mehrerer Heiligen neben einander lag ein Zusammenhang. Diese Gemälde waren in einem hieratischen, in Gestaltung und Kolorit dem Neugriechischen wesentlich entnommenen, aber durch orientalische Vorliebe für das Glänzende und Bunte verderbten Styl ausgeführt. Wenn auch der größte Theil von den Händen ungeschickter Mönche herrührte, kann man sie doch nicht insgesammt als rohe Arbeiten verwerfen, wohl aber erkennt man auch hier die Fessel, in welcher sich unter allem Volk alter und neuerer Zeit, die in der Entwicklung aufstrebende Kunst von gesetzlichen Normen verschränkt bewegt, und dabey doch Großes leistet. Die von Peter erbauten Kirchen erhielten größere gruppirte Gemälde zum Schmuck, und von jener Zeit an steigerte sich das Interesse des gesammten Volks zu einer vorurtheilslosern Freyheit und zum lebhaftesten Antheil, welcher dem Beobachter nicht selten einen höchst erfreulichen Stoff der Betrachtung darbietet."

Der Vf. schildert hierauf den Eifer, mit welchem Peter das Aufblühen der Künste in seinen Umgebungen förderte. Zunächst entstanden Paläste und Gartenanlagen, an welchen Förster und Brunstein, zwey Architekten, und der Franzose le Blond thätigen Antheil hatten. Zur innern Verzierung dieser Gebäude aber wurden Maler aus Deutschland und den Niederlanden herbeygerufen, da Peter vorzüglich die Werke der flamändischen und holländischen Schule in Ehren hielt. Die beyden Maler Danhauer und Thell, aus Schwaben gebürtig, waren ihm nach Petersburg gefolgt, ersterer für das Porträtfach, der andere für Gemälde des Stilllebens, und beyde blieben bis an ihren Tod in Diensten des Hofes thätig. Außer diesen angestellten Künstlern besoldete Peter den Venetianer Giovanni Tersia der eine große Zahl der Plafondgemälde in den kaiserlichen Schlössern und in Privathäusern fertigte; so wie den Gascogner Louis Caravaque, der als erster Hofmaler im Jahr 1752 starb. Auch den Kupferstecher Peter Piccard hatte Peter aus Holland mit sich gebracht, als dessen vorzüglichstes Blatt die Schlacht bey Pultawa sich auszeichnet. Während Peter die fremde Kunst auf solche Weise in sein aufblühendes Reich zu verpflanzen suchte, versäumte er nicht, einheimische Talente aufzusuchen und zu ermuntern. „In der Sophienkirche zu Nowgorod, so erzählt der Vf., sah er einst, daß ein Knabe während des Gottesdienstes ihn mit gespannter Aufmerksamkeit ins Auge faßte, und dann heimlich auf Papier zeichnete. Nach dem Gottesdienste ließ er den Knaben aufsuchen und vor sich bringen; der

Knabe gab freymüthig die Antwort: er habe so Vieles und Gutes von dem großen Czar sprechen hören, daß er gewünscht hätte, dessen Bildniß zu besitzen, und da habe er sich es selbst gefertigt. Peter ehrte dieses Bekenntniß und schloß auf eine ursprüngliche Anlage oder Neigung zur Zeichenkunst. Er frug den Knaben, ob er die Malerkunst erlernen wollte. Freudig bejahete es derselbe. Alsbald sendete ihn Peter nach Holland, und übergab ihn tüchtigen Meistern zum Unterricht. Es war dieß Matwejef oder Matweef, der Vater des ausgezeichneten Landschaftsmalers, selbst eines unbedingten Lobes als Porträtmaler werth. Er war 1704 zu Nowogorod geboren, ging 1719 nach Holland und Italien, kehrte 1732 nach Rußland zurück, und starb 1736. Sein vorzüglichstes Werk ist das vortreffliche Porträt Peter des Großen in der Akademie der Künste. Andere Porträte sieht man von ihm in Zarskoe-Selo. Gleiches Schicksal hatte Iwan Nikitin, der Sohn eines Untersekretärs des Kaisers. Als Peter seinen Sekretär in Holland eines Tages in dessen Wohnung aufsuchte, fand er einen Knaben von 14 Jahren, der, als er den Kaiser näher kommen sah, schüchtern ein Blatt Papier versteckte. Peter, dem auch das Geringste nicht entging, griff nach dem Blatte und fand darauf die rohen Versuche eines der Pflege werthen Talents. Eine einzige Frage bestimmte den Knaben Maler zu werden, und Peter säumte nicht, ihn sogleich zu Amsterdam in Unterricht zu geben. Von Holland ging Nikitin nach Italien und später nach Paris, wo Largillière sein Lehrer wurde. Er führte mehrere schätzbare Altarbilder aus, unter denen sich eine Kreuzigung Christi auszeichnet, welche die Kaiserin Elisabeth dem Grafen Rasumowsky schenkte und dieser in der Kapelle des Anitschkoffschen Pallastes aufstellte. So wurden durch Peters Unterstützung Alexander Sacharef (nicht Sacharesf, wie Füßli nach Andern ihn benennt), Iwan Merkurief, Wasili Wasiliewsky als Maler, Semzof und Jeropkin als Baukünstler in Holland und Italien gebildet.

Unter Katharina I. und Peter II. wurde fortgesezt, was Peter der Große begonnen hatte; dagegen war die Regierung der Kaiserin Anna weniger den zeichnenden Künsten als der Schauspielkunst günstig; doch beschäftigte ihre Prachtliebe die Architektur, und es wurden von dem jüngern Grafen Rastrelli, einem in Italien gebildeten Architekten, mehrere Kirchen und Palläste für die Kaiserin und die sie umgebenden Großen erbaut. Die Nikolai- oder Matrosenkirche, der kaiserliche Winterpalast, und das Schloß zu Zarskoe-Selo sind Werke dieses Architekten und geben auch den künstelnden Geschmack desselben zu erkennen. „Ausser Rastrelli arbeiteten als Baukünstler de la Mothe aus Paris und Rinaldi aus Rom, welcher das von Menzikof erbaute Schloß zu Oranienbaum für Katharina II. umgestaltete, und den Grundriß der Isaakskirche fertigte, nach welchem zwey Deutsche, Franz Wüst und Stengel, seit 1768 das prachtvolle, aber dem Geschmack sowohl in der buntfarbigen Verzierung als auch in der Beengung der Verhältnisse widerstrebende Werk aufführten. Erst nach 34 Jahren war der mühselige Bau von Brenna vollendet, und die Kirche konnte 1802 eingeweiht werden; auf dem mit Marmor bekleideten Gebäude erhob sich ein Glockenthurm aus Ziegelsteinen. Nach Pauls Tode wurde beschlossen, das Gebäude nach dem ersten Entwurfe durchaus von Marmor zu erbauen und ihm Erweiterung zu geben; zwey Millionen Rubel wurden dazu angewiesen, und nach herkömmlicher Weise eine Comitée ernannt. Die Grundlage des neuen Anbaues, in welcher man nicht auf die bey jeder Pilotirung eintretende Senkung genaue Rücksicht nahm, mißlang, der Bau gerieth ins Stocken. Und so erblickt man auf dem schönsten Platze der Residenz, welchen ein geschmackvolles Gebäude, der kolossalen Reiterstatue Peters des Großen gegenüber zieren sollte, nur eine Ruine.

Im Jahre 1758, kurz vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth, ward eine Akademie der Künste errichtet, die aber, anfangs nur eine Zeichner- und Malerschule für 40 Schüler der Moskowischen Universität, erst 1764 durch Katharina II. ihre Stiftungsurkunde und einen ausgedehnteren Plan erhielt. Das ihr bestimmte Gebäude wurde von einem aus Sibirien gebürtigen und im Auslande gebildeten Russen, Alexander Kakarinoff errichtet, der auch als Direktor der Akademie im Jahr 1771 starb. An derselben war auch Elias Grimmel aus Schwaben als Maler angestellt, von welchem noch eine große Zahl allegorischer Gemälde sich in Petersburg befinden. Ferner arbeiteten als Maler: Georg Christoph und Johann Friedrich Grooth aus Stuttgart, Joh. Georg Weber, Pietro Gradizzi aus Venedig, und sein Sohn Francesco; Giuseppe Valeriani aus Rom, Antonio Peresinotti aus Bologna, Jean Baptiste le Prince, ein Schüler des Boucher, Francesco Fontebasso und Stefano Torelli. Man sieht aus diesen Namen und der Zeit in welche sie gehören, von welcher Art die in Petersburg entstandenen Kunstwerke seyn mußten; diese mittelmäßigen und manierirten Maler konnten der Kunst kein wahres Gedeihen geben. Wir übergehen die Namen der Uebrigen, welche der Vf. nennt, da sie hauptsächlich nur beweisen, welcher Eifer für die Malerey zu jener Zeit in Petersburg geherrscht und wie viel Bedeutendes hätte geschehen können, wenn dazu die rechten Talente wären vorhanden gewesen. Für die Kupferstecherkunst wirkte am meisten der im J. 1757 aus Berlin für die Akademie berufene Georg Friedrich Schmidt,

dessen vorzüglichster Schüler Tschernischef war. Auch die während der vorigen Regierung vernachlässigten Sammlungen wurden in besseren Stand gesezt und erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Zodiakalzeichen am Dom zu Cremona.

Aus einer Notiz des Hrn. v. Hammer gibt das dießjährige Junistück der Antologia di Firenze anziehende Mittheilungen über ein Fries mit erhobenen Bildwerken, welches sich über der Vorderseite des Doms zu Cremona befindet. Zahlreiche, nicht unverstümmelte Figuren treten dem oberflächlichen Anblick ohne augenfällige Bedeutung entgegen: es sind die, in christlichem Bildwerk befremdlichen Zodiakalzeichen, aber mit Vorstellungen des Alltagslebens zur Bezeichnung der Monate untermischt, und nach Hrn. v. Hammers Meynung zu absichtlicher Verhüllung des Gegenstandes, in umgekehrter Folge von der Rechten zur Linken.

Nach dieser Ordnung zeigen sich zuerst drey Figuren, deren erste nach Kleidung und reichlichem Haarwuchs weiblich scheint und eine Muschel oder sonstiges Wassergefäß trägt; die zweyte spielt auf der Flöte und die dritte hält drey Dinge in der Hand, welche etwa Blumen seyn mögen, alles zur Andeutung des Frühlings, Wein, Duft, Musik und Blumen. Auf die lezte dieser drey Figuren folgt ein Stier von schlechtester Zeichnung, fast einem Pferde oder Maulthiere ähnlicher, ohne Zweifel aber der Zodiakalstier, obwohl ein Landmann mit einer Sichel auf ihm reitet; die Zwillinge, auf einem Weinstock sitzend, folgen darauf und der Krebs geht aus dem Rücken des einen Zwillings hervor. Nun folgt das unzweydeutige Zeichen des Löwen; zwischen beyden sind die Feldarbeiten der Sommermonde abgebildet. Ein Landmann schneidet die Saat, der andere treibt einen Ochsen um nach morgenländischer Sitte, das Korn zu zermalmen. Auf die Erndte folgt Winzerarbeit; neben einem Mann, der das Weinfaß umgürtet, steht das Zodiakalzeichen der Jungfrau. Neben dieser ist ein Winzer abgebildet; ein Gefährte desselben hält das Zeichen der Wage, mit der die zweyte Reihe der Zodiakalzeichen anfängt.

Auf die Wage muß nothwendig der Skorpion folgen, und so ist es auch, obwohl seine Zeichnung eher einem tausendfüßigen Polypen gleicht. Am Fuß des Weinstocks, auf welchem der Skorpion sizt, weidet ein Schwein; ein anderes wird von zwey Männern getödtet. Diese Vorstellungen müssen auf die Eberjagden Bezug haben, welche in der Jahreszeit jenes Himmelszeichens und in der Zeit seines Uebergangs zum Schützen statt finden; dieser leztere berührt den Rücken des zerfleischten Schweines. Unmittelbar hierauf folgt ein Mann, welcher einen Baum behaut, vermuthlich um Holz für den Winter zu sammeln; in der That tritt der Steinbock, ein winterliches Himmelszeichen, auf denselben Baum. Der Kopf dieses Thieres wendet sich nach dem Rücken eines Alten, der auf einem Karren sizt und ein Glas hält; ein junger Mensch bewässert ihm gegenüber vier Linnen- oder Seidenstreifen, beyde Figuren vermuthlich zur Andeutung des Wassermanns (Beyde? das Glas des Alten soll wohl eher die innere Erwärmung bezeichnen, die man bey winterlicher Weile heischt). Hinter dem netzenden Jüngling steht ein Mann, der die Erde behackt; ihm gegenüber folgen als leztes Himmelszeichen die Fische.

Hr. v. Hammer erhielt von dem Car. Vidoni zu Cremona eine genaue Zeichnung dieser merkwürdigen Bildwerke, die nächst den Sonnenrossen und Mondstieren an der Thüre des Baptisteriums zu Parma seiner Meynung nach Bildwerke von mithrischer Beziehung (welche Car. Toschi bekannt machen wird) ihm die merkwürdigsten italienischen Denkmäler der aus deutschen, französischen und englischen Domen nun allbekannter Vermischung heidnischer und christlicher Vorstellungen im 13ten und 14ten Jahrhundert sind. Hr. v. Hammer, der mehr als irgend ein anderer Forscher auf jene Vermischung geachtet und hingewiesen hat, bezeichnet die alten Kirchen von Ferrara, Modena, Piacenza, Fuornovi und Borgo di San Donnino als diejenigen, welche ihn außerdem in jener Beziehung am meisten anzogen.

Die Säule von Schamkor.

Nicht weit von Elisabeth-Pol in den russischen Provinzen jenseit des Kaukasus steht die Säule von Schamkor vor der Festung, welche diesen Namen führt, merkwürdig durch ihre Höhe und Festigkeit. Man kann sie mit der Trajanssäule in Rom vergleichen. Sie besteht aus rothen Ziegelsteinen, die aufs regelmäßigste schichtenweise übereinander liegen, einer völlig senkrecht über dem andern. Die viereckige Grundlage ist auf jeder Seite 15 Fuß breit und 12 Fuß hoch. Hierüber erhebt sich die Säule, ungefähr 12 Fuß dick und etwa 180 Fuß hoch. Eine Wendeltreppe, breit genug für zwey Menschen neben einander, führte, als noch keine Gefahr beym Hinaufsteigen war, nach einer äußeren, 40 Fuß vom oberen Ende entferntem Gallerie. Das Denkmal war vielleicht einst ein Observatorium! seitdem haben es die Mollah's gebraucht, die Muselmänner zum Gebete zu rufen. Sein Entstehen verliert sich im Dunkel der Zeit; wie so vieles andere, wird es Alexander zugeschrieben. Ringsum sieht man andere mehr oder weniger bedeutende Ruinen.

Nr. 78.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 27. September 1827.

Zur Geschichte der Zerstörung, hauptsächlich deutscher Denkmale der Baukunst, Plastik, Malerey u. s. w.

Von C. J. Oldendorp.

Mit vollem Recht wird den Hunnen, Vandalen und anderen unkultivirten Völkern früherer Zeit, die Zerstörungssucht griechischer und römischer Gebäude und Kunstwerke vorgeworfen, denn gewiß, sie haben uns um so manches Treffliche aus der Blüthezeit der Baukunst, besonders auch der Plastik gebracht und wetteiferten gleichsam im Vernichten derselben; denn was Eine Horde zu zerstören verabsäumt hatte, war blos für eine zweyte und dritte aufgespart.

In Rom selbst trieb es der vandale Genserich am Aergsten. Volle vierzehn Tage währte seine und seiner Horden Plünderung. Nebst allen öffentlichen- und Privatschätzen raubte er die Statuen und sonstigen Zierrathen der Tempel, auch sogar das kupferne, stark vergoldete Dach des Jupitertempels.

Fast noch schlimmer jedoch, als diese Barbaren, machten es später selbst die Beherrscher der Hauptstadt der Welt, die Päpste. Sie ließen die Prachtgebäude, Urkunden verschwundener Größe und Kunst niederreißen, um die Steine und andere Materialien derselben zum Bau ihrer Palläste und Kirchen zu benutzen. Aus dem Coliseum allein, diesem, selbst von den Barbaren verschonten und mit Staunen bewunderten Denkmal alter Kraft und Herrlichkeit, entstanden ganze Palläste. Trotz des Bannfluches, mit welchem Papst Pius II. Jeden, welcher sich ferner an den Alterthümern Roms vergreifen würde, ohne Ausnahme belegt hatte, beraubte schon sein Nachfolger Paul II. das Coliseum der, zum Bau des Pallastes St. Marco erforderlichen Steine. Seinem Beyspiel folgte der Kardinal Riario beym Bau der päpstlichen Kanzley und Paul III. setzte diesem Unwesen dadurch die Krone auf, daß er abermal diesen Riesenbau, und zwar weit bedeutender als seine Vorgänger zum Bau des farnesischen Pallastes beraubte. Und dennoch, unerachtet aller dieser ungeheueren Plünderungen, steht dieser Koloß jetzt noch als ein Gebäude da, vor dessen Größe man schaudert.

Auf gleiche Weise wurden andere Gebäude Roms ebenfalls angetastet; so, z. B. raubte Urban VIII. aus dem herrlichen Pantheon allein 200,000 Pfund Bronze, zum Bau der Peterskirche.

Jedoch, nicht Italien allein liefert uns Beyspiele dieser unsinnigen Zerstörungssucht. In unserem deutschen Vaterlande hausete und haust man zum Theil noch eben so und oft noch schlimmer mit den heiligen Ueberresten früherer, kräftigerer Zeiten, als es jene Barbaren und deren Nachfolger im Verwüsten alter römischer Denkmale in Italien thaten.

Von den Prachtgebäuden Kaiser Karls des Großen ist jetzt wenig oder nichts mehr vorhanden. Traurige Ueberreste bezeichnen gegenwärtig blos noch die Stelle, an welcher einst zu Ingelheim, unweit Mainz, der auf 100 Säulen ruhende und mit den schönsten, aus Italien herbeygeführten Bildsäulen gezierte Pallast dieses Herrschers stand. Gleiches Schicksal wie dieser Pallast hatte der von Karl zu Trebur erbauete, welcher so groß war, daß in demselben, im Jahr 895, eine Kirchenversammlung gehalten werden konnte.

Der Pallast und die Domkirche, die er zu Aachen errichtete, erlebten beynahe eben dieses Schicksal. Kaiser Lothar selbst beraubte ihn und nahm unter Andern eine silberne Schüssel von ungemeiner Größe weg, auf welcher der ganze, damals bekannte Erdkreis und der Lauf der Planeten eingegraben waren, ließ solche zerschlagen und unter seine Anhänger vertheilen. Beym Einfall der Normänner, im Jahr 881, in Frankreich und Deutschland, ließ ihr Anführer Ordwig Pallast und Dom anzünden; glücklicherweise jedoch war ein Theil der Kunstschätze vorher nach Mainz gebracht worden.

Nachdem der Pallast 80 Jahre wüste gelegen hatte, erneuerte ihn Otto III. wieder, so wie Heinrich II. im Jahr 1005 den Dom.

Unbegreiflich ist es in der That, wie Palläste des Mittelalters zuweilen so ganz verschwinden und gleich-

sam von der Erde weggewischt werden konnten, daß man heutzutage auch nicht einmal mehr vermögend ist auch nur noch die Stelle anzugeben, wo sie einst gestanden haben, so wie dieß z. B. mit dem kaiserlichen Pallast zu Tilleda in Thüringen der Fall ist, dessen einstmalige unbezweifelte Existenz wir blos noch geschichtlich kennen.

Eben so verschwunden ist die Residenz zweyer der ruhmwürdigsten, größten deutschen Kaiser, Heinrichs I. und Otto des Großen, welche sich zu Memleben an der Unstrut, einem jezt der königlich preußischen Landesschule Pforte gehörigen Gute befand, woselbst beyde Kaiser oft Hof hielten, beyde auch starben. Blos die Mauern der von Heinrich daselbst erbaueten Klosterkirche stehen noch öde und verlassen da, als traurige Dokumente der Unwissenheit und des Mangels an Gefühl für National-Kunstwerke das ihre Zerstörer zeigten, indem sie das treffliche Denkmal alter kaiserlicher Pracht und Frömmigkeit niederreißen ließen, um aus den dadurch gewonnenen Steinen Wirthschaftsgebäude aufzuführen, wodurch man freylich der geringen Mühe überhoben wurde, die in der Nähe befindlichen Steine erst zuzuhauen. Was noch dasteht, wird nunmehr durch die Sorgfalt der königlichen Regierung zu Merseburg vor dem gänzlichen Untergang bewahrt. Diese Kirche war nicht allein ihres hohen Alters, sondern auch ihrer Bauart wegen höchst merkwürdig, und die noch vorhandenen Ueberreste zeugen von ihrer Größe.

Man kann das Gebäude, als den Uebergang von der alten deutschen Baukunst zur neuern betrachten, da es weder plump und schwerfällig, noch mit vielen Verzierungen überladen ist. An der Kuppel des Chores befand sich sonst ein Gemälde, den Heiland vorstellend, aus dessen Seite Blut floß und vor welchem einige Nonnen betend auf den Knieen lagen.

Im Jahr 1729 war dieß Gemälde noch völlig vorhanden. Nicht sowohl Zeichnung und Malerey, als vielmehr das hohe Alter machten dieß Kunstwerk höchst merkwürdig. Durch dasselbe ward augenscheinlich dargethan, was man nach mehreren Schriftstellern, besonders Luitprand auf Treu und Glauben annehmen mußte, daß die Freskomalerey in Deutschland unter Heinrich I. und seinen Söhnen schon ausgeübt worden.

An den Seiten, innerhalb der Bogen der inneren Kirche sind die Pfeiler mit Säulen geziert, die halb aus der Mauer hervorgehen und noch so erhalten da stehen, als ob sie eben erst unter dem Meisel hervorgegangen wären; derselbe Fall findet auch an den Spitzbögen zwischen den Pfeilern statt. An lezteren selbst sieht man noch die Umrisse, zum Theil auch Ueberreste von Färbung der lebensgroßen Figuren Heinrich's, Otto's und ihrer Gemahlinnen. Unter dieser Kirche befindet sich eine andere unterirdische Kirche oder Krypta, welche eine, von zwey Reihen Säulen getragene gewölbte Decke hat. Diese ist noch gut erhalten.

Ein ebenfalls längst zerstörtes Denkmal alter Baukunst findet man in den Ueberresten der Kirche des Klosters Paulinzell im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt. Der vordere Eingang in die Kirche, gegen Abend, die eine Seitenmauer gegen Mitternacht, die von Säulen unterstützten beyden Seitenwände der Kirche oder des Schiffs derselben, sind der Zerstörung entgangen und reichen gerade hin, um einen deutlichen Begriff von der Gestalt des Ganzen und dem Werthe des Baues überhaupt zu geben, dessen Größe mit Staunen erfüllt.

Unverantwortlich ist die Regierung des ephemeren Königreichs Westphalen mit einem der ältesten, prachtvollesten Denkmäler vaterländischer Baukunst, dem ehrwürdigen, 1040 durch Kaiser Heinrich III. gegründeten Dom zu Goßlar am Harz umgegangen, welchen die deutschen Kaiser selbst Gloriam coronæ und specialem capellam nannten.

Schlimmer konnten selbst Vandalen nicht hausen, als es hier ihre modernen Nachfolger thaten. Unter früherer preußischer Regierung blieb alles unangetastet. Während der französischen Zwingherrschaft hingegen gab der ausländische Minister des Innern am 22. Jan. 1812 den Befehl, Alles ohne Ausnahme an den Meistbietenden zu versteigern, um dadurch für die stets leeren Kassen des fremden Usurpators einige Franks zu gewinnen, und seine eigene Unwissenheit zu dokumentiren.

Nächst vielen steinernen und hölzernen Bildsäulen, uralten Wandgemälden und anderen Seltenheiten aus früherer Zeit, welche in Folge dieses Befehls an Christen und Juden verschleudert wurden, vernichtete solcher auch vorzüglich die nie wieder zu ersetzenden trefflichen Glasmalereyen der Domfenster, welche bisher die hohe Bewunderung aller Kunstverständigen auf sich gezogen hatten.

Diese Malereyen stellten eine Folge von Kaisern dar, deren Figuren, jede 1½ Elle hoch waren.

Unter ihnen befand sich Konrad I. ganz geharnischt, mit der Beyschrift: Conradus I. Imperator fundavit hanc eclesiam in arce hercynia anno Christi 916 in honorem dei et Sti Mathæi. Neben ihm stand Heinrich III.; und mit den Worten: Imperator transtulit in hunc locum anno Christi 1040 in honorem dei et sanctorum Simonis et Judæ, daneben Heinrich IV. Nächst ihm Kaiser Friedrich, mit folgender Beyschrift, Fridericus primus Imperator dotavit privilegiis et exemtione anno Christi 1188" u. s. w. Unwiederbringlich sind nunmehr diese Schätze alter deutscher Glasmalerey verloren, indem sie in rohe unwissende Hände kamen, welche das Glas, nach seinen verschiedenen Farben herausschnitten, und zu anderem Behuf benuzten. Ueber den noch völlig erhaltenen Sitzen

an den Chorwänden, befand sich eine treffliche Stickerey auf Leinwand, die Apostel und viele Heilige vorstellend, unter welchen Paulus und Johannes wahre Meisterwerke waren. Der, im hohen Chor befindliche Thron der alten deutschen Kaiser hatte eine Rücklehne von zierlich durchbrochenem Eisenwerk und war mit eben so seltsamen, als bedeutungsvollen Figuren verziert, z. B. zwey Affen, in Mönchshabit. In des Chores Mitte stand ein hölzerner Sarkophag, mit einem Deckel, in welchem eine weibliche Figur, in der rechten Hand einen Scepter, in der linken das Modell einer Kirche haltend, befindlich war. Ein mit einem Halsbande versehener Hund lag zu ihren Füßen. Ohne Zweifel war diese Figur die Abbildung einer deutschen Kaiserin. Alles dieses ist schmählig vertrödelt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstgeschichte und Museographie.

Kunst und Alterthum in St. Petersburg. Von Ferdinand Hand. 1ster Band. Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs 1827. X. und 390 S. 8.

(Beschluß.)

Katharina II. wandte der Kunst eine neue, nicht geringere Pflege zu und folgte dabey der Leitung des Geheimenraths Iwan von Betzkoj, „eines Mannes, der sich mit einer nach französischem Zuschnitt gewonnenen Bildung zur Oberaufsicht aller Anstalten für Kunst emporgearbeitet hatte, und wenn auch weniger durch seine Einsicht, die einseitig war, doch durch einen rastlosen uneigennützigen Eifer vieles förderte. Sein Ansehen war unbedingt, und frey stand ihm, für die Ausschmückung der kaiserlichen Schlösser und der Kunstsammlungen, denen er als Aufseher vorstand, was ihm gut schien zu verwenden. Katharina scheute keinen Aufwand, und hatte in Betzkoj eine seltene Uneigennützigkeit, ja selbst manche für die Anstalten förderliche Aufopferung erprobt und ihn deßhalb liebgewonnen; hätte derselbe eine vorurtheilsfreye gründliche Kenntniß besessen, ohne sich durch die damals von Frankreich ausgehenden Lehren, Geschmack und Urtheil zu verderben, so würde der Erfolg seines Eifers in den Anstalten und Sammlungen auch für die spätere Zeit noch gültig gewesen seyn, und die großartigen Plane der Kaiserin hätten ihre vollständige Realisirung glücklich erreicht. Ihm aber galt allein, was Frankreich hergab, für schön und schätzenswerth und dieß war ja nur das Produkt oder die Wahl einer an manierirter Verbildung und dem Hang für's Allegorische krankenden Sentimentalität." Höheres und bleibenderes Verdienst erwarb sich Betzkoj's Nachfolger Graf Stroganof. Unter Betzkoj fanden auswärtige Künstler vielfache Beschäftigung in Petersburg, so die Bildhauer Pelegrino Frediani aus Carrara, Rochette aus Frankreich, die Maler Caspar Hüne aus Hamburg, Gius. Guberti und Cimaroso aus Italien. Im Jahr 1791 wurde Doyen aus Paris, ein Schüler des Vanloo, an die Akademie berufen, der erst 1806 starb. Auch traten bald an der Akademie selbst Russen als Lehrer ein. Am meisten und glücklichsten ward unter Katharina die Baukunst gefördert. Fedor Wolkof, ein Zögling der Akademie, zeichnete sich besonders aus und errichtete, von Potemkin begünstigt, viele schöne Werke in Petersburg. Unter den nach der Kaiserin Befehl aufgeführten Gebäuden nennt der Vf. die Kathedrale im Alexander Newsky-Kloster und das Gebäude der Wechselbank, jenes von Iwan Starow, dieses von Quarenghi erbaut. Der Marmorpalast, ein verfehltes Werk, rührt, nach dem Verf., wahrscheinlich von Grimaldi her. Den Werken der Bildnerey steht Falconets berühmter Koloß, die Reiterstatue Peters des Großen voran, und die Kupferstecherkunst erlangte auch durch russische Künstler, namentlich Gawril Scorodumof und Iwan Bersenef bedeutende Pflege.

Mit großer Freygebigkeit bereicherte Katharina die Sammlungen. Zuerst erkaufte sie die Gemälde aus dem von Joseph Anton Crozat 1740 zu Paris hinterlassenen Kabinet, dann die Sammlungen von Tranchini in Genf und Boudouin in Paris. Für die große Summe von 80,000 Thalern ward auch das Kabinet des Ministers Grafen Brühl in Dresden erkauft, welches unter den Namen berühmter Meister vieles Unächte enthielt. Im Jahr 1779 erhielt Katharina nach langen Unterhandlungen das in Houghton-Hall aufgestellte Kabinet des Robert Walpole, Grafen von Orford, und verband damit im Jahr 1780 einen Theil des Braankampischen Kabinets in Amsterdam, welches aus 600, meist niederländischen Gemälden bestand. Für diese Sammlungen errichtete Katharina ein eigenes Gebäude, welches sie als einen Ort den sie der Zurückgezogenheit widmete Eremitage benannte. Was jezt diesen Namen trägt, besteht aus mehreren in verschiedener Zeit und zu verschiedenen Zwecken errichteten Gebäuden. Der Zutritt zu den daselbst aufgestellten Werken stand unter Katharina nur in bestimmten Stunden und als Begünstigung für Fremde offen. Alexander ließ dagegen die Einrichtung treffen, daß die auch im Winter erwärmten Säle jedem zur freyesten Benutzung geöffnet wurden.

Kaiser Paul ließ Katharinens Einrichtungen unverändert und vereinigte alle Thätigkeit der Architekten und Maler auf den Bau des Michaelowschen Pallastes, in welchem er vier Wochen, nachdem er ihn bezogen hatte, seinen Tod finden sollte. Unter Alexander wurde die Akademie 1802 durch eine neue Einrichtung umgestaltet und verbessert, der Etat am Ausgang des Jahrs 1803 bis zur Verdoppelung erhöht. Der in vielseitiger Kunstkenntniß ausgezeichnete Graf Stroganof und sein Nachfolger der Präsident und Staatssekretär Olenin, wandten auf die Anstalt die sorgfältigste Pflege. Die Anzahl der Zöglinge, welche frey hier erzogen werden, beträgt 150. Von ihren Leistungen geben die jährlichen im September eröffneten Ausstellungen Zeugniß. Vorzügliche Jünglinge werden auf Reisen nach Italien unterstützt, und noch im Jahr vor seinem Tode sezte der Kaiser zur Unterstützung der in Rom lebenden jungen Künstler 5000 Rubel aus, wofür Jeder eine Kopie eines Meisterwerks liefert. Die Gallerie der Eremitage ward durch Alexander mit einer großen Anzahl Gemälde bereichert. Denon wählte für ihn die besten Sachen aus der Giustinianischen Gallerie; mehrere von den Gemälden des Fürsten Trubetzkoi gingen in die Eremitage über; im Jahr 1814 ward zu Amsterdam die Hope'sche Sammlung spanischer Gemälde erkauft und im Jahr 1815 die Gemälde aus Malmaison, die in einer Auswahl der besten aus fremden Ländern von den Franzosen erbeuteten Gemälden bestand. Potters berühmte Kuh, welche sich darunter befand, soll allein mit 200,000 Rubel bezahlt worden seyn: 26 oder 28 dieser Gemälde waren ehedem in Kassel gewesen, die Anschaffungen dauern immer fort und mehrere dafür angestellte Künstler sind stets mit Reinigung und Herstellung alter und schadhafter Bilder beschäftigt. Die Zahl der aufgestellten Gemälde betrug im September 1825 in der Eremitage und in den Schlössern 4424.

Der Vf. schließt seine kunsthistorische Nachricht, der wir hier nur einiges von dem bedeutendsten entnommen haben, mit einer Beschreibung des prachtvollen Lokals der Eremitage mit den darin enthaltenen Gemälde-Abtheilungen und übrigen Kunstwerken und geht sodann auf die zweyte Abtheilung des Bandes, auf die Beschreibung der Gemälde selbst über. Er beginnt mit der italienischen Schule in geschichtlicher Ordnung von den ältesten Meistern, die sich hier finden, nämlich von Andrea Mantegna und Giov. Bellini, und umfaßt sodann die Werke des Pietro Perugino, Fra Bartolommeo, Rhidolfo Ghirlandajo, Andrea del Sarto, Sodoma, Baldassar Peruzzi, Raphael, Giulio Romano, Innocenzo da Imola, Primaticcio, Vasari, Giorgione, Pordenone, Tizian, Sebastian del Piombo, Palma Vecchio, Dossi, Correggio, Parmeggiano, Garofalo, Perin del Vaga, und die unzähligen Nachfolger von Baroccio bis zu den Caracci und von diesen bis auf Raphael Mengs. An diese reihen sich die Gemälde der spanischen Schule, eines Juan de Villoldo, Alonso Sanchez Coello, Miguel Barroso, El Mudo, Divino Morales, Domenico Theotocopuli, Vicente Joanes, Luis de Carbajal u. s. w. bis zu den Manieristen Bocanegra, Menendez und Tobar. Der Vf. gibt von jedem Gemälde eine lebendige Beschreibung, welche von dem Sinn und der Deutung ausgeht und die etwanigen Beziehungen des Werks auf verwandte Kunstwerke oder Nachbildungen angibt, ohne sich mit kalter Aufzählung kunstkennerischer Merkmale zu beschäftigen; er hat dabey die schwere Aufgabe gelöst, durch Mannichfaltigkeit der Auffassung und des Vortrags den Leser in steter Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erhalten. Die Beschreibungen der entschiedenen Schulen und Klassen, so wie die der bedeutendsten Meisterwerke sind durch scharfsinnige und feine Bemerkungen über den Gang der Kunstentwicklung und die Eigenthümlichkeit der Meister eingeleitet. In der Beurtheilung des Verdienstes hält sich der Vf. auf dem Standpunkte des Kunstfreundes, welcher das Lobenswürdige und Gelungene in allen Schulen und Zeiten aufsucht, und sich gern mit manchem Mangel abfindet; statt daß der Künstler, welcher Epochen und Meister zu seiner Belehrung studirt, mit strengerem Sinne das Fehlerhafte sich deutlich machen, das Mittelmäßige sich entfernt halten, und nur das Vortreffliche der Betrachtung und Nacheiferung werth achten muß. In so fern aber jedes nicht ganz schlechte Kunstwerk einigen Genuß gewähren und anregen, ja in so fern es als ein Monument der vor- oder rückwärts schreitenden Kunst gelten kann, verdient es eben so gut die billige Anerkennung des Kunstfreundes als die Aufstellung in einer Gallerie überhaupt, und wir müssen daher die Art wie der Vf. seinen Gegenstand aufgefaßt hat, ohne Widerrede für die richtige anerkennen, wenn gleich Licht und Schatten hie und da stärker angegeben und das Mittelmäßige in Verhältniß zu dem Vortrefflichen mehr zurückgedrängt seyn könnte.

Der zweyte Band wird, laut der Vorrede, die Fortsetzung der Beschreibung der Eremitage, die Antiken, die Sammlungen der kaiserlichen Schlösser und der Privaten enthalten, und ohne Zweifel das mannichfaltige Interesse des Werks noch erhöhen.

S.

Berichtigung.

In Nro. 77. ist Museographie, statt: Musengraphie zu lesen.

Nr. 79.

Kunst-Blatt.

Montag, den 1. Oktober 1827.

Museographie.

Musée de Sculpture antique et moderne, dedié au Roi, par Mr. le Cte de Clarac. Paris, de l'imprimerie royale 1826. 1ste Lieferung 62 Kupfer in kl. Fol. und 240 S. Text in 8. 2te Lieferung Pl. 63 — 109. S. 241 — 448.

Von der Ankündigung dieses reichhaltigen Werks, das eine Monographie des Louvre und des darin aufgestellten französischen Museums im umfassendsten Sinne des Worts, und als Zugabe noch eine Sammlung von Abbildungen alter antiker Statuen der europäischen Museen, eine vollständige antike Ikonographie und verschiedene für die Geschichte der alten Kunst wichtige Zusammenstellungen und Uebersichten enthalten soll, hat das Kunstblatt bereits in Nro. 8. 1826 eine ausführliche Anzeige gegeben. Seitdem sind die beyden ersten Lieferungen ziemlich rasch auf einander gefolgt, bey deren Anzeige wir von dem Texte beginnen müssen, obgleich, der Absicht des Vfs. nach, die Kupfertafeln in dem Werke die Hauptsache seyn sollen. Denn nur die geringste Anzahl der ausgegebenen Tafeln bezieht sich auf den zugleich erschienenen Text, dessen folgende Lieferung erst die Erklärung aller der in den beyden ersten Lieferungen abgebildeten Skulpturen und Malereyen enthalten wird. Ohne Zweifel würde es dem Werke und dessen Käufern vortheilhaft gewesen seyn, wenn der Vf. Antikes und Modernes in zwey große Hauptabtheilungen oder selbst in zwey abgesonderte Werke hätte trennen wollen, denn die in dem Louvre aufgestellten antiken Marmorwerke haben nichts mit dem Gebäude selbst und dessen Verzierungen zu schaffen; zu jenen aber paßte eine Sammlung antiker Statuen, eine Ikonographie. Die Verhältnißmessungen antiker Statuen und Untersuchungen über Technik und Kunstgeschichte der Alten, zu diesem die Geschichte des Louvre und die Nachweisungen über alle daran beschäftigt gewesene Künstler. Schon in der voranstehenden Abhandlung über die Technik der Skulptur, welcher der Anzeige zufolge noch eine Uebersicht der Geschichte der alten Skulptur vorausgehen soll, hat der Vf. Antikes und Modernes zusammengefaßt. Doch auch in dieser Form verdienen seine reichhaltigen Mittheilungen den Dank der Kunstfreunde, da sie, besonders was die neuere Technik betrifft, offenbar aus einer genauen Kenntniß und vieljährigen Erfahrung in allen mechanischen Theilen der Kunst geflossen sind.

Nachdem er in der Einleitung eine Uebersicht der verschiedenen Arten der Skulptur und der bey den Alten gewöhnlichen Werkzeuge gegeben hat, geht der Vf. auf die Plastik in Thon und Wachs über, und handelt sodann von der Bildschnitzerey, wo die verschiedenen Holzarten aufgezählt werden, die nach Angabe der Schriftsteller, von den Alten zu Bildwerken benutzt wurden. Es folgt sodann die Bildnerey in Gyps und das Abformen, dessen mannichfaltige in neuerer Zeit gebräuchliche Arten hier ausführlich mit großer Sachkenntniß beschrieben sind: dieß Kapitel enthält manches Neue, welches eine Uebersetzung verdiente. Von der Statuaria, oder Bildnerey in Metall, handelt der folgende Abschnitt, in welchem der Vf. hauptsächlich von dem, was wir aus der Geschichte der alten Kunst über das Verfahren beym Gießen und Hämmern des Metalls wissen, Rechenschaft gibt. Auch die Arbeit in einfachem Elfenbein gehört schon hieher und noch mehr die in Silber und Gold, so wie die Vergoldung deren Betrachtung den Vf. zu einer genauen Angabe der bey den Alten gewöhnlichen Mischungen veranlaßte. Unter der Ueberschrift Toreutik finden wir nun die vielfarbige Skulptur, und die Bildnerey in Gold und Elfenbein hauptsächlich nach Quatremère de Quincy's Untersuchungen; doch begreift der Vf. unter jener Rubrik auch die Gießkunst, und handelt erst hier von dem Verfahren der Neuern im Bronzeguß. Die vielfachen Versuche, die man besonders in Frankreich neuerdings in dieser schweren Kunst gemacht, führten zu nicht wenigen nützlichen Erfahrungen, von welchen der Vf. sehr genau durch Mittheilungen über einzelne Werke von Künstlern selbst unterrichtet ist. So finden wir S. 123 eine Notiz über die Bronzesäule auf dem

Platz Vendome, deren Guß größtentheils von Launay besorgt wurde. Eine Angabe im Dictionnaire de technologie, das Totalgewicht des dazu verwandten Erzes betrage 900,000 Kilogrammen, widerlegt der Vf. mit Launay's eigener Angabe, daß es nur 149,388 Kilogrammen oder 305,184 Pfund ausmache. Die ganze Form betrug 4,728 Quadratfuß und kostete 150,027 Fr. 21 Centimen. Uebrigens gerieth die Mischung des Erzes nicht gleichmäßig, da der Künstler im Anfang verhältnißmäßig zu viel von dem ihm übergebenen Kanonenmetall verwendete, und dasselbe bey den folgenden höheren Abtheilungen sparen mußte, welche deßhalb durch die Oxydation eine andere Farbe erhalten werden als die untersten. Zugleich wird die Art getadelt, wie die Metallplatten an den steinernen Kernen befestigt sind, da die Einwirkungen der Hitze und des Frostes auf Metall und Kern verschieden sind und beyde der Gefahr aussetzen, sich von einander abzulösen und zu zerspringen. — Der Vf. liefert zugleich folgenden Ueberschlag der Kosten einer kolossalen Reiterstatue in Erz.

„Es gibt keinen noch so berühmten und geschickten Bildhauer, der das Modell einer achtzehn Fuß hohen Reiterstatue in Thon und dann in Gyps nicht um sechzigtausend Franken machen könnte. . . . . 60,000.

Das Formen in Wachs und der ganze Guß der Statue kostet siebzig : bis achtzigtausend Franken. . . . . 80,000.

Wird die Statue im Sand gegossen, so ist es noch wohlfeiler und der beste Giesser würde sich um 120 — 130,000 Franks dafür anheischig machen, Erz, Reparatur, Eiselirung und Aufstellung mit eingerechnet.

Für Reparatur und Eiselirung einer mit verlorenem Wachs gegossenen Statue hat der Bildhauer dem Eiselirer nie mehr als fünfzehntausend Franks gegeben. . . . . 15,000.

Das beste Erz, vollkommen zum Guß zugerichtet, kommt nicht höher als 22 bis 25 Sous das Pfund, und ohne Zweifel können Regierungen, wenn sie alte Kanonen dazu anwenden, es noch wohlfeiler liefern als der Kaufmann. Eine Reiterstatue von 18 Fuß Höhe wiegt allerhöchstens 25 000 Pfund, so würde das Erz, das Pfund zu 25 Sous gerechnet, auf ein und dreyßigtausend Franken kommen. (Ist hier nicht ein Rechnungsfehler?) . . . . 31,250.

Für die Reparatur des Wachses, das Honorar des Bildhauers, welcher den Guß und die Eiselirung beaufsichtigt, denn er arbeitet daran nicht, rechne ich . . . . 12,000.

Summa 198,250.

Diese sehr hoch angesezte Summe erhöhe ich noch um 10 bis 12,000 Franken für unvorhergesehene Fälle und für die Reise und Aufstellung. Die Statue kann in mehreren Theilen transportirt werden, so wie sie gegossen ist. Das Ganze wird nie mehr als 250 bis 300 Centner wiegen, und von Paris nach allen Theilen von Frankreich kostet der Transport des Centners allerhöchstens 50 Franken. Uebrigens ist es bekannt, daß bey solchen großen Unternehmungen, besonders bey Werken, die wegen ihrer beträchtlichen Masse keine sehr sorgfältige Eiselirung erfordern, die Gießer und Eiselirer in den Gewichtpreis des Erzes alle Arbeiten mitrechnen, welche das Metall erheischt, bis die Statue beendigt ist und die Werkstätte verläßt. Die Ausführung einer kolossalen Erzstatue wird immer auf diese Weise berechnet; denn mag das von dem Bildhauer gefertigte Modell auch noch so schön seyn, hat er es einmal reparirt und aus seinen Händen gegeben, so ist das Uebrige wenigstens heutiges Tags, blos Sache des Handwerks, wozu der Urheber der Statue nur durch seinen Rath mitwirkt. — Zu Paris mußte eine schöne Reiterstatue von 18 Fuß Höhe, nicht theurer kommen als 180 bis 190,000 Franken, und die Stadt Montpellier hat einen Kontrakt mit den HH. de Bay und Carbonneau abgeschlossen, nach welchem die Reiterstatue Ludwigs XIV., von 16 Fuß Höhe, an Ort und Stelle nach Montpellier gebracht, 200,000 Franken kosten soll.“ Wir glauben, daß man in Deutschland in manchem Betracht noch wohlfeiler wird arbeiten können.

Der folgende Abschnitt über die Marmorskulptur enthält viel Gutes über die Behandlung des Marmors bey den Alten und die Technik der neuern Künstler, wobey eine Maschine für das Punkte Setzen beschrieben wird, die von dem Münzgraveur Gatteaux dem Aeltern erfunden und im Jahr 1819 von der Commission der Skulptur bey der Akademie der Künste sehr günstig beurtheilt worden ist. Auch Chantrey in London besizt eine Maschine, durch welche das Punkte Setzen sehr leicht und genau von Statten geht, doch soll die etwas zusammengeseztere von Gatteaux noch befriedigender seyn.

Auch über die Restauration antiker Statuen sagt der Vf. vieles, was Archäologen, die sich oft zu wenig um die Schicksale der Monumente und die durch Zufall oder Absicht über sie ergangenen Veränderungen bekümmern, von Nutzen seyn kann; zugleich wird von dem bey den Alten sehr gewöhnlichen Koloriren der Marmorstatuen (Circumlitio) und der Vergoldung gehandelt. Der Vf. gibt sodann eine Liste der verschiedenen Marmor- und Steinarten, von welchen in den alten Schriftstellern die Rede ist und die man in den alten Monumenten findet, bey welcher Gelegenheit auch der schon früher und gegenwärtig benuzten Marmorbrüche in Frankreich Erwähnung geschieht. — Als Zugabe zu diesem Abschnitt folgen die

Vermessungen von zwey und vierzig der schönsten antiken Statuen nach Art des Audran; eine sehr mühsame, und wie uns dünkt, für das rechte Studium der Kunst nur wenig förderliche Arbeit, denn diese feinen Unterschiede in den Verhältnissen des menschlichen Körpers, die auf der Verschiedenheit der Charaktere beruhen und sich nach Stellung und Bewegung modificiren, faßt der Künstler besser mit dem Auge als mit dem Zirkel, und besser aus dem anhaltenden Studium der lebendigen Natur als aus den antiken Marmorn. Jedoch können solche Vergleichungstafeln allerdings für den von Werth seyn, welcher für den Anfang des Unterrichts im Zeichnen und Modelliren einen Kanon des menschlichen Körpers aufstellen will.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Zerstörung, hauptsächlich deutscher Denkmale der Baukunst, Plastik, Malerey u. s. w.

(Fortsetzung.)

Zwey alte Denkmale wurden jedoch dem Dom und zwar sonderbar genug, durch die Raubsucht der Franzosen selbst erhalten, nämlich die am Hochaltare befindliche gewundene Säule und der sogenannte Altar des Crodo, vermuthlich ein von Heinrich IV. in Italien erbeutetes und dem Dom geschenktes uraltes etrurisches Kunstwerk. Beyde Alterthümer schleppten die Franzosen nach Paris und nun befinden sie sich, von den siegreichen Preußen zurückgebracht, wieder an ihrem alten Platz.

Einen großen, nie zu ersetzenden Schaden und Verlust an Gebäuden, Kunstwerken und Manuscripten erlitt Deutschland durch die Hussitten, den Bauernkrieg, die tollen Verwüstungen der Wiedertäufer, so weit diese hierzu Gelegenheit fanden, und den Religionshaß der Protestanten gegen die Katholiken, bald nach der Reformation. Unter den, von aufrührerischen Bauern zerstörten Denkmalen alter Baukunst und Größe, befand sich auch ein treffliches Gebäude aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, das Kloster Walkenried am Harz. Die Kirche dieses Klosters wurde ihrer Größe und künstlichen Bauart wegen für die Einzige ihrer Art in Deutschland gehalten und ihre Ruinen zeugten noch von dem edelsten, reinsten Styl, welchen die Baukunst in Deutschland erreicht hatte. Sie war 274 Werkschub lang, 117 breit und 74 hoch bis unter das Dach und hatte 36 starke Säulen. Alles war von feinen und auf das Genaueste bearbeiteten Quadern dergestalt zusammengesezt, daß es in der Ferne schien, als ob dieses große Gebäude aus einem einzigen Stein ausgehauen sey.

Im Inneren waren hinter den Pfeilern, Gänge zu Prozessionen angebracht. Im Kreuzgewölbe, auf dem der Thurm mit seiner ungeheueren Glocke ruhete, und im hohen Chor, dessen mit den trefflichsten Glasmalereyen verzierte Fenster bis unters Dach reichten, befanden sich herrliche, mit den schönsten Statuen und Gemälden geschmückte Altäre. Neben der Kirche waren die Klostergebäude, und noch eine Menge Kapellen, und nachdem Alles in Zeit von 80 Jahren zu Stande gebracht worden, erfolgte 1290 durch Bischof Siegfried von Hildesheim die Einweihung, im Beyseyn vieler Bischöfe, Grafen, Prälaten und Herren und einer unbeschreiblichen Menge Volks.

Unter Karl V., welcher das Kloster in seinen besonderen Schutz nahm, erreichte solches den Gipfel seiner Höhe, bis sich, im Jahr 1525, demselben ein 800 Mann starker bewaffneter Haufen Bauern näherte. Bevor dieser jedoch noch anlangte, hatten der Abt und die Mönche Zeit gewonnen, sich zu retten und die vorzüglichsten Kleinodien und Briefschaften mitzunehmen. Aus Vorsicht, damit die Thüren nicht zerschlagen wurden, hatte man an allen Schlössern die Schüssel stecken lassen, allein dieß half nichts.

Die rohen Hände der raubsüchtigen Bauern verschonten weder das Heilige, noch Profane, warfen mit Muthwillen die Fenster ein, zerschlugen die Statuen und verbrannten die Gemälde. In der trefflichen, so manches seltene Manuscript enthaltenden Bibliothek hausten sie mehr als vandalisch: die großen Folianten warfen sie in den Koth und brauchten sie statt der Schrittsteine, die Handschriften streueten sie theils den Pferden unter, theils machten sie Wachtfeuer daraus und trieben überhaupt allen nur möglichen Muthwillen.

Das ungeheuer große und starke, im Jahr 1216 verfertigte metallene Becken, welches aus zehn Röhren, das aus dem Wiebaflusse hineingeleitete Wasser von sich gab, konnten sie weder mit schweren Hammern in Stücken schlagen, noch durch untergelegtes Feuer in Fluß bringen und mußten es daher, mit vielen hineingeschlagenen Beulen zurücklassen. Eben so wenig gelang es ihnen, die große Glocke durch fortwährendes starkes Läuten zu zersprengen. Endlich warfen sie solche herab; durch den Fall wurde sie zerschmettert und stückweise als Beute mitgenommen.

Das Gewölbe, auf welchem der Thurm stand, ward jedoch eben auch durch den Fall der ungeheueren Masse dermaßen erschüttert, daß es bald darauf einfiel.

Vergebens bemühten sich nach dieser Zeit die Aebte, Kirche und Kloster wiederherzustellen; da die großen, hierzu erforderlichen Summen, nicht mehr aufzubringen waren. Die Gebäude verfielen immer mehr und mehr. Dennoch standen sie, noch bis auf unsere Zeit da, als

die größten und schönsten Ueberreste deutscher Baukunst. Was jedoch auch hier die Zeit zu vernichten noch nicht vermögend gewesen war, vernichteten, ebenfalls auch unter der westphälischen Regierung, Menschenhände mit unsäglicher Mühe. Die Mauern wurden größtentheils niedergerissen und die Steine an den Meistbietenden verkauft.

Nicht besser als hier, hausten die Rotten der Bauern überall, wo sie hinkamen. So z. B. sprengten sie in Erfurt die St. Severi-Kirche mit Gewalt auf, raubten aus derselben gegen 100 goldene und silberne Kelche, deßgleichen die massiv-silbernen Särge des heil. Adolar und Eoban.

Sie verbrannten und verwüsteten in Deutschland gegen 200 Ritterburgen und Schlösser, deren malerische Ruinen wir zum Theil jezt noch bewundern, und mit diesen ging so manches alte Kunstwerk und Manuscript verloren.

Auch die Wiedertäufer trieben, wo sie hinkamen, ihr tolles Unwesen in gleichem Grad, an Kirchen und Klöstern. Vorzüglich war dieß der Fall zu Münster, während der dortigen Schreckensregierung des verrückten Schneiders Johann Bockelssohn aus Leyden und dessen seiner würdigen Genossen.

Die Bildsäulen und Gemälde der Kirchen wurden zerschlagen oder verbrannt. Alle Bücher, die Bibeln ausgenommen, hatten dasselbe Schicksal und in Münster wurden auf offenem Markt die öffentlichen- und Privatbibliotheken und mit diesen viele unersetzliche Manuscripte, dem Feuer geopfert. Der Verlust der Bibliothek des Domherrn v. Lange wurde allein auf 20,000 Gulden geschäzt. Sogar die Thürme der Stadt mußten, bis auf die Platteforme abgetragen werden, womit die wahnsinnigen Schwärmer die Worte der Schrift: „Was hoch ist, soll erniedriget werden", erfüllen wollten.

Wie manche uralte Denkmale deutscher Kunst sind nicht auch bald nach der Reformation, durch den blinden Haß des Volkes gegen den Katholicismus vernichtet worden. Man kannte den Werth derselben nicht, sondern hielt sie für papistisches Blendwerk, welches zerstört werden müsse.

So befanden sich in der, von Kanut IV., oder dem Heiligen gegründeten Kirche zu Rodschild in Schleswig kostbare, mit den ausgezeichnetsten Miniaturen verzierte Handschriften, aus welchen die blinden Verfolger des Katholicismus die Gemälde herausschnitten und solche den Kindern zum Spielen gaben, die sich an den schönen bunten Farben ergözten. Unersetzlich war unter Andern ein Manuscript auf Pergament in Folio, in welchem, in den prachtvollesten Miniaturen verschiedene Gegenstände des alten Testaments, in Vergleichung mit dem Neuen, dargestellt waren.

Im Dom zu Halberstadt ward 1524 auf ähnliche Weise gehaust. Weder das hohe Alter, noch die Kunst konnte den Hauptaltar des Domes von seinem Untergang retten; auch das Sakramenthäuschen, ein Meisterwerk alter deutscher Kunst wurde zertrümmert.

Bosheit und Privathaß vernichtete ein, von dem Jahre 790 bis 840 erbautes treffliches Denkmal Deutschlands, den Dom zu Bremen, welcher, als diese Stadt zu zwey verschiedenen Malen, nämlich 913 und 16 von den Hunnen eingenommen, geplündert und verbrannt würde, dennoch erhalten ward. Was diese Barbaren verschont und stehen gelassen hatten, das zerstörte die Bosheit eines Domherrn, Namens Edo, welcher, weil er eine, im Jahre 1042 erledigte Domprobststelle vom Erzbischof Bezelin nicht erhalten konnte, im Dom Feuer anlegte, wodurch nicht nur dieses, 270 Jahre gestandene herrliche Gebäude, mit allen seinen unwiederbringlichen Schätzen, Alterthümern, Bibliothek und dergleichen zu Grunde ging, sondern auch die ganze Stadt mit allen Kirchen und Kapellen ein Raub der Flammen wurde.

Durch die Raubkriege, welche Ludwig XIV. in Deutschland führte, ist ebenfalls an Denkmalen alter Baukunst, Kunstwerken und dergleichen unendlich vieles zerstört worden; denn wie unchristlich die Söldlinge dieses allerchristlichsten Königes, vorzüglich im Jahr 1689 am Rhein und Neckar hausten, ist in der Geschichte fast beyspiellos. So zum Exempel wurden die Neckarbrücke und das herrliche churfürstliche Schloß zu Heidelberg, jezt die bedeutendste Ruine Deutschlands, mit Pulver gesprengt, Worms, Speyer, nebst noch mehreren 100 kleineren Städten und Dörfern verbrannt und dem Erdboden gleich gemacht. Der junge Herzog von Crequi war es, welcher so wenig Menschlichkeit und Ehrgefühl besaß, sich zu solchen, übrigens zu gar keinem kriegerischen Zweck führenden Mordbrennereyen brauchen zu lassen. Seine mit mehrerem Ehrgefühl begabten höheren Offiziere, welche sich solcher unerhörter Greuel schämten, fragten ihn, was dann die armen Bewohner so vieler, um sie her brennender Städte und Dörfer verbrochen hätten, daß er auf eine solche, selbst das Verfahren früherer Barbaren noch übertreffende Weise mit ihnen umginge? und wie man dieß bey der Nachwelt verantworten könne, indem dadurch die französische Nationalehre auf ewig gebrandmarkt würde. Kalt und lakonisch antwortete er: „Der König will's!" Zugleich zeigte er ihnen eine von diesem erhaltene Liste von 1200 Städten und Dörfern, welche alle noch verbrannt und die Einwohner vertilgt werden mußten, „weil dieses Volk aus lauter Ketzern bestehe, welche, sammt ihren Wohnungen, gleich Mahomedanern und Heiden, mit Feuer und Schwert von der Erde ausgerottet werden müßten."

(Der Beschluß folgt.)

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 4. Oktober 1827.

Museographie.

Musée de Sculpture antique et moderne, dedié au Roi, par Mr. le Cte de Clarac. Paris, de l'imprimerie royale 1826. 1ste Lieferung 62 Kupfer in kl. Fol. und 240 S. Text in 8. 2te Lieferung Pl. 63 — 109. S. 241 — 448.

(Beschluß.)

Die folgende größere Abtheilung enthält die Geschichte des Louvre und der Tuilerieen, welche der Vf. von den dunkelsten Zeiten an bis auf den gegenwärtigen Augenblick sehr umständlich darlegt. Den Namen Louvre leitet er von Lupara her, da das erste königliche Haus, welches auf dieser Stelle gestanden, wahrscheinlich ein Jagdhaus, von Wald umgeben gewesen sey. Philipp August benutzte zuerst den Platz zur Befestigung, indem er ihn mit einem großen Thurm versah, welcher tour du Louvre, forteresse de Paris, genannt wurde. Noch mehr aber, that Karl V. (1365 — 80) für die Vergrößerung und Verschönerung des Baues; der Architekt, welcher die meisten Gebäude dieses Königs errichtete, und vielfältig die Skulptur zu deren Verzierung anwendete, war Raimond du Temple, le maçon ordinaire du Roi. Der Vf. erweitert seine Beschreibung des damaligen Zustandes zu einem interessanten Gemälde der Sitten jener Zeit, indem er auf die Schilderung der innern Einrichtung und des Hausgeräthes eingeht. Die großen italienischen Meister, welche Franz I. nach Frankreich zog, trugen nicht wenig zur Vervollkommnung auch dieses Gebäudes bey, doch war es ein französischer Architekt, Lescot, welchem der König die Fertigung eines neuen Plans zu dem Louvre auftrug. Zur Ausschmückung des Flügels, welchen Lescot aufführte, bediente er sich des Bildhauer Jean Goujon und Paul Ponce. Auch Heinrich II. baute am Louvre fort; nach dessen Tode aber unternahm Katharina von Medicis den Bau eines neuen Schlosses der Tuilerieen, wozu ihr in Italien gebildeter Baumeister Philibert de Lorme in Verbindung mit Jean Bullant, Jean Goujon und Germain Pilon, den Plan gab. Der Vf. tritt bey Erwähnung dieser Bildhauer mehreremale als Vertheidiger der französischen Kunst gegen die Angriffe Cicognara's auf, welche bekanntlich schon Eméric-David in einer eigenen Schrift zurückgewiesen hat. Métégeau, welcher unter Maria von Medicis den Bau der Tuilerieen fortsezte, wich von dem Style des de Lorme bedeutend ab. Unter Ludwig XIII. wurden beträchtliche Aenderungen am Louvre vorgenommen. Richelieu beauftragte seinen Architekten Lemercier mit den neuen Planen für dasselbe, der sich in einigen Theilen nach Lescot richtete, aber nur die unteren Stockwerke von drey Seiten des Hofs vollendete. Im Jahr 1660 faßte Ludwig XIV. den Plan, den Louvre zu vollenden. Le Vau, erster Architekt des Königs, sezte die von Lescot erbaute Façade fort, während er an allen übrigen Theilen des Gebäudes zugleich arbeiten ließ; aber als Colbert an die Spitze der Geschäfte kam, wurde sein Plan verworfen und ein Konkurs veranstaltet, bey welchem der Entwurf des Arztes Perrault am meisten gefiel. Doch konnte Colbert seinen Wunsch, diesen Plan ausgeführt zu sehen, nicht sogleich in Ausführung bringen, da eine bedeutende Partey den berühmten Bernini aus Rom herbeyführte. Dieser, mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen und verschwenderisch belohnt, zog sich jedoch bald und ohne etwas Bleibendes gewirkt zu haben, zurück; seine Angaben wurden nach seiner Abreise vernichtet und Perrault's Plan, die berühmte Säulenstellung, kam zur Ausführung. Alle diese Vorgänge sind von dem Vf. sehr ausführlich und mit lebendiger Sachkenntniß erzählt, und besonders gehört die Schilderung von Bernini's Aufenthalt in Paris zu den gelungensten Theilen des Buches. In seinen lezten Jahren vernachlässigte Ludwig XIV. den Bau des Louvre, da er größeres Vergnügen an seinen Lustschlössern fand; jener hatte ihm nach einer handschriftlichen Angabe von Mansard, welche das Verzeichniß und die Kosten aller Bauten des Königs enthält, vom J. 1664 bis 1679 nicht mehr als 10,608,969 Livres 4 Sous 6 D. gekostet, während sich die Ausgaben

für Versailles und seine Zubehörden von 1664 bis 1690 auf 81,151,414 L. 9 S. 2 D. beliefen. Welche ungeheure Summen für Bauwerke, die wenig Großartiges und kaum einige schnell verschwindende Reize haben. Unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. ward fortwährend am Louvre gebaut, ohne daß man zu einiger Vollendung gelangte, eine nahmhafte Zahl von Künstlern hatten ihre Werkstätten darin, aber Kunst und Pracht mußten den Greueln der Revolution weichen, welche das Gebäude zu einer Herberge der Unordnung machte und mit Schmutz anfüllte: die kaiserliche und die jetzige Regierung boten alles auf, die ehemalige königliche Wohnung zu einem Tempel der Kunst zu weihen, und ließen nicht nur die größten Sammlungen darin aufstellen, sondern beauftragten auch die vorzüglichsten Künstler, die verwüsteten Räume wieder prachtvoll zu verzieren.

Der Vf. geht in den letzten Bogen der zweyten Lieferung auf die Beschreibung des jetzigen Zustandes und besonders der Skulpturen über, wobey interessante biographische Notizen über kürzlich verstorbene und noch lebende Künstler, die daran gearbeitet, in den Anmerkungen gegeben werden. Wahrscheinlich wird die dritte Lieferung des Textes sich noch größtentheils mit diesen auf die bereits ausgegebenen Kupfertafeln bezüglichen Erläuterungen beschäftigen.

Wir werfen nach dieser kurzen Uebersicht noch einen Blick auf die Kupfer, welche von vorn herein einige erklärende Abbildungen zu dem Abschnitt über die Technik liefern, dann aber Pläne des Louvre aus den verschiedenen Zeiträumen Ansichten des Aeußern und vieler Theile des Innern, zum größten Theil endlich Abbildungen der Skulptur und Gemäldeverzierungen, welche das Gebäude durch ältere und neuere Meister erhalten hat. Was die Ausführung im Allgemeinen betrifft, so können wir die Reinheit und Nettigkeit dieser Umrisse, die Präcision und Zartheit, womit die kleinsten Gegenstände, besonders in den architektonischen Ansichten behandelt sind, nicht genug loben, und empfehlen z. B. das 20ste und 97ste von Hibon radirte Blatt, die große von Perinne und Fontaine erbaute Treppe darstellend, allen jungen Kupferstechern zum Muster für den Umriß architektonischer Veduten. In den Abbildungen der Skulpturen herrscht durchgängig der Vortrag, welcher von der normand'schen Schule beliebt worden ist, die sich um den Kupferstich von Umrissen so verdient gemacht hat und den Geschmack der David'schen Schule mit großer Zierlichkeit und Deutlichkeit vereinigt. Doch scheint der eigenthümliche Charakter der verschiedenartigen Werke dieser angenommenen Weise hie und da gewichen zu seyn; wenigstens hätten unsers Bedünkens die Werke von Jean Goujon und Germain Pilon, deren Behandlung so sehr von den neueren französischen Bildhauern abweicht, auch in den Umrissen bezeichnender dargestellt werden können. Dasselbe möchte sich von den Umrissen nach den Gemälden sagen lassen, die mehr für die Werke der neuern Schule als für die des Romanelli und seiner Zeitgenossen passen. Doch den Tadel auf solche Feinheiten erstrecken, heißt das Aeußerste verlangen. Für die Abbildungen der Antiken, welche die folgenden Lieferungen enthalten, wird diese Behandlung ohne Zweifel vollkommen genügend seyn, da man sich längst gewöhnt hat, in Umrissen von so kleinem Umfang hauptsächlich nur getreue Angabe der Vorstellung, nicht aber genaue Andeutung des Styles zu erwarten. Der Subscriptionspreis von 20 Franken (der jedoch nach Erscheinung der 3ten Lieferung auf 30 Fr. erhöht wird) ist äußerst wohlfeil für den starken Text und 80 elegant gestochene und gebruckte Tafeln, aus welchen jede Lieferung besteht.

S.

Zur Geschichte der Zerstörung, hauptsächlich deutscher Denkmale der Baukunst, Plastik, Malerey u. s. w.

(Beschluß.)

Unter allen andern, durch diese Mordbrennerey zu Grund gerichteten Denkmalen vaterländischer Baukunst, ist die schnöde Vernichtung des trefflichen, im Jahre 1030 angefangenen und unter Heinrich IV. mit ungeheuerem Kostenaufwand 1061 erst beendigten Doms zu Speyer, am Meisten zu bedauern.

Heinrich schenkte dem Dom viele herrliche, mit Edelgesteinen besezte goldene und silberne Gefäße und andere Kunstsachen, unter welchen eine außerordentlich große und prächtige, ihm von dem Constantinopolitanischen Kaiser verehrte goldene Tafel war. Der Dom hatte drey Chöre aneinander, deren vorderer die kaiserlichen Begräbnisse enthielt und daher Chorus regius genannt wurde; die Chorwände waren mit gestickten seidenen Tapeten behängt. Unter dem hinteren und einem Theile des mittleren Chores ist eine unterirdische Krypta, welche auf 20 Säulen ruht und 8 Altäre in sich faßt, jezt aber mit Schutt angefüllt ist.

Der hohe Altar war mit prächtigen Gemälden geschmückt und in des Chores Mitte hing eine große kupferne, stark vergoldete Krone, an welcher man viele Figuren, Engel, Heilige und andere mehr wahrnahm. Mitten im Hofe des Kreuzganges stand der sogenannte Oelberg, so trefflich gearbeitet und mit den künstlichsten Sculpturen versehen, daß man ihn, vor seiner Zertrümmerung durch die Franzosen, den sieben Wunderwerken der Welt beyfügte.

Im Königschor befanden sich die Ruhestätten von acht Kaisern, drey Kaiserinnen und einer kaiserlichen

Prinzessin. Diese Grabmäler waren von herrlicher Arbeit, Größe und Höhe und wurden durch ein, sie umgebendes eisernes Gitter Jahrhunderte hindurch vor aller Verletzung geschüzt. Unter den vielen, im Dom befindlichen Statuen zeichneten sich vorzüglich die Heinrich V. vorstellende, von vergoldeter Bronze und die der Ottonen aus.

In diesem deutschen Heiligthum hausten die Franzosen auf die empörendste Weise. Sie verheerten die Kapellen, Altäre und den künstlichen Oelberg, öffneten mit ruchlosen Händen die Grabstätten der Kaiser und Kaiserinnen, rissen die vermoderten Gebeine aus den Särgen und warfen sie, nachdem sie solche beraubt hatten mit dem empörendsten Spott und Muthwillen herum, sie zertrümmerten die herrlichen marmornen Denkmale der alten Herrscher Deutschlands und schleppten die silbernen Särge, Kronen, Scepter und Kleinodien mit sich fort.

Nach dieser heillosen Plünderung und Entweihung zündeten sie, Abend um 5 Uhr, den 21. Mai 1689 die Stadt an, welche zwey ganzer Tage und Nächte einem Feuermeer glich. Vier und zwanzig Feuerwerker füllten den Dom mit brennenden Materialien, und das Feuer verzehrte alles, was nur zu verzehren war, Holzwerk und Dachstuhl, wodurch die Glocken und das Bley der Dächer schmolzen und das Metall, wie Wasser herunterfloß.

Doch diese Zerstörung genügte den fanatischen Barbaren noch nicht. Der Dom sollte von der Erde vertilgt werden. Sie legten in der Krypta eine Mine an, um dadurch den ganzen Koloß zum Fallen zu bringen und zu vernichten, allein dieses war vergeblich und gelang nur theilweise.

In dem allgemeinen Ruin ging auch das schöne Kloster zum heil. Grab unter. Zwey fromme Bürger aus Speyer, welche unter Konrad III. eine Wallfahrt zum Grabe des Erlöser unternahmen, hatten es, ganz nach dem Muster desselben erbauen lassen, und es war eines der schönsten Denkmale des 12ten Jahrhunderts.

Die öffentlichen- und Privat-Räubereyen der Franzosen unserer neuesten Zeit, an Kunstschätzen, Manuscripten und andern Sachen mehr, sind bekannt; auch durch diese ist so manches Treffliche auf immer verschwunden, und liederlich vergeudet worden.

So haben rohe Barbarey, Raubsucht, Fanatismus, Stumpfsinn und Dummheit gleichsam miteinander gewetteifert, der alles zerstörenden Zeit vorzugreifen, und zwar in neueren Zeiten eben so, wie in ältern. Unbegreiflich ist es übrigens, wie bereits erwähnt, daß in oft so kurzen Zeiträumen, ansehnliche große Gebäude völlig verschwinden konnten, ohne auch nur die mindeste Spur ihrer einstmaligen Existenz zurückzulassen.

In Merians, 1650 erschienenen Topographie von Sachsen, findet man Abbildungen so mancher, damals noch völlig unversehrter Burgen und Schlösser, von welchen gegenwärtig durchaus nichts mehr vorhanden ist, als die Stellen, auf welchen sie gestanden haben, und da, wo die Regierung alte ehrwürdige Denkmale der Vorzeit nicht unter ihren besonderen Schuz nimmt, und für deren Erhaltung Sorge trägt, wird es mit so manchem, noch erhaltenem Ueberreste früherer Zeit, welchen wir jezt noch bewundern, in vielleicht minder langem Zeitraum ebenso aussehen!

Durchaus nothwendig ist es, bey dem Volke, vorzüglich aber der Jugend, Sinn und Geschmack für Wissenschaften und Künste zu wecken, sie mit den bis auf unsere Zeiten erhaltenen Denkmalen vaterländischer Kunst bekannt zu machen und deren Werth würdigen zu lehren. Man gehe dem Volke von Oben aus hierin mit gutem Beyspiel voran. Und gewiß, wenn es gewahr wird, wie selbst geachtete Herrscher und deren Behörden Alles nur Mögliche thun, um unsere noch vorhandenen Denkmale alter Kunst, Kraft und Frömmigkeit zu erhalten und in ihnen das Andenken an unsere Vorfahren zu ehren, so wird sich gewiß auch mehr Sinn für National-Ehre und Würde zeigen. Das Volk wird jene ehrwürdigen Ueberreste früherer Zeiten mit Ehrfurcht betrachten und sich nicht ferner mit frevelnder Hand an denselben vergreifen.

Zuweilen ist es freylich nothwendig, alte, dem Einsturz nahe Gebäude abzutragen, um Schaden zu verhüten; jedoch thue man dieß niemals, bevor man nicht, wenn nämlich das Gebäude dieser Aufmerksamkeit wirklich werth ist, solches, in dem Zustand, in welchem es sich gerade befindet, ausgemessen und gezeichnet hat. Auch übereile man sich nicht im Einreißen solcher, oft zwar dem Untergang nahe scheinenden, doch noch vom demselben zu rettenden Gebäude, sondern lasse sie erst durch Sachverständige untersuchen. Auf diese Weise wird gewiß noch so Manches erhalten werden können, so wie dieß noch ganz neuerlich mit dem westlichen Thurm der alten Eckartsburg in Thüringen der Fall war, welcher nunmehr, durch zweckmäßige Reparatur wieder in Stand gesezt, noch lange eine Zierde der Gegend seyn wird.

Ob übrigens unsere spätesten Nachkommen von unsern heutigen Bauen werden sagen können:

„Längst ist euere Asche schon verstoben
„Edle Männer jener grauen Zeit;
„Aber eueres Kristsinns starke Proben
„Trozten gegen die Vergänglichkeit.“

steht mit Recht zu bezweifeln; nur bey sehr Wenigen möchte es wahr werden.

Warum ist dem Evangelisten Johannes auf Abbildungen ein Kelch mit einer Schlange gewöhnlich beygegeben?

Man trifft sehr häufig in Zimmern die Bildnisse der vier Evangelisten, namentlich den schönen Müller'schen Kupferstich des Evangelisten Johannes. Jeder dieser Köpfe hat noch symbolisches Beywerk, dem Mattheus ist das Bild eines Menschen, dem Markus das Bild eines Löwen, dem Lukas das Bild eines Stiers und dem Johannes das Bild eines Adlers beygefügt.

Oft wird man um eine Erklärung dieser sinnbildlichen Kunstvorstellungen gefragt, daher wird manchem Leser einiger Aufschluß darüber willkommen seyn. Die Cherubim des Alt. Test. waren die Träger des Thron's Jehovah's, daher im Allerheiligsten auf dem Deckel der Bundeslade zwey Cherubs abgebildet waren, zwischen deren Flügeln Jehovah thronend gedacht wurde. Es sind Thiere der hebräischen Mythologie, die zuerst als Wächter des Paradieses erschienen (wie ein Drache die goldenen Aepfel im Garten der Hesperiden bewachte), und später bei Ezechiel aus Mensch, Stier, Löwe, Adler, Symbolen der Macht Gottes, zusammengesetzt vorkommen. Zu Symbolen dienten diese Thiere gerade als die stärksten unter den zahmen und wilden Thieren, unter den Vögeln und über allen der Mensch. Als nun später in den Zeiten des neuen Bundes christliche Künstler Bildnisse der Evangelisten fertigten, kam es, daß sie zur Bezeichnung der Idee, dieselben seyen Thronhalter Gottes oder des Gottessohns, Säulen und Stützen des durch Jesum gestifteten Reiches, in welchem er König und Herr ist, Vorstellungen des Alten Testaments, in welchen sie wohl auch Vorbilder und Typen gesehen haben mögen, entlehnten und mit frommem Sinne als ein Mysterium benutzten. Der Evangelist Johannes hat außer dem Adler noch neben sich den Kelch mit einer sich daraus hervorwindenden Schlange. Die Schlange ist überhaupt Sinnbild der Weisheit; daher am Helme der Minerva. Warum den Kelch, ist minder gewiß. Am ehesten denkt man an den Leidenskelch des Herrn, oder an den Kelch des heiligen Mahles. Wie bildlich und zu Kunstvorstellungen geeignet sind die Worte Jesu selbst: Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst! Dabei influirte auf Jesum die bekannte A. T. Darstellung Gottes mit einem Becher in der Hand, den er den Menschen, wenn er ihnen Unglück sendet, zum Trinken darreicht. Ps. 75, 9. Dem Johannes aber wurde der Kelch vorzugsweise beigegeben als dem Lieblingsjünger unseres Herrn, und weil er allein unter den Jüngern ein treuer Schüler bei dem Sterben des göttlichen Lehrers am Kreuze gegenwärtig war. Auch wenn es der Kelch des heiligen Abendmahls ist, aus welchem der Christ im frommen Gefühle das für ihn vergossene Blut des Weltheilandes empfängt, würde er bei keinem der übrigen Jünger, da man keinen Grund hat, dem einen ihn vor dem andern zu geben, so schicklich Platz finden, als bei Johannes, der an jenem heiligen Abende Jesu zur Seite saß, und aus seinen Händen zuerst ihn empfieng. Beiderlei Deutungen sind anwendbar auf die Abbildungen des Kelches, in welchen das aus der Seite des Heilandes sprudelnde Blut in einem Bogen stürzt. Johannes war es, der den Kelch der Leiden mit ihm unter dem Kreuze trank, indem er selbst durch das Leiden seines innig geliebten Lehrers auf's schmerzlichste verwundet wurde, und er war es, welcher aus dem Kelche, den Jesus, als er das letztemal im Kreise seiner Jünger war, ihnen darreichte, zuerst trank. Im letztern Falle, wenn es der Abendmahlskelch ist, muß man bei den genannten Abbildungen voraussetzen, daß der Glaube an wirklichen Genuß des Blutes Jesu Christi beim heiligen Mahle schon Einfluß auf diese bildliche Vorstellung äußerte. So ließe sich demnach die Sinnbildlichkeit des mit dem sprudelnden Blute sich füllenden Bechers deuten. Für den Abendmahlskelch hält diesen Becher auch der Recensent von Friedr. Munter's lehrreicher Schrift: „Ueber die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen" im Hermes XXVI 1826, welcher den Gebrauch desselben mit andern Sagen in Verbindung bringt, und zwar dahier: „Zur Zeit der Kreuzzüge war der Kelch auf alten Denkmälern besonders beliebt, „„viele Kelche — sagt Munter — finden sich auf Grabsteinen der mit Ludwig dem Heiligen aus Egypten zurückgekommenen Kreuzfahrer."" Um dieselbe Zeit stand die Schüssel, aus der unser Herr am Tage vor seiner Gefangennehmung das heilige Abendmahl mit seinen Jüngern genossen hatte, in ganz besonderem Ansehen; Dichtungen verherrlichten sie, stellten sie als verloren dar, und von einer Schaar heiliger Männer behütet, von andern durch viele Umzüge gesucht. Sie wurde der heilige Graal genannt, und die Genueser behaupteten späterhin, sie aus dem Morgenlande erhalten zu haben und zu besitzen. Der Glaube an eine Schüssel verlor sich bald, und man nahm sie unter der Gestalt eines Kelches an." Aber wie kommt denn, fragen wir uns darüber wird uns kein Aufschluß gegeben, die Schlange mit dem Abendmahlskelch zusammen? Auf eine natürliche, ungezwungene Weise diese beyden zu vereinigen wissen wir nicht. Sollte etwa die Wahrheit zu Grunde liegen, daß das im Kelche genossene Blut oder der Tod Jesu das ewig gültige Sühnopfer sey? Allein die Ewigkeit wird symbolisirt durch eine sich in den Schwanz beissende Schlange, und es ist ein natürlicher Gedanke, durch einen geschlossenen Kreis die Anfangs- und Endelosigkeit darzustellen, wobey ursprünglich das Wesentliche der Kreis, nicht die Schlange ist.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 81.

Kunst-Blatt.

Montag, den 8. Oktober 1827.

Griechische Künstlergeschichte.

Es sind jezt beynahe fünfzig Jahre, daß Heyne (Antiqu. Aufsätze I. 166) auf das Bedürfniß einer genauer bestimmten Zeitordnung der Künstler, vermittelst kritischer Prüfung der Quellen, aufmerksam machte. Die Gegenstände dieser Forschungen gehören zu den schwierigsten und schlüpfrigsten, die es im griechischen Alterthum gibt. Es reicht dabey nicht eine allgemeine kritische und historische Gründlichkeit zu, sondern innere Kenntniß von den Entwicklungsstufen der Kunst und ihren verschiedenen Stylarten und Richtungen, Vertrautheit mit den mannichfaltigen Charakterzügen der Kunstwerke sind in vielen Fällen zu sicherem Verständniß und Würdigung der Nachrichten ganz nothwendig. Daher hat vorzüglich die Erweiterung der Kunstkenntniß durch die bedeutendsten Denkmäler auch zur Erforschung der Künstlergeschichte in neuerer Zeit eine mächtige Anregung gegeben. Nach den schätzbaren Beyträgen, welche Heyne und Böttiger geliefert hatten, haben Lange und Schorn, und vorzüglich Thiersch und Müller auf diesem Gebiet sich Verdienste erworben. Diesen trefflichen Männern schließt in seinem unlängst erschienenen Werke:

> Catalogus artificum, sive statuarii, sculptores, pictores, caelatores et sculptores Graecorum et Romanorum literarum ordine dispositi. Accedunt tres tabulae synchronisticae. Dresdae et Lips. libraria Arnoldi 1827.

Hr. Julius Sillig sich an, nicht blos durch Vereinigung und Verarbeitung des gewonnenen Ertrages ihrer Bemühungen, sondern zugleich auch durch eine Reihe eigener Bemerkungen. Hervorstechend ist in diesem sehr willkommenen Buch die gelehrte kritische Behandlung der Stellen aus Plinius, in welcher wir zugleich Probe und Pfand einer Ausgabe des ganzen Plinius erhalten, womit der Vf. eifrig beschäftigt ist. Seiner ganzen wohlgelungenen, gediegenen Arbeit wird das verdiente Lob nicht ausbleiben. Seine Forschung und Kritik sind vorsichtig und bescheiden, ohne daß es ihnen an Herzhaftigkeit fehlt: er ist aufrichtig und frey im Widerspruch, und hält eben so wenig wo anzuerkennen ist an sich. Mit wahrem Vergnügen verfolgt man die Behandlung schwieriger Fragen, wie unter Ageladas, Aglaophon, Aristokles, Phidias, Polyklet, oder die Konjekturen über neu hergestellte Namen, wie unter Amphikrates, Ludius, Mys. Auf Viskonti ist wenig oder, mit Ausnahme des Kleomenes, keine Rücksicht genommen, obgleich er auf die Unterscheidung und die Chronologie der Künstler viel Aufmerksamkeit gewandt hat *), und obgleich er auch auf manche der wichtigsten neuen Bemerkungen, die unter uns behandelt worden sind, unverkennbaren Einfluß gehabt hat. Hierin liegt eine gewisse Ungerechtigkeit, selbst wenn man in Hauptpunkten diesem berühmten Mann weniger beystimmen könnte. Es enthält z. B. sein Verzeichniß der Steinschneider mit Anführung ihrer verschiedenen ächten Werke in der zweyten Ausgabe von Millins Introd. à l'étude des pierres gr. 1797 p. 55—80 **) manches, das gar wohl hätte eingetragen werden mögen. Weniger konnte von andern neueren Künstler-Verzeichnissen die Rede seyn. Ganz vorzüglich ist die Kürze zu schätzen, deren sich der Vf. durchgängig befleißigt; denn zu keiner Zeit war sie empfehlenswerther als jezt. Auf unzähligen Punkten überläßt er dem Leser das Buch durch die ausführlichen Erörterungen, welche von andern gegeben sind, zu ergänzen, zufrieden ihn darauf gewiesen zu haben. Nur der löblichen Scheu Entbehrliches aufzunehmen dürfen wir es beymessen, wenn zuweilen in der Einschränkung auch ein wenig zu weit gegangen ist und Umstände ausgelassen sind, die in wenigen Worten aller-

---

*) Viskonti gedachte eine ununterbrochene Folge berühmter Meister von Phidias bis auf Hadrian, zum Theil nach historischen Kombinationen, aufzustellen. Musée Napol. T. I. p. 44. Im Musée Français so wie im Musée des Antiques, in der Abhandlung von Emeric David über die chronologische Anordnung der griechischen Bildhauer 1807 u. a. Schriften kommt vieles ausdrücklich von ihm vor, viel anderes, das an seine Meynungen erinnert.

**) Millin bemerkt selbst, daß er ein handschriftliches Verzeichniß von Viskonti benuzt habe; und Villoison in den

dings hätten beygefügt werden können. *) Daß auch die Stellen der Autoren nicht ohne Unterscheidung nach jener breiten alten Kompilationsmanier sämmtlich abgedruckt, sondern zum Theil nur ausgezogen, kurz gewürdigt, citirt, manche, die zur Sache gar nichts beytragen, auch nicht einmal genannt sind, wird man nur billigen. Doch konnten bey diesem geschickten Zusammendrängen des Stoffs wohl doch noch manche Umstände, und manches nach verschiedenen Seiten hin in Verbindung gesezt werden; zum Theil schon nach Junius, der in der That keineswegs blos kompilirt, sondern, nach Datis gutem Vorbild, grose Aufmerksamkeit angewandt hat, und die geschichtlichen Verhältnisse zu durchdringen bemüht gewesen ist. Besonders hat Hr. Sillig, indem er hauptsächlich auf die Zeiten der Künstler und andere äußere Umstände gerichtet war, weniger gesucht den unterscheidenden Kunstcharakter der grösten Meister so vollständig als möglich aus den Zeugnissen der Autoren selbst hervortreten zu lassen, und es kann daraus entstehen, daß manchen, die sein Buch nachschlagen, zuweilen Urtheile entgehen, die eigentlich nicht übersehen werden sollten. So ist bey Polyklet nicht einmal die Hauptstelle von Quinctilian vollständig, eine Aeußerung Xenophons gar nicht abgedruckt, bey Demetrius nicht die Lucianische Schilderung seines allzutreuen Porträts, mit welchem Lange (zum Lanzi S. 84) sehr richtig das Bild der uralten Priesterin von ihm zusammenhält, um auf das Rembrandische seines Geschmacks noch mehr aufmerksam zu machen. Und solcher Zusammenstellungen für das Kunsturtheil lassen sich aus unsern Nachrichten noch so viele machen. Die Schilderungen des Kolosses von Chares bey Plinius u. A. sollte gewiß aufgenommen, und Philo in den sieben Weltwundern, welchen Junius übersah, wenigstens angeführt seyn. Bey Phidias sind die Lobsprüche aller Art, die sich bey den Alten finden, weggelassen (S. 342): aber dennoch dürfen sie nicht ganz übergangen werden, wenn man vollständig urtheilen will. Selbst manche unbedeutende Aeusserungen späterer Schriftsteller würden wir lieber in ein Werk dieser Art unter einer Rubrik des Nichtssagenden zur leichten Uebersicht hinstellen, als einem Zweifel an der Vollständigkeit des Materials zum Urtheil Raum lassen.

Freylich läßt sich hiergegen einwenden, daß die inneren Verhältnisse sich doch nur im Zusammenhang und durch die Beziehungen verschiedener Künstler auf- und gegeneinander völlig deutlich machen lassen, und daß die besondere Künstlergeschichte gerade auf dieser Seite der gesammten Kunstgeschichte, welche mit den unschätzbaren Urtheilen der Alten die Entwicklung aller aus eigener Anschauung gewonnenen und geläuterten Begriffe verbindet, manches fortzuführen überlassen kann. Aber dann kann man auch wieder fragen, ob es nicht überhaupt besser seyn möchte, die Schwierigkeit, die bey aller alphabetischen Behandlung statt findet, ganz zu umgeben, und von den wichtigsten Künstlern, an welche der Faden der Geschichte geknüpft ist, nach der Zeitfolge, und getrennt nach Klassen zu handeln, sodann aber auch alle übrigen, von denen weder die Zeit noch unterscheidende Eigenschaften bekannt sind, nach den verschiedenen Zweigen der Kunst zusammenzustellen. Wir sehen alsdann z. B. die mythischen und collektivnamen, wie Dädalos, Epeios, Smilis mit seinem Vater Euklides, der nicht weniger gemacht ist, wie der Homerische Phereklos, Euchir der Verwandten des Dädalos, Philokles, Telephanes u. A. in einer besondern Abhandlung sich gegenseitig erläuternd. Beyläufig zu bemerken, wie kommt es, daß der Vf. diese Namen und im Anhang noch einige andere desselben Schlages aufgenommen hat, da nach der Vorrede sein Grundsatz war, die Künstler der mythischen Zeit auszuschließen? Agamedes und Trophonios, und eine beträchtliche Anzahl anderer Namen, ja die Telchinen, die Kyklopen und selbst die Kabiren konnten fast mit demselben Recht unter den wirklichen Eigennamen stehen als jene, und allerdings ist die mythische Kunstgeschichte, obgleich ziemlich mager und unfruchtbar, einer genaueren Untersuchung doch wohl werth. Ferner würden die römischen Künstler, auch die etrurischen sich absondern von den griechischen; zusammenständen die Vasenmaler (Taleides, Alsimos, Asteas, Chariton, Euonymios, Kalliphon, Nikosthenes), die Mosaikarbeiter (Dioskorides, Sosos), und in grösseren Reihen Bildhauer, Toreuten, Steinschneider, Maler. Ein allgemeines Register würde für den Gebrauch ungefähr dieselben Bequemlichkeiten gewähren, wie die alles untereinandermischende alphabetische Anordnung. Auch ließen sich noch auf wenigen Seiten wieder besondere Listen aufstellen von denen, welche Bildhauer und Baumeister, oder Bildhauer und Toreuten oder Maler in Einer Person gewesen, welche zugleich über Kunst geschrieben, oder synchronistische Namentafeln nach den verschiedenen Kunstarten u. s. w. Doch wenn von Zusätzen die Rede ist, welche zu wünschen, die Schätzbarkeit des Werkes selbst Veranlassung geben kann, so

Mem. de l'Inst. de Fr. T. 2. p. 144 gibt diesem geradezu die ganze Arbeit.

*) Z. B. bey Apollonius, Nestors Sohn, aus Athen, daß dieselbe Inschrift auch an einem andern schönen Torso gefunden worden, Winckelmann W. Th. 3 S. XIII; bey Attalos, daß er seinen Apollon in oder für Argos machte. So fehlt bey Eutychides, daß er Sohn des Zoilos und aus Ephesos war, bey Xenokrates, daß Plinius ihn als Schriftsteller unter Parrhasius citirt! bey Dasius fehlt der voranstehende Name Critonius; bey Nikias S. 289, daß er nach Paus. der beste Thiermaler seiner Zeit war u. s. w.

wird man leicht zugestehen, daß sehr zweckmäßig eine Abhandlung sich anschließen würde, worin etwa die folgenden Gegenstände in besonderem Zusammenhang von neuem erörtert wären. Eine bis jezt noch fast ganz fehlende Uebersicht der ziemlich reichhaltigen Kunstliteratur der Alten könnte den Uebergang bilden zu einer allgemeinen Würdigung des Plinius und Pausanias in Hinsicht auf Kunst, worin natürlich manche einzelne Bemerkungen, die auch in der Schrift zerstreut vorkommen, nicht fehlen dürften. Dann wäre eine Uebersicht der verschiedenen Schulen, auch der Künstlerfamilien, und eine genauere Prüfung mancher dahin gehörigen Verhältnisse zu wünschen. Um nur einiger Nebenpunkte zu erwähnen, so enthält das Künstlerlexikon so viele Beyspiele davon, daß mehrere Künstler zu derselben Arbeit sich vereinigten, daß mehrere gleichnamige ohne ausdrückliche Unterscheidung erwähnt werden, ferner daß der Vater auch der Meister des Sohnes gewesen, wo denn die Vergleichung lehrt, in wie weit es daher in gewissen Fällen wahrscheinlich sey, daß die Väter der an Kunstwerken beygeschriebenen Künstler ebenfalls aufzunehmen seyen. Ueber die Sitte und die Einrichtung der Namensaufschriften überhaupt, worüber schon Dati einen Exkurs hat, über das ἐποίησε und ἐποίει, über die Stelle, die Schriftzüge, in Hinsicht mancher, über die Zeit der Aufschrift, die Aechtheit oder Unächtheit derselben und über andere Punkte wäre manches zu sagen.

Um auch einen Tadel auszusprechen, welcher übrigens durch bloße Aufmerksamkeit zu vermeiden war, so bedauren wir, daß nicht die Inschriften sowohl von Statuen als von Vasen und von geschnittenen Steinen durchgängig und vollständig mitgetheilt sind, und zwar in ihrer eigenen Schrift. Die verhältnißmäßig so unwichtigen römischen Inschriften, meist von Gräbern, im Anhang, die so viel Raum einnehmen, dürften dagegen füglich, wie S. 149 mit einer geschehen ist, auf gewöhnlichen Druck zurückgebracht werden, was überhaupt bey bloßen Anführungen immer geschehen sollte. Von den andern mußten nicht einmal die Bruchstücke ausgelassen werden, etwaiger künftiger Entdeckungen wegen, da der glückliche Zufall schon so vieles in erwünschte Verbindung gebracht hat. *)

Ein Buch von so reichhaltigem und verschiedenartigem Stoff wird bey einem aufmerksamen Leser leicht mannichfaltige Bemerkungen hervorrufen. Wir theilen deren einige mit und bitten den Vf. darin ein Zeichen theilnehmender Freude an seinem Buch zu erblicken.

Ageladas. Der Widerspruch in Ansehung der Zeit dieses merkwürdigen Meisters, indem drey verschiedene Werke von ihm bestimmt der 65. und 67. Olymp. angehören und doch auch von einem Grammatiker angeführt wird, daß der von demselben gemachte Herakles Alexikakos zu Melite zur Zeit der großen Pest, Ol. 87, 3. 4 errichtet worden sey, wo also der Künstler viel über hundert Jahre alt gewesen seyn müßte, hat zu drey verschiedenen Annahmen Anlaß gegeben, und aus deren scharfsinniger Prüfung ist nunmehr eine vierte Erklärung hervorgegangen. Ein Umstand ist bey dieser Sache noch nicht hervorgehoben worden, wenn nicht vielleicht Müller in der noch nicht gedruckten Abhandlung über Phidias, worin er, wie Hr. Sillig anführt, wegen der Zeitrechnung jenen Scholiasten verwirft, zugleich dabey denselben Grund gehabt haben sollte, welchen wir anführen werden. Die Erzählung nämlich war, daß die Pest, nachdem so viele Menschen umgekommen waren, nach der Errichtung jener Statue aufgehört habe. Herakles also hätte sich als Alexikakos und das Tempelbild als wunderthätig auf die glänzendste Weise, welche nur zu denken ist, bewährt gehabt. Bey einer frommen Erdichtung solcher Art wird Niemand eine historische Unrichtigkeit, die zur Sache dienen konnte oder nothwendig war, verwunderlich finden. War das Bild schon vorher an seiner Stelle gewesen, so entstand die Frage, warum es denn nicht früher geholfen hätte? also stellte man lieber seine Einweihung in dem Tempel mit dem Abzug der Pest in unmittelbare Verbindung. Und hier ist es gar nicht nöthig, mit der Vermuthung zu Hülfe zu kommen, daß das Bild vielleicht vorher anderswo gestanden habe, oder mit ähnlichen: sondern man darf getrost den Exegeten zutrauen, daß sie bald aus Unkenntniß, bald wissentlich zu Ehren ihrer Heimath und ihres Heiligthums Unrichtigkeiten dieser Art einzumischen gar wohl fähig waren. Eingang fanden diese gewiß eben so leicht als diejenigen Erfindungen, welche ihren Grund im Politischen und im Ehrgeiz oder in der Anekdotendichtung überhaupt hatten, von welchen beyden Klassen bey Phidias (S. 335) nach

*) Solche Bruchstücke finden sich bey der Venus von Milo, in den Terracottas of the Brit. Mus. Tab. 32. 60, an einer silenartigen Figur im Museo Gabino Nr. 18, einem so mittelmäßigen Stück Arbeit, daß Visconti sich auf Winckelmanns Bemerkung (VIII. 3, 13.) beruft, unter den Namen seyen oft die Meister der Originale gemeynt, während andere bey ἐποίει immer ein Originalwerk verstehen zu müssen glaubten (s. Wolfs Analekt. I. 145); und daß Zoega in den Dänisch gedruckten Kunstberichten in dieser Aufschrift ... ΓΕΝΗΣ ΚΑΙ ΑΕΣ... die Weihenden versteht, die sich aus Frömmigkeit eingeschrieben, obgleich ΕΠΟΙΟΥΝ dabey steht, sodann ... [ΛΥ] ΣΙΜΑΧΟΥ ΕΠΟΙΕΙ an einer aus Griechenland gebrachten Statue in Feas Miscellanea p. CXCI und in Winckelmann's Br. an Daßdorf S. 216.

Müllers, und unter Apelles nach Tölkens Erforschung, merkwürdige Beyspiele erwähnt sind. Sicher war, daß die Statue Ageladas, den Lehrer des Phidias, zum Meister hatte; ob der einige Jahrzehnte früher oder später aus der Welt gegangen sey, war den meisten unbekannt oder gleichgültig: desto begieriger nahmen viele die Geschichte auf, daß das Bild die große Pest bezwungen habe, so daß diese in die Schriften über Kunstwerke überging, aus denen der Scholiast geschöpft hat; und in diesen unterließ man dann nicht, nachgehends aus der Pest die Zeit des Ageladas Ol. 87 zu bestimmen, wie wir aus Plinius sehen, der ihn in diese Zeit sezt. Diese Erklärung aus Erdichtung, Leichtgläubigkeit und Unkritik, so gewöhnlichen Erscheinungen im griechischen Alterthum, scheint einfacher und natürlicher als die Annahme eines zweyten jüngeren Ageladas, auch in der Art gewendet, welche Hr. Sillig vorschlägt, wobey ein eigener Irrthum des Plinius und zugleich ein anderer des Pausanias in derselben Sache vorausgesezt werden muß. Wie viel kecker ist die Erfindung der Phigalier, welche, aus ganz ähnlichen Beweggründen sagten, ihr Apollon habe den Beynamen Epikurios von der Abwehr derselben großen Pest erhalten. Müller hat bemerkt, daß die Pest gar nicht nach Arkadien gedrungen ist, und daß der Baumeister Iktinos zu jener Zeit nicht hätte hinkommen können. Den Zeus in Naupaktos, nach Ol. 81, 2. kann der alte Ageladas wohl gemacht haben und es vereinigt sich alsdann alles, was von ihm angeführt wird bis auf die Errichtung des Alexikakos vor dem Ende der großen Pest.

Den Anthermos, aus der alten Bildhauerfamilie in Chios, seines berühmten Namens verlustig zu erklären, aus dem Grund, weil der Name nicht Griechisch sey, ist eine unnöthige Strenge. Zwar scheint auch ein gelehrter Abschreiber des Plinius dasselbe gedacht und darum Archermus erfunden zu haben, was dann in Achermus verdorben wurde. In Ansehung der Endigung ist eigentlich kaum eine Verschiedenheit in den Handschriften. In dem Schol. des Aristoph. aber hat man 'Αρχέννους als Vater des Bupalos und Athenis erst durch die Verwandlung in den Accusativ hineinkorrigirt, und sich dadurch genöthigt auch Φησὶ in Φασὶ zu ändern und καὶ zu streichen. Läßt man alles unangetastet, Archenus (denn 'Αρχενου̃ς ist zu schreiben, statt 'Αρχέννους, und dieß gilt für 'Αρχινόος, wie ἀρχέλαος u. a.) also als Schriftsteller, welchem dann (Antigonos) Karystios entgegengesezt wird, so ist alles vollkommen in Ordnung; und daß der Vater des Bupalos und Athenis nicht ausdrücklich genannt ist, deutet auf seine Berühmtheit und zugleich auf die größere der Söhne. "Ανθερμος bedeutet hermesgleich, und Hermes hat auch auf die Kunst Beziehung genug, wie schon der mythische Hermon zeigt. Aehnlich sind ἀνθήλιος, 'Ανθίππη, 'Αντιλέων, 'Αντήνωρ, ἀντίπαις, 'Αντιπάτηρ, ἀντίθεος und mehr andre Wörter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Warum ist dem Evangelisten Johannes auf Abbildungen ein Kelch mit einer Schlange gewöhnlich beygegeben?

(Beschluß.)

Daß eine sich aufwärts windende Schlange eine endlose, unaufhörliche Fortdauer, mit Ausschluß des Begriffes der Anfangslosigkeit symbolisire, davon haben wir nirgends Beyspiele. Daher der Vf. dieses eine andere, wie ihm scheint, natürliche Erklärung versucht. Sollte Johannes der Verfasser der Apocalypsen dieses für alle, welche darin eine Prophezeyhung künftiger Zeiten finden, so hochwichtigen Buches nicht als solcher ein besonderes Symbol bekommen haben? Dieß läßt sich zum voraus annehmen, und daß wirklich der Becher und die sich daraus hervorwindende Schlange seine prophetische Gabe versinnbilden, wird in hohem Grade wahrscheinlich durch die geschichtliche Bemerkung, daß es eine im Alterthum nicht ungewöhnliche Art der Wahrsagerey gewesen, aus Becher und aus Beobachtung der Schlangen zu weissagen. Die eine Art ist unter dem Namen der κυλικομαντεία, die andere unter dem der ὀφιομαντεία bekannt. Im Hebräischen kommt sogar das Zeitwort nachasch, welches weissagen bedeutet, von dem Substantiv nachasch die Schlange her. Dem Ev. Johannes nun wurde wegen seines prophetischen Geistes die Schlange als Sinnbild gegeben, nicht als ob man ihn der Magie und der Verbindung mit zauberischen Kräften der Schlangen beschuldigt, und nicht vielmehr für inspirirt gehalten hätte, sondern weil die Schlange überhaupt als Symbol der Wahrsagekunst angenommen, und daher auch um den Dreyfuß des Apollo geschlungen wurde. Ein gleiches Sinnbild ist der Becher; aus seinem Becher weissagt, wie wir aus der Bibel wissen (Genes. XLIV. 5.) der Erzvater Joseph in Egypten, wie die Egyptier selbst aus ihrem Hermesbecher, und ebenso die Priester des ältesten Orakels in Griechenland, Dodona's Priester weissagten aus Bechern. Daß aber beyde, Schlange und Becher, eine Idee darstellen sollen, darf uns nicht befremden, entweder konnte man die Verdeutlichung dieser Idee beabsichtigen, oder war ursprünglich nur Eines dieser Sinnbilder, bald die Schlange, bald der Becher beygebracht, und erst später von andern, welche die Bedeutung nicht verstanden, und doch vielleicht in der träumenden Einbildungskraft irgend einen Sinn hineinlegten, beyde vereinigt.

Haben diese Conjecturen Grund, so bezeichnen die Schlange und der Becher, den Johannes als Apocalyptiker.

F. St.

Nr. 82.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 11. Oktober 1827.

Griechische Künstlergeschichte.

(Fortsetzung.)

Attalus aus Athen machte nach Pausanias den Lykischen Apollon in Argos. In Argos aber wurde vor mehreren Jahren an einer Statue der Name ΑΤΤΑΛΟΣ entdeckt, Böckh gibt ihn Nro. 1146 aus Fauvle und bezieht ihn auf den aus Pausanias bekannten Künstler. Auch Dodwell Tour through Greece II. 217. führt diese Statue und den einfachen Namen an. In dem Journal der italienischen Literatur zu Padua 1811 Th. 28. S. 86. ist aus einem Brief aus Corfu vom 6. August 1810 von jenen Nachgrabungen bey dem Theater in Argos nähere Nachricht gegeben. Sie wurden auf Veranlassung eines Doctor L. Frank und unter Leitung eines Griechen aus Ambrakia betrieben und lieferten, nebst zwey Basreliefen, wenigstens sechzehn Statuen und Büsten, Statuen besonders von Venus, Aeskulapius, Merkur, unter der Hälfte der natürlichen Größe, alles von ungemeinem Werth (mirabilissimi per l'arte), in die Hände des Pascha, der sie sämmtlich an Lord North für 1200 Zecchinen verkaufte. Darunter ist nach diesem Berichterstatter eine Büste, diese denn neben der Statue, mit dem Namen Attalo d'Andragato celebre scultore Ateniese, also Ἄτταλος Ἀνδραγάθου und vielleicht Ἀθηναῖος, wenn nicht der Mann mit dem celebre, welches die Anführung des Pausanias meynt, zugleich den Ortsnamen zugesezt hat.

Callimachus. So schätzbar die Abhandlung über den Beynamen dieses Künstlers ist, so bleiben dennoch Schwierigkeiten übrig. Wenn ihn nach Vitruvius die Athener κατατέχνος nannten propter elegantiam et subtilitatem artis marmoreae, so wollten sie schwerlich das Uebermaß fleißiger Ausführung loben; und enthält gleich verkünstelt, wie Schneider übersezte, einen falschen Nebenbegriff, so entspricht doch allerdings im Allgemeinen dieser Ausdruck dem Griechischen. Dieß beweiset das Wort des Sophokles, welcher an Aeschylus tadelte τὸ πικρὸν καὶ κατάτεχνον τῆς αὐτοῦ κατασκευῆς,*) auch eine Art falscher Richtung oder Anwendung der Kunst. Freylich legt auch Dionysius dem Kallimachos Feinheit (λεπτότητα, subtilitatem oder vielleicht argutias, in der Sprache des Plinius) und Zierlichkeit (χάριν) bey. Aber dieß sind Dinge, die gewöhnlich verschieden beurtheilt werden, und Plinius gibt uns über die Feinheit und Zierlichkeit in den Arbeiten des Kallimachos guten Aufschluß. Auch sagt Pausanias in bester Uebereinstimmung mit ihm, in der Kunst selbst (dem wahrhaft Bedeutenden und mit Recht Wohlgefälligen) sey Kallimachos hinter den ersten geblieben, nur in der Geschicklichkeit, so daß er auch den Bohrer bey dem Marmor gebraucht habe, also in der Kunst der Ausführung im Einzelnen sey er der erste gewesen. Unabweislich und dem Sinne nach mit κατάτεχνος wohl vereinbarlich ist die andere Bezeichnung, welche Sillig nach Handschriften sowohl des Pausanias als des Plinius der gemeinen Lesart in beyden κακιζότεχνος vorzieht, nämlich κατατηξίτεχνος, was nach der schon von Schneider angeführten Stelle des Dionysius die übertriebene Ausführung in Aederchen, Härchen und der ganzen Oberfläche der Haut bedeuten kann. Aber Plinius selbst scheint doch κακιζότεχνος, oder einen Ausdruck ähnlicher Bedeutung gelesen zu haben, indem seine Worte dieß bestimmt ausdrücken, jenes zum Theil dagegen gar nicht berühren. Ex omnibus autem maxime cognomine insignis est Callimachus, semper calumniator sui nec finem habentis diligentiae, ob id κακιζότεχνος appellatus, memorabilis exemplo adhibendi curae modum. Hujus sunt

*) Plutarch. de prof. in virt. 7. Aehnlich bedeutet κατὰ und κατάκομος, von unordentlichem, gleichsam verdorbenem Haar, καταδοκέω, von übler Meynung, καταγύναιξ verweibert, καταγυιόω, entkräften. Dagegen hebt es die Bedeutung in κατάθεος, κατάκαρπος, κατάκορος, wiewohl lezteres auch überdrüssig (versättigt) ist.

saltantes Lacaenae, emendatum opus, sed in quo gratiam omnem diligentia abstulerit. So vereinigt er die zwiefache Ansicht der Sache, die des Künstlers, der Recht zu haben glaubte, wenn er sich in der Ausführung nie genug that, und der andern, welche sagten, daß er nicht wisse, wann er aufhören sollte, und ihn darum tadelten, wie denn Apelles an sich als den einzigen Vorzug vor Protogenes rühmte, quod manum de tabula sciret tollere. Daß das Wort Kunsttadler, der die Kunst schlecht macht, auch das bereits Vollendete als noch unfertig schilt, mit der Erklärung des Plinius calumniator sui, mit eigenen Arbeiten also eben wie mit fremden nicht verträglich sey, läßt sich gewiß nicht behaupten, da zuweilen der bekannte Charakter einer Person hinzuzunehmen ist, um einen Beynamen richtig zu beziehen; und ein Grad von Räthselhaftigkeit ist ohnehin den Zunamen nicht fremd. Dabey kommt dieß κακιζότεχνος zugleich auf den Begriff von κατάτεχνος und κατατηξίτεχνος ungezwungen zurück, indem es aus demselben Grund hervorgeht, oder zu demselben Fehler, einem ängstlich übertriebenen Fleiß, hinführt. Ja wenn Pausanias sich zweifelhaft ausdrückt, ob der Künstler selbst den Namen sich beygelegt, oder ihn von andern angenommen habe, so möchte man auch bey ihm lieber κακιζότεχνος lesen, da dieß an sich keineswegs so nachtheilig und tadelnd klingt, daß es nicht Jemand von sich selbst gebrauchen könnte, sondern vielmehr nur den Grundsatz, welchen jener Meister bekannte, derb ausdrückt. Welcher Künstler dagegen möchte sich selbst κατατηξίτεχνος nennen. Wollten wir aber annehmen, daß κακιζότεχνος in den Pausanias aus dem Plinius gekommen sey, und die dort passende Lesart verdrängt habe, so müßten wir zugleich bey diesem einen alten, besonders gelehrten Abschreiber voraussetzen, welcher anderswoher das κατατηξίτεχνος herbeygezogen hätte, auf ähnliche Art wie Clavier das Vitruvische κατατεχνος in den Pausanias. Die Sache ist in der That sonderbar: die Lesart κατατηξίτεχνος in Handschriften von beyden Schriftstellern und hierdurch wahrscheinlich, an sich auch passend zu dem Kunstcharakter des Kallimachos, und dennoch im Zusammenhang beyder Autoren anstößig. Diese Schwierigkeiten würden sich sämmtlich auflösen, wenn man sezte καταθηξίτεχνος, der die Kunst wezt, schärft, sich immerzu antreibt; ein Ausdruck, auf welchen Pindar leitet wenn er (Isthm. V. fin.) den Lampon einen Wetzstein der Athleten nennt (ἀθληταῖσιν χαλκοδάμαντ' ἀκόναν) und in gleichem Sinn θήξαις gebraucht. *) Dieß Wort verträgt sich mit allem, was Plinius sagt, und kann dennoch auch als Lobspruch gelten: auch ist es schwerverständlich genug, um leicht in das andre, in der Sprache der Rhetorik wenigstens nicht ganz unbekannte Wort verwandelt zu werden, so wie andere, die sich vielleicht an das calumniator sui hielten, dafür κακιζότεχνος setzen mochten, wenn nicht etwa verschiedene Schriften die Anekdote mit allerley Verschiedenheiten enthielten und auch dieses Wort darboten. Doch zu viel Worte über eine nicht ganz auszumachende Sache.

Skopas. Den Paethon der Gesellschaft der Aphrodite und des Pothos von Skopas in Samothrake zu entziehen, ist um so bedenklicher, als in Korinth im Tempel der Aphrodite mit ihr gerade nur Helios nebst Eros verehrt wurde. (Paus. II. 4, 7.) Nur übersehen ist die eherne Aphrodite auf dem Bock bey Pausanias (VI. 25, 2.), welche noch eine besondere Wichtigkeit erhält durch den Gegensatz gegen die Aphrodite des Phidias, im Innern des Tempels, mit der Schildkröte, wonach die Göttin tugendhafter Hausfrauen und nicht freyer Lüste gedenkt. Eben so ist das Paar von Eumeniden, das an einer andern Stelle (S. 134) erwähnt ist, zufällig bey Skopas selbst ausgelassen. Auch ist es gewiß nur Versehen, nicht absichtlich geänderte Schreibung, wenn der Vf. in der Gruppe von Leto und Ortygia einer jeden von beyden ein Kind, statt der Ortygia auf jeden Arm einen der Zwillinge gibt. (vgl. Levezow Medic. Venus S. 59). Tyrwhitts Aenderung σκόλια in Σκόπα, d. i. ΛΙ in Π, welche Jakobs so glänzend gerechtfertigt hat, nahm auch Villoison an in den Mem. de l'Institut de Fr. II. 146.

Simon, der Bildhauer, machte nicht eine Statue des Bacchus, sondern eine Porträtstatue (τὸν ἀνδριάντα) im Tempel des Bacchus zu weihen. Die Inschrift im Katalog der choiseulschen Alterthümer S. 94 ist ähnlich der unter Dinomenes angeführten und so vielen andern dieses Inhalts. Von Craton ist nicht blos das marmorne Gefäß übrig, sondern ein Bein einer daran stehenden Figur, vermuthlich eines Bacchus. Von Zenon von Aphrodisias ist auch noch eine verstümmelte Statue in Syrakus, Grut. p. 1022. 1, Mon. Jenkins p. 56. Viskonti meynt nach den Arbeiten, daß dieser Zenon etwa ein halbes Jahrhundert nach Aristeas und Papias aus derselben Stadt und Schule gelebt haben möchte.

Teusiades, der die Statue des Redners Hyperides gemacht, bey Spon, Ὑπερίδης ῥήτωρ. Τευσιάδης ἐποίει, ist in Zeuxiades zu verwandeln, wie schon

*) Ol. XI. 21. θήξαις δέ κε φύντ' ἀρετᾷ ποτὶ πελώριον ὁρμάσαι κλέος. So sagt Xenophon θήγειν τὸ φρόνημα, θήγειν τὰς ψυχὰς εἰς τὰ πολέμια. Hesych. καταθῆξαι, παροξῦναι.

Viskonti in der Ikonogr. (ch. 6) bemerkt hat, und dieser Zeuxiades wird kein andrer seyn als der aus Plinius bekannte Schüler des Silanion. Das T für Z muß Spon falsch gelesen haben, Σ für Ξ ist nach der Aussprache geschrieben, wie auch in Handschriften des Plinius. Däsias aus der Komödie, ein Meister von Bechern, könnte ein gedichteter Name, von δαΐς, seyn.

Das Zeitalter des Parrhasios läßt sich um so zuversichtlicher so bestimmen, wie hier geschieht, als die ganze Geschichte von dem olynthischen Gefangenen, den der Maler sich zum Modell seines gefolterten Prometheus habe martern lassen, eine Erdichtung ist. Lange hat im Kunstblatt 1818. Nro. 14. aus dem Schweigen der alten Schriftsteller und aus den attischen Rechten die Unwahrscheinlichkeit der Sache nachgewiesen, und damit die Sage verglichen, daß dem Michel Angelo für die Ausführung des Christus in der Karthause zu Neapel ein Mensch gekreuzigt worden sey. Unabhängig von seinen Bemerkungen ist auch in der äschylischen Trilogie S. 46 die Sache als erdichteter Rechtsfall beurtheilt. Erfanden diese Schulrhetoren sich nach Belieben Gesetze, so mochten sie leicht auch die Kunstgeschichte mit Annahmen verfälschen. Ein Bacchus dieses Malers, der im Wettkampf zu Korinth den Preis davon getragen habe, wird zur Erklärung des Sprichworts Οὐδὲν πρὸς τὸν Διόνυσον angeführt (Apostol. XV, 13. Phot. Suid). Plinius nennt Liberum adstante Virtute. Uebrigens hatte Parrhasios über seine Kunst auch geschrieben, nach Plinius in der Inhaltsanzeige des 35sten Buchs, was durch die Stelle graphidis vestigia — in membranis eher bestätiget wird, als daß sie, wie Heyne (Antiqu. Auff. II. 102.) meynte, zu einer Inpolation Anlaß gegeben zu haben schiene.

Apelles. Daß Scaliger ohne allen Sinn bey Petronius monocnemon hergestellt habe, würde Böttiger nach dem, was neuerlich darüber gesagt worden ist, jetzo schwerlich behaupten. Leicht genug ist wenigstens die Aenderung aus monocremon, der alten Lesart, und so leicht, daß in monochromon (ein anderer Versuch war monohemeron, wofür unter Pausias gebraucht ist hemeresios) gewissenhaft in der That nur dann verwandelt werden darf, wenn jenes wirklich gar keinen Sinn hätte. Monochromon aber ist aus doppeltem Grunde nicht einmal wahrscheinlich. Von Zeuxis zwar führt Plinius als etwas besonderes an pinxit et monochromata ex albo: von Apelles aber kennen wir solche nicht. Doch hätte dieser in dieser alten Manier zuweilen gemalt, eine Venus in derselben würde schwerlich vor allen andern ähnlichen Gemälden einem lüsternen Kunstkenner hinreißend geschienen haben.

Von Pauson, dem wirklichen Maler, muß ein sprichwörtlicher Pauson, woher immer dieser seinen Ursprung gehabt haben möge, gänzlich unterschieden werden. Denn wie man doppelsinnige oder spielende Reden (wohl auch Orakel des Lorias) Gemälden des Pauson verglich, der statt eines sich wälzenden Pferdes, das bey ihm bestellt war, ein laufendes machte, und als ihm darüber Vorwürfe gemacht wurden, sagte, man sollte das Pferd nur umkehren, so werde es auf dem Rücken liegen; eben so wendet Aristoteles (Metaphys. VIII.) auf eine ähnliche Gewandtheit der Gedanken die Schalkheit des Bildhauers Pauson und seinen Merkur an, von dem man nicht wußte, ob der Gott außer dem Stein oder innen in demselben sey. *) Alle Seiten des Steins waren glatt und eben wie eine Spiegelfläche, also konnte man nicht sagen, der Gott sey außen; und indem gar keine Fugen aufzufinden waren, ließ sich auch nicht behaupten, daß er inwendig hinter durchsichtigen Aussenwänden sitze; so viel ergibt sich aus der Auseinandersetzung des Alexander. Der Beschauer wurde also durch vollständige Ungewißheit und Unbegreiflichkeit geneckt, wie in dem andern Fall durch eine zu kindische Auflösung. Dieser Pauson ists ferner, welchen Aristophanes meynt, wenn er in den Acharnern (854) sagt:

Nicht wird hinfort hohnnecken mehr der erzverruchte Pauson
Und Lysistratos dich auf dem Markt, des Cholargergaues Schandfleck.

Pauson steht nämlich hier als Eigenschaft **) des Lysistratos, eines Würfelspielers, der den Zunamen Gaussuchs führte und die Kunst des Pauson in seiner Art anwenden mochte. Wie es sich mit der Armuth des Pauson im Plutos (602), wo der Schol. irrig den Maler versteht, und in den Thesmoph. verhalte, ist eine andre Frage; ***) nur daß nach ihm nicht die Zeit des wirklichen Pauson bestimmt werde.

Zum Beschluß möge noch eine Reihe von Künstlern

---

*) Pauson sezt mit Recht die neueste Ausgabe von Brandis S. 187, obwohl auch Alexander Aphrod. im Commentar (p. 313 ed. Lut. Paris. 1536) und Joh. Philoponos zur Metaphys. (p. 38 B.) Πάτων, Πάσων lasen. Auch bey Lucian. Encom. Dem. 24 war wiederholt Παίτσων für Παύσων geschrieben, und im Schol. Aristoph p. 259. 36 der Dindorfschen Ausg. ist καταπαύτας für καταπάτας emendirt worden.

**) So Θυμολέων in den Fröschen 1041. In der andern Stelle ist auch der auf den Pauson folgende Artemon, welcher als Bockmannes Sohn unter die wirklichen athenischen Zeitgenossen gemischt wird, kein anderer als der, von welchem Anakreon gesungen, und welchen Polyklet gebildet hatte.

***) Hemsterhuys versprach: alibi dicemus accuratius (de Pausone.)

folgen, welche in dem neuen Catalogus artif. nicht vorkommen, und welche zum Theil dem Vf. nicht einmal bekannt seyn konnten. Wie wenig würde auf manche dieser verschollenen oder nicht einmal je berühmt gewesenen Namen an sich ankommen? Aber anders ist es, wenn einmal ein genaues und umfassendes Verzeichniß vorliegt. Wohl nicht mit Unrecht haben Stosch und Bracci den Junius zu vervollständigen, und so manche andre seit Winckelmann auch gelegentlich im Einzelnen einen kleinen Beytrag zum Verzeichniß zu liefern sich angelegen seyn lassen. So wird denn auch der nachfolgende des Aufbewahrens nicht unwerth erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche.

Kinder, welche Blindekuh spielen, nach St. Poussin, gest. von Caporali, vollendet von Giuseppe Longhi. gr. q. Fol. Karlsruhe bei J. Velten.

Das Ganze ist im heitern Sinne der Antike gedacht, und die Behandlung nähert sich der Plastik, wie man es von Poussin gewohnt ist. Auch sind die lieblichen Gruppen der spielenden Knaben jenem Prinzip gemäß geordnet und verbunden, jedoch ohne Zwang, und in den Bewegungen dieser anmuthigen Gestalten ist das Maaß nicht überschritten, jenseits dessen dem Künstler das Edle nicht mehr bestehen zu können schien. Der einfache ländliche Grund weicht bescheiden zurück, und läßt die nackten Kinder noch runder hervortreten. Caporali hält sich strenger an die Art seines Lehrers, als die meisten übrigen Schüler desselben, und wenn wir sie auch nicht überall mit gleichem Erfolg anwendbar finden, wie uns denn z. B. in der Magdalena nach Correggio der Charakter des Allegri etwas verfehlt scheint, so eignet sie sich doch wieder trefflich für die Werke Poussins, und das vorliegende Blatt, welches im J. 1826 von der Akademie der Künste in Mailand den ersten Preis erhalten, gehört zu den vorzüglichsten, die nach dem obengenannten Meister gestochen worden. J. Pesne, unter den ältern der beste Stecher nach ihm, ist doch immer hart, rauh und eintönig; R. Morghen, Desnoyers und Anderloni haben es mit der Treue nicht eben gar streng genommen, und Strange ist noch weiter von seinem Original abgewichen. Wenn wir von Treue sprechen, so übersehen wir dabei keineswegs die große Verschiedenheit zwischen den Hülfsmitteln des Malers und Stechers, aber wir fordern sie auch unbedingt und überall von dem letzten, wo er sie mit seinen Mitteln erreichen kann. In dieser Hinsicht glauben wir diese Arbeit Caporali's, an welcher jedoch Einiges in der Zeichnung der Extremitäten rc. zu tadeln seyn dürfte, vorzüglich empfehlen zu dürfen

— der.

Neue artistische Werke.

1. Cours de dessin linéaire à l'usage des écoles des beaux arts et de celles des arts mécaniques. Composé de modéles de tout genre et de leçons sur la perspective et sur la théorie des ombres. Par M. M. J. A. Laurent, peintre, conservateur du Musée et Professeur à l'école de dessin linéaire a Epinal, P. Laurent, peintre ancien élève de l'école polytechnique, professeur de dessin à l'école royale forestière, et J. Laurent, Sculpteur. 1. 2. livr. publ. par Engelmann et Comp, à Mulhouse et à Paris. 1827. Jedes Heft von 8 Blättern à 2 fl. 40 kr.
2. Application de la perspective linéaire aux arts du dessin, ouvrage posthume de J. T. Thibault, peintre et architecte, membre de l'institut, professeur à l'école royale des Beaux-Arts, mis au jour par Chaprier, son élève. 1 Bd. in gr. 4. mit 55 Kupfern, in 5 Lieferungen, zu 10 Franken jede. 1ste, 2te und 3te Lieferung. Paris, Renouard, 1827.
3. Fabbriche antiche di Roma, disegnate e pubblicate da Francesco Turconi, ed incise dal Signori Fratelli Angelo e Domenico Brusa Fascicolo 1mo Milano, Giulio Ferrario, 1827. Pr. des Heftes zu 4 Blättern in Fol. 3 Line 50.
4. Choix de monumens, édifices etc. des Pays bas. Bruxelles 1827. Fol. livr. 1 — 7. à 4 fl. 40 kr. Jede Lieferung enthält 2 Bl. Text und 4 Bl. in Aquatinta.
5. Monumens antiques et modernes de la Sicile, et choix de Palais, maisons et autres édifices de Naples mesurés et dessinés par A. L. Luffon, Architecte. Paris 1827. Beym Verfasser 1ste und 2te Lieferung, jede zu 6 Kupfern in Umriß. Pr. 3 fl. 44 kr.
6. Pugin and le Kent's Specimens of the architectural antiquities of Normandy. The subjects selected, measured and drawn by Aug. Pugin, Architect, engraved by John and Henry le Kent, the literary part by John Britton, F. S. A. London, Longmen and Co. 3te Lieferung 1827. Pr. 35 fl.
7. Manuel des jeunes artistes et amateurs en peinture, par M. P. L. Bouvier, Peintre, membre de la société des Arts de Genève etc. à Paris, Levrault 1827. 670 S. u. 7 Kpfrn. 8. Pr. 5 fl. 20.

Nr. 83.

Kunst-Blatt.

Montag, den 15. Oktober 1827.

Griechische Künstlergeschichte.

(Fortsetzung.)

Bildhauer.

Antigonos, machte zu Athen eine Statue von König Kotys, dem Sohn des Königs Rheskuporis. *Ἀντίγονος ἐποίησε.* Corp. Inscr. Graec. n. 359. Verschieden von dem Bildhauer Antigonos bey Plinius.

Aphrodisios. *Ἀφροδίσιος Δημητρίου ὁ καὶ Ἐπαφρᾶς ἀγαλματοποιὸς ἐνκαυστής.* Reines. Inscr. IX. 51.

Archias. *Παλλάδιον ἐλεφάντινον περίχρυσον καὶ ἀσπὶς ἐπίχρυσος, ὃ Ἀρχίας ἐμ Πειραιεῖ ποιῶν ἀνέθηκεν.* Corp. Inscr. n. 150. §. 42. Athen. Staatshaush. II., 306.

Astragalos. *Ἀστράγαλος Νέστορος ἀπελεύθερος*, in Italicis Statuariorum titulis. C. Inscr. I. p. 42.

Attikos macht, nach der Regierung des Commodus, die Statue des Prosdektos, Vorstehers des heiligen Raths und des Kerykengeschlechts in Eleusis für den Tempel. *Ἀττικὸς Εὐδόξου Σφήττιος ἐποίησε.* C. Inscr. n. 399 Selten wird bei Ehrenstatuen der Name des Künstlers genannt. Köhler Gesch. der Ehre der Bildsäule S. 109 führt einige Beyspiele an, darunter das gegenwärtige. Böckh versteht *ἐποίησε*, weil auch die Basis einer Ehrenstatue des Attikos da ist, von Errichtung, nicht Verfertigung der Statue. Allein wir haben unten auch in Xenophantos einen Gesandten, welcher die Statue selbst macht: und um das andre auszudrücken, steht sonst *ἐπιμεληθέντος τῆς ἀναστάσεως* oder *προσδεξαμένου τὸ ἀνάλωμα.*

Aulos Pantulejos machte für die Milesier eine Statue des Hadrian in Athen. An einem großen Fußgestell der Schluß der Inschrift: *ἀνδριαντοποιὸς Αὖλος Παντουλήϊος Γαΐου Ἐφέσιος, ὁ καὶ Μιλήσιος, ἐποίει.* C. Inscr. n. 339.

Charon, der Künstler, *τέκτων*, sprach in einem jambischen Gedicht des Archilochos (fragm. 2). Arist. Rhet. III, 30.

P. Cincius, P. Cincius, P. L. Salvius fecit, an dem Pinienzapfen von Erz von der Spitze des Grabmales Hadrians. Winckelm. W. V. 442.

Demetrios in Sparta. *Δημήτριος Δημητρίου γλυφεύς.* C. Inscr. n. 1330. 1409.

Diadumenos, DIADVMUNI an einem bekannten Basrelief in Turin. Daß der Name den Künstler angehe, hat auch Visconti Pioclem. T. 5 tav. 41, T. 7 tav. agg. B behauptet. Der Anstoß war, daß römische Bildhauer sonst nicht vorkämen; und V. bezog sich daher auf Ingennus, Atticianus, und Polytimus. Man könnte hinzufügen Coponius, Affalectus, Decius, Titius. Aber Diadumenos ist ja ein Grieche, so gut wie Polytimos, Chimaros, die Bildhauer, Diphilos, der Steinschneider, welche sämmtlich ihre Namen Lateinisch auf ihre Werke schrieben, so wie dagegen Rufus, Felix, Quintus, Quintilius die ihrigen Griechisch. Der Zweifel daher, welchen Visconti bey Millin. Introd. p. 72 gegen den Stein mit DIPHILI wegen dieser Inschrift äußert, ist sicher unbegründet.

Didymos, Martial. XII. 43. Quales nec Didymi sciunt puellae. Vgl. Naek. Sched. crit. p. 22. Entweder ein Toreute, wie es scheint, oder ein Maler.

Didymaon. Virgilius Aen. V. 359: et clipeum efferri jussit, Didymaonis artes. Wie der Dichter, nach wahrscheinlicher Erklärung, den Toreuten Alkimedon in das Hirtenlied aufnimmt (Ecl. III. 37), so scheint er auch hier sich eines geachteten Künstlernamens zu bedienen. Diese Vermuthung findet freylich eben so gut Anwendung auf **Clonus**, Eurytes Sohn, Aen. X. 499, bey Sillig S. 470, auf **Lykaon**, Aen. IX. 304 und auf **Alkon** bey Sillig. S. 465.

Dies, *Δίης ἐποίησεν*, die Statue eines athenischen Kriegsmanns. C. Inscr. n. 412. Der Name scheint nicht richtig gelesen zu seyn.

Εὔχειρ καὶ Εὐβουλίδης Κρωπίδαι ἐποίησαν, unter dem Epigramm auf die Statue einer Priesterin aus dem Geschlechte der Eteobutaden im Tempel der Pallas zu Athen, bey Böckh Nr. 666. nach der vollständigeren Abschrift, welche die Addenda geben werden. Aus Plinius und Pausanias kennen wir Eubulides als Vater des Euchir. Da nun der Sohn nicht leicht voranstehen würde, so müssen wir einen von beyden Brüdern der Inschrift von den beyden Künstlern des Plinius und Pausanias unterscheiden, und annehmen, daß von jenen der Vater oder der Großvater entweder Euchir oder Eubulides geheißen habe.

C. Fictorius, ein Toreute. C. Fictorio vasculario. Grut. p. 643, 6. Auch bey Junius.

Hephästion, an dem Fuß einer Ehrenstatue in Delos. Ἡφαιστίων Δημοφίλου Ἀθηναῖος ἐποίει. Villoison in den Mém. de littér. T. 47. p. 297.

Horotheos in Argos, Ὡρόθεος Ἀργεῖος. Boeckh. Inscr. n. 1194.

Ingenuus. An dem Fuß einer Merkurstatue INGENVI. Viscont. Catal. de' mon. Scritti del Museo Jenkins p. 22, M. Piocl. T. 3. tav. 41. p. 53. Freylich sezten gewöhnlich die Bildhauer ihren Namen im Nominativ, aber nur selten ist der geschriebene Name der dargestellten Person im Genitiv (Pioclem. T. 6. tav. 22. not.), und Beyspiele des Künstlers im Genitiv fehlen nicht. Dahin gehört bey Martialis IX. 45. Λυσίππου lego, und in Denkmälern Λεωχάρους ἔργον; Λυσίππου ἔργον, Μητροδώρου, Diadumeni und opus Atticiani. Umgekehrt ist auf geschnittenen Steinen der Künstler in der Regel im Genitiv, doch zuweilen im Nominativ mit ΕΠΟΙΕΙ, wie auf Gemmen von Agathopus, Alexandros, Aulos, Eutyches, Felix, Rufus, Solon.

Kephissodoros machte in Athen die Statue des P. Cornelius Scipio, eines Quästors pro praetore, vielleicht desselben, der im Jahre Roms 737 Konsul war, oder seines Vaters. Κηφισόδωρος ἐποίησεν. C. Inscr. n. 364. Verschieden von diesem ist der dorische Kaphisodoros, des Aeschramios Sohn, der am Schenkel einer von ihm (nicht mit dem Aeschramios) gemachten Athletenstatue seinen Namen eingehauen hat.

Markus Cossutius Kerdon, Freygelassener des Markus, Meister von zwey völlig übereinkommenden Satyrstatuen, 1775 in der Villa Antonins des Frommen bey Lanuvium gefunden. Dallaway Anecd. of the arts in Engl. p. 308, der Millinschen Uebers. Th. 2. S. 45. Brith Mus. T. 2. t. 33. 43. Die eine von beyden Statuen auch in den Specimens of antient sculpt. tav. 71, wo beachtenswerthe Bemerkungen über die Art der Arbeit. Vgl. auch Winckelm. Werke Th. 8. S. 10. Ein Architekt Kerdon mit dem angenommenen Namen L. Vitruvius, bey Sillig S. 485, und zwar in einer Inschrift von dem Triumphbogen in Verona, so wie ein Architekt Cossutius S. 160.

Koios, Verfertiger eines sehr alten in Olympia gefundenen Helms. C. Inscr. n. 31.

Kressidas von Kydonia, der Meister eines Weihgeschenks in Hermione, nach einer Marmortafel mit alter Schrift Κρεσίδας ἐποίησεν Κυδονιάτ. C. Inscr. n. 1195.

Kritias von Kydonia machte ein der Athene von Beutezehnten zu weihendes Feuergefäß (πυρῆχ.) Anthol. Pal. XIII. 13.

T. Flavius Largonius. T. Flavio, T. F. Largonio Heroti. Malaca. fabro statuario. sigillario. vix. ann. LXXVI cet. zu Rom Reines. XI. 89. p. 640.

Lysippos aus Heraklea, an dem Fuß einer Ehrenstatue in Delos aus römischer Zeit. Ἀπόλλωνι Λύσιππος Λυσίππου Ἡρακλειος ἐποίει. Villoison a. a. O. S. 296.

Metrodoros von Ephesus. Μητροδώρου τοῦ Ἐφεσίου an der Stütze einer Statue bey Boissard. P. 4. tab. 123.

Pandeios, Pandius (ἀνδριαντοποιός) verlor, als er in Tegea im Heiligthum arbeitete, durch Genuß einer giftigen Frucht den Verstand. Theophr. H. P. IX. 13. Schneider schreibt nach Mediceischen Handschriften Πάνδειος, statt Παντίος, und fragt dennoch, ob vielleicht Pantias, der nach Pausanias die Statue eines Arkadiers gearbeitet hat, mit jenem Pandeios derselbe sey. Pantios fehlt bey Junius nicht.

Phädimos. ΦΑΙΔΓΜΟΣ sollte seyn ΦΑΙΔΙΜΟΣ, an der Stütze einer Statue des Ganymedes, welche von Fagan 1800 bey Ostia gefunden wurde. C. Fea Viaggio di Roma ad Ostia 1805 p. 54. Mus. Chiaramonti T. 1. tav. 11.

Phileas in Argolis. Φιλέας καὶ Ζεύξιππος ἐποίησαν. C. Inscr. n. 1229.

Philumenos, an einer albanischen Statue, entdeckt von Zoëga, der ihn in einem Briefe vom Juni 1808 (Zoegas Leben Th. 2. S. 366) anführt, daß er in der römischen Zeitung Nachricht von diesem Fund gegeben habe. Da der Meister dort von neuem eben so tief begraben liegen möchte als vorher in den magazzini der Villa, so theilen wir den Artikel mit, so weit das zerrissene Blatt reicht, welches vor uns liegt. „Wir können die Kunstgeschichte mit dem Namen eines bisher noch nicht gekannten Bildhauers bereichern, welcher neulich an einer Statue der Villa Albani erkannt worden ist. Als man aus den Vorrathskammern dieses Hauses zwey

Statuen von genau gleichartiger Arbeit und übereinkommender Stellung hervorgezogen hatte, und sie an dem Ende des Gartenumfangs aufstellte, bemerkte der Aufseher, daß unter der Stütze des linken Fußes der einen von ihnen dunkle Buchstaben waren und zeigte sie jemanden, der Griechisch verstand, welcher darin die Worte las ΦΙΜΕΥΜΕΝΟϹ ΕΠΟΙΕΙ (Philumenus faciebat), nachlässig eingeschnitten auf eine unebene Fläche, die Züge diejenigen, die nach der gewöhnlichen Meynung seit Hadrian in Gebrauch gekommen. Die beyden von diesem Philumenos gearbeiteten Statuen sind von pentelischem Marmor, ungefähr 7 Palm hoch, von guter Arbeit, ohne vortrefflich zu seyn. Sie sind sehr verstümmelt, es fehlen die Köpfe, und von den Händen ist nur eine erhalten. Sie stellen vor zwey mit aufgeschürzter Tunika bekleidete Männer, welche mit einem Knie auf der Erde knieend sich anstrengen."

Polytimus, an der Plinthe einer Jägerstatue im Kapitol, auf der linken Seite. POLYTIMVS LIB (ertus.) Mus. Capit. T. 3. tab. 60. Daß der Name richtig, nicht POLYTHIMVS geschrieben sey, bezeugt Viskonti Mus. Piocl. T. 3. tav. 41. Guattani bemerkte in den Mon. ined. 1787 p. 60, daß der Herausgeber gewiß nicht dem Jäger, sondern dem Künstler den Namen, zumal nach der Stelle, wo er eingeschrieben ist, gegeben haben würde, wenn ihm ein römischer Bildhauername, wie Ingenuus, bekannt gewesen wäre.

C. Rupius, C. Rupius finxit, an dem Fußgestell einer schönen Statue aus gebrannter Erde, welche 1773 bey Perugia gefunden wurde. In den Noten zu Winckelmann Th. 2. S. 365 ist angegeben PVPIVS. Vermiglioli aber in den Inscrizione Perugine p. 466 hat sorgfältig untersucht.

Theodoros, verfertigte in Hermione für den Tempel der Demeter die Statue des Nikias. Θεόδωρος Πόρου Ἀργεῖος ἐποίησε. C. Inscr. n. 1197.

Trophon oder Grophon, als Verfertiger einer Statue, welche er selber weihte, nach der wahrscheinlichsten Auslegung der nanischen Inschrift von Melos bey Böckh Nr. 3.

Xenophantes von Thasos. An einem Fußgestell in Athen. Αὐτοκράτορα Ἀδριανὸν σεβαστὸν Ὀλύμπιον Θάσιοι διὰ πρεσβευτοῦ καὶ τεχνείτου Ξενοφάντου τοῦ Χάρητος ἐπὶ ἱερέως Κλ. Ἀττικοῦ. C. Inscr. n. 336. Osann. Inscr. p. 307.

Zeuxippos s. Phileas.

(Der Beschluß folgt.)

Architektur.

Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude. Herausgegeben von Dr. Georg Moller, großherlich hessischem Oberbaurath und Franz Heger, großherzoglich hessischem Landbaumeister. Erstes Heft. Das großherzogliche Hoftheater zu Darmstadt. Darmstadt bey Carl Wilhelm Leske. (Ohne Jahrzahl.)

Wir sind jedesmal erfreut, wenn wir wieder ein Werk erscheinen sehen, worin entweder wirklich ausgeführte oder doch zur Ausführung bestimmte Gebäude enthalten sind, um so mehr, wenn es wie das hier in Rede stehende von den Architekten selbst, denen auch die Ausführung übertragen ist, herausgegeben wird. — Ueber den Nutzen, welchen solche Mittheilungen unserem Fache bringen können, haben wir uns schon an einem andern Orte ausführlicher geäußert, und wie wir aus dem bescheidenen Vorworte erfahren, hat der Wunsch andere Architekten zur Nachfolge aufzumuntern, die HH. Moller und Heger mit zur Herausgabe dieses Werkes vermocht.

Der erste Bau, welcher uns darin vorgeführt wird, — das großherzogliche Hoftheater zu Darmstadt — ist von dem durch seine Sammlung von Gebäuden des Mittelalters rühmlich bekannten Architekten, Hrn. Moller, entworfen und in den Jahren 1818 und 19 von ihm ausgeführt. — Die Forderungen, die man bey vorliegendem Theater machte, beschränkten sich darauf, eine geräumige Bühne und ein Auditorium zu erhalten, welches 1800 bis 2000 Menschen zu fassen im Stande sey; außerdem wurden verlangt: die gewöhnlichen Säle und Zimmer zum Aufenthalt und Ankleiden des Personals; mehrere abgesonderte Aus- und Eingänge und steinerne Treppen. „Das Aeußere" heißt es noch in dem beygegebenen Text „wurde einfach, anspruchlos und solide gewünscht."

Die Beschreibung der Lage des ganzen Gebäudes ist für den Auswärtigen nicht verständlich genug, und es hätte deßhalb wohl ein Situationsplan beygegeben werden sollen. — Uebrigens scheint dem Gesagten nach, dem Platz dazu nur von zwey aneinander stoßenden Seiten eine Gränze gesetzt, so daß das Gebäude dennoch jede Ausdehnung in die Länge und Breite haben konnte. Geringere Beschränkung und weniger Bedingungen kann ein Architekt bey dem Bau eines Theaters nicht erwarten; wir werden im Verfolg sehen, in wie fern derselbe sich diese Freyheit zu Nutze gemacht hat.

Wir beginnen der Beschreibung des Verf. folgend unsere Betrachtung mit der Durchsicht der drey Pläne.

Die ganze Masse bildet ein Oblongum. Wenn wir

überhaupt schon gegen diese ermüdende und noch dazu stets und bey allen Gelegenheiten vorkommende Form, des länglich glatten Vierecks (ohne Risalits) an bedeutenderen Gebäuden jeder Art vieles einzuwenden haben, so finden wir um so unangenehmer, wenn sie auf einem freyen, wenig beschränkten Platz, wo sie durch nichts bedingt wird, an einem solchen Gebäude wieder zum Vorschein kömmt. Die sechs weit abstehenden isolirten Säulen auf der vordern Seite wird man uns dagegen nicht in Anschlag bringen wollen, und noch weniger die einige Zolle messenden Vorsprünge auf den Ecken der langen Seitenfaçade; denn die Veränderung, die dieses in der Hauptform hervorbringt, ist ganz unscheinbar.

Der Plan ist sonst sehr regel- und zweckmäßig; das Vestibül äußerst geräumig und angemessen reich; die Treppen zu beyden Seiten, die sich nach oben in zwey Arme theilen, großartig; die Trennung der Eingänge für Gehende und Fahrende sehr verständig. Die kleinen Höfe, die der Bühne und den Gängen hinter den Logen (wenn auch nur nothdürftige) Beleuchtung geben, und dem Regenwasser von den niedrigern Dächern, die sich als Satteldächer nach der höheren Gebäudemasse wieder neigen, leichteren Abfluß verschaffen, gewähren bedeutenden Nutzen. Diese Höfe (denen man aber wohl den Vorwurf machen könnte, daß sie zu brunnenartig sind) sollen außerdem noch die vielen zum degagiren der Räume dienende Nebentreppen, erhellen. Ebenso sind die übrigen nöthigen Piecen, als Ankleide- und Aufenthaltszimmer für das Theaterpersonal so zweckmäßig als möglich neben Bühne und Auditorium gelegt. Die Bühne selbst ist ebenfalls sehr geräumig und so verdient also im Plane alles, bis auf das Auditorium (welches keineswegs wie der Verf. meynt sehr verschieden von den meisten neueren ist) *) großes Lob.

Da das Abschrägen der Prosceniums-Wände nur mit dem Verlust der Prosceniums-Logen — welche bekanntlich die Fürsten nicht gern entbehren — bewirkt werden kann, so möchte dieses Mittel, um trotz der übrigen Gestaltung des Auditoriums etwas mehr Durchsicht nach der Bühne zu erhalten, nicht in jeder Residenz anwendbar seyn. Uebrigens dürften diese Wände wohl nicht, wie der Verf. in der Beschreibung sagt, durch Reflex viel zur Verstärkung des Tones der von der Bühne kömmt, beytragen, gerade weil sie so schräg dem Auditorium zugewandt stehen, und deren oberer Theil noch dazu mit Halbsäulen verziert ist; eher möchten sie dem Orchester in dieser Hinsicht zu statten kommen. — Wie nachtheilig das Ausbiegen des Auditoriums für einen Theil der Zuschauer ist, davon kann man sich durch den Plan einen Begriff machen. Die Besucher der Seitenlogen, welche vor körperlichem Unbehagen wohl kaum zu irgend einem Kunstgenusse gelangen können, werden mit uns wünschen, daß man von dieser Form für Auditorien abgehe und sie so gestalte, wie wir es beyläufig in der Abhandlung über den Entwurf zu einem Theater von Hübsch angedeutet haben. Auf diese Weise hebt nicht immer ein Vorzug den andern wieder auf, sondern es werden so die nie ganz zu überwindenden Schwierigkeiten, welche bey unseren großen Theater-Auditorien vorkommen möglichst beseitigt. — Die Rückwand der Logen oder die Umfassungswand des Auditoriums ist außerdem nicht wie fast in allen großen neuen solidern Theatern, um dem Brande wiederstehen zu können aus Stein, sondern besteht aus Holz. Dieser Hauptraum scheint so gleichsam nur als Nebensache, provisorisch, in die viereckte Form eingeschreinert. — Das freyere heitere Ansehen des Hauses, welches durch das Zurücksetzen der oberen Ränge gegen die unteren erlangt wird, hat der Architekt sehr wohl bedacht.

Dem Ausspruch des Verf., daß es vortheilhafter scheine, eiserne Säulen anzubringen, statt die Logen sich ganz frey tragen zu lassen, können wir durchaus nicht beypflichten. Wenn die Logen nicht allzutief sind, steht es nicht nur besser und solider aus, wenn sie freytragend mit passenden Tragsteinen unterstützt, angelegt sind (oder indem man den Untersichten der Logen eine Form gibt, die ebenfalls eine sichtbare Tragkraft zeigt) sondern auch das Sehen wird — besonders bey den Seitenlogen, wo es auch leichter auszuführen ist — wirklich dadurch befördert. — Die größere Zweckmäßigkeit eiserner Säulen, gegen die aus anderem Material, in antiker Form, ist nicht zu läugnen; aber nur Jemand mit ganz verdorbenem Auge wird die weit auseinander gestellten dünnen Stäbchen, sie mögen von Eisen, Gold oder anderem Metall seyn, für eine schönere Unterstützung erkennen als jene. — Diese Art von Unterstützungen wird noch weniger schön, wenn diese (eben des bessern Sehens wegen, so weit es sonst die Gesetze der Statik erlauben) in grossen Entfernungen von einander stehen. Wollte man also diese Unterstützungsart ausbilden, so müßten nothwendig die dünnen Eisensäulen dichter gestellt werden, und bekäme man dadurch auch mehr Stärke als gerade nöthig wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Architekten, welche, wie Hr. Moller ein größeres Kreisstück als den Halbkreis zu ihren Auditorien genommen haben, sind gleichfalls auf das einfache sehr nahe liegende Mittel verfallen, die Logen auf den Seiten schmäler zu machen und dafür denen im Fond Tiefe zuzusetzen.

Nr. 84.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 18. Oktober 1827.

Griechische Künstlergeschichte.

(Beschluß.)

Steinschneider.

Aepolianos. (ΑΙΠΟΛΙ. Φ.), des Phrynichos oder Phronimos Sohn, bey Millin Pierr. gr. inéd. tab. 32. Die Arbeit besteht in einem Bacchanten. Neben einem Kopf des M. Aurelius ist AEPOLIANI geschrieben, und Millin hält den Verfertiger von diesem für verschieden. Doch ist der Gebrauch der lateinischen Schrift neben der griechischen kein hinreichender Grund, noch weniger der Werth der Figur, da die Zeit der Antonine nicht schlecht ist.

Alexandros. ΑΛΕΞΑΝΔ. Ε. (ἐποίει) auf einem Stein mit Eros als Löwenbändiger bey Bracci Taf. 9, wo aus Dati ein mediceischer Stein mit einem Kopf und dem Namen ΑΛΕΞΑΝΔΡΟC angeführt ist. Er scheint der Vater des Aulos bey Sillig S. 103.

Antiochos (ΑΝΤΙΟΧΟΥ), bey einer Pallas. Die andere Gemme, die Winckelmann. Th. 6. Not. 1300 ihm beylegt, enthält ΑΝΤΙΟΧΙC, was eher der Name des dabey abgebildeten Weibes ist, wie Viskonti bemerkt hat.

Erophilos, Sohn des Dioskorides. Kopf des Augustus. Meyer zu Winckelm. Th. 6. Not. 1121, nebst Abbildung.

Onesimos (ΟΝΗCΙΜΟC). Stehender Jupiter. Millin. Pierr. Gr. inéd. tab. 2.

Petros (ΠΕΤΡΟC), Kopf des Karakalla. Millin. Introd. p. 78.

Polytimos. ΠΟΛΥΤΕΙΜΟΥ. Herakles. Duarum veterum gemmarum musei Olivierii explicatio in Gorii Symbol. litter. T. 8. 1754 p. 119. Villoison in den Mém. de l'Instit. de France T. 2. p. 144.

Pygmon Bacchanten. Die Gemme ist zu Florenz. Lanzi im Giornale de' letterati T. 47. p. 112.

Skopas, CΚΟΠΑ. Apollon Kitharodos. Karniol zu Kortona. S. Amaduzzi in dem Mém. dell' Acad. di Cortona T. 9. p. 155. Die drey lezten fehlen, so wie Alexandros, Onesimos und Erophilos, auch in Viskontis Verzeichniß.

Maler.

Mimnes oder Mimnetos, Schiffsmaler, um die 60. Olympiade. Hipponact. fragm. 7.

Enonymianos. ΕΓΡΑΦΕ ΕΥΟΝΜΙ an einer Vase gefunden zu Adria. Lanzi im Giornale dell' Italiana letteratura. Padova T. 20. p. 180.

Zwey römische Maler, D. Arius, D. ARIO. EMATVS, Bianchini Camera e iscriz. sep. de' liberti etc. di Augusto p. 72, n. 30, und Papirius Vitalis, arte pictoria, Spon. Misc. VI, p. 229, Fea zu Winckelmann VII. 3, 27. p. 70.

Baumeister.

Amphilochos, Sohn des Lagos, Ἀμφιλόχου τοῦ Λαάγου Ποντώρεως, an einem Säulenfuß in Rhodes, nebst zwey Hexametern, worin berichtet ist, daß der unvergängliche Ruhm dieses Mannes bis zur Mündung des Nils und zum äußersten Indien reiche, Clarke Travels T. 2. P. 1. p. 228 der Quartausgabe.

Kleon, Κλέων Περικλείδα Λακεδαιμόνιος ἀρχιτεκτόνει. C. Inscr. n. 1458.

Nilus, NILVS, an einem großen Säulenschaft, zu Boden liegend neben Monte Citorio. Bey Bracci.

Okeanos, nach einem Epigramm, bey Jakobs Append. n. 310, baut seiner Ehefrau ein Grabmal. (ἀνὴρ δ'ἐμὸς αὐτὸν ἔτευξεν Ὠκεανός, πάσης ἐμπέραμος σοφίης). Möglich daß er eigentlich Bildhauer war, so wie nach einem andern Epigramm T. 3. p. CIII. Zenon von Aphrodisias seinem Sohn das Grab errichtete und die Bildnisse aushauete.

Philokles von Acharnä, Architekt und Unternehmer (ἐργολάβος) des neuen Tempels der Athene Polias, nach der berühmten Inschrift aus Olymp. 92. 4, bey Böckh Nr. 160.

Alfenius, Don. Inscr. p. 317 n. 8, bey Bracci.

. Auch der Töpfer Lukios, von dem eine Lampe mit der Schleifung des Hektor und dem Namen ΛΟΥΚΙΟΥ, bey Bartoli III. 9, erhalten ist, um den Vater des Virgilius zu übergehen, verdient Erwähnung. An dem Henkel eines Gefäßes von Glas wird gelesen ΑΡΤΑCCΙΔω. Artas von Sidon. Panofka Museo Bartold. p. 157. Die sechs griechischen Goldschmiede aus dem Columbarium der Dienerschaft der Cäsarn (Nr. 114 — 122. bey Gori), Zeuxis, Epitynchanus, M. Jul. Agathopus, Stephanus, M. Liv. Menander und Hedys, so wie sechs andere meist Römische, welche Gori aus andern Inschriften und aus ihm Lessing in den Collectaneen unter Zannetti anführt, haben Anspruch in der Gesellschaft der Künstler zu erscheinen. Vorzüglich dürfen die berühmten Figurenweber Helikon, von dem ein Kunstwerk in Delphi gezeigt wurde, und Akesas, bey Jun. S. 2. nicht vergessen werden. Mit Recht ist auch der kydonische Münzmeister Neuantos aufgenommen, welcher lange Zeit und noch bey Eckhel, für den einzigen namentlich bekannten seines Fachs galt, dann Kimon auf syrakusischen Münzen, und im Anhang Sosion, Eukleidas u. a. nach der bescheidenen Stelle, welche die Namen am Helm der Pallas einnehmen. Mit Röhden stimmt in dieser Vermuthung ein früherer Aufsatz in den Wiener Jahrb. 1818. Nr. 2, S. 124 überein, wo namentlich außer Kimon und Eukleidas ein Pythoas von Aptera in Kreta, Εὐμήνου auf einem der Fischlein, welche die Arethusa umgeben, bey Hunter tab. 52. 14. und bey Torremuzza tab. 72, 8. unter dem Kopf, und Ἐλευθέρου und Φιλίστων an dem Helm der Pallas auf Münzen von Velia, bey Hunter tab. 61. 18. 19. angeführt sind, und zwar aus demselben Grunde, daß für Magistratspersonen die Stelle des Namens zu versteckt seyn würde. Daß die Schriftsteller, nie der Stempelschneider der Münzen erwähnen, ist gewiß nicht als zufällig zu betrachten; aber sehr annehmlich erscheint die Vermuthung von Jakobs in den Münchner Denkschr. Th. 5. S. 9, daß zuweilen die Gemmenschneider auch die Matrizen der Münzen gemacht, indem die Typen derselben, vorzüglich der in Groß-Griechenland verfertigten, oft den schönsten Gemmen in Zeichnung und Ausführung nichts nachgeben. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht, worauf Heyne (Antiqu. Auff. I. 23.) aufmerksam macht, daß der Camee des Athenion (bey Eillig S. 101) genau mit einer Münze des albanischen Museums T. I. tab. 10.) übereinstimmt.

Im August 1827.

F. G. Welcker.

Architektur.

Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude. Herausgegeben von Dr. Georg Moller, großherzoglich hessischem Oberbaurath und Franz Heger, großherzoglich hessischem Landbaumeister. Erstes Heft. Das großherzogliche Hoftheater zu Darmstadt. Darmstadt bey Carl Wilhelm Leske. (Ohne Jahrzahl.)

(Fortsetzung.)

Man stellt die Säulen nicht blos nach der Halt- und Tragbarkeit des Materials weiter oder enger von einander, sondern des verschiedenen Eindrucks wegen, den diese oder jene Zusammenstellung macht. — Aus einem sehr richtigen Gefühl brachten auch eben dieses Grundes wegen die altdeutschen Meister viele Säulen zusammen oder in geringe Entfernungen von einander, ob sie gleich fast nirgends zur Haltbarkeit des Ganzen nöthig waren; man kann deßhalb viele davon wegnehmen, ohne daß Einsturz darauf erfolgt.

Auch die Brustwehr über diesen dünnen Pfeilern hätte um mit ihnen in Uebereinstimmung zu treten leichter, d. h. durchbrochen gehalten werden müssen. Die Malerey durch welche der Architekt dieses hat ersetzen wollen, kann nur höchst wenig den massiven Holzbrüstungen die fast eben so hoch als die Stützen sind, von ihrer scheinbaren Schwere nehmen. Wir bemerken noch bey der Gelegenheit, daß die Malereyen für sich von geschmackvoller Form sind; daß aber die Dekorationen der 3ten Logenbrüstung mehr für die untere gepaßt haben würden, weil sie am reichsten und vollsten sind; die unteren aber als die leichtesten, und hinsichtlich der Form und Fülle ärmsten, hätten sich am besten für die obere Logenbrüstung geeignet. — Wenn auch sonst manches gegen die Angabe des Herrn Architekten Hübsch, welcher über den stützenden Stäben noch dünnere verschlungene Stäbe als Brustlehne angibt *) einzuwenden ist, so läßt sich doch nicht läugnen, daß beydes zusammen paßt; wenn diese Arabesken- oder eigentlicher Vogelbauer-Architektur dann auch mit allem Uebrigen kontrastirt. So z. E. mit den Architekturtheilen des Prosceniums und der Umfassungswände des Auditoriums; mit den unteren Säulen und dem Architrav auf dem die Logen des ersten Ranges ruhen, rc. — Eben genannte Säulen tragen übrigens weniger als der Herr Architekt S. 5 der Beschreibung davon zu glauben vorgibt, zur scheinbaren Erniedrigung des nicht weniger als 60 Fuß hohen Auditoriums bey, denn die

*) Seite 18 des Textes zu dem Entwurf eines Theaters; auch Tafel 4 und 5 in den Durchschnitten sichtbar.

Marmorsäulen — wenn auch von grauer also von einer negativen Farbe — müssen sich nothwendig, wenn das Haus erleuchtet ist in einem starken Glanzlichte zeigen, so daß sie dadurch schon wieder scheinbarer werden — Wir würden deßhalb eher geglaubt haben, daß man der Pracht wegen, die an sich schönen Säulen von grauen Marmor hier angewandt habe; weil man sonst die bey Logen als zweckmäßiger befundenen eisernen Stützen beybehalten haben würde, welche — wenn ihnen an diesem Ort ihre eigenthümliche Farbe geblieben wäre — auch die Forderung der Unscheinbarkeit um Vieles besser erfüllt hätten. — Dadurch, daß die Unterstützungen im obersten Rang wegbleiben konnten, wird dagegen allerdings dem Auge nach, das überaus hohe, brunnenartige dieses Raumes gemildert, und diese Anordnung verdient deßhalb großen Beyfall.

Der hohe Untersatz an den korinthischen Säulen der Prosceniums-Wände ist ganz glatt gelassen, wodurch wahrscheinlich am meisten das Reflektiren der Stimmen in das Auditorium hat bezweckt werden sollen. Wir haben aber oben schon bemerkt, daß die abwärts gekehrte Stellung dieser Wände der Wirksamkeit der Stimmen eher entgegen ist; um so weniger würden horizontal vorstehende Streifen, wie durch den nöthigen Sockel und das Deckgesims dieses Untersatzes entstanden wären, nachtheilig geworden, aber unausbleiblich würde daraus die Uebereinstimmung des Untersatzes mit den reichen Säulen und die Verbindung des Prosceniums mit dem Auditorium — durch die Vereinigung des Architrav-Gesimses der unteren Säulen mit dem Deckgesims des Postaments — hervorgegangen seyn. Unser Arch. scheint auch die Verbindung beyder Theile gewollt zu haben, und hat deßhalb mehrere einzelne Linien durchgehen lassen; diese reichen aber eben nicht dazu hin.

Es ist zwar an und für sich passend die fürstliche Loge aus der Reihe der übrigen hervortreten zu lassen, aber durchaus nicht aus dem Grunde, den der Verf. dafür angibt; er meynt nämlich:. das Reflektiren und Durchkreuzen der Schall-Wellen oder Strahlen dadurch vermeiden zu müssen. Hundertfältige Erfahrungen lehren, daß solche Brüstungen an dem Orte auch ohne diesen Vorsprung, kein hörbares und also störendes Echo hervorbringen. Wenn aber unser Architekt glaubt es nicht allein bey dem ersten, sondern auch bey dem zweyten Range thun zu müssen, warum hält er es bey dem dritten und vierten, welche — wenn auch noch etwas höher — dieselben Kreisflächen darbieten, für unnöthig? — Sonst finden wir gegen nachtheiliges Reflektiren nur die bekanntesten Mittel angegeben.

Wir erfahren durch die Beschreibung, daß Gallerien vor den Logen nicht gewünscht worden sind; weil die Logen selbst dadurch verlören. — Wenn nun dieses auch nicht ganz ungegründet ist, so sind jene doch eine große Annehmlichkeit und ein bedeutender Raumgewinn. — Vor dem ersten Rang dieses Theaters hätte aber um so eher eine solche angelegt werden können, weil wenigstens keine Parterre-Logen dadurch versteckt und verdunkelt worden wären; denn die drey in der Mitte werden es schon durch den Vorsprung der fürstlichen Loge, und auf den Seiten sind keine.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Aeußeren:

Von den strengen Forderungen abstrahirend, die wir bey Beurtheilung des Schinkelschen Theaters in Berlin (Siehe Gött. gel. Anz. 19. März 1827) ausgesprochen haben, wollen wir das Ganze allein aus dem Gesichtspunkte eines öffentlichen Gebäudes, das zunächst nicht als architektonisches Kunstwerk sich geltend machen will, betrachten. Finden wir doch nicht einmal auf das Innere des Gebäudes Bezug habende allegorische Bildwerke an vorliegendem Theater, wodurch — wie es z. B. bey dem eben erwähnten von Schinkel der Fall ist — wenigstens in der Nähe betrachtet, dem Beschauer der Zweck des Gebäudes klarer werden könnte, den die Hauptform und sonstige Gestaltung nicht errathen läßt, dem äußern Anscheine nach, sollte man eher auf einen großen Saal mit vielen kleineren Piecen umgeben, schließen; und es konnte deßhalb gar wohl zu einem Börsen-, Ordens-, Stände-, Fest-Lokal ꝛc. bestimmt erscheinen.

Die Trennung der Eingänge für Fußgänger und Fahrende hat der Architekt dadurch gewonnen, daß er erstere auf die Seiten des Gebäudes gelegt hat. — Die Eingänge für die einen kommen dadurch in ein auffallendes Mißverhältniß gegen den der andern; indem die höchst reiche großartige Vorhalle, die diesen übermäßig auszeichnet, den zu Wagen Kommenden beym Aus- und Eingehen gegen Unwetter den nöthigen Schutz gewährt, während jene durch nichts vor den übrigen Nebenthüren für: Schauspieler, Arbeiter ꝛc. ausgezeichnet, durch keine Vorhalle precedirt werden, und was das Schlimmste ist, die Fußgänger erst durch schmale, seitwärts liegende Gänge zu dem geräumigeren Vestibül führen, welches dicht hinter der Unterfahrt liegt.— Alle Eingänge für Zuschauer müssen und können stets von ein und derselben Vorhalle ausgehen.

Die unglückselige Liebhaberey überall Tempelfaçaden anzubringen — die Ursach der größten Uebel bey fast allen neueren Gebäuden — ist es auch hier wieder, welche die vorgenannten, und manche andere Mängel dieses Hauses, deren wir im Verfolg erwähnen werden, mit sich führt. Es scheint als wenn die Architekten glaubten es könne nicht fehlen, daß ihr Gebäude Eindruck macht, wenn sie etwas anerkannt Gutes vorausschickten.

In der perspektivischen Ansicht zeigt sich recht auf-

fallend das Unzusammenhängende und Kontrastirende des übrigen Gebäudes mit seiner vor Allem in die Augen leuchtenden Säulenhalle. — Wenn Beydes auch in einiger Liniärer Verbindung stehet (die — nur in der Vereinigung der unteren Linie des Architravs mit einer des Krönungsgesimses der Gebäudemasse, und der Sockel-Linie mit der oberen der Plinthe bestehend — als solche kaum gelten kann) so herrscht doch nicht der mindeste Zusammenhang zwischen dem Charakterischen beyder Theile; denn wir sehen Architekturtheile in dem reichsten großartigsten Styl neben anderen im ärmsten und kleinlichsten.

Ebenfalls sieht man in dieser Ansicht, wie unangenehm die Dachung des Peristyls, das Gesims und die Pilaster mit denen die höhere Gebäudemasse bekleidet ist, durchschneidet, und das Dach des niedrigeren Anbaues hingegen wieder störend gegen Gebälk und Dachung der Tempelhalle anläuft; wie wenig verbindet sich außerdem das Gebälk derselben mit dem Architrav der Nebengebäude? — Daß den Pilastern und Säulen durch das, die Fenster tragende Brustgesims, welches gegen dieselben anläuft und sie gewissermaßen durchschneidet, außerordentlich geschadet wird, ist ein Fehler, den wir schon oft bey ähnlichen Fällen zu rügen gehabt haben, — der hier aber doppelt unangenehm wird, weil das Gesims fast in der Hälfte der Pilaster und Säulen durchgehet. — Wie kläglich macht sich die Armuth der großen glatten und insbesondere noch (gegen den Mittelbau) zu breiten Flächen neben dem reichen Portikus; es bedurfte ja zum Bereicheren und Unterbrechen dieser Masse eben keiner Fenster, die der Architekt an dem Orte der Treppen wegen (wie er in der Beschreibung sagt) nicht brauchen konnte. Er sagt aber auch, daß er sie absichtlich so schlicht gebildet habe, um die Säulenhalle dadurch zu heben. — Solche herbe Kontraste können das Hervorgehen eines künstlerischen Ganzen unmöglich begünstigen. Der Portikus tritt schon von selbst und trotz seiner Mängel vor allem übrigen glänzend und gewaltig hervor; der Architekt hätte also eher darauf bedacht seyn müssen, das was ihn umgibt auf jede Weise ihm näher zu bringen, und dieser würde sich doch noch immer genug hervorheben! Auch die Reihe einförmiger, magerer, kleinlicher und dabey eingeengter Fenster und Thüren passen schlecht zu den prachtvollen korinthschen Säulen zwischen denen sie erscheinen; ebenso kontrastiren mit dem Uebrigen, die Fenster und Thüren in der unteren Etage der Seitenfaçade; sie sehen — ganz ohne Bekleidung — nicht anders aus als wie später eingebrochene Löcher, die man höchstens an rein ökonomischen, nicht aber an solchen Gebäuden finden sollte! Außerdem tritt der Balkon in der Mitte der Seitenfaçade mit seinen drey unterstützenden Tragsteinen höchst wenig motivirt aus der glatten Wand hervor und erscheint, da er durch keine durchgehende Gesimse verbunden ist, sehr unhaltbar; auch die rohen, unförmlichen und schweren Tragsteine kontrastiren hart, mit dem dünnen und leeren, aus kreuzweis übereinander gelegten Eisenstäben gebildeten, Gitterwerk.

Die Fenster des 2ten Stocks und deren Bekleidungen haben den nöthigen Aufstand, der den unteren ebenfalls fehlt und stehen schon eher mit den reicheren Theilen des Gebäudes in Uebereinstimmung; fehlerhaft daran ist der glatte Streif (Fries) zwischen Sturz und Verdachung. — Der Astragal, welcher sich in der geometralen Ansicht zeigt ist in der perspektivischen weggelassen, umgekehrt würde es beyden Ansichten zur Verschönerung gereicht haben.

Die Pilasterchen im oberen Theil des Gebäudes, haben neben dem Zweck zu dekoriren, gewiß noch den der Mauer, welche den Bühnen- und Auditorien-Raum umgibt, zur Verstärkung zu dienen. Die oberen Theile dieser Pfeilerchen, die allein zu sehen sind, gewähren der von ihnen bekleideten Wand manche Vortheile: sie machen sie scheinbar etwas höher und unterbrechen die glatte Fläche, wodurch dann diese Gebäudemasse leichter und freundlicher erscheint. Diese Vortheile würden noch mehr erreicht worden seyn, wenn der glatte Architrav über denselben etwas niedriger gehalten wäre.

Das obere Dach erscheint, besonders in der geometralen Ansicht, in sehr pyramidaler Form, welches um so auffallender wird, da die übrigen Dachschrägen sanft ansteigen. Nicht allein das Drückende, was diese hohe Dachmasse hat, sondern auch die Linie selbst, in der zu großen Abweichung von der Horizontalen ist unangenehm. In der perspektivischen Ansicht verschwindet diese herbe Form des Daches fast ganz. Es beruhet aber diese Verschönerung nur auf einem Fehler des Zeichners gegen die Perspektive; denn da er den Standpunkt sehr fern genommen, mußte das Dach fast in seiner vollen Höhe sich zeigen. Führt uns der kleine Maaßstab der Zeichnung nicht irre, so beträgt die Differenz ungefähr 6 — 8 Fuß.

(Der Beschluß folgt.)

München, den 28. September 1827.

Gestern sind die lang erwarteten äginetischen Statuen, welche eine der größten Zierden der Glyptothek ausmachen werden, hier angekommen. Drey mit Maulthieren bespannte Fuhrwagen haben sie von Rom über Bologna und durch Tyrol hierher gebracht. Sie wurden in der Glyptothek abgeladen und eine vorläufige Eröffnung der Kisten hat gezeigt, daß sie bis auf einige kleine ganz unbedeutende Verletzungen, die bey einem so langen Transport unvermeidlich waren, vollkommen gut erhalten sind. Sie werden jedoch einige Monate verschlossen bleiben, bis der für sie bestimmte Saal vollendet ist. Dann werden ausser dem Bacchussaal und dem äginetischen, auch der Niobiden- und Heroensaal völlig geordnet zu sehen seyn.

Nr. 85.

Kunst-Blatt.

Montag, den 22. Oktober 1827.

Architektur.

Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude. Herausgegeben von Dr. Georg Moller, großherzoglich hessischem Oberbaurath und Franz Heger, großherzoglich hessischem Landbaumeister. Erstes Heft. Das großherzogliche Hoftheater zu Darmstadt. Darmstadt bey Carl Wilhelm Leske. (Ohne Jahrzahl.)

(Beschluß.)

Der sechssäulige Portikus hat an und für sich ein höchst angenehmes, edles Verhältniß, und er kömmt dem des Tempels zu Nismes (maison quarée) sehr nahe; nur stehet dieser auf einem angemessen hohen Untersatz der an vorliegendem Gebäude, wo die Säulenhalle zur Unterfahrt herabgewürdigt ist, (die hier außerdem noch dieselben Uebel mit sich führt, wie die am neuen Münchener Theater; siehe unsere Rec. desselben; Gött. gel. Anz. 11ten Aug. 1827) zum großen Nachtheil des künstlerischen Erscheinens derselben hat wegbleiben müssen. — Man stellt wohl die stämmigen griechisch-dorischen Säulen auf Stufen (aber doch auf höhere, stärkere, überhaupt mächtigere); allein diese leichten, schlanken Wesen — die korinthischen Säulen — verlangen schon mehr dem Boden entrückt, und auf vermittelnde den Uebergang bildende Untersätze gebracht zu werden. — Der niedrige Stand der Säulen, dicht am Boden, mag wohl auch Ursache gewesen seyn, daß unser Architekt der Basis so viel Höhe und Stärke gegeben hat, ohne sie jedoch durch feine zarte Gliederungen, dem kannelirten Stamm und sculptirten Kapitäl im Reichthum zu nähern.

Hinsichtlich der Höhe sind die Kapitäle der Säulen gleich den einzigen auf uns gekommenen griechisch-korinthischen, am Monument des Lysikrates in Athen, gebildet; Blätter und Stengelschmuck aber ist wie der Architekt selbst sagt nach denen in Eleusis geordnet. — Wenn auch die Proportion dieses Kapitäls fast an das zu Hohe gränzt, so ziehen wir diese Ueberschreitung doch noch der umgekehrten, die sich dem gedrückten nähert, (wie z. B. die Kapitäle am Portikus des Pantheon, die am häufigsten von den heutigen Architekten nachgeahmt werden) vor. — Der Astragal oder eigentlich nur der Reif an demselben ist wahrscheinlich blos durch die Schuld der Kupferstecher unangenehm stark; doch dieser Fehler läßt sich durch die Kleinheit des Maaßstabes entschuldigen.

Erschien schon der Architrav zu der Säulenordnung zu arm, so müßten Fries und Frontonfeld, da beyde Architekturtheile zum Schmuck recht eigentlich bestimmt, hier aber ganz leer sind, durch diese Vernachlässigung recht auffallend Regel und Geschmack verletzen. — Auch das Hauptgesims hat offenbar — und noch dazu dicht neben einander — zu viel glatte Streifen und zu wenig gebogene Glieder. Den sogenannten Eyerwulst den wir bey antiken Monumenten fast immer über der Zahnschnittplatte finden, hat unser Architekt unter dieselbe gebracht, ohne statt dessen ein anderes gebogenes, verziertes und doch zugleich die nöthige Tragkraft besitzendes Glied, an die Stelle zu setzen; und dieß Verfahren hält er nach S. 6 seiner Schrift für eine Verbesserung. Auch haben wegen zu großer Ausladung des Eyerwulstes die Zahnschnitte wegbleiben müssen, welches Alles wahrlich keine Verschönerungen des korinthischen Kranzgesimses genannt werden können. — Das schräg aufsteigende Gesims ist im Ganzen ein wenig zu schwach; sonst ist es sehr zu loben, daß unser Architekt die Tragsteine daran weggelassen hat, wofür er auch den richtigen Grund — daß sie sich nämlich an dem Ort verschieben — angegeben hat.

Auf den Ecken des Frontons fehlt wieder aller Schmuck, der bey den Portiken der Alten, ursprünglich wohl selten wegblieb. — Das ganze Aeußere hat durch alle diese Weglassungen troß der korinthischen Säulen etwas nüchternes und unfertiges.

Von dem Treppenhaus, dem Vestibül und Foyer, die in den Durchschnitten des Gebäudes sich zeigen, kann man leider auch nicht viel rühmliches sagen. In dem Theil des Vestibüls den man im Längendurchschnitt sieht, finden wir außerdem den rundbogen Styl mit dem gerad-

linigten vermischt; *) Säulen von acht Durchmesser und wenig Verjüngung ohne Füße.**) Im Längendurchschnitt des Vestibüls sehen wir ferner Pfeiler mit Kämpfergesimsen wieder ohne Fußgesimse oder Sockel; die mittlere Zwischenweite dieser Pfeiler ist halbkreisförmig überwölbt und der bedeckende Bogen mit einem Gesimse bekleidet; die beyden anderen Zwischenweiten sind geradlinigt überdeckt, aber die Stärke der Bedeckungen nicht wie bey der Bogenbekleidung angegeben, hier sehen wir nur ein Stück glatte Wandfläche darüber. Einem Jeden muß es auffallen wie bedeutend viel an diesem Orte fehlt. Man vermißt dabey am meisten die ordnende alles in Einklang bringende Hand des Meisters.

Fast ebenso vernachlässiget oder eigentlich wie durch Zufall hervorgegangen sind die Dekorationen des Foyer, im oberen Theil des Gebäudes: Die reichen Kapitäle der Pilaster lassen noch mehr wie die an den früher besprochenen des Vestibüls die Basen vermissen; unter den Pilastern geht ein übermäßig hoher Sockel durch; in einigen Zwischenweiten sind Thüren mit gewöhnlich gegliederten einfachen Bekleidungen; in andern unverhältnißmäßig hohe, wahrscheinlich Spiegel enthaltende Felder, welche zunächst mit einem ganz glatten Streif umfaßt sind und obenauf einige krönende gebogene Glieder haben; darunter stehen Konsol-Tische auch von ungünstiger Form; in noch anderen Zwischenweiten finden wir im Gegensatz wieder Formen gedrückten Verhältnisses. Es sind nämlich Figuren enthaltende Nischen ganz ohne alle Umfassung; die wahrscheinlich als Ofen dienende Postamente sind von übler Form und die Figuren selbst unverhältnißmäßig klein. Außerdem sind die Nischen noch zu breit für den langen schmalen Inhalt. Der hohe Sockel trägt auch noch dazu bey, die Nischen niedriger zu machen. Daß er an denselben aufhört ist ein Mangel für sich, weil sich der glatte Abschnitt häßlich macht. — Es ist leicht zu errathen, warum der Architekt diesen hohen Sockel, der wie wir sehen so vielen Theilen schädlich werden mußte, gemacht hat. Einmal um die Pilasterzwischenweiten, welche ihm durch die Länge, die der Saal nun einmal hatte, gegeben waren, damit zu verkürzen; dann um eine Art Untersatz zu erhalten, der die Pfeiler zugleich erhöhe; vielleicht auch um mehr Farbenvariation hervorbringen zu können. Aber alles das hätte auf eine viel schönere Weise durch eine förmliche Brüstung, die unter den Pilastern Postamentchen gebildet und ohnehin dieselben besser unterstützt haben würde als die hohen kahlen Würfel, — geschehen können. Zugleich würde sich eine solche Brüstung besser an die Höhen der Tische und Postamente haben anschließen können.

Die Felder zwischen Pilaster, Untersatz und Gebälk, brauchten nicht dadurch zu verlieren, da sie auf Kosten des Gesimses, was ohnehin für einen inneren Raum zu mächtig und vollständig ist, dieselbe Höhe hätten behalten können. — Wir sind hierbey so sehr ins Detail gegangen, um zu zeigen, wie auch das Unbedeutend scheinende Beachtung verlangt, wenn ein schönes harmonisches Ganze entstehen soll.

Die Dachungen bestehen aus gewöhnlichem Hänge- und Sprengwerk, wovon das über der Bühne das Bedeutendste ist, indem der zu überspannende Raum 100 Fuß mißt; im Querdurchschnitte detaillirt angegeben. Aehnliche finden wir in Italien und Frankreich bey Kirchen und anderen großen Gebäuden ausgeführt; hier hat man diese Konstruktion wahrscheinlich gewählt, um starkes Holz zu sparen. — Bühne und Auditorium werden mit geheizter Luft erwärmt; die Ofen stehen in feuerfesten Gewölben.

Der Stich der sechs Platten ist von Emilie Susemihl und J. C. Susemihl (der uns schon durch das erste Schinkelsche Heft bekannt ist) sehr nett und scharf nach den Zeichnungen ausgeführt; und wir vermissen fast nichts daran als die hervorhebenden, und überhaupt wohlthätigen Schattenlinien, wie wir sie bey Konturstichen von Normand und anderen guten Kupferstechern zu sehen gewohnt sind.

Der Preis ist äußerst billig; das Heft kostet zwey Gulden vier und zwanzig Kreuzer.

Kassel.

Wolff.

---

*) Wir finden eine merkwürdige darauf Bezug habende Stelle im Texte: „ohne beurtheilen zu wollen, welcher „der uns bekannten älteren oder neueren Baustyl der „Bessere ist, so gilt doch ohne Zweifel für alle ohne „Ausnahme die Regel; daß die Theile unter sich „und mit dem Ganzen in Harmonie seyn „müssen. Aus diesem Grunde wurden bewogen mit „den Linien der Architrave der Säulenhalle, die Fenster „und Thüren horizontal überdeckt.“ Unmittelbar hierauf läßt er folgen: „Nur an dem hinteren Eingange „der Bühne und an dem Antritt der gewölbten Haupt„treppe konnten Bogen nicht wohl vermieden werden.“ — Warum konnte der Arch. die wie er selbst einsieht gegen den Styl verstoßenden Rundbogen nicht vermeiden? hat er doch die viel größere Zwischenweite von den freystehenden Säulen des Portikus bis zum Gebäude gerade überdeckt? er hatte um so weniger diesen Styl hier anwenden sollen, da er ihn nicht durchzuführen wußte.

**) Unser Arch. meynt wahrscheinlich solches wäre erlaubt, weil sie Kapitäle haben, wie man sie an den griechisch-dorischen Säulen findet. In unserer Anzeige des dritten Schinkelschen Heftes haben wir zu zeigen gesucht, daß der Grund, warum die Griechen den Säulen mit solchen Kapitälen keine Füße gaben, in etwas anderem gesucht werden müsse.

Ueber die Landschaften des Herrn Malers Siegert in Breslau und über seine Dioramen.

Vom August.

Unter allen Landschaftgemälden, welche seit mehreren Jahren auf den hiesigen Kunstausstellungen zu sehen waren, haben keine so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, als die von Herrn Maler Siegert, und erst kürzlich hat er durch sein in diesem Jahre wieder eröffnetes Diorama so allgemeinen und lauten Beyfall eingeärntet, daß es zu verwundern ist, wie noch Niemand daran gedacht hat, weder über seine frühern Leistungen noch auch über das Diorama irgend eine ausführliche Nachricht oder Beurtheilung dem kunstliebenden Publikum vorzulegen. *) Obschon es in Breslau keineswegs an Leuten fehlt, die mit der Feder vertraut oft das unbedeutendste ihrer Aufmerksamkeit würdigen, so scheint es doch, als wollten sie die Gelegenheit über Werke der Malerey etwas gründliches zu sagen, ganz unbenuzt vorübergehen lassen, nicht achtend den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen Künstler und Publikum. Das Wenige, was bisher in den immer nur sehr oberflächlichen Ausstellungskritiken über die Leistungen des Hrn. Siegert gesagt worden ist, wird wohl schwerlich hinlänglich seyn, das Charakteristische seiner Art der Auffassung und Darstellung der Natur deutlich zu machen, und so scheint es denn keiner weitern Rechtfertigung zu bedürfen, wenn ein Verein von Künstlern es selbst versucht, diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen. Wenigstens wird man auf diesem Wege eine strenge Gerechtigkeit erwarten können.

Wer sehr viele alte Landschaften gesehen, und sich in dieselben so recht einstudirt hat, wird bey dem ersten Anblick eine Siegertsche Landschaft vielleicht zu hell und schwach von Farbe finden. Aus den meisten alten Landschaften, sey es nun auf Rechnung des Nachdunkelns, oder des einmal angenommenen Styles, ist man gewöhnt, alle Schatten stark ins Dunkle gezogen zu sehen, und ist versucht zu glauben, daß nur auf diesem Wege die nöthige Wirkung des Lichtes zu erreichen sey. Man vermißt in denselben, durch die allgemeine Haltung bewogen, keineswegs einen gewissen höhern Grad von Deutlichkeit der Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Farben, weil man einsieht, daß sie nur als helle Flecken störend hervortreten könnten. Man begnügt sich oft mit einer gleichsam durchgängigen Farblosigkeit und verlangt nicht die Frische und den Glanz der Farben, den die Natur besonders im Frühling und in den südlichen Gegenden gewährt, im Bild wiedergegeben zu sehen, wenn man dafür nur eine allgemeine Harmonie der einzelnen Tinten findet, die aber oft so weit ins Dunkle und Braune gestimmt ist, daß man annehmen möchte, die Natur erscheine durch ein schwarzes oder braunes Glas. Man lobt den sogenannten Baumschlag, den viele Landschaftsmaler ihrer Hand gleichsam wie eine eigenthümliche Handschrift viele Jahre hindurch eingeübt haben, und der selbst von den bessern oft nur mit wenigen Abänderungen für die verschiedenen Baumarten angewandt wird, aber eigentlich nur in einer gewissen Ordnung von kleinen Strichen und Häckchen besteht, die von dem Bilde, welches das Laub eines Baumes wirklich gewährt, oft sehr verschieden ist.

Von allen diesen Eigenschaften findet man in Siegerts Landschaften nichts, und daher ist es wohl zu entschuldigen, wenn man bisweilen, selbst von Kunstverständigen sagen hört, sie hätten sich mit seiner Art der Darstellung erst vertrauter machen müssen, während der größere Theil der Beschauer unwillkürlich seinen Landschaften den Vorzug vor vielen andern gibt.

Das erste, was dem Beschauer höchst erfreulich und ansprechend aus denselben entgegen tritt, ist das unverkennbare Streben, den Tag mit seiner vollen Lichtwirkung darzustellen. Und gerade hierdurch unterscheiden sich die Landschaften und Hrn. Siegert sehr vortheilhaft von den meisten ältern, und erwerben ausser dem Beyfall der strengern Beurtheiler der Kunst auch noch in hohem Grade die Aufmerksamkeit der größern Publikums. Vielleicht haben sich viele der frühern Landschaftsmaler zu schnell von der großen Schwierigkeit, die damit verbunden ist, abschrecken lassen, und um dieselbe zum Theil zu umgehen, auf die spätern eine Art von Konvention übertragen, die stillschweigend immer weiter ausgedehnt worden ist. Von allem Konventionellen in der Darstellung der Natur ist aber Hr. S. vollkommen frey, und um einigermaßen klar zu machen, auf welchem Wege er die Wirkung des Sonnen- und Tageslichtes in seinen Landschaftsgemälden so sehr erreicht, wird es nöthig seyn sich unmittelbar auf die Natur zu beziehen.

Wenn man an hellen sonnigen Tagen die Farben der Schatten im Freyen beobachtet, so wird man finden, daß sie nicht sowohl eine Verdunkelung der eigenthümlichen Farbe eines jeden Gegenstandes sind, sondern in einen ganz andern kontrastirenden Ton übergehen, der jedoch immer der eigenthümlichen Farbe eines jeden Gegenstandes genau entspricht. Sie sind nur so dunkel, daß fast alle Details in denselben mit ihren Formen und Farben erkennbar bleiben, und haben ihre eigene Beleuchtung vom blauen Himmel oder dem Widerschein der Wolken; also das eigentliche Tageslicht im Gegensatz mit dem Son-

*) Ueber Hrn. Siegerts Panorama vom Aetna hat das Kunstblatt früher eine ausführliche Nachricht geliefert.

Red.

nenschein. In der Regel sind die Schatten desto bläulicher und ins violette gehend, je goldener die von der Sonne beleuchteten Flächen erscheinen. Glühender werden die Schatten nur da, wo wirklich Widerscheine des Sonnenlichtes von andern Körpern her möglich sind, am glühendsten sind diejenigen Partieen erleuchtet, durch welche ein Durchscheinen der Sonne erfolgen kann, wie oben in den von unten gesehenen Laubmassen. Diese Beobachtungen weiß Hr. S. so glücklich zu benutzen, und der Natur treu, so wohlthuend in dem ganzen Bilde durchzuführen, daß oft nichts zu wünschen übrig bleibt.

Da Hr. S. seine Studien zur Landschaft unmittelbar nach der Natur gemacht hat, so daß man sich nicht erinnert, je eine Kopie von ihm gesehen zu haben, so hat er auch in Behandlung des Laubes, der Gräser, und aller andrer Arten südlicher Gewächse, welche in seinen Landschaften in großer Fülle angebracht sind, einen ganz eigenen Gang genommen, ohne sich irgend einer der mancherley Baumschlagmanieren zu ergeben. Vielmehr konnte man aus seinen frühern Landschaften deutlich ersehen, wie er die Formen der verschiedenen Laubarten genau nachzubilden suchte, was ihm anfänglich wohl viel Zeit gekostet haben mag, und wie er später einen Weg gefunden hat, nach und nach mit geringerer Mühe die möglichste Wahrheit zu erreichen.

Vergleicht man die Farben, welche Hr. S. seinen Landschaften zu geben weiß, in Hinsicht ihres Glanzes und ihrer Schönheit mit denen, welche die Natur dem Auge darbietet, so muß der unbefangene Beschauer eingestehen, daß wenige der frühern Landschaftsgemälde in gleichem Grade der Wahrheit nahe kommen. Man bewundert unwillkürlich das durchscheinende Sonnenlicht in den Orangenhainen, das Silberglänzende der Oliven, das Dunkle der Cypressen, die goldenen Säume der Wolken und fernen Gebirge, die Klarheit des Meeres, das Duftige der im Schatten liegenden kühleren Thäler und Schluchten im Gegensatz des brennenden Sonnenscheines an kahlen Felsen, und die Ueppigkeit der ganzen Vegetation, ohne daß nur irgend etwas, die allgemeine Harmonie störend, hervorträte.

Da Hr. S. sich früher auf der Akademie in Paris unter David, und noch mehrere Jahre später bis nach seiner Rückkehr aus Italien ausschließlich dem historischen Fache gewidmet hatte, so wird es ihm leicht, seine Landschaften durch Figuren zu beleben, zu denen er auf seinen Reisen die mannichfaltigsten Studien gesammelt hat. Fast jedes seiner Gemälde ist durch irgend eine, dem Charakter des Ganzen angemessene Gruppe geschmückt, welche unmittelbar nach der Natur gezeichnet zu seyn scheint, so ernst und lebendig tritt sie uns entgegen und macht uns auf die angenehmste und anschaulichste Weise mit den Sitten und dem Kostüme der Bewohner der dargestellten Gegenden bekannt.

Nach allem bis hieher gesagten ist wohl begreiflich, daß der ungetheilteste Beyfall seinen Leistungen nicht vorenthalten werden kann, und daß sie hinlänglichen Stoff zu gründlicher Beurtheilung und allgemeiner Aufmerksamkeit darbieten, die ihnen leider bisher noch nicht zu Theil geworden ist; dieß mußte um so mehr auffallen, als Hr. S. aus seinen reichen Mappen immer nur die interessantesten klassischen Gegenden Italiens und Siciliens, mit der gewissenhaftesten Treue nach der Natur gezeichnet, zur Ausführung erwählt hat, an welche sich unmittelbar die wichtigsten historischen und artistischen Forschungen anschließen lassen, wenn nicht hinzugefügt würde, daß die nicht geringe Zahl seiner Arbeiten immer so schnell Käufer gefunden hat, daß es ihm unmöglich war, etwas bedeutendes zu auswärtigen Ausstellungen gelangen zu lassen.

Vor ungefähr sechs Jahren stellte Hr. S. ein großes Panorama zur Ansicht des Publikums auf, welches von einem Weingarten in der Nähe des Klosters Trecastagna aus, einen sehr klaren und vollständigen Ueberblick des ganzen Aetnagebirges darbot. Das Gemälde war durch mancherley Gruppen höchst lebendig dargestellten Figuren geziert, und in demselben die große Schwierigkeit glücklich gelöst, bis in den nächsten Vordergrund helles Sonnenlicht anzunehmen. Das Ganze zog durch seine Frische und Wahrheit ungemein an. Bald ging es auf einen andern Besitzer über, welcher es in den bedeutendsten Städten Deutschlands aufgestellt hat, und überall des größten Beyfalls sicher war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 86.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. Oktober 1827.

Ueber die Landschaften des Herrn Malers Siegert in Breslau und über seine Dioramen.

(Beschluß.)

Wir kommen nunmehr zu den Dioramen, welche Hr. Siegert im Herbste des vorigen Jahres eröffnete, und wodurch er die Aufmerksamkeit des hiesigen kunstliebenden Publikums in hohem Grade erregte. Es wird nöthig seyn, einige Worte über die Benennung vorhergehen zu lassen, und dann nur noch eine Beschreibung derselben zu geben, da das von seinen Landschaftgemälden überhaupt gesagte in denselben um so mehr seine Anwendung findet, je umfassender sie sind.

So viel uns bekannt ist, will Hr. S. den Namen Diorama als Durchsicht verstanden wissen und gewährt dieselbe, indem er die Blicke der Beschauer durch, im nächsten Vorgrund zweckmäßig angebrachte Umfassungen beschränkt, durch welche hinaus sich die Aussicht in die Gegend bis in die weiteste Ferne täuschend wahr eröffnet.

Solcher Aussichten hat er zwey aufgestellt. Zur ersten tritt der Beschauer in ein geschmackvoll eingerichtetes italienisches Zimmer, dessen eine größere Wand von fünf hinlänglich großen Thüren unterbrochen ist; durch dieselben blickt man über einen kleinen, wenig beleuchteten und in einiger Entfernung von Mauerwerk umschlossenen Hof vom Abhange des Pausilip hinab, nach dem Golf von Neapel.

Ein bedeutender Theil dieser herrlichen Stadt zeigt sich links und umschließt amphitheatralisch mit Portici, Resina und Torre del Greco den Spiegel des Meeres, gegenüber der Vesuv mit den ihn umgebenden Bergen. Rechts erhebt sich hoch über das Meer ein freundliches Landhaus, von terrassenartig aufsteigenden Weingängen und Gärten umgeben, welche sich bis in den nächsten Vorgrund erstrecken und von frohen Winzern und Winzerinnen mit der Weinärndte beschäftigt, belebt werden. Hier sind die Figuren fast lebensgroß, und gewähren in ihrer eigenthümlichen Landestracht, das fröhlichste Bild des südlichen Lebens, während auf der linken Seite die größte Armuth einer Lazaroni-Familie, durch die Wohlthätigkeit einer wohlhabenden Pächterin nur noch fühlbarer, sich unsern Blicken darbietet. Den Mittelgrund beleben mannichfaltige Gruppen von neapolitanischem Volk, theils in dort üblichen Spielen und Belustigungen, theils in seinem gewöhnlichen Treiben begriffen.

Durch eine sehr wohl berechnete Vorrichtung ändert während der Beschauung die Beleuchtung des Gemäldes in der Art, daß das urspüngliche Tageslicht sich allmählig immer mehr röthet, bis zur höchsten Gluth des Sonnenunterganges, die wahrhaft täuschend vom Meere und der ganzen Gegend widerstrahlt, dann aber bis zur nächtlichen Dämmerung nach und nach erlischt. Während Luft und Landschaft sich immer mehr verdunkeln, bemerkt man Anfangs leichten dünnen Rauch, welcher sich vom Krater des Vesuv erhebt, hellere Ränder, als finge der Krater selbst zu leuchten an, und diese gewinnen bey der zunehmenden Dunkelheit der Gegend immer mehr an Gluth. Endlich zeigt sich ein glänzend feuriger Strahl, der aus dem Krater emporsteigend, sich in eine glühend erleuchtete, und sich nach oben in düstern Nebel auflösende Rauchwolke endigt. Doch bald nimmt auch diese Erscheinung in ihrem Glanze wieder allmählig ab, in demselben Maße, als ein bläulich frisches Morgenlicht sich nach und nach über die Gegend ergießt, welches zuletzt von dem klarsten Sonnenschein verdrängt wird.

Um zur zweiten aufgestellten Aussicht zu gelangen, tritt man aus dem italienischen Zimmer in ein reich dekorirtes großes Zelt, welches man sich auf den Ruinen der amphitheatralisch angelegten Logen des antiken Theaters von Taormina gleichsam zum Empfang hoher Reisenden errichtet, denken muß. Die eine größere Wand des Zeltes ist ganz geöffnet, und nur mitten von einem schmalen Pfeiler getheilt, gewährt sie die freye Aussicht ebenfalls über einen kleinen, durch Zeltwände begränzten etwas dunkeln Vorhof nach zwey Seiten. Links blickt man über die Ruinen des imposanten Theaters und über das freundliche Städtchen von Taormina nach dem Meere

an der Küste von Sicilien hin, bis zum Aetna, dessen ganze sich weit ins Meer erstreckende Absenkung vom Schneegipfel herab, sich dem Beschauer in der klarsten Sonnenbeleuchtung zeigt, und rechts über ein kühl beschattetes reizendes Thal, in welchem sich ein Kapuzinerkloster mit seinen Gärten ausbreitet, nach den taurischen Gebirgen, welche sich an das Aetnagebirge anschließen, und ziemlich nahe in den wunderbarsten und schroffsten Felsenmassen, deren Spitzen zum Theil mit kleinen Städtchen und Kastellen bebaut sind, sich erheben.

Die Vorgründe dieser beyden Gemälde sind, der einsameren Gegend angemessen, von wenigen Figuren belebt. Nur Reisende, begleitet von ihren Führern, und einzelne Hirten mit weidendem Vieh, bemerkt man, und der Zuschauer bleibt so ganz seinen Gefühlen überlassen, bey dem Anblick jener herrlichen Gegenden, in welche er sich durch die ausserordentliche Wahrheit der Darstellung ganz versezt glaubt. Auch hier wechseln mit der herrlichsten Wirkung die Tageszeiten mit ihrer Beleuchtung und erhöhen die Täuschung nur noch mehr. Wesentlich unterscheiden sich die Dioramen des Herrn Maler S. von den in Paris ausgestellten, indem sie durchaus aller weitern Maschinerie ermangeln, und eigentlich vollkommen ausgeführte Oelgemälde sind, welche auch in Rahmen, in irgend einem Saale aufgestellt, ihre Wirkung keinesweges verfehlen können. Allerdings wird diese durch die möglichst vortheilhafte Beleuchtung, welche außer dem reinen Tageslicht auch noch geröthet und verdunkelt angewandt wird, durch den bestimmt angewiesenen Schauplatz und die gänzliche Abschließung, so daß man nie das Ende des Gemäldes erblicken kann, bedeutend, und fast bis zur Täuschung erhöht, doch ist weder transparente Behandlung, noch irgend eine andere mechanische Hülfe benuzt. Hr. S. hat sich vorzüglich durch den Eindruck, den jene schöne Natur auf ihn gemacht hat, bewogen gefühlt, dieses ungewöhnliche Format und diese gänzliche Abschließung zu wählen, und denselben durch sein Kunstwerk auch dem Zuschauer möglichst unverkürzt zu gewähren.

Die Größe jedes Gemäldes ist ungefähr 12 Fuß auf 32 Fuß, und wurde das Mittel, so viele Details, zu denen Hr. S. die genauesten Studien besizt, darzustellen, als in kleinerem Format niemals ausführbar sind. Er ist auch dadurch der Natur um ein Bedeutendes näher gekommen, so daß Reisenden, welche die dargestellten Gegenden besucht haben, auch das Geringste ins Gedächtniß zurückgerufen wird, und sie sich bald, wie in der Natur im Bilde einheimisch finden.

Eben ist Hr. S. im Begriff, diese Dioramen zu schließen, und mit einem neuen zu vertauschen, worüber später ausführliche Nachricht zu geben, der hiesige Verein von Künstlern nicht unterlassen wird.

Vorgelesen im Breslauer Künstlerverein
von Karl Schwindt.

Neue Kunstsachen.

Abbildungen sämmtlicher Pferderaçen, nach der Natur gezeichnet, lithographirt und herausgegeben von R. Kuntz mit erläuterndem Text von E. D'alton. Karlsruhe auf Kosten des Künstlers und in Kommission bey J. Velten. Gr. qr. Fol.

Der Künstler hat sich bey diesem Werke die Aufgabe gestellt, eine vergleichende Ansicht aller Pferderaçen zu geben, woraus der Uebergang der Stammarten in die Abarten und die von dem verschiedenen Bau derselben abhängigen Vorzüge erkannt werden mögen.

Wenn jene Aufgabe bis jezt noch von keinem Künstler, in ihrem ganzen Umfange befriedigend gelößt worden, so liegt die Ursache wohl zunächst in der Schwierigkeit, alle die Bedingungen vereinigt zu finden, unter denen einzig und allein das Gelingen des Unternehmens möglich ist. Sehr treffend sagt in dieser Hinsicht der kundige Verfasser des Textes, welcher zu dieser Arbeit vor vielen berufen war: „Um die charakteristischen Unterschiede der Raçen gehörig aufzufassen, erfordert es eine sorgfältige Vergleichung von Individuen, welche die Merkmale ihrer Abstammung in größter Vollkommenheit an sich tragen. Wie nun solche Repräsentanten schon an sich selten sind, und nur durch glückliche Auswahl und genaue Vergleichung ausgemittelt werden können, so finden sich Pferde von verschiedener Herkunft und gleicher Vollkommenheit zu gegenseitiger Bestimmung ihrer Eigenthümlichkeiten noch weniger zusammen. Sollen demnach Abbildungen, welche für den Beurtheiler, an die Stelle der Natur treten, das Geforderte leisten, so sind, ausser der seltenen Gelegenheit, die Originale aufzufinden, auch von Seiten des Künstlers noch besondere anatomische Kenntnisse und die schwer zu erwerbende Fähigkeit, den flüchtigen Moment in der lebendigen Bewegung mit großer technischer Fertigkeit aufzufassen, erforderlich."

Wir haben die Worte D'altons um so lieber hier aussprechen wollen, da in ihnen zugleich die Prämissen unseres Urtheils über das Werk selbst enthalten sind. Hr. Kuntz war nicht nur so glücklich, auf seinen Reisen durch einen beträchtlichen Theil von Europa die geeigne-

ten Vorbilder zu seinen Studien zu finden und sie mit Muse benutzen zu dürfen; er besizt auch in hohem Grade die wissenschaftlichen Kenntnisse und künstlerischen Eigenschaften, ohne welche jene Begünstigung des Zufalls für ihn und die Kunst so gut als verloren gewesen wäre. Ausserdem waren bey diesem Unternehmen zwey Abwege zu vermeiden, die sehr nahe lagen, der Künstler konnte, im Streben nach Gründlichkeit kalt und trocken werden, oder in Versuchung kommen, jene dem malerischen Effekt zu opfern, und sich von seinem Feuer zur ungenauen flüchtigen Behandlung hinreißen lassen, wie es dem wackern Hrn. Vernet manchmal geschieht. Herr Kuntz hat sich von keinem dieser Nebenwege verlocken lassen; man vermißt in seinen Blättern weder das treue Studium der Natur und die strenge Zeichnung, noch den Reiz einer geschmackvollen, geistreichen Darstellung und sorgsamen Vollendung. Die Stellungen seiner Pferde sind abwechselnd, charakteristisch, auch die Beywerke bedeutsam, und mit Vergnügen sieht man, wie der junge Künstler sich die Vorzüge der französischen Lithographen eigen gemacht, ohne in ihre Vernachlässigungen oder Uebertreibungen zu fallen.

Es ist schon überhaupt der größte Lobspruch auf dieses Werk, daß ein Mann, wie D'alton (in der Vorrede) bekennt: Die Zeichnungen dazu allein hätten ihn bewogen, noch einmal zu einem Gegenstande zurückzukehren, dem er sich früher mit besonderer Thätigkeit geweiht, welchen er aber später; sich vom Besondern zum Allgemeinen wendend, für immer verlassen zu haben geglaubt.

Das Ganze wird in sechs Heften abgeschlossen werden, und jedes Heft aus sechs Blättern, nebst dem erforderlichen Texte bestehen. Der erste Heft, welchem nächstens der zweyte folgt, enthält: arabische, persische und limousinische Pferde; zwey Wagenpferde des Königs von England, einen englischen Vollbluthengst und Pferde aus dem Gestüt zu Neustadt an der Dosse. Umschlag, Druck, Papier, überhaupt das ganze Aeußere, sind von angemessener Eleganz.

Erwägt man die großen Kosten dieses Unternehmens, welches ohne weite Reisen und einen beträchtlichen Zeitaufwand nicht zu Stande kommen konnte, und dem deutschen Namen wahrhaft Ehre bringt, so muß man wünschen, daß der Künstler in der Aufnahme des Publikums einige Belohnung für seine Mühe und Aufopferungen finden möge, zumal da er das Werk auf eigene Kosten herausgibt. Der noch fortbestehende Subscriptionspreis ist drey Dukaten für das Heft. Man bezieht die Exemplare vom Künstler oder von der J. Veltenschen Kunsthandlung in Karlsruhe, welche sie zu denselben Preisen erläßt. Die Liebhaber können auf tadellose Abdrücke rechnen.

Der Text von D'alton, dem Verfasser der meisterhaften Naturgeschichte des Pferdes (Weimar 1809) ist keine müßige Zugabe und nicht minder interessant für den Pferdeliebhaber als für jeden andern, dem es um genauere Kenntniß dieser Thiere zu thun ist.

Wäre in Deutschland mehr ächter Kunstsinn als zufällig angeregte Liebhaberey vorhanden, hätte der Geschmack der Bessern unter uns nicht fast überall eine durchaus einseitige Richtung; und bedächten besonders die Sammler, daß der wahre Werth eines Kunstwerks ein bleibender seyn müsse, so würden Produktionen wie die gegenwärtige, nicht Mühe haben, sich unter der täglich wachsenden Menge ephemerer Erscheinungen bemerklich zu machen.

Wahrlich, wie vornehm auch manche unbeglaubigte Sprecher von der in Goethe's Faust näher bezeichneten Höhe herab sich gegen das Ausland gebärden mögen, so wird man doch den Britten, Italienern, Niederländern und Franzosen zugestehen müssen, daß sie auch auf dem Felde der Kunst, das Verdienst leichter zu erkennen und gerechter zu schätzen wissen, als wir, denen Schiller in seiner Theilung der Erde, das Loos des Dichters, wohl nicht ganz mit Unrecht zugetheilt hat.

—ber.

Antwort auf ein sogenanntes unbefangenes Wort über die Kunstausstellung zu Bamberg, im Kunstblatte Nro. 61. *)

Der Verfasser des Aufsatzes in Nro. 48. d. Bl. über die Bamberger Kunstausstellung findet sich veranlaßt, auf die oben bezeichnete Aeußerung mit Wenigem zu antworten, weil man seine Ansicht größtentheils mißverstanden hat. Er beurtheilte einige der Kunstgegenstände, welche ausgestellt waren, nicht den Zweck der Ausstellung, nicht die Gesellschaft, welche sie zu Stande brachte, daher es ihm bey der Beurtheilung der Kunstgegenstände sehr gleichgültig war, ob die Ausstellung zur Milderung — des gränzenlosen Unglückes der Griechen, veranstaltet worden ist, ob der Bamberger Kunstverein aus sehr schätzenswerthen Künstlern, — aus Männern,

*) Dem Verf. der ersten Beurtheilung der Bamberger Kunstausstellung können wir den Raum zu einer Vertheidigung gegen den ihm wiederfahrenen Angriff nicht versagen, obgleich uns der Ton in welchem diese Fehde geführt wird, dem Zweck wenig angemessen erscheint; wir erklären hiemit, daß wir nichts mehr über diesen Gegenstand aufnehmen werden, und bitten, uns mit weiteren Zusendungen darüber zu verschonen.

Red.

welche sich durch ihre geistigen Vorzüge — durch ihren Rang — auszeichnen, besteht, ob es Künstler oder Kunstrichter gibt, die viele theoretische Kenntnisse besitzen, oder ob es Künstler gibt, welche gar keine haben. Dieses Alles ging natürlich den Ref. nichts an, und es wäre gewiß sehr albern, wenn der Beurtheiler einer Kunstausstellung zuerst diejenigen würdigen wollte, welche sie zu Stande gebracht haben. Was Ref. an der Zeichnung von Gündter und an dem Modelle von Wurzer tadelte, gibt G., der Verf. des unbefangenen Wortes, größtentheils selbst zu. Warum nennt er dann die Beurtheilung hämisch, schonungslos und leidenschaftlich? Wenn er sagt, daß einige der Behauptungen: 1) durch die heil. Schrift, 2) durch das Ausmessen vom Haupte des Gekreuzigten, 3) durch die Regel des da Vinci in Hinsicht der Anordnung, widerlegt werden, so steht er in großem Irrthum. Erst hätte G. über diesen Gegenstand die heil. Schrift studiren sollen, und er würde gefunden haben, daß Christus weder als ein sehr abgehagerter, noch als ein wohlgemästeter Mann dargestellt werden darf, wie lezteres in dem Modelle der Fall war. Hier sah der Kopf des Heilandes hinter dem hohen, wie mit einem Fleischballen überzogenen Brustkasten, wie hinter einer Verschanzung hervor, wodurch beym Anblick das Verhältniß zum Ganzen auffallend gestört wurde. Was die Regel des da Vinci betrifft, so wäre es viel besser gewesen, G. hätte statt 3 Mal so weit zurück zu treten, als die Figuren hoch sind, 12 Mal so weit gesagt, dann wären alle Details sammt ihren Fehlern verschwunden. Daß die Fehler, worauf Ref. aufmerksam machte, von den Künstlern schon bemerkt, und die Verbesserung derselben, nebst anderen schon vor der Kunstausstellung beschlossen worden war, mag jeder glauben nach Belieben. Einen Ref. ging dieß gar nichts an: denn er kann das ausgestellte Werk nur so beurtheilen, wie es ist. Welche Verbesserungen oder Verschlimmerungen daran erst später vorgenommen werden sollen, kann er nicht wissen und daher auch nicht beurtheilen. Auch sieht Ref. gar nicht ein, in wie ferne sein Urtheil so unduldsam seyn soll, daß er sich in der öffentlichen Meynung selbst den Stab bricht. Bey dem bescheidenen, kenntnißvollen Beurtheiler wird sich G. selbst den Stab gebrochen haben. Ueberhaupt legt Ref. auf hundert unbegründete Ansichten gar keinen Werth; man widerlege seine Aeusserungen. In keiner Stadt scheint es dem Ref. so nothwendig zu seyn, daß Kunstwerke, welche an öffentliche Plätze kommen sollen, einer strengen Beurtheilung unterworfen werden als eben in Bamberg. Denn wie viel Geld wird nicht jährlich ausgegeben — man darf sagen verschwendet — für Grabmäler, Kirchenarbeiten und andere Monumente, wie wenig nur Mittelmäßiges ist unter diesen Gegenständen anzutreffen? Wie weit steht daher in dieser Beziehung Bamberg anderen Städten, vorzüglich Nürnberg nach. Ist es nicht eine Schande, wenn man die Monumente wegen ihrer Geschmacklosigkeit nach einigen Jahren wieder wegräumen soll?

.....t. *)

*) Ref. überzeugte sich nur zu oft von der Wahrheit des Satzes, welcher im 1sten Buche K. 5. der Nachfolgung Christi des Th. v. Kempis vorkommt: „Frage nicht erst wer das gesagt hat, sondern merke auf das, was da gesagt ist", daher er sich ebenfalls wieder mit .....t unterzeichnet. Ihm ist es auch ganz gleichgültig, welchen Namen Hr. G. bedeuten mag; ebenso, ob er diesen Aufsatz selbst verfaßte, oder abgeschrieben, oder eingeschickt hat; ihm ist nur um die Sache zu thun, denn er liebt den Spruch des Paulus: „prüfet alles und das Gute behaltet."

Bewegliche Typen im Jahr 1185.

In Cividal de Friuli, einer nordwestlich von Udine gelegenen Stadt, die durch die vom Grafen Torre geleiteten Ausgrabungen (welche wichtige Ueberreste des alten Forum Julii hervorgezogen haben) neuerlich berühmt geworden ist, befindet sich in der Hauptkirche ein merkwürdiges Altarblatt, das nebst den übrigen mittelalterlichen Kunstwerken dieser Stadt noch einer genaueren Beschreibung entgegensieht. Es besteht dasselbe aus getriebenem Gold (oder vielmehr vergoldetem) Blech, das in seinen Basreliefs eine bedeutende Anzahl Heiliger in rohem gräzissirendem Style darstellt. Die Inschriften sind indeß lateinisch, und geben das Jahr 1185 an. Was mir dabey am meisten auffiel, war, daß sämmtliche, sehr zahlreiche Inschriften nicht gravirt, sondern eingeschlagen sind. Eine genauere Betrachtung lehrt nun aber deutlich, daß dieß Einschlagen nicht vermittelst feststehender Matrizen, Name für Name, etwa wie die Siegel antiker Ziegelsteine vorgenommen ist; sondern die nicht völlig gleiche Stellung der einzelnen Buchstaben, besonders aber eine gelinde viereckige Vertiefung um einen jeden derselben gewährt die sichere Ueberzeugung, daß Buchstabe für Buchstabe einzeln eingeschlagen ist. Sobald dieß feststeht, haben wir in dem Altar von Cividal ein Monument, das der vollendeten Buchdruckerkunst viel näher steht als die biblia pauperum und andere Versuche ähnlicher Art.

Karl Witte.

Berichtigungen.

Im Kunstbl. Nr. 82. lezte Seite bittet man folgende Namen zu berichtigen: Sp. 1. statt St. Poussin — N. Poussin. Sp. 2. statt Luffon — Lusson, und statt le Kent's — le Keux's.

Nr. 87.

Kunst-Blatt.

Montag, den 29. Oktober 1827.

Antiken zu Arolsen.

In der Hauptstadt des Fürstenthums Waldeck besteht seit geraumer Zeit eine beträchtliche Sammlung antiker Kunstdenkmäler, welche Prinz Christian, Oheim der regierenden Fürsten zu Waldeck, während eines längern Aufenthaltes in Rom und Neapel erwarb. Unseres Wissens ist nie eine gründliche Kunde über dieselbe in das kunstliebende Publikum gelangt; auch sind wir selten irregegangen, wo wir archäologische Gegenstände, die nicht tagtäglich von neuem besprochen werden, für völlig unbekannt hielten; wonach wir denn jedenfalls hoffen, auch mit einer ungefähren Notiz über jene Denkmäler manchem Leser willkommen zu seyn.

Die Antikensammlung, von welcher wir reden, befindet sich in der Bibliothek des fürstlichen Schlosses zu Arolsen. Ihr wesentlicher Bestand ist ein beträchtlicher Vorrath von Erzbildern, nebst einigem Erzgeräthe, welcher in zwey hohen Fachwerken und auf den Querseiten ihres Untersatzes aufgeschichtet ist; die wenigen ebendaselbst befindlichen Marmore, Köpfe eines bärtigen Bacchus und eines stark ergänzten Herkules, dazu ein männlicher Bildnißkopf, ein wohl verziertes Aschengefäß, eine stark erneute oder ganz neue Eule von erhobner Arbeit, sind bis auf ein einziges, dessen wir noch gedenken müssen, von geringem Belang. Wir meynen eine Himmelskugel, etwa von einem halben Fuß im Durchmesser, welche ringsum mit erhobnem Bildwerk geschmückt ist. Ihren obern Raum nimmt ein Adler ein, welcher auf einem Donnerkeile, den untern ein ähnlicher, welcher auf einem Blitze sitzt. Jener ist gegenwärtig, und war vielleicht von Altersher, in seiner Mitte durchbohrt; die große Erzfigur eines luftschreitenden Merkurs ist dermalen in die Durchbohrung eingefügt. Mitten zwischen den beyden Thieren ist eine Binde mit den zwölf Zodiakalzeichen angebracht, in gewöhnlicher Folge vom Widder an bis zu den Fischen, doch nicht ohne Besonderheiten ihrer Bildung. So sind die Zwillinge nicht, wie gewöhnlich, einander in gleicher Richtung umfassend, vorgestellt, sondern ungefähr wie die Dioskuren auf Münzen von Istros, indem einer aufwärts gewandt, die Beine des umgekehrten anderen faßt. Die Jungfrau erscheint nicht stehend, wie gewöhnlich, sondern sitzend, sie ist unbekleidet und hat etwas in der vorgestreckten Hand, etwa Aehren. Von der Waage ist zu bemerken, daß ihre Schaalen muschelförmig gebildet sind; übrigens ist auch hier, wie in den ähnlichen Bildwerken und am deutlichsten in der getragenen Waage des Gabinischen Zodiakus zu sehen ist, kein Uebergewicht einer oder der andern Schaale anzudeuten versucht, vielmehr bey schräger Richtung des Waagbalkens. die tiefer aufgehängte Schaale auf gleiche Fläche lose hingelegt. Ungewöhnlich ist auch die Bildung des Wassermanns, der vorgebückt auftritt, allem Anschein nach, statt des Wassergefäßes, das er sonst zu halten pflegt, auf Wellen.

Von diesem merkwürdigen Werke, das im Vorrath antiker Marmorwerke erst das dritte eines vollständig gebildeten Zodiakus ist, wenden wir uns zu dem reichen Vorrathe der im dritten Bibliothekzimmer des fürstlichen Schlosses zu Arolsen aufgehäuften Erzdenkmäler. Obwohl Deutschlands Sammlungen auch in dieser Gattung von Antiken keineswegs sogar arm sind, als sie der gewöhnlichen Meynung etwa scheinen mögen, vielmehr der Sammlungen von Wien, Berlin, Kassel, München und vielleicht noch mancher geringern in solcher Beziehung ehrenvoll gedacht werden muß, so darf doch die Sammlung von Arolsen bey einem Vorrathe von etwa fünfzehnhundert, großentheils auserlesenen Gegenständen, keine Vergleichung scheuen. Von einer nicht großen Anzahl ägyptischer Erzfiguren würde in einer Zeit, welche bald ägyptische Denkmäler auf den Märkten sehen wird, kaum zu reden seyn, wären sie nicht zu billiger Werthschätzung einer Sammlung anzuführen, die früher entstand; einiges Römisch-Aegyptische werden wir gelegentlich auszeichnen.

Desto lieber verweilen wir bey der reichen Masse etruskischer, griechischer und römischer Bildnerey, in deren ungefährer, zeither noch nicht vorgenommener Sonderung wir zunächst durch die stylistische Strenge etruskischer Kunstübung, dann durch die nahe liegende

und gemeinübliche Sichtung mythologischer oder sonstiger Vorstellungen gefördert werden.

Schätzbar in der Sammlung von welcher wir reden, ist der nicht geringe Vorrath ihrer etruskischen Bildwerke. Um uns hierbey vor aller Vermischung mit Altgriechischen sicher zu stellen, scheiden wir vorzüglich aus, was uns auf etruskischem Boden am häufigsten in Wiederholungen entgegentrat, und überdieß durch etruskische Tracht seine Abkunft beglaubigt, dazu sonstige Abbildung etruskischer Sitte, oder was sich bis jezt etwa nur an etruskischem Geräthe gezeigt hat. Hier und da finden sich Wiederholungen einer häufig gebildeten etruskischen Göttin, die unter mancherley Namen der römischen Venus entsprach und neben entsprechenden Symbolen meist durch den spitzen Tutulus ihre etruskische Abkunft unwidersprechlich zeigt; ihnen reiht sich ein zierliches gekleidetes Figürchen mit glatter Haarbildung an, wegen der Schärfe etruskischer Arbeit und weil die linke Hand einen Vogel hält.

Eben dahin gehörig und schon durch angehängte Bulla und Schnabelschuhe als Etruskisch gerechtfertigt, scheint eine vermuthlich weibliche Figur mit glattem, vorwärts lang gelocktem Haarwuchs, Unterkleid mit kurzen Oberärmeln und einem Obergewand, das nur bis unter die Waden reicht; die rechte Hand ist vorgestreckt, während die linke mehr zurückgezogen, eine längliche Frucht hält. (Vorwärts, das achte Stück der fünften Reihe.)

Wiederum durch Tracht und Unförmlichkeit und durch Erinnerung an ähnliche Figuren als Etruskisch beglaubigt, ist, bey scharfer Arbeit, eine weibliche Figur merkwürdig, die sich ebenfalls mit geflügelten Venusbildern vergleichen läßt. Ihr rechter Flügel ist abgebrochen, der an der linken Schulter kurz, aber erhalten. Sie ist mit einer langen, ärmellosen Tunika bekleidet, welche durch einen starken Knoten gegürtet ist; darüber ist sie bis auf die Knie geschürzt und mit Armbändern geschmückt. Ihre Rechte hält eine Schaale, die Linke eher einen Vogel als ein Gefäß. (Vorwärts, 5te Reihe 1stes Stück.) In dieselbe Klasse von Vorstellungen scheint eine große weibliche Figur wohl einen Fuß hoch zu gehören, deren lange Tunika nach alterthümlicher Sitte mit Ringelchen geschmückt, bis an die Waden reicht. Ihr Haupt ist mit einer Zipfelmütze bedeckt, wie denn der Tutulus öfter zu einer solchen umgebildet erscheint; dieser Kopfputz ist vorn durch eine Sternkrone verdeckt. An den Füßen glaubt man Schnabelschuhe zu bemerken. Beyde Hände sind ausgestreckt; die Rechte hält etwa einen Apfel. Die Arbeit gehört zu der bessern Fabrik etruskischer Erzbilder. (Vorn. II. 11.)

So findet sich auch von einer andern, ebenfalls zahlreichen Klasse etruskischer Figuren eins oder das andere Exemplar, namentlich von gewissen, fratzenhaften durch angestemmte Beine und ithyphallische, obgleich nicht übertriebene Geschlechts-Bezeichnung angedeuteten Priapusbildern. (Vgl. Museo Bartoldiano p. 21). Wir verbleiben indessen bey unserem Grundsatze aus dem reichen Vorrath nur das eigenthümlich Wichtige herauszuheben und dürfen in solcher Beziehung einige Ueberreste etruskischer Geräthe nicht übergehen. Nicht ganz gewöhnlich sind die eingegrabenen Zeichnungen eines kleinen mystischen Spiegels, vier Figuren vorstellend, deren eine fast verdeckt vorschaut, die drey übrigen sind nackte Jünglinge mit phrygischen Mützen. Sonst wohl zum Henkel etruskischer Geräthe gebraucht, hier, wo keine Spur solcher Anwendung vorhanden ist, wenigstens durch die Vorstellung etruskischer Gaukler bemerkenswerth ist eine rückwärts stark übergebogene nackte Jünglingsfigur, deren ganze Gestalt bey vortretendem Bauche und zurücktretenden Beinen, die sonstige Krümmung eines Henkels vollständig bildet. Der Leib ist umgürtet, der Kopf mit einer Mütze bedeckt, die unter dem Kinn geknüpft ist; die Arme sind abgebrochen. Etruskische Darstellung römischer Sitte scheint sich in einer wohl gearbeiteten und wohl erhaltenen Gruppe vorzufinden, welche ziemlich in der Mitte der vordern Seite aufgestellt ist. Ein Jüngling umfaßt einen Knaben; beyde sind stehend gebildet, und mit übergeworfenen Mänteln angethan, welche bis ans Knie reichen; beyder Haar ist kurz abgeschnitten und mit einer Sterabinde geschmückt. Der Jüngling drückt eine platte Scheibe an seine Hüfte; der Knabe hält im linken Arme zwey Stäbe wie von Fasces.

Endlich reihen wir dieser Ueberschau etruskischer Bildwerke noch zwey andre an, von denen das eine Vielen für altgriechisch gelten wird, das andere vielleicht römisch ist, aber wegen seiner rein-italischen Vorstellung von andern römischen Werken sich absondert. Wir meynen die kleine alterthümlich gearbeitete Gruppe eines löwentödtenden Herkules. (Rückwärts III. 5.) und das kleine Figürchen einer Juno Lanuvina. Diese leztere hat das Ziegenfell um den Kopf geknüpft, nicht auch um den Leib, ihre rechte Hand ist geschwungen und hielt einen Speer; die linke trägt einen Schild, dessen mondförmige Ausschweifung beachtungswerth ist. (Vorn. V. 14.)

Wir fahren fort aus den Stücken der Sammlung diejenigen hervorzuheben, die uns vorzüglich scheinen. In Betreff griechischer und römischer Gebilde kennen wir, der schwankenden Gränzlinie griechischer und guter römischer Arbeit überhaupt, und überdieß der durchgängig griechischen Vorstellungsweise alter römischen Bildnerey wohl eingedenk, keine zweckmäßigere Weise der Ueberschauung, als wie die zusammengereihten ähnlichen Vorstellungen sie an die Hand geben. Obwohl im Einzelnen ihrer Anordnung und selbst ihrer Bezifferung noch gewärtig, bietet die fürstlich waldeckische Sammlung doch bereits gegen-

wärtig bey ungefährer Nebeneinanderstellung ihrer verwandtesten Bildwerke einen lehrreichen Ueberblick über diejenigen Vorstellungen, welche in den Ueberresten ähnlicher Bildnerey die häufigsten zu seyn pflegen. Jedem der einige Kunde dieses Gebietes hat, ist es bekannt, daß nicht alle große Gottheiten unserer mythologischen Handbücher eine ausgebreitete Verehrung im Alterthum und zumal im römischen Alterthum genossen, aus welchem die meisten unsrer Erzbilder herrühren. Etliche von der Zwölfzahl, Vulkanus und Vesta, fallen fast aus: statt der Himmelskönigin Juno und der Erdmutter Ceres schienen Fortunen-Idole begehrenswürdiger, neben seltenen Idolen des Apoll finden sich fast unzählige des Sonnengottes, der in etruskischen Erzbildern allerdings sehr häufige Mars scheint in römischen Lararien dem Herkules gewichen zu seyn. Endlich sind, wie denn der Mensch dem nächsten Bedürfniß am liebsten zu huldigen pflegt, selbst der Weltbeherrscher Zeus und der universelle Naturgott Dionysos, nebst seiner mystischen Gemahlin im Trosse römischer Hausgötzen, von denen unsere Sammlungen antiker Erzbilder natürlich am erfülltesten sind, zwar ebenfalls und nicht selten auf uns gekommen, überall aber spärlicher als näher liegende Schutzheilige römischen Hausbedarfes, Merkur, der Fortuna Gehülfe, sammt manchem andren Gotte des ländlichen, wie des ehelichen Segens, Silvanus, Priapus, der Venus und den spendenden Laren. Indem wir geflissentlich die Namen jener in allen ähnlichen Sammlungen häufigsten Erzbilder einer gleichzeitigen Erinnerung vorzuführen versuchen, wird unser Verfahren sich rechtfertigen lassen, wenn wir uns begnügen, der in Rede stehenden Sammlung eine löbliche Vollständigkeit, auch der alltäglichsten Vorstellungen nachzurühmen, wie sie denn in der That die meisten der eben ausgezeichneten Gottheiten zwanzig- und dreyßigfach besitzet, statt jeder ausführlichen Erwähnung, aber nur dasjenige herausheben, was in diesem Bereich von der gewöhnlichen Bildung abweicht.

Ohne uns hiebey an eine strenge Ordnung zu binden, werden wir unsere Ueberschauung schicklich von dem Vater der Götter anheben: unter mehreren Figuren des Jupiter, von denen eine sich durch Größe und gute Arbeit auszeichnet, bemerken wir die Vorstellung eines blitzschwingenden Gottes, als nicht gewöhnlich (Vorn. III. ext.) Ebenfalls selten in dieser Klasse von Bildwerken ist die Vorstellung eines Jupiters als Knaben: ein übrigens sehr rohes Werk, unter dem vorderen Fachwerk befindlich; es zeigt das Kind, welches auf der Ziege Amalthea sitzt; die Hörner der Ziege sind zu irgend einem Zwecke durchbohrt.

Andere Bildungen, welche spätere Religionsmischerey dem Götterbeherrscher gab, reihen sich jener Erwähnung leicht an: pantheistische, ägyptisirende. In einem Figürchen von leidlicher Arbeit, welches unter der Rückseite des für die Bronzen bestimmten Fachwerks, vom Eingang abgerechnet, aufgestellt ist, erscheint Jupiter stehend, bärtig und mit Chlamys angethan, als gemeinschaftlicher Sonnen- und Mondgott. Sein Haupt ist mit Strahlen bekränzt, zwischen denen eine Mondsichel angebracht ist; überdieß deutet ein Hahn, ebenfalls auf seinem Kopfe, auf die weltdurchkreisende Kraft des Merkur, dessen rascher Lauf ihm noch durch Beflügelung zugeeignet ist. Die Flügel sind am Rücken, neben dem einen ist vielleicht ein apollinischer Köcher angebracht. Die linke Hand hält ein Füllhorn, auf welchem wiederum ein Hahn; unter lezterem wird ein anderer Vogel, kurzgeschwänzt und übrigens einem Papagey ähnlich, bemerkt. Die rechte Hand, deren Arm gesenkt ist, ist abgebrochen. Auch Serapisbilder fehlen der Sammlung nicht. Nicht gewöhnlich ist ein kleines stehendes Figürchen mit bedeutsam erhobener linker Hand, noch seltner eine bis an die Hüften durchgebildete Herme dieses Gottes. Der bärtige Kopf desselben ist, wie gewöhnlich, mit dem Modius bedeckt, hinter welchem die glatte Führung des langen Haares auffällt; man könnte ein Kopftuch darin sehen und würde dann in der Figur richtiger einen Bacchus Sabazius vermuthen. Beyde Arme sind in die Seiten gestemmt.

Es wird angemessen seyn, gleich hierauf Einiges über eigenthümliche Bildungen der Venus folgen zu lassen, darum weil in der That keine Gottheit der alten Welt in ihrem beschränktesten Begriff, wie in ihrer ausgedehntesten Verknüpfung der künstlerischen Phantasie und der religiösen Bildnerey einen so mannigfaltigen Spielraum darbot als eben jene. Dafür gewährt denn unter einer zahlreichen Reihe von Venusbildern auch die fürstlich waldeckische Sammlung schätzbare Belege. Zuvörderst einige anmuthige und minder gewöhnliche Darstellungen der Liebesgöttin. Durch große (an anderthalb Fuß Höhe) und gute Arbeit ist eine Anadyomene ausgezeichnet, welche die linke Hand auf die Scham gedeckt hat, in der vorgestreckten Rechten aber einen runden Spiegel hält, (Vorn. VII. 1). Anziehend sind zwey zierliche Figuren von gleicher Darstellung, die erste und besonders die neunte in der sechsten Reihe des vorderen Fachwerks. Venus unbekleidet tritt mit dem gebeugten linken Bein auf die Amphora, und faßt mit beyden Händen ihr Gewand, mit der linken über der linken Schulter, mit der gesenkten Rechten über dem linken Schenkel. Von ähnlicher Zierlichkeit und allenfalls auch von einem Cinquecentisten dankbar anzunehmen ist eine Gruppe, die sich gerade so im Museum zu Kassel wieder findet. Venus hat das Bein auf ein Postament gelegt, dessen geschwungene Form sein Alterthum verdächtig macht, neben ihr

lehnt sich ein ungeflügelter Amor mit kreuzweis gelegten Beinen daran, beyde Figuren von sehr anmuthiger Erfindung. Des nicht gar gewöhnlichen Attributes wegen ist ein Venusfigürchen in derselben siebenten Reihe bemerkenswerth, welches eine Muschel in der Linken hält, deßgleichen eine andere unbekleidete, mit Stirnkrone geschmückte Venus (VII. 3.) deren linke Hand eine Taube und zwar bey den Flügeln gefaßt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Breslau.

Seit einiger Zeit sind die Künstler Breslau's in einem Verein einander näher getreten, dessen Zweck es ist, durch gemeinsames Streben der Kunst in Breslau und somit in Schlesien nach Kräften förderlich zu werden. Sie glauben dieß für jezt am besten dadurch zu erreichen, daß sie alle Arten von Kunstleistungen möglich zu veröffentlichen suchen, um dadurch die Theilnahme und Aufmerksamkeit des Publikums immer mehr zu gewinnen, und den Sinn für Kunst zu wecken und zu läutern.

Der Verein beschränkt sich nicht allein auf bildende Künstler, sondern alle Kunstzweige und selbst Kunstfreunde in Breslau finden Aufnahme, sobald sie durch wirkliches Interesse an der Kunst im Allgemeinen bewogen, auf irgend eine Art für den Verein thätig mitwirken wollen.

Außer den Ausstellungen aller Arten von Kunstarbeiten, von größerem oder kleinerem Umfange, veranstaltet der Verein auch musikalische Aufführungen, je nachdem die Mittel dazu sich darbieten. Jedes Mitglied verpflichtet sich, jährlich wenigstens einmal auf irgend eine, ihm angemessene Weise für den Verein künstlerisch thätig etwas zu leisten. Alle auswärtigen Künstler werden eingeladen, zu den Ausstellungen des Vereines beyzutragen, und ihnen bey ihren Einsendungen freyes Porto bewilligt, wie auch der Verkauf der eingesandten Sachen zu den angezeigten Preisen übernommen, im Fall sich die Gelegenheit dazu darbietet.

Das durch alle Arten von Kunstleistungen gewonnene Einkommen soll als Eigenthum des Vereines zu ferneren künstlerischen Unternehmungen, vorzüglich aber zu einem Fond angelegt werden, in Zukunft die besten Kunstarbeiten aus jedem Fach zum Behuf einer Kunstsammlung anzukaufen, und auf jede mögliche Art aufstrebende Talente zu unterstützen.

In geselliger Hinsicht gewährt der Verein durch ein eigenes Lokal und regelmässige Versammlungen den Mitgliedern noch mannichfaltige Gelegenheit zu näherem freundlichen Verhältniß und feyert von Zeit zu Zeit die Gedächtnißtage der berühmtesten Künstler. Sein Stiftungsfest fällt auf den 20sten Mai, als Albrecht Dürers Geburtstag, welcher schon einmal froh begangen wurde. Fremde Künstler finden in dem Verein freundliche Aufnahme.

Ferner besorgt der Verein von Zeit zu Zeit Nachrichten über seine Unternehmungen und über die vorzüglichsten Erscheinungen in Breslau's Kunstwelt, welche er am zweckmässigsten in dem rühmlichst bekannten Kunstblatt niederzulegen glaubt, und hofft auf diesem Wege auch von aussen her eine freundliche Theilnahme und Anerkennung zu gewinnen, wie er sie bereits in der sehr gütigen und geneigten Gesinnung der hiesigen städtischen Behörde gefunden hat, die stets bereit ist, alles der Kunst und Wissenschaft förderliche möglichst zu unterstützen.

Im Auftrage des Breslauer Künstlervereines,
Karl Schwindt, Maler.

Neue artistische Werke.

1. Antiquités de l'Alsace, ou châteaux, églises et autres monumens des départemens du Haut-Rhin et du Bas-Rhin, avec un texte historique et descriptif, par MM. De Golbéry et Schweighaeuser. Paris 1825 — 1826; Engelmann, éditeur.

Dieses Werk erscheint in zwanzig Lieferungen. Jede Lieferung kostet auf chinesischem Papiere 9 Fr., auf weissem Papiere 6 Fr.

2. Itinéraire pittoresque du fleuve Hudson et des parties laterales de l'Amerique du Nord, d'apres les dessins originaux pris sur les lieux par J. Milbert, membre de l'expédition aux terres australes commandée par le capitaine Baudin, auteur du Voyage à l'île de France etc.; et litographiés par MM. V. Adam, Bichebois, Deroy, Joly, Sabatier, Tirpenne et Villeneuve. Paris, 1826.

Dreyzehn Hefte, jedes zu vier Blättern auf halb Jesus-Velin, und chinesischem Papier. Das erste enthält außerdem noch eine ausgemalte Karte, eine Ansicht bey den Quellen des Hudson als Titelblatt, und eine Einleitung von ungefähr sechs Seiten von eben demselben Formate.

Der Text, der mit der sechsten Lieferung ausgegeben wurde, bildet einen Band von drey bis vierhundert Seiten in klein Quart. Der Preis jeder Lieferung ist 15 Fr., des Bandes Text 15 Fr.

Fünf und zwanzig Exemplare der Kupfer avant toutes lettres wurden auf halb Columbier-, und China-Papier abgezogen, und eine gleiche Anzahl Text auf superfein Velinpapier in Folio. Der Preis dieser Exemplare ist 30 Fr. für jedes Heft Kupfer, und 20 Fr. für den Band Text.

Nr. 88.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. November 1827.

Antiken zu Arolsen.

(Fortsetzung.)

Im Vorbeygehen erwähnen wir hier einer Amorfigur von ziemlicher Größe (etwa einen Fuß Höhe) und vorzüglicher Arbeit; die Figur ist stehend, etwas vorgebückt, und hält beyde Hände mäßig vorgestreckt, als wäre irgend eine Ueberredung im Werke. Auch eine andere Amorsfigur mögen wir der Vorstellung wegen nicht übergehen, obwohl wir ihr Alterthum nicht verbürgen wollen: der Knabe, ungeflügelt, spannt den Bogen, neben ihm ein Hirsch; die Platte ist mit Gras bewachsen. Hierauf aber dürfen wir ein Bildwerk nicht auslassen, welches einen neuen Beleg für die in alter Bildnerey so durchgehende, als in ihrer Erklärung gemeinhin übersehene Verknüpfung der Venus mit bacchischen Mysterien abgibt. Wir meynen eine stehende nackte Figur mit hinterwärts geknüpftem Haarwuchs, welche den rechten Arm an das Haupt legt, mit der linken Hand aber einen langen Thyrsus aufstützt. (Vorn. III. 6). Früher hätte dieser Thyrsus manchen Erklärer wohl zu beweisen vermocht, die ganz venusähnliche Figur könne ihres Attributes wegen keine Venus seyn; gegenwärtig genügt es statt aller andern Beweise eine Venus victrix anzuführen, welche mit dem Thyrsus versehen, und auf dem Deckel eines neuerdings bekannt gewordenen Sarkophags (Gerhard antike Bildwerke Cent. I. Taf. 36.) mit anderwärtigen Venus-Darstellungen untermischt ist: eine wie die andere allerdings keine Venus des gewöhnlichen Begriffs, sondern eine nach der bacchischen Mysterienlehre als Bacchusgemahlin mit der Libera identische Göttin.

Es liegt nahe, an dieser Stelle anzureihen, was sich etwa sonst noch von mystischer Erzbildnerey in dieser Sammlung vorfindet, wie denn ähnliches kaum irgend einer größeren Sammlung zu fehlen pflegt, wohl aber aus einer allzugewöhnlichen Vorliebe für rein mythologische Benennung gemeinhin verkannt ist. Dem Referenten, der seit längerer Zeit auf den Apparat mystischer Cisten von Bronze aufmerksam war (Kunstblatt 1823. S. 209), konnte nichts überraschender seyn, als mystische Figuren derselben Art hier vorzufinden, wie er sie zeither in großer und lehrreicher Anzahl, aber fast nur als Ausbeute einer einzigen Cista, und als vorzugsweise im Besitz des Museums von Neapel kannte. Dem mannichfaltigen Bilderkreis jener einzelnen und gruppirten, männlichen und weiblichen durchgängig antiken und zum Theil muthwillig gaukelnden Figuren, deren ausführliche Beschreibung wir anderwärts geliefert haben (Neapels Antiken B. 1. S. 231. Erzgeräthe Z. V. Schr. 8.), schließen sich nun folgende der fürstlich Waldeckschen Sammlung an. Ganz entschieden das etwa zwey Zoll hohe Figürchen eines nackten Knaben, dessen Hände rücklings gewandt sind; ein kleines Henkel zeigt, daß diese Figur als Amulet aufgehängt worden. Ebenfalls entschieden die daneben unter dem vorderen Fachwerke befindliche, etwa drey Zoll hohe Figur eines nackten Weibes mit langen Haaren, das die rechte Hand auf den Mund legt, die linke rückwärts hält; endlich eben so entschieden und in gleiche Reihe gelegt, das Figürchen eines kurzhaarigen Mannes, dessen rechte Hand schweigsam auf den Mund gelegt ist, während der linke Arm an die Hüfte angeschlossen ist. Minder entschieden in Betreff des Gebrauchs, aber gewiß nicht ohne Beziehung auf denselben mystischen Dienst, dem jene Figuren angehören, sind etliche größere und gleiche Figuren unter dem hintern Fachwerk derselben Sammlung, namentlich die vorlezte im untersten Fache, eine mit verschränkten Beinen kauernde Jünglingsfigur, die Knie auf den Kopf gestüzt und die Arme gegen das Haupt gewandt, einer vielbesprochenen Herkulanischen ähnlich, welche von den Akademikern auf Kabirendienst bezogen ward, und eine andere gleichfalls sitzende Figur, welche ihre ausgestreckten Füße mit den Händen umfaßt.

Ohne uns bey der Fremdartigkeit solcher Vorstellungen und bey der Spärlichkeit ihrer bisher bekannten Anzahl zur speciellen Erklärung jener seltsamen Figuren befähigt zu glauben, mögen wir doch die Gelegenheit, einiger verwandten Denkmäler zu erwähnen, hier um so weniger unbenuzt lassen, als diese Denkmäler die Stellung der räthselhaften Bilderklasse zu bestimmen, theils

die Unzulänglichkeit einer blos mythologischen Kunsterklärung durch ein neues Beyspiel zu erhärten wohl geeignet sind. Im Besitz des Referenten befindet sich aus dem römischen Kunsthandel herrührend ein merkwürdiges Figürchen in der Dimension der Neapler Cistafiguren, auch im leidlichen Kunstwerth diesen zu vergleichen, eine Kabirenfigur mit dem rechten Finger auf dem Mund und dem rücklings gelegten linken Arm, wie in obigen Beyspielen, doch eigenthümlich durch die Besonderheit eines doppelten menschlichen und Löwenkopfes. Diesem lezteren eine Deutung auf Herkules, als idäischen Daktylus und zugleich als Löwenbändiger zu geben, würde erzwungen seyn; die Cisten, aus denen wir zahlreiche ähnliche Figuren kennen, sind von durchaus bacchischer Beziehung; eine Knabenfigur mit ähnlicher Geberde auf einem kapitolinischen Relief (im Bildnißzimmer) trägt satyreske Beziehung, und ein Figürchen, dem beschriebenen des Referenten ganz gleich, erblickt man auf der Hand einer entschieden bacchischen Figur, nämlich eines stehenden Hermaphroditen in einer Bronze des Museums von Kassel, deren verdächtiges Aussehen bey so unnachahmlicher Erfindung über ihre Beweisfähigkeit als antikes Original oder als unmittelbare Kopie einer solchen nicht zu täuschen vermag. Irren wir nicht, so ist dieß leztere Denkmal sehr geeignet um den bacchischen Weihungen auch Leontica, Löwenweihungen, zuzusprechen, wie wir sie urkundlich bisher blos in den mithrischen Weihungen kannten, oder höchstens in spätester römischer Zeit nach Maßgabe der zwischen bacchischen Bildwerken der Sarkophage vorzugsweise angebrachten Löwenköpfe vermuthen konnten. Indeß sprechen Zeugnisse guter griechischer Zeit von einer Löwenbildung des Bacchus und der Bildnerey der mystischen Cisten von Präneste, denen der Bilderkreis der besprochenen Figuren angehört, hat durchaus einen mehr griechischen als römischen Charakter.

Wir kommen auf die Bildwerke der fürstlich waldeckschen Sammlung zurück, und sehen uns nach anderweitigen mystischen, oder, was sofort am nächsten liegt, nach dem nirgends mangelnden Vorrath bacchischer Vorstellungen um. Ein Götterbild, in welchem die Mystik der alten Welt häufig ihren Mittelpunkt fand, befindet sich hier in einer Größe und in einer Kunstfertigkeit, die es wohl zum Hauptstücke der ganzen Sammlung macht. Wir meynen die gegen drey Fuß hohe Figur einer dreyfachen Hekate, ein Werk in würdevoller Anlage, gemäßigtem Schmucke und geschickter Ausführung der besten griechischen Kunstübung würdig. Die drey hermenförmig verbundene, auch durch die gewöhnlichen Hermenzapfen getrennte aber wie in ähnlichen Bildwerken, vollständig durchgebildete Gestalten sind einander ganz gleich: ein langes Unterkleid mit geknöpften Oberärmeln und ein glatter Halbmantel über den Oberleib ist ihre Bekleidung; ihre Häupter sind mit verzierten Stirnkronen geschmückt und von einem gemeinschaftlichen, durch Palmetten verzierten Modius oder Kalathus bedeckt, über welchem sich ein hoher Akanthuskelch erhebt und in einen pinienähnlichen Zapfen endet. Die Arme sind angeschlossen und haben keine Attribute.

Von Bildwerken bacchischer Beziehung wollen wir nun berichten. Eine Göttin Libera scheinet uns zuvörderst ihrer Vorstellung wegen bemerkenswerth, ohne daß ihr Kunstwerth sonderliches Lob verdiente; nämlich eine auf der Rückseite des Fachwerkes aufgestellte, stehende Figur, gekleidet in lange Tunika mit Oberärmeln und in einen, über die linke Schulter geknüpften, unter der rechten fortgehenden Obermantel; sie ist traubenbekränzt, und hält eine Traube in der rechten Hand. Wichtiger und nicht ohne gültigere Ansprüche auf Kunstwerth sind einige größere satyreske Figuren. Erstlich nahe an einen Fuß hoch, die stehende Figur eines krausköpfigen Jünglings mit Satyrohren, den seine Mundbinde als Flötenbläser bezeichnet, auch hält seine ausgestreckte rechte Hand noch ein Flötenstück, dagegen die übergehaltene linke den andern Flötenstab gefaßt haben mochte. Die Figur ist rückwärts gebeugt und tritt mit dem rechten Beine vorwärts. Ihre Ausführung ist lobenswerth, ihre Größe ansehenlich, in ihrer Vorstellungsweise, die sehr deutliche Mundbinde schätzbar, welche durch doppelte Bänderstreifen unter dem Ohr abwärts befestigt ist. Ebenfalls wohl gearbeitet, aber einen halben Fuß hoch und wegen eines auf der linken Schulter mit beyden Händen gehaltenen Geräths beachtungswerth ist ein mit gehobenem linken Beine tanzender Satyrjüngling. Die Figur steht am Ende der ersten Reihe des vorderen Fachwerks, das erwähnte Geräth, welches in einer angehefteten Notiz für ein Gewicht gegeben ist, ist ein Krupezion oder Scabillum, seiner Form nach hier deutlicher als in der florentinischen Statue eines Satyrs, welcher das Instrument, mit dem Fuße getreten, zu seinem Tanze ertönen läßt. Endlich können wir nicht umhin, einer zur Lampe angewandten, vermuthlich silenesken Vorstellung zu erwähnen, alterthümlich genug gedacht und geschickt genug ausgeführt, um selbst bey etwanigem Zweifel über ihre Aechtheit unsere Aufmerksamkeit zu verdienen. Ein bärtiger Mann ohne entschiedene Andeutung sileneskler Natur stützt mit seiner rechten Schulter eine Lampe, auf welcher ein Amor sizt. Der linke Arm des Mannes ist auf sein Knie, der rechte gegen die Lampe gewandt, das rechte Bein ruht knieend auf dem Boden. Ebenfalls ohne entschiedene Silenstatue und durch ihren Kranz, welcher einer athletischen corona tortilis ähnelt, einer solchen eher abgesprochen, doch ihrem Charakter nach am ersten hieher gehörig, ist die hübsche Halbfigur eines in Mantel gehüllten Alten, (Vorn. V. 13.), welche bis auf die Hüfte

vollendet, in einen länglichen, unten verjüngten Schaft abschließt, obwohl allzugetrennt von demselben, um in die Reihe der Hermenbildungen zu gehören. Auch die zierlich gedachte und wohl gearbeitete Figur einer Tänzerin, welche unter den größeren oberen Figuren des vordern Fachwerks steht, findet, obwohl keine entschiedene bacchische Andeutung, hier am schicklichsten ihre Erwähnung. Langbekleidet ohne Aermel, ein Diploidion über die linke und unter die rechte Schulter geknüpft, ist diese Figur, fast ein etruskischer Gaukler, gewaltsam rücklings gebeugt, ohne doch an Grazie zu verlieren. Schließlich würden wir einen schicklicheren Ort vermissen, wollten wir nicht hier, nach einer Ueberschauung bacchischer Vorstellungen, auch einer stehenden langgedehnten und hauptsächlich unterwärts sehr dünnen Figur des Priapus (Vorn. III. 12.) gedenken. Seine ithyphallische Beziehung ist vielleicht abgestoßen. Unsere Benennung und die Erwähnung rechtfertigt sich durch das wohl erhaltene von der Rechten erhobene Fläschchen, welches noch in einigen anderen Denkmälern (Neapels Antiken I. S. 40. Marm. Nr. 110.) die Mittheilung stimulirenden Saftes andeuten hilft.

Weniges bleibt uns nun an merkwürdigen Bildungen von Göttern und Göttergefolge zu berichtigen übrig. Eines schwebenden Merkurs von ansehnlicher Größe und guter Arbeit, gedachten wir, ohne seine Aechtheit verdächtig zu machen, schon oben zugleich mit der Himmelskugel von Marmor, in die er eingefügt ist. Den Flügelhut trägt er auf seinem Haupte, Flügelchen auch an den Füßen, der rechte Arm ist erhoben; der linke hält ein Ding, was unterwärts dem Griff eines Parazoniums ähnelt, aber wohl nichts anders seyn kann als der Schaft eines unvollständigen Kaduceus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der bildenden Künste in Portugal und Brasilien.

Wie in allen Ländern des europäischen Kontinents regte sich auch in Portugal im Laufe des fünfzehnten und in der ersten Hälfte des sechszehenden Jahrhunderts ein besserer, Künste und Wissenschaften fördernder Geist. Er ward hier und in den benachbarten Reichen unterdrückt, aus Furcht, er möchte die großen Veränderungen in Staat und Kirche herbeiführen, die in den andern Ländern Europa's dem Erwachen des menschlichen Geistes gefolgt sind. Der größte Antheil an dieser retrograden Bewegung seines Volkes muß Johann III. (1521 — 1557) zugeschrieben werden. Die heiligen Väter der Gesellschaft Jesu wußten diese Stimmung der Machthaber so gut zu benutzen, daß in Kurzem auch keine Spur mehr verblieb von dem freudigen Streben der portugiesischen Nation. Der rege Geist vormaliger Zeiten ward durch mechanisches Formelwesen verscheucht; das Volk sank im Laufe der zwei folgenden Jahrhunderte immer tiefer und tiefer, mit ihm war die Macht und die Würde des einst so mächtigen Reiches so sehr herabgewürdigt, daß der Beichtvater Johann V. (1706 — 1750), Don Gaspar, nach Lust und Willkühr über alle Aemter und Hilfsquellen des Staates schalten konnte. Aus diesem Zustande der Erniedrigung ward die Nation und mit ihr Künste und Wissenschaften durch Joseph I. (1750 — 1777) und die Königin Maria (1777 — 1816, seit 1799 war Johann VI. Regent) emporgehoben. Unter der Königin Maria ward von dem General-Intendanten der Polizey Diego Ignacio de Pina Manique ein Arbeitshaus für unbeschäftigte Leute in Lissabon gegründet, Casa pia do Castello genannt. Hier wurden die Anfangsgründe im Zeichnen und in allen mechanischen Künsten gelehrt, Manique war auch den talentvollen Zöglingen in ihrer ferneren Ausbildung behilflich. Auf Kosten der Casa pia machten die Maler Sequeira, Vieira, der Graveur Queiroz und andere, so wie der Bildhauer Valle ihre Studien in Rom. Im Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden mehrere Schulen für das Zeichnen, für Civil- und Militär-Architektur, für Fortifications Wissenschaften u. dgl. gegründet, die aber in ihrer Einrichtung äußerst mangelhaft seyn sollen. Besonders soll die Zeichenschule zu beschränkt seyn, als daß man die Früchte von ihr erwarten könnte, welche dergleichen Institute in andern Ländern zu bringen pflegen. Auch mangelt es im Ganzen an Aufmunterung und selbst an gegenseitiger Nacheiferung der Zöglinge, weil man von einer allgemeinen Kunstausstellung hier noch nichts weiß; die vollständigste Uebersicht des jetzigen Zustandes der bildenden Künste in Portugal hat Balbi im 2ten Bande seines Essai statistique sur les Royaumes de Portugal (Paris 1823) geliefert, aus welchem wir die Abschnitte über Architektur, Malerey, Skulptur und Kupferstichkunst ausheben wollen.

Architektur.

Diese Kunst, die mehr als alle übrigen der Nachwelt dauernde Monumente überliefert, ist in Portugal noch sehr zurück; es ist im ganzen Lande nur eine einzige, sehr unvollkommene Schule dafür vorhanden. Wenige ausgenommen, sind alle Gebäude Portugals geschmacklos und selbst ohne alle Proportion. Die meisten sogenannten Architekten sind bloße Conducteurs. Es ist nichts Seltenes, hiesigen Landes einen Holzschnitzer zu finden, der einige Ornamente gut auszuschneiden, einen Altar mit einigen Säulen zu machen versteht, und sich deßhalb für

einen ausgezeichneten Architekten hält. Aber zur Steuer der Wahrheit muß man bekennen, daß so schlecht die Architekten sind, so gut sind im Gegentheile alle Arbeitsleute, vorzüglich die Steinmetzen, Zimmerleute und Maurer. Wir wollen einige der vorzüglichsten Architekten namentlich anführen.

† José da Costa e Silva *) ist ein Zögling der römischen Schule, wo er mehrere Preise erlangt hat, auch ist er Mitglied der Academie von San-Lucca. Er ist der erste unter den modernen Architekten Portugals und der erste Professor der Architektur zu Lissabon und Rio-Janeiro. Er verfertigte die Plane zum königlichen Theater San-Carlo, zur neuen Münze (thezouro novo), zur Kirche und zum Hospital in Runa und zu andern weniger bedeutenderen Werken, unter andern auch zu dem Brunnen der heiligen Anna (chafariz de Santa-Anna). Er war mehrere Jahre mit dem Bau des königlichen Palais zu Ajuda beauftragt, und durch seine Bemühungen wurden mehrere Fehler des ursprünglichen Planes beseitiget. Er starb zu Rio-Janeiro unter dem Titel eines General-Intendanten.

Germanio Antonio Xavier de Magalhaens ist ein Zögling von José da Costa, Professor an der Bauschule zu Lissabon und Mitglied (deputado) der Sektion für die öffentlichen und Militärarbeiten. Man verdankt ihm den schönen Plan zur Cathedrale von Guimarães, welche wegen des Einfalles der Franzosen nicht ganz vollendet werden konnte. Er verfertigte auch den Plan zur Kreuzkirche (Crucifal) bei Torres, die Entwürfe zu mehreren Palästen und zu einer Getreidemühle von sechzehn Getrieben.

Malaquias Ferreira Leal, ein Zögling des vorhergehenden, ist Stadt-Architekt zu Lissabon und Urheber des Projekts zu dem sogenannten Quai de Cassilhas (caes de Cassilhas).

Manoel Caetano Guiao. Dieser Künstler ward anfänglich bey den Arbeiten der neuen Münze und zum Wiederaufbau des Patriarchal-Gebäudes verwendet, jetzt beschäftigt er sich mit den Bauten des königlichen Pallastes zu Ajuda. Er verfertigte auch die Zeichnungen zu den Thürmen der Klosterkirche de l'Estrella.

Henrique de Oliveira machte den Plan zu dem Brunnen (chafariz) de San-Antonio da Convalescença zu Bemposta und zu andern Werken.

Joaquim Marques ist bey den öffentlichen Arbeiten (obras publicas) verwendet und Urheber mehrerer Plane zu neuen Gebäuden in Lissabon.

Martincho José Diogo Passos, ein Schüler von Xavier de Magalhaens, baute mehrere Quartiere der Stadt.

José Francisco, das Quanteis genannt, weil er das schöne Gebäude in den Quartieren von San Oviedo zu Porto gebaut hat.

† Joaquim da Costa Lima, Architekt zu Porto.

Felix José da Silva. Unter der Leitung Manoels da Costa (siehe Malevez) baute er das schöne Theater San-João, das Thesouro real, das Joias zu Rio-Janeiro, welches noch nicht ganz vollendet ist, und den Pallast des Kaisers zu Santa-Cruz, zwölf Meilen von Rio.

Unter den Liebhabern müssen vorzüglich Diego Maton zu Lissabon und Joao Francisco Guimaraens zu Porto genannt werden. Letzterer verfertigte eine Zeichnung zu dem Monument, welches auf dem Constitutionsplatze zu Porto errichtet werden sollte, die sich vorzüglich durch ihre edle Einfachheit und durch die Genauigkeit der Proportionen auszeichnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die mit einem † Bezeichneten sind vor Kurzem gestorben.

Neue artistische Werke.

3. La Chine; moeurs, usages, costumes, arts et metiers etc., d'après les desseins originaux du P. Castiglione, du peintre chinois Pu Quá, de W. Alexandre, Chambers, Dudley etc., par MM. Deveria, Regnier, Schaal, Schmit, Vidal etc.; avec des Notices explicatives et une Introduction, présentant l'état actuel de l'empire chinois, sa statistique, son gouvernement, ses institutions etc, par D — B*** De Malpière.

Paris 1827; chez l'éditeur, rue St. Denis, no. 188.

Der Preis jeder Lieferung ist 15 Fr. für die Subscribenten 12 Fr. Das 10te und 11te Heft liegt vor uns.

4. Voyage pittoresque dans les Pyrénées françaises et les départemens adjacens; ou collection de soixante-douze gravures représentant les sites, les monumens et les établisemens les plus remarquables, avec un texte explicatif; par Melling, peintre paysagiste du Roi, auteur du Voyage Pittoresque de Constantinople et des rives du Bosphore. Paris 1825 — 1826; l'auteur, rue de Condé, n. 5.

Das ganze Werk wird in zwölf Lieferungen erscheinen, die vierteljährig herauskommen, jede aus sechs Kupfern und eben so viel Blättern Text, bey Firmin Didot gedruckt, bestehend. Der Preis jeder Lieferung vor der Schrift ist 50 Fr., mit der Schrift 30 Fr. Vier sind bereits erschienen.

Nr. 89.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. November 1827.

Zur Geschichte der bildenden Künste in Portugal und Brasilien.

(Fortsetzung.)

Malerey.

Den Mangel an gehörigen Anstalten zur Ausbildung dieser Kunst haben wir oben schon berührt. Die Kenner werfen den portugiesischen Malern im Allgemeinen Mangel des Kolorits und der Zeichnung vor; ihre Porträte, behaupten sie, haben etwas Schweres, Hartes und Ausdrucksloses. Nach der Meynung der Kenner sind folgende Maler die vorzüglichern der neuen Schule, die beynahe alle zu Rom gebildet wurden.

Domingos Antonio le Sequiera, erster Maler des Königs, Zöglings der römischen Schule und Nebenbuhler Vieiras. Die Einheimischen, wie die Fremden betrachten ihn als den ersten lebenden Maler Portugals. Er ist vorzüglich stark im Zeichnen und übertrifft hierin Vieira. Viele seiner Gemälde sieht man in den Pallästen des Königs zu Ajuda, zu Mafra, in dem Kloster de Laveinas und in mehrern Häusern ausgezeichneter Familien Lissabons; einige dieser zahlreichen Arbeiten entsprechen wirklich dem Ruhme des Künstlers. Da er auch ein ausgezeichneter Graveur ist, so ward er zur Verfertigung des herrlichen Silberservices verwendet, welches die portugiesische Nation als Zeichen ihrer Dankbarkeit Lord Wellington verehrt hat; die Feinheit der Arbeit, der Geschmack und die Erfindung in den dargestellten Scenen wurden bekanntlich in England sehr bewundert. Er verfertigte auch den Plan zu dem Monument, welches auf dem sogenannten Rocio-Platz in Lissabon, zum Andenken des 15ten Sept. 1820 errichtet wurde.

† Francisco Vieira, von seiner Vaterstadt Porto, Portuense genannt, ist ebenfalls ein Zögling der römischen Schule. Er begann seine Studien unter einem italienischen Maler, Glama, setzte sie fort unter einem Franzosen, Namens Pilman, ging dann nach Lissabon und zeichnete sich daselbst durch Fleiß und Geschicklichkeit so aus, daß er auf Kosten des Staates zu seiner ferneren Ausbildung nach Italien geschickt wurde. In Rom machte er große Fortschritte, erwarb sich die Freundschaft und Achtung seiner Lehrer und Kollegen, sah auf einer Reise durch Italien alle Meisterwerke der Kunst, ging dann nach England, wo er vorzüglich durch die bewunderungswürdige Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, Alle in Erstaunen setzte. Vielfacher Verdruß verkürzte seine Tage, er starb zu Madera im Jahre 1805. Vieira ist, was das Kolorit und die Erfindung betrifft, der erste Maler Portugals, im Zeichnen steht er unter Sequeira. Er arbeitete im Pallaste des Königs zu Ajuda. Seine schönsten Gemälde sind: Die Kreuzabnahme, welche sich in der Kapelle des portugiesischen Gesandten zu London befindet; das Gemälde des Viriatus, womit er dem Könige, zum Dank für den ihm verliehenen Schutz, ein Geschenk gemacht hat, das sich im Pallaste zu Ajuda befindet und von Bartolozzi gestochen wurde; endlich das der unglücklichen Inez de Castro, die ihre Kinder Alphons IV. vorführt.

† Pedro Alexandrino de Carvalho. Begabt mit einer außerordentlichen Leichtigkeit, war dieser Maler der fruchtbarste des ganzen Landes. Er war einer der vorzüglichsten Professoren der Akademie zu Lissabon (Academia do Nu). Kinder malte er vorzüglich gut und verstand das Kolorit, wie wenige seiner Landsleute. Von ihm sind alle Gemälde in der Kirche der Martyrer und der des heiligen Dominikus, der Hauptaltar in der heiligen Geistkirche zu Lissabon u. s. w. Auch hat er vielerley für die Provinzen gemalt.

Jusé da Cunha Taborda ist ebenfalls ein Zögling der römischen Schule und ein ausgezeichneter Maler. Mehrere Jahre nach seiner Zurückkunft von Italien erhielt er von dem damaligen Prinzregenten den Auftrag in Lissabon, eine Akademie nach dem Vorbilde der römischen zu errichten, leider ist diese sogenannte Academia do Nu bald wieder eingegangen. Taborda ist sehr erfahren in der Kunstgeschichte und versteht sich sehr auf die Gemälde der alten Meister. Er hat das Werk von Michel Angelo Brunetti, über die Regeln der Ma-

lerey in's Portugiesische übersezt und eine Einleitung über das Leben und die vorzüglichsten Werke der portugiesischen Maler hinzugefügt.

Civillo Wollmar Machado, ein Zögling der römischen Schule, und einer der ausgezeichnetsten Maler, war ebenfalls Lehrer an der Akademia do Nu. Seine schönsten Werke sind die Plafonds des königlichen Pallastes zu Mafra und im Pallaste des Marquis de Lolé! das Gemälde auf dem Hauptaltar der Pfarrkirche zum Herzen Jesu (Conaçao de Jezus) und die Apostel in der Kirche von Loreto. Dieser mit Recht berühmte Maler hat auch große Kenntnisse in der Architektur und den schönen Wissenschaften. Seit einigen Jahren hat ihn, zum Bedauern seiner Freunde und der Liebhaber der schönen Künste, ein Anfall von Apoplexie zur Unthätigkeit verdammt.

Archangelo Fuschini, ebenfalls in Rom gebildet, ist einer der bessern lebenden Maler Portugals, obgleich er unter Sequeira, Civillo und Taborda steht.

† José Trireira Barreto, ein guter Maler aus Porto: er hat einige ziemlich gute Gemälde hinterlassen.

Josá Leandro, ist ein guter Maler, was desto mehr zu bewundern ist, da er niemas Brasilien verlassen hat. Sein schönstes Gemälde ist die Darstellung der ganzen königlichen Familie vor der heil. Jungfrau von Monte-Carmello.

Joaquim Raphael, ein Schüler Vieiras, lebt in Porto. Er hat mehrere Werke zu Tage gefördert, die durch Komposition, Zeichnung und Kolorit Aufsehen erregt haben.

Manoel Diaz, ein Zögling der römischen Schule, O Romano genannt. Er hat mehrere Gemälde gemacht, die sich durch ihre Zeichnung vor vielen andern auszeichneten, seine geschäztesten Arbeiten befinden sich in der königlichen Gallerie zu Rio-Janeiro oder in der Sammlung des Vicomte San Louvenço. Er ist seit langer Zeit Professor der Zeichenkunst und Malerey in Rio-Janeiro. Unter den Dekorationsmalern wird ihm allgemein der erste Preis zuerkannt.

Manoel da Costa. Dieser Künstler, der ein eben so guter Maler, wie Architekt ist, ist seit einiger Zeit in Rio-Janeiro, wo er das königliche Theater San-João baut. Vergl. unter Architektur Feliz José da Silva.

Folgende Künstler werden als die ersten Landschaftsmaler genannt.

† José Antonio Benedicto, ein reicher Privatmann zu Setubal, unter dem Namen Morgado gemeinhin bekannt. Er hat sehr schöne Sachen in diesem Fache hinterlassen.

Joaquim Marques und Roberto Ferreira da Silva. Lezterer, ein Schüler von Eleuterio Manoel de Barros, ist Major im Genie-Corps und zugleich Professor der Zeichenkunst extra statum an der Militär-Akademie zu Rio-Janeiro. Eine sehr gute, nach den besten italienischen und holländischen Werken verfaßte Abhandlung über Zeichnen, Figuren, Landschaften und Perspektive ward von ihm im Jahr 1818 zu Rio-Janeiro herausgegeben. In Rio findet man viele von seinen Gemälden. Er hat eine eigene Weise ersonnen, um mehr Effekt in den Landschaften hervorzubringen; ihm verdankt man die schöne Sammlung der Ansichten Rios, so wie die Zeichnungen der zwey Palläste des Königs in dieser Hauptstadt und zu San-Christovão; beyde wurden von Paula sehr gut gestochen. Vergl. Kupferstecherkunst.

In der Blumenmalerey soll der verstorbene Martinho sich sehr ausgezeichnet haben. Er wie Manoel da Costa gingen mit dem König nach Rio. Er verfertigte die Ornamente an den drey königlichen Pallästen zu Rio-Janeiro, Santa-Cruz und San-Christovão.

Skulptur.

Diese Kunst steht hiesigen Landes auf sehr niedrigem Standpunkte, was auch gar nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß es zu den Seltenheiten gehört, wenn selbst Heiligenbilder aus Stein verlangt werden, die gewöhnlichen sind von Holz oder Lehm. Dessen ungeachtet hat sich durch die Beharrlichkeit und den Eifer des würdigen und bescheidenen Machado eine Schule gebildet. Folgende sind die Namen der Künstler, die sich in dieser Kunst ausgezeichnet haben.

Joaquim Machado de Castro, Professor für die Skulptur zu Lissabon und Direktor aller für den königlichen Pallast zu Ajuda nothwendigen Bildhauerarbeiten. Dieser geschickte Künstler, den man den Canova Lusitaniens nennen könnte, ist niemals aus Portugal herausgekommen; er ist ein Zögling des Italieners Justi. Er hat die schöne kolossale Statue zu Pferd von Joseph I. verfertigt, die man auf der Börse zu Lissabon sieht, so wie die schöne Gruppe Nossa senhora da Encarnação, worüber er selbst zwey gelehrte Abhandlungen geschrieben hat. Diese Abhandlungen beurkunden hinlänglich, daß er ein eben so geschickter Literator, wie guter Künstler ist. Er verfertigte auch die Statue der Königin Maria, die sich auf der National-Bibliothek zu Lissabon befindet, das schöne Modell des Standbilds von dem jetzigen Könige, die Statuen la Generosidade und la Gratidão für den Pallast Ajuda. Dieser ehrwürdige Greis arbeitete noch in seinem 91sten Jahre an der Statue des Rathes (Concelho) (?) für den Pallast Ajuda.

† Bartholomeu da Costa hat sich von einem gewöhnlichen Artillerie-Soldaten bis zum General-Lieutenannt emporgeschwungen, in welchem Range er 1801 gestorben ist; ihm muß nachgerühmt werden, daß er in einem Guß die Statue Joseph I. gegossen hat.

† Francisco Leal Garcia, ein Schüler des Italieners Justi, war ein Nebenbuhler Machados und sein Ersatzmann bey der Skulpturschule. Unter seinen vorzüglicheren Werken werden die Fensterbogen im königlichen Kloster Mafra angeführt. Er stand auch Machado bey in der Ausarbeitung der Seitengruppen an der Statue Josephs I. und ist der Schöpfer aller Skulpturarbeiten in der Kirche zu Runa.

Joaquim José de Barros. Die Statue des Ruhmes, die Porträte der Könige von Portugal an einem Obelisk, den man vor einem Landhause zu Bellas sieht, so wie das Basrelief am Frontispiz der königl. Kapelle zu Bemposta machen ihm Ehre.

Faustino José Rodrigues, ein Schüler Machados und einer der Direktoren der Malerakademie ist jezt Prof. der Skulptur zu Lissabon. Dieser ausgezeichnete Künstler ist eben so guter Architekt als geschickter Bildhauer. Er half seinem Lehrer bey der Verfertigung der Büste des Kaisers von Brasilien, Don Pedro Carlos, und der des Herzogs Lafoes, die sich auf der königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissaben befindet. Er hat das Modell zu den Gruppen verfertigt, welche der Kaiserin Donna Maria Josepha Leopoldina gewidmet sind. Er ist auch der Schöpfer zweyer Statuen, der Statue Virgils und Camoens in Lebensgröße, einer Statue der Venus, in dem Momente vorgestellt, wo sie den Apfel von Paris empfängt. Die leztere Statue befindet sich im Pallast des Marquis de Bellas; eine Gruppe von vier Kindern, die auf verschiedenen Justrumenten spielen, befindet sich bey dem Marquis von Borba.

Joao Joaquim, zu Porto, gilt für einen der besten Bildhauer Portugals. Seit mehreren Jahren lebt er zu Rio-Janeiro.

Joao José Braga, ein anderer Bildhauer zu Porto, gilt für den besten Thonbildner.

Joao José de Aguiar, ein Zögling der römischen Schule. Er verfertigte die Statue des verstorbenen Königs, die im königl. Hospital der Marine aufgestellt ist, die Büste des Marquis de Victoria (Lord Wellington) und mehrere andere Statuen im königl. Pallaste zu Ajuda.

José Joaquim Leitao, Joao José Alvinichi studirten mit Leal Garcia und müssen, eben so gut wie Monteiro Rocha, ein Neffe des berühmten Mathematikers dieses Namens, und Francisco d'Assiz Roiz hier erwähnt werden. Vorzüglich von Lezterem kann man die Hoffnung hegen, daß er einst ein ausgezeichneter Künstler werden wird; er besizt auch viele Kenntnisse in der Kunstgeschichte.

(Der Beschluß folgt.)

Antiken zu Arolsen.

(Fortsetzung.)

Eine stehende gerüstete Jünglingsfigur, für welche die Benennung eines Mars nahe liegt, haben wir ebenfalls nachzuholen; sie befindet sich unter den größeren Bronzen der Rückseite und ist räthselhaft durch einen beweglichen Reifen, welcher der erhobenen Rechten allem Anschein nach schon vor Alters angehörte. Unter den zahlreichen Herkulesfiguren zeichnen sich zwey kleinere mit der corona tortilis aus, die eine wegen ihrer zierlichen Ausführung, die andere wegen des Motives der Völlerey, welches die unter den Bauch geführte linke Hand ausdrückt, während die Keule noch auf der Schulter ruht. Unter einer Anzahl von Larenbildern befindet sich, als lezte Figur der untersten Reihe auf der Rückseite, die sehr eigenthümliche Vorstellung eines, wie gewöhnlich, hoch aufgeschürzten und unbärtigen Laren, der mit der linken Hand einen sitzenden nackten Knaben erhebt. Die rechte Hand dieses lezteren ist erhoben, die linke vorgestreckt, hält vielleicht einen Kranz. Die rechte Hand des Jünglings ist abgebrochen. Man kann jenes Kind für die persönliche Abbildung irgend eines gottgeweihten Kindes halten; auf ähnliche Weise ist mit Wahrscheinlichkeit die seltsame Vorstellung einer Minervenstatue zu Sanssouci gefaßt worden, welche ein Kind in der Aegis hält. Andererseits darf bey einem italischen Hausgotte die Vergleichung ähnlicher nackter und sitzender Knaben nicht unterlassen werden, die wir aus mehrfachen Denkmälern in unmittelbarer Verknüpfung mit italischen Göttern ländlichen Dienstes und anderwärts zu verfolgen Gelegenheit haben. Unmittelbar nach jenem Hausgotte wollen wir eines andern Lokalgottes römischer Sitte gedenken; in Erinnerung mancher ähnlichen pompejanischen Erzfiguren, deren Gefäße und Attribute ihre Bestimmung unzweydeutig machen, glauben wir eine sonst unbezeichnete Statue, die größte der gegenwärtigen Sammlung, für einen Brunnengenius halten zu dürfen. Es ist die Figur eines krauslockigen Knaben, etwa drey Palmen hoch, auf einer runden Basis angebracht; seine rechte Hand ist vorgestreckt, die linke seitwärts gewandt. Die Augen waren mit Metall ausgefüllt und sind gegenwärtig leer. Auch an Land- und Gartengöttern fehlt es in der Sammlung nicht; doch gestehen wir, gerade den vorzüglichsten dieser Art kein unbedingtes Alterthum beymessen zu können. Nicht gewöhnlich ist in der siebenten Reihe

der Vorderseite ein stehender Silvanus; er ist nackt, fichtenbekränzt, und hält in der Linken einen langen Zweig. Wir schließen mit der Erwähnung zweyer Dioskuren, offenbar zusammengehöriger Figuren, obwohl sie gegenwärtig an verschiedenen Stellen des rückseitigen Fachwerks aufgestellt sind. Beyde sind von gleicher nicht unbeträchtlicher Größe, haben Sterne auf den Häuptern, die Chlamys über der Schulter und ein Perizonium in der Hand.

Eigentliche mythische Darstellungen in Vergleich mit vereinzelten Götterbildern betreffend, gilt auch in dieser Sammlung diejenige Erfahrung, welche sich aus der Beschauung alles Antikenvorraths gegen die ausschließliche Vorliebe mancher Archäologen für jene ersteren ergibt, daß nämlich die unmittelbar religiöse Bildnerey eine ungleich größere Ausdehnung hatte, als zumal in Erzbildern und im heroischen Gebiet, die Abbildung der Mythengeschichte. Einzelnes der Art findet sich jedoch, wie billig auch hier. Zuvörderst eine schöne und wohl erhaltene, allem Ansehen nach unverdächtige Gruppe des Pan, der den Olympos im Flötenspiel unterrichtet, etwa fünfviertel Fuß hoch und der farnesischen in Neapel entsprechend. In Anlage und Ausführung vorzüglich ist die Figur eines knieenden Ulysses. Sein bärtiger mit dem Pileus bedeckter Kopf würde keine schicklichere Benennung finden. Seine Bekleidung besteht in langem gegürtetem Unterkleide mit langen Aermeln und einer übergeworfenen Chlamys. Im ausgestreckten rechten Arme hält er ein Stäbchen, das man etwa auf die Blendung des auf dem Boden liegenden und daher in gebückter Stellung beschlichenen Polyphemus deuten könnte, doch ist der Kopf aufwärts gerichtet, und überhaupt scheint die ganze Bewegung eher einem Schutzflehenden angemessen, wie es Ulysses beym Alcinous war. Sonst wüßten wir aus dem heroischem Bilderkreis nur eine Helle anzuführen, die halb entkleidet auf dem Widder liegt, eine zierlich angelegte Gruppe, doch von stumpfer Arbeit.

Wir sehen uns weiter nach Vorstellungen antiken Alltaglebens um und finden manches merkwürdige Bildwerk von athletischer, auch theatralischer, eins und das andere auch von sepulkraler Beziehung. Gleich unter den größeren Figuren, welche im oberen Raume des vorderen Fachwerkes aufgestellt sind, zeichnen sich zwey große Erzbilder der ersten Gattung, jedes etwa von einem Fuß Höhe, aus: das eine im strengen Styl, nackt und mit geschlossenen Armen, mit einer Stirnbinde geschmückt und als vermuthliche Athletenfigur, theils durch kräftigen Gliederbau, theils durch die breit über dem Rücken ruhende Haarmasse nachgewiesen; das andere in gewohnter Freyheit der Kunstübung mit einem Opferkrug in der Rechten und einem länglichen Salbgefäße in der Linken versehen. In denselben athletischen Bilderkreis dürften auch die Vorstellungen eines Kandelaberschaftes von mässiger, etwa eines halben Fußes Höhe, zu rechnen seyn: eine mit dem Petasus bedeckte Figur von breiten Verhältnissen, welche auf der Höhe jenes Schaftes angebracht ist, darf vielleicht für einen Merkur der Palästra gelten, in welchem Falle das unentschiedene Geräth, welches seine linke Hand hält, um so eher für eine Striegel gelten könnte. Beyde Arme sind gesenkt; die Arbeit in jener alterthümlichen Strenge, welche für Athletenfiguren vorzüglich lange beybehalten wurde, aber nicht sonderlich und vermuthlich ziemlich spät. Von theatralischen Bildwerken sind mehrere Figuren römischer Schauspieler bemerkenswerth. Einer sitzt, die Hände über beyde Knie geschlagen, ein anderer, gleichfalls sitzend, hält mit der rechten Hand eine Maske vor sein Gesicht, während der linke Arm den rechten stützt; ein dritter, stehend in seinen Mantel gehüllt und an ein Pilaster gelehnt, hält ein Herkulisches Trinkgefäß in seiner Hand: alle drey sind von sinniger Anlage und von leidlicher, zum Theil von guter Ausführung. Ein sitzender Knabe mit glattem Haar oder Petasus gehört wegen einer Maske in seiner Hand, vielleicht demselben Bilderkreise an, sey es als Genius des Theaters, oder mit Beziehung auf irgend eine Scenerey; doch ist nicht zu vergessen, daß auch Brunnengenien mit Masken vorkommen, aus denen hie und da das Wasser lief.

(Der Beschluß folgt.)

Neue artistische Werke.

5. Choix d'édifices publics, construits ou projetés en France, extrait des archives du Conseil des bâtimens civils; publié, avec l'autorisation du ministre de l'interieur, par MM. Gourlier, Biet, Grillon et Tardieu, architectes rapporteurs près le conseil, et gravé sous la direction de M. Clémence, architecte, ancien pensionnaire du roi à Rome. Paris 1826; Louis Colas, libraire-éditeur, rue Dauphine, no. 32.

Drey Lieferungen sind bisher erschienen, welche eilf verschiedene Entwürfe enthalten, darunter ein Präfekturgebäude zu Ajaccio (Corsica), ein Rathhaus, Gerichtshof und Gefängniß in einem einzigen Gebäude zu Clermont-Ferrand (Puy-de-Dome.)

Der Preis jeder Lieferung ist 5 Fr. auf ordinärem Papier, 7 Fr. auf schönem geleimten Papiere.

6. Histoire de la peinture en Italie depuis la renaissance des beaux-arts, jusque vers la fin du XVIII. siècle; par l'abbé Lanzi, traduite de l'italien sur la troisième édition, par Mme Armante Dieudé. Paris 1824, chez Seguin et Dufart. 5 vol. in 8. prix 35 Franken.

Nr. 90.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. November 1827.

Antiken zu Arolsen.

(Beschluß.)

Endlich haben wir noch einer und der andern Grabvorstellung Erwähnung thun wollen. Nachdem sich aus einem cumanischen Grabe ein Todtentanz von Gerippen oder vielmehr (wie es Jorio's Zeichnung in den Scheletri Cumani Neap. 1809 zeigt und die Wiederaufdeckung des Grabes durch den königlich preußischen Legationsrath Hrn. v. Olfers bestätigt hat) von ausgedörrten Figuren in antikem Bildwerk vorgefunden hat, ist eine ähnliche Erzfigur, wie sie unter dem vorderen Fachwerke der fürstlich waldeckschen Sammlung liegt, nur noch merkwürdiger. Die Füße sind abgebrochen, doch läßt die Bewegung der Arme, deren linker gegen das Haupt gewandt ist, während der rechte sich an die Hüfte stützt, eine ähnliche Tanzbewegung, wie in den cumanischen Gebilden, vermuthen. Grabesbeziehung finden wir auch in dem ebendaselbst vorkommenden Figürchen einer liegenden Frau, durch den Modius auf ihrem Haupte vielleicht als eine eingeweihte der Ceres bezeichnet, jedenfalls aber mit mehrfachen Grabestriklinien zu vergleichen, deren liegende Figuren einen gleichen Hauptschmuck haben.

Bildwerke, in welchen die künstlerische Darstellung nur zu bequemer Auskunft einer Zeichensprache gedient hat, sind allerdings nicht die erfreulichsten Denkmäler alter Kunst; doch sind in der Fülle alten Bildervorraths auch sie nicht ohne Reiz, darum weil solche Zeichensprache keine willkürliche, sondern auf das durchgebildete Material religiöser und künstlicher Symbolik gegründet zu seyn pflegt; dann aber auch darum, weil der unermeßliche Vorrath ähnlicher Bildnerey, der uns aus Denkmälern kleinern und kleinsten Umfangs zugekommen ist, das allverbreitete Bedürfniß bildlicher Mittheilung aus einer Zeit nachweist, in der allerdings so gut wie bey uns auch die Reflexion ihr überwiegendes Recht oft einzufordern pflegte. Wie wir nun bisher die in Rede stehende Sammlung gern zu einem Anlaß erwähnt haben, dem Leser eine Reihenfolge der in Erzgeräth üblichsten bildlichen Vorstellung für diesen Fall und für ähnliche vorzuschlagen, glauben wir auch noch von jenen Denkmälern symbolischer Zeichensprache eins und das andere aufzählen zu müssen, um alsdann mit etlichen Denkmälern der Thierbildnerey und einiger Besonderheit antiken Geräths unsere Ueberschauung schließen zu können.

Zwey Votivhände der fürstlich waldeckschen Sammlung, die eine etwa von einem Viertelfuß, die andere etwa von vier Zoll Länge, verdienen auch einzeln alle Aufmerksamkeit, obwohl nicht zu läugnen ist, daß ähnliche Denkmäler erst durch Vergleichung mit andern verwandten anziehend werden. Beyde Hände sind mit erhobenem zweyten und dritten Finger und mit geschlossenem vierten und fünften gebildet; in der kleineren Hand ist der Daumen emporgehoben und endet in einen Pinienapfel als Hinweisung auf phrygischen Dienst. Reich an Thiersymbolen ist besonders die größere Hand. Am Puls ist sie von einer dicken Schlange umwunden, der aus der flachen Hand ein anderer Schlangenkopf entgegentritt, unterwärts aber eine Einfassung durch drey Köpfe, einen Eberkopf und etwa einen Widder- und Pantherkopf gebildet ist. Zwischen dem Daumen und den übrigen Fingern ist eine Schildkröte angebracht als des Merkurs, auf der äußern Seite der Hand zuvörderst eine Eidechse als des Apollo Symbol, dann zwischen den erhobenen und den geschlossenen Fingern ein dreygerolltes Ding, vielleicht wieder eine Schlange, doch allem Anschein nach mit heraustretendem gehörntem Kopfe. Etwas tiefer unten ist wieder eine Eidechse, noch tiefer etwa eine große Biene vorgestellt; in der Fläche der Hand ein großes Ding, wie mit zwey Klappen oder Flügeln, etwa ein Schmetterling. Die kleinere Votivhand zeigt außen etwa eine Keule und ein Messerchen, weiter unten zwey Stäbe, der eine unterwärts gebogen, vielleicht eine Flöte, nicht weit davon einen Frosch; innen eine Schildkröte und eine umwundene Schlange. Merkwürdig für die mannigfache Anwendung ähnlicher Symbole und besonders des Schlangensymbols in alter Bildnerey sind auch die Verzierungen eines gleich überladenen Votivdenkmals. Auf einem Stamm oder einer umgewandten Keule steht ein Hahn; um die Länge des Schaftes geschlungen ist eine Schlange, die

sich auf ein Füllhorn stützt; dieses leztere endet unten in einen Widderkopf und ist oberwärts von einem Delphin bedeckt, alles mit nahe liegender Deutung auf den Segen der feuchten Natur mit beygefügtem Frühlingssymbol und dem Attribute des Merkur. Dunkleres, aber vermuthlich sinnvoller und gewiß keine bedeutungslose Verzierung ist die Vorstellung eines geschuppten Kandelaberschaftes; er wird von einem Jüngling oben umklammert, der ein kurzes Geräth hält und nach dem von unten her eine Schlange schnappt.

Solchen Denkmälern symbolischer Thierbildnerey und Geräthenverzierung lassen wir die Erwähnung etlicher anderer Thierbilder und Geräthe folgen, an denen uns nur ein heiterer Künstlerscherz erfreut. Die Sammlung, von welcher wir reden, ist reich an kleinen Erzfiguren von Thieren, die zum Theil von vorzüglicher Arbeit sind. Als seltene Bildwerke führen wir einen Hahnenkopf, einen Fisch, einen Krebs und einen Frosch an; als zierliche Scherze eine Schnecke, die sich ihrem Hause entwindet, und zwey Eidechsen, eine die andere beissend. Von ausnehmender Schönheit ist eine große Lampe, die in einen Greifenkopf endet; zur Verzierung eines Wagens (Mus. Bartold. p. 50) artig benuzt ein Pantherpaar, jedes der Thiere in entgegengesezter Richtung die Tatze auf ein Rad legend, vorn je mit einer Maske. An schönem und zum Theil großen Erzgeräth hat diese Sammlung überhaupt keinen Mangel, unbekannt waren uns zwey länglich viereckte Platten mit Griffen, vielleicht Schabeisen zur Reinigung von Pferden, worauf die in eine derselben eingegrabene Abbildung eines Pferdes führen kann.

Hätten wir nun, wie wir bisher versucht, auf der fürstlich waldeckschen Antikensammlung eine bedeutende Anzahl seltener bildlicher Vorstellungen nachgewiesen, so glauben wir, um den technischen Kunstwerth vieler von jenen Denkmälern nicht ungebührlicher Weise in den Schatten zu stellen, unsere obige Bemerkung hier wiederholen zu müssen, nämlich wie die Style antiker Kunstübung sich höchstens zwischen ältestem, griechischem oder etruskischem, und zwischen späterem Styl einer freyeren Kunst scharf genug abschneiden, um eine Denkmälersammlung nach dem stylistischen Werthe zu überschauen; ferner wie eine vielseitig gebildete Sammlung von Antiken oder Antikaglien irgend einer Gattung nothwendig an Werken eines untergeordneten, oder doch eines nicht überwiegenden Kunstwerthes zahlreicher seyn muß, als an solchen, deren Kunstwerth eine besondere Erwähnung verdient. Antike Denkmäler kleineren Umfangs machen überdieß ungleich seltener hohe Ansprüche auf den Ruhm einer sorgfältigen, als auf das Verdienst einer leichten und sichern Ausführung, dagegen ihnen jene lebensfrische Erfindung eigenthümlicher und bey solcher Zusammendrängung in kleine Räume genießbarer verliehen ist, welche große Bildner dann und wann nicht ohne Scheu aus dem Thon, der sich ihnen willig gefügt, in den starren Marmor überzutragen versuchen. In engen Raum nebeneinander gedrängt, dürfen Antikaglien jeder Art jenen überwiegenden Blick auf die Darstellung, zu der sie auffordern, als Vorzug anführen, während eine gleiche Maaßregel bey größeren statuarischen Werken mehr dem trübseligen Zwang angehört, zu dem uns die Zerstörung der besten Kunstwerke und unser verhältnißmäßiger Reichthum an kolossalen Dutzendarbeiten einer verfallenden Kunst allzuoft verpflichtet. Sollen wir hiernach den Kunstwerth der waldeckschen Sammlung mit wenig Worten bezeichnen, so werden wir zuvörderst erinnern müssen, wie die edelsten Förderer einer lebendigen Kunst oft gerade in der Ueberschauung antiker Kunstideen sich am liebsten erwärmten und wie die Sammlung, von der wir reden, einen Vorrath der mannigfaltigsten Darstellungen zeigt; dann aber, daß diese Sammlung von Antikaglien auch an wohl gearbeiteten Bronzen von vorzüglicher Größe reich ist, ja selbst von kolossaler Arbeit ihrer nicht wenige besizt, wie wir denn hie und da deren zu erwähnen Gelegenheit hatten. Der Sage nach sollen mehrere dieser Stücke dem kunstliebenden Gründer der Sammlung geschenksweise aus den Ausgrabungen Pompejis zugekommen seyn. Von Werken wie die vortreffliche Figur der Hekate, wie die Knabenfigur, welche wir als Brunnengenius bezeichneten, von der schönen großen Lampe mit einem Greifenkopfe ist dieß sehr wahrscheinlich; ihres gleichen finden sich nicht leicht im römischen Kunsthandel, der sonst, wie ziemlich zu allen Antikensammlungen Europa's, wohl auch das Meiste zu dieser anziehenden Sammlung gegeben haben mag, nicht ohne jene, bald geflissentliche, bald unbewußte Beymischung zahlreicher neuerer, zum Theil ansehnlicher und geflickter Werke, deren Erwähnung wir bey solchem Reichthum merkwürdiger alter Denkmäler gern übergingen.

Man pflegt zu klagen, daß Deutschland an Antiken arm sey. Diese Klage ist nicht ganz ungegründet; aber zur Entschuldigung vernachlässigten Studiums darf sie erst dann beginnen, wenn man solche Armuth in frischer Erinnerung und nach gründlicher Bekanntschaft mit den vorhandenen Denkmälern empfindet. Wir haben Gelegenheit gehabt, an einem Beyspiele darzuthun, wie ein wichtiger Antikenschatz, von dem kunstliebenden Sprößling eines edlen deutschen Fürstenhauses einsichtig gesammelt und kunstliebenden Beschauern an demselben Orte fortwährend zur Benutzung vergönnt, doch selbst dem gelehrten Gerüchte unseres emsigen Deutschlands verschollen gehen kann. Nicht ohne vielfache Aufforderung von einer so trübseligen Erscheinung in die redseligste Verstimmung überzugehen, ziehen wir es vor, schließlich der beschränk-

ungslosen Mittheilung jener Kunstschätze und der lehrreichen Weisung des großen Künstlers unsern Dank abzustatten, der jenen anmuthigen Ort seine Vaterstadt nennt.

M. 13. Sept. 1827.

H. R. G.

Zur Geschichte der bildenden Künste in Portugal und Brasilien.

(Beschluß.)

Kupferstecherkunst.

Obgleich diese Kunst hiesigen Landes noch mehr zurück ist als die Skulptur, so muß man doch bekennen, daß, Dank den Aufmunterungen des Gouvernements, sie sich seit Kurzem aus dem Zustande der Kindheit emporgearbeitet hat. Ohne sich gerade mit den Meistern, wie Bartolozzi, Morghen u. A., messen zu können, leisten die Kupferstecher Portugals doch sehr Schätzenswerthes; folgende sind die Namen der vorzüglichsten Künstler.

† Joaquim Carneiro da Silva, ein Zögling der römischen Schule. Hauptsächlich auf seinen Antrieb hat die Königin Maria die Zeichenschule zu Lissabon gegründet. Er war auch einer der Professoren an der Academia do Nu und der erste Professor an der Graveurschule. Er verfertigte den schönen Kupferstich König Joseph I., den Kupferstich der Reiterstatue des Machado, die Zeichnung der schönen Allegorie auf den König von Portugal und das Titelkupfer für die vom Pater Antonio Pereira de Figeiredo übersezte Bibel. Er war auch ein guter Architekt, hatte seltene Kenntnisse in der Physik und in andern Wissenschaften, worüber er mehrere Werke geschrieben hat. Er hinterließ viele getuschte Zeichnungen, die sich in den Händen einiger Adeligen zu Lissabon befinden.

Eleutherio Manoel de Barros, ein Zögling von Carneiro da Silva, von dem er mehrere Zeichnungen gestochen hat. Nachdem er sich einige Zeit in Rom aufgehalten hatte, kehrte er nach Portugal zurück und ward Professor an der Zeichenakademie. Er malt auch; ein Gemälde von ihm, Elias vorstellend, wie er auf einem Feuerwagen gen Himmel fährt, befindet sich im Kloster Estrella zu Lissabon. Er ist schon seit vielen Jahren durch einen Anfall von Schlag verhindert, seine Funktionen als Professor auszuüben.

† Gaspar Froes Machado ist ein Zögling von Joaquim Carneiro da Silva und ein Bruder des Bildhauers Francisko Leal Garcia, dessen allegorische Zeichnung, die Geburt des Kronprinzen Don Pedro de Alacantara er gestochen hat; er hat auch eine Geburt Jesu Christi nach einem großen Maler in Kupfer gestochen. Er ging nach England, um sich in seiner Kunst weiter auszubilden, und ging auf dem Heimweg durch Schiffbruch zu Grunde.

Gregorio Francisko de Queiroz, ein Schüler von Joaquim Carneiro und dem berühmten Bartolozzi in London, ist jezt Lehrer der Kupferstichkunst zu Lissabon und gilt für den ersten Graveur Portugals. Vor Kurzem sind zwey sehr ähnliche Porträts, von Pater Francisko de San-Luiz, einem berühmten Theologen, und von dem Deputirten Manoel Borges Carneiro erschienen.

Rivara, ein guter Graveur und Zögling der römischen Schule, ist jezt zu Rio-Janeiro.

Joao José de Sousa, Oberst-Lieutenant im Genie-Corps und Professor der Zeichenkunst an der Militär-Akademie zu Rio-Janeiro, ist ein ausgezeichneter Zeichner und der erste Kupferstecher Brasiliens. Er ist ein Zögling des berühmten Bartolozzi. Von ihm sind sehr viele Kupferstiche erschienen, worunter sich die Sammlung der Porträts berühmter Leute, von denen alle drey Monat eine Lieferung erscheint, sehr auszeichnet.

Antonio Joaquim Padralo, Maler und Kupferstecher. Man hat von ihm auch einen, sowohl in Betreff der Zeichnung als des Stiches sehr gut ausgeführten heil. Paulus.

Paula, königlicher Graveur zu Rio-Janeiro, ist ein ausgezeichneter Künstler. Man bemerkt unter seinen Werken mehrere vortreffliche Münzen und die schöne Sammlung der Ansichten Rio-Janeiros von Roberto Ferreira da Silva.

Lucius zu Lissabon. Dieser Kupferstecher excellirt vorzüglich in Darstellung botanischer, mathematischer und physikalischer Gegenstände. Er arbeitete für die Phytographie des berühmten Brotero, für die Calligraphie Venturas u. s. w.

Valle, ein Zögling der römischen und londoner Schule, ist der einzige Graveur von Medaillen und Kameen, der verdient erwähnt zu werden; in dieser Gattung ist er ausgezeichnet. Er wird auch zu dem Stich portugiesischer Münzen verwendet.

Raimondo Joaquim da Costa, Professor der Zeichenkunst zu Porto, gilt auch für einen ausgezeichneten Graveur.

Lithographie.

Luiz da Silva Mozinho de Albuquerque, der sich vor einigen Jahren wissenschaftlicher Arbeiten wegen zu Paris aufhielt, erlernte daselbst das Verfahren beym Steindrucke und beschrieb es dann in dem portugiesischen Journal das Sciencias et Artes. Vermuthlich befinden sich jezt schon mehrere geschickte Lithographen in Lissabon.

An die Redaktion des Kunstblatts.

Florenz, d. 25. Sept. 1827.

Einige Worte möge die verehrte Redaktion mir noch zur nähern Bestimmung des Resultats meines Aufsatzes über Beckersche Münzen *) erlauben, welches ich für nöthig halte, da die erste Darstellung von mir unklar seyn muß, indem die Note der Redaktion sie mißverstanden hat.

Ich führe nicht der schlimmen Sache das Wort, sondern stelle nur den Gesichtspunkt auf, welchen Becker als Verfertiger dieser Münzen gern aufgestellt haben möchte, und rathe mit dem kunstgeübten Mann Frieden zu machen, da er jezt dieser Arbeit entsagt hat, und, sind Vergehungen in früherer Zeit wirklich vorgefallen, er sie eingesteht durch die Publizität, die er seinen Fabrikaten jezt gibt, versuchend der Sache eine gute Seite abzugewinnen. Auf diese Art brachte ich also eine Angelegenheit zur Sprache, worüber man bis jezt, ich weiß nicht aus welchen Gründen, stets geschwiegen hatte, und werde nächstens auch das Verzeichniß der sämmtlichen Stempel mittheilen.

Und sollte nicht gerade bey dieser Gelegenheit — wenn auch alles Menschlich-freundliche und Entschuldigende bey Seite setzend nur aus Klugheit — Milde anzuempfehlen seyn? Lassen wir es daher doch zweifelhaft, ob Becker nicht vielleicht aus unrichtigen Ansichten der Wissenschaft, der Münzkunde durch seine Kunst wirklich zu nützen geglaubt hat! — Hier wird durch Edirung falscher Zeichnungen antiker Monumente von nahmhaften Archäologen, eine Art Münzerey getrieben, die der Wissenschaft vielleicht noch schädlicher ist, als Beckers Münzfabrikation.

Die Regierungen sollen die Stempel der Beckerschen Münzen daher kaufen, um spätern Mißbrauch zu verhüten, und um zweifelhafte Münzen prüfen zu können, denn wir wollen es doch eingestehen, daß die größten Münzkenner durch diese Münzen sich beynahe stets haben täuschen lassen und leicht noch getäuscht werden könnten. Und endlich war Hrn. Sestini nicht das Verdienst zuzugestehen die deutschen Numismatiker über eine deutsche Angelegenheit aufgeklärt und belehrt zu haben, — eine Weisheit, die er als seine eigene vorbrachte, und die doch allein nur das Resultat der Mittheilungen des deutschen Künstlers war.

Die von mir herzlich und sehr verehrte Redaktion des Kunstblatts kann es wohl nicht anders als eingestehen, daß dieses der eigentliche Sinn meines Aufsatzes war, und da diese schlimme Sache zum Erstenmal in dem Blatte mit Nennung aller Namen zur Sprache gebracht wurde und zwar auf eine milde Weise, so ist die Note auch wohl aus einer gewissen Scheu entstanden, man könne glauben, sie nehme Parthey für diese Sache, obschon dieses auch nicht von mir, wie schon bemerkt, geschehen ist. *)

Dr. Dorow.

*) Kunstbl. Nr. 75, den 17. Sept. 1827.

*) Wir haben dieser Erklärung Hrn. Dorow's nichts weiter hinzuzufügen, da, unsrer Ansicht nach, die Sache dadurch unverändert bleibt.

Die Red.

Neue artistische Werke.

7. Album du département du Loiret, par M. C—F. Vergnaud-Romagnési, membre de la Société royale des sciences, belles-lettres et arts d'Orleans, de la Société du département des Vosges etc. Paris 1827; Boret et Sennefelder, imprimeur lithographe. Orléans, l'auteur, rue royale, no. 84.

Das Werk wird aus fünf Lieferungen bestehen, vier sind erschienen. Der Preis jeder Lieferung von vier Zeichnungen mit Text in Folio ist für die Subscribenten 5 Fr.; nach Abschluß der Subscription 7 Fr.

8. Galerie de Lesueur, ou Collection de tableaux représentants les principaux traits de la vie de saint Bruno, fondateur de l'ordre des Chartreux; faisant suite au musée de Filhol; dessinée et gravée par Georges Malbeste; accompagnée de Sommaires descriptifs et de Notices sur la vie de saint Bruno et sur celle de Lesueur, par Charles Pougens, membre de l'institut et de plusieurs académies étrangères: dédiée à M. l'archevêque de Paris. Paris 1827. In 4. orné de 26 planches.

Der Preis mit der Schrift 48 Fr., auf chinesisch Velinpapier, Abdrücke vor der Schrift 96 Fr.

Nr. 91.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. November 1827.

Die Buddha-Tempel in Hindostan und die Gebäude zu Samarkand.

Die Memoiren des Zehir-ed-din Muhamed Baber *) Kaisers von Hindostan, (geb. am 14ten Febr. 1483 und gest. am 26sten Dec. 1536) gehören zu den wichtigsten Werken, die wir über die Geographie, Geschichte und Kultur Asiens besitzen. Baber ist nicht allein als Krieger der erste seiner Nation, auch als Schriftsteller in gebundener und ungebundener Rede leuchtet er allen seinen Nachkommen als unübertreffbares Muster vor. Seine von Leyden und Erskine übersetzten, leider hie und da lückenhaften Denkwürdigkeiten sind deßhalb nicht bloße Kriegsgeschichte; ihn, den vielfach gebildeten Mann interessirte alles, die natürliche Beschaffenheit des Landes, wie die mannigfachen Verhältnisse der Staaten, wobey er sich nicht selten auf Erörterung der frühern Begebenheiten, so wie der Kunst- und Gelehrtengeschichte einläßt; ja, er verschmähet es nicht selbst über das verschiedene Sylbenmaaß türkischer, persischer und arabischer Gedichte ziemlich lange Untersuchungen anzustellen. Durch ihn werden wir von Exkavationen im nördlichen Hindostan unterrichtet, die von Neuem die ehemalige Verbreitung des Buddhaismus über Nord- und Mittelindien beurkunden. In seinen Denkwürdigkeiten unter dem 29sten Sept. 1528, **) heißt es: „Wir entfernten uns aus dem Garten, um die heidnischen Tempel zu Guâliâr anzusehen. Viele von ihnen sind zwey oder drey Stockwerke hoch. Diese verschiedenen Stockwerke sind aber sehr niedrig nach der alten Weise. In den Wänden und niederen Theilen des Gebäudes sind die Figuren der Idole aus dem Felsen gehauen. Um das Gebäude herum befinden sich eine Anzahl Kapellen, gleichwie Zellen eines Kollegiums. Vorn befindet sich ein sehr großes, majestätisches Gebäude, dessen Zimmer denen eines Kollegiums (man bedenke, daß hier eine mohammedanische Schule gemeynt ist) gleichen. Oberhalb eines jeden Zimmers sind sehr kleine, in den Felsen eingehauene Nischen, unterhalb aus dem Stein gehauene Bilder.“ Nach dieser Beschreibung wird jeder, der etwas von den Tempeln auf der östlichen Halbinsel des Ganges und in Tibet gehört hat, diese „heidnischen Gebäude“, (Baber war ein guter, keineswegs aber verfolgungssüchtiger Moslemin), für buddhaistische Tempel erklären müssen.

Zu den anziehendsten und lehrreichsten Stellen seiner ziemlich weitläufigen Denkwürdigkeiten gehört die Beschreibung von Samarkand, aus der wir das für das Kunstblatt Geeignete herausheben wollen.

„In der ganzen bewohnbaren Welt sind wenige Städte so herrlich gelegen, wie Samarkand. Da sie niemals ein Feind bestürmte oder eroberte so heißt sie auch die beschützte Stadt. Timur Beg machte sie zu seiner Hauptstadt; vor ihm machte sie kein großer Monarch jemals zum Sitz der Regierung. Noch befinden sich daselbst die Palläste und Gärten, die auf Timur und Ulugh Begs Befehl entstanden sind. Timur Beg baute innerhalb der Citadelle von Samarkand einen herrlichen Pallast, vier Stockwerke hoch, welcher berühmt ist unter dem Namen Gok-serai. Es befinden sich daselbst mehrere andere herrliche Gebäude. Eines von diesen ist die große Moschee, nah am Eisenthore, innerhalb der Stadtwälle, aus Stein gebaut. Eine Anzahl von Steinmetzen kam eigends deßhalb aus Hindostan.“

Zweyhundert Steinmetzen, setzen wir aus der Geschichte Timurs von Sherifeddin hinzu, kamen aus Azerbarjân, Fars und Indien; es wurden dazu 480 Pfeiler von gehauenen Steinen, jeder sieben Fuß hoch, verwendet. Der Baghe-Shimal d. h. der nördliche Garten, ward von Arbeitsleuten aus Sirien und Bagdad erbaut; diese scheinen vorzüglich durch seine Ausfüh-

*) Memoirs of Zehir-ed-din Muhammed Baber Emperor of Hindoostan, written by himself, in the Jaghatai Turki and translated partly by the late John Leyden, partly by William Erskine. London 1826. 4.

**) S. 386 des angeführten Werks.

rung der Ornamente, durch ihre verschiedenen Mosaikarbeiten, so wie durch die Einrichtung von Quellen und Springbrunnen sich ausgezeichnet zu haben. *)

„Auf der Façade über der Säulenhalle beym Eingange zur Moschee sind aus dem zweyten Kapitel des Korans folgende Verse eingehauen.“ „Und Ibraham und Ismael legten den Grund dieses Hauses, sagend, Herr! nimm es an von uns, denn du bist es, der da höret und erkennet; Herr! mach uns dir unterwürfig und lehre uns deine heil. Ceremonien, wende dich zu uns, denn du bist gnadenreich und barmherzig. **) Die Buchstaben dieser Inschrift sind von solch einer Größe, daß man sie beynahe in der Entfernung von einem Kos (es gibt verschiedenerley Längenmaaße dieses Namens, das gewöhnliche enthält beynahe 1½ englische Meilen) lesen kann. Die Moschee ist ein sehr groses Gebäude. Gen Osten von Samarkand sind zwey Gärten, der entferntere heißt Bagh-e-Boldi oder der vollkommene Garten, der nähere Bagh-e-Dilkushà oder der herzerfreuende Garten. In diesem befindet sich ein großer Pallast mit einer Reihe von Gemälden, welche die Kriege Timur Begs in Hindostan vorstellen. Muhammed Sultan Mirza, der Sohn Jehangir Mirza, der Enkel Timurs, gründete gleich vor der steinernen Citadelle bey Samarkand ein Kollegium, wo Timur Beg und alle seine Nachfolger, die in Samarkand regiert haben, begraben liegen.“

„Unter den Gebäuden, die Ulug Beg Mirza errichten ließ, befindet sich auch das Kollegium, oder Kloster innerhalb der Befestigungswerke von Samarkand. Das Thor dieses Klosters (es gibt deren genug in Persien und in der Türkey, wo die frommen Asceten zusammenleben) ist von ungeheurer Größe, und in der That wird man in der Welt kaum seinesgleichen finden.“

„Südlich von diesem Kollegium ist eine Moschee, Mesjid-e-Makatà genannt, d. h. die Moschee mit Schnitzwerk, weil das Innere derselben mit Ornamenten und Blumen verschiedener Art, auf eine wunderliche Weise verziert ist. Eine Moschee zu Delhi soll, wie Leyden berichtet, das Muster zu der in Samarkand gewesen seyn.“

„Ein anderes merkwürdiges Gebäude ist das Observatorium, von Ulugh Beg auf der Spitze des Hügels Kohik errichtet, welches drey Stockwerke hoch und mit einem astronomischen Apparat versehen ist. Am Fuße dieses Hügels, gen Westen, ist ein Garten mit Namen Bagh-e-meidàn d. h. Garten der Ebene, in dessen Mitte ein herrliches Gebäude steht, zwey Stockwerke hoch, Chehil-Siton, die vierzig Pfeiler genannt. Die Pfeiler sind alle von Stein; auf den vier Thürmen der Ecken dieses Gebäudes, errichtete man vier Minarets, zu denen man vermittelst dieser Thürme gelangt. In jedem Theil dieses Gebäudes befinden sich sonderbar gearbeitete Steinpfeiler, einige gewunden, andere ausgehöhlt u. s. w. Die vier Seiten des obern Stockwerkes bestehen aus vier offenen Gallerien, die alle von Steinpfeilern getragen werden; in dem Mittelpunkte ist eine große Halle oder ein Pavillon, ebenfalls aus Stein. Der Vorhof des Pallastes ist ganz mit Stein gepflastert. Nebenan ist auch ein kleiner Garten, worin sich eine große offene Halle befindet, innerhalb deren ein hoher Thron aus einem einzigen Steine, 28 oder 30 Fuß lang, 14 oder 16 Fuß breit und 2 F. hoch. Der ungeheure Stein wurde von großer Entfernung herbeygebracht. Man sieht einen Riß darin, der erst, seitdem der Pfeiler steht, entstanden seyn soll. In demselben Garten ist ein anderer Pavillon, dessen Wände mit chinesischem Porcellain verziert sind, weßhalb es das chinesische Haus genannt wird. Man sagt, daß eine Person deßhalb nach Khità, d. h. dem nördlichen China gesendet worden ist. Innerhalb der Wälle von Samarkand ist ein anderes altes Gebäude, die Laklaka d. h. die Echo-Moschee genannt, weil, wo immer eine Person auf den Boden der Moschee stampft, ein Echo gehört wird. Es ist ein sonderbares Ding, das Geheimniß davon weiß Niemand.“

Karl Fried. Neumann.

---

*) Hist. de Timur Beg III. 178 — 181. IV. 179. Ein eigenes Werk über die Architektur des Ostens wäre sehr zu wünschen; der sich immer gleich bleibende Charakter heiliger Gebäude bey den Muselmännern läßt ein allen gemeinsames, allen zu Grunde liegendes Urbild vermuthen. Sollten es vielleicht die Gebäude zu Damaskus oder Jerusalem seyn, die Gebäude derjenigen Städte, die sie unter allen größeren zuerst erobert haben? Die der Sache Kundigen mögen entscheiden.

**) Koran, nach der englischen Uebersetzung von Sale I. 24.

Alterthumskunde.

In der Nähe von Weischenfeld gegen das Oertchen Löbliz zu liegt die sogenannte Landesgemeinde, welche nur aus einigen Strichen Haide und wenigen angebauten Feldern besteht, aber vorzüglich merkwürdig ist wegen der dortigen wendischen Grabhügel, deren ungefähr 30

an der Zahl waren. Auch liegt unweit davon ein kleines Wäldchen, in welchen man ehemals Gebäude einer wendischen Kolonie, nebst einem Tempel sah, auf dessen Stelle die schon lange eingegangene Hohlenberger Kapelle stand, von welcher jezt noch einige Spuren sichtbar sind. An den Stellen der Wohngebäude fand man hie und da einige kleine Blechmünzen, die dem 11ten Jahrhundert angehören mögen, und von welchen Goldfuß Tab. VI. einige abbilden ließ. Dieses erregte bey manchen Geldgierigen den Eifer, die nicht weit davon gelegenen Grabhügel zu durchwühlen. Später machten mehrere Schriftsteller, die auch in andern Gegenden solche Grabhügel entdeckten, das größere Publikum darauf aufmerksam. Mehr aus Liebhaberey für die Geschichtskunde, als aus Gewinnsucht, veranlaßten hiernach Andere Nachgrabungen. Diese hie und da einzeln angestellten Versuche blieben nicht unbelohnt. So ließ Prof. Goldfuß, und nach ihm der Däne Dr. E. Bingel mehrere solche Grabmäler öffnen. Lezterer fand im September 1819 in fünf Gräbern außer einigen Fragmenten von Urnen und Menschenknochen einen kupfernen Knopf mit hohlem Stiel, einen eisernen Ring u. dgl. Von dieser Zeit an wurden wohl noch manche Gräber planlos geöffnet und eher zerstört als regelmäßig untersucht. Schon lange hegte auch ich den Wunsch, einige dieser Gräber öffnen zu lassen, doch erst im Herbste dieses Jahres kam ich dazu, und zwar in Gesellschaft der Freyherren August und Ludwig v. Rufini und Adam Burgers, jene Gegend zu besuchen, und einige wendische Grabhügel öffnen zu lassen. Zwar war auch dießmal zu einer näheren Untersuchung die Zeit zu kurz, indem wir nur einen einzigen Tag dazu verwenden konnten. Doch waren wir durch unsere Aufsicht beflissen, die möglichste Sorgfalt anwenden zu lassen. Bey Eröffnung des ersten Grabes befolgten wir die fast allgemein angenommene Regel, auf zwey Seiten bis an den Mittelpunkt desselben zu graben. Diese Forschungen gaben wohl einige Ausbeute von menschlichen Knochen, Urnen und Asche, doch konnte man dadurch unmöglich einen Begriff von der innern Bauart der Gräber erhalten, indem wir immer auf größere und kleinere Steine stießen. Wir beschlossen daher vorerst einen Grabhügel gänzlich abräumen zu lassen. Da über denselben schon mehrmal hinweg geackert worden war, so ließ sich seine ursprüngliche Gestalt nicht genau mehr erkennen. Seine Höhe mochte sich ungefähr auf 6 Schuh, die Länge auf 42, und die Breite auf 33 Schuh belaufen. Nachdem die obere Erde behutsam zum Theil hinweggeschafft war, fanden wir dieses Grabmal mit Steinen sorgfältig zugeschichtet. Der obere Auswurf der Erde mochte wohl 1 Schuh, an den äusseren Enden der Steine aber 5 Schuh betragen haben. Die innere Höhe des Grabgewölbes konnte wohl 4 Schuh messen. Kreuzweis durch das Grab gingen aus großen Steinen trocken aufgeschichtete Stützmauern, welche die steinerne Bedachung trugen. An dem Fuße jener untersten waren, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, um einen Gegendruck zu bewirken, große Steine angebracht, die als Widerlager dienten. Nachdem wir diese Steinschichten weggeräumt hatten, fanden wir in der Nähe der innern Stützmauern einige Fragmente von Urnen und anderen Gefäßen, menschliche Knochen, besonders Hirnschädel, einen Armring von Bronze und einen kleinen Fingerring von dem nämlichen Metalle. An den äußern Enden der Grabwölbung zeigten sich am Boden Spuren von Aschenhaufen.

Diese Nachgrabung gab also das Resultat, daß die wendischen Grabmäler dieser Gegend Höhlungen bildeten, die aus rohen, länglichten Steinen über kreuzweise aufgerichteten trockenen Mauern als Stützpunkten gewölbartig erbaut wurden. Ein solches Grab diente wahrscheinlich als Familiengrab, so daß man bey jedem Sterbfall die Urne oder den Leichnam dahin beysezte. Daß man Urnen und Knochen ganz nahe beysammen findet, könnte wohl so anzunehmen seyn, daß die Höchsten der Familien verbrannt wurden, die andern aber, vorzüglich Kinder, nur so beygesezt worden sind. Daher trifft man so häufig in diesen Gräbern Kinderknochen an. Auch lagen die sämmtlichen Urnen- und andere Gefäß-Reste nicht allein in der Nähe der großen Steine, sondern in dem ganzen Grabhügel zerstreut. Die Gefäße scheinen alle wegen ihrer regelmäßigen Form auf einer Scheibe gefertigt worden zu seyn. Die Proportion ist gut beobachtet; sie bestehen aus Thon mit Quarzsand und Kohle vermengt. Manche haben aussen einen Ueberzug von röthlichem Thon, und sind hie und da mit Zierathen versehen. Oben haben diese Gefäße alle einen Rand, und wenn man sie sorgfältig abbürstet, so bekommen sie einen Glanz, der den Glassuren unserer jetzigen Töpfergeschirre ähnlich ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß man in Franken, welches so reich an dergleichen Gräbern ist, mehrere und genauere Untersuchungen, als ich sie in der Kürze der Zeit zu machen im Stande war, anstellte. Besonders sollte die Gemeinde Weischenfeld dahin trachten, ein solches Grabmal in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen, dasselbe zuerst gehörig abräumen lassen, dann die Wölbung der Steine wieder ergänzen und im Innern sorgfältig ausräumen. Ein solches Grab würde dann gewiß häufigen Besuch von Fremden, welche die dortige schöne Gegend durchwandern, erhalten, und dadurch auch dem Orte einträglich seyn. Eine leichte Bedachung und Verschluß müßten dann auf jeden Fall angebracht werden.

Indem ich diese Resultate aufzeichnete, war es mir vorzüglich darum zu thun, Andere zu wiederholten Nachforschungen zu veranlassen.

Bamberg im September.

Joseph Heller.

Archäologie.

Opuscoli diversi di F. M. Avellino. Napoli 1826. 254 S. 8.

Diese Sammlung zerstreuter Schriften eines der ausgezeichnetsten Archäologen Italiens enthält zwar keine durchaus unbekannten Abhandlungen, die früher bekannten aber in verbesserter und erweiterter Gestalt. Die einzelnen Stücke dieses ersten Bandes sind folgende:

1. Ueber eine Goldmünze der Kaiserin Ariadne.

2. Ueber den Stier mit Menschengesicht, S. 81 — 153. Zu den früheren Gründen des Verfassers für die Bedeutung jenes aus großgriechischen Münzen allbekannten Stiers als Bacchus Hebon ist hauptsächlich eine Stelle des Nonnus dionys. XXI. 212 sqq. hinzugekommen, nach welcher der stiergestalte (ταυροφυής) Dionysos Stiermenschen gegen die Inder schickt. Von einer andern Stelle, nämlich wo der Stier des Ampelos an der Quelle, aus der er getrunken, reiches Wasser ausströmt und Nonnus (XI. 156 sqq.) ihn mit dem Ackerstier vergleicht, nimmt der Verf. S. 91 Anlaß den wasserströmenden Stier auf Münzen von Alluntium mit jenem Bacchischen zu verknüpfen. Zu fernerer Bestätigung des Bacchus Hebon werden S. 98 kampanische Inschriften, die an ihn gerichtet sind, erwähnt, die neulichen Einwürfe Millingens aber von S. 99 an ausführlich bestritten. Daß der Stern, den man neben dem räthselhaften Stier neapolitanischer Münzen findet, kein bloßes Münzzeichen sey, macht der Verf. S. 127 besonders aus der Stelle jenes Sterns geltend, der nicht zur Seite, sondern mitten angebracht ist; man kann hinzufügen, daß der wüthende Stier, den wir unter den Sternbildern ganz wie auf den Münzen von Thurium und andern Städten sahen, auf einem Karneol im Besitz des Referenten ebenfalls mit einem Stern, ja auf einem sehr bekannten Gemmenbild, das die Grazien zwischen den Hörnern des Stieres zeigt, mit sieben Sternen vorkommt.

Hierauf folgen Bemerkungen über vermeintliche Münzen des Theron S. 156 und über wirkliche der Stadt Therina S. 182. Die ersten beziehen sich auf irrige Inschriften, ΘΕΡΩ statt ΤΕΡΙ, die zweyten gelten hauptsächlich der auf Münzen der erwähnten Stadt häufig sitzenden Flügelfrau mit Andeutung einer Quelle. Der Verfasser hält sie für die Sirene Ligea, deren Grab am Fluß Okinaros gezeigt wurde. Indeß ist dieser scharfsinnigen Vermuthung bey völlig menschlicher Bildung jener Figur und bey durchgängiger Vogelandeutung in Bildung der Sirenen schwerlich beyzupflichten; denn daß diese letzteren bey Euripides und vielleicht noch anderwärts geflügelte Jungfrauen heißen (S. 187) beweist noch nicht, daß sie in durchaus menschlicher Jungfrauenbildung erscheinen konnten. Irren wir nicht, so ist die fragliche Figur eine Personifikation der Mysterien des Ortes: ihre Attribute beziehen sich noch häufiger auf Geheimdienst als auf die nahe liegende Oertlichkeit, und daß Telete oder wie man die personificirten Mysterien (Μυστήρια Liban. declam. XIX. p. 505. Welcker Zeitschrift. f. S. 119) immer benennen möge, als geflügelte Frau völlig in Bildung der Viktorien vorgestellt worden sey, läßt sich aus zahlreichen Bildwerken erhärten.

In einer Anmerkung S. 198 f. wird aus Münzen von Metapont, das in Viskonti's Iconographie fehlende Bildniß des Leucippus nachgewiesen, — Die Quelle Burrina bey Theokrit VI. 6. wird S. 212 ff. mit Heinsius auf italischem Boden gesucht. — Ein Versuch über die Parasiten der alten Komödie S. 215 — 254 schließt den ersten Theil dieser Sammlung, der ein rüstiger Fortgang zu wünschen ist.

H. R. G.

Neue artistische Werke.

9. Isographie des hommes célèbres, ou Collection de fac-simile, de lettres autographes et de signatures dont les originaux se trouvent à la Bibliothèque du roi, aux archives du royaume, à celles des différens ministères, du département de la Seine, et dans les collections particulières de MM. Bérard, Berthevin, de Châteaugiron, Duchesne aîné, Lucas de Montigny, Marron Tremisot, Villenave etc. Paris 1827; Treuttel et Würtz (lithographie de Bernard et Delarue) in 4.

Jede Lieferung kostet 5 Franken, auf Velinpapier. 10 Franken.

Nr. 92.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. November 1827.

Alterthümer in Brescia,

von K. H. Hermes. *)

Nur wenig bekannt geworden sind, selbst in Italien, noch die seit dem Jahre 1823 in Brescia veranstalteten Ausgrabungen und die herrlichen Reste des Alterthums, die durch dieselben zu Tage gefördert wurden. Wir hoffen daher, daß eine kurze Nachricht über dieselben, wenn auch von einem Laien und unter den mannigfaltigen Zerstreuungen einer Reise flüchtig hingeworfen, sich nachsichtiger Aufnahme erfreuen wird.

In einem abgelegenen Stadttheile von Brescia, gegen das hochgelegene Kastell il Falcone d'Italia zu, stand, hinter elenden Hütten und Gärten versteckt, ein Säulenschaft mehrere Fuß hoch aus dem Boden empor, den das Volk Kolonna di Ercole nannte, ohne daß man im Stand gewesen wäre, einen genügenden Grund für diese Benennung anzugeben. Denn die alte Sage, daß hier einst ein Tempel des Herkules gestanden, konnte eben so leicht aus jenem Namen, als dieser aus jener hervorgegangen seyn. Endlich kam im Jahre 1822 der Maler Luigi Basiletti auf den Gedanken die Säule auszugraben, und siehe! unfern der ersten stieß man bald auf eine zweyte und dritte Säule und allmählig wurde die ganze Vorhalle und der ganze Peristil eines prächtigen Tempels enthüllt. Das Innere desselben war zerstört; die Säulen, die den Peristil geschmückt hatten, lagen — bis auf eine — in Trümmern; aber das, was sich erhalten hatte, war hinreichend eine Vorstellung von dem Ganzen zu geben, wie es einst bestanden haben muß. Eine Inschrift, die gefunden wurde, belehrte über die Zeit, der man das Gebäude zuzuschreiben hatte, und eine weibliche Gestalt, die für eine Victoria gehalten wurde, schien auf die Veranlassung zu dem Bau hinzudeuten.

In der Nähe dieses Gebäudes lag das Theater der alten Brescier; und auch von diesem sind bereits die Spuren ehemaliger Säulengänge aufgefunden worden. Zweifelhaft bleibt, ob jenes — dem gemeinen Vorgeben nach — ein Tempel des Herkules, oder eine Basilika war; vielleicht beydes, da bekanntlich die Versammlungen der Magistrate immer an geheiligten Orten gehalten wurden.

Der Peristil, den man aufgedeckt hat, gehört seiner Bauart nach der korinthischen Ordnung an; er ist durchaus von dem härtesten weißen Marmor erbaut, und 38 Metres breit, $20\frac{12}{100}$ hoch. Er ruht auf einem $2\frac{93}{100}$ Metres hohen Stilobate, an dessen Fuße zwey Rinnen das Regenwasser ableiten. In der Mitte bildet ein Vorsprung das Vestibulum, mit sechs Säulen in der Fronte, von denen die mittleren durch einen etwas weiteren Zwischenraum (Intercolumnium), dem Haupteingang in die Cella gegenüber, getrennt sind. Auf jeder Seite dieses Vorsprunges stehen drey Säulen, so daß derselbe also zwey Intercolumnien beträgt. Zu dem Vestibulum stieg man auf einer prächtigen Treppe empor, deren Höhe durch die des Stilobates, wie die Breite durch die des Vestibulums selbst bestimmt wird.

Der Portikus, der rückwärts gewendet, mit zwey doppelten Säulen einen rechten Winkel gegen das Vestibulum bildet, läuft auch in die Seitenflügel von demselben aus, deren jeder in der Länge drey Intercolumnien einnimmt. Von diesen ist wieder das in der Mitte weiter, als die, welche den Seiteneingängen entsprechen. In einem der lezteren hat sich noch eine Thürpfoste erhalten, eine andere in dem Haupteingang, und von allen dreyen die Schwelle.

So hat man also den Plan des ganzen Pronaos: in der Mitte zwölf Säulen, darauf die beyden doppelten und endlich wahrscheinlich zwey halbe Säulen, je eine auf den beyden Enden der Seitenflügel, von denen indessen noch keine Spuren gefunden worden sind. Die Säulen, in der Tiefe eines Halbkreises kanellirt, haben eine Höhe von neun Metres; der Diameter des Schaftes beträgt $1\frac{10}{100}$ Metres, die Höhe der attischen Base $\frac{51}{100}$, des

*) S. Sulle recenti escavazioni Bresciane Cenni in due discorsi del Nobile Signore Girolamo Monti, Presidente del Patrio Ateneo. Brescia, 1827. 8.

Kapitäls $1\frac{48}{100}$ Metres; drey Metres die des Gebälks, das besonders im Fries mit reichen und wohl ausgeführten Ornamenten geziert ist. Vielleicht würde es einen strengen Schüler des Vitruvius verdrossen haben, im Frontispitz den Zahnschnitt und Midoglions angewendet zu sehen; aber wir finden dasselbe, wenn wir die Griechischen ausnehmen, in den bedeutendsten Gebäuden des Alterthums und der neuern Zeit, vom Pantheon anzufangen.

Der Estrich des Peristils war mit weißem tunesischem Marmor gepflastert und die Wände mit griechischen Marmorn überzogen. Aus der Menge von Trümmern der ausgezeichnetsten Arbeit von afrikanischen Brescien, Giallo und Rosso antiko, Alabaster, Granit, Porphyr und Serpentin konnte man auf die Pracht des Innern schließen, das zu sehr zerstört schien, um sich eine Vorstellung von dem alten Zustande desselben machen zu können. Im Jahr 1826 indessen, als die Ausgrabung vollendet wurde, zeigte sich, daß die Abtheilung des Innern äußerst einfach war. Dasselbe bestand nämlich aus drey Sälen oder rechtwinklichten Zellen, durch ein Ambulakrum von einander getrennt, welches nicht nur eine Zelle von der andern scheidet, sondern auch das ganze Innere in seinen Außenseiten umgibt. Drey Pforten, regelmäßig in der äußeren Mauer angebracht und dem Portikus entsprechend, führen jede in eine der Zellen. Die beyden Seitenpforten haben die Weite von $3\frac{80}{100}$, die mittlere von $5\frac{10}{100}$ Metres. Das größere Gemach (die media aedes des Vitruvius) ist breit 12 Metres, lang 15; die kleineren (cellae minores) 9 und 12 Metres; das Ambulakrum in allen seinen Theilen $1\frac{30}{100}$ Metres.

Im Fond und im Bel Mezzo eines jeden dieser Gemächer erhebt sich, an die Mauer gelehnt, ein grosses vierseitiges rechtwinklichtes Basement. Die der beyden Seitenzellen sind von gleicher Größe, das der mittleren ist verhältnißmäßig größer. Alle drey wurden ihres Marmorschmuckes völlig entkleidet gefunden. Vor dem mittleren waren drey Piedestals von feinem tunesischem Marmor, das eine noch wohl erhalten, aber das zur rechten zertrümmert.

Daraus, daß die drey Zellen keine Kommunikation unter einander, sondern jede ihren besonderen Eingang aus dem Portikus hatte, könnte man schließen, daß jede derselben einer besonderen Gottheit heilig gewesen sey. Aber vielleicht haben auch jene großen Basemente zum Gebrauch von Tribunälen gedient, wofür es an Beyspielen auch bey dieser Form nicht mangelt.

Die Eintheilung in drey Zellen, die durch ein Ambulakrum getrennt und umgeben werden, hat kein einziger der uns bekannten alten Tempel. Vitruvius beschreibt zwar (lib. IV. cap. 7.) einen Tempel, der in drey rechtwinklichte Zellen getheilt war, eine größere in der Mitte; aber diese standen unter einander in innerer Verbindung und entbehrten des Ambulakrums, und die Säulenordnung des Peristils ist nicht, wie bey dem brescischen, die korinthische, sondern die toscanische.

Im Verhältniß gegen die Pracht und Großartigkeit des Aeußeren, worin dieses vielleicht von keinem andern Denkmale des Alterthums in Italien übertroffen wird, muß das Innere — besonders wenn wir an unsere modernen Kirchen denken — sehr einfach und klein erscheinen. Dieß war aber bey den Römern, wie bey den Griechen, durchgängig der Fall und stand in Verbindung mit ihren religiösen Gebräuchen. Diese behielten den Priestern das Innere vor, das daher keines weiten Umfanges bedurfte; während umfassende Vestibulen und Peristile das Volk aufnahmen. Der geringe Umfang und die einfache Anlage des Innern wurde dagegen durch auserlesenen Schmuck der Wände und durch jene Meisterstücke der Bildhauerey vergütet, in denen durch den Zauber der Kunst die Götter selbst vom Olympus herabgestiegen zu seyn schienen.

Von diesem Glanz des Innern sind indessen in dem Tempel von Brescia durch die Ungunst der Zeit nur traurige Spuren auf uns gekommen.

Unter den Trümmern fanden sich, in dem Ambulakrum gegen Norden, umgestürzt, drey oblonge vierseitige Altäre von gleicher Größe und schöner Form. Jeder hat auf den beyden größeren Seiten zwey Genien gebildet, die ein Blumengewinde halten, und auf den kleineren verschiedene Opfergeräthe und Symbole. Nahe bey dem erwähnten Basemente der größeren Zelle fanden sich Fragmente einer kolossalen männlichen Marmorstatue, dreymal über Lebensgröße, wie ein noch erhaltener schöner Arm zeigt, der vom Ellenbogen bis zur Handwurzel $\frac{83}{100}$ Metres hat. Auch andere kleinere Marmorfiguren wurden gefunden, darunter ein verstümmelter Kopf eines Fauns, mit Ephen bekränzt. Aber alle Erwartungen wurden übertroffen durch den Fund einer weiblichen Bronzestatue, die am 20sten Juli 1826 in dem Ambulakrum gegen Westen zugleich mit sechs Bronzeköpfen von minderem Werth entdeckt wurde.

Die Statue ist zwey Metres hoch, das linke Bein etwas gehoben und der Kopf denkend auf die Seite geneigt. Die Draperie ist meisterhaft und die Stellung dieselbe, wie die der weiblichen Figur auf den Basreliefs der Colonna Trajana, die gewöhnlich für die Victoria gehalten wird. Der linke Fuß, der auf einem Helm ruhte, fehlt. Die Flügel und Arme waren abgebrochen und sind — wenigstens der eine der lezteren — eben nicht allzugeschickt wieder angelöthet worden. Auch der Schild fehlt, auf dem sie schrieb; daß dieß geschah, verräth indeß die ganze Stellung. Wie man dazu gekommen ist, eine schreibende weibliche Gestalt ohne weiteres

für eine Victoria zu erklären, kann ich ungeachtet aller dafür angeführten Auctoritäten nicht recht begreifen. Zwar hat es zuweilen Männer gegeben, deren Worte schneidender, und deren Schriftzüge schärfer waren, als Schwerthiebe; aber im Allgemeinen pflegt man sich doch nicht einmal einen Krieger, wie viel weniger den personificirten Sieg selbst nachdenklich und die Feder in der Hand vorzustellen. Die Veranlassung zu dem Irrthum, der hier unstreitig obwaltet, haben vielleicht Münzen gegeben, wie die bekannte mit der Umschrift Victoria Augusta, auf denen man jene schreibende Figur sah. Aber diese Umschrift ist eine Erklärung der Veranlassung, bey welcher die Münze geschlagen wurde, nicht der Figur auf derselben: sie enthält die Worte, welche diese schreibt; und man kann diese Figur daher für die Fama, für die Geschichte, oder wofür man will, ausgeben, nur für die Victoria nicht. Der gelehrte Brescianer, dessen Nachweisungen unserem Aufsatze zum Grunde liegen, citirt mehrere Stellen aus dem Pausanias, um zu beweisen, daß eine Binde um das Haupt gewunden, bey den Alten ein Zeichen des Sieges war. Corinna trug dieselbe auf einem Gemälde, zum Zeichen ihres Sieges über Pindar; ein Erzbild der Hippodamia reichte sie der Penelope dar, zum Zeichen ihres Sieges im Wettlauf. Die weibliche Bronzestatue in Brescia hat auf dem Kopf einen Kranz von silbernen Olivenblättern in eingelegter Arbeit, der einer Binde nicht unähnlich sieht: folglich stellt sie die Victoria dar. Welcher Schluß! Waren denn Corinna oder Penelope Siegesgöttinnen, oder trugen sie ihre Binde nicht vielmehr nur als Zeichen eines erhaltenen Sieges? Und könnte der Kranz von Olivenblättern nicht natürlicher als ein Symbol des Friedens gedeutet werden, in welchem die Künste blühen und Muse haben, die Thaten zu verewigen, denen sie denselben verdanken?

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog.

Franz Mazois ist geboren zu Lorient, Departement Morbihan, den 12. Okt. 1783, gestorben zu Paris den 31. Dec. 1826.

Schon in seiner frühesten Jugend ward Mazois von seinem Vater, einem ausgezeichneten Geschäftsmanne und Generaldirektor der königlichen Paquetboote, nach Bordeaux gebracht, da die Pflichten seines Amtes den Vater dahin riefen.

Mazois erhielt hier seine erste Bildung in einer der Anstalten, welche damals unter dem Namen Centralschulen bekannt waren, und aus welchen viele Männer von ausgezeichnetem Verdienste hervorgingen, die aber bald darauf zerstört wurden, um durch minder vollkommene Einrichtungen ersezt zu werden. Der junge Mazois hatte sich in dieser Schule vorzüglich der Zeichenkunst und dem Studium der Mathematik gewidmet, und in der leztern solche Fortschritte gemacht, daß der berühmte Monge ihn nach einer strengen Prüfung seiner Fähigkeiten in die polytechnische Schule aufnehmen ließ. Hier fand er alles, was er sich gewünscht hatte, denn sein einziges Streben war, die militärische Laufbahn zu betreten, und auf ihr rasch vorwärts zu schreiten. Doch in einem Alter von 15 Jahren, ward er in Folge eines Fleckfiebers, von einer Taubheit befallen, die allen Heilmitteln widerstand. Dieses Gebrechen nöthigte ihn, seinen frühern Entwürfen zu entsagen, und er beschloß daher, sich dem Studium der Architektur zu widmen, einer Kunst, in der ihm die erlangten Vorkenntnisse einen unbezweifelten Erfolg versprachen.

Und in der That ward er einer der trefflichsten Schüler des berühmten Percier, in dessen Werkstätte er war aufgenommen worden. Nach den glücklichsten Erfolgen bey den akademischen Konkursen jedes Monates konnte er den großen Preis als Lohn seiner Anstrengungen hoffen; aber ein glühendes Verlangen, den klassischen Boden der Kunst zu durchstreifen, ließ ihn nicht länger seine Abreise nach Italien verschieben; seine Verhältnisse erlaubten ihm, auf eigene Unkosten die nüzliche Reise zu unternehmen.

In Rom angekommen, verwandte er einige Zeit, sich in der Kenntniß der alten Sprachen zu vervollkommnen und bald fand er Gelegenheit, sich nicht allein als Künstler, sondern auch als Archäologe auszuzeichnen.

Auf seinen schon trefflich gegründeten Ruf beauftragte ihn der König von Neapel (Mürat), seinen Architekten in den großen Arbeiten, die er zur Verschönerung seiner Hauptstadt unternommen hatte, Hülfe zu leisten.

Ein junger Künstler wie er, glühend für seine Kunst, konnte unmöglich in der Nähe der so interessanten Ruinen von Pompeji weilen, ohne diese alte Stadt zum Ziele seiner Lieblings-Spaziergänge, zum Gegenstande seiner Betrachtungen zu machen. Es gelang ihm, einige Ansichten davon heimlich abzuzeichnen, heimlicher Weise, denn die Akademie von Neapel hatte das ausschließende Privilegium die Monumente für ihr großes, aber nur sehr langsam fortschreitendes Werk über Pompeji abzeichnen zu lassen. Seine Zeichnungen, mit einem erklärenden Texte begleitet, wurden der Königin von Neapel überreicht. Diese geistreiche Frau, welche die Künste liebte, war über die Arbeit des französischen Künstlers entzückt; sie bewunderte die Reinheit der Zeichnung in den Ansichten, die Klarheit und zugleich die Eleganz des Styles in dem Texte. Sie ernannte den Autor zum Dessinateur ihres Kabinettes, verschaffte ihm alle Vollmacht zur Fort-

setzung seines Werkes, dessen Dedikation sie annahm, und wies ihm zur Unterstützung in seinen Nachforschungen einen monatlichen Gehalt von 1000 Franken an. Von nun an hatte unser Künstler beynahe keine andere Wohnung als die Ruinen von Pompeji; er brachte ganze Wochen mit Abmessung der Monumente, der einzelnen Häuser, mit Kopirung der Gemälde, die sie zieren, zu, und hatte keine andere Gesellschaft, als den Wächter der Stadt, und die Arbeiter, die zur Räumung der mit vulkanischer Asche angefüllten Straßen und Häuser verwendet wurden.

Auf diese Weise sammelte er die unermeßlichen Materialien zur Ausführung seines großen und schönen Werkes: „Les Ruines de Pompéi.“

Andere alte Monumente, die in Calabrien sich befinden, schienen ihm gleichfalls werth, besser bekannt und beschrieben zu werden als bisher. Er verließ daher Pompeji, um seinen Wohnsitz in der ungesunden Oede zu nehmen, wo ehemals Paestum, die Stadt der alten Sybariten, stand; ihre Tempel, ihr Gymnasium, ihre Theater, ihre Thürme, ihre Wasserleitungen, alles maaß, zeichnete er mit einer gewissenhaften Genauigkeit, studierte an Ort und Stelle ihre Geschichte, und nach drey Reisen, und jedesmaligem ziemlich langen Aufenthalte in diesen Ruinen, war er auf nichts bedacht, als die Früchte seiner Nachforschungen, und seine beträchtlichen Entdeckungen zur einstigen Herausgabe zu ordnen.

Er hatte auf diese Arbeiten und zu seinen Reisen zwölf Jahre seines Lebens verwendet; es war Zeit nach Paris zurückzukehren, um sein Werk über Pompeji fortzusetzen, von dem schon einige Lieferungen erschienen waren, und den einstimmigen Beyfall der Künstler und der Gelehrten erhalten hatten.

Er gab während der sechs Jahre, die ihm noch zu leben vergönnt waren, noch einige andere Werke heraus, die weiter unten angezeigt werden sollen.

Bey seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1820 hatte sich ein einsichtsvoller Minister verwendet, daß er in den Rath für Civil-Bauten berufen wurde; und so lange er lebte, übertrug ihm die Regierung fortwährend verschiedene beträchtliche Arbeiten, die Kenntnisse, Geschmack und Thätigkeit erfoderten. Wahrscheinlich wäre ihm die Ausführung eines Pallastes für die Deputirten der Departemente übertragen worden; er hatte die von ihm verlangten Pläne zu diesem seit langem schon projektirten Gebäude bereits dem Ministerium übergeben.

Mazois war ein Mann von dem liebenswürdigsten, angenehmsten Charakter, sein Gespräch war immer geistreich und anziehend. Er dichtete — manchmal aus dem Stegreife — Lieder, die meistens der Ausbruch treffenden Witzes waren.

Er war seit sechs Jahren an eine Verwandte, die Tochter Alexander Duval's, eines der besten und fruchtbarsten dramatischen Schriftsteller, verheirathet, und verehrte mit inniger Achtung seine junge Gattin, die ihn gleichfalls zärtlich liebte. Im Genuß eines Glückes, das nicht immer der Lohn der Talente und des Ruhmes ist, ward er von einem Schlagflusse getroffen, und verschied vor den Augen seiner verzweifelnden Gattin und seiner kleinen Tochter, der einzigen Frucht der zartesten Bande, am Abende des 31sten Decembers, unfähig ein einziges Wort zu sprechen.

Man erstaunt mit Recht über die Menge seiner verschiedenartigen Werke, die er während seines so kurzen Lebens ausgeführt hat.

Seine vorzüglichsten architektonischen Werke sind:

In Italien: die Wiederherstellung des königlichen Pallastes Portici bey Neapel, die Wiederherstellung des Klosters und der Kirche der Dreyfaltigkeit zu Rom, und deren innere Verzierung; verschiedene Verschönerungen in dem Pallaste der französischen Gesandtschaft.

In Frankreich: vier Häuser von der elegantesten Bauart in dem Quartiere Franz I. auf den elysäischen Feldern zu Paris; die Wiederherstellung des erzbischöflichen Pallastes zu Rheims, in welchem sich der Hof zur Salbung Karls X. versammelte; die Straße Choiseul, eine andere zur Verbindung der beyden Straßen Saint-Denis und Bourg-l'Abbé, eine dritte, Saucede genannt.

Einige seiner literarischen Werke sind:

1) Les Ruines de Pompéi in Folio. Zwanzig Lieferungen dieses großen Werkes sind erschienen, zehn andere sollen es beschließen. Firmin Didot, jetziger Eigenthümer des Werkes wird nicht säumen, sie herauszugeben.

2) Le Palais de Scaurus in Oktav mit Kupfern. Dieses Werk, in welchem man zuerst eine klare, umständliche, anziehende Beschreibung der Wohnungen der reichen Römer, während sie Herrn der Welt waren, fand, ward mit gleichem Beyfalle von Gelehrten und Kunstliebhabern aufgenommen. Es erschienen davon zwey Ausgaben zu Paris und Uebersetzungen davon in Italien, Deutschland und England.

3) Les Ruines de Paestum. Dieses Werk kann man als Fortsetzung der „Ruines de Pompéi“ ansehen. Es ist noch nicht herausgegeben, aber Mazois hat unter seiner Aufsicht den größten Theil der zahlreichen Platten, die es enthalten soll, lithographiren lassen, und alle zur Ordnung des Textes nothwendigen Bemerkungen gesammelt: ohne Zweifel wird seine Wittwe die Herausgabe desselben sich zur Pflicht machen.

Mazois bereitete noch zwey andere große Werke vor; eines über die Alterthümer von Puzzuoli, das andere über das Theater von Herkulanum.

Endlich gab er in dem Werke „Galerie française“ eine ziemliche Menge Lebensbeschreibungen berühmter Architekten, Maler und Bildhauer heraus, in mehreren periodischen Sammlungen, sowohl in französischer als italienischer Sprache, Abhandlungen in Bezug auf Künste und Alterthumskunde, und in dem ersten Bande des vollständigen Theaters der Lateiner, Betrachtungen über die Theater der Alten, die ein neues Licht verbreiteten, und viele verworrene Streitfragen über den Plan und die Ausführung dieser Gattung alter Monumente lößten. Auch einige Artikel zur Revue encyclopedique lieferte Mazois, deren Mitarbeiter er war. (Revue encycl. Tom. 33. p. 266.)

Am. D.

Nr. 93.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. November 1827.

Kunstausstellung in Brüssel im Jahr 1827.

Bey der dießjährigen Kunstausstellung wurden wir angenehm überrascht durch den Eindruck des, unter thätiger Fürsorge der städtischen Regierung, in dem ehemaligen Schlosse neu erbauten Saales, der, von oben herab erleuchtet, und durch Säulen, auf denen zum Theile die Decke ruht, in mehrere Räume abgetheilt, den Hereintretenden heiter begrüßte, und in dem jeder Gegenstand hinlänglichen Platz und ein recht günstiges Licht fand. War es die durch dieses schöne Gebäude gesteigerte Erwartung, oder sahen wir wirklich dieses Mal weniger gute Werke als in früheren Ausstellungen? — Wenige kamen befriedigt heraus, die Meisten wollten sich erinnern in den alten, nur mangelhaft erleuchteten Zimmern, deren Stelle der gegenwärtige Saal einnimmt, vortrefflichere Sachen in größerer Anzahl beysammen gefunden zu haben. In eine umständliche Beschreibung des Vorhandenen denke ich mich nicht einzulassen, nicht als ob im Allgemeinen die eingesandten Kunstwerke diese nicht verdienten, sondern weil eine solche Beschreibung dem Leser, auch bey aller Genauigkeit, keinen deutlichen Begriff von dem Zustande der hiesigen Kunst geben, vielleicht ihn nur verwirren würde. Zweckmäßiger dürfte es seyn, von der Untersuchung des Besonderen zu allgemeinen Betrachtungen über die Art, wie man hier in den verschiedenen Fächern arbeitet, über den Geist, der sich unter den Künstlern offenbart, und über die Aussichten, zu denen die Gegenwart berechtigt, Anlaß zu nehmen. Die hiesigen Provinzen sind zu lange in dieser Hinsicht berühmt gewesen, als daß sie nicht noch immer die Aufmerksamkeit zu fesseln verdienten. Zuerst also von der historischen Malerey.

Das bedeutendste Werk dieser Gattung war von Hrn. Navez aus Charleroi, nun seit einigen Jahren in Brüssel wohnhaft. Rebecca, von Elieser geführt, erblickt zum ersten Male ihren Bräutigam Isaak, ist eben von ihrem Kameele herabgestiegen, schlägt verschämt die Augen nieder, und will mit dem Schleyer ihre Gesichtszüge den Blicken des bewundernd stehenden Jünglings entziehen. Im vorigen Jahre war dieses Gemälde auch schon in Gent ausgestellt, konnte aber nun, wegen des günstigen Lichtes, besser geprüft werden. Die Figuren, etwa vierzehn an der Zahl, sind in Lebensgröße, und im Allgemeinen zeugt die Arbeit von lobenswerthem Bemühen. Die bisherigen Freunde und Gönner des Künstlers hatten indessen mehr von ihm erwartet. Als er vor sechs Jahren aus Rom, wo er sich damals noch als Pensionnär der hiesigen Gesellschaft der schönen Künste aufhielt, mehrere Werke zur Ausstellung einsandte, wurden diese mit der freudigen Hoffnung begrüßt, hier sey ein Mann, von dem man sich einen eigenthümlichen, Schönheit mit charakteristischer Wahrheit verbindenden, Styl versprechen dürfe. Früher hatte er in Paris unter David studiert, und war auch mit demselben auf einige Zeit, im Jahr 1815, nach Brüssel gekommen. Statt sich indessen an die Manier dieses Meisters zu binden, zeigte er in einigen Arbeiten einen Geist, der die, bis zum Ueberdrusse wiederholten, französisch theatralischen Uebertreibungen verlassend, den Staub der Schule abschüttelnd, sich der Natur und einigen guten Italienern zuwandte, um ein edeles Ziel zu erstreben. Gerne verzieh man daher das mittelmäßige, mitunter sogar schlechte Kolorit einem Künstler, der noch in Rom verweilte, und hielt sich lieber preisend an die mit Anmuth sich paarende Kraft, die zarten weiblichen, die bestimmten männlichen Köpfe, das Ungezwungene in den Stellungen, den edlen Charakter und die zuweilen sehr gelungen dargestellten Gemüthsbewegungen. Von Rom zurückgekehrt, und aufgemuntert durch den Beyfall seiner Landsleute, lieferte er schnell nach einander noch einige Werke, zu denen er die Vorstudien schon in Italien gemacht hatte und erhielt sich auf gleicher Höhe. Sie stellten italienische Scenen etwa nach Art des Caravaggio dar, kräftig, wahr und mit glücklich gewählten Kontrasten in den Figuren. Dann wandte sich Navez wieder zum rein historischen Fache, und malte mehrere Gegenstände aus der heiligen Geschichte; seine Frauen und Jungfrauen gefielen besonders durch einen zarten Ausdruck von Innigkeit und Reinheit; nur fing man schon an zu fürchten, was früher aus ei-

genem Gemüthe reich zu entspringen schien, beruhe zum großen Theile auf Reminiscenzen, und arte in todte Manier aus. An gründlicher Zeichnung schien es dem Künstler zu mangeln; sein Bestreben, das braune, leblose Kolorit, das er aus Rom mitgebracht, abzulegen, mißlang; er wurde mitunter bunt, und verfehlte überall die Fleischtöne. Seinen Charakteren fehlte es an Abwechselung, seinen Personen an Lebendigkeit und Tiefe des Ausdrucks. Im Ganzen lag eine Ueberspannung, eine Abwesenheit jener Freyheit, mit der ein genialer Künstler seine Aufgabe löset. Einige rügten nun auch an seinem letzten Werke diese Fehler; andere, die erwogen, daß dieses unter seinen historischen Arbeiten die größte war, die er noch jemals unternommen, hofften er würde von diesem mißlungenen Versuche sich wieder erholen und kräftiger als zuvor auftreten. Die Zahl dieser lezteren ist indessen geringer, auch könnte der Künstler ihren Hoffnungen nicht entsprechen, ohne bedeutende Studien in mehr als einem Theile seiner Kunst muthig fortzusetzen: hiezu dürfte es nun wohl etwas spät seyn, und wahrscheinlicher ist es, daß die Gleichgültigkeit, mit der seine Rebekka aufgenommen worden, ihn von großen historischen Arbeiten abhalten, und jenem beschränkteren Fache treuer anschließen wird, in dem er bisher mit so vielem Erfolge thätig gewesen ist.

Lange Zeit wurde unter uns H. Odevaere, Maler des Königs, als der vorzüglichste Historienmaler genannt; diese Auszeichnung verdankte er aber wohl großentheils den Umständen unter denen er zuerst auftrat. Gleich beym Entstehen des Königreiches wußte er den Enthusiasmus der Nation geschickt in Anspruch zu nehmen, indem er einige auf die Geschichte des Landes sich beziehenden Ereignisse, wie z. B. die Schlachten bey Nieuwport und Waterloo darstellte. Der Hof nahm diese Arbeiten um so günstiger auf, als er darin ein sicheres Mittel, sich zu popularisiren, zu sehen glaubte, so wie denn auch seitdem dieser noch einige nationale Gegenstände für die Regierung zu malen unternommen hat. Auf der gegenwärtigen Ausstellung war sein bedeutendstes Werk: Pygmalion mit seiner Galathea, die eben ins Leben übergehend, von ihrem Fußgestelle herabtritt; eine Arbeit die wir schon oft gesehen, aber noch nie bewundert hatten. H. Odevaere hat unstreitig über seine Kunst nachgedacht, vielleicht mehr als irgend einer seiner Kollegen in dieser Gegend; er spricht und schreibt gut und geläufig über sie; scheint in Italien als beobachtender Künstler seine Zeit benuzt zu haben; und beschäftigt sich eben jezt mit einem Werke über die Malerey in Italien, vor Raphael's Blüthe; in der Wahl seiner Gegenstände bewährte er sich als Mann von Einsicht, möchte auch immer gerne einen bedeutenden Gedanken in denselben aussprechen; aber wie sehr fehlt es ihm hiezu an Kraft und Ausdehnung, wie weit bleibt er hinter seiner Aufgabe zurück, und wie ist es Schade, daß ein so guter Wille nicht durch gründlicher ausgebildete Fähigkeiten unterstützt wird! Muß man auch das Streben nach dem höchsten Ziele loben, so kann man sich doch auch der Ueberzeugung nicht erwehren, daß die Kräfte ungenügend sind, um dieses Ziel zu erreichen. Das war schon bey den erwähnten zwey Schlachtstücken der Fall, die nun im hiesigen Pallaste der Generalstaaten aufgestellt sind; das bewährte sich noch besonders in einem vor drey Jahren verfertigten Gemälde, die Stiftung des Fürstenthums von Oranien durch Karl den Großen vorstellend; und hievon hatten wir im vorigen Jahre abermals eine Bestätigung in seinem Themistokles, der die Griechen zum Besteigen der Schiffe auffodert. Dieses Gemälde, das erst in Gent ausgestellt war, ist noch immer in des Künstlers Werkstätte zu sehen, und wird sehr gleichgültig behandelt. Es fehlt in demselben an so Manchem, daß man es sich nicht verhehlen kann, der Maler gehe zurück, und werde in diesem Fache niemals eine merkwürdige Rolle spielen.

Leider hatte H. Paelink, der dritte unserer gewöhnlich mit besonderem Nachdruck angeführten Historienmaler, keine Arbeit ausgestellt, so wie er denn überhaupt nicht gerne mit dem öffentlichen Leben in Berührung kommt. Im Technischen der Kunst besizt er die gründlichsten Studien, die meiste Fertigkeit; alles ist weise überlegt und mit großer Sorgfalt behandelt; verbände er damit das beseelende Feuer, das den Mann erst zum wahren Künstler umschafft, so wäre er unstreitig unser bester Maler. Seit einiger Zeit scheint er zu ruhen, und dürfte auch wohl in Zukunft nicht über den Grad von Kunstfertigkeit hinausgehen, den er bisher erreicht.

Von Hrn. Matth. van Brée, aus Antwerpen, der den angeführten drey Männern wohl an die Seite gestellt zu werden verdient, wird etwas später die Rede seyn. Ueber die Geschichtsmaler in den nördlichen Provinzen ist es nicht meine Absicht zu reden, weil ich ihre Arbeiten nicht hinlänglich kenne, und auch wirklich zwischen ihnen und den hiesigen ein Unterschied obzuwalten scheint, der sie beynahe in zwey besondere Schulen trennt. Das Gesagte ist genug, um fühlbar zu machen, daß es uns an einem Künstler fehlt, der einflußreich unter seinen Landsleuten auftretend, dem Schwanken und Suchen in der historischen Malerey eine entschiedene Richtung zu geben wußte, und dieses edele Fach zu regeneriren fähig wäre. Wenden wir uns nun zu den Jüngern, und den Kompositionen, die sie zur Preisbewerbung im großen geschichtlichen Style eingesandt hatten, so winkt uns von dieser Seite wenig Hoffnung, denn nie waren wohl die Konkurs-Gemälde so gar mittelmäßig. Die Klage, die neulich in Paris über die dort

ausgestellten Werke erhoben worden, hatte bey uns schon früher ertönt. Man mußte die Richter bedauren, die unter diesen unbedeutenden Produkten eine Auszeichnung zu verleihen hatten, und frug sich unwillkürlich, ob denn jemals auf dem Wege, auf dem sich diese jungen Männer bemühten, etwas Gutes zu erreichen sey? — Auch gegen die Preisbewerbungen im Allgemeinen erheben sich einige Stimmen. Woher es komme, daß die gekrönten Namen nachher zuweilen gar nicht mehr in der Künstlerwelt angeführt würden? — Ob nicht ein ertheilter Preis dem Schüler einen nachtheiligen Dünkel über seine bereits erreichte Fertigkeit einflößen, und ihn so von ferneren Bemühungen abhalten dürfte? — Ob es im Allgemeinen nicht weiser sey, dem Publikum, das immer gerne gute Sachen ankaufte, und angehende hoffnungsvolle Künstler aufmunterte, die Würdigung der Talente zu überlassen, und so den Schüler mehr aus der Schule hinaus an das Leben und die ewige Wahrheit der Natur zu verweisen; statt, daß er nun, nach herkömmlichen Regeln, vielleicht auch mit nicht ganz reiner Unpartheylichkeit, beurtheilt, sich am Gängelbande einer leblosen Routine halb mechanisch hinschleppe? — Diese Fragen wurden unter Künstlern und Kunstfreunden häufig besprochen, und auf die Abwesenheit eines lebendig wehenden Geistes in den, zur Erlernung der Kunst gegründeten, öffentlichen Anstalten hingedeutet.

(Der Beschluß folgt.)

Alterthümer in Brescia,

von K. H. Hermes.

(Beschluß.)

Von den Bronzeköpfen sind fünf männliche, wahrscheinlich Imperatoren; ein weiblicher, vielleicht die berüchtigte Faustina; drey der ersteren von großen Metallzirkeln, statt Nischen umgeben. Auch diese Köpfe sind schön gearbeitet, wenn schon der Viktoria nicht gleich. Aber dieß ist kein Beweis für ihr Alter. Denn bekanntlich wurden selbst in den Zeiten des Verfalls der Künste noch die Gesichtszüge erlauchter Personen in Marmor, wie in Bronze auf das Trefflichste abgebildet; so daß alle Geschicklichkeit der Bildhauer auf diesen einzigen Zweig ihrer Kunst beschränkt schien. *)

Außerdem wurde eine $\frac{1\,8}{100}$ Metres hohe vergoldete Statue in Zweydritthell-Relief gefunden; die Hände auf dem Rücken, nackt bis auf die Chlamys, kriegerisch blickend. — Ferner zwey Pektoralia von vortrefflicher Arbeit; auf dem einen mehrere gegossene Figuren von Menschen und Pferden, die eine Schlacht darstellen. Auf dem anderen fehlen die Figuren. — Endlich eine unzählige Menge von Karniesen, viele vergoldet, und Zierathen von gutem Geschmack.

Um die innern Wände, die ganz mit dem kostbarsten Marmor bedeckt waren, lief ein größtentheils erhaltener Sockel von Cipollino, mit Karniesen von tunesischem Marmor. Die Platten, mit denen die Wände belegt waren, standen theils noch an denselben, theils lagen sie auf dem Boden übereinander.

Ganz Brescia wurde bey dem Anblick dieser Denkmäler seines alten Glanzes von Begeisterung ergriffen; und diese fand, was überall am schwersten hält, selbst den Weg aus dem Kopfe zur Hand und in den Beutel. Kaum ist ein Jahr vergangen, und schon hat sich auf der Stelle, wo einst die Zellen des Tempels standen, nach dem Plane und aus den Trümmern desselben ein Gebäude erhoben, das, wenn es vollendet seyn wird, zum Museum für die in Brescia gefundenen oder aufbewahrten Alterthümer dienen soll. Brixia quanta fuit; ipsa ruina docet! ruft nicht allein der Brescier aus, wenn er vor jenen Trümmern steht, die aus ihrer mehr als tausendjährigen Gruft majestätisch an das Licht gestiegen sind. Schwerlich würde Maffei gegenwärtig noch wagen, um die Ueberlegenheit seines Verona über Brescia zu beweisen, sich — wie er in seiner Verona illustrata that — auf die Großartigkeit der alten Denkmäler des erstern zu berufen. Der Tempel von Brescia steht an Großartigkeit dem im Innern so viel erneuten Amphitheater von Verona nicht nach.

Der Name des Kaisers Vespasianus, den jener Tempel an der Stirn trägt, versezt uns mitten in die Zeit, wo hier das Geschlecht der Nonier blühte, das Rom mehrere Consule gab, — wenn auch erst unter den Kaisern, doch römische Consule; und dem jener M. Nonius Municius Makrinus angehörte, welchem Vespasianus, da er als Prinzeps des Ordo equester nach höheren Ehren nicht strebte, die Würde eines Vir prätorius verlieh, (Plin. Sec. Ep. lib. I, 14.) Sein Sohn war Acilianus, von dem Plinius in demselben Briefe sagt: in maxima verecundia quaesturam, tribunatum, praeturam honestissime percurrit. Patria est ei Brixia ex illa nostra Italia, quae multum adhuc verecundiae, frugalitatis, atque etiam rusticitatis antiquae retinet ac servat.

Der berühmteste Bürger des alten Brescia aber war jener Mucianus, auf dessen Rath Vespasianus die Herr-

---

*) Si vero, che l'alfa e l'omega nelle arti sia il ritratto, e che segni tanto la loro origine, come la loro rovina. Cicognara, storia della Scultura. t. I. lib. II. cap. 5.

schaft der Welt übernahm, und dessen Werk es war, daß die Legionen von Syrien, Judäa und Aegypten sich für Vespasianus erklärten. Tacitus legt dem stolzen Mucianus die Worte in den Mund: Ego te, Vespasiane, ad imperium voco tam salutare Reipublicae, quam tibi magnificum: und bald darauf, indem er seine Hülfe anbietet: Ne tamen Mucianum spreveris, quia aemulum non experiris: me Vitellio antepono, te mihi. Der Senat erkannte, nachdem Vitellius geschlagen und vernichtet war, dem Mucianus die Ehre des Triumphs — triumphalia de bello civile. Aber viele fanden es beleidigend gegen den neuen Fürsten, anmaßend gegen den ganzen Staat, daß er sich rühmte, das Reich in den Händen gehabt und dem Vespasianus geschenkt zu haben. (Id vero erga Principem contumeliosum, erga Rempublicam superbum, quod in manu sua fuisse imperium, donatum Vespasiano iactabat).

Daß die Verwandtschaft mit einem so mächtigen Manne auch seiner Vaterstadt Vortheile brachte, läßt sich vielleicht aus der Inschrift schließen, die den Namen des Vespasianus enthält. Ueberall unterstützte und ermahnte dieser Fürst die Städte des Reiches ihre in den bürgerlichen Kriegen verfallenen oder zerstörten öffentlichen Gebäude wieder herzustellen (Suet. Vit. Vesp.): vielleicht, daß auch Brescia seine sonst nicht zu häufig verschwendete Wohlthätigkeit erfuhr.

Venedig.

In der alten Kirche de' Frati wird nun das vollendete große Monument aufgestellt, das dem Andenken des berühmten Bildhauers Canova aus Beyträgen, die aus ganz Europa und aus Amerika eingegangen sind, errichtet wird. Es ist genau nach dem Modell ausgeführt, welches Canova selbst zu einem Denkmale seines Landsmannes Tizian entworfen hatte. Es bildet eine sehr große Pyramide, von Dominik Fabiga aus Verona gearbeitet, mit Thüren von Bronze; in der Höhe ist Canova's Bildniß, von zwey Famen getragen, von Anton Bosa aus Bassano; unten die Statuen der Malerey und Bildhauerey sind von dem aus Cologna im veronesischen gebürtigen vortrefflichen Professor der Bildhauerey zu Venedig Zandomenighi; dann ein Löwe, und ein der Bildhauerey folgender Genius von Rinaldo Rinaldi aus Padua, ein sitzender Genius von Joseph Fabris aus Padua, zwey andere kleine Genien von Jakob Martini aus Venedig, alle aus carrarischem Marmor. Die Inschrift lautet:

Antonio Canovae
Principi Sculptorum aetatis suae
Collegium Venetum bonis artibus excolendis
Sodali maximo
Ex conlatione Europae universae
A. MDCCCXXVII.

Albrecht Dürers Stammbuch.

Die voriges Jahr im Monat September, von Seiten des Unterzeichneten ergangene, und auch in Nr. 93. des Kunstblattes aufgenommene Einladung an die deutschen Künstler, zur 3ten Säkularfeyer des Todestages Albrecht Dürers, ein Stammbuch, Werke der jezt lebenden Künstler und Kunstgenossen enthaltend, anzulegen, wurde von den meisten und vorzüglichsten derselben mit Beyfall und der Zusage aufgenommen, thätig mitzuwirken.

Mehrere Sendungen sind bereits eingelaufen, das Meiste ist aber noch zurück.

Der Unterzeichnete erlaubt sich nun hiedurch, sowohl diejenigen, welchen allenfalls noch keine Kunde von diesen Vorhaben zugekommen seyn sollte, darauf aufmerksam zu machen, als auch die Andern zu bitten den Einsendungstermin, welcher Ende December dieses Jahres anberaumt ist, nicht zu übergehen, damit am Tage der Feyer die ganze Sammlung vollständig geordnet ausgestellt werden kann.

Nürnberg, den 1. Nov. 1827.

Der Vorstand der königlichen Kunstschule,
A. Reindel.

Mainz.

Am 4ten Oktober wurde in Mainz das von dem dasigen Kunstverein und den Eigenthümern des Hofes zum Gutenberg beschlossene Standbild des Erfinders der Buchdruckerkunst feyerlich in diesem Gebäude, von welchem er den Namen trägt, errichtet. Es ist von dem geschickten Bildhauer Joseph Scholl verfertigt und ärndtet allgemeinen Beyfall. Das Fußgestell schmückt die lateinische Inschrift, die vor 320 Jahren (1507) der gelehrte Ivo Wittig, Rektor der Mainzer Universität, an dem nämlichen Orte errichtete und die im Revolutionskriege erst verschwand. Nur der Schluß wurde nach dem gegenwärtigen Zweck abgeändert.

Nr. 94.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. November 1827.

Kunstausstellung in Brüssel im Jahr 1827.

(Beschluß.)

Im Jahre 1817 wurden durch einen königlichen Beschluß in fast allen unseren Städten Zeichenschulen errichtet; die bedeutendsten Städte sollten Akademien haben, in denen, neben der Zeichnung nach der Antike und dem Nackten, auch Architektur, Geometrie und Perspective gelehrt würden. Zwey königliche Akademien, in Amsterdam und Antwerpen, vereinigen, in Folge der nämlichen Verordnung, alle Zweige des Unterrichts für alle Fächer der bildenden Künste in sich, und krönen so das Ganze. So hätten wir also eine Stufenreihe von Schulen, in denen sich mit sehr geringen Kosten ein junger Mann entwickeln könnte, ehe er seine obligate italienische Reise anträte. Aber die Akademien in Antwerpen und Amsterdam werden nur von denjenigen besucht, die ihnen zunächst wohnen; die meisten Schüler, nachdem sie einige Jahre auf der Zeichenschule zugebracht, und sich an Gypsabgüssen, oder lebendigen akademischen Modellen geübt haben, treten gleich unter die Leitung eines Malers, um in alle Geheimnisse seiner Kunst eingeweiht zu werden. In jenen Zeichenschulen ist an einigen Orten die größte Oberflächlichkeit eingerissen, und längst aller Geist ausgewichen. Nur ein inniges Verhältniß zu dem Maler, dem sich der junge Mann anvertraut, könnte in seiner Seele den göttlichen Funken wecken; aber selten ist dieses Verhältniß ein solches; es ist wieder nur eine todte Schule, die man stundenweise besucht, und wie jedes andere Handwerk pflichtmäßig abfertigt. Vorlesungen über Anatomie werden auch in den großen Städten zum Vortheile angehender Künstler gehalten, aber, wie die Erfahrung zeigt, sehr wenig benuzt. So erhalten dieselben im Technischen kaum hinlänglichen Unterricht, von dem Höheren in der Kunst, von den tiefsten Grundlagen derselben ist bey denen, die keine köngliche Akademie besuchen, selten oder nie, und immerhin nur in verworrenen Andeutungen die Rede. Da es mithin an Gründlichkeit fehlt, da besonders die große Lehrerin Natur fast gar nicht in Betracht kommt, so sind die Leistungen des sich hervorwagenden Jüngers nur Reminiscenzen, nach der Weise der Schule zugestuzt, ohne inneres Leben. Ihm selber unbewußt stehlen sich ihm, sobald er etwas Eigenes hervorbringen will, einige Gemeinplätze von Schmerz, Furcht, Verzweiflung u. s. w. auf die Leinwand; kein Ganzes, kein bindender schaffender Geist! — Besonders hat der seit mehreren Jahren hier vorherrschend gewordene Einfluß der französischen Schule der Kunst diese Fesseln angelegt. Wie jeder anderen, aus Paris herübergebrachten, Mode wurde auch dieser gehuldigt, obgleich der sich so sehr von der einfachen Natur entfernende Styl den schlichten Sinn der Nation wenig ansprach, vielmehr nur einige Köpfe exaltirte, und man im Allgemeinen mehr auf die Autorität irgend eines lauten Kritikers, und der französischen Blätter, als aus eigener Ueberzeugung bewunderte und nachahmte. Wäre David, das Haupt jener Schule, als er unter uns zu wohnen kam, noch in seiner Kraft, und von Geistesqualen ungedrückt gewesen, so hätte er vielleicht selbst zu allererst dem Unwesen der Gypsmalerey ein Ende gemacht. Je mehr er seine Aufmerksamkeit den Werken unserer älteren Meister zuwandte, um so mehr stimmte er seine Ansichten über historische Malerey um. Er fing an, dem Kolorite einen sehr ehrenvollen Platz einzuräumen, sprach mit Enthusiasmus von Rubens unerreichter Meisterschaft in diesem Theile der Kunst, und von dessen kolossalem Schöpfergeist. Er gestand, daß er nun erst anfange sich auf Färbung etwas zu verstehen, und legte so großen Werth darauf, von dieser Seite zu gewinnen, daß er in seinem Gemälde „Mars und Venus“ dem Kolorit eine unermüdete Sorgfalt widmete, und oft wiederholte. „Es soll gemalt seyn, als ob es von einem flamändischen Meister wäre!“ Theilweise waren seine Bemühungen auch nicht ohne Erfolg. So trat er auch zuweilen belehrend, warnend, aufmunternd unter die heranwachsenden Künstler und rief ihnen zu: „Ne faites donc pas du plâtre!“ — daß er auch in der Zeichnung sich mehr der Natur zu nähern suchte, beweisen ebenfalls seine lezten Arbeiten.

In Frankreich hat dieses zu Kritiken Veranlassung gegeben; man wollte in diesen Arbeiten nur das Sinken eines erschöpften Geistes sehen. Es war vielmehr ein Streben, sich Eigenschaften anzueignen, die bis dahin ihm, und seiner ganzen Schule gefehlt hatten. Daher das Schwankende in seinem angeführten Gemälde, so wie in einigen andern, die man oft für die Arbeit zweyer Meister hätte halten mögen. Bey einem so weit vorgerückten Alter, bey einer so sehr schon zur anderen Natur gewordenen Richtung seiner Kunst konnten natürlich seine Versuche nur unvollkommen ausfallen; sie trugen nur dazu bey, zu beweisen wie weit der Weg vom guten Zeichner zum guten Koloristen ist, und wie es so selten dem Künstler gegeben wird, beyde Eigenschaften in sich zu vereinigen. Fast möchte man sie für unvereinbar halten. Die Arbeiten unserer besten Geschichtsmaler, die sich alle, nach David's Vorbild, fleißig im Studium der Antike geübt, stehen hinter denen unserer älteren historischen Schule, in Bezug auf Kolorit, so sehr zurück, daß man kaum begreifen kann, wie sie unter stätem Anschauen der überall vorhandenen Meisterwerke haben gemalt werden können. Vielleicht bewiesen aber auch David's mißlungene Versuche, was sich in seinen Nachfolgern noch unverkennbarer bewährt hat, daß in der von ihm früher eingeschlagenen Bahn der lebendige, schaffende Geist nie recht aufkam, und die historische Malerey in eine bloße Formenkunst ausartete. David ist nicht mehr; er hatte selbst die Nothwendigkeit gefühlt, und auch seine Freunde darauf aufmerksam gemacht, daß Künstleranlagen auf einem naturgemäßeren Wege entwickelt werden müssen. Wird die Akademie in Antwerpen, die doch in den südlichen Provinzen immer die durchgreifendste Anstalt seyn muß, diesen Weg einschlagen? — Als Direktor stand seit mehreren Jahren H. Herreyns an ihrer Spitze, der sich lange in der Künstlerwelt einflußreich bewiesen, und die historische Malerey, die beynahe ganz aufgegeben worden war, wieder erweckt hatte. Einige seiner Gemälde zeigen einen gereiften Geschmack, einen kräftigen Styl, weise und geschmackvolle Anordnung. Seine Wirksamkeit wurde indeß unterbrochen durch das Hereindringen der französischen Schule, vor deren imponirendem Aeußeren er sich bescheiden zurückzog. In seinen letzten Jahren arbeitete er wenig. Er ist nun durch H. Matth. van Brée ersezt, der sich nie von dem Strome französischer Nachahmungssucht hinreißen ließ, sondern auf seinem eigenen, stillen Wege vorwärts geschritten ist, und ein würdiges Ziel erreicht hat. Keiner komponirt mit größerer Leichtigkeit, mit mehr Wahrheit und Abwechslung große historische Scenen. Hievon zeugen sein Burgermeister Van de Werff in Leiden, und sein Wilhelm von Oranien in Gent. Seine Gemälde könnten mehr Mannigfaltigkeit haben, aber die gefühlvolle Art, mit der er einzelne Situationen darstellt, seine wohl überlegten Gruppen und der edle Geist, der aus seinen Hauptgestalten spricht, fesseln unwillkürlich. Er scheint Natur und Schule in Uebereinstimmung bringen zu wollen. Sein Gemälde der Taufe des heiligen Augustin, in der Augustinerkirche in Antwerpen, ist nicht reich an Charakteren, aber was Reinheit des Stoffs, Helldunkel und Kolorit, und angemessene Haltung betrifft, ein sehr gelungenes Werk. Eine größere Komposition, Christus, der verschiedene Kranken heilt, wurde von der Regierung für das Refektorium einer bedeutenden Lehranstalt in Löwen angekauft. Es ist in jedem Sinne eine unserer merkwürdigsten neueren Arbeiten. Da nun auch H. Van Brée noch in der Kraft seiner Jahre ist, und von seinen Mitbürgern überdieß wegen anderer trefflichen Eigenschaften allgemein geschäzt wird, so kann sein Wirken in der ihm neuerdings angewiesenen Sphäre gute Früchte bringen. Antwerpen ist ohnehin so recht dazu geeignet, in das Kunstleben einzuweihen. Dort lebt unter den Gebildeten noch immer, seit jener fruchtbaren Epoche des 17ten Jahrhunderts, eine Tradition von Kunstansichten und ein Sinn für das Schöne, der unvermerkt bildet und schädliche Einflüsse vermindert oder ganz beseitigt; dort erinnert noch so manches Monument an Rubens und seine Schule; dort hängt in der herrlichen Hauptkirche seine vielgepriesene Kreuzabnahme, und im Hochaltare schwebt seine himmelfahrende Jungfrau mit der hingezauberten Engelgruppe. Darf man auch in manchem Theile den Meister, den ich den Shakespeare der Malerey nennen möchte, nicht zum Muster nehmen, so zeugen doch seine Werke fast ohne Ausnahme von einem reichen, kräftigen Geiste, und aus den vorzüglichen unter denselben spricht eine Ueberlegenheit und Größe, die besonders junge Künstler mächtig anregen muß. Ist aber nur der Funke zu rechter Zeit angefacht, so lodert er bald, durch sich selbst genährt, zur Flamme auf, und wo wird dieses eher der Fall seyn, als auf dem klassischen Boden nationaler Kunst? — Wenn also irgend eine Stadt in den südlichen Provinzen, so ist es Antwerpen, in der sich Schüler bilden können, die zur italienischen Reise gereift, nicht blos einige, bald verwischte, Erinnerungen von derselben zurückbringen, sondern an der Eigenthümlichkeit der dortigen großen Meister ihre eigene zu entwickeln fähig sind, und nach ihrer Rückkehr ins Vaterland neues Leben, neues Selbstgefühl unter ihren Umgebungen zu verbreiten wissen.

— t d —

Ueber das braunschweigische Onyxgefäß.

Aus gangbaren antiquarischen Büchern, wie aus dem lebendigen Gerücht, welches der Beschauung eines kostbaren Kunstgebildes unausbleiblich nachfolgt, ist das durch die Plünderung Mantua's im Jahre 1630 nach Deutschland gekommene und gegenwärtig im herzoglichen Museum zu Braunschweig aufbewahrte goldgefaßte, und mit Bildwerken Cerealischen Dienstes verzierte Onyxgefäß als eines der wichtigsten antiken Denkmäler, zumal im spärlichen Vorrathe deutschen Besitzes, bekannt. Pracht, Größe und Behandlung des Steines machten es ebenso anziehend als Umfang und Eigenthümlichkeit der auf ihm dargestellten Bildwerke; nichts desto weniger fehlt es noch immer eben so sehr an einer anschaulichen und sorgfältigen Zeichnung, als an einem gründlichen Verständniß des merkwürdigen Denkmals. Kostenaufwand und Schwierigkeit mancher Art ließen nach den veralteten Zeichnungen, die bey Eggeling (aus ihm bey Gronov. thes. antiqu. VII. 26. und bey Montfaucon II. 78.), Mariette (traité des pierres gravées) neben einem Bogen Erklärung von sorgfältiger Hand eines Ungenannten sich vorfinden, keine mit geübterem Blicke unternommene, mit Sorgfalt durchgeführte, und von erweiterten Hülfsmitteln der Kunsterklärung unterstützte, Abbildung jenes Werks zum Vorschein kommen, und um das wichtige Werk bey gelehrter Behandlung nicht ganz zu übergehen, konnten selbst von Seiten bedeutender Gelehrten erhebliche, auf die Fehler der früheren Zeichnungen gestützte, Mißgriffe nicht ausbleiben.

Obwohl dem Referenten der Vortheil anderer, in Deutschland wohnhafter Archäologen nicht zu statten kam, am Orte der Aufbewahrung oder sonst aus günstiger Nähe wenigstens, wenn eine kostspielige Ausführung gescheut wird, die getreuen Umrisse eines Denkmals, das zu den ersten antiken Schätzen Deutschlands gehört, endlich einmal an die Stelle der wahrhaft schmachwürdigen früheren Zeichnungen zu setzen, so glaubt er doch, bis irgend ein Kunst- oder Alterthumsfreund dieß begehrungswürdige Vorhaben ausführt, der Kenntniß und Anwendung desselben durch folgende, auf flüchtiger Durchreise durch Braunschweig genommene genauere Notiz über die dargestellten Bildwerke einen Dienst zu leisten.

Wir beginnen zu diesem Behuf von der größeren Vorstellung des länglichen Opferkruges, indem wir die Meynung hegen, daß die unzweifelhafte Bedeutung derselben sehr geeignet sey, irrige Ansichten über die allerdings vorangestellte zu berichtigen, und uns einer blossen, von aller vermuthlichen Erklärung entblößten, Beschreibung zu überheben. Unzweifelhaft wenigstens sind auf gemeinschaftlichem Schlangenwagen Ceres und Triptolemus, und zwar jene rechts von diesem, wie es schon der ungenannte Erklärer richtig erkannte, ohne daß seine trügerische Zeichnung seiner Meynung Glauben zu verschaffen vermochte. Nicht mit lang herabfallendem Haar, sondern über einem Unterkleid mit geknöpften Oberärmeln, durch ihren Mantel verschleyert, ist Ceres abgebildet; sie hält die Aehren in ihrer Rechten. Der zu ihrer Linken stehende Triptolemus ist mit einer Chlamys angethan; seine Stirnbinde ist, wenn wir nicht irren, unerwiesen, ebenso daß seine ausgestreckte Rechte Zügel, oder gar (s. Welker Zeitschrift S. 103), was doch wohl von dieser Figur gemeint ward, ein weibliches Geschlechtszeichen hält, wohl aber tritt die Lehne des gemeinschaftlichen Wagens bis an diese Hand. Die Schlangen, welche das Gespann des Wagens ausmachen, sind geflügelt, übrigens keine Drachen, wie man sie auf Titelkupfern neuerer Mährchen sieht, sondern in Köpfen und Wendungen vollkommene Schlangen.

Die halbnackte weibliche Figur, welche vor ihnen liegt und sich linkwärts auf eine mystische Cista lehnt, hält die im Stich daran angedeutete, nicht gerade daraus hervorgehende Traube mit der linken Hand; ihr Haar erscheint netzförmig geflochten. Wie sie zu benennen sey, wagen wir nicht zu bestimmen. Zu versichern ist, daß sie keine Bacchantin, geschweige denn einen Bacchus, vorstelle, indem ähnliche liegende Figuren in antiker Bildnerey allzudurchgängig für Personifikationen der Erde angewandt werden; die Frage bleibt, ob die Erde im Allgemeinen (Böttiger Vasengem. II. 219.) vorgestellt sey oder der nächstliegende Erdboden, eine Frage, die wir wegen der mystischen Cista, auf die sie sich stützt, und die gewiß weder ein Fruchtkorb noch ein Wassergefäß ist, für den lezteren, nämlich für die personificirte Eleusis beantworten möchten. Ebenfalls halbnackt und auf die Cista gestützt erscheint eine ähnliche Frau, aber sitzend, von mystischem Personal umgeben, auf einer merkwürdigen Sarkophagvorstellung vom Raube der Kora (Bouillon Musée des antiques livr. 35. pl. 3.).

Die darneben und vor dem dorischen Tempelgebälk schwebende Flügelfigur bekennt Referent nicht genau genug beachtet zu haben, um seine Meynung als sey ihr Geschlecht unentschieden zur Versicherung stempeln zu mögen. Indeß ist ihre Bekleidung, etwa eine Doppeltunika mit übergeworfener Chlamys, für schwebende Flügeljünglinge allzu ungewöhnlich, auch der Winde Anwendung für den cerealisch-bacchischen Bilderkreis allzu unbegründet, um der von Eggeling beygebrachten Meynung beizupflichten, als stelle jene Figur den fruchtbringenden Zephyr vor; eine Meinung, die sonst nicht ungeschickt wäre, hätte sie sich nur statt auf ein ausgerungenes nasses Tuch auf den gesonderten Blumen- oder Fruchtschurz bezogen, den diese Figur, ganz wie der Zephyrus es am Thurm der Winde (Millin gall. LXXII. 322), mit beiden Händen

hält; daß sie aus gefülltem Busentuch Saamen streue (Böttiger Vaseng. II. 211), ist im Original so unbegründet, als die zugleich ertheilte allgemeine Benennung eines Genius unzulänglich. Ist es nun eine geflügelte Frau, welche wir dort neben der heilbringenden Göttin von Eleusis und ihrem gesegneten Lande schweben sehen, so kann dies unseres Bedünkens nichts anders als eine Personification der segenverleihenden Mysterien seyn, in antiker Benennung, wenn eine andere verlangt wird als eben die der Mysterien (Μυστήρια, s. Welker Zeitschrift S. 119), etwa die Weihungsgöttin Telete, die wir in gleicher Victorien ähnlicher Bildung hinlänglich nachweisen zu können glauben. Als eine Göttin des glücklichen Ausgangs wird sie der allgemeinen Idee des Sieges gleichgebildet; der Ceres wird sie durch die Cerealischen Gaben zugesprochen, welche sie in ihrem Schurze trägt.

Frühere Erklärer nehmen hierauf eine ganz verschiedene dritte Scene an, und sicher ist es, daß ein neuer Bilderkreis anhebt, obwohl schwerlich ohne unmittelbare Beziehung zu dem vorhergehenden; eine solche, nämlich eine Bewillkommnung, ist denn auch neuerdings (Böttiger Vaseng. II. 211) angenommen worden, obwohl zugleich mit einem neueingeführten Irrthum, mit einer Deutung nämlich auf drei (Welker Ztschr. S. 104 f.) oder vier Horen (Böttiger a. a. O.), welcher Tracht und Attribute in ihrer von uns nachzuweisenden Verschiedenheit, und selbst der Vorhang widersprechen, der neben den folgenden vier Figuren angedeutet ist. Durch diesen Vorhang wird, wenn nicht eine verschlossene Thüre, doch wenigstens ein für die Cerealische Feier abgeschlossener Ort, etwa, wie Mariette meinte, ein Zelt bezeichnet; in der That scheinen aber die begränzenden Bäume an den Enden der Darstellung, einerseits Weinlaub, andrerseits ein Platanus, unter dem die eine Frau sitzt, einer solchen Voraussetzung am günstigsten. Aus jenem Raum treten nun drei Frauen mit Opfergaben heraus, der Göttin entgegen, welche das Innere ihres Heiligthums dem Saatenspender Triptolemus und den Bewohnern des Eleusinischen Bodens zu Liebe überschritten hat. Die erste der opfernden Frauen ist mit einer langen Tunika bekleidet, deren Oberärmel kurz und geknöpft sind, überdies vielleicht noch mit einem Oberkleide; ihr rücklings gewandter Kopf ist mit einer Haube bedeckt. Ihre Linke hält, wie in allen Zeichnungen, einen Mohnkopf, ihre Rechte ein Opferschwein. Durchaus verfehlt worden ist dagegen die folgende Frau von weder entschieden jungem noch offenbar ältlichem Ansehen, welchem letzteren jedoch ihr Kopfputz, das zusammengehaltene Tuch, welches wir nach Zoegas Anleitung für das Kredemnon zu halten pflegen, entsprechen würde. Sie trägt ein langes Kleid mit langen Aermeln; was darüber in den Abbildungen als Mantel erscheint, ist wohl ein umgeknüpftes und unter dem Leib herabhängendes Tuch. Der flache Korb, den die Abbildungen in ihrer Linken zeigen, ist eine flache Schaale, in welcher man drei ovale Früchte bemerkt; links von denselben hängt eine Traube herab und neben ihnen ist vielleicht, wie man es angegeben hat, auch ein kleiner, pyramidaler Kuchen. Das Thier, welches jene Frau in der Rechten führt, hat man für einen Bock genommen, und daher neben anderen Erklärungen die Figur selbst für eine Priesterin des Bachus erklärt; indeß ist der Kopf für einen Bock nicht spitz genug, und die vermeintlichen Hörner eines solchen müßten gekrümmter seyn, daher wir nicht umhin können, dieses Thier seinem ganzen Ansehen nach für ein Rehkalb zu halten. Die dritte Frau, welche der vierten sitzenden zur Seite steht, und welche Eggeling für den Feigenpflanzer Phytalus nahm, könnte allerdings leicht für einen Jüngling genommen werden: dazu kann zunächst sein kurzabgeschnittenes Haar verleiten, auch kann man glauben, ihn hinterwärts mit einer lang herabhängenden Chlamys bekleidet zu sehen. Indeß ist bey sonst ziemlich zweydeutigem Geschlecht, das sichtliche lange und breitgegürtete Unterkleid eine durchaus weibliche Tracht, und für weiblich wird man die Figur auch wegen der Vergleichung mit zahlreichen ähnlichen Figuren bacchischer Bildwerke am liebsten halten. Sie hält mit beyden Händen einen Fruchtkorb auf ihrem Kopf, der weder zu den mäßig tiefen der Kanephoren (Benennung Montfaucons und Mariettes), noch zu den randlosen der Kerkophoren gehört, sondern nach seiner linkerseits vom Beschauer schräg abgestumpften Form am richtigsten für die Schwinge einer Likkophore zu halten seyn dürfte, ihr Gefäß, welches im untern Felde des Monuments mit einem Phallus wiederkehrt, enthält drey Aepfel, und etwa eine Traube. Endlich ist auch an der sitzenden Figur Vieles versehen, was sich selbst durch eine Beschreibung berichtigen läßt; an Proserpina erinnert sie eben nicht. Irrig ist das Kopftuch, welches die Abbildungen ihr geben, indem ihr Haar durchaus unbedeckt scheint. Ihre Kleidung ist eine gegürtete Tunika mit Ermelknöpfen; einen Mantel, wie man ihn nach den Zeichnungen unterwärts vermuthen sollte, hat sie nicht. Sie ist barfuß, was sich von den übrigen Figuren nicht versichern läßt; die mit dem Schwein scheint sogar beschuht. Das Geräth mit Früchten, welches sie auf ihrem Schooß hält, ist eine Platte, wie man sie Griechisch als Kernos bezeichnen kann. Beyde Hände berühren dieselbe: die Rechte, welche Aehren von ansehnlicher Größe hält, berührt einen großen hervorstehenden Apfel, so daß sie ihn auf die Platte zu legen scheint; die Linke faßt kleinere Früchte am Ende der Platte. Von dem Baum, an welchen sich diese Figur anzulehnen scheint, haben wir bereits im Vorbeygehen bemerkt, daß er ein Platanus sey.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 95.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. November 1827.

Ueber das braunschweigische Onyxgefäß.

(Beschluß.)

Ländliche Früchte und Aehren sieht man ohne Befremdung der Göttin des Ackerbaues entgegengetragen; der Mohn ist ihr allbekanntes Symbol vielkörniger Fruchtbarkeit; das Schwein ein nach gewöhnlichem Brauch ihr angehöriges Opferthier, weil der Göttin aufkeimender Saat das Thier geschlachtet werden muß, welches jene verwüstet. Daß Ceres nächst den übrigen Früchten des Landes auch dem Weinbau günstig ist, und auch Trauben unter andern Früchten ihr geboten werden, vermag der ganzen Darstellung noch keine unmittelbar bacchische Beziehung zu geben; eben so wenig kann es das von der zweyten Figur geführte Thier, wenn dasselbe unserer Behauptung gemäß kein Bock, sondern ein Reh ist. Dieses Thier, wie bekannt es auch aus dem rein bacchischen Bilderkreis sey, gehört aus gleichem Grunde, nämlich seines gefleckten Felles wegen, als Symbol des Sternenhimmels, auch dem Cerealischen: auf Vasenbildern von umfassender Cerealischer Darstellung (Panofka Vasi di premio tav. 2.) wird es gejagt, auf verwandten Bildwerken (einem Vasenbild des Duc de Blacas und einem schönen Relief des Museums zu Kassel) wird es getödtet. Die Lichtseite des Tages und die lichte Frühlingsseite der Natur fielen eben so sehr als die Nachtseite der täglichen und des Jahreslebens einer und derselben alterthümlichen Symbolik anheim: Pluto, der den Alten ein winterlicher Gott war, ward auch als nächtlicher (Nyktelios) verehrt; der heilbringende Knabe Jacchus, dem so wenig als der ihm verbündeten Göttin eine Naturbeziehung abgesprochen werden darf, ward als lichtbringender Morgenstern besungen, und wenn es dann eine gültige Denk- und Redweise war, daß Demeter das Jahr vom Sternenlicht seiner winterlichen Monde zum Sonnenlicht der aufsprossenden Natur hinüberführe, so durfte das Reh und zwar die in solcher Beziehung allemal vorauszusehende sternenähnliche Rehgattung (s. Stackelberg Apollotempel S. 138) billigerweise ihr als ein Symbol der scheidenden Nacht geopfert werden.

Halten wir jene in alten Mythen und Bildern durchgehende Gleichsetzung des Lichtes mit dem Frühling, des dämmernden Sternenscheines mit dem Winter fest, so darf der ungewöhnlichste Umstand in der vorangehenden Darstellung des braunschweigischen Gefäßes wenig befremden. Als solchen bezeichnen wir bey einem sonst durch Opfergaben, Fackeln und Mohn gewöhnlich und ausdrucksvoll angedeuteten Opferzuge die sternengeschmückte phrygische Mütze der heranschreitenden fackeltragenden Hauptfigur. Der früheren Meynung, daß in dieser Figur Ceres selbst dargestellt sey, widerspricht außer dem Zusammenhang der Nebenfiguren alle bekannte Tracht dieser Göttin, deren Haupt nur entblößt, oder mit der Bedeckung des Modius zu erscheinen pflegt, so wie ihre gewöhnliche Bekleidung, vielmehr ein Kleid mit geknöpften Oberärmeln seyn würde, als, wie das gegenwärtige eines mit langen. Dagegen ist eine solche Bekleidung und Kopfbedeckung in der priesterlichen Tracht einer Hierophantin wohl gerechtfertigt; statt daß Ceres vorzugsweise durch Attribute der Fruchtbarkeit angedeutet werden müßte, genügt einer solchen irgend eine allgemeine Andeutung des nahenden Festes, Fackeln in den Händen und in den Sternen ihrer Mitra ein Symbol des scheidenden winterlichen Dämmerlichtes. In den zwey priesterlichen Nebenfiguren folgt die Bezeichnung Cerealischer Opfergaben. Eine nachfolgende mit langer Tunika leicht bekleidete Jungfrau (ihr abgestreifter Oberärmel mit Knöpfen) erhebt in der sichtlichen linken Hand einen Mohnstengel; ihrem rückwärts gewandten Blick wagen wir vorläufig keine bestimmte Deutung anzuweisen. Sie scheint barfuß, dagegen die fackeltragende Figur unter ihrem lang herabreichenden Gewande und auch das Mädchen Sohlenbänder bemerken läßt. Die Opfergaben, welche das voranschreitende, langbekleidete und mit einem Knotenschurz priesterlich umgürtete, Mädchen trägt, sind keine Früchte, sondern längliche Kuchen, etwa von Sesam. Irren wir nicht, so entspricht diese Besonderheit der vorangehenden Bedeutung der ganzen Vorstellung. Frische Früchte hat die Erde erst wieder, seit die Göttin durch Triptolemus ihr wiedergespendet

hat; der Mohn, dessen vielkörnige Häupter die Fülle aller Fruchtbarkeit andeuten, ist zugleich ein Symbol des Erdenschlafs.

Wäre nun bereits hiemit einige Wahrscheinlichkeit gewonnen, daß eine dem wiederkehrenden Cerealischen Frühlingssiegen vorangestellte priesterliche Scene den Uebergang aus der Gewalt scheidender Nacht und Wintermächte zum Frühlingsglanz der versöhnten Erdgöttin bezeichnen solle, so steht zu hoffen, daß die einzige unerwähnt gebliebene Figur eine solche Deutung vollständig begründen werde. Sicher ist diese, neben den erwähnten Mädchen stehend, weder ein Kind, noch eine in die Handlung eingreifende Figur. Der ersten Deutung, durch welche sich Böttiger zur Deutung auf Jacchus, den jugendlichen Liebling der Ceres verleiten ließ, widerspricht die bärtige und ithyphallische Figur durchaus; der andern das Fußgestell, auf welchem sie steht und welches einiger Umförmlichkeit ungeachtet doch weder willkürlich seyn, noch etwas anderes bezeichnen kann als die Basis eines Idols. Wir haben also neben jenem Verein priesterlicher Figuren ein ithyphallisches Idol, welches, seinem Ansehen nach Priapus oder wie sonst immer benannt, jedenfalls die Beziehung der ganzen priesterlichen Feyer auf einen Gott der zeugenden Erdkraft erhärtet. Einen solchen hier dem Cerealischen Dienste verbindet und vorangestellt zu sehen, als sey ein römischer Landgott, wie er es allem Ansehen nach ist, der Ceres als Beysitzer oder zur Verbreitung ihrer Weihen von Nöthen, kann nur diejenigen befremden, welche die früheren übertriebenen Meynungen von hohem Alterthum des Gefäßes noch nicht beschränkt haben. Der Styl seiner Bildwerke ist beweisfähig genug, um es nicht mehr für griechisch zu halten, und obwohl wir es eben so wenig unter die Zeit der Antonine herabrücken möchten, so fällt es doch jedenfalls jenem römisch gemodelten griechischen Götterdienst der Kaiserzeit anheim, dessen Einfluß hauptsächlich im Cerealisch-bacchischen Bilderkreis bey Vergleichung griechischer Vasenbilder mit römischen Reliefs und Gemmenbildern entschieden hervorgeht. In der letzteren erscheint der bärtige Bacchus, hauptsächlich in der phrygischen Tracht des Sabazius, als ein gesondertes neben der lebendigen Erscheinung des jugendlichen Freudespenders Dionysos zu versöhnendes Idol; im Symbol der Fruchtbarkeit, dem Modius, und in auffallender Geschlechtsbezeichnung zeigt er oft die Bedeutung eines Erd- und Unterweltsgottes, und es dürfte um so weniger bewundern, dem Priapus eine gleiche Gattung angewiesen zu sehen als die zahlreichen Abbildungen von Frauen, welche diesem Gott feyerlich opfern, am gültigsten von der Verbindung des Priapusdienstes, mit dem der Bona Dea (Juvenal. VI. 314. del Dio Fanno not. 43.) und von der Aehnlichkeit dieses lezteren Dienstes mit dem gleichfalls nur von Frauen begangenen Thesmophoriendienste zeugen. Ein Denkmal des lezteren haben wir mit Fug und Recht auch in der Hauptdarstellung des braunschweigischen Gefäßes zu erkennen: die Opfernden sind vier Frauen, und welcher Mythus könnte besser die Satzung des Cerealischen Gesetzes bezeichnen, als seine Einsetzung durch den Triptolemus?

Dürfen wir hiernach glauben, daß in einem Bildwerk der römischen Kaiserzeit der befruchtende Landgott Priapus einem als Unterweltsgott gefaßten Bacchus gleich gesezt und im Dienste der Thesmophorien an dessen Stelle gerückt worden sey, so genügt es uns der unterirdischen Opfer zu gedenken, welche dem heiteren Dienste der Thesmophorien vorangingen. In Höhlen wurden dem Eubuleus, das ist, dem unterirdischen Bacchus zugleich mit den beyden Thesmophoriengöttinnen Verehrung Schweinopfer dargebracht (Clem. protr. p. 14. Paus. IX. 8, 1. Lobeck de spectac. p. 1 sqq. Antike Bildwerke Taf. II. Anm. 57); um einen ähnlichen Dienst im Bildwerk des braunschweigischen Gefäßes zu erkennen, kommt noch die geflissentlich vorspringende Einfassung jenes Bilderkreises, gewiß zur Andeutung ähnlichen Höhlenraumes, und der abgewandte Blick der mohntragenden Jungfrau in Erwägung, die sich nach dem geschehenen Opfer umzublicken scheint.

Es bleibt übrig einiger groben Versehen zu gedenken, welche die bisherigen Abbildungen in dem Cerealisch-bacchischen Geräth des unteren Feldes an sich tragen. Man erblickt in diesen Feldern zuvörderst zwischen zwey Bündeln, die eher unangezündeten Fackelscheiten als Thyrsen oder Flöten gleichen, einen mit Früchten gefüllten Cerealischen Fruchtkorb, ferner zwey quergelegte und mit Bändern umwundene Thyrsen (gewiß keine Fackeln), und einen durch den Griff des Gefäßes zum Theil verdeckten Korb, der nicht Früchte, sondern, womit auch die Form der mystischen Schwinge wohl stimmt, einen derben unzweydeutigen Phallus enthält. Weiter folgt eine jugendliche komische Maske, die auf einer etwas viereckt gebildeten Syrinx liegt, ein quergelegter Opferkrug, etwa noch ein Cerealischer Kalathus, eine mystische Cista, aus welcher die Schlange hervorschaut und eine bärtige Maske mit Stirnkrone.

H. R. G.

Die Alterthümer auf der Insel Java.

Von

Karl Friedrich Neumann.

Während der Jahrhunderte des Mittelalters und in den Zeiten der Reformation hatte auch in Europa das religiöse Interesse so den Staat in seinen mannigfachen Verzweigungen, Kunst und Wissenschaft so durchdrungen, daß kein Element der bürgerlichen Gesellschaft von den vorgeschriebenen religiösen Formen unabhängig, seinen eigenen angeborenen Gesetzen gemäß, sich hätte entwickeln können; Kunst und Wissenschaft wurden nicht als selbstständige, gleichberechtigte Potenzen der Menschheit anerkannt, man ließ sie im Gegentheil nur in so weit gewähren, als man ihre Dienste von Nöthen oder zweckmäßig fand. Aus einem ähnlichen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft hat sich der Orient im Allgemeinen nie erheben können; diesen festen, unwandelbaren, durch die Religion geheiligten Charakter in allen Formen des Lebens zeigt im Besondern die Geschichte Indiens von den ältesten bis in die jüngste Zeiten. Die äußere Gottesverehrung durchdringt und leitet alle Gestaltungen des Ganzen, wie die Ansichten und das Treiben eines Einzelnen, — ja so sehr beherrscht der Kultus die Aeußerungen des Geistes, wie die Gefühle des Herzens, daß die Religion selbst, die erhabenen das vergängliche Daseyn mit dem Ewigen verbindenden Ideen, durch ihn verdunkelt oder ganz und gar vergessen werden. Es ist strenger geboten, es wird mehr darauf gesehen den Namen der Gottheit, an die eine Hymne in den Vedas gerichtet ist, den Rhythmus und das Metrum zu behalten, als die Hymne selbst zu verstehen, wie bey den Juden das alte Testament, bey den Mahomedanern der Koran, so werden bey den Indiern die Vedas blos wörtlich auswendig gelernt und man kümmert sich wenig um den eigentlichen Inhalt derselben. 1) Wer nun einen Zweig des indischen Wissens erforschen, eine Form des indischen Lebens erkennen will, der muß nothwendig auf die Ergründung des einzigen, alle andern Elemente des Daseyns beherrschenden Grundstoffes, auf eine genaue Erkenntniß des Kultus lossteuern, wenn er seine Forschungen auf ein haltbares Fundament, nicht auf verflüchtigenden Sand bauen will. Bey der Beschreibung der äusserst merkwürdigen Ruinen auf der Insel Java, ward das Bedürfniß einer solchen kirchlichen Grundlage lebhaft gefühlt, wir haben deßhalb, mit Beseitigung alles Unwesentlichen und allgemein Bekannten, nach den bis jetzt leider noch so mangelhaften Quellen die folgenden Grundzüge der verschiedenen indischen Religionssysteme entworfen.

Drey Kirchen finden wir in Indien und in den angränzenden oder benachbarten Ländern, den Bramaismus, Buddhaismus und die Dschainas, verschiedene zu verschiedenen Resultaten führende Untersuchungen wurden sowohl über ihren gemeinsamen oder verschiedenen Ursprung, wie über das relative Alter derselben angestellt, darin kamen aber, wenn nicht alle, doch die bewährtesten Forscher überein, daß die Dschainas, obgleich in wesentlichen Punkten vom Buddhaismus verschieden, im Ganzen doch mit dieser beynahe ganz Ostasien und einen großen Theil Nordasiens beherrschenden Lehre innig verwandt und demnach ihre Satzungen eine bloße Modifikation der Lehren des Gautama sind. 2)

Ohne Zweifel werden im Kurzen die unterscheidenden Lehren der zwey Hauptkirchen Indiens mit größerer Bestimmtheit angegeben werden können, denn in keinem Felde des menschlichen Wissens herrscht solch eine Thätigkeit als in der Erforschung der Sprachen und Kultur Asiens; in diesem Augenblicke werden zu London die heil. Schriften der buddhaistischen Cingalesen gedruckt, die aus einem Hauptsitze des buddhaistischen Kultus sicherlich manche neue Thatsachen enthalten, über manche den Buddhakultus von den Bramaismus unterscheidende Satzungen uns aufklären werden. Indem wir hier die Kenntniß der indischen Religionen im Allgemeinen, im Besondern aber eine Kenntnis des Bramaismus, vorzüglich in seiner widerlichen und eckelhaften Ausbildung im Schiwaismus voraussetzen, können wir uns blos auf die, jeder Kirche eigenthümlichen, sie zu einer selbstständigen Gemeinde konstituirende Hauptlehren beschränken.

Der Buddhaismus erkennt kein ewiges unerschaffenes, göttliches Wesen, das vor allen Zeiten war und alles Sichtbare und Nichtsichtbare erschaffen hat; eben so wenig gibt es eine Schöpfung. Zwar ist das sichtbare Weltall nicht ohne Anfang, es ist aber aus dem leeren Raume nach folgerechten, ihm innwohnenden unabänderlichen Naturgesetzen entstanden. Nachdem dieses geschehen war, konnte der früher unentwickelt gebliebene Keim des Guten und Bösen sich entfalten und in Wirkung und Gegenwirkung sich ausbilden. So entstanden nach und nach sechs Reiche oder Hauptklassen, das Reich der Esrün-Tägel, oder reinen

1) Colebrooke on the Vedas. A. R. VIII. 389. Lond. Ausg.

2) I am inclined to regard the Taina as a schism of the Bauddh heresy, which sprang into existence during the early Centurie, of the Christian era. Wilson a Dictionary sanscrit and english. Preface XXXIV.

Geister; das der Assuri, der unreinen oder feindseligen Geister, das der Menschen, der Thiere, der Vorhöllen-Ungeheuer und der Höllengeschöpfe. Alle zusammen bilden den Ortschilang, das aus seiner Ruhe herausgetretene und in eine Vielheit zersplitterte Weltall, welcher von den Buddhaisten nicht unpassend mit einem stürmischen, beständig wogenden Ocean verglichen wird. Die Buddha oder Burchan-Würde (Burchan ist der Name Buddhas bey den Mongolen) ist dem Ortschilang entrückt und ist von jetzt an sicher gegen alle Wandelungen, gegen alle Stürme des Weltall-Meeres 3). Die Vernichtung und Aufhebung alles Entstandenen ist die Absicht der erschienenen und erscheinenden Buddhas; durch Meditation und Sinnentödtung können sich alle Menschen zu Herrn über die Natur, den Ortschilang, emporschwingen, und so allen weitern Wandelungen, allem fernen Aufscheuchen aus dem leeren Raume entrückt werden.

Auch nach der Lehre der Braminen erscheinen von Zeit zu Zeit höhere Wesen, um das in Unordnung gerathene Weltall zu restauriren; dies sind aber keineswegs zu übernatürlichen Wesen sich empor schwingende Menschen, sondern in verschiedenen Gestalten in Menschen und Thieren zu Fleisch werdende Götter. Deßhalb sind die Idole Buddhaistischer Tempel großentheils in Meditationen versunkene Menschen, die der Braminen mannigfach und mitunter wunderlich gestaltet, — bildliche, versinnlichende Darstellungen der mannigfachen Kräfte und Aeußerungen der Gottheit.

Die buddhaistischen, aus der ganzen Bevölkerung, nicht aus einer Kaste allein genommenen Priester, leben zusammen unverheirathet in religiösen Gesellschaften oder Klöstern; diese oft sehr zahlreichen Mönch- und Nonnenklöster 4) befinden sich nahe an den Tempeln. Die Braminen hingegen leben mit ihren Frauen und Kindern in ihren Häußern, verehren das Feuer und bringen von Zeit zu Zeit Opfer, — Beides ist aber fremd den buddhaistischen Priestern. Diese verehren hingegen die Reliquien ihrer verstorbenen Heiligen, selbst die der heiligen Elephanten, während die Braminen alle Ueberbleibsel von Todten für unrein halten, und bloß die Götter und ihre Umgebung verehren.

Der gründliche Kenner der Sprachen und Literatur Mittelasiens, von dem wir eine viel versprechende Geschichte des Buddhaismus zu erwarten haben, Isaac Jacob Schmidt, möchte die beiden Hauptkirchen Ost- und Mittelasiens, er nennt sie wohl mit Unrecht Sekten, aus einer und derselben ursprünglich reinen, zuletzt schon trübe gewordenen Quelle, herleiten, jedoch dem Buddhaismus ein höheres Alter zugestehen. 5) Erskine hingegen ist entgegengesetzter Ansicht, weil Gautama, der Namen Buddhas bei den Indochinesischen Nationen, nach den übereinstimmenden einheimischen Traditionen erst 540 vor Christi Geburt erschienen seyn soll 6). Sind aber nicht verschiedene Buddhas zu verschiedenen Zeiten und Zwecken erschienen, und ist Gautama der älteste oder erste? Wir können dieses mit Bestimmtheit verneinen, und wir sind im Stande, die Geburt des Stamm Buddha, ungeachtet die europäischen Schriftsteller in ihren Angaben gar verschieden sind, nach einheimischen Quellen, auf eine, betrachtet man die große Ausdehnung der Länder, wo die Traditionen gesammelt werden mußten, wundervoll bestimmte Weise anzugeben. Chakiamuni, das ist die historische Person, die später Buddha genannt wurde, ward geboren am achten Tag des vierten Mondes im vier und zwanzigsten Jahr der Regierung des chinesischen Kaisers Tchao-wang, von der Dynastie Tcheou, d. h. nach der Rechnung des Deguignes, im Jahr 1029 vor Christi Geburt, und sein Tod fällt auf den fünfzehnten des zweiten Mondes in dem zwey und fünfzigsten Jahre der Regierung Mu wang, d. h. im Jahr 950 vor Christi Geburt. Er lebte demnach neun und siebenzig Jahre, und überließ vor seinem Tod das Geheimniß der Geheimnisse seinem Schüler Mahakaya, der ein Bramine war aus dem indischen Mittelreich, Maghadha genannt 7). Aus dieser Angabe allein, wenn auch die Schriften der Buddhaisten nicht zeugen würden von dem Stolze, den Widersprüchen und Verfolgungen, die Chagkiamuni selbst sowohl als seine Anhänger von den Bramanen erdulden mußten, würde das relativ höhere Alter des Brama-Cultus erwiesen werden können, denn die Einwendung Schmidts, daß hier vielleicht blos von den Bramanen als Caste, nicht aber als Anhänger des jetzigen Bramadienstes die Rede ist, kann durch die einfache Bemerkung, daß die Bramanen als Caste sich ja auf die Brama-Religion gründen, beseitigt werden. Auch haben mit Colebrooke die bewährtesten Forscher den Buddhaismus für eine bloße Reformation der, die Menschheit herabwürdigenden Satzungen des Brama-Cultus gehalten und nachgewiesen, wie auch die Angaben der Griechen über die Religion Indiens mit dem Brama-Dienst sich vereinen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

3) Schmidt. (J. J.) Forschungen im Gebiete der Geschichte der Völker Mittelasiens 180 folg.

4) As. Res. VI. 279.

5) Forschungen 187.

6) Transactions of the literary society of Bombay III 501.

7) Abel Rémusat Melanges asiatique, I. 117. Klaproth Tableaux historiques de l'Asie 63.

Nr. 96.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. November 1827.

Die Alterthümer auf der Insel Java.

Von

Karl Friedrich Neumann.

(Fortsetzung.)

Alle Ueberbleibsel der großen Bauwerke Nord- und Mittelindiens, alle Traditionen der Buddhadiener beurkunden, daß die Anhänger der Chakiamuni einst über ganz Mittel- und Nordindien verbreitet waren. Mittelindien, das Reich Maghadha, war die Wiege dieser Lehre und ihr Hauptsitz; hier sind alle vollendeten Buddhas der Vorzeit erschienen und hier werden sie sich auch künftig offenbaren. Sie wurden aber von den verfolgungssüchtigen Bramanen immer mehr gen Süden und Osten gedrängt, bis sie endlich auf der östlichen Halbinsel des Ganges und auf dem indischen Archipelagus Ruhe fanden.

Wenn wir jezt zu den unterscheidenden Lehren der zwey Hauptkirchen, ohne welche der verschiedene Charakter ihrer bildlichen Darstellungen nicht erkannt werden kann, übergehen, so müssen wir im Voraus bemerken, daß keine Kirche der Welt das Assimiliren und Verschmelzen des Vorhandenen mit den neuen Lehren so verstanden hat, wie der Buddhaismus. Diese Lehre ist über den größten Länderstrich Asiens verbreitet, aber bey verschiedenen Völkern mit verschiedenen einheimischen Zusätzen. So wird zu Anam, das von Buddhaisten bewohnt ist, der Tiger und Hund verehrt und ihnen Menschenfleisch zur Speise gegeben. 8) Dieses Assimiliren mit dem einheimischen Aberglauben, worüber die von Abel Rémusat aus dem Chinesischen übersetzten Missionsberichte aus dem 6ten und 7ten Jahrhundert wahrscheinlich große Aufschlüsse ertheilen wird, muß bey der Erklärung der Skulpturen vorzüglich beachtet werden; man hat hier kein reines, abgeschlossenes System, nach dem die Deutungen angeordnet werden könnten, — scheinen doch mehrere ihrer sogenannten schrecklichen, das sittliche Gefühl verletzenden Gottheiten aus dem feindlich gesinnten Brama-Kultus entlehnt zu seyn.

Gleich den Buddhaisten verwerfen auch die Dschainas die Vedas und Puranas, aber die Kasten-Eintheilung des Brama-Kultus haben sie beybehalten. Dadurch allein war es ihnen möglich unter den, durch die Reformation des Chiakamunie in ihrer Existenz bedroheten und deßhalb verfolgungssüchtigen Braminen auf der westlichen Halbinsel Indiens sich zu erhalten. Sie verehren nicht die Reliquien heiliger Männer wie die Buddhaisten, aber ihre Götter bestehen ebenfalls aus menschlichen Geschöpfen, die durch Meditation und Sinnentödtung zu Herrn über die Natur und Schöpfung sich erhoben haben. Sie erkennen keinen selbstständigen, das Schicksal der Welt lenkenden Gott und halten die Materie für ewig. Ihre Priester sind aus allen Kasten, sie essen niemals Fleisch und haben immer einen Wedel bey sich, um, wo sie gehen, sich setzen oder stehen, das Lebendige zu verscheuchen; sie heirathen nicht, noch dürfen sie Konkubinen halten, sie können aber wohl ihr Priesterthum aufgeben und in den Laienstand zurücktreten. Sie verehren weder das Feuer, noch haben sie Opfer. Ihre zahlreichen Götterbilder unterscheiden sich von denen der Buddhaisten vorzüglich durch ihre Nacktheit, welche bey ihnen, wie bey der Sekte der Adamiten in der christlichen Kirche, für etwas Heiliges gilt. So gestattet der zweyte Grad ihrer Jatis (Priester oder Einsiedler) nur eine geringe Bedeckung, der dritte und lezte erfordert aber gänzliche Nacktheit. 9)

Ueber das Verhältniß der drey Religionssysteme Indiens geben uns die Forschungen über ihre heiligen Sprachen, das Sanscrit, Bali und Prakrit die sichersten Aufschlüsse. Wie alle Forschungen über Religionen und ihre Geschichte uns auf eine ursprüngliche Quelle zurückführen, woraus alle lautern und trüben Ströme in dem Laufe der Zeiten sich ergossen haben, so führen uns alle Untersuchungen über Sprachen auf eine ursprüngliche, auf eine Stamm-

8) As. Res. X. 272. Lond. Ausg.

9) As. Res. IX. 244. 322. Erskine in den Transactions III. 306. Schmidt a. a. O. 190.

sprache, aus der sich in allen Idiomen, wie in den heil. Schriften der verschiedenen Kulte aus dem ursprünglichen Glauben, mannigfache Reste erhalten haben. Die wahre Lehre aller heil. Schriften Indiens, sagt Colebrooke, 10) ist die Einheit Gottes, in welchem das Universum enthalten ist; in den Vedas kommen beynahe schon alle vergötterten Attribute und Kräfte der Gottheit vor, nirgendwo aber zu den Göttern sich erhebende Helden oder Menschen. Mögen nun der Parsismus und die Zendsprache, wie Schmidt und Rask wollen, 11) auf die indischen Religionssysteme und Sprachbildung von großem Einflusse gewesen seyn oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß, so wie der Bramaismus der älteste Kultus Indiens ist, und aus ihm, oder besser im Gegensatze mit ihm, die Lehren des Buddha und der Dschainas sich entwickelt haben, auch das Sanscrit für die älteste Sprache des Landes genommen werden muß; Bali und Prakrit, die heiligen Sprachen der Buddhadiener und Dschainas, verhalten sich zu ihr, wie zur Stammsprache die Dialekte. Der berühmte Sprachforscher Leyden hat selbst die Zendsprache für einen Dialekt des vollkommenern Sanscrit gehalten. 12) Es ist wohl früher von Einigen behauptet worden, sagt William Jates, 13) daß Sanscrit aus dem Prakrit entstanden sey, dieß heißt aber nach ihm eben so viel, als wenn man die Quelle aus den Strömen herleiten wollte; aus einer reinen, unverdorbenen Sprache, wie das Sanscrit, könnten wohl mehrere Dialekte entstehen, schwerlich möge sich aber aus einem verdorbenen Idiome eine reine, formenreiche Sprache gebildet haben.

Dieß sind die vorzüglichsten und hervorstechendsten Satzungen der Religionssysteme Indiens; auf die verschiedenen Dogmen gründen sich wiederum die Verschiedenheiten in den bildlichen Darstellungen, die wir nur so kurz als möglich angeben wollen. Bey den Tempeln der Braminen können wir wieder das Meiste voraussetzen, man kann sich über den Brama-Kultus und die vielen ihm eigenthümlichen Idole in jedem Handbuch der Mythologie Rathes erholen. Ihre heiligen Sagen und unzähligen Legenden erzählen von Göttern, die in verschiedenen Gestalten auf die Erde herabstiegen, die Darstellung dieser mannigfachen Incarnationen ist demnach die Hauptsache in ihren Gotteshäusern. Auf der einen Seite sehen wir eine Gottheit mit einem Bärenkopf, auf der andern mit einem Ochsenkopf; hier einen Gott mit zwey Händen, dorten mit vier oder acht, bald auch mit eben so vielen Köpfen. Ein Gott ist kennbar durch einen Dreyzack, ein anderer durch einen Diskus, eine Schaufel, durch die Vedas oder einen Donnerkeil; Jones und die Mythologen, die in seine Fußstapfen getreten sind, hatten es demnach leicht in Griechenland und Rom Gottheiten mit ähnlichen Attributen nachzuweisen. Jeder Gott hat auch sein eigenes Thier, ihn von der Stelle zu bringen, einen Elephanten, eine Gans, eine Katze, einen Pfau, einen Ochsen, einen Tiger. Die Erscheinung eines solchen begleitenden Thiers läßt uns mit Recht die Gegenwart der Gottheit vermuthen, der es geheiligt ist und deren Befehle es erwartet. Und so ist es bey dem Bramakultus durch die von aussenher gegebenen Kennzeichen unschwer, in den unzähligen Gottheiten sich zurecht zu finden. Die braminischen Tempel ermangeln, weil die Priester mit ihren Weibern und Kindern zu Hause sitzen, der Zellen buddhaistischer Tempel, auch finden sich seltener Inschriften. Weil ihnen an ihren Gotteshäusern das Dagob, wovon wir alsbald sprechen werden, fremd ist, so findet man auch bey den Bramadienern die zugespitzten Tempel nicht, worin die Buddhaisten diesen Gegenstand ihrer Verehrung aufbewahren. 14)

Die Buddhabilder werden in verschiedenen Formen und Stellungen gefunden; Joinville bemerkt, daß die buddhaistischen Tempel auf Ceylon weder durch einen eigenthümlichen Styl, noch durch einen besondern Charakter der Arbeit sich auszeichnen. Sie befinden sich, nach seiner Aussage, gewöhnlich in den Aushöhlungen der Berge, und nach der jedesmaligen Gestalt der Felsen ist die Statue des Buddha entweder stehend oder sitzend, mit übereinander geschlagenen Schenkeln vorgestellt, hie und da liegt er auf der rechten Seite. 15) Sein Haar ist gewöhnlich regelmäßig gelockt, aber auch in den Tempeln Schiwas findet man Idole mit denselben Haaren. Da die Buddhas, wie wir oben auseinandergesezt haben, durch übermenschliches Nachdenken sich zu Herrn über das Entstandene emporgeschwungen haben, so werden sie auch immer mit einem gedankenvollen Ausdruck dargestellt; gewöhnlich liegt der vordere Finger der rechten Hand auf einem der linken Finger. Ein anderes charakteristisches Kennzeichen eines Buddhatempels ist der sogenannte Dagob, eine hemisphärische Figur oder Kuppel, worüber häufig ein großer Knopf von Stein oder Holz sich befindet. Hierin sollen sich die Reliquien Buddhas oder die des heiligen Elephanten befinden, was auch der Name andeutet; denn Da heißt Knochen und gob Bauch: das heißt Knochenbehälter. 16) Nicht selten wurden diese Art Monumente mit dem Lingam

10) On the Vedas in den As. Res VIII. 494.

11) Vergl. auch Kopp's semitische Paläographie. 373.

12) As. Res. X. 282. 283.

13) Grammar of the Sanscrit Language. Preface 16.

14) Transactions III. 515. 516.

15) As. Res. VII. 424.

16) As. Res. VII. 425.

des Schiwa verwechselt, wovon in dem buddhaistischen System keine Spur ist. Diese Denkmäler erscheinen hie und da auch wie im birmanischen Reich und zu Siam in der Form von Pyramiden; wir werden unten bey der Beschreibung der Ruinen von Buro-Budor auf Java dergleichen kennen lernen. 17) Gewöhnlich sind einige Pfeiler nahe beym Dagob, wenn auch das Ganze vortrefflich bearbeitet ist, ziemlich roh und unbehauen. Ungeheure menschliche Figuren stehen als Tempelwächter auf jeder Seite des Eingangs.

Das klösterliche Leben der buddhaistischen Priester erzeugt eine andere Eigenthümlichkeit, nämlich die Anzahl kleiner Zellen nahe beym Haupttempel. Wahrscheinlich für den Unterricht der Jugend finden wir in den buddhaistischen Exkavationen oder Tempeln gewöhnlich eines oder mehrere große Zimmer, ringsherum mit breiten Bänken versehen. Die Priester, die, wie das im Mittelalter der Fall war, die einzigen Gelehrten sind, lehren lesen, schreiben, rechnen, die Hauptsätze der Moral und Religion, so wie ihre heilige, die Balisprache. In dieser Sprache, deren Kenntniß erst seit Kurzem in Europa sich verbreitet hat, 18) sind alle heiligen Bücher und Legenden der Buddhaisten jenseits des Ganges und auf Ceylon geschrieben, in dieser Sprache sind auch die ziemlich langen Inschriften an den Tempeln abgefaßt. Mehrere Inschriften dieser Art werden wir bey Beschreibung der Ruinen auf Java kennen lernen.

Fassen wir nun das Vorhergehende kurz zusammen, so finden wir, daß der phantasiereiche Polytheismus der Bramadiener in den bildlichen Darstellungen der mannigfachen Kräfte und unbegreiflichen Aeußerungen der Gottheit nothwendig auf die wunderlichsten und abenteuerlichsten Figuren und Gestalten verfallen mußte; das Schöne an sich gilt nichts und wird nirgends beachtet, die Kunst ist Dienerin der Religion, ihr liegt es ob, die Ideen zu versinnlichen. Weit besser gestalten sich diese Verhältnisse, ihrem Wesen angemessener ist die Stellung der Kunst in dem buddhaistischen Religionssysteme; hier hat sie es nicht mit vergötterten Naturkräften, sondern mit Menschen zu thun, die sich durch Selbstüberwindung zu Göttern — ein Begriff über den wir im Buddhakultus noch gar nicht im Reinen sind — emporgeschwungen haben. menschlich sind demnach hier, im Gegensatz zum Göttlichen im Brama-Kultus, alle bildliche Darstellungen. Es erscheinen in den Tempeln Buddha selbst, theils allein, theils von seinen zahlreichen Anhängern und Anbetern umgeben, feyerliche Aufzüge und andere dergleichen aus dem Leben genommene Scenen, deren wir auch viele an den Wänden ägyptischer Tempel haben kennen lernen. Aehnliches findet sich in den Tempeln der buddhaistischen Sekte, der Dschainas.

Nach Vergleichung aller in den Schriften der Braminen und Buddhaisten vorhandenen Angaben könnten wir, mit Wilson 19), nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Verfolgung der Buddhaisten in Mittelindien im dritten Jahrhundert begonnen und im fünften und sechsten ihren höchsten Grad erreicht habe; im achten oder neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wäre dem zufolge die alte Kirche der Braminen bei weitem wieder die mächtigere gewesen, aber erst im zwölften und dreizehnten wäre der Buddhaismus auf der westlichen Halbinsel des Ganges gänzlich ausgerottet worden. Diese Annahmen stimmen recht gut mit den Begebenheiten überein, die uns von den Ländern, die noch heutigen Tags buddhaistischen Glaubens sind, überliefert werden; eben zu der Zeit, wo die Verfolgungen in Indien den höchsten Grad erreicht hatten, kamen die zahlreichen Missionarien mit ihren Götzenbildern nach China und Japan, und zur selben Zeit sollen die ersten indischen Auswanderer in Java erschienen seyn 20), und von da aus indische Sitten und Cultur über den ganzen ostasiatischen Archipelagus verbreitet haben; sonderbar ist es immer, daß auch, wie Humboldt berichtet, in Mexico, am Anfange des siebenten Jahrhunderts, ein Volk, die Toultecs, einwanderte, von welchem noch bedeutende Spuren einer nicht geringen Cultur sich erhalten haben.

Die ältere Geschichte der Insel Java, die Hyde schon beym Ptolemäus finden will 21), besteht, wie alle frühere Geschichte des Orients, in wunderlichen Sagen, aus denen mit Sicherheit auch nicht eine einzige historische Thatsache sich entnehmen läßt. Die wohlschmeckenden und kostbaren Spezereien ostasiatischer Inseln, die von hier aus selbst ihren Weg nach Griechenland und Rom fanden, lenkten wohl zuerst die Aufmerksamkeit der gebildetern Nationen des Continents auf die barbarischen Bewohner der Inseln 22). Nach unverbürgten Sagen sollen schon im ersten Jahre der javanischen Aera, die fünf und siebenzig Jahre nach Christi Geburt beginnt, Braminen aus Telinga, woher auch die jetzt noch vorhandene Colonie der Hindu zu Malacca stammt, ihre Religion und Cultur nach Java gebracht haben; Crawfurd hingegen, der im Gegensatz mit Raffles zu scharf und wegwerfend über die Literatur und andere Monumente Asiens zu urtheilen scheint, will vor keiner

17) Transactions III. 509. 510.

18) Essai sur le Pali, ou langue sacrée de la presqu'île au delà du Gange, par MM. Burnouf et Lassen. Paris 1826.

19) A Dictionary sanscrit and english. Preface XX.

20) Raffles the history of Java II. 86.

21) De veterum Persarum religione Historia 588. ed. sda. Oxonii 1760.

22) Crawfurd of the indian Archipelago II. 111.

geschichtlichen Thatsache von den letzteren Jahren des zwölften Jahrhunderts etwas wissen 23). Von dieser Zeit bis zur gänzlichen Einführung des Mahomedanismus am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sollen mehrere unabhängige kleine Staaten in Java vorhanden und die Volksreligion ein, nach den Sätzen des Buddha reformirter Hindu-Cultus gewesen seyn. Doch läßt sich dieses mit den speciellen Angaben bey Raffles schlechterdings nicht vereinen; höchst sonderbar ist es aber, daß Crawfurd, der seine Geschichte des indischen Archipelagus drey Jahre nach Raffles Werk über Java herausgegeben hat, auf die in diesem Werke enthaltenen Angaben gar keine Rücksicht nimmt und seinen Freund Raffles bey allen chronologischen Bestimmungen gar keiner Erwähnung oder Widerlegung werth hält. Was soll nun der, der Quellen ermangelnde Forscher mit solchen sich widersprechenden Angaben anfangen? Nach einigen Angaben, sagt Raffles, seyen die Tempel zu Brambanan im Jahre 525 nach Christo, nach andern im Jahre 1018 erbaut, aber das Wahrscheinlichste sey, daß sie Werke des sechsten oder siebenten Jahrhunderts seyen; ja! der gelehrte Kenner des Sanscrit, Wilkins, sagte, daß die zu Brambanan gefundene Inschrift in Devanagani auf dem indischen Continent wahrscheinlich vor acht oder neun Jahrhunderten gebräuchlich gewesen wäre, auch findet er in den Inschriften und auf Steinen Jahrszahlen wie 116, 363, 647, 773, 735, 845, 863, 865, während Crawfurd blos zwey Jahrszahlen auf kupfernen mit den Figuren des Thierkreises versehenen Bechern. 1361 und 1320, für die zwey einzigen authentischen hält, die ihm auf der Insel Java, ehe sie mit den Mohamedanern in genauerer Verbindung stand, vor Augen gekommen sind, während er den ersten Tempel zu Brambanan auf 1266. den letzten auf 1296, Boro-Budor auf 1338, Sukuh auf 1439, Dobo aber auf 1195 nach Christi Geburt setzt. Wie unzuverläßig diese chronologischen Bestimmungen sind, kann man daraus ersehen, daß Crawfurd selbst an einer andern Stelle mit deutlichen Worten sagt: der Staat zu Brambanan, wo die vorzüglichsten Ruinen vorhanden sind, blühete gegen die Jahre 1266 und 1296 nach Christi Geburt, von seiner eigentlichen Geschichte wisse man keine Sylbe, — und doch setzt er die Erbauung des ersten Tempels auf 1266 und die des letzten auf 1296! 24) (Die Fortsetzung folgt.)

23) Raffles II. 70. Crawfurd. II. 297.

24) Man vergl. Raffles II. 57. 59. 66 mit Crawfurd II. 216, 298. 299. 482. 483. 484. 486.

München im Oktober.

Die Aufmerksamkeit der hiesigen Künstler und Kunstfreunde ist vor Kurzem durch zwey Zeichnungen von Overbeck in Anspruch genommen worden, welche Hr. Velten, Kunsthändler aus Carlsruhe, auf seiner Durchreise hierhergebracht und einige Tage im Kunstverein ausgestellt hat. Das eine dieser Blätter stellet Christus dar, wie er die Kinder segnet. Das andere die Predigt Johannes des Täufers in der Wüste; beyde sind ziemlich groß und sorgfältig in Sepia ausgeführt. Wenn richtige Auffassung des Gedankens, tiefe Bezeichnung und wahrer Ausdruck der Charaktere, wohl geordnete Composition, einfacher und schöner Styl der Gewänder schon jedem Kunstwerk ein großes Lob erwerben, so dürfen diese beyden auf ein noch größeres Anspruch machen, denn in ihnen ist noch mehr; eine Reinheit der Empfindung, eine so harmonische und gehaltene Durchführung der edelsten Stimmung, ein so zarter Ausdruck der leisesten Seelenbewegungen, wie selbst unter den älteren Malern nur wenige sich dessen rühmen können; die Stille und Ruhe, die in der ganzen Auffassung herrschet, ohne daß dem großartigen Aufschwung der Phantasie dadurch Eintrag geschähe, betrachten wir als einen Hauptzug von Overbecks Eigenthümlichkeit, welcher mit der religiösen Richtung seines Geistes wohl innig verbunden ist, und einen unbeschreiblich wohlthätigen Eindruck in dem Gemüthe des Beschauers zurückläßt. — Diese beyden Blätter sind bestimmt durch Lithographie vervielfältigt zu werden, und wir wünschen ihnen einen so sorgfältigen Lithographen, wie der Verkauf Josephs an Hrn. Oeri gefunden hat. An solchen Blättern wird sich der Sinn des Publikums für historische und religiöse Compositionen stärken, denn gewiß ist Keiner, der sich nicht durch den Anblick dieser beyden erfreut und erhoben fühlte. Sie sind zugleich Beweise, zu welcher Ausbildung sich die deutsche Kunst durch ein auf das Wahre und nicht auf äußerlichen Schein gerichtetes Bestreben erhoben hat. — Mit Vergnügen hören wir, daß diese Anerkennung ihr auch jezt im Ausland und von Ausländern zu Theil wird. Ein Franzose Hr. Raulin, hat eine Reihe Zeichnungen von Overbeck in Rom fertigen lassen, und läßt dieselben von Ruschewegh in Kupfer stechen. Auch diese stellen biblische Gegenstände dar. — Eine andere Reihe von sechs Zeichnungen hat derselbe Kunstfreund von Julius Schnorr erworben, der nunmehr als Professor an die Akademie der Künste in München berufen ist. Sie stellen Scenen aus der Geschichte der Angelica nach Ariost dar und sind mit großer Sorgfalt in Sepia ausgeführt. Auch diese beabsichtigt Hr. Raulin durch Kupferstich oder Lithographie vervielfältigen zu lassen. Merkwürdig ist, daß selbst französische Künstler, welche sonst strenge Anhänger der David'schen Schule waren, sich mit dem größten Lob über diese Arbeiten unsrer deutschen Landsleute geäußert haben.

S.

Nr. 97.

Kunst-Blatt.

Montag, den 3. December 1827.

Kunstnachrichten aus München.

Vom Canonicus Speth.

I.

Kupferstich.

Der verdienstvolle Professor der Kupferstecherkunst zu München, Hr. Karl Ernst Heß, hatte bereits vor mehreren Jahren den Stich des Bildnisses Sr. Majestät des verstorbenen Königs Maximilian Joseph I. von Bayern unternommen, und hat nun vor geraumer Zeit dieß mühsame Werk zu Ende gebracht, welches in sehr gelungenen Abdrücken vorliegt. Als Vorbild diente dem Künstler das Originalgemälde des Herrn Malers Stieler, welches den verstorbenen König in ganzer, lebensgroßer Figur im Krönungsornate vorstellt, stehend in einer offenen mit Architektur und reicher Draperie verzierten Halle, neben einem Tische, worauf Krone und Scepter liegen, die gesenkte Rechte hält den mit edlem Gestein und weißen Schwungfedern geschmückten Hut, die Linke ruht auf dem Griffe des Schwertes. Ueber die weiße, reich gestickte Tunika fällt weithin der mit Hermelin verbrämte Purpurmantel ab, die Brust bedeckt derselbe Pelz mit dem St. Hubertus Orden.

So steht die hehre Gestalt in wahrhaft königlicher, würdevoller Haltung, die jedem, der einst sich nahte, Ehrfurcht gebot, den freundlichen, wohlwollenden Blick seitwärts nach einem Gegenstande außer dem Bilde gerichtet.

Es gelang Hrn. Heß in seinem Nachbilde ganz diese edle Gestalt wieder zu geben mit den sprechenden Zügen jener angestammten Herzensgüte, die im Leben dem edlen Monarchen die fortdauernde Liebe seines Volkes gewann. Nicht minder anziehend ist die treffliche Haltung des Ganzen mittelst eines glücklichen Helldunkels; wie lebendig tritt die Figur in vortheilhafter Beleuchtung vom Hintergrunde hervor, und wie reich und mannigfaltig auch das Ganze an Gegenständen und Stoffen verschiedener Art ist, so begegnet dem Blicke doch nirgends etwas störendes, alles vereinigt sich vielmehr zur Wirkung einer durchgreifenden Harmonie, bey welcher der Künstler das Wesentliche, Charakter und Farbe zu geben, mehr als einen glänzenden Grabstichel zu entwickeln bemüht war, durch dessen mannigfaltige und geistreiche Führung der Künstler nicht minder die Wahrheit in den verschiedenartigen Stoffen zu erreichen mit glücklichem Erfolge gesucht hat.

Auf diesem Wege gelang es ihm, ein höchst erfreuliches Bild zu fertigen, das hinsichtlich seines edlen Gegenstandes sowohl als seiner malerischen Wirkung sehr anziehend ist, und seinem durch frühere Werke — wir erwähnen unter vielen andern hier vorzugsweise nur des heil. Hieronymus, einer heil. Familie nach Raphael und der heil. Dreykönige nach van Eyck — wohl begründeten Ruhm die Krone aufsezt.

Die gestochene Platte mit der Einfassung mißt in der Höhe 2′, 2″, 3‴, und in der Breite 1′, 6″, 4‴ rhein. und ist nun im Besitze der Kunsthandlung Hermann und Barth in München, die den Druck derselben durch Hrn. Heubach in Nürnberg besorgen ließ, der nach den Proben, die wir gesehen, hinsichtlich der Farbe, der Klarheit, Kraft und Harmonie wohl nichts zu wünschen übrig läßt.

Es wurden nur 36 Exemplare auf chinesisches Papier vor der Dedikation abgezogen; der Preis eines jeden ist 33 fl., ein Abdruck nach der Dedikation kostet 11 fl.

II.

Lithographie.

1. Fortsetzung der malerischen und militärischen Reise von Willenberg bis Moskau ꝛc. auf Stein gezeichnet von Alb. Adam. München bey Hermann und Barth.

Dritte Lieferung.

Die erste und zweyte Lieferung dieses interessanten Werkes haben wir bereits in diesen Blättern angezeigt. Der Inhalt der dritten Lieferung ist folgender:

Ein Dragoner-Bivouac der italienischen Garde bey Willenberg.

Mehrere nicht gesattelte Pferde stehen ruhend an einem Zaune beysammen. Seitwärts im Vorgrunde sitzt ein Gardist vor dem Feuer neben einer Strohhütte, aus welcher sein Waffengefährte liegend hervorsieht, die Blicke beyder sind nach den Pferden hingerichtet; in der Ferne zeigen sich mehrere Strohhütten.

Hauptquartier des Vice-Königs von Italien zu Rastenburg.

Vor der Wohnung des Vice-Königs außerhalb der Stadt stehen dessen Reitpferde, er selbst tritt eben aus dem Hause, um sich zu Pferd zu setzen, rechtshin sieht man ein Piket der italienischen Garde, bereit sich in Bewegung zu setzen.

Nächtliches Bivouac des Vice-Königs von Italien zu Wielkie-Soleizniki.

Nach einem während des Tages überstandenen fürchterlichen Ungewitter ward Prinz Eugen genöthiget, die Nacht über im Freyen zuzubringen. Eine Bretterhütte ist sein Obdach und Stroh sein Lager, auf welchem er ruhig schläft, neben an ruht sein Adjutant. Ein Soldat der Ehrengarde hält die Wache, er steht sinnend vor einem Feuer, das im Vorgrunde angeschürt ist und die nahen Gegenstände umher beleuchtet.

Ein Zug von Krankenwagen unter Bedeckung vorwärts von Dolzice.

Mehrere Wagen des königlichen Gardelazerets ziehen auf einsamer Straße neben Tannengehölz in die Ferne hin, darunter ein Bauernwagen mit Ochsen bespannt, worauf ein Kranker liegt; hier schleppen sich einige zu Fuß nach, dort halten zwey mit einem ermüdeten Pferde am Vorgrund, erschöpft von den Beschwerden des Zuges und nachdenkend über Noth und Mühseligkeit; ein todtes Pferd liegt im Wege, allenthalben Spuren des Elends und der Verwüstung.

Auch in dieser Lieferung ist Hr. Alb. Adam hinter den Leistungen der beyden ersten Lieferungen keineswegs zurückgeblieben. Wir sehen ihn auch hier, von der Lebendigkeit seiner Einbildungskraft unterstützt, mit genialer Leichtigkeit seine Gegenstände behandeln, aus welchen Wahrheit und Charakter in der Auffassung und Anordnung, wie in der Darstellung hervorleuchten. Wir vermissen diese Vorzüge an keinem der vier oben angezeigten Blätter, unter welchen wir jedoch das Dritte seiner malerischen Wirkung wegen besonders auszeichnen.

Die Drucke aus der Presse des Hrn. Lacroix sind mit großer Sorgfalt behandelt und unterstützen die Bemühungen des Künstlers auf eine vorzügliche Weise, da sie sämmtliche Zeichnungen mit dem ihnen eigenthümlichen Charakter, mittelst Anwendung der Ton- und Lichtplatte durch Kraft, Klarheit und Harmonie anziehend hervorheben.

So vereinigt dieses Werk, schon bey seinem Beginnen, alles, was ihm sowohl in artistischer als technischer Beziehung ein immer steigendes Interesse mit zunehmender Theilnahme für die Zukunft sichert.

2. Bildniß Sr. Majestät des jezt regierenden Königs Ludwig von Bayern nach dem Originalgemälde des Hrn. Stieler, auf Stein gezeichnet von G. Schreiner.

Der König in ganzer Figur in dem schon oben beschriebenen Krönungsornate ist stehend, doch in seiner Wendung von der der Stellung des verstorbenen Königs Maximilian entgegengesezten Seite genommen, dargestellt.

Man muß gestehen, daß Hr. Stieler, wie bey dem oben angezeigten Bildnisse Maximilians, so auch hier in die Individualität des Charakters eingegangen ist. Wie dort dem betagteren Alter bey einem mit sich mehr abgeschlossenen Leben in Haltung und Geberde durchaus Ruhe ziemte, so tritt dagegen bey der jugendlicheren Gestalt Ludwigs und dessen vielbewegtem Geiste durchgehends eine bewegtere Haltung hervor. Mit Festigkeit das Regiment zu führen, ergreift er entschlossen das Zepter auf dem nahen Tische, mit der Rechten zugleich auf die Konstitutions-Urkunde des Reichs gestüzt, die Linke an das Schwert gelegt. So steht Alles in Haltung und Einklang mit den wohlgetroffenen Zügen des Kopfes, bey dessen Auffassung dem Künstler des Königs Wahlspruch: Gerecht und beharrlich, sichtbar vor Augen schwebte. In lichter Masse neben dunkleren Schatten hebt sich die erlauchte Gestalt von dem ruhigen, einfachern Gemäuer des Hintergrundes hervor.

Der Lithograph, Hr. Schreiner, hat sich in der Nachbildung wacker zusammengenommen und mit unermüdetem Fleiße und technischer Gewandtheit in der Behandlung ein sehr gelungenes Bild gefertiget, das mit den im Geiste und Charakter des Originals wohlgetroffenen Zügen zugleich durch ein harmonisches Zusammenwirken aller übrigen Theile, bald in zärter, bald in kräftiger abgestuften Massen allen Forderungen eines sehr befriedigenden Werkes entspricht, dem wir einen ehrenvollen Platz unter den bestgelungenen Blättern der Lithographie einzuräumen keinen Anstand nehmen.

Hr. Lacroix hat den Druck besorgt, der mit der gediegenen Behandlung von Seite des Lithographen auf gleicher Höhe der Schönheit, Kraft und Klarheit steht und nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Hierbey ist nicht zu läugnen, daß zu der so gefälligen Wirkung des Ganzen die verständige Anwendung der Ton- und Lichtplatte ungemein viel beyträgt. Der leichte Ton, der sich mit Ausnahme des Atlasstoffes der Tunika über alles weitere hin verbreitet, sezt die ungetrübte Weiße des

Atlasses zu der sanften Nüance des Tons auf dem weissen Hermelin in einen Kontrast, der ganz der Natur beyder Stoffe entspricht.

3. Bildnisse der beyden königlichen Prinzessinnen Marie von Bayern und Sophie, vermählter Erzherzogin von Oestreich, nach Hrn. Stielers Originalgemälde in ganzen, lebensgroßen Figuren, lithographirt von F. Hanfstängl.

Die Anordnung der Gruppe dieses erlauchten Schwesterpaars ist einfach und natürlich, im Freyen einer ländlichen Gegend bey Tegernsee, mit dem nahen Gebirge im Hintergrund.

Da Hr. Stieler seinen Bildnissen eine frappante Aehnlichkeit und dem Ganzen Harmonie und malerische Wirkung in hohem Grade zu geben weiß, so eignen sie sich ganz vorzüglich zu lithographischen Nachbildungen von gefälligem Effekte, welchen Hr. Hanfstängl, mit sehr gelungener Aehnlichkeit der physiognomischen Züge und wie im Ganzen durch eine kräftige Haltung, so im einzelnen durch täuschende Nachahmung der Stoffe und übrigen Beywerke, auf eine sehr befriedigende Weise erreicht hat. Hr. Hanfstängl hat sich in diesem Zweige eine große Fertigkeit erworben, seine Behandlung ist gediegen, fest und sicher, womit er dem Steine ein immer gleiches Korn abgewinnt, das eben so zart in seinen lichteren, als klar und kräftig in den dunkelen und dunkleren Stellen erscheint und das Gelingen des Druckes ungemein befördert, in welcher Beziehung auch die Druckerey des Hrn. Selb bey diesem Blatte auf gerechten Beyfall Anspruch machen kann.

4. Der Ueberfall, nach einem Originalgemälde des Peter Heß, lithographirt von Hrn. Hohe.

Dieses Blatt ist in der Reihe der von Hrn. Hohe nach Peter Heß lithographirten und zum Theil bereits schon in Nro. 29. dieser Blätter vom vorigen Jahre angezeigten Bilder das fünfte, und stellt den Ueberfall eines von den Franzosen besezten Dorfes vor, worin diese gegen den Andrang von Kosaken sich zur Wehre setzen und wobey die Bewohner eines Hauses unter der Thüre zwischen den streitenden Theilen im Gedränge sind. Das Hauptmotiv ist gut gewählt und in der Anordnung der Gruppe sowohl, als mit den darin begriffenen Personen sehr wahr und charakteristisch bezeichnet. Hr. Hohe erhält sich fortwährend in dem ihm früher zugesprochenen Lobe eines überaus gewandten, tüchtigen Lithographen, der mit fester Haltung an dem Wahren und Charakteristischen seiner nachzubildenden Gegenstände diese mit besonderer Liebe und ausdauerndem Fleiße behandelt, wie noch ein kleines Blatt beweiset, das derselbe nach einer Aquarellzeichnung des oben genannten Künstlers — die Scene beym Trinklied im ersten Akt des Freyschützen vorstellend — gar nett ausgeführt hat.

Das vorerwähnte fünfte Blatt erscheint im Verlage bey Velden in Karlsruhe, der nunmehr auch im Besitze der vier früheren Blätter ist und die Fertigung eines sechsten nach eben demselben Künstler durch Hrn. Hohe bereits besorgen läßt.

5. Dem Hrn. Karl Heinzmann, der durch mehrere lithographirte Schweizer-Landschaften vortheilhaft bekannt ist, wurde vom Kunstverein in München die Fertigung eines lithographirten Bildes nach P. Heß, als Geschenk für seine Mitglieder für das Jahr 1826 bestimmt, übertragen.

Der Gegenstand ist friedlichen Inhalts und stellt sich innerhalb der Mauern von Tivoli bey der Via di porta oscura in zwey Gruppen dar, die eine aus zwey Männern bestehend, nebst einem Kinde und einer Frau, die andere aus zwey Pferden mit ihrem Führer gebildet und einem ruhenden Esel. Alles ist an Ort und Stelle ganz im Geiste und Charakter des Volks aufgefaßt und dargestellt, was auch Hr. Heinzmann in seiner Nachbildung glücklich zu erreichen mit dem besten Erfolge bemüht war.

Mit Auszeichnung muß die ungemein fleißige Behandlung und sorgfältige Ausführung durch alle Theile bis zu den kleinsten Nebendingen erwähnt werden, bey welcher man da und dort an Hrn. Hohe's eigenthümliche Behandlungsweise erinnert wird, die Hr. Heinzmann mit seinem übrigens wohlgenährten Auftrage zu einer harmonischen Gesammtwirkung sehr geschickt verbunden hat.

Die Drucke dieses, wie des vorigen Blattes sind aus der Officin des Hrn. Selb hervorgegangen.

6. und 7. Endlich hat auch Hr. Borum zwey lithographirte Blätter nach Originalgemälden des Hrn. Dom. Quaglio — Trarbach mit der Ruine Gräfenburg an der Mosel, und die Stadtmauer zu Andernach am Rhein — herausgegeben, deren er noch zwey nach diesem Meister folgen lassen wird. Beyde Gegenstände wurden von Hrn. Quaglio nach der Natur auf vortheilhaften Standpunkten aufgenommen und in Gemälden mit fleißiger Ausführung in eine gefällige Wirkung gesezt, deren lithographirte Nachbildungen mit Auszeichnung genannt zu werden verdienen.

Wenn wir schon einmal im Verlaufe dieses Jahres, bey Gelegenheit der von Hrn. Borum erschienenen Blätter architektonischer Verzierungen, Veranlassung gefunden haben, seiner technischen Geschicklichkeit in dieser Zeitschrift rühmlichst zu gedenken, so bewährt sich doch dessen Talent im Lithographiren hier in ganz vorzüglichem Maaße. Abgesehen davon, daß Hr. Borum sich überall

mit Strenge an die Eigenthümlichkeiten seines Vorbildes hält, so sichern auch sein durchgängig gleiches Korn mit zarten Mezzotinten und Klarheit der Schatten, seine durchaus fleißige und sorgfältige Behandlung mit Beharrlichkeit in der Ausführung, und sein gesättigter Auftrag seinen Darstellungen nicht nur eine treffliche Wirkung im Helldunkel, sondern auch den Drucken ein zuverläßiges Gelingen, wie die beyden vorliegenden Blätter beweisen, die aus der Druckerey des Hrn. Lacroix durchaus befriedigend hervorgegangen sind.

Dem Hrn. Borum können wir das Verdienst eines vorzüglichen Lithographen nicht absprechen.

Die Alterthümer auf der Insel Java.

Von

Karl Friedrich Neumann.

(Fortsetzung.)

Fragen wir nun nach der Kirche, welcher diese Ruinen angehören, so finden wir dieselbe Unsicherheit, wie bey den chronologischen Bestimmungen. Raffles gibt wiederum das Materiale, die Sagen und Angaben, wie er es gefunden hat, zeigt aber dabey eine sehr geringe Kenntniß der Religionssysteme Indiens; Crawfurd, der sich in seinem scharfen, entscheidenden Tone immer gleich bleibt, nennt die Religion Javas ohne Anstand einen reformirten Hinduismus. Dieser javanische Hinduismus bestehe nämlich in der Anbetung des Shiwa und Durga, des Lingam und der Yoni in Verbindung mit dem Buddhaismus!! Dieß hat er bis zur folgenden vierten Seite wieder vergessen, und behauptet, von der Mitte des 13ten Jahrhunderts bis zur Mitte des 14ten Jahrh. blühete der durch zahlreiche indische Auswanderer auf die Insel gebrachte Hinduismus in der eigentlichen Form des Buddhaismus (Hinduism in the form of genuine Buddhism); in der lezten Hälfte des 14ten und im 15ten Jahrh. wäre er aber wiederum in Verfall gerathen. 25) Hat denn Crawfurd nicht bedacht, daß Shiwa, Lingam und Yoni mit dem Buddhaisten-System, wie wir es kennen, sich nicht vereinen lassen, und daß mehrere vielarmige und vielköpfige Idole auf keine Weise mit dem Buddhaismus in Uebereinstimmung gebracht werden können? Wie kommen aber nun die vielen Buddhas neben die ächt braminischen Idole?

Der Buddhaismus ist, wie wir oben angegeben haben, eine Reformation der streng orthodoxen Satzungen des Brama; Reformationen beginnen aber, wie die Geschichte lehrt, nicht gleich anfangs mit schroffen, alle Vereinigung unmöglich machenden Gegensätzen. Wer an dem Herkömmlichen, an dem Bestehenden rütteln will, tritt anfänglich leise und behutsam auf; durch häufigen Tadel des Bestehenden bringt man das Volk zur Ueberzeugung, daß alles sich doch nicht in dem besten Zustande befinden möchte. Man bekommt einigen Anhang, Leute, die dem Bessern sehnsuchtsvoll entgegensehen; man wirft sich dann zuerst auf mangelhafte Außenseiten, reformirt sie oder schafft sie ab, schreitet nach und nach, wenn der Anhang dazu reif und mächtig genug ist, zum Innern, zu den das ganze Gebäude tragenden Fundamenten, schüttelt und rüttelt bis auch, wo möglich, diese wanken, bis der ganze Bau einstürzt und seine Bewohner in Schutt begräbt. Dieß ist der Hergang beynahe aller Revolutionen und Reformationen, — dieß ist wahrscheinlich auch die Geschichte der buddhaistischen Reformation. Die gänzliche Verschiedenheit, der schroffe Gegensatz in den politischen und religiösen Satzungen des Brama- und Buddha-Kultus, entstand wahrscheinlich erst im Laufe mehrerer Jahrhunderte, auch mochten wohl alle von der Mutterkirche des Bramaismus dissentirenden Sekten, wie die Dschamas, nicht gleichen Schritt gehalten haben; die eine mochte schon längst eine Satzung, eine Gottheit verworfen haben, die bey andern noch in großen Ehren stand und angebetet wurde. Ersehen wir doch Gleiches aus der Geschichte der christlichen Kirche! So können wir uns wenigstens, in Ermangelung historischer Thatsachen, die Vermischung der beyden Kulte auf Java und anderswo erklären. Am längsten scheint der Buddhaismus mit dem Gotte Schiwa oder Siwa befreundet gewesen zu seyn. Kann man doch jezt noch bey den Abbildungen einiger schrecklichen und zornigen Gottheiten der Buddhadiener an Schiwa erinnert werden. Auch die Namen der eckelhaften Götzen Jamandaga und Mahágaba, deren abscheuliche Gestalten man in jedem buddhaistischen Tempel sieht, findet man in Wilsons Wörterbuche als Namen des Schiwa angegeben. 26)

(Die Fortsetzung folgt.)

25) Crawfurd II, 219. 225.

26) Schmidt. 188.

Mailand.

Am 2ten Oktober kam die zweyte zum Bau der Paulskirche in Rom bestimmte kolossale Granitsäule aus den Granitbrüchen von Montorfano zu Wasser hier an; sie wog 640,000 schwere Mailänder Pfunde.

Nr. 98.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 6. December 1827.

Ueber das Alter und die Wichtigkeit der Bildwerke von Selinus in Sicilien.

Die kolossalen Trümmer der Tempel von Selinus, die Zeugen einer ehedem blühenden Stadt in einer nun beynahe ganz verödeten und kahlen Gegend, hatten seit lange die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der Reisenden gefesselt, ohne daß ein einziger sich die Zeit und die Mühe genommen, sie einer genauen Untersuchung zu unterwerfen und nachzuforschen, ob unter den gewaltigen Haufen von Schäften und Kapitälen der Säulen, Architraven und Triglyphen, welche sich ihm auf jenem Raum entgegenthürmen, nicht auch andere Reste alter Kunst außer den architektonischen zu finden seyen. Erst vor einigen Jahren unternahmen zwey junge englische Architekten Harris und Angell die Untersuchung und führten einen Theil derselben glücklich aus. Als sie von einem der sechs Tempel, die hier in Trümmern liegen, die Hauptstiege, welche zum vordern Eingang führte, reinigen ließen, fanden sie auf derselben die Reliefe, welche den Fries geziert hatten, zwischen ihren Metopen liegen. Das Ganze war senkrecht herabgestürzt, aber durch die Gewalt des Sturzes in viele Bruchstücke zerschellt. Drey haben sie aus denselben wieder zusammengesezt, von denen das eine noch zu lückenhaft erscheint, als daß einem andern als den italienischen Archäologen seine Deutung möglich wäre. Diese haben aus den Pferdefüßen, den Ueberresten eines Wagens und einigen Armen und Köpfen, die durchaus nichts Bacchisches haben, herausgebracht, daß es die Heimkehr des Bacchus aus Indien wäre. Die beyden andern sind rücksichtlich ihrer Deutung sicher: Perseus, in Gegenwart der Minerva die Medusa tödtend, und Herakles, der die übermüthigen Brüder Passolos und Alcmon bey den Beinen an seiner Lanze aufgehängt hat, und auf den Schultern trägt. Styl und Ausführung in den Figuren der Götter und Helden ist von der alterthümlichsten und schmucklosesten Steifheit und Strenge. Die beyden jungen Künstler, denen wir diesen Fund verdanken, waren zu ihrem Schaden für die Archäologie thätig gewesen. Die Regierung, von ihrem Erfolge benachrichtiget, bemächtigte sich desselben, und einer starb an dem Fieber, welches sie durch Aufenthalt und Anstrengung an einem so ungesunden Orte, wie jezo Selinus ist, bekommen hatten. Die erste genaue Nachricht von ihren merkwürdigen Entdeckungen kam durch Herrn Geheimen Rath v. Klenze nach Deutschland, welcher während seiner Reise nach Sizilien im Jahre 1825 zu Palermo Gelegenheit fand, Zeichnungen von denselben zu nehmen, und in einem Briefe an den Herausgeber des Kunstblattes darüber mit Genauigkeit und Sachkenntniß berichtete.

In Sicilien und Italien hat derselbe Fund seitdem Gelegenheit zu einigen kleinen Schriften gegeben, auf welche wir uns in dem Folgenden öfter beziehen werden, und von denen wir deßhalb hier Anzeige machen.

1. Memoire sulle opere di scultura in Selinunte ultimamente scoperte da Pietro Pisani. Palermo 1823.

2. Osservazioni sulle antichità di Selinunte illustrate dal Sig. Pietro Pisani. Poligrafia Fiesolana 1825.

Die Zueignung der zweyten Schrift nennt Francesco Inghirami als Verfasser, und der Schluß berichtet, daß sie aus dem vierten Bande der Nuova Collezione di opuscoli e notizie di scienze, lettere ed arti abgedruckt ist, welche derselbe Verfasser herausgegeben hat.

Beyde Schriften geben Nachricht von dem Alter und den Schicksalen der Stadt, erklären den Inhalt der gefundenen Bildwerke, und suchen den Styl derselben und die Zeit ihres Ursprunges zu bestimmen. Hr. Inghirami geht ganz in den Fußstapfen des Hrn. Pisani, den er auszieht, und ist nur darin eigen, daß er, von einem Florentiner eine dankenswerthe Unbefangenheit, dem sicilianischen Archäologen widerstrebt, welcher darauf ausgeht, die Bildwerke für hetrurische zu erklären und die Stadt als ein Werk der Sikuler als der Lehrlinge hetrurischer Kunst darzustellen; doch argumentirt Hr. Inghirami gegen diese abenteuerliche Annahme nur aus dem Allgemeinen, ohne die Nichtigkeit des Grundes, auf dem sie ruht, zu erkennen und nachzuweisen.

Ein großer Theil der archäologischen Merkwürdigkeit dieser Bildwerke hängt davon ab, daß sich die Zeit ihres Ursprunges mit ziemlicher Bestimmtheit ausmitteln läßt; da nun aber die Untersuchungen und Dafürhaltungen beyder Italiener gerade diesen Hauptpunkt mehr verdunkeln als aufklären, so wird nöthig seyn, hierüber das Erforderliche aus einander zu setzen.

Hr. Pisani nimmt, um das Alter von Selinus zu bestimmen, die Zeiten des Dädalus in die Untersuchung auf. Von diesem weiß er, daß er gegen 60 Jahre vor der Zerstörung Troja's, die 1382 eingetreten, also etwa 1442 in Sicilien gelandet habe, und dieser beneidenswürdigen Kunde chronologischer Dinge aus der mythologischen Zeit entspricht nun die Kunst, mit welcher ausgemittelt wird, daß damals Selinus schon gestanden habe. Es erzählt nämlich Diodorus von Sicilien, Dädalus habe „in der Gegend der Selinuntier" eine Schwitzhöhle angelegt, *) und da mußten ja doch schon Selinuntier gewesen seyn, also auch eine Stadt Selinus. Man muß, so meynt er, nicht etwa glauben, Diodorus benenne die Gegend mit einem späteren Namen, welchen sie zu seiner Zeit trug, denn „das würde er mit Sorgfalt angemerkt haben", wie er, von einem andern Werke des Dädalus im gleich Vorhergehenden sprechend, in Bezug auf die agrigentinische Gegend thut, mit den Worten: „in dem Gebiet, das jetzo das agrigentinische genannt wird." **) Da hätte nun freylich den Verfasser schon Ducker belehren können, daß nicht das akragentinische Gebiet im Allgemeinen, sondern ein Theil mit einem zu Diodorus oder seines Gewährsmanns Zeiten eigenen Namen gemeynt war: „Die jetzt sogenannte akragentinische Gegend am Kamikus." Aber auch abgesehen davon, so konnte die Genauigkeit der Bezeichnung in dem unmittelbar Vorhergehenden gerade veranlassen, daß er sie gleich darauf nicht wiederholte, weil sie sich von selbst verstand. Denn wie mochte Diodorus, gleich Hrn. Pisani, der Meynung seyn, die Gegend der Stadt habe zur Zeit, wo hier Sikuler oder Sikaner, auf jeden Fall ungriechische Barbaren hausten, einen so offenbar griechischen, von einer bekannten Pflanze hergenommenen Namen getragen? Auf solchem Grunde beruht die Hypothesis, daß Selinus älter als Dädalus sey; und dergleichen heißt dort historische Untersuchung.

„Aber als die Griechen dort einwanderten, fanden sie doch bereits eine Stadt, und diese hieß Selinus, hatte also allerdings ihren Namen aus einer vorgriechischen Zeit." Dieß sagt Thucydides, und dieß folgt aus den Worten des griechischen Textes, was auch die „Uebersetzer sagen mögen." — Immer gut, daß Hr. Pisani in den griechischen Text gesehen, eine bey den Italienern immer seltener werdende Gewohnheit; schlimm, daß er sich durch eine ganz leichte und offenbare Irrung der gemeinen Leseart täuschen ließ, die schon Ducker gehoben hat. *) Thucydides sagt mit klaren und sicheren Worten, daß die Megarer, hundert Jahre nachdem sie im Gebiet der Hyblder sich niedergelassen, den Pamilos ausgesandt und Selinus gegründet haben; Pamilus aber sey aus Megara, ihrer Mutterstadt, zu ihnen gekommen und habe sich mit ihnen dort niedergelassen. Sie haben also, im Begriff Selinus zu bauen, den Gründer, κτίστης, nach griechischer Sitte, aus der Mutterstadt begehrt und empfangen, und dieser ist dann in der neuen Pflanzung zurückgeblieben. Damit aber fällt alles Zurückgehen auf Dädalus, Sikuler und Hetrurier weg, und um die Gründung von Selinus chronologisch zu bestimmen, ist allein nöthig auszumitteln, wann die Megarer sich des Gebiets von Hybla bemächtiget haben, da, wie wir sahen, hundert Jahre nach dieser Begebenheit Selinus gebaut wurde. Thucydides gibt darüber im dritten und vierten Kapitel des genannten Buches hinlängliche Nachricht. Zuerst, sagt er, kamen die Chalkideer aus Euböa nach Sicilien und gründeten

*) τρίτον δέ σπήλαιον (ὁ Δαίδαλος) κατὰ τὴν Σελινουντίαν χώραν κατεσκεύασεν: Diod. Sic. IV. 78. p. 321.

**) κατὰ δέ τὴν νῦν Ἀκραγαντίνην ἐν τῷ Καμικῷ καλουμένην. Wie oben.

*) ἔτεσιν ὕστερον ἑκατὸν ἢ αὐτοὺς οἰκίσαι (nämlich τοὺς Μεγαρέας ἐν Ὑβλαίοις) Πάμμιλον πέμψαντες ἐς Σελινοῦντα κτίζουσι καὶ ἐκ Μεγάρων τῆς μητροπόλεως οὔσης αὐτοῖς ἐπελθὼν, ξυγκατῴκισε. Thucyd. VI. 4. (nicht lib. IV. paragrapho 6.) Hr. Pisani und Inghirami haben gut übersetzen: avendo mandato Pammilo in Selinunte vi fabricarono, denn unmöglich wohl lohnt der Mühe zu melden, daß die Megarer in Selinunt gebaut hätten, und um das Unglück voll zu machen, heißt κτίζουσι nicht in diesem Sinn fabricare, sondern fondare. Dazu könnte nicht ἐκεῖ (vi fabricarono) bey κτίζουσι gedacht werden, sondern offenbar wäre αὐτὴν nöthig, wie man sich vor Ducker half; aber dann hätte man die seltsame Nachricht, daß die Megarer den Pamilus in die Stadt geschickt, und nachher erst sie gebaut hätten. Sonst wird das Haus erst gebaut und dann bezogen. Uebrigens hat die Stelle doppelte Leseart: πέμψαντΕΣ ΕΣ ΣΕΛΙνοῦντα κτίζουσι, und πέμψαντΕΣ ΕΣ ΕΛΙνοῦντα, wo in den Sylben ΕΣ ΕΣ ΕΛ wohl offenbar genug wird, daß zwischen ΕΣ und ΣΕΛ sich das Ε irrig eingeschoben hat, und mit Duker ganz unbezweifelt zu lesen ist Πάμιλον πέμψαντΕΣ Σελινοῦντα κτίζουσι.

Naros. Vier Jahre darauf führte Archias, der Herakli-de, Pflanzer aus Korinth herbey und baute Syrakus. Sechs Jahre nach Syrakus Erbauung gewinnen die Chalkideer aus Naros Leontini und dann Katane. Um dieselbe Zeit (also noch im ersten Decennio der Gründung von Syrakus) kommt Lamis mit Pflanzern aus Megara, baut erst Trotilon, wohnt dann wenige Zeit mit den Chalkidern in Leontini, wird von dort verjagt, gründet Thapsos und stirbt; die andern aber (also das Volk, welches seiner Führung folgte) gewinnen das Gebiet der Hybläer und gründen dort ihre Stadt. Daraus ist offenbar, daß die Ansiedelung der Megarer in Hybla vom Gefolge des Lamis geschah, also noch in das Menschenalter der Erbauung von Syrakus fällt. Auch das ist klar, daß sie in diesem nicht zu spät gesezt werden kann. Sechs Jahre nach Archias kommt Lamis, wenige Zeit wohnt er in Trotilon, und der Umstand, daß die Gründung von Thapsos und sein Tod unmittelbar zusammen genannt werden, ohne daß irgend etwas von Lamis in Thapsos, nicht einmal, ob er wie in Leontini nur kurz dort gelebt, angegeben wird, zeigt, daß Gründung der Stadt und Tod des Gründers bald nach einander eintraten. Aus demselben Grunde, daß die Uebersiedelung seines Gefolges nach Hybla ebenfalls unmittelbar an seinen Tod gereiht wird, ergibt sich, daß nach des Führers Tode ihr Aufenthalt zu Thapsos nicht von Dauer war. Nun ist aber die Gründung von Syrakus vollkommen sicher und fällt auf Ol. XI. 4. Am wenigsten wird man von der Wahrheit sich entfernen, wenn man nach dem Vorhergehenden die Besetzung Hybla's durch die Megarer in die Mitte des Menschenalters stellt, das mit der Gründung von Syrakus beginnt, also um Ol. XV. 4., so daß nun die Gründung von Selinus, als hundert Jahre später fallend, gegen Ol. XL. 4, v. Ch. 532, in das Zeitalter des Pythagoras zu setzen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Die Alterthümer auf der Insel Java.

Von

Karl Friedrich Neumann.

(Fortsetzung.)

Der Gesichtskreis der holländischen Administration war zu beschränkt, die Leute waren zu sehr mit dem Handel und der Berechnung der Procente, die er wohl abwerfen könne, beschäftigt, als daß sie sich auf Java oder in andern von ihnen beherrschten Ländern mit Untersuchung der Antiquitäten oder der Geschichte des Landes hätten abgeben können. Und welch großartige, in Gebäuden, in Statuen von Stein und Erz bestehende Reste einer ehemaligen untergegangenen Kultur sind nicht auf Java vorhanden! Aber auch die eigenen Nachkommen der kultivirten Vorfahren lassen die herrlichen Zeugen einer entschwundenen, bessern Zeit in Verfall gerathen. Ein holländischer Schanzenmeister, der 1797 in die Gegend von Brambánan gesendet wurde, um ein Fort zu erbauen, fand große Schwierigkeit bey der Hinwegräumung der Schuttes und der Pflanzen um in einer freyen Ansicht diese Ruinen aufnehmen zu können. Ungeachtet ihres Mahommedanismus, der seit 1350 n. Ch. G. sich auf der Insel verbreitete, zollen die Javaner doch der vorzüglichsten und größten Statue zu Brambánan göttliche Verehrung; den Glauben, welcher vor der Lehre Mahommeds geherrscht, nennen sie buddhaistisch, verstehen aber, nach Crawfurd, unter diesem Worte nichts mehr und nichts weniger als wir unter heidnisch. Die Tempel selbst, glauben sie, seyen ein Werk der Gottheit und in einer Nacht erbaut; leider hindert dieser Wahn die umherwohnenden Bauern nicht, die Steine wegzuführen und sie nach Bequemlichkeit zu verwenden. Bis zum Jahre 1816 waren bey alle dem die Gebäude und die Statuen noch so gut erhalten, daß man an ihnen sehr leicht den Styl der Architektur, so wie den Standpunkt der Skulptur bey der Errichtung dieser Tempel erkennen konnte. 27)

Den Engländern, denen wir die wichtigsten Aufschlüsse über die Geschichte und Kultur Asiens verdanken, sind wir auch die ausführliche Beschreibung dieser, wie sich Raffles ausdrückt, bewunderungswürdigen und majestätischen Ruinen schuldig. Sie sind an mehrern Orten der Insel zerstreut, zu Boro-Budor im Distrikt Kendú, zu Gunung Prábu und in der Umgegend, zu Singa Sari im Distrikt Malang, die vorzüglichsten und wohl erhaltensten befinden sich aber zu Brambánan im Distrikt Matarem, in der Mitte der Insel.

Im Jahr 1812 sendete Raffles, Gouverneur der holländischen Besitzungen auf Java, den Colonel Mackenzie nach Brambánan, um die Ruinen genau zu untersuchen und das Merkwürdigste davon aufzunehmen. Sein Reisejournal sammt seinen großentheils unhaltbaren Ansichten erschien in dem siebenten Band der Transactions of the Batavian Society; dazu kam noch, daß diese Notizen, weil sie das erste Englische waren, welches auf der Insel zum Drucke kam, von zahlreichen Druckfehlern verunstaltet wurden. Raffles mochte wohl alsbald das

27) Raffles II. 7. Crawfurd II. 220.

Ungenügende der Arbeit Mackenzie's eingesehen haben und schickte deßhalb den Capitän George Baker eben dahin, um alle Gebäude, Bilder und Inschriften nochmals genau aufzunehmen und über das Ganze Bericht zu erstatten. Die Zeichnungen des Capitäns und ein Auszug aus seinem umfassenden Berichte finden sich in Raffles Geschichte von Java; auch Crawfurd lieferte eine ausführliche Beschreibung der Ruinen zu Brambánan in den Transactions of the royal asiatic Society, die wir leider nicht vergleichen konnten; was sich in seiner Geschichte des indischen Archipelagus (II. 169) darüber vorfindet, ist so kurz und ungenügend, daß wir es gar nicht berücksichtigen konnten. Wir halten uns deßhalb bey Brambánan einzig und allein an Capitän Baker, von dessen ausführlichen Beschreibungen wir hier freylich nur das Wesentliche mittheilen können.

In der Provinz Matárem, zwischen den Hauptstädten Sura-kerta und Yugya-kerta liegt das Dorf Brambánan, östlich und westlich in einem Umfange von einer und einer halben englischen Meile mit kleinen Anhöhenumgeben; auf einer dieser Anhöhen steht.

Der Tempel Kobon Dalám,

der aber so mit Bäumen und Gestrüpp umwachsen ist, daß er erst innerhalb zwey- oder dreyhundert Yards sichtbar wird. Man findet keine Spuren einer ehemaligen Umzäunung, aber auf der Westseite standen früher zwey kolossale Wächter oder Rechas, so nennen die Javaner alle Antiquitäten, vorzüglich die Statuen der vor Zeiten angebeteten Gottheiten, die jezt umgestürzt und zerbrochen da liegen. Jedes dieser kolossalen Bildwerke ist sammt dem Piedestal aus Einem Blocke gehauen und 7 Fuß hoch; der Kopf ist 2 Fuß hoch, der Umfang des Piedestals ungefähr 3 Fuß und seine Höhe 13½ Zoll. Der Thorweg ist 3½ Fuß breit und jezt noch 10 Fuß lang, so daß, wenn man nur 2 Fuß auf die Zerstörung und Verwitterung rechnet, die Wälle mehr als 12 Fuß breit gewesen seyn müssen. Dieser Thorweg führt zu einem 20 Fuß langen Viereck oder Vorhof, der mit herabgefallenen Steinmassen wie übersäet ist, die innere Höhe der Gebäude ist jezt 28 Fuß.

Das Zimmer selbst bildet eine viereckige Pyramide ungefähr 14 Fuß hoch, und besteht aus Steinen, von denen einer über den andern hervorragt, wie einwärts gekehrte Treppen. Die innere Steinmasse ist weißlich und voll von Adern, sie erzeugt Funken, wie die Flintensteine. Das Ganze ist auf gleiche Weise behauen und niedlich zusammengefügt, ohne Cement. Der innere Theil ist sehr einfach und auch der äußere konnte blos die gewöhnlichsten architektonischen Verzierungen haben.

Das Haar der zwey Wächter ist um den Kopf herum geflochten und gewunden nach der Weise der Bettelmönche in Indien; sie tragen breite, cylinderartig geformte Ohrringe, wie die javanischen Frauen, Armbänder und Halsketten mit Knöpfchen. Der sehr dicke und bis auf die Kniee reichende Gürtel enthält auf der rechten Seite einen schmalen, in einer viereckigen Scheide steckenden Dolch. Zwischen den Schenkeln und unter dem Gürtel befindet sich eine Lungosa oder Kopina, deren Enden hinten und vorn herunterhängen. In der rechten Hand hält jeder eine achteckige Keule, in der linken eine Schlange, die Zunge gegen die Brust hin zischend und drängend; eng zusammengewundene Schlangen befinden sich auch oberhalb des Arms und eine schlängelt sich über die linke Schulter diagonal längs des ganzen Körpers, deren Kopf und Schweif dann eine Art Knoten bildet. Die Köpfe sind breit, Stirne und Kinn kurz aber ebenfalls breit, die Augen beynahe ganz rund, groß, hervorstechend und scharf, die Lippen dick, der Mund offen, zwey breite Hundszähne zeigend und vier andere in der obern Reihe. Die Stellung ist etwas sonderbar, der Ausdruck aber ist offen und gutmüthig. Ein Sihpoy, der den Capitän begleitete, der lange, unter den Braminen zu Benares gewesen war und sich auf derley Gegenstände wohl verstand, erkannte diese kolossalen Standbilder alsbald für Tempelwächter, wie sie gewöhnlich beym Eingange der indischen Tempel stünden, und wunderte sich nur über die Größe und vortreffliche Ausführung der Gebäude zu Brambánan, denen, wie er sagte, Indien nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hätte; solche außerordentliche Werke müßten wohl die Götter hingezaubert haben, indem Menschen dergleichen nicht hervorbringen könnten. Die Tempel zu Brambánan bestehen ganz aus gehauenen Steinen, ohne die geringste Vermischung von Ziegel, Kalk u. dgl. Große Bäume haben sich durch mehrere der Ruinen Platz gemacht, welches ihnen ein Ansehen von hohem Alterthume verleiht.

Außer den zwey Wächtern fand Baker, der keine Nachgrabungen anstellte, keine Statuen, wohl aber mehrere Reliefe mit Elephanten, denen eine Figur (er hielt sie für eine Gopia d. h. einen indischen Halbgott) auf der Zunge saß, mit Affen, die durch einen Wald laufen u. s. w. Ein kopfloses Standbild, das alle Erfordernisse eines Buddha hatte, wollte der Sihpoy hier, wie bey den folgenden Tempeln, für einen andächtigen Braminen ausgeben, der den geheimsten und heiligsten Akt der Anbetung verrichte, in Gegenwart der in der Mitte des Tempels thronenden Hauptgottheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 99.

Kunst-Blatt.

Montag, den 10. December 1827.

Ueber das Alter und die Wichtigkeit der Bildwerke von Selinus in Sicilien.

(Beschluß.)

Die Schicksale der Stadt gehören nicht hieher, auch wird sie nur selten erwähnt. Ihre Größe, gestützt auf Reichthum und den heroischen Muth einer zahlreichen Bevölkerung, kommt erst da zum Vorschein, wo sie, noch während des peloponnesischen Krieges von einem furchtbaren karthagischen Heere bedrängt, ihren Untergang durch eine verzweiflungsvolle Vertheidigung abzuwenden umsonst bemüht ist. Im vierten Jahre der 92sten Olympiade wurden ihre Mauern gebrochen, die Stadt im Trümmer gelegt, und ihre Bevölkerung dem Schwerte geopfert. Die Syrakusaner, schon auf dem Wege, um ihr zu helfen, schickten an die Karthager, und baten wenigstens für die Tempel um Schonung, die man, um ihrer Schätze sich mit Sicherheit zu bemächtigen, in der ersten Wuth nicht angetastet hatte. Der Sieger antwortete: die Götter hätten sich von den Selinuntinern gewendet und wären aus der Stadt gezogen. Die Heiligthümer wurden hierauf gleich der übrigen Stadt in jene Trümmer geworfen, welche durch mehr denn 2000 Jahre herab sich ungestört in gleicher Lage erhalten haben. Der traurige Rest ihrer Bewohner empfing zwar den einheimischen Boden zurück, unter der Bedingung, den Siegern zinsbar zu seyn; aber die Verödung der Gegend, damals begonnen, wurde, wie eben die unberührten Trümmer zeugen, seitdem nicht unterbrochen, ein Umstand, der künftigen Nachsuchungen unter ihnen reichen Erfolg verheißt. Denn, haben auch die Karthager den Schmuck aus ihnen genommen, und, wie sie zu thun pflegten, die Bildsäulen mit sich fortgeführt, so blieb doch, wie auch der neue Fund beweiset, was architektonisch mit den Gebäuden verknüpft war in ihnen zurück und muß unter den Trümmern vergraben seyn. Selinus hat demnach nur gegen 52 Olympiaden oder 208 Jahre gestanden; *) und in dem Zeitraum von Ol. XL. bis Ol. XCII. oder zwischen Pythagoras und dem peloponnesischen Kriege sind demnach mit den Tempeln die höchst alterthümlichen Bildwerke derselben gemacht worden. Doch fragt sich, ob es möglich sey, in dieser immer noch beträchtlichen Periode die Zeit näher auszumitteln, in welcher die Bildwerke entstanden. Man könnte glauben, hier an Hrn. Pisani, wenn auch nur so bey Gelegenheit, einen Wegweiser zu bekommen, aber vergeblich. Hr. Pisani nämlich sucht aus der Lage des Tempels, dem die Bildwerke gehörten, an der Area eines öffentlichen Platzes, zu zeigen, daß er dem Zeus am Markte, Ζεὺς ἀγοραῖος gehörte, dessen bey den Selinuntinern durch Herodot Erwähnung geschehe, und auf Zeus führe auch der Umstand zurück, daß die zwey mit ziemlichem Glück wieder zusammengesetzten Bildwerke den Herakles und Perseus, Söhne des Zeus, und Thaten derselben vorstellen. Nun ermordeten die Selinuntiner ihren Tyrannen Euryleon beym Altare des Zeus vom Markte, wohin er, vom Volke gedrängt, sich geflüchtet hatte. Dieser Euryleon aber war mit Dorieus nach Sicilien gekommen, um die Zeit, da Syberis von den Krotoniaten zerstört war, d. i., Ol. LXIII. 3. Es hätte demnach dieser Tempel schon im ersten Jahrhunderte der Stadt am Markte gestanden, und die Zeit, in welcher die Bildwerke gemacht worden, ginge sofort auf das 6te Jahrhundert vor Christo zurück. Indeß wird auch hier getäuscht, wer sich in historischer Unter-

*) Diodorus Sic. XIII. 59. S. 588, wo er ihren Untergang nach Ephorus und Timäus ausführlich erzählt, sezt zwar ihre Dauer auf 242 Jahre; indeß kämen wir dann, wenn zu ihr die hundert Jahre bis zur Besetzung von Hybla durch die Megarer gerechnet werden, mit dieser auf die Olymp. VII. zurück, während nach Thucydides sicheren Zeugnissen die Einwanderung der Griechen in Sicilien erst Olymp. XI. 3. begann. Darum hat schon Ducker angenommen, in dem Texte des Diodorus sey die Zahl verdorben worden.

suchung auf den Italiener verlassen will. Nicht von einem Tempel, sondern allein von einem Altar des Zeus am Markte, oder im Markte, redet Herodotus,*) und ein solcher, dem Zeus als dem Berather der Volksversammlung gewidmet, ist dem griechischen Marktplatze zukömmlich, ohne daß eben ein Tempel zu ihm gehört; der Markt selbst ist ihm geweiht. Aber, obwohl der Versuch vergeblich ist, durch eine historische Verknüpfung der Zeit des Ursprunges dieser Bildwerke näher zu kommen, so darf man doch mit ziemlicher Entschiedenheit einen Schluß wagen, durch welchen man ihm noch näher rückt als auf jenem Umwege. Eine Stadtgründung bey den Griechen, wie überhaupt im ganzen Alterthum, begann mit Absteckung der Bezirke und der Tempel für die Götter, zu denen die Maaße aus der Mutterstadt gebracht wurden, und den einheimischen Gottheiten ihre Wohnungen auch in der neuen Stadt einzurichten, war eine der ersten Sorgen der neuen Gemeinde. Man darf also annehmen, daß Absteckung und Anlage der ersten Tempel von Selinus mit der Gründung der Stadt zusammenfällt, wenn auch ihre Vollendung nicht augenblicklich geschehen ist, sondern das erste Menschenalter der jungen Stadt ganz oder großen Theils ausfüllte. Nun zeigt die Gegend von Selinus die von einander getrennten Ruinen von sechs Tempeln, sämmtliche von dem Baustyle des Stammes, zu dem die Einwohner gehörten, des dorischen. Von diesen sechs standen drey auf der Burg, offenbar die älteren wegen ihrer Lage, dann weil sie die kleineren sind und die gedrungensten, alterthümlichsten Verhältnisse der dorischen Bauart zeigen; drey andere aber, die kolossalen, waren in gleicher Linie auf einer Anhöhe gereiht, welche jetzo von ihren ungeheuren Blöcken den Namen der Riesenpfeiler hat.**) Diese sind nach Lage und Baustyl die jüngeren, und mehrere Theile waren, wie die Trümmer zeigen, noch in Arbeit, als die Stadt von ihrem lezten Schicksal getroffen wurde. Zu jenen drey kleinern und ältern auf der Burg gehörte nun derjenige, aus dessen Trümmern die Bildwerke hervorgezogen wurden; er ist der mittlere von ihnen, und fällt demnach offenbar in jene Epoche der ersten Begründung und Ausbildung der neuen Stadt, welche über die zehn ersten Olympiaden nach ihrem Ursprung auszudehnen um so weniger Grund ist, da Selinus in der kurzen Zeit seines Bestandes zu solcher Bedeutsamkeit an Bevölkerung, Reichthum und Macht sich erhoben hatte.

Wir kommen demnach mit den Bildwerken von Selinus in das Zeitalter von Olymp. XL. bis Ol. L, in die Zeit des Pythagoras und Solon, welche den Zeiten des Dipönus und Scyllis in der Sculptur vorherging. An die Namen dieser beyden jüngsten Dädaliten knüpft sich, wie bekannt, die älteste Kunde von der Bewegung der althergebrachten griechischen Kunst zum Bessern. Seitdem wurde die Umgestaltung des aus uralter Zeit überlieferten dädalischen Styls unternommen; und so dienen diese Reliefe, in denen eine solche Umstaltung noch nicht sich ankündigt, zugleich zur Bestätigung dessen, was von jenen Meistern bekannt ist, so wie die Nachrichten über sie umgekehrt beytragen, dasjenige zu bekräftigen, was wir von der Zeit des Ursprunges dieser Bildwerke nachgewiesen haben: Bildwerke, in denen die Starrheit des alten Gepräges noch in ganzer Strenge sich zeigt, müssen über die 50ste Olympiade und die jüngsten Dädaliden zurückweichen.

Es ist offenbar, welche Wichtigkeit diese Bildwerke dadurch in archäologischer Hinsicht erhalten. Sie sind die einzigen dieses Styles, deren Zeitalter sich mit Bestimmtheit nachweisen läßt; sie sind zugleich die einzigen vollkommen beglaubigten Urkunden der ältesten dorischen Kunst, denn die äginetischen Bildsäulen gehören einer schon fortgerückten Plastik an, und sind die unverwerflichsten Zeugen für die Thatsache der spät und nicht vor der 50sten Olympiade begonnenen Kunstentwicklung. Ist aber diese Nachweisung, welche, wie bekannt, sich auch aus andern Quellen schöpfen läßt, durch sie noch mehr bestätigt, so ist auch die Folge, gegen welche sich manche, besonders veraltete Archäologen, noch fortwährend sträuben, unabweisbar, daß von den heroisch-mythischen Zeiten des Homer, dessen Gedichte von einer regen, in sich abgeschlossenen und festen Kunstübung Zeugniß geben, bis auf Pythagoras und Solon herab, die Plastik rücksichtlich ihres Gepräges in sich selbst beschlossen geblieben sey und immer dieselben Formen gebildet habe.

Dr. Friedrich Thiersch.

---

*) Herodot V. 46. οἱ γὰρ Σελινούντιοι ἐπαναστάντες ἀπέκτεινα̣ν (τὸν Εὐρυλεόντα) καταφυγόντα ἐπὶ Διὸς ἀγοραίου βωμόν.

**) J Pileri dei Giganti.

Die Alterthümer auf der Insel Java.

Von

Karl Friedrich Neumann.

(Fortsetzung.)

Die Tempel der Lóro Jóngran.

Diese nördlich vom Dorf Brambánan liegenden Tempel befinden sich in einem sehr verwitterten Zustande. Sie bestanden wahrscheinlich aus zwanzig verschiedenen Gebäuden, ohne die Umzäunung und den Thorweg. Bey dem ersten Tempel am Eingang findet sich keine Spur mehr von Zimmern, wohl aber ist die Terrasse noch vorhanden, worauf das Gebäude stand, und mißt 23 Fuß 6 Zoll auf 22 Fuß und 10 Zoll, die Höhe beträgt jezt kaum 3¼ Fuß. An der Seite befinden sich sehr schöne verzierte Nischen, und in einer jeden sizt ein Löwe. Die Zwischenräume sind mit allerhand Verzierungen ausgefüllt, die in der That guten Geschmack und viele Geschicklichkeit beurkunden, so z. B. der Papagey mit ausgebreiteten Schwingen.

Dem Eingange gegenüber steht das Bildniß der indischen Göttin Lóro Jóngran. Baker fand schon früher eine schönere Darstellung der Devi, wie der ihn begleitende Bramine sie nannte, in dem Dorf Kuwiran, fünfzehn englische Meilen nordöstlich von Brambánan. Die zwey Bildnisse sind einander in ihren Attributen ganz gleich, das eine zu Brambánan ist 6 Fuß 3 Zoll auf 3 Fuß 1 Zoll in seinem weitesten Umfange am Piedestal. In ihren acht Armen hält die Göttin: 1. Den Schweif des Ochsen, worauf sie steht; 2. das Schwert, genannt Khurg; 3. die Bulla oder Janclin; 4. den Chukur oder Whut; 5. die Lune oder Glocke; 6. den Dhal oder Schild; 7. die Jundah oder die Fahne; 8. das Haar des Dewth Mahikusor, oder die Personificirung des Lasters, welches ihren geliebten Ochsen Mahisa schlagen will; zu seiner Vertheidigung erhebt Dewth Mahikusor einen Schild empor. Das Zimmer, worin dieses Bild und einige andere ausgehauene Figuren sich befinden, ist vollkommen viereckig, erhebt sich bis zu einer Höhe von 10 Fuß, und endigt dann in eine Cornische von vier zusammenstoßenden Säulenkränzen. Auf der westlichen Seite ist das Gebäude mit Laubwerk, welches Colonel Mackenzie Arabesken nannte, verziert, worin menschliche Figuren in verschiedenen Gestalten und Stellungen verschlungen sind. Dergleichen Verzierungen finden sich auch zu Boro-Budor, an den buddhaistischen Tempeln zu Ava und in andern Ländern Ostasiens. Außer der Lóro Jóngran fand Baker noch einen, aus einem Block gehauenen, auf dem Thron sitzenden Ganesa; beyde Bilder werden noch jezt von den mohamedanischen Javanern verehrt; überdieß entdeckte man noch eine, unten etwas verstümmelte Statue der Schiwa, mit den gewöhnlichen Attributen.

Chándi Séwu, oder die zehn Tausend Tempel.

In meinem ganzen Leben, beginnt Capitän Baker seine Beschreibung, habe ich niemals solche außerordentliche und vollkommene Werke menschlicher Arbeit, solche erstaunliche Erzeugnisse des Geschmackes und der Wissenschaft längst vergessener Zeiten in einem so kleinen Umfange beysammen gefunden, als in diesem Hauptsitz des indischen Kultus auf Java. Beym Eingange dieser nordöstlich von Lóro Jóngran liegenden Ruinen findet man zwey gigantische, knieende Figuren von erschrecklichem Ansehen, die jedem mit ihren aufgehobenen Keulen zu drohen scheinen. Das Piedestal ist 15 Zoll, das Bild 7 Fuß 9 Zoll hoch; der Kopf 26 Zoll, die Breite längs der Schultern 3 Fuß 10 Zoll.

Der Charakter und Ausdruck ihres Gesichtes ist ganz fremdartig; er gehört weder Indien an, noch einer der Inseln des östlichen Archipelagus. Diese Gesichter sind voll, rund und gutmüthig. Die Augen sind breit, hervorragend und rund, die Nase hervorragend und breit, das Profil etwas spitzig, die Oberlippe ist mit einem furchtbaren Knebelbarte bedeckt, der Mund ist breit und offen, mit lächelnder Miene, die untere Lippe ist dünn, das Kinn schmal und kurz, so auch die Stirne; man sieht keinen Rücken; die Brust ist breit und voll, der Bauch rund und hervorstehend, sowohl die obern als untern Außentheile des Körpers sind kurz und stämmig. Im Uebrigen sind sie wie die andern sechzehn Wächter bey den andern Eingängen dieser Tempel beynahe ganz gleich den oben schon beschriebenen Rechas. Das Sonderbarste an ihnen sind freylich die großen, aufgewickelten Perrücken, an denen ringsherum Locken herabhängen; der Sihpoy wollte behaupten, es sey blos ein besonderer Aufputz des eigenen Haares; so müßten nämlich die gigantischen Genien, deren Pflicht es ist das Heiligthum zu bewahren, ihr Haar tragen, damit sie recht furchtbar aussähen.

Der ganze Umfang oder Grundplan dieser Tempel bildet ein Viereck von 540 auf 510 Fuß, worin die Hauptpunkte genau korrespondiren. Ein Hr. Cornelis hat im Jahr 1807 einen großen und einen kleinen Tempel aufgenommen und ergänzt; Raffles hat von den Ruinen, wie von den ausgeführten Zeichnungen seinem

Werke Abbildungen beygefügt, auf die wir, der Kürze wegen, verweisen müssen. Die äußerlichen und innern Verzierungen, so wie die, in den verschiedentlich angebrachten Nischen sich befindenden Gottheiten haben alle Bezug auf die ausgebreitete Mythologie des Bramaismus. Baker, der alle diese Tempel ausführlich ihrer Länge und Höhe nach beschreibt, fand blos fünf wohl erhaltene Statuen, die er mit seinem Sihpoy für fünf in der Anbetung begriffene Braminen erklärt. Die Vollkommenheit sowohl in der Erfindung als Ausführung eines Tempels, desjenigen der von dem Dorfe Káli Sári seinen Namen hat, erregte vorzüglich die Bewunderung des Capitäns. Wir finden es zweckmäßig die eigenen Worte unseres Autors hieher zu setzen: Nothing can exceed the correctness and minute beauties of the sculpture, which is not merely profuse, but laboured and worked up to a pitch of peculiar excellence, scarcely suitable to the exterior of any building, and hardely to be expected in much smaller subjects in the interior of the cabinet. Wir übergeben die unbedeutenderen Ueberbleibsel und wenden uns alsbald zu den Ruinen von

Boro Budor.

Diese Ruinen, deren ausführliche Beschreibung durch Crawfurd im zweyten Bande der Transactions of the literary Society of Bombay, wir mit den Berichten bey Raffles vergleichen konnten, liegen in dem Distrikt Cadu, beynahe in der Mitte der Insel. Den Namen Boro erhielten sie wahrscheinlich von einem kleinen nahe dabey liegenden Orte, und Budor scheint eine Corruption von Buddha zu seyn, denn daß dieser Tempel dem buddhaistischen Ritus angehörte, können wir wohl mit einer gewissen Sicherheit annehmen. Der Styl und die Ausführung sind ganz so, wie bey den Tempeln zu Brambánan; dieser Tempel besteht ebenfalls aus Basaltsteinen, die rein gehauen, geglättet und auf eine Weise zusammengefügt sind, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der Tempel ist nach einem genauen Plan, der allenthalben kennbar wird, angelegt und ausgebaut, auch ist er der am vollkommensten erhaltene auf der ganzen Insel.

Der Tempel Boro Budor nimmt beynahe den ganzen Hügel ein, worauf er sich befindet; eigentlich ward der Hügel selbst in die äußern Tempelmauern umgeschaffen. Er besteht aus sechs übereinander gebauten Stockwerken, die sich in Pyramidalform zuspitzen und mit einem Dom endigen; der obere Theil ist von einem dreyfachen Kranz von Thürmen umgeben, zusammen zwey und siebenzig, an jedem befindet sich ein nach Aussen gerichtetes Bildwerk, die Höhe des Ganzen beträgt ungefähr 116 engl. Fuß. Die Ornamente und Verzierungen fangen beym zweyten Stockwerk an; sie bestehen in Nischen für die Statuen des Buddha, in den Statuen selber, in den Löwenfiguren, die am Eingange die Stellen der Wächter einnehmen, in abenteuerlichen Figuren, deren Mund das für das Gebäude nöthige Wasser ausspeit, und in einer großen Masse ausgehauener Figuren und Gruppen an den verschiedenen Wänden. Sind doch allein noch bey 400 Statuen des Buddha erhalten. Oberhalb einer jeden Nische befindet sich der obenbeschriebene Dagob, das Reliquienkästchen, welches Crawfurd mit Unrecht für einen Lingam ansieht. Die Flüchtigkeit und Unzuverlässigkeit dieses Schriftstellers können wir auch in der Beschreibung der Ruinen von Boro Budor wahrnehmen. Auf der einen Seite behauptet er, daß man in keinem Theile dieses Gebäudes eine so unzweydeutige Darstellung des Lingam und der Yoni finde, wie zu Brambánan, und gleich darauf glaubt er, der Tempel wäre geweihet, to the Buddhist reformation of the worship of Siwa and his consort, of the Linga and Yoni!! Die Buddhas sind in den gewöhnlichen Stellungen, jedoch sind hie und da besondere Modifikationen angebracht, woraus erhellt, was wir auch oben schon gezeigt haben, daß keine Stellung durch den Ritus fest und unabänderlich geordnet war.

(Der Beschluß folgt.)

London.

Es erscheint in diesem Augenblick zu London ein sehr zierlich ausgeführtes Kunstwerk: the scenery of the rivers Yare and Waveny; es wird im Ganzen 24 Blätter enthalten, die nach des Hrn. Stark Malereyen gestochen werden. W. B. Cooke hat seine Kupferstiche, welche Pompeji im gegenwärtigen Zustande darstellen, vollendet, im Ganzen 90 Stück, worunter viele merkwürdige; die Zeichnungen sind von Obristlieutenant Cockburn. Hrn. Donaldson u. a. Lithographische Skizzen der merikanischen Landschaften sind von Lane u. a. Künstlern gut ausgeführt worden, nach den Zeichnungen von Kapitän Lyon. Die zweyte Abtheilung der Views in England and Wales nach den Zeichnungen von J. W. Turner ist gelungener als die erste. H. B. Chalon hat sein lithographisches Werk vollendet, welches die Gemüthsbewegungen des Pferdes darstellt. Am besten ist wohl der Muth desselben dargestellt, die Stellung des Pferdes, welches den Angriff des kühnen Feindes erwartet.

Nr. 100.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. December 1827.

Die Alterthümer auf der Insel Java.

Von

Karl Friedrich Neumann.

(Beschluß.)

Am interessantesten sind die allenthalben an den Wänden gefundenen Darstellungen von Schlachten, Processionen, Aufwartungen, Jagden und anderen Scenen aus dem öffentlichen und häuslichen Leben. Alle Gestalten und Formen sind dem indischen Leben nachgebildet; doch findet man Männer mit Bärten, obgleich bekanntlich die Natur diese Zierde den indischen Inselbewohnern versagt hat. Diese verschiedenen Scenen und Darstellungen haben, so wenig wie viele dieser Art in ägyptischen Tempeln, eine religiöse Beziehung, sie bezeichnen vielmehr Handlungen und Vorfälle des gewöhnlichen Lebens. Crawfurd, der einige derselben seiner Abhandlung beygegeben hat, hätte sich deßhalb die Mühe sparen können, aus der Mythologie des Bramaismus Erläuterungen herzuholen.

Das ganze Land, welches zwischen Gunungdieng (der Sitz der Götter und Halbgötter nach den übereinstimmenden Traditionen der Javaner) und Brambánan sich erstreckt, ist mit Ruinen, mit großen Resten behauener Steine, mit zerbrochenen Statuen und dergleichen bedeckt. Kapitän Baker fand auf diesem klassischen Boden indischer Religionen Spuren von mehr als 400 Tempeln; er verweilte hier drey Wochen, um die Ruinen und die Grundplane des ehemaligen Ganzen aufzunehmen. Auf den Feldern fand er die herrlichsten Reste von Skulpturen, worunter, wie er berichtet, mehrere Lingams und Yonis, die von den Eingebornen gar nicht beachtet werden. Wer hier Nachgrabungen anstellen wollte und könnte, dem würden sicherlich herrliche Reste des indischen Alterthums zu Theil werden.

Kediri und die Umgegend,

in den östlichen Provinzen der eingebornen Fürsten, besuchte im Jahre 1815 Dr. Horsfield, und seinen Bericht hierüber finden wir bey Raffles. Wie bey Gunungdieng finden sich auch hier allenthalben zerstreute Ueberbleibsel ehemaliger Größe und Herrlichkeit; am meisten erregen unsere Aufmerksamkeit die Reste von den Städten, Mádion, Kertasána, Kediri und Strengát, besonders auch wegen der vielen hier gefundenen Inschriften. Alterthümer jeder Art findet man in der Umgegend der Hauptstadt Kediri, doch scheint man hier planmäßig aus religiösem Fanatismus an der Zerstörung der Gebäude und Verstümmelung der Statuen gearbeitet zu haben. Wahrscheinlich wurden die nahe dabey stehenden, sehr regelmäßig erbauten Moscheen aus den ehemaligen Tempeln und Städten auferbaut. Aus der ins Einzelne eingehenden Beschreibung des Dr. Horsfield lernen wir übrigens nichts kennen, was uns nicht bey der Beschreibung der besser erhaltenen Gebäude und Tempel vorgekommen wäre. Aus den bloßen Angaben der Länge, Höhe und Breite kann man sich doch, ohne einen versinnlichenden Grundriß, kein deutliches Bild vom Ganzen machen. Horsfield fand unter andern auch viele Grabmäler, die von den Eingebornen Chunkups genannt werden. Außer den Tempeln aus Ziegelsteinen, die sich in diesen Gegenden besonders gut erhalten haben, findet man auch zahlreiche Gebäude aus diesem Stoffe auf der ganzen Seite von Majápahit östlich bis nach Probolingo.

In dem Distrikt Malang findet man die Ruinen von Singa Sari,

die in mehrern Tempeln mit Nischen und zerbrochenen Statuen bestehen. Mehrere Nischen wurden ihrer Statuen durch Hrn. Engelhard beraubt, der noch vor der englischen Besitznahme der Insel im Jahr 1811, als Gouverneur von Semárang, eine Sammlung von Antiquitäten angelegt hat. In dem Garten des Residenten dieses Ortes finden sich viele, aus allen Theilen der Insel zusammengebrachte Statuen beysammen. Mehrere indische Bildwerke und Idole finden sich auch sonderbar genug in dem chinesischen Tempel nahe bey Batavia; wahrscheinlich sind diese Chinesen Anhänger des Fo — so

wird bey ihnen bekanntlich Buddha genannt — und finden diese Idole denjenigen ähnlich, die jährlich in großer Anzahl von Tibet als Tribut nach China gesendet werden. Zu Malang erhielt Horsfield auch eine steinerne Kapsel mit einem goldenen Lingam zum Geschenk; diese Kapsel war vor Kurzem von einem Bauern zufällig, während er nach Steinen suchte, herausgegraben worden. Der Lingam enthielt früher zwey kleine rothe Steine, Rubinen ähnlich; der eine war verloren. Einige Figuren in den Tempeln waren besonders wegen des eigenthümlichen Haarputzes auffallend. Die Darstellungen an den Wänden und Seitengängen waren denen zu Boro-Budor ganz ähnlich; auch hier waren es Schilderungen des häuslichen und öffentlichen Lebens. Die Verzierungen sind reich und vielfältig. Thiere verschiedener Gattung und Geflügel mannigfacher Art, auf der einen Seite ein Palmbaum zwischen zwey Lämmchen, die auf einander zukommen, auf der andern Seite ein Eber, der augenscheinlich als Opfer einhergeführt wird u. s. w.

Die Tempel zu Suku

können zwar in Beziehung auf Größe und Herrlichkeit keinen Vergleich mit denen zu Brambánan und Boro-Budor aushalten, sie verdienen aber doch wegen des eigenthümlichen Charakters der Gebäude und der dargestellten Gegenstände ausführlich beschrieben zu werden. Diese Ruinen wurden entdeckt von dem brittischen Residenten zu Sura-Kerta, dem Major Martin Johnson und zuerst beschrieben von Raffles, der sie im May des Jahres 1815 in Augenschein genommen hat. Sie liegen in der östlichen Richtung von Sura-kerta und sind von der Hauptstadt blos 26 englische Meilen entfernt. Suku ist der Namen eines Dorfes, zu welchem die Ländereyen gehören, auf denen die Ruinen gefunden werden, so daß der Name, wie bey andern Benennungen der vorgefundenen Ruinenmassen, von gar keiner Bedeutung ist.

Das Hauptgebäude ist eine abgebrochene Pyramide, die sich auf der Spitze der successiv sich erhebenden Terrassen befindet. Die Ruinen zweyer Obelisken befinden sich nahe beym Hauptgebäude; auf der westlichen Façade siehet man vorzüglich viele Reste von Gebäuden und Skulpturen. Crawfurd, der, wie es scheint, ziemlich willkürlich alle Tempel in vier Klassen eintheilt, rechnet die von Suku zur vierten. Sie sind, nach seinen Angaben, wie die Tempel erster und zweyter Klasse, aus gehauenen Steinen erbaut, aber weder so gut behauen, noch so schön zusammengereihet. Man entdecke kaum einen Plan, nach welchem sie gebaut sind; sie erschienen als ein Haufen fester Materialien und weiter nichts. Innerhalb finde man viele Skulpturen, die gewöhnlich rauh und nicht selten halbfertig seyen. Einer der ersten Gegenstände, der uns gleich beym Eingange zu den Ruinen von Suku auffällt, ist ein Relief, worin Lingam und Yoni in der unzweydeutigsten und widerlichsten Nacktheit erscheinen. Hier finden wir überhaupt die abenteuerlichsten Figuren, die bey Raffles (II. 46.) eine ganze Tafel einnehmen. Da ist ein wunderlich gestalteter Mann, der ein Kind verzehrt, um ihn herum sind allerhand sonderbare Thier- und Menschengestalten, dort ist ein kolossaler Adler mit ausgebreiteten Schwingen, der in seinen Klauen eine ungeheure, dreyfach geschlungene Schlange hält; hier ist ein Mann, der den Schweif einer zischenden Schlange im Munde hat, dort erscheint eine in den Lüften schwebende Sphynx mit ausgebreiteten Schenkeln, Armen und fliegendem Schweif. Hier mußten sich den unterrichteten Beschauern nothwendig Aehnlichkeiten mit den ägyptischen und persepolitanischen Skulpturen aufdrängen. In den gefundenen Inschriften konnte man die Jahreszahlen 1361 und 1362 nach der javanischen Aera unterscheiden.

Römische Maaße.

Su i valori delle misure e dei pesi degli antichi Romani desunti dagli originali esistenti nel real museo Borbonico di Napoli. Memoria di L. Cagnazzi. Napoli 1825. 8.

Bekannt sind die verschiedenen Versuche der Gelehrten, den wahren Werth des römischen Fußes und sein Verhältniß zu neueren Maßen zu bestimmen. Leonardo da Porto war der erste, der in seinem Werke De re pecuniaria antiquorum, de ponderibus et mensuris im Jahr 1527 das Maaß eines römischen Fußes gab, das er von der Base des Grabmals des Gn. Cassutius entlehnte, indem er sich auf die Inschrift stützte, welche sagte: die Asche dieses berühmten Künstlers wäre jetzt in dem kurzen Raum (brevi spatio) von zwey Fuß eingeschlossen. Aber welche Vorstellung würde wohl der Fremde von dem jetzigen italienischen Maaß erhalten, wenn er z. B. das andiamo quattro passi wörtlich nehmen, oder von dem Pariser, wenn er der Entfernung, die durch deux pas bezeichnet wird, nachmessen wollte? — Später wurden bey den römischen Ausgrabungen wahre Fußmaße gefunden, sowohl in Eisen oder Bronce, als in Stein, und mit der größten Genauigkeit gemessen von Luca Pelo, Fabretti, Greaves u. A. Endlich versuchten auch Riccioli, Grimaldi, Cassini den Werth dieses Fußes dadurch zu bestimmen, daß sie die Entfernungen, die sie auf irgend einer römischen Straße maßen, mit den in den alten Itinerarien angegebenen verglichen,

Die Ergebnisse dieser verschiedenen Versuche wurden von Freret in seiner Abhandlung in den Mém. de l'Académie des Inscr. et B. L. (vol. XXIV. p. 432) zusammengestellt.

Cagnazzi in seinem angezeigten Werke wiederholt Frerets Tabelle, mit einigen Varianten, die aus einer genaueren Vergleichung mit den Quellen hervorgehen. Zugleich fügt er derselben aber die neuen Messungen bey, die er selbst an den Maaßstaben angestellt hat, die in den alten Städten Herkulanum und Pompeji gefunden worden sind und jezt in dem Museo Borbonico in Neapel aufbewahrt werden, und es ergibt sich daraus, daß wir gegenwärtig in größerer Ungewißheit sind, als früher. Cagnazzi hat mit der größten Genauigkeit und mit Hülfe eines mikrometrischen Kompasses fünf Fußmaaße von Bronce und ein halbes Fußmaaß von Bein gemessen und folgende Resultate erhalten:

1. Broncefuß, bezeichnet mit	Nr. 297	. .	0,29435 Metres
2. — — —	302	. .	0,29432 —
3. — — —	304	. .	0,29145 —
4. — — —	306	. .	0,29439 —
5. — — —	309	. .	0,29630 —
6. Halber Fuß von Bein	Nr. 350	. .	0,14810 oder
der ganze			0,29620

Selbst wenn wir zugeben wollen, daß an diesen Abweichungen die Oxydation der Metalle einigen Antheil hat, so sind dieselben doch zu bedeutend, als daß wir nicht gezwungen wären anzunehmen, daß die Alten selbst diese Maaße mit geringer Präcision machten, was noch mehr dadurch bestätigt wird, daß die Untereintheilungen in Zolle eben so wenig von einer vollkommenen Genauigkeit zeugen. Dasselbe gilt indessen nicht von dem Maaß in Bein, welches, wie der Verf. bemerkt, zwar keine Eintheilung hat, aber gut gemacht scheint und keinem gemeinen Kaufmann gehören konnte. Ehe er indessen diesen Maaßstab als den genauesten annahm, wollte er durch andere Gegenstände, die sich in dem Museum fanden, eine Bestätigung dafür suchen. Riccioli und Piccard und vor ihnen Pelo und Villalrando hatten versucht die Dimensionen des römischen Fußes durch Berechnung des Congius des Vespasianus zu erhalten, der sich im Farnesischen Kabinet befand und nach Q. Fannius und Festus genau einem halben Kubikfuß gleich kommen sollte. Aber diese Methode war nur schwieriger als die gewöhnliche die Fußmaaße selbst zu messen, doch um nichts sicherer, da dieß Maaß in so vielen Jahrhunderten sich oxydirt und daher an Umfang zugenommen haben muß. Eine dritte Methode blieb indessen übrig, nämlich: die Größe der alten Hohlmaaße nach dem Gewicht des Regenwassers zu bestimmen, das sie halten mußten. Wir wissen, daß die Alten die glückliche Idee hatten, die in unsern Tagen durch das neue System der Metres erneut worden ist, die Längenmaaße mit den Hohlmaaßen und diese mit den Gewichten in Uebereinstimmung zu bringen, indem festgesezt wurde, daß die lezteren dem Gewichte des Wassers entsprechen mußten, das in einem Kubus von gegebenen Dimensionen enthalten sey. Dieß geht aus folgenden Versen des Q. Remnius Palemo hervor, der sagt:

Pes longo spatio latoque notetur in anglo,
Angulus ut par sit, quem claudit linea triplex:
Quatuor ex quadris medium cingatur inane,
Amphora sit cubus etc. — — —
Illud praeterea tecum cohibere memento,
Finitum pondus varios servare liquores.
Nam librae, ut memorant, bessem sextarius addet
Seu puros pendas latices, seu dona Lyæi etc.

Daß die Römer ihr System der Maaße und Gewichte auf vernünftige Grundsätze und Berechnungen gründeten, geht daraus hervor, daß, während sie ihre Hohlmaaße und Gewichte von den Griechen annahmen, sie ein eigenes Längenmaaß festsezten, nach dem der Fuß um ein fünf und zwanzigtheil kleiner war. Denn da der attische Medimnus einer doppelten Amphora und das attische Talent gerade 80 römischen Pfunden gleich kam, so mußte der Medimnus eine Quantität Wasser enthalten, die genau das Gewicht von zwey Talenten hatte; folglich war zwischen den Hohlmaaßen und Gewichten bereits bey den Griechen ein Verhältniß festgesezt. Die Römer vervollständigten dieß System, indem sie auch das Längenmaaß in dasselbe aufnahmen, und dieß war der Grund, weßhalb sie ihren Fuß verkürzten. Die Griechen in Alexandrien hatten ihrerseits dasselbe gethan, indem Hero der jüngere berichtet, daß sie sich eines Fußes bedienten, der von dem Griechischen verschieden war und sechsfünftel desselben enthielt, was so viel als fünfviertel des römischen Fußes ist. Dieß ist die Kubikwurzel von dem Maaße eines Medimnus, oder der doppelten Amphora; denn $\sqrt[3]{2} = 1{,}260$ weicht nur um ein Hunderttheil von dem Werthe des Fußes ab, den Hero angibt.

Schon Romé de l'Isle hatte, auf diese Uebereinstimmung zwischen Maaßen und Gewichten bey den Römern gestüzt, versucht den Werth des Fußes nach dem Gewicht des Wassers zu bestimmen, welches der Congius enthält; aber das Resultat, welches er erhielt, konnte nicht genau seyn, da er seine Berechnung auf Annahme eines ungenauen Werthes der römischen Libra gründete. Er bestimmte diese nämlich nur nach verschiedenen alten Münzen, deren Gewicht gesetzlich bestimmt war. Auf viel sicherere Daten hat Cagnazzi seine Berechnung gründen können, da er verschiedene Modelle der römischen

Libra in Händen hatte, die gleich denen der Fußmaaße in den Ruinen von Herkulanum und Pompeji gefunden wurden, und unter diesen mehrere von Serpentinstein, welche weder durch Oxydation, noch Abschleifung (wie die Münzen) Veränderungen erlitten haben konnten. Zwar fanden sich auch hier Abweichungen, aber eines dieser Modelle trug vor allen Zeichen der Authenticität an sich, indem dasselbe, neu und wohl erhalten, als wenn es eben erst aus der Werkstatt käme, neben dem eingegrabenen X, welches die zehn Libren bezeichnete, und dem Namen des Künstlers die Inschrift D. S. D. hat, welche De Sententia Decurionum erklärt wird, und demnach bewiese, daß dieß Maaß von der öffentlichen Autorität anerkannt war. Das Gewicht desselben betrug 3258 Grammen und folglich das der römischen Libra 0,32580 Chilogramm. *)

Um hieraus den Werth des römischen Fußes in Metres zu erhalten, hatte der Verf. nichts zu thun, als das alte Maaßsystem mit dem neuen französischen zu vergleichen, wobey er sich indessen einige kleine Unachtsamkeiten zu Schulden kommen läßt. Denn' vorausgesezt mit ihm, daß das Wasser, von welchem zehn römische librae einen Congius füllten, Regenwasser gewesen sey, dessen Dichtheit bey gleicher Temperatur sich zu dem destillirten verhalte wie 1000 : 993, und daß der hundertgradige Thermometer bey der Operation auf 30 Grad stehe, so ist das Gewicht eines Litre dieses Wassers, im leeren Raum gewogen, $1 \times \frac{1000}{993} \cdot \frac{100009}{100037}$ Chilogramme = 1,0068, und in der Luft gewogen, 1,0068 — 0,0012 = 1,0056 Chilogramme. Der halbe römische Kubikfuß wird sich daher zum kubischen Decimetre verhalten, wie die verschiedenen Wassergewichte, welche sie fassen, oder wie 3,2580 : 1,0056, wonach der halbe Fuß 1,4797 Decimetres und der ganze 0,29594 Metres beträgt. Der Verfasser hat in seinem Kalkul das Gewicht der Luft übersehen und, indem er zugleich die Expansion des Wassers etwas größer annahm, fand er den Inhalt des Fußes zu 0,29622, was besser mit der Länge des von ihm vorgezogenen Modelles von Bein stimmte.

*) Sehr wahrscheinlich ist, daß die libbre, welche jezt in den verschiedenen Städten Italiens in Gebrauch sind, von der alten römischen Libra herkommen, die mit der Zeit theils durch Ungenauigkeit, theils durch Betrug diese Veränderungen erlitt. Am nächsten kommt derselben die Apotheker-Libbra von Bologna, welche 0,32566 Chilogramme enthält.

Nikolaus von Wyle.

Dieser aus Bremgarten in der Schweiz gebürtige altdeutsche Prosaiker, der als Stadtschreiber zu Eßlingen seine „Tütschungen" im Jahr 1478, damals in Stuttgart anwesend, herausgab, wäre in Füßli's Künstlerlexikon unter den altdeutschen Malern aufzuführen gewesen. Aber wir Deutschen kennen unsere eigenen Leute so wenig, daß jener Auctor nicht einmal im Jöcher'schen Gelehrten-Lexikon anzutreffen ist; man lese über seine Lebensumstände, was Panzer in den Annalen der älteren deutschen Literatur S. 325 anführt, als Maler indessen erwähnen wir seiner hier zuerst, zufolge eines an ihn gerichteten Briefes des Aeneas Silvius (Papst Pius II.), als Bischof von Siena. Er spricht darin mit ausgezeichnetem Lobe, minder von dem schriftstellerischen Werth des Nikolaus von Wyle, als von seinen Malervorzügen, indem er ein von ihm verfertigtes Bildniß eines gemeinschaftlichen Freundes, Michael von Phullendorf, ungemein rühmt. Die ganze Stelle verdient nachgelesen zu werden; sie findet sich in dem 119 Briefe, in der Baseler Ausgabe der Werke des Aeneas Silvius, 1571, S. 646. Die Ueberschrift dort „Nicolao de Vlm, insignis civitatis Esselingensis secretario" ist in dem bemerkten Worte ganz falsch, eine früher dem G. R. Zapf zugehörige Handschrift dieser Briefe vom Jahr 1476 liest deutlich und richtig: „Nicolao de Wile."

(Vorstehende, schon vor einem Jahre geschriebene Zeilen dienen zur nöthigen Berichtigung eines im Kunstblatt 1827. Nr. 44. befindlichen Aufsatzes: „Ueber den Maler Johann von Ulm", wobey schon die Redaktion ihr Befremden über diesen ganz irrig von dem Einsender gebrauchten Vornamen äußerte. Wir wollen hier beyläufig bemerken, daß die Briefe des Aeneas Silvius für die deutsche Kulturgeschichte des 15ten Jahrhunderts von der größten Wichtigkeit sind. Eine weit bessere und vollständigere Ausgabe dieser zahlreichen Briefe werden wir hoffentlich den Bemühungen des Hrn. Hofr. Hoheneicher in München zu verdanken haben.)

B. J. D.

Neue Kupferstiche.

Ludwig von Beethoven, gez. von Decker, gest. von Steinmüller. Wien, bey Artaria und Komp. Kl. Folio.

Der charaktervolle Kopf dieses genialen Tonkünstlers ist hier auf eine treue und geistreiche Weise dargestellt; doch scheint die Aehnlichkeit aus einer etwas früheren Zeit zu seyn und dem mittlern Mannesalter anzugehören. In der Ausführung hat sich der Kupferstecher brav gehalten, einige Härten in den Fleischtönen abgerechnet, macht das Ganze eine gute und kräftige Wirkung. Das Bildniß ist mit dem Facsimile seiner Namensunterschrift versehen, und S. K. K. H. dem Erzherzog Rudolph zugeeignet.

Nr. 101.

Kunst-Blatt.

Montag, den 17. December 1827.

Berichtigung

der in Nro. 83. 84 85. des Kunstblattes enthaltenen Beurtheilung des Theaters zu Darmstadt.

Zur Berichtigung der in den Nro. 83. 84. 85. des Kunstblattes enthaltenen Beurtheilung, des nach meinen Entwürfen erbauten Theaters zu Darmstadt, finde ich folgendes zu erinnern:

Die erste Forderung, welche man an ein gutes Gebäude macht, ist, daß dasselbe dem Zweck, für welchen es erbaut ist, so vollkommen als möglich entspreche, und die damit vereinbare Festigkeit und Dauer habe. Diesen Eigenschaften, welche eigentlich das Wesentliche eines Gebäudes begründen, müssen alle andern untergeordnet werden, so wie ihr Mangel durch keine andere Vorzüge ersezt werden kann. Die zweyte Aufgabe des Baumeisters ist, dem Gebäude die mit jenen Haupteigenschaften vereinbaren und den vorhandenen Mitteln entsprechenden gefälligsten Formen oder die architektonische Schönheit zu geben. Aus diesem Grunde, und weil die Begriffe von Schönheit so unbestimmt sind, ist es sehr fehlerhaft, gewisse für schön gehaltene architektonische Formen dem Gebäude als etwas Fremdartiges aufzuzwingen; die wahre Schönheit eines Gebäudes muß aus dem Wesen und dem Inneren desselben hervorgehen. Die Entfernung von diesem Grundsatze und das Haschen nach einer eingebildeten, nicht aus der Sache selbst hervorgehenden Schönheit, ist die Ursache der Aufführung so vieler geschmack- oder zweckloser Prachtgebäude, welche man nur mit Bedauern der Summen ansieht, die darauf verwendet wurden, und welche um so mehr mißfallen, je mehr Ansprüche sie machen, während diejenigen Gebäude, welche das sind, was sie seyn sollen, auch ohne alle sogenannte schöne Architektur schon durch die ordnungs- und zweckmäßige Anordnung der Theile gefallen müssen. Wir werden nun sehen, in wie fern der Verfasser jener Kritik diesen Grundsätzen gefolgt ist, und ich werde dabey dasjenige, was mir irrig scheint, bemerken. Derselbe lobt, mit Ausnahme des Auditoriums, die ganze Eintheilung als zweck- und regelmäßig, aber diese Eigenschaft behandelt er gewissermaßen nur als untergeordnete Nebensache, destomehr hält er sich bey dem ästhetischen Theile auf.

Die Gegenstände seines Tadels sind:

1. Die oblonge Form des Ganzen, als ermüdend und einförmig.

Hierauf kann ich nur mit Beziehung auf den oben ausgesprochenen Grundsatz erwidern, daß diese Form sich aus der zweckmäßigen Eintheilung des Inneren ergab, und daß hier kein Grund vorhanden war, willkürlich erkünstelte Formen erzwingen zu wollen. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche einfache geometrische Figuren sich immer wiederholen müssen, und doch ist unter einem Wohnhause, dem Pallast Farnese und dem Tempel der Minerva zu Athen der größte Unterschied, obgleich alle im Grundrisse eine oblonge Form haben. Es ist nach meiner Ansicht unrichtig, in solchen erkünstelten Abweichungen von den einfachen Formen die Schönheit suchen zu wollen. Die Geburten des Ungeschmacks eines Borromini und seiner Collegen verdanken ihre Entstehung der Sucht neue Formen in die Grundrisse zu bringen. Als Bernini den Platz vor der Peterskirche zu Rom mit Säulengängen verschönern sollte, war ihm die oblonge Form des Platzes auch zu einförmig, und er machte die Säulengänge in Halbkreisen; Jedermann siehet, wie zwecklos diese Form ist, um als Zugang der Kirche zu dienen, und wer in Rom war, weiß, wie verunehrt diese sonst so schönen Säulengänge deßhalb sind.

2. Die Form des Auditoriums, als nicht vortheilhaft zum Sehen.

Ueber die zweckmäßigste Form der Auditorien ist bekanntlich viel geschrieben worden. Das Resultat dieser Untersuchungen war, daß die Weite des Prosceniums und der Bühne zwischen den vorderen Coulissen nicht viel größer als 40 Fuß genommen werden darf, weil

sonst die Mitte der Bühne, wo doch die Schauspieler am häufigsten sich befinden, nicht mehr von den Coulissen aus gehörig erleuchtet werden kann; nimmt man dieses als erwiesen an, so folgt hieraus, daß für Theater von einiger Größe der Kreis oder die Ellipse des Auditoriums einen größeren Durchmesser erhalten muß, als die Weite innerhalb der vorderen Coulissen. Diese Eigenschaft ist allen größeren Theatern gemein, und sie geht aus der Natur der Sache hervor. Vergleicht man dieselben, so ergibt sich, daß die Ausbiegung des Kreises an den ersten Ranglogen gemessen, wenn die Weite des Prosceniums davon abgezogen wird, auf jeder Seite beträgt:

zu Darmstadt	4	Fuß
zu Berlin im Opernhause	4½	—
zu Paris im Opernhause	6½	—
zu Karlsruhe	8	—
zu Neapel, (St. Carlo)	12	—
zu Mailand, (della Scala)	11	—
zu London, (Drurylane)	13	—

Hierbey ist der Vortheil offenbar auf der Seite des Darmstädter Schauspielhauses. In allen diesen Theatern sind aber außerdem an den Seiten viele ganz verlorene Plätze und die Logen dem Theater gegenüber sind nicht tiefer, als die Seitenlogen, während in dem Darmstädter Theater jener Fehler vermieden ist, indem das Proscenium abgeschrägt, und die Seitenlogen weniger tief gehalten sind; der hierdurch entbehrte Platz ist aber durch die größere Tiefe der mittleren Logen, wo man am besten siehet, wieder gewonnen.

3. Die Unterstützung der Logen durch eiserne Säulen.

Es ist Niemanden eingefallen zu behaupten, wie Recensent meynt, daß diese eisernen Säulen schöner als antike seyen. Leztere sind weggelassen worden, weil sie am Sehen hindern, und die eisernen sind gemacht, weil es nicht räthlich und nicht schön ist, Logen von der Tiefe der hiesigen ohne Unterstützung zu lassen. Das Auditorium des Théatre français zu Paris hatte eine sehr schöne Kolonnade, welche jezt durch eiserne Säulen ersezt ist. Zu Berlin und London sind die neuesten Theater gleichfalls so konstruirt, und es fehlen also für deren Anwendung weder Gründe noch Autoritäten.

4. Die Logen sollten durchbrochene Brüstungen haben.

Dieser Vorschlag möchte in akustischer Hinsicht gefährlich seyn, indem der Ton, anstatt von den festen glatten Brustgeländern reflektirt zu werden, durch die Kleider der Zuschauer verschluckt werden würde. Ob die Schönheit durch den Anblick der vielen Füße und Beine gewänne, ist ebenfalls sehr problematisch. Bisher hat meines Wissens noch kein Architekt es gewagt diese Einrichtung zu machen.

5. Das Abschrägen des Prosceniums hält Recensent nicht gut für den Gesang.

Diese Meynung ist ganz irrig, denn die hier angebrachten schiefen Prosceniumswände reflektiren den Ton mehr gegen die Mitte, also gegen den entfernteren Theil des Auditoriums, während die mehr geraden Wände des Prosceniums den Ton gegen die nächsten Seitenlogen werfen würden, wo man ohnehin gut hören kann. Die Erfahrung widerlegt ebenfalls jene Meynung, indem bekanntlich der Gesang in diesem Hause sich ganz vorzüglich gut ausnimmt.

Recensent kommt nun auf die übrigen Theile des Hauses und an das Aeußere. Die von ihm gerügten angeblichen Fehler sind:

1. Der Mangel des charakteristischen Aeußeren eines Theaters.

Außer den halbrunden Theatern der Alten, welche wohl verdienten nachgeahmt zu werden, ist mir kein Theater bekannt, welches sich als solches ausspräche. Bey den Theatern der Alten ergab sich die eigenthümliche Form ganz ungezwungen, indem Bogengänge das halbrunde Auditorium umgaben. Bey den Forderungen, welche man aber gegenwärtig an die Theater macht, wo man Säle und Zimmer um das Auditorium verlangt, muß natürlich das individuell Bezeichnende verloren geben; es scheint mir sehr unbillig, an das vorliegende Theater eine Forderung zu machen, welche kein gegenwärtig existirendes Theater erfüllt, und aus dem angeführten Grunde nicht erfüllen kann.

2. Der Mangel an bezeichnenden Bildwerken.

Niemand wird läugnen, daß solche ein schöner Schmuck seyn können, aber für wesentlich hielten sie weder die Alten, noch die besten neueren Architekten. Gute Bildhauerarbeiten setzen überdem einen grossen Kostenaufwand voraus, und mittelmäßige sind schlimmer als gar keine.

3. Daß die Fußgänger nicht unter derselben Vorhalle mit den Fahrenden in das Vestibül treten.

Die fünf grossen Thüren unter der Halle stehen den Fußgängern so gut offen, als den Fahrenden. Daß erstere außerdem besondere Eingänge haben, möchte wohl Lob verdienen, und Rezensent widerspricht sich hier selbst, indem er bey den Grundrissen die getroffene Einrichtung als zweckmäßig anerkennt.

4. Daß die Säulenhalle zur Unterfahrt der Wagen herabgewürdigt sey.

Dieser Vorwurf scheint mir etwas lächerlich. Die von dem Rezensenten gemachte Forderung, die vornehmsten zu Wagen kommenden Personen unter der bedeckten Säulenhalle nicht anfahren zu lassen, möchte Nirgends, aber am wenigsten bey einem Hoftheater sehr passend erscheinen. Die hier getroffene Einrichtung ist überdem durch die Observanz längst gerechtfertiget, auch kann wohl nichts Herabwürdigendes für die korinthischen Säulen darin liegen, wenn sie den vornehmsten Eingang des Hauses bilden, die Personen mögen nun zu Fuß oder zu Wagen kommen.

5. Die Wölbung der Treppen, welche Recensent der Harmonie der Formen wegen horizontal gedeckt haben will.

Die Wölbung der Treppen ist durch größere Festigkeit motivirt, also keinesweges willkürlich gewählt. Ich beziehe mich hier auf den vorangeschickten Grundsatz, daß die Formen aus dem Wesen der Sache hervorgehen sollen. Eine sonderbare Forderung ist es, in einem Gebäude, welches griechische Säulen hat, keine Gewölbe machen zu sollen. Solches erkünstelte Erzwingen von Formen scheint mir pedantisch, auch ist dieses den besten Architekten nie eingefallen.

6. Die Fenster und Thüren unter der Säulenhalle.

Recensent sagt nicht, wie er dieselben haben will, aus einer weiter unten vorkommenden Recension desselben über das neue Münchner Theater geht es aber hervor. Er tadelt dort auch die Fenster und Thüren unter dem Portikus und empfiehlt die große Thüre des Pantheons zu Rom mit den beyden großen Nischen zu beyden Seiten. Er vergißt hier, daß die gewölbten Nischen, nach dem, was er über die Wölbung der Treppen sagt, auch fehlerhaft seyn würden, indem sie mit den horizontalen Architraven der Säulen kontrastiren.

Diese Thüre und diese Nischen würden aber mit dem Inneren in ganz vollkommenem Widerspruch stehen, mithin nach dem, was oben bemerkt ist, hier eben so fehlerhaft seyn, als sie am Pantheon schön und angemessen seyn mögen. Außerdem hätte diese Anordnung noch die Folge, daß Foyer und Vestibüle ganz finster würden. Palladio und die größten Architekten haben übrigens nie etwas Fehlerhaftes darin gefunden, unter einem Portikus Thüren und Fenster anzubringen.

7. Schließlich tadelt der Recensent die ganze architektonische Dekoration des Inneren und Aeußeren, bis auf die Oefen und Tische des Vorsaales, so wie die Anzahl der Glieder und Stäbe an Gebälken und Gesimsen. Hier ins Detail zu gehen, wäre ermüdend. Es scheint eine etwas kleinliche Ansicht der Kunst zu verrathen, in solchen Nebendingen das Wesen derselben suchen zu wollen. Alle diese Glieder, Stäbe ꝛc. ꝛc. machen ein schlechtes Werk nicht besser, und ihr Mangel ein gutes Werk nicht schlecht. Allen Architekten, die ein wenig ihre Kunst und die Alten studirt haben, muß es wohl erlaubt seyn, hierin ihrer eigenen Ueberzeugung und ihrem eigenen Geschmacke zu folgen. Den Geschmack aller hierbey zu befriedigen, ist unmöglich, weßhalb ich denn auch für überflüssig halte, etwas weiteres darüber zu sagen. — Nachdem ich die Vorwürfe gewürdiget habe, welche Recensent dem Darmstädter Theater macht, so bleibt mir nur übrig über den von demselben gewählten Ton meine Meynung zu sagen; da ich leicht hierbey nicht ganz unparteyisch scheinen dürfte, so erlaube ich mir daher statt dessen aus einer von demselben angeführten, in den göttingischen gelehrten Anzeigen vom 11. und 12. August enthaltenen Beurtheilung des Münchner Theaters folgende Stelle anzuführen; hier heißt es wörtlich:

„Wir können außerdem die Façade des ersteren (des „Münchner Theaters) nicht anders als eine trockene, „ungeistige Zusammenstellung römischer, griechischer und „von der Fluth der Zeit verwaschener Architekturtheile „nennen. Aber nicht einmal das geringe Verdienst einer „solchen Zusammenstellung kann man dem Erbauer zu„sprechen, da sich schon ein frappant ähnliches zu Peters„burg befindet, ꝛc. ꝛc.“

In diesem Tone geht der ganze Aufsatz fort.

Der Verfasser scheint nicht überlegt zu haben, welche Anerkennung für Fischers Verdienste darin liegt, daß in einer Stadt wie München dieses Theater, als es nach Fischers Tode abbrannte, ganz nach demselben Plane wieder aufgeführt ward. Solche ungerechte und herbe Art von Kritik kann vielleicht, was der Recensent doch nicht zu wünschen scheint, die Künstler abhalten ihre Werke öffentlich bekannt zu machen, der Kunst dürfte sie wahrlich wenig nützen.

Darmstadt, im November 1827.

G. Moller.

Neue Kunstsachen.

Scene aus Dante's Himmel, nach Cornelius, gestochen von Ed. Schäfer. Gr. Querfol. Karlsruhe bey J. Velten. Vor der Schrift 6 fl. 24 kr. Mit der Schr. 3 fl. 12 kr.

Dieses Blatt ist nach einem Karton gestochen, welchen Cornelius für die Villa Massimi entworfen. Es

theilt sich in zwey Gruppen, von denen die eine links den Dichter und seine Beatrice vor den Aposteln Petrus, Jakobus und Johannes, die andere rechts aber Adam, Moses, Paulus und den Protomärtyrer Laurentius vorstellt. Man bezeichnet den Charakter dieser herrlichen Composition am besten, wenn man sagt, daß Dante's Styl sich darin wieder finde. Der Künstler, der seinen Stoff aus einem genialen Dichter entlehnt, muß, unserer Meynung nach, diesen Dichter in seiner Nachbildung erkennen lassen. Darum verunglückten so viele Darstellungen aus Shakespeare, weil man übersah, daß dieser Heros unter den Dramatikern nicht blos Zufälligkeiten wie das Kostüme, hintangesezt, sondern auch die historischen Physiognomieen seiner Personen umgeprägt hatte, auf eigene Art und Weise. Ueberhaupt herrscht in dem vorliegenden Bilde von Cornelius eine Ruhe, ein hoher und dabey doch milder Ernst, eine Abgeschlossenheit jedes Charakters in sich selbst, wie wir das alles nur bey den tüchtigsten alten Meistern zu suchen und zu finden gewohnt sind. Hr. Ed. Schäfer hat eine Stechart gewählt, wie sie allerdings dem Eigenthümlichen des Originals angemessen ist, und — was man noch höher anschlagen muß — seine Darstellung hat Geist und Leben; indeß dürften die Konturen doch mitunter zu hart gefunden werden.

Quem genuit adoravit. Nach Bernardino Luini, gezeichnet und gestochen von Catharina Piotti. Gr. Fol. Karlsruhe in Commission bey J. Velten. 7 fl.

B. Luini gehört zu den alten Meistern, denen die Schönheit und Anmuth offenbar geworden, ohne daß sie darum von der Einfalt und Naivetät abgewichen wären, welche damals so häufig den Charakter des Künstlers und seiner Werke zugleich bezeichneten. In der Anordnung und den Motiven des vorliegenden Bildes ist eine Kindlichkeit, die um so vernehmlicher zum Herzen spricht, je seltener wir [illegible]r im Leben und in der Kunst unserer Zeit begegnen. Maria und Joseph beten das neu geborene Kind an, welches auf Stroh vor ihnen liegt. Neben dem Kinde stehen zwey kleine musicirende Engel. Die Scene ist im Stall, aus welchem durch eine Oeffnung der Blick in eine Landschaft führt. Das Ganze ist ein allerliebstes geistliches Idyll, so zart, naiv und fromm, daß nichts darüber geht.

Cath. Piotti ist aus Longhi's Schule hervorgegangen. Diese überschäzt nicht die Mittel zur Darstellung und sucht den Effekt in der Wahrheit und Treue, womit sie ihre Originale nachzubilden strebt. In der That leistet jeder Kupferstich das Hauptsächlichste, wenn man darin den Meister wieder findet, nach welchem er gefertigt worden. Die Bravouren taugen hier so wenig als in der Musik. Die Künstlerin hat in diesem Blatte einen schönen Beweis, nicht blos ihres Talentes und dessen, was sie der Schule verdankt, sondern auch des ihr von der Natur verliehenen zarten Sinnes und reinen Gefühls gegeben, ohne die es ihr unmöglich gewesen wäre, Luini's naive Anmuth wieder zu geben. Die Lage des Gewandes der Jungfrau von den Hüften abwärts möchte in der Zeichnung zu tadeln seyn, und dieser Tadel dürfte schwerlich auf Rechnung des Originals kommen.

—*ber.*

Kunstnachrichten.

Karlsruhe. Die vierte Platte Haldewangs in dem Cyklus der Tageszeiten nach Claude ist ihrer Vollendung ganz nahe, und der wackere Künstler hat, seit seiner Wiedergenesung, mit erneuter Lust und Liebe daran gearbeitet. — Frommel läßt auf seine Folge aus Virgil jezt eine ähnliche aus Horaz folgen. Von einem jungen Künstler, Wilh. Scheuchzer, der ein Abkömmling des berühmten helvetischen Naturforschers ist, erscheint so eben das erste Heft malerischer Ansichten von Karlsruhe, die mit Sinn und Geist gewählt und auf Stein gezeichnet sind. Es leuchtet aus diesen wacker ausgeführten Blättern ein ungemeines Talent für landschaftliche Darstellung hervor. — Zwey herrliche Zeichnungen von Overbeck, — Christus, der die Kinder segnet, und Johannes, der in der Wüste predigt, — werden in der Veltenschen Kunsthandlung lithographirt erscheinen, und zu dem trefflichen Blatte nach demselben Künstler — Joseph von seinen Brüdern verkauft — würdige Seitenstücke bilden. Die moderne Kunst hat wohl wenig hervorgebracht, was jenen Kompositionen an Tiefe des Geistes, an edler Einfalt und ungesuchter Anmuth gleichgestellt werden könnte. — Zu Bleulers Ansichten des Rheins (von seinen Quellen bis zur Mündung desselben) wird jezt der Text in Karlsruhe in der Müllerschen Hofbuchdruckerey gedruckt, und die erste Lieferung des mit der höchsten Sorgfalt ausgeführten Prachtwerkes, welches in Deutschland, Holland, Frankreich und England Unterstützung gefunden, soll demnächst ausgegeben werden.

Frankreich.

Herr Bouillet zu Clermont hat eine Sammlung alter und neuer Medaillen angelegt. sie besteht aus mehr als 4500 Stück und enthält griechische, gallische, römische und französische seit Karl d. Gr., und sehr viele alte und neue europäische Münzen. Fast alle sind in der dortigen Gegend gefunden worden. Hr. Constantias zu Lezoux im demselben Departement besizt viele in der Umgegend von Lezoux gefundene Vasen.

Nr. 102.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 20. December 1827.

Ueber Architektur des Mittelalters.

Eine der wichtigsten Fragen über die Architektur des Mittelalters ist wohl die: welches die Entstehung, des dem Kreuze ähnlichen Plans der sogenannten gothischen Kirchen sey?

Zufolge der Meynung des größten Theils unserer neuern Schriftsteller, welche sich mit Untersuchungen über die Baukunst des Mittelalters beschäftigen, ist diese dem Kreuze ähnliche horizontale Disposition der Basiliken, und der später in altdeutschem Style aufgeführten sogenannten gothischen Kirchen, eine vom Architekten der religiösen Deutung wegen absichtlich aufgesuchte und gewählte Form, der sich dann alle Gebäude dieser Art unterordneten.

Ohne mich in diesen wenigen Zeilen mit der Ausweisung zu beschäftigen, daß die Baukunst, vermöge ihrer Wichtigkeit, vermöge ihres Einflusses, den sie auf das Schicksal einzelner Individuen und der ganzen menschlichen Gesellschaft ausübt, nicht gestattet, daß ihren Produktionen derley Absichten als Hauptsache zum Grunde liegen dürfen, — möchte ich mit Folgendem nun darthun, daß diese Meynung schon an sich unrichtig, auf keine wahre Kenntniß der Sache gegründet ist.

Die alten Römer, schon zur Zeit der Republik, errichteten für ihre Rechtspflege, für öffentliche feyerliche Audienzen, die der Senat dem Volke ertheilte, eigene Gebäude, welche Basiliken genannt, und folgendergestalt disponirt wurden.

Diese Gebäude bildeten ein länglichtes Viereck in ganzer Masse, und waren durch zwey oder vier Säulenreihen in drey oder fünf Schiffe abgetheilt, deren mittelstes breiter und höher als die übrigen Nebenschiffe, und durch im obern Theil seiner auf den Säulenreihen ruhenden Mauern angebrachte Lichtöffnungen vollkommen und gut erhellt war.

Diese Schiffe stießen an ihrem obern Ende an ein Querschiff, das sich der Richtung des Langhauses rechtwinklicht anschloß, und die ganze Breite des Gebäudes, und oft noch zu Vorhallen für besondere Eingänge des Senats darüber einnahm. In jener der Seiten dieses Querschiffes, die dem Langhause gegenüber stand, wurde eine große halbkreisförmige Vertiefung (hemicyclos) angebracht, in der sich die Sitze des Senats befanden. Am entgegengesetzten Ende aber war das Gebäude mit einer großen offenen Vorhalle begrenzt, welche den Haupteingang des Gebäudes bildete.

Dieses war nach Pausanias, Aulus-Gellius, Ammianus ꝛc. die Disposition der großen Basilika vom Forum des Trajans, der Basilika vom Forum des Markus-Aurelius, und der Basiliken von vielen andern öffentlichen Plätzen des Alterthums.

Als nun unter Constantin die christliche Religion im römischen Reiche sich zu verbreiten begann, der Kaiser selbst sie begünstigte, überließ derselbe den Christen zur Ausübung ihres Kultus die noch wenigen vorhanden gewesenen antiken Basiliken, und erbaute ihnen später nach den Siegen über Maxentius auf gleiche horizontale Disposition mit Ueberresten antiker Tempel und anderer Gebäude die nun nicht mehr existirende Basilika von S. Pietro in Monte vaticano, die vor einigen Jahren abgebrannte von S. Paolo auf dem Wege nach Ostia, und die von S. Giovanni in Laterano zu Rom.

Unter seinen Nachfolgern wurden noch jene von S. Maria maggiore, S. Pietro in Vincoli, S. Maria in Transtevere, S. Martino ai monti, S. Crisogono; S. Agnese, S. Steffano il grande, S. Bibiana ꝛc. erbaut, und alle diese behielten, der Gleichheit ihres Plans mit den antiken Basiliken wegen, diese Benennung bey.

Da der katholische Kultus hauptsächlich in zahlreichen stark besuchten Versammlungen und lang andauernden feyerlichen Ceremonien besteht, so erfordert er große, geräumige, eine ungehinderte freye Bewegung gestattende, gut erhellte und verschlossene Gebäude.

Nichts konnte diesen Forderungen besser genügen als die Basiliken. Die drey oder fünf Schiffe des Langhauses blieben einem großen Volke, Querschiff und halbkreis-

förmige Vertiefung bildeten das Chor; und an die Stelle der Sitze der Senatoren, traten jene des Bischofs und der Priester.

In den später erbauten, sogenannten gothischen Kirchen wurde in gerechter Anerkennung des dem Zwecke so vollkommen entsprechenden Plans genau und immer dieselbe horizontale Disposition beybehalten.

Die ursprünglichen Plane der Dome zu Straßburg (wie wir heute noch sehen können) Freyburg im Breisgau, Worms, Speyer, Basel, Zürich, den Kirchen zu Trani in Apulien, der Kathedrale zu Pisa, der Kirche zu Rosheim im Elsaß, und hundert anderer, waren bis auf das Geringste den antiken Basiliken nachgebildet.

Erst später, als die Ceremonien sich häuften und mehrten, als auch die Zahl der Priester sich vergrößerte, und ihnen daher ihr Platz zu beschränkt wurde, verlängerte sich die halbkreisförmige Vertiefung zu einem zweyten Mittelschiffe, wie bey der schönen Notre-Dame de Dijon und vielen andern, dem sich dann oft noch Nebenschiffe und Kapellen anreihten, wie in den Kathedralen von Köln, Freyburg, Ulm, Wien, Paris, Orleans, Rheims, Rouen, Antwerpen, Brüssel, Mecheln, Mayland ꝛc.

Wenn nun eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Kreuze in der horizontalen Disposition einiger dieser Kirchen oder christlichen Basiliken (ich sage einiger, da in mehrern sich beynahe keine Idee davon zeigt, wie z. B. in Notre-Dame zu Paris) sich vorfand, so ist dieß also reiner bloßer Zufall, und gestattet daher durchaus keine mystische Deutung.

Einer früheren Form kann nicht eine spätere Symbolik untergeschoben werden, oder geschieht dieß, so ist sie falsch.

Die Basiliken, denen die sogenannten gothischen Kirchen nachgebildet sind, existirten beynahe vierhundert Jahre vor Christus.

Es ist also klar und offenbar, daß die ersten Christen bey Erbauung ihrer geheiligten Gebäude nicht einer deutungsvollen Form nachliefen, sondern jene wählten, welche ihnen die Natur der Sache schon an die Hand bot, welche auf das vollkommendste ihren Forderungen, ihren Bedürfnissen genügte; nämlich jene der Basiliken der Alten, die so herrlich alle die Eigenschaften vereinigte, die solche Gebäude besitzen sollen.

Dagegen aber von einem fremden Reize verführt, von Ueberspannung geleitet, und in Unkenntniß der wahren Grundlehren der Architektur, die immer und überall waren und ewig seyn werden, erbauten die neuern Christen Kirchen, Dome, die allerdings ein vollkommen ausgebildetes Kreuz als absichtlich gewählten Plan haben.

Wie wenig aber diese vom Architekten aufgesuchte Form den vorgesezten Zweck erfüllte, wie wenig solche Gebäude ihrer Absicht genügen, wie sie im Gegentheil die unschicklichsten, undauerhaftesten und zugleich kostspieligsten sind, wie sie nun bezeugen, daß ihre Erbauer, weit entfernt in der Baukunst ein nachdrückliches Mittel zu erkennen, zum allgemeinen und besondern Wohle der Menschheit beytragen zu können, in derselben nur jenes erblickten, ihrer Eitelkeit fröhnen, eine Art von Ruhm erlangen zu können, indem sie unsere Augen mit eiteln, leeren Trugbildern ergözten, uns aber der Mittel und der Möglichkeit beraubten, Gebäude von der größten Wichtigkeit zu errichten, von denen unsere Städte die köstlichsten Vortheile beziehen und den größten Glanz erhalten würden, — dieß beweist uns Erfahrung und Wirklichkeit.

Vielleicht wird mir in Bälde Gelegenheit, diese Ansichten und Bestimmungen in das hellste Licht setzen und ihnen die höchste Gewißheit geben zu können.

A. v. Bayer, Architekt.

Ansichten des Bischofs Heber über die Denkmäler Indiens.

Wir entnehmen aus einem Schreiben des im April 1826 zu Kalkutta verstorbenen Bischofs Heber eine merkwürdige Ansicht über die vielbesprochenen Baudenkmäler Indiens. Bischof Heber war ein vielfach gebildeter und, nach dem Urtheil seiner Freunde, ein scharfsinniger Mann; sein dreyjähriger Aufenthalt und seine Stellung in Indien berechtigen ihn mehr als irgend einen andern, in Gegenständen, die dieses Land betreffen, mitzusprechen; auch war der Mann, wie das Märzheft vom Quarterly Review dieses Jahres zeugt, in seinem Vaterlande außerordentlich geachtet. Wir halten seine, nach unserer Meynung, unstatthaften Ansichten doch für so wichtig und interessant, daß wir glauben sie unsern Lesern im Auszuge mittheilen zu müssen.

„Ich selbst hatte, ehe ich mich auf die Reise begab, schreibt er einem Freund, viel dergleichen gehört, auch kam ich sowohl in Europa, wie hier in Kalkutta, mit Personen zusammen, die von den jetzigen Eingeborenen, wie von einem ausgearteten Menschenstamm sprachen, dessen Unfähigkeit solche herrliche Bauwerke zu errichten hinlänglich für das hohe Alterthum der vorhandenen Monumente zeuge. Ich für meinen Theil habe aber hiesigen Landes genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß die indischen Steinmetzen und Architekten heutigen Tags nur der reichen und eifrigen Liebhaber ermangeln, um Alles

zu leisten, was ihre Vorfahren vermocht haben, und daß sehr wenige Bauten gefunden werden, die man aus zureichenden Gründen so hoch hinauf wie unsere ältern Kathedralkirchen setzen könnte. Oft habe ich im obern Hindostan und noch öfter zu Rajahputam und Malwah neue, noch nicht geendigte Reliquienkästchen, Cisternen und Thore gefunden, die so schön ausgearbeitet, so trefflich proportioniert waren, wie diejenigen früherer Jahrhunderte. Obgleich mehrere Gebäude und Ruinen ein sehr ehrwürdiges Aussehen haben, so sind in diesem Lande Ursachen vorhanden, die dieses Aussehen vor der Zeit veranlassen. Erstens bekommen wir selbst einen ganz eigenen Eindruck durch Gebäude, die so fern von unserem Lande und so ungleich denjenigen sind, die wir jemals gesehen haben, wir verwechseln leicht die geographische und moralische Entfernung mit der chronologischen, und können uns schwer überzeugen, daß wir Zeitgenossen solcher in jeder Beziehung uns fernen Gegenstände sind. Nächstdem muß man bedenken, daß auch die festesten Bauwerke durch den wechselnden Einfluß einer alles zermalmenden Sonne und eines unaufhörlichen dreymonatlichen Regens leicht aufgerieben werden. Der wilde Feigenbaum (Ficus religiosa), den kein Hindu ausreißen oder selbst beschneiden kann, ohne eine Todsünde zu begehen, jagt bald seinen Saamen in die Ritzen, schlägt Wurzeln in den Zwischengliedern der Schwibbögen, und vermehrt so, da er schnell wächst, in wenigen Jahren das malerische und alterthümliche Aussehen, auch schützt er das Gebäude gegen leichtfertige Zerstörung. Endlich muß man bedenken, daß Niemand in diesem Lande etwas ausbessert oder vollendet, was sein Vater begonnen hat; man zieht es vor etwas Anderes zu beginnen, wodurch der eigene Name auf die Nachwelt gebracht werden könnte. So sind zu Dacca vortreffliche Ruinen, die mir anfänglich sehr alt geschienen haben. Jedoch ward Dacca erst, wenn nicht gegründet, doch aus seiner Unbedeutenheit emporgehoben unter Shah Jehanguien, im Jahre 1608 unserer Zeitrechnung; am Orte selbst geht eine Sage, daß diese herrlichen Gebäude von europäischen Baumeistern, die in den Diensten des damaligen Gouverneurs standen, errichtet wurden. Zu Benares hat der Haupttempel ein so ehrwürdiges Ansehen, daß man glauben sollte, er hätte seit den ältesten Zeiten sich unverändert erhalten; doch ist es historisch sicher, daß alle Tempel der Hindu durch Aurungzib, einen Zeitgenossen Karls II., niedergerissen wurden. Demnach müssen alle jetzigen Gebäude seit dieser Zeit wieder aufgerichtet worden seyn. *) Die Observatorien zu Benares, Delhi und Jagepur wurden mir nicht allein als äußerst merkwürdige Monumente an sich selbst, sondern auch als unwiderlegbare Zeugen alter Hindu-Wissenschaft geschildert; alle drey sind aber das Werk des Rajah Dschye Singh, der 1742 gestorben ist. *)

Ein höheres Alterthum muß einigen Idolen von Granit (black stone) zugeschrieben werden, so wie einigen Säulen desselben Stoffes, welche in verschiedenen Theilen der Distrikte Rotas, Bulnen u. s. w. gefunden wurden. Diese Ueberbleibsel gehören den Buddhaisten zu, von welchen jetzt keine Reste mehr in diesen Provinzen gefunden werden. **) Aber ich selbst habe Idole gesehen in neuerrichteten Tempeln der Dschainas, einer buddhaistischen Sekte, wovon sich viele und reiche Anhänger zu Guzerat, Rajaputam und Malwah befinden, die diesen ältern Idolen ganz ähnlich sehen; in einem Lande, wo es im eigentlichen Sinne gar keine Geschichte gibt, ist es unmöglich zu erklären, wie früh oder wie spät die Buddhaisten aus ihren Wohnplätzen in Mittel- und Oberindien vertrieben wurden.

Die ältesten Sachen, die ich gesehen habe, wovon das Datum mit Bestimmtheit angegeben werden kann, sind einzelne Marmorblöcke mit Inschriften, aber ihr Alter geht auch nicht sehr weit zurück; zwey merkwürdige Pfeiler von einem schwarzen Metall in einem Patanenwald bey Delhi und zu Cuttab-Misar in der Nachbarschaft, haben Inschriften, die Niemand (?) lesen kann, aber es heißt in der Muselmännischen Geschichte (in welcher ?), daß sie vorhanden waren, als die Gläubigen im Jahr 1000 Delhi eroberten. Was will dieß aber sagen gegen das Alterthum des Parthenon?

Ellora und Elephanta habe ich noch nicht gesehen. Ich glaube alles, was von ihrer Größe und Herrlichkeit berichtet wird; aber sie haben weder ein Datum noch eine Inschrift und werden, wie ich höre, in keinem

---

*) Dieser Beweis steht auf sehr schwachen Füßen. Das unpolitische, verfolgungssüchtige Betragen Aurungzibs gegen den Bramakultus ist bekannt; es ist bekannt, daß dieser Heuchler durch sein unvernünftiges Verfahren zu dem später erfolgten Untergang des großmongolischen Reiches in Indien den Grund legte; nirgends aber findet sich, daß er alle Tempel zerstört habe, auch wäre dieß gar keine so leichte Arbeit gewesen. Malcolm a Memoir of Central India I. 53.

*) Sollte hier nicht ein Mißverständniß zum Grunde liegen? Anm. des Uebersetzers.

**) Es befindet sich eine eigene Abhandlung in den Transactions of the literary society of Bombay über die Reste buddhaistischer Tempel in Ober- und Mittelindien. Anm. des Uebers.

Sanscrit-Werke erwähnt (7). Die Bilder u. s. w. sind dieselben, wie sie jezt in Indien verehrt werden, und es gab mehrere Rajahs und andere reiche Privatpersonen, die eine große Steinmasse in eine Kathedrale haben umschaffen können. Nach meiner Ansicht könnten diese Aushöhlungen im 12ten oder 13ten Jahrhundert entstanden seyn. Dieß ist freylich nicht viel, sie können auch älter seyn; aber Alles, was ich sagen kann, ist, daß keine Gründe vorhanden sind, sie für älter zu halten, und alle Eindrücke, welche die Bauwerke und Ruinen auf mich gemacht haben, stimmen mit der Ansicht Mills überein, — daß nämlich die Hindu, obgleich sie seit undenklichen Zeiten als ein industriöses und gebildetes Volk existirt haben mögen, in den Künsten keine großen Fortschritte gemacht, und daß sie alle ihre Begriffe von Herrlichkeit und Glanz von den Mahomedanischen Eroberern entlehnt haben.

Chinesisches Museum in Rom.

Onorato Martucci, aus dem alten Antium an der Küste des Mittelmeeres im Kirchenstaate gebürtig, hatte in früher Jugend Italien und Europa verlassen. Im Jahre 1816 reiste er als Agent Ali Pascha's, Vicekönigs von Aegypten, nach Bombay, mit dem Auftrage, eine direkte Handelsverbindung zwischen Ostindien und dem Hafen von Suez zu eröffnen. Nachdem Martucci seine Sendung in Indien vollendet und den Grund zu jenem Handel gelegt hatte, der seitdem zum großen Vortheil Aegyptens unausgesezt durch die Schiffe betrieben wird, die jedes Jahr von Suez nach Surate, Bombay und den Küsten von Malabar und Bengalen gehen, so miethete er in Kalkutta den Mysore, einen der größten Ostindienfahrer, um den Handel des Pascha noch mehr zu erweitern, nach China. Um die Fonds, deren er in China bedurfte, zu gewinnen, befrachtete er das Schiff mit 5418 Ballen Baumwolle, die er bey seiner Ankunft in Kanton verkaufte und dafür eine Ladung chinesischer Produkte erhielt, mit denen er am 2ten December 1818 den Mysore nach Aegypten absandte, während er selbst in Kanton zurückblieb. Bereits am fünften Tage der Fahrt ging der Mysore in einem der fürchterlichen Stürme, welche die Chinesen Tae-fung nennen, (d. h. einen großen Wind) in jenen Gewässern zu Grunde, wobey 94 Personen umkamen; und dieß mag wahrscheinlich der Grund gewesen seyn, weßhalb Martucci nicht mehr nach Aegypten zurückkehrte. Er verweilte noch drey Jahre in China und verwandte diese ganze Zeit seines Aufenthaltes dazu, mit unermüdeter Thätigkeit und großem Kostenaufwand eine Sammlung von alten und neuen seltenen Produkten der Industrie, Wissenschaft und Natur China's zusammen zu bringen. Diese enthält:

Eine chinesische Bibliothek von 3371 Bänden, die 356 verschiedene Werke bilden, welche im Giornale Arcadico (Rom, Juniheft 1827) genauer angezeigt sind.

Oelgemälde, chinesische Landschaften; das Innere chinesischer Häuser mit ihren Bewohnern, und Porträts von Chinesen, in 99 Stücken.

Miniaturbilder: Mandarinen mit ihren Frauen, Schiffe und Kähne, Künste, Handwerke, Kramläden auf der Straße, Wirthshäuser, Gärten, Ansichten von Gegenden, Blumen, Insekten, Vögel, Fische, Idole, Männer und Weiber, Kostüme, Aufzüge, verschiedene Geräthschaften, Thee- und Zuckerbereitung, spielende Kinder, Elementarcharakter der chinesischen Sprache, Karten von China, Abrisse von Pallästen und Residenzen u. s. w. Mehr als 1500 Stück.

Bronzen für den Kultus, Rauchfässer, Blumengefäße, Leuchter, Götzenbilder, Becher, Glocken 2c. 185 Stück.

Idole und andere Gegenstände von Malachit, Chalcedon, Amethyst, Bergkrystall, Karniol, Lapislazuli 2c. 170 Stück.

Arbeiten aus Bambus, verschiedene Gegenstände, 23 Stück.

Porzellantassen, wie sie in China in Gebrauch sind, 72 Stück.

Tischchen aus Japan in Gold und Lack, ein Paar.

Eine große Menge anderer Dinge, wie Rhinoceroshörner, roh und verarbeitet, Haut vom Rhinoceros, der Schädel eines Chinesen, Laternen, Bussolen zur Seefahrt, musikalische Instrumente und Hausgeräthe aller Art, Münzen, alte Tassen von Silber mit Laubwerk, Basreliefs in Stein, Pagoden, Tempel 2c.

Nicht leicht wird sich in Europa eine Sammlung chinesischer Gegenstände befinden, die mit der Martuccis zu vergleichen wäre; die des Königs der Niederlande im Haag, die bisher die vollständigste war, steht derselben in vielen Stücken bey weitem nach. Und wir können es daher dem übertreibenden Italiener nicht verargen, wenn er behauptet, daß jeder Gegenstand derselben einzig in Europa sey, besonders wenn wir bedenken, daß in China die Ausfuhr von Büchern, Bronzen, Metallarbeiten und vielen andern Dingen streng verboten ist, und daß der arme Martucci das Unglück hatte, als er in England ankam, seine ganze Sammlung konfiscirt zu sehen und sie erst nach drey Jahren mit schweren Kosten und dem Verlust eines beträchtlichen Theiles derselben wieder zurück zu erhalten.

Nr. 103.

Kunst-Blatt.

Montag, den 24. December 1827.

Kunstausstellung in Brüssel 1827.

(Fortsetzung zu Nr. 94.)

Ich gehe nun zu den historischen Gemälden in kleinerem Maaßstabe, in der hier sogenannten demi-nature, über. Hatte die Galathea des Hr. Odevaere wenig Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und theilweise weder in Kolorit, noch in Zeichnung, noch im Ausdrucke befriedigt, so wurde der Künstler dafür entschädigt durch die Gunst, mit der man ein kleines Gemälde aufnahm, das die lezten Vertheidiger Missolonghi's vorstellte, wie sie, um ihren Bischof versammelt, in einem unterirdischen Gewölbe durch Sprengung ihres Pulvervorrathes den Tod der Sklaverey vorziehen. Der ehrwürdige Oberpriester ist eben im Begriffe eine Pistole in das nächste Faß loszubrennen. Hierin hatte sich der Maler genau an die Berichte gehalten, die zur Zeit über dieses Ereigniß bey uns in Umlauf waren, sonst wäre ein christlicher Priester, der, indem er seinem und der Seinigen Schicksale ein gewaltsames Ziel sezt, den Fügungen der Vorsehung auszuweichen sucht, immer eine tadelnswerthe Erfindung gewesen. Der Maler, diesen Vorwurf voraussehend, hatte denselben durch den gerührt zum Himmel gewendeten Blick des Greises, so wie durch die in den verschiedenen Stellungen sich äußernde religiöse Hingebung einiger Umstehenden zu entkräften gesucht. Unglücklicher dürfte es für ihn seyn, daß jene Berichte eigentlich gar keinen historischen Grund hatten und nur voreilige Zeitungsnachrichten waren; aber billig kann er sich mit dem Gedanken trösten, daß es hier weniger auf die materielle Wahrheit des dargestellten Ereignisses, als vielmehr auf die höhere, ideale Wahrheit innerhalb des Kreises der künstlerischen Komposition ankomme. In diesem leztern Sinne zeichnete sich das angeführte Werk so vortheilhaft aus, daß ich noch länger dabey verweilen würde, wenn nicht, bey Gelegenheit der Kunstausstellung in Gent im vorigen Jahre, ein aufmerksamer Korrespondent des Kunstblattes mir schon zuvorgekommen wäre. Allgemein war der Wunsch, Hr. Odevaere möchte uns noch oft mit solchen Werken beschenken; um so mehr, da er auch schon früher in kleinerem Maaßstabe mit großem Erfolge gearbeitet hat. Man merkt darin einen Mann, der, gewohnt in größeren Werken der Auflösung der allerschwierigsten Aufgabe nachzustreben, sich in einem beschränkteren Felde mit Leichtigkeit bewegt, und seiner Arbeit einen Stempel der Sicherheit aufdrückt, ohne den Kunstwerke immer unbefriedigend bleiben. In diesem Sinne sollten daher auch große historische Studien nie nur oberflächlich betrieben oder gar versäumt werden. Hat auch der angehende Künstler keine Hoffnung darin bis zu einer achtungswerthen Fertigkeit zu gelangen, ist auch die Zeit im Allgemeinen der geschichtlichen Malerey im Großen hier so wenig als anderwärts günstig, und bietet sie nur beschränkte Aussichten zum Absatze bedeutender Werke dar, so bleibt es doch immer wahr, daß nur derjenige, der sich mit den größten Schwierigkeiten gemessen hat, hernach die geringern leicht und sicher überwindet. Leider lassen sich manche Künstler zu bald abschrecken, und Talente, die ernstlich weiter gebildet, einen hohen Platz eingenommen hätten, erschöpfen sich und nutzen sich in untergeordneten Fächern ab. Wenn nur dadurch nicht allzuoft Gründlichkeit durch Oberflächlichkeit, tiefes und ernstes Wirken durch Gefallsucht und Modegeschmack verdrängt würden! Diese Betrachtung wird sich ohne Zweifel jedem aufmerksamen Beobachter in unsern Kunstausstellungen aufdringen. So sandte vor drey Jahren Hr. Phil. van Bree, Bruder und Schüler des vorgenannten Direktors der Akademie in Antwerpen, mehrere Gemälde ein, die ein ungemeines Talent in Komposition und Charakteristik verriethen, und in denen einzelne Theile meisterlich kolorirt waren. Wie unangenehm kontrastirte damit die Leichtfertigkeit, mit der im Allgemeinen Färbung und Helldunkel behandelt waren, und wie mußte man den Künstler erst loben und dann noch mehr tadeln, daß er ein Talent, mit dem er so geistreiche Kompositionen schuf, auch wieder so muthwillig vertändelte! Und doch hatte Hr. van Bree, mit guten Vorkenntnissen ausgestattet, in Paris und hernach in Rom seine Studien fortgesezt. Diesesmal fand sich ein aus der nämlichen Schule hervorgehender Maler, Hr. F. de Brakeleer aus Ant-

werpen, ungefähr in dem nämlichen Falle. Er hatte eine Scene aus dem von den Franzosen im Januar 1583 unter dem Herzoge von Alençon an einem der Thore Antwerpens versuchten Ueberfalle gemalt. Schon sind einige Straßen in Aufruhr, schon geben im Hintergrunde die Häuser in Flammen auf, überall erhebt sich Tumult, Bürger und Soldaten stürzen durch einander; da eilt ein Bäcker halb nackend aus seiner Werkstätte, schlägt mit einer Stange einen feindlichen Reiter nieder, und greift dem gestürzten Rosse kräftig in die Zügel, um sich auf dasselbe zu schwingen und an der Spitze seiner Mitbürger die Angreifenden zu verjagen. Flehend wollen sein Weib und seine Kinder ihn von diesem verwegenen Beginnen abhalten, indeß sein alter Vater aus der Hausthüre mit sicher zielendem Blicke einen andern Reiter niederschießt. Dieser wirklich historische Zug war lebendig aufgefaßt, und in einzelnen Theilen gut gezeichnet und kolorirt, in andern aber noch matt und unbestimmt. Das Ganze sprach sehr an, das Einzelne hielt die Probe nicht aus; man erwartete mehr Gründlichkeit von einem Manne, der als Pensionnär der königlichen Akademie von Antwerpen in Italien gewesen ist. Nach ihm verdient Hr. Spruyt von Brüssel eine besondere Erwähnung. Sein Gemälde stellte den Herzog Johann I. von Brabant vor, wie er unerwartet in Paris in dem Gefängnisse seiner Schwester Maria, Königin von Frankreich, erscheint und sich zum Vertheidiger ihrer verläumderisch angegriffenen Ehre aufwirft. Die überraschte Fürstin richtet einen dankenden, seelenvollen Blick zum Himmel. Das Ganze war wohl durchdacht, ohne Prunk und sicher ausgeführt. Auch dieses Gemälde befand sich schon voriges Jahr in Gent. — Von P. A. Verlinden aus Antwerpen sahen wir den Tod des heiligen Ludwigs von Frankreich, frey entworfen, nur auch zu skizzenhaft und ungereift. — Demois. Adele Kindt hatte die Königin Elisabeth von England gemalt, wie sie den Befehl zur Vollstreckung des Todesurtheils von Maria Stuart ertheilt. Leicester steht hinter ihr in seines Nichtsdurchbohrendem Gefühle. An dieser Künstlerin, die mit einer für ihr Geschlecht ungemeinen Kraft malt, könnten unsere Künstler ein Beyspiel in sorgfältigster Behandlung aller Theile nehmen. Von derselben sehen wir auch eine himmelfahrende Jungfrau auf blauem Luftgrunde, ohne Nebenfiguren, ein lieblicher Kopf, nur freylich etwas irdisch. Ueber die Konkursgemälde in dieser Gattung führe ich nur im Allgemeinen an, daß sie besser waren als die in natürlicher Größe, und schließe dann mit einer Bemerkung, die für den deutschen Kunstfreund vielleicht nicht ohne Interesse ist. Der Impuls, den in den letzten Dezennien die Künstler in Deutschland theils sich selbst gegeben, theils von den Schriftstellern erhalten, indem sie, innerlich durch das Bedürfniß einer nationalen Richtung gedrängt, sich der altdeutschen und altitalienischen Schule zuwenden, und den Styl derselben, zuweilen sogar mit geflissentlicher Vernachlässigung mancher seitdem in der Kunstwelt erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten, wiederzugeben suchten, dieser Impuls ist bis zu unsern Malern nicht durchgedrungen; die hiesigen Leistungen im geschichtlichen Fache zeigen von jener Richtung auch nicht die kleinste Spur, obgleich doch auch unsere altnationale Schule mit den eben genannten gleichen Geistes ist, und ihnen sogar die Bahn gebrochen hat. Einzelne niederländische Künstler, die in Rom sich mit Cornelius, Owerbeck und andern vorzüglichen deutschen Meistern zusammen gefunden, sprechen zwar mit der höchsten Achtung von ihren Werken, erwähnen indessen der Reproduktion des alten Styles als einer Sonderbarkeit, die man diesen Meistern, in Betracht ihres reinen Gemüthes und ihres edel aufstrebenden Geistes, nachsehen müsse. Nur Navez versuchte vor einigen Jahren, in einer heiligen Familie und einer Vermählung der Jungfrau jenen Styl heranzuziehen, aber doch kaum Anderen merklich als denen, die seine Absichten aus persönlichem Umgange näher kannten. Seitdem that er ein Aehnliches in einer heiligen Cäcilie, doch ohne Erfolg; vielmehr wurde das Gemälde als steif und manierirt getadelt. Obgleich nun dieser Tadel mehr auf andern Theilen, als auf den in dem angedeuteten Style ausgeführten, haftete, so läßt sich doch wohl mit Gewißheit voraussagen, daß dieser Styl hier einstweilen gar nicht in Aufnahme kommen könnte. Tiefe des Gemüthes ist eben nicht die Eigenschaft, durch die sich das hiesige Volk auszeichnet; der Maler, der doch seiner Mitwelt zu gefallen wünschen muß, würde hier schwerlich den Muth haben, ein bestechendes Aeußere einem bescheidenen inneren Werthe aufzuopfern, von der andern Seite sind auch Kolorit und Helldunkel, die so sehr gepriesenen Vorzüge unserer Meister aus dem 17ten Jahrhunderte, an sich zu schätzbar, und hier besonders zu strenge Erfordernisse, als daß sich der Maler einer Schule anschließen wollte, in der diese Eigenschaften keinen ausgezeichneten Rang einzunehmen scheinen. Was aber besonders noch auf lange Zeit einer kräftig originalen Entwicklung der historischen Kunst bey uns hinderlich seyn dürfte, ist der Mangel an wahrer Nationalität; französischer Einfluß hat hier nicht etwa nur in der Malerey, sondern in fast allen Fächern des Wissens und geistigen Wirkens nachtheilig gewirkt; in den größern Städten ist Nachahmungssucht noch immer ein Gebrechen, das kein eigenthümliches Leben aufkommen läßt, und nicht so bald werden wir von diesem Gebrechen geheilt werden. Holland hat in dieser Hinsicht einen Vortheil vor uns voraus, es ist weniger durch fremden Einfluß beherrscht worden, daher auch alle dortigen Leistun-

gen einen Geist der Einheit offenbaren, den man oft in den Kunstprodukten der südlichen Provinzen vergebens sucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Königliche Gesellschaft zur Ermunterung der schönen Künste zu Antwerpen.

Preisbewerbung und Ausstellung für das Jahr 1828. *)

Die Gesellschaft bestimmt als Aufgaben zur Preisbewerbung für das Jahr 1828 folgende vier Gegenstände:

Genremalerey, Figuren.

Abschied einer Neuvermählten, welche das väterliche Haus verläßt.

Das Gemälde soll nicht weniger als sechs Figuren darbieten, deren Größe nicht unter 22 Zoll seyn, aber 30 Zolle niederländischen Maaßes (centimètres) nicht übersteigen darf.

Der Umfang des in Oel gemalten Bildes ist der Wahl des Künstlers freygestellt.

Der Preis besteht in einer Ehrendenkmünze, und einer Gratifikation von 300 Gulden niederländischen Geldes.

Landschaftmalerey.

Eine Waldgegend, mit Schnee bedeckt; im Vordergrunde sieht man einige Landleute bey einem Feuer.

Das Gemälde in Oel, soll 70 bis 76 Zolle niederländisches Maaßes (centimètres) hoch, und 84 bis 90 breit seyn.

Der Preis besteht in einer Ehrendenkmünze, und einer Gratifikation von 300 Gulden niederländischen Geldes.

Skulptur.

Achilles, welchem Briseïs entrissen ist. Eine sitzende Figur.

Die Figur muß wenigstens das Verhältniß einer niederländischen Elle (un mètre) haben.

Der Preis besteht in einer Ehrendenkmünze, und einer Belohnung von 300 niederländischen Gulden.

Architektur.

Ein königliches Institut der Künste und Wissenschaften.

Die Bewerber haben wenigstens drey Zeichnungen beyzubringen, nämlich: den Grundriß, die Façade, und den Durchschnitt.

Das Verhältniß des Maaßstabes muß das eines Zolls zur Elle niederländischen Maaßes seyn.

Kupferstecherkunst.

Unter die Kupferstecher, welche mit dem Grabstichel oder der Radirnadel gearbeitete Werke zur Ausstellung einsenden, wird als Ermunterung eine von der Gesellschaft bestimmte Summe, deren Maximum 500 fl. beträgt, durch die Verwaltungskommission vertheilt werden.

Die für die Preisbewerbung bestimmten Gemälde, Statuen, Pläne u. s. w. werden postfrey an die königliche Akademie der schönen Künste zu Antwerpen adressirt, und müssen längstens den 19. Julius 1828 daselbst abgegeben werden.

Ausschließlich werden zur Preisbewerbung nur Künstler zugelassen, die im Königreiche der Niederlande geboren sind, oder sich in demselben häuslich niedergelassen haben.

Die Künstler, welche schon einmal in dieser Stadt gekrönt wurden, können nicht mehr zu der Abtheilung der Preisbewerbung zugelassen werden, in welcher sie schon den Preis erhalten haben.

Die zur Preisbewerbung eingesandten Gegenstände werden wieder zurückgestellt; der gekrönte Künstler jedoch läßt als Andenken für die Gesellschaft eine Skizze des Werkes, die er im Laufe des Jahres nach der Preisvertheilung einzureichen sich verpflichtet; nach Verlauf dieses Zeitpunktes wird angenommen, der Künstler habe sein Werk der Gesellschaft überlassen.

Die zur Preisbewerbung eingesandten Stücke werden von Antwerpischen Künstlern im Vereine mit Künstlern der Nachbarstädte beurtheilt; zu diesem Endzwecke werden ein Drittel der Richter aus der Stadt und zwey Drittel von auswärts dazu eingeladen.

Künstler, welche mitbeworben haben, können nicht zur Beurtheilung gezogen werden.

Die Gesellschaft wird in keiner Abtheilung des Konkurses, in welcher weniger als drey mitwerbende Stücke sind, den Preis austheilen lassen.

Der Saal der Ausstellung wird in Antwerpen eröffnet werden, wann die königliche Akademie der schönen Künste daselbst die Werke ihres großen Konkurses ausstellt. Alle Gegenstände der Malerey, Bildhauerey, Architektur, Zeichnungs- und Kupferstecherkunst, welche von lebenden Künstlern, ohne Unterschied ihres Vaterlandes und Wohnortes, ausgeführt sind, werden darin aufgenommen.

---

*) Französisch im Messager des sciences et des arts. 3me livr. 1827. pag. 103.

Kopien, *) oder Gegenstände, welche nach dem Berichte der Kommission die Ordnung, Sitten, und den Anstand verletzen, werden nicht zugelassen.

Die zur Ausstellung bestimmten Gegenstände müssen vor dem 28sten Julius 1828 postfrey an die königliche Akademie der schönen Künste gesendet werden. Jeder Künstler wird den Sekretär von der Absendung durch einen gleichfalls postfreyen Brief benachrichtigen, worin er seinen Vor- und Zunamen, Wohnung und Aufenthalt angibt. Dieser Brief soll ferner auch die Beschreibung der abgesandten Stücke enthalten. Um den Künstlern jedoch die Sendung so wenig beschwerlich als möglich zu machen, hat die Gesellschaft vier verschiedene Niederlagen errichtet, von wo aus sie auf eigene Unkosten jedoch ohne Verantwortlichkeit für Unfälle, die Gemälde, Kupferstiche oder Zeichnungen, die nicht zum Konkurse bestimmt sind, nach Antwerpen bringen lassen, und nach dem Schlusse der Ausstellung an die genannten Niederlagen zurückstellen wird, nämlich:

zu Brüssel bey J. F. C. van Dievoet, Faktor beym Kanale,
zu Gent bey der königlichen Akademie,
zu Brügge bey der königl. Akademie,
zu Amsterdam bey Wittwe Roos. **)

Die Gegenstände müssen postfrey und gehörig eingepackt zu Gent und Brüssel längstens den 15. Jul. 1828 übermacht seyn, zu Brügge den 12ten, und zu Amsterdam den 5ten desselben Monats, Fristen, die genau einzuhalten sind.

Künstler, welche geneigt wären, ihre ausgestellten Produktionen zu verkaufen, werden ersucht den Preis davon in ihrem Briefe anzuzeigen, um bey etwaigen Anfragen Auskunft geben zu können.

Die Kommission wiederholt, daß außer den Vortheilen, welche den Künstlern durch den königlichen Beschluß vom 25sten März 1827 versprochen wurden, sich die Gesellschaft entschlossen hat, noch einen Theil ihres Fonds zum Ankauf aus den ausgestellten Gegenständen zu verwenden.

Die Eröffnung der Ausstellung wird den 1sten Aug. 1828 stattfinden; der Schluß ist auf den 31. Aug. 1828 bestimmt.

Ritter Van Ertborn, Bürgermeister und Präsident.
P. J. Ter Brüggen, Sekretär.

*) Unter Kopie versteht man für diese Ausstellung: Gemälde nach Gemälde, Bildwerk nach Bildwerk, Kupferstich nach Kupferstich, Zeichnung nach Zeichnung, nicht aber: Gemälde nach einem Bildwerke rc.

**) In dem Hotel, het Huis me de Hoofden im Keizergracht bey dem Leliengracht.

Neapel, den 13. November 1827.

Vor acht Tagen wurden in Pompeji in Gegenwart des Königs und seiner Familie mehrere interessante Ausgrabungen vorgenommen. Beym Ausräumen der mit geschmackvollen Malereyen gezierten Gemächer, welche an die Halle mit der vor einigen Monaten gefundenen Fontaine stoßen, fand man einige schön geformte Vasen, Kessel, Kohlenbecken, einen Kandelaber und eine Anzahl von Thürklinken und Riegel, ziemlich erhalten und insgesammt von Bronze. Man schritt gleich darauf an eine noch interessantere Entdeckung, nachdem man zuvor den König auf eine ganz besondere Malerey aufmerksam gemacht hatte; sie befindet sich, wie so viele andere in Pompeji, an der äußern Straßenseite des Hauses und kann vielleicht als ein Aushängeschild angesehen werden.

Das Bild stellt drey Träger vor, die einen Todten auf einem Brette unter einer Art von Baldachin auf ihren Schultern tragen; dem Entseelten ist ein langer Nagel quer durch den Kopf geschlagen und derselbe nach der Seite, wohin die Träger gehen, gerichtet; etwas im Hintergrunde des Bildes sieht man einen Jüngling beschäftigt ein Brett zu messen; vielleicht war der Todte an dieses Holz geheftet; neben dem Jüngling stehen zwey andere, die ein Brett durchsägen. Die Alterthumsforscher glauben hierin die Art zu erkennen, wie die Alten ihre Verbrecher strafen. Außer dieser Malerey finden sich in derselben Straße auch noch andere sinnreiche Bilder, eines darunter stellt einen Merkur, mit dem Geldbeutel in der Hand fliehend und von der Fortuna beschützt, vor. Der Zufall hat gewollt, daß sich gerade über der Halle mit der Fontaine am Eingange eines Hauses ein Schädel vorfand; der König ließ die Nachgrabung unter seiner eigenen Leitung mit Thätigkeit beginnen; es wurde bald ein ganzes Skelett mit einem Geldbeutel und sechszig Silbermünzen gefunden; drey andere Skelette hatten neben sich vier Brasselets in Schlangenform von Gold, und fünf Ringe, wovon der eine mit einem Stein versehen war. Unter den Münzen fand sich nur eine Goldmünze; unter der Asche und dem Bimmsteingrund, welche durch die lange Zeit zur festen Masse geworden sind, lassen sich noch Schädel und Knochen entdecken, was auf eine weitere reiche Ausbeute schließen läßt.

Nr. 104.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 27. December 1827.

Ueber die neuentdeckten Gemälde in den Gräbern von Tarquinii.

(Ein Vortrag, in der Sitzung der philosophisch-philologischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, gehalten am 1sten December dieses Jahrs.)

In nordwestlicher Richtung von Rom führt die Via Aurelia nach dem tyrrhenischen Meere und dann seiner Küste folgend vorüber an dem Feld der alten Caerae und an Civita vecchia nach dem im Mittelalter mächtigen Corneto, das auf einem lang hingestreckten Felsen in einer von Hügeln unterbrochenen Ebene neben den Grundmauern des alten Tarquinii gebaut ist. Von Corneto aus entlang dem Wege nach der Fontana vecchia wird die Lage der alten Stadt Tarquinii nachgewiesen. „Südöstlich auf einem von ihr getrennten Bergesrücken, der mit der neuen Stadt zusammenhängt, erstrecken sich zwey Millien über Corneto hinaus und der alten Stadt gegenüber die weit verbreiteten Hypogäen und Grabeshügel derselben." *) Seitdem man sich mit hetrurischen Alterthümern beschäftiget, sind diese Grotten ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Archäologen gewesen. Viele wurden aufgedeckt, untersucht und wieder verschüttet, sichtbar ist nur noch die Grotte del Cardinale geblieben, so genannt wegen ihrer Größe und Schönheit. Sie ist von Pilastern gestützt und mit den bekannten Vorstellungen der auf Wagen von Todesgenien entführten Seelen geschmückt. Die Gräber sind in den Felsen gehauen und senken sich gemeiniglich von dem Eingange abwärts nach einem Gemache von mehr oder weniger Ausdehnung; bey den sorgfältiger gearbeiteten sind die Wände mit Stucco überzogen und über demselben mit Gemälden geschmückt, welche sich zuweilen auf den Tod, öfter noch auf das Leben der Verstorbenen beziehen, seine Freuden, Festgelage, bacchische Züge und öffentliche Kampfspiele darstellen. Diese Hypogäen sind die unerschöpfliche Schatzkammer hetrurischer Alterthümer, und so haben sie auch an ihren Wänden ächte Werke hetrurischer Malerey erhalten, zum Theil, wie die Grotten selbst, aus dem frühen Alterthume der noch selbstständigen Herrschaft tarquinischer Lukumonen. Sie sind ohne Ausnahme, wie auch die altgriechischen und ägyptischen auf irdenen Gefäßen, monochromatisch, d. h. ohne Mischung der Farben und nur mit verschiedenen illuminirt, in einem alterthümlichen und eigenthümlichen Style.

Nachdem lange Zeit die cornetanischen Grotten weniger Aufmerksamkeit gefunden, ist sie ihnen in unsern Tagen von Neuem zugewendet worden. Lord Kinaird ließ im Frühling 1825 eine beträchtliche Zahl öffnen; Hr. Prof. Gerhardt, welcher einen Monat darauf die Gegend besuchte, fand das Meiste schon wieder verschüttet, doch einige Grotten noch zugänglich. Sie waren mit Löwen, Blumenwerken und in deren Windungen mit rothgefärbten Wasservögeln ausgeschmückt. Der Hintergrund des zweyten Gemaches enthielt eine Verzierung zwischen zwey einander gegenüberstehenden Wölfen. Anlage und Ausführung dieser Malereyen zeigte Kraft und Fertigkeit in der überlieferten Form. Unter dem 28sten Juni d. J. ward in römischen Blättern gemeldet, es seyen dort kürzlich wieder sehr merkwürdige Ausgrabungen unternommen worden; Hr. Vittorio Massi, Haushofmeister des Bischofs von Corneto, habe zwey Gräber öffnen lassen; beyde seyen mit Malereyen im Innern geschmückt, in welchen Spiele und Leichenmale vorgestellt würden. In dem Einen seyen die Figuren mit etrurischen Inschriften ausgestattet.

Durch besondere Gunst des Glücks für die archäologischen Studien waren drey deutsche Kenner alter Kunstwerke, und die zugleich geübte Zeichner sind, bey diesem Funde gegenwärtig, Hr. Baron v. Stackelberg, berühmt durch seine Reise nach Griechenland, Hr. Architekt Thürmer, unser Landsmann, durch seine athenienischen Alterthümer als geübter Zeichner bekannt, und Hr. Kestner, königlich-hannöverischer Legationsrath.

*) Stelle aus einem Reisebericht dahin von Eduard Gerhard, der zu unsrerem gemeinsamen Reisewerke gehört.

Sie hatten nicht nur Theil an der Entdeckung des Hrn. Masi, sondern waren so glücklich, noch eine dritte Kammer zu finden, deren Gemälde an Schönheit und Bedeutsamkeit die der beyden andern Hypogäen noch bey weitem übertreffen. Aus einem Briefe des Hrn. Baron v. Stackelberg gab das Kunstblatt vom 23. August d. J. darüber vorläufige Nachricht, zugleich aber auch die Meldung, daß er mit seinen beyden Freunden beschäftigt sey, diese Grotten genau zu vermessen und ihren Inhalt an merkwürdigen Bildern auf das sorgfältigste zu zeichnen. Da ihm die Entdeckung von solcher Wichtigkeit schien, daß er sie denjenigen, welche seine und seiner früheren Gefährten Reise in Griechenland verherrlichten, gleich setzet, beschloß er, sie ungesäumt zu einem Werke unter dem Titel „Aelteste Denkmäler der Malerey oder Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii" zu vereinigen, dessen Herausgabe unser jetziger Mitbürger, Herr Baron v. Cotta, übernommen hat. An ihn sind in der letzten Woche seines Aufenthaltes unter uns die genauen und vortrefflichen, großen Theils kolorirten Zeichnungen jener Kunstwerke eines fernen Alterthumes eingesendet worden, *) und ich ergreife mit Freude die Gelegenheit, sie Ihnen zur Einsicht vorzulegen, wenn ich noch einige Bemerkungen werde vorausgeschickt haben.

Die Zeichnungen der Gemälde mit hetrurischen Inschriften und in hetrurischem Style übertreffen bey weitem Alles, was in dieser Gattung bis jetzo bekannt war, an Treue und Charakter der Auffassung, so wie sie auch durch ihre Bedeutsamkeit und die Mannigfaltigkeit der Gruppen den bisher bekannten weit vorangehen. Es sind Spiele der verschiedensten Art, des Ringens, des Faustkampfes in Gegenwart von Kampfrichtern, zwischen Lorbeerbäumen und Kränzen, die den Siegern bestimmt sind, Jünglinge, die ihre Kränze vom Wettrennen heimbringen, oder noch im Kampfe begriffen sind, Alles in einem Friese, der den obern Theil der Wände dieser Gemächer umgibt, ausgebreitet und wohl geordnet, und in der eigenthümlichen Art mit Leichtigkeit und Gründlichkeit ausgeführt. Man hält solche Darstellungen in Gräbern gewöhnlich für Leichenspiele; aber ihnen sind nicht gemäß die Festzüge voll bacchischer Lust, noch auch jene Vorstellung einer männlichen Figur, vor einem flachen Altar, deren Fascinum, wie anderwärts Götterbilder und andere Denkmäler des Kultus, mit einer herabhängenden Binde geschmückt ist, während ein Mann in vorgebogener Stellung ihm über den Altar einen Fisch wie zum Opfer entgegenhält, eine Scene, welche sich wohl auf die Fascinatio bezieht und uns ein Bild des deus Pascinus zu gewähren scheint, welchem zur Abwendung der Folgen großen Neides geopfert wurde. *) Ihm gegenüber ist eine Scene der Bekränzung, wenigstens wird sie vorbereitet, denn der eine Mann in ihr hat beyde Hände voll Lorbeerreisern, die er dem andern zu bringen scheint, und der deus Fascinus wäre also hier eben so an seiner Stelle, wie an dem Wagen der Triumphatoren.

*) Dieselben sollen in Umrissen lithographirt und zum Theile kolorirt baldigst dem Publikum vorgelegt werden, und sind als die einzigen vollständigen und authentischen Nachbildungen jener Grabgemälde zu betrachten.

Einige Gruppen haben allerdings Bezug auf die Verstorbenen, denen die Grotte gewidmet ist, und so scheint Taf. XXX. die Frau mit erhobenen Händen gegenüber einem bärtigen Alten, der sich auf einen flöteblasenden Knaben stützt, die Abgeschiedene, welche zwischen Lorbeersträuchern vom Bacchus mit dem Trunke der Begrüßung empfangen wird. Zu beyden Seiten dieser Gruppe halten zwey Jünglinge zu Roß mit Siegeskränzen. Dieselbe weibliche Figur kommt mit den beyden Jünglingen noch einmal vor Taf. XXXII., wo diese von ihren Pferden gestiegen sind und sie begrüßen. Die Kampfscenen aus den Festspielen, welche hier abgebildet wurden, sind demnach solche, in denen sich einzelne Glieder von der Familie der Verstorbenen verherrlicht haben, der Komos, welcher Taf. XXXII. abgebildet ist, wurde zur Feyer ihres Sieges begangen, und die Gegenwart der sieggekrönten Jünglinge bey dem von Dionysos empfangenen Trunke in der andern Grotte bedeutet, daß der Ruhm dieses einheimischen Erfolges die Glieder des Hauses bis über das Leben hinaus begleitend erachtet wurde.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dem großen Neide wurde, wie bekannt, zauberische Kraft beygelegt, und sein λοξὸν ὄμμα sorgfältig vermieden. Auch übermäßiges Lob, weil es den Neid dämonischer Mächte rege macht, schadet, besonders schönen Kindern. Als Gegenzauber ward das Fascinum betrachtet, und nach Varro de L. L. VI. 8. diese turpicula res dem Knaben um den Hals gehängt, als Zeichen des sie beschützenden Gottes. Wie aber ihnen, so war er auch den Triumphatoren heilsam, denen man sein Bild unter den Wagen band, die Folgen des Neides abzuwenden. Die Vestalinnen ehrten diesen Gott bey den römischen Opfern wahrscheinlich unter den übrigen diis averruncis. Plin. H. N. XXVIII. 4.

Kupferstichkunde.

Kritisches Verzeichniß der Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlung, so wie eines seltenen Manuscripts, einiger Kunstbücher und anderer Kunstgegenstände, welche aus dem Nachlasse des zu Bamberg verstorbenen Dr. Med. Adam Ziegler, durch das k. b. Kreis- und Stadtgericht in Bamberg in

öffentlicher Auktion an den Meistbietenden gegen gleich baare Bezahlung verkauft werden sollen am Montag den 12ten Mai 1828 und den folgenden Tagen. Verfaßt von Fr. K. Rupprecht, Maler und Kupferstecher. Bamberg 1827. 8. 100 Seiten.

Verzeichniß der vorhandenen zur Debit, respektive Konkurssache des verlebten k. b. Staatsrathes und General-Commissärs rc. Franz Wilh. Frh. v. Asbeck gehörigen Handzeichnungen und Kupferstiche, welche am 10. Dec. 1827 u. f. T. auf dem königlichen Kreis- und Stadtgerichte in Würzburg öffentlich versteigert werden. Würzb. 1827. 8. 16 Seiten.

Mit Vergnügen wird jeder Kunstliebhaber und Kupferstichsammler das erstere Verzeichniß durchlesen, indem er daraus Belehrung schöpfen kann, und nicht nur eine genaue Angabe der Blätter, sondern auch über ihre verschiedenen Abdrücke Nachrichten erhält. Eben so sind auch häufig Ergänzungen zu Bartsch und andere artistische Notizen zu finden. Der Katalog ist alphabetisch nach Kupferstechern geordnet, bey jedem Blatte angezeigt, in welcher Manier es gefertigt, und wie hoch und breit es ist, was selbst auch bey jenen Blättern bemerkt wurde, welche in Bartsch's Peintre graveur vorkommen. Durch dieses Verfahren zeichnet sich dieses Verzeichniß vor jenem über die v. Stengel'sche Sammlung, welches ebenfalls Rupprecht fertigte, aus. Auch ist dieß sehr zu loben, indem nicht jeder Liebhaber den Peintre graveur hat, und ihm daher die Gelegenheit mangeln kann, darin erst Auskunft über die Größe der Blätter zu suchen, welche bey vielen Sammlern berücksichtigt wird, und häufig auf das Verhältniß des Preises Bezug hat.

Bey dem Gehalt der Blätter ist Rupprechts Angabe äusserst genau, überall bemerkt, ob das Blatt aufgezogen, befleckt, beschnitten ist, ob es früher eingerahmt war, Brüche hat, ob der Druck etwas abgerieben ist, oder ob es durch Herstellungen gelitten hat. Alle Ausdrücke, welche die deutsche Sprache in dieser Beziehung darbietet, sind in diesem Katalog zu finden. Und so ist der auswärtige Liebhaber in den Stand gesezt, mit vollstem Zutrauen Bestellung zu geben. Er wird gewiß nicht getäuscht, sondern bey Empfang der Blätter seine Erwartung übertroffen finden. Ref. kennt diese Sammlung und glaubt eben darum ein richtiges Urtheil geben zu können. Folgende Meister mögen bey mehreren Sammlern eine besondere Beachtung verdienen: Adam, Aldegrever, Balechou, Bartsch, Beatricet, H. S. Beham, Boissieux, Bolswert, Callot, Courtois, Cranach, Dietrich, Dorigny, Dürer, van Dyck, Edelinck, Fantuzi, Gmelin, Goltzius, Goudt, v. Green, Haldenwang, Hollar, Jegher, Klein, Livens, Marcenay, Masson, Morghen, J. Gotth. Müller, Pl. v. Amstel, Poilly, Reindel, Reinhart, Rembrandt, Schmutzer, Vanni, Vischer, Vorstermann, Woollet. Die Nummern der Kupferstiche gehen bis 867; darauf folgen 32 Werke mit Abbildungen, worunter sich die Gallerie von Luxenburg, das Heldenbuch von 1524, die Abbildungen der Päpste, herausgegeben von Rossi 1685, Kleins Werk, Leben groser Deutschen, Baden und seine Umgebung von Frommel rc. und ein Breviarium im Manuscript auf Pergament mit Miniaturgemälden, auszeichnen. Darauf folgen 30 vorzügliche Blätter der Kupferstecherkunst unter Glas und Rahmen, unter andern Müllers Madonna di S. Sisto, vorzüglicher Abdruck vor der Retouche, mit breitem Rand; von Masson der Cadet a la Perle, von Tob. Strange Karl I., von Desnoyers Franz I., von Hall und Sharp Oliver Cromwell und die Landung Karls I. Diesen reihen sich vier Wassermalereyen an. Darauf kommen 43 Handzeichnungen von bekannten, meistens noch lebenden Künstlern, unter andern von Consoto, Dietsch, Dorner, Klengel, Theodori, Wagenbauer; unter den unbekannten verdienen die drey Mönche, welche eine Frau fangen, Beachtung. Diese Zeichnung ist in Jost. Ammons Geschmack um 1550 gefertigt, und hat deutschen Text, anfangend:

> Wer guet faist Pfaffen will haben,
> Der thue nach Pamberg fragen,
> Da giebt man neun umb ein Khreutzer u. s. w.

Dieselbe wäre wohl zum Stich für die Curiositäten geeignet. Den Schluß der Kunstsammlung machen sechs Oelgemälde, welche der Maler Dorn anzeigte. Am Ende ist ein Register über diejenigen Künstler beygefügt, welche nicht in alphabetischer Ordnung eingereiht sind. Und so entspricht dieses Verzeichniß allen Forderungen, welche auch der schärfste Kritiker verlangt. Mit Ehre kann diese deutsche Arbeit neben jedem sorgfältig gefertigten französischen Katalog stehen.

Was Ref. Ruhmwürdiges, ohne die Gränzen seiner Pflicht überschritten zu haben, über das erste Verzeichniß sagte, trifft vollkommen im Maaße des Ungünstigen bey dem zweyten ein. Welchen Nutzen soll ein solches Verzeichniß haben? Für Einheimische kann es nicht gefertigt seyn, denn diese haben die Sachen vor sich, und können auch leicht Erkundigungen darüber einziehen, und Auswärtigen kann es nichts nützen. Denn bey Zeichnungen und Gemälden kommt es sehr viel darauf an, ob sie reiche Kompositionen haben, in welcher Manier sie ausgeführt sind, fleißig oder flüchtig, ob sie groß oder klein sind u. s. w. Dieß ist hier weit nothwendiger, als in einem Kupferstich-Katalog. Bey lezterem ist der Lieb-

haber viel eher in den Stand gesezt, in andern Schriften über Blätter Auskunft zu finden, wo ihn der Katalog im Dunkeln läßt; allein bey Zeichnungen und Gemälden, welche gewöhnlich nur einmal existiren, ist dieses nicht der Fall. Entschuldigungsgründe können hier nicht stattfinden, selbst nicht im Ersparen der Druckkosten; man kann deutlich und doch sehr kurz seyn. Ein Beyspiel davon gab Börner in seinem Verzeichniß über die Campe'sche Sammlung zu Leipzig, worin sich 600 Handzeichnungen befanden. Diese Bemerkungen haben nicht nur Bezug auf das Asbeck'sche Verzeichniß, sondern auf viele andere, welche seit einigen Jahren in Deutschland erschienen, und noch dazu von Künstlern gefertigt sind, von welchen man eine richtige und gründliche Angabe fordern kann.

Joseph Heller.

Neue kunstgeschichtliche Werke.

1. Epistola di Giovanni Davide Weber ad Emanuele Antonio Cicogna intorno alle colonne acritane e loro monogrammi esistenti dinanzi la cappella di San Giovanni della chiesa di S. Marco di Venezia ec. Venezia 1826.

Die neben der Markuskirche zu Venedig aufgestellten Säulen, nach der Stadt St. Johann von Akre, von wo aus sie nach Venedig gebracht wurden, die Akritanischen genannt, werden in diesem Werkchen näher beleuchtet, und der Autor glaubt die Monogramme so deuten zu müssen: A Dio Supremo, Sommo, Massimo, ed al suo Figliuolo Esauditore, Avvocato, Salvatore a cui siano onori e gloria. Am Ende sind die beyden Monogramme in natürlicher Größe dargestellt.

2. Dell' Aquedotto e della fontana maggiore di Perugia, ornata dalle sculture di Niccola e Giovanni Pisani e di Arnolfo Fiorentino, con note, illustrazioni ed un appendice di documenti inediti ec. di Gio. Batista Vermiglioli, Perugia 1827. in Foglio.

Für die Geschichte der schönen Künste zur Zeit ihres Wiederauflebens von Wichtigkeit, da in den Noten und Beylagen viele noch unedirte Dokumente beygebracht sind.

3. De la Splendeur des Beaux-Arts en Italie, jusqu' à Raphael, et de leur décadence progressive après sa mort, par J. Odevaere, Peintre de Sa Majesté le Roi des Pays-Bas, Chevalier de l'Ordre du Lion Belgique, Membre de la Société des Beaux-Arts de Gand etc.

Dieses Werk, welches aus drey Bänden bestehet, wovon der Text auf schönes Papier, die Zeichnungen aber auf chinesisches Papier gedruckt wird, soll vierteljährig erscheinen, und der erste gleich nach Abschluß der Pränumeration ausgegeben werden. Der Preis jedes Bandes auf gewöhnlichem Papiere ist 15 Fr.; auf Velinpapier 24 Fr., es findet keine Vorausbezahlung statt.

Paris.

Die Akademie der schönen Künste hielt den 6ten Oktober ihre jährliche öffentliche Sitzung zur Vertheilung der zum Konkurs 1827 ausgesezten großen Preise.

Den Vorsitz führte Hr. Thevenin. Der beständige Sekretär, Hr. Quatremère de Quincy, las einen Bericht über das Leben und die Arbeiten des Bildhauers Carl Dupaty.

Hr. Raoul-Rochette las im Namen seines Kollegen, welchem die Arbeit übertragen war, den Bericht über die Preisbewerbung vor.

Hierauf fand die Preisvertheilung über die ertheilten Aufgaben statt, nämlich:

Für die Malerey: Coriolan aus Rom verbannt.

Für die Skulptur: Mutius Scaevola.

Für die Baukunst: Ein Museum der Naturgeschichte, mit der Bestimmung, alle Schätze aus den drey Reichen der Natur aufzunehmen.

London.

Von artistischen Werken sind zu London in den lezten zwey Monaten erschienen: London in the nineteenth century. Dieses Werk enthält eine Reihe von Ansichten neuer Gebäude, wie auch restaurirter u. dgl. m.; jede Lieferung wird, wie die erste, einen Schilling kosten. Ferner: Architettura Campestre (1 Pf. 11 Sch. 6 D.), Bulwer's Views in the Madeiras (über 3 Pf.), eine Lieferung der Flora Australasica (?) Brokedon's Passes on the Alps (Nro. 3; 16 Sch.); the works of Canova, engraved by H. Moses, in outline (die drey ersten Lieferungen); Retschs Outlines of Goethe's Faust adapted to Lord F. L. Gower's translation; E. W. Brayley's Ansichten der Londoner Theater und historischer Bericht über dieselben; die Kupferstiche sind von D. Havill (4. 2 Pf. 2 Sch.); Thompson, Retreats eine Reihe Plane u. dgl. von Landhäusern, Villa's, Prachtgebäuden, 41 schönkolorirte Blätter.

Nr. 105.

Kunst=Blatt.

Montag, den 31. December 1827.

Ueber die neuentdeckten Gemälde in den Gräbern von Tarquinii.

(Ein Vortrag, in der Sitzung der philosophisch=philologischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München gehalten am 1sten December dieses Jahrs.)

(Beschluß.)

Sowohl die kolorirten Blätter, als auch die Durchzeichnungen verschiedener Köpfe von Menschen und Thieren und diese ganz besonders zeigen die Fertigkeit und man kann sagen die Virtuosität in dem angenommenen und überlieferten Style. Die hetrurischen Ueberschriften werden indeß nicht, wie die Entdecker glauben, über eine verlorene Sprache Licht verbreiten. Sie vermehren nur die Anzahl unbekannter Laute und Worte aus einem Idiom, das auch durch Lanzi's und der neuesten italienischen Antiquare in Perugia und Bologna Bemühungen im Ganzen unbekannt geblieben ist.

Während nun aber schon diese Grotten durch den eigenthümlichen Reiz und die Bedeutsamkeit ihrer Gemälde für die ächt hetrurische Kunst und ihre Geschichte von größter Wichtigkeit sind, erhebt sich der Inhalt jener dritten von den drey deutschen Künstlern entdeckten bey weitem über sie. Hr. Baron v. Stackelberg nennt die Grotte in dem eingesandten Verzeichniß einen „griechisch hetrurischen Tumulus“ und sagt in oben erwähntem Aufsatze des Kunstblattes, sie sey im „altgriechischen Style“ gemalt. Ein Blick auf die Zeichnungen zeigt, daß die Benennung vollkommen gegründet ist. Auch die durch ihre Inschriften als ächt hetrurisch bezeichneten Gemälde nähern sich bedeutend dem altgriechischen Style, der aus Vasenbildern bekannt genug ist; aber sie behalten doch immer etwas Eigenthümliches und Nationales, das italische, auch aus den bemalten Bildwerken von Velletri bekannte Gepräge bis in das Einzelne der Kleidungen und des Ausdrucks; hier aber, in der dritten Grotte, ist der altgriechische Styl selbst in seiner ganzen festbegründeten Eigenthümlichkeit und charaktervollen Stärke, die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen diesen Gemälden und den griechischen Vasen in Zeichnung, Färbung, Anordnung, Kleidung und Geräthen. Vorgestellt sind ein Schmauß auf Triklinien mit vollem Apparate, dazu in den Winkeln unbekleidete jugendliche Oenophoren neben großen Mischkrügen, ein Chortanz, und dann in zwey Abtheilungen eine große Festversammlung, die sich an dem Kampfspiele des Wettrennens, des Ringens, des Faustkampfes, des Lanzenwerfens, des Speeres und des Diskus ergözt. Unter dem Gerüste der Zuschauer sind noch Gruppen junger Leute mit dem Paedotriben oder Turnlehrer vertheilt, halbliegend und zum Theil in den kunstreichsten und anmuthigsten Stellungen, offenbar solche, die erst des Rufes zum festlichen Kampfe noch gewärtig sind, denn auf dem Schauplatze der Spiele selbst sieht man nur Männer in der Arbeit der verschiedenen Kämpfe begriffen.

Die Anordnung dieser Gemälde ist nicht minder sinnreich, wie die Ausführung schön. Dem Eingange gegenüber ist das Festgelag auf Polstern, die mit den feinsten bunten Decken zierlich belegt sind, drey Gruppen je zu zwey Personen, von unbekleideten Epheben bedient, zu beyden Seiten dieses Mahles in gleicher Höhe mit ihm zeigen die Seitenwände des Gemaches den Tanz eines Chores von Männern und Frauen, der wohl zur Erheiterung der Schmausenden aufgeführt wird. Ueber diesen ergözlichen Scenen breitet sich als Fries in der ganzen Fläche jener drey Wände die Reihe der Kämpfe aus, welche die ganze Mannigfaltigkeit und Schönheit gymnischer Feste zur Anschauung bringen. Die Versammlung der Zuschauer auf ihren Gerüsten füllt die beyden Ecken und bricht sich dadurch in vier Abtheilungen, von denen zwey die Fläche der hintern Wand vor Augen haben, die zwey andern aber, jenen den Rücken zuwendend, die auf den Seitenwänden dargestellten Spiele des Frieses. Ueber dem Gelage und dem darüber ausgebreiteren Friese der Hinterwand biegt sich das Deckengemälde über, bestehend aus einem großen Mischkruge, aus dem eben zwey junge und ebenfalls unbekleidete Oenophoren, in deren Zeich-

nung der reinste altgriechische Styl ganz besonders sichtbar ist, geschöpft haben, und im Begriffe sind zu den Triklinien des Gelages abzugehen. In den daran stoßenden Ecken sind zwey einzelne Figuren von Zechern gelagert, und so gleitet das Auge von diesem höchsten Schlußpunkte der großen und sinnreichen Komposition über die Gruppen der zwischen den Festversammlungen Kämpfenden herab, um unter ihnen bey dem heitern Gelag und den Chortänzen zu beyden Seiten derselben anzukommen. Auch hier wird man die Siegesfeyer durch Schmaus und Tanz und die über ihr ausgebreiteten Kämpfe als diejenigen, in denen die Kränze, mit ihnen aber der Schmuck des Hauses gewonnen ward, dem die Grotte gewidmet ist, und demnach in dem mannigfaltigen, wohlverbundenen Ganzen eine sinnliche Darstellung jener Scenen rühmlicher Anstrengung und festlicher Lust erblicken, welche die pindarischen Oden so oft in dem Glanze der Dichtung sehen lassen.

Auffallend ist es auf den ersten Anblick, mitten in einer hetrurischen Stadt einen Giebel mit rein griechischen Gemälden zu finden; doch die Erscheinung steht nicht mehr einzeln: in denselben Grotten von Corneto sind wie in frühern, so auch in den lezten Jahren wiederholte rein- und ächtgriechische Gefäße mit der schönsten Malerey gefunden worden. Woher diese Erscheinung? Wurden diese Gefäße aus Großgriechenland oder Sicilien eingeführt und wurden eben daher die Maler beschieden, um jene Grabesgrotten mit Werken ihrer Kunst zu schmücken? Auffallend wäre diese Erscheinung des Fremden mitten unter dem Bestande des Einheimischen, doch nicht unmöglich. Indeß der Stadt Tarquinii wird von Justinus B. XX. K. 1. griechischer Ursprung beygelegt. In der That war an derselben Küste weiter nördlich, an den Mündungen des Arno, Pisa von Griechen gebaut worden, und tiefer unten Cumae; doch ist in jener Meldung des Justinus wohl eine zu große Ausdehnung des Historischen, denn den ächt hetrurischen Ursprung von Tarquinii zeigen die dort mächtigen Lukumonen, die übrigen Alterthümer und Alles, was man von der Stadt weiß, bis auf ihren Namen; dagegen ist eben so gewiß, daß griechische Einwanderung Statt gefunden. Es ist eine in voller Uebereinstimmung von den verschiedensten Seiten überlieferte Nachricht, daß aus Korinth nach dem Sturze der Bachiaden, Ol. 30, 658 v. Chr., einer dieses Stammes, Demaratus, nach Tarquinii eingewandert sey und dort den Tarquinius, den ältern, den König von Rom, gezeugt habe. Auswanderungen mächtiger Familien in Folge solcher Katastrophen umfaßten gemeiniglich zahlreiche Geschlechter; und daß Demaratus mit starkem Gefolge in Tarquinii angekommen, zeigt das Ansehen, dessen er genoß, und daß der Lucumo der Stadt sich mit ihm verband. Plinius gibt ihm die Bildner Euchir und Eugrammon zu Begleitern, und von diesen sey die Plastik Italien überliefert worden. Hist Nat. XXXV, 12. Demaratum vero ex eadem urbe profugum, qui in Hetruria Tarquinium priscum regem populi Romani genuit, comitatos fictores Euchira et Eugrammum: ab iis Italiae traditam plasticen. Die Namen mögen allegorisch seyn, auch ist unhaltbar, daß sie die Plastik dorthin gebracht, welche früher und von Griecherland unabhängig hier bekannt war, die Nachricht aber, daß auch Künstler den Demaratus begleitet, bestätiget die Voraussetzung eines zahlreichen Gefolges, mit dem er ankam, und bietet zugleich erwünschte Gelegenheit zu der Bemerkung, daß diesen griechischen Uebersiedelungen in die althetrurische Stadt aus Korinth auch die Kunstübung aus ihrer berühmten Heimath gefolgt war. Griechische Geschlechter, in barbarische Städte verpflanzt, mischten sich zwar mit den Einheimischen, aber erst im Laufe der Zeiten und einer Folge von Generationen, und so ist erklärbar, wenn, wie mitten unter den Tarquiniern ächt hellenisches Geblüt, so unter ihren Grabesgrotten ächt hellenische Malerey gefunden wird. Die Geschlechter aus Korinth hatten, als jene Grotten ausgeführt wurden, die angestammte Art und Kunst auch im Auslande und unter Fremdlingen noch aufrecht gehalten.

Dadurch aber rücken die Gemälde erst in ihre volle Bedeutsamkeit. Wir hatten, wie bekannt, altgriechische Gemälde, aus der Zeit der μονοχρώματα, allein auf irdenen Geschirren in kleinerem Maaßstabe, die für Nachbildungen großer und eigentlicher Gemälde gehalten werden; hier aber öffnet sich auf hetrurischer Erde eine Kammer voll ihrer eigentlichen und umfassenden Werke, und die Gattung von Malerey, die noch Polygnotus nicht verlassen, und die, auch nach Erfindung der Farbenmischung, in einigen Werken Zeuxis beybehielt, wie sie auf den irdenen Geschirren zu allen Zeiten beybehalten wurde, liegt hier zum ersten Male in ächter und lauterer Urkunde vor uns. Allerdings gewinnen dadurch die altgriechischen Gemälde von Tarquinii eine Bedeutung, die sie für die Archäologie den Bildsäulen von Aegina an die Seite stellt: aus demselben Zeitraume mit ihnen, wie ihr Styl zeigt, füllen sie in der Geschichte der Malerey eben so eine Lücke aus, wie die Bildsäulen von Aegina in der Plastik, oder vielmehr, sie legen uns die älteste griechische Malerey zuerst in ächten, größeren und umfassenderen Werken vor Augen und bringen die Annahme zur Gewißheit, daß die alten Vasenbilder treue Kopien derselben überliefert haben.

Fr. Thiersch.

Kunstausstellung in Brüssel 1827.

(Fortsetzung.)

Ich bin in dem Bisherigen so umständlich gewesen, daß ich mich für alles folgende um so kürzer fassen muß. Oben habe ich bereits gesagt, daß Navez in seinen italienischen Scenen schon früher vielen Beifall gefunden. Dieses mal sahen wir von ihm eine Rückkehr von der Pilgerfahrt: Vater, Mutter, und zwey Kinder; der Vater und das älteste Kind kräftig und voll Individualität, die Mutter und das jüngere Kind zu unbestimmt gezeichnet, zu todt kolorirt. Sein zweites Gemälde war eine alte Frau, die ein Kind auf der Schalmey blasen läßt, indeß ein junges Mädchen das Tamburin dazu schlägt. Dieses Mädchens Kopf war recht jugendlich und besser kolorirt, als die meisten Arbeiten dieses Meisters. Das dritte Gemälde endlich, ein junges Frauenzimmer, das lesend ein schlafendes Kind im Arme hält, erinnerte sehr an eine Handzeichnung Raphaels, die noch kürzlich in Paris im Großen lithographirt worden, war übrigens in Ausdruck und Malerey höchst lieblich. Gründlicher als dieser Künstler ist vielleicht in der nämlichen Gattung H. C. Krusemann von Amsterdam, von dem wir indessen diesesmal nur ein unbedeutendes Gemälde der Art sahen. Mehr Aufmerksamkeit verdienten zwey Familiengemälde desselben Meisters; das eine stellte eine Mutter mit ihren Kindern, das andere vier Kinder mit einem Hunde vor. Von beyden ist schon bey Gelegenheit der Kunstausstellung von Amsterdam im vorigen Jahre mit dem Lobe gesprochen worden, das ihnen gebührt. Besonders verdient bemerkt zu werden, daß die Köpfe, obgleich sehr ähnlich, dennoch veredelt und beynahe zu historischer Würde erhoben waren. Dieß durften wir auch mit Recht von einem Manne erwarten, der schon seit mehreren Jahren die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf sich gezogen. Einige, die sich des Belisars erinnerten, den er im Jahre 1824 hieher gesandt, wollten sogar in seinen gegenwärtigen Arbeiten eine Verminderung jener Kraft, jenes gewissenhaften Strebens finden, dessen er doch, um zur Reife zu gelangen, noch immer bedürfte. Vielleicht aber muß man dieß der besondern Aufmerksamkeit zuschreiben, die H. Krusemann auf eine große historische Komposition verwendet, welche er für eine bedeutende Lehranstalt in Löwen malt. Vielleicht aber auch, wenn es erlaubt ist einen Künstler nach seinen Schriften zu beurtheilen, darf man sagen, daß die auf diesen Maler gegründeten Hoffnungen zu hoch gesteigert sind. In seinen Briefen aus Italien, die er im Jahre 1826 bey S. de Vitter in Haag herausgegeben, zeigt er sich zwar als einen gebildeten, nach mehreren Seiten hin auf die Künste aufmerksamen jungen Mann, der ein reges Gefühl für das Schöne in sich trägt, aber nichts deutet in denselben auf irgend eine hervorstechende Eigenschaft, auf einen besondern Beruf zu merkwürdigen Schöpfungen hin. Es ist eher die Schrift eines Liebhabers als eines Künstlers. Zum Schlusse führe ich noch in der angegebenen Gattung H. Picqué an, der eine Mutter gemalt hatte, welcher ein Hund vom S. Bernhardtsberge ihr verloren geglaubtes Kind zurück gebracht hat. Das Kind liegt schlafend im Arme der Mutter, die dankend und gerührt zu Gott aufblickt, das edle Thier scheint sich seiner That zu freuen. Der Maler ist ein junger Mann, der, ohne viel regelmäßigen Unterricht genossen zu haben, sich unermüdet nach guten Mustern zu bilden strebt. Er hat schon fünf Preise auf verschiedenen Ausstellungen erhalten, und ist endlich von S. M. mit einer Pension beschenkt worden, um sich in Italien seinem Berufe ferner zu widmen. Wenn er so fortfährt, so könnte er wohl dereinst alle unsere Schulprodukte beschämen, und einen Beweis mehr gegen das Unzweckmäßige unserer Lehrmethoden abgeben.

Ich komme nun zu den eigentlich niederländischen Gattungen, und freue mich, sagen zu können, daß der alte Stamm, der nun schon ein Paar Jahrhunderte sich erhalten, immer noch manche, mitunter recht kräftige Sprossen treibt. Erst führe ich das Beste aus dem edleren Fache an.

J. Eckhout aus Antwerpen: Eine Matrosenfrau, die an der Küste von Scheveningen steht, und starr in die Fluthen blickt, in denen ihr Mann sein Grab gefunden. Sie hält ein Kind auf dem Arme, ein Knabe von etwa fünf Jahren schmiegt sich ängstlich an ihre Kleider an, ein Mädchen, ungefähr zwölf alt, steht neben ihr, den Schmerz der Mutter theilend. Der wolkige Himmel und der Wind, der stürmisch in den Kleidern weht, vollenden dieses Gemälde zu einem schauerlich schönen Ganzen; es war in jedem Sinne vortrefflich.

Van Bedaff aus Brüssel: die erste Versammlung der Generalstaaten in Dort, im Jahre 1572. In den Köpfen zu wenig Abwechslung, beynahe eine Gesellschaft von Brüdern, aber in den Stoffen, dem Helldunkel, der Färbung, der Anordnung an das Beste unserer ältern Meister erinnernd.

P. Kremer aus Antwerpen: Ein alter Vater und seine zwey erwachsenen Töchter, als Poesie, Musik und Malerey dargestellt. Die Anspielung war nicht recht verständlich; indessen zeigt der Maler, obgleich noch sehr jung, schon viele Sicherheit in der Zeichnung und ein schönes Gefühl für Farbe, so wie Geschmack in den Gewändern. Die Köpfe hatten einen edlen Ausdruck.

Geirnaert aus Gent: Ein sterbender Vater diktirt in Gegenwart seiner Familie und zweyer Zeugen einem Notar sein Testament. Die Hauptfiguren sehr ausdrucks-

voll, die andern etwas unbedeutend, und im Ganzen ein Mangel an Freyheit, aber viel Ueberlegung und eine Anlage, die sich hoffentlich schön entwickeln wird.

E. François aus Brüssel: Ein Maler, dem ein zierlich gekleidetes Frauenzimmer Bemerkungen über seine Arbeit macht, indem sie sich über seine rechte Schulter lehnt. Die Zeichnung hätte richtiger seyn können, aber kein anderes Gemälde übertraf dieses in sorgfältiger Behandlung einzelner Stoffe und Beywerke.

Unter den mehr oder weniger burlesken Gegenständen aus dem Leben der unteren Klassen gefiel allgemein ein ungefähr in natürlicher Größe gemalter Bauer in blauem Kittel mit seiner Pfeife am Hute, der einer Köchin eine Taube zum Verkaufe anbietet, und ihr dabey, lüsternd schielend, in den frischrothen dicken Arm kneift. Der Maler, J. Brice, hatte wirklich die größte Wahrheit erreicht. — Uebrigens wollen uns die Scenen, die den Ruhm eines Teniers, A. Brauwer, Ostade u. s. w. begründet, nicht mehr so recht gelingen. Entweder ist die derbe Heiterkeit unserer Vorfahren gar zu sehr aus uns gewichen, und wir arten auch hier nur in geistlose Nachahmung aus, oder das Fach ist beynahe erschöpft und läßt kaum noch eine eigene Erfindung zu, oder, was vielleicht mehr Grund hat, wir sind auch hierin nicht mehr so gewissenhaft und gründlich als jene Meister, die bey aller scheinbaren Nachlässigkeit doch ihre Kunst so vollkommen inne hatten und so fertig ausübten, daß wir noch täglich ihre leicht hingeworfenen Werke, selbst wenn sie kein Verdienst der Erfindung haben, als Wunder der Farbenkunst und des Helldunkels anstaunen. Vor einigen Jahren versprach ein junger Maler, H. P. J. Noël, aus einem Dorfe bey Dinant an der Maas, die alte Zeit wieder hervorzuzaubern, er sandte zur Brüsseler Ausstellung von 1821 eine lustige Scene, die er auf dem Gemüsemarkt in Amsterdam aufgegriffen hatte. Nie war das Gedränge so groß, man mußte sich durchfechten, um dies Gemälde zu sehen, in dem sich Wahrheit der Darstellung und eine höchst sorgfältige Behandlung sehr glücklich vereinigten. Leider raffte ein früher Tod diesen viel versprechenden Künstler weg, und mit wehmüthiger Erinnerung sahen wir dießmal ein Gemälde von Eckhout, zu dem der Verstorbene die Zeichnung geliefert hatte. Ein besoffener Sackträger wird auf einem Schubkarren mitten durch die jubelnde und neckende Menge vorwärts geschoben. An harmonischer Ausführung kam übrigens dieses Werk der Wittwe von Scheveningen desselben Meisters nicht bey. Ich übergehe noch ein Paar andere Stükke von Eckhout und nenne H. Coene, den Vater, aus Brüssel, der uns jährlich in dieser Gattung einige, zuweilen recht glückliche Stücke liefert, nur muß man, wie gesagt, nicht strenge den Maaßstab der alten Meister anlegen. H. J. van Regemorter von Antwerpen füllte ebenfalls seinen Platz wieder ehrenvoll aus. Auch H. Voordecker von Brüssel ergötzte uns mit einem Savoyarden, der seinen Hund mit einem Stocke manövriren läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris.

Zu Anfang Oktobers wurde das Neorama in der Straße Saint Fiacre, bey dem Boulevard Poissonière eröffnet. In demselben sind die Effekte des Panorama und Diorama vereiniget. Dieses doppelt magische Gemälde stellt das Innere der Sankt Peterskirche zu Rom dar, in dem Momente, wo der Papst von seinem Gefolge begleitet in der Mitte der Gläubigen auf den Knieen vor der Statue des Apostels betet.

Die Darstellung so vieler, ohne die geringste Verwirrung auf einer einzigen Fläche gehäufter Gegenstände, ist das Werk des Hrn. Allaux des Aeltern. Er erfaßte und vollendete dieses ungeheure Gemälde. Sein Bruder, ein ausgezeichneter Künstler, und ehemaliger Pensionär der französischen Schule zu Rom, vereinigte sich mit ihm zu dessen Ausführung.

* * *

Das Theater der komischen Oper, dessen Ausführung man mit Lebhaftigkeit betreibt, erhebt sich auf der ehemaligen Stelle des Finanzministeriums und der Lotterie. Es wird gegen alle Seiten hin freystehen; man wird dahin durch die Straßen Neuve-des-Petits-Champs und Neuve-Saint-Augustin gelangen; mehrere Ausgänge, welche auf die schon eröffneten und noch auszuführenden Wege leiten, werden den Zutritt der Fußgänger erleichtern.

Die Form des neuen Gebäudes ist ein Parallelogram; die Hauptfaçade geht auf einen Platz von der Straße Neuve-des-Petits-Champs; eine offene Säulenhalle auf dieser Seite wird gestatten, die Eröffnung der Kasse und die Lösung der Billete abzuwarten, ohne dem Regen ausgesezt zu seyn.

Das Erdgeschoß des Gebäudes bilden Bogengänge, von denen einige zu Kaufläden verwendet werden.

Die Nebenausgänge sind so eingerichtet, daß jede Logenreihe ihre eigene Stiege und eigenen Ausgang auf die Seitenstraßen hat. Die getroffenen Vorkehrungen lassen hoffen, daß, wenn sich ein Unglück ereignete, solches nicht die geringsten traurigen Folgen haben würde, da Decken und Dachwerk des neuen Theaters von Gußeisen sind.

Nr. 1.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 2. Januar 1827.

Walter Scott und sein Jahrhundert.

Unter den Kindern der Zeit ist immer eins, das sie zum Liebling sich auswählt, und diese Lieblinge wechseln wie die Zeit selbst. Die unsere hat ihre ganze Zärtlichkeit jenem Britten zugewendet, den man noch immer gern den großen Unbekannten nennt, um ihn als den Dalai Lama der Dichter zu bezeichnen. Walter Scott ist aber nicht nur in dem Maße der Liebling unserer Zeit, als andere Dichter die Verehrung früherer Zeiten genossen haben, sondern unzweifelhaft in einem weit höheren Maße. Noch nie ist ein Dichter so allgemein bey allen Nationen der gebildeten Welt, ich will nicht sagen beliebt, nur überhaupt bekannt geworden, als Walter Scott. Der ersten Bekanntschaft mit ihm ist aber wirklich überall eine grenzenlose Werthschätzung und Vorliebe gefolgt. Nur einzelne Männer haben diesem Strome der Begeisterung sich widersezt, die große Masse des Publikums ist überall davon fortgerissen worden, und mit Erstaunen sehen wir zum ersten Mal alle noch so verschiedene Völker in ein und demselben Geschmack übereinstimmen. Noch wichtiger ist der Umstand, daß seine Manier überall nachgeahmt wird, und daß er der Vater einer neuen, die halbe Welt überschwemmenden Literatur geworden ist. Nachahmer hat es immer gegeben, aber so zu Hunderten sind sie doch noch nie aus allen Winkeln der Erde hervorgeschossen, und noch nie hat ein Dichter oder eine Dichtungsart sich so auffallend vervielfältigt. Man muß bey diesem Romanenkraut, das so leicht in jedem Boden Wurzel faßt und um sich wuchert, unwillkürlich an die Kartoffeln denken, die sich einst aus demselben Lande und auf dieselbe Weise über ganz Europa verbreiteten. Alles baut jezt die wohlfeile Frucht, und die literarische Oekonomie erlebt eine der größten Katastrophen. Das neue Nahrungsmittel für die Seelen führt zugleich im Geschmack und, ich möchte sagen, in der ganzen Constitution derselben eine eben so große Katastrophe herbey. Kaum hat ein Mensch davon gekostet, so muß er immer wieder kosten, und die verschiedensten Nationen sitzen ohne Neid und Eckel brüderlich an einer Schüssel, und eben so brüderlich der Ladendiener, der die Neunkreuzerausgabe kaum mit der Elle messen kann, und der tiefsinnigste Dichter oder Philosoph, wie Tieck und Steffens, die an die neue Zauberwelt den unendlichen Maßstab des Genies legen. Eine so große und noch immer in der lebhaftesten Crise begriffene Revolution der Literatur und des Geschmacks fordert zum Nachdenken auf, und so häufig man auch schon den Gegenstand besprochen hat, so ist er doch nicht leicht zu erschöpfen.

Wir wollen, um die Betrachtung nicht zu sehr zu verwirren, die Erscheinung nur im Großen und Ganzen auffassen, und nur das zu charakterisiren suchen, was in jener ganzen Masse von historischen Romanen in Walter Scotts Manier das Wesentliche, Vorherrschende, Allgemeine ist. Nur was allen diesen Romanen gemeinschaftlich zukommt und wodurch sie eben eine so imposante Masse bilden, kann uns einen sichern Haltpunkt für die Betrachtung gewähren, während sie die Berücksichtigung dessen, was an jedem einzelnen Roman oder Autor individuell und zufällig ist, zu weit von der Hauptsache verirren würde. Walter Scott hat etwas, was ihm keiner seiner Nachahmer abgelernt hat, aber dieß erscheint zufällig und unbedeutend in Vergleichung mit dem, was von ihm wirklich auf alle seine Nachahmer übergegangen ist. Jeder dieser Nachahmer hat wieder eine individuelle Eigenthümlichkeit, und wir würden nicht fertig werden, wenn wir von jeder besonders reden wollten, zumal da immer neue Nachahmer zum Vorschein kommen. Was aber allen gemeinsam ist und was auch die künftigen Nachahmer immer wieder theilen werden, das läßt sich wohl in einen gedrängten Ueberblick zusammenfassen.

Haben wir erst das Wesen des historischen Romans erkannt und in seine Elemente zerlegt, so wird es von selbst in die Augen springen, daß einzelne Elemente auch vorzugsweise von einzelnen Dichtern ausgebildet worden sind, und man wird aus der Mannigfaltigkeit der Seiten, welche der historische Roman überhaupt darbietet, die Menge und Verschiedenheit der Dichter sich auf eine ziemlich natürliche Weise erklären können. Man wird z. B. finden, daß Walter Scott selbst mehr das Volks-

thümliche, Cooper das Lokale, Horaz Smith das Politische, Picard das Standesmäßige und Bürgerliche, Oehlenschläger das Contrastirende, Zschokke das Burleske, Spindler das Abenteuerliche, Tieck das Mystische, Steffens das Verhängnißvolle aus der Poesie des Völkerlebens vorzugsweise herausgehoben, und das aus den Tiefen der Nationalität ausstrahlende Licht in allen möglichen Farben und Schattirungen gebrochen haben. Wir wagen hier nur leise Andeutungen, da es verwegen scheint, jezt schon die unendliche Fülle rastlos wechselnder Erscheinungen ordnen zu wollen. Auf jeden Fall muß zuerst von allen diesen individuellen Gestaltungen der Begriff der Gattung abgezogen werden.

Vor allen Dingen werden wir den poetischen Werth des historischen Romans in Walter Scotts beliebter Manier sicher stellen, dann sein Verhältniß zu andern Gattungen der Poesie und endlich zum Leben selbst und zu dem Zeitgeist uns erklären müssen.

Die große Vorliebe des Publikums für die neue Manier hat hellsehende Geister doch nicht darüber getäuscht, daß unter der Firma Walter Scotts eine unsägliche Menge baarer nüchterner Prosa, ja plumper und schmutziger Unpoesie mit untergelaufen ist. Die nahe Nachbarschaft, in welcher der historische Roman auch mit den niedrigen Regionen des Lebens steht, hat einen Verkehr der gemeinsten Geister mit der Poesie veranlaßt, aus welchem unzählige Mißgeburten, Wechselbälge und Karrikaturen entstanden sind. Walter Scott selbst ist keineswegs frey davon, und auch seine besten Romane haben noch etwas Gedrücktes, Böotisches, dem es an einem gewissen Adel mangelt. Man kann ihn als einen reichen Mann schätzen, aber man verehrt in ihm nichts Heiliges, wie bey Shakspeare oder Schiller. Ludwig Tieck hat in einem Briefe, der in Solgers Nachlaß abgedruckt ist, ein sehr feines Urtheil über ihn ausgesprochen (Theil I. S. 713): „wie wenig fehlt diesem Meister, um ein Poet zu seyn, und wie ist dieses Wenige, was fehlt, doch mehr als sein ganzes großes Talent.“ Um so erfreulicher ist es aber, daß Tieck selbst versucht hat, dieses Wenige zu ergänzen, und wer findet nicht, daß es in seiner walterscottisirenden Novelle, der Aufruhr in den Cevennen, wirklich ergänzt ist? Es fragt sich hier nicht, wie dieser oder jener Dichter den historischen Roman verunstaltet und mißbraucht hat, sondern, was überhaupt in ihm für poetische Anlagen zu Grunde liegen, die dann der eine allerdings mißbrauchen, ein anderer aber auch vollendet ausbilden wird.

Walter Scott hat unläugbar das Verdienst, den historischen Roman als eine eigenthümliche poetische Gattung begründet zu haben, wenn er auch noch nicht das Höchste darin geleistet hat. Zwar gab es schon vor ihm genug historische Romane, aber ihre Tendenz war doch eine andere. Das Geschichtliche war nur Vehikel für gewisse philosophische und moralische Ideen. Man bediente sich der Geschichte, um ideale Charaktere daraus hervorzuheben, oder hineinzutragen, und um sie gleich der Natur zum bloßen Hintergrunde für einzelne Helden- oder Familiengruppen zu machen. Die Romantik nahm ein historisches Gewand an, aber das hatte man noch nicht begriffen, daß die Geschichte selbst eingeborne Romantik sey. Man hatte geschichtliche Romane, wie man bürgerliche, ländliche und Familienromane hatte, aber man besaß keine romantische Geschichte. Der Held des Romans war eine historische Person, und hätte eben so gut nur eine gedichtete seyn dürfen, weil es nur darauf ankam, in ihm irgend ein Ideal aufzustellen. Wunderbare Begebenheiten aus der wirklichen Welt wurden geschildert, aber auch nur, weil sich eine Lehre daraus ziehen ließ. Ueberall diente die Geschichte höhern Zwecken, sie wurde nicht selbständig, frey, rein um ihrer selbst willen von den Dichtern behandelt, man suchte darin nur Stoffe, um sie mit einem fremden Geist zu beleben, nicht den ihr eigenen Geist. Die Historienmalerey war in der italienischen Schule befangen, und idealisirte nur. Die Geschichte lag wie ein großer wilder Garten vor den Dichtern ausgebreitet, aber sie suchten nur hier nach den schönsten Blumen der Unschuld und Tugend, dort nach den heilsamsten Kräutern sittlicher Lehren und nach den Riesenbäumen großer Charaktere. Ein Landschaftsmaler mußte kommen, und unschuldig und naiv an allem sich laben, was in dem großen Garten durcheinander rankte, und dieß war Walter Scott. Er zuerst wendete den sinnigen Blick von den glänzenden Hauptpartien der Geschichte auch auf die unscheinbaren Winkel derselben, und suchte nichts besonderes darin, sondern nahm alles, wie es war, und siehe, es war poetisch. Es gibt allerdings eine naive Ansicht der Geschichte, die sie in allen ihren natürlichen Erscheinungen auffassen und den darin waltenden Geist, die stille wunderbare Vegetationskraft der Nationen an und für sich poetisch finden kann und muß, ohne die Poesie von höhern Idealen entlehnen zu dürfen, die nur zu oft diese natürliche Poesie in den Schatten stellen. Es ist gut und schön, wenn wir uns über die beschränkten Lebenskreise einzelner Zeiten und Völker zum Idealen erheben können, aber die naive, kindliche, gläubige Weltansicht, die in jenem engen Kreise befangen bleibt, die Illusion beschränkter Nationalitäten, Gegenden, Climate, Kulturstufen und Zeitalter behält ihren hochpoetischen Werth nicht nur für die Befangenen, sondern auch für alle, die darüber stehen, und gleichsam in die Kindheit des Menschengeschlechts zurückblicken.

Das innerste Wesen des historischen Romans ist in

etwas ganz anderem zu suchen, als worin die historischen Darstellungen bisher befangen gewesen sind. Im Drama hat man die Geschichte bloß zu einer Probe der menschlichen Kraft und zur Folie der Ideale gemacht. Im Epos hat man eine göttliche Vorsehung über der Geschichte angenommen, und die Prosa der Wirklichkeit durch Wunder von oben einigermaßen erfrischt und belebt. Dort stand der Mensch frey außer der Geschichte und ihr kämpfend gegenüber, hier aber stützte die Gottheit die Geschichte ebenfalls von außen, und behandelte sie als einen todten Stoff. Etwas ganz anderes zeigt uns der historische Roman, in dem Sinne, wie Walter Scott ihn aufgefaßt. Hier ist der Mensch nur ein Produkt der Geschichte, gleichsam eine Blüthe, die aus ihrer Mitte hervorvegetirt, von ihren Säften genährt, und von ihren geheimen Kräften festgehalten. Aber auch die Gottheit ist nicht getrennt von dem in der Geschichte still waltenden Naturgeist, schwebt nicht über dem Leben, sondern ist das Leben selbst, wirkt keine Wunder von oben, die sich unterscheiden von dem gemeinen Leben unten, sondern sie wirkt alles nur von innen, und alles, was sie hervorbringt, oder nichts ist ein Wunder. In diesem Sinne kehrt die Poesie gewissermaßen zum ältesten Pantheismus und Elementardienst zurück, und ahnet das Heilige nur in allem, was ist, bildet sich aber keine Götter mehr außer und über den übrigen Dingen. Bisher war die Poesie der Vielgötterey oder dem Monotheismus zugethan, sofern sie immer nur gewisse Gruppen von ausgezeichneten Menschen und Familien oder auch nur einen einzigen Helden in den Vordergrund stellte. Dagegen ist nun die neue Manier, statt jener Helden ganze Völker, statt einzelner Charaktere die Physiognomie, den Geist und Ton, die Sitten und Eigenthümlichkeiten ganzer Länder und Zeiten, statt einzelner Thaten den Lebensproceß ganzer Generationen zu schildern, allerdings ein poetischer Pantheismus zu nennen. Man kann diese Poesie aus denselben Gründen auch durch den Charakter des Demokratischen bezeichnen. Der Held im Vordergrunde ist immer der poetische Monarch, und ganze Gruppen im Vordergrunde bilden eine natürliche Aristokratie. Wirklich ist auch das Volk im Hintergrunde immer zu einer sehr erbärmlichen Statistenrolle herabgewürdigt worden. In dem neuen historischen Roman aber herrscht eben dieses Volk, und was davon in den Vordergrund sich herausstellt, sind immer nur seine Organe, aus seiner Mitte, aus allen seinen Classen, ja aus seiner Hefe herausgegriffen. Darum sind die Helden aller Walterscottisirenden Romane niemals Ideale, sondern nur schlichte Menschen, Repräsentanten einer ganzen Gattung, und sofern ein solcher Held den ganzen Roman zu beherrschen scheint, dient er doch nur als ein Faden, um daran die Länder-, Völker- und Sittengemälde aufzureihen.

Von jeher war das Thema aller Poesie der Mensch, und auch die neue Romanpoesie kann davon nicht abweichen; sie faßt aber den Menschen mehr in der Gattung auf, während er früher mehr in der Individualität aufgefaßt wurde. Ihr Held ist also eigentlich nicht mehr der einzelne Mensch, sondern das Volk. Dadurch wird sie aber eng an die Natur und die wirkliche Geschichte gebunden, denn die Gattung folgt unwandelbar dem stillen Zuge der Natur, nur der Einzelne reißt sich los und strebt nach Idealen. Aus dem Einzelnen kann der Dichter machen, was er will, aber ein Volk muß er nehmen, wie es ist. Hier bleibt ihm nur übrig, das Poetische in der Wirklichkeit zu erkennen, nicht es eigenmächtig zu erschaffen. Wie glücklich man den Menschen idealisirt hat, so ist es doch nie gelungen, die Gattung im Ganzen oder nur ein bestimmtes Volk zu idealisiren. Die Träume von Mustervölkern sind immer sehr leer und aufgeblasen, die Verschönerungen wirklicher Völker, z. B. die Schweizeridyllen eines Clauren, immer sehr albern gewesen. Sobald der Dichter ein Volk schildert, muß er es treu schildern, wie die Natur.

Die Elemente einer solchen Volkspoesie liegen in der Natur vorgezeichnet. Das Volk wurzelt einer Pflanze gleich in einem bestimmten Boden und Clima. Das Land ist die Bedingung seines Charakters wie seiner ganzen Existenz, und bietet dem Dichter zunächst die Gelegenheit dar, mit dem Landschaftmaler zu wetteifern. Hier ist dieser Wetteifer, den man sonst getadelt hat, an seiner rechten Stelle. Allerdings sind die idyllischen Bildchen, welche nur die Absicht haben, Landschaftsgemälde zu geben, gewöhnlich nur Tändeleyen, und der Maler übertrifft den Dichter immer, wo dieser nur ihn erreichen will. Anders verhält es sich schon mit jenen großen Naturansichten Humboldts, indem hier ein philosophischer Geist hinzukommt, den der Maler nicht mehr ausdrücken kann, wohl aber der Dichter. Noch mehr aber siegt die Sprache über die Farbe, der Dichter über den Maler, wo es gilt, den historischen Geist einer Gegend zu bezeichnen. Dieser historische Geist, wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bedienen darf, ist gewöhnlich das Interessanteste, Reizendste, und das vorzugsweise Poetische in einer Gegend. Er wird ihr gleichsam eingehaucht durch den Geist der Bewohner. Nicht nur das Volk nimmt eine gewisse Eigenthümlichkeit von seinem Boden an, sondern auch dieser von ihm, wenigstens in unserer Einbildung. Dadurch unterscheidet sich jeder historische Boden von dem neuentdeckten, noch unbevölkerten; und dadurch unterscheidet sich auch ein bewohntes Land von dem andern weit mehr, als durch seine bloß physischen Eigenschaften. Wir denken uns kein solches Land, ohne zugleich an das Volk, seinen Charakter und seine Geschichte zu denken, und dadurch erst erhält es

den romantischen Reiz für uns. Diesen Reiz nun kann niemand besser erwecken, als der Dichter, der nicht bloß die Gegend malt, sondern das Volk und seine Geschichte dazu, der uns in die lebendige Mitte nicht nur der Natur und des Raumes, wie der Maler, sondern auch der Zeit und der Begebenheiten versezt. Der Dichter hat dabey noch den Vortheil, daß er uns Gegenden höchst interessant macht, die es nicht seyn würden, wenn nur ein Maler sie abbildete.

Ein zweytes Element bietet der *physische Charakter* des Volkes selbst dar, die Nationalphysiognomie, die Stammesnatur, das Temperament, worin die Natur eine unerschöpfliche Fülle von interessanten Eigenthümlichkeiten und tiefromantischen Reizen entfaltet. Hier schließt sich dem Dichter ein unermeßliches Feld auf, das noch sehr wenig bebaut worden ist. Gleichsam nur unwillkürlich haben bisher die Dichtungen verschiedener Völker ein nationelles Gepräge getragen. Das Streben der Dichter ging nicht dahin, das Nationelle zu bezeichnen, vielmehr etwas Humanes, allgemein Menschliches davon auszuscheiden. Man kann die unzählbare Masse von Helden, welche die Poesie seit Jahrtausenden erschaffen hat, besser nach den Classen eines psychologischen Systems, worin ein Normalmensch als Typus des ganzen Geschlechts erscheint, als nach den Fächern der Geographie und Geschichte eintheilen, oder, um mich eines philosophischen Ausdrucks zu bedienen, besser nach der Analyse des Möglichen, als nach der Synthesis des Wirklichen. Die meisten Poesien tragen nur etwas Allgemein Menschliches in eine Fabelwelt hinüber, die nirgends existirt, und halten sich nicht an einen wirklichen Ort auf der Erde, an einen wirklichen Zeitraum in der Geschichte. Ihre Helden sind so, wie sie im süßen Traum des Weltverbesserers erscheinen, nicht wie sie das wirkliche Leben zeigt. Es sind die Ideale aller Tugenden oder auch Laster, aller Vollkommenheiten und Genüsse, oder auch Leiden, die menschenmöglich sind, nicht der treue Spiegel dessen, was wirklich ist. Was ist auch wohl natürlicher und unschuldiger, als die Freuden in der Einbildung zu genießen, die uns in der Wirklichkeit fehlen; und was gibt es Höheres für den Menschen, als in der Poesie sich selbst zu idealisiren, zu veredeln und zu vergöttlichen, so lange dieß ihm nicht im Leben selbst gelingt. Die Poesie bezeichnet dem Menschen die Bahn zu jeder Größe, Tugend und Heiligkeit, und er soll nicht verkümmern in gemeiner Gewohnheit des Alltäglichen. Aber gerade je freyer sich sein Geist erhebt, desto weniger wird er die Natur und jene ersten heiligen Bande, die uns an das Wirkliche fesseln, mit einem feindlichen Auge betrachten können. Er wird sich mit der Nothwendigkeit versöhnen, und was ihm darin Anfangs hart, drückend, beengend, kleinlich und gemein erschien, wird sich mit neuen Reizen überkleiden. Das Wirkliche, dem er in das Land der Ideale zu entfliehen gesucht, wird einen stillen und allmächtigen Zauber für ihn gewinnen. Ahnungsvoll wird er in dem Walten der Natur das Heilige wiederzufinden glauben, was er vielleicht in seinen kühnsten Träumen vergeblich gesucht und aufgegeben. Dieß wird ihn auch bald dahin führen, im großen Garten des Lebens alles nach seiner Art interessant zu finden, besonders aber das Ganze in seinem harmonischen Zusammenhange und in seiner reizenden Mannigfaltigkeit. Eine kleine Blume, die er sonst wohl verachtet hat, wird ihm werth werden durch die Bedeutung, die sie im Ganzen hat. So wird er nun das wirkliche Leben der Gegenwart und Vergangenheit, die Menschen und ihr Treiben, wie es wirklich ist, wunderbar anziehend finden, und die Zukunft und ihre Ideale darüber, wenn nicht vergessen, doch nicht mehr allein daran hängen. Dem Dichter wird es nun gelingen, das bisher so unscheinbare, das man nicht einmal mitleidswürdig genug fand, um es in einer Idylle oder in einer Posse brauchen zu können, auf eine neue und dankbare Weise für die Poesie zu gewinnen. Er wird den gemeinen Menschen aus dem Volk herausheben können, bloß weil er zu diesem Volke, zu diesem Stande, in diese Gegend, in diese Zeit gehört, und dieß wird ihm einen romantischen Reiz verleihen, der außerdem gar keine ausgezeichnete Persönlichkeit voraussetzt. Wir werden in ihm nicht die Person, den Helden, den Schäfer oder die Karrikatur, sondern nur den Repräsentanten seines Volks und seiner Zeit und ihrer Sitten sehen. Der romantische Reiz, den ihm schon diese Physiognomie verleiht, wird durch Contraste noch erhöht, und endlich sehen wir nicht bloß solche Menschen mit verschiedenen Gesichtern, Geberden und Trachten wie in einer Kinderfibel beysammen, sondern sie leben und handeln in ihrer Zeit, und vergegenwärtigen uns dieselbe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Man hat das Nationelle bisher zu sehr als etwas Zufälliges oder Gleichgültiges behandelt, oder alle Nationen nach einem idealen Muster beurtheilt, und nur das gelten lassen, worin sie einander gleich waren, oder sie gleich machen, mit dem großen Hobel der Kultur und Aufklärung sie planiren wollen. Aber in der Eigenthümlichkeit, Verschiedenheit, Sonderung der Völker liegt schon jenes Allgemein Menschliche so wunderbar verborgen, wie in den Farben das Licht, und kann niemals davon geschieden werden. Jeder physischen Verschiedenheit der Völker entspricht ein gewisses Temperament, eine Stimmung, Richtung und Kraft der Seele, und der Inbegriff aller dieser Richtungen offenbart uns erst den unendlichen Reichthum und die Tiefe des Menschlichen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 2.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 5. Januar 1827.

Walter Scott und sein Jahrhundert.

(Beschluß.)

Hieran knüpft sich das dritte Element, der geistige Charakter des Volks, die Seele desselben. Sie läßt sich schwerer malen, als das Aeußere eines Volks, wenn man ihre geheimsten Nuancen verfolgen will, aber was in ihr so unerschöpflich ist, das ist eben die Poesie. Die Nationen sind sich auch beynahe alle gleich in dieser Unergründlichkeit ihres Charakters, in der romantischen Tiefe, die uns den Keim so eigenthümlicher Bildung verbirgt. Der Dichter findet in jedem Volk etwas heiliges und unbegreifliches, was da ist, aber man weiß nicht wie und warum, was so wirklich und natürlich ist, als etwas, aber zugleich so wunderbar. Die Sitten und Institutionen prägen bey weitem noch nicht alles aus, was in der Seele der Völker schlummert, ja die Geschichte selbst läuft daran nur ab, zeigt uns nur wechselnde Momente an einem Beharrenden. Jeden Augenblick schließt die Geschichte den Kreis, und was vergangen ist, kehrt nie wieder, aber im Volkscharakter selbst fließt ewig die Quelle neuer Bildungen aus unergründlicher Tiefe hervor. Die neuern Griechen geben uns das schönste und augenfälligste Beyspiel dessen, was Nationalität, eingeborne, unverwüstliche Volksnatur und Volksgemüth ist. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß ein Ueberblick über die Völker der Erde dem Menschenfreunde manchen traurigen Anblick darbietet; aber auf der andern Seite findet sich auch wieder „jedwedes Hohe, Herrliche auf Erden“ an das unschuldige jungfräuliche Daseyn edler Völkerstämme geknüpft, in denen die Naturkraft unmittelbar bewirkt, was die höchste Kultur nicht wieder ersezt hat. Und gesezt, es gebe eine gleichgebildete allgemeine Menschheit, in der alle Unterschiede der Völker aufgehoben wären, einen Freymaurerbund über die ganze Welt verbreitet, wie uniform, farblos und öde müßte derselbe gegen den vollen bunten Völkergarten der Vergangenheit erscheinen, und sollten die Philosophen wirklich alle Völkerströme zulezt in den Ocean einer einigen und gleichen Brüdergemeinde der allgemeinen Menschheit leiten können, die Dichter würden an den Strömen aufwärts gehen und in jene Gebirge zurückkehren, die am Horizonte der Geschichte stehen.

Als das lezte Element betrachten wir das Schicksal, die Thaten, die Geschichte der Völker. Wenn Schiller sagt: „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!“ so gilt dieß auch von ganzen Völkern. Die Natur bestimmt sich selbst, die Seele baut sich ihren Leib, die Seele des Volks verkörpert sich in eigenthümlichen Organen, die wir als Sitten, Stände, Staaten erkennen. In diesen Organen ist es thätig oder leidet, und seine innerste Eigenthümlichkeit ist zugleich sein äußeres Verhängniß. Diese Ansicht, die sogar der Geschichtforschung nicht mehr fremd ist, empfiehlt sich noch weit mehr dem Dichter, denn sie ist durchaus poetisch, ja gewissermaßen der einzige poetische Schlüssel zur Geschichte. Der Dichter kann aber seinen Standpunkt auf verschiedene Weise nehmen, er kann sich mitten in ein Volk versetzen, oder sich darüber stellen oder zwischen die Völker, und auf jedem Standpunkte stellt sich ihm die Geschichte in einem neuen Reize dar. Versezt er sich mitten in die Seele seines Volks, so wird seine Dichtung von jenem patriotischen Feuer glühen können, das jedes Herz in gleicher Glut entzündet und von jeher eine unwiderstebliche poetische Kraft behauptet hat, und dieß ist die Lyrik des historischen Romans. Stellt sich der Dichter über das Leben und die Zeit, so wird er ihr Bild am reinsten auffassen können. Der Geist der Völker antwortet auf unsere Fragen am besten in einiger Entfernung, wie das Echo. Darum spricht er aus der Vergangenheit am vernehmlichsten. Die Zeit bewirkt schon, was dem Dichter erforderlich ist; sie drängt nämlich das Bild der Völker und der Geschichte zusammen. Auch verbreitet schon ihre Ferne von selbst über jeden Gegenstand einen magischen Duft und Schleier, der ihm ein rührendes Interesse verleiht, und es bedarf nicht erst der elegischen Mittel des Dichters, über ein Gemälde des Alterthums den sanften Reiz der Wehmuth auszugießen. Vorzüglich untergegangene Nationen, aber überhaupt jede Vergangenheit erscheint uns schon an sich poetisch, und nur

in der Gegenwart thront die gemeine Alltäglichkeit und Prosa; so wie wir auch nur in dem Lande, darin wir leben, gelangweilt werden, während uns das große Panorama der Völker rings umher Erstaunen und Sehnsucht einflößt und die Seele mit einer unendlichen Fülle von Bildern und Empfindungen sättigt. Aus dem ganzen Umkreis des Entfernten und Vergangenen wählt nun der Dichter helle zusammenhängende Bilder aus, und stellt sie uns in einem gefälligen Rahmen vor die Augen. Wir blicken in die fremde Gegenwart hinein, in eine andere Welt, in der doch alles so natürlich ist, als ob es noch lebte, und dieß ist das Epos des historischen Romans. Endlich führt der Dichter verschiedene Nationen zusammen, und wählt dazu Momente der Geschichte, in welchen sie wirklich in lebhaften Conflict gekommen sind. Hier hebt sich jede Eigenthümlichkeit durch den Contrast, und die Reibung ruft die höchste Thätigkeit des Nationalgeistes hervor. In Kriegen und Revolutionen spielen und glühen alle Farben durcheinander, schärft sich die Physiognomie, erwachen die schlummernden Kräfte und offenbaren in großen Leidenschaften, was im Gemüth der Völker zu Grunde liegt. Das ist das Dramatische des historischen Romans und seine Vollendung.

Ziehen wir alles dieß in Betrachtung, so ergibt sich, daß es immer nur das Volk ist, was als der eigentliche Held des historischen Romans betrachtet werden muß. Davon hängt nun auch das Gesetz ab, daß der Dichter sich einer möglichst objectiven Darstellung befleißige, denn wenn es ihm vergönnt ist, einem Menschen seine Gesinnungen und Empfindungen unterzulegen, so kann dieß doch nicht bey einem Volke oder dessen Repräsentanten stattfinden. Das Volk muß treu nach der Wahrheit geschildert werden, und der Dichter darf sich nie erlauben, seine Geschichte willkürlich zu entstellen. Wir finden dergleichen Entstellungen in mehreren Romanen. Gewisse Dichter tragen die Interessen, Gesinnungen und Partheyansichten der gegenwärtigen Zeit in die Vergangenheit hinüber, und dieß ist eine poetische Sünde. Jede Zeit hat ihre eigene Poesie und sie darf nicht verfälscht werden. Dem Dichter steht der ganze Himmel offen, dahin kann er alles anpflanzen, was er erfindet, aber auf dem Boden der Wirklichkeit muß er die Poesie so lassen, wie sie demselben schon von Natur eingepflanzt ist.

Außerdem hat der Dichter noch zwey Extreme zu vermeiden, wenn er die Poesie der Völker charakteristisch bezeichnen will. Er muß ein zu Hohes und ein zu Niederes scheuen. Zu hoch sind gewisse Helden der Geschichte, die gleichsam aus dem Kreise der Nation heraustreten, in denen der Genius der ganzen Menschheit waltet, deren überwiegende Kraft die Bande der Gewöhnung, des Ländlichen und Sittlichen zerreißt. Solche Helden ziehen, wo sie erscheinen, alle Augen allein auf sich, und das Volk tritt in den dunkeln Hintergrund. Wer also das Volk schildern will, muß es in seiner Mitte, nicht in solchen ausschweifenden Höhenpunkten ergreifen. Aber es gibt auch eine zu niedrige Sphäre, in der man es ebenfalls nicht vorzugsweise auffassen darf, ohne es ganz zu verkennen. Dann malt der Dichter nur wie ein Teniers und Ostade an jener lezten Grenze des Menschlichen, wo es in's Bären- und Affenmäßige übergeht.

Ich kann nicht umhin, noch zwey andere Extreme zu rügen, in welche die Walterscottische Schule häufig verfallen ist. Gewisse Dichter verweilen gar zu ausführlich bey dem Ausmalen der Lokalitäten, der Sitten und der Costüms, und geben das, was man in der Malerey Stillleben nennt; das ist aber keine wahre Poesie, und verbirgt schlecht den Mangel an lebendiger Darstellung des Volksgeistes. Auf der andern Seite hat man denselben Mangel durch abenteuerliche Frazzen zu ersetzen gesucht, und Walter Scott selbst hat dafür den Ton angegeben.

Fragen wir nun zulezt noch, in welcher Weise die neuen Romane mit dem Zeitgeist übereinstimmen, und woher es komme, daß sie gerade jezt und so allgemein beliebt werden, so wird sich uns bald entdecken, daß hier nicht bloß von einem flüchtigen Rausch der Mode die Rede sey. Vielmehr greift diese poetische Gattung tief in das Wesen der Zeit ein, und ist eine davon unzertrennliche und nothwendige Erscheinung, ein ächtes und nothwendiges Erzeugniß des neuen Kulturzustandes, ganz ungleich jenen Manieren oder Manieen, mit denen man bisher ein wechselndes und tändelndes Spiel getrieben hat.

Niemand zweifelt länger, daß die Richtung des gegenwärtigen Zeitalters eine wesentlich praktische und politische sey. Dieß muß auch auf die Poesie Einfluß üben, und wer kann ihn in den historischen Romanen verkennen? Man irrt sich, wenn man befürchtet, die praktische Richtung der lebenden Generation laufe der Poesie schnurstracks entgegen; sie reißt sie vielmehr mit sich fort, wie alles andere. Wenn man auch in unserer bewegten politischen Zeit nicht mehr mit rechter Lust und Muße die alten poetischen Ergötzungen forttreiben kann, so bieten sich uns doch andere dar, die mehr in diese Zeit passen. Da noch alles um uns her so friedlich war, konnten wir auch mit all unserer Poesie gleichsam in der Familie leben. Jezt ist es anders geworden. Wie wir selbst aus dem Schooße des Friedens und der Familie auf die große politische Laufbahn fortgerissen worden sind, so hat auch unsere Poesie den Kreis erweitert. Das zärtliche Paar, um das sich bisher fast alle Poesie gedreht, ist zu einem Volk erwachsen. Unsere poetischen Helden haben sich im Volk verloren, wie die wirklichen. Sind alle großen Männer der Zeit, selbst der größte, unter den Völker-

Riesen erlegen, die aus dem alten Schlummer erwachen, wie sollte die Poesie dem Geist der Völker nicht auch huldigen? Wir haben diesen Geist über die Weltbühne schreiten sehn, mit eigenen Augen haben wir Revolutionen, Völkerzüge, wunderbare Verhängnisse, ungeheure Thaten und Leiden gesehn; und wie klein erscheint gegen diese große Wirklichkeit alles, was wir bisher im stillen Familienkreise gedichtet und geträumt! Soll sich nun die Poesie nicht schämen, so muß sie der Geschichte nacheifern, und soll sie dem Zeitgeist huldigen, so muß sie das historische Element in sich aufnehmen, wie sie ja auch im vorigen Jahrhundert ein philosophisches mit sich vermählt hat. Der historische Roman ist mithin das ächte Kind seiner Zeit.

Wir haben schon oben in jenem historischen Element zugleich ein demokratisches erkannt, und eben dadurch unterscheidet sich die neue Gattung von Romanen von den ältern historischen Darstellungen. Die Poesie zeigt hier dasselbe Verhältniß, wie die Politik. Die Walterscottirenden Romane repräsentiren das Volk, die ältern Heldengeschichten die Monarchie oder Aristokratie. Diese Wechselbeziehung ist natürlich. Beydes, die neuen Verfassungen und die neuen Romane beruhen auf der Wichtigkeit, welche die Völker neuerdings erlangt haben.

Natürlich steht der historische Roman in einem sehr nahen Verhältniß zur Geschichtschreibung, und wenn er auch vorzugsweise das Schöne oder nur das Interessante, Reizende, die strenge Geschichte dagegen das Wahre, abgesehen von jenem Reiz, auffaßt, so ist doch der Stoff immer der nämliche. Wirklich grenzen aber beyde im Gebiet der Specialgeschichte so nahe zusammen, daß sie eigentlich in einander übergehen. Die Weltgeschichte ist bereits so angewachsen, daß wir Mühe haben, sie nur in ihren wichtigsten Thatsachen zu überblicken. Das Detail müssen wir sondern, wir können es nicht mehr dem Bau des Ganzen in der welthistorischen Darstellung einfügen. Die Sammlungen in hundert und mehr Quartbänden, welche die Weltgeschichte im Detail behandeln und ungern einen assyrischen König oder deutschen Churfürsten auslassen, sind wegen ihrer monströsen Unbehülflichkeit mit Recht aus der Mode gekommen. Man sucht das Wichtigste der Weltgeschichte in gedrängtem Zusammenhange zu begreifen, und das Einzelne gleich Bildern in kleine Rahmen zu fassen, in Biographien, Sittengemälde, Memoires. Dieß sind allein die Formen, in welchen man das auf eine befriedigende Weise schildern kann, was die Geschichte ganzer Zeiten und Völker oder gar des ganzen Menschengeschlechts unbeachtet lassen muß. Wer den Gang der Geschichte im Großen verfolgt, kann sein Interesse nicht endlos zersplittern; dem Interesse für das Einzelne wird aber vollkommen Genüge geleistet, wenn wir den höhern Standpunkt verlassen, und uns nur in einen Moment der Geschichte, in eine bestimmte Gegend und in den Gesichtskreis eines oder weniger Menschen versetzen. Hier geht nun aber die Specialgeschichte unmittelbar in den Roman über. Es ist wenig Unterschied, ob der Biograph die Wirklichkeit in allen ihren reizenden, romanhaften Einzelnheiten schildert, oder ob der Romandichter sein Werk dem Geist und Ton eines bestimmten Zeitalters genau anpaßt. Ist nicht ein gewöhnlicher Liebeshandel oder irgend eine philosophische Idee der Zweck des Dichters, will er nur den alterthümlichen Geist, die Erinnerung an vergangene Tage heraufbeschwören, und sucht er den Ruhm darin, der Natur und Wirklichkeit treu zu bleiben, so reiht er sich wirklich an den Historiker an. Der Roman ist sodann nur eine freyere Form der Geschichtschreibung, aber eine Form, worin sich der Geist der Geschichte oft treuer spiegelt, als in bloßen trocknen Berichten. In gewissen altfranzösischen und altenglischen Romanen werden wir besser über die Sitten der Zeit und über die Physiognomie der Nation unterrichtet, als in irgend einem Historiker; oder denken wir an Cervantes Novellen, welcher spanische Geschichtschreiber hat uns so lebendig in die Mitte jener Zeit und Lokalität versezt? Man darf also wohl behaupten, daß der Historiker nicht unrecht thut, wenn er den Romanschreiber zu Hülfe ruft. Dieß ist in der neuen Zeit um so nöthiger, als in derselben der Stoff der Geschichte unermeßlich zugenommen hat, und vom Standpunkt des Romandichters, Biographen und Memoiristen aus allein in seiner Vielseitigkeit genügend aufgefaßt werden kann. Seit der Reformation ist die Geschichte immer verwickelter geworden, der Geschichtschreiber kann sich nur an den Gang der Hauptbegebenheiten halten, die unzählbaren kleinen Episoden, worin das Einzelne zu beleuchten ist, muß er den Biographen und vorzüglich den Romanschriftstellern überlassen, die solche kleine Detailgemälde in den schicklichsten Rahmen zu fassen wissen, und in deren Werken die Nachwelt sich das Vergangene lebendiger vergegenwärtigen wird, als in unsern Zeitungen.

Aus allem bisher Gesagten erhellt nun wohl von selbst, warum der historische Roman gerade in unserer Zeit und so allgemein und bey allen gebildeten Völkern übereinstimmend kultivirt wird. Obgleich die Engländer den Ton angegeben haben, so versteht ihn doch nicht bloß das englische, sondern jedes Ohr. Den Engländern gebührte der Vorgang, weil sie von jeher auf Nationalität besser gehalten haben, als andere Völker. Es ist aber hier nicht von englischer Volkspoesie die Rede, sondern von Volkspoesie überhaupt. Man ahmt in Walter Scott nicht den Engländer, sondern den Dichter der Vergangenheit nach, und jede Nation hat die ihrige.

Darum haben gegen Walter Scott alle die nationellen Vorurtheile geschwiegen, die sich sonst so laut gegen andere fremde Dichter geltend gemacht haben. Walter Scotts Manier ist überall nationell, wo eine Nation sich selber fühlt und begreift, und nur aus solchen Ländern vernehmen wir kein Echo seiner Stimme, in denen das Volk unter despotischem Druck noch schläft, noch nichts von sich selber weiß.

W. M.

Dichtkunst.

Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug, oder die Makamen des Hariri, in freyer Nachbildung von Friedrich Rückert. Erster Theil. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Das Morgenblatt hat schon im vorigen Jahrgang Auszüge aus dem vorliegenden Werke gegeben, bevor es noch gedruckt war. Unsere Leser werden sich wohl noch der sonderbaren Erscheinung jener gereimten Prosa im Ton des Pater Abraham a St. Clara zu erinnern wissen. Auf den ersten Anblick scheinen diese Makamen ziemlich barock, aber man muß sie, wie alles Fremde und besonders das Orientalische, sich erst ein wenig näher vertraut machen, um ihre wahren Schönheiten einzusehen.

Der arabische Dichter Hariri hat zu Anfang des zwölften Jahrhunderts nach unserer, oder des sechsten nach muhamedanischer Zeitrechnung gelebt. Seine Makamen sind Novellen, Erzählungen, denn Makame bedeutet einen Ort, wo man sich aufhält und sich unterhält, daher auch eine Unterhaltung selbst, oder eine unterhaltende Geschichte. Die hier an einander gereihten Makamen haben einen gemeinschaftlichen Helden, und schildern dessen einzelne Abenteuer und lehrreiche Erfahrungen, und man kann sie nicht unschicklich mit den Historien unsers Eulenspiegels vergleichen. Auch ist der Held Ebu Seid selbst wirklich ein arabischer Eulenspiegel, ein Philosoph in der Schellenkappe, nur ein wenig feiner, als der unsrige, und er ist darin zugleich unserem Reinecke Fuchs ähnlich. Diesen beyden deutschen Helden ist Ebu Seid hinsichtlich seiner Handlungsweise und Lebenstendenz, die sich am kürzesten durch das bekannte mundus vult decipi bezeichnen läßt, auf's genaueste verwandt; im Ton und in der ironischen Darstellungsweise moralischer Lehren aber hat er die auffallendste Aehnlichkeit mit unserem Pater Abraham. An Bilderreichthum und poetischem Gehalt darf sich Ebu Seid dem Reinecke gleich stellen, dem Eulenspiegel aber an Vielgestaltigkeit, Laune, Keckheit, Witz, und er übertrifft ihn weit an Feinheit, Geschmeidigkeit und Sitte, indem er überall die groben Späße vermeidet, die unsern Schalksnarren so oft ungenießbar machen. Mit Pater Abraham ist die Uebereinstimmung im Ton des Vortrags wahrhaft wunderbar, und Ebu Seids moralischer Inhalt mag wohl so viel werth seyn, besonders in den mehrmals vorkommenden Predigten, als der unsers Wiener Controverspredigers, natürlich so weit dieß der Unterschied zwischen christlicher und muhamedanischer Lehre zuläßt. Ueber allen dreyen aber steht unser Held durch seinen aus dem Gemüth entspringenden reinen Humor und den überall sich darstellenden Beweggrund seines Vagabundenlebens und selbst seiner Betrügereyen; dieser ist nämlich ein rein poetischer Sinn für möglichste Zwanglosigkeit und ein Bewußtseyn geistiger Ueberlegenheit, so daß bey ihm sich Shakespeare's „der wahre Bettler ist allein der wahre König" vollständig bestätigt. Selbst eine liebenswürdige Seite läßt sich seinem Charakter abgewinnen, wenn man beachtet, daß er nie aus Geiz oder niedrigem Egoismus die Menschen prellt, sondern immer nur, um den Humor davon zu haben, aus reiner Genialität.

Die Uebersetzung ist nach der arabischen Ausgabe des Baron Sylvester de Sacy von einem Mann entworfen, der als Orientalist und Dichter vor allen andern dazu berufen war. Auch konnte die große Schwierigkeit, die in den wunderbar verschlungenen Reimen des arabischen Dichters liegt, wohl niemand so glücklich lösen, als Friedrich Rückert, der unstreitig der größte Sprachkünstler unserer Zeit ist. Man hat ihm sein unübertreffliches Talent für den Reim oft genug zum Vorwurf gemacht, da in der That eine allzugroße Künstlichkeit im Reim den poetischen Geist eines Gedichtes nicht weniger verdunkelt, als die übertriebene Taktmäßigkeit des Rhythmus bey dem dadurch so berühmt gewordenen Voß. In der vorliegenden Uebersetzung wird man diese Künsteley auf den höchsten Grad getrieben finden; man höre z. B.

Doch als nun unsre Reisezunft
Sich eingefunden an dem Ort der Zusammenkunft,
Ergab sich eine Verlegenheit,
Die hemmte die Angelegenheit.
Denn wir hatten nicht die Verwegenheit,
Zu wagen des Weges Entlegenheit
Ohne eines Geleitmanns Zugegenheit.

Aber man darf nicht vergessen, daß diese Art von Reimen im arabischen Original selbst ununterbrochen fortläuft, daher der Uebersetzer ihr treu bleiben muß, und daß sie auch dem humoristischen Geist des Gedichts vollkommen angemessen ist. Hat man den Pater Abraham darum bewundert, so wird man diese kecke barocke Manier auch dem Araber zu Gute halten. Jedes nach seiner Art.

Nr. 3.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 9. Januar 1827.

Dichtkunst.

W. Gerhards Gedichte. Zwey Bände, Leipzig bey Barth. 1826. 8.

Ein neuer Rüdiger Manesse, der die lyrischen Gedichte unserer Zeit sammeln wollte, würde nicht fertig werden, denn jede Leipziger Messe bringt wenigstens zehn Mal so viel neue Lieder, als jener alte Codex umfaßt. Wozu bedarf es aber auch eines Ueberblicks? Die Empfindungen und Gefühle, die sich in den lyrischen Gedichten aussprechen, sind Gemüthsblüthen, so unzählig wie die Blumen des Frühlings, und daß man nie damit fertig wird, ja sogar, daß sie sich immer dieselben immer wiederholen, ist gerade das reizendste, wie am Frühling der Natur, so an dem des menschlichen Gemüths. Der Recensent thut übel, wenn er hier streng verfährt, wenn er das einfältige Gänseblümchen tadelt oder einen im Schatten aufgeschossenen Giftpilz zertritt, anstatt sich im Großen an der unendlichen Blumenwelt zu laben. Ueberhaupt gewinnt alles Einzelne, wie in der Natur, so in der Kunst, durch den Zusammenhang des Ganzen, in dem wir es erblicken, und wir sollten es nicht so oft und so schadenfroh herausreißen, als wir thun.

Stellen wir uns z. B. die Gedichte des Herrn Gerhard als ein natürliches Beet voll dichter schlanker Glockenblumen unter zahllosen andern Blumen und Kräutern am Abhang eines Waldes vor, so werden sie uns weit besser gefallen, als wenn wir sie einzeln in's kritische Herbarium eintragen und etwa mit den köstlichsten Blumen, die wir aus den fremden Zonen der größten Genies als Muster entlehnt, vergleichen wollten. Es ist wahr, es gibt noch schlankere Stiele, noch größere schöngeformtere Glocken, aber warum sollten denn diese nicht in fröhlicher Menge hier beysammen stehen, da Raum genug vorhanden ist? Der Dichter spricht Gefühle aus, die größtentheils weder neu noch einzig sind, aber warum sollten sie sich nicht äußern dürfen? Schöne seltene Gartengewächse machen keinen Frühling, sie zeigen nur, wie weit die Natur bilden kann. Die größten Dichter beweisen nur, bis zu welchem Grade die Temperatur und Produktionskraft des Gemüthes steigen kann, aber die Menge der Dichter zeigt uns das eigentliche Clima der Nation an.

Gerhards Gedichte gehören zu den schöneren der Mittelklasse. Von der höchsten Klasse scheidet sie der Mangel an Tiefe, Glut und Originalität aus. Sie bewegen sich in jener gemäßigten Zone des Gefühls, in der es keine große, aber auch keine kranke Leidenschaft gibt. Es äußert sich darin ein gesundes, aber auch ein etwas zahmes Herz, das von Natur guter Dinge ist und weder große Leiden, noch große Triebe kennt. Von den zahllosen gewöhnlichen Gedichten dieser zahmen empfindsamen und fröhlichen Art unterscheiden sich die vorliegenden aber wieder sehr vortheilhaft durch die doppelte Consequenz des Charakters und des Styles. Der Charakter ist überall derselbe, Zufriedenheit, Sicherheit, bescheidener Lebensgenuß, und dem entspricht durchgängig der sichere fröhliche Ton und Styl aller dieser zahlreichen Lieder. Der Styl der Verse ist schlank, gewandt, höchst sicher und der Klang der Reime klar, hell und glockenrein. Man wird selten so wohlklingende lichtvolle Verse finden, und sie zeigen von der harmonisch gestimmten Seele des Dichters, von einer Harmonie, die um so glücklicher ist, als sie durch keine große Leidenschaft gestört wird. Auf Kosten einer tiefern männlichen Glut hat sich freylich hin und wieder eine zahme, weibliche Empfindeley und Tändeley eingeschlichen, die gar zu gern mit den liebkosenden Verkleinerungswörtern: Liebchen, Weibchen, Aeuglein, Sternlein, Täubchen, Plätzchen und dergleichen spielt, und sich oft bis zum Kindischen in Refrains, wie z. B. Heiho-i! Hickup, Hazi, Yawah, Haha, Fallera lalla! Wistehi! Bim baum! Bum bum! Piffpaff trarah, juchheisasasa! Lyrum, lyrum! Juchheisa hopsasa! Tralla, juchhei, tralli, tralla! u. s. w. gefällt.

Der Dichter theilt sein Werk in sieben Bücher und weiht jedes derselben einer Muse. Er ahmt darin Goethe'n nach oder vielmehr dem ehrlichen alten Herodot, von dem das Epigramm sagt: er bewirthete die Musen

und jede gab ihm zum Gastgeschenk ein Buch! Das erste Buch, Erato, enthält Liebeslieder, unschuldig, scherzend, keusch, beglückt und größtentheils an Erinnerungen oder gelegentliche Anlässe geknüpft. In allen spricht sich ein glückliches, von Freude überwallendes Gemüth aus. Daran schließen sich Uebersetzungen des Anakreon, dergleichen auch die folgenden Bücher begleiten. Sie sind unvergleichlich besser als alle bisherigen Uebersetzungen des süßesten Sängers glücklicher Liebe. Als Probe heben wir gleich das erste hervor:

Die Leyer.

Die Atreiden wollt ihr singen
Und des Kadmos Abenteuer;
Doch ich hörte meine Leyer
Nur im Ton der Liebe klingen.

Andre Saiten ließ ich bringen,
Und vertauschte selbst die Leyer,
Um mit neuem Heldenfeuer
Den Alciden zu besingen.

Doch umsonst! zu Kampfestönen
Konnt ich nimmer sie gewöhnen;
Liebe klang nur, ewig Liebe!

Nun, so lebet wohl für immer,
Helden in des Lorbeer's Schimmer!
Meine Leyer tönt nur Liebe.

Das zweyte Buch, Euterpe, enthält Lieder und Romanzen, worunter sich eine artige Uebersetzung der bekannten Barkarole: o pescator etc. auszeichnet. Das beste sind aber wieder Uebersetzungen aus Anakreon, z. B.:

Der Bienenstich.

Ein Bienchen schlief im Schooße
Der aufgeblühten Rose.
Und während Amor sich,
Nichts ahnend, nach ihr bückte,
Und sie begierig pflückte:
Traf ihn der Biene Stich.

Verwundet war der Finger
Dem kleinen Weltbezwinger;
Er schrie aus vollem Mund,
Und eilte, halb im Fliegen,
An Kypris sich zu schmiegen,
Zum Hain von Amathunt.

Verbränt ist ihm die Wange;
Ach, Mutter! eine Schlange,
Geflügelt, klein und bunt,
Der Landmann nennt sie Biene,
Ruft er mit Schmerzensmiene,
Biß mir den Finger wund.

Dem Händchen Kühlung fächelnd,
Sprach drauf Kythere lächelnd:
So schmerzt ein Bienenstich:
Wie aber mags im Herzen,
Die Du verwundest, schmerzen?
Das, Söhnchen! frag ich dich.

Am trefflichsten ist „Amors nächtlicher Besuch" übersezt, welcher anfängt:

Als schon dunkle Mitternacht
Rings die stille Flur bedeckte,
Rief es draußen: aufgemacht!
Amor war es, der mich weckte.

Mürrisch frug ich: wer ist hier?
Regen plätschert durch die Bäume —
Wer zerschlägt mir meine Thür,
Und verscheuchet meine Träume?

Amor sprach: Es ist ein Kind,
Das im Finstern sich verirrte;
Laß mich ein, ein kalter Wind
Brauset durch das Laub der Myrthe rc.

Warum hat der Verfasser diese meisterhaften Uebersetzungen nicht besonders herausgegeben, zumal da sie seine eigenen Gedichte etwas verdunkeln? Das dritte Buch, Terpsichore, enthält Gesellschaftslieder, die etwas zu nüchtern, zahm und spielend sind. Das vierte Buch, Urania, bringt ernste, meist didaktische Gedichte, das fünfte, Melpomene, Trauergedichte und eine Uebersetzung aus Byrons Manfred. Im sechsten, Kalliope, finden wir Balladen, größtentheils Sagen aus der sächsischen und thüringischen Geschichte, z. B. von dem Schmidt von Apolda und dem Edelacker, von der eisernen Mauer des neuen Schlosses, von dem Rosenkorb der heiligen Elisabeth, von der böhmischen Libussa rc., alles bekannte Sachen. Sehr sinnig ist dagegen „die Erfindung der Karten," worin wir folgende Deutung erhalten:

Das Pique bedeutet im Waffenglanze
Den Ritterstand mit Schwert und Lanze,
Das Coeur, getaucht in Purpurglut,
Das geistliche Herz bezeichnen thut,
Das Carreau aber, der Quaderstein,
Begründet einst der Bürger Verein,
Und Treffle, der Klee im blühenden Land,
Bedeutet den löblichen Bauernstand.

Vortrefflich ist auch die persische Sage „der Granatbaum;" aber ein größeres Gedicht, „Walters Kampf am Wadgensteine," hat mir nicht so wohl gefallen. Es geht in die Zeit der Niebelungen zurück, es führt uns die Gestalten Ezels und des grimmen Hagen vor, aber es ist nicht in jenem einfachen und kräftigen Versmaaß der Niebelungen oder des Heldenbuchs, sondern in zartverschlungenen weichen Ottaverimen gedichtet, und überhaupt taugen die alten Recken nicht an den Leipziger

Theetisch. Der Dichter, ein Meister im Leichten, Feinen, Scherzenden, Süßen, taugt nicht recht für das Tragische und Heroische. — Im siebenten Buch, Thalia, stoßen wir auf Maskenzüge und hören Theater- und Festreden: im achten, Klio, werden wir durch Kriegslieder und Lobgedichte auf hohe Personen, vorzüglich des sächsischen Hauses, unter denen wir zulezt auch noch Goethe'n antreffen, an des Verfassers Zusammenhang mit der Weltgeschichte erinnert, und im neunten und lezten, Polyhomnia, finden wir Worte an Vertrautere, Wünsche, Erinnerungen und Gelegentliches. Das Aeußere des Werkes ist sehr heiter und elegant.

W. M.

1. Gedichte zum Besten der unglücklichen Greise, Wittwen und Waisen in Griechenland, herausgegeben von Amalia von Helwig, geb. Freyin von Imhoff. — — δοσις ὀλιγη τε φιλη τε, Homer. Berlin, in Comission bey Krause, im Mai 1826. 47 S.

2. Missolunghi. Von Wilhelm Müller. Der Ertrag des Verkaufs ist für die nothleidenden Griechen bestimmt. Dessau, im Juni, 1826. Gedruckt auf Kosten des Verfassers, 14 S. Preis 4 Groschen.

Diese beyden Schriftchen haben ohne Zweifel ihren wohlthätigen Zweck schon erfüllt, da sie vor geraumer Zeit erschienen sind; wenigstens vernimmt man von dem zweyten, daß der in 1200 Exemplaren, zunächst bloß für Anhalt gemachte Abdruck der heiligen Sache den reinen Ertrag von beynahe fünfhundert Reichsthalern gebracht hat. Uebrigens verbürgen bey beyden schon die Namen der Verfasser einen mehr als bloß ephemeren Werth, und sie gehören ihrem Gehalte nach keineswegs zu denjenigen Produktionen, die nach Entscheidung der Sache, für welche sie kämpfen, vergessen seyn oder nur durch die Erinnerung an den großen Kampf werden mitaufbewahrt werden. Beydes sind Erzeugnisse einer ächten, sittlichen und dichterischen, Begeisterung; aus beyden spricht die Empfindung, die jezt wie etwas Neues klingt, in einer Zeit, wo so viel Unempfundenes abgesungen wird.

In den Gedichten der Frau von Helwig ist das Gefühl, wie es sich für die Feyer einer Frau schickt, ganz in subjectiver Form ausgesprochen; wie sie Hellas von Jugend auf geliebt, wie sie es einst besungen, was sie für das edle, unglückliche Volk thun möchte, und was sie dafür thun kann, was sie glaubt, daß andere thun sollten — das legt sie in diesen Liedern mit natürlicher Wärme, in einer Sprache vor, die aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht:

„Wär' ich Herrscher — Heere zögen,
Flotten, kriegsgerüstet flögen
Der Bedrängten Schutz herbey.
Hätt' ich Schätze: Wehr und Waffen
Wollt' ich Hellas Kämpfern schaffen,
Ihre Kinder kauft' ich frey.

Was ich immer wär', ich weihte
Jede Kraft dem heil'gen Streite
Dort in rühmlicher Gefahr:
Arzt — Verwundete zu heilen,
Krieger, kühn voran zu eilen,
Führer der erles'nen Schaar.

Doch von allen seinen Spenden
Fiel mir aus des Glückes Händen
Nur des Weibes enges Loos,
Und, dem Kummer früh Vertraute,
Legt' ein güt'ger Gott die Laute
Mild der Weinenden in Schooß." — —

Wir vergessen über dem innigen Gedanken die undeutsche Construktion des lezt angeführten Verses und lesen mit steigender Theilnahme das Lied (S. 3 — 5) bis zum schönen Schlusse:

„Tönt indeß, ihr goldnen Saiten! —
Kann ich Hülfe nicht bereiten,
Geb' ich, was die Muse gab, —
Und wenn alle laut frohlocken,
Halle leis, wie Trauer-Glocken,
Du mein Lied um Hellas Grab."

Dieß Lied ist „Weihe an Hellas" überschrieben. Einen gemesseneren, elegischen Gang geben der „Zuruf an Griechenland" (S. 6) und „den Zaudernden" (schon 1821 ihnen zugerufen!)

„Unseel'ge Staatskunst, die am Weltrecht schnizelt!
Nichts möglich haltend, was sie nicht erlebt. —
Im Dünkel blind auf Wachs Geseze krizelt,
Wenn Noth das ihr' in ehrne Tafeln gräbt.
Wer mag den Schritt des Geistes rückwärts drängen,
In Schlaf ihn wiegen wer, wenn er erwacht? —
Der, gleich dem Strom, den morsche Dämm' umengen,
Hochschwellend, furchtbar neue Bahn sich macht."

In diesem Gedicht erhebt sich die Sängerin am meisten zur Objectivität. Ganz auf eigene, innere Erfahrung dagegen gegründet ist das tief empfundene Lied, das sie an die „weinenden Mütter Deutschlands" richtet. — Byron's furchtbare Individualität ist in dem kräftigen und doch mildernden Liede S. 31 voll Aner-

kennung und Theilnahme, abgespiegelt. Das Gedicht an Deutschlands Frauen scheint uns zu bewußt und berechnet: es soll auf putzliebende Jungfrauen, auf hohe Personen, auf reiche Damen — auf jede mit besondern Motiven — wirken. Daraus entstehen gesuchte Gedanken, ja geradezu unrichtige Behauptungen. Oder ist es etwa wahr, wenn Frau v. H. singt, „daß es zwar rührend sey, wenn die Armuth, froh entbehrend, dem bedrängten Bruder biete, was der Mühe Schweiß errungen hat; aber rührender, wenn das heilige Erbarmen der Reichen zu dem Scherflein frommer Armen das geliebte Kleinod lege?" Wie stimmt das zu dem Sinne dessen, der uns mit der Parabel vom Scherflein der Wittwe vorgeleuchtet hat? —

Mit edlem Stolze wird Wilhelm Müller von der Dichterin angeredet (S. 39), aber nicht ganz gerecht als der Einzige deutsche Dichter genannt, der, während die andern in fremden Formen sprechen und Treibhausblumen brechen, sich der Griechen mit der Leyer angenommen habe. Frau v. Helwig vergißt, daß in der Nachbarschaft ihrer Lieder, deren mehrere zuerst im Morgenblatt erschienen sind, von den ersten Zeiten des griechischen Freyheitskampfes an, sich verschiedene begeisterte Liederstimmen haben hören lassen. Nichts desto weniger ist jenes Lied an W. Müller eins der schwungreichsten ihrer Sammlung, und geleitet uns würdig zu dieses Dichters Missolunghi hinüber.

Wir brauchen W. Müllers Griechenlieder nicht erst zu charakterisiren oder ihnen das Lob zu singen, und bemerken hier nur, daß auch diese neuen Lieder der früheren werth sind. Ihr objektiver, von der Phantasie beflügelter Schwung macht sie zu einem schönen Gegenstücke der eben beurtheilten Sammlung, in der die in sich zusammen schmelzende, thränende Lyrik des Gefühles herrscht.

Herr Müller gibt uns drey Triumphlieder (denn mehr dieß sind es, als Elegieen) auf Missolunghi's Vertheidigung und Fall. Das erste heißt: „Die Veste des Himmels." Es ist noch an das stehende Missolunghi gerichtet:

„Ob sich deine Tonnen leeren, deine Scheuern werden licht,
Wäge nicht den lezten Brocken, miß den lezten Tropfen nicht.
Hat dein Heiland mit fünf Broden nicht fünf Tausende gespeist?
Bebe, bis vor deinem Rufe sich des Himmels Zelt zerreißt!"

Dann werden ihm die Heldengeister seiner Gefangenen, ein Markos Bozzaris, ein Normann, ein Byron mit Flammenschwertern und leuchtenden Wunden als Vertheidiger zugeführt. Vergebens! denn schon das zweyte Lied feyert Missolunghi's Himmelfahrt; es gehört zu den schönsten, die Müller gesungen:

„Missolunghi du gefallen? — Nein, gefallen bist du nicht,
Bist in donnerndem Triumphe auf der Blitze Flammenlicht
In den Himmel aufgestiegen, Stein und Erde, Thurm und Wall,
Siegeswaffen, Heldenglieder, Alles auf in Einem Knall!"

Am Schlusse desselben heißt es:

„Kommt, ihr hohen Christenhäupter, die ihr mit dem Schwert der Macht
Habt von ferne still gestanden und an weisen Rath gedacht,
Als die Todtenglocken riefen: helfet uns, so helf' euch Gott,
Als die Heldenherzen brachen in des Hungers grimmer Noth;
Kommt, von dieser Asche sammelt in die Purpurmäntel ein,
Streuet sie auf eure Kronen über Gold und Edelstein,
Und so tretet vor den Richter, der des Himmels Wage hält,
Wann er euch dereinst wird rufen von den Thronen seiner Welt.
An dem Tage wird er fragen: Helfer ihr, mit meinem Schwert
Warum habt ihr nicht geholfen, warum habt ihr nicht gewehrt,
Als der Heiden Tiegerzähne würgten meine kleine Schaar,
Und mit ihrem Blut begossen meiner Kirche Hochaltar,
Als sie meines Kreuzes Banner niedertraten in den Staub,
Und die Zionsburg der Freyheit ward der Sklavenhorde Raub?"

Das dritte Lied zeigt uns ein „neues Missolunghi" in den Herzen und Lanzen der durchgebrochenen Helden:

„Unsre Arme deine Mauern, unsre Brüste deine Schanzen! —
Ach, und um uns her gezogen ist ein tiefer rother Graben,
Blut der Weiber und der Kinder, die sie uns geschlachtet haben." —

Am Schlusse dieser Anzeige wünschen wir den edeln Sängern den Lohn, daß ihre Liedersaat auch in diesem dringenden Augenblicke, wo das halb ausgehungerte Griechenland nicht mehr um Männer und Waffen, sondern um Brod schreit, in recht vielen deutschen Herzen wuchern möge!

Nr. 4.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 12. Januar 1827.

Uebersicht der französischen Literatur.

Komisches Epos.

Zweck des Lebens ist glücklich seyn. Das wahre Glück erkennen und es auf dem richtigen Wege suchen, ist Weisheit und Tugend; den lügnerischen Schein des Glücks — den Vortheil des Moments — für Glück halten und statt desselben verfolgen, ist Thorheit und Laster. Der Unterschied zwischen Gut und Böse ist daher wesentlich derselbe mit dem Unterschiede zwischen Wahrheit und Lüge; und die Handlungen der Menschen, die wir gut oder schlecht nennen, sind eigentlich nur Bestrebungen nach *einem* Ziel, in Bezug auf dasselbe aber theils zweckmäßig, theils unzweckmäßig.

So lange der Mensch in dem natürlichen gesunden Zustande lebt, welcher in der ganzen Menschheit, wie in jedem einzelnen Menschen nothwendig dem krankhaften vorausgehen muß, kann er sich selten über das, was für ihn gut oder zweckmäßig ist, irren. Ein Bestreben, das seinen Zweck verfehlt, ist unnatürlich, und erregt in ihm — da er Hohn, Haß und Verachtung, als ebenfalls unnatürliche krankhafte Zustände, nicht kennt — wie alles unnatürliche die Neigung zum Lachen. Das Kind lacht über alles, was es zum ersten Mal sieht — es lacht vor Schmerz und es lacht bey dem Anblick von Qualen, die andere leiden. Der Irokese, auf dem Scheiterhaufen, von seinen Feinden mit allen ersinnlichen Martern gepeinigt, lacht über die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen. Der skandinavische Berserkr hieb seinem gefangenen Feind mit dem Schwerte den Rückgrat auf und zog Herz und Lungen durch die Wunde heraus — er nannte dieß einen Adler schneiden (ara bingva) und lachte zu dem grausamen Scherz. Odysseus ruft dem Kyklopen, der seine Gefährten verzehrt hat, lachend zu:

Da, Kyklop, trink Wein, da Menschenfleisch dich gesättigt!

Je weiter der Mensch aus dem anfänglichen Naturzustande herausschreitet, desto enger wird für ihn der Kreis des Lächerlichen beschränkt. So wie seine Bedürfnisse sich verfeinern und vervielfältigen, so vervielfältigen sich, als eben so viele Abwege vom Glück, seine Leidenschaften. Das Glück, das dem Naturmenschen sein natürlicher Zustand war, ist jezt eben so selten, wenn nicht eben so unnatürlich, als in dem Naturzustande die Abirrung von demselben. Auch der Gebildete lacht noch über das, was ihm unnatürlich scheint; aber Laster und Verbrechen sind für ihn nichts unnatürliches mehr, und ihre Folgen greifen zu ernsthaft in sein eigenes Leben ein, als daß er sie lächerlich finden könnte. Unsere Väter lachten mehr, als wir; weil sie über vieles lachten, worüber wir nicht mehr lachen können. *)

Daß in der ältesten Literatur das komische Element nur eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt, wird man unserer Ansicht nicht entgegensetzen; da dieß vielmehr nur ein neuer Beweis ist, daß das Lächerliche — Unnatürliche noch nicht in so drückender Masse vorhanden war, daß man es mehr als der augenblicklichen Beachtung würdig gefunden hätte. Alle Momente des Lebens, die wichtig genug waren, um als ein Abschnitt desselben betrachtet zu werden, wurden in kleinen epischen Liedern gesungen, die von Mund zu Munde gingen und als Bilder

---

*) Anm. Sey es uns hier vergönnt, da wir uns unverhofft auf dem Gebiet der Aesthetik befinden, einen kleinen Ausfall in das unserer Aesthetiker zu machen, die auf keine Definition des Lächerlichen kommen können und in Ermanglung derselben sich damit begnügen, dem Lächerlichen das Ernsthafte entgegen zu setzen. Eben dieser falsche Gegensatz ist es, der die ernsthaften Männer hindert, die Natur des Lächerlichen zu erkennen; denn nicht das Nichternsthafte ist lächerlich, sondern das Nichtnatürliche: τὸ μὴ κατὰ μοῖραν. Man kann über das Ernsthafteste lachen — wie wir z. B. über die Aesthetiker — und dasselbe wird auch für den Lacher dadurch nicht weniger ernsthaft. Das Lachen ist nichts als eine Art der Verwunderung, die beyläufig der Bewunderung auf ähnliche Art entgegengesezt ist, wie z. B. der Teufelslärm des Freyschützen dem grandiosen Kampf der Töne im Don Juan, oder — um mich eines weniger anstößigen Gleichnisses zu bedienen — wie die ohnmächtige Wuth eines Knaben, der mit Händen und Füßen um sich schlägt, nachdem er die Ruthe bekommen hat, dem Zorn des Mannes, der die feindlichen Mächte des Schicksals zum Kampf herausfordert und untergeht, aber als Sieger.

der Zeit der Väter ehrfurchtsvoll den Söhnen überliefert wurden. Aber nur die würdigsten dieser Bilder — die, welche die würdigsten Gegenstände schilderten, wurden auf diese Weise aufbehalten; Scherz- und Spottlieder mußten mit dem Vorübergehen der Veranlassungen, die sie hervorgerufen hatten, ihr Interesse verlieren. Wenn dann später ein Meister die einzelnen kleinen Bilder in ein größeres Gemälde zusammenfaßte — wozu selten mehr, als die einfachste Aneinanderreihung erforderlich war, so erhielt natürlich das so entstandene Ganze den ernsten würdigen Charakter der einzelnen Theile, aus denen es zusammengesezt war. Wie wenig komische Züge finden wir in der Ilias und Odyssee, ungeachtet der Heiterkeit des jonischen Himmels, welche jedes Erzeugniß desselben durchweht? — Im Nibelungenliede sind selbst die Scherze tragisch, und die einzige komische Stelle im ganzen Gedicht ist die, wo der Küchenmeister Rumold seine Herren bittet, lieber zu Haus zu bleiben und in Ruhe ihre guten Bähschnitten zu verzehren, als an Etzels Hof zu ziehen.

Als die Formen der Gesellschaft, des Staates veralteten und ihrem Zweck nicht mehr entsprachen; als daher die einzelnen Individuen, unklar und verwirrt in ihren Begriffen von ihren individuellen Bedürfnissen, gezwungen waren, entweder sich von der Natur zu entfernen, wenn sie den Forderungen der Gesellschaft genügen wollten, oder aus der Gesellschaft auszuscheiden — wenigstens einen Seitenweg von der großen Heerstraße des Lebens einzuschlagen, wenn sie die Ansprüche der Natur nicht verläugnen konnten: da mußte die Thierwelt dem entarteten Geschlecht als Repräsentant der Natur entgegentreten und durch ihr stummes Beyspiel die Rückkehr zu derselben predigen. Unter den Menschen war Thorheit und Laster nicht mehr die Ausnahme; wenn sie als solche lächerlich erscheinen sollten, mußten sie sich in einer Welt zeigen, die von ihrem Einfluß frey geblieben war. Die Fabel ist daher der Zweig der komischen Literatur, welcher am frühesten ausgebildet worden ist. Die Vergleichung des Thierlebens mit dem Menschenleben, die derselben zum Grunde liegt, ist schon an sich rein komisch, wird dieß aber noch mehr durch die beabsichtigte Wirkung, da dieselbe auf der Voraussetzung der Vorzüglichkeit des Menschen vor dem Thiere beruht und doch das Thier dem Menschen wieder in gewisser Beziehung als Muster darstellt. — Fabeln sind Bilder des Thierlebens, die Parallelen zu Scenen des Menschenlebens liefern; auf ähnliche Weise, wie die leztern den Stoff zum heroischen Epos darbieten, kann daher aus den erstern ein komisches Epos gebildet werden.

Daß das griechische Alterthum und die beyden vollendetsten Muster des historischen Epos — die Ilias und Odyssee — gegeben hat, das französische Mittelalter das ausgezeichnetste, oder vielmehr das einzige wahre komische Epos in seinem Roman du Renard *) (aus dem der flämändische, niederdeutsche und hochdeutsche Reinecke-Fuchs übersezt ist), können wir als ein charakteristisches Zeichen für die Zeiten und Völker betrachten, denen diese Gedichte angehören. Nur in einer Zeit, wo die empörendste Ungerechtigkeit der Mittelpunkt des Staatslebens war, konnte dasselbe den Kern bilden, um den sich die einzelnen Scenen, die früher der Gegenstand der Fabel gewesen waren, zu einem Ganzen ordneten. Daß auf diese Weise der Roman du Renard entstanden ist, können wir leicht beweisen — was auch die albernen Fabeln unserer gelehrten Literatoren von einem Nicolaus Baumann und ich weiß nicht welchem Herzog von Lothringen, der in einen Fuchs verwandelt worden sey, sagen mögen. Wie von dem Nibelungenliede — in isländischen, färöischen, dänischen und friesischen Liedern — so haben sich auch von dem Roman du Renard noch mehrere der Elemente, denen er seine Entstehung verdankt, in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten. Wir dürfen, da eine weitere Ausführung uns hier zu weit führen würde, nur die Fabeln der Marie de France erwähnen (Poésies de Marie de France, Poète Anglo-Normand du XIIIe siècle, publiées par B. de Roquefort. T. II. p. 59 — 402), z. B. an die bekannte 59ste: don Lion qui manda le Worpil (d. i. vulpes) von dem Löwen, der auf den Rath Reineckes in die Haut seines treuen Rathes, des Wolfs, gehüllt wird.

Uns Liuns fu mult deshaitiez,
De mal souspris et empiriez;
Tutes les bestes i alèrent,
Entr' aus distrent et esgardèrent,
K'um le devreit médichiner
Se nus en seit cunseil truver.
Au Werpil distrent li plusur,
Ki des bestes set le retur,
Et as oisiaus refait parler,
Mécine querre et demander.
Par messaiges l'unt fait somunre;
E li Gourpis le vait repunre,
Les la sale s'esteit muciez,
Car cointez ert et vésiiez.
Li Liuns mult se curresa,
Le Leu, sen Prévost apela,
Demanda li pur coi ne vint etc.

Ein Löwe war viel übellaunig.
Von Uebel ergriffen und unwohl.
Alle Thiere gingen hin,
Sagten untereinander und beriethen,
Daß man ihn medicinizen müßte.

*) Eine Ausgabe des Roman du Renard, 4 Vol. 8° ist unlängst angekündigt worden und wird, wie wir vernehmen, noch im Laufe d. J. erscheinen.

Wenn einer davon Rath zu finden wüßte.
Beym Fuchs sagten die meisten,
Der von den Thieren die schlauesten Gänge weiß,
Und zu den Vögeln zu reden versteht,
Sey Medicin zu suchen und zu verlangen.
Durch Gesandten ließen sie ihm aufbieten,
Aber der Fuchs entging dem Antworten:
In der Höhle hatte er sich versteckt;
Denn er ist listig und verschlagen.
Der Löwe ward viel zornig,
Den Wolf, seinen Burgrichter, rief,
Fragte, warum er nicht käme u. s. w.

Die Kritik des verderbten Zustandes der Gesellschaft, die im Anfang des Mittelalters schüchtern in den Fabeln, darauf kecker durch die Masse im Renard aufgetreten war, gewann immer weiteres Feld, je mehr die Verderbniß zunahm, und je größer zugleich die Zahl derer wurde, die derselben entgingen. Bald erkannten die lezteren, die bisher vereinzelt gestanden hatten — als sie von allen Seiten verwandte Stimmen vernahmen — ihre Kraft. Sie hüllten nun ihren Spott nicht mehr in das Gewand der Fabel; sie sezten dem verderbten Menschengeschlecht nicht mehr die Natur — in der Thierwelt, sondern sich selbst entgegen, die Vernunft — die Natur im Geiste des Menschen. Der Aberwitz, das Laster, die Bosheit, die bisher am hellen Tage mit ihrer Erbärmlichkeit prunkend einhergeschritten waren, wurden mit den schärfsten Waffen des Witzes bekämpft, und bald gezwungen — wenn auch mit den Zähnen knirschend — in die geheimen Schlupfwinkel der Nacht zurückzufliehen, aus denen sie sich hervorgeschlichen hatten. Die große Revolution des sechszehnten Jahrhunderts, die Reformation, war der Sieg der höchsten komischen Kraft, die, so wie sie ihrer Uebermacht bewußt handelnd in's Leben einschritt, das Schlechte vernichtete, und damit zugleich sich selbst in den tiefsten tragischen Ernst verwandelte. Hutten's Verdienst ist es, das Zeichen zum Angriff gegeben zu haben; Luther's, die schwache Seite des Feindes erkannt und den Angriff geleitet, den Sieg entschieden zu haben. Luther war der Napoleon der Reformation; aber so wenig dieser die französische Revolution gemacht hat, die er beendigte, so wenig hat Luther die Reformation gemacht. Er fand die Reformation und organisirte sie; aber die wahren Apostel derselben waren die Frömmler und Satyriker des 15ten und 16ten Jahrhunderts, die theils ihm vorangegangen waren, theils gleichzeitig mit ihm wirkten. Ohne die Deutschen zu nennen, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, wollen wir nur an einige der ausgezeichnetsten Franzosen erinnern, an Marot, Jodelle und seinen Abbé Eugene etc., und da uns die Chronologie keine Fesseln anlegt, vor allen an Rabelais — den komischen Homer seiner Zeit.

Durch ein sonderbares Mißverständniß hat eine gewisse Parthey die Meynung verbreitet, als sey die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts die Mutter der Revolutionen, die das 18te und das 19te erschüttert haben; mit demselben Rechte könnte man der Pockenimpfung, die Europa von seiner gefährlichsten Seuche befreyt hat, den Ausbruch einer Pest in Egypten zuschreiben, oder das Abtragen eines alten Thurmes, der den Einsturz drohte, als die Veranlassung des Sturzes eines benachbarten bezeichnen, den man nicht abgetragen hatte, als er baufällig wurde. Die Kirchenreformation hat Deutschland vor einer politischen Revolution bewahrt: sie rettete den siechen Staat durch Eröffnung der Eiterbeulen und durch Ableitung des Krankheitsstoffes, der ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte. — Frankreich verschmähte die Hülfe der Aerzte, oder, um der Wahrheit gemäß zu reden, die Krankheit gewann die Oberhand über die Kunst derselben, und nachdem sie den höchsten Grad erreicht und die edelsten Lebenstheile ergriffen hatte, mußte eine Krisis eintreten, die den Kranken entweder vernichtete, oder ihn rettete. Das leztere ist mit Hülfe einiger chirurgischen Operationen erfolgt, Frankreich ist gerettet, und wenn einzelne Theile seines Organismus noch nicht zur vollen Gesundheit zurückgekehrt sind, andere die ganze Wuth der Krankheit in sich concentrirt zu haben scheinen, so ist doch im Allgemeinen die Genesung entschieden und die allmählige Rückkehr zu einem natürlichen Zustande keinem Zweifel mehr unterworfen. Dieß ist der Unterschied zwischen der gegenwärtigen Lage Frankreichs und Deutschlands. Deutschland hat die Mängel seiner Verfassung verbessert. Frankreich hat ohne einzelne Verbesserungen das Ganze niedergerissen und neu zu bauen angefangen; es hat seine Krankheit nicht einseitig curirt, sondern durch die Selbsthülfe der Natur völlig herausgeworfen, neue Lebenskraft gewonnen, und eine neue, gesunde Organisation angefangen.

Die Aerzte, welche die Bewegungen des Kranken während seiner Krisis — in dem Wahnsinn der Revolution — mit Kopfschütteln beobachtet und mit Achselzucken seinen unfehlbaren Tod vorausgesezt hatten, weil man ihren Rath verschmäht habe — sie sahen voll Verwunderung seine Genesung, und standen nicht an, dieselbe ihren Rathschlägen und Medikamenten beyzumessen. Leider sind die weisen Männer uneins unter sich selbst: die Ultra's von Stahls Schule hatten abstringirende, die liberalen Brownianer relaxirende Mittel gegeben — deren Wirkung sich zum Glück gegenseitig aufgehoben hatte — und jede Parthey behauptet nun, daß ihr die Ehre der Heilung gebühre, und besonders, daß ihr und ihrer Methode die Fortsetzung der Cur anvertraut werden müsse. Denn, daß diese noch keineswegs vollendet sey, ist der einzige Punkt, worüber beyde Partheyen übereinstimmen, wenn auch der Patient frisch und gesund vor ihren Augen her-

umspazirt. Bewahre der Himmel Frankreich, daß es so wenig in die Hände der Liberalen, als der Ultra's falle. Amen!

(Der Beschluß folgt.

Dichtkunst.

Die Häuptlinge Ostfrieslands. Historisch-romantisches Gedicht in zwey Gesängen von H. Suur. Hannover 1826, in der Hahn'schen Hofbuchhandlg.

Der Verfasser beklagt sich in seiner Vorrede mit Recht, daß die Geschichte der Ostfriesen noch so wenige Dichter begeistert hat. Auf dem klassischen Boden der kräftigen Marschländer an der Nord- und Ostsee haben höchstens Voß und Kosegarten sich ein wenig angebaut, kleine Schweizereyen oder Holländereyen angelegt, und die Poesie getrieben wie Kuhmelken und Käsemachen, „diese nützlich häusliche Verrichtung." Als ob jene Hirtenvölker nie etwas Edleres gekannt, als ob sie nicht auch das Schwert geschwungen in unsterblichen Freyheitskämpfen, wie die Schweizer, als ob der Dichter nicht etwas Höheres an ihnen zu preisen fände, als jene Vossische dörfliche Philisterey, zu der freylich auch sie gleich den Schweizern endlich herabgesunken sind. Man verpflanzt Vossische Louisen nach Holstein und Kosegartensche Jukunden nach Rügen, wie Claurensche Mimilis auf die Alpen; wird denn nie ein Dichter aufstehen, der jenes Heldenmädchen besingt, die eine reine Jungfrau die Fahne vorauftrug, als Wolf Isenbrand mit 6000 Bauern aus Dithmarsen das schwarze Heer der Dänen von 30,000 Mann grimmig niederwarf und seinem armen Vaterlande die Freyheit erkämpfte? Die Dithmarsen und Friesen sind an Thaten überreich, und diese Thaten waren schön, wie die der Schweizer, doch haben sie noch keinen Schiller gefunden, so wenig als einen Johannes Müller.

Herr Suur hat in dem vorliegenden Heldengedicht die Bahn gebrochen, aber ich begreife nicht recht, warum er keinen schönern Gegenstand gewählt hat, deren ihm die Geschichte seines Vaterlandes nicht wenige darbietet. Sein Gedicht schildert uns nichts von jenen Freyheitskämpfen seiner Ahnen, sondern nur die Fehden ostfriesischer Häuptlinge in einer schon entarteten Zeit. In jenen Kämpfen galt es etwas Heiliges, Vaterland und Freyheit; in diesen Fehden gilt nur noch das kleinliche habsüchtige Interesse einzelner Burgherrn, oder wilde Fehdelust, Blutrache und dergleichen. Sie verdrängen sich durch rohe Gewalt oder Verrath und gehen unter, um neuen Platz zu machen. Das Volk ist dabey passiv, und von einem patriotischen Interesse verschwindet jede Spur. Warum hat uns der Dichter nicht die Kämpfe der Bauern geschildert? Auf diesen Bauern allein beruht das lokale und nationelle Interesse und zugleich alle Poesie jener Gegenden und jener Zeit. Als ein geborner Friese wird er von der Geschichte der Marschländer besser unterrichtet seyn, als ich, der ich nur dem Bolten und Wiarda folgen kann; aber auch schon die Geschichtbücher dieser beyden wackern Männer bieten dem Dichter eine Mannigfaltigkeit von Stoffen dar, die weit poetischer und patriotischer sind, als die Kämpfe Ockos und Fockos.

Indeß läßt sich bekanntlich den Dichtern nichts vorschreiben, und man muß ihre Gaben nehmen, wie sie sind. Ihr Ruhm besteht ja zum Theil darin, daß sie aus nichts etwas, und aus wenig viel zu machen wissen. Suurs Gedicht enthält viele Schönheiten, und die vorzüglichste liegt im Ton des Ganzen, in einer originellen und unnachahmlichen Einfachheit, worin ein ächt epischer Geist weht. Die neuern Epiker gefallen sich gar zu sehr in Schwulst, glänzenden Bildern, pathetischen Redensarten und Exklamationen, und haben fast nichts mehr von der edlen Einfalt des Homer, der Nibelungen und der ältern Chroniken, worin doch gerade der epische Geist so mächtig wirkt. Herr Suur hat dagegen seinem Gedicht den ganzen Zauber dieser Einfalt einzuhauchen verstanden, und ihm dadurch ein lokales und alterthümliches Gepräge verliehen, welches sehr anziehend ist. Damit stimmt auch sein Versmaaß, die vierfüßige Jambe, vortrefflich überein. Man höre den Anfang:

Des Herbstes Frühstrahl drang hervor
Durch Reif und Nebel auf das Moor,
Auf Rockenstoppel, Haid' und Bruch;
Laut lärmend zog der schwarze Zug
Der Dohlen über's Land. Am Wall,
Im Erlbusch tönt überall
Der Drosseln Pfeiffen, stärker gellt
Der Ammer Stimme durch das Feld.
Es malt der Sonne matter Glanz
Der moosbedeckten Zinnen Kranz
Des Thurms, der, die Dünste durch,
Hochprangt am Schloß zu Oldeburg.

Ich habe schon im vorigen Jahrgang unsers Blatts, bey Gelegenheit einer Beurtheilung des Divile von Henne, darauf aufmerksam zu machen versucht, daß der Deutsche eigenthümliche epische Versmaaße besitze, die ihn besser kleiden, als die Ottaverimen oder Hexameter, die er von Fremden borgen muß. Auch Suur hat wie Henne ein solches ächt nationelles Versmaaß gewählt, und es ist sehr zu loben, daß man in dieser natürlichen und vernünftigen Weise fortfährt. Nur einigemal wechselt Suur mit italienischen und spanischen Versmaaßen ab, ja sogar mit Hexametern, welches gewiß fehlerhaft ist, da es die Haltung des ganzen Gedichtes stört, doch einigermaßen Entschuldigung verdient, weil diese Abweichungen nur dann eintreten, wenn der Dichter seinen Helden wirklich nach Süden in die fremden Umgebungen führt.

Nr. 5.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 16. Januar 1827.

Geschichte.

Historical researches on the wars and sports of the Mongols and Romans; in which Elephants and wild Beasts were employed or slain, etc. etc. with a map and ten plates. By John Ranking (4. pp. 516). London, 1826.

Eine so sonderbare, um nicht zu sagen absurde Meynung als diejenige ist, welche der Verf. dieses Werks aufstellt, ist wohl selten durch einen solchen Schatz von interessanten, zum Theil ganz unbekannten historischen Thatsachen unterstüzt worden, als wir hier beysammen finden. Der Verf. ist nämlich der Meynung, daß die fossilen Ueberreste von Elephanten, Löwen, Tigern, Nilpferden u. s. w., welche man an vielen Orten in dem ganzen Norden der alten Welt gefunden hat, nicht das Resultat großer natürlicher Umwälzungen auf der Erde seyen, wie die Naturforscher bis jezt geglaubt haben, sondern die Ueberreste der wilden Thiere, welche durch die Eroberungen und Heereszüge der Römer und später der Mongolen aus südlicheren Klimaten nach dem Norden verpflanzt worden sind. Um diese Behauptung zu erweisen, führt Hr. Ranking eine große Menge von Thatsachen an, die er in den Geschichtschreibern des Alterthums und besonders Asiens gefunden hat. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in Hindostan und Rußland haben ihn in den Stand gesezt, besonders in den leztern zu schöpfen, und oft scheint es wirklich, als wenn er die Elephantenknochen nur als Vorwand brauchte, um eine Geschichte der Mongolen einzuschwärzen oder vielmehr als Rahmen, um sie einzufassen. „Während seiner Bemühungen, sagt er selbst, historische Beweise für seine Ansicht zu sammeln, ist der Verf. durch den ausgedehnten Schauplaz der Eroberungen, die außerordentliche Macht und Größe der Mongolischen Khans, die Pracht ihrer Jagdzüge und Hoffeste, welche alles übertreffen, was je in Europa gesehen worden ist, verleitet worden, einen Quartband aus dem zu machen, was leicht in einen kleinern Raum zusammengedrängt werden konnte....... und einen Auszug der Geschichte des Siberischen Gengis Khan und seines Enkels Kublai hinzuzufügen u. s. w.“ — Der Verf. ist offenbar besser in der Geschichte der Mongolen bewandert, als in der Geschichte der fossilen Knochen, ihrer Lage, Beschaffenheit, der Orte, wo sie gefunden werden u. s. w., und scheint wirklich nur über die, welche in England gefunden worden sind, genauer unterrichtet zu seyn. So wenig indessen auch seine Ansicht eine ernsthafte Widerlegung verdient, so können wir es billigerweise ihm nicht abschlagen, kürzlich auseinanderzusetzen, auf welche Thatsachen er sie begründen will. Es geht aus zahlreichen Zeugnissen der alten Schriftsteller hervor, daß die Römer und früher die Carthaginenser auf ihren Heereszügen Elephanten mit sich führten. Wir sahen Hannibal für seine Elephanten einen Weg über die Alpen bahnen; wir sahen in einer einzigen Schlacht in Spanien 39 Elephanten erschlagen, und in einer andern Schlacht zwischen Römern und Carthaginensern bey Palermo hundert und vierzig Elephanten im Gefecht. In Griechenland kämpfen Elephanten sowohl in den Reihen der Römer als in denen des Antiochus und Mithridates. Der Kaiser Claudius gebraucht Elephanten bey der Eroberung von Britannien. — Wilde Thiere aus allen bekannten Gegenden der Erde, sowohl aus Norden als Süden, wurden in ungeheurer Anzahl bey den Kampfspielen der Römer gebraucht, und zwar nicht nur in Rom selbst, sondern in vielen andern großen Städten ihres Weltreiches. Diese Thiere wurden an besondern Orten (vivaria genannt) in der Nähe der Städte für die Kampfspiele aufbewahrt. Ist es demnach zu verwundern, daß Knochen von diesen Thieren in der ganzen Ausdehnung des römischen Reiches gefunden werden? — Daß (um bey England zu bleiben) in der Nähe von Kew, Brentford, Ilford, Romford, London, York, Colchester Knochen von Elephanten, Rhinoceros, Löwen, Gazellen u. s. w. sich finden? — York war der Siz dreyer Kaiser, Severus, Caracalla und Geta, und hier feyerte Severus seinen Triumph über die Parther. Das Thal, in welchem die fossilen Knochen von Kirkdale bey York gefunden werden, scheint sich vollkommen zum Kampfplaz für diese Thiere, oder zur Aufnahme eines vivarium geeignet zu haben. Die übrigen der genannten Orte waren ebenfalls

römische Städte von großem Umfang und Reichthum, und es ist schwer als einen bloßen Zufall das Daseyn fossiler Knochen in ihrer Nähe zu erklären. Gegen die Theorie der Geognosten spricht noch besonders der Umstand, daß man die Knochen von solchen Thieren, die den kältesten Klimaten angehören, neben solchen gefunden hat, die Afrika und Ostindien bewohnen, z. B. bey Paris Löwen und Tiger neben Rennthierknochen, bey Harwich Knochen des Rhinoceros, des Hippopotamus neben denen des Elenthiers aus Irland. In Irland selbst hat man ein solches Elenthier gefunden, was durch einen Pfeil oder Speer verwundet worden war. Alle diese Thiere aber wurden bey den Kampfspielen der Römer zusammengebracht, und wenn sich ihre Ueberreste an vielen Orten finden, von denen wir nicht wissen, daß die Römer je daselbst Niederlassungen gehabt haben, so muß man bedenken, daß die Thiere bey ihrem Transport das römische Reich nach allen Richtungen durchkreuzen mußten; endlich mußte die Anzahl derer, welche während mehrerer Jahrhunderte auf diese Art in Europa umgekommen sind, so groß seyn, daß man sich eher über die geringe Menge der Ueberreste, welche von ihnen gefunden worden sind, wundern könnte, als über ihre Menge. *) Das Daseyn ähnlicher Ueberreste im nördlichen Asien, in Rußland, Polen u. s. w. wird durch die Ausdehnung der mongolischen Riesenherrschaft leicht erklärlich. Timur und seine Nachfolger beherrschten zugleich China, Tibeth und Ostindien östlich vom Burhampooter, lauter Länder, die reich an Elephanten sind, und Sibirien bis an die Behringsstraße. Der große Khan Oktai führte in China Krieg, während sein Neffe mit 600,000 Reitern Rußland und Polen überzog. Die Mongolen bedienten sich aber in ihren Kriegen sowohl als bey ihren Festen derselben südlichen Thiere, deren fossile Ueberreste in jenen nördlichen Gegenden gefunden werden. Daß diese Thiere, besonders aber die Elephanten, die Kälte bis zu einem hohen Grade ertragen konnten, geht nicht nur aus Hannibals Zug über die Alpen hervor, sondern auch daraus, daß der Kaiser Mahmud einmal 1300 und ein andermal 500 Elephanten gegen den König von Kashgar führte, wobey diese Thiere die Kälte der Tartarey aushielten, während Menschen und Pferde zu Grunde gingen. Was die Mammuthsknochen betrifft, welche in Sibirien gefunden worden sind, so meynt der Verf., sie könnten entweder einer damals noch lebenden und jezt ausgestorbenen Thierart angehören, oder ein großer Theil der sogenannten Mammuthsknochen seyen wahrscheinlich Wallroßknochen, und nur aus der undeutlichen Beschreibung der Eingebornen bekannt. —

*) Abgesehen von allen andern Gründen wäre dieser schon hinreichend, um zu beweisen, daß unsere fossilen Knochen nicht die Ueberreste der in den Kampfspielen und Kriegen der Römer gefallenen Thiere seyn können. Welche ungeheure Menge solcher Knochen müßte man sonst in der Nähe von Rom finden!

Dieß sind in Kurzem die Thatsachen, womit Ranking seine antigeognostische Ansicht erweisen will, doch ist es billig zu sagen, daß er selbst eingesteht: manche der fossilen Knochen könnten wirklich einen andern Ursprung haben, als den, den er für den größten Theil derselben angibt. Wir können uns nicht darauf einlassen, seine Meynung zu widerlegen, was für diejenigen Leser, die mit den Thatsachen, worauf die entgegengesezte Ansicht Cuviers und anderer Naturforscher beruht, nur einigermaßen bekannt sind, auch überflüssig wäre. Wir übergehen auch die Abhandlung über die Zigeuner und über tausend andere Dinge, welche Ranking anzubringen weiß, und wollen mit der Beschreibung einer großen mongolischen Jagd schließen, welche er unter andern zum Besten gibt und woraus freylich hervorgeht, daß in jenen Zeiten ungeheure Niederlagen von animalischen Ueberresten sich bilden konnten. „Während Gengis Khan sich in Termed aufhielt, ordnete er im Winter 1221 eine große Jagd an, um die Krieger in Bewegung zu erhalten, indem die Jahrszeit den Krieg unterbrochen hatte. Da Touschi Khan, des Kaisers ältester Sohn und Oberjägermeister des Reichs, abwesend war, so erhielt sein Stellvertreter Befehl, Alles zur Jagd in Bereitschaft zu setzen. Der Kaiser bezeichnete den Raum, der eingeschlossen werden sollte, und die verschiedenen Abtheilungen des Heers sezten sich nach den ihnen angewiesenen Stellungen in Bewegung und umschlossen den ganzen ungeheuren Raum wie mit einer dichten Hecke. Die Hauptleute erinnerten ihre Soldaten, daß es ihnen das Leben kosten würde, die wilden Thiere aus diesem Kreise entkommen zu lassen, der viele Meilen im Umfang hatte und große Wälder einschloß. Die Mitte des Kreises bildete eine kleine Ebene, wohin alles Wild zusammengetrieben werden sollte. Nachdem Alles bereit war, wurde es dem Kaiser durch Eilboten angezeigt, und dieser sandte den Befehl zum Aufbruch an die Anführer der verschiedenen Heeresabtheilungen. Bey dem Klange der Pauken, Hörner und Trompeten sezte sich das ganze Heer zur selben Zeit in Bewegung nach dem Mittelpunkte des Kreises hin. Die Soldaten hielten sich dicht zusammen, die wilden Thiere vor sich hertreibend und die Hauptleute folgten hinter den Reihen, um die Ordnung zu erhalten. Alle waren in voller Rüstung wie zum Kriege, mit eisernen Helmen, ledernen Harnischen, Schilden, Säbeln, Köchern und Bogen bewaffnet, und trugen außerdem noch Beile, Packnadeln, Bindfaden und Seile. So rückten sie mehrere Wochen hintereinander vor ohne Unterbrechung. Alles, was im Kriege nothwendig ist, wurde sorgfältig beobachtet, in der Nacht Lager geschlagen, Wachen ausgestellt und die Losung gegeben. Ein Fluß hielt sie nur wenig auf, das Wild wurde hineingetrieben

und schwamm hindurch, und die Soldaten sezten auf zusammengebundenen Fellen hinüber, welche an dem Schweif der Pferde befestigt wurden. — Als auf diese Art der Kreis immer enger ward, und die Thiere anfingen sich gedrängt zu fühlen, rannten sie theils auf die Gebirge, theils in die Thäler und Schluchten oder in's Innerste der Wälder, oder suchten in Höhlen eine Zuflucht; überall wurden sie aber herausgetrieben, so daß sie endlich in der Verzweiflung sich auf ihre Verfolger warfen und denselben viel zu thun machten, um so mehr da den Soldaten befohlen war bey Todesstrafe, die Thiere nicht zu tödten oder zu verwunden, sondern sie nur vor sich herzutreiben. Eilboten brachten dem Kaiser immer Nachricht von den Fortschritten der Jagd und dem Betragen der Soldaten. Das beständige und immer zunehmende Getöse der Pauken und Trompeten und das Geschrey der Soldaten, deren Reihen immer dichter wurden, je mehr sich der Kreis verkleinerte, versezte endlich das Wild, das immer mehr zusammengedrängt wurde, in eine solche Angst, daß die reißendsten Thiere ihre natürliche Wildheit vergaßen. Löwen und Tiger schienen sanftmüthig geworden zu seyn, und Bären und Eber schienen niedergeschlagen und fast ihrer Sinne beraubt vor Schrecken. Nachdem alles Wild auf der bezeichneten Ebene zusammengetrieben war, begab sich der Kaiser mit seinem Gefolge an Ort und Stelle, trat zuerst in den Kreis in der einen Hand sein Schwert, in der andern den Bogen und den Köcher voll Pfeile auf dem Rücken, seine Söhne und seine angesehensten Heerführer begleiteten ihn. Er begann nun das Gemetzel, indem er die wildesten Thiere, Löwen und Tiger zu Boden streckte, wovon einige in der Verzweiflung ihr Leben zu vertheidigen suchten. Bald aber zog sich der Kaiser nach einer Anhöhe zurück, wo ein prachtvoller Thron für ihn errichtet war, und beobachtete von dort aus die Gewandtheit und den Muth seiner Kinder und der Krieger, welche die wilden Thiere ergriffen und sich kühn allen Gefahren aussezten, wohl wissend, daß der Kaiser ihren Werth darnach beurtheilen werde. Nach den Prinzen und Feldherren betraten die jüngern Soldaten den Kreis und richteten ein großes Blutbad unter allen Arten von Thieren an. Hierauf traten die Enkel des Kaisers und mehrere Edelknaben von ihrem Alter vor den Thron und baten in einer Rede nach ihrer Art den Kaiser, die noch übrigen Thiere zu schonen und ihnen Leben und Freyheit zu schenken, was er ihnen zugestand, und das Heer, nachdem er es für sein Betragen gelobt hatte, wieder nach seinen Winterquartieren zurückschickte. Die Thiere, welche den Säbeln und Pfeilen entronnen waren, flohen nach ihren Höhlen und Wäldern zurück. So endete die Jagd von Termed.“ —

Uebersicht der französischen Literatur.

Komisches Epos.

(Beschluß.)

Wenn der gegenwärtige Zustand Frankreichs — wie wir behaupteten — ein gesunder natürlicher ist, wenn die Gebrechen desselben nur Ausnahmen von der Regel sind; so bedarf es nur der einfachen Heraushebungen derselben, um sie als Verzerrungen zu bezeichnen, und dem allgemeinen Gelächter Preis zu geben. Auf diese Weise hat Beranger uns in einer Menge kleiner Lieder eine Reihe Karrikaturen gegeben, die selbst von der Stirn des Polizeykommissärs, der sie bey dem Buchhändler confiscirte, die Falten verscheuchten. — Wenn aber eine der beyden Partheyen, die einander feindlich gegenüberstehen, weil eine der andern das Handwerk verdirbt, ihr einseitiges Interesse für das des Ganzen erklärt, und nicht diesem, sondern ihrer eigenen Vortrefflichkeit die Gegenparthey entgegensezt; so fällt der Effekt des Lächerlichen, der allerdings hervorgebracht wird, weniger auf die angegriffene, als auf die angreifende Parthey. Um alle Versuche dieser Art zu charakterisiren, dürfen wir bloß einen einzigen anführen, den wir überdieß schon seines augenblicklichen Triumphs wegen, in einer Uebersicht der neuesten französischen Literatur nicht mit Stillschweigen übergehen können.

La Villéliade ou la Prise du Château Rivoli, Poème Heroi-comique en cinq chants par Mery et Barthelemy. Onzième édition. Par. 1826. 8.

Die Mittelmäßigkeit der beyden Verfasser spricht sich hinreichend darin aus, daß das geübteste Auge keinen Unterschied zwischen der Arbeit des einen und der des andern entdecken kann; nur ein todtgebornes Kind entbehrt so sehr aller Individualität, daß man darin keine Aehnlichkeit mit dem Vater zu finden weiß. Aber wir bezweifeln, ob das ausgezeichnetste Talent einem so undankbaren Stoff, wie der Weltstreit um eine Ministerstelle, eine poetische Idee abzugewinnen vermocht hätte: dieß ist der Gegenstand des Gedichtes!

cette grande querelle,
Qui troubla si *longtemps* le sommeil de Villèle.
Comment Labourdonnaie et de fiers députés
Du comte de Toulouse ennemis indomptés
Lassés de haranguer une Chambre muette
Sonnèrent des combats la bruyante trompette,
Et sur le haut balcon du château Rivoli *)
Proclamèrent son règne à jamais aboli!

Die Beschreibung eines großen diner ministeriel eröffnet den ersten Gesang, die dabey anwesenden Deputirten werden — nach dem Muster des homerischen

*) Der Pallast des Ministeriums der Finanzen auf der Straße Rivoli, der eines der schönsten Gebäude von Paris ist.

Schiffskatalogs — aufgezählt und einzelne derselben durch kurze Beysätze, ohne Witz, bezeichnet. Villèle hält eine Anrede an sie, worin er sie von der Gefahr benachrichtigt, die ihm von Seiten Labourdonnaie's droht, und seine eigenen Verdienste heraushebt — den spanischen Krieg, die siebenjährige Kammer, die Emigranten-Entschädigung, die drey Procents, den Glanz der Kirche und der Jesuiten. Einer der wenigen glücklichen Züge des Gedichts ist die Bereitwilligkeit, mit der die fotirten Deputirten die Aufforderung zum Kampf beantworten:

Ils se levèrent tous; en voyant leur figure
On eut dit, qu'ils allaient demander la cloture.

Aber unmittelbar darauf halten sich die Verfasser für diese ungewöhnliche Anstrengung ihrer komischen Ader durch eine doppelte Gabe Fadheit schadlos; die Deputirten schwören, muthig dem Feind entgegen zu gehen:

Lors Martignac se lève, au valet en livrée
Il demande sa lyre avec de l'eau sucrée. (!)

Er begeistert die Streiter Villèles durch eine äußerst platte Hymne, die den ersten Gesang schließt.

Im zweyten Gesange beginnt Villèle den Feldzug durch den Ausmarsch seines Heeres gegen Labourdonnaie's Lager in der Faubourg St. Germain *); eh' er indessen die Seine passirt, versucht er noch einmal den Weg friedlicher Unterhandlungen, die Veranlassung zu einer Beschreibung der Streitkräfte Labourdonnaie's geben. Damit das Gedicht indeß kein allzufrühes Ende habe, werden alle Ausgleichungs-Vorschläge natürlich abgewiesen.

Im dritten Gesang setzen sich Geistererscheinungen, die aus der Seine aufsteigen, dem Uebergang über den Strom entgegen. Die Armee, verstärkt durch die Abonnenten der Etoile, die fünfzig Abonnenten des Journal de Paris und

le prote de Pillet,
seul homme de Paris qui lise la Gazette, **)

zieht sich in ihr Lager zurück: Villèle wird in seinem Zelt von dem Gespenst eines Rentier's besucht, der — durch die drey Procents ruinirt — sich ersäuft hat, und verlangt, daß Villèle, wenn er die Geister besänftigen wollte, mit Rothschild ihm ein Monument auf dem Grève errichte. Rothschild wird durch einen spiritus familiaris aus London citirt, das Monument errichtet und die Geister der Wässer beruhigt.

Der vierte Gesang bringt Villèle endlich über die Seine. Er passirt, nachdem die Jesuiten von Montrouge ihm zu Hülfe gekommen sind, auf seinem großen Portefeuille den Fluß: Labourdonnaie stellt sich ihm entgegen; aber vergebens sucht er ihn durch die boule noire zu erlegen. Villèle läßt die Rebellen mit Goldstücken beschießen; diese vergessen alle Vertheidigung, um die kostbaren Kugeln zu sammeln und werden völlig zerstreut. Labourdonnaie flüchtet sich in den Convent von Issy; er hält eine Anrede an seine geschlagene Armee, worin er den Sieg des Feindes bloß dem Beystand der Söhne von Montrouge zuschreibt, und beschließt diese für sich zu gewinnen.

Während Villèle im Palais Rivoli das Siegesfest feyert, haben sich, im fünften Gesange, die Gegner erholt und gesammelt. Sie rücken gegen den Pallast an. Um vor demselben aber nicht zehn Jahre liegen bleiben zu müssen, wie die Griechen vor Troja, machen sie bereits im ersten und am ersten Tage von der List derselben Gebrauch. Eine ungeheure Kriegskasse, in deren Innerm Hundert der tapfersten Streiter verborgen sind, wird unter schwacher Bedeckung vor den Augen des Feindes vorübergeschickt; dieser macht einen Ausfall, erobert die Kasse und bringt sie im Triumph in den Pallast ein. Dieß ist das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff. Labourdonnaie ersteigt den Balcon des Hotel's. Die Belagerten vertheidigen sich indeß tapfer; diplomatische Traktate in allen Formaten fliegen den Angreifern an den Kopf, unter andern:

les mémoires fameux
Publiés par Ouvrard, rédigés par Villèle;

und es hätte um den Ausgang bedenklich ausgesehen, wenn nicht die Krieger, die in der Kasse verborgen waren, dieselbe gesprengt und den Sieg entschieden hätten. Villèle, von allen den Seinigen verlassen, wirft sich Labourdonnaie zu Füßen; er wird zu Gnaden aufgenommen; und der Anfang des neuen Regnum's durch diesen Act der Milde schließt würdig das heroisch-komische Gedicht.

Ob dasselbe aber ein Gedicht sey, wird durch den Mangel an allem inneren Leben, den man schon aus unserem Grundriß ersehen kann, entschieden; keine einzige individuelle Gestalt, keine einzige scharf und bestimmt hervortretende Handlung — im Ganzen keine durchgeführte, und, wir möchten sagen, überhaupt keine Idee, wenn nicht die höchst unpoetische: daß Geld der Gott der Diplomaten, so wie anderer ehrlicher Leute sey. Nach diesem allgemeinen Verdammungsurtheil wird man uns die Mühe, einzelne Ausstellungen zu machen, ersparen; doch können wir uns der Bemerkung nicht enthalten, daß das si long temps im Eingang des Gedichts uns charakteristisch für die ganze Gattung scheint: vergebliche Anstrengung etwas darzustellen, die sich endlich nicht anders zu helfen weiß, als indem sie uns zuruft: aber ihr wißt es ja schon, warum soll ich es euch erst beschreiben. Boileau, dessen gepriesenes Meisterwerk freylich in dieselbe Kategorie fällt, kann den Herrn Mery und Barthelemy keinen poetischen Lehrbrief ertheilen, da seine eigene Meisterschaft sich nur auf einen sehr untergeordneten Handwerkszweig — die Politur der Verse — beschränkt und außer dem Gebiet desselben schwerlich noch anerkannt werden dürfte. Voltaire's Pucelle und Parny's Guerre des Dieux gehören in ein anderes Capitel, mit dem die Villèliade nichts zu schaffen hat.

*) Das Quartier von Paris, in dem — weil es den Tuilerien gegenüber — die meisten Herren und Damen vom Hofe wohnen.

**) La Gazette de France, ausgezeichnet durch ihre Langweiligkeit und ihre Bereitwilligkeit, bey jedem Wechsel der Minister jeden denselben gefälligen Ton anzunehmen. Das Journal de Paris, die älteste P. Zeitung, ist gleichen Gehaltes.

Nr. 6.

Literatur=Blatt.

Freitag, den 19. Januar 1827.

Reisebeschreibung.

Tagebuch einer zweyten Reise über Paris nach London und einigen Fabrikstädten Englands, vorzüglich in technologischer Hinsicht. Von Johann Conrad Fischer, Oberstlieutenant der Artillerie. Aarau, Heinrich Remigius Sauerländer. 1826. 276 S. 8.

Der durch wichtige Entdeckungen, welche in der Eisen- und Stahlfabrikation bedeutsame Fortschritte herbeyführten, rühmlichst bekannte Herr Fischer in Schaffhausen besuchte auf der Geschäftsreise, von deren Tagebuch hier ein Auszug mitgetheilt wird, England zum dritten Mal. Vor einigen und dreyßig Jahren, aus Schweden zurückkehrend, sah er es zum ersten Mal. Zwanzig Jahre später (1814) reiste er hin, um die in sein Arbeitsfach einschlagenden technischen Fortschritte mittelst Selbstansicht kennen zu lernen, und das Tagebuch dieser Reise hat er 1816 bekannt gemacht. Jezt ging er dorthin, um Entdeckungen und Fortschritte auszutauschen, und seiner vorjährigen Reise wichtiges Geschäft war „die Uebertragung seiner Erfindung des Meteorstahls, so wie „zweyer in England bis jezt noch nicht bekannter Proceduren „für Verfertigung von Oefen zu Schmelzung des reinen „Stahleisens, und dann der dazu erforderlichen Schmelztiegel.“ Wenn indeß technische Vorwürfe Hauptgegenstand der Reise und somit auch ihres Tagebuchs waren, so ward dieses leztere durchaus so geschrieben, daß sein Inhalt jedem Gebildeten verständlich ist, und es wird dasselbe (wie bereits mit der vor zehn Jahren erschienenen Reiseerzählung der Fall war) auch für Jedermann erfreulich, weil der Reisende zu denen gehört, „die nichts Menschliches sich fremd achten,“ und weil seine, übrigens nirgends zur Schau getragene, Persönlichkeit Vertrauen und Zuneigung einflößt.

Ausnehmend anziehend erscheint schon die kurze Geschichte der Entdeckung des sogenannten Meteorstahls. Um einen am polytechnischen Institut in Wien studirenden Sohn zu besuchen und dessen vortreffliche Lehrer kennen zu lernen, war Hr. Fischer im Spätjahr 1824 nach Wien gereist. Der Freyherr von Jacquin führte ihn in's kaiserliche Naturalienkabinet, wo den Technologen besonders die Schätze des Mineralreichs anzogen, und unter diesen am meisten die als Stein und als gediegenes Eisen vorkommenden Meteormassen; immer gleich merkwürdig, seyen es nun Trümmer untergegangener Welten, die, im unendlichen Raume schwimmend, dem Gravitationsgesetz der Erde folgend, in dessen Bereich sie kommen, oder Aussendlinge der Feuerschlünde des Mondes, oder Erzeugnisse energischer chemischer Verbindungen von Urstoffen in den höhern Regionen des Luftkreises. Das wunderbare, heterogen scheinende, und dennoch aus homogenen Massen bestehende Gefüge des Meteoreisens, welches Herr von Widmanstadt so glücklich geahnt und für das Auge dargestellt hat, veranlaßte den Hrn. Fischer, sich gegen den Hrn. von Jacquin zu äußern: nach der Heimkehr wolle er versuchen, das Meteoreisen künstlich nachzumachen. Die Rückreise ging über Triest und Venedig. Im Waffensaale des Arsenals der lezteren Stadt erblickte der Reisende auf türkischen Klingen jene Zeichnungen von Damast, die ihm Analogie mit denen des Meteorsteins zu haben schienen. Dieß erzeugte den Gedanken, statt des beabsichtigten Meteoreisens vielmehr Meteorstahl zu verfertigen. Eine lange Reihe von Versuchen zu diesem Zweck in den Werkstätten zu Schaffhausen unternommen, brachte alsdann die Ueberzeugung, daß durch Kombination des Nickels mit Stahl, einzig nur, aber in der That auch, die ächte Damascener Klinge erhalten werden möge. Wie diese Ueberzeugung sich seither durch Urtheile sachkundiger Richter und durch die Huldigungen, welche in dem Vaterlande der feineren Stahlarbeiten dieser Entdeckung gebracht wurden, bestätigt hat, wird in dem Tagebuch der Reise gemeldet.

Diese war auf den kurzen Zeitraum von anderthalb Monaten (Juni und Juli 1825) beschränkt; wie man aber durch gute Benutzung die Zeit vervielfachen könne, das mag man bey Hrn. Fischer lernen, dessen Hin- und Herreise, von und nach London, mit der größten Schnelligkeit geschehen ist, wozu auch die Dampf-

boote beygetragen haben, indem dasjenige zur Rückfahrt den Weg von Dover nach Calais in weniger denn drey Stunden zurücklegte. Es soll hier weder eine Aufzählung der Gewerbstätten, Fabriken und Kunstwerke, von denen der Reisende Kunde gibt, noch eine Liste der ausgezeichneten Männer, Gelehrten, Künstler, Fabrikanten u. s. w., mit denen er zusammentraf, gegeben werden. Von den einen wie von den andern wird man je über die merkwürdigsten Bericht finden und manches Eigenthümliche inne werden, das der guten Aufnahme zu verdanken ist, die dem Hrn. Fischer beynahe überall zu Theil ward, weil er einerseits nicht nur um zu empfangen, sondern hinwieder auch um zu geben und zu tauschen gekommen war, und weil anderseits, wenn wir nicht irren, sein persönlicher Charakter durch Einfachheit und Treuherzigkeit dem brittischen Nationalcharakter verwandt ist.

Wenige einzelne Züge, die seinen Schilderungen sollen enthoben werden, mögen das Vorgesagte bestätigen. Von einem Besuch der syderographischen Werkstätte des Hrn. Perkins und einem langen Gespräche mit diesem merkwürdigen Mann, oder von Erzählung derselben scheidet Hr. Fischer mit der Bemerkung: „Wenn das Auge und die Physiognomie mehr oder minder der Wiederschein der Seele, und welche Bilder der Vergangenheit oder Gegenwart ihr vorschweben, darin zu lesen ist, so glaube ich aus seinem freundlich ernsten, aber wie nach hohen Fernen schauenden Auge entnehmen zu können, daß das Reich des Wissens ihm noch mehr als eine Entdeckung wird zu verdanken haben, und daß die Verfolgung großer Ideen ihn mehr als die staubige Erwerbung irdischer Güter beschäftigen möge." — Beym Besuch der großen mechanischen Flachsspinnerey in Leeds, war der Eigenthümer abwesend, und der erste Commis, welcher den Hrn. Fischer empfing, begann mit einem Personalexamen, und frug ihn dann ohne weitere Einleitung: ob die Leute in seinem Lande auch glücklich seyen? „Ich sagte: es komme nur darauf an, was man damit verstehe, denn darüber seyen, ich wisse nicht ob zum Glück oder Unglück, die Begriffe noch verschieden. Wenn es sich aber darum handle, wie man es im allgemeinsten und so ziemlich überall adoptirten Sinne nehme, nämlich gut essen und trinken, sich belustigen, ein sorgloses Leben führen u. s. w., so sey dieß, so sehr man auch bey uns dafür gesinnt seyn möchte, noch nicht allen Leuten gelungen, indessen könnten wir aber doch auch nicht besonders klagen." — Es könnte aber alles gelingen, wenn man nur wollte, erwiederte er; haben Sie die Schriften von Owen gelesen? Ich sagte, ich kenne Hrn. Owen persönlich, schätze seine Philanthropie, aber gelesen habe ich von ihm nichts. — Nehmen Sie das, sagte er, indem er ein Pult öffnete und mir einen gedruckten Bogen gab, stecken Sie es zu sich und nehmen Sie es mit in Ihre Heimath. Dieses Blatt enthält alles, was erforderlich ist, um die Menschen glücklich zu machen. Ich that geschwind, was er sagte, denn eben trat sein Principal ein. Als ich nun zu Hause mein wundervolles Papier öffnete, da fand sich der Eingang so prächtig und philosophisch, wie kaum bey einer der ephemeren Constitutionen, die Monarchien in Republiken zu verwandeln bestimmt waren; wie wurde aber meine Meynung heruntergestimmt, als ich fand, daß man in dieser, vermuthlich doch nur noch auf dem Papier bestehenden Cooperativ Society, die unter andern nicht sehr verdeckt den Grundsatz der Communio bonorum ausspricht, um zehn, zwanzig oder vierzig Pfund Sterling glücklich seyn kann. Nur die jedoch, welche vierzig Pfund bezahlen, können sogleich in dieses Himmelreich, wohlverstanden aber auch nur unter dem Vorbehalt, daß man erst die Häuser dazu bauen müsse, eingehen, die andern müssen noch warten. Beym Ueberblick des Plans im Ganzen kam es mir vor, wie ein Pfründerspital." Eine zweyte Anekdote mag dieser als Seitenstück dienen. „Ein Zug von englischer Charlatanerie (erzählt der Reisende), die es, so solid übrigens die Nation ist, in Anpreisung ihrer Waaren und Fabrikate weiter als sonst nirgends treibt, ergötzte mich sehr auf einem abendlichen Heimweg. Bekanntlich ist die englische Schuhwichse, welche sie Japan Blacking nennen, schön und gut, aber es sind viele Fabrikanten von diesem Artikel, und jeder will die beste haben. Nun sah ich am Fenster eines Ladens einen großen gelben Zettel mit großen Buchstaben darauf gedruckt Marvel (Wunder)! Turners incomparable blacking, und dann darunter das Schlafzimmer eines Gentlemans abgebildet, neben dem Tisch ein zerbrochener Toilettenspiegel, auf dem Tisch aber einer von des Gentlemans Stiefeln, vor welchem er sich ganz gemächlich rasirt, während dessen die Hauskatze sich sehr erzürnt, da sie, in dem andern auf der Erde stehenden Stiefel sich selbst erblickend, eine unbefugte Nachbarin wahrzunehmen wähnt."

Hr. Fischer war veranlaßt sich umzusehen, ob räthlich wäre, daß er für seine jüngste Erfindung ein englisches Patent sich erwerbe? „Ich fand nun aber durchaus bestätigt, sagt er, was mir ein sehr einsichtsvoller Mann vor einiger Zeit gesagt hatte, nämlich wenn man nicht durchaus müsse, so solle man nur ja keines nehmen. Gewiß wird die englische Gesetzgebung in diese so verwickelten und mancherley Deutungen fähigen Verordnungen eine größere Klarheit und Einfachheit zu bringen wissen. Schon die französischen Verfügungen darüber sind viel besser, weitaus aber am besten, geradesten und billigsten sind die österreichischen."

In Birmingham traf der Reisende an einem

Sonntag ein, und durchwanderte, weil an diesem Tag keine Fabrik besucht werden konnte, die Stadt. „Mehr noch als vor eilf Jahren fiel es mir durch die Menge von Arbeitern beyderley Geschlechts auf, daß Birmingham einzig nur Manufakturstadt ist. Noch mehr aber fiel mir das verdorbene Aussehen, und die, obschon es Sonntag war, höchst armselige Kleidung vieler dieser Menschen auf. In den Straßen, welche dieselben dann vorzugsweise bewohnen, sieht man Weibspersonen jedes Alters herumgehend oder vor der Thüre sitzend Taback rauchend; eine große Depravität derselben, die man noch über dieses wahrzunehmen Gelegenheit hat, vollendet die Idee über Erziehung und Bildung dieser eigentlich bedauernswürdigen Menschenklasse." Der große Fabrik-Unternehmer in Manchester, Hr. Phillips, führte den Hrn. Fischer, nachdem er ihm seine Werkstätte gezeigt hatte, auch in sein Treibhaus. „Ich erstaunte da über die Wirkung des Dampfes auf die Vegetation der Trauben, und nie in meinem Leben habe ich in Hinsicht auf Menge und Größe auch nur entfernt etwas Aehnliches gesehen. Dieses ganze ziemlich große Treibhaus, dessen schräges Dach auch aus lauter Fensterscheiben besteht, von dem ebenfalls alles dicht voll Trauben herunterhängt, bildet nur Ein Rebgelände. Man läßt den Dampf nicht bloß als Wärmestoff in geschlossenen Röhren, um die beliebige Temperatur zu erzwecken, wirken, sondern auch von Zeit zu Zeit als Dampf selbst, der sich dann bey seiner Abkühlung als wohlthätiger Thau niederschlägt, und wodurch also die zwey großen Bedingnisse aller Fruchtbarkeit, Feuchte und Wärme, mit einem Male in's Leben treten. Hr. Phillips, der die Schweiz kennt und eilf Monate an den Ufern des Genfersees zubrachte, sagte, als wir von unserem Weinbau sprachen: You have a climate, but we must make one (Sie haben ein Klima, aber wir müssen eins machen)."

Von mancherley Notizen über die Beleuchtungs-Einrichtungen mit Kohlen- und Oelgas sind zwey vorzüglich bemerkenswerth. Die kundigen Personen, welche Hr. Fischer befragte, trafen darin überein, daß, wo die Steinkohlen wohlfeil sind, solle man Kohlen, und, wo das Oel wohlfeiler ist, Oel gebrauchen für den Gasbedarf. Von Hrn. Daniel, dem Sekretär der imperial gaslight company, welchem Hr. Fischer bemerkt hatte, wie wünschenswerth es wäre, daß man auf dem Continent, gleich wie in London, das Gas in comprimirtem Zustande kaufen und in schicklichen Gefäßen verbrauchen könnte, ward die Antwort gegeben: dieß werde kaum thunlich seyn, denn es habe sich gezeigt, daß das comprimirte Gas die helle Flamme nicht gibt, wie das in natürlicher Spannung; auch kehre das Gas durch die Compression wieder zum Theil in Oel zurück. Diesem ungeachtet will er nun doch bey einiger Muße die Sache nicht unversucht lassen.

Wir schließen diese kleine Aehrenlese, vorzugsweise aus dem nicht technologischen Theile des Buches gewählt, mit dem kurzen Bericht von der Philosophical Hall, einem schönen, seit kurzem erst aufgeführten Gebäude in London, das, wie hundert andere, seine Entstehung dem Verbindungs- und Gemeingeist der Engländer zu verdanken hat. „Der Zweck desselben, erzählt Hr. Fischer, ist Unterricht in der Physik und Chemie; die erforderlichen Instrumente, ein Laboratorium und ein schöner Hörsaal sind dafür vorhanden. Obenauf ist eine artige, ausgewählte Sammlung englischer Mineralien und Fossilien, nebst wohl erhaltenen, aber nicht sehr zahlreichen Exemplaren aus dem Thierreich. Einige vortrefflich erhaltene Mumien, die noch nicht lange hier sind, interessirten mich darum, weil ich hörte, daß die auf den Särgen von Sycamoreholz so trefflich und in den lebendigsten Farben erhaltenen Hieroglyphen von zwey jungen Männern, die aus Oxford den Schlüssel dazu erhalten haben, mit Leichtigkeit und Uebereinstimmung seyen gelesen worden. Es ist eine Bitte der Verstorbenen an die Luftgeister, sie möchten sie doch, obschon sie in ihrem Leben zuweilen Böses, doch aber auch manches Gute gethan haben, durch ihr Gebiet in die Regionen der höchsten Glückseligkeit, wohin sie nun trachten, gelangen lassen. Genaue Gegenuntersuchungen (cross examinations), eine in England besonders bey den Gerichtshöfen eingeführte Methode, die Wahrheit zu erforschen, und wie man sie wohl nirgends so approfondirt hat, bewährten hier die Richtigkeit der Lesung dieser Zeichenschrift, und also auch in dieses seit Jahrtausenden lichtlose mystische Dunkel eines frühern Kultus dringt der Forschungsgeist unserer Tage ein." — Möge der kundige Reisende keine seiner künftigen Geschäftsreisen vorbeygehen lassen, ohne durch ähnliche Mittheilungen das Publikum an ihren Ergebnissen Theil nehmen zu lassen.

Geschichte.

Kriegsgeschichte von Bayern unter König Maximilian Joseph I. Von Ed. Freyherrn von Völderndorf und Waradein, Major im K. Bayr. General-Quartiermeisterstabe. Vier Bände. München 1826.

Bekanntlich trat der hochselige König von Bayern im Jahr 1799 die Regierung seines Landes an, und beynahe

gleichzeitig begann die große Napoleonische Periode, welche Maximilian Joseph noch lange überlebte. Die Kriegsgeschichte der Bayern unter seiner Regierung umfaßt also den ganzen Zeitraum der lezten ewig denkwürdigen Kriege, und da die Bayern in zerstreuten Corps fast auf allen Punkten der Entscheidung thätig waren, so ist ihre Kriegsgeschichte auch von einem sehr allgemeinen und nicht bloß provinziellen Interesse. Es wäre zu wünschen, daß jeder Heerestheil der ci-devant großen Armee einen Geschichtschreiber gefunden hätte, wie der Bayrische. Es gibt auch eine Special-Kriegsgeschichte, die in's Detail geht, und für den Krieger denselben Werth hat, wie die Specialgeschichte überhaupt für den Historiker. Erscheint der Faden der Begebenheiten in dem vorliegenden Werk auch zuweilen abgerissen, weil er jeder kriegerischen Bewegung nur so weit folgt, als die Bayern darin verwickelt waren, so wird der fehlende Zusammenhang doch durch ein gewisses, durch das Ganze durchlaufende Nationalinteresse ersezt. Es sind überall die Bayern, welche hier oder dort, weniger oder mehr in Thätigkeit sind und ihre Nationalphysiognomie spricht sich überall auf die gleiche Weise aus, und es muß nicht nur dem Geschichtsfreunde, sondern auch jedem Militär interessant seyn, die kriegerischen Eigenschaften eines eigenthümlichen Volksstammes kennen zu lernen. Daß die Nationen im Großen wie die Stämme im Einzelnen in dieser Hinsicht sehr verschieden sind, hat der größte Feldherr unserer Zeit am besten anzuerkennen und zu benutzen verstanden; und das vorliegende Werk gibt häufig Zeugniß von dem genialen Takt, mit welchem Napoleon dem Nationalsinn und Nationalstolz der Bayern zu schmeicheln wußte.

Dem Verfasser gebührt das Lob, daß er mit einem gesunden vorurtheilsfreyen Sinne geschrieben, und sein Werk trägt überall das Gepräge der Wahrheitsliebe und umständlichen Sachkenntniß. Die vier sehr starken Bände umfassen die ausführlichste Darstellung selbst der kleinsten Ereignisse, und wenn alle diese Nachrichten auch den Nichtbayern viel zu weitläufig erscheinen, so müssen sie doch den Bayern selbst von großem Werthe seyn, da vom Feldherrn bis zum Gemeinen hinab fast jeder bayrische Krieger, der sich auf irgend eine Weise ausgezeichnet hat, nahmhaft gemacht wird. Der wichtigste und am umständlichsten behandelte Theil des großen Gemäldes umfaßt den Krieg im Tyrol, da hier die Bayern das Meiste zu thun hatten. Es ist sehr erfreulich, diesen Krieg einmal von dem Standpunkt eines Bayern aus so vorurtheilsfrey, ja vielleicht noch unbefangener geschildert zu sehen, als es bisher vom Standpunkt der Tyroler aus geschehen ist.

Philosophie.

Physiologie der Leidenschaften oder neue Theorie der moralischen Empfindungen von J. L. Alibert. Nach dem Französischen bearbeitet von Dr. K. H. Schindler. Weimar im Landes-Industrie-Comptoir 1826.

Das Buch verläugnet die französische Herkunft nicht. Es ist weit unterhaltender, aber auch weit oberflächlicher als unsere anthropologischen, physiologischen und psychologischen Handbücher von Kant, Carus, Eschenmaier ꝛc. Der Titel prahlt etwas, denn er läßt eine neue wissenschaftliche Begründung erwarten. Davon ist aber im ganzen Buche nichts zu finden. Besonders fehlt darin alle Physiologie, alle Herleitung der Leidenschaften aus physischen, organischen Verhältnissen, und es ist höchstens psychologisch zu nennen, sofern es von Erscheinungen der Seele handelt. Aber es faßt diese Erscheinungen auch nur ganz oberflächlich und äußerlich auf und gibt nur artige Schilderungen der Leidenschaften und Schattenrisse leidenschaftlicher Charaktere, ausgeputzt mit interessanten Anekdoten und moralischen Nutzanwendungen; keineswegs aber eine neue Theorie. Der Verfasser sezt schlechthin und ohne weitere philosophische Erklärung die vier bekannten Grundtriebe des Menschen, den Selbsterhaltungs-, Nachahmungs-, Geselligkeits- und Fortpflanzungstrieb, und ordnet denselben acht und dreyßig Neigungen oder Leidenschaften unter. Jede derselben wird in einem Kapitel abgehandelt; ihr Zusammenhang ist völlig lose, es sind kleine Bildchen in Rahmen, und wie sie einzeln dastehen, ohne daß ihr tieferer Zusammenhang mit dem gesammten geistigen und physischen Organismus des Menschen nachgewiesen wäre, so sind sie auch bey weitem nicht vollzählig und viele Zwischenglieder und feine Nuancen bleiben unberührt. So steht das Buch dem wissenschaftlichen Werthe nach tief unter den zahlreichen Werken deutscher Philosophen, welche denselben Gegenstand behandeln. Immerhin aber ist es als ein nützliches Lesebuch für alle Stände sehr verdienstlich. Da jene tiefsinnigen, geistreichen Werke unserer Psychologen fast ohne Ausnahme für das größere Publikum unlesbar sind, so daß die darin enthaltene Weisheit keine Früchte trägt, so ist es immer ein dankbares Unternehmen, Bücher wie das vorliegende zu schreiben, die, wenn auch minder tiefe und geistvolle, doch nützliche Lehren enthalten und, was die Hauptsache bleibt, lesbar sind und unter das Volk kommen.

Nr. 7.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 23. Januar 1827.

Naturwissenschaft.

Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen von Alexander von Humboldt. Zwey Bände. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. 12.

Alexander von Humboldt, den man den Fürsten unter den Naturforschern nennen könnte, wie man wohl Goethe'n den Fürsten unter den Dichtern genannt hat, gibt uns hier zum zweyten Male sein unübertreffliches Bild der tropischen Natur, und wir dürfen es als das Lieblingsgemälde dieses großen Meisters betrachten, denn er hat es nicht nur mit philosophischem Geist und wissenschaftlicher Strenge, sondern auch mit dichterischer Wahl und Vorliebe und mit jener schönen Leidenschaft entworfen, die das Herz dessen erfüllen mußte, der in einer innigern Nähe die große Mutter Natur erkannt und den Schleyer der Isis gelüftet. Darum gehört dieses Werk auch zu den seltenen, die gleich einem blumenreichen Isthmus aus dem Lande der Wissenschaft hinüberreichen in die Poesie, und Herz und Auge laben, während sie den sinnigen Geist mit mannigfachen neuen Kenntnissen und Aufschlüssen bereichern und erhellen. Man betrachte Linne's Systema Vegetabilium, das große trockene Register von Wörtern und Zahlen, in deren todten Formeln die ganze blühende Vegetation der Erde eingetrocknet liegt, und nun auf der andern Seite Humboldts Ansichten der Natur, worin im lebendigen Panorama die hohen Vesuve sich erheben über den ewigen Schnee der Cordilleren, und das unendliche Meer lachende sonnenhelle Küsten umarmt, und diese die wimmelnde Menge der tropischen Pflanzen tragen, in einem unauflöslichen ewig blühenden Blumenkranz, und man wird dem genialen Maler die Genugthuung nicht versagen können, daß es etwas mehr heißt, die Natur gleich der meerentstiegenen Göttin in ihrer plastischen Vollendung zu bilden, als ihre Reize nur anatomisch zu zerlegen und die reizenden Glieder abgerissen im Spiritus der Systeme aufzuhängen. Humboldt spricht diese Ansicht selber aus, vorzüglich in Bezug auf die Pflanzenwelt. Die nachfolgende Stelle seines Werkes wird auf die ganze Naturansicht des großen Forschers ein helles Licht werfen und jede weitere Erklärung überflüssig machen.

„Jede Zone hat außer den, ihr eigenen Vorzügen auch ihren eigenthümlichen Charakter. So wie man an einzelnen organischen Wesen eine bestimmte Physiognomie erkennt; wie beschreibende Botanik und Zoologie, im engern Sinne des Worts, fast nichts als Zergliederung der Thier- und Pflanzenformen ist: so gibt es auch eine gewisse Naturphysiognomie, welche jedem Himmelsstriche ausschließlich zukommt.

„Was der Maler mit den Ausdrücken schweizer Natur, italienischer Himmel bezeichnet, gründet sich auf das dunkle Gefühl dieses lokalen Naturcharakters. Himmelbläue, Beleuchtung, Duft, der auf der Ferne ruht, Gestalt der Thiere, Saftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes, Umriß der Berge — alle diese Elemente bestimmen den Totaleindruck einer Gegend. Zwar bilden unter allen Zonen dieselben Gebirgsarten Trachyt, Basalt, Porphyr-Schiefer und Dolomit, Felsgruppen derselben Physiognomie. Die Grünsteinklippen in Süd-Amerika und Mexiko gleichen denen des deutschen Fichtelgebirges, wie unter den Thieren die Form des Alco oder der ursprünglichen Hunderace des neuen Continents mit der europäischen Race übereinstimmt. Denn die unorganische Rinde der Erde ist gleichsam unabhängig von klimatischen Einflüssen; sey es, daß der Unterschied der Klimate neuer als das Gestein ist; sey es, daß die erhärtende, wärmeentbindende Erdmasse sich selbst ihre Temperatur gab, statt sie von außen zu empfangen. Alle Formationen sind daher allen Weltgegenden eigen, und in allen gleich gestaltet. Ueberall bildet der Basalt Zwillingsberge und abgestumpfte Kegel; überall erscheint der Trapp-Porphyr in grotesken Felsmassen, der Granit in sanftrundlichen Kuppen. Auch ähnliche Pflanzenformen, Tannen und Eichen bekränzen die Berghänge in Schweden, wie die des südlichsten Theils von Mexiko. Und bey aller dieser

Uebereinstimmung in den Gestalten, bey dieser Gleichheit der einzelnen Umrisse, nimmt die Gruppirung derselben zu einem Ganzen doch den verschiedensten Charakter an.

„So wie die Kenntniß der Fossilien sich von der Gebirgslehre unterscheidet, so ist von der individuellen Naturbeschreibung die allgemeine oder die Physiognomik der Natur verschieden. Georg Forster in seinen Reisen und in seinen kleinen Schriften; Goethe in den Naturschilderungen, welche so manche seiner unsterblichen Werke enthalten; Herder, Büffon, Bernardin de St. Pierre, und Chateaubriand haben mit unnachahmlicher Wahrheit den Charakter einzelner Himmelsstriche geschildert. Solche Schilderungen sind aber nicht bloß dazu geeignet, dem Gemüthe einen Genuß der edelsten Art zu verschaffen; nein, die Kenntniß von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden ist mit der Geschichte des Menschengeschlechtes und mit der seiner Kultur auf's innigste verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieser Kultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hängen Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit größtentheils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt! Wie sind nicht in dem schönen und glücklichen Erdstriche zwischen dem Orus, dem Tigris und dem ägeischen Meere die sich ansiedelnden Völker zuerst zu sittlicher Anmuth und zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarey versank, und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Voreltern aus jenen milden Thälern von Neuem mildere Sitten heimgebracht! Die Dichterwerke der Griechen und die rauheren Gesänge der nordischen Urvölker verdankten größtentheils ihren eigenthümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und Thiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nahe Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunkeln Schatten der Buchen, oder auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind; oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birken säuselt! Melancholische, ernsterhebende, oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, dieß geheimnißvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen, gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig gekannten Reiz.

„Wenn aber auch der Charakter verschiedener Weltgegenden von allen äußeren Erscheinungen zugleich abhängt, wenn Umriß der Gebirge, Physiognomie der Pflanzen und Thiere, wenn Himmelbläue, Wolkengestalt und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totaleindruck bewirken; so ist doch nicht zu läugnen, daß das Hauptbestimmende dieses Eindrucks die Pflanzendecke ist. Dem thierischen Organismus fehlt es an Masse, und die Beweglichkeit der Individuen entzieht sie oft unsern Blicken. Die Pflanzenschöpfung wirkt dagegen durch stetige Größe auf unsere Einbildungskraft. Ihre Masse bezeichnet ihr Alter, und in den Gewächsen allein ist Alter und Ausdruck stets sich erneuernder Kraft mit einander gepaart. Der riesenförmige Drachenbaum, den ich auf den kanarischen Inseln sah, und der sechszehn Schuh im Durchmesser hat, trägt noch immerdar (gleichsam in ewiger Jugend) Blüthe und Frucht. Als französische Abenteurer, die Bethencourts, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die glücklichen Inseln eroberten, war der Drachenbaum von Oratava (den Eingebornen heilig wie der Oelbaum in der Burg zu Athen, oder die Ulme zu Ephesus) von eben der kolossalen Stärke als jetzt. In den Tropen ist ein Wald von Hymeneen und Cäsalpinien vielleicht das Denkmal von einem Jahrtausend.

„Umfaßt man mit einem Blick die verschiedenen Pflanzenarten, welche bereits auf dem Erdboden entdeckt sind, und deren Zahl nach Decandolle's Schätzung über 56,000 beträgt, so erkennt man in dieser wundervollen Menge wenige Hauptformen, auf welche sich alle andern zurückführen lassen. Zur Bestimmung dieser Formen, von deren individueller Schönheit, Vertheilung und Gruppirung die Physiognomie der Vegetation eines Landes abhängt, muß man nicht (wie in den botanischen Systemen aus andern Beweggründen geschieht) auf die kleinsten Theile der Blüthen und Früchte, sondern nur auf das Rücksicht nehmen, was durch Masse den Totaleindruck einer Gegend individualisirt. Unter den Hauptformen der Vegetation gibt es allerdings ganze Familien der sogenannten natürlichen Systeme. Bananengewächse und Palmen werden auch in diesen einzeln aufgeführt. Aber der botanische Systematiker trennt eine Menge von Pflanzengruppen, welche der Physiognomiker sich gezwungen sieht, mit einander zu verbinden. Wo die Gewächse sich als Massen darstellen, fließen Umrisse und Vertheilung der Blätter, Gestalt der Stämme und Zweige in einander. Der Maler (und gerade dem feinen Naturgefühle des Künstlers kommt hier der Ausspruch zu!) unterscheidet in dem Mittel- und Hintergrunde einer Landschaft Tannen- oder Palmengebüsche von Buchen, nicht aber diese von andern Laubholzwäldern!"

Dichtkunst.

Schwedische Volksharfe, mit einer Beylage Norränaliedern und Melodieen, von J. L. Studach. Stockholm bey Samuel Rumstedt. 1826. XXII und 239 S. 8.

Dieser merkwürdige Beytrag zur Alterthumskunde und zur Kunde des skandinavischen Volksliedes ist der Erbfürstin von Hohenzollern-Hechingen zugeeignet und rührt von einem jungen Schweizer her, (Altstetten im St. Gallischen Rheinthal ist sein Geburtsort), der als Hofkaplan der Kronprinzessin von Schweden in die nordische Landschaft versezt ward, wo er Stammverwandte seiner heimathlichen Landsleute zu finden hoffte und wirklich auch gefunden hat. „Als ich noch, so erzählt er, in Rhätiens Alpenthälern weilte, sah ich schon mit Liebe nach dem Land der Sagen, zu der Mitternacht hin, wo das Nordlicht glimmt und die Sonne am längsten den Sommer begrüßt; dorthin, wo die eigene Sage mich hinwies — von wannen den Alpen die Väter gekommen. Mit ungewöhnlicher Neugier betrat ich den skandinavischen Boden vor einigen Jahren, mit eigenem Ohr die Sprache zu hören und ihre Mundart mit den Alpenzungen zu vergleichen. Wie ward ich in Schweden überrascht! Es klang mir die Rede so heimisch an's Ohr, daß ich glaubte an einen Alpensee mich entrückt; und ich konnte erst nicht einig werden, warum mein Sinn nicht verstände, was meinem Ohr so verwandt war. Da griff ich, weil ich gern in den Hütten einkehre, zu den Volksliedern des Landes, und lernte an ihnen zuerst die Fülle und Kraft, den Gesang und Ernst der hochherzigen Sprache, übertrug, was mich vorzüglich ansprach, und des schwedischen Volkes ausschließlicheres Eigenthum war, in die Mutterzunge, nach Laune, ohne alle weiter spähende Absicht, bis die gegenwärtige Sammlung herangewachsen, und ich auf den Gedanken kam, sie möchte ein nicht unwillkommener Gruß der fernen Heimath seyn."

Diesen Angaben von des Buches Entstehung reihen sich umständliche Betrachtungen über seinen Inhalt an. Wenn Volkslieder sich von einander unterscheiden, wie Völker, wie Land und Sitte und ihre eigenthümliche Erziehung durch die Geschichte, so muß die reichste Ernte da gefunden werden, wo die Zeit am bewegtesten war, die größten Thaten geschahen, und dem Volke so viel übrig blieb, zu Sinn zu kommen. Des skandinavischen Volksliedes Geschichte und Art verliert sich weit hinauf in den Skaldengesang, und es hatte einige Stufen zu durchwandern, bis sein **Kehrreim** (omquaedet) so sich gestaltete, wie er jezt noch gefunden wird. Was von den Quellen, die der Verf. benuzt hat, gemeldet wird, läßt künftighin weitere Ausbeute erwarten. Von den zwey Dutzend der skandinavischen Volkslieder, welche dießmal gegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet werden, wählen wir zur Probe gleich das erste: es ist überschrieben: „Der Jungfrau Zuversicht," eines der kürzesten und, wie der Sammler versichert, findet sich solches, mit kleinen Variationen, durch alle Gauen, in aller Mund. Sein Inhalt ist dieser:

Das holde Kätchen diente
An jungen Königs Hof,
Und alle schöne Frauen
Verdunkelte die Zof.

Sie glänzte wie die Rose
Im bunter Blumen Chor.
Da sprach der junge König
Dem holden Kätchen vor:

Du holdes Kätchen, höre,
Sag', willst du leben mir?
Und Roß und güldnen Sattel
Das schenk ich dir dafür.

Und Roß und güldner Sattel
Die wollen mir nicht stehn,
Der Königin sie schenke,
Laß mich in Ehren gehn.

Du holdes Kätchen, höre,
Sag', willst du leben mir?
Die güldenschmucke Krone
Die schenk ich dir dafür.

Die güldenschmucke Krone
Die will mir ja nicht stehn,
Der Königin sie schenke,
Laß mich in Ehren gehn.

Du holdes Kätchen, höre,
Sag', willst du leben mir?
Mein Königreich zur Hälfte
Das schenk ich dir dafür.

Dein Königreich zur Hälfte
Das will mir ja nicht stehn,
Der Königin es schenke,
Laß mich in Ehren gehn.

Und hör', du holdes Kätchen,
Willst du nicht bleiben mein,
So schließ dein junges Leben
Die Nageltonne ein.

Und schließt mein junges Leben
Die Nageltonne ein,
So sehen Gottes Engel,
Daß ich von Schulden rein.

Da schloß das holde Kätchen
Die Nageltonne ein;

Des Königes Gesellen
Sie rollten sie vom Rain.

Da lenkten her vom Himmel
Zwo weiße Tauben treu,
Den Flug zum holden Kätchen
Und wurden ihrer drey.

Es spielt das Lied, sagt Hr. Studach, auf der Meereswelle der Geschichte mit seinem Säugling, dem Volke, und feuchtet seine trockene Lippe mit dem Milchthaue der Sommernacht, welcher als silberner Aether über der Gesangeswoge schwebt; regt seine Seel aus der Verkümmerung und hebt ihm das Haupt über den Pflug. Was das Lied ihm noch vorenthält, rundet die Sage ihm aus, und so sammelt sich ihm ein Born, aus dem sein Durst süßduftende Labe trinket. Wer nun aber doch, was manchem Leser begegnen kann, eine kräftigere Speise verlangen möchte, der findet sie in des Buches zweyter Hälfte, welche die Norränalieder begreift, Dichtungen nämlich, die in der Stammsprache Skandinaviens, Norränazunge genannt, geschrieben wurden, die bis zum dreyzehnten Jahrhundert und darüber herrschte, und noch auf Island sich erhalten hat, wo der Polyhistor Are (1068 — 1148) in ihr die erste Geschichte schrieb. Von diesem Skaldengesang werden drey größere Stücke: Odins Weisheit, die Lilie und das Sonnenlied hier mitgetheilt; das erste oder das Spruchlied Havamal im Distichon übersezt, welches der Urform zu entsprechen und ihre Kraft vollends auch noch zu verstärken schien. Von den 106 seiner Distichen will ich etliche hersetzen:

1) Hohn und Spott bewillkomme nie den nahenden Fremdling:
Keiner ist ohne Fehl, keiner so schlecht, der nichts taugt.

2) Bösen argen Gemüths belacht der Unselige Alles:
Weiß nicht wessen er Noth; daß er sich selber belacht.

3) Alles sich traut zu verstehn der Fant, wenn fern die Gefahr ist:
Stockt mit dem albernen Rath, prüft ihn der Mann in der Noth.

4) Reisen heischen Verstand, er öffnet dir sicher die Herberg:
Denn der verlässigste Freund ist der bereite Verstand.

5) Bessere Bürd' als Verstand nimmt man nicht leicht auf den Weg mit:
Treuer aushilft er als Gold, steht dir am höchsten die Noth.

6) Bessere Bürd' als Verstand nimmt man nicht leicht auf den Weg mit;
Schlechtere Wegkost nicht trägt man als Liebe zum Trunk.

7) Länder und Meere durchreist und viele Bräuche erfahren:
Kennst du der Menschen Gemüth, warst du auch weise zuvor.

Das Ganze dieser Sprüche umfaßt Räthe des Lebens, Räthe der Freundschaft, Ermahnungen zur Gastfreygebigkeit und Wohlthätigkeit, Räthe auf die Reise. Im Sonnenlied sind auf andere und eigenthümliche Art Lehren der Weisheit und Klugheit vorgetragen. Die Warnung vor der Wollust durch nachfolgende Erzählung:

Die Macht der Wollust
Hat Mancher beweint,
Oft Weh von Weibern kam,
Zur Fahr sie führen,
Ob Gottes Finger
Gleich rein sie gab.

Gesellen waren sich
Swafar und Skart-hethin,
Keiner des andern entbehren konnte:
Bis sie entbrannten
Ob eines Weibes,
Die Beyder Brandmal worden.

Nicht wahrten sie
Vor der weißen Maid
Spiel nach schönem Tag:
Kein andrer Gedanke
Vor ihnen stand,
Als baar ihr lichtes Bild.

Schmerzvoll wurden
Die schwarzen Nächte.
Kein süßer Schlaf sie grüßte:
Aber vom Harm
Der Haß aufwuchs
Unter treuen Freunden einst.

Unthaten werden
Auf alle Fälle
Grimmig vergolten;
In Zweykampf rennend
Für das reize Weib,
Traf beyde der Tod.

Die Lilie endlich, ist freye Uebersetzung des gleichnamigen Liedes, vom Bruder Eystein, dem Norweger, zur Ehre Mariens gesungen, in hundert stabgereimten achtzeiligen Gesetzen, woraus in der neuen Bearbeitung die Kehrreime weggelassen sind. Es war zu seiner Zeit ein sehr berühmtes Lied, von vielen gekannt, gebetet und gesungen; fiel aber bey den spätern protestantischen Kirchengeschichtschreibern und Literatoren, seiner angeblichen Marienabgötterey wegen, in Ungnade. Es wurde zuerst im Jahr 1612, dann 1748 gedruckt, aber verstümmelt. Finn Johannsen, der Bischof zu Skalholt auf Island, gab es in der ursprünglichen Gestalt (1772) in seiner Kirchengeschichte Islands wieder, und aus ihr hat Hr. Studach seine Uebersetzung bearbeitet. Der junge Schweizer im Norden verdient Dank für die ersten Mittheilungen seines Fleißes und seiner Forschungen; ihr Gehalt ist aufmunternder Theilnahme werth, und er bürgt zugleich auch für fernere Gaben, die fortschreitend reicher und mehrseitig befriedigend werden mögen.

Nr. 8.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 26. Januar 1827.

Gewerbwesen.

Traité des brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation: par Augustin Charles Renouard, avocat à la cour de Paris. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1825. (8. S. 501.)

Dieß ist eine sehr vollständige Abhandlung über die Gesetze, welche in Frankreich die Fortschritte der Industrie und des Wohlseyns der Gesellschaft durch diese, in so fern sie von neuen Entdeckungen abhängt, befördern und sichern. Der Verf. betrachtet den Gegenstand sowohl in geschichtlicher und juristischer als in philosophischer Rücksicht, und obgleich er dabey vorzüglich Frankreich im Auge hat, so fehlt es seinem Werke keineswegs an allgemeinem Interesse, sowohl durch die allgemeine Wichtigkeit des Gegenstandes selbst, als durch die Vergleichung der ihn betreffenden Gesetzgebung in Frankreich mit derjenigen anderer Länder, besonders Englands. Es ist immer eine mißliche Sache, ein bestehendes Verhältniß auf seinen moralischen oder philosophischen Ursprung zurückzuführen, da man früher oder später dabey auf einen Punkt kommt, wo kein philosophischer Beweis mehr möglich ist, und da auch bey Fragen von praktischer Wichtigkeit diese Mühe sehr überflüssig ist. Der Verf. setzt ein angebornes Recht des Erfinders auf die Erfindung oder im Allgemeinen des Denkers auf den Gedanken voraus. Dieß, wie alle sogenannten angebornen oder natürlichen Rechte möchte schwer zu erweisen seyn, und uns scheint es, der Denker habe nur das Recht seine Gedanken für sich zu behalten, wo sie dann für die Gesellschaft nicht vorhanden sind, sobald er sie aber, ohne vorhergegangenen Vertrag geäußert hat, so kann er nicht das geringste Recht mehr darauf haben, wenn das Recht nicht vorher durch einen Vertrag festgesetzt ist; das Recht beruht also auf dem Vertrag, nicht der Vertrag auf einem natürlichen Recht; der Vertrag beruht in diesem Falle wie in allen andern auf der Nothwendigkeit, den beyderseitigen Bedürfnissen. Der Denker, der Erfinder würde seine Erfindung für sich behalten, wenn er durch ihre Bekanntmachung nicht irgend einen Vortheil zu erwarten hätte, und die Gesellschaft würde dadurch eines Genusses entbehren, beyde vereinen sich daher über die Bewegungen, unter welchen der Erfinder seine Erfindung in's Leben treten läßt, und werden wohl thun, ihre Philosophie nicht zu verschwenden, um den Ursprung ihres Vertrags a priori zu erklären, sondern sie zu brauchen, um a posteriori, d. h. durch Erfahrung diesen Vertrag so vortheilhaft wie möglich für beyde Theile zu machen. Die Erreichung dieses Zweckes wird für uns besonders durch geschichtliche Untersuchung der verschiedenen Abänderungen, welche dieser Vertrag zu verschiedenen Zeiten erlitten hat, erleichtert, und in dieser Hinsicht ist das vorliegende Werk von großem Interesse, indem es die Betrachtung der gegenwärtigen Gesetzgebung über diesen Gegenstand durch eine Uebersicht der Geschichte des Gewerbwesens überhaupt in Frankreich einleitet; dieß war um so nothwendiger, da die jetzigen Gesetze wegen der brevets d'inventions zwar einen besondern Zweig der Gesetzgebung über die Patente und Gewerbsfreyheit ausmachen, während vor der Revolution der Gewerbszwang die brevets d'inventions ganz ausschloß, und allerley andere Auswege nöthig machte und hervorbrachte, wodurch man die Fortschritte der Industrie von dem Drucke der bestehenden Gesetze zu befreyen suchte, was gewöhnlich nur dadurch geschehen konnte, daß man dem bestehenden Gesetze das Machtwort der Könige entgegensetzte. Der Verf. zeigt übrigens, daß in dem Gewerbswesen, wie in allen andern Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft, eine verhältnißmäßige Freyheit dem drückenden Zwange, von dem die Revolution Frankreich befreyt hat, vorherging, und daß dieser Zwang nur allmählig und zum Vortheil Einzelner überhandnahm. Diejenigen, welche damals diese und ähnliche Einrichtungen einführten und vertheidigten, gestanden wenigstens ehrlich und offen, daß sie ihren eigenen Vortheil dabey suchten und fanden, dagegen wollen uns jetzt die Freunde des Mittelalters alle jene schönen Sachen aus sogenannten höheren An- und Rücksichten anpreisen und uns glauben machen, das Wohl

des Staates, der Throne und der Völker hänge davon ab. Wenn sie doch wenigstens so ehrlich wären wie ihre Vorfahren und sich oder uns nichts weiß machen wollten. Wenn z. B. ein großer Herr im Mittelalter sagte: ich muß großes Landeigenthum besitzen, um mächtig zu seyn, so hat das Hand und Fuß und Menschenverstand, aber wenn man uns jezt versichert: es müsse große Landeigenthümer und Majorate und Pairs geben, damit der Thron nicht umfalle, so ist es zum Lachen. Von alle dem war sonst keine Rede. Wenn in der guten Zeit die Gilde dem, der ein nicht in den Reglements angeführtes Verfahren anwenden wollte, die Arbeit untersagte, so berief sie sich dabey auf ihr Recht oder vermeintlichen Vortheil, ohne sich weiter auf etwas einzulassen; wenn man aber jezt wieder Gilden und Gewerbszwang anpreißt, weil sie uns, und dem Thron und der Kirche und der Moral und Gott weiß wem sonst noch sehr gedeihlich und nothwendig seyen, so muthet man uns einen sehr starken Glauben zu.

Ohne weiter zurückzugehen, genügt es hier zu sagen, daß (nach dem Verf.) die erste einigermaßen gesezlich bestimmte Gerichtsbarkeit im Gewerbswesen im Mittelalter den großen Hofstellen zustand, so daß z. B. der Oberstmundschenk (Grand-bouteiller) die Gerichtsbarkeit über die Weinhändler und Weinwirthe, der grand pannetier über die Bäcker, der Oberstallmeister über die Hufschmiede, der Oberstkämmerer über die Krämer, Kleiderhändler, Pelzhändler u. s. w. ausübte. Jeder von diesen Großwürdenträgern gab nicht nur denjenigen Handelsleuten oder Handwerkern, welche in dem unter seiner Aufsicht stehenden Theile des Hofdienstes arbeiteten, sondern allen Gewerksgenossen in Paris Meisterbriefe. Sie bezogen dagegen eine gewisse Taxe und hatten das Recht über die Tauglichkeit der Arbeit, Verlust der Meisterschaft u. s. w. zu entscheiden. Aehnlich bildete sich das Verhältniß an den Hofstellen der mächtigern Vasallen. Im Verlauf der Zeit gelang es den verschiedenen Gewerken und andern Corporationen, sich immer mehr der Gerichtsbarkeit der Kronbedienten zu entziehen und ihre eignen Vorsteher zu wählen; diese Veränderung hängt jedoch zu genau mit der Geschichte der Städtefreyheiten zusammen, als daß sie hier ausführlicher nachgewiesen werden könnte. Ludwig der Heilige ordnete die Gerichtsbarkeit der Kronbedienten derjenigen des prevot de Paris unter, und um diese Zeit wurde das Meisterrecht allgemein gegen eine gewisse Summe verkauft, nachdem gewisse Proben vorhergegangen waren, und die Gesezgeber glaubten besonders durch Schärfung dieser Proben das Wohl des Ganzen zu befördern. Im Jahr 1260 wurde von dem Prevot von Paris, Boileau, eine Sammlung der auf diesen Gegenstand Bezug habenden Geseze veranstaltet unter dem Titel: établissemens des métiers de Paris; sie enthält im ersten Theil die Statuten der verschiedenen Gewerbe, die sich unter dem Namen confréries gebildet hatten, im zweyten Theil die Bestimmung der Abgaben und Einfuhrzölle, welche von verschiedenen Waaren dem König zufielen, und im dritten Theil die Rechte und Privilegien der verschiedenen Gerichtsbarkeiten in der Stadt und in den Vorstädten. Diese Sammlung hat den meisten der nachfolgenden Verordnungen als Grundlage gedient, allein sie ist denselben weit vorzuziehen, indem sie die unbegränzte Zahl der Meisterschaften und den freyen Zutritt in dieselben für einen jeden, der die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllte, anerkannte. Es werden übrigens in dieser Sammlung hundert verschiedene Gewerbe angeführt, und ihre zum Theil gegenwärtig ganz ungebräuchlichen oder unbekannten Benennungen geben einen Begriff des damaligen Standes der Industrie und der Bedürfnisse und Genüsse der Gesellschaft. Als die angesehensten Gewerbe, und die, welche mehr unmittelbar eine politische Existenz und Antheil an der Stadtverwaltung erhielten, traten nach und nach die Tuchhändler, Gewürzhändler, Krämer, Pelzhändler, Mützenmacher und Goldschmiede hervor. Diese machten die sechs Corporationen der Stadt Paris aus und ihre Vorsteher nannten sich Anfangs Könige und Prinzen, später Geschworne, Wächter, Aelteste, Syndike; sie wurden bald von den Corporationen erwählt, bald von den Regierungsbeamten ernannt, je nachdem die Könige den Corporationen oder der Stadt überhaupt gewogen waren oder glaubten, sie bestrafen zu müssen. Der König der Krämer (roi des merciers) hat sich am längsten erhalten, seine Autorität erstreckte sich über ganz Frankreich; kein Krämer konnte ohne von ihm ausgefertigte Freybriefe aufgenommen werden und er hatte die Aufsicht über ihre Maße, ihr Gewicht und ihre Waaren. Obgleich diese Stelle 1597 aufgehoben wurde, so ward noch 1614 von den General-Staaten (états-generaux) darüber Klage geführt und verlangt: „daß die Stelle, Kosten und Rechte des Königs der Krämer und anderer Gewerbe und Waaren aufgehoben werden solle.“ Durch ein Gesez von 1581 war die Einrichtung der verschiedenen Gewerbe, ihr gegenseitiges Verhältniß, und die Bedingungen der Aufnahme in dieselben für alle Städte des Reichs bestimmt. Diese Verordnungen hatten zum wirklichen oder vorgeblichen Zweck, den Preis und die Güte der Arbeit und der Waaren zum Vortheil der Arbeiter und der Verbraucher, der Verkäufer und der Käufer zu sichern, allein bald wurden sie immer mehr dazu gemißbraucht, um einerseits den Fiskus durch den Verkauf der Meisterschaften und anderer Stellen und Vorrechte zu bereichern, und anderseits den verschiedenen Körperschaften, Gilden u. s. w. ein drückendes Monopol zu sichern, wodurch sie sich ge-

gewissermaßen auf Kosten des Publikums für die Eingriffe des Fiskus schadlos halten sollten. Colbert suchte vergebens diesem Unwesen ein Ende zu machen und durch specielle Privilegien die Einführung neuer Industriezweige zu befördern; die Industrie gedeiht nicht unter den Händen der Macht, und man war damals noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß die größte Wohlthat, welche die Regierungen ihr erzeigen können, die ist, sie sich selbst zu überlassen. Colbert glaubte durch neue, den Fortschritten der Künste und Wissenschaften angemessenere Reglements die Fortschritte der französischen Industrie zu begünstigen, allein das damalige System war so radikal schlecht, daß auch diese Verordnungen in den Händen der Corporationen eine Waffe gegen die Industrie wurden, indem sie alle Neuerungen, welche nicht in diesen Reglements angeführt waren, verfolgten und als ungesetzlich unterdrücken ließen. Es würde zu weit führen, wenn wir ausführlicher den Weg nachweisen wollten, auf welchem das Gewerbswesen in Frankreich zu dem Punkte gelangte, der endlich eine gänzliche Reform in diesen, so wie in andern Theilen des bürgerlichen Lebens durch die Revolution herbeyführte. Welchen Einfluß die damaligen Einrichtungen auf die Industrie hatten, geht am besten aus einigen Beyspielen hervor. Einige Fabrikanten von Nantes und Rennes wollten Manufakturen von Wollen-, Leinen- und Baumwollenzeug anlegen; und neue Zubereitungen der Farben anwenden, allein kaum waren diese Anstalten im Gange, so protestirte die Gilde der Sergefabrikanten gegen die Fabrikation der Zeuge, und die Färber reklamirten ihr ausschließliches Privilegium. Die für diese Unternehmung bestimmten Kapitale gingen nun in Prozeßkosten auf, und als endlich nach mehreren Jahren ein günstiges Urtheil die Fortsetzung der Arbeiten gestattete, fehlte es an Mitteln und die Unternehmer sahen sich zu Grunde gerichtet. — Die Kunst, Eisenblech zu firnissen und zu löthen (emboutir), ward 1761 in Frankreich erfunden, allein da man zu dieser Arbeit die Werkzeuge mehrerer Gewerbe braucht, und der Erfinder nicht reich genug war, um die Gebühren an alle diese Gilden zu bezahlen, so sah er sich gezwungen, seine Erfindung im Auslande anzuwenden. — Lenoir, der sich zu seiner Zeit in der Verfertigung von physikalischen und mathematischen Instrumenten auszeichnete, bedurfte bey seinen Arbeiten eines kleinen Schmelz-Ofens, um die Metalle zuzubereiten; allein kaum hatte er einen solchen errichtet, so rissen ihn die Syndike der Schmelzergilde mit eigener Hand ein, weil er nicht zu ihrer Corporation gehörte. — Wenn Frankreich erst so spät in den Besitz von Fabriken für gemalte Zeuge gekommen ist, so verdankt man es den Vorstehern der Weber, der Tuchhändler und der Seiden-Fabrikanten von Lyon, Tour und Rouen, welche sich dieser Neuerung hartnäckig widersetzten, indem sie versicherten: „daß die Fabrikation von gemalten Zeugen den Staat zu Grunde richten und die Arbeiter an den Bettelstab bringen werde; daß Alles verloren sey, wenn die Regierung nicht die Einführung der neuen Industrie unterdrücke u. s. w." — Als Argand seine Lampen mit doppeltem Luftzug erfunden hatte, war er genöthigt gegen die Gilden der Blechner, der Schlosser, der Messerschmiede und der Schmiede zu prozessiren, welche ihm alle das Recht streitig machten, Lampen zu verfertigen. — Reveillon, der in Frankreich die Fabrikation des bunten Papiers eingeführt hat, war lange Zeit den Verfolgungen mehrerer Gilden ausgesetzt, und hätte seine Unternehmung ganz aufgeben müssen, wenn er nicht das Privilegium einer manufacture royale für dieselbe erhalten und sich so durch eine Ungerechtigkeit gegen eine andere geschützt hätte. — Der Balancier, um Medaillen zu prägen, ward 1615 von Nikolas Briot erfunden, aber der Erfinder erfuhr so viele Verfolgungen von Seiten der Gilden, daß er sich nach England wandte. Dasselbe Schicksal hatten die Maschinen zur Verfertigung der Gase, das Rothfärben der Baumwolle, der Strumpfwirkerstuhl, welcher zu Nimes erfunden wurde, und mehrere andere Erfindungen.

(Der Beschluß folgt.)

Alterthumskunde.

Die verschiedenen Systeme zur Erklärung der egyptischen Hieroglyphen.

In einer gelehrten Abhandlung des Herrn Dr. Sickler über die Priestersprache der alten Egyptier *) zählt eine beyläufige Note die hauptsächlichsten Systeme auf, welche zu Erklärung der egyptischen, weltberühmten Hieroglyphen sind erfunden worden. Da nach einem der menschlichen Natur eingeborenen Triebe, gerade das Dunkelste, Entlegenste, Verschlossenste, aufzuhellen, kennen zu lernen und zu entriegeln, eben jene Hieroglyphen schon seit undenklichen Zeiten die Forschbegierde der Gelehrten in Thätigkeit gesetzt und die Neugierde der Ungelehrten beschäftigt haben, so dürfen wir wohl auch den Dank unserer Leser, deren Ueberzahl wir in diesem Fall ohne Furcht, sie zu beleidigen, den letzteren beyrechnen, zu verdienen hoffen, indem wir ihnen aus jener Note die Uebersicht der hieroglyphischen Systeme mittheilen. —

Unstreitig kommt in dem gegenwärtigen Stand der Untersuchungen über das wahre Wesen der Hieroglyphik der alten Egyptier Alles darauf an, vorerst möglichst bestimmt auszumitteln, was für eine Sprache derselben zum Grunde liege? Denn ohne bestimmte Sprache keine Schrift, auch keine hieroglyphische. — Bey

*) Hildburghausen. 1826.

den nun schon seit zweytausend Jahren immer wiederholten Versuchen, den verloren gegangenen Schlüssel zu den egyptischen Hieroglyphen aufzufinden, glaubte man zuerst eine ideale, sodann die koptische Sprache, die gewöhnlich auch für die altegyptische, von einigen für neuegyptisch gehalten wurde, als deren Grundlage annehmen zu können. Noch hat diese Annahme zu keinem befriedigenden Resultate geführt. In der neuesten Zeit ward, fährt Herr Dr. Sickler fort, von mir ein dem (hinlänglich bekannten) semitischen Sprachstamme nahverwandter Dialekt als diese Grundlage aufgestellt; — — — Nicht geringer ist die Verschiedenheit der Ansichten, die bisher in fünf bis sechs Systemen über das Wesen der Hieroglyphen aufgestellt worden sind.

Das erste ist das sogenannte Figurative, nach dessen Princip die Hieroglyphen unmittelbar die Begriffe bedeuten, welche sie vorstellen.

Das zweyte ist das Symbolische, nach dessen Princip die einzelnen Begriffe zwar andere Begriffe, als die vorgestellten Bilder zeigen, jedoch damit verwandte andeuten.

Das dritte ist das Phonetisch-paronomatische, in einer Wortschrift bestehende, durch welche nicht einzelne Buchstaben- und Sylbenlaute, sondern ganze Worte und Begriffe, theils durch die ihnen vollkommen entsprechenden Bilder unmittelbar, oder mittelbar durch Bilder von gleich- oder ähnlichlautenden und benannten Gegenständen geschrieben werden. — Dieses ist das von Herrn Dr. Sickler aufgestellte System und hat mit dem schon von den Alten angenommenen, theils figurativen, theils symbolischen Vieles gemein.

Das vierte ist das Ideologische, nach welchem mehrere Hieroglyphen zusammengenommen werden, um aus ihnen den Begriff zu entwickeln, dessen Merkmale die einzelnen Bilder ausdrücken sollen.

Mit diesem ist das fünfte oder protophonetische verbunden, wo jede Hieroglyphe vermöge des ersten Lautes des ihr unmittelbar zukommenden Namens einen der Buchstaben ausdrückt, aus welchen das zu schreibende oder geschriebene Wort besteht. Diese beyden Systeme sind die seit einiger Zeit so hochgerühmten Erfindungen des Engländers Dr. Young und des Franzosen Champollion d. J.

Das sechste und neueste ist das Spohn-Seyffarthische, nach dessen kalligraphischem, oder grammatisch-symbolischem Princip die Hieroglyphen im Allgemeinen weiter nichts, als verzierte Buchstaben einer hieratischen und priesterlichen Schrift der alten Egyptier sind.

Dieses neueste System scheint, wie manches Neueste, nicht gerade das Vortrefflichste zu seyn, denn obgleich wir uns nicht aufgefordert fühlen, die Bitterkeit zu theilen, mit welcher Herr Dr. Sickler in edlem Eifer für verständliche Auflösung egyptischer Geheimnisse dasselbe tadelt, so verräth es doch auf den ersten Blick eine allem Alterthümlichen widersprechende, moderne Willkürlichkeit, der es nie gelingen wird, eine gewiß der Natur selbst abgelauschte und also einfachgesetzmäßige Bezeichnungsweise zu enträthseln. So rühmt sich denn dieses System vor der Hand der bedeutenden Anzahl von 6000 Buchstaben, wovon jedoch erst 3000 einigermaßen bestimmt sind. Daher bedeuten dieselben Hieroglyphen oft mehrere Buchstaben, und bisweilen sollen die Hieroglyphen, vorzüglich der Eleganz wegen, nicht in sprachgemäßer Ordnung zusammengestellt werden, wogegen jedes Wort, so oft es wiederkehrt, ein oder zwey neue Zeichen erhält. Obgleich nach Allem klar ist, daß noch keine feste Regel gefunden und Alles noch im Werden ist, so rühmt sich dasselbe System gleichwohl durch sich selbst jene längst vermuthete, altegyptische Priestersprache, die keiner bekannten entspricht, entdeckt zu haben. Eine dieser merkwürdigeren Entdeckungen ist unter andern die, daß die egyptischen Priester den Königstitel ihrer Pharaonen, welcher nach Herrn Prof. Seyffarth das Wort „Boro" (König) ist, mittelst der „Blattlaus" auf der Bildsäule Memnons geschrieben haben sollen, und zwar also: Zu dem Buchstaben B ward ein Stengel nebst dem Kopf und den Fühlhörnern, zum O ein Halbkreis nebst dem einen Flügel zum Buchstaben R der Mittelkörper nebst dem andern Flügel, zum O endlich ward der Hinterleib des Insekts nebst einem darunter befindlichen Halbkreis genommen. — Um solche Kleinlichkeiten auszubecken, hätten die egyptischen Priester, welche in den Obelisken befruchtende Sonnenstrahlen zu symbolisiren wußten, eine Schnittlingsphantasie haben müssen! —

Dr. — nn —

Koptische Sprache.

Balbis Atlas ethnographique enthält folgende von Champollion Figeac mitgetheilte Bemerkung: Auf der Königl. Bibliothek zu Paris ist ein provenzalisch-koptisches Wörterbuch. Marseille und die benachbarten Städte standen jederzeit in Verkehr mit Alexandrien, und da sich demnach die Provenzalen und Egypter einander verständlich machen mußten, so verfaßte man Wörtersammlungen, worin provenzalische Wörter und ganze Sätze mit koptischen Buchstaben geschrieben und auf arabisch erklärt sind. Darunter sind bloß Sätze aus dem gewöhnlichen Leben begriffen, ferner Wörter, die auf Handel oder auf die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse Bezug haben, die Zahlwörter u. dgl. m. Das Koptische hat sich seit mehr als zweyhundert Jahren in Egypten verloren. Das erwähnte Wörterbuch scheint vom 13ten Jahrhundert herzurühren, zu welcher Zeit Marseille's Handel mit dem Orient in größter Blüthe stand.

Nr. 9.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 30. Januar 1827.

Vermischte Schriften.

Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer. Zwey Bände. Leipzig bey Brockhaus, 1826.

Wenn der selige Solger auch kein anderes Verdienst hätte, als daß er die Philosophie dem größern Publikum hat verständlich und genießbar machen wollen, so müßte man ihm schon deßhalb ein ehrenvolles Denkmal setzen. Er gehörte zu den wenigen neuern Gelehrten, die nach dem großen Beyspiel Lessings und Herders die Schätze des Wissens und der Kunst in der Nation verbreiten, verallgemeinern, sie nicht bloß im Allerheiligsten gewisser dem Volk unzugänglicher Tempel zusammenscharren wollten. Sein eifrigstes Bemühen war, die Vorhallen der Weltweisheit jedem Uneingeweihten zu öffnen, die Philosophie dem Leben anzupassen, das Volk zur Philosophie zu erheben, und jene große Kluft auszufüllen, die bisher die Schulen und Sekten der Philosophen von dem übrigen Volke getrennt. Er fühlte mehr als irgend jemand den Widerspruch, daß ein kleiner Theil der Nation bis zu einer schwindelnden Höhe des Geistes hinaufstieg, während der andere größte Theil tief unten zurückblieb, und jene kühnen Geister sogar verlachte. Es ist aber freylich dem wackern Solger so wenig als irgend einem andern noch gelungen, diesen Widerspruch genügend zu lösen, jene Kluft wirklich auszufüllen. Dazu gehört vielleicht eine jahrhundertlange Durchbildung des ganzen Volks; ein einzelner Mann kann das Ungeheure nicht leisten. Man muß sein Verdienst mehr nach dem guten Willen und nach der richtigen Idee, wovon er ausging, nicht nach dem Erfolge würdigen.

Es ist schon immer viel gewonnen, wenn nur einzelne Männer, mit vielem Wissen und einem gesunden Menschenverstand ausgestattet, uns die Möglichkeit zeigen, daß die unendliche Verwirrung der Meynungen sich auflösen, die so verschiedene Bildung der Stände sich vermitteln läßt. Die Gelehrten werden dadurch aufgefordert, ein wenig von ihren excentrischen Höhen hinabzusteigen, sich dem Volke liberaler mitzutheilen, und die Ungebildeteren lernen wenigstens ahnen, daß ihnen das Heilige und Hohe keineswegs verschlossen ist, wenn es ihnen nur auf die rechte Weise, nicht in einer gelehrten prahlerischen Hieroglyphensprache mitgetheilt wird, und sie müssen sich endlich einmal jenes brutalen Trotzes schämen, womit sie nur zu lange das Treiben großer Gelehrten und Denker verachtet haben. Es ist unendlich viel gewonnen, wenn ein gesunder Menschenverstand zwischen einseitige kastenmäßige Gelehrsamkeit und rohe barbarische Unwissenheit in die Mitte tritt, und die Bessern von beyden Partheyen unter der Fahne der Popularität versammelt. Wodurch anders haben Lessing und Herder so weitverbreitete, segensreiche Wirkungen hervorgebracht, die ganze Nation eine Stufe höher gehoben, und ihr einen Augenblick griechischen Gemeingeist eingehaucht, während selbst die tiefste Weisheit und gründlichste Gelehrsamkeit der unpopulären Schriftsteller von Kant bis Hegel verhältnißmäßig im Volke selbst nur sehr kümmerliche Früchte getragen hat?

In dem zweyten Bande des vorliegenden Nachlasses von Solger finden wir philosophische, philologische und kritische Aufsätze, die wir größtentheils als Nachträge zu seinem Erwin und zu seinen früher herausgegebenen philosophischen Gesprächen betrachten dürfen. In allen spricht sich die eben bezeichnete Tendenz der Popularität aus. Wichtiger aber erscheint uns der erste Band, welcher den Briefwechsel Solgers mit Tieck, Friedrich von Raumer, von der Hagen, Krause und einigen andern Männern jenes Kreises enthält. Hierin liegt unstreitig ein weit reicherer Schatz von Ideen und Ansichten, als in seinen ausführlichen Werken selbst, denn die Briefform gestattet ihm, sich über alles, was ihm vorkommt, auf's freymüthigste und ungebundenste auszusprechen, während er bey seinen sorgfältig ausgearbeiteten Aufsätzen und Gesprächen in zu engen Schranken gehalten ist. Da er überdem frühzeitig gestorben ist, und lange nicht alles ausführen konnte, was ihm noch im Sinne lag, so müssen uns seine brieflichen Aeußerungen wenigstens dazu dienen, uns von seinem allseitigen Streben eine Vorstel-

lung zu geben, und sie sind bey ihm dasselbe, was bey Novalis die bekannten Aphorismen sind, Bruchstücke, Keime, Anfänge, die uns leider nur die großen Anlagen seines Geistes bezeichnen, aber auch in dieser unvollendeten Form unschätzbar sind.

Die Herausgeber des Nachlasses haben nicht nur Solgers Briefe an die genannten Dichter und Gelehrten, sondern auch deren Antworten in die Sammlung aufgenommen, und wir müssen ihnen dafür dankbar seyn. Sie geben uns nicht einzelne Blätter von einer Gattung und Farbe, sondern den ganzen vollen Kranz, und versetzen uns mitten in den schönen Kreis geistreicher Männer, den die Freundschaft und die Muse eng verbunden hatte. Warum sollten wir uns auch mit Solger allein auf seine Studirstube und nicht lieber in die Mitte seiner Freunde versetzen, die auf alle seine Bestrebungen und Werke so mannigfach eingewirkt haben, wie er auf die ihrigen! Vorzüglich interessant und belehrend ist das Verhältniß Solgers zu Ludwig Tieck. Wir dürfen nur wissen, daß beyde sich herzlich geliebt und ununterbrochen mit einander Briefe gewechselt haben, um uns sogleich zu überzeugen, wie weit Solgers Philosophie und Gelehrsamkeit von aller Schulsteifigkeit und Pedanterey entfernt gewesen. Uebrigens bieten sich bey der Lektüre dieses Briefwechsels sehr interessante Vergleichungen mit ähnlichen frühern Briefsammlungen deutscher Dichter- und Gelehrtenkreise dar, z. B. Gleims, Johannes Müllers, Jakobis ꝛc. Dabey ist uns besonders zweyerley sehr charakteristisch erschienen, der freyere von der Etikette und Sentimentalität minder gebundene Ton, und die kritische, fast kriegerische Tendenz. Wem muß nicht vor der läppischen Väterlichkeit in Gleims Hüttchen, vor der widerlich warmen Brüderlichkeit in Johannes Müllers Briefen ekeln? Bey aller Ehrfurcht, die wir dem Geist jener Männer schuldig sind, können wir uns doch nicht darüber täuschen, daß ihre Freundschaft übertrieben, erkünstelt, weibisch, weinerlich gewesen. Männern ziemt dieses süßliche, höfliche, beleckende Wesen nicht, und was am Ende daraus entsteht, hat Schiller in einem guten Epigramme vorhergesagt, und der alte Voß handgreiflich bewiesen, denn die am liebreichsten sich gestreichelt, haben sich hintennach am grimmigsten gekrazt. Wie erfreulich ist es dagegen, jenen freyen, männlichen Ton zu vernehmen, in welchem sich die Briefsteller der uns vorliegenden Sammlung ihre Ansichten mittheilen! Hier ist jede Spur von Pedanterey und Affektation verschwunden, und besonders ist der Humor in den Briefen Tiecks von einer unschätzbaren Liebenswürdigkeit und männlichen Grazie. Zweytens muß uns die feindliche kritische Stellung auffallen, in welche diese Gesellschaft hochgebildeter Männer gleichsam wider Willen gerathen ist. Wir ersehen daraus nur zu deutlich, wie wenig ein geistvoller Mensch in unserer Zeit dem Unmuth und dem edlen Zorn entgehen kann, den so zahllose Ungereimtheiten, Uebertreibungen, ja Schändlichkeiten unserer Literatur hervorrufen. Selbst der Friedlichste fühlt sich empört und unwillkürlich zum Kampf hingerissen, oder wenigstens zu Klagen, die um so peinigender sind, da sie nichts helfen. Immerhin aber ist es heilige Pflicht mit solchen Klagen und Protestationen hervorzurücken, um andere zu trösten oder anzufeuern. Will ein zügelloser Pöbel sich aller Gebiete der Wissenschaft und Kunst bemeistern, so soll er wenigstens darum kämpfen müssen; und unterdrückt er die schwächere Parthey der edlen Geister, so sollen diese wenigstens ihre Meynung zu Protokoll geben dürfen, damit die Nachwelt nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen verdamme.

W. M.

Gewerbwesen.

Traité des brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation: par Augustin Charles Renouard, avocat à la cour de Paris. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1825. (8. S. 501.)

(Beschluß.)

In einem Bericht, den 1778 der nachmalige Minister Roland auf Necker's Verlangen machte, heißt es: „ich habe in Rouen oft an einem einzigen Morgen 80, 90 bis 100 Stücke Tuch zerschneiden sehen, und das alle Wochen während vieler Jahre, ich habe Waaren confisciren und Strafgelder zahlen sehen, ich habe sie öffentlich verbrennen oder zur Marktzeit an den Schandpfahl binden, und dem Fabrikanten mit demselben Schicksal drohen sehen, und alles dieß in Folge der Reglements oder ministerieller Befehle. Und warum? wegen der Unterlassung einiger Förmlichkeiten, oder wegen geringer Fehler in der Fabrikation, oder endlich wegen einiger nicht in den Reglements vorgeschriebenen Handgriffe oder Neuerungen .... Ich habe in Amiens Haufen von Gerichtsdienern in die Werkstätten eindringen, die Werkstühle umwerfen, zerbrechen, Alles in Verwirrung und Schrecken setzen, Vorladungen, Verhöre, Confiskationen, Geldstrafen und Alles, was daraus folgt, Armuth, Schande, Unglück aller Art gesehen. Und warum? weil die Leute eine Art von Sammt fabrizirt hatten, die man in England macht und die die Engländer überall und auch in Frankreich verkaufen, und das, weil die Reglements in Frankreich nur von einer einzigen Art Sammt sprechen. Ich habe dieselben Auftritte, dieselben Verfolgungen gesehen, weil man Camelote in einer Breite gemacht hatte, die in England und Deutschland sehr all

gemein ist, die in Portugal, in Spanien, in Frankreich selbst sehr gesucht wird; die aber in den französischen Reglements nicht vorgeschrieben ist. Ich habe Alles dieß selbst gesehen, und könnte zwanzig Arten von Zeugen anführen, die alle im Auslande verfertigt werden, die in allen Ländern verkauft und in Frankreich von allen Seiten verlangt werden, und deren Verfertigung in Frankreich dieselben Mißhandlungen zur Folge haben, von denen ich eben sprach." Ich habe aber noch schlimmere Dinge gesehen. Die bewaffnete Macht ist in Bewegung gesezt, die Gefängnisse gefüllt worden, weil vernünftige, mitleidige Fabrikanten, statt von ihren Arbeitern zu verlangen, daß sie alle Tage drey, vier Stunden weit nach ihren Werkstätten gehen und Weib und Kind verlassen sollen, um in der Stadt zu arbeiten, ihnen an Ort und Stelle Arbeit gegeben hatten. Ich habe die Fabrikanten bis zu ihrem Untergang durch die Gerichte verfolgen sehen, weil sie ihre Bedürfnisse da eingekauft hatten, wo sie am wohlfeilsten waren. u. s. w. Das Unwesen war so hoch gestiegen, daß die Nothwendigkeit einer Reform schon viele Jahre vor der Revolution allgemein gefühlt und häufig ausgesprochen wurde; man fing auch endlich an einzusehen, daß diese Reform nicht durch neue Reglements, sondern durch die Abschaffung aller Reglements bezweckt werden könne. Dieß sprach schon Colbert aus, und später entwarf Türgot — von dem Ludwig XVI. sagte: „hier meint es Niemand wirklich gut mit dem Volke als Türgot und ich" — wirklich 1776 eine Verordnung, wodurch alle jene Fesseln der Industrie zerbrochen und die später in dieser Hinsicht durch die Revolution in's Leben gerufenen Grundsätze ausgesprochen wurden. Diese Verordnung fand jedoch von Seiten aller derer, deren Interesse sie verlezte, so großen Widerstand, daß sie sogleich wieder zurückgenommen ward, und alles blieb auf dem alten Fuße bis zum Ausbruch der Revolution. Die Beschlüsse der konstituirenden Versammlung sind es, auf denen wesentlich die gegenwärtige französische Gesetzgebung in Hinsicht des Gewerbwesens beruht. Indem diese Versammlung dabey von dem Grundsatz ausging, daß jeder Bürger das Recht habe, seine geistigen und materiellen Mittel in allen Zweigen der Industrie anzulegen, wollte sie zugleich die Fortschritte der Industrie durch neue Erfindungen befördern, indem sie dem Erfinder einen billigen Vortheil sicherte. Auf diese Art theilte sich die Gesetzgebung über diesen Gegenstand in die Gesetze, welche auf die Patente, das heißt auf die freye Ausübung jedes Gewerbes Bezug haben, und in diejenigen, wodurch die Ansprüche, welche der Erfinder neuer Industriezweige oder der Verbesserer der bestehenden an die Gesellschaft machen kann, festgesezt werden, indem sie ihm ein Privilegium auf eine bestimmte Zeit bewilligen. Daß die französischen Gesetze über diesen Gegenstand, wenn sie auch nicht vollkommen sind, doch keine wesentlichen Mängel haben, geht schon daraus hervor, daß sich keine Klagen dagegen erheben, daß alle Theile, sowohl das Publikum als die Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute, damit zufrieden zu seyn scheinen, und daß die französische Industrie seit der Revolution ungeheure Fortschritte gemacht hat, und täglich durch neue Erfindungen bereichert wird. Der Verf. des vorliegenden Werkes geht ausführlich in die verschiedenen Fragen ein, welche seit der Revolution in Hinsicht auf die Art, die Dauer und die Bedingungen des Privilegiums, das dem Erfinder oder Verbesserer gebührt, zur Sprache gekommen sind, und führt dabey im Wesentlichen Alles an, was von Schriftstellern und Gesetzgebern darüber geschrieben oder gesagt worden ist. Einer der wesentlichsten Punkte wäre dabey wohl der: ob diese Privilegien (die brevets d'invention) ohne vorhergehende Untersuchung ausgestellt werden sollen, oder ob es rathsamer sey, die Erfindungen oder Verbesserungen, wofür ein brevet verlangt ward, vorerst durch irgend eine Behörde untersuchen zu lassen, um zu entscheiden, ob sie ein Privilegium verdienen und ob sie wirklich neu sind und kein schon bestehendes Privilegium verletzen. Die französischen Gesetzgeber haben sich endlich für das erstere entschieden, und der Verf. beweist zur Genüge, daß sie wohl daran gethan haben, und, daß es besser sey jeden vorläufigen Einfluß der Behörden auf die Fortschritte der Industrie abzuschneiden und sie nicht für das etwaige Mißlingen einer Erfindung verantwortlich zu machen, das Urtheil über die Wichtigkeit oder Nützlichkeit derselben dem Publikum, d. h. den Käufern, etwaige Reklamationen gegen das ausgestellte Privilegium den Betheiligten und die Entscheidung den Gerichten zu überlassen *). Unter der kaiserlichen Regierung kam die Einrichtung einer vorläufigen Untersuchungs-Commission durch folgende Veranlassung wieder zur Sprache. Der Kaiser fand einst unter den ihm zur Unterschrift vorgelegten Papieren ein brevet d'invention „für eine unsichtbare Frau," so nannte man die bekannte akustische Vorkehrung, wodurch auf eine Frage die Antwort von einem unsichtbaren Wesen erfolgt. Napoleon warf das Papier unter

*) Dieß gibt zwar zu Prozessen Anlaß, allein es kommt hier darauf an, zwischen zweyen Uebeln das kleinere zu wählen. Die Freunde der guten alten Zeit mögen bedenken, daß der Prozeß zwischen den Trödlern und Schneidern in Paris, der 1530 angefangen hatte, 1775 noch nicht beendigt war, weil man nicht darüber einig werden konnte, was ein fertiges und was ein altes Kleid sey. Der Prozeß zwischen den Schuhmachern und Schuhflickern hat ungefähr eben so lang gedauert, und man hat berechnet, daß die Gilden von Paris jährlich etwa 800,000 Fr. auf dergleichen Prozesse verwandten.

den Tisch, ärgerlich, daß man ihn mit Taschenspielerkünsten behellige, und ernannte eine Commission, um Mittel vorzuschlagen, wodurch die Ertheilung von Brevets für unnütze oder schädliche Erfindungen vermieden werden könnte. Was der Verf. über das Gewerbewesen in England überhaupt sagt, scheint uns nicht genügend; dagegen ist das englische Gesetz über Erfindungspatente ausführlich behandelt und mit dem französischen verglichen. Der einzige wesentliche Unterschied zwischen beyden scheint zu seyn, daß in England der Erfinder sich durch ein sogenanntes caveat, d. h. durch die vorläufige Anzeige und Niederlegung seiner Erfindung bey der Behörde, gegen etwaige Collision mit einem gleichzeitigen oder früheren Erfinder sichern, und so mit geringen Kosten spätere Reklamationen, Prozeß u. s. w. vermeiden kann. In einer Beylage finden wir ausführlich die französischen Gesetze und Verordnungen über die brevets und die englischen und amerikanischen Gesetze über diesen Gegenstand. Der Raum erlaubt uns nur noch hinzuzufügen, daß dieses Werk nicht nur für den Rechtsgelehrten und Gesetzgeber, sondern für jeden Gebildeten von großem Interesse seyn muß.

Volkssagen.

Sagen der Hebräer. Aus den Schriften der alten hebräischen Weisen. Nebst einer Abhandlung über den Ursprung, Geist und Werth des Talmud's. Aus dem Englischen des Heimann Hurwitz von Dr. Leipzig, 1826. Wilhelm Engelmann.

Die Toleranz, welche in unseren Tagen von allen Besonnenen verlangt und gewährt wird, hat sich auch auf die Würdigung und Anerkennung jüdischer Weisheit erstreckt. Der Verf. gegenwärtiger Sagen der Hebräer, ein ehrenwerther und gelehrter Israelit zu London, verlangt jene mit bescheidenem Selbstgefühl, und der Uebersetzer, ein deutscher christlicher Gelehrter, gewährt sie nicht allein durch die bloße Uebersetzung, sondern noch mehr durch eine warme, in sich selbst wohl begründete Empfehlung, welche ihre Bestätigung in den aus Talmud'schen Schriften mitgetheilten moralischen Erzählungen, Aphorismen, Parabeln und Gleichnisse finden. Denn dieß ist es vorzüglich, was wir unter obigem Titel empfangen. Schon der unsterbliche Herder, dessen großer Geist alles Vortreffliche, ob er es bey Heiden, Christen oder Juden fand, sogleich erkannte und mit allgerechter Liebe umfaßte, hat auf die Schätze des Talmud's hingewiesen, und einige der auch hier dargebotenen Erzählungen bekannt gemacht. Wir stimmen dem deutschen Herausgeber im Allgemeinen darin bey, daß dieselben eine passende Lektüre auch für christliche Kinder gewähren; eine passendere gewiß, als die vielen matten, weichlichen, nicht einmal gut erfundenen, öfters sogar geradezu unmoralischen Erzählungen vom guten Hans und der folgsamen Grete. Während durch Geistlosigkeit und Langweiligkeit dieser der Geist der Kinder geschwächt wird, fordern gegenwärtige Sagen, wenn auch manche moralische Klugheit mehr als Tüchtigkeit empfehlen, doch immer, weil sie alle sinnreich sind, zu geistiger Anstrengung auf. — Den moralischen Erzählungen sind einige „Sinnsprüche und Lehren der Weisen" beygefügt. Wir tragen kein Bedenken, ihnen denselben praktischen und philosophischen Werth beyzulegen, welchen die in Schulbüchern gesammelten Aussprüche griechischer und römischer Weisen haben. Zur Bestätigung dieses Urtheils, welches manchen Philologen anstößig seyn wird, heben wir einige Sprüche aus:

„Wenn Dir Weisheit mangelt, was erwarbest Du dann? Wenn Du Weisheit erworben, was fehlt Dir dann?"

„Ich habe, erzählte Simon, der Sohn Gamaliel's, einen großen Theil meines Lebens im Umgange mit weisen Männern zugebracht und fand immer, daß den Weisen nichts mehr schmückt, als Schweigen. — Nicht vieles Lehren, sondern Thun ist die Hauptsache. Wer viele Worte macht, verleitet am ersten zum Irrthum."

„Wenn ich nicht für mich selbst stehe, sagte der fromme Hillel, wer ist dann für mich da? Wenn ich bloß für mich da stehe, was bin ich dann? Und wenn ich es jezt nicht thue, wann soll ich es thun?

„Wer nach Ehre geizt, verliert sie; wer nicht seine Kenntniß erweitert, vermindert sie. Wer nicht Weisheit zu lernen strebt, fällt dem Tode anheim."

„Gelehrsamkeit ohne Arbeit leitet endlich zur Sünde!"

Auch scherzhafte Erzählungen finden sich neben den ernsten, und sie erinnern mehr als ein Mal an den überraschenden, eigenthümlichen Witz, den selbst israelitische Kinder an den Tag legen. Ein Anhang schildert die Leiden der Juden unter Hadrian, ein Vorbild so vieler Verfolgungen, Schmähungen und Erniedrigungen, welche die Juden bis auf den heutigen Tag erlebt haben und sie endlich bis zu der Verächtlichkeit herabgedrückt hat, in der uns die Meisten von ihnen erscheinen.

Von der Abhandlung über den Talmud werden wir nächstens bey einem größeren dahin einschlagenden Werke zu reden Gelegenheit haben.

W. B. M.

Nr. 10.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. Februar 1827.

Zur Ethnographie und Geographie.

Das zierliche Werk einer unserer Landsmänninnen zieht zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Frau Baronin Wolfardine von Minutoli, geb. Gräfin v. Schulenburg, begleitete ihren Gemahl, den K. Pr. General Minutoli, auf seiner Untersuchungsreise nach Egypten in den Jahren 1820 — 22, stieg mit ihm in die Pyramide des Cheops, schiffte mit ihm den Nil hinauf bis Assouan, brachte mehrere Wochen in den Tempeltrümmern, Königspallästen und Königsgräbern von Oberegypten zu, und entschloß sich erst 3 Jahre später nach ihrer Rückkunft nach Europa, bloß ihrem treuen Gedächtnisse vertrauend, da sie sich kein eigentliches Tagebuch gehalten hatte, ihre Erinnerungen an jenes den europäischen Frauen ihres Standes noch so wenig besuchte Wunderland niederzuschreiben. Allerdings hatte sie an ihrem Mann, mit welchem sie zuletzt in Lausanne lebte, den kundigsten Wegweiser und Rathgeber; denn in frischem Andenken ist uns ja allen das gelehrte und forschungsreiche Prachtwerk über Egypten, seine Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberegypten, welche 1824 (bey Rückert in Berlin) in einem starken Quartband nebst einem Atlas von 30 Imperial-Folio-Tafeln in Steindruck erschienen und, mit dem Zusatze des Prof. Tölken bereichert, bereits Gemeingut unserer Literatur und auch von Heeren neuerlich gebraucht worden ist. Jezt erschien nun in Paris im niedlich 18Format aus der Feder der Frau v. Minutoli: Mes souvenirs d'Égypte, Paris 1826. 2 Bändchen mit 7 sehr sauber kolorirten Kupfern. Daß die deutsche Frau französisch schrieb, wird man in ihren Verhältnissen und Umgebungen gewiß nicht befremdend finden. Sie legte ihre Erinnerungen in der Handschrift einer auch unter uns durch Uebersetzungen aus dem Deutschen und durch ihre anmuthigen und geistreichen Romane geschätzten Kennerin beyder Sprachen, der Frau von Montolieu, vor, und nachdem diese ihre Zufriedenheit damit bezeugt hatte, fand sie an dem berühmten Alterthumsforscher und Conservateur der K. Bibliothek in Paris, Raoul-Rochette, der Archäolog und geistreicher Schriftsteller zugleich alle Eigenschaften dazu vereinigt, einen trefflichen Herausgeber, der in seinem Vorwort das schmeichelhafte Zeugniß ablegt: la Baronne de Minutoli manie le plus souvent notre langue, qui lui est étrangère, avec une aisance, une grace et une facilité qui lui envieraient beaucoup de Français et même beaucoup de Françaises. Nimmt man nun diese anspruchlos dargebotene, durch eine gefühlvolle Zueignung der Verfasserin an ihre Schwester, die Gräfin von Kanitz, noch besonders geweihte Gabe, nur nicht mit der Erwartung in die Hand, über die Wunder und Menschen am Nil hier ein ganz neues oder durch grundgelehrte Forschungen gewonnenes Resultat zu finden, — diese gab selbst die heroische Brittin, die Frau des kühnen Belzoni, nicht im Anhange zur Reise ihres Mannes — sondern denkt man sich die geistreiche und liebenswürdige Berichterstatterin im blumenreichen Salon oder am knisternden Kamin gegenüber und folgt mit Vergnügen ihrem fein aufgefaßten, unterhaltend vorgetragenen Blick auf Sitten, Gebräuche, pittoreske oder wilde Nilansichten, auf die dunkle Kammer in den Pyramiden und Königsgräbern, auf Schlangenbeschwörer und Tänzerinnen (beyde treten abgebildet vor uns) und auf das ganze Leben und Seyn im Orient, so wird man sich bald überzeugen, daß die Beobachterin und Erzählerin nichts in der Nähe und Ferne zu verbergen braucht, daß sie vielmehr die Haupteigenschaft eines Schriftstellers, der gelesen seyn will, so erfüllt, wie sie Raoul-Rochette angibt: d'être soi, d'avoir sa physionomie propre et particulière. Als Lady Montague ihre seit einem Jahrhundert gelesenen und bewunderten Briefe aus der Türkey schrieb, zog darin ihr Besuch im Serail des Großherrn, von welchem später man so wunderbare Dinge sich in's Ohr sagte, die Aufmerksamkeit am meisten auf sich, und noch heute läßt ihre Schilderungen kein Gebildeter ungelesen. Gern möchten wir der Verfasserin dieser Souvenirs eine ähnliche Aufnahme auch für spätere Zeiten versprechen. Wenigstens haben ihre Schilderungen der verschiedenen Besuche, die sie von der Frau ihres gastfreyen Wirthes Basil Faber in Damiette erhielt und ihr erwiederte, und dann im Harem des dortigen Janitscha-

ren-Aga abstattete, alle Reize der frischesten und lebendigsten Darstellung, die durch zwey allerliebste Costümblätter der Bewohnerinnen des Harems in ihrem festlichen Schmuck ungemein an Lebhaftigkeit gewinnen. Wer zweifelt nicht, daß sich deutsche Unterhaltungsblätter alles dessen bey Zeiten bemächtigen werden, was die Verfasserin im zweyten Theil des 19ten bis 21sten Kapitels uns mit höchstem Interesse vorzuführen versteht. Und hätte auch ihre durch Anschauungen, wenn sie kaum irgend einem Deutschen dort am Nil noch zu Theil wurden, aufgeregte Einbildungskraft einige verschönernde Pinselstriche hinzugefügt, das Ganze trägt unverkennbar das Gepräge innerer Wahrheit. Wir haben, was sie über die nur scheinbare Verschließung der Frauen des Orients und über das, was sie sehr treffend Système de compensation nennt (Vol. II. pag. 110.), nach welchem der völlige Mangel aller geistigen Bildung sie wegen aller Entbehrungen entschädigt, auf wenigen Seiten kaum etwas Treffenderes gelesen. Bey dieser Gelegenheit mag auch noch folgende literarische Bemerkung an ihrer Stelle seyn. Man hat in neuern Zeiten aus den Reisebeschreibungen einen eigenen Luxusartikel, besonders für die Damen-Toilette zu machen gewußt, Auszüge in Taschenformaten mit niedlichen Kupferstichen und gefälligem Druck. In Deutschland that dieß der spekulative Hartleben in Pesth zuerst durch seine Miniaturgemälde aus der Länder- und Völkerkunde, worin in zwey Folgen, zusammen an 40 Bändchen, nach den lezten und neuesten Reisebeschreibern Gemälde von Rußland, Dalmatien, dem westlichen Afrika, Egypten, (4 Bändchen, mit 67 Kupfern) Spanien, Brasilien, Ostindien, u. s. w. mitgetheilt wurden. Der Unternehmer erfreuet sich eines verdienten und bleibenden Beyfalls, konnte aber vielleicht nur da gedeihen, wo Wohlfeilheit des Drucks und Kupferstichs so große Erleichterung gewährte. Unser wackerer Landsmann, der Kunsthändler Ackermann in London, verpflanzte, so wie die deutschen Almanachs in seinem Forget me not, auch diese Taschenbibliothek der Reisebeschreibungen in seinem bereits zu 16 Abtheilungen (die lezte hat es mit der Schweiz zu thun) angewachsenen Werke the World in Miniature. Mehrere Abtheilungen hat der fleißige Schoberl geradezu aus Hartlebens Sammlung übersezt, andere aber, wie die Südseeinseln, Tibet und Indien jenseits des Ganges, sind neu und sehr lehrreich bearbeitet worden. Die vor uns liegende ganze Sammlung hat sowohl durch die Zweckmäßigkeit des Textes, als die anlockende Zierlichkeit der kolorirten zahlreichen Kupfertafeln und den verhältnißmäßig billigen Preis (so kosten die Südseeinseln, 2 Bände, mit 26 farbigen Kupfern nur 12 Sch.) so viel Empfehlendes, daß der Verleger, der auch einen grossen Absatz nach Amerika macht, immer neue Auflagen davon veranstalten muß. Indeß trugen auch in dieser Art der literarischen Garkochkunst und Leckerbissenbereitung die Franzosen den Preis davon. Die Souvenirs der Frau v. Minutoli machen einen Theil einer höchst gefälligen petite Encyclopédie portative des voyages, welche der Pariser Buchhändler Neveu (passage de Panorama Nro. 16.) seit mehreren Jahren mit aller Eleganz und Verfeinerung der Hauptstadt an der Seine auszuschmücken wußte; und indem er die zuverlässigsten und neuesten Hülfsquellen für die Redaktion des leicht und faßlich geschriebenen Textes und die kundigsten Redaktoren, Breton, Castellan, Gauttier, Geoffroy, Langlès u. s. w., dafür zu gewinnen wußte, für die Kupfer überall, wo möglich, Originalzeichnungen erwarb (so lieferten für China die von den Missionaren eingeschickten Bilder, für Constantinopel, Mellig einen Zug des Sultans in die große Moschee, für Rußland Sauerweid und Ker Porter ausgemalte Zeichnungen), und diese mit seltener Nettigkeit stechen und koloriren ließ, eine Handbibliothek von Länder- und Völkergemälden aufstellt, die in ihrer reizenden Ausstattung schwer zu übertreffen seyn möchten, so bald der Preis so billig gestellt werden soll, als hier wirklich der Fall ist. Gleich zuerst trat der schon oben genannte Raoul-Rochette mit seinen Briefen über die Schweiz in den Jahren 1819 und 20, 6 Bändchen mit 40 kolorirten Prospekt- und Costümtafeln, nach Originalzeichnungen von König, Lori, Olagere u. s. w. auf. (Preis 25 Fr.) So sind nun bereits Einhundert und zwey Bände erschienen, die zusammen eine Gallerie von mehr als 800 ausgemalten Kupfern umfassen und zusammen allerdings die bedeutende Summe von 561 Fr. (im freyen Verkauf) kosten, aber auch für jedes Land einzeln zu haben sind. In Deutschland ist so etwas zu unternehmen, völlig unstatthaft. Selbst Wien und Berlin entbehren des Publikums und Vertriebs in alle Weltgegenden, wie ihn die Metropolen an der Themse und Seine allein haben. Doch ist's nur Luxussache, für welche die Bewohner jener Städte so manches entbehren, was uns für diese Beschränkung in weit höhern Genüssen entschädigt.

Im deutschen Buchhandel ist jezt Wohlfeilheit das Feldgeschrey. Auch in Werken, die zur Erdbeschreibung gehören, und im Landchartenwesen sucht in diesen Zeiten des Wohlfeildrucks und des ihm so gern zur Begleitung sich anbietenden Steindrucks, im Mindergebot die eine Unternehmung der andern den Rang abzulaufen. Wohlfeiler ist wohl bis jezt noch keine Landchartensammlung mit erklärendem Text geliefert worden als im folgenden Werke: Atlas von Europa nebst den Kolonien, für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und Besitzer des Conversations-Lexikons, mit einem alphabetisch eingerichteten Text vom K. S. Kammerrath von Schlieben, Leipzig, bey G. J. Göschen,

seit 1820. (Bis jezt 5 Lieferungen in Querfolio.) Jeder europäische Hauptstaat erhält seine Generalcharte mit den farbig begränzten Provinzen. Diese folgen nun vereinzelt in Specialcharten überall mit illuminirten Begränzungen. Hier fehlen selbst merkwürdige Dörfer nicht, und für die Vollständigkeit bürgt auch das auf gespaltenen Columnen im engsten Druck beygefügte alphabetische Ortsverzeichniß, wobey die wichtigsten statistischen Angaben eingetragen sind. Diesem Register geht aber allezeit auch noch eine tabellarische Uebersicht der Statistik des ganzen Landes in 32 Abschnitten voran, wo nichts über die kirchliche, politische, militärische Verfassung, Lehranstalten, Industrie, Münze, Maaß, Gewicht u. s. w. ausgelassen ist. Den Staaten, welche in andern Welttheilen Kolonien besitzen, sind diese sogleich in Specialcharten und in der Erläuterung beygefügt. Die Charten sind zwar nur lithographirt, aber der Verleger hat alle Sorgfalt angewendet, daß er aus Bayern und Süddeutschland tüchtige Zeichner und Drucker dafür gewann; das Papier zu den Charten ist weiß und stark, vor allem aber verdient die Deutlichkeit der Schrift, die auch für geschwächte oder ungeübtere Augen sehr lesbar ist, alles Lob. Es liegt die lezte, die 5te Lieferung vor uns, welche in 24 Charten das Königreich der Niederlande, Dänemark, Schweden und Norwegen umfaßt. Der reiche Anbau der Niederlande, die zahllosen Inselgruppen und Vorgebirge der skandinavischen Küsten treten genau und ohne Verwirrung hervor. Und ein solches Heft mit 24 Charten kostet schwarz 1 Thaler, kolorirt 1 Thaler 8 gGr. Denn der in diesem Heft aus 24 halben Foliobogen engen Druckes bestehende Text wird umsonst dazu gegeben. Die einzelne Charte schwarz kostet 10 Pfennige, kolorirt 16 Pf. Bey einem solchen Preise noch mehr Ausführung, die Darstellung aller Gebirge und Canäle u. s. w. zu fordern, wäre unbillig. Aber die in den Ankündigungen gegebenen Versicherungen, daß Verleger und Herausgeber sich selbst genügen und sowohl das Technische als das Wissenschaftliche des Unternehmens bey jeder Lieferung noch mehr zu vervollkommnen suchen, ist keine bloße Redensart. Die lezten Hefte zeugen von unläugbaren Fortschritten; dieß Unternehmen scheint ganz dazu geeignet selbst in der Masse des Volkes und in den Schulen, wo jeder Aufwand ein unübersteigliches Hinderniß wird, einzubringen.

Es fehlt uns nicht an periodischen Musterungen des Neuesten in der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Die Bibliothekare von Europa, die Deutschen, thun es auch hier allen englischen und französischen Journalen zuvor, wiewohl die Redaktoren des unter des Barons von Ferussac vielbethätigender Leitung herauskommenden Bulletin Universel auch in diesem Abschnitt ihrer Monatsberichte schon jezt viel leisten (der Septemberheft 1826 enthält allein 48 Nummern, worunter doch wenigstens ein Drittel nicht aus andern Zeitschriften entlehnte Artikel sind). Neben den noch immer Neuheit mit Mannigfaltigkeit verbindenden neuen Allgemeinen geographischen und statistischen Ephemeriden, die, der Alles nur bissenweis genießenden Uebersättigung sich bequemend, jezt auch in einzelne Bogen oder Hefte zerschnitten, wovon 15 einen Band bilden, unter des kundigen Hassel Redaktion erscheinen (bereits 20 Bände), hat die im J. G. Cotta'schen Verlage geförderte Hertha (bis jezt zwey Jahrgänge in 6 Bänden) unstreitig durch Reichthum der größern und kleinern Aufsätze und Uebersichten sowohl als durch Gründlichkeit ganzer Abhandlungen sich in Kurzem ein sehr ausgebreitetes Publikum zu verschaffen gewußt. Der begabteste und umsichtigste aller jezt lebenden Reisenden und Erdmesser, Alex. v. Humboldt, den Berlin künftig wenigstens abwechselnd besitzen wird, hat den zwey rühmlich bekannten Herausgebern dieser Hertha, Berghaus und Hoffmann, seine Mitwirkung gewidmet und so wird hier die täglich wachsende Masse dem Geist wohl am wirksamsten belebt und durchdrungen erscheinen. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur die geographisch-statistische Section in Ferussac's Bulletin Universel damit vergleichen, da sind zwey Drittel erborgt, hier ist alles eigene Arbeit, eigenes Excerpt. Es fehlt dabey auch nicht an Zeitschriften, die nur Einzelnes umfassen, wo dann z. B. an die Stelle der einst so gern gelesenen englischen Miscellen von Hüttner, jezt die in Stuttgart erscheinende, von England aus gut unterstützte Britannia, an die Stelle der vordem vielgeachteten Ebelingischen Sammlungen Röding's inhaltreicher Columbus getreten ist. Allein man wünscht auch aus dieser ethnographischen Vorrathskammer und aus dem üppigen Zuwachs neuer Reisebeschreibungen allgemein unterhaltende Lesebücher in mäßigem Umfang zubereitet zu erhalten. D. Bran in Jena weiß in seinem ethnographischen Magazin durch geschickte Auszüge aus den neuesten ausländischen Reisebeschreibungen immer das auszuwählen, was gebildeten Lesern aller Classen willkommen seyn muß. Auch enthält selbst das Morgenblatt nicht selten sehr anziehende Reiseberichte und Auszüge der Art, so wie dieß auch von dem überall kräftig eingreifenden und nie Erborgtes auftischenden Hesperus und von den eben so freymüthig als unterhaltend redigirten Unterhaltungsblättern für Welt- und Menschenkunde (wovon nun schon im 3ten Jahre wöchentlich zwey enggedruckte Bogen in gespaltenen Columnen in gr. 4. bey Sauerländer in Aarau erscheinen und in manchen Gegenden Deutschlands viel zu wenig gekannt und geschäzt werden) reich an den mannigfaltigsten ethnographischen Notizen und kleinen Sittengemälden sind, und die An-

gabe: Uebersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball, nicht bloß als Aushängeschild führen. Allein ein so planvoll aufgefaßtes und durchgeführtes Lesebuch, wie einst der Hofrath Zimmermann in Braunschweig mit dem einfachen Titel eines geographischen Taschenbuchs bey Gerh. Fleischer herausgab, welches noch jezt in Büchersammlungen seinen Ehrenplaz hat, vermißt unser Publikum sehr ungern. Ein durch Prof. Lichtenstein in Berlin versuchte Fortsetzung scheiterte bald an der so rasch in Anspruch genommenen Berufsthätigkeit eines Mannes, der seinem zoologischen Cabinet gern die ganze Erde zinsbar machen möchte. Indeß sucht uns doch der vielunterrichtete und thätige Herausgeber des nun mit dem 6ten Bande geschlossenen Gemäldes der physischen Welt, J. G. M. F. Sommer (Professor bey der ständischen Musikschule in Prag) durch sein Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse, so viel nur Kräfte und Mittel es gestatten, uns für diese Entbehrung zu entschädigen. Man wird den vor wenigen Wochen erschienenen 5ten Jahrgang (Prag 1827 in der Calve'schen Handlung LVI und 451 S. im kleinsten Quartformat, mit 6 zum Theil kolorirten Kupfertafeln und Charten) gewiß nicht ohne mannigfaltige Belehrung und Unterhaltung aus der Hand legen. Wer wissen will, wie weit in Jahresfrist die Länder- und Völkerkenntniß in alle außereuropäische Länder durch öffentlich unterstüzte Reiseunternehmungen und einzeln kühnvordringende Reisende gefördert wurde, darf nur die auch in diesem Jahrgang voranstehende allgemeine Uebersicht der geographischen Entdeckungen mit einer tüchtigen Weltcharte, wie sie zulezt noch Campe lieferte, oder, was das jezt von allen Küsten hinein erforschte Afrika betrifft, die unvergleichliche Berghausische Charte von Afrika zur Hand durchlesen. Aber auch die 11 Artikel, welche den eigentlichen Inhalt des Buches ausmachen, zeigen sich durch Auswahl und Reichhaltigkeit aus, und sind zum Theil unmittelbar aus englischen und französischen Originalwerken gezogen. Zwey Hauptstädte, Peking (aus Timkowski) und Lima in Peru (aus Hall) eröffnen dieß Ethnorama. Dann tritt uns Valparaiso in Chili (aus Caldclengh, Schmidtmeyer u. s. w.) vor Augen. Eine Uebersicht aller ungarischen Bäder aus den unter uns noch fast gar nicht gekannten, in Kaschau 1825 erschienenen Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn von den HH. v. Szepisbazy und v. Thiele, ist ein guter Beytrag für einen bald zu erwartenden allgemeinen Brunnen- und Bad-Almanach. Dem verdienten böhmischen Reisenden und Botaniker Thaddäus Hänke wird ein Denkmal aus den Reliquiis Haenkianis gesezt, welche vor Kurzem der für Naturwissenschaft und Erdkunde so kräftig wirkende Präsident des K. Böhmischen Museums in Prag, Graf Kaspar von Sternberg, herausgegeben hat. Die Auszüge aus des K. Sächsischen Leibarztes, D. Erdmann in Dresden reich ausgestatteten Beyträgen zur Kenntniß des Innern von Rußland, aus Anderson über Sumatra, aus Cambessedès Isles Balauriques, und der Aufsaz die Bhills im nördlichen Hindostan unterhalten durch Mannigfaltigkeit. Vorzüglich hat uns der ausführliche Auszug aus des Britten Weddell 1825 in London erschienenen und noch nirgends in's Deutsche übersezten Reise nach dem Südpol gefallen, wozu auch eine neue Charte von den Neu-süd-shetländischen Inselgruppen gekommen ist. Welch eine neue Welt in den nur sparsam dort zerstreuten Vögelgattungen und der seltsam gemischten Menschenrace!

Wie Manches hätte schon aus diesem Taschenbuch der in Förderung neuer Lese- und Lehrbücher unermüdete Veteran Galetti in Gotha für den dritten und lezten Theil seiner (bey Schlesinger in Berlin) erschienenen anschaulichen Erdbeschreibung eintragen können. Dieser Theil umfaßt auf 458 Seiten die 4 übrigen Welttheile auf Europa. Sammlerfleiß und wohlgeordnete Zusammenstellung rechtfertigen besonders in diesem Schlußtheil die auf dem Titel stehende Empfehlung: der leichten und gründlichen Erklärung der Erdkunde gewidmet. Wenn die vorhergehenden zwey Theile mit eben so viel Genauigkeit und verständiger Benuzung des schon vorhandenen zusammengestellt sind, wie diese dritte, so ist dieß Werk, so viel auch ähnliche schon vorhanden sind, ein sehr brauchbares zu nennen. Vielleicht hätte zu größerer Begründung der Gründlichkeit bey jedem Staat die neueste Quelle aus Reisebeschreibungen kurz angedeutet werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Indische Literatur.

Die Bibel ist, ganz oder zum Theil, von den baptistischen Missionären in viele indische Sprachen übersezt worden. Nur einige Uebersetzungen waren vordem von andern Missionären gemacht worden. Die hauptsächlichsten Mundarten, in welche die Bibel übertragen ist, sind das Sanskrit, Hindi, Hindustani, Brudsch, Haruti, Dschuva-pura, Uduva-pura, Marauer, Bikanir, Pendschabi, Dovura, Caschemir, Utsch, Sindi, Kutsch, Guserate, Kunkuna, Malabar, Maldivische, Cingalesische, Carnatara, Tamulische, Telinga, Orissa, Bengali, Assam, Nepal, Mithili, Maaudha, Maharattische und Bundelchund. Es gibt, außer diesen, Uebersetzungen der Bibel in's Syrische, Alt- und Neuarabische, Alt- und Neu-Gheez und in's Amharische, welche Mundarten zur semitischen Familie gehören; in's Persische, Afghanische und Belludschische, welche zur persischen Familie gehören, wie auch in die für Dialekte ausgegebenen Zweige der Rukhena barma Sprache, nämlich das Birmanische und das Ruk'heng; in's Moitay und Chassi, das Siamesische, Chinesische und andere Mundarten der Länder jenseits des Ganges.

Nr. 11.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. Februar 1827.

Zur Ethnographie und Geographie.

(Beschluß.)

Mit einem aus der fleißigsten Forschung hervorgehenden und die gewonnenen Resultate auf drey lithographirten Charten darstellenden Ueberblick hat uns der schon durch mehrere statistische Tabellen und Uebersichten bekannte Professor der Statistik an der Karl-Ferdinandeischen Universität in Prag, D. Schnabel, eine lehrreiche Schrift: über Raum- und Bevölkerungs-Verhältnisse der österreichischen Länder (Prag, Calvesche Buchhandlung 1826. 16 S. enger Druck in 4. mit den 3 kolorirten Blättern besonders geheftet) gegeben. Da sich hier alle Angaben auf die neuesten Distriktabgränzungen, Volkszählungen, Militäretats gründen und dem Verfasser die lautersten Quellen fließen, so mag ein Fingerzeig auf diese Erscheinung, die uns die erstaunenswürdige Grundmacht des gewaltigen Ländervereins der österreichischen Monarchie so lebhaft versinnlicht, auch hier an ihrer Stelle seyn. Die erste Charte schildert auf eine sehr anschauliche und neue Weise den sämmtlichen Flächenraum der Monarchie. Das Areal jedes Bestandtheils dieser Ländermasse und die Einwohnerzahl auf jeder Quadratmeile gibt viel neue und von den vorigen bekannten Angaben abweichende Zählungen. Die zweyte Charte gibt die politischen, Justiz- und Militärverwaltungsbezirke durch eine dreyfache Signatur bey den Verwaltungsstädten. Die dritte liefert mit großer Genauigkeit die Höhenverhältnisse der Alpen und höchsten Gebirge in der Monarchie und berichtigt die bis jezt irrig in Umlauf gesezten Angaben darüber.

Aller Augen sind fortdauernd auf Griechenland gerichtet. Während die Griechenvereine durch alle Länder Europa's, wo nicht höhere Politik dem Triebe der Wohlthätigkeit Schranken gesezt hat, die thätigste Theilnahme fortdauernd beurkundeten und Stratford Canning und Ribeaupierre, nach dessen nun gewiß erfolgter Ankunft, als kräftige Vermittler beym Divan auftreten, ist jede geographische Forschung und Berichtigung über das alte und neue Griechenland doppelt willkommen. Noch immer bleibt die Periegese des Pausanias aus dem 2ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine unerschöpfliche Fundgrube hellenischer Ortsbestimmung und Alterthumskunde, welche auch D. K. F. Müller bey seinen Forschungen sowohl in den hellenischen Geschichten als in einzelnen Artikeln der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie meisterhaft benuzt, und durch selbstgezeichnete Charten erläutert hat. Italiener und Franzosen hatten neuerlich kritisch berichtigte Uebersetzungen des Pausanias durch den Archäologen Antonio Nibby in Rom und den verstorbenen Clavier in Paris erhalten, und von beyden gab der unermüdete, sprachkundige Siebelis, Rektor am Gymnasium in Budissin in der Oberlausitz, dessen reich ausgestattete Ausgabe des Pausanias bald mit dem 4ten Theil vollendet seyn wird, eine genügende Anzeige in den ersten zwey Heften der Jahrbücher der Philologie, welche Jahn, Privatdocent an der Universität Leipzig, dort bey Teubner herausgibt und im Verein mit tüchtigen Mitarbeitern, wie Passow, Bremi, Görenz u. s. w., eine uns noch fehlende Zeitschrift gestaltet. Aber das neueste Verdienst um diesen alten Periegeten erwarb sich der Oberlehrer des Gymnasiums in Wetzlar, Ernst Wiedasch, von dem wir erst vor wenigen Monaten den ersten Theil einer sehr lesbaren und verständig bearbeiteten deutschen Uebersetzung: Pausanias Beschreibung von Hellas, 1ster Theil, mit einem Plan von Athen (München, Fleischmann, 1826) erhalten haben, welcher die ersten zwey Bücher des Originals und dabey am Ende einen zweckmäßigen Commentar enthält, in welchem der Uebersetzer sowohl von den Gründen seiner Uebersetzung Rechenschaft, als auch die nöthige Aufklärung über die von alten Reisebeschreibern erwähnten Gegenstände mit treuer Benutzung der neuesten Untersuchungen deutscher Archäologen ertheilt. Und damit ist nun auch für die jezt immer zahlreicher werdende Classe solcher Künstler und Kunstfreunde gesorgt, die, der alten Sprachen unkundig, doch im klassischen Alterthum Begründung und Vorbild, ihrer Kunststudien finden. Wie erwünscht würde z. B. den Brüdern Riepenhausen in Rom bey der jezt fertigen und auf Unterzeichnung angekündigten Darstellung

und Wiederherstellung der zwey großen Wandbilder des alten Meisters Polygnotus in der Beschreibung zu Delphi die Benutzung von solchen Uebersetzungen gewesen seyn, da ihnen weder der veraltete Goldhagen noch der moderne Nibby überall befriedigende Auskunft geben konnten? Es tritt aber auch täglich das Bedürfniß dringend ein, alle alten und neuen Untersuchungen über das alte Griechenland, zum Theil aus den theuren Reisebeschreibungen des Auslands, doch stets auf der Basis philologischer Forschungen in den altgriechischen Erdbeschreibern und Geschichtschreibern, in ein einziges, durch Nebensache nicht allzusehr angeschwollenes Werk zusammengestellt, gleich vor sich zu haben. An einem solchen Werk arbeitete seit vielen Jahren Professor und Bibliothekar Ukert in Gotha, der durch die zwey nur zu lange unterbrochenen Bände seiner Geographie der Römer und Griechen und mehrere dahin einschlagende Abhandlungen eben so wohl, als durch ein früher erschienenes Taschenbuch über Griechenland seinen Beruf zu einer solchen Arbeit hinlänglich erwiesen hat. Allein noch wartet der Unterrichtete mit Sehnsucht darauf. Es ist aber ein anderer Mann mit einem Werk der Art unter uns aufgetreten, der sich durch seine früheren Forschungen über mehrere Ortsbestimmungen in der Geographie des Ptolemäus noch während seines Aufenthalts in Breslau und durch andere archäologische Abhandlungen auch schon ein Recht erworben hat, hier mitzusprechen. Es ist D. Fr. K. H. Kruse, Professor der Geschichte und Geographie in Halle. Von ihm sind bereits 2 Bände eines sehr umfassenden Werks unter dem Titel erschienen: Hellas, oder geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenlands mit steter Rücksicht auf die neuen Entdeckungen. Leipzig, Leopold Voß, 1825 und 1826, XXII, 626 und VIII, 652 S. in gr. 8. sehr anständig gedruckt. Das auf 5 Theile berechnete Werk verdient als ein, mit großer Sammlergeduld und gewissenhafter Befragung aller nur immer aufzufindenden Quellen, lichtvoll geordnetes und mit eigenen Urtheilen überall durchflochtenes Repertorium, als ein Werk deutschen Fleißes auch dann noch dankbare Anerkennung, wenn die strenge, in diesem Gebiete seit Jahren seßhafte Kritik Vieles noch nicht erschöpft, Anderes nur einseitig dargestellt, oder auch wohl irrig erklärt finden sollte. Denn schon der Muth, ein solches Werk, wozu die Vorbereitung gewiß nicht die Jahre des trojanischen Kriegs erreichte, schneller zu gestalten, weil das Bedürfniß allgemein gefühlt wurde, verdient fördernde Anerkennung, nicht hemmenden Tadel. Der erste Band umfaßt in 5 Kapiteln und drey wichtigen Beylagen die allgemeinen Vorkenntnisse, und dazu gehören auch mehrere Charten und Ortabbildungen in einem eigenen Atlas. Man darf nur im zweyten Kapitel die Literatur, die hier, in drey Epochen getheilt, uns meist aus eigener Anschauung auf die kostbaren Kupferwerke vorgeführt wird und bis auf Bröndstedt und Hughes geht, vergleichen, um sich zu überzeugen, daß der Verfasser sich die Sache nicht leicht machte. Im Verfolg dieser Prolegomena, wo er in einem ausführlichen Abschnitt die Bewohner des Landes, die ursprünglichen Pelasger, unter welchen auch die kolonisirenden Phönizier mit begriffen sind, und die Hellenen nach ihren Stämmen und Verzweigungen uns vorüberführt, wird ihm von der jezt herrschenden Mythenauslegung gar mancher Zweifelsknoten geschürzt werden. Indeß gibt er, rücksichtlos und wie es seyn soll, die Ergebnisse seiner Forschungen. Man kann nun selbst die Stellen vergleichen. Ueberall ist auch auf das Neueste Rücksicht genommen. Nur der oft oberflächliche Pouqueville hätte schon in diesem Band oft berichtigt, der gründliche Dodwell noch mehr benuzt werden sollen. Eine ganz erwünschte Zugabe ist die durch den großen Orientalisten Gesenius, seinen Collegen bey der Universität Halle, mitgetheilte Vergleichung des phönizischen Alphabets mit den ältesten griechischen und den untergesetzten Belegen aus Böckh's corpus inscriptionum in der ersten Beylage S. 576 — 592. Der zweyte Band beginnt die Darstellung der einzelnen Provinzen, beschäftigt sich mit Mittelgriechenland, fängt im 6ten Kapitel mit Attika an. In den zwey folgenden kommt Megaris und Böotien an die Reihe. Bey Attika sind außer Leake, dessen Topographie von Athen oft Berichtigungen erhält, und Gell auch die unedited monuments der Dilettanti fleißig verglichen. Bey Megaris hätten Welker's gelehrte Forschungen über die Staatsverfassung von Megara in den Prolegomenen zum Theognis benüzt werden können. Bey Böotien hatte O. K. F. Müller in seinem Orchomenos und in der Encyklopädie schön vorgearbeitet. Aber auch mehrere gründliche Aufsätze in Walpole's doppelter Sammlung, Clarke, Galt und andere sind genau verglichen. Und so mag dieß mühsame Werk, durch keine gehässige Kritik unterbrochen, mit wachsenden Kräften und Einsichten des Verfassers recht bald sein Ende erreichen. Aus vollem Herzen rufen auch wir das stat sua cuique dies, jeder erfüllet sein Loos, wie es über der sinnvollen Vignette auf dem Titelblatt des ersten Bandes heißt, wo die Sonne über das Thal von Tempe aufgeht, und theilen die fromme Erwartung, die in dem kräftigen Vorwort ausgesprochen worden. Das Gegenstück dazu, die Beschreibung des neuen, wiedergeborenen Griechenlands mag dann der kundige und begeisterte Verfasser der Leukothea, D. Iken in Bremen, uns geben! —

Böttiger.

Kulturgeschichte.

Ueber die Fortschritte der Gesellschaft. Von James Douglas. Aus dem Englischen übersetzt. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1825.

Das geistvolle Werk des Engländers schließt sich gewissermaßen an Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit an, und führt dieselben ein wenig weiter in die Zukunft hinaus. Vermuthungen über das, was künftig seyn wird, Rathschläge, fromme Wünsche füllen den größern Theil des Werkes aus, die historische Einleitung nur den kleinern. Der Verf. sucht zuerst darzuthun, daß die menschliche Gesellschaft wirklich Fortschritte mache, nicht stille stehe, wie die einen, oder rückwärts schreite, wie die andern glauben. Er verfolgt sodann in einem großen Ueberblick diese Fortschritte durch die ganze Geschichte. Die Griechen, Araber und Deutschen erscheinen ihm als die Träger und Hüter aller Kultur. Er charakterisirt sie nach den Zonen. „Wenn die Menschheit ihre bestimmten Zonen hat, wie die Welt, welche sie bewohnt, so kann die Breite Griechenlands als das Klima und der Sitz des Schönen betrachtet werden. Im Norden herrscht sittliche Erhabenheit, oder der Kampf des Menschen mit der Natur. Im Süden das Erhabene der Unendlichkeit, wo er schmachtend in der Hitze und verloren in der Unermeßlichkeit der Natur den Streit aufgibt.“ Ueber die Kultur der Griechen stellt der Verfasser höchst interessante Betrachtungen an, und wenn sie auch nicht vollkommen neu sind, so sind sie doch sehr klar und scharf. Unter andern gibt er mit Recht der Musik der Griechen eine Bedeutung, die nur zu oft verkannt worden ist. Er sagt, es sey in gewissem Sinne keine Fabel, „daß die griechischen Stämme durch Musik gezähmt und die Mauern ihrer Städte durch den Gesang ihrer Dichter erbaut wurden. So wesentlich war sie mit ihrem gesellschaftlichen Leben und bürgerlichen Einrichtungen verwebt, daß das Studium derselben, als mit der Bildung gleichbedeutend und zusammentreffend betrachtet wurden, und es ist eben so wahr, daß diejenigen ihrer Stämme, welchen die Musik unbekannt und zuwider war, Barbaren blieben und einen geringen Theil an der sittlichen Vollkommenheit ihrer Landsleute hatten. Ihre Musik war nichts, als der richtige und äußere Ausdruck jener inneren Harmonie, die in Gemüthern wohnt, welche mit allen Bildern der Schönheit beseelt sind. Ihre große Einfachheit war ihr günstig. Sie bestand nicht in Schwierigkeiten, absichtlich aufgestellt, um geschickt gelöst zu werden ꝛc.“ Bey der Kultur der Araber macht Douglas folgende Bemerkung: „Sobald die Griechen aufhörten, mitzutheilen, hörten die Saracenen auf, vorwärts zu schreiten. Die arabischen Uebersetzungen griechischer Schriftsteller wurden die Grenzen ihres Geistes.“ Endlich verbreitet sich der Verfasser eben so einsichtsvoll über die moderne Kultur, und vorzüglich über die Wissenschaft. Er betrachtet beyde als ein gemeinsames Gut der Europäer und ihrer Abkömmlinge in der andern Welt, und hofft von der Zukunft ihre weitere äußere Verbreitung und innere Vervollkommnung. Dabey weiset er auf noch bestehende Mängel hin und gibt die Mittel an, wie denselben abzuhelfen sey. Er verlangt die Abfassung einer Literatur-Geschichte, damit man sich gleichsam des ganzen geistigen Thatbestandes bemächtigen könne, ferner eine Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft, eine größere Ausdehnung der wissenschaftlichen Reisen, die Stiftung eines Briefwechsels zwischen den Gelehrten aller Nationen, die Vereinfachung und gedrängteste Anwendung aller bisherigen Lehren und Kenntnisse, um den Ueberblick zu erleichtern, thätige Unterstützung und Hülfe für alle Wissenschaften und diejenigen, welche sie treiben, Verbindung der Künste, und endlich vorzüglich der Religion mit der Wissenschaft. Alle diese gewiß sehr wohlmeynenden Rathschläge führt der Verfasser sorgfältig aus. Indeß täuscht er sich auch nicht über die Hindernisse, welche der Erfüllung seiner frommen Wünsche jezt, und wer weiß wie lange noch, im Wege stehen. Er spinnt sich nicht so ganz in die seligen Träumereyen eines Weltverbesserers ein, daß er nicht sähe, was wirklich und möglich ist. So fest er überzeugt ist, daß die Menschheit im Allgemeinen beständig fortgeschritten ist und fortschreiten wird zum Höheren und Besseren, so zweifelt er doch, ob er den allgemeinen Satz auf den besondern Fall Europa's anwenden dürfe. Auch er fühlt ein ungewisses ahnungsvolles Bangen, von dem fast jeder ergriffen wird, der auf der Höhe der Geschichte steht und den Blick auf das gährende Europa wirft. Wer kann die Zukunft dieses Welttheils sich enträthseln? Ein Theil seiner edelsten Kraft erscheint als abgenuzt und verbraucht, ein anderer hat mit einer überwiegenden Gegenkraft zu kämpfen. Siegt Asiens materielle Kraft, so droht die Barbarey; siegt die europäische Geisteskraft, so droht byzantinische Ueberbildung und Erschlaffung. Indeß sind dergleichen trübe Gedanken vielleicht auch nur die natürlichen Folgen einer hypochondrischen Langenweile, die vor und nach großen Ereignissen gewöhnlich einzutreten pflegt, und die Wirklichkeit ist nicht so schlimm, als die Meynung davon. Dem sey indeß, wie ihm wolle, Douglas weiß sich folgendermaßen zu trösten: „Wenn das Schicksal Europa's verschieden von den Erwartungen wäre, die sich auf sein wachsendes Gedeihen gründen, und wenn seine freyen und civilisirten Staaten einem neuen Einfalle der Barbaren unterlägen, so würde Amerika bald die Lücke ausfüllen, und die Führung der Fortschritte der Gesellschaft

übernehmen. Die Edlen und Aufgeklärten der alten Welt würden sich der Sklaverey ihres Vaterlandes entziehen, und auf einer andern Seite der Erdkugel mit demselben Eifer der Wahrheit nachforschen, und die Grenzen der Wissenschaften erweitern. Amerika, welches nicht länger einen Zuwachs des Wissens von Außen erhielte, würde eine Original-Literatur beginnen, und dort anfangen, wo die Europäer aufgehört hätten; so würde es eine frische Laufbahn der Verbesserungen betreten, und neue Schätze des Geistes auffinden. In weniger als fünf und zwanzig Jahren verdoppeln die amerikanischen Staaten ihre Bevölkerung, und vermehren ihre Hülfsquellen mehr als zweyfach; ihr Einfluß, der selbst jezt in Europa gefühlt wird, muß mit jedem Jahre seine Herrschaft über den Geist des Menschen erweitern, und ihnen ein glänzenderes Beyspiel des Gedeihens und der Freyheit darstellen. In ein wenig mehr, als einem Jahrhunderte werden die vereinigten Staaten eine zehnfach größere Bevölkerung enthalten, als noch jemals durch den Geist und die Kraft einer freyen Regierung belebt worden, und in weniger als anderthalb Jahrhunderten wird die neue Welt nicht mehr fähig seyn ihre Bewohner zu fassen; gedrängt durch ihre überfließende Menge, wird es sie über die Küsten der weniger gebildeten Völker ausgießen, bis die ganze Erde von der Wissenschaft erleuchtet und mit den Wohnungen freyer und civilisirter Menschen bedeckt ist. Doch wird sich der Geist und die Nachahmung der amerikanischen Freyheit noch weiter und schneller als seine Macht verbreiten. Keine Gewalt vermag die Sympathie zu zerstören, welche schon zwischen Europa und der neuen Welt besteht und sich täglich vermehrt. Die Augen der Unterdrückten wenden sich schon jezt sehnlich nach dem Lande der Freyheit, und die Anhänger des Alten betrachten mit Furcht und Unruhe das neue Rom, das sich im Westen erhebt, und dessen zukünftige Erstarkung.“

Inschrift einer byzantinischen Damascenerklinge.

Friedlich werden in der École spéciale des langues orientales zu Paris in einem und demselben Hörsale Vorlesungen über das Neugriechische und Türkische gehalten. Lezteres findet Zuhörer, weil es den Talenten des bekannten Reisenden Jaubert anvertraut ist; das Neugriechische erregt an sich Interesse und noch mehr durch den geistreichen Vortrag des berühmten Philologen Hase. Die Kunst bleibt darin nicht unberücksichtigt, und besonders die Malereyen in den griechischen Handschriften, welche bey aller Unvollkommenheit und talentlosen Ausführung sehr oft schätzbare Spuren der alten Kunst wie eine schlechte Kopie an sich tragen, werden vorgelegt, verglichen und erklärt. Hievon später. Ein anderes Interesse haben für die Kunst jene zahlreichen Inschriften, zu welchen wohl nie ein Volk mehr seine Zuflucht nahm, um Ersatz für die Unkunde der Buchdruckerkunst zu suchen, als die alten Griechen. Daß öffentliche Urkunden, Testamente der Fürsten u. dgl. m. einzelne Marmorstücke oder ganze Wände bedeckten, darüber kann man sich nicht wundern, und die Griechen und Römer verfuhren bey diesem Vollschreiben aller Wände mit mehr Geschmack als die Egypter und Etrusker, welche die Bildsäulen selbst mit Inschriften überfüllten; wenn die Griechen Sachen, welche heut zu Tage kaum in Zeitungen einen Platz fänden, in Marmor gegraben auf den Landstraßen ausstellten, so müssen wir bedenken, mit welcher Schnelligkeit sie sogar die Werke der höheren Künste vollbrachten; aber merkwürdig genug ist es, daß sie auch ihre Bleykugeln, deren sie sich im Kriege bedienten, nicht bloß mit dem Namen der Fabrikanten und der Archonten beschrieben, sondern auch nicht selten mit einem ironischen kräftigen ΛΑΒΕ (Accipe). Die breiten kurzen Degen der Alten eigneten sich noch besser als solche Bleykugeln zu Inschriften, und unter den griechischen Kaisern des Mittelalters bestand die Sitte, Verse auf die Klinge zu schreiben, als religiöser Brauch fort.

Unlängst wurde ein Damascenersäbel nach der Königl. Bibliothek gebracht. „Die Inschrift, welche auf der Klinge steht,“ bemerkt Hr. Hase in seiner Vorlesung, ein sogenannter politischer Vers, ist, in gewöhnliche große Buchstaben umgeschrieben, folgende:

† ΣΥ ΒΑΣΙΛΕΥ ΑΗΤΤΗΤΕ ΛΟΓΕ ΘΕΟΥ ΠΑΝΤΑΝΑΞ

Du unbesiegbarer König, Wort Gottes, Allherrscher.

Es ist der erste Vers einer Anrufung Christi; man sollte erwarten, die Fortsetzung des Gebets zu finden, aber die Klinge zeigt, jezt wenigstens, keine Spur davon (H. sah dergleichen Anrufungen, in Jamben, zu Venedig). Nahe dem Griffe sind zwey angezündete Leuchter abgebildet, ein mystisches Zeichen des Christenthums; darüber die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Zwey Engel tragen das Zeichen des Kreuzes auf der Brust, halten in der einen Hand Schwerter, und auf der andern ruht eine kaiserliche Krone. Aus diesem Sinnbild könnte man schließen, der Säbel sey für einen byzantinischen Kaiser verfertigt worden, oder einer dieser Fürsten habe ihn einem Feldherrn verehrt. Das Kreuz, welches vor dem Verse steht, sieht man auf den meisten griechischen Inschriften des byzantinischen Kaiserthums. Die Form der Buchstaben gehört dem 12ten, 13ten oder 14ten Jahrhundert, in welchen die Comnenen, die Lascaris und Paläologen regierten.“ Das genaue Alter der großen Buchstaben ist bekanntlich viel schwerer zu bestimmen als das der Cursivschrift.

D.

Nr. 12.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. Februar 1827.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur.

Es ist eine vielfach sich vordrängende Behauptung, daß die französische Literatur während der Herrschaft Napoleons höchst mittelmäßig gewesen sey; dagegen seit Einführung der Charte von Neuem in preiswürdiger Gestalt sich gezeigt habe. Auch fehlt es nicht an fertigen Erklärungen, warum dieß nicht anders habe seyn können. „Es wäre zuvörderst zu bemerken, daß, wenn eine Kraftäußerung des menschlichen Geistes zur Vollkommenheit gebracht werden solle, dieß nur gelinge, wenn alle Geister die gleiche Richtung zur Entwickelung derselben nehmen. Daher auch die Literatur nur reich werden könne, wenn der allgemeine Ehrgeiz einer Nation in Ausbildung der Wissenschaften und Künste seine Befriedigung suche. Dann mache sich das Genie Bahn unter der Menge, und große Meisterwerke kämen zum Vorschein.“ Man erläutert dieß durch Beyspiele: „Als ganz Italien malte, sagt man, da glänzten Michel Angelo und Raphael. Als ganz Frankreich Tragödien und Comödien schrieb, warf man sich mit Begeisterung auf die Literatur, und es erschienen Moliere, Racine und Voltaire.“ Es wäre der Wahrheit gemäßer, wenn man sagte: weil große Dichter Meisterwerke lieferten, glaubte die Legion der Nachahmer, sie könne deßgleichen thun. Wir wollen jedoch die Weisheit unserer jungen Literatoren ungestört sich aussprechen lassen, und hören, was sie weiter vorbringen. — „Als in dem vorigen Jahrhundert, fahren sie fort, die allgemeine Bewegung der Geister eine Richtung gegen den Aberglauben und gegen politische Verirrungen nahm, da traten Rousseau, Voltaire und Montesquieu auf. Ja Frankreich besonders wo man nur thun will, was Jedermann thut, scheine auf keinen Erfolg zu rechnen, als wenn ein allgemeines Streben nach einem einzigen Gegenstand hindrängt.“ Daraus schließt man dann weiter: „Unter Napoleon warf sich aller Ehrgeiz auf den Krieg. Jeder Mensch, der einen Rang unter seinen Mitbürgern sich erwerben wollte, suchte ihn in dem Feldlager zu gewinnen. Man trachtete nicht mehr darnach, Mitglied der Akademie, sondern Oberst oder General zu werden. Dieß sey Thatsache, und daher soll die Literatur arm und pedantisch geworden, und den Schulmännern heimgefallen seyn. Delille sey das poetische Genie jener Zeit gewesen; er habe die Alten und die Neueren in glänzendem Styl übersezt, oder didaktische Gedichte gemacht, die damals bewundert wurden, und jezt vergessen sind. Der jüngere Lacretelle habe die Geschichte im Styl der Reden geschrieben, wie sie bey Aufnahmen in der Akademie gehalten werden; und der junge Villemain, zu jener Zeit im Beginn seiner Laufbahn, habe Lobreden gehalten, die mit damals üblicher Pracht gekrönt wurden. Frankreich sey nur eine Rednerschule, Hr. von Fontanes, unter dem Titel eines Großmeisters der Universität, deren erster Professor gewesen. Napoleon habe, wie in allen Theilen des Staats, so auch gewissermaßen in der Literatur, die Verwaltung eingeführt, und vergessen, daß, wenn man mit starkem Willen und großem Ordnungsgeiste schöne Straßen, prachtvolle Brücken oder Gebäude für den öffentlichen Nutzen baut, man damit noch kein einziges Kunstwerk hervorbringe. Er habe in der That Straßen und Brücken hinterlassen, die ihm für lange Zeit die Erkenntlichkeit der Völker sichern; er habe Denkmale errichtet, die ihre Einbildungskraft in Staunen setzen; aber kein Monument der Architektur sey als seine Schöpfung aufzuweisen, so wenig als ein Meisterstück der Literatur, das er hervorgerufen. Sein bewundernswürdiger Takt, der sich gleichmäßig mit Allem beschäftigte, hätte ihn zwar merken lassen, daß Frankreich, in literarischer Beziehung, sich in einem Zustande der Dürftigkeit befände. Er hätte deßhalb gegen Hrn. von Fontanes Klage geführt; dieser aber habe nichts Besseres zu thun gewußt, als künstlich ein Ey auszubrüten, aus welchem denn eben jener Hr. Villemain hervorgegangen, der ein verständiger, schulgerechter Mann, doch sonst nichts wäre. — Das Genie der Kunst brauche Freyheit und eine allgemeine Vorliebe für dieselbe; wenn man nur politische Redner höre, oder nichts als einen Eroberer sehe, so verberge sich das Genie und schweige, gleich einem verzogenen Kinde, das stets verlange, man solle sich mit ihm

allein beschäftigen." — — Solche Urtheile hört man in Paris von unsern jungen Literatoren von allen Dächern predigen; und wirklich muß diese Ansicht als eine ziemlich allgemein verbreitete angegeben werden. Sie wird also, als öffentliche Meynung, von Allen, welche Abgötterey mit dieser Dame treiben, als unwiderleglich angesehen.

Da jedoch gegenwärtig die Freyheit, wenigstens die literarische, nach dem Sturze Napoleons bey uns eingekehrt seyn soll, so wird es erlaubt seyn, dem Götzen der öffentlichen Meynung abzuschwören, und ein unabhängiges Urtheil zu wagen. Zur Einleitung desselben bemerken wir, daß die Völker ihre verschiedenen Entwickelungsperioden haben, und daß in einer Epoche, wo das Leben selbst alle Kräfte der Gesellschaft in Anspruch nimmt, die Darstellungen eines bloß künstlichen Scheinlebens wenig Aufmerksamkeit erregt, es sey denn, daß die Kunst sich eben jenes neue, aufgeregte Leben zum Stoffe wählt. Als Napoleon der Welt eine andere Gestalt gab, suchten die literarischen Menschen, die ihre Bildung einem andern, untergegangenen Leben verdankten, nicht etwa das neue Leben zu verstehen; sondern traten in Opposition gegen die neue Schöpfung des Prometheus. Daraus ist die Dürftigkeit der französischen Literatur zur Zeit des Kaiserreiches zu erklären. Es mußte sich erst ein neues Geschlecht bilden, dessen Geist, von der großen Gegenwart ergriffen, sich in Darstellung derselben versuchen, und die Literatur mit neuen, in ihrem innern Wesen neuen Schöpfungen bereichern konnte. Daß dieß möglich sey, beweisen mehrere Gedichte des Delavigne, die ächt poetisch sind, weil sie die Harmonie in dem neugebornen Leben auffassen, das sie jedoch nur in elegischen Tönen wiedergaben, weil es unterdessen in dem großen Trauerspiel der Zeit unter der Gewalt des Schicksals wieder zu Grunde gegangen war. — Wenn übrigens solche Geister sich finden, so hat man es der Natur, nicht den Umständen zu danken: diese können das Genie nur begünstigen, nicht erschaffen. Daß Napoleon, wo er Genie fand, es auszeichnete, daß er die Talente ermunterte, — wer wird es läugnen? Ist es vor ihm einem Fürsten eingefallen, unadelige Gelehrte und Dichter mit dem Stern der Ehre zu schmücken? Schrieben unter ihm die alten Literatoren nicht, so geschah es, weil sie in ihrer Einseitigkeit nicht begreifen konnten oder wollten, daß eine neue Zeit gekommen sey. Ihre, nicht seine Schuld, war die Dürftigkeit der schönen Literatur in Frankreich. An wissenschaftlichen Werken fehlte es nicht, die jeden Schutz, jede Aufmunterung fanden, und dem Ernst der Zeiten angemessen waren. Welches Zeitalter hat ein Monument wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens aufzuweisen, das dem großen Werke über Egypten an die Seite gesezt zu werden verdiente? — Kein architektonisches Denkmal hätte Napoleon hinterlassen? Der Dom in Mayland, das Louvre und viele, ohne seine Schuld unvollendete Gebäude in Paris mögen antworten. Welche erhabene Begriffe der Kaiser über Architektur gehabt, davon zeigt ein Brief von ihm, den unlängst der Globe bekannt machte. War es Napoleons Schuld, wenn er wenig Architekten fand, die ihn verstanden, wenn auch ihnen die alte Routine mehr galt, als eine aus dem Genie lebendig hervorgehende neue Schöpfung? Und welches sind denn in Frankreich die wahrhaft architektonischen Monumente aus dem großen Zeitalter Ludwigs XIV.? — Doch, wir sprechen von der Literatur, und hier müssen wir fragen, ob die ausgezeichneten Werke, die gegenwärtig erscheinen, etwas anders als Resultate der kaiserlichen Periode sind? Ist nicht sein eigener historischer Nachlaß eine ruhmvolle Bereicherung der französischen Literatur? Gibt es in andern Ländern und Zeiten viele solche Denkmale historischer, ächter Beredtsamkeit, als seine Beschreibung des 18ten Brumaire? Hat Napoleon nicht das große literarische Verdienst, daß er durch seine Thaten, wie durch seine Schriften, uns den lebendigen Geist des Alterthums erst aufschloß? In diesem antiken Charakter spiegelte sich die Größe der römischen Welt, die er uns von Neuem begreiflich machte. Wer hat wie er die großen Feldherren mit einer Genialität geschildert, die jedem Dichter zum Ruhme gereichen würde? Nicht Alle haben ihn verstanden: der modernen Flachheit stand er zu hoch. Doch sind reiche Geister aus seiner Schule hervorgegangen. Die historischen Schriften eines Daru, eines Sismondi, eines Boulay de la Meurthe, eines Fain, eines Pelet gehören dem Kaiserreiche an.

Was hat denn Großes die neue Literatur unabhängig von ihm hervorgebracht? Zwey berühmte Talente, sagt man, bewahrten nicht nur ihre Freyheit, sondern begannen rühmlich den Kampf gegen ihn, schufen eine andere Literatur, und gaben das Signal der Unabhängigkeit. „Dieß sollen Hr. von Chateaubriand und Frau von Staël gethan haben." „Beyde, heißt es, sind viel gereist, haben die Literatur und Sitten fremder Völker studirt, nach Frankreich neue Ideen gebracht, und so dem Vaterlande einen großen Dienst, den einzigen der Emigration, geleistet, indem sie die Bekanntschaft mit den ausländischen Schöpfungen und den Geschmack an denselben bey uns einführten. Wir konnten nun jene Einseitigkeit ablegen, welche bisher uns verführte, die Werke des Auslandes zu verachten, ohne sie zu kennen." Dagegen ließe sich vielleicht zweifeln, ob das Große und Treffliche im Auslande von Leuten entdeckt werden könnte, welche für das Einheimische blind waren. Wie dem auch sey, so haben jene berühmten Schriftsteller, gerade indem sie den Stoff, der sie begeisterte, aus fremden Ländern holten, aufgehört der National-Literatur anzugehören, die früher

sich erschöpft hatte, indem das ältere Leben, das ihr Nahrung gab, ausgestorben war. Das neue Leben aber verstand Hr. von Chateaubriand so wenig als Frau von Staël. Beyde führten, durch ihre Vorliebe für das Ausland, nur eine Erscheinung herbey, die allemal ein Zeichen des Verfalls inländischer Literatur ist: man sucht durch fremde Formen neu zu seyn, nachdem das Genie die heimischen erschöpft hat. Jedes nationelle Leben hat seine Periode der eigenthümlichen Literatur, die, so wenig als jenes, in starrer Gestalt ewig dauert. Nur wenn das Leben sich erneuert, kann es auch die Literatur werden. Was wäre aus der deutsch-lutherischen Literatur geworden, wenn der große Friedrich nicht den Geistern einen neuen Schwung gegeben hätte? Sind aber die Literatoren blind gegen das Neue, aus Vorurtheil, Leidenschaftlichkeit oder Beschränktheit, wogegen ein schönes Talent zu schreiben nicht sichert: so werfen sie ihre Blicke auf entfernte Zeiten und Länder, weil hier das Neue ihre Eitelkeit nicht beleidigt, wie solches der Fall ist, wenn in ihrem Vaterlande, ohne von ihnen geahnet zu seyn und ohne daß sie dazu halfen, ein jugendlicher Geist in Selbstständigkeit und Originalität sich Bahn macht.

Was leisteten jene beyden gefeyerten Geister?

Hr. von Chateaubriand bemühte sich die poetischen Schönheiten des Christenthums darzustellen, das doch nur dann Religion ist, wenn es Wahrheit und keine Poesie ist. Darum wußte ihm auch kein Gläubiger Dank für seine Bemühung, und kein Ungläubiger wurde dadurch belehrt. Die Kritik aber mußte bemerken, daß der Dichter sich im Stoffe vergriffen habe, was dem ächten Genie nicht geschehen wird. Hr. von Chateaubriand hatte allerdings das Verdienst, auf manche poetische Seite des Mittelalters, das man bisher nur als eine Periode der Barbarey angesehen, aufmerksam zu machen; aber er that dieß zur Unzeit, indem die Gesellschaft vielmehr die Aufgabe hatte, einem neuen Leben Gestalt und Bildung zu geben, als sich Muster für das zu Schaffende aus dem Mittelalter zu holen. Uebrigens ist, Alles wohl erwogen, Hrn. von Chateaubriand das Verdienst, ein brillanter Stylist zu seyn, nicht abzusprechen; doch wird es Niemand einfallen, in ihm ein poetisches Genie zu sehen.

— Frau v. Staël, ihrer Seits, wollte die Deutschen, die sie nicht kannte, in den Augen ihres stolzen Siegers erheben, und, indem sie das Genie der Engländer, von dem sie nur verworrene Begriffe hatte, ohne Maß und Ziel lobte, den Eroberer ärgern, der sie exilirt hatte. Solche Rücksichten können wohl Gelegenheitsschriften erzeugen; die Werke des Genies entspringen aus reinerer Quelle. Und dann, so achtungswürdig und ausgezeichnet auch das Talent der Frau von Staël war, so reichte es doch nicht aus, mit schöpferischer Kraft der Literatur eine andere Gestalt zu geben. — Indem Hr. von Chateaubriand und Frau von Staël unsern ausschließenden Geschmack angriffen, haben sie nichts bewirkt, als daß sie Anlaß gaben zu dem Streite über Classicismus und Romantismus, der gegenwärtig in unserer Literatur Lärm macht, und nächst den Reden der Tribünen am meisten unsere gebildeten Geister beschäftigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

Virgils Georgika. Uebersezt von C. G. Bock und J. H. Voß.

Mittheilung der Ansichten von Heyne und F. A. Wolff über diese Arbeiten.

Interessant wird es stets bleiben, wie zu allen Zeiten die vorzüglichsten Philologen, — die selbst in Ansichten und Beurtheilungen unter sich sehr uneinig und hart waren — doch übereinstimmten in Beurtheilung des J. H. Voß in Heidelberg.

Als im Jahr 1790 C. G. Bock die erste Ausgabe seiner Uebersetzung der Georgika herausgab, (— 1783 waren schon Proben vorhergegangen, die großen Beyfall fanden —) wozu Bürger auf Anrathen Heynes eine für die damaligen Verhältnisse zweckmäßige Vorrede verfaßte, schrieb der alte treffliche Heyne: „Bocks Georgika sind in keiner günstigen Periode erschienen; recht von Grund des Herzens möchte ich dem Uebersetzer in dieser Lage der Sache beystehen, allein meine Kräfte langen hierbey nicht zu. Bock gewönne das nicht, was er erwarten möchte; ich hingegen verlöre wirklich beträchtlich dabey und auf eine unbesonnene Weise. Voß hat sich gegen mich als ein böser, passionirter Mensch betragen, greift mich mit und ohne Veranlassung an. Erbittert durch meine Mäßigung hat er neue Insolenzen in seiner Ausgabe des Georgischen Gedichts gegen mich begangen. Ich werde ihn mit Stillschweigen strafen; das ist Alles, was ich thun werde, und meinem Charakter nach thun kann. Ich darf über Bocks Uebersetzung nichts öffentlich sagen, dieß würde erst über das Werk, Vossens ganze Galle erregen; er würde gegen dasselbe Gift und Galle geifern.“

Als 1803 Bock eine neue umgearbeitete Ausgabe der Georgika veranstaltete, schrieb Heyne: „Lob und Tadel lasse ich gern über mich ergehen. Fällt der Leztere hämisch und leidenschaftlich boshaft aus — wie von Voß — so ist das Einzige, das mir wehe thut, die Unsittlichkeit

und die täglich bestätigte Erfahrung Litterae non mutant mores, als Gegentheil von dem, was man doch erwarten sollte. Ich, für mich, gehe meinen Gang vorwärts nach den einmal festgesezten Prinzipien und Gründen; am wenigsten werde ich mich auf das kleine Stück Weges, das ich für dieses Leben noch zu wandeln habe, von dem vorgeschriebenen Pfade durch leidenschaftliche Angriffe von Ausfassenden ablenken lassen. Aber Herrn Bock beklage ich, daß er für seinen literarischen Ruhm in Concurrenz mit einem Manne gekommen ist, der schwerlich einem Nebenbubler anständig begegnen wird. Aus diesem Grunde stehe ich auch sehr an, von dieser trefflich durchgearbeiteten Uebersetzung in den gelehrten Anzeigen Erwähnung zu thun, da dieß leicht seine Galle noch mehr erregen würde. Mitleiden verdient der Mann, denn es ist bey ihm körperliche und Gemüthskrankheit."

So urtheilte der ehrwürdige Heyne!

In vor uns liegenden Briefen von F. A. Wolff kommen über Voß und Bocks Arbeiten folgende Stellen vor. Im Oktober 1814 schrieb derselbe: „Sollte Ihnen ein gewisser Versuch deutscher Hexameter (die 11te Satyre des Horaz) zu Gesichte gekommen seyn, so brauche ich nicht erst zu sagen, was ich an den frühern, auch Voßischen Versen der Art zu wünschen übrig sehe. Es ist dieß ganz außerordentlich viel, so daß man nicht weiß, wo anzufangen, wo aufzuhören. Voß scheint als Cyclop (wie Herder sagte) in einer Art von Eisenhammer zu arbeiten, folglich sehr regelmäßig; und dennoch sind weder in seinem Homer noch Virgil auch nur fünf Verse hintereinander durchaus richtig. Denn Trochäen statt Spondeen, wie er so oft dergleichen hat, wären den Alten unlesbar gewesen; da jene einer Zeit, einer Kürze nämlich für den Fuß ermangeln. Hiernach bleibt auch in Bocks Uebersetzung der Georgika (zweyte Ausgabe 1803) bey aller Leichtigkeit und Schönheit für den strengen Metriker manches zu wünschen."

„Der Deutsche wird troz allen großen Worten sobald nicht zur Nation werden und seine eingeborenen Schätze kennen lernen, auch schwerlich jemals ein sicheres Gehör bekommen. Denn, außer etwa in 20 Sylben, bleiben in unserer Sprache nirgend Ungewißheiten über Länge und Kürze; wenn gleich eine gute Anzahl Sylben ancipites sind, so gut als in beyden alten Sprachen. Anceps ist aber das nämliche Wort oft durch seinen Sinngehalt, z. B. und als Copula durchaus kurz; lang hingegen, wenn ich z. B. sagte: und dies wolltest du thun, für ergone u. s. w. Darin stimme ich übrigens bey, daß Bock in seinen Verbesserungen, die ich handschriftlich vor mir habe, (Ausgabe: Wiesbaden 1819) die Vergleichung mit Voßens so unnatürlich harten Dollmetschereyen nicht scheuen darf, allein Voß und seine Leute im Eisenhammer — — —."

Im Juni 1821 schrieb Wolff: „Ich interessire mich sehr für Bocks unermüdetes Streben nach metrischer Vollendung in der schon so sehr geglätteten Uebersetzung (Wiesbaden 1819) der Georgika. Bock hat mir abermals handschriftliche Verbesserungen auch schon von dieser Ausgabe mitgetheilt, die mir recht große Freude gemacht haben, und, ich mag auf die Sache selbst oder auf Bocks jetziges Alter — 80 Jahre — sehen, meine Hochachtung, ja Bewunderung der noch so regen Kunstliebe erhöht. So wenig ich mich auch gern unter die praktischen Metriker mischen mag, habe ich mich doch spielweise auch im Hexameter so weit versucht, (besonders durch den Anfang der Odysse in dem 3ten Theil der lit. Analekten), daß ich dergleichen Bemühungen um die höchste Vollkommenheit des Versbaus wohl zu schätzen im Stande bin. Bocks Uebersetzung wird ohne mein Dazuthun sich schon feststellen; denn theils ist sein Gegner, den ihm das Schicksal beym Virgil entgegen gebracht hat, ein von moralischer Seite allzuwiderlicher Mensch, als daß ihm nicht alles, was man für die Kunst thut, der Kabale verdächtig seyn sollte, theils behält auch alles Richtige und Wahre die Eigenschaft, zu seiner Zeit einen entschiedenen Sieg über die gegnerischen Bestrebungen und Schläge davon zu tragen. Die Vollendung der sämmtlichen 4 Bücher auf die so muthig angefangene Art wünsche ich gar sehr. Bock wird, selbst in seinem hohen Alter, jezt aufs neue durch die revidirte Arbeit bey Vieweg in Braunschweig zur Fortsetzung gereizt werden. Von mir wird dagegen keine metrische deutsche Zeile weiter gesehen werden, weder aus Aristophanes noch aus Homer, und ich werde mit allem, was davon bereit liegt, das erste Kaminfeuer des nächsten Winters nähren."

Von Wichtigkeit und vielem Interesse sind die brieflichen Auszüge für alle geschmackvollen Gelehrten und Freunde des klassischen Alterthums, zumal wenn — wie es verlautet — die von Wolff gekannte und so sehr gelobte (der Verewigte lobte selten!) neue Umarbeitung der Bock'schen Uebersetzung der Georgika noch erscheinen sollte, und herzlich wünschen wir dem würdigen Greise, der mit seinem Freunde, dem Bischof Borovski, allein noch aus Königsbergs großem, vielwirkenden Gelehrtenverein übrig ist — daß Wolffs Prophezeihung noch bey seinen Lebzeiten wahr werde, nämlich: „daß alles Richtige und Wahre die Eigenschaft habe, zu seiner Zeit einen entschiedenen Sieg über die gegnerischen Schläge davon zu tragen."

Derow.

Nr. 13.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. Februar 1827.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Im Augenblicke der Restauration bildeten alle etwas lebhaften Köpfe sich ein, sie hätten nun, ohne zu wissen, wie? und wodurch? eine allgemeine Unabhängigkeit erlangt. Unter der Verwaltung des Kaisers fühlten sie sich wie betäubt; es stand ihnen eine Größe gegenüber, die sie erdrückte, die es ihnen unmöglich machte, die Welt durch unsterbliche Werke zu beglücken, wie, meynten sie, ohne seine Tyranney unfehlbar ihnen gelungen wäre. Die nach dem Sturz des großen Feldherrn und Regenten in der Phantasie des Volks entstandene Leere glaubten sie bald ausfüllen zu können. Sie unterwarfen Alles ihrer Kritik, wagten sich an Alles, und verkündigten das Morgenroth eines Reichs der Freyheit, der Talente und der allgemeinen Glückseligkeit. Da die Verwaltung, die dem Kaiserreiche folgte, ihrer Erwartung nicht entsprach, so unterhielt dieß bey ihnen den Geist der Fronde, den sie von ihrer erlangten Unabhängigkeit unzertrennlich achteten, und der sie anreizte, über unsere Institutionen ihre unfehlbaren Richtersprüche kund zu machen. So wurden unsere Lese-Cabinette mit einer Menge politischer Schriften und Broschüren überschwemmt, die freylich jezt beynahe vergessen sind, obgleich sie sämmtlich verschiedene, allemal einzig mögliche Mittel, Frankreich zu retten, in Vorschlag brachten. Mit gleicher Gründlichkeit warf sich dieser Geist eingebildeter Unabhängigkeit auf die Literatur. Man prüfte die in Frankreich anerkannten Regeln des Schönen, man verglich damit alle Werke der andern Nationen, ohne jedoch fremde Sprachen zu verstehen, und ohne die Werke anders als aus schlechten Uebersetzungen zu kennen; aber man glaubte, bald zu sehen, woran es uns fehlte, — und versprach, uns nächstens für den universellen Geschmack geschickt zu machen. — Auch in der Philosophie wollte man nicht zurückbleiben: man warf das Joch ab, das Locke und Condillac, durch ihre bey uns geltenden Systeme, uns auferlegt hatten, und glaubte an deren Stelle eine nach französischem Geschmacke zugestuzte Kantische Philosophie setzen zu müssen. — So wurde der Geist der Unabhängigkeit allgemein. Es ist nicht zu läugnen, daß diese neue Aufregung viele gute Köpfe zu dem Entschluß ermuthigte, das, was sie bisher auf Treu und Glauben, und als orthodoxe Literatoren, angenommen hatten, einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, und daß dadurch viele neue Ideen in Umlauf kamen, die uns aus früherer Selbstgenügsamkeit aufschreckten. Indessen laufen diese Ideen noch ziemlich in chaotischer Unordnung durch das Gebiet der Mittelmäßigkeit, und erwarten ein schöpferisches Genie, das aus diesem Material einen neuen Tempel des Apollo zu bauen verstünde. — In politischer Beziehung haben wir vielleicht am meisten durch unsere Discussionen über die wesentlichen Grundsätze der repräsentativen Regierung gewonnen: das Volk hat eingesehen, daß seine schwer erkämpften Rechte nicht im Schlaf zu bewahren seyen, daß mehr als Worte und Buchstaben sie beschützen müssen; daß die Freyheit, die es wünscht, nur aus seiner eigenen höheren Civilisation hervorgehen könne, zugleich aber gegen die Feinde derselben thatkräftig zu sichern sey. Diese in der Nation verbreitete Gesinnung ist es aber nicht, die sich bey unsern liberalen Publicisten ausspricht, welche noch immer nicht über die Formen sich haben erheben können. Unsere Herren Benjamin Constant, Donon, Guizot ꝛc. halten die Leser in Spannung; doch sind sie noch nicht, aus dem Zauberkreis ihrer Doctrinen heraus, in's Innere der Natur einer in unserem Jahrhundert sich verbreitenden Reform gedrungen. Wenn ein Schriftsteller sich durch das Labyrinth der Theorien Bahn zu machen sucht, findet er wenig Aufmunterung. Daher Dünoyer's treffliche Schrift: L'industrie et la morale, ziemlich kalt aufgenommen wurde, vielleicht weil die Liberalen ahneten, daß dieser besonnene, klare, das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft auffassende Geist, wenn er Gehör fände, bald ihre Phraseologien und oberflächlichen Ansichten außer Credit bringen würde.

Es ist hier nicht die Absicht, sich in ausführliche Erörterung über unsere politische Schriftstellerey einzulassen. Nur der neue Gang der eigentlichen Literatur

im Fach der schönen Wissenschaften, soll hier in der Kürze angedeutet werden. — Die erste Bewegung unserer literarischen Independenten bestand darin, daß sie gegen die bisherige Theorie, die man das klassische System nennt, sich erhoben. Corneille, Racine, Voltaire waren lange Zeit, und mit vollem Rechte, Gegenstand der Bewunderung Frankreichs. Aus ihren Werken hatte man gewisse Regeln abstrahirt, deren Beobachtung bey Hervorbringung poetischer Arbeiten für wesentlich nothwendig gehalten wurde. Die literarischen Independenten, die von Frau von Staël (welche Hr. Schlegel in die Schule genommen hatte) in Frankreich zuerst den Namen: Romantiker erhielten, griffen diese Regeln an, und behaupteten, daß Shakespeare, Schiller und andere fremde Dichter sich zur Höhe der Kunst erhoben hätten, ohne die Regeln zu beobachten. Besonders war dieser Angriff gegen die bekannten drey Einheiten dramatischer Werke gerichtet. Man führte an, daß selbst die Griechen, von denen diese Regeln entlehnt sind, sie nicht immer beobachtet hätten, und schloß daraus, daß das, ihnen zu gefallen, uns aufgelegte Joch weder legitim durch Alterthum, noch nothwendig durch seinen Nutzen wäre. Man klagte es sogar als schädlich an: es ersticke das Genie und sey geradezu die Ursache der Kälte und Mittelmäßigkeit, die nach dem Tode Voltaire's in den französischen dramatischen Schöpfungen sich bemerklich mache. Die freyen Künste müßten unabhängig seyn, und hätten daher die fremden Regeln nicht zu achten. — Ihre Gegner, die Classiker, antworteten: daß die, gegenwärtig mit zweydeutiger Heftigkeit ergriffenen, Regeln nicht willkürlich von den Kritikern ersonnen, sondern als Resultate aus der Vergleichung der größten Dichterwerke hervorgegangen wären; daß die Griechen und die französischen Dichter, die im Zeitalter Ludwigs XIV. am meisten durch Genie und Vollendung sich auszeichneten, jene Regeln beobachteten, und durch diese Beobachtung ihr Genie nicht geschwächt hätten. Es sey allerdings möglich, daß Dichter, die sich über die Regeln hinaussezten oder sie nicht kennen, gleichwohl ihren Werken große Schönheiten verleihen; aber selbst Shakespeare wäre erhabener gewesen, hätte er sich ihnen unterworfen. Wenn Nachahmer, troz der Beobachtung der Regeln, frostige Stücke geliefert, so sey der Fehler in dem Mangel des Genies, nicht in den Regeln zu suchen. Einheit des Orts und der Zeit wäre so wenig willkürlich als jene der Handlung, die wenigstens noch Gnade bey den Romantikern fände. Selbst in der Malerey gelte dasselbe Gesetz: würde in einem historischen Gemälde der Held im Vorgrunde als Kind auf einer Wiese spielend, in der Mitte als Erwachsener in dem Zimmer eines Pallastes, und im Hintergrunde als Greis in einer Kapelle dargestellt: so könnte solche Widersinnigkeit unmöglich als neue, die Grenzen der Kunst erweiternde Erfindung gepriesen werden. Da das Drama ebenfalls ein historisches Gemälde, so müsse die Natur des Zuschauers, welche Einheit verlangt, auch hier geachtet, sie dürfe nicht durch widernatürliche Sprünge über Zeit und Ort hinaus verlezt werden. — Der Streit bezog sich jedoch nicht bloß auf jene Einheiten; man wollte vielmehr eine eigenthümliche, romantische Dichtungsart entdeckt haben, die der klassischen wenigstens ebenbürtig sey. „Das Klassische, sagten die Romantiker, bezieht sich auf ein ehemaliges, abgeschlossenes Leben; das Romantische greift in's gegenwärtige, frische, bunte, bewegte Daseyn ein, und muß schon deßhalb die Gemüther lebhafter rühren.“ — Wie geschieht es denn aber, daß die Romantiker immer nur vom Mittelalter träumen, und gleichsam als Abgeordnete des 15ten Jahrhunderts die Rathgeber des 19ten seyn möchten? Soll übrigens vergangenes und gegenwärtiges Leben den Unterschied beyder Gattungen bezeichnen, so war ja das Klassische einmal gegenwärtig, also romantisch. Auch wird es nicht schwer seyn, aus den Alten ächt romantische Schilderungen aufzufinden. Sonach ist vielleicht der ganze Unterschied nur eingebildet, oder gleichbedeutend mit den Ausdrücken civilisirt und barbarisch. — Die Romantiker sind in der That in Verlegenheit, wenn man sie drängt, bestimmte Unterscheidungszeichen anzugeben. Die Deutschen, denen sie die angeblich neue Entdeckung abborgten, waren selbst nicht einig in ihren Begriffen: sie hatten beyde Gattungen bald durch die Benennung: naiv und sentimental, bald durch: plastisch und pittoresk unterscheiden wollen; doch in der That sich dabey in abstruse Ideen verloren, die sich nie zu erfreulicher Klarheit erheben konnten. Je undeutlicher aber die Begriffe wurden, desto leidenschaftlicher wurde der Streit; denn gerade weil man mit dem Verstande nicht fortkam, rief man das Gemüth zu Hülfe, gleichsam als wäre dieß ein eigens geformter Geist ohne Verstand, oder der Verstand nur ein künstlich an das Gemüth angesezter Fetzen, den man willkürlich und nach Gefallen lostrennen könne. — Eine Eigenheit dieses Streites, die bey uns sichtbar wurde, zeigte sich darin, daß die politischen Partheyen, die sich in denselben mischten, im umgekehrten Verhältniß ihrer Doctrinen sich für eine oder die andere Ansicht entschieden. Die sklavischen Anhänger des Alten in der Politik waren die Independenten und Neuerer in der Literatur. Hr. von Chateaubriand stellte sich an die Spitze der Romantiker. Dagegen erklärten sich die Liberalen für das Alte, und der Constitutionnel wurde das Organ der Klassiker oder literarischen Ultras, wie man hier sagte. — Ruhige Zuschauer mußten fragen, ob diese kritischen Händel ein Beweis wären, daß Napoleon die Literatur unterdrückt, und daß nach ihm die Unabhängigkeit der

Genies sich in vollem Glanze gezeigt habe? — Auf jeden Fall gab es nur ein Mittel, die Gründlichkeit des einen oder andern Systems zu beweisen: man mußte eine schöne Tragödie nach dem Muster des Racine oder nach dem des Shakespeare hervorbringen; man mußte ein Epos dichten, das mit der Aeneide oder mit der Hölle des Dante wetteifern konnte. So wäre die Entscheidung schneller als durch theoretische Untersuchungen gefördert worden. Was waren aber die Folgen dieser Kämpfe? Seit zehn Jahren hat man Tragödien und Comödien geschrieben, aber die Verfasser mochten sich den Regeln unterwerfen oder sie absichtlich verletzen, klassisch oder romantisch zu Werke gehen: so hat die gerühmte Unabhängigkeit unserer Literatur doch nur mittelmäßige Arbeiten zu Stande gebracht. — Sobald ein solches Resultat bemerkt wird, verliert nothwendig der Streit alles Interesse; die wahrhaft selbstständigen Geister werden ermüdet, und wenden mit Widerwillen ihre Blicke davon ab. Es wird klar, daß unsere Zeit weniger poetisch sey, als die napoleonische, die in erhabener Romantik über die Erde zog; und daß wir Unrecht haben, ihm die Schuld beyzumessen, wenn die Natur nicht jedem Zeitalter Genies wie Racine und Voltaire gibt.

(Der Beschluß folgt.)

R o m a n.

Die Overstolzen. Von H. E. R. Belani. Drey Theile. Braunschweig, bey Meyer. 1826.

Abermals Walter Scott und immer wieder Walter Scott! Doch ist es gewiß ein glücklicher Gedanke, den historischen Roman auch einmal nach der alten „billigen Stadt Cöllen" pilgern zu lassen. Die von Overstolz waren das mächtigste Patriziergeschlecht in Cölln und in langer Fehde mit dem Erzbischof und der gemeinen Bürgerschaft. Diese Kämpfe fielen in die Zeit, da der große Cöllner Dom gegründet wurde, und eine liebliche Erscheinung tritt mitten unter den kühnen Gestalten jenes Jahrhunderts der edle Maler Wilhelm von Cölln auf. Der Verfasser hat gar nicht Unrecht, wenn er in der Vorrede sagt, daß er gleich den alten Malern auf Goldgrund male. Die Geschichte liefert ihm diesen Goldgrund, wie aber hat er das Bild ausgeführt? Herr Belani ist unstreitig in seine Stadt so verliebt als irgend ein Cöllner, er schildert sie mit Vorliebe und nicht ohne romantischen Zauber. Wir glauben uns zuweilen selbst an einem frischen Sonntagmorgen mitten auf die Straßen der hunderttürmigen alten Stadt versezt und das Geläut der Glocken zu vernehmen. Die Lokalfarben sind lebendig und mit Liebe aufgetragen. Indeß hat der Verfasser das Poetische der Geschichte verfehlt. Der große Kampf der drey mächtigsten Stände des Mittelalters war einer geistreicheren Behandlung würdig und fähig. In Cölln fand dieser Kampf so recht den Brennpunkt, denn der Cöllner Erzbischof war der gewaltigste Kirchenfürst im Reich, und die Cöllner Bürgerschaft die unternehmendste und stolzeste, weil ihre Stadt der Mittelpunkt des Handels war. So mußten denn auch die Ritter, welche zwischen beyde sich stellten, gewaltige Menschen seyn. Cölln zeigt uns auf einem Punkt dasselbe, was uns ganz Deutschland im Großen zeigt. Der Kampf der stolzen, an Kraft überströmenden Stände war das Hauptinteresse des Jahrhunderts, und wenn irgend ein Kampf, so war dieser poetisch, denn auf keiner Seite zeigte sich krankhafte Schwäche; gesunde, starke, gewandte, muthwillige Ringer stritten sie mehr aus rein poetischer Lust an Kampf, als aus Noth. Herr Belani hätte bey seiner Darstellung mehr auf diesen Charakter der alten Stände Rücksicht nehmen und aus ihm allein die Begebenheiten auf eine natürliche Weise entwickeln sollen. Statt dessen behandelt er das eigenthümliche Wesen der Stände sehr oberflächlich, besonders die Geistlichkeit, von der wir viel mehr hätten erfahren sollen, denn wir befinden uns im heiligen Cölln. Von den Kirchen und Pfaffen ist kaum die Rede, und der Erzbischof erscheint als das Werkzeug eines intriganten Höflings. Die Hierarchie erscheint daher ziemlich albern und verächtlich, und die religiösen Farben fehlen auf der Palette des Verfassers nur allzusehr. Auch der gemeine Bürgerstand wird nicht richtig geschildert in seiner gesunden Kraft, sondern im Geist der Krähwinkliaden sehr unzeitig verspottet. Nur die Ritter hat der Verfasser begünstigt und einige schöne und charakteristische Gestalten ausgeführt. Der Hauptfehler seiner Darstellung liegt aber darin, daß er das ursprüngliche historische Interesse seines Romans aufopfert, um einen gemeinen Intriguen- und Liebesroman daraus zu machen. Das Ganze bewegt sich um die Intrigue eines Höflings und um drey Liebschaften. Der Verfasser behandelt die Liebe in einigen Scenen mit vieler Wärme, doch verirrt er sich auch zuweilen in unbegreifliche Unnatur. So läßt er ein achtjähriges Mädchen, die kleine Hedwig Overstolz, mit dem etwas ältern Wilhelm von Cölln gar romantisch in einer Kirche zusammentreffen, und mir nichts dir nichts sich verloben.

„Weißt du was, Wilhelm? — lachte das Mädchen aufspringend und klatschte vor Freuden in die kleine Hand: — wenn ich groß bin und du groß bist, dann werde ich deine Braut. Komm nur gleich mit mir, ich sag es heute noch dem Vater.

Hedwig — meine süße Hedwig — schmeichelte der Knabe und Thränen feuchteten seine Blicke: — ich darf ja nicht fort aus den Klostermauern; — aber wenn es darum Gottes Wille wäre, so mag es sich doch einmal fügen.

Hier Wilhelm! sagte das kleine Mädchen ernsthaft.

und zog einen kleinen einfachen Goldreif von dem Mittelfinger ihres Händchens: — hast du den Verlobungsring.

Der Chorknabe nahm den Ring und steckte ihn mit Mühe an den kleinen Finger seiner Linken. — Aber — sagte er verlegen: — ich habe nun keinen Ring. — Ich habe auf der Welt nichts, als einen Kuß — willst Du den, dann sind wir Brautleute.

Ja — aber — entgegnete Hedwig zögernd, — ich habe das wohl gesehen bey Oheim Rüdgar und Base Kunigunda — indeß Amme sagt, — man muß keine Männer küssen."

Bald darauf findet eine ähnliche noch sentimentalere Scene zwischen einem zehnjährigen Mädchen und einem andern Knaben Statt. Das heißt die Rosenknospen mit den Fingernägeln aufkratzen, um die rothen Blätter hervorzuzerren, ehe sie von selber kommen.

Unterhaltungs-Literatur.

Sagen und romantische Erzählungen von Ludwig Rellstab. Zweytes Bändchen. Berlin, Friedrich Laue 1826.

Unter den vielen der Poesie Ergebenen, welche nicht gerade geeignet scheinen, neue Bahnen der Dichtkunst zu eröffnen und unbekannte Inseln, Planeten oder Fixsterne und selbst Cometen zu entdecken, (ein Unternehmen, welches nicht allein aus Mangel des Entdeckbaren, immer schwieriger zu werden anfängt), nimmt der Herr Verf. einen nicht unbedeutenden Platz ein. Um Originalität wenig bekümmert, ja dieselbe fast, aus Scheu vor der falschen, verschmähend, sucht er sich vielmehr hauptsächlich durch gebildeten Geist, Geschmack und Styl auszuzeichnen und dieß ist unstreitig, wenn man jener entsagen zu müssen glaubt, ein sehr lobenswerthes, in sich selbst würdiges Bestreben. — Schon durch das erste Bändchen seiner Sagen und romantischen Erzählungen hat Herr Rellstab dem ästhetischen Publikum gezeigt, daß er, nicht sowohl durch eine willkürliche Laune, als vielmehr durch den naturnothwendigen Zug eines angemessenen Talentes bewogen, sich mit Glück in der Gattung von Poesie versucht habe, als deren Meister wir unter uns Deutschen **Ludwig Tieck** verehren. Wenigstens würde es ihm ohne eine, zum wenigsten formale Aehnlichkeit seines Geistes mit dem des genannten Dichters, auch wohl eines Hoffmann und anderer schwerlich gelungen seyn, uns in seinen Erzählungen auf eine lebhafte und zugleich angenehme Art an die eben Erwähnten zu erinnern. — An Gewandtheit, Leichtigkeit, Lebendigkeit und Klarheit der äußeren Darstellung ist Herr Rellstab seinen Vorbildern noch näher getreten. Eben so haben die Schilderungen der Natur, die im ersten Bande manchmal noch wie mit einem leichten Flor überkleidet waren, an Deutlichkeit und an Bestimmtheit der Contoure so wie an wohlgeordneter Gruppirung der einzelnen Parthien zu einem Ganzen gewonnen. Obwohl dieselben hie und da der von Walter Scott beliebten Manier, durch Contraste Effekt zu machen, huldigen, so wissen wir dem Verf. es doch sehr Dank, daß er uns mit dem breiten Detail eines gewissenhaften Reisebeschreibers verschont hat. Gleichwohl sieht man es den Schilderungen an, daß sie aus Localanschauung gegriffen sind. In der einen Erzählung des gegenwärtigen Bandes befinden wir uns in Prag und den böhmischen Waldgebirgen, in einer andern bald am Komersee, bald an den Gestaden der Ostsee. Im vorigen Bändchen hatte uns der Verf. einmal in's Neckarthal und in den Odenwald und dann in Harzgegenden versezt; und da dem Ref. alle genannte Gegenden zum größten Theil durch eigene Anschauung bekannt sind, so ist dessen Lob nicht gerade aus der Luft gegriffen. Nächst den Naturschilderungen verdienen die damit verwandten, aus der Natur entlehnten Bilder und Gleichnisse für Personen und deren Mienen, Gebährden, Empfindungen und Sinnesweise unsere Anerkennung. Hierin, so wie in der Charakteristik des Einzelnen und besonders edeler, reiner und zarter Empfindung, ist Herr Rellstab gewiß sein eigenes Muster. Weniger eigenthümlich, als in diesen lyrischen Parthieen, finden wir denselben in der Erfindung und Durchführung des Ganzen seiner Erzählungen. Namentlich ist uns eine gewisse Monotonie aufgefallen, mit welcher derselbe die Räthsel und die Wunder, welche das romantische Interesse den vorgetragenen, unerklärlich scheinenden Begebenheiten ertheilen, gelöst werden, wenn gleich überall der Romantik zu Liebe immer noch ein Residuum des Unerklärlichen übrig bleibt. Jene Auflösung besteht immer in Erzählung unbekannt gebliebener Ereignisse aus früherer Zeit, die theils alten Männern in den Mund gelegt oder in Briefschaften, Kloster- oder Kirchenbüchern zur gelegenen Zeit, nämlich wenn die Geschichte endigen muß, aufgefunden werden. Bey alle dem gewähren diese Erzählungen eine angenehme Unterhaltung, und zeichnen sich noch dazu vor den Meisten Ihresgleichen durch sittliche Reinheit und Beobachtung der Wohlanständigkeit aus. In einer Erzählung des zweyten Bändchens, „das Hochzeitfest," welches uns in einigen Scenen an **Tieck's** „Liebeszauber," in andern an die Hochzeit in Heinse's „**Ardinghello**" erinnert hat, werden wir doch etwas mehr, als sich mit einem ächt ästhetischen Genuß vertragen will, durch **fortgesezte** Spannung auf das Entsetzliche, was hereinzubrechen droht, gequält. Wenn freylich Herr Rellstab uns mit dem Beyspiel einiger Compositionen, in denen Tieck und Hoffmann uns in beängstigende Träume versezt, abweisen will, so haben wir darauf nichts zu erwiedern als: Aller Virtuosität unbeschadet, die Beyde in diesen Fällen an den Tag gelegt, haben dieselben gleichwohl nur das Extravagante, nicht das Musterwürdige damit geleistet.

W. B. M.

Nr. 14.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. Februar 1827.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur.

(Beschluß.)

Auch fangen wir an einzusehen, daß jede Kunst etwas Conventionelles habe, dem der Künstler sich unterwerfen müsse, wenn er auf seine Nation wirken will, indem sie sich nun einmal nicht von ihren Sitten und Gewohnheiten, romantischen Tönen zu Liebe, trennen wird. Franzosen können so wenig politisch als poetisch in Deutsche oder Engländer umgeschaffen werden. Es gibt vielleicht einen universellen Geschmack; so wie aber jedes Kunstwerk, wenn es Leben und Wärme haben soll, irgend eine Individualität darstellen muß, so kann es sich auch nicht von aller Nationalität lossagen. Der Cesar des Shakespeare ist, trotz der Unabhängigkeit des Dichters, immer ein Britte. Dieß bringt schon die Sprache, das erste und wesentlichste Element aller Poesie, mit sich. Mit den conventionellen und nationellen Rücksichten stehen die Regeln in mehr oder minder fester Verbindung. Bey einer Wiedergeburt der Nation können dem Genie sich andere Regeln offenbaren; wird aber die Wiedergeburt verkannt, und sucht man die Quelle der Begeisterung unter fremden Nationen, so läuft man Gefahr, nur Mißgeburten zur Welt zu bringen. Unsere Romantiker haben es sogar an Abgeschmacktheiten nicht fehlen lassen. Etwas Absolutes in der Kunst zu suchen, kann so wenig gelingen, als in der Moral. Entspricht ein schönes Werk dem Genie einer Nation, so ist seine Wirkung groß, sein Zweck erfüllt. Ohne eigenes Genie des Dichters aber wird eine im fremden Geschmack gefertigte Arbeit jederzeit verwerflich seyn. Der gebildete Geist wird die Schönheiten ausländischer Literatur anerkennen und verehren, er wird jedoch nicht glauben, sie auf fremden Boden durch sklavische Nachahmung ihrer Eigenheiten verpflanzen zu können, ohne die Kunst zu besitzen, den Geist seiner Nation mit dem Fremden zu verschmelzen. Die sklavischen Nachahmungen gleichen den buchstäblichen Uebersetzungen eines Gedichts, das nur im Geiste empfangen und nur durch den Geist wiedergeboren werden kann. — Diese Ansichten fangen an sich zu verbreiten, und werden hoffentlich bald den langen und langweiligen, fruchtlosen Streit für immer endigen.

Ohne uns nun weiter in die Theorien der Classiker und Romantiker einzulassen, betrachten wir die verschiedenen Zweige der Literatur, und werfen zuerst einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand unsers Theaters. Der Geschmack am Schauspiel ist in Frankreich fortwährend so lebendig, als er es ehedem nur seyn konnte. Alle Völker finden Vergnügen daran, vor ihren Augen Gemälde menschlicher Leidenschaften und großer historischer Verhältnisse durch lebendige Personen vorgestellt zu sehen; diese Schauspiele sprechen vernehmlicher und eindringender, als Erzählungen, die im einsamen Zimmer gelesen werden. Die Franzosen besitzen diesen Geschmack in höherem Grade, weil er durch alle ihre geselligen Neigungen gestärkt wird. Sich gemeinschaftlich, Einer neben dem Andern, an Beschäftigungen der Einbildungskraft ergötzen, ist ihnen ein größeres Bedürfniß, als andern Menschen, die auch in der Absonderung sich erlustigen. Unglücklicherweise ist diese Neigung jezt schwerer als sonst zu befriedigen; nicht bloß weil man uns künstlich vom Theater herab eine Begeisterung für die gute alte Zeit einimpfen möchte, sondern vorzüglich weil wir wirklich Mangel an dramatischen Schöpfungen leiden. —

Ist das Jahrhundert zu langweilig, um dramatisch zu seyn? Fehlt es an Stoff? Sind die Kräfte der Menschen geschwächt? Allerdings sind Jugend, Naivetät und Phantasie des Volks unerläßliche Bedingungen, und diese finden sich nur in dem Jugendalter der Literatur und der Künste. Ist uns die erneuerte Jugend genommen, und dafür das Alter wieder auf den Nacken gelegt: so sind auch frische Schöpfungen jugendlicher Einbildungskraft nicht zu erwarten. Ein altes Volk beschäftigt sich mit Raisonnement, Philosophie und Politik; es ehrt noch die Künste, aber es hat seine bildende Kraft in ihnen erschöpft. Vielleicht offenbart sich dieß in der gesammten europäischen Literatur. Wieland hat den Untergang der Deutschen vorausgesagt; nur der einzige Goethe stärkt die Freunde noch durch geistvolle Erinnerungen; — dage-

gen führt ein Müllner das große oder grobe Wort in der Kritik. —

Bey uns hatten Racine und Molière die dramatische Kunst, wie sie dem Nationalsinn entspricht, bis zur Vollendung gebracht. Voltaire kam nach ihnen und fand ein Mittel die Kunst dadurch zu verjüngen, daß er sie zur Gehülfin bey Ausführung philosophischer Intentionen machte. Gelang ihm dieß aber, indem er den Leidenschaften seiner Zeit schmeichelte: so werden doch seine vor 50 Jahren bewunderten dramatischen Schöpfungen heut zu Tage nur selten noch gespielt, und scheinen sonach nicht die unbestrittene Unsterblichkeit der Werke des Corneille und Racine erlangt zu haben. Nach Voltaire hat Ducis auf einen Augenblick lebhafte Theilnahme erregt, indem er Shakespeare auf unsere Bühne brachte. Das Mittel aber, von Fremden zu borgen, ist erschöpft, und seit der Restauration haben zehn Jahre lang viele vergebliche Versuche bewiesen, daß die Zeit der Tragödie bey uns vorübergegangen sey. Man hat nach einander alle fremden Theater nachgeahmt, das spanische, englische und deutsche; doch kein großes Werk zu Stande gebracht. Unstreitig die glücklichste Nachbildung war Maria Stuart nach Schiller. Den großen Schönheiten des Originals und dem feinen Sinne des Uebersetzers, Herrn Lebrün, verdankte dieses Stück einen ausgezeichneten Erfolg; doch läßt sich ein fremdes Meisterstück nicht als eine französische Schöpfung ansehen. —

Hrn. Delavigne sind in der sicilianischen Vesper einige ächt tragische Züge gelungen; in seinem Paria hat er durch glänzenden Styl und Aufregung der Einbildungskraft den Zuschauer bestochen; und in der École des vieillards durch eine unsern gegenwärtigen Sitten entlehnte Scene allgemeinen, begeisterten Beyfall geerndtet. Die gemischte Gattung des lezteren Drama verräth aber die Mühe, welche unsere heutigen Dichter anwenden müssen, durch neue Gegenstände die Herzen zu rühren; und neu scheint ihnen die Vermischung der Gattung, was doch ein sicheres Zeichen der Erschöpfung ist. Hr. Delavigne verdient ohne Widerrede als glänzender Schriftsteller geachtet zu werden; gleichwohl wird man eingestehen müssen, daß weder seine Arbeiten, noch die unserer anderen Dichter, Schöpfungen eines dramatischen Genies sind. Nach ihm haben die Herren Soumet, Giraud, Ancelot und Arnaud der Sohn ein hübsches Talent, in Versen zu schreiben, gezeigt; ein Meisterwerk tragischer Poesie hat keiner zu Tage gefördert. Die Kunst, in Versen zu schreiben, läßt sich durch Zeit und Mühe erwerben, so daß man es darin zu einer gewissen, mechanischen Fertigkeit bringt, ohne daß eigentliche Begeisterung sich einmischt. So erklärt sich der reine, oft glänzende Styl dieser Herren. Sie können schreiben, was heut zu Tage fast Jeder mehr oder weniger versteht; mit Leben und Seele begabte Werke bringen sie nicht hervor, denn vom Felde der Schöpfungen ist die Erndte bereits eingetragen worden. —

In dem unglücklichen Zustande der dramatischen Kunst blieb dem Publikum noch eine Quelle des Vergnügens und den Dichtern eine Bürgschaft für den Erfolg: — es war das große, zur Meisterschaft ausgebildete Talent Talma's. Dieses Talent ist nicht mehr, und wir müssen besorgen, daß die Tragödie mit ihm zu Grabe gegangen ist. —

Es dürfte zeitgemäß seyn, hier an den Einfluß zu erinnern, welchen Talma auf unser Theater und auf unsern Geschmack in seiner langen künstlerischen Laufbahn ausübte. Während nach Corneille und Racine die dramatische Dichtung in zunehmende Schwäche versank, ging im Gegentheil die Darstellung immer mehr der Vollkommenheit entgegen. Die Deklamation war zur Zeit des Racine eine Art Psalmengesang, eintönig und hochtrabend. Das Costüme zeichnete sich durch die lächerlichste Ausstaffirung aus: Cesar erschien in gepuderter Perücke und in französischer Kleidung; Phedra und Iphigenie trugen Reifröcke. — Zur Zeit des Lekain wurde die Deklamation einfacher und wahrer; und im Costüme begann eine Revolution. Erst Talma gab der Deklamation ihre natürliche Einfachheit menschlicher Rede wieder, und unterwarf das Costüme dem Gesetz der historischen Wahrheit. Mit ihm erreichte die Kunst des tragischen Schauspielers ihren höchsten Gipfel. — Diese Bewegung im entgegengesezten Sinn, wodurch die Poesie abwärts und die Darstellung aufwärts stieg, ist aus einem einfachen Grunde zu erklären: Alles, was schöpferische Begeisterung voraussezt, muß in unserer erschöpften oder verschrobenen Bildung täglich seltener werden; was aber nur nachbildende Kunst erfordert, kann mit der Zeit, durch Erfahrung und Auffinden der Handgriffe, immer vollkommener werden. Das dramatische Gedicht ist eine unmittelbare Frucht der Begeisterung und des Genies; die Darstellung ist nur nachbildende Kunst, der Studium zu Hülfe kommen kann, und die mit dem Talent sich begnügt. Daher hatten wir in Talma den vollendetsten tragischen Schauspieler zu einer Zeit, wo wir keinen tragischen Dichter erster Größe aufweisen können. — Talma fand die Deklamation noch singend; er führte sie zur natürlichen Sprache des Gefühls und der Leidenschaften zurück. Er that mehr: früher zerlegte man merklich den Alexandriner in zwey Theile und betonte den Abschnitt; Talma richtete sich in Abtheilung der Verse nach dem Sinn, nicht nach dem Versmaaß. Er deklamirte dramatische Poesie fast wie Prosa; daher routinirte Ohren ihn Anfangs beschuldigten, er versinke in's Triviale. Doch bald fühlte und würdigte man die Wahrheit dieser Neuerung und bewunderte sie als eine Entdeckung. Bey dieser Reform kam ihm sein ernstes, feyerliches, unvergleichliches Organ, und seine ächt tragische Physiognomie zu Hülfe. Im

Besitz solcher Gaben wußte er Alles zu veredeln, selbst was bey Andern gemein erschienen wäre. Zugleich hielt er Haus mit den Mitteln außerordentliche Wirkung hervorzubringen, und verließ seine gewohnte Einfachheit nur bey Anlässen, wo die Wuth der Leidenschaft in Stürmen ausbricht und den Menschen aus der gewohnlichen Natur hinaustreibt; dann war er erschütternd — gerade durch die Wahrheit seines Spiels. Seine in allen Schattirungen des Gefühls und der Leidenschaft geübte Kunst, die nicht ihn, die er als Meister beherrschte, reichte daher auch aus für die Vielseitigkeit der verschiedensten Rollen. In Jeanne Shore erschien er als mißgestalteter Richard III. doch mit Würde, und ohne daß der Höcker auf seinem Rücken seinen Anblick widerlich gemacht hätte. In Carl VI., wenn Talma ihn spielte, war der Wahnsinn des Königs so rührend als edel; in solcher Narrheit ging noch nicht alle Majestät verloren. —

Nur Talma war es, der unserem großen Theater das Leben erhielt. Die dramatischen Autoren, die sich auf ihn verließen, schrieben nur Stücke, worin sie ihm eine glänzende Hauptrolle zubereiten konnten. So geschah es, daß unter seinem Einfluß es der Tragödie fast erging, wie den Operngedichten in Italien, die man bloß als Canevas für die Musik ansieht: unsere tragischen Dichter schrieben eine Art Canevas, um dem großen Schauspieler Gelegenheit zu geben, eine neue Rolle zu komponiren. So hatte z. B. der Sylla keinen andern Zweck, als Talma zu veranlassen, den Kaiser Napoleon den Franzosen wieder vor Augen zu stellen, und wirklich gelang ihm dieß auf eine Art, die einigen Leuten als furchtbare Wirkung seiner Kunst erschien. —

Talma war allein der tragische Dichter unserer Zeit; die Autoren waren nur seine Sekretäre. Er schuf das Gemälde, das man bewunderte; seine bezaubernden Töne, nicht des Dichters Melodieen, zu hören, ging man in's Theater. Mit Talma scheint auch das Theater gestorben. —

Landeskultur und Armenwesen.

Beyträge zur Beurtheilung der Vortheile der Kolonisation eines Theils der Alpenweiden im Gegensatz der Armenhäuser und Zuchthäuser in Städten und Flecken und der Einbürgerung der Heimatblosen in schon bestehenden Gemeinden. Von Kasthofer, Oberförster. Leipzig bey Gerhard Fleischer. 1827. 8. 33 S. und 13 Bogen Tabellen.

In seinen zwey Alpenreisen, denen sich nun bald eine dritte durch das Wallis vom Jahr 1825 anreihen wird, hatte der Bernische Oberförster, Hr. Kasthofer, zwey Lieblingsideen zu empfehlen versucht, deren eine die rationelle Kultur der Alpen befaßt, um sie durch vermehrten Ertrag nutzbarer und bewohnbarer zu machen; die andere dann eben diesen Zweck durch Anlegung von Kolonien im bewohnbaren Gebirgsland zu erzielen sucht, um damit wie der Uebervölkerung von Thalgegenden zu begegnen, so die allzugroße Zerstückelung des Grundeigenthums zu behindern und einer Classe von Einwohnern, die kein Grundeigenthum besitzt, solches zu verschaffen. Die vorliegende Schrift ist nun bestimmt, eben diese Vorschläge näher zu begründen und weiter zu entwickeln; sie thut dieß durch Zusammenstellung eigener und fremder Versuche über den Anbau des höheren Gebirgslandes und der dafür dienlichen nutzbaren Gewächse, so wie hinwieder auch durch historische Nachweisungen, welche den philanthropischen Ansichten zur Stütze dienen können.

Die Schrift muß den Naturforscher, den Landwirth und den Staatsmann gleichmäßig ansprechen. Die Armenkolonie in den Alpen, wozu Herr Kasthofer den Plan vorlegt, bildet ein merkwürdiges Seitenstück zu den wirklich bestehenden Armenkolonien im Königreich der Niederlande, und das Gedeihen von diesen darf mit Recht als Zeugniß für die Ausführbarkeit von jener angerufen werden. Anders verhält sich's mit der Kolonie von Botany-Bay, die Herr Kasthofer auch anruft, wo er anzudeuten scheint, daß die Kosten der Bauten für neue Zuchthäuser und Strafgefängnisse in Hauptstädten wohl zweckmäßiger auf die Einrichtung von Alpenkolonien verwandt würden.

„Wenn es (sagt er unter anderm) bey den Einrichtungen der Strafgefängnisse bloß darum zu thun wäre, Verbrecher zu strafen und gefährliche Verbrecher in Ketten zu halten, so ist die Aufgabe bald gelöst; Eisen, Mauern, fühllose Aufseher, Wächter und Stockschläge sind dann die Hauptersordernisse solcher Anstalten. Wenn es aber darum zu thun ist, nicht nur zu strafen, nicht nur zu fesseln und zu züchtigen, sondern durch Behandlung, Art und Maß der Strafe den Keim des Guten, der in jedes Menschen Gemüth noch wohnt, aufzusuchen, zum Bewußtseyn zu bringen, zu schonen und zu pflegen; wenn es darum zu thun ist, dem Verbrecher Arbeitsamkeit zur Gewohnheit, zum Bedürfniß zu machen, die Anlagen seines Gemüthes, die Kräfte seines Verstandes, seines Körpers zu entwickeln und zu üben, diesen Kräften in Bildung zur Erwerbs-Fähigkeit die gehörige Richtung zu geben, damit er, nach seiner Entlassung aus der Anstalt, sich selbst vor Mangel schützen und in ehrenhaftem Fleiß die Achtung seiner Mitbürger wieder gewinnen könne: dann führt die Aufgabe zweck-

gemäßer Einrichtung der Zuchtanstalten zu den Grundsätzen zurück, deren Wahrheit für Landschulen und Armenanstalten anerkannt worden ist, und wir betrachten, für jene wie für diese, die Landwirthschaft als wesentliche Hülfsquelle der Zuchthäuser, die Einrichtung aber, den Verbrecher wüstes Land verbessern, durch Fleiß und sittliches Betragen ihn das Eigenthum, oder die ausschließliche Nutzung dieses durch ihn verbesserten Landes erwerben zu lassen: jene Hülfsquelle und diese Einrichtung sehen wir für die Grundlage, für den Nerv jeder zweckmäßigen Zuchtanstalt an." — Schwerlich jedoch möchte hiermit die Verpflanzung von Anstalten, bey denen die Sicherheit der Gesellschaft erstes Beding ist, in's Gebirgsland gerechtfertiget werden, wo, diese Sicherheit zu erzielen, ohne neue sehr kostbare Einrichtungen völlig unmöglich seyn würde, und nicht leicht dürfte die Armenkolonie selbst etwas gefährlicher werden, als wenn die Zuchtgefängnisse mit ihr vereinbart werden sollten.

Auf dreyzehn Bogentafeln hat Herr Kasthofer eine Uebersicht derjenigen Nahrungspflanzen, Futtergewächse, für Kleidung, Wohnung und jeglichen Menschenbedarf nützlichen Pflanzen gegeben, deren Kultur auf dem Alpengebirge mehr und minder vortheilhaft erachtet werden kann. Von jeder derselben wird nachgewiesen, die Gränze ihres Gedeihens auf der Höhe des Alpengebirges, so wie desjenigen in geographischer nördlicher Breite, dann aber auch die bisher über ihren Anbau und ihre Benutzung im Hochlande gemachten Wahrnehmungen und die Ergebnisse angestellter Versuche, mit welchen Herr Kasthofer selbst seit vielen Jahren im Bernischen Oberlande beschäftigt ist. Mit diesen Versuchen aber, hält er dafür, sey erst noch ein kleiner Anfang gemacht worden.

„Von den vielen tausend Pflanzen, die auf den Höhen unsers Gebirgs gedeihen, eine thätige Bevölkerung ernähren und Mittel des Wohlstandes ihr darbieten könnten, sind nur wenige genannt worden. Wer hat noch hinreichend das Himelaya-Gebirge, den Ural, das Mondsgebirge, die Anden und so viele hohe Gebirgsketten anderer Welttheile; wer hat noch hinreichend die Alpen und Pyrenäen erforscht? Wie viele Schätze bürgt noch die Pflanzenwelt, wie viele Gewächse finden sich, deren Anbau und Benutzung auf den Hochgebirgen noch Niemand versucht hat? Wer bürgt dafür, daß die Erde auf der Höhe unserer Gebirgskette nicht durch fortgesezte Erzeugungen der nämlichen vegetabilischen Bildungen an denjenigen Kräften und Nahrungs-Elementen erschöpft werde, welche seit Jahrtausenden die Rothtanne z. B., und immer nur die Rothtanne auf dem gleichen Standort mit ihren Wurzeln sucht, und an sich zieht? Ist es nicht möglich, daß die Ceder, die auf den asiatischen Hochgebirgen 13000 Fuß hoch über dem Meere wächst, besser als die Rothtanne auf den Alpen, diese umgekehrt besser auf den asiatischen Gebirgen gedeihen würde? Und läßt sich dieses Beyspiel nicht auf Sträucher, nicht auf Futterkräuter, Oehl- und Webepflanzen anwenden? Es hängt das Gedeihen von Armenkolonien auf den Alpen wesentlich von der Bestimmung ab, bis zu welchen Höhen hinauf die Bewohnung dieser Gebirge während des ganzen Jahres möglich, und bis auf welche Höhen ferner die Kälte oder Witterungszufälle ein Hinderniß des Gedeihens jener Pflanzen werde, auf deren Anbau in landwirthschaftlicher Betriebsamkeit der Wohlstand der Anwohner beruht. Jene Frage der Bewohnbarkeit wird zum Theil durch diese Frage der Kulturfähigkeit bedingt, zum Theil wird sie durch die Thatsache des Daseyns vieler 5 bis 6000 Fuß über das Meer erhöhter, auch während dem Winter bewohnter wohlhabender Bergdörfer im Alpengebirge beantwortet. Tief im Norden, in Norwegen, Lappland und Siberien stehen Temperatur und Witterungszufälle mit dem Alpengebirg in Uebereinstimmung; die Kulturen, die dort versucht worden, können also nicht ohne Belehrung für die Bewohner der Alpen seyn. Die Unterschiede wird der verständige Beobachter zu würdigen und zu beurtheilen wissen."

— Ueberall weiset der Verfasser auf diejenige Staatswirthschaft hin, die nicht selbst das Bessere auszuführen, nur Hindernisse des Bessern zu heben sucht, die thätig und unverdrossen jede erzeugende und bildende Kraft im Boden und im Volke zu erkennen und zu beleben strebt, die keine den Wohlstand fördernde Anlage, kein gemeinnütziges Unternehmen gleichgültig ansieht oder lähmt, die jeder Hemmung des freyen Verkehrs im Innern und nach Außen kräftig und entschlossen entgegen sieht, die da will, daß jeder unter dem Volke und jeder Stand im Volke sich frey unter gerechten Gesetzen bewege, sich bilde, hervorbringe, erfinde, den Wohlstand erringe.

Der vorlezte chinesische Kaiser Kieu-Lung fand es übel, daß man eine gar zu große Menge chinesischer Wörter in der Mandschu-Sprache gebrauche, und ließ daher neue Wörter aus Wurzeln der lezteren bilden, um eine Menge Begriffe auszudrücken, welche die Mandschu's selbst ihrer niederen Bildungsstufe halber nicht hatten. Diese Arbeit ward durch einen Verein von den sprachgelehrtesten Mandschu's, die er zu diesem Behufe aus der Mandschurei verschrieb, ausgeführt. Der Verein gab im Jahr 1777 nach Chr. ein mandschu-chinesisches Wörterbuch heraus, worin man 5000 neue Wörter findet. Jeder, welcher eine öffentliche Anstellung hat, muß sich darnach in seinen Schriften richten, und auf den Gebrauch der sonst gebräuchlichen chinesischen Wörter ist als Strafe — körperliche Züchtigung gesezt.

Nr. 15.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. Februar 1827.

Aesthetik.

Môron. Philosophisch-ästhetische Phantasien in sechs Gesprächen von Andreas Erhard, Professor. Passau, bey Puster, 1826.

Der Verfasser scheint es gefühlt zu haben, daß eine Geschmackslehre selbst geschmackvoll seyn müsse, und er hat gewiß keine unglückliche Wahl getroffen, indem er der seinigen die schöne Form des platonischen Gespräches gibt. Es ist indeß nicht genug, den Schleyer der Grazie in Händen zu haben, man muß ihn auch wie die Grazie selber tragen. Dieß ist dem Verfasser nicht gelungen, und es kommt mir so vor, als ob er das platonische Gewand nur so umhängen hätte, wie ein neuer Doktor den alten Doktormantel, so daß man die modische Cravatte deutlich hindurchblicken sieht. Es ist überhaupt etwas demüthigendes für uns, daß wir uns mit der fremden Form immer so kümmerlich herauszuputzen streben, während wir uns der eigenen schämen. Es fällt niemanden ein, dem göttlichen Platon damit schmeicheln zu wollen, daß er in Deutschland hätte Professor seyn können; aber ein deutscher Professor wäre nur gar zu gern der göttliche Platon. Wie viele haben nicht schon nach seinem Gewande, nach seinem Kranze gegriffen, aber weder Fries hat ihn im Evagoras, noch Bouterweck im Septimius Severus, noch Erhard im Môron erreicht.

Der Verfasser versammelt jüngere Schüler um einen ältern Weisen und läßt diesen gesprächsweise dociren. Alle tragen griechische Namen und reden wirklich in deutscher Zunge, als ob es eben erst aus dem Griechischen übersezt wäre. Man kann den Platon in den äußersten Aeußerlichkeiten kaum treuer copiren, als es hier geschehen ist. Die kurzen Antworten, die feyerlichen Anreden, alles ist platonisch. Ein Deutscher würde sagen: „nein, lieber Freund, die Sache verhält sich so!“ oder „du hast recht, mein Sohn.“ Damit es aber ächt platonisch klinge, läßt Herr Erhard seine Personen stets ausrufen: „o Wunderbarer, du sagst recht,“ oder „wie meynst du das, o Seliger?“ und es klingt gewiß jedem deutschen Ohre ganz so griechisch wie: o Makarie! In diesen Kleinigkeiten ist die Copie Platons völlig sklavisch, und die mühsame Geduld, welche der Verfasser darauf verwendet hat, bewunderungswürdig. Der Herr Verfasser erlaube mir aber, ihn nun auf das aufmerksam zu machen, was an seiner Arbeit nichtplatonisch ist.

Die Form des Gespräches eignet sich für die wissenschaftliche Darstellung nur, in so fern ein und derselbe Gegenstand von verschiedenen Standpunkten aus aufgefaßt werden soll. Jede an dem Gespräch theilnehmende Person hat nur dann eine Bedeutung, wenn sie von einer eigenthümlichen Ansicht ausgeht, und das ganze Gespräch dient nur, alle verschiedenen Ansichten zulezt auf die eine einzig wahre zurückzuführen, die Wahrheit aus dem Irrthum zu befreyen, wie in Platons Gorgias, oder unter einer Menge einseitiger, halber, zu umständlicher oder bloß witziger Erklärungen endlich die richtigste, einfachste und erschöpfendste, gleichsam unter einer Menge krummer Linien endlich die gerade zu finden, wie in Platons Gastmahl. Dort wird die Wahrheit durch den contrastirenden Irrthum lichthell hervorgehoben, hier wird ihr Licht durch die bunte Menge variirender Ansichten wie durch ein Prisma gebrochen, und der reinste Strahl herausgesucht. Immer erscheint die richtigste Ansicht im Kampf mit der entschieden irrigsten, und die klarste mit den unklaren und dämmernden. Diese Art, im Gespräch zu philosophiren, die Wahrheit in lebendigem Kampf mit dem Irrthum, der absichtlichen Lüge oder der unfreywilligen Täuschung zu erhärten, ist mit Recht als die kunstreichste, schönste, und doch zugleich auch als die natürlichste von jeher anerkannt worden, und Platons Gespräche sind als das Ideal der philosophischen Darstellung von seiner Zeit bis auf unsere gepriesen worden. Griechen und Römer, besonders Lucian und Cicero, haben ihn schon nachgeahmt, und unsere neuen Philosophen würden seine Formen ihren Systemen und dem Charakter unsers Zeitalters gern anpassen, wenn sie das jezt so sehr erweiterte Gebiet der Philosophie so klar überschauten, als Plato, wenn sie nicht beständig noch mit dem eigenen Irrthum zu kämpfen hätten. Unsere Philosophen suchen selbst noch nach der Wahrheit, sie können sie also dem

fremden Irrthum noch nicht klar und sicher gegenüberstellen. Es sind daher immer sehr unglückliche Versuche geblieben, Platons Formen nachzuahmen. Die modernen Sokratesse stehen unter den gewaltigen Perturbationen, welche die Philosophie gegenwärtig bewegen, immer ein wenig wankend und schwindelnd. Wie kommt aber wohl Herr Professor Erhard zu einem solchen Platonisiren, da er seine Wahrheit durchaus keinem fremden Irrthum, keinen fremden Ansichten, sondern überhaupt nur der Unwissenheit seiner Schüler gegenüberstellt? Er lehrt nur vor gehorsamen und aufmerksamen Schülern, keine fremde Meynung, kein Widerspruch tritt ihm entgegen. Seine Schüler fragen nur, wie die Kinder in Campes Robinson Crusoë, wenn sie etwas nicht recht verstanden haben, oder vielmehr, wenn der Verfasser noch etwas anbringen will. Von einem lebendigen Kampf und Austausch der Meynungen wie bey Platon ist nirgend die Rede. Wozu also überhaupt das Gespräch? Es stört nur den Zusammenhang des Ganzen. Soll uns nur eine Lehre und die Meynung eines Einzigen vorgetragen werden, so ist die dialogische Zerstückelung nur unbequem und völlig bedeutungslos. Eine fortlaufende Abhandlung würde weit schicklicher seyn.

Mit dem Kampf der Meynungen fällt auch alle Schärfe, Gewandtheit und Grazie der Dialektik, und jene heitere Ironie, worin Platon so bewunderungswürdig ist, gänzlich weg. Statt dessen gefällt sich unser Verfasser in einem etwas sentimentalen, moralischen Ton, und anstatt uns seinen Weisen in dem liebenswürdigen Licht zu zeigen, in welchem Plato den Sokrates beständig hervorzuheben weiß, indem er ihn allen groben und feinen Angriffen seiner Gegner bloßgestellt, mit unnachahmlicher Anmuth ringen und siegen läßt, begnügt sich Herr Professor Erhard, seinen Sokrates wie den Sarastro in der Zauberflöte immer nur als ein unfehlbares Orakel Worte der Weihe von sich geben und von seinen artigen Schülern ohne Widerspruch und Kampf mit Staunen, Bewunderung und Schmeicheleyen überschütten zu lassen. Diese Prahlerey ist ein wahres Gegengift gegen den Platonismus, der überall und immer in den Grenzen der zartesten Bescheidenheit verweilt.

Auch ist es wohl ziemlich unpassend, platonische Griechen auf den Standpunkt unserer Zeit zu versetzen, und ihnen Dinge in den Mund zu legen, von denen die alte Hellas noch keine Ahnung hatte. Herr Erhard verweilt nicht bloß bey der antiken Poesie, er geht auch auf die Ideen der christlichen, modernen und deutschen Dichtkunst ein, und er hätte deßhalb nicht Griechen, sondern Deutsche darüber sprechen lassen sollen. Platon schrieb als Grieche von Griechen für Griechen. Seine Gespräche bewegen sich in demselben nationellen Kreise, in dem Platon lebte. Warum hat ihn Herr Erhard hierin nicht nachgeahmt, und nicht als ein Deutscher, der für Deutsche schreibt, auch Deutsche redend eingeführt? Warum bringt ein deutscher Professor seine rein deutschen Phantasien, die in deutscher Sprache geschrieben, nur von Deutschen gelesen werden sollen, in der fremden Form vor und legt sie Personen in den Mund, welche Speiolithes, Haliakron, Hamareios, Karpheus und Môron heißen, also Griechen seyn sollen und sich auch gar griechisch, ja atheniensisch und obendrein platonisch geberden? Es ist doch recht kläglich, daß der Deutsche noch immer so gern eine fremde Uniform anzieht, wenn sie ihn auch zum Sklaven stempelt, gleichviel physisch oder geistig, oder beydes. Wahrlich, wenn wir in Wissenschaft und Kunst ein Eldorado bey uns entdeckten, wir würden unser Gold nicht eher für Gold halten, bis es in einer fremden Münze gestempelt worden wäre. Wenn Herr Erhard eigene, tiefe, neue Gedanken zu Tage gefördert, warum gibt er sie für ein griechisches Produkt aus? Es wäre höchst komisch, wenn Platon seinen Sokrates nach Passau versezt hätte; und nicht weniger komisch ist es, daß ein Professor in Passau seine Collegien unter dem Namen Speiolithes in Athen halten will. Er kann sich auf andere Philosophen und Dichter berufen, die seit Wieland oft die gleiche Thorheit begangen; aber es ist und bleibt eine Thorheit.

Als eine Kleinigkeit, die aber doch einen sehr üblen Eindruck macht, muß ich es noch rügen, daß der lehrende Weise, der Sokrates des Herrn Erhard, gerade Speiolithes heißt. Warum kann er denn nicht auch anders heißen? Der Name klingt einem deutschen Ohre doch gar zu fatal.

Ueber die Form des Werkes wäre genug Tadel ausgesprochen. Wir kommen zum Inhalt, zur Sache. Der Titel ließ etwas Fragmentarisches erwarten, indeß werden die versprochenen Phantasien an einem sehr zusammenhängenden philosophischen Faden herausgesponnen. Der Verfasser verfährt so sehr systematisch, daß wir eine ganze Philosophie durcharbeiten müssen, bevor wir auf dem eigentlichen Felde der Aesthetik angelangt sind. Die Leser werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen den Grundriß jenes Systems in wenigen Hauptzügen entwerfe, denn man muß das Buch sehr sorgfältig und mit gesammeltem Geist durchlesen, um den Zusammenhang nicht zu verlieren, und ein sorgfältiges Lesen philosophischer Bücher ist nicht jedermanns Sache, wenn die Mühe sich auch reichlich belohnte. Folgende Sätze werden den Leser orientiren.

Gott offenbart sich in der Natur, im Geist und in der Einheit von beyden.

Das Wesen der göttlichen Offenbarung in der Natur ist Nothwendigkeit, die Form derselben Wahrheit.

Das Wesen im Geist ist Freyheit, die Form das Gute.

Das Wesen in der Einheit beyder ist das Heilige, die Form das Schöne.

Der Typus oder die Urform des Wahren, Guten und Schönen ist das Ideal und liegt in des Menschen Seele (nach der altplatonischen Lehre) als eine dunkle Erinnerung zu Grunde, die allmählig wieder belebt wird in Wissenschaft, Tugend und Kunst.

Das Schöne neigt sich mehr zur Natur und zur Nothwendigkeit, oder zum Geist und zur Freyheit, die Kunst stellt also theils Naturideale, theils Freyheitsideale dar.

Alle Kunst beruht auf diesen Idealen. Nur die Erinnerung, Entdeckung, Erdichtung des Idealen macht den Künstler, nicht die technische Ausführung.

Im Orient überwog die Natur, daher galten auch seiner Kunst mehr Naturideale. Bey den Griechen überwog der Geist, daher in ihrer Kunst das Ideal der Freyheit, und es sprach sich aus im Kampf der Helden gegen das Schicksal. Das Christenthum erhob sich aber über beyde in der höchsten Einheit des Heiligen.

Aus diesen wenigen Grundzügen wird der denkende Leser leicht erkennen, daß Herrn Erhards Werk, was man auch an seiner Form mit Recht mißbilligen muß, doch im Wesen und Inhalt sehr interessante Wahrheiten und fruchtbare Gedanken darbietet. In der ersten Hälfte des Buchs ist zwar die philosophische Einleitung ein wenig zu lang ausgesponnen, und vermag so wenig, als irgend eine andere philosophische Begründung der Aesthetik, die große Frage genügend zu lösen. Besonders vermißt man darin die so nothwendige Rücksicht auf das Gemüth, die eigentliche Empfindungs- und Schöpfungskraft des Schönen, die lebendige Mitte zwischen Natur und Geist. Der Verfasser bleibt zu streng bey dem bloßen Gegensatz von Natur und Geist stehen. Dagegen ist die zweyte Hälfte seines Werkes, nachdem er auf dem historischen Gebiet der Kunst angelangt ist, und nicht mehr bey bloß philosophischen Erörterungen verweilt, sondern wirkliche Kunstwerke betrachtet, sehr reichhaltig und belehrend. Vor allem ist seine Vergleichung des antiken und christlichen Geschmacks am ausführlichsten und geistvollsten behandelt, und zwar besonders in den dramatischen Formen. Wer A. W. Schlegels Erörterung dieses Gegenstandes in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur kennt, wird hier einen umfassenden Commentar dazu finden. Jeder Freund der Kunst wird daher Herrn Erhards Möron willkommen heißen müssen, und der Schatz von tiefen und klaren Ideen, den er darin findet, wird ihn die falsche Künsteley in der Form bald entschuldigen und vergessen lassen.

W. M.

Dichtkunst.

Romantische Dichtungen von Lope de Vega Carpio. Aus dem Spanischen übersezt von C. Richard, K. Großbr. Hannöv. Major a. D. Zweyter und dritter Band. Aachen und Leipzig bey Mayer. 1826.

Im ersten Bande dieses Werkes ist eine größere Novelle, der Pilger, vorangegangen, und durch die günstige Aufnahme desselben aufgemuntert, läßt der Uebersetzer hier sechs kleinere nachfolgen. Lope de Vega verdient, auch den Deutschen mehr bekannt zu werden, ob er gleich seine Landsmänner, Cervantes und Calderon, bey weitem nicht erreicht. Sein größter Vorzug und sein größter Fehler sind in einer Eigenschaft eingeschlossen, in seiner Leichtigkeit, worin er etwas mit unserem Wieland gemein hat. Sein Styl ist voll Grazie und schreitet so behend und locker einher, wie ein junger Kastilianer zum Fandango. Oft sollte man glauben, den Liebenswürdigsten unter allen Erzählern, Cervantes selbst zu hören, wenn uns nicht eine gewisse Oberflächlichkeit, die nirgends eine Tiefe verräth, daran erinnerte, daß es nur Lope de Vega ist, den wir vor uns haben. Es fehlt ihm im Ganzen an der unübertrefflichen Ironie des Cervantes, und im Einzelnen an guten Gedanken, womit die Spanier sonst ihre Schreibart zu schmücken wußten, wie ihren Putz mit Edelsteinen und Perlen. Bekanntlich hat Lope de Vega ungeheuer viel geschrieben, und dieß erklärt einigermaßen die Leichtigkeit seiner Produkte. Wenn man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen will, so muß man mehr den Umfang seiner Werke im Ganzen würdigen, als das eine oder andere einzeln durchmustern. Sehen wir ihn als Schöpfer einer so unermeßlichen Welt voll anmuthiger Abenteuer und Liebesgeschichten, so müssen wir die Fülle seines Geistes bewundern, und in dem reichen Kranze nehmen sich selbst gemeine und ungefüllte Blumen noch sehr artig aus. Dieser so erfindungsreiche Dichter hat in seinen Werken den Franzosen und auch uns Deutschen eine ganz unerschöpfliche Quelle von Grundrissen und Stoffen zu Liebesgeschichten und Intriguenstücken aufgeschlossen, und er ist häufig benuzt und nachgeahmt worden, ohne daß man ihn dabey genannt hätte. Er war eigentlich der erste, der die leichte und bequeme Manier der modernen Unterhaltungspoesie einführte, wodurch sich sofort eine Mehrzahl geringerer Geister des Parnasses bemächtigten und die Bretter und sogenannten gebildeten Cirkel beherrschten. Vor ihm war die Poesie viel strenger und spröder und ergab sich nur den kräftigsten Geistern. Man mußte ihr huldigen, und sie hatte nur mit den großen Leidenschaften des Menschen, vorzüglich mit Andacht, Ehrgeiz

und Liebe Verkehr. Nachher huldigte sie selbst und richtete sich nach der Bequemlichkeit der Gesellschaft ein und ließ sich herab, ein bloßes Mittel der Unterhaltung, ein Präservativ gegen die Langeweile und ein gefälliges Spielzeug der Mode zu seyn. Lope de Vega's Muse zeigt uns zuerst dieses Bestreben, nur gefallen, und nur den modischen Herrn und Damen seiner Zeit gefallen zu wollen. Diese Absicht leuchtet auch aus den vorliegenden Novellen hervor, doch fehlt es ihnen nicht an einem fremdartigen und romantischen Zauber, weil seine Zeit und besonders sein Spanien noch gar ritterlich und romantisch war. Einige dieser Novellen sind ziemlich leer und unbedeutend, die besten sind Dianens Prüfungen und Don Gusman der Schläger, zwey höchst reizende Gemälde altspanischer Ritterlichkeit und Minne.

Aus Italien.

— Unter den neuesten literarischen Produkten bemerken wir für dießmal die, unter dem Titel: Alcuni ritratti di donne illustri veneziane, im Verlage von Horjepoli zu Venedig erschienene Sammlung von Bildnissen berühmter Venezianerinnen von B. Gamba. Zwölf, theils durch Talente, theils durch ihre Schicksale ausgezeichnete Damen finden sich in derselben abgebildet, nämlich Isotta Nogarola von Verona, die an Bessarion einen Bewunderer hatte; die von Politian gefeyerte Venezianerin Cassandra; Irene von Spilinberg, aus dem Friaul, eine Schülerin Tizians und bewundert von Tasso; Gaspara Stampa, deren Verse und Liebe noch jezt hier und da eine Thräne hervorlocken; die drey Venezianerinnen Veronica Franco, Modesta de Pozzo und Marietta Tintoretto; Isabella Andreini, von Padua, die sich bey den Akademien durch ihre Verse und auf den Theatern von Frankreich und Italien, durch ihre Deklamation nicht wenig Ruhm erwarb; Elena Cornaro Piscópia, ebenfalls von Padua, und endlich Rosalba Carciero, Luisa Bergalli Gozzi und Elisabetta Caminer-Turca, insgesammt Venezianerinnen, deren Blüthenzeit in das abgewichene Jahrhundert fällt. Die Bildnisse sind größtentheils nach Gemälden von gleichzeitigen Meistern ausgeführt. — Eine willkommene Erscheinung, zumal wenn sie mehr als bloß ephemerisch bleiben sollte, sind die im Juli v. J. zu Mailand begonnenen Annali universali di tecnologia etc., von welchen der gelehrte Agronom Lomeni, der Graf Bossi und mehrere andere, sich für die Sache der Wissenschaften und des öffentlichen Unterrichts in Italien interessirende Gelehrte, die Besorgung übernommen haben. Der erste Heft enthält eine Analyse der Abhandlungen des Hrn. Bonafous über die Seidenwürmer-Zucht, einen Aufsaz über die Papier-Fabrikation der Chinesen, einen andern über die Dampf-Diligencen von den Hrn. Burstall und Hill, nebst einer Anzeige und Würdigung einer großen Anzahl neuer Proceduren. — Als in Italien zu Tage gefördert, obwohl französischen Ursprunges und in französischer Sprache abgefaßt, bemerken wir auch den Essai sur la versification des Grafen von Saint-Leu, wovon der erste Band im Jahr 1825 zu Rom aus Salviucischen, der zweyte 1826 zu Florenz aus Molinischen Pressen hervorgegangen ist. Der Verfasser, welcher auch, seitdem er wieder in den Privatstand zurückgekehrt ist, nicht aufgehört hat, den Musen hold zu seyn, gibt am Anfange seines Werkes zu vernehmen, daß er jener Ungenannte gewesen, der seiner Zeit als Preisaufgaben die Fragen zur Beantwortung vorgelegt habe, welches die Schwierigkeiten seyen, die sich der Einführung des Rhythmus der Alten in die französische Poesie entgegenstellen, warum man keine andere als gereimte französische Verse machen könne, ob der Mangel an einer festen Grundlage der französischen Prosodie ein unüberwindliches Hinderniß sey, und warum, dieß angenommen, andere Sprachen zu einer solchen fixen Grundlage haben gelangen können? Die französische Akademie, mit Zuerkennung des Preises beauftragt, krönte die Abhandlung des Abbé Scoppa, welcher versucht hatte, zu beweisen, daß die modernen Sprachen dieselbe metrische Quantität haben, wie die lateinische und griechische; daß sich der Rhythmus der leztern beyden auch in die französische Versifikation einführen und somit sich auch reimlose französische Verse, die noch harmonischer klingen müßten, als die italienischen, verfertigen lassen, u. s. w. Nunmehr aber hat der Graf von St. Leu, der von ganz andern Ansichten ausgeht, als Hr. Scoppa, die von ihm aufgegebenen Fragen selbst zu lösen versucht. Seine Schrift, welche neben der individuellen Ansicht des Verfassers auch einen Auszug aus der italienischen Schrift des Abbé Baïni über die Identität des poetischen und musikalischen Rhythmus liefert, hat zum Zwecke darzuthun, daß die französische Prosodie nicht bestimmt genug sey, um für die französische Versifikation das Metrum der Alten gangbar machen zu können, daß sie sich hingegen gar wohl durch die Zusammensezung der prosodischen Accente mit dem musikalischen Rhythmus identificiren lasse, und daß in diesem Falle der Reim, als zur Unterscheidung der Poesie von der Prosa nicht mehr erforderlich, gänzlich proscribirt seyn und bleiben müßte. Der zweyte Band der Schrift des Grafen liefert eine Analyse der Meynungen und Ansichten der bedeutendsten Schriftsteller, welche über Reim und Versbau gesprochen haben. — Die Süd-Italienerin Cäcilia von Luna-Folliero hat sich, nachdem sie früherhin die Dichtkunst zu ihrer Lieblingsbeschäftigung gemacht hatte, in neuester Zeit einen ernsthaftern und wichtigern Gegenstand, nämlich die Erziehung ihres eigenen Geschlechtes, zur Bearbeitung erkoren. Ein zu Neapel (b. Marotta und Vanspandoch) kürzlich erschienenes Werk: Mezzi onde far contribuire le donne alla pubblica felicità, d. h. von den Beförderungsmitteln des allgemeinen Wohles durch die Frauen, hat die gedachte Dame zur Verfasserin. Ueberzeugt durch eigene Erfahrung von den hohen Vortheilen, welche eine gute Erziehung dem weiblichen Geschlechte gewährt, durchgeht und prüft sie zuerst mit mehr als gewöhnlicher Einsicht und Kenntnissen die vorzüglichsten, denselben Gegenstand behandelnden Schriften, und legt dann, ohne sich ausschließlich an eines der bisherigen Systeme zu halten, dem Leser eine selbst ausgedachte Methode vor Augen, nach welcher die Sphäre des Wissens bey der weiblichen Erziehung, Religion, Moral, Grammatik, Rhetorik, Geschichte und Dichtkunst, beynebens auch etwas von den strengen Wissenschaften, nämlich Arithmetik, Geometrie und Kosmographie, umfassen soll. Auch die schönen Künste, Tanz, Musik und Deklamation dürfen, nach dem Erziehungsplane der Frau v. Luna-Folliero, dem schönen Geschlechte keineswegs fremd bleiben. Wie viele Italienerinnen dürften nicht im Falle seyn, die von ihrer Landsmännin ihnen ertheilten Räthe und Anweisungen zu ihrem nicht geringen Vortheile zu benuzen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 16.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. Februar 1827.

Lyrische Gedichte.

Die lyrische Muse lebt in einem ewigen Frühling und überschüttet uns mit so viel Blumen, daß wir sie unmöglich alle zählen, bey allen gleich lange verweilen können. Die beste Gabe, die wir in der jüngsten Zeit aus ihrer Hand empfangen, ist ohne Zweifel die dritte Auflage von Ludwig Uhlands Gedichten (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1826). Uhland ragt über den bunten Wiesenteppich der neuern Lyriker,

„wie ein Baum, der Blüthen regnet."

Zu ihm wird der Blick hingezogen, wenn er über die andern nur leicht hinwegstreift. Er ragt über sie hinaus und wird noch viele, viele Frühlinge, viel aufkeimende und wieder hinwelkende Generationen überdauern. Eine zweyte, ebenfalls recht erfreuliche Erscheinung ist die zweyte Auflage von Wilhelm Müllers Liedern eines reisenden Waldhornisten (Dessau, bey Ackermann 1826). Der wohlverdiente Ruf des vielbesprochenen Dichters scheint sich dadurch noch fester begründen zu wollen. Auch von Fouqués Gedichten ist der fünfte Band erschienen (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1826). Wenn diese Namen keiner Empfehlung bedürfen, da jedermann sie kennt und schätzt, so fordert uns dagegen das unbekanntere Verdienst auf, es aus der Dunkelheit hervorzuziehen.

Die jüngst erschienenen Gedichte von Friedrich Hölderlin (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1826) sind eine auffallende Erscheinung. Ein ächter Dichter voll göttlichen Feuers hat seit geraumer Zeit unter uns gelebt und ist nur wenig bekannt geworden, da wir bisher nur einen Roman von ihm, Hyperion, besitzen. Aber seit drey und zwanzig Jahren liegt der Geist des edlen Sängers in dunkeln Banden. Seine Gedichte, größtentheils noch aus dem vorigen Jahrhundert, haben einen gewissen Reiz des Alterthümlichen, die meisten sind in Herametern und im alcäischen Versmaß oder in pindarischen Dithyramben geschrieben. Doch hat er darum nie und nirgend der deutschen Sprache Gewalt angethan, und seine Verse können als Muster ionischer Lieblichkeit gelten. Es ist etwas Eigenes, ein magischer Reiz darin verborgen. Wir glauben eine fremde niegehörte und doch wunderbar dem Herzen vertraute, innig rührende Musik zu vernehmen. Die Gegenstände dieser Gedichte sind Liebe, Freundschaft, Natur, vor Allem aber jene tiefglühende Sehnsucht jeder Dichterbrust. Diese Sehnsucht tritt uns hier mit einer Wahrheit, mit einem Schmerz entgegen, die unser Innerstes erschüttern. Wir werden an die furchtbaren Töne des gefesselten Prometheus erinnert. Das Gefühl der gefesselten Kraft ist das Herrschende, und wenn es sich in den stärksten, ergreifendsten Tönen ausgesprochen, schmilzt es in milde Wehmuth hin. Von diesem gewaltigen Charakter sind die Gedichte, das Schicksal, der Genius der Kühnheit, der gefesselte Strom, die Eichbäume. Ein herzzerreißender Schmerz liegt in dem Gedicht, der blinde Sänger. In der leisesten sanftesten Wehmuth ist aber die lange Elegie, der Archipelagus, wie seufzend hingehaucht. Eine wunderbare Neigung lenkt die Sehnsucht des Dichters nach Griechenland. Auf den sonnenhellen Inseln Joniens ruht sein Geist aus, und hier wird seine Klage sanfter, wenn er in die Laute Homers und des Alcäus greift. Doch der wilde Sturm in seinem Innern läßt ihn nicht ruhen. Zuletzt, denn dieses sind die spätesten Gedichte, bricht diese flammentrunkene Seele in wilde kühne Dithyramben aus, die mit aller Grazie des Erhabenen sich schmücken, furchtbar schön. Diese Gedichte sind überschrieben Andenken, die Wanderung, der Rhein, Hyperions Schicksalslied. Der Rhein ist das gewaltigste und schönste Gedicht der ganzen Sammlung, nur zu lang, als daß wir hier mehr als folgenden Auszug daraus geben könnten:

Jezt aber, drinn im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun, tagelang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern

Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt,
Und die Mutter Erd' anklagt',
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme war's des edelsten der Ströme,
Des freygebornen Rheins,
Und anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennt der Mensch
Sein Haus und dem Thier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen wohin,?
In die unerfahrene Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reinentsprungenes. Auch
Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie Du anfiengst, wirst Du bleiben,
So viel auch wirket die Noth
Und die Zucht, das Meiste nämlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugebornen begegnet.
Wo aber ist einer,
Um frey zu bleiben
Sein Leben lang und des Herzens Wunsch
Allein zu erfüllen, so
Aus himmlischgünstigen Höh'n
Und so aus reinstem Schooße
Glücklich geboren, wie jener.
Drum ist ein Jauchzen sein Wort,
Nicht liebt er, wie andere Kinder
In Wickelbanden zu weinen;
Und wenn, wo die Ufer sich ihm
An die Seiten schleichen, die krummen,
Und durstig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehen
Und wohl zu behüten begehren
Im eigenen Schlunde, lachend,
Zerreißt er die Schlangen und stürzt
Mit der Beut', und wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt,
Ihn wachsen läßt, wie der Blitz muß er
Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge.

Den Schluß des Ganzen macht ein unvollendet gebliebenes Trauerspiel, der Tod des Empedokles. Dieser Grieche stürzte sich in den Feuerschlund des Aetna, und so spricht auch hier wieder die kühne, schöne, in ihrer Zerrissenheit noch so erhabene Seele des Dichters sich aus. Er selbst fühlte, daß sein Weg von dem gewöhnlichen Pfade der Menge abführte, und er drückt sich darüber auf eine rührende Weise aus, in dem Gedicht:

Stimme des Volks.

Du seyest Gottes Stimme, so ahndet' ich
In heil'ger Jugend; ja, und ich sag es noch. —
Um meine Weisheit unbekümmert
Rauschen die Wasser doch auch, und dennoch

Hör ich sie gern, und öfters bewegen sie
Und stärken mir das Herz, die Gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln in's Meer sie die Bahn hinunter.

Allein er ist des eigenen Werthes stolz sich bewußt:

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen,
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

Und er weiß, was das Loos des Schönen ist auf Erden:

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Er ahnet ein trauriges Loos, doch jenseits seiner Nacht schimmert ihm ein helles Licht.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht.

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand
Und herrlicher und freyer walle
Mein Geist in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen lezte ringe,
Genährt vom Siege dieses Herz!

Man kann von Hölderlin sagen, er sey nicht nur ein Dichter, sondern auch selbst ein Gedicht. Sein Gemüth gehört zu den seltenen, die von Natur poetisch sind und in jeder Aeußerung Poesie athmen, wie die Blume den beständigen und eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetisches, er bemüht sich nicht, es zu machen, es zu künsteln, er ist es schon. Er strahlt das poetische Feuer nur von innen aus, er läßt es brennen in kunstlosen, ja in wilden Flammen, bis es sich selbst verzehrt hat. Seine Seele ist eine zartbesaitete Aeolsharfe, erst leise melodisch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch schönen Klängen zerrissen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er singt, so ist es dieser. Im Strome seiner Lieder ist jeder Tropfen aus seinem innersten Herzen entsprungen.

Hölderlins glühende verzehrende Leidenschaft ist eine seltene Erscheinung in unserer lyrischen Welt, in der gewöhnlich nur sehr zahme Leidenschaften in elegischen

Liebesklagen laut werden. Es gibt der Salvator Rosas so wenige in der lyrischen Poesie, als in der Malerey. Unsere Dichter sind größtentheils zufriedene Leute, die Jahr aus Jahr ein Frühling, Wein und Liebe preisen, und oft sogar den Liebesjammer nur erkünsteln. Unter der Masse der neuern Lyriker stößt uns sogleich einer auf, der gegen Hölderlin auf's Lebhafteste contrastirt. In den Gedichten von Hoffmann von Fallersleben (Breslau bey Grüson, 1827) spricht sich ein stilles in sich selbst vergnügtes, in Scherz und Leid gleich mäßiges Gemüth aus. Der Dichter sagt von sich selbst:

Bin noch jung und guter Dinge.
Freue mich auch, daß ich's bin;
Wann ich rede, wann ich singe,
Immer kommt's aus heiterm Sinn.

Er liebt, wie gutmüthige Menschen pflegen, bloß aus Temperament, und gleichsam alles, was ihm vorkommt.

Mein Mädel lebet überall
In Wald, Gefild und Au,
Im Maigesang der Nachtigall
Und in des Himmels Blau.

Drum wird's dem Sänger auch so leicht,
Zu Liebeslust gestimmt,
Er singt, was nur sein Aug' erreicht,
Und was sein Ohr vernimmt.

Er verwundert sich selbst über diese Allerweltsliebe oder Simultanliebe, wie sie Jean Paul einmal genannt hat.

Ich ärg're mich so stumm und dumm,
Daß ich so vieles liebe,
Das geht mir so im Kopf herum,
Ich liebe selbst die Liebe.

Der größte Theil seiner Gedichte besingt die Natur in ihren sanftesten Erscheinungen, Frühling, Thau, Rosen u. s. w. fast immer in Beziehung auf Liebe, dann die Liebe selbst, wieder in ihren sanftesten Regungen, gewissermaßen furchtsam, und ein wenig allzu tändelnd und leise, sanguinisch flatternd von Blume zu Blume, kaum wagend, daran zu nippen, wie ein Schmetterling. Der Mangel an Kraft, Feuer und Leidenschaft wird aber besonders in den Wein- und Soldatenliedern bemerklich, die sich niemals zur rechten bacchischen und kriegerischen Lust erheben wollen. Er versucht, im Ton eines alten deutschen Landsknechts zu singen, aber es klingt gerade so, als ob ein junger zahmer deutscher Literator sänge, der kein anderes Pulver gerochen, als Dintenpulver. Er hätte sich in das Gebiet des alten rostigen Eisens und der alten Knasterbärte nicht wagen sollen. Seine Landsknechte denken vor dem Humpen oder vor den feindlichen Kanonen immer nur an ihre Schätzchen daheim, und sind gar zahm. Glücklicher ist er in der originellen Manier seiner „Maikäferiade oder Lieben, Lust und Leben der Maikäfer.“ Dieß ist ein Cyclus von kleinen romanzenähnlichen Liedchen, worin die Maikäfer die Helden und die blühende Frühlingswelt die Scenen darstellen. Hier hat das spielende, mit dem Zarten, Kleinen sich vergnügende Talent des Verfassers sein rechtes Feld gefunden. Mit etwas mehr Auswahl und Geschmack hätte sein scherzhaftes Heldengedicht sich zu der Lieblichkeit des Elfenlebens in Shakspeares Sommernachtstraum erheben können. Folgendes Liedchen erinnert einigermaßen daran:

Wir wollen die Braut begraben,
Sechs Scarbterlein müssen sie tragen,
Wir andern, wir folgen und klagen.

Wer spielet und singet zur Trauer?
Heuschrecken, und Heimchen, und Grillen,
Sie zirpen und gillen und schrillen.

Wo bleiben die Fackelträger?
Johanniswürmchen im Dunkeln,
Sie kommen und leuchten und funkeln.

Wo ist der Pfaff von der Rose?
Mit goldenem Mantel umwunden,
Hat er sich hier eingefunden.

Er lieset vom Rosenblättchen:
Die gute, die edele Fraue,
Sie starb am kühlen Thaue.

Als zwanzig Maiennächte —
Gott müsse die Seele behüten
Im Reiche der ewigen Blüthen.

Gott müsse die Seele behüten,
Wo unsere Väter hinkamen!
Nun betet und saget: Amen.

Zeitgeschichte.

Lettres sur la Grèce, notes et chants populaires extraits du portefeuille du colonel Voutier. Paris 1826. XXXI 224.

Nicht ohne mannigfaches Interesse ist vorliegende Broschüre für diejenigen, welche mit den einzelnen Begebenheiten der griechischen Revolution vertraut sind oder an der Person des von der griechischen Regierung im J. 1823 zum Oberst ernannten französischen Philhellenen Voutier selbst besonderen Theil nehmen. Es ist derselbe, der im J. 1823 die in Deutschland nach Verdienst gewürdigten „Mémoires sur la guerre actuelle des Grecs“ herausgab. V. hatte nach seinem ersten Aufenthalte in Griechenland dasselbe in der ersten Hälfte des J. 1823 verlassen, kehrte aber zu Anfang 1824 dahin zurück und blieb daselbst bis zu Ende desselben Jahres, wo ihn eine heftige Krankheit nach Frankreich zurückzukehren nöthigte, von wo er aber in sechs Monaten nach Griechenland zurückkommen wollte. Auf jener Reise nun nach Griechenland (über Rom und die jonischen Inseln) und während seines Aufenthalts daselbst bis December 1824 sind die hier mitgetheilten Briefe größtentheils von Missolonghi, wo er, im Mai, landete, und von Argos und Napoli aus geschrieben worden, und es scheint kein Grund vorhanden

zu zweifeln, daß sie so, wie sie hier mitgetheilt, auch geschrieben worden seyen. Der Inhalt ist natürlich gar verschieden, nicht immer in Beziehung auf Griechenland und dessen Revolution, indeß im Ganzen und Einzelnen von Interesse und nicht ohne Nutzen auch für die Geschichte der innern und äußern Begebenheiten in Griechenland. Der Oberst Voutier hielt es für „important, de mettre au jour tous les renseignemens, tous les faits, toutes les notions propres à faire connaître l'état, les ressources, les hommes, la situation civile et militaire de la Grèce, und dieß war es, was ihn zur öffentlichen Bekanntmachung der Lettres bestimmte. Namentlich will Rec. erwähnen, daß der Leser, außer einzelnen Ereignissen in Griechenland im J. 1824, manches Interessante über Englands Einfluß auf die Angelegenheiten Griechenlands findet, über Lord Byron (bald nach dessen Tode kam V. nach Missolonghi), über den er, neben sehr wichtigen Bemerkungen, doch nicht ganz unbefangen und ruhig urtheilt, über die englische Anleihe vom J. 1824 (die verzögerte Ankunft dieser Gelder hatte äußerst nachtheiligen Einfluß auf den Feldzug des Jahres 1824 und zog manche bedeutende Verluste der Griechen nach sich), und über mehrere Beyspiele, wie die von den europäischen Mächten in dem gr. Kampfe proklamirte Neutralität beobachtet worden. Sehr richtig ist im Ganzen das Urtheil über Stanhope, mit dem V. zu gleicher Zeit in Griechenland war, und über einzelne seiner Urtheile (S. 65. 66. 116.), und besonders kommt das, was über dessen Ansicht von Odysseus gesagt wird, auf das hinaus, was Rec. in der Anzeige der Briefsammlung des Obersten Stanhope in diesen Blättern (1826. Nr. 51.) ausgesprochen hat. Den Briefen voransteht eine zur Kenntniß der Art der Kriegführung in Griechenland und der dortigen militärischen Verhältnisse sehr lehrreiche „Notice sur les troupes régulières de la Grèce,“ aus welcher Rec. hier, zur Beachtung Aller für Griechenland sich wahrhaft Interessirenden, besonders der Griechenvereine, nur folgendes aushebt: „C'est vers l'organisation des forces navales de la Grèce, qu'il faudrait tourner ses soins et son attention: c'est à l'empire de la mer que tiennent les destinées de la Grèce.“ Ferner sind sogenannte pièces justificatives angehängt, von denen indeß nur die wenigsten allgemeines Interesse haben, die meisten dagegen wohl nur zur Legitimation des Obersten Voutier (vergl. Vorrede S. VIII. IX.) bekannt gemacht worden sind. Wichtiger sind aber die S. 193 ff. im Originale, mit einer französischen Uebersetzung, mitgetheilten, von V. an Ort und Stelle gesammelten Chants populaires, größtentheils κλεφτικὰ τραγούδια, an der Zahl sieben, alle, wie es scheint, aus der Zeit der gegenwärtigen Revolution, wobey nur das zu bedauern ist, daß theils das Original nicht ganz fehlerlos, auch die Uebersetzung nicht durchaus richtig ist, theils nicht, wie in Fauriels Sammlung, historische Erklärungen zum bessern Verständniß der einzelnen Lieder hin und wieder hinzugefügt sind.

Geschichts-Literatur.

Jahrbuch der gesammten Literatur und Ereignisse, betreffend die Erdbeschreibung, Geschlechter-, Wappen-, Münz- und Staatenkunde, die Staatswissenschaft, Zeitrechnung, politische Geschichte und Archäologie von 1824 und 1825. Von Ernst Gabriel Woltersdorf, Prof. Berlin, bey Ludwig Oehmigke, 1826. 556 S. 8.

Wir finden in diesem schätzbaren Werke die Titel aller in den Jahren 1824 und 1825 im In- und Auslande erschienenen, die Geschichte und deren Hülfswissenschaften betreffenden Bücher und Abhandlungen mit unsäglichem Fleiße gesammelt, systematisch geordnet, und mit einem kurzen Urtheil begleitet. Ihre Zahl beläuft sich auf mehr als 5000, und nur in zwey Jahren. Daraus ersieht man schon, welche Mühe der Verfasser für uns übernommen hat. Wenn sich auch die größern Werke in den gewöhnlichen Bücherverzeichnissen genannt finden, so sind sie doch nicht nach Fächern und Unterabtheilungen bequem geordnet, und die vielen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze, die oft so wichtig sind, als ein Buch, entziehen sich bey der großen Menge der Journale sehr leicht dem Blicke. Ohne Zweifel werden diese Jahrbücher fortgesetzt werden, und es wäre sehr zu wünschen, daß in dieser Art auch alle andern Fächer der Literatur für den Ueberblick geordnet würden, besonders in Rücksicht auf die Journalartikel, die man in ähnlichen encyclopädischen Sammlungen bisher unbeachtet gelassen hat. Auch ein kurzes Urtheil wird jedem Nachschlagenden erwünscht seyn, wenn es so unpartheyisch ist, wie das des Herrn Prof. Woltersdorf.

In der vorliegenden Sammlung ist die geschichtliche Literatur zunächst nach den Hauptvölkern eingetheilt. Wir finden allgemeine Geschichten von Rußland 5, von Frankreich 9, von England 13, von Deutschland 20, die sämmtlich in den genannten zwey Jahren erschienen sind. Warum beurtheilen unsere gelehrten Journale alle diese einen Gegenstand behandelnden Werke nicht gleich mit einander in Masse? Sie könnten sich dadurch Raum ersparen und das Urtheil durch die Vergleichung schärfen. Wenn Jahrbücher, wie das vorliegende, immer zur rechten Zeit erschienen, so würden sie den Recensenten glücklich in die Hände arbeiten und der Unordnung vorbeugen, über die man sich so häufig beklagt, da viele Werke gar nicht und die übrigen so sehr zerstreut recensirt werden.

Nr. 17.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. Februar 1827.

Ueberblick der russischen Literatur, von einem (ungenannten) russischen Edelmann.

Auszug aus dem Französischen.

Die russische Sprache ist, wie viele andere, eine Tochter der slavischen, das heißt der Sprache, welche zur Uebersetzung des Evangeliums und anderer heiligen Bücher diente, wiewohl auch diese schon nach der Ansicht vieler Gelehrten ursprünglich nur eine Mundart war. Zwey griechische Mönche, Methodios und Konstantinos oder Kyrillos, welche im Jahre 863 von Konstantinopel nach Mähren geschickt wurden, um dort die christliche Religion zu predigen, erfanden das slavische Alphabet und übersetzten das Evangelium, die Apostel und andere Theile der Bibel in's Slavische, so daß dieses sich nach einer reichen und gelehrten Sprache bildete. Die älteste Abschrift dieser Uebersetzungen, vom Jahre 1056, ist in der kaiserl. Bibliothek zu Petersburg; seitdem sind durch Abschreiben, und um die Sprache der heiligen Schriften der eigentlichen russischen näher zu bringen, viele Veränderungen hineingerathen. Das Slavische der heiligen Schrift ist der heutigen servischen sehr ähnlich. Der Russe versteht bey einiger Aufmerksamkeit die auf slavisch geschriebenen Bücher. Das Russische wird am reinsten in Moskau und der Umgegend gesprochen; von den andern Mundarten ist die hauptsächlichste die von Klein Rußland, welche die Mitte zwischen dem Russischen und Polnischen hält. Die Bewohner von Archangel und Astrachan können sich mit Leichtigkeit unterreden, und der Grund davon soll im Lesen der heiligen Bücher und dem allgemeinen Gebrauch der slavischen Sprache beym Gottesdienst liegen.

Ihren Ursprung dankt die russische Nation den Normannen, welche im Jahre 862 vom Ufer der Ostsee mit ihren Fürsten, Rurik und seinen beyden Brüdern, zu den zwischen Nowgorod und Kieff wohnenden Slaven kamen. Rurik's Abkömmlinge setzten ihr kriegerisches Leben fort, und kamen mit Beute beladen von den Thoren Konstantinopels zurück. Der Urenkel Rurik's, Wladimir, nahm 988 die Taufe und machte die christliche Religion zur herrschenden in Rußland. Griechische Mönche brachten die erwähnten Uebersetzungen, und derselbe Wladimir stiftete die erste Schule in seinem Reiche. Sein Sohn Jaroslaff brachte die Herrlichkeit des Reichs zu einer Höhe, welcher damals nichts gleichkam. Zu Anfang des eilften Jahrhunderts, als ganz Europa noch kaum aus der Finsterniß, womit es ein halbes Jahrtausend bedeckt war, hervorzutreten begann, stand Rußland in fortwährendem Verhältniß mit Griechenland, damals dem einzigen Zufluchtsort der Künste und Wissenschaften. Jaroslaffs erster Sohn vermählte sich mit der Tochter Harald's von England, der zweyte mit des polnischen Königs Casimir Schwester, der dritte mit der Schwester des regierenden Bischofs zu Trier, der vierte mit der Tochter von Konstantinos Monomachos, Kaiser zu Konstantinopel. Seine erste Tochter heirathete einen König von Norwegen, die dritte einen König von Ungarn; und die zweyte, Anna, vermählte sich mit Heinrich I. von Frankreich; ihr Sohn Philipp I. war Vorfahr von Ludwig IX. Wäre Rußland so ruhmvoll fortgeschritten, gewiß hätten sich die griechischen Gelehrten, welche zur Zeit der Eroberung von Konstantinopel ihr Vaterland verlassen mußten, am liebsten zu ihren Religionsbrüdern, den Russen, geflüchtet; der Norden wäre dem Süden in der Kultur vorangegangen. Aber Jaroslaff theilte das Reich unter seine Söhne; innere Kriege schwächten die Kräfte des Volkes, bis 1223 die Mongolen oder Tartaren mit Feuer und Schwert verheerten, was die Wuth innerer Zwietracht verschont hatte. Ihre barbarische Herrschaft lastete fast zwey Jahrhunderte auf dem unglücklichen Rußland, und auf lange verlöschte das Licht, welches eben angefacht war; die Sitten der Nation änderten sich, die Frauen kamen um ihre Freyheit, die Männer wurden feige und abergläubisch, die Regierung despotisch und grausam.

Diese Zeit der Unwissenheit hinterließ wenige literarische Denkmäler, zerstörte vielmehr die früheren. Doch ist das Gesetzbuch, welches man Jaroslaff und seinen Söhnen beylegt, merkwürdig in Hinsicht der Sprache und des Gerichtswesens, welches im 9ten Jahrhundert in

allen von den Normannen bewohnten Ländern in Gebrauch war. — Die Nestorianische Chronik, welche die ganze Zeit von der Entstehung der russischen Nation bis zum zwölften Jahrhundert, in welchem der Verfasser starb, begreift, ist ein kostbares Denkmal für die Russen und die slavischen Völker (herausgegeben von Schlözer, zu Göttingen); sie ist fast ohne Unterbrechung von andern, meist dem Namen nach unbekannten, bis zum 17ten Jahrhundert fortgesezt. — Das Gedicht über das Heer Igur's gehört auch dem 12ten Jahrhundert an. Es besingt den Heldenmuth dieses Fürsten von Nowgorod-Sewersky, seine Niederlage durch die damals am Don wohnenden Polowzen, seine Gefangenschaft bey diesem Barbarenvolke, desselben Rückkehr nach Rußland; und verdient durch seine Originalität, die Kühnheit der Bilder und den der Dichtung aller jugendlichen Völker eigenthümlichen Reichthum der Einbildungskraft ganz besondere Aufmerksamkeit. *) Des Verf. Name ist unbekannt; des ältern Dichters Bojane Schriften sind verloren. — Die Ueberlieferung hat unter dem russischen Volke eine Menge Lieder aufbewahrt, welche man der Zeit der Tartarenherrschaft zuschreibt. In einigen dieser Lieder, welche voll Naivetät und Gefühl sind, kommen Refrains vor, welche auf heidnische Bräuche Bezug haben. Andere preisen den Glanz von Wladimir's Hof und die Thaten seiner Waffengefährten. Hierin hat die Zeit dieses Fürsten das Ansehen der Fabel, wie Karls des Großen Regierung in den Romanen des Mittelalters. Es fehlt nur den Ueberlieferungen ein Ariost. Ist wirklich das Wundersame in den Romanen der Ritter von der Tafelrunde und von den zwölf französischen Paladins durch Odin von Asien nach Skandinavien gebracht worden und von da nach England und Frankreich gelangt, so könnte dasselbe zur Zeit der normännischen Ansiedlung nach Rußland gekommen seyn.

Langsam ging die Befreyung von den Tartaren vor sich; erst der Großfürst Johann III. in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war freyer Selbstherrscher von ganz Rußland. Botschafter des Pabstes, des deutschen Kaisers, der Könige von Polen und Dänemark, vom Freystaate Venedig kamen nach Moskau; man führte diese aber von der Grenze mit asiatischer Pracht nach der Hauptstadt, ohne die Einwohner in Verhältnisse mit ihnen treten zu lassen. Durch Aufhebung der republikanischen Verwaltung von Nowgorod, welches noch Verbindungen mit den Hansestädten hatte, war Rußland von allen civilisirten Völkern Europa's getrennt; denn die Architekten, Aerzte und andere aus der Fremde blieben ohne weiteren Einfluß. Johann IV. legte Schulen und die erste Buchdruckerey in seinem Reiche (1553) an, aber die Musen flohen beym Anblick seiner Gräuel, und wenn auch Boris Godonnoff durch Beyziehen fremder Gelehrten und dadurch, daß er junge edle Russen in der Fremde ihre Studien machen ließ, einige Hoffnung gab, so folgte doch hierauf eine tiefe Nacht. Alexis versuchte endlich, was Peter der Große vollendete; er ließ ein Schiff bauen, welches freylich von den Kosacken bey der Einnahme von Astrachan verbrannt wurde, bildete ein disciplinirtes Heer, legte Fabriken an, ließ fremde Officiere und Handwerker kommen; aber die Russen flohen ihre Gemeinschaft.

Dieser Zeitraum ist in Hinsicht der Literatur merkwürdig durch den Einfluß, welchen die Geistlichkeit von Klein- und Weiß-Rußland, unterrichteter als die des eigentlichen Rußlands, ausübte, und welcher für die Literatur nützlich, für die Sprache schädlich war. Zur Zeit der Vereinigung mit dem Mutterlande besaß Kieff schon eine geistliche Akademie; deßgleichen ward durch den Czar Theodor 1682 eine zu Moskau gestiftet. Er hatte große Liebe für Dichtung und Musik. Sein Lehrer, der Mönch Simeon aus Polozk, war einer der besten Dichter seiner Zeit, und Verfasser der von der Prinzessin Sophie und den jungen adelichen Herrn und Damen ihres Gefolges bey Hofe aufgeführten Dramen; die Prinzessin selbst arbeitete für das Theater. Die dramatische Kunst war kurz vor diesem Zeitraum in Rußland bekannt worden. Den ersten Begriff davon gaben die Studenten der Akademie von Kieff, welche während der Ferien in den südlichen russischen Provinzen Dramen aus der heiligen Schrift aufführten. Die Moskauer Akademie ahmte dieß nach, und so kamen sie an den Hof. Auf diese Weise offenbarte sich die Liebe zur Kunst; aber für den Geist Peters des Großen war dieser Gang zu langsam; warum geduldete er sich nicht, sie allmählich entwickeln zu sehen, und ohne daß alles Nationale darin ausgetilgt wurde? Er studirte die Arzneywissenschaft, Architektur, Mathematik, besonders aber die Schiffbaukunst. Die 36 Jahre seiner Regierung gestalten sein ganzes Reich um; die Hauptstadt wird nach einer unlängst ihr unbekannten Gegend verlegt, sein Heer mit europäischer Kriegszucht siegt über den größten Feldherrn der Zeit; seine Flagge wird von allen Seemächten geehrt, der Boden ist voll von Fabriken und Manufakturen, der Handel öffnet sich neue Wege, das Kaspische Meer wird mit der Ostsee vereint, die Unterthanen erlernen in ganz Europa Künste und Wissenschaften, im Lande finden die Fremden Aufnahme und Auszeichnung, der Jugend wird fast in allen Städten Belehrung zu Theil. Buchdruckereyen blühen zu Petersburg auf, und in einem abgeänderten Alphabet erscheinen Uebersetzungen ausländischer Werke zum Gebrauch der neuen 51 Schulen, ungerechnet die 26 für die Geistlichkeit, die 58 für das Heer und einer andern für das Seewesen. Auch legte er eine naturhistorische Sammlung und eine öffent-

*) S. Lit. Bl. von 1826. Nr. 89.

liche Bibliothek an, und nur sein Tod (1725) hinderte ihn an der Stiftung einer Akademie der Wissenschaften nach Leibnitzens Plan. Aber Katharina I. gab bald dieser durch Euler und Müller so berühmt gewordenen Anstalt ihr Entstehen, und Anna der Kadettenschule, woraus der Marschall Rumianzoff und die Dichter Sumarokoff und Oseroff hervorgingen.

Von dem Vorwurfe, welcher in der Mitte des 17ten Jahrhunderts Klein- und Weiß-Rußland trifft, ist besonders Demetrius, Erzbischof von Rostoff, frey, dessen (slavische) Sprache als Muster gilt. Er verfaßte unter andern geistreiche Dramen, welche in seinem Bisthum von den Studenten der Theologie aufgeführt wurden. Unter Peter kamen mit den Sitten und Kenntnissen fremde Wörter aller Nationen nach Rußland. Dieß Chaos herrscht in allen Schriften aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts. Auch der Erzbischof Theophanes, der Vater russischer Kirchenberedtsamkeit, ist nicht ganz frey davon. Seine Gedichte sind vergessen, die Epistel an den berühmten Kantemir ausgenommen. — Fürst Kantemir, geboren zu Konstantinopel, und 4 Jahr alt mit seinem Vater, welcher Hospodar in der Moldau war, nach Rußland gekommen, darauf außerordentlicher Botschafter erst in England, dann in Frankreich (starb zu Paris 1744 im Alter von 36 Jahren) hatte mehrere alte und neue Sprachen inne, ist aber mehr durch seine originellen Dichtungen und besonders durch die Satyren bekannt, worin er mit Erfolg, und ohne zu copiren, Horaz und Boileau nachahmt. Sein Styl ist etwas veraltet, das Versmaß beruht auf der Zahl der Sylben.

Den Rhythmus der Griechen und Römer führte zuerst Trediakofski ein, er ward aber erst durch Lomonossoff allgemein. Ersterem hat sein Lehrer Rollin Kenntnisse und Arbeitsliebe eingeflößt, Genie war ihm nicht zu geben. Katharina II. ließ als Strafe Verse desselben auswendig lernen. Lomonossoff aber würde hinreichen, ein ganzes Jahrhundert zu verherrlichen. Schon in seiner ersten Ode (über die Einnahme von Chotin, 1739) bewunderte man die Harmonie der Jamben, den schönen reinen Styl, den lyrischen Schwung. Er war damals 28 Jahr alt und befand sich in Deutschland. Unter dem eiskalten Himmel von Archangel in einer Fischerhütte geboren, begab er sich vom väterlichen Erwerb nach Moskau, ward später nach Deutschland zu Wolf geschickt, und lehrte von 1741 an bis zu seinem Tode (1765) zu Petersburg Chemie und andere Naturwissenschaften. Seine physikalischen, chemischen, geognostischen, astronomischen Schriften sind von keinem Nutzen mehr. Aber er war der erste, welcher eine russische Grammatik verfertigte, der Sprache ihre Reinheit gab und die Regeln des Styles festsezte. Die lyrischen Gedichte und die akademischen Reden sind seine besten Arbeiten; er hatte das Griechische, Lateinische, Französische und Deutsche inne und bereicherte die russische Literatur mit Uebersetzungen; weniger Erfolg hatten seine epischen und tragischen Versuche. Der einzige Dichter, welcher bey seinen Lebzeiten ihm nachahmen konnte, war der jungverstorbene Popofsky, dessen Meisterwerk die Uebersetzung in Versen von Pope's Versuch über den Menschen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmische Literatur.

Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Erster Jahrgang. Januar. Prag, im Verlag des böhmischen Museums. 1827. 96 S. 8.

Wer möchte den Nutzen läugnen, den Zeitschriften, diese Erfindung neuerer Zeiten, durch schnelle Verbreitung der Ideen schon gestiftet haben? Freylich ist der Unterschied unter ihnen sehr groß, und während einige und eigentlich die meisten im wörtlichen Verstande Ephemeren sind, erheben sich andere zu Jahrbüchern der Wissenschaft, die man nach längerer Zeit selbst mit Nutzen zu Rathe zieht. Die oben angekündigte Monatschrift gehört in die Reihe der lezteren; denn durch sie will sich (wie es das Vorwort besagt) die Gesellschaft des böhmischen Museums, dieser vor acht Jahren entstandenen, nun immer mehr und mehr emporblühenden Anstalt, in eine innigere vielseitigere geistige Berührung mit der Nation setzen. Dieser Monatschrift geht zur Seite eine andere in böhmischer Sprache in vierteljährigen Heften, die mit eigenen Originalaufsätzen ausgestattet wird. Beyde Zeitschriften werden, wie das Museum selbst, vorzugsweise eine vaterländische Tendenz festhalten. Sie werden alles Historische sammeln, was im Leben, so wie in der Wissenschaft und der Kunst die Nation berührt, oder von ihr erstrebt worden ist; sie werden den vielfach gewünschten Vereinpunkt für die gesammte literärische Thätigkeit in Böhmen bieten.

Die Redaktion der beyden Zeitschriften besorgt, im Einverständniß mit einem aus der Mitte des Ausschusses der Gesellschaft gebildeten Comité, der böhmische Literator Franz Palazky. Die Monatschrift beginnt mit drey Bruchstücken aus dem epischen Gedichte: Wlasta oder der böhmische Mädchenkrieg von Karl Egon Ebert. Des Verfassers Gedichte (Prag bey Kronberger und Weber 1824) haben überall ehrenvolle Anerkennung gefunden. Das zwepte Bruchstück dieses

nationellen Heldengedichts schildert, wie die Anführerin der böhmischen Amazonen, in der Verfolgung eines Hirsches begriffen, plötzlich im Walde mit Primislaus, dem Böhmenherzog, zusammentrifft, für den ihr der Dichter eine geheime Neigung zutheilt, wodurch das Wilde ihres Charakters, das sonst unerträglich wäre, gemildert wird. — Im dritten Bruchstück beschreibt der Dichter den Kampf der Wlasta mit dem ries'gen Samodslaus und das Unterliegen des leztern auf eine originelle Weise, welche doch nach den vielen Beschreibungen von Kämpfen, die schon epische Dichter geliefert haben, nicht leicht zu erreichen ist. Ueberhaupt leuchtet aus den mitgetheilten Proben ein glänzendes episches Talent hervor, und wir freuen uns auf die Erscheinung des ganzen Gedichts. —

Der darauf folgende Beytrag zur Geschichte des großen Zwischenreichs in Böhmen in den Jahren 1439 — 1453, enthaltend die Verhandlungen über die neue Königswahl, im Jahre 1440 von Franz Palazky einfach und prunklos geschrieben, wie es dem wahren Geschichtschreiber geziemt, bringt Licht in diesen noch zu wenig aufgeklärten Zeitraum der böhmischen Geschichte, zu welchem Endzwecke der Verfasser die Archive in Wittingau, Neuhaus u. a. m. benüzte. Kritische Bemerkungen und urkundliche Belege zu diesem Aufsatze werden im nächsten Hefte folgen.

Hierauf theilt Joseph Wenzig acht Sonnette mit, übersezt aus dem Böhmischen des J. Kollar. Kollar (in Ungarn lebend) ist der bedeutendste neu-böhmische Dichter, aus dessen herrlichem Werke: Wlastislawa, einem Kranz von Sonnetten, diese Proben genommen sind. Weil wir uns nicht erinnern, irgendwo eine deutsche Uebersetzung eines neu-böhmischen Gedichts gelesen zu haben, so glauben wir den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir das achte Sonnett hersetzen:

Vernehmt mich, Berge, hohe Felsgesteine,
Und thürmt euch Berg auf Berg zur Wolkenbahn,
Erbaut mir eine Leiter himmelan,
Daß ich die Ferne schaue, die ich meyne:
Vernehmt mich, Berge, hohe Felsgesteine!

Vernehmt mich, Ström' im donnernden Vereine,
Eh' ihr dahinbraust in den Ocean,
Und tragt Ihr Hymnen zu im Liebeswahn,
Und diese trüben Thränen, die ich weine:
Vernehmt mich, Ström' im donnernden Vereine!

Was seyd ihr still geworden, Lüft' und Winde?
O wehet meine Seufzer hin zu Ihr,
Erbarmt euch meiner, eilet, eilt geschwinde:
Was seyd ihr still geworden, Lüft' und Winde?

Bringt mich zu Ihr, geheime Geisterheere,
Bringt mich zu Ihr hin, oder Sie zu mir,
Ob Sturm, ob Nacht, ob Schrecken es euch wehre:
Bringt mich zur Ihr, geheime Geisterheere.

Der große durch ganz Europa bekannte slavische Literator J. Dobrowsky untersucht mit gewohntem Scharfsinn: was die böhmische Geschichte durch die Monumenta Germaniae historica, welche die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde veranstaltet, wovon der erste Band bereits (Hannover 1826) erschien, gewinnt. —

Die Notizen über die Bevölkerung Prags von Dr. Franz Steizig geben einige merkwürdige Resultate.

Noch erwähnen wir unter den Notizen eines Rückblicks auf die Leistungen der Prager Schaubühne im Jahre 1826. —

Alfrid.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— In einem kleinen Gedichte, Il Calomero (Mailand, b. Bettoni in Fol. m. K.) besingt der Graf Folchino Schizzi, der früherhin schon durch einige Schriften sowohl, als durch verschiedene seiner Vaterstadt Cremona geleistete Dienste seine Anhänglichkeit an die Sache der Völker und seine wohlthätige Theilnahme an dem Unglücke nothleidender Mitmenschen zu Tage gelegt hat, die architektonischen Denkmäler, womit die Erzherzogin Marie Luise in neuester Zeit ihre Staaten verziert hat. Indem er, von einem Freunde begleitet, über den Po sezt, schildert er die reizenden Ufer der kleinen aus diesem Flusse sich erhebenden Inseln. Am lautesten äußert sich sein Enthusiasmus beym Anblicke der über den Taro und über die Trebbia geschlagenen Brücken; auch des neuen Theaters zu Parma wird mit Bewunderung erwähnt.

— Für die beyden Jahre 1827 und 1828 hat das Athenäum zu Brescia als Preisaufgabe ausgesezt: Zu bestimmen, was die Architektur unter der Herrschaft der Longobarden gewesen sey; zu untersuchen, ob dieselbe einen absonderlichen Ursprung gehabt habe; ihre Eigenthümlichkeiten, zumal was die Construktion der Tempel, die Eintheilung der Gebäude, die äußern und innern Verzierungen und die Auswahl der Materialien betrifft, anzugeben, und endlich die vorzüglichsten Denkmäler zu benennen, die man ihr zu verdanken hat. Die Gelehrten aller Nationen werden zur Concurrenz eingeladen. Die in französischer, lateinischer oder italienischer Sprache abzufassenden Abhandlungen sind vor Ende 1827 an den Präsidenten des Athenäums einzugeben. Zugleich mit der Publikation des vorstehenden Programmes haben die Herausgeber der allgemeinen statistischen Annalen zu Mailand den Wunsch laut werden lassen, die sämmtlichen Anstalten, welche sich in Italien durch Subskriptionen zur Beförderung der Künste, Wissenschaften und Literatur gebildet haben, mit fortgesezter Thätigkeit und einer Beharrlichkeit, welche auf jeden Fall von Nutzen seyn müßte, zu ähnlichen Zwecken concurriren zu sehen. „In einer Zeit," sagen sie, „wo man den Kunstfleiß überall und auf mannigfaltige Art in Bewegung und eine edle Rivalität des Eifers für die öffentliche Wohlfahrt unter allen Menschenklassen aller Völker aufleben sieht, sollte es den sämmtlichen Athenäen, Aufmunterungs-Gesellschaften, Leseanstalten, u. s. w. ein Leichtes seyn, Gegenstände zur Behandlung sowohl als einige Hundert Francs zu jährlichen oder zweyjährigen Preisen aufzufinden, und auf jeden Fall müßte es ihnen zur Ehre gereichen, wenn sie auf diesem Wege zur Wohlfahrt ihres Landes beytragen würden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 18.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. Merz 1827.

Zeitgeschichte.

Denkschrift, die Enthüllung eines Systems bezweckend, das die politische und religiöse Absicht hat, der Religion, der Gesellschaft und dem Throne den Untergang zu bereiten. Vom Grafen Montlosier. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von Dr. H. E. G. Paulus, Großh. Bad. geheimen Kirchenrath. Stuttgart. Bey Gebrüder Franckh. 1826.

Bey dem großen Aufsehen, welches vorliegende Denkschrift nicht mit Unrecht in der politischen Welt erregt hat, dürfen wir voraussetzen, daß jedem unserer Leser dieselbe, als öffentliche, gegen die religiös-politischen Umtriebe in Frankreich gerichtete Anklageakte, schon längst bekannt sey. Aber es ist nicht allein dieser politische Gegenstand und Zweck der Schrift, welche unsere ganze Theilnahme in Anspruch nehmen, sondern bey weitem mehr noch die Art und Weise, wie der Verf. jenen behandelt und diesen verfolgt hat. Was nämlich Rechtsgelehrte, besonders Deutsche, zu tadeln geneigt seyn möchten: die Freyheit, mit welcher derselbe die äußere Form, die eine öffentliche Anklage erheischt, gebraucht, sie mit Geist und Leben erfüllt; — das eben ist es, was wir nicht genug rühmen können. Wir sind darauf gefaßt, einen verwickelten und bedenklichen Fall zu vernehmen, der schwer zu begreifen, über den noch schwerer ein Urtheil zu fassen seyn wird; aber alle Verwickelung löset sich vor unseren Augen wie von selbst auf, und wir stehen keinen Augenblick an, in den wiederkehrenden Ruf des Verf. einzustimmen: Consules videant, ne quid respublica detrimenti capiat. Wir erwarten umständliche Auseinandersetzungen, die nicht wohl festzuhalten und deßhalb geeignet sind, unsern Geist durch überangespannte Aufmerksamkeit zu ermüden; aber wir finden uns auf das angenehmste belehrt, ja bis an's Ende interessirt, als ob wir ein Werk der Poesie gelesen hätten. Und dennoch ist unsere Stimmung fortwährend eine ernste und der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene gewesen. Der Verf. hat bekanntlich nachgewiesen, daß die Congregationen, die seit der Restauration um sich gegriffen, royalistisch-religiöse Zwecke verfolgen und in der That alle politischen Interessen Frankreichs leiten, indem sie sich des Hofes, der Ministerien, der Polizey, der Posten, der Kammern und selbst eines großen Theiles des Mittelstandes zu versichern gewußt haben. Gleichwohl sind sie wiederum nur Instrumente in der Hand der Jesuiten, der Ultramontaner und selbst der gallikanisch-gesinnten Priesterschaft, indem diese drey sich widerstreitenden, geistlichen Partheyen alle darauf hinzwecken, (unter dem Vorwand, das Königthum und die Religion zu befördern) die geistliche Gewalt von der weltlichen Macht unabhängig zu machen, ja über diese zu erheben. Dieses Resultat geht aus einer einfachen Zusammenstellung weniger Thatsachen hervor, über welche erst das rechte Licht durch eine Charakteristik der genannten, vier religiösen Partheyen verbreitet wird, die der Verf. aus der Vergleichung des Princips und der es bewährenden Geschichte derselben gewonnen hat. Es ergibt sich, daß Jesuiten, Ultramontaner und Gallikaner, so wenig als der Papst selbst, je aufgegeben haben, die weltliche Macht, wo sie nur gekonnt, zu beherrschen, diese nur als ein Werkzeug in ihrer Hand, sich selbst aber als die allein herrschende Macht zu betrachten. Es zeigt sich, daß die Jesuiten zu Erreichung ihrer Plane schon vor und zu Ludwig's XIV. Zeiten Congregationen gebildet und den öffentlichen Unterricht an sich zu reißen getrachtet haben. Merkwürdig erschien uns die Nachweisung, daß jene Congregationen, deren Mitglied selbst Ludwig XIV. gewesen seyn soll, nie, selbst während der Revolution nicht, ganz aufgehört haben. Ueberhaupt zeichnet sich die ganze Denkschrift eben so sehr durch historische Haltung, als durch geistvolle Blicke in das Wesen der Menschen und Ereignisse aus, wie sich freylich von dem Verf., welcher die Revolution erlebt, zum Theil darin gehandelt und sie überlebt hat, kaum anders erwarten läßt. „In der konstituirenden Versammlung saß er auf der rechten Seite und vertheidigte die reine Fendalität. Später schrieb er ein Werk, worin er darthat, daß der Adel seit dem dreyzehnten Jahrhun-

dert immer mehr ausgeartet sey und somit sein Schicksal von 1789 selbst verschuldet habe. Obgleich selbst Royalist, hat er gewisse Royalisten doch schon häufig getadelt und zurechtgewiesen." Diese scheinbaren Widersprüche lösen sich auf, wenn man, auch in vorliegender Denkschrift, bemerkt, wie er den wesentlichen Charakter und Werth von Handlungen, wie von Institutionen, stets zu unterscheiden weiß von deren Uebertreibung und Ausartung. So heftig er zum Beyspiel jede priesterliche Anmaßung angreift und zurückweiset, so ganz ist er doch von Achtung vor der Würde der Religion und selbst der Priester erfüllt, sobald diese lezteren ihren heiligen Wirkungskreis nicht überschreiten. Aus dieser stets wachenden, nie zu störenden Besonnenheit, deren sich der Verf. rühmen darf, so wie aus seiner ächtreligiösen und sittlichen Sinnesweise, erklären wir uns, daß es demselben besser als manchem protestantischen Schriftsteller gelungen ist, das Wesen der Religion und Kirchlichkeit, christlicher und priesterlicher Frömmigkeit in ihren mannigfaltigen Wechselbeziehungen eben so fein als treffend zu bezeichnen. Namentlich dürften auch evangelische Geistliche mit Nutzen berücksichtigen, was über die Schranken gesagt ist, in welchen Geistliche ihre religiösen Aufforderungen zur Pflicht und Tugend sowohl auf der Kanzel, als im persönlichen Verhältnisse zu den Gliedern ihrer Gemeinde, halten sollten. — Man wundert sich vielleicht, wie der Verf. auf dergleichen Einzelnheiten habe können zu sprechen kommen, während er doch nur von politisch-religiösen Umtrieben zu reden gehabt habe. Allein, wie man von den Rechten und Pflichten der Kirche und der Priester nicht wohl etwas aussagen kann, ohne sie in den Glaubenslehren selbst begründet nachzuweisen, so mußte der Verf. von den Elementen der priesterlichen Wirksamkeit ausgehen und diese in ihrem engsten Kreise betrachten, weil hier schon die Geistlichen geneigt zu seyn pflegen, die Grenzen ihres Amtes zu überschreiten und auf diese als Rechte usurpirten Ueberschreitungen dann jeden Eingriff in weltliche Angelegenheiten zu begründen suchen. Man denke nur an die Ausdehnung der Kirchendisciplin und die daran geknüpfte Herrschaft über die Gewissen, womit wiederum der Anspruch auf die Leitung des öffentlichen Unterrichts eng verbunden ist, den die Jesuiten so vortrefflich für ihre Plane zu benutzen gewußt haben. — Auf diese Weise werden alle religiösen und kirchlichen Interessen, die in der neuern Zeit wieder mit Lebhaftigkeit erwacht sind, zur Sprache gebracht, obwohl sie alle unter dem politischen Gesichtspunkt, auf den es dem Verf. am meisten ankommt, erscheinen. Und so erhalten wir insbesondere eine sehr deutliche Schilderung von dem sittlich-religiösen Zustande des gegenwärtigen Frankreichs. Es leuchtet ein, daß wirklich daselbst eine sittliche und religiöse Stimmung sich vieler bemächtigt hat, die von den genannten Partheyen, so fern sie selbst nicht darin befangen sind, zu priesterlich politischen Zwecken benuzt wird. Auf eine überzeugende Art erklärt der Verf. auch aus bloß politischen Gründen, wie es möglich geworden, daß die Priester und die Congregationen sich der Leitung der gesellschaftlichen Interessen haben bemeistern können. Er behauptet nämlich zu wiederholten Malen, daß durch die Revolution, welche alle geschichtlich gebildeten Institutionen zerstört habe, eine unermeßliche Leere entstanden sey, die bisher noch nicht wieder habe mit organischen Kräften ausgefüllt werden können, die vielmehr bald von dieser, bald von jener überwiegenden Macht sey besezt worden. Zuerst von den Sansculotten, welche bald den Soldaten haben weichen müssen, auf diese seyen die Gewerbtreibenden gefolgt, und diese wieder durch die großen Gutsbesitzer verdrängt worden. Die lezten beyden Wechsel seyen seit der Restauration und zwar unter Autorität der Congregationen und Geistlichkeit eingetreten. Denn der Hierarchie hätten sich die Bourbonen darum nothwendig in die Arme werfen müssen, weil diese das einzige Institut sey, welchem nicht alle Wurzeln, durch die es mit der alten Zeit zusammenhänge, abgeschnitten worden. Der Verf. fühlt übrigens, so sehr er auch schon als Greis der alten Zeit angehört, wie unmöglich es sey, diese herzustellen, und daß sich erst mit der Zeit aus dem gegenwärtigen chaotischen Zustand ein neuer, organischer entwickeln könne und müsse. Daß er darauf resignire, eine neue Ordnung der Dinge zu erleben, geht aus der folgenden bitteren Bemerkung hervor: „Ich zweifle nicht, daß in dem Zustande, darin wir uns befinden, und bey unserer Regierungsart, Gott der Herr mit Frankreichs Regierung zu Stande kommen werde; aber auch nur Der, der die Welten erschaffen und nur sprechen darf, auf daß sein Wille geschehe, würde es vermögen. Wenn er uns aber bloß einen Engel senden wollte, so könnte dieser sich füglich die Mühe der Reise ersparen, denn der könnte uns nicht zurecht bringen."

Wir haben geglaubt so ausführlich in unseren Andeutungen über die berühmte Denkschrift seyn zu dürfen, weil sie unserer Ansicht nach zu den wenigen Büchern gehört, welche, wenn man sie noch so oft gelesen hat, doch immer wieder neues Interesse zu erregen im Stande sind. Eben deßwegen müssen wir aber bedauern, daß vorliegende Verdeutschung alle Spuren der Rascharbeit an sich trägt. Inzwischen entschädigt uns wieder für alle damit verbundenen Mängel ein ernsthaftes Vorwort, mit welchem der Herr Geheime Kirchenrath D. Paulus die Schrift des französischen Grafen beym deutschen Publikum einführt.

W. B. M.

Ueberblick der russischen Literatur, von einem (ungenannten) russischen Edelmann.

Auszug aus dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Die Kunst der Melpomene und Thalia führte Sumarokoff ein. Er ahmte Corneille, Racine und Voltaire nach. Die Kadettenschule führte seine ersten Trauerspiele auf. Unterdeß sah der Sohn eines Kaufmanns aus Jaroslaff das deutsche und italienische Theater, welches seit Anna bestand, in Petersburg, baute zu Hause ein Schauspielhaus und gab die Stücke von Demetrius aus Rostoff. Elisabeth berief ihn nach Petersburg und errichtete 1756 ein russisches Theater unter der Direktion von Sumarokoff, ein ähnliches entstand 1759 zu Moskau. Sumarokoff's Trauer- und Lustspiele, Dramen und Opern behaupteten lange die erste Stelle im russischen Repertorium; der Stoff ist meist aus der inländischen Geschichte genommen. Sumarokoff bahnte den Weg in fast allen Zweigen der Dichtung. (Er starb 1777).

Elisabeth gründete eine Universität zu Moskau und eine Akademie der schönen Künste zu Petersburg. Pallas (1768) erweiterte, auf Anstiften Katharinens, auf seiner Reise durch Rußland das Gebiet der Erdkunde und Naturwissenschaften. Dieselbe Kaiserin gründete die Akademie der russischen Sprache, die Bergwerksschule, eine andere für Arzneywissenschaft u. a. m.; die Akademie gab ein Wörterbuch und eine Sprachlehre heraus, und Katharina überließ einem Jeden das Recht, Buchdruckereyen anzulegen. Belisaire, in Frankreich von der Sorbonne und dem Erzbischof von Paris verdammt, wurde von ihr und den ersten Großen in's Russische übertragen. Bis dahin war die Nationalgeschichte als Staatsgeheimniß angesehen worden, die Chronikenschreiber und selbst die Historiker Chilkoff und Tatischtscheff waren nicht herausgegeben, unter Katharina aber erschienen die Werke Müllers und Schlözers, sie selbst sammelte Materialien und munterte Tscherbatoff, Boltine und Golikoff auf, sich mit der Landesgeschichte zu beschäftigen.

Petroff hatte nicht so viel Takt und Ohr als Lomonossoff, aber mehr Mannichfaltigkeit; er lobte nicht bloß seine Fürstin, er besang auch die Heldenthaten seiner Mitbürger; daher der lyrische Schwung, die kräftigen und neuen Bilder. Ein gefährlicher Gegner Petroff's war Derschawin, der bey allen Fehlern, welche die Folge einer vernachlässigten Erziehung sind, eine der ersten Stellen auf dem russischen Parnaß einnimmt. Charakteristisch ist bey ihm Reichthum der Einbildungskraft. So beginnt er seine Ode über Alexanders Geburt mit einem Gemälde der von Boreas angerichteten Verheerungen. Dieser Fürst kam ungefähr um die Zeit zur Welt, als die Sonne den Wendekreis des Steinbocks verließ und der Dichter benuzt dieß; bey seiner Geburt, sagt er, wandte sich das Gestirn des Tages zum Lenze hin, und die Natur begann wieder aufzuleben. Drauf beschreibt er die Genien, welche vom Himmel stiegen und den Neugebornen mit allen einem guten Fürsten nothwendigen Eigenschaften zieren, zeigt endlich Rußland mit gebeugtem Knie, das theure Kind in seine Arme nehmend und für sein künftiges Wohl betend. Derselbe Dichter verstand die Moral in dichterische Form einzukleiden, und seine Originalität ist kein geringes Verdienst in einer Literatur, welche fast ganz aus Nachahmung besteht (st. 1816, Petroff 1799). Der Lyriker Kampnist (st. 1813) besaß mehr Kunst als angebornes Talent, und war glücklicher im Lust- als im Trauerspiel.

In der epischen Dichtung machte Lomonossoff den ersten Versuch. Er wollte Peter den Großen besingen, vollbrachte aber nur die beyden ersten Gesänge, welchen man, so schöne Verse sie auch enthalten, doch die üble Wahl eines zu nahe liegenden Thema's anmerkt. Ihm wagte Cheraskoff auf der neuen Bahn zu folgen, dessen Rossiade und Wladimir zur Zeit überschäzt wurden. Noch besitzen die Russen kein episches Gedicht. Petroff's Uebersetzung der Aeneide und die der ersten sechs Bücher der Iliade durch Kostroff wurden Anfangs kalt aufgenommen; werden aber jezt hochgeschäzt, so wenig auch der alexandrinische Vers dem alten Hexameter entspricht. In der lezten Zeit hat man die Fortsetzung von Kostroff's Iliade bis zur Hälfte des neunten Buches gefunden.

Gehen wir zum komischen Epos über, so können wir, ohne bey Maikoff's Gedichten, der rasende Bachus und der Spieler, zu verweilen, deren ersteres besonders sich durch Originalität und die manchmal nur zu plumpe Heiterkeit hervorthut, zu Bogdanowitsch's Psyche (in drey Gesängen) übergehen, worin man für das Gemisch der alten Mythologie mit dem wundersamen russischer Mährchen Ersatz in der lieblichen und naiven, in anmuthigen Versen vorgetragenen Erzählung findet. (st. 1803).

Die dramatische Kunst machte damals Fortschritte, besonders die Komödie; denn die Tragödie ließ sich zu sehr auf Nachahmung der Franzosen ein. In Wisin's beyden prosaischen Lustspielen: der Brigadier und der Unmündige (existirt in franz. Uebersetzung unter dem Titel le Dadais), findet man das wahre Sittengemälde der Zeit; das leztere ist gewiß das beste unter allen russischen Original-Lustspielen, und war durch seine beißende Satyre von Nutzen.

Die Oper dankt Kniaschnine viel. Einige seiner Stücke behaupteten lange die erste Stelle auf der russischen Bühne. Den Müller von Ablessimoff aber sieht man in Rußland für das erste Vaudeville der Zeit und wohl auch dem Verdienste nach an; es ist ein treues Sittengemälde russischer Dörfer.

Der Fabeldichter Chemnitzer vereinigt mit seiner Liebe zur Freyheit und allem Guten und Schönen jene gemüth-

liche Einfachheit, bey welcher das Resultat langen Nachdenkens als hingeworfene Bemerkung erscheint; nur Styl und Verse sind nicht ohne Fehler (st. 1784).

Bey allen Völkern folgt die Prosa langsam den Fortschritten der Poesie. In Italien ging Dante um ein halbes Jahrhundert Bocaccio voraus; in Frankreich setzte Malherbe schon durch seinen kühnen Flug in Erstaunen, als Montaigne noch ungewissen Schrittes ging. Auch blieb die wunderbare Prosa Lomanossoff's lange ohne Nachahmer, bis endlich der Erzbischof Plato (st. 1812) die Kirchenberedtsamkeit zu einer Höhe brachte, welche seinen Nachfolgern den Muth nahm. Wisin war einer der besten Prosaiker seiner Zeit, Kostroff gab in seiner Uebersetzung Ossian's das Meisterwerk poetischer Prosa. Dem geschichtlichen, Brief- und didaktischen Styl widmete sich mit Erfolg Murawieff (st. 1816), Alexanders Lehrer.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte.

Kurzer Abriß der Preussisch-Brandenburgischen Geschichte unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. Berlin bey Stuhr, 1826.

In einer seichten und monotonen Sprache erzählt uns hier der anonyme Verfasser eine Reihe von Begebenheiten, die nur eben von der Oberfläche der Geschichte abgeschöpft sind, und selbst dann gründlicher hätten behandelt werden können, wenn sie auch nur der ersten besten Berliner Zeitung entlehnt worden wären. Nicht leicht sind so interessante Ereignisse vor den Zeitgenossen und im Mittelpunkt des betreffenden Staates irgend so fade behandelt worden. Von den innern Verhältnissen Preussens, vom Zustand des Hofes und Heeres, und von den dieselben leitenden Personen, von den Staatseinrichtungen, von den Hülfsmitteln, der Bildung und dem Geist des Volkes ist so wenig die Rede, daß man nicht einmal etwas von dem Einfluß dieser Verhältnisse auf den Gang der Ereignisse erfährt. Nur die Thatsachen der verschiedenen Kriege werden uns im gewöhnlichen Zeitungsstyl erzählt, und der Verf. hat gänzlich vergessen, daß die jüngstvergangene Geschichte Preussens gerade in ihren zwey wichtigsten Momenten nur durch den innern Zustand und Geist des Hofes und der Nation erklärt werden kann. Der Verfall Preussens 1806 und die Erhebung desselben 1813 sind gleichmäßig Folgen seines innern Zustandes gewesen, und noch hat jeder Geschichtschreiber darauf Rücksicht genommen, bis uns ein Buch, das in Berlin selbst herauskommt, lehren will, diese innern Verhältnisse seyen bedeutungslos gewesen. Es ist wahr, der Verfasser sagt uns etwas von der patriotischen Begeisterung der Preussen im Jahr 1813, aber er läßt sie nur mit den Ereignissen gehen, während die Ereignisse, wenigstens ein großer und nicht der unwichtigste Theil derselben, aus ihr hervorgegangen sind; warum sagt er uns denn aber gar nichts über den Zustand Preussens von 1806, nichts von den ungeheuren Mißgriffen, durch welche der Sieg verscherzt wurde, bevor es noch zum Kampfe kam? Ist es vielleicht ein edler Patriotismus, welcher den Verfasser hier schweigen läßt? Die Geschichte erkennt dergleichen Beschönigungen nicht an, und weder die Politik, noch die dem Unglück gebührende Achtung rechtfertigen sie. Hat Preussen nicht den Flecken von Jena durch glorreiche Siege so gut abgewaschen, als Frankreich den Flecken von Roßbach? welcher Tugend soll man sich denn rühmen dürfen, wenn man sich schämt, einen Fehler zu gestehen? sollen denn solche Fehler nicht einmal die einzige gute Frucht tragen dürfen, uns zu warnen? Der gute Anonymus scheint sich dergleichen Fragen niemals vorgelegt zu haben. Er schiebt alle Schuld im Jahr 1806 auf das Unglück, und vergißt, daß man mit demselben Recht die Tugenden des Jahres 1813 auf Rechnung des bloßen Glücks setzen könnte, wenn man so geistreich Geschichte schreiben wollte, wie er. Man höre seine Schilderung der Schlacht bey Jena. (Sie findet sich schon auf der 19ten Seite, woraus man schließen kann, wie flüchtig alles Frühere von der Thronbesteigung Sr. Majestät an behandelt ist). „Gleich mit Anbruch des Tages nahm die Schlacht ihren Anfang. Das Heer des Königs stand bey Auerstädt, die Hohenlohesche Armee bey Jena. Der Kampf ward bald allgemein, und ungeachtet der tapfersten Gegenwehr und der glänzendsten Beweise von persönlichem Muthe, welche der König und die Prinzen seines Hauses gaben, wurden die Preussen dennoch geschlagen, und ihre Reihen in Unordnung gebracht, da der oberste Heerführer, der regierende Herzog von Braunschweig, ein Greis von zwey und siebenzig Jahren, durch eine Musketenkugel im Kopfe tödtlich verwundet worden war." Das ist alles. Der Tod des Herzogs war also die einzige Ursache der Niederlage? aber die Schweden haben doch gesiegt, obgleich Gustav Adolf gefallen war. Oder das Alter? aber Blücher war eben so alt bey Waterloo, und hat doch gesiegt. Eine andere Ursache gibt der Anonymus nicht an. Von der Zwietracht der Feldherrn, vom Ungeschick der Dispositionen, von der Schulsteifigkeit des Heeres, von allen weltbekannten wahren Ursachen der traurigen Niederlage sagt uns der Anonymus keine Sylbe. Und das heißt er Geschichte schreiben. Er erzählt nicht einmal, was wirklich geschehen, noch viel weniger zieht er daraus die so heilsame Lehre für die Zukunft. Er beraubt sich selbst des Genusses, seinem Vaterlande, seinem König und den preussischen Fahnen den Triumph zu bereiten, der im Contrast der Jahre 1813 und 1806 liegt. Er wagt so albern und seelenlos zu erzählen, was tausende seiner Mitbürger nicht nur selbst gesehen, sondern selbst gethan, und man kann ihm mit Wallenstein zurufen:

Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu lügen, was wir schaudernd selbst erlebt.

Zum Schluß sey noch bemerkt, daß der Verfasser seine Geschichte nur bis zum zweyten Pariser Frieden fortführt. Er thut es darin vielen unserer deutschen Geschichtschreiber gleich, die gern mit dem allgemeinen Friedensfest schließen, wie die Romanschreiber mit der Hochzeit. Aber man sagt, in der Ehe sey noch gar mancherley zu erfahren.

Nr. 19.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. März 1827.

Dramatische Literatur.

Die Hohenstauffen. Cyklisches Drama in sieben Abtheilungen. Von Wilhelm Nienstädt. Sieben Bände. Leipzig 1826. bey J. Ambrosius Barth. 8.

Friedrich von Raumers Hohenstauffen haben unter unsern jungen Dichtern einen dramatischen Wetteifer geweckt, denn eben war Ref. über den gigantischen Plan eines Jünglings, welcher die Hohenstauffen in vierzehn Trauerspielen abhandeln wollte, ein wenig erschrocken, als ihn ein anderer, Herr Nienstädt, schon mit der Wirklichkeit überraschte, und bereits sieben solche Stücke fix und fertig hatte. Sie sind in einen Cyklus eingeschlossen wie die alten sieben Churfürsten und Planeten. Statt des Kaisers, der jene, oder statt der Sonne, welche diese führte und verknüpfte, findet sich hier die Muse Clio ein, welche die Stelle des Chores, Prologus und Epilogus vertritt und gleich einer Frau mit dem Guckkasten die Bilder eins nach dem andern vor- und zurückschiebt. Das ist ganz in der Ordnung, denn die Theile müssen zusammenhängen. Warum muß es denn aber gerade die Muse Clio seyn, welche diese Verbindung bewirkt? Was soll denn die griechische Mythologie im Zeitalter Barbarossas und der Kreuzzüge? Doch die Muse hat ein Recht, überall zu seyn, wenn es nur die Muse ist.

Die Muse Nienstädts ist dieselbe, die Shakspeare und — Schlenkert begeistert. Ich weiß nicht, ob der moderne Leser diesen Schlenkert noch kennt. Er findet sich wohl noch in Lesebibliotheken. Vor dreyßig, vierzig Jahren war er als Verfasser Heinrichs des Vierten, Friedrichs mit der gebissenen Wange, Wiprechts von Groitsch &c. ziemlich beliebt und berühmt. Er brachte, nach dem Vorgange Shakspeare's, interessante Partbieen aus der Geschichte des Vaterlandes in dramatische Gemälde. Sein Kaiser Heinrich IV. lief allein durch vier dicke Bände voll unzähliger Scenen. Alles war aber die baare Prosa, nackte Geschichtserzählung in Dialog gesezt, und mit großen Redensarten, die den Ton des Faustrechts bezeichnen sollten, bis zum Eckel angefüllt. Zwischen diesem Schlenkert und Shakspeare steht Nienstädt ungefähr in der Mitte. Er hat weder jenen ganz vermieden, noch diesen ganz erreicht. Allerdings hat er, man sieht es deutlich, im Allgemeinen Shakspeare nachahmen wollen, und dem Krieg der beyden Rosen den Krieg der Welfen und Gibellinen an die Seite setzen wollen. Wie Shakspeare, hat er sich auf die Höhe eines alles überschauenden epischen Standpunktes versezt, und nicht ohne Glück in ein so überreiches und verwickeltes Gemälde, wie es ihm die Geschichte der Hohenstauffen darbot, einen übersichtlichen Zusammenhang gebracht, und den Faden eines ungetheilten dramatischen Interesses durch das Ganze durchgeführt. Aber im Einzelnen hält sein großes Gedicht die Vergleichung mit Shakspeare nur allzu wenig aus. Wo bleiben Shakspeare's tiefe, wahre, scharfgezeichnete Charaktere, und wo bleibt die Sprache Shakspeare's, die uns in einem vollen unendlichen Strome mit allen Tönen der Menschenbrust, und mit allem Licht und Feuer des Geistes, mit allem überschüttet, was die Sprache jemals von Würde, Geist, Anmuth, Naivetät, Witz und Humor besaß? Hierin steht Nienstädt allzuweit hinter seinem großen Vorbild zurück und nähert sich allzusehr dem armen Schlenkert. Seine Dichtung ist allzuoft nur trockne, kalte, flache Geschichtserzählung in Dialogen.

Nur durch kräftige, warme und natürliche Zeichnung der Charaktere kann dramatisches Leben in die Darstellung der Begebenheiten kommen. Diese suchen wir aber hier vergebens. Statt jenes natürlichen, sichern Ausdrucks inwohnender Kraft, mit welchem Shakspeare starke Menschen schildert, wie den Percy, der den deutschen Heldengestalten jener Zeit noch am meisten gleich kommt, gibt Nienstädt seinen Helden nur zahme Phrasen in den Mund. Statt den Charakteren ein warmes Leben einzuhauchen, finden wir sie kalt und hohl, aus bloßen Reflexionen zusammengeflickt. Statt sie endlich natürlich und wahr zu zeichnen, hat er sie größtentheils ganz falsch aufgefaßt und widernatürlich verzerrt. Betrachten wir z. B. den Kaiser Friedrich Barbarossa, wie Nienstädt ihn

schildert. Diese herrliche Heldengestalt war eines Shakspeare's würdig, oder, wenn wir uns unter den Dichtern unsers eigenen Volks umsehen, so fällt unser Blick auf Goethe, der uns in Götz von Berlichingen gezeigt hat, wie man einen deutschen Helden zeichnen soll. Doch kaum kann man ein Maaß finden, um daran das Bild eines Friedrich Barbarossa zu messen, wie es seyn soll. Und diesen Riesen der Geschichte malt uns Herr Nienstädt als einen girrenden Liebesritter, der Redensarten drechselt „wie ein Schneider vor dem Fenster der Putzmamsell unter den Linden." Die schöne Gela verliebt sich in ihn, und er sich in sie. Sie hat aber allem Anschein nach die neuesten Damenromane von der Corinna der Frau von Staël bis zur Tante der Frau Schopenhauer gelesen und daraus die beliebte Resignationsmethode studirt. Sie opfert ihm von freyen Stücken ihr Lebensglück auf, und entsagt ihm, damit er sich durch diesen Liebeshandel nicht stören lassen soll, große Thaten zu vollbringen, als ob nicht beydes mit einander bestehen könnte, als ob es nie einen Helden gegeben, der zugleich geliebt hätte, als ob sie, das kalte, überlegte, belesene Ding nothwendig eine Omphale, und er ein Herkules seyn müßte. Er verwundert sich ein wenig über ihre Prüderie: „Fühlendes Herz, sagt der junge deutsche Bär aus dem zwölften Jahrhundert, Fühlendes Herz! Ja, wie freute ich mich, als wir von Cölln aufbrachen, und es hieß, wir zögen gen Nürnberg. Es führt über Frankfurth — wie erquickte mich das! Dich wiederzusehen, das war der geheime Ursprung meines Entzückens, meiner Ungeduld; Niemanden, ja mir selbst kaum wagte ich's zu gestehen. Dich fand ich, meine Seele jubelt vor Wonne — da ruft mich's von dannen, und du — wendest dich von mir! — Sollte ich sterben, sollte ich getrennt von dir das Leben durchklagen (man glaubt den leidenden jungen Werther und den thränenreichen Siegwart zu hören), wäre es nur weit, recht weit von hier rc." Sonach darf es uns nicht mehr wundern, daß diese schneidermäßige Carrikatur des großen Barbarossa, statt das überfeine Jüngferchen beym Arm zu nehmen und frischweg zu heirathen, mit einer einfältigen Miene ihre Entsagung anstaunt, ganz unentschlossen und unthätig bleibt und sie ohne weiteres in's Kloster gehen läßt. Gela selbst tröstet sich mit folgenden Tiraden aus den modernsten Frauenzimmer-Romanen: „bleibt er doch immer mein; ich bilde sein Daseyn liebend in mir fort, wie es wächst und sich ausbreitet, ich wachse mit ihm und an ihm auf in geistiger Umarmung und er trägt mich im verborgenen Herzen über die Grenzen der Zeit. — Wohin entreißt mich der Liebe trunkne Begeisterung? was begehre ich? lockt mich nicht geheim die Welt? sind es nicht dennoch eitle Hoffnungen, in denen ich schwärme? — Schnell darum, daß kein Rückweg übrig bleibe, in's Kloster!" So sind die Charaktere. Mehr davon zu sagen, scheint unnütze Mühe.

Die Sprache unsers Dichters ist eben so wenig zu loben. Das erste Trauerspiel ist in Prosa, die übrigen sind in Jamben geschrieben. So flüchtig diese Verse hingeworfen scheinen, so fehlt es ihnen doch nicht an guter Diktion; aber man kann immerhin fließende und correkte Verse machen, die doch nichts weniger als poetisch sind. Denken wir nur wieder an Shakspeare. Auf jeder Seite fesselt er uns durch tausend kleine Reize, durch den Wechsel im Ausdruck der Charaktere, durch die naivsten Stimmen der Natur, durch tiefergreifende Bilder, durch unerschöpflichen Witz und Humor. Seine Sprache ist in jeder Zeile voll Leben und Geist. Shakspeare und jeder große Dichter weiß nicht nur dem Ganzen eines Gedichtes in Idee und Anordnung einen poetischen Geist einzuhauchen, sondern auch in jeder Kleinigkeit, in jedem geringsten Theile. Wie viele leere Blätter hat aber nicht das händereiche Werk des Herrn Nienstädt! Eine Person redet wie die andere trocken und gleichförmig fort; Bilder, Gedanken, Naivetäten, Witze fehlen fast gänzlich, und die wenigen Bestrebungen, im alterthümlichen Volkston etwas Naives und Humoristisches zu erzielen, laufen auf Albernheit hinaus. Beynahe der ganze Nothbedarf der alterthümlichen Redeweise wird aus zwey Wörtchen bestritten: gen und traun! Es heißt immer: ich fahre gen Nürnberg, statt nach Nürnberg! und immer: ich will dir's traun gedenken, statt, ich will dir's wahrlich gedenken! Das erinnert nun ganz an den guten alten Schlenkert. Wenn sich der Verfasser nur ein wenig mehr beschränkt hätte. Man kann wohl auf einem Fuß stehend hundert Verse machen, um bald sieben Trauerspiele zu füllen, aber sie werden nicht die besten seyn. Die Flüchtigkeit sieht überall hervor. Nachlässigkeiten, wie in folgender Redensart (Th. II. S. 139)

> Der Herr des Morgenlands
> Brennt vor Begier, die Trennungskluft zu schlichten,
> Die beyde Kirchen in der Vorzeit schied.

würden bey einiger Aufmerksamkeit leicht zu vermeiden gewesen seyn. Ich brauchte dann dem Verfasser nicht erst bemerklich zu machen, daß man wohl einen Streit schlichten, das heißt die Streitenden aus einander reißen, nach beyden Seiten trennen kann, nicht aber eine Kluft, die schon geschlichtet, schon nach beyden Seiten von einander gerissen, die selbst schon eine Schlichtung ist.

Im Ganzen fehlt noch etwas, das ich aber schüchtern kaum zu berühren wage, weil man es in unserem Zeitalter nicht vermissen wird, und nicht vermissen will. Das ist nämlich ein gewisser katholischer, religiöser, mittelalterlicher Ton und Duft, der über einem Gedicht schweben müßte, das die Hohenstauffen besingt. Jene Zeit

der Kreuzzüge wird sich würdig und passend immer nur auf eine Weise schildern lassen, wie Ludwig Tieck das Zeitalter Karl Martells in seiner Genofeva geschildert. Wenn ihr denn in den altkatholischen Zeiten etwas Poetisches findet, warum wollt ihr ihm die Hauptfarbe nehmen? Herr Nienstädt faßt jene Zeiten zu sehr nur von der politischen Seite auf, und behandelt sie zu kalt und zuweilen sogar mit polemischen Seitenblicken gegen den verrufenen Aberglauben, gegen die Pfaffen, kurz zu sehr als ein moderner Protestant. In dieser Behandlungsweise verliert aber das Gemälde seinen eigenthümlichen Reiz. Der Dichter muß mit den Helden, die er schildert, nicht nur handeln oder denken, sondern auch fühlen, glauben, irren, schwärmen. Dann wird sein Gedicht ganz warm, wahr und lebendig seyn und nicht unter der Poesie der Geschichte selber zurückbleiben. Der Protestant geht bey einer Schilderung der Hohenstauffen keineswegs leer aus, er findet seine Ansicht repräsentirt in Arnold von Brescia, in vielen Sektirern und selbst in dem planvollen Reformatör Friedrich II., einem Hohenstauffen selbst. Zugleich aber war das Zeitalter der Hohenstauffen auch das der vollendetsten Blüthe des Katholicismus, des christlichen Ritterthums, der religiösen Kunst. Nie war der Katholicismus poetischer, und der Gegensatz, in welchen er gerade damals zuerst mit den Vorläufern und ersten Propheten der künftigen Reformation trat, trägt ungemein viel bey, das poetische Bild desselben zu beleben. Hier hätte der Dichter viel thun können, hier ist ihm eine ganze romantische Zauberwelt verschlossen geblieben.

Er behandelt die Kirche nur als Hierarchie, so weit sie die politischen Begebenheiten berührt, nicht in ihrem innern Wesen, in ihrer stillen Wirkung auf Glauben und Gemüth des ganzen Zeitalters. Ebenso entgehen ihm die Eigenthümlichkeiten der Volkssitte, fast alles, was des Volkes Wesen innerlich betraf und nicht gerade in den politischen Ereignissen wichtig wurde, dem Dichter aber von der höchsten Wichtigkeit seyn mußte. Die Denkweise, Ausdrucksweise ist überall in diesen Dichtungen modern, und verräth Kenntnisse, Meynungen, Gewohnheiten, die dem Mittelalter schlechterdings fremd waren, und in dieser Verbindung seinen Charakter verfälschen. Bey dieser Mißkennung des Alterthums ist es dem Verfasser auch nicht gelungen, von den poetischen Stoffen, die ihm die Vorzeit gleichsam schon fertig ausgearbeitet überliefert hat, den glücklichsten Gebrauch zu machen, z. B. von der Sage, nach welcher Kaiser Friedrich der Rothbart im Kyffhäuserberge schlafen und einst wiederkommen soll mit aller Herrlichkeit der alten Zeit. Hr. Nienstädt benuzt diese Sage nur zu einem sehr unnützen Prolog seines dritten Trauerspiels, Heinrichs VI. Der alte Kaiser prophezeiht hier seinem unwürdigen Sohne dessen eigene Schicksale. Der Verfasser würde sich bessern Dank verdient haben, wenn er den Kaiser hätte von der Zukunft ganz Deutschlands prophezeihen lassen, wenn er ein wenig an den gefesselten Prometheus des Aeschylos gedacht hätte, und in diesem Sinne einen Epilog im erhabensten Styl das Ganze hätte schließen lassen. Da er einmal bey dem Zauberberge war, fiel es ihm natürlich ein, auch des im Volk tief wurzelnden und ebenfalls schon ganz poetisch zubereiteten Elfenglaubens zu erwähnen, und er umgibt den Kaiser Rothbart mit einer Schaar von kleinen Geistern. Indem er aber dabey im Namen und Charakter vom gemeinen Volksglauben abweicht, und die Sache so willkürlich, wie Wieland im Oberon, behandelt, wird auch hier wieder das alterthümliche Gepräge verfehlt, wie alles übrige.

Länder- und Völkerkunde.

Gemälde der Iberischen Halbinsel oder Abriß der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie von Spanien und Portugal. Vom Obersten Bory de Saint-Vincent. Aus dem Französischen. Mit einer Vorrede und Bemerkungen von Professor D. F. J. Mone. Heidelberg, bey Engelmann 1827.

Das Buch ist nichts anders, als ein résumé von der beliebten Gattung, eine Uebersicht zum Nutzen und Vergnügen des größern Publikums, ohne wissenschaftliche Strenge, daher auch nicht pedantisch, nicht langweilig, sondern sehr unterhaltend. Der Verfasser entwirft zuerst ein Bild des Landes, und das Einfache, Uebersichtliche darin hat uns überrascht. Er theilt den Boden der Halbinsel in vier Abdachungen nach dem Gefälle der Flüsse. Sie entsprechen den vier Himmelsgegenden und dem Charakter der gegenüberliegenden Welttheile. Das nördliche Territorium ist seinem Klima, seinen Produkten und Einwohnern nach ganz europäisch, das südliche afrikanisch, das westliche erinnert in einigen Erscheinungen schon an Amerika und das östliche an Asien. Der Verfasser geht auf die Schilderung des Volkes über, und sie ist eben so übersichtlich und lebendig. Mit den todten Angaben der Statistik, mit dem Aufnehmen von Quadratmeilen und Einwohnerzahl hält er sich nicht lange auf; da er nur den Zweck der Unterhaltung verfolgt und ein Handbuch nicht für einen Eroberer liefern will, der mehr auf diese statistischen Notizen zu sehen hat, sondern nur für einen heitern Reisenden, dem es nur um die Merkwürdigkeiten, Schönheiten und Sonderbarkeiten jenes Landes und Volkes zu thun ist. Er erwähnt daher bey den einzelnen Provinzen und Städten lieber interessante Züge aus der Geschichte derselben oder aus den Sitten und Gewohnheiten ihrer Einwohner, als die Zahl der darin befindlichen Fabriken, Gefängnisse &c. Da er Spanien und sein

Volk aus langer eigener Anschauung kennt, so ist es ihm vergönnt gewesen, in seinen Schilderungen auch von längst bekannten Dingen, z. B. von den Stiergefechten und Autodafés, immer noch etwas Neues anzubringen und durch Ausführlichkeit und lebhafte Darstellung unser Interesse dafür aufzufrischen. Ueber die spanische Literatur sind seine Aeußerungen nur dürftig und einseitig. Er betrachtet sie zu sehr aus einem befangenen, modernen, französischen Standpunkt, und das Religiöse, Ritterliche, Wunderbare darin erscheint ihm nur frazzenhaft. Dagegen lobt er die spanischen Maler mehr, als es bisher geschehen ist. Er kennt ihre Meisterwerke aus eigener Anschauung. Es ist nicht uninteressant ihn darüber zu hören: „Spanien ist mit herrlichen Cathedralen, Kirchen und Klöstern übersäet, ewige Denkmäler des Hochmuths und großen Reichthums der Demuth predigenden Mönche; nichts gleicht aber der Pracht der Gemälde, welche man in allen diesen frommen Anstalten findet. Die Sevilla'sche Schule brachte besonders berühmte Maler hervor, eines viel größern Rufs würdig, als dessen sie genießen. Morillo erhebt sich über alle, und muß Raphael an die Seite gesezt werden. Die Werke dieser großen Meister, von Geistlichen bestellt, um Hochaltäre oder Kapellen zu zieren, waren in dem Umfange der Kirchen und Klöster geblieben, für welche man sie verfertigte, und da nur wenige Reisende sie hier zu sehen kamen, so war ihr Ruf ihrem seltenen Verdienst nicht gleich — seit dem Anfange dieses Jahrhunderts haben aber Tausende von Polen, Italienern, Deutschen, Belgiern, Franzosen und Engländern, durch die Kriege und auf andere Art in's Land gerufen, diese Wunder betrachten können, deren Ruf sich von nun an gründete, und es ist jezt anerkannt, daß die spanische Schule weder der italienischen, französischen, noch flandrischen nachsteht. Jedoch haben nur sehr wenige der bewundernswerthen Bilder, welche man dem strengen Pinsel jener großen Meister verdankt, angenehme Gegenstände zum Vorwurfe; von lezterer Art sind bloß Jesuskinder auf den Knieen wahrhaft göttlicher Jungfrauen. Der übrige Theil spanischer Meisterwerke besteht aus schrecklichen Darstellungen der furchtbarsten Qualen, welche angeblich die Heiden den heiligen Märtyrern angethan haben: zerlumpte Heilige in Verzückung, weibliche Heilige, bleich und abgemagert durch Entbehrungen, in Thränen vor Todtenköpfen; Aussätzige; Bettler oder Mönche, Wunder thuend." Der Verfasser schildert eins der merkwürdigsten dieser Gemälde, das von folgender Geschichte die Hauptscene darstellt. Ein Heiliger zu Valencia verrichtete eine so große Menge Wunder, daß der Obere seines Klosters — in der Meynung, es geschähe aus Hochmuth — ihm verbot, sie zu sehr zu vervielfältigen. Er gehorchte. Da er jedoch eines Tages einer Kirche vorüberging, deren Dach man ausbesserte, geschah es, daß ein Schieferdecker ausglitt und herabstürzte. Der Heilige that sogleich ein stilles Gebet, demzufolge der Dachdecker zwanzig Fuß hoch von der Erde in seinem Sturz inne hielt; doch indem der Wunderthäter des Verbots seines Obern sich erinnerte, befahl er dem armen Teufel, in der Luft zu warten, bis er mit seinem Guardian gesprochen, und von ihm die Erlaubniß, das Wunder zu vollenden, erhalten habe.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— In den zu Mailand, im Verlage des Verfassers vor einiger Zeit erschienenen: Monumenti sacri e profani dell' imperiale e reale Basilica di Sant Ambrogio in Milano rappresentati e descritti dal dottore Giulio Ferrario (224 S. in Folio, mit XXXI illuminirten Kupfertafeln) wird erzählt, bey Anlaß der Wiederherstellung des Fußbodens der gedachten Basilika habe sich unter den damals (1813) an's Tageslicht gezogenen Gebeinen ein Schädel vorgefunden, bekleidet mit einem Neze von fahlbrauner Wolle, mit welchem Neze einige überaus feine, kastanienfarbige Haarlocken verflochten und darin eingewickelt gewesen seyen. Dieser Umstand ermangelte nicht, die Feder eines italienischen Gelehrten, des Dr. Labus, desselben, welcher bey dem Athenäum zu Brescia mit einer Abhandlung zur Erläuterung der merkwürdigern, bey jener Kirchenreparatur ausgehobenen und dann in die Mauer eingesenkten Grabsteine eingekommen ist, in Bewegung zu sezen. Als Resultat seiner Untersuchungen ging die Meynung hervor, jene feinen kastanienbraunen Locken haben einen Theil der sterblichen Hülle einer Römerin ausgemacht und seyen eine Perrücke gewesen, was, wie Hr. Labus meynt, um so weniger befremden könne, weil im Alterthume, und namentlich bey den alten Römern die blonden Perrücken sehr Mode gewesen und aus dem bezwungenen Germanien gar häufig nach der Hauptstadt Italiens versandt worden seyen. Dieser höchst unwahrscheinlichen Conjektur sezt der Herausgeber der Monumenti sacri etc. als historische Thatsache entgegen, daß jene überaus feinen Locken, weit entfernt, einer altrömischen Perrücke anzugehören, vielmehr den Haarschmuck einer edeln Mailändischen Dame, der nicht minder schönen als unglücklichen Giustine Riva ausgemacht haben, welche in ihrer, unterm 17ten März 1657 gerichtlich aufgesezten lezten Willensmeynung eine alltäglich in der Basilika von Sant Ambrogio zu lesende Messe unter der Bedingung legirt habe, daß ihr Gebein in gedachter Kirche unmittelbar neben der Gruft ihres Vaters, d. h. gerade an der Stelle, wo jenes Haargeflechte an's Tageslicht gezogen worden, beygesezt werde. Es war aber jene durch ihre vorzügliche Schönheit und ihre blonden ungewöhnlich langen Haarlocken gleich berühmte Dame eine Tochter des Pietro Antonio und der Isabella Lonato. Sie hatte sich nach dem Tode ihres ersten Gatten, Paolo Caravaggio, in zweyter Ehe mit dem Ritter von Calatrava, Filippo Lanzardo, verheirathet. Dieser, ein brutaler, in dem Wuste aller Laster sich wälzender Mann, fing damit an, die aus wenigstens 200,000 Lire bestehende Mitgift seiner Gattin zu vergeuden und zu verprassen; dann suchte er neue Opfer von ihr zu erpressen, und da er nicht zum Zwecke gelangen konnte, so ermordete er sie in der schönsten Blüthe ihres Lebens, (sie war gerade 32 Jahr alt) mit acht Dolchstichen, vor der Porta orientale von Mailand, an einem Orte alle Rotole genannt. Bereits hatte sie die Gemahlin des Herrn von Brignano, Alfonso Visconti, zur Erbin ihres ganzen Vermögens eingesezt, und Brignano ist es auch, wo noch jezt, in dem grandiosen Pallaste Visconti an einer der Seitenwände der vier großen Treppen aufgehen, wo Giustinas Bildniß mit dem herrlichen, über die Maßen langen Haarschmucke zu schauen steht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 20.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. März 1827.

Geschichte.

Atlas historique et chronologique des litteratures anciennes et modernes, des sciences et des beaux arts; d'après la méthode et sur le plan de l'atlas de Lesage (Cte de Las-Cases) et propre à former le complément de cet ouvrage; par Jarry de Mancy, ancien éléve de l'école normale, professeur d'histoire de l'academie de Paris. (Ire et IIme Livraison). Paris chez Jules Rénouard. 1826.

Man wird dieser Unternehmung ohne Zweifel dieselben Vorwürfe machen, die man schon früher gegen ähnliche Versuche, und namentlich gegen das große Werk von Lesage erhoben hat. Man wird eine größere oder geringere Anzahl von einzelnen irrigen Angaben oder Lücken nachweisen, und das Ganze als oberflächlich und flüchtig mit vornehmer gelehrter Miene und Redensarten verwerfen. Solche Urtheile sind jedoch nicht nur sehr unbillig, sondern sie beweisen, daß man gar nicht begriffen hat, worauf es bey der Sache eigentlich ankommt. Unbillig müssen sie jedem scheinen, der die ungeheuren Schwierigkeiten bedenkt, die mit der Ausführung eines solchen Werkes wie das vorliegende verbunden sind, besonders da es in dieser Ausdehnung der erste Versuch der Art ist. Wenn man aber den eigentlichen Zweck des Werkes begreift, so wird man auch einsehen, daß solche einzelne Fehler ihm wenig oder keinen Eintrag thun. Historische Atlasse, Tabellen, Uebersichten u. s. w. sollen ja keineswegs das Nachdenken und Selbstforschen ersparen, sondern bloß es erleichtern, sie sollen die Verbindung und Zusammenstellung der Fakten, wie sie sich der Ansicht eines jeden Beobachters darstellen, erleichtern und dazu anregen, und dieser Zweck wird nichts desto weniger erreicht, wenn auch einzelne unbedeutendere Thatsachen irrig angegeben oder übersehen seyn sollten; oder wo er nicht erreicht wird, da liegt die Schuld nicht sowohl an dem Werk, als an dem, der es nicht zu gebrauchen versteht. Endlich kann man mit Recht behaupten, so parador es auch klingt, daß es sehr wenig darauf ankommt, ob einzelne historische Fakta wahr oder falsch sind, da der Nutzen der Geschichte nicht in dem bloßen Wissen besteht, sondern in der Wirkung, den die Geschichte, d. h. die Erzählung von Begebenheiten, als moralischer Eindruck, als Reagens auf den Geist hat, und in dieser Hinsicht kommt es mehr darauf an, daß man die Erzählung für wahr halte, daß sie innere Wahrheit habe. Die Erfindung einer Geschichte wäre wirklich mehr überflüssig als schädlich. Wir wollen die Tadler dieses und ähnlicher Werke nur noch auffordern, doch den Nutzen, den das Wissen und Verstehen aller der richtigen Fakta, welche sie enthalten, gegen den Schaden (wenn einer da ist) einiger irrigen Angaben zu halten, und zu bedenken, daß es auf jeden Fall immer besser ist, so viel zu wissen, als weniger oder gar nichts; daß irrige Ansichten noch immer besser sind als gar keine; endlich, daß es viel besser ist etwas unvollkommenes zu schaffen — und was wäre, isolirt genommen, vollkommen — als gar nichts; besonders aber, daß tadeln viel leichter ist als besser machen, und besser machen nützlicher als tadeln. Die große Brauchbarkeit des historischen Atlas von Lesage ist durch die Erfahrung erwiesen; und da dieser Atlas der Literargeschichte eine nothwendige Fortsetzung desselben bildet, so ist kaum zu zweifeln, daß der gesunde Verstand des Publikums ihm eben so sehr Gerechtigkeit widerfahren lasse. Die erste der bis jetzt erschienenen Lieferungen des vorliegenden Werkes gibt eine Chronologie der Académie française und académie des inscriptions et belles lettres, welche zwar mehr Interesse für den Franzosen als für den Ausländer haben muß, indeß auch für jeden, der die französische Literatur, und besonders diesen Theil derselben, den man den offiziellen nennen könnte, kennt oder kennen lernen will, sehr lehrreich. Die Tabelle enthält zuerst die lettres-patentes, wodurch Ludwig XIII. die Akademie gründete, dann die ihr von Richelieu gegebenen Reglements und die späteren Reglements von Ludwig XIV. im Auszuge. Traurige Beweise von dem, was sich die Wissenschaft, die Poesie gefallen lassen muß. Gleich das erste der Richelieu'schen Reglements befiehlt, „daß

Niemand in die Akademie aufgenommen werden soll, qui ne soit agréable à Monseigneur le Protecteur (Richelieu bekanntlich), de bonnes moeurs, bon esprit et propre au fonctions academiques." Richelieu hat es sich schwerlich träumen lassen, wie boshaft man heut zu Tage diese Qualifikationen zur akademischen Würde commentirt und deutet.

Dann folgt, ganz durchgehend von der Linken zur Rechten, das Verzeichniß der Mitglieder der Akademie. Unter vierzig Rubriken sind die Inhaber eines jeden der vierzig Fauteuils seit der Gründung der Akademie, durch ihre verschiedenen Reorganisationen, bis auf diesen Tag chronologisch geordnet; so daß also z. B. bey der Rubrik I. oben Godeau und unten Dacier, dessen gegenwärtiger legitimer Nachfolger, steht. Die alte Akademie ist gelb bemalt, das Institut, in welches sie 1795 überging, roth, und nun bleiben die damals ernannten Mitglieder roth, und sitzen beschämt in den Fauteuils ihrer gelben Vorgänger; alle diejenigen aber, welche schon vor der Revolution Mitglieder der Akademie waren, behalten ihre gelbe Tracht, so daß man also bey allen Organisationen, welche die Akademie und ihre Unsterblichkeit sich gefallen lassen mußte, schon auf den ersten Blick diejenigen Unsterblichen herausfindet, die noch zu der alten Mythologie gehören — gleichsam das gelbe Blut des Valencianischen Adels. Deren sind in diesem Augenblick noch achtzehn. Ausserdem enthält die Tabelle ein alphabetisches Verzeichniß aller Mitglieder seit der Gründung und ein fortlaufendes chronologisches, die beyde ziemlich überflüssig sind — ferner ein Verzeichniß aller der von der Akademie ausgesetzten Preise, und derer, welche sie davontrugen. Einen traurigen Ueberblick geben die Preisfragen für Beredtsamkeit und Poesie, bis zur Revolution. Der Unzahl von éloges und anderer Plattheiten nicht zu gedenken, wollen wir nur einige der prix de poësie anführen. 1679. La victoire rend le roi plus facile a la paix — 1681. Le Roi toujours tranquil quoique dans un mouvement continuel — 1691. Le Roi seul défend des droits des rois — 1693. Plus le Roi mérite des louanges, plus il les évite — 1695. Le Roi est encore plus redoutable par l'amour de ses peuples que par ses armes. — 1699. Piété du Roi — 1701. Le Roi honnête homme et grand Roi — 1717. Louis le Grand perdant ses enfants — 1721. Louis le Grand gardant un secret — 1723. Décence de Louis le Grand — Accroissement de la bibliothèque royale sous Louis le Grand — 1749. Amour des Français pour leur Roi — 1750. Amour de la gloire — 1751. Amour du Jeu. Das ist Poesie, wenn es eine gibt! und das sind die kostbaren Kinder der Musen, wie sie oft die Großen der Erde erzeugen und protegieren. Zwey besondere Rubriken enthalten die Hauptzüge der Geschichte der Akademie ohne Rücksicht auf die einzelnen Mitglieder, eine andere die Namen der fremden und einheimischen Ehrenmitglieder und Korrespondenten, endlich eine kleine grüne Rubrik, eigentlich ein Epigramm auf die ganze übrige Geschichte, die Namen derjenigen französischen Dichter und Gelehrten, welche das Patent der Unsterblichkeit nicht erhalten haben, wie z. B. Descartes, Molière, Bayle, Rousseau.

Die zweyte Lieferung enthält eine allgemeine Uebersicht aller alten und neuen Sprachen, in ihren Abstammungen und Verwandtschaften, oder eine mappemonde des langues pour servir d'introduction à l'atlas etc. — und eine Uebersicht der französischen Literatur. In der ersten dieser beyden Tabellen finden wir erstlich ein aperçu général et synoptique des langues européennes, in fünf nebeneinanderstehenden und mit verschiedenen Farben bemalten Rubriken I. Die familles des langues ibériennes und familles des langues celtiques — (in einer Rubrik, warum?) Unterabtheilungen oder groupes principaux, für das Iberische nur das Escuara oder Baskische, für das Celtische die (lebenden) Gaelischen Dialekte von Irland und Schottland und das Kumbrische (ou celtico-belgique) in einigen Theilen von England und Frankreich. II. Die Germanischen Sprachen a) anglobritannique b) teutonique, — c) saxon-cimbrique — d) scandinave. Jede von diesen vier groupes principaux zerfällt wieder in lebende und todte Sprachen, als a) todt: Anglosaxon, lebend: Englisch. b) todt: Althochdeutsch, lebend: Neuhochdeutsch. c) todt: altmodedeutsch oder altsächsisch, lebend: neu niederdeutsch, flammändisch und holländisch. d) todt: mesogotisch- und normännisch, lebend: schwedisch, dänisch, isländisch. III. Langues thraco-pelasgiques ou graeco-latines mit 4 Gruppen. 1) Italisch (todt: römische, lebend: romanische in den italischen, spanischen, portugiesischen, französischen Sprachen und ihren vielen patois.) — 2) Pelasgohellenisch (todt: altgriechisch, lebend: neugriechisch) — 3) Hetruskisch (ungewiß-todt) — 4) Thrakoillyrisch (todt: idiome des anciens peuples de race thrace et illyrienne en Europe et Asie (?) — lebend: albanesisch oder Skiz.) — III. Langues slaves in drey Gruppen: 1) Germanisch-slavisch (?) (todt: wendisch und preussisch, lebend: littauisch und lettisch) — 2) Böhmisch-polnisch (boëmo-polonais) (todt: serbisch? — lebend: böhmisch, polnisch.) 3) russisch-illyrisch (russo-illyrienne) (todt: slavensky oder alt-russisch, devenue langue du culte — lebend: neuslavisch und neurussisch) — 4) Langues ouraliennes mit fünf Gruppen — 1) ungewisse: hunnisch, awarisch, bulgarisch, Kazare (?) — 2) finnisch-germanisch (finnisch, esthnisch, läzzisch, liefländisch) — 3) Wolgaisch (Sprache der Tscheremissen und Mordovines (?) 4) permisch (Sp. der Permier und Wotieken) — 5) Ungrisch (Madjar oder ungarisch, mogolisch, ostiakisch). Hierauf folgen in größeren Rubriken von entsprechenden

Farben tableaux particuliers, worin jede der vorhergehenden in den verschiedenen Dialekten und Verzweigungen der Hauptgruppen, weiter ausgeführt wird. Dann folgt eine Uebersicht der aussereuropäischen Sprachen in vier Hauptrubriken. I. Asiatische Sprachen in sieben Hauptgruppen: 1) Semitische Sprachen: (Hebräisch, Phönicisch, Syrisch, Punisch, Pehlvi, Arabisch u. s. w.) 2) Caucasische Sprachen: (Georgianisch (alt und neu), armenisch.) 3) Persische Sprachen: (Send, Parsi, neupersisch, Puchto oder afghanisch.) 4) Indische Sprachen: (Sanskrit, Pali, Prakrit mit 37 lebenden Zweigen) — 5) Transgangetanische Sprachen: (tibetanisch, arakanisch, birmanisch, peguanisch u. s. w., chinesisch, japanisch u. s. w.) — 6) Tartarische Sprachen: (Mandjou, mongolisch, kalmukisch.) — 7) Siberische Sprachen: (Samoyeden, Kamtschadalen u. s. w.) II. Oceanische Sprachen mit zwey Gruppen. 1) Malayisch und 2) langues des nègres océaniques, also Neuguinea, Neuholland u. s. w. (wir verschonen den Leser mit den Unterabtheilungen.) III. Afrikanische Sprachen in fünf Gruppen: 1) Sprachen der Nilregion. 2) Der Atlantischen Region. 3) Guinea und Senegambien. 4) Region de l'afrique australique. 5) Des inneren Nigritien oder Soudan. IV. Amerikanische Sprachen in eilf Gruppen. 1) Australisch-Amerikanische Sprachen. 2) Peruvianische. 3) Guaranibrasilianische. 4) Orenoko-amazonische (ou Andes-Parime). 5) Guatemala. 6) Sprachen des Plateau's von Anahuac oder Mexiko. 7) Sprachen des Plateau's von Central-Nordamerika. 8) Missouri-columbianische Sprachen. 9) Alleganische Sprachen. 10) Sprachen der Ostküste von N. Amerika. 11) Corealische Sprachen. Alle diese und noch viele hundert andere Namen gibt uns hier der wackere Jarry de Mancy zum Besten. Wir haben die Hauptabtheilungen angegeben und möchten es gerne dem Leser überlassen zu entscheiden, in wie fern sie richtig oder falsch sind. Ehrenthalben müssen wir indessen doch ein Wort hinzufügen. Wir glauben, daß gegen viele der Eintheilungen und Benennungen etwas einzuwenden seyn dürfte, aber wir glauben, daß kaum eine darunter ist, zu deren Gunsten sich nicht viel sagen läßt. Wir glauben, daß von einem großen Theil der hier genannten Sprachen weder Hr. Jarry noch selbst irgend Jemand mehr als den Namen weiß, aber was war zu machen? — Die Cadres, die Rubriken z. B. Langues océaniques waren einmal da, mußten da seyn, und mußten auf irgend eine Art ausgefüllt werden, und es wäre lächerlich, wenn man über eine Sache streiten wollte, von der Niemand etwas weiß; auch sind die hier für Amerika, Afrika und Oceanien gegebenen Abtheilungen weislich nur geographisch und nicht sprachkundlich. Was den Theil der Tabelle betrifft, den wir einigermaßen beurtheilen können, z. B. die deutschen und thrakopelasgischen, so finden wir wenig Erhebliches dagegen einzuwenden. Es ist nicht zu verwundern, daß der französische Verf. für die deutsche Familie am meisten in Verlegenheit seyn mußte, es ist ihm also kaum zu verargen, daß er einen Italiener, Hrn. Balbi, als seinen Gewährsmann anführt, der zwar ein sehr verdienter Gelehrter ist, aber eben keine Autorität für die famille des langues teutoniques. *) — Die Punkte anzugeben, worin unsere Ansicht von der Tabelle abweicht, würde ohne Beweis unbillig, und der Beweis zu viel Platz einnehmen, und wir schließen lieber mit der Versicherung, daß dieses Blatt in vieler Hinsicht sehr belehrend ist, und Alles enthält, was man billigerweise fordern kann. Von der tabellarischen Uebersicht der lateinischen Literatur wußten wir nichts zu sagen, als daß sie sehr vollständig und sehr deutlich ist. Der ganze Atlas soll aus 25 Tabellen in zwölf Lieferungen bestehen. Der Preis jeder Lieferung (die regelmäßig alle zwey Monate erscheint) ist 8 Fr. Daß Papier, Druck u. s. w. nichts zu wünschen übrig lassen, braucht kaum erwähnt zu werden, da schon der Name der Verlagshandlung dafür bürgt.

W. A. H.

*) Hr. Balbi ist Verf. eines statistischen Werkes über Portugal, worin nebenbey die Statistik von ganz Europa enthalten ist, und das nur einen Fehler hat, eine zu stupende Vollständigkeit; es thäte Noth eine Statistik von dieser Statistik zu machen. Ueber Hrn. Balbis Atlas ethnographique du globe ist im Lit. Blatt Nr. 104. des vorigen Jahrgangs berichtet worden.

Satyre.

Kleine Schwärmer über die neueste deutsche Literatur. Eine Xeniengabe für 1827. Mit den Xenien des Schiller'schen Musen-Almanachs von 1797. Frankfurth a. M. bey Brönner.

Xenien aus Frankfurth? dacht' ich, ey Willkommen, das wird gewiß etwas recht Witziges seyn, denn Frankfurth besizt mehrere sehr geistreiche Satyriker. Doch, ich blättere das Buch auf und bin bitterlich getäuscht. Das sind keine Xenien, sondern Nänien; da ist kein Witz, nicht einmal das Bestreben darnach, sondern nur die Prätension davon; ja es ist nicht einmal alles neu, ein großer Theil dieser s. g. Xenien beziehn sich auf längstverstorbene Dichter und Philosophen, unter denen wir Gleim, Ramler, Claudius, Schröder, Gotter, Jakobi, Reinhold rc. bemerken. Der Verfasser selbst gehört in's alte Register und läßt wie der Kasperl auf dem Leopoldstädter Theater seine Schwärmer nur aus dem Zopfe los, den er noch aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen trägt. O wolle doch der Mensch um's Himmelswillen nicht witzig seyn,

wenn es ihm die Natur so durchaus versagt hat. Xenien sind Epigramme, Epigramme wollen eine Spitze haben. Man kann aber barfuß durch alle diese Xenien laufen, und man wird nur ein laues Wasser, aber keine Spitze fühlen. Ich will dieß an so vielen Xenien erproben, als der Raum dieser Blätter gestattet, und als es sich etwa der Mühe verlohnt, um die allgemeine Behauptung zu unterstützen. Es ist ganz einerley, wo wir anfangen.

Ueber Klopstock äußert sich der witzige Dichter:

Deine Oden erhalten bey deinem Volk dich unsterblich,
Und der erhabene Sinn, den du den Musen geweiht,
Dein Messias ergreift in den Episoden, und diese
Dienen zur Schulübung rc.

O du guter Xenienmacher, hättest du doch lieber ein Programm geschrieben, als ein Epigramm. Ich rufe dir hier mit Lessing zu:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen seyn.

Durch das ganze Buch geht der fadeste Recensententon unermüdlich fort. So heißt es von Schiller:

Trafst du nicht ganz der alten Tragödie Sinn in Messinas Brüdern, den tragischen Zweck führen sie groß doch hinaus.
Wie du historischen Stoff in Maria Stuart vergeistigt,
Hast du der tragischen Kunst glänzend Genüge gethan.

Und du selbst, vortrefflicher Dichter:

Trafst du nicht ganz der frühern Xenien Sinn in den kleinen Schwärmern, das alberne Buch führst du doch dummdreist hinaus.
Wie du, statt witzig zu seyn, doch ein Gegenstand für den Witz bist,
Hast du der witzigen Kunst glänzend Genüge gethan.

Zur Probe noch mehr. Ueber Jean Paul sagt er:

Gottwald Harnisch, und Vult und Julius, Gustav und Victor,
Wina, Klotilde, mit eins denken wir eurer gerührt.

Ueber Oehlenschläger:

Respectabel ist dein Talent, und manches gelungne
Einzelne sichert Erfolg dir auf die Dauer auch zu.

Ueber Uhland:

Patriotisch und kräftig, naiv und gediegen in Kunstform,
Stehst du den Würdigsten nah, zeigst du dich ächt populär.

Ueber Gries:

Deinem treuen Bemühn, das aus Hesperischen Gärten
Goldne Frücht' uns so viel reicht, ein erkenntliches Wort.

Ueber Jakobs:

Heil dir, würdiger Greis, den Geist, den die alten getränket,
Stellst du in klassischer Form jetzo dem Vaterland dar.

In dieser Jammerprosa geht es fort. Nur in einem Dutzend Xenien erhebt sich der Dichter zu einer Gattung von Witz, die bekanntlich die allerschlechteste ist, zum Wortwitz, Namenwitz, z. B. über Houwald:

Hu, das walt' Gott Vater und Sohn und der heilige Geist auch,
Denn in dem Houwald geht, ach! der Gott-sey-bey-uns um.

Ueber Theodor Hell:

Aus den Winkeln zieht er französischen Plunder, im Elbstrom
Wäscht er und bleichet ihn dann, darum auch heißet er Hell.

Hätten wohl Schiller und Goethe jemals solche Xenien gedichtet? und dennoch wagt es der Dichter, diese alten Xenien hinter seinen neuen abdrucken zu lassen. Dieser Wiederabdruck ist das Verdienstlichste von der ganzen Unternehmung, denn nun haben wir doch etwas an dem Buche, das ohne diese Zugabe wohl bald unter alle Tische fliegen würde. Wie hat es aber der Verfasser vermocht, sich einer so demüthigenden Vergleichung auszusetzen? Hat ihn denn gar keine kleine Schamröthe angewandelt, wenn er einen Blick in die alten Xenien gethan? Doch ich schäme mich selbst, einen Blick in die seinigen gethan zu haben, und nehme so schnell als möglich von ihm Abschied.

El Nacional, Zeitschrift zu Buenos Ayres.

Südamerika besizt eine Menge Zeitungen und Zeitschriften, und die Besonnenheit, womit man dort die Preßfreyheit benuzt, macht Gesetze dagegen unnöthig. Es gereicht zu unschäzbarer Belehrung, bey Vergleichung dieser literärischen Erzeugnisse sich gleichsam eine Charte des politischen und geselligen Zustandes, der Sitten, Gebräuche, Fehler und Fortschritte der Völker zu entwerfen. Wie den Reisenden die eigene Erfahrung belehrt, so den entfernten Beobachter die Lektüre jener Blätter durch Einführung in das rege Getreibe des Auslandes.

In keinem Lande möchte gegenwärtig von der Presse mehr abhängen als in Südamerika. Auch beeifern sich dort die ersten Männer, ihre Ansichten durch die täglichen, wöchentlichen und halbwöchentlichen Journale dem Publikum anzuvertrauen.

Daher ehren auch in den vereinigten Staaten die scharfsinnigsten Schriftsteller das Urtheil der noch in der Kindheit begriffenen südlichen Freystaaten schon. Selbst thätig in der Geschichte, bemeistern sich diese mit merkwürdigem Blicke der hervorstechenden politischen Punkte der Alten und Neuen Welt. Kein Wunder, daß Griechenland dort aller Blicke auf sich zieht. El Nacional namentlich, der seit dem 23sten December 1824 zu Buenos Ayres wöchentlich erscheint, würdigt nach Verdienst, und es bedarf keiner affektirten Aufwallung der Schreibart, zu schildern, wie beladene Schiffe aus den Häfen des mittelländischen Meeres zu Gunsten jener Barbaren auslaufen, welche aller Kultur Hohn sprechen, und sie weder annehmen noch dulden wollen.

Nr. 21.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. März 1827.

Lyrische Dichtkunst.

Schweizer-Lieder von Abr. Emanuel Fröhlich. Aarau, 1827. Druck und Verlag von J. J. Christen. (S. 82)

Eine sehr freundliche, willkommene Gabe! Und zwar besonders deßhalb, weil dieselbe mehr als ein schönes Pathengeschenk in Schaumünzen und Dukaten, dann als ein Vermächtniß erscheint, oder als eine Ouvertüre, welche das nachfolgende Singspiel, vorbereitend, uns verkündigen will.

Es ist der gleiche Verfasser, welcher uns zuerst durch seine trefflichen Fabeln (Zürich, 1825) bekannt ward; ein Werkchen, das in mancher Beziehung geeignet war, das Auge des Kenners auf ihn zu lenken, so wie die theilnehmende Aufmerksamkeit eines unverwöhnten und nicht blöden Publikums ihm zuzuwenden. Denn Fröhlich trat als Fabeldichter wirklich schöpferisch, originell auf. Die Antiken behandelten bekanntlich die sogenannte äsopische Fabel als eine rhetorische Figur, ihre Theoretiker verweisen sie, seit Aristoteles Vorgang, geradezu in die Rhetorik; und zwar ganz mit Recht, auf ihrem Standpunkt. Fabeln in der Manier wie die von dem Esel, dem der Herr vergeblich die Flucht empfahl, oder wie die vom Magen und den gegen ihn rebellirenden anderen Körpertheilen, sind ganz sinnreiche oder witzige Redefiguren eines Volksredners oder eines populären Moral- und Klugheits-Lehrers, — nicht Erfindungen eines Dichters. — Auch Lessing und Pestalozzi, welche unter den Neueren dieß literarische Feld mit Erfolg bearbeiteten, sehen es als ein Binnenland der Poesie und der Moral an, wiewohl als an das Gebiet der ersteren nur mit einer Winkelspitze anschießend. Aber wir lassen uns ihre Manier, welche dem Witze, dem Scharfsinn und seiner Charakteristik ziemlich freyes Spiel eröffnet, sehr gerne gefallen, und um solcher Vorzüge willen werden die Fabeln der Genannten sich in der Literatur behaupten. — La Fontaine und Pfeffel fügten zwar die äußere poetische Form wieder zu, aber auch nur diese; sie breiteten einen bunten Teppich über — den Katheder. In der That dürfte eine ernstere Kritik solche Mischlinge, wie die Fabeln der Letztgenannten, kaum als ächte Art anerkennen; es fehlt ihnen, wie den Maulthieren, das Vermögen der Fortpflanzung, wenn gleich auch sie wie jene in gewisser Rücksicht, welche aber eben keine poetische ist, ganz harmlos und nützlich seyn mögen.

Was ächtpoetische Fabeln seyen, lernten wir praktisch erst durch die Fröhlich'schen. Solchen muß denn allerdings immer Allegorie zu Grunde liegen, was auch Lessing dagegen vorbringen mag, und es kommt dabey nur darauf an, einerseits, ob der Grundgedanke, sey er ein komischer oder ein nichtkomischer, poetisch darstellbar ist; und dann, was die Kehrseite, ob die Fabelpersonen, welche denselben verwirklicht darstellen, poetische Wahrheit besitzen, ob sie uns, ganz abgesehen von dem allegorischen Zweck, an sich ästhetisch interessiren, oder nicht. — Diese Aufgabe, obgleich bisher nirgends theoretisch klargestellt, finden wir in vielen von Fröhlich's Fabeln vollkommen gelöst; und es ist eine rechte Freude, auch hier wieder die Wahrheit bestätigt zu sehen: daß das Genial-Schöne überall durch Künstlerbegeisterung erfunden und erschaffen, nie ergrübelt und erphilosophirt wird; eine Phrase, die den tonangebenden Philosophen, welche das Bündel aller dichterischen Herrlichkeiten und Kunstraritäten bereits gepackt, eingeschnürt, couvertirt und gegen Schein auf Post gegeben, weder gefallen wird, noch soll.

Es konnte nicht fehlen, daß, einmal die Sache so in ihrem poetischen Mittelpunkt erfaßt, die Fabel ihr bisheriges Gebiet erweitern, ihre Gestalt vielseitiger ausbilden mußte. Denn jede Dichtungs-Gattung und Art ist ursprünglich verwandt mit allen übrigen, und kann auch (wie so leicht Epos in Drama) in jede andere überspielen, ja wesentlich übergehen, — wenn auch nicht schicklich der äußeren, dann doch der inneren Form nach. Geht doch jedem Gedichte ein lyrischer Moment, als principium agens, als nothwendige Bedingung seines Entstehens, voraus; wie unser Jean Paul schon, in Wort und Werk, so lebendig bewiesen hat. Darum finden wir auch in Fröhlichs Fabeln welche, die sich der

Satyre, dem bündigen kurzgeschliffenen, witzigen Epigramm, der naiven Idylle, der Elegie, überhaupt der hohen Lyrik nähern und innig anschließen. Der witzigen und satyrischen finden sich dort viele; wer aber Beyspiele in lezterer Weise sucht, der sehe sich nur jene vier an, welche den Schluß der Sammlung machen: Geschichte der Propheten, wahrer Glaube, der Reformator und die Ströme des Heils. Lezterer, vielleicht der tiefsinnigsten, würde Rec. die Palme zusprechen; fast jedes Wort darin ist treffendes Bild, jedes Bild lyrischer Gedanke.

Es war uns, nach diesem Vorgang, also keineswegs unerwartet, Fröhlich als Liederdichter auftreten zu sehen. Wir haben diese Erwartung in so fern vollkommen befriedigt gefunden, als aus vorliegenden Proben des Vfs. Beruf zum lyrischen Dichter uns unzweydeutig hervorleuchtet; — ein Wort, welches man wohl erwägen soll, ehe man es auszusprechen wagt, besonders in einer Zeit wie die unsere, wo die ästhetische Kultur und die dichterische Sprache in hohem Grade Gemeingut der Nation geworden, so daß es oft große Schwierigkeit hat, den nur zu sehr täuschenden Schein des bloß Angelernten und Angeeigneten von dem Glanze der Originalität zu unterscheiden.

Diese, auf der Thatsache beruhende, allgemeine Anerkennung vorausgeschickt, wird es uns vergönnt seyn, den talentvollen Dichter auch auf das aufmerksam zu machen, was uns mangelhaft an seinen Produktionen erscheint. — Hier und da vermissen wir nämlich, in einzelnen Gedichten, mehr noch in einzelnen Strophen, diejenige gediegene Klarheit, welche die Kritik besonders im lyrischen Gedicht darum unerläßlich fordert, weil das Gefühl an sich nicht so bestimmt und spezialisirt ist, als die Objekte der Anschauung, mit welchen der plastische Dichter und Künstler es zu thun haben. Die sogenannten lyrischen Sprünge widersprechen nur scheinbar dieser Theorie; genauer betrachtet, bestätigen sie dieselbe. Gerade um sein individuell poetisches Gefühl uns anschaulich zu machen, wählt der Dichter die verschiedensten Darstellungsmittel, bald Bilder aus der Natur, bald aus der Geschichte, bald die Form der Sentenz u. s. w., wodurch nothwendig jene Sprünge entstehen, die nur dann Seitensprünge sind, wenn sie nicht als Mittel zu dem gleichen Zwecke der Einheit gebraucht werden. — In dieser Beziehung nun verfehlt sich Fröhlich mitunter. So weiß man z. B. in dem Liede: „Der Alpengarten," nicht recht, welche Anschauung er zum Träger seines lyrischen Gefühles machen will, ob die der wirklichen, hohen Alpmatte, oder ob diese ideal und metaphorisch aufgefaßt ist; dadurch geschieht es, daß die Prädikate der erstern nicht auf die leztere passen, und umgekehrt, und somit entgeht uns der poetische Totaleindruck. — So ist, ferner, der „Schweizerpsalm" in allen Strophen poetisch, nur daß diese selbst allzu lose und mehr äußerlich zusammengefügt sind. — Nicht dieser, aber der entgegengesezte Fehler ist an dem lezten Gedichte: „Trinksprüche," wahrzunehmen; in demselben ist eine äußere Einheit erkünstelt, indem der Dichter seine Trinksprüche an Eigenschaften des Weines anknüpft, und so mitunter nicht-einleuchtende oder unpassende Beziehungen vorbringt. Da heißt es z. B.

Süßer quillt der Wein bey'm Sange
aus des Kelches Glanz und Klange;
die uns Freuden noch verschönen
mit der Künste goldner Pracht:
„Jubel, den sie angefacht,
soll zum Preis der Künstler tönen!"

Hier sind wohl die Dichter durch den Sang, aber nicht die Künstler durch Glanz und Klang der Becher, noch die goldne Kunst durch den goldnen Wein, hinreichend symbolisirt; der Toast also hat in so weit kein poetisch gültiges Motiv. — Dagegen hat das Gedicht auch ächte Strophen, wie folgende:

Der vom schönen Berg geflossen,
wo die Jugend wir genossen,
duftend bringet er uns wieder
jenes Traumes Seeligkeit;
„Heimathlust und Jugendzeit"
sind des Becherklanges Lieder.

und den jovialen Schluß:

Nun wir hier zusammenhalten,
frische Jungen, weise Alten:
„Trinkt, ihr Alten, euch zur Jugend
an dem neuen Feuerwein,
und, ihr Jungen, schenket ein
mit dem alten milde Tugend!"

Neu und wahr ist der Dichter meist in seinen Bildern, doch kommen mitunter auch einige vor, wie jenes in dem sonst trefflichen „Schützenlied:"

Wie durch Waldnacht Strahlen dringen,
späht zum Wald hinaus der Schütz,

wo die Antithese „durch Waldnacht" und „zum Wald hinaus" die Vergleichung (des durchdringenden Blickes des Schützenauges mit dem der Sonne) aufhebt. — Sonst weiß der Dichter die Antithese, mit welcher sich die Poeten so oft und schwer an der Poesie versündigen, wohl zu handhaben, wie z. B. jene meisterhafte in dem „Bauernstand" bezeugen mag:

Von Hütten ward oft schon der Retter beschieden,
Hier schreitet die Heermacht des Volkes heraus!

Was uns aber am meisten für des Vfs. Beruf zum lyrischen Dichter zeugt: nirgends finden wir bey ihm jene leeren Versicherungen von allerhand vortrefflichen Gefühlen und flammenden Begeisterungen, von welchen so viele alte und junge Poeten geschwängert zu seyn vorgeben; vielmehr treffen wir hier nur lyrische Gedanken, Bilder und Situationsgemälde, wonach uns keine Wahl gelassen wird, ob wir an des Dichters Empfindung für dieselben glauben wollen, oder nicht: und dieß ist einzig und allein der Effekt des Zaubers der lyrischen

Dichtung, dessen gebietender Stab eben nur der Hand eines *Dichters* anvertraut ist. Zum Beleg stehe hier eines der kürzern Lieder ganz, das „*Tellslied.*"

Des Schützen Begleit
ist freyer Muth,
der Knab an der Seit'
sein Glück und Gut.
„O Knab an der Hand!
ich schütz' dein Haupt,
daß Keiner dir Land
und Leben raubt.

„Drum ruf' ich nicht Heil
dem Federhut,
drum führ' ich den Pfeil
und Bogen gut.
Greift Einer dein Herz
mit Mörderfaust:
hat schnell ihm mein Erz
die Brust durchsaust.

„Und was dich bedroht:
sieh, diese Hand
zwang tief aus der Noth
das Schiff zum Strand.
Und reißen dich Wind
und Well' von mir:
ich helfe dir, Kind,
oder sterb' mit dir."

Man wird leicht bemerken, wie glücklich hier dem historischen Helden die *lyrische Seite* abgewonnen ist. Statt in neualterthümlich-politischen Deklamationen zu rodomontiren, erscheint uns der wilde Schütze nur in seiner felsenfesten Treue eines tiefen, liebevollen Gemüthes, und der Knabe ist das natürliche, menschlich schöne Motiv. — Eben so gut ist der „*Winkelried*" aufgefaßt und „*Niklaus von der Flüh,*" lezteres eines der besten Charakterbilder lyrischer Poesie, die wir kennen.

Der Heerd dieser Strahlen ist des Dichters poetische *Grundanschauung*, in welcher die noch gegenwärtige große Natur seines Vaterlandes und dessen große historische Vergangenheit, wechselseitig einander allegorisirend, ihm zusammenschmelzen, indeß ein lebendiges religiöses Gefühl dem Ganzen Leben einhaucht. — In ihrer Ganzheit tritt diese Grundanschauung am klarsten hervor in dem Gedichte „*Die Alpen,*" wie schon aus den folgenden, obwohl aus dem Zusammenhang genommenen, Strophen erhellen wird:

Unsre Berge lugen über's ganze Land,
aus dem Rhonethale zu des Rheines Rand,
und in alle Gauen ruft ihr Freudenfeu'r:
„Schweizermannen, haltet eure Heimath theu'r! — —
Wie die Berge wurzeln unter Meeresgrund:
steh' in Herzenstiefen Lieb' und Treu zum Bund!
wie sie überblicken segnend alle Gaun:
laßt uns allesammen zu den Brüdern schaun! — —
O ihr Höhen Gottes! rufet überall:
„Er, der aufgeworfen der Gebirge Wall,
machte Alpenauen zu der Freyheit Hort,
heißt sie grünen, leuchten ringsthin fort und fort."

Die Behandlung des Rhythmus und Versbaues ist im Ganzen sehr zu loben; nicht die stehenden und deßwegen häufig leiernden Formen trifft man, sondern jedes Gedicht hat, ungefähr wie die Lieder unserer Minnesinger, seine eigenthümliche Gliederung und Gestaltung. — Auch die Sprache ist rein und wohlklingend; denn gegen die Reinheit verstoßen sogenannte Provinzialismen, wenn sie dem Geist und der Analogie der Gesammtsprache nicht zuwider sind, keineswegs, und wenn sie, wie das schweizerische *ab* (dem Berge) und *innert* (den Schranken) anschaulicher, als die herkömmlichen bezeichnen, so sind sie uns sehr willkommen. Auch gegen die Apokope der stummen E (zumal in pr. praes. u. im nom. sing.) haben wir, wenn sie nicht zu sehr gehäuft wird, nichts einzuwenden. — Der Reim ist mit Sorgfalt behandelt, nur einigemal reimt ü auf i, und einmal ö auf e, was freylich unerträglich dissonirt, so sehr unser Ohr durch die Mißhandlung unserer neuern Dichter (die alten ahneten nicht einmal, daß dergleichen für Reim irgendwie gehalten werden könnte) hierin ist abgestumpft worden. Dagegen ist uns ß auf ss, f auf ff nicht anstößig, unleidlich aber g auf ch, d auf t, was unser Dichter auch durchgängig vermeidet. — Der Reim ist seiner Natur nach rein musikalisch, und wie kommt man nur dazu, ihn doch in Gestalt ohrquälender, *unlösbarer Dissonanz* zu gebrauchen?! Auch verderben schlechte Reime die Aussprache, während gute, wie die ächten Sprachforscher längst anerkannt, das beste Mittel der Erhaltung sonorer Reinheit derselben sind.

H — k.

Vermischte Schriften.

Manuscript eines Clausners auf der schwäbischen Alp. Erster Theil. Augsburg und Leipzig, in der von Jenisch und Stage'schen Buchhandlung, 1827.

Die Mengschriften, die literarischen Ragouts, werden immer häufiger. Warum soll auch der Schriftsteller sich nicht die Freyheit nehmen, ohne Zusammenhang und Ordnung über alles zu reden, was ihm in den Sinn kommt, da die Leser selbst doch nur aus zwanzig wohlgeordneten Büchern ein ein und zwanzigstes zusammenlesen, das ein Gemisch von allen ist. Die meisten Leser behalten aus dem besten Zusammenhange doch immer nur etwas Einzelnes, Unzusammenhängendes. Man liest und behält alles aphoristisch, warum soll man nicht auch in bloßen Aphorismen schreiben?

Der Clausner auf der schwäbischen Alp bringt uns ein dickes Buch voll solcher Aphorismen, theils philosophische wie die von Plattner, theils juridische und politische, wie die in der bekannten Sammlung Welt und Zeit. Er

übergibt sie uns, wie er in der Vorrede sagt „nicht in der Absicht, uns neue und unbekannte Wahrheiten mittheilen zu wollen, sondern vielmehr in der Hoffnung, daß dieses Manuscript solche Wahrheiten enthalte, von welchen ein berühmter Dichter sagt, daß es Wahrheiten sind, die nicht genug wiederholt werden können.“ Das Buch ist wirklich voll Reminiszenzen; da es sich aber sehr populär und faßlich über eine Menge von Dingen ausspricht, die in gelehrten und philosophischen Werken vergraben dem größern Publikum noch lange nicht so bekannt sind, als sie es seyn sollten, so verdient der Verfasser für seine Mittheilung alles Lob. Deutschland ist unermeßlich reich an Ideen; aber wenn wir die Männer bewundern, welche sie zuerst gedacht, dürfen wir die nicht gering achten, die sie verbreiten, aus der Schule in's Volk bringen, aus der gelehrten Sprache in eine allgemein verständlichere übersetzen. Der Clausner scheint ein im Kameral- und juristischen Fach versuchter Mann zu seyn, und die meisten seiner Fragmente beziehen sich auf Gegenstände der Staatswirthschaft und des Rechts. In einer interessanten Untersuchung bemüht sich der Clausner unter andern zu beweisen, daß die Geschwornengerichte nicht die Grundlage einer guten Rechtsverfassung, sondern nur deren Blüthe seyn könnten. Diese Gerichte setzen, seiner Meynung nach, eine ideale Ausbildung der Sitten und Einsichten im Volk voraus, ohne welche sie immer nur eine Mißgeburt bleiben. Er hält diese Rechtsverfassung, die nur in einem idealen Zustand möglich sey, selbst für ein Ideal. Hat der Clausner aber nicht bedacht, daß ein vollkommen ideales Volk überhaupt gar keine Rechtsverfassung mehr braucht, weil es, mit aller Tugend und Einsicht ausgestattet, gar kein Unrecht mehr begehen kann? Das Ideal jeder Rechtsverfassung und jeder Gesetzgebung ist, sich zuletzt entbehrlich zu machen. Wo es noch eine Rechtsverfassung gibt, sezt sie auch einen unvollkommnen, keineswegs idealen Zustand der Sitten und Einsichten voraus, denn richten und strafen kann man nur, wo noch gezankt und gefrevelt wird. Die Forderung eines idealen Volkes darf der Clausner daher nur immer fallen lassen. Irrt er hierin, so täuscht er sich um so weniger in der zweyten Forderung, die er machen zu müssen glaubt, wenn die Jury jemals gedeihen soll. Er verlangt nämlich auch ein öffentliches politisches Leben überhaupt, und dieß ist die nothwendigste Bedingung der Geschwornengerichte. Wo alles Andere im Staate Geheimniß und Schreiberey ist, kann freylich das Recht nicht allein öffentlich und mündlich seyn.

Am Schluß aller dieser Aphorismen und Fragmente gibt der Verfasser die Uebersetzung von Briefen einer Dame aus dem siebzehnten Jahrhundert, der Frau von Villar, Gemahlin des französischen Gesandten in Madrid zur Zeit Karls II. Diese Briefe schildern sehr anziehend den damaligen Zustand des spanischen Hofes, und sind eine artige Zugabe zu dem Manuscript des Clausners, obgleich sie dem Inhalt nach in gar keinem Zusammenhange damit stehen.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Unter der schon früherhin in diesen Notizen angeführten Rubrik von unrichtigen Angaben und verschobenen historischen Daten, welche von Schriftstellern aller Art, Italien betreffend, in die Welt hinausgesandt werden, hat ganz neuerlich wieder eine neue, verbessert seyn sollende Ausgabe des zu Mailand bey Giegler gedruckten Manuel du voyageur en Italie u. s. w. (672 und 24 S. in 8.) sich selbst eine bedeutende Stelle angewiesen, welchem ein italienischer Recensent, neben einer Unzahl von Druckfehlern, die nicht bloß das Buch entstellen, sondern auch, zumal wo es sich um Eigennamen von Personen und Oertern handelt, den Reisenden gar häufig zu den unangenehmsten Irrthümern verleiten können, in dem einzigen Paragraph des Wegweisers, welcher die Reise von Mailand nach Genua enthält, nicht weniger als fünfzehn, zum Theil grobe Versehen und Spropositi aufzählt. Die Bäume, sagt dieser Recensent, mit welchen die Straße von Mailand bis Pavia ganz eingefaßt seyn soll, sind in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Auf Binasco, welches als eine Stadt aufgeführt wird, paßt dieser Name keineswegs. Die Gärten, Parkanlagen und Kanäle, von denen gesagt wird, daß sie die Karthause zu Pabia verschönern und zu einem reizenden Aufenthalte machen, existiren gar nicht und haben zu keinen Zeiten existirt. Der alterthümliche, in der Nähe der Karthause liegende Park der Visconti, wo Franz I. zum Gefangenen gemacht wurde, wird, der geschichtlichen Wahrheit schnurstracks entgegen, an die Thore von Pavia versezt. Die Behauptung, daß Pavia früher als Mailand gestanden habe, wird irriger Weise dem Plinius zugeschrieben. Nicht ein prächtiger Portikus, sondern eine ganz ärmliche Säulenhalle ist es, welche den ansehnlichsten der Plätze von Pavia einfaßt. Die angebliche Lanze Orlandos war nicht, wie das Handbuch angibt, ein Ruder, sondern ein mit einer eisernen Spitze versehenes Stück von einem Schiffsmaste. Das Gebein des heil. Augustinus, wovon es heißt, es befinde sich in San Pietro in Cielo d'oro, ist längst in die Kathedrale versezt; in der Kirche von San Pietro aber, welche als mit Bildsäulen und Marmor verziert beschrieben wird, findet gegenwärtig kein Gottesdienst mehr statt. Unter den berühmten Männern, welche der Universität zu Pavia zur Zierde gereicht haben sollen, kommt der Name eines Rechtsgelehrten Jagon vor, und nur mit Mühe läßt es sich errathen, daß unter dieser barbarischen Benennung der Gelehrte Giasona del Maino soll verstanden werden. Davon, daß das Haus (denn ein Pallast, wie das Handbuch sagt, ist es keineswegs) des Professors Scarpa sich durch die Kostbarkeit seiner Verzierungen auszeichne, weiß niemand etwas: eben so wenig davon, daß sich aus den Kleidern der Bürger von Pavia auf den Reichthum des Landes schließen lasse. Es ist eine grundlose Behauptung, daß der Hanf einen wesentlichen Bestandtheil jenes Reichthums ausmache, und eben so grundlos ist es, daß die wenigen, jenseits der Brücke gelegenen Häuser eine große Vorstadt bilden, und, daß diese Vorstadt mit einer Mauer umzogen sey. Und diese Dinge alle, fährt der Kritiker fort, läßt man zu Mailand drucken, in einer Entfernung von nicht mehr als zwanzig Meilen von Pavia!...

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 22.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. März 1827.

Politik.

1) Mein Antheil an der Politik. II. Nach dem Fall Napoleons. Congreß zu Wien. — Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826.

Mit Recht legt der würdige Herr Verf. dieser politischen Memoiren in gegenwärtiger Abtheilung derselben den Verhandlungen auf dem Congreß zu Wien eine gleiche, ja höhere Bedeutung bey, als denen gebührt, welche einst zu Münster und Osnabrück gepflogen worden. Denn wahrlich, wenn auch so manche, selbst billige Hoffnungen, zu welchen jene Verhandlungen berechtigten, noch nicht in Erfüllung gegangen, wenn auch eine große Anzahl wohlgesinnter Männer die Besorgniß hegt, es könnte bey nächster Gelegenheit die alte Schmach über Deutschland wieder hereinbrechen, so wird dennoch der Wiener Congreß nach Jahrhunderten als die erste, festgegründete Stufe bezeichnet werden, auf welcher Deutschland und mit ihm Europa einen neuen Lebenslauf in aufsteigender Linie begonnen. Jene Osnabrücker und Münster'schen Verhandlungen haben gehalten, was sie dem Einsichtigen auch damals nur versprechen konnten; sie erhoben eine fortwährende Destruktion zum Gesetz, und sie ist schrecklicher, als man es sich mag haben träumen lassen, gerade an den gesetzgebenden Mächten in Erfüllung gegangen. Zu Wien ist der Grundsatz der Einheit und Einigung der gesetzlichen Freyheit und der Gerechtigkeit festgestellt worden, und die Geschichte wird sich in der Anwendung desselben nicht durch die Schranken der Vorbehalte hemmen lassen. Aber wie jener Grundsatz selbst die Frucht von Jahrhunderten ist, so ist seine Anwendung auch die Aufgabe, welche nicht Jahrzehende, sondern Jahrhunderte zu lösen haben und — lösen werden. — Obgleich der Verf. der Memoiren (und mit ihm wohl mancher Leser) unsere Zuversicht nicht in vollem Maße theilen dürfte, so sind es doch eben sie, welche dieselbe, wenn auch nicht hervorgerufen, doch bedeutend genährt und gestärkt haben. Dieses Selbstbekenntniß, das vielleicht als ein höchst unnöthiges Auskramen subjektiver Meynungen betrachtet wird, gehört gleichwohl sehr zur Sache, indem es das zuverlässigste Zeugniß von dem Sinne und Geiste ablegt, in welchem die vorliegenden Berichte über die Vorgänge am Congreß zu Wien verfaßt sind. — Denn, wenn gleich der Verf. es keineswegs unterläßt, sein mißfälliges Urtheil über Vieles und Wichtiges unumwunden auszusprechen, so geschieht es doch immer um des Friedens, um der Gerechtigkeit selbst willen, und wie wenig derselbe auch mit den Wünschen und Bestrebungen einiger Männer, die, gleich ihm, als Bevollmächtigte dem Congreß beywohnten, einverstanden seyn mag, so erkennt er dennoch an, daß auch diese damals in der aufrichtigen Absicht, Einigkeit und Gerechtigkeit zu fördern, gehandelt hätten. — Das Beruhigende aller hieher gehörigen Aeußerungen liegt aber darin, daß dieselben keine deklamatorischen, sondern in wohlerwogenen Daten begründete sind. Hiezu kommt die edle Freymüthigkeit, wie sie gewiß selten bey Staatsmännern gefunden wird, und mit welcher gleichwohl der Verf. überall urtheilt, wo ihn Gerechtigkeit und eine wohlverstandene Politik dazu auffordern. Und dieses gerade ist es, was zur höchsten Zuversicht berechtigt, daß wir überall jede andere, als auf Gerechtigkeit und selbst auf Sittlichkeit gegründete Politik verschmäht finden. Mag das im Munde eines allgemeinen Menschenfreundes nichts mehr als ein bon mot, in dem eines aufrichtigen und selbst energischen Enthusiasten erfolglos, wenn nicht gefährlich, seyn, in dem eines umsichtigen, vielfach gebildeten, in Staatsgeschäften oft erprobten Staatsmannes ist es weder das eine noch das andere, sondern ein historisches Faktum.

Eben über diese Theilung Polens und das damit verknüpfte Schicksal Sachsens, über den Gang der Verhandlungen und die hauptsächlichsten Veranlassungen mancher Mißverständnisse zu Wien erhalten wir wichtige Notizen. Speciellere Aufschlüsse gibt uns Herr von Gagern über die niederländischen Verhältnisse zu Deutschland, weil diese es waren, welche derselbe zu Wien zu vertreten hatte. Es werden in dieser Beziehung die nöthigen Auszüge aus Briefen mitgetheilt, welche damals an Se. Majestät den König der Niederlande sind gerichtet wor-

den. Außer diesen historisch-politischen Dokumenten erscheinen von allgemeiner Wichtigkeit einige Hindeutungen und Nachweisungen, welche auf das beabsichtigte Direktorium der fünf großen Mächte in Deutschland und die Opposition der übrigen Reichsstände dagegen, bey welcher Herr von Gagern besonders thätig war, Bezug haben. Sodann wird unter andern auch klar, daß manche Erläuterungen des 13ten Artikels der Bundesakte, die oft genug für unbefugte Auslegungen liberaler Phantasten erklärt worden, durchaus wesentliche, ja authentische sind. —

Als Mittelpunkt aller vorkommenden Ansichten und Urtheile über die namentlich für Deutschland entscheidenden Vorgänge und Interessen des Wiener Congresses darf die Idee von Kaiser und Reich betrachtet werden, welcher Herr von Gagern aus politischen und historischen Gründen zugethan ist. Eine gedrängte Uebersicht der letzteren gibt die geistvolle Abhandlung in der 15ten Beylage, die schon 1815 unter dem Titel: „Grundzüge deutschen Staatsrechts und deutscher Geschichte" ist abgedruckt worden. —

2) Der Einsiedler oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. Zweyter Theil. Zweyter Heft. Spartam nactus es, hanc exorna. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826.

Wenn der Freyherr von Gagern in seinen Memoiren als Staatsmann auftritt, dessen Mittheilungen, so sehr sie auch von umfassender Wissenschaft, von einem höchst ehrenwerthen Charakter zeugen, dennoch den Ton des Offiziellen durchaus nicht verläugnen dürfen, so erscheint derselbe hier dagegen als vielfachgebildeter, edelgesinnter Privatmann, dessen freye Beobachtungen, Ansichten, Urtheile über den politischen und ethischen Zustand der civilisirten Welt durch ihm einwohnende Erinnerungen an bestimmte Thätigkeit in derselben nur an Klarheit und Entschiedenheit gewinnen können. Denn — jeder tüchtige Schachspieler, welcher dem Spiele Anderer zusieht, hat, wenn diese auch eben so tüchtige, ja überlegene Spieler wären, gewöhnlich einen untrüglicheren, weit unbefangeneren, Blick für die Vortheile und Nachtheile beyder Partheyen, als diese selbst. — Folgende im vorliegenden Hefte des Einsiedlers gethanen Aussprüche S. 17: „Diese Blätter haben ganz eigenthümlich zur Absicht, alles zu entfernen und standhaft zu bekämpfen, was zur Verschlechterung und Entwürdigung der menschlichen Gattung führt" — und S. 38: „Es ist ein viel edleres Bestreben, die menschliche Gattung von ihren schöneren Seiten zu betrachten, sie zu entschuldigen, wo immer dazu Anlaß und Möglichkeit ist; zu zeigen, was natürlich, nicht anders zu erwarten, oder nur vorübergehend und zum Besseren einlenkend, in so vielen Vorkommenheiten und Einrichtungen gewesen sey" — diese Aussprüche enthalten eine Selbstkritik, welche treffender, als wir es sonst vermöchten, den Sinn und Geist dieser ethisch-politischen Zeitschrift bezeichnet. Alle fragmentarische Aufsätze, welche gegenwärtiges Heft darbietet, haben ihren eigenthümlichen Werth. Wir deuten auf einige derselben hin, deren Gegenstände schon allgemeineres Interesse gewähren. Zuerst auf einen über die Seeräubereyen der jetzigen Griechen im Vergleich mit denen, welche einst die niederländischen Geusen geübt, die aus ähnlicher Noth hervorgegangen, zu noch weiterem Extrem getrieben und dennoch gerade der erste reelle Punkt gewesen seyen, den die niederländische Freyheit gewonnen und von dem aus dieselbe sich endlich über das feste Land verbreitet habe. — Sodann würdigt der Verf. auch die Vorgänge auf Hayti, dessen neuerliche Emancipation und deren Folgen. Jene erhalten volle Anerkennung z. B. S. 40 in diesen Ausdrücken: „Aber fürwahr, ich denke bey weitem vortheilhafter von der menschlichen Gattung überhaupt, seit jener Umwandlung, seit jener Erscheinung von Hayti als politischer Staatskörper. Und ich möchte alle meine Zeitgenossen zu ähnlichen, erhebenden Gefühlen, und zu reifem Nachdenken über dieses so unerwartete Ereigniß einladen, welches alle menschlichen Berechnungen und Hoffnungen weit übertrifft. Es zernichtet das System derer, die mit der Hoffahrt der weißen Farbe, oder des Seltenthums, jene für eine schlechtere Menschenrasse hielten, und deren Argumente darauf hinausliefen, daß zwischen Newton, Leibnitz und den Affen eine ununterbrochene allmählige Stufenfolge sey, in welcher der Neger ziemlich tief stehe." Sodann wird die Mäßigung, die Klugheit und die würdige Haltung gerühmt, welche man in Hayti im Allgemeinen bey allen Vorgängen, in Kriegs- und Friedensanordnungen, wie im politischen Betragen gegen das Ausland an den Tag gelegt. Die Emancipation selbst von Seiten Frankreichs wird als ein Akt politischer Weisheit dargestellt, dessen Unterlassung eben so unklug als ungerecht gewesen wäre. Eben so liberal, im edleren Sinne des Wortes, wird die Frage von der Unabhängigkeit Südamerika's und das darauf bezügliche Benehmen des brittischen Cabinets beleuchtet. Die Emancipation der irländischen Katholiken wird gleicherweise in einem andern Fragment als die würdige Aufgabe einer erleuchteten, nach Recht und Billigkeit verfahrenden Politik betrachtet. Der Verf. wünscht dieselbe, lobt den neuerdings dafür laut gewordenen Eifer; doch ist er der Ansicht, daß dieselbe schwerlich so bald eintreten werde, als manche zu erwarten scheinen; denn es reiche keineswegs die allgemeiner gewordene Ueberzeugung, daß es

geschehen müsse, dazu hin; vielmehr handle es sich um das Quomodo der Ausführung, und diese sey ohne freywillige Entsagung auf den Besitz protestantischer Kirchengüter, denen keine Gemeinden entsprächen, rein unmöglich. Denn, sagt der Verf., „was ist eine Kirche anderes, als ein consortium civium. Wo diese fehlen, da ist weder Bürgerschaft noch Kirche, sondern Fiktion und Falsum. Man macht ein kleines Bethaus oder Heiligenhaus nicht zur Domkirche, wenn man es zehnmal so nennt. Also zur Emancipation gehört auch Proportion, wenn sie politisch richtig und politisch heilsam seyn soll. Eine allmählige Entsagung der irländischen protestantischen Kirche, in so fern sie dort ist. Eine gänzliche Umwandelung des Zehentsystems. Mehr Priesterseminarien und Schulen, wenn gleich vom weltlichen Auge inspectirt; —“ und: „Nicht weil der protestantische Clerus ärmer, frugaler, einfacher seyn soll, will ich in Irland seine Einkünfte geschmälert sehen, sondern weil er nicht da und nicht anwendbar, weil er Hirt ohne Heerde ist; und weil die vorhandene (katholische) Heerde ihren stattlichen, wohlgehaltenen und fröhlichen Hirten sucht. Weil durch eine barbarische Anomalie, und des Siegers beständigen Hohn der Katholisch-Glaubende für den in seinen Augen abtrünnigen Priester zahlt, leistet und schafft; und darum der bürgerlichen Rechte, und was ärger ist, der bürgerlichen Tugenden verlustig geht. Nehmt ihm den Klageton, den Klagestoff, erhebt ihn zur wahren National-Ehre und Aristokratie, und stellt den Wetteifer her in Sitte, Kenntniß, Klugheit und Kraft. Dann erst habt ihr emancipirt.“ — W. B. M.

Ueberblick der russischen Literatur, von einem (ungenannten) russischen Edelmann.

Auszug aus dem Französischen.

(Beschluß.)

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bereiteten junge Schriftsteller durch Einführen fremder Wörter und Wendungen und durch falsche Empfindsamkeit das Sinken der Literatur, besonders des Trauerspiels, vor. Schon sind ihre Namen in Vergessenheit gerathen, nur zwey sind auszunehmen, Karamsin als Prosaiker, Dmitrieff als Dichter. Ersterer bildete sich wieder durch das Studium der slavischen Sprache; Dmitrieff war besonders in der Nachahmung von Voltaire's Erzählungen und Lafontaine's Fabeln glücklich. Der verbannte und darauf begnadigte Dichter Pancratius Sumarokoff gehört dem Styl und Geschmacke nach eigentlich eher der vorigen Periode an.

Alexander fügte zu den bestehenden Universitäten Moskau, Wilna und Dorpat die drey neuen, Charkoff, Kasan und Petersburg; Abo und Warschau kamen dazu, und das Unterrichtswesen hob sich. Doch folgten die Russen nur den andern Völkern nach. Die Erdkunde allein verdankt ihnen Entdeckungen; die Namen Krusenstern, Kotzebue, Bellingshausen, Golowin, Lasareff, Wassilieff sind rühmlichst bekannt, und von den Russen hauptsächlich erhält man Nachricht über das innere Asien und China. Es ist hier nicht die Rede von Malern und andern Künstlern.

Die Lyriker dichteten in der neuesten Zeit wieder mit dem größten Erfolg. Wostokoff führte neue Rhythmen ein; Jukofsky die deutsche und englische Romantik; harmonischer noch, aber weniger originell ist Batuschkoff, und man fängt an, den Fürsten Schichmatoff nicht mehr zu verkennen. Katenins Verse sind zu nachlässig, aber seine Dichtung originell, und der junge Lyriker Puschkin steht hoch über vielen seiner Vorgänger.

Für das Epos hat Gueditsch den schon früher versuchten Hexameter einheimisch gemacht, und Puschkin ahmte mit Erfolg die romantischen Dichtungen Byrons nach; sein bestes Werk, Ludmila, ist der Sagenzeit Wladimirs entnommen; es ist Schade, daß sich derselbe nicht überhaupt mit nationalen Stücken beschäftigt hat. Des Fürsten Schachofsky heroisch-komisches Gedicht (die gestohlnen Pelze) erinnert nur zu oft an Boileau.

Die dramatische Kunst schritt unterdessen nur langsam vorwärts. Oseroff gab von 1804 bis 1809 vier Trauerspiele, — freylich sind zwey darunter Nachahmungen von französischen Stücken, aber die beyden andern, ihm eigenthümlichen (Fingal und Dmitrii-Donskoi) sind die besseren. Oseroff und mehrere seiner Nachahmer sind gestorben, auch Grusinzoff, der einen völlig antiken Oedipus Tyrannus verfaßt, und die einzige Hoffnung beruht gegenwärtig auf Katenin. Eine Unzahl übersezt aus dem Französischen. Das deutsche, englische und italienische Theater sind der russischen Scene fast fremd. Schillers Jungfrau von Orleans ist in Verse übersezt, aber nicht aufgeführt worden.

Nimmt der Fürst Schakofsky keine sehr hohe Stelle unter den Tragikern ein, so ist er doch der erste Komiker unter seinen Zeitgenossen. Ein Hauptverdienst seiner zahlreichen Lustspiele liegt in der wahren Zeichnung der Charaktere. Die Verse sind etwas nachlässig, und im Plan ist manchmal zu große Hast. Er sieht gern bloß seine eignen Stücke zu Petersburg aufführen. Kryloff hat in derselben Gattung einige glückliche Versuche gemacht, und Sagoskin verbindet viel Komik mit Originalität. Außerdem viele Uebersetzer. Oper und Vaudeville verdanken auch dem Fürsten Schakofsky am meisten; Iljin und Nevachovitsch arbeiteten mit Erfolg Dramen. Die dramatische Kunst ist bey weitem nicht national genug in Ruß-

land; Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Stücke füllen das Repertorium.

Milonoff, der 1821 starb, hat viele gelungene Satyren hinterlassen. Die besten sind wohl die des Fürsten Schakofsky. In der Fabel verbindet Kryloff mit den schönen Eigenschaften Chemnitzer's ein bedeutendes Dichtertalent; nur möchte ihm zuweilen Schwulst und eine zu gesuchte Sittenlehre vorzuwerfen seyn. Die besten seiner Fabeln sind (1825) in's Französische und Italienische übersezt.

Es gibt einige wenige den Russen eigenthümliche Idyllen von Panaeff und Gueditsch, welcher leztere das Leben der Fischer an der Newa mit wahren, poetischen Farben schildert.

In der Prosa hob sich, unter Alexander, besonders der historische und didaktische Styl. Der Erzbischof Augustin zu Moskau, der vor einigen Jahren gestorben, verdient allein in der Kirchenberedtsamkeit neben Platon genannt zu werden. Karamsin's Geschichte von Rußland kennt ganz Europa. Auch fehlt es nicht an andern Historikern, eben so wenig als an Verfassern von Erzählungen und Schriftstellern über Sprache und Literatur.

Aus Italien.

(Beschluß.)

— Von den drey, in neuester Zeit zu London erschienenen Commentaren zu der Divina Commedia, einer von Rossetti, ein zweyter, ohne Text der Uebersetzung, von einem Ungenannten und ein dritter von Ugo Foscolo, wovon der erste Band eine Abhandlung über den Text und die verschiedenen, in Betreff der Geschichte und kritischen Emendation der Commedia des Dante waltenden Meynungen enthält, trägt der leztgenannte das Besondere an sich, daß der Verfasser in noch ungleich kategorischern Ausdrücken, als seine frühern, denselben Dichter commentirenden und auslegenden Collegen gethan haben, um die Wette, sich dahin erklärt, es haben mit einigen kleinen Ausnahmen, die zu Gunsten des Peters Lombardie, Gozzi und dem der Mailänder-Ausgabe des Dante, in der Sammlung der italienischen Classiker, angehängten Commentar von ihm gemacht werden, die übrigen bisherigen Commentatoren alle unrecht gesehen und eins für das andere genommen, (was der Italiener Scrivere colle traveggolo nennt). Doni wäre, seiner Meynung nach, der schamloseste Betrüger, ein ruchloser Priester, Manni ein langweiliger Schwäzer, Crescimbeni ein Compilator von tausend Sachen, von denen er nicht eine einzige verstanden habe, Tiraboschi, als ein Anbeter Petrarchas, hätte den Dante lange nicht genug in Ehren gehalten. Perticaris vortreffliche Abhandlung über Dantes Vaterlandsliebe wäre mit unzähligen Ausbrüchen oratorischen Feuers angefüllt, und liefere einen unwidersprechlichen Beweis, daß die Verbrüderung der Kritik mit der Rhetorik einen Kampf auf Leben und Tod zur Folge habe. Die neuesten Akademiker der Crusca vergleicht Hr. Ugo-Foscolo mit jener Congregation von Priestern auf einem der Eilande des stillen Oceans, welche unter der Erde um einen Altar postirt, nämlich um einen seit Jahrhunderten angefaulten Baumstamm, welchen mit einem andern umzuwechseln die Religion der Vorväter verbietet, jeder nach seiner Weise predigen, indeß die andern um die Wette auf die unter der Asche längst völlig erkalteten Scheiter blasen, um den verhängnißvollen Funken wieder in's Leben zu rufen und mit solchem Thun fortfahren, bis sie zulezt mit heiserer Kehle und von Ruß und Finsterniß erblindeten Augen, dabey ganz athemlos und triefend von Schweiße, von dannen ziehn, dem Volke zu verkünden, wie schön und herrlich auflodernd sie das heilige Feuer in der Höhle gelassen haben. Auf ähnliche Weise zieht Hr. F. gegen alle diejenigen zu Felde, welche es gewagt haben, vor ihm das Danteskische Feld zu betreten: am leidlichsten kommen noch diejenigen davon, die er sich begnügt hat, mit dem Namen von Eunuchen zu bezeichnen. Ganz vorzüglich ergrimmt zeigt er sich auch gegen den Bartolinianischen Codex, über welchen er eine mehr als Danteskische Galle ausschüttet. Es habe, sagt er, der Gelehrte, welcher jenen Codex beleuchtet, die Methode der Shakespear'schen Dramen auf die Kritik angewandt. Um es einleuchtend zu machen, daß jener Codex sowohl (er nennt ihn einen patriarchalischen) als die Geschichte und die Anekdoten, welche dessen Authenticität in's Klare setzen sollten, mehr als apokryphisch seyen, wäre es hinreichend gewesen, einige wenige der darin vorkommenden Anachronismen und der falschen Citaten anzuführen, welche der gedachte Gelehrte, sey es nun im Feuer seiner Phantasie und weil er vor Freude über die Entdeckung jenes Codex außer sich war, vielleicht auch um dieses oder jenes andern Entdeckers unbekannterer Notizen zu spotten oder aus irgend einer andern Ursache beygebracht: um aber nicht für einen armen Wicht zu passiren, der bloß darauf ausgehe, die Fehler anderer an's Licht zu ziehen, wolle er sich einstweilen enthalten, jenen Codex in den Staub zu treten. (Es soll dieses in seinem angekündigten Commentar zu Dante geschehen, in Betreff dessen jedoch, so wie auch seiner Ausgabe des Textes selbst, die Biblioteca Italiana bemerkt, daß man in London noch gewaltig daran zweifle, ob sie wirklich zu Stande kommen werden.) Es werden übrigens, meynt Hr. F., die den Bartolinianischen Codex betreffenden Notizen von Solchen herausgestrichen, welche dieselben nicht lesen, und von Leuten gesammelt, die sich die Mühe nicht nehmen mögen, sie in der Nähe zu prüfen. Gleichwohl seyen eben diese Notizen von den großen Gelehrten der italienischen Bibliothek zu Mailand als willkommene Supplemente zu der Geschichte von Dantes Leben empfohlen worden. Aber nicht allein den Bartolinianischen Text der Divina Commedia macht Hr. Foscolo zu seiner Zielscheibe, sondern es werden auch die sämmtlichen übrigen Codices eben so unbarmherzig von ihm mitgenommen. Namentlich ist dieses der Fall mit jener Handschrift des D. C. „welche Boccaccio wieder abgeschrieben, Petrarca am Rande beschrieben, Bembo kollationirt und Aldus befolgt hat, die unter den herrlichsten Siegestrophäen nach Frankreich transportirt und, damit sie im Vatikan angebetet werde, wieder nach Italien zurückgeschickt worden ist." Endlich faßt Hr. Foscolo sich noch in die Erklärung zusammen: daß Dante sein Gedicht für vollendet gehalten und öffentlich bekannt gemacht habe, sey eine, zwar allgemein angenommene Hypothese; da indeß noch niemand den Beweis, daß sie begründet sey, geleistet habe, so fehle es auch gänzlich an einer Richtschnur, nach welcher sich kritische Emendationen oder geschichtliche Beleuchtungen des Dante'schen Gedichtes vornehmen ließen. Dieser Behauptung zu Folge hätten alle bisherigen Ausleger und Commentatoren der D. C. ihre Zeit und Mühe umsonst verschwendet, und auch Hr. F. selbst würde mit dem von ihm verheißenen Commentar, von dem sich, nach solchen Aeußerungen über seine Vorgänger, große Dinge sollten erwarten lassen, ein Gleiches thun.

Nr. 23.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. März 1827.

Novellen und Erzählungen.

Gleich den Vaudevilles und Lustspielen von einem Akt werden auch die kurzen Novellen und Erzählungen immer mehr Mode. Kurz ist zwar nicht allemal gut, aber wenn etwas nur gut ist, so schadet es nichts, wenn es auch kurz ist; und ist es schlecht, so ist es noch gut genug, wenn es wenigstens kurz ist. Vielleicht hat das Bedürfniß der Taschenbücher und belletristischen Journale diese kurzen Waaren so häufig gemacht, sie sind es aber jezt so sehr, daß sie nicht mehr alle in Almanachen und Zeitschriften untergebracht werden können, sondern in selbständigen Sammlungen erscheinen, und manche Dichter, die einigen Ruf erlangt haben, stellen auch wohl ihre früher zerstreut gedruckten Erzählungen in einer Auswahl zusammen. Von dieser Art sind die Novellen und Erzählungen von Wilhelm Blumenhagen. (Zwey Bände, Hannover, bey Hahn 1826.) Die meisten dieser Novellen sind schon vor mehreren Jahren in Taschenbüchern erschienen. Der bescheidene Verfasser entschuldigt sich, daß er sie wieder aufwärmt, und versichert, er würde es ohne dringende Aufforderung nicht gethan haben. Täuschen wir uns nicht, so ist Blumenhagen von einer Menge gleichzeitiger Almanachsdichter ehrenvoll zu unterscheiden. Seine Darstellungen verrathen durchgängig eine Wärme, die den meisten modernen Novellisten fremd ist. Er malt mit Emsigkeit, Vorliebe und einer gewissen Vertiefung in den Gegenstand, und scheint mehr Genuß beym Ausmalen selbst zu finden, als bey dem Beyfall Anderer, wenn seine Gemälde fertig sind. Er forcirt sich nicht, er buhlt nicht um den Ruhm in Tagblättern, er huldigt nicht sklavisch der Mode. Er besizt die Selbstzufriedenheit eines Künstlers, nicht die Eitelkeit eines Modegecken. Vielleicht schreibt er aber zu viel, wie es Fouqué, Hoffmann und viele andere vor ihm auch gethan haben. Er würde weniger für die neuesten Taschenbücher, aber wahrscheinlich mehr für die Unsterblichkeit thun, wenn er seine Kraft besser zu Rathe hielte. Dieser Vorwurf trifft aber nicht ihn allein, fast alle unsere Romandichter und Novellisten gefallen sich in einer nachlässigen Vielschreiberey, und richten sich zu sehr nach dem Geschmack des Publikums, das immer Neues haufenweise verschlingen will, aber auch schnell alles vergißt. So lange ein Dichter schreibt, ist er in der Mode; hört er einmal auf, erscheint nichts Neues mehr von ihm, so wird er bald von andern verdrängt, die mit gleichen Eintagswerken den gleichen Eintagsruhm eintauschen. Es ist im Allgemeinen eben so natürlich als unschädlich, daß dergleichen ephemere Produkte, wie sie sich der Neugier schnell aufdrängen, auch dem Gedächtniß schnell wieder entschwinden; von einzelnen talentvollen Dichtern wünschten wir aber doch, daß sie sich nicht mit allzu überlästigem Gepäck beladen hätten, um durch das enge Thor passiren zu können, das der Nachruhm ihnen offen läßt. Man kann sicher darauf rechnen, daß vieles Schöne gänzlich vergessen werden wird, weil die Nachwelt schwerlich Lust haben wird, es unter dem wüsten Schwall so vieler flüchtig hingeschriebener Bände zusammenzulesen. Sicher wird nicht alles, was Fouqué und Hoffmann geschrieben haben, auf die Nachwelt kommen, nur einzelne ihrer frühern und besten Werke werden diese Ehre genießen, weil sie sie verdienen; oder wir müßten eine sehr niedrige Meynung von dieser Nachwelt hegen, wenn wir glauben sollten, daß sie sich das aufbürden lassen würde, was jene Dichter in ihrer spätern Periode bald zwischen Schlaf und Wachen in träumender Gewohnheit und dem Buchhändler zu Liebe auf's Papier gegossen haben. Was nun Blumenhagen betrifft, so finden wir bey ihm allerdings glänzende Spuren eines ächten Dichterfeuers, vor allem eine warme, lebendige Phantasie, und einzelne seiner Schilderungen, besonders Landschafts-, Kriegs- und Reisescenen, sind so malerisch, daß wir den Dichter bewundern müssen, der so schön mit dem bildenden Künstler wetteifert. Er schwächt aber den Eindruck, den solche Schilderungen machen, nur zu oft dadurch, daß er nachlässiger fortfährt. Er weiß uns oft im Eingang seiner Novellen zu bezaubern, uns höchst romantisch zu stimmen, die Erwartung zu spannen, wie es auch Fouqué so oft gethan, aber er schlägt, wie dieser, durch eine prosaische Entzauberung die schöne Hoffnung nieder, und stimmt

uns, je näher dem Ausgang, desto tiefer herab. Die einzelnen Schilderungen, worin er die größte Kraft und Originalität besizt, stehen in keinem richtigen Verhältniß zu dem Hauptinteresse der Handlung, in deren Erfindung und Anordnung er weit weniger Genie und Eigenthümlichkeit verräth. Er hält sich daher mit Recht gern an geschichtliche Stoffe, die ihm den Namen zu seinen Gemälden liefern, und hier ist er immer am glücklichsten, besonders wo er Scenen des mittelalterlichen Lebens darstellt. Auf seine eignen Erfindungen üben die Beyspiele Fouqués und Hoffmanns allzu deutlich Einfluß. Wenn er die Vorliebe für kleine Stoffe, die für ihn allerdings den Reiz eines angenehmen Wechsels haben mögen, einmal überwinden und einen größeren historischen Gegenstand mit aller Kraft ergreifen könnte, z. B. die Geschichte, nicht von Luthers Ring, sondern von Luthers Thaten, oder die Schlacht, nicht von Sievershausen, sondern von Lützen, kurz, wenn er sein großes Talent des Ausmalens auch großen Scenen und Helden widmete, so würde dasselbe seinen rechten Wirkungskreis gefunden haben und wir würden uns viel von ihm versprechen dürfen.

Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Diese Worte hat Schiller selbst bethätigt. An seinen größten Dichtungen, Tell, Wallenstein, der Jungfrau von Orleans, ist die Größe des Gegenstandes nicht das geringste, was uns Bewunderung erwecken muß. Große Helden finden zwar, wie Alexander, nicht immer den Dichter, den sie suchen, sollten ihn aber immer finden. Es ist ein sonderbarer Eigensinn, wenn es nicht ein Unvermögen ist, daß unsere zahlreichen Dichter lieber alle Hütten und Winkel der Vorzeit aufsuchen, als die Tempel und Palläste, wo die Helden wohnen. Besonders seit Walter Scott stellt man in den romantischen Gemälden immer sehr unbedeutende Subjekte in den Vordergrund, und große Männer bleiben im Hintergrund oder schreiten gar nur wie Napoleon im Don Alonso und in einem neuen Schauspiel stumm über die Bühne.

Eine andere Sammlung von Novellen ist uns aus Dänemark zugekommen, die Abentheuer und Erzählungen in Callot-Hoffmann'scher Manier von B. S. Ingemann, übersezt von Dr. Bertels (Leipzig bey Hartmann, 1826). Sie geben sich ehrlich genug für Nachahmungen aus, und man kann nichts daran loben, als dieses ehrliche Bekenntniß. In einem so wasserreichen Lande, als Dänemark, mußten sie gewässert werden. Die erste Erzählung, das hohe Spiel, ist eine schwache Nachbildung von Fouqués Galgenmännlein oder Haldheller. Die lezte, die Sphinx, hat am meisten Aehnlichkeit mit Hoffmanns wahnsinnigen modernen Mährchen, und aus dessen bekanntem Studenten Anselmus ist hier nur ein Student Arnold geworden. Die schöne Prinzessin, die dort als grüne Schlange figurirt, ist hier als Sphinx auf einem Stockknopf ausgeschnitten, und der Studiosus reitet auf dem Steckenpferd in's phantastische Wunderland. Wer dergleichen nicht schon in Hoffmanns Schriften selbst satt bekommen hat, wird sich hier über die Sprünge der tollgewordenen Phantasie hinlänglich ergötzen können. Die Verwechslung des Stockknopfs mit der Geliebten ist wirklich recht launig durchgeführt. Doch das allzu sichtbare Bestreben, die Hoffmann'sche Manier auch in jeder Kleinigkeit nachzuäffen, muß seine Wirkung verfehlen, wie jede sklavische Copie. Während der Nachahmer nach äußern Kleinigkeiten hascht, entschlüpft ihm immer der innere Geist des Originals, und unter allen Dichtern kann man wohl am wenigsten einen Humoristen, wie Hoffmann, copiren, dessen größter Reiz etwas rein persönliches, einziges und unvergleichliches ist.

Das kleine Buch: Innocentia, Original-Erzählungen und Reiseabenteuer, für junge Damen von F. R. Grossing, Dr. der Philosophie (Wien bey Beck, 1827) enthält fünf recht artige kleine Geschichten von tugendhaften Mädchen und frommen Töchtern. Sie sind durchaus moralisch und sehr gut geschrieben. Was den Charakteren und Handlungen an Erhabenheit und poetischem Zauber abgeht, da sie ganz aus der gewöhnlichen Welt gewählt sind, wird durch Schilderungen der Natur, besonders der Schweiz, ersezt, die sich anmuthig mit der Geschichtserzählung verbinden.

Von sehr gemischtem Inhalt sind die Sämmtlichen Erzählungen von Ch. Kuffner (Erster Band, Wien bey Ludwig, 1826). Die Scene für die vielen kleinen anekdotenartigen Geschichten ist die galante Welt, in welcher der Verfasser vollkommen zu Hause ist. Es mangelt ihm nicht an feinen Bemerkungen und guten Lehren, die er sub rosa gibt, und seine unerschöpfliche gute Laune schmeichelt sich durch den äußerst gewandten und gefälligen Styl ein, der sich nicht unter todten Büchern, sondern unter munterer Gesellschaft so glücklich gebildet zu haben scheint.

Die Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1826) schildern ebenfalls Scenen des modernen Lebens, und haben den löblichen Zweck, auf Verirrungen der Liebe aufmerksam zu machen. Die Helden und Heldinnen dieser Erzählungen sind von Natur treffliche Menschen, die durch Selbsttäuschungen von einander getrennt werden, sich aber am Ende wiederfinden, da die gute Natur

den Sieg behält. Die Verfasserin ist mit dem menschlichen Herzen vertraut und unterscheidet mit vieler Feinheit die eingebildete und die wahre Liebe. Junge Personen mit überfeinerter Sentimentalität und leicht auswallender Phantasie werden hier manche heilsame Belehrung schöpfen. Wahrheit ist der beste Schmuck und reichste Inhalt dieser einfachen Erzählungen.

Der Blumenkranz für Freundinnen der Natur, in Erzählungen, gewunden von Henriette Hanke, geb. Arndt (Hannover bey Hahn, 1827), bietet uns eine Anzahl artiger Novellen, jede unter dem Namen einer Blume, Immortelle, Hyacinthe, Moosrose ꝛc. Sie enthalten ebenfalls Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben der Gegenwart, anfangs gehinderte, dann glücklich endende Liebesgeschichten, Belohnungen der Tugend, und so viel Frohsinniges, als der heitere Titel uns erwarten läßt.

Des Indiers Mir Scher Aly Affos Ueberblick der indischen Wissenschaften.

Ueber alle Wissenschaften, welchen sich die Indier ergeben haben, einzeln zu reden, wäre Tollkühnheit; von denen, welche sich in diesen endlosen Ocean geworfen, hat keines einzigen Arm das ersehnte Ufer erreichen können.

Mitten in diesem tiefen Meere ist eine Wissenschaft (die Vedas), welche der Schlüssel zu allen andern und die Grundlage alles Wissens, der Religion und Frömmigkeit ist. Zu Anfang bedeckte Wasser das Weltall, kein geschaffenes Wesen war da. Aber Wischnu ruhte, klein wie ein Ring, auf einem Blatte des heiligen Feigenbaums; unter Wischnu erzeugte Gott der Schöpfer eine Lotusblume, und mitten in der Blumenkrone Brahma als vierköpfigen, vierhändigen Menschen; Brahma vollbrachte das Werk der Schöpfung und aus seinem Munde kamen die himmlischen Vedas, die er vom Höchsten erhielt. Tausende von Jahren sind seitdem verstrichen, aber alle Indier beachten noch mit Ehrfurcht das Wort dieser heiligen Bücher. Brahma's Sohn, Menu, arbeitete daraus die Upanischad-Vedas aus, und that darin die Einheit Gottes dar; Menu's Söhne schrieben sechs Bücher, worin sie mit Hülfe der Gottesgelahrtheit, Naturerkenntniß, Mathematik, Logik und Dialektik zeigten, was Gott sey, oder wenigstens, was wir von ihm erfassen können. Das erste Buch, die Logik, enthält den Satz, daß, weil die Wirkung aus der Ursache entstehe, Gott, wiewohl bey völliger Freyheit, nichts ohne Beweggrund thue. In die Untersuchung dieser Beweggründe darf sich aber Gottes Diener nicht einlassen, gerade wie der Thon dem Töpfer nicht Rechenschaft abzufordern hat über die Form, welche ihm gegeben wird. — Das zweyte Buch beweist, daß bey jeder Sache das Gelingen von den Umständen abhängt; säet der Landmann sein Feld zur unrichtigen Jahreszeit, so hilft alle Pflege nicht. — Wer das dritte Buch gelesen, unterscheidet vortrefflich die Wahrheit von der Lüge, das Wirkliche vom Eingebildeten, den Geist von der Materie. Was sich berühren, fühlen und sehen läßt, ist materiell und vergänglich; was nicht unter die Sinne fällt, immateriell und unvergänglich; dem Tode unterworfen ist der Körper, unvertilgbar die Seele; daher des Menschen Zweck seyn soll, sich von der Materie zu trennen, nur im Geiste zu leben und sich mit der großen göttlichen Seele zu vereinen. — Das vierte Buch lehrt, den Athem zurückzuhalten; in des Menschen Seele malen sich alsdann die geheimsten Gedanken, wie auf einem vollkommen glatten Spiegel; eines Jeden Geheimnisse enthüllen sich ihm; zwischen dem, was er sagt, und der Wahrheit ist kein haarkleiner Unterschied; sein materieller Körper wird so leicht, daß er sich frey in die Lüfte erheben, ohne Zaudern auf dem Wasser einherschreiten kann. — Nach dem Studium des fünften Buches ist man so vom Princip der Einheit durchdrungen, daß das Auge immer nur eins sieht; das Vielfache der Wesen ist eingebildet; und alles Einzelne ist um nichts weniger das eine selbst, wenn es auch der Ausfluß von einem ist. Das Verhältniß der in die Sinne fallenden Gegenstände zu dem Seyn jenes Einzigen ist wie das eines Thongeschirrs zur Erde, der Wellen zum Wasser, des Lichtes zur Sonne. — Das Studium des sechsten Buches geht vor dem der fünf früheren; denn der denkende Mensch findet darin die Regel zu dem, was er thun soll. Alles Vorhandene ist Erzeugniß einer Handlung; ehe der Landmann ackert und säet, hoffe er nicht auf die Erndte; wer dagegen zu pflanzen weiß, wird sicher einlesen; daher Armuth, Reichthum, Wohl, Uebel, Paradies, Hölle das Resultat unserer Handlungen ist. —

Außer diesen sechs Büchern haben die Söhne Brahma's das Buch Dharma aus den Vedas im Auszuge entnommen; es beschreibt die Geschäfte und den Gottesdienst der vier Kasten; die vier religiösen Bedingungen im Leben des Brahminen, als Schüler, Familienvater, Einsiedler und Bettelmönch; alle Bußen und Anderes mehr.

Das Menschwerden der Schlange Scheischnak, auf welcher die Erde ruht, hat die Grundsätze der Wissenschaft Wiakarana oder Grammatik entwickelt; ohne sie kann man das Sanskrit nicht genau lesen.

Die achtzehn Purana oder Chronikenbücher lehren das Loos der heiligen Seelen nach dem Tode, beschreiben

die unsichtbare Welt, die Schöpfung des Alls, die kleine und große Auferstehung, und die Sagengeschichte der Fürsten und Büßenden.

Aus dem Karen bibak lernt man, daß der Aussätzige, Ungestalte, Stumme, Taube, Blinde, Einäugige, Einhändige, kurz jeder Kranke oder Gebrechliche durch eine Handlung in einem früheren Lebenszustande sein Unglück verschuldet hat. Nach dem Studium dieses Werkes kann man nicht bloß jene Handlung nennen, sondern auch den, welcher um Rath fragt, durch Bekanntmachung mit der Sühne von seinem Uebel befreyen. Befolgt der Kranke mit Vertrauen die Vorschrift, so vergönnt ihm Gott alsbald Heilung. Sühnmittel sind gewöhnlich Almosen oder Pönitenzen.

Wer das Buch Lilawati (Rechenkunst und Geometrie) sorgfältig studirt hat, kann die schwierigsten Aufgaben der Geometrie lösen.

Die Kenntniß der theoretischen Arzneywissenschaft sammt der Ausübung lehrt die Anatomie des menschlichen Körpers, die Einrichtung seiner einzelnen Theile, ihre Bänder, Lage, Form, die Veränderungen des Pulses, die Beschaffenheit jedes Temperaments. Ein guter ausübender Arzt unterscheidet die Art der Krankheit eines Jeden, kennt die Behandlungsweise, und oft verhilft er dem Kranken zur Heilung. Gründer dieser Wissenschaft ist Wiasadewa.

Der Sternkundige sagt voraus, wann die Gestirne in die Zeichen des Thierkreises treten und wann sie heraustreten; versteht das Nativitätstellen, ja, was von weit größerem Vortheil ist, er kann Mittel geben, die bösen Anzeichen abzuwenden. Er kennt zum voraus die Stunden der Sonnen- und Mondfinsternisse, und was dieselben für Folgen haben können.

Die Cheiromantik lehrt, aus den Handlinien so wie aus den Strichen und Flecken gewisser Glieder Gutes und Böses zu weissagen.

Die Wahrsagerkunst, vermöge welcher man aus der Stimme des Menschen, der vierfüßigen Thiere oder dem Gesange der Vögel den Ausgang einer Sache kennt, macht den Ruhm vieler Hindus.

Sur heißt die Kunst, durch tägliches, zu einer bestimmten Stunde angestelltes Beobachten, wie der Mensch aus dem rechten und linken Nasenloche bläst, die Begebenheiten voraus zu verkündigen.

Wer die Zauberkunst inne hat, vermag der Tücke der bösen Geister Einhalt zu thun. Die Geisterwelt ist ihm unterthan. Er heilt Krankheiten, wo nichts mehr zu hoffen, erhebt seine Freunde, stürzt seine Feinde.

Durch Kenntniß der Zauberey gegen Gift wendet man Schlange, Skorpion und andere böse Thiere von ihrem Wege ab, schafft das Gift aus dem von ihnen gestochenen Körper, gibt den Stammbaum jeder Schlange an (— die Schlange ist nämlich dem Hindus zufolge eine Inkarnation böser Geister —).

Durch die Kunst des Pfeilschusses durchbohrt man das Herz des Feindes, durch die des Steinschneidens prüft man die Perle, den Rubin, Diamanten, Smaragd und andere Edelsteine, der Baumeister versteht sich auf Häuser, Gärten, Kanäle und dergleichen. Die Chemie lehrt, Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber in ein caput mortuum zu verwandeln; die Alchimie, mit Asche Gold und Silber zu machen; wer die Kunst des Talismans besitzt, bringt nach Belieben seine eigene Seele in den Körper eines andern und sezt durch seine Wunder wahrhaft in Schrecken.

Wer Musik versteht, kennt die sechs Rag's, die dreyßig Ragni's, die Reihe der drey Oktaven, das Verhältniß der sieben Noten, singt, spielt alle Instrumente; und ist er geschickt, so ist der Tanz für ihn ein Nichts.

Die indischen Taschenspieler sind gar gelenk. Ihre Frauen haben überdieß das Geheimniß, Greise jung zu machen, und junge Leute — unwiederbringlich! — zu Greisen. Mit einem Kinde an der Brust gehen sie auf Bambusrohr, tanzen und laufen auf einem Seil, fädeln mit den Lippen Perlen ein. Von ihrer Beweglichkeit und Kühnheit vermag der Gedanke keinen Begriff zu geben; wie sollte sie also die Zunge beschreiben, die Feder zeichnen können?

Die Wissenschaft Nacik bidia lehrt die Gedanken und heimlichen Handlungen von Männern und Frauen kennen.

Aus dem Elephantenbuche lernt man das Alter, die Fehler und guten Eigenschaften eines Elephanten kennen, wie auch die richtige Behandlung seiner Krankheiten. Aehnliches lehrt in Bezug auf das Pferd die Pferdarzneykunst, ja man kann kraft dieser voraussagen, welchen Fehler etwa ein noch nicht geborenes Füllen haben wird.

Zu Calcutta ist erschienen:

Select specimens of the theatro of the Hindus, No. 1. The Mrichchakati, or the Toy Cart, a Drama, translated from the original Sanscrit, by H. H. Wilson, Esq.

Nr. 24.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. März 1827.

Alterthumskunde.

Denkmäler alter Sprache und Kunst. Herausgegeben von Dr. Dorow 2ter Band, mit 4 Steindrucktafeln; auch unter dem Titel: Museum für alte Sprache, Kunst, Geschichte und Geographie. Berlin 1827. gr. 4. Paulische Buchhandlung.

Je sorgloser und unbekümmerter ein früheres Zeitalter um seine Vorzeit war, um so eifriger ist dagegen jezt ein reger Forschungsgeist thätig, die Vergangenheit aus ihrem Dunkel zu ziehen, und in all' ihren Beziehungen und Verhältnissen aufzufassen. Wird nun zwar bey dem großen Eifer, mit welchem diese Untersuchungen geschehen, nicht selten der Geist über der äußern Hülle vergessen, und die Erscheinung in ihrer geschichtlichen Entwickelung für das Lezte gehalten, so ist aber wohl von einer weitergeschrittenen Forschung zu hoffen, daß sie die zerstreuten Fragmente zu einem gegliederten Ganzen ordnen, und als Momente einer Totalität erfassen werde. Daher wird denn auch bis dahin bloß von einer relativen Wichtigkeit solcher Untersuchungen und ihrer Resultate gesprochen werden können, was jedoch dem Interesse derselben keineswegs Abbruch thut, sofern sie nur überhaupt ein solches in sich tragen. Wie nun diese Bemühungen vorzüglich der älteren Kunst und Sprache gelten, so bezeichnet dieses Streben auch die Tendenz vorliegender Denkmäler, deren schon einmal in diesen Blättern mit Lob gedacht ist. Aber nicht wie bisher sind sie diesen eigenthümlichen Schöpfungen des Volksgeistes ausschließlich gewidmet; herausgetreten aus der Beschränktheit des früheren Kreises, wollen sie jezt auch auf dem Altare Clios opfern. Gleich die erste Abhandlung zeugt von diesem Bestreben. Ueber Urkunden wird hier gesprochen, und auf das traurige Loos hingewiesen, das immer noch viele dieser unschätzbaren Geschichts-Quellen mit andern Monumenten der Vorzeit theilen. Zum Beweise dieser harten Anschuldigung, von der sich wohl nur wenige Staaten gänzlich reinigen könnten, führt der Herausgeber eine nahmhafte Zahl von Urkunden an, welche, öffentlich feilgeboten, von ihm in der löblichen Absicht erstanden wurden, um sie, nebst seiner vortrefflichen Siegelsammlung, einem öffentlichen Institute zu überlassen. Den hier ausgesprochenen Wunsch: es möge der preußische Staat eine Sammlung seiner wichtigsten Urkunden herausgeben, hegt gewiß jeder Geschichtsfreund, wenn er auch darin nicht mit dem Herausgeber einverstanden wäre, daß die Urkundenbücher, welche in Westphalen und in den Rheinländern von Einzelnen herausgegeben wurden, zu unvollständig und fehlerhaft seyen, um ein bleibendes geschichtliches Interesse zu haben. Die zum Schluß mitgetheilte Urkunde über die Versetzung der Gebeine der h. Thiathilde zeigt recht, wie erfinderisch die Betriebsamkeit der Katholiken war, um der Ausbreitung der protestantischen Lehre entgegenzuwirken. Die darauf folgende Untersuchung über das Nibelungenland und Island des Nibelungenliedes nimmt sogleich unser ganzes Interesse in Anspruch, da sie uns mit einem der schönsten Gedichte des Mittelalters näher bekannt machen will, so daß wohl nur die besondere Art dieser Forschung es verschuldet, wenn wir uns durch dieselbe nicht befriedigt fühlen. Denn wie Untersuchungen dieser Art nothwendig von der Voraussetzung ausgehen, daß eine bestimmte Thatsache, eine fortlaufende Geschichte in jenem Liede dargestellt sey, so zeigt sich sogleich das Vergebliche und Nutzlose solcher Bemühungen. Wichtiger wäre es, früher das Geschichtliche im Nibelungenliede auszumitteln, ehe man es versuchte, den in demselben vorkommenden Orts- und Länder-Namen ihre Stelle anzuweisen. Jenes nun erscheint in dem Gedichte als der Träger einer tiefen sittlichen Idee, und kann darum auch unbeschadet des poetischen Werths unseres Liedes so verschiedenen Zeiten angehören, wodurch es aber unmöglich wird, eine historische Begebenheit aufzufinden, welche den Inhalt desselben ausmachte. Deßhalb mußte es denn hier ein fruchtloses Bestreben seyn, der vermeynten Geschichte einen festen Boden zu sichern, welches leider der Hauptzweck dieser, mit vielem Fleiß gearbeiteten, Abhandlung, und deren Resultat ist: „Island habe an dem Ausflusse der Issel in die Zuyder-See oder den Fley" (S. 24),

das Nibelungenland aber in der Gegend von Neuß gelegen, wo auch der breite Werder zu finden sey, auf welchem Siegfried, bey seiner Fahrt von Isenstein nach dem Nibelungenlande, sein Schiff angebunden. (S. 37.) Allein dieß Ergebniß, selbst wenn es keinen Einspruch litte aus der Art, wie die Untersuchung geführt worden, erscheint als unbedeutend und ungenügend, wenn man nur einen Augenblick die Entstehung des Nibelungenliedes erwägt. Für diese aber hat einer der wenigen Kenner altdeutscher Sprache und Poesie eine Ansicht eröffnet, deren Wahrheit, wie die der Wolfischen Untersuchung über Homers Gesänge, sich immer mehr dem Forscher bewährt. Aus Volksliedern, welche die einzelnen Theile der Nibelungen-Sage enthielten, entstand das Nibelungenlied; und es ist der frische jugendliche Geist der Volkspoesie, welcher aus ihm zu uns spricht, und nicht, wie Herr v. d. Hagen will, das göttliche Gemüth des Dichters. Jene Ansicht aber läßt sich zur Evidenz erheben; abgesehen von inneren Gründen, deren sich nicht wenige darbieten, braucht hier nur an das alte Gedicht, den Renner, erinnert zu werden, wo der Dichter unwillig von seinen Hörern sagt: der Eine wolle von Siegfrieds Wurm, der Andere von Chriembildens Rache, der Dritte vom Nibelungenhorte hören, um sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Hiernach kann sich denn auch die Untersuchung des Herrn v. Ledebur nur auf die lezte Gestalt der Nibelungen-Sage beziehen, welche sie durch Umgestaltung und Verbindung der einzelnen Volkslieder zu einem Ganzen von jenem herrlichen Sänger erhielt, dessen Person bis jezt nicht zu ermitteln war. Das Wichtigste der ganzen Untersuchung wäre wohl, daß durch dieselbe die Geographie des Mittelalters nicht ohne Erläuterung geblieben, und die Lage einiger Gaue näher bestimmt ist. Auf mehr Interesse, wie Forschungen dieser Art erregen, dürfen vielleicht zwey Bildwerke von Elfenbein Anspruch machen, deren Beschreibung und Erläuterung den Inhalt der folgenden Abhandlung ausmacht. Das eine derselben, im Marienburger Schlosse gefunden, stellt einen Christuskopf dar, an dessen Rückseite ein Todtenkopf sich befindet, das andere dagegen, dessen Fundort unbekannt ist, zeigt einen weiblichen Kopf mit einem Christuskopf verbunden. Die nächste Vermuthung beym Anblick dieser Köpfe ist, daß sie eine mystisch-religiöse Bedeutung haben müssen. In einer Beziehung auf den Orden der Templer stehen sie gewiß, was auch wohl, selbst wenn es die, gegen diesen Orden erhobenen Anschuldigungen nicht bewiesen, aus dem Umstand zu schließen wäre, daß die Siegel der Tempelherrn den Kopf des sterbenden Erlösers zeigen. Daß aber „die Deutschen Ordensritter Symbole, selbst gnostische Ideen und Sinnbilder aus dem Orient nach Preußen" gebracht haben, wie der Herausgeber behauptet, ist keinem Zweifel unterworfen. Nach der Deutung des Herausgebers soll nun der mit dem Todtenkopf verbundene Christuskopf die Idee versinnlichen: „Christus habe den Tod überwunden," oder aber ausdrücken, daß selbst „göttliche Naturen vom Tode besiegt würden;" in der andern Darstellung sieht er dagegen die Vergänglichkeit aller Schönheit ausgesprochen. Die als Anhang dieser Abhandlung beygefügte Bulle Pauls II., wichtig für die innere Geschichte des deutschen Ordens, wie sie ist, wurde wohl hauptsächlich wegen ihres ausgezeichneten und seltenen Siegels mitgetheilt, welches bisher nur aus Beschreibungen bekannt war. Zwey sehr sauber lithographirte Abbildungen desselben findet man auf derselben Tafel, welche die eben erwähnten Bildwerke von verschiedenen Seiten zeigt. Unser lebhaft angeregtes Interesse wird nicht geschwächt, wenn wir uns hierauf mit dem Herausgeber zu den oft besprochenen Tor- und Thorbildern wenden, an denen nun einmal Herr Büsching hat zum Ritter werden wollen. Mit leichter Satyre wird hier der Thor-Glaube bekämpft, ein von Büsching nahmhaft gemachter Thor der Berliner Kunstkammer für einen spanischen Kriegsknecht erklärt, und das hohe Alter dieser angeblichen Götterbilder bedeutend ermäßigt. Wenn nun aber selbst hier es nicht ganz leicht schien, eine zur Lieblings-Ansicht vieler Antiquare gewordene Hypothese zu vernichten, so war dagegen die Entzifferung der Heilsberger Inschrift eine weit schwierigere Aufgabe, deren Lösung H. Kretschmer nicht ohne Glück versucht hat. Eine Kritik dieses Versuchs, welche Herrn Rodenbeck zum Verfasser hat, ist zugleich mitgetheilt, und der Leser hierdurch in den Stand gesezt, die Richtigkeit desselben näher zu prüfen. Es scheint außer Zweifel zu seyn, daß jene Steinschrift sich auf den Landgrafen Ludwig II. (den Springer) bezieht, nicht aber auf den späteren Herrscher Thüringens dieses Namens, wie H. Kretschmer annimmt. Die Deutung des Hrn. v. Hammer, nach welcher dieses alte Monument sogar des Kaisers Ludwigs des Frommen erwähnen, und zugleich eine Grabschrift auf den Kaiser Lothar seyn soll, anderer Irrthümer zu geschweigen, war schon früher von Kopp mit scharfer Feder gerügt, und ist nun wohl hoffentlich für immer abgewiesen. Mit wie vielem Scharfsinn H. Kretschmer aber auch die von ihm gegebene Entzifferung dieser Steinschrift unterstüzt hat, so scheint doch die, nicht mit hinreichender Sorgfalt vom Original genommene Zeichnung, deren Treue auch Kopp bezweifelt, eine durchaus fest begründete Lösung des schwierigen Problems vereitelt zu haben. Dem Herren Kretschmer verdanken wir ferner die Mittheilung einer, für die Geschichte des Vehmgerichtes nicht unwichtigen Urkunde, die wohl absichtlich ohne Kommentar geblieben ist, indem durch Wigands treffliches Werk über jenes Institut dergleichen Zugaben überflüssig ge-

macht sind. Die dann folgende Erläuterung eines, aus den Handschriften Kindlingers abgedruckten Nekrologs des Klosters Marienfeld erinnert uns an Geschichts-Quellen, die, wenn sie auch nicht so wichtig sind, wie H. Wedekind glaubt, doch wohl eine größere Beachtung verdienen, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Da jedoch der Gewinn, der sich aus ihnen für unsere historische Kenntniß ziehen läßt, nur der Special-Geschichte anheimfällt, und nicht selten bloße Mikrologie ist, so kann hier diese, durch große Belesenheit wie sorgfältige Forschung ausgezeichnete Arbeit, die in der That auch allen Anforderungen entspricht, die man an sie machen könnte, nicht füglich näher betrachtet werden; auch würde sie es überdieß schwerlich ertragen, auszugsweise sich mittheilen zu lassen. Aus der stillen Abgeschiedenheit der öden Klosterhallen treten wir hierauf zu dem bunten, geräuschvollen Orient, der uns aber hier nicht mit seinen maaßlosen, ungeheuren Bildungen entgegentritt, sondern eine besondere Seite seiner religiösen Vorstellungen uns enthüllt. Es ist die Betrachtung zweyer javanischen Idole, welche uns in diese innerste Welt des orientalischen Geistes führt, und die Abstraktion desselben in ihrer ganzen Tiefe erblicken läßt. Während das eine dieser Idole den Geist in die Natur versenkt zeigt, wie er die zeugende und schaffende Kraft derselben im Symbol verehrt, so erblicken wir im andern Idole den Geist von der Natur getrennt, ganz in sich zurückgezogen, starr in sich schauend, doch ohne zu empfinden noch zu denken; welcher Zustand bey den Indern als die höchste Seligkeit geschildert wird. Für die Beschreibung und Erläuterung dieser merkwürdigen Götzenbilder haben Lichtenstein, Rauch, Weiß und Rudolphi Beyträge gespendet, doch ist das Meiste hierfür von dem Dr. Bolzenthal geschehen. Außer einer sehr sorgfältigen Beschreibung beyder Idole gab er zugleich eine Erklärung derselben, die er nur als Andeutungen will angesehen wissen. Nachdem er jeden Zweifel an die Uebereinstimmung der indischen Religionsbegriffe mit denen der Javanen entfernt hat, charakterisirt er sehr treffend den Lingam-Dienst, auf den sich ohne Zweifel das eine dieser Idole bezieht, als die Verehrung der zu einem Gott erhobenen symbolisirten Naturkraft, und macht zugleich auf die große Ausbreitung dieses Kultus im Alterthum aufmerksam. Eine weitere Ausführung leitet ihn zu der Vermuthung, daß in dem einen Idol, welches eine männliche Figur ist, der Gott Lingam selbst dargestellt sey, über deren Haltbarkeit unsere großen Orientalen Bopp und A. W. von Schlegel, für welchen leztern besonders dieses Idol interessant seyn wird, entscheiden mögen. Das andere Idol, eine weibliche Figur, hält der Dr. Bolzenthal für eine Einsiedlerin, die einer in dem Brahmaismus lebenden Sekte angehöre, und sieht in dieser Darstellung einen Gegensatz zu dem „Materialismus des Lingam-Dienstes.“ Ueberblicken wir nun zum Schluß noch einmal den gesammten Inhalt dieser Blätter, und vergleichen ihn mit dem, was die früheren Hefte darbieten, so muß sich uns die Ueberzeugung aufdringen, daß er an Mannigfaltigkeit wie an Gehalt bedeutend gewonnen hat. Auch verdient die Sorgfalt des Herausgebers, das Werk recht würdig auszustatten, welche besonders in den vier sauber lithographirten Blättern sichtbar ist, volle Anerkennung.

Materialien zur Geschichte von Nordamerika.

Lucian erzählt von einem gewissen corinthischen Geschichtschreiber, welcher sein Werk förmlich mit dem Satze begann, nur ein weiser Mann sollte es unternehmen, Geschichte zu schreiben. Lucian selbst verlangt von einem Historiker zwey große Eigenschaften: Geist zur Forschung im Gebiete der Politik und Herrschaft über die Sprache. Was Herodot auf Jahre langen Reisen gesammelt hatte, feilte er aus, ehe er es dem geschmackvollen Urtheile der Griechen unterwarf. Der Erfolg hängt oft vom Gegenstande, oft von den zu Gebote stehenden Quellen ab. Das seiner Natur nach Niedrige, nicht Anziehende kann von dem tüchtigsten Geiste nicht würdevoll und interessant gemacht werden. Die Wahl des zu behandelnden Gegenstandes wäre demnach wohl die Hauptsache. Bey der Benutzung der Quellen aber möchte es einseitig seyn, bloß als Politiker, nicht auch als Erzähler zu Werke zu gehen.

Noch ist keine vollständige Geschichte von Amerika oder von den Vereinigten Staaten oder dem Freyheitskriege derselben erschienen. Ueber einzelne Staaten dieses Welttheils hat man geschichtliche Erzählungen, weniger pragmatische Werke. Zumal in den Vereinigten Staaten waren von Anfang an so viele einzelne Verwaltungen, daß die Materialien sehr zerstreut liegen. Und im Freyheitskriege, wie auch später, hat sich vieles verloren. Um dieß übrig gebliebene gehörig zu benutzen, haben sich in den verschiedenen Staaten Gesellschaften gebildet. Die Massachusetts Historical Society hat schon 21 Bände herausgegeben und liefert jährlich wenigstens einen neuen. Zu den 3 Bänden der New Yorker Gesellschaft wird sich bald in einem vierten der zweyte Theil von Smith's Geschichte von New York gesellen, welchen der Verfasser handschriftlich hinterlassen hat. Die Büchersammlung dieses Vereins ist sehr reichhaltig. Die Gesellschaften von New Hampshire und Connecticut sind noch mit dem Sammeln beschäftigt. Der erste Band eines neuen Vereins in Pennsylvanien handelt besonders von den ersten Ansiedlern, den Fortschritten der Bevölkerung, dem Staatshaushalt, der Rechts-, Arzneywissenschafts- und Literärgeschichte, vom Ackerbau, Manufakturen, Handel. Seit

11 Jahren besteht die American Philosophical Society of Philadelphia für Literatur und Geschichte; nur hat sie leider seit sieben Jahren nichts herausgegeben.

In Bezug auf die Ureinwohner findet dasselbe Verhältniß statt, als im Alterthum in Betreff der Karthager: ihre Geschichte wird von den Gegnern beschrieben. Wie die Griechen um die Ehre, im Vaterlande Homers zu wohnen, unter einander stritten, so die Nordamerikaner über die Stelle alter rühmlicher Thaten. Im weiteren Verfolge der Geschichte erstaunt man über den Einfluß des durch die Buchdruckerey belebten Unterrichts in Nord-Amerika. In das Land nördlich von Mexico ward zuerst im Jahre 1638 eine Buchdruckerpresse gebracht, nach Cambridge in Massachusetts, darauf nach Pennsylvanien 1686, und 1727 nach Virginien. *Ich danke Gott*, sagt der Verwalter einer der mächtigsten Provinzen zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, *daß keine Freyschulen hier sind und keine Druckerey; der Unterricht hat Ungehorsam, Ketzerey und Sekten in die Welt gebracht, die Druckerey hat alles dieß verbreitet und Schmähschriften gegen die besten Regierungen hervorgebracht.*

Die nordamerikanischen Bibliotheken sind arm an Büchern über das Vaterland. Am reichsten ist die Sammlung zu Cambridge, welche durch den Aufkauf von Hamburg und Paris angefüllt wurde. Vortheilhafter sind in jener Hinsicht Privatsammlungen versehen, besonders die eines Rechtsgelehrten zu New Hampshire. Aber die öffentlichen geben mehr Belehrung über die Fabelzeit Griechenlands und Roms, als über Amerika. Das Beyspiel von Nord Carolina, Pennsylvanien, New Jersey, Staatsbibliotheken anzulegen, wäre der Nachahmung würdig. Der dünne Quartband, Lawson's History of Carolina, welcher zu London 1718 erschien und dort fünf Schilling kostete, ist kürzlich von der erwähnten Bücherey in Nord-Carolina für *sechszig Dollars* angeschafft worden. Das Buch war schon 1737 so selten, daß John Brickell zu Dublin eine Natural History of North Carolina fast wörtlich von jenem ausgeschrieben herausgab, ohne seine Quelle zu nennen — ein kühneres Plagiat ist wohl nie begangen worden. Kaum ein einziger Staat besitzt die Zeitungen u. dgl. aus dem Freyheitskriege und der nächst folgenden Zeit vollständig. Bloß Virginien hat eine genaue Sammlung seiner Gesetze geliefert. Die Handschriften könnten am füglichsten in den Archiven von Washington gesammelt werden; die Akten des Rathes von Süd-Carolina allein unter der Provinzialverwaltung, machen 4 Folianten aus und enthalten Beyspiele indianischer Beredtsamkeit; viele Handschriften liegen noch in Privathäusern zerstreut.

Vermischte Schriften.

Umrisse aus meinem Skizzenbuche. Erster Theil. gr. 8. Hannover, bey Hahn, 1827.

Das Buch enthält Erinnerungen aus dem Leben des Verfassers, durchflochten mit mancherley nützlichen oder humoristischen Betrachtungen. Es ist in einem sehr heitern und gemüthlichen Erzählungston geschrieben, und scheint aus Gesprächen im Familienkreise hervorgegangen zu seyn, wie es denn auch diesem Familienkreise zugeeignet ist. Die interessantesten Skizzen oder Umrisse hat der Verfasser aus den Erinnerungen eines frühern Aufenthalts in Liefland und einer italienischen Reise gewählt. Er schildert uns das gesellige Leben und die Menschen in Liefland und entwirft unter andern ein sehr ausführliches Gemälde von den großen Liefländischen Jagden. Obgleich diese Jagden das hauptsächlichste Vergnügen der Liefländer sind, so herrscht doch dort, nach des Verfassers Behauptung, nichts von der bekannten *Jagdpedanterey*, die in Deutschland auf den höchsten Grad getrieben wird, und über welche sich der Verfasser folgendergestalt ausläßt. „In Deutschland glaubt man kein Jäger zu seyn, wenn man nicht einen bestimmten Jagdrock von grüner Farbe trägt und mit einer Menge Geräthschaften versehen ist, die selten nützlich, aber immer lästig und hinderlich ist. Am wenigsten verständig aber ist die Affectation einer eignen Jägersprache, die manchem adligen Junker hinreichend scheint, um mit ihr für einen vollendeten Jäger zu gelten, und vollends die kindisch übertriebene hohe Meynung, die solche Leute von der Wichtigkeit einer Belustigung haben, die bey ihnen ein Handwerk wird, und einer Geschicklichkeit, die meistens nichts als leere Prahlerey ist. Sie halten mit einer ausschließenden Jägereitelkeit zusammen; sehen den von oben herab an, dem die Jagd nur eine Belustigung, nicht ein Geschäft von Wichtigkeit ist; glauben eine Jagdwissenschaft studirt zu haben, und halten sich befugt, in jeder Gesellschaft jedermann, selbst Frauen, mit ernster Miene zu berichtigen, die nicht Löffel, sondern Ohren, nicht Schweiß, sondern Blut sagen, und gerade nicht des Hasen Läufe meynen, wenn sie von Hasenfüßen sprechen." Recht anmuthig ist auch die Skizze aus der italienischen Reise „der fucinische See auf dem Apennin." Der Verfasser schweift von dem gewöhnlichen Ton der bloßen Reisebeschreiber, die alle Wege in Italien schon hundert und tausendmal ausgetreten haben, glücklich ab, und flicht in seine Schilderung ein Romaninteresse und allerley verständige Betrachtungen. Als Anhang giebt er zum Schluß eine kleine sehr faßliche Pflanzenphysiologie, im Namen eines jungen Botanikers, der eine Dame über diesen Gegenstand belehrt. So ist das ganze Buch durchgängig unterhaltend und belehrend.

Nr. 25.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. März 1827.

Dramatische Literatur.

Alexander und Darius. Trauerspiel von Fr. von Uechtritz, mit einer Vorrede von L. Tieck. In der Vereinsbuchhandlung. Berlin, 1827.

Es ist eine löbliche Sitte in unserem Vaterlande, daß bewährte Dichter aufstrebende Talente dem Publikum vorführen; es ist dieses ein Ehrenamt des älteren, ein freundliches Geschick für den jüngeren Künstler. So stehen auch hier L. Tieck und Fr. von Uechtritz ehrenvoll und begünstigt nebeneinander. Ich sage begünstigt, obgleich die Vorrede Tieck's mehr eine begründete Kritik als eine Lobpreisung dieses Trauerspiels ist. Denn, wahrlich! von den Musen begünstigt darf sich der junge Dramatiker halten, dem eine strenge, ernste mit Gründen belegte Kritik, und mit der Namensunterschrift eines bewährten Kunstrichters gezeichnet, heut zu Tage gegönnt wird — heut zu Tage, wo, nach dem Ausspruch des edlen Vorredners, „in dieser Region der Kritik alles Parthey ist, und nur Persönlichkeit in dieser Anarchie bitter angreift und vertheidigt.“ Durch ein so kräftiges Vorwort wird das Werk des jungen Künstlers über der allgemeinen Bücherfluth emporgehalten, und er selbst auf eine augenscheinliche Anhöhe gestellt, wo ihn die Hoffnungen, die er erregt, zu neuer Kunstthätigkeit erfrischen und ermuthigen. Daß Herr von Uechtritz dieser Gunst des Schicksals vor vielen Andern würdig ist, davon bin ich schon durch seine früheren Dramen überzeugt worden, und spreche es hier aus, um jedem möglichen Mißverstande vorzubeugen. — Eine Kritik des obigen Trauerspiels ist nun gewissermaßen schon durch Tieck's kritisches Vorwort abgeschnitten; und mir besonders, der ich diesen Kunstrichter verehre, seine Grundansichten theile und keinen gewichtigen Namen zu unterzeichnen vermag. Da aber Tieck das Werk (ohne auf das Bedürfniß der Bühne hinzuweisen, die er ja selbst in seinen dramatischen Werken unberücksichtigt ließ) nur als dramatisches Gedicht beleuchtet, während es doch der Verfasser ursprünglich für die Aufführung bestimmte, die er ja dem Drucke vorhergehen ließ; so sey es mir erlaubt, dieses Trauerspiel rein von einem theatralischen Standpunkte zu betrachten, obwohl es mir nicht unbekannt ist, daß in einer höheren Sphäre Dramatisches und Theatralisches so innig in einander greifen, daß sie nicht mehr zu trennen sind.

Es ist eine Thatsache, daß die Darstellung dieses Stückes keine große, eminente Wirkung hervorbrachte; die Masse des Publikums blieb lau, ein kleiner gebildeter Theil desselben belobte den Dichter, die Kritiker waren in ihren Ansichten getheilt. Einen solchen Succeß nennen die Franzosen, die für die Beziehungen im gesellschaftlichen Leben sogleich ein Wort haben: un succès d'estime. In die plumpe (um mit Lessing's Franzosen zu sprechen), in die plumpe deutsche Sprache übersezt, heißt dieses: „Der Dichter hat ein recht schönes dramatisches Talent; aber er versteht es noch nicht, von der Bühne herab eine ergreifende Wirkung hervorzuzaubern; man muß seine Intention, ja seine Arbeit loben; und doch läßt sie kalt.“ Dagegen höre ich schon fragen: „Was macht denn jetzo Furore auf unseren Bühnen; ist es nicht das elendeste, kunstloseste Zeug; und soll sich ein ächtes Talent dazu hergeben, um diesen unwürdigen Anforderungen der Direktoren und der Theatergeber Genüge zu thun?“ — Keinesweges! Aber wer für die Aufführung schreibt, soll für die wirkliche Scene und für das wirkliche Auditorium schreiben; berechnen, was dort oben möglich oder unmöglich ist, was hervortritt und was verbleicht, oder verschwindet; und was dort unten vernommen werden und die Aufmerksamkeit und das Interesse fesseln kann, oder was durch Subtilität verloren geht, durch Breite ermüdet, durch allzugroße Fülle abspannend ermüdet. Wenn ein ächt dramatisches Werk diesen theatralischen Forderungen genügt, so bleibt auch bey der Masse jenes Wohlgefallen nicht aus, das man in unsern Tagen Furore nennt. Meisterstücke, die davon zeugen, brauche ich eben so wenig zu nennen, als andere berühmte Dramen, die mit vollem Rechte klassisch genannt werden, und sich doch dieses lebendig-ergreifenden Erfolgs nicht rühmen können, eben weil ihnen jener theatralische Bestandtheil fehlt, welcher wohl auch ein Be-

standtheil des angeborenen dramatischen Talentes seyn dürfte. So hat es auch große Maler gegeben, die dennoch al fresco nicht glücklich waren. Dieses theatralische Talent ist nun dem Herrn von **Uechtritz** nicht abzusprechen; die glücklich berechnete Dauer der Darstellung, die richtige Eintheilung und geschlossene Rundung der fünf Aufzüge, die bestimmte Zeichnung und hervorspringende Modelirung der Hauptcharaktere, der Gebrauch der Kontraste zu Licht- und Schattenwirkung, mit einem Worte: der größte Theil der Ausführung dieses Drama's zeugt von einer Kenntniß der Bühne, die bey dem ersten Theaterstück eines jungen Künstlers um so mehr zu bewundern ist, als dieselbe im Studierzimmer nicht erlernt, und nur vor der Scene, den eignen, noch unvollkommenen Probestücken gegenüber, erworben werden kann: — eine Gunst, die dem jungen Dichter nur sehr selten in unsern Tagen zu Theil wird, indem die Usurpatorin des dramatischen Kunstthrons (die Theaterkasse) ihre legitime Fürstin (die Kunst) verjagt und proscribirt hat; und, gleich einer selbstsüchtigen Demagoginn, nur dem niedrigsten Pöbel schmeichelt und dessen Ungeschmacke Vorschub leistet. — Warum aber, wenn der größte Theil der Ausführung dieses Drama's so bühnengerecht ist, warum hat dessen Darstellung nur einen lauen Erfolg gehabt? Ich erwiedere: weil der Stoff dieses Trauerspiels ein durchaus untheatralischer ist. „**Alexander — und Darius.**" — Was wollte uns der Dichter hier vorführen und wen? Alexander, oder Darius? den Kriegeszug eines welterschütternden Helden, oder den Einsturz eines veralteten Despotenstaates? Oder Beyde und Beydes? Man muß das Letztere annehmen. Aber zu solch einer dramatisirten Geschichte ist der Raum von fünf Akten, ist die Zeit von kaum drey Stunden viel zu kurz. Wenn in einem so engen Rahmen so viel dargestellt werden soll, so müssen sich entweder die Gruppen verwirren und decken (welches hier nicht der Fall ist), oder es müssen Auslassungen, leere Räume, Unzusammenhang und zerstückeltes Interesse entstehen (welches hier wohl der Fall ist). **Shakespear** hat den Untergang einer Dynastie auf die Bühne gebracht; aber er würde lückenhaft geworden seyn, oder er hätte sein Stück überladen und das Interesse durch Theilung schwächen müssen, wenn er den frischen thatkräftigen Heldenjüngling, der am Ende des Drama's den verwaiseten Thron besteigt, in den Vorgrund und neben die passive Hauptperson gestellt hätte. Auch hat er diese Tragödie **Hamlet** genannt, und nicht **Hamlet und Fortinbras**. Derselbe große Dichter hat einen vielumfassenden und ereignißreichen Theil der englischen Geschichte dramatisch dargestellt; obwohl aber es ihm nicht einfiel, einen so reichhaltigen Stoff in ein einziges, für die Darstellung bestimmtes Schauspiel zusammenzudrängen, so scheint es doch gerade hieraus hervorzugehen, daß er keines dieser historischen Schauspiele einzeln und für sich betrachtet (aufgeführt) wissen wollte, sondern daß man sie als ein Ganzes (gewissermaßen als dramatisches Epos) ansehen (vorstellen) soll. Einem so großen Ganzen sich hinzugeben, dazu ist bis heute, und wird wohl noch so bald nicht das Theater-Publikum reif. Die einzelnen Stücke dieses historischen Cyklus, namentlich die beyden Heinriche, die auf den Bühnenrepertorien blieben, erhielten sich nur durch ihre humoristischen Episoden und deren Hauptperson (Falstaf) in der Gunst dieses Publikums, dem die Aufführung der ganzen Reihe dieser historischen Meisterstücke noch nicht angemuthet werden kann. Welche andere Wahl und andere Behandlung aber bey **Shakespear**, wenn er kein dramatisches Epos, keinen Cyklus von Schauspielen geben will! Man sehe **Koriolanus**, **Julius Cäsar**, **Macbeth**, **Antonius und Kleopatra u. a.** Hier ist weder eine ganze Geschichts-Epoche, noch ein willkürliches Stückchen derselben gewählt, sondern ein in sich abgeschlossenes Ereigniß, das sich zu unverworrener und doch voller Darstellung auf der Scene und in bestimmt gegebener Zeit eignet; das eine Exposition, eine Verwickelung und eine Lösung darbietet, und, indem es das Interesse auf Einem Punkte festhält und stets die Nothwendigkeit der Konflikte in Evidenz bringt, das Ganze als ein Uebersehbares darstellt. Eine solche Wahl soll der Dichter treffen, der für die heutige Darstellung schreibt. Wählt er einen minder beschränkten Stoff, so verlangt dieser auch eine andere Form; und er wird (z. B. bey Behandlung der Geschichtsepoche der Hohenstaufen) sich entschließen müssen, das reale Theater zu beseitigen, und eine Reihe dramatischer Rhapsodieen, ein dramatisches Epos zu schreiben. Herr von **Uechtritz** hat den Stoff zu einer Reihe historischer Schauspiele gewählt, und sich dazu der Form eines einzelnen in sich abgeschlossenen Ereignisses bedient; und, wenn man dramatisch und theatralisch scheidet, so ist der Inhalt seiner Tragödie dramatisch, die Behandlung aber theatralisch. Hierin liegt nun ein Widerspruch, der auch von dem immer richtigen Instinkte des großen Publikums gefühlt wurde und sich durch Lauheit aussprach. Die Gegensätze des geliebten jugendfrischen Helden und des kalt-angebeteten, innerlich kranken Despoten, der freysinnigen Macedonier und der knechtischen Perser, wie schön, wie theatralisch-schön sie auch sind, sie können nicht Genugthuung geben, weder für den Mangel jener Fülle, die ein so großartiger Stoff fordert, noch für die Unübersehbarkeit, die ihm trotz oder vielmehr ob diesem Mangel eigen bleibt. Wir müssen entweder die Geschichte mitbringen und das Drama ergänzen, oder es bleibt uns kein klares Bild von dem Vielen und Wenigen, was wir geschaut haben. „Auch haben alle Figuren Alexanders," so sagt der verehrte Vorredner, „die oft von

großen Talenten in England und Frankreich entworfen wurden, kein bleibendes Gemälde für die Zukunft hingestellt.“ Ueber das darauf folgende „Weil“ kann ich mich aber mit Tieck nicht einigen, sondern ich denke: weil Shakespear sicherlich keinen Alexander und Darius geschrieben, sondern diesen Stoff in einer Reihe von Schauspielen würde behandelt haben. Auch darüber kann ich mich mit diesem ausgezeichneten Kunstrichter nicht verstehen; oder ich verstehe ihn auch wohl nicht, wenn er es eine Forderung der neuesten Zeit nennt, daß jeder Aktschluß den stärksten Gedanken, das auffallendste Wort oder eine unvermuthete und erschreckende That vortragen soll, denn der verwöhnte Schauspieler und Zuschauer meynen sonst, das Gedicht sey schleppend. Shakespear ist doch wohl ein älterer Dichter, der den Anforderungen der neuesten Zeit nicht fröhnt; und doch rundet er seine Akte nicht nur, deutet nicht nur am Schluß auf den folgenden, und thut überhaupt alles Nöthige, um nicht die Gardine willkürlich fallen zu lassen, sondern er reimt sogar sehr oft die Schlußreden der Akte. Es ist dieses leztere, in bestimmten Fällen (denn allgemeine Regeln lassen sich hier nicht geben) eine musikalische Befriedigung, die ein so musikalischer Dichter als Tieck doch nur gutheißen kann. Er kann es doch nicht tadeln, wenn der Aktschluß den Akt wirklich und mit einem nothwendigen Schlußaccord schließt; er kann es doch nicht wollen, daß er willkürlich ende oder zufällig ausgehe, wie das Hornberger Schießen, aus Mangel an Pulver. Ich meyne also, daß er nur auf die Blitz- und Donner-Abgänge unserer Kulissenhelden, und auf den Beyfalls-Hagel des Jan-Hagels gezielt hat.

Was aber Tieck zum Lobe dieses ausgezeichneten Drama's gesagt hat, darüber wird jeder Unpartheyische, der das Stück und sein Vorwort liest, einverstanden seyn; und ich kann nur den frommen Wunsch hinzufügen, daß auch andere nahmhafte Dichter und Kritiker sich eben so liebevoll anderer Talente annehmen möchten, auf daß unsere jungen, von den Bühnenvorständen mißhandelten Dramatiker nicht ganz verkümmern.

. t .

Lyrische Dichtkunst.

Neue Gedichte von Ignaz Heinrich von Wessenberg. Constanz, bey W. Wallis 1826. 382 S.

Mit lebhafter Freude werden die Verehrer der Wessenberg'schen Muse diese neue und reichliche Spende empfangen, diejenigen aber, die bisher in ihm nur den muthigen und ehrwürdigen Kämpfer für kirchliche Freyheit und Unabhängigkeit, den treuen Seelsorger, den um die Volksbildung hochverdienten Mann verehrt haben, werden aus diesen Gedichten ihr Bild von ihm ergänzen, und das feine Lächeln der Liebenswürdigkeit wird (wie in dem sprechenden Conterfey des Sängers, das, von Jak. Lips gestochen, als eine dankenswerthe Zugabe diese Sammlung ziert) sich zu den Zügen der Würde und des Ernstes gesellen, mit welchen sich ihnen, nach des Verfassers Handlungen, sein Bild bisher gezeigt. Wenn wir einen ausgezeichneten Menschen wirkend und handelnd kennen lernen, so sind wir immer neugierig zu erfahren, wie er phantasirt und empfindet, und umgekehrt möchten wir von demjenigen, den wir bloß aus Phantasien und Empfindungen, das heißt, als Dichter, kennen, gar zu gern auch wissen, wie er wirken und handeln würde; denn es ist uns, als könnten wir erst, wenn wir beydes zusammenhalten, auf sein Inneres und seine Gesinnung schließen, über die wir vor allen Dingen im Reinen seyn möchten, wenn wir uns, sey es mit der Handlungs-, sey es mit der Empfindungsweise eines Menschen recht befreunden sollen. Wer nun die Wessenberg'schen Gedichte zu diesem Ende in die Hand nimmt, wird sie gewiß nicht unbefriedigt aus den Händen legen. Ihm wird zu Muthe werden, als hätte er am kühlen Ursprung der Quelle gesessen, die als ein fruchtbarer, segenreicher Strom schon lange vor seinen Augen das Land bewässert. Mag der Kunstrichter sie immerhin nicht in der Reihe origineller Schöpfungen der Phantasie setzen, nicht neue Kanäle in ihnen entdecken, wie sie sich das Gefühl der großen Meister des Gesanges zu graben pflegt, mag er bemerken, daß der Dichter bald diesen, bald jenen Ton angeschlagen, bald dem, bald jenem Muster nachgerungen, von der Reflexion zur Empfindung, vom Lied zur Lehre geschwankt habe: Eins, und es ist ein Großes, wird er als Eigenthum und persönlichen Charakter allen diesen Dichtungen nicht absprechen können: die sittliche Schönheit; und diese Eigenschaft ist es, die zur Ehre unseres Volkes, sey es gesagt, von jeher einem Dichter bey uns den Empfehlungsbrief für ein großes Publikum mitgegeben, die ihn populär gemacht und erhalten hat. Sie wird auch den Federn unsers Verfassers, die sein berühmter Name nicht allein empfiehlt, bey allen edeln Seelen, besonders bey unsern Frauen, Eingang verschaffen und Liebe erwerben. Diese Schönheit verbreitet ihren milden Glanz, der von der Lauterkeit seines Gemüthes, seiner Denk- und Gefühlsweise ausströmt, besonders auch über die Form dieser Gedichte, in der ein liebliches Ebenmaaß und jene melodische Sprache durchgängig herrscht, die als Wohlklang einer gemäßigten Stimme auch schon im mündlichen Gespräche die Mitgift sittlicher Naturen ist. Mit

dieser Suada der Wahrheit und Unschuld verbreiten sich die Gesänge unsers Dichters über Religion, Tugend, Liebe, Kunst, Natur, über alles Edle in den geselligen und geschichtlichen Verhältnissen der Menschheit, in acht Büchern. Wir wählen aus ihnen zum Schlusse dieser Anzeigen nur ein paar kleine Belege für unsere Behauptungen:

Religion und Kunst. (S. 39.)

Der Du so alt bist als die Welt,
O Bund des Heiligen und Schönen,
Geweiht von dem, der Alles hält,
Um Erd' und Himmel auszusöhnen!

Durch Dich ist mild, wie West, und hehr,
Wie Sturm und Bliz und Donnerrollen,
Dem Geist von Moses und Homer
Unsterblicher Gesang entquollen.

Wie wiederstrahlen deine Macht
Apolls und Phidias Gebilde!
Dein Lichtboot' in die finstre Nacht
Kam Raphael vom Sterngefilde.

Daß, wenn der Staub ihm täuschend blinkt,
Der Geist nicht selbst zu Staube werde, —
Er dankt es Dir. Dein Zauber winkt
In's Himmelreich den Sohn der Erde.

Das Weltmeer. (S. 84.)

O Weltmeer! großes Bild der ew'gen Macht,
Der Schöpfrin aller Erd' s und Himmelspracht,
Der Herrscherin des Alls; gleich schön bist Du,
In Sturmbewegung und in heit'rer Ruh'.

Wenn feyerliches Schweigen dich umschwebt,
Wie hehr, wie gränzenlos, wie glanzbelebt!
Voll Glut umarmst Du Sonn' und Mond als Braut;
Entzückt in Dir das Sternenmeer sich schaut.

Doch, wenn zum Kampf Dich fordert der Orkan,
Mit furchtbar, finsterm Ernst hebst Du dich dann;
Die Erd' erschütternd, straft den Uebermuth
Dein Abgrund, Berge schleudernd schwarzer Fluth.

Was unterm Mond verwittert, altert nicht?
Nur Du, nicht eine Runzel im Gesicht,
O Meer, dem Himmel gleich, unendlich groß,
Und stets bey allem Wechsel wandellos.

Gerne möchten wir, wenn es uns der Raum nicht verböte, aus dem schönsten, größern Gedichte der Sammlung, die Kirche (S. 24 ff.), unter welcher der Sänger nur die unsichtbare versteht, mehr als folgende Probe geben:

Du hast des Leidens Kelch, den bittern,
Mild, wie Dein Stifter, ausgeleert,
Hast als den Fels, der den Gewittern
Der Hölle trotzt, Dich neu bewährt.
Und segnend sprichst Du, wie Dein Lehrer:
„Mein Reich ist nicht von dieser Welt!
Gott sieht aufs Herz nur der Verehrer,
Nicht auf das Opfer, so da fällt.“

— — — — — — —

O möge doch auf Haupt und Gliedern
Verjüngend ruh'n des Stifters Geist,
Daß Du nur seyst ein Bund von Brüdern,
Durch welchen eine Seele fleußt.
Daß keiner stolz dem andern fluche;
Daß jeder werde wie ein Kind;
Daß aller Herz das Reich nur suche,
Deß Glieder nur die Reinen sind!

Drey Sterne: Glaube, Hoffnung, Liebe
Sind Deiner Stirn erhabne Zier.
Wenn nichts vom Erdenglanz Dir bliebe,
Zur Herrlichkeit was fehlte Dir?
Das Wort, das Du bewahrst, entfaltet
Sich still, dem Senfkorn gleich, zum Baum:
Sein Schatten hat, wenn Sturmnacht waltet,
Für Gottes ganze Heerde Raum.

Ein literarischer Betrug seltener Art.

Im Decemberheft (vor. J.) der bey Brockhaus erscheinenden Blätter für lit. Unterhaltung ist folgender bey Franckh in Stuttgart erschienener Roman außerordentlich gut recensirt; ja unter andern dabey den jetzigen Romanen-Schriftstellern zugerufen: so und nicht anders müsse man schreiben.

Der Titel des Romans ist:

Octavia oder Leben und Abenteuer einer fürstlichen Maitresse. Eine wahre Geschichte neuester Zeit; aus den Papieren eines verstorbenen Diplomaten.

Was wird nun der Hr. Recensent dazu sagen, wenn ihn Einsender dieses darauf aufmerksam macht, daß diese Geschichte nur in so fern wahr ist, als man sie Kotzebue's kleinen Romanen und Miscellen 1ster und 2ter Band entnommen, wo man sie unter dem Titel: die Pfarrers-Tochter, bis auf Abänderung nur weniger Worte findet?

Er wird mit dem Einsender sagen: entweder hat der Verleger das Publikum, oder der Plagiator hat den Verleger und das Publikum betrogen. Was würde es aber geben, wenn des Recensenten Zuruf: „so und nicht anders müsse man schreiben,“ buchstäblich befolgt würde? Eine Taschenbibliothek mehr, wenn sich ein Verleger dazu fände. Sie könnte den Titel führen: Taschenbibliothek aufgewärmter Romane und Erzählungen.

Dr. A. M.

Nr. 26.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 30. März 1827.

Geschichte.

Lettres du Roi de Pologne Jean Sobiesky a la Reine Marie Casimire, pendant la campagne de Vienne, traduites par M. le Comte Plater, et publiées par N. A. de Salvandy. Paris 1826. L. G. Michaud (gr. 8. pp. 224).

Diese Sammlung bisher noch ungedruckter Briefe des Königs von Polen, Johann Sobiesky, hat ein doppeltes Interesse, erstlich indem sie uns viele neue Aufschlüsse über eine Begebenheit geben, deren Wichtigkeit für das Schicksal Europa's weniger erkannt wird, als sie es verdient, weil ihr Einfluß negativ und nicht positiv war. Der Sieg der Christen bey Wien über die Türken ließ zwar Europa ziemlich in demselben Zustand, in dem es sich vorher befand, aber wer mag die Folgen berechnen, wenn die Türken gesiegt hätten? Zweytens aber machen uns diese Briefe mehr, als es irgend eine Erzählung aus fremdem Munde thun könnte, mit dem Charakter des Retters der Christenheit bekannt. Wir sehen ihn hier in seinen menschlichen Schwächen, in seinen Gefühlen, seinen Tugenden als Mensch, als Vater, als Gatte, und wenn seine Aeußerungen nicht immer den großen Mann verrathen, so erinnert uns ein Blick auf die Zeit, auf den Ort, woher die Briefe datirt sind, bald genug daran. Sobiesky schreibt als Mensch, als liebender Gatte und Vater, während er als Held siegt. Wir wollen, so viel es der Raum erlaubt, zuerst einige Züge herausheben, welche von allgemeinem historischen Interesse sind. Viele Aufschlüsse oder Details über die militärischen Bewegungen und Vorfälle kann man in Briefen an eine Dame nicht erwarten, und Sobiesky wirft selbst einmal der Königin vor, daß sie dafür keinen Sinn habe. Wir finden auch wirklich den tapfern König nach dem Siege in den Zelten des Großveziers schreibend, ohne daß wir eben mehr wüßten, als daß er gesiegt, daß er das Kaiserreich und die Christenheit gerettet hat, nicht aber wie. Die Freude des Sieges dauert aber nur kurze Zeit, und schon der nächste Brief enthält Dinge, die weiter keines Commentars bedürfen, um zu Betrachtungen reichlichen Stoff zu geben:

„Zur Zeit der Römer warf man dem Hannibal vor, daß er seinen Sieg über sie nicht habe zu benutzen verstanden. Heut zu Tage wüßten wir unsern Sieg wohl zu benutzen; aber entweder, daß Gott uns Hindernisse in den Weg legt, um uns für unsere Undankbarkeit zu strafen, nachdem er uns mit solcher Gnade überhäuft hat, oder aus irgend einer andern Ursache gehen die Sachen hier nicht vom Fleck, ohne daß man wüßte, woran es liegt. Die Starosten von Luck und Strzalkowski sind einige Stunden vor mir, bedecken die Straße mit Leichen und bringen Schaaren von Gefangenen ein. Das kaiserliche Heer ist hinter uns, eine Meile von Wien. Wir rücken heute noch vor. Die Deutschen werden sich nicht rühren, davon bin ich überzeugt. Der Churfürst von Sachsen ist mit seinem Corps zurückgegangen, nachdem er lebhaft seinen Unwillen gegen den Kaiser ausgedrückt hat, u. s. w. Ich habe gestern, den 15ten, meine erste Zusammenkunft mit dem Kaiser gehabt, u. s. w.“ — nun folgen die verschiedenen Botschaften, die deßhalb gewechselt wurden, dann heißt es: „also, sagte ich, ängstigen Sie sich um nichts und wieder nichts; sagen Sie doch lieber offen, was Sie eigentlich wollen; die ganze Schwierigkeit entsteht ohne Zweifel aus der großen Frage, wer die Rechte haben solle. Das Alles läßt sich aber einrichten, wenn man sich nur verstehen will.“ Schaffgotsch antwortete, daß dieß es in der That sey, was den Kaiser in Verlegenheit setze; er könne mir nicht den Vortritt lassen; er befinde sich in diesem Augenblick in der Mitte der Churfürsten, und stelle gewissermaßen das Haupt des Reiches vor. Ich schlug nun folgendes Auskunftsmittel vor: „In dem Augenblick, wo der Kaiser sich dem Lager nähert, werde ich ihm entgegen gehen; wir werden uns zu Pferde grüßen, und einer dem andern gegenüber bleiben, ich auf der Seite meines Lagers, er auf der Seite seiner Hauptstadt; er von den Churfürsten begleitet; ich von meinem Sohne, den Hetmanen und Senatoren.“ Schaffgotsch hat diesen Vorschlag angenommen, und alles ist auf diese Art geschehen. Der

Kaiser war bloß vom Churfürsten von Bayern begleitet, der von Sachsen hatte ihn schon verlassen. In seinem Gefolge waren etwa fünfzig Cavaliers von seinem Hofe, Beamten und Minister. Trompeter ritten vor ihm her, und einige Diener zu Fuße folgten ihm. Ich gebe Ihnen keine Beschreibung vom Kaiser, denn er ist bekannt. Er ritt einen Falben, von spanischer Race; trug ein reichgesticktes Kleid, einen französischen Hut mit einer Agraffe und roth und weißen Federn, einen Gürtel mit Diamanten und Saphiren, und den Degen ebenso. Wir haben uns ziemlich höflich gegrüßt; ich habe ihn lateinisch und in wenig Worten begrüßt; er hat mir in derselben Sprache und in gesuchten Ausdrücken geantwortet. Da wir einander gegenüber waren, stellte ich ihm meinen Sohn vor, der sich ihm genähert und ihn begrüßt hat. Der Kaiser hob nicht einmal die Hand an den Hut; ich war ganz wie erschreckt darüber. Er machte es ebenso mit den Senatoren und Hetmanen. Um dem Skandal und den Bemerkungen des Publikums vorzubeugen, richtete ich noch einige Worte an den Kaiser, worauf ich mein Pferd umwandte, wir haben uns gegenseitig gegrüßt und ich bin in mein Lager zurückgeritten. *) Der Palatin von Rußland (Klein-Rußland) hat dem Kaiser auf dessen Verlangen mein Heer gezeigt; aber unsere Leute sind sehr erbittert und beklagen sich laut darüber, daß der Kaiser sie nicht einmal eines Dankes gewürdigt habe, sey's auch nur durch eine Bewegung mit dem Hute, für so viele Mühe und Noth, die sie für ihn ausgestanden haben. Nach dieser Trennung hat sich alles plötzlich verändert, es ist, als wenn man uns gar nicht mehr kennte. Schaffgotsch und der Legat haben uns verlassen. Dieser lezte hat sich gleich nach der Schlacht so gegen uns verändert, daß man ihn gar nicht mehr erkennt. Er ist nicht allein sehr stolz und schreckt jeden zurück, sondern bey jeder Gelegenheit sagt er uns Unverschämtheiten. Man gibt uns weder Lebensmittel noch Fourage mehr. Der spanische Gesandte, der so sehr wünschte eine Audienz zu haben und dem ich schon die Ehre eines Sitzes zugestanden hatte, läßt nichts mehr von sich hören. Unsere Kranken liegen auf dem Miste, unsere Verwundeten, deren wir sehr viele haben, können keine Böte erhalten, um auf der Donau nach Preßburg gebracht zu werden, wo ich sie auf meine Kosten unterhalten könnte. Man weigert sich, unsere Todten in den Kirchhöfen der Stadt zu beerdigen, sogar die Officiere. Man weist ihnen die Felder oder die Kirchhöfe der Vorstädte an, welche zerstört und voll von Heidenleichen sind. Ein deutscher Dragoner hat vier Schritt von mir einen meiner Pagen in's Gesicht geschlagen, daß das Blut floß. Ich habe mich bey dem Herzog von Lothringen beklagt und erhalte keine Genugthuung. Man plündert unsere Bagage, nimmt uns mit Gewalt die Pferde, welche wir noch jenseits des Gebirges gelassen hatten." Hierauf beklagt er sich noch bitter über die Lage seines Heeres, den Mangel an Pferdefutter und die Zögerungen in dem Bau einer Brücke über die Donau, um in Feindes Land einzudringen. „Aber die Herrn in Wien verschieben Alles von einem Tag auf den andern, sie haben sich in der Stadt niedergelassen und ergeben sich denselben Ausschweifungen, wofür Gott sie so gerechter Weise gestraft hat. Der Hauptmann Obar war bey dem Herzog von Lothringen und dem Commandanten von Wien in Wien. Er hat sie beym Essen und Trinken angetroffen; beyde haben ihn sehr kalt empfangen, haben ihm nichts zugestanden und uns nur vorgeworfen, daß wir die Fourage vorausbezogen hätten, wovon doch keiner von uns etwas gesehen oder berührt hat. Obar hat sogar Aeußerungen der größten Undankbarkeit angehört. Da viele der Unsern sich nach der Stadt hindrängen, um einige Nahrung zu finden, denn auf dem Lande stirbt man vor Hunger, so hat der Commandant befohlen sie nicht aufzunehmen, sondern auf sie zu feuern. Man gibt vor, dieß sey geschehen, weil ein Pole auf einen Deutschen geschossen hat, der ihm sein Pferd wegnehmen wollte. Ich habe den Pater Hacko, einen Jesuiten, nach Wien geschickt, um die Kranken zusammenzubringen, ihre Schulden zu bezahlen und Schiffe zu miethen, um sie nach Preßburg zu bringen. Ich für meinen Theil habe mit der größten Mühe von den Vätern der Gesellschaft einen Platz erhalten, um meine Sachen niederzulegen; und noch dazu haben sie mir kein Verzeichniß wollen aufnehmen lassen, so daß alles unter Gottes Schutz geblieben ist .... Nach einer so großen Schlacht, worin wir so viele Leute verloren haben und von den besten Häusern, sollen wir nun noch unserer Pferde und unseres Gepäcks beraubt und obendrein ausgelacht werden ..... Heute scheinen wir Verpestete zu seyn, denen Jedermann ausweicht, während vor der Schlacht meine Zelte, die Gottlob geräumig genug sind, kaum die Schaar der Besuchenden aufnehmen konnten ...... Bey meinem Gott! man möchte tausend Mal des Tages sterben, wenn man so viele schöne Gelegenheiten, so viele schöne Tage unbenuzt vorübergehen sieht .... alles, was wir gethan und unternommen haben, gründete sich auf die Versprechungen des Papstes, und jezt bleibt uns nichts übrig, als mit Seufzen unser Heer zu Grunde gehen zu sehen, nicht unter den Streichen der Feinde, sondern durch die Schuld derer, die uns so viel verdanken ..... Ich sehe, daß man sich nicht mehr um uns kümmert. Diese Menschen hä-

*) Der König sagt hier nichts von der Antwort, die er dem Kaiser auf seine kalte und linkische Danksagung für die Rettung seines Reiches gab: „Es ist mir lieb, Sire, Ihnen diesen kleinen Dienst geleistet zu haben."

den ihren ganzen alten Hochmuth wieder erhalten; sie scheinen sogar zu vergessen, daß ein Gott über ihnen ist." In den folgenden Briefen finden sich beständig die Klagen über den traurigen Zustand des Heeres, über die Langsamkeit, Unentschlossenheit und Treulosigkeit der Verbündeten wiederholt. Die Polen scheinen jedoch nicht die einzigen zu seyn, die sich beklagen, und es ist wirklich traurig zu sehen, wie engherziges Mißtrauen die Früchte eines so herrlichen Sieges in Gift verwandelte. Unter vielem andern heißt es: „der Herzog von Sachsen-Lauenburg verläßt das Heer; seine Leute und seine Freunde fluchen und drohen; aber viele andere murren ebenfalls; und deßhalb ist es mit unserer Brücke so langsam gegangen; Jedermann ist muthlos und unwillig; es ist ein Jammer zu hören, was die Subalterne sagen. Sie gehen so weit es zu bedauern, daß wir dem Kaiser zu Hülfe gekommen sind, sie wollten dieses übermüthige Geschlecht wäre gefallen, um sich nie wieder zu erheben..... Der Herzog von Lothringen besucht mich oft; der arme Teufel hat weder Beute vom Feinde noch Belohnung vom Kaiser."

Der ganze geschichtliche Theil dieser Briefe, nach der Schlacht bey Wien, macht einen sehr traurigen Eindruck; beständige Streitigkeiten zwischen den Verbündeten, die Polen werden fast wie Feinde behandelt, und nachdem der Feldzug vorbey ist, werden ihnen Winterquartiere angewiesen, wo sie nicht nur an allem Mangel leiden und sogar keine Zelte aufschlagen können, sondern wo sie auch den Krieg gegen die durch das Betragen des Hofes zur Verzweiflung gebrachten Ungarn fortsetzen müssen; während die kaiserlichen Truppen, die wenig zum Siege beygetragen haben, sich in den besten Gegenden des Landes pflegen und erholen. Beständige Klagen über die Unzufriedenheit und den Ungehorsam der Polen, über die Litthauischen Truppen, welche nicht zum König stoßen wollen und erst am Ende des Feldzugs ankommen, nachdem sie dem Feinde nirgend begegnet sind und durch Ausschweifungen die Ungarn zu Feinden gemacht haben. Klagen, daß einerseits der Kaiser, anderseits Tekeli den König getäuscht, nachdem beyde seine Vermittlung verlangt. Nur die Schlacht bey Parkan, die Eroberung von Gran und einige andere erfochtene Vortheile, endlich die Freude nach 300 Jahren Ungarn von der Gegenwart der Muselmänner befreyt zu haben, unterbrechen dieses traurige Bild, was aber reich an einzelnen interessanten Zügen ist. So z. B. die Beschreibung des unglücklichen Gefechts, das dem Sieg bey Parkan vorherging und worin der König selbst die größte Gefahr lief.

(Der Beschluß folgt.)

Reise-Literatur.

Beschreibung meiner Reise von Hamburg nach Brasilien im Juni 1824 nebst Nachrichten über Brasilien bis zum Sommer 1825 und über die Auswanderer dahin. Der Wahrheit gemäß und zur Warnung niedergeschrieben von P. H. Schumacher, vormals Commandant am Bord eines Kolonisten-Transport-Schiffes.

Schon die sehr schätzbaren Nachrichten, welche Freyreiß unlängst über Brasiliens Natur, Boden und Klima, über desselbigen Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt gegeben hat, waren zum großen Theil in der edeln Absicht abgefaßt, unbedachtsamer Auswanderungslust zu steuern, und zu zeigen, daß man, wenn auch der geträumte Lago d'Orado irgendwo gefunden werden könnte, selbst an dessen Ufern und vielleicht nur um so mehr gezwungen seyn würde, sein Brod im Schweiß des Angesichtes zu essen. — Mittlerweile sind auf's Neue Brasilische Agenten, auch in Deutschland, erschienen, welche Aufforderungen im Namen ihrer Regierung an alle die haben ergehen lassen, so etwa geneigt seyn sollten, sich als Kolonisten in Brasilien anzusiedeln. Diese Aufforderungen waren mit dem Versprechen sehr annehmlicher Begünstigungen verbunden, deren alle betreffenden Individuen theilhaftig werden würden. — Die gegenwärtige Schrift zeigt durch ein warnendes Beyspiel, daß jenen lockenden Versprechungen Brasilischer Agenten nicht halb zu trauen sey. Wenigstens ist das Schicksal des ganzen auf dem Titel erwähnten Kolonisten-Transportes weit unter der Verheißung unglückielig ausgefallen. — Zu Hamburg war durch den Brasilischen Agenten, Major Dr. Schäffer, kontraktmäßig versprochen worden, daß 1) jeder Kolonist täglich 8 Schilling Hamb. W. von der Regierung bekommen, außerdem aber auch mit dem nöthigen Ackergeräth und Vieh versehen, und daß es 2) selbst den jungen, zum Militärdienst eingeschriebenen Leuten nach ihrer Ankunft in Rio de Janeiro freystehen solle, wenn sie es vorzüglicher fänden, ein anderes Geschäft zu wählen. Daß Nro. 2. nicht erfüllt worden ist, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen; dieß war aus der Fassung des Artikels nach vorhergegangener Einzeichnung in die Militärliste nicht anders zu erwarten. Aber auch Nro. 1., die alle älteren Leute angeht, ist in wesentlichen Bestimmungen nicht gehalten worden. Man hat dieselben hundert Stunden landeinwärts in ganz unbekannte Gegenden geschickt, wo sie die umherschwärmenden Wilden des Landes zu Nachbarn haben, von den Küsten und Städten aber, da es an gangbaren Wegen fehlt, so gut wie abgeschnitten sind. Die versprochenen Ackergeräthschaften und das zur Urbarmachung des Landes eben so nöthige Vieh haben sie nicht

erhalten. Was nutzt ihnen das Geld, wenn es ihnen wirklich fortwährend und regelmäßig ausgezahlt werden sollte, in solcher Lage? — den Soldaten, es gibt vier Bataillone Deutsche in Brasilien, geht es äußerst schlecht. Sie stehen unter Italienischen und andern fremden Offizieren, die dieselben schlecht behandeln und um Sold und Rationen betrügen. Besser geht es den in Brasilischen Diensten stehenden Engländern, weil sich ihrer der englische Consul mit Nachdruck annimmt. Der Kaiser rafft überall Soldaten zusammen, und so ist auch die Schweizer-Kolonie Fryburg all' ihrer jungen Männer beraubt worden. —

W. B. M.

Neueste Literatur Nordamerika's.

Die nordamerikanische Presse bereichert die Literatur der Neuen Welt mit Lebens-Beschreibungen ihrer berühmten, so wie auch ihrer berüchtigten Männer. In Boston ist das Leben des großen Washington in zwey Bändchen (von Bancroft) erschienen. — Man ist auch dort wie hier zu Lande neugierig auf die Einzelnheiten des Lebens von Mördern und Spitzbuben. Zu lezteren Schriften gehört die History of Pirates; containing the Lives of those noted Pirates, Captains Misson, Bowen, Kidd, Tew, etc., and a correct account of the late piracies committed in the West Indies. Haverhill. Mass. 12mo. pp. 276. — Was die Hülfsmittel zum Studium der klassischen Schriftsteller betrifft, so bearbeitet man dort leider immer noch das Schrevelische Wörterbuch, ohne freylich die Vorzüge des Schneider'schen, welches man auch zu Rathe zieht, zu übersehen. Die Schulbücher von Jakobs haben auch Eingang gefunden. Man beschäftigt sich eben so sehr als mit der Geschichte von England, mit der des Vaterlandes, namentlich von New-York und Pennsylvanien, und besonders erfreulich sind die Untersuchungen über die erste Ansiedlung an den verschiedenen Punkten der Küste. Aerzte geben ihren Beytrag zur Erdbeschreibung, und wir erwähnen besonders Townsend's Memoir on the topography, weather and diseases of the Bahama Islands, da man in Europa noch so wenig über die klimatischen Verhältnisse von Mittelamerika im Reinen ist. — Ein spanisches Büchlein, das freylich zu Philadelphia erschienen ist, erhebt sich gegen die Macht des Papstes in weltlichen Angelegenheiten. Dieß Kapitel ist bey uns so ziemlich erschöpft. Aber die Schriften in Nordamerika über Ackerbau möchten sogar den fleißigen deutschen Landbauern, noch mehr aber den Südamerikanern, die hoffentlich bald ruhig ihren Boden pflegen können, zu empfehlen seyn.

Nach den Bemerkungen in der Flugschrift: A masonic Address, delivered at Lynn, Mass. June 24. By Caleb Cushing zu schließen, wäre es nicht ohne Interesse zu untersuchen, ob unsere Philologen, welche über die eleusynischen Mysterien geschrieben haben, Freymaurer gewesen sind, und wenn man dieselbe Gewissensfrage an unsere gegenwärtigen Symboliker richten wollte, so erhielte man vielleicht etwas Licht, wie in aller Welt sie zu ihren Erklärungen so vieler ägyptischer Bräuche gekommen sind. Die Bemerkungen Cushing's in seiner, 28 Seiten enthaltenden, Schrift geben sich eine Art offiziellen Ansehens.

Unzählbar ist die Menge gedruckter Reden, welche bey Gelegenheit der durch den Tod zweyer großen Männer verewigten fünfzigsten Jahresfeyer der Vereinigten Staaten der Unabhängigkeit gehalten worden sind. Da in Deutschland die Pfarrer und Candidaten nach geringeren Zwischenräumen Reden zu halten haben, so befolgt man übrigens in unserem Vaterlande fast das nämliche Verhältniß, indem man Predigten bey jeder Gelegenheit herausgibt.

Nordamerikanische Dichter bringen vom Meere „Seebilder" mit nach Hause. Die Theologen liefern Gemälde vom Teufel und Satan.

Ortsbeschreibende Werke erscheinen im Ueberfluß. Die neuesten, wie auch die Charten, sind aber besonders zur Benutzung von Reisenden bestimmt. Unter den lezten Reiseberichten verdient Duane's Visit to Colombia, erschienen zu Philadelphia, Erwähnung. Die kleine Schrift: Journal, comprising an account of the loss of the Brig Commerce, of Hartfort, Connecticut, upon the western coast of Africa, August 2, 1825. By Archibald Robbins. Hartford hat in 11 Jahren 18 Auflagen erlebt.

Von fremden Werken sind einheimisch geworden Florian's Tell, viele englische Schriften poetischen, geschichtlichen, romantischen Inhalts und des deutschen Philologen Schütz Ausgabe einer Tragödie von Aeschylus.

Versprochen wird ein Oktavband Internal Navigation of the United States, worin auch von den noch auszuführenden Kanälen die Rede seyn soll (mit 13 Charten), und unter der Presse war schon im Oktober 1826 ein Indiana Gazetteer, d. i. eine topographische Beschreibung der Grafschaften, Städte, Dörfer, Ansiedlungen, Wege, Seen, Flüsse, Creeks, Quellen u. a. m. im Staate Indiana, von John Scott, der darin auch von der Literatur, dem Handel und den Alterthümern des erwähnten Landstriches zu reden vorhatte.

Nr. 27.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 3. April 1827.

Geschichte.

Lettres du Roi de Pologne Jean Sobiesky à la Reine Marie Casimire, pendant la campagne de Vienne, traduites par M. le Comte Plater, et publiées par N. A. de Salvandy. Paris 1826. L. G. Michaud (gr. 8. pp. 224).

(Beschluß.)

Aus dem nicht eigentlich historischen Theil der Nachrichten, die der König seiner Gattin gibt, können wir leider nur wenig mittheilen, so reich er auch an Schilderungen von Sitten und Personen ist. So z. B. die erste Zusammenkunft mit dem Herzog von Lothringen: „Dennoch fanden sie genug, nicht nur um zu essen, sondern auch um sich zu betrinken .... Der Herzog von Lothringen wollte Anfangs nur Moselwein trinken, und goß noch Wasser dazu. Nachdem er aber einmal im Zuge war, trank er auch Ungrischen Wein. Der Taff, den wir in Warschau als Botschafter des Herzogs bey meiner Wahl gesehen haben, hatte seinen Herrn begleitet; er zischelte ihm beständig in's Ohr, wahrscheinlich um ihn zu hindern zu trinken; aber der Mentor betrank sich am Ende selbst und forderte die Andern ebenfalls dazu auf. Da der Prinz schon etwas Wein im Kopf hatte, fragte er, nach vielen Komplimenten, was auf Polnisch Vater, Sohn und Bruder heiße. Man sagte es ihm und nun wiederholte er diese Worte hundert Mal. Er sagte: Ociec, indem er auf mich zeigte — Syn, indem er auf sich selbst wies, und: Brat, indem er auf Fanfan zeigte. Zu diesem sagte er: „Sie sind der älteste von der Familie, dann kommen drey andere, und ich bin der fünfte.“ Den Augenblick darauf hatte er schon wieder vergessen, wie man Bruder auf Polnisch sage. Alles das hat einige Stunden gedauert.“ Dieser erbauliche Auftritt hindert jedoch den König eben so wenig den Herzog billig zu beurtheilen, als seine frühere Mitbewerbung um die Krone von Polen. Folgendes ist die Beschreibung, die er von ihm macht: „Hier ist das Bild des Herzogs von Lothringen. Größe des Prinzen Radzivil, Marschalls von Litthauen, Gesichtszüge von Chetmaki; die Nase sehr gebogen, fast wie ein Papagay; er ist sehr von Blattern gezeichnet und noch krummer als L'Epine. Graues Kleid, ohne Schmuck, außer ziemlich neuen Knöpfen von Passementir-Arbeit. Hut ohne Federn; gelbe Stiefel, oder die es vielmehr einmal gewesen sind; ein ziemlich gutes Schlachtpferd, aber Sattel und Zeug sehr alt. Bey alle dem sieht er nicht aus wie ein Kaufmann, sondern sehr wie ein homme comme il faut, und sogar wie ein homme de distinction. Er spricht sehr gut von allem, was in sein Fach schlägt; spricht übrigens wenig und ist sehr bescheiden. Er trägt eine blonde Perücke, die so schlecht gemacht ist wie möglich; im Ganzen kümmert er sich nicht um seinen Anzug, aber es ist ein Mann, mit dem ich mich vertragen werde, und der einer höhern Stellung würdig ist.“ Anderswo heißt es: der Herzog scheine beständig in Verlegenheit zu seyn, weil er die Instruktionen des Hofes zu verletzen fürchte. Der König scheint seine Freude an solchen Silhouetten gehabt zu haben, und macht sie öfters: „Hier ist das Bild des Churfürsten von Sachsen. Kleiner als Jarocky, aber dicker; eher rothhaarig als braun, Haare kurz, frisirt, der Bart nach Art der alten Deutschen. Scheint vierzig Jahre alt zu seyn; er kann weder französisch noch lateinisch und spricht nur wenig deutsch. Weder Redensarten, noch Komplimente; scheint unbesonnen, einfach, ein ehrlicher Mann und ein Trinker zu seyn.“ Ganz besonders scheint Sobiesky mit dem Churfürsten von Bayern zufrieden zu seyn: „er hat kastanienbraunes Haar, kein übles Gesicht, Lippen und Kinn österreichisch aber nicht häßlich. Augen etwas matt, französischen Anstand.“ Der Churfürst schien sich sehr gut mit dem Prinzen Jakob, den der König immer Fanfan nennt, vertragen zu haben. So heißt es später: „Der Churfürst von Bayern wiederholt Fanfan oft, daß er eine zehnjährige Schwester habe, die viel hübscher sey als die Dauphine. Die Leute vom Hofe sprechen oft mit uns von dieser Prinzessin, aber das sind Worte in die Luft. Der Churfürst kann 23 bis 24 Jahr alt seyn; er sizt kühn

zu Pferde und sogar ohne Sattel; er schwimmt durch die Donau; kurz er ist in allen Dingen geschickt. Fanfan hat ihm einen kleinen Türken und einige Kindereyen geschenkt, womit er sehr zufrieden ist. Ich für meinen Theil habe ihm einige Fahnen und einige Gefangene gegeben."

Man könnte dem Könige einen Vorwurf daraus machen, daß er so viel von Kleidern und dergleichen Dingen spricht, wenn man nicht bedächte, daß er an eine Frau schreibt. Auch bey der Aufzählung der Beute und der Geschenke, die er erhält und macht, besonders derjenigen, die er an die Königin und seine Verwandten schickt, hält er sich sehr lange und mit sichtlichem Wohlgefallen auf. Etwas orientalisches hat der Luxus, dessen er sich gewissermaßen rühmt, während er mit einer Mischung von Verwunderung und Geringschätzung die einfache Tracht der deutschen Fürsten sieht; so z. B. statt vieler Stellen nur eine: „Was aber unser gutes Aussehen betrifft, so kann ich Sie versichern, daß, wenn man uns sieht, man glauben sollte, ich sey so reich wie Krösus. Die Livreen meiner Pagen, Reitknechte und Laquaien sind sehr schön, das Pferdezeug reich verziert; die Gemächer, die ich bewohne, so wie die von Fanfan, immer mit Goldzeug behängt, und die Vorzimmer mit Seide. Die hiesigen dagegen haben nicht die geringste Verzierung von Silber, weder an ihren Kleidern noch an ihren Pferden. Sie sind meistens deutsch oder ungrisch gekleidet. Wir haben bis jezt weder Pagen noch Laquaien bey ihnen gesehen. Der Churfürst von Sachsen hatte gestern ein einfaches rothes Kleid an mit einer Karmoisin-Schärpe." — Dagegen rühmt er das gute Aussehen und die Mannszucht der deutschen Truppen, so wie die gute Aufnahme, die er bey dem Volke gefunden, zu wiederholten Malen. An einer Stelle sagt er: Den Deutschen geht es wie den Pferden, sie kennen ihre eigene Kraft nicht.

Ein Hauptzug in dem Charakter des Königs, wie er sich hier in seinen vertrautesten Aeußerungen zeigt, ist ein hoher Grad von Religiosität. Sie zeigt sich schon in der Art, wie er sich durch einen feyerlichen Eid in die Hände des Legaten verpflichtete, den Kaiser nicht zu verlassen, ehe der Feldzug glücklich beendet sey. Diesen Eid führt er ausdrücklich als einen Grund an, weßhalb er troz des beyspiellosen Undankes seiner Verbündeten, und obgleich die deutschen Fürsten selbst schon alle das Heer verlassen hatten, dennoch nicht ihrem Beyspiel folgen, und den dringenden Bitten und Vorwürfen der Königin, so wie der Unzufriedenheit der Polen nachgeben dürfe, sondern entschlossen sey, auch wenn ihn sein eigenes Heer verlasse, allein in den Reihen der Kaiserlichen auszuhalten, so lange Ungarn noch nicht von den Türken geräumt sey. Die Stellen, worin er in seinen Briefen die Ereignisse des Tages auf religiöse Grundsätze zurückführt, sind sehr häufig, und die Befreyung der Christenheit von dem Joche der Heiden scheint wirklich bey ihm eine lebendige, ihm beständig gegenwärtige Idee gewesen zu seyn. Seine Gattin ermahnt er immer zum Vertrauen auf Gott. Wir führen nur eine auffallende Stelle an: „Was Sie, meine Liebe, zwischen den beyden Erhebungen bey der Messe thun, kränkt und erzürnt mich sehr; wir müssen uns dem Willen Gottes unterwerfen und ihn nur um das bitten, was ihm wohlgefällig seyn kann; deßhalb verlange ich von Ihnen im Namen des Gottes, zu dem Sie bitten, daß Sie davon abstehen und sich in Allem seinem heiligen Willen unterwerfen. Ich werde nur dann ruhig seyn, wenn ich Sie noch fügsamer gegen den Willen Gottes sehe, als gegen den meinigen." — Was es eigentlich war, das er der Königin vorwarf, wird nicht näher angegeben, aber diese und ähnliche Stellen sind gewiß charakteristisch in einer Correspondenz dieser Art. Bey einer solchen Denkart ist es leicht erklärlich, wie sehr das wahrhaft unchristliche Betragen seiner Bundsgenossen ihn empören mußte, und er führt es mit besonderem Unwillen an, daß der Erzbischof von Wien ihm nicht die geringste Aeußerung der Dankbarkeit nach dem Siege gab. Für die Sitten der Zeit ist folgende religiöse Weihe vor der Schlacht nicht uninteressant:

„Der Pater Marco Aviano hat uns seinen Segen gegeben, er ist ausdrücklich dazu vom Papste hergeschickt worden. Wir haben von seinen Händen das Abendmahl empfangen, er hat die Messe gelesen und dann eine außerordentliche Ermahnung an uns gehalten. Er hat uns gefragt, ob wir Vertrauen auf Gott haben, und auf unsere einstimmige Antwort, daß wir es ganz und vollkommen haben, hat er uns mehrere Male wiederholen lassen: Jesus Maria! Jesus Maria! er hat die Messe mit der größten Salbung gelesen. Er ist wirklich ein Mann Gottes; und bey alle dem ist er weder unwissend noch bigot." Von demselben Geistlichen heißt es später: „Il padre Aviano ist von Wien nach Linz abgereist, von wo er nach Italien gehen soll. Er klagt über das Betragen des Hofes und der Stadt, über ihren Hochmuth, ihre Undankbarkeit, endlich die äußerste Unsittlichkeit, welche überall herrscht. Dem Kaiser wirft er Unterlassungssünden vor, u. s. w. Ich habe nur einen Augenblick mit dem Pater Aviano gesprochen; er hatte uns den Sieg im voraus versprochen; freylich erklärte er sich zuweilen nicht sehr deutlich darüber. Nachdem die Schlacht gewonnen war, hat er mich mit Inbrunst umarmt und mich beschworen fortzufahren und sich über die Lauheit und Unthätigkeit der übrigen beschwert." Diese Frömmigkeit

scheint jedoch oft in wirklichen Aberglauben übergegangen zu seyn. In einem Briefe z. B. erwähnt er in geheimnißvollem Tone eines Wunderbildes, das ihm in die Hände gefallen sey. Hievon erzählen gleichzeitige Nachrichten, es sey in einem zerstörten Schloß bey Wien gefunden worden und habe die Jungfrau von Loretto dargestellt, zwey Engel seyen darauf gewesen, welche Papierrollen trugen, mit den Worten: per hanc imaginem Mariae vinces, Johanne, und: per hanc imaginem Mariae victor ero, Johanne. — König Johann war sehr betroffen über diesen Fund und von diesem Augenblick erzeigte er dem Bilde große Verehrung, stellte es später in seinem Pallast zu Zolkiew auf und ließ Messen davor lesen.

Der wackere Pater Aviano ist nicht der einzige, der Vorzeichen des Sieges oder der Niederlage erblickt. Der König selbst sagt: „Dieß ist ein sonderbarer Vorfall: letzten Donnerstag *), als wir dem Feind entgegengingen, hielt sich ein schwarzer Hund ohne Ohren beständig vor unsern Gliedern auf, ohne daß es möglich gewesen wäre ihn zu verjagen; rechnen Sie dazu, daß ein schwarzer Adler gerade über unseren Köpfen geschwebt hat, und dann hinter uns weggeflogen ist. Gestern hingegen hat sich eine weiße Taube mehrere Male vor unsern Reihen sehen lassen, und ein weißer Adler ist vor uns hergeflogen, ganz dicht an der Erde, als wenn er uns gegen den Feind führen wollte.“

Wirklich rührend ist die Zärtlichkeit, die in allen diesen Briefen gegen seine Gattin und Kinder sich ausdrückt, und wovon diese langen und ausführlichen Briefe, in dem größten Drange der Umstände geschrieben, selbst ein hinreichender Beweis sind. Sogar die etwas altmodisch ritterliche Galanterie in den Ausdrücken, deren sich der Held bedient, hat etwas Anziehendes. Er fängt jeden Brief mit der Formel an: „einzige Freude meines Herzens, reizende und geliebte Mariette.“ Die Ausdrücke: „meine unvergleichliche“ — „ich umarme Ihre allerliebste Person von Ihren schönen Haaren bis zu Ihren allerliebsten Füßen u. s. w.“ finden sich oft wieder. Dennoch scheint die Königin durch unnütze Klagen und Sorgen oft seine Geduld auf die Probe gesezt zu haben; so sagt er z. B.: „Ich muß mich bey Ihnen über Sie selbst beklagen, meine geliebte und unvergleichliche Mariette. Wie ist es möglich, daß Sie keine bessere Meynung von mir haben, nach so vielen Beweisen der Zärtlichkeit, die ich Ihnen gegeben habe. Können Sie ernstlich glauben, daß ich Ihre Briefe nicht lese? Können Sie das glauben, während ich mitten in meinen Sorgen, in meinen Verlegenheiten jeden von Ihnen wenigstens drey Mal lese, das erste Mal, wenn sie ankommen, das zweyte Mal, wenn ich einen Augenblick Ruhe finde, und das dritte Mal, wenn ich sie beantworte. Alle diese Aufzählung der Jahre unserer Verbindung, der Zahl unserer Kinder hatte nichts in Ihrem Brief zu thun. Wenn ich Ihnen zuweilen nicht ausführlich schreibe, ist es nicht leicht, meine Eile zu erklären ohne beleidigende Voraussetzungen? Die Streiter von zwey Welttheilen stehen nur wenige Stunden von einander. Ich muß an Alles denken, Alles bis auf die Kleinigkeiten besorgen. Kann ich da noch Zeit übrig haben?“ — Auch durch ihre politischen Rathgebereyen und Klagen scheint sie ihn sehr geplagt zu haben, und dann beruhigt er sie und rechtfertigt sich mit eben so viel Milde und Geduld als männlichem Ernst. Die Geduld treibt er doch etwas zu weit, indem er sich über den Vorwurf rechtfertigt, daß er gespielt habe, den ihm die Königin gemacht zu haben scheint. Eben so regelmäßig wie jene Anrede an seine reizende Mariette ist am Schlusse die Formel: „Meinen Handkuß an meine Schwester und den Marquis“ (d. h. der Marquis d'Arquien, Vater der Königin). Die erste vergißt er nur einmal, in dem Brief, worin er den Sieg bey Parkan berichtet, und die zweyte nur in dem, der den Sieg bey Wien verkündet. Mit der größten Zärtlichkeit spricht er immer von seinen Kindern, denen er eigene Namen gibt; den Prinzen Jakob nennt er Fanfan, den Prinzen Alexander Mignon und Constantin Fillon. Von dem ersten, der den Feldzug mitmachte, sagt er oft mit Freude: „er ist ganz anders geworden als er war.“ — Der Raum erlaubt uns nicht länger bey dieser interessanten Sammlung zu verweilen, die wir unsern Lesern sehr empfehlen.

V. A. H.

R o m a n.

1) Iwan oder die Revolution von 1762 in St. Petersburg. Historischer Roman von Amalia Schoppe, geb. Weise. Zwey Theile. Leipzig, in der Taubert'schen Buchhandlung. 8. 1827.

Die neuere Geschichte Rußlands hat schon öfters interessante Stoffe zu romantischen Dichtungen dargeboten, z. B. Menzikow und Dolgoruki, Benjowsky, Peter der Große. Das Schicksal des unglücklichen Iwan verdient nicht minder die Aufmerksamkeit der Dichter, und Frau Amalia Schoppe hat einen sehr dankbaren Stoff daran

*) (D. h. den Tag vor dem Siege bey Parkan, wo in einem Gefechte gegen die Türken die Polen geschlagen wurden und viele Leute verloren.)

gefunden, denn der vorliegende Roman gehört zu ihren besten, ist vielleicht ihr bester. Iwan war der lezte Sprößling des Hauses Romanow von der ältern weiblichen Linie, also rechtmäßiger Erbe des russischen Throns, ward aber von früher Jugend an im Kerker gehalten, während die jüngere weibliche Linie regierte. Die Verfasserin wählt zu ihrem Gemälde den Moment aus Iwans Leben, da er zum Jüngling erwachsen plötzlich aus dem Kerker befreyt wird, zum ersten Mal das Leben in seiner ganzen Herrlichkeit sieht und zum Glanz des Thrones berufen wird, aber eben so schnell den Untergang findet. Die Geschichte beginnt in dem Augenblick, da man die Thore seines Gefängnisses in der Festung Schlüsselburg öffnet. Er tritt in den Garten, sieht zum ersten Mal eine weite Landschaft, die erste Rose und das erste Mädchen, Carlowna, die Tochter des Commandanten Grafen Tschoglokoff. Diese romantischen Situationen schildert die Verfasserin sehr reizend, und es ist nur Schade, daß uns ein schlechtes Titelkupfer, welche diese Scene darstellt, die Illusion verdirbt. Iwan wird durch den Kaiser Peter III. selbst befreyt, der ihm die Krone zudachte, weil er mit seiner eigenen Gemahlin Katharina im Unfrieden lebte und den Sohn, den sie ihm geboren, den nachmaligen Kaiser Paul, für unächt hielt. Wir verlassen nun Iwan und seine erste Liebe, und werden nach Petersburg mitten unter die Hofkabalen versezt. Hier bleibt die Verfasserin der Geschichte beynahe wörtlich getreu, während sie sich nur erlaubt, ihren Helden Iwan und seine Liebe romantisch auszuschmücken. Wir lernen alle Hauptpersonen des Hofes kennen, die in zwey Partheyen getheilt sind. Die mächtigste Parthey bildet die Kaiserin mit ihren Günstlingen, unter denen sich Gregor Orlow vor allen auszeichnet. Ihre Verschwörung gegen den Kaiser wird ausführlich und treu nach der Geschichte dargestellt. Die Charaktere treten kräftig in richtiger Zeichnung hervor, und das Gemälde ist durchaus lebendig. Freylich sind diese Hofkabalen nur ein Gewebe von Robheit, Gewalt und Hinterlist, doch dieser Contrast erhebt desto schöner die liebliche Unschuld Iwans und seiner Geliebten. Bey diesen idyllischen Gartenscenen, fern vom Verrath und Mord der Hauptstadt, erscheint uns nur die häufige Dazwischenkunft einer Tante Carlownas, der wahnsinnigen Petrowna, überflüssig und störend. Sie gehört zu den beliebten prophetischen Verrückten, die bald als häßliche alte Weiber, bald als unglücklich Liebende in den neuern Romanen und Trauerspielen eine so große Rolle spielen und nur höchst selten die Würde Cassandras oder die Liebenswürdigkeit Ophelias behaupten, von denen sie gewöhnlich nur Karrikaturen sind. Der Ausgang des Romans ist natürlich ganz tragisch, wie es die Geschichte verlangt. Katharina II. sezt sich auf den Thron, Peter III. wird gefangen und ermordet. Iwan kämpft mit ritterlichem Feuer um seinen Wohlthäter, um den Thron, um seine Liebe und um sein Leben. Er will sich nach Moskau werfen, der Verrath eines Nebenbuhlers aber stürzt ihn in die Hände seiner Feinde, und er wird meuchelmörderisch umgebracht.

2) Pulawsky und Kosinsky, oder Böse Mittel entweihen gute Zwecke. Eine historische Erzählung aus der polnischen Revolution, von J. Satori. Zwey Theile. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung. 1827.

Auch die neuere Geschichte Polens bietet manchen romantischen Stoff dar. Die Polen sind durch ihr Unglück und durch die edle Haltung, womit sie es ertrugen, allen Völkern Europa's interessant geworden. Ihr Held Kosciusko hätte wohl einen Dichter verdient. Der vorliegende Roman erwähnt dieses großen Mannes nicht. Die Hauptpersonen darin sind der König Stanislaus Poniatowsky, der gegen ihn empörte Pulawsky von der conföderirten Parthey, und Kosinsky, der Jugendfreund des ersteren und Eidam des lezteren, der zwischen Beyden schwankt. Der Gang des Romans ist folgender:

Pulawsky, ein ächter alter Pole, widersezt sich der Wahl Poniatowskys zum König, weil dieser unter russischem Einfluß steht, und Polens Freyheit zu gefährden scheint. Da Poniatowsky dennoch König wird, flieht Pulawsky und erhebt die Fahne des Bürgerkriegs. Seine schöne Tochter Lodoiska zieht den jungen Kosinsky auf seine Seite, obgleich dieser ein alter Busenfreund des Königs ist. Eine versuchte Gefangennehmung des Königs mißlingt, Kosinsky selbst geräth dabey in Gefahr, doch der König entläßt ihn großmüthig. Die Conföderirten werden überall geschlagen, Kosinsky verliert im Tumult seine kleine Tochter, und muß mit seiner Gattin und dem alten Pulawsky in die Wälder an den türkischen Grenzen fliehen. Hier unter den schrecklichsten Drangsalen stirbt Lodoiska, die beyden Männer aber entkommen nach Constantinopel. Nachdem sie von hier aus vergeblich für ihr Vaterland noch zu wirken versucht, gehen sie nach Nord-Amerika und helfen diesem Lande seine Freyheit erkämpfen. Pulawsky fällt, Kosinsky kehrt nach Europa zurück und findet in Frankreich seine verloren geglaubte Tochter wieder. Der Roman erweckt Theilnahme und enthält manche ergreifende Scene, obgleich der Darsteller nur wenig Farben aufwendet.

Nr. 28.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 6. April 1827.

Lyrische Dichtkunst.

Dante Alighieris lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Leipzig bey Brockhaus. 1827.

Der verdienstvolle Kannegießer, dessen Uebersetzung der göttlichen Comödie vor zwey Jahren die zweyte Auflage erlebte, bringt uns nun auch die erste vollständige Uebersetzung von Dante's lyrischen Gedichten. Der große Dante hat in der neuesten Zeit in unserem Vaterlande viele Verehrer und Bearbeiter gefunden. Neben Kannegießer hat es Streckfuß versucht, die göttliche Comödie zu übersetzen, und dabey die Härten seines Vorgängers zu vermeiden. Abecken und Karl Witte haben jeder ein Buch über Dante geschrieben, und unter den ausführlichen und gehaltreichen Recensionen, die über jene Bearbeitungen sich ausgesprochen, steht die von Schlosser in den Heidelberger Jahrbüchern oben an. Derselbe emsige Fleiß, mit dem man schon längst an Shakespeare commentirt, hat sich nun auch auf Dante's unsterbliche Werke gerichtet. Natürlich zieht unter diesen Werken die göttliche Comödie immer die Augen zuerst auf sich, und die lyrischen Gedichte sind bisher weniger bekannt gewesen, gerade so wie auch Shakespeare's lyrische Gedichte hinter seinen Schauspielen lange Zeit im Schatten gestanden sind. Doch sind diese zahlreichen und herrlichen Gedichte ganz von Dante's Geist durchdrungen, und dürfen von der göttlichen Comödie um so weniger getrennt werden, als sie in mannigfacher Beziehung darauf stehen.

Es sind Sonnette, Canzonen, Balladen und einige Epigramme. Der Hauptinhalt ist Dante's Liebe zu Beatrice, dieselbe Liebe, aus deren Schmerzen auch das wundervolle Gedicht der göttlichen Comödie hervorgegangen ist, die Liebe, von der Dante's ganze Seele eingenommen war. Dante sah in seinem neunten Jahr die junge Beatrice zum ersten Mal bey einer Procession, wovon Uhland singt:

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauschten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja! ihm ist in jener Stunde
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Canzonen
Ist die Lieb' ihm früh erklungen.

Dieß war der Ursprung der vorliegenden Gesänge. Sie gehen aber weiter über den Tod der Geliebten hinaus, und die Klagen über die Strenge Beatricen's wechseln bald mit den Klagen über ihrem Grabe. Der innigste tiefste Schmerz ist die Seele aller dieser Lieder. Man kann sie nicht mit ähnlichen Klageliedern Petrarca's vergleichen, denn diese spielen mehr, ihr Schmerz ist nicht so wahr und herzzerschneidend, als Dante's Schmerz. Auch bestechen Petrarca's Lieder mehr die Sinne des Lesers, der Dichter vertieft sich mehr in die Schönheit seiner Laura, als in seinen Gram. Bey Dante ist es umgekehrt. Er versenkt sich ganz in die Qualen seines Schmerzes, und nur die Größe und Heftigkeit desselben nöthigt unsere Phantasie, uns das Bild der schönen Heiligen, die einen solchen ungeheuren Schmerz verursacht, mit den glänzendsten Reizen geschmückt zu denken. Petrarca bemüht sich mehr, die Ursache seines Leidens zu malen, Dante begnügt sich, nur die Wirkung zu zeigen. Auch unter den deutschen Dichtern lassen Ernst Schulze und Novalis eine Vergleichung mit Dante zu, doch die Cecilie des erstern dürfte sich wohl neben Beatrice so wenig ausnehmen, wie die heilige Cecilie des Carlo Dolce neben einer Jungfrau des Leonardo da Vinci. Novalis dagegen hat große Aehnlichkeit mit Dante. Auch er sah die Geliebte schon als ein Kind, und sie wurde die Muse seines reichen Dichterlebens, wie er selbst in der Zueignung seiner Werke sagt:

Ich darf für dich der edlen Kunst mich weihn,
Denn du, Geliebte, willst die Muse werden,
Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung seyn.

Durch Novalis Leben und Dichtungen zieht sich wie bey Dante der tiefe Klageton der Liebe, und beyden war die frühverstorbene Geliebte der Engel, der ihnen die Pforten des Himmels öffnete. Am meisten aber stimmen sie in der philosophischen und religiösen Richtung überein, die ihre Poesie genommen hat. Novalis sah in seiner Sophie die Personification der Weisheit, und Dante machte zulezt aus seiner himmlischen Geliebten eine Allegorie der Philosophie. Beyde Dichter bauten die ganze Welt in ihr ungeheures Gedicht, und schufen es zu einem riesenhaften Tempel, in dessen Mitte die Geliebte thront. Der unvollendete Heinrich von Ofterdingen des Novalis war bestimmt, ein eben so großes Weltgedicht zu werden, wie die göttliche Comödie des Dante, und in den übrigen dichterischen Fragmenten des Novalis herrscht derselbe grübelnde Tiefsinn, wie in den lyrischen Gedichten des Dante. Man findet daher diese Gedichte schwierig, dunkel, und oft von einer Spitzfündigkeit, die nicht jedem Geschmack zusagt. Der Schlüssel zu allem Mystischen in Dante's Gedichten ist aber jene Allegorie, die Novalis mit ihm gemein hat. Beyde stehen an der romantischen Gränze, wo die Poesie sich in Philosophie verliert, indem sie sich in einem dritten noch höherem Element, der Religion, vermischen. Es braucht übrigens nicht erst gesagt zu werden, daß eben durch jenen philosophischen Tiefsinn jede Zeile bey Dante ein Gewicht erhält, das sonst gewöhnliche Liebesklagen nicht aufwiegen. Dante ist überall gedankenvoll und verlangt Leser, die nicht auf der Oberfläche bleiben, sondern in den tiefsten Grund eingehen. Uebrigens sind die Gedichte gemischt, und es finden sich auch einige leichtere bloß gelegentliche Blätter dabey. Am schönsten scheinen uns die eigentlichen Klagelieder kurz nach dem Tode der Geliebten.

In der Uebersetzung bemerken wir alle die Vorzüge und Mängel, die wir auch in Kannegießers früherer Uebersetzung der göttlichen Comödie finden. Die meisten Gedichte sind von Kannegießer selbst übersezt, einige aber von Wilhelm von Lüdemann und Karl Witte. Lüdemann hat am gewandtesten, aber auch am freyesten übersezt. Die große Mehrzahl der Lieder von Kannegießer ist dagegen wieder sehr hart und unverständlich. Es ist freylich unendlich schwierig, die künstlich verschlungenen Reime des Originals wiederzugeben, und wenn man diese Reime als die Hauptsache betrachtet, so muß man ihnen oft den Rhythmus und die Klarheit der Gedanken, ja selbst die Treue der Uebersetzung aufopfern. Aber eben darum sollte man die Reime nicht zur Hauptsache machen. Offenbar geht diesen die Treue, Verständlichkeit und gute Diktion voran, und man sollte diesen wichtigern Dingen lieber den Reim aufopfern, und lieber gar nur in Prosa übersetzen. Der Reim verliert seinen ganzen Werth, wenn der Inhalt der Verse dunkel, oder wenn der Rhythmus holprig ist, wie in folgenden Versen:

Daß meine Augen matt sind und nicht mehr
Den anschau'n können, welcher sie anblicket,
Und nur ein Doppelwunsch sich drin ausdrücket,
Zu weinen und zu äußern die Beschwer rc. (S. 91.)

Würden wir statt dieser quälenden Verse nicht lieber eine runde Prosa hören? Solche Härten finden wir aber hier schaarenweise. Auch der Sinn ist oft entstellt. Der Zwang des Reims macht Worte nöthig, die denen im Original nicht entsprechen. Der Uebersetzer glaubt genug gethan zu haben, wenn er ein Wort gebraucht, das eine ähnliche Bedeutung hat, aber dadurch wird die Schönheit nur zu oft vernichtet. Tautologien sind dem Uebersetzer durchaus nicht erlaubt, er soll nicht ein ähnliches, sondern das einzig richtige Wort gebrauchen; und verlangt es der Reim anders, so ist es damit doch nicht entschuldigt, denn der Sinn, nicht der Reim ist die Hauptsache. Dagegen ist nun in der vorliegenden Uebersetzung unzählige Mal gesündigt, und wir wollen es an einigen Proben zu Nutz und Warnung anderer Uebersetzer beweisen. S. 24 heißt es bey Dante:

Morte villana, e di pietà nemica,
Di dolor **m a d r e** antica etc.

Herr Kannegießer übersezt:

Verruchter Tod, dem Mitleid nie darf nahn,
Des Schmerzes alter **A h n** rc.

Hier braucht er des Reims wegen das Wort Ahn, da doch im Original Mutter steht. Weil im Deutschen der Tod männlichen Geschlechts ist, durfte der Uebersetzer wohl statt Mutter Vater sagen, aber niemals Ahn. Wenn der Tod des Schmerzes Ahnherr ist, so dürfen wir billig fragen, was für eine Genealogie stattfinde, und wer vom Ahnherrn an in absteigender Linie Großvater und Vater des Schmerzensohns sey? Der Tod gebiert den Schmerz als Mutter oder zeugt ihn als Vater unmittelbar, wer wird hier an einen Ahnherrn denken? Aber ich merke, der Uebersetzer hat sich durch das Wort antica verführen lassen, und sich eine **b e j a h r t e** Mutter gedacht, die er dann mit einem alten Ahn ziemlich ähnlich fand, während doch dieses antica nur ein **v o n j e h e r** bezeichnet. Dante sagt: der Tod erzeugte von jeher den Schmerz, und daraus macht der Uebersetzer: der Tod erzeugte den Großvater und Vater des Schmerzes.

Eben so unglücklich ist S. 81 la statura mit **M i e n e n** übersezt. Dante sagt: meine Augen sahen, welches Mitleid in eurem Wesen sich ausdrückte, da ihr auf meine Statur, Gestalt sahet. Dieß gibt ein schönes Bild, man denkt sich die ganze traurige Gestalt des unglücklich Liebenden, nicht bloß seine Mienen, wie der Uebersetzer will. S. 110 sagt Dante:

Che l'anima, ch'ascolta, e che lo sente,
Dice etc.

Er darf wohl anspielend sagen, die Seele hört und fühlt, obgleich auch diese leise Anspielung schon kühn ist; wenn der Uebersetzer aber sagt:

Daß sie, vernehmend es mit Ohr und Sinn,
Ausruft ꝛc.

so entsteht aus der Anspielung eine plumpe Verkörperung. Die Seele kann hören, aber sie soll deßhalb keine Ohren haben. S. 119 ist con rima aspra e sottile übersezt: durch rauhscharfsinnige Lieder. Wie etwas zugleich rauh und scharf seyn kann, ist nicht wohl einzusehen. Hier enthält die Uebersetzung nicht nur eine Unrichtigkeit, sondern auch einen Widerspruch mit sich selbst. S. 125 sagt Dante: ich sage, daß der Adel in seiner Reinheit denen, die damit begabt sind, immer Gedeihen bringt. Dieser Gedanke wird in der Uebersetzung folgendergestalt geschraubt:

Ich sage, daß der Adel nur bereitet
Damit Begabten Lob, ist es der Reim.

Am unangenehmsten aber fällt uns in der Uebersetzung der Gebrauch bildlicher Ausdrücke auf, von denen sich im Original keine Spur findet. So sagt Dante S. 176:

Poichè l'anima mia fu fatta ancella
Della tua podestà primieramente.

Dieß übersezt nun Kannegießer:

Nachdem von deines Herrscherthums Gewicht
Mein Geist zum ersten Male ward befangen.

Dante gebraucht das Bild einer Magd, Kannegießer das eines Gewichtes. Wie reimt sich das? Dante sagt: meine Seele ist eine Magd, Dienerin, Sklavin deiner Herrschgewalt. Und K. macht daraus: mein Geist ist von dem Gewicht deines Herrscherthums befangen. Von diesem Gewicht und befangen seyn steht nicht nur nichts im Original, sondern diese Redensart ist auch an sich unsinnig. Ein Gewicht kann drücken, aber niemals befangen. Ein Ding, von dem man befangen ist, muß sich wie ein Netz um uns legen; man sagt daher, man ist von Angst, von Kummer befangen, d. h. eingeengt. Man kann aber von einem Gewichte so wenig befangen als gefangen werden.

Die gerügten Fehler haben alle ihren Grund in dem Zwange des Reims, und sofern man sich über diesen nicht hinwegsetzen mag, sind auch jene zu entschuldigen; ich möchte wenigstens nicht wagen, eine viel bessere Uebersetzung zu versprechen, wenn ich eben so sorgfältig reimen müßte. Ich zweifle, ob es jemals möglich seyn wird, jene verwerflichen Tautologien zu vermeiden, wenn man schlechterdings reimen soll. Ohne Reime wird aber auch eine Uebersetzung des Dante, des zierlichsten und künstlichsten Reimers, eine der Hauptschönheiten entbehren, und so gehört wohl eine vollkommen genügende Uebersetzung unter die frommen Wünsche, die niemals in Erfüllung gehen.

Den Schluß des Werkes machen gehaltreiche Abhandlungen des Prof. Karl Witte, worin sich der Verfasser zuerst über die Aechtheit, Bedeutung und Anordnung der lyrischen Gedichte des Dante ausspricht, und diese Gedichte selbst sodann ausführlich commentirt und mit Noten versieht. Dieser Commentar ist sehr schätzbar und nützlich, da der große Dante auf seine Zeit so häufige Anspielungen macht, die uns sonst unverständlich seyn würden, und da er überhaupt einer der schwierigsten Dichter ist.

Länder- und Völkerkunde.

Stambul oder Constantinopel (,) wie es ist (;) von Wilh. von Lüdemann. Dresden, P. G. Hilscher'sche Buchhandlung. 1827. kl. 8. 288 S.

Der Verf. wollte in vorliegendem Buche ein Bild von Constantinopel — von dem das vorstehende Motto sagt: „So bunt, wie unser wirres Leben selbst, ist dieser Ort" — aus langen und zahlreichen Studien über den Orient und seine Hauptstadt zusammenstellen, und fand sich zur Bekanntmachung des Gemäldes durch das veranlaßt, „was St. Domingo über Rom und Paris Treffliches und Geistreiches geschrieben hat." Aber freylich nicht mit Domingo's scharf charakterisirendem Geiste, nicht so witzig, wie er, hat W. v. L. das Gemälde von Constantinopel, wie seine Studien es ihn mögen haben auffassen lassen, wiedergegeben, und es ist vielleicht auch schwer, gerade Constantinopel mit seinem wirren Leben, seiner bunten Mannigfaltigkeit zu einem gleichen Gegenstande der Darstellung zu machen, wie es Domingo mit Rom und Paris gethan hat. Constantinopel ist überhaupt noch zu wenig bekannt, so daß der, welcher alles Bekannte darüber gesammelt hat, doch noch nicht im Stande ist, ein genügendes Bild von dem Leben dieser Stadt zu geben, dem sich überdem auch nicht die Seiten abgewinnen lassen, die Domingo dem politischen, religiösen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Leben, in so fern es Oeffentlichkeit gewinnt, bey seinem Gemälde von Rom und Paris abgewonnen und dargestellt hat. Dazu sind die Sachen in Constantinopel noch nicht reif, mag es auch sonst in seinem öffentlichen Leben manchen Stoff

zu witzigen, satyrischen Bemerkungen darbieten. Immer ist's damit eine andere Sache, als in dem christlichen, civilisirten Europa, wo schon im Allgemeinen die neckende und spöttelnde Laune ein weiteres Feld findet, als in dem uncivilisirten Orient. Und nun besonders in der Stadt des Statthalters Christi und der Residenz des allerchristlichsten Königes! —

Die Quellen, nach denen W. v. L. sein Gemälde von Constantinopel zusammengestellt, hat er anzugeben nicht für nöthig gehalten, und in gewisser Hinsicht bedurfte es dieser literarischen Notiz auch nicht zur Theilnahme, die er seiner Schrift zu verschaffen wünschen mußte. Aber manche Leser wollen nicht allein lesen, sondern auch prüfen, und für diese wäre eine kurze Angabe der Schriften, die hier zum Grunde liegen, erwünscht gewesen. Manches ist aus „Raczynski's malerischer Reise in einige Provinzen des Osmanischen Reiches" entlehnt, und sie ist auch einmal als Quelle angegeben. Einen Vorwurf scheint der Verf. zu verdienen, daß er nämlich nicht die Zeit angibt, in welcher er sich selbst nach Constantinopel versetzt hat; auf die Zeit kommt hier doch nicht wenig an, weil sonst, ohne eine bestimmte Angabe derselben, manche Irrthümer entstehen müssen. Abgesehen davon indeß, stellt das Buch ein lebendiges Bild von Constantinopel, so weit es überhaupt möglich ist, diesen wahren Repräsentanten des bunten, in Gegensätzen sich darstellenden, Orients unter ein Ganzes zu fassen, auf, und es dürfte in Betreff der Gegenstände, welche zur Charakteristik der Stadt, der Einwohner, und des dortigen Lebens, der Regierung u. s. w. der Darstellung untergelegt worden sind, erschöpfend genannt werden, so daß es denen, die sich mit Constantinopel im Allgemeinen bekannt machen wollen, wohl empfohlen werden kann. Manches, wie z. B. der sogenannte griechische Adel vom Phanar, das Verhältniß der Ulema's zu dem Koran in Betreff seiner Auslegung u. s. w. hätte vielleicht einer genauern Darstellung gewürdigt werden können. Auch haben sich einige Fehler eingeschlichen. So z. B. ist Constantinopel nicht 1432 (S. 92), sondern 1453 von Mahomed II. erobert worden. Ueber die türkische Dichtkunst ist S. 177 das Urtheil zu allgemein absprechend, und der bekannte Orientalist v. Hammer dürfte damit nicht einverstanden seyn. Was ferner die beyden Hauptsekten das Islam, die Suniten und Schiiten, anlangt (S. 174), so ist es bey ihnen nicht bloß beym gegenseitigen Schmähen und Schimpfen geblieben, sondern zwischen ihnen auch zu Kriegen, und das oft aus kleinlichen Gründen gekommen. Die Perser, welche Schiiten sind, haben manchen Krieg nur wegen solcher unbedeutenden Glaubens-Verschiedenheiten begonnen. Djami im Türkischen bedeutet eigentlich einen großen Tempel, und Moschee ist nur ein Bethaus. (S. 75, 78.) Die gemeinern Türken würdigt der Verf. unpartheyisch eines günstigern Urtheils, als sie sich gewöhnlich zu erfreuen haben, und auch über den Islamismus spricht er, ruhig prüfend, sehr günstig. (S. 73, 82.) Indeß mag dieser auch ein solches Urtheil verdienen, so bleibt es doch wahr, daß derselbe mit seinem zum Theil unläugbar sehr schönen Vorschriften noch zu wenig das öffentliche Leben der Türken durchdringt und den wilden Stammcharakter derselben noch nicht zu sänftigen gewußt hat: sein Einfluß scheint sich fast nur auf das Privatleben der Türken zu beschränken, und auch hier hat sich in dem türkischen Volke dessen wahrer Stammcharakter, z. B. in Bezug auf die Behandlung der Griechen selbst durch einzelne, gemeine Türken, stets deutlich genug, trotz den Lehren des Korans, ausgesprochen. Aber wie ja auch in einem Theile der Christenheit sich die Geistlichkeit zwischen die Bibel und das Volk stellt, so ist's in der Türkey mit den Ulema's, die Manches in den Koran hineintragen, das gar nicht in ihm steht, und auf diese Art das Volk in der Abhängigkeit erhalten. Daher darf eine Reform in der Türkey nicht einseitig seyn, und nicht etwa ein Vorurtheil nur besiegen wollen, sondern sie muß das ganze Reich, seine gesammte Verwaltung in politischer und religiöser Hinsicht umfassen. —

Nordamerikanische Geschichte.

Thomas Prince aus Middleborough in der Grafschaft Plymouth sammelte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Bücher, Flug- und Handschriften in Bezug auf die Geschichte von Neu-England, reiste auch deßhalb mehrere Jahre nach Europa, gab einzeln (1736, 1755 und 1758) das Resultat in verschiedenem Format heraus, und verfaßte endlich mit Hülfe vieler Männer, welche Zugang zu den Quellen in den verschiedenen Theilen des Landes hatten, seine New England Library. Nicht unbedeutende Abschnitte sind im Revolutionskriege verloren gegangen, und es war ein nützliches Unternehmen der Cummings'schen Buchhandlung zu Boston, eine neue Auflage der 1736 erschienenen Chronological history of New England, in the form of Annals zu veranstalten, da man besonders nirgends besser als aus dieser Schrift die Geschichte der Ansiedler im ersten Drittel des 17ten Jahrhunderts lernen kann. Es ist ein Oktavband von 439 Seiten, und man hat klüglich die Epitome of the most considerable transactions and events abroad from the creation mit kleineren Lettern gedruckt, dergleichen Anhängsel die heutigen Buchhändler zu London und Paris, auf ihren Vortheil bedacht, mit einer bogenlangen Aufzählung von Büchertiteln zu ersetzen pflegen.

Nr. 29.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 10. April 1827.

Musik-Literatur.

Vorlesungen über Musik, mit Berücksichtigung der Dilettanten. Von Hans Georg Nägeli, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. XVI und 285 S. (Mit einer Zueignung an den Erzherzog Rudolf von Oesterreich, Erzbischof von Ollmütz u. s. w.)

Es ist wieder einmal ein Werk erschienen, nicht bloß so ungefähr ein Buch. — Ein Werk ist und ein solches Buch, welches nicht etwa einem stereotypen Paßformular gleicht, in welchem nur wenige leer gelassene Stellen mit allgemeiner äußerlicher Beschreibung dieser oder jener, gewöhnlich unbedeutenden, reisenden Person ausgefüllt sind; sondern in dem ein genialischer Mensch, der Beruf und Geschick hat, in Kunst und Wissenschaft dauernde Zeichen seines Daseyns aufzustellen, seine geistige Figur, ganz oder theilweise, aber stets in festen, charakteristischen Zügen niedergelegt oder ausgeprägt hat.

In diesem Sinne nennen wir Nägeli's angezeigtes Buch ein Werk; — wir könnten auch sagen, es sey eine jener seltenen Recensentenfreuden, nämlich für jeden Recensenten, welcher, wie der redliche Bergmann bey Novalis, in den literarischen Schacht fährt, so daß man ihm nachrühmen darf:

„Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.“

Selten zwar findet derselbe das Metall gediegen und rein, und oft gerade, je mächtiger der Gang, je mehr ist er mit minder edlen Metallen verwachsen und verquickt. Allein da soll er eben läutern und scheiden, — während er Springadern, deren Ertrag die Arbeit nicht lohnt, mit Fug und Recht gänzlich verschüttet, an taubem Gestein aber, ohne einzuschlagen, vorüberstreicht.

Dergleichen Recensenten müssen jedem metallhaltigen Schriftsteller ganz erwünscht seyn. Aber es gibt auch ein Geschlecht von Recensenten, welches man das der Jakobiner nennen sollte, nicht eben wegen des rothen Kamms und des Blutdurstes, sondern weil es vom alten ehrlichen Jakob, der seine Prärogativen auf das erschacherte Linsengericht begründet, und von der blöden Lea abstammt. Aus dieser Ader entsprungen ist Uhland's

„Recensent der tapfre Ritter,
Steigt zu Rosse kühn und stolz —
Ist's kein Hengst aus Andalusien,
Ist es doch ein Bock von Holz.
Statt des Schwerts, die scharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Rückt, statt des Visirs, die Brille
Den entbrannten Augen vor.

Eben so, der noch ritterlichere bey Cervantes, welcher mit der zarten Glühpfote und der unwandelbaren Elle von la Mancha ausreitet, um nach deren Maßgabe alles Krumme zu messen, zu strecken und zu zerschlagen; und nicht minder der musikliebende Saul, der ohne Weiteres unter die kleinen und großen Propheten tritt, um daselbst einen Hausgenossen, nämlich seines Vaters Esel, zu suchen. — Und wir stehen unserem Verfasser keineswegs gut dafür, daß er nicht dieser jakobinischen Vetterschaft, wo nicht in die Hände, doch in die Feder gerathen werde, zumal sein Werk manche Seite dem Angriffe darbietet, eben weil es, wie eine große Festung, vielseitig ist, und dazu viele Basteien und Nebenwerke zu vertheidigen hat.

So hätte z. B. der Musiker vom Fach über musikalische Vorlesungen, — so obenhin betrachtet, — die erste Stimme, scheinbar sogar die einzig kompetente. Gewiß wird es auch an dergleichen nicht fehlen, besonders in unsern bekannten, der Musik ausschließlich gewidmeten, Zeitblättern. In solchen aber wird unser Werk sicher der animosen Gegner genug finden, wie ähnliches überall der Fall ist, wo ein Mann auftritt, der durch seine den Zunftleisten überragende Gestalt die Normalmäßigen selbst mitüberragt, und sie folglich, obwohl auf die unschuldigste und naivste Weise von der Welt, — verkleinert. Gegen einen Solchen sind dann nur zwey Rettungsmittel zu versuchen, nämlich No. 1. gänzliches, allgemeines Ignoriren; No. 2. Geschrey in Massa. Das erstere Mittel, in der Regel immer das zweckmäßigere

(auch schon früher an musikalischen Kunstwerken und an kunstpädagogischen Schriften Nägeli's erprobt), würde gleichwohl dießmal seine Wirkung verfehlen, weil diese Vorlesungen vor einem gebildeten Auditorium mehrerer nahmhaften Städte, und zwar mit dem Erfolg lebhaftesten Interesses, vom Verfasser mündlich sind vorgetragen worden. — Inzwischen könnten *unbefangene* Beurtheilungen des reinmusikalischen Theiles dieses Werks recht verdienstlich und praktisch nützlich seyn, nämlich insofern sie einzelne Thatsachen, der Technik wie der musikalischen Geschichte, mit welchen der Verfasser seine kunstphilosophische Theorie in allen Parthieen belegt, näher bestätigten oder widerlegten. Daß aber dergleichen Einzelheiten, wenn auch noch so unbestreitbar festgestellt, die Theorie selbst weder aufrecht zu halten noch zu werfen vermögen, weil eine solche nur in ihrer wissenschaftlichen Ganzheit aufgefaßt, folglich auch nur in dieser Weise bestritten werden kann, versteht sich von selbst. Denn Sieg im wissenschaftlichen Felde sezt immer eine *überlegene* Macht voraus, und die ist nothwendig nur da vorhanden, wo eine entgegengesezte Theorie, die wenigstens negativ hervortreten muß, schon begründet ist, und an welcher die angegriffene dann von selbst abstirbt, entweder wie der Herbst am Winter, oder wie dieser am Frühlinge. Klopffechterkünste aber, wie sie neulich in diesen Blättern *) vom Verfasser der „Reinheit der Tonkunst", jenem gefühlvoll-erboßten Dilettanten, gegen Nägeli versucht wurden, können einen kunstgeübten Fechter nie außer Fassung bringen, so wie sie denn von einem gerechten und Schicklichkeit pflegenden Kampfgerichte stets mit Indignation aus den Schranken gewiesen werden.

Andere Angriffspunkte, und zwar in der That nicht überall hinlänglich befestigte, bietet unser Werk dem Literar-Aesthetiker, andere, aber stärker verwahrt, dem Kunstpädagogen; in Beyder Wissenschaft, zumal in des ersteren, greift das Werk gleichfalls ein. Denn es ist des Verfassers Absicht, die Musik nicht nur in ihrer Natur und Wesenheit zu charakterisiren und allgemeingültig zu begründen, sondern auch in ihren Verhältnissen und Verbindungen mit andern Wissenschaften und Künsten darzustellen. So kommt er z. B., indem er die Theorie der *Vokalmusik* behandelt, auch auf die eingreifende der Poesie selbst, insbesondere der lyrischen, zu sprechen. Wollte nun der Literar-Aesthetiker von seiner Seite einen entscheidenden Angriff wagen, so müßte er, seinen immerhin einseitigen Fachstandpunkt verlassend, nothwendig auf den generell kunstphilosophischen sich vorerst erschwingen, um dem Gegner auf ebenem Felde die Spitze zu bieten.

Recensent kann, in dem beschränkten Raume dieser Blätter, der *Hauptsache* nach, keinen andern Zweck verfolgen, als auf die Resultate von Nägeli's Forschungen aufmerksam zu machen, indem er, ohne näher in's *ganze*, reiche Detail einzutreten, den eigenthümlichen Gang der Deduktion und Konstruktion bezeichnet, um so wenigstens im Umrisse die Basis seiner über das Werk dann zu fällenden Urtheile dem Leser klarzustellen. Dabey mag der Autor, so oft es dieser Ort erlaubt, selbst das Wort führen, was nach unserer Ansicht dem Werke, welchem wir, um der *Wissenschaft* willen, die möglichst allgemeine Theilnahme wünschen, die beste Empfehlung seyn wird. Falsche Steine glänzen durch untergelegte bunte Folie, ächte werden à jour gefaßt.

Das Werk zerfällt in *zehn Vorlesungen*. — Die *erste* behandelt den *Kunstdilettantismus*, d. h. das Verhältniß der Kunst zum Leben, ihre Stellung in ihm und ihren Einfluß auf Civilisation. Der Gedanke, jene große und oft absichtlich erweiterte Kluft zwischen den Fachmännern und Kunstfreunden mittelst Bildung passender, beweglicher Gruppen, gewählt aus der sonst pedantisch ferngehaltenen Laienschaft zu bevölkern, — ist uns einer der glücklichsten, und zeugt ebensowohl von freyem Ueberblick als von populärem Takt. Aber im ganzen Werk offenbart sich die gleiche Tendenz; einerseits den Dilettanten der Kunst sichere Anknüpfungspunkte darzubieten, um ihrem Kunstsinne und Urtheile die hemmenden Sperrwerke der Schule wegzuräumen; anderntheils, dieser Schule selbst durch Erweiterung ihres

*) Man sehe nur den Anfang der Antikritik: „Der *Musikalienhändler* und *Musikus* H. G. Nägeli"; — „der Buchladen des H. Nägeli wird immer mehr Ladenhüter bekommen; seine musikalische Lesegesellschaft, aus der ich, *zu seinem Mißfallen*, wegen gänzlicher Nichtbefriedigung längst ausgetreten bin" (und, wie Nägeli beweist, *wieder eingetreten*). — „Während Hr. Nägeli in ganz Süddeutschland umhergereist, um seine Leihbibliothek zu empfehlen und einige Hefte über Musik *für die Gebühr* abzulesen" u. dgl. kunstphilosophische Genialitäten mehr. — Ist denn H. Nägeli gegen den Vf. der Reinheit der Tonkunst als Musikalienhändler und Musikus aufgetreten? oder schickt er nicht vielmehr den ganz unberufenen, subjectiv breiten Kunstrichter, mit der Ruthe der Kritik und der Kunsthistorie in die Schule? — Ueberdieß dünkt uns ein Musikalienhändler, der mit *großen Opfern* alte klassische Meisterwerke der Vergessenheit entreißt, wie Nägeli, (s. Gerbers Tonkünstler-Lexikon), an sich eben so *höchst achtungswerth*, als die affektirte Geringschätzung eines solchen ein sicherer Beweis ist von der heimlichen Verzweiflung an der eigenen Sache, für die man streitet. — Und was soll man sagen von den Vorlesungen „für die Gebühr?" — der Vf. der Reinheit der Tonkunst erinnere sich doch, daß *besoldete* Professoren ihre Vorlesungen gleichwohl „für die Gebühr" abhalten, und seyen es auch alle Jahre die gleichen Hefte und die gleichen stereotypen Späße; ja daß man ihnen es nachsieht, wenn sie die von Amts wegen auferlegten *Publika* nicht haarscharf vollzählig machen!

Gesichtskreises in die Höhe und in die Weite, den Blick zu entfesseln, mithin den Männern vom Fach den Fingerzeig zur Kunstphilosophie zu geben, welche ihnen erst Sicherheit ihrer Schätze gewährt und zugleich dem Erfindungsgeiste Bahnen in unendliche Räume zur Bebauung und Bevölkerung anweist. — Wir wollen diese erste Vorlesung ausführlicher darstellen; keineswegs weil wir ihr vorzüglicheren Werth zuschreiben — im Gegentheile sind alle folgenden noch gehaltreicher und origineller, aber eben deßhalb nicht so geeignet zu einem summarischen Auszuge —; sondern vorzüglich deßhalb, um von des Verf. Art und Weise im Deduciren, so wie von seiner Darstellungsgabe, einen ungefähren Begriff zu geben. Also:

Wie Chladni durch das bekannte Experiment, wo sich auf bestrichenen Glasscheiben mittelst Sandkörnchen mathematische Figuren zeigen, dem äußeren Sinne die Gesetzmäßigkeit des Tones darstellte: so will der Verf. den musikalischen Ton und seine organische Welt dem Seelenauge anschaulich machen. „Dabey mache ich mir zur Hauptaufgabe: nichts anderes auszusprechen, als was mir in vieljährigen Erfahrungen und Erforschungen zur lebendigen Ueberzeugung gereift ist; hier nur mitzutheilen, was in Bezug auf die vorhandene musikalische Literatur sich als eigenthümlich und neu behauptet, und hinwieder dieses Neue immer nur so darzustellen, daß durch die Art der Darstellung Jedem dessen Anknüpfung an das ihm Bekannte möglich gemacht wird." (S. 3.)

Allein daß diese Popularität, welche der Verf. sich zur Aufgabe stellt, weit entfernt von exoterischer Trivialität, vielmehr innerlich speculativ und kunstphilosophischer Natur seyn soll, das geht gleich aus dem Folgenden hervor: „der im Gebiete der Kunst Ueberzeugte steht, als solcher, auf dem allerwichtigsten Standpunkte, auf welchem ihm die Schönheit zur Wahrheit geworden ist. Auf diesem ist die Ueberzeugung ihrem Wesen nach lebendig, denn es ist Ueberzeugung von der höchsten Lebensfülle der Menschheit, die ewig nur da zu finden ist, wo die Wahrheit als Schönheit erscheint. Der Vorleser über Kunst also stellt sich mit seinen Zuhörern mitten in dieß reiche Leben hinein."

Nachdem der Vf. seine Aufgabe, so wie seine Stellung zum Publikum im Allgemeinen festgesetzt, bespricht er die Kehrseite, nämlich das Verhältniß der Zuhörer zum Vorleser, und da bildet er die oben bemerkten Gruppen. Er klassificirt erst äußerlich, nach Maßgabe der Civilisations-Verhältnisse, die sämmtlichen Kunstfreunde. Alle sind ihm willkommen und werth, wie denn auch die Kunst selbst ihnen willfährig in's Leben entgegenkomme und sie in ihr Gebiet hinüberlocke. — Eine Klasse der Kunstdilettanten suche zunächst Zerstreuung bey der Kunst: genauer betrachtet aber sey, was man so Zerstreuung nenne, eigentlich Sammlung; Geschäfts- oder Handwerksleute, einseitig verständig oder mechanisch im Berufsleben angestrengt, suchen Zerstreuung dieser Einseitigkeit, d. h. Ergänzung ihres geistigen Wesens durch Aufregung ihres Gefühls- und Phantasielebens, mittelst der Kunst. — (Wer Sinn für scharfe und feine Beobachtung und Reflexion hat, dürfte schon durch diese eine Bemerkung Interesse für das Werk gewinnen.) — Eine andere Klasse, welche, aus Zeitüberfluß, zunächst Unterhaltung bey der Kunst sucht, bekundet schon dadurch nicht gemeinen Sinn, daß sie mindestens den edelsten Zeitvertreib wählt, und sich herablassend spielt und zieht die Kunst sie in ihre höheren Kreise hinauf. — Anderen gilt das alte varietas delectat: im Wechsel der verschiedenartigen Kunstleistungen und Genüsse Befriedigung findend, bestehen sie rücksichtlich der musikalischen, vor der Kantischen Definition, nach welcher Tonkunst die Kunst des schönen Spieles der Empfindungen ist. Vermögen sie, sagt der Vf., im Tonspiel den Wechsel als Wechsel, das Tonspiel als Empfindungenspiel rein aufzufassen und zu genießen, so bestehen sie vor einer noch höheren Theorie, auf die ich später komme rc. rc. — Eine andere Klasse endlich, die der Neugierigen, unbefriedigt vom Einerley der Alltagserscheinungen, treibt ihr Idealsinn zur Kunst, indem er, im Gegensatz mit jenem, allerdings an ewig neue Schöpfungen aus dem Quelle der Kunst glaubt; durch diesen Idealsinn erheben sie sich zu der Sehnsucht, das wesentlich Neue, das Originelle zu erfassen, mithin zu einer geistigen Schaulust.

Hierauf betrachtet und konstruirt der Vf. den Gegenstand von innen heraus: wie der Dilettantismus schon „aus den ursprünglichen Gemüthsanlagen hervorgeht, und dann, von der sinnlichsten Anregung bis zur geistigsten Aufregung, seine wesentlich verschiedenen Richtungen nimmt." — Dieser Richtungen sind drey, nach dem Gefühl, der Anschauung, der Idee, und somit nach den drey diesen entsprechenden Künsten, der Musik, der Plastik, der Poesie. — Keine dieser schließt die andere völlig aus, sondern herrscht nur vor in ihrem eigenen Bereiche. Da die Tonkunst also vorherrschend über das Gefühl waltet, so huldigen, nach des Vf's. artiger und treffender Bemerkung, die Frauen, als vorzugsweise im Gefühlsleben webend, in ihrem Kunstdilettantismus meistens dieser Göttin; „das weibliche Geschlecht nimmt die Kunst im eigentlichen Sinne zu Herzen, so allereigenst, daß die Philosophen, indem sie längst schon die Tonkunst die Sprache des Herzens nannten, damit bloß eine historische Thatsache beurkundeten."

Das unmittelbare Gefühl für den Naturton ist nur die niedrigste Stufe, es muß sich zum Gefühle für den Kunstton steigern, so wie dieses hinwieder zum geistigen

Gefühle, dem die Menschenstimme die feinste irdische Hülle ist, in welcher der Geist sich offenbart. Aber selbst das lauterste Gefühlsleben befriediget nicht; „das höchste Kunstgefühl ist nur dann ein beseligendes Wonnegefühl, wenn ihm die Sehnsucht nach Idealen beywohnt. Diese wird nur befriedigt durch das Vermögen, die Töne in ihrer Verbindung zum Kunstwerk aufzufassen, und das vermag auch das regste Gefühl nicht, sondern nur der rege Geist. Er muß es erst dem Gefühle zuführen, und wo er einmal rege ist, da schwingt er sich an der Hand der Kunst immer wieder zu neuen Idealen auf und führt fort und fort dem Gefühle die ersehnte Nahrung zu."

Allein Naturen von vorherrschender Richtung nach dem Schauen, mithin nach der bildenden Kunst, wollen, dafern sie sich der Musik zuwenden, auch da ihre angeborne Sehnsucht befriediget sehen —; so kommt es, daß sie auch in der Musik Anschauungen suchen, daher denn die sogenannte Musikalische Malerey. Eine gefährliche Sirene! welche leicht von der rechten Bahn ablockt. Nur zu oft wird auf diesem Wege das ästhetische Spiel der Gefühle, welches den wesentlichen Charakter der wahren Musik ausmacht, in geschmacklose Nachäffung der äußeren Natur und der Naturlaute verkehrt.

Der höchste Kunstdilettantismus aber findet „im geistigen Aufleben und Aufstreben sein Element. Diesem genügen nie bloße Gefühle, wären es auch die innigsten, nie bloße Anschauungen (auch nicht die sogenannten musikalischen, womit das Hinneigen des Ohres zu ästhetischen Gehörerscheinungen bezeichnet wird), wären es auch die erhabensten, selbst nicht beyde in ihrer Wechselseitigkeit und Durchdringung." — Die Geistesthätigkeit des Kunstfreundes dieser Stufe besteht „in stetem Vergleichen, Unterscheiden, Beziehen, Bey-, Unter- und Ueberordnen." — „Auch das Neue im Kunstwerk, das der menschliche Geist nie berechnet, sondern erfindet, faßt solch ein geistiger Dilettant im Kunstwerk auf als neue Lösung eines künstlerischen Kalkuls." — In seiner höchsten Regierung, will solch ein Dilettant mitteist der Totalität der Kunstwirkung „für sein ganzes Gemüth Nahrung, ja die höchste Summe des Genusses finden. Er sucht und findet sie da, wo dem Tone noch das Wort beygesellt ist, findet sie in vollem Maße, wo die mit dem Tone verbundene Dichtkunst zugleich bildlich, bilderreich, ihm mit ihren Ideen, auch Anschauungen darbietet."

Aber auch in diesem vollen, reichen Kunstleben nimmt der Dilettantismus noch zwey verschiedene Richtungen, die eine mehr nach der realen, die andere mehr nach der idealen Seite des Kunstgebietes. In der Richtung nach der ersteren verlangt der auf Totalität ausgehende Kunstrealismus, nebst der mit dem Kunstton schon bekleideten Poesie und nebst der inneren Anschauung, welche ihm letztere gewährt, noch die äußere der bildenden und der mimischen Kunst: so wendet er sich zur Oper. — Hingegen, zum Kunstidealismus hinstrebend, erkennt er die Poesie, in ihrer Verbindung mit der Tonkunst, stets als das höhere, darum, weil sie den inneren Menschen bethätigt, indem sie „die tiefste und höchste Lebenskraft des Geistes ergreift: die Phantasie. Hiedurch erhebt der Kunstfreund sein Kunstleben zu einem Phantasieleben. Die Tonkunst aber sichert es ihm hinwieder als ein Wirklichkeitsleben, indem sie die Ideale der Dichtkunst, als Beleberin des Wortes, in schöner Sinnlichkeit verklärt."

Wie jene magischen Gewalten herrschen, weiß der gewöhnliche Dilettant nicht; dieser gibt sich nur mit reinem Gemüthe dem Einflusse der Kunst hin, und kommt „in ihre heilige Gewalt." Diese übt vollends die Tonkunst über ihn, in ihm und mit ihm aus. — Zum Beweise dieser Magie, führt der Vf. mehrere Thatsachen auf, unter andern folgende: „Thatsache ist es, daß der in die höhere Tonkunst Eingeweihte bey einer vierstimmigen Fuge die vier gleichzeitig fortlaufenden Stimmen vierfach verfolgt, ohne sich durch diese vervierfachte und vervielfachte Thätigkeit zu ermüden. Dennoch sagt uns unser endlicher Verstand, daß wir, in der Zeitschranke lebend, alles in der Zeit und mit der Zeit auffassen, und daß wir auf ein Mal nur Eines fassen. Die Vernunft aber sagt uns: daß durch die Eindrücke der Kunst unsere Fassungskraft unendlich erhöht, unsere Zeitschranke unendlich erweitert wird, und wir so von Wirkungen ergriffen werden, die wir so wenig nach Naturgesetzen durch den Verstand zu erklären vermögen, daß wir sie nicht mit Unrecht magische nennen."

In der höchsten Regierung gehen diese magischen Wirkungen der Kunst in's Mystische über; „ihr äußer Eindruck entschwindet, die innere Belebung bleibt. Dieses bewirkt die Musik, unter andern, durch Pausen." — In dieser Region der Kunst darf der Dichter sprechen von einem beredten, ja von einem „schauerlichen Schweigen. Es ist ein Schweigen, vor dem die Sinnlichkeit erschrickt; sie fürchtet vernichtet zu werden, sie ahnt den Tod. Wo aber die Sinnlichkeit den Tod ahnt, da ahnt der Geist das Leben, ein innerliches, einiges, ungetheiltes Leben. — Von der früher an den Kunsterscheinungen, so zu sagen, zusammengelesenen, vieltheiligen Einheit, erhebt sich der Geist zu einer wesenhaft untheilbaren; er erhebt sich, von der Zerstreuung der Kunstwelt, zur Einheit in Gott."

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 30.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 13. April 1827.

Musik-Literatur.

Vorlesungen über Musik, mit Berücksichtigung der Dilettanten. Von Hans Georg Nägeli, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. XVI und 285 S. (Mit einer Zueignung an den Erzherzog Rudolf von Oesterreich, Erzbischof von Ollmütz u. s. w.)

(Fortsetzung.)

Diesen weiten Weg nachzuweisen, so zur vollkommenen Sammlung hinzugeleiten, die Erkenntniß der Erhebung vom sinnlichen Leben zum geistigen und göttlichen mittelst der Kunst, wissenschaftlich klarzustellen: Dieß, sagt der Vf. „ist nun mein Dilettantismus. Ihm ist die Kunst längst Mittel geworden, die Kunstwissenschaft Zweck, Endzweck." (S. 21.)

Durch diese einladende Vorhalle führt uns der Vf. in das Innere. Die zweyte Vorlesung hat die Ueberschrift: Theorie der Instrumentalmusik. Allein sie enthält voraus eine allgemeine Kunsttheorie, welche im Grunde den Schlüssel zu allen folgenden Lehrsälen und Kabinetten abgibt, insbesondere auch für die der musikalischen Kunstgeschichte gewidmeten; wir müssen uns also schon etwas näher damit bekannt machen.

Um einen Standpunkt zu gewinnen, von dem die Kunstwissenschaft anhebe, wählt der Vf. den Gemeinsinn, und zwar in dessen Richtung auf die Kunst, also den Gemeinsinn des Schönen. Dieser beruht im Individuum auf Berührbarkeit, Berührung. Aug' und Ohr müssen erst unsern Kunstsinn berühren, daß er sich rühre. — Der Instinkt des Gemeinsinns treibt uns, die gefühlte Berührung fortzupflanzen, durch eine ähnliche Berührung. Diese ist im ersten Momente sinnlich, im zweyten ästhetisch, sie kann in einem dritten sympathetisch, in einem vierten religiös seyn; das erste Berühren aber ist allein unmittelbar, und diese Unmittelbarkeit ist dem Vf. der erste Anknüpfungspunkt der Kunstwirkung, die Grundlage aller Aesthetik, und die erste Aufgabe für die Kunstwissenschaft. — Daher zergliedert er dieses erste Berühren und die Wahrnehmung desselben: und so bietet sich ihm der erste Gegensatz: Farbe dem Auge, Ton dem Ohr, als Erzeugnisse von Licht und Laut. — Durch die Farbe empfinden wir, mittelst des Auges, einen Reiz, durch den Ton, mittelst des Ohres, eine Regung. — Bey fortgesezter Beobachtung nehmen wir Verschiedenheit der Farben wie der Töne, sonach auch Verschiedenheit der Reize und der Regungen wahr; — weiter: an der Farbe ein Scheinen, so wie ein Bestehen in Räumen; am Tone ein Schwingen, ein Schweben in der Zeit. Ferner: daß der Schein an einer Figur haftet, der Schwung sich in einer Bewegung oder Proportion erhält. — Die Wahrnehmung von Schein und Figur, Schwingung und Proportion, nennen wir dort Anschauung, hier Gefühl. Anschauungs- und Gefühlvermögen machen unser Seelenleben aus. Dieses strebt nach Leben im Leben, nach Lebensbereicherung. Durch Zusammenfassung mehrerer Anschauungen in Eine entsteht ein Affekt, durch die mehrerer Gefühle eine Stimmung. Durch Bethätigung und Bereicherung mittelst Affekten und Stimmungen tritt die Seele in das Gebiet der Kunst. — Die Kunst erscheint dem Menschen und wirkt auf ihn unter der Form des Raums als bildende Kunst und erzeugt Affekte; als Musik aber unter der Form der Zeit und erzeugt Stimmungen. Affekt und Stimmung sind einander entgegengesetzt, jener ist anziehend, [illegible]nd, sondernd: diese entbindend, verallgemeinernd. Der Affekt beruht auf dem Grundbedürfniß der Liebe, Stimmung auf dem der Lust (versteht sich, im allgemeinsten philosophischen Sinn der Worte); Anziehen ist der Grundcharakter der bildenden Kunst, Freymachen die Grundeigenschaft der Musik.

Im Kulturgange der Menschheit hat die bildende Kunst sich früher entwickelt, als die Tonkunst; erst nach Erfindung der Harmonie, also seit wenigen Jahrhunderten, konnte leztere zur Selbstständigkeit gelangen, und zwar geschah dieß in der Instrumental-Musik. Früher war Musik nur Begleiterin und Verstärkerin des Gesangs und der Dichtkunst, oder eine einstimmige Spiel,

musik, im Unisono oder in Oktaven; folglich, als Kunst betrachtet, unerheblich. — Aber auch nach Erfindung der Harmonie war man noch lange nicht im Klaren, ist es theoretisch noch nicht, vielmehr gerade umgekehrt. Weil die bildende Kunst früher entwickelt war, so abstrahirte man von ihren Meisterwerken eine allgemeine Kunstregel, und wollte derselben auch für die Tonkunstwerke Gesetzeskraft beylegen. Nach dieser heißt es denn:

„Jedes Kunstwerk muß eine bestimmte Empfindung ausdrücken, einen bestimmten Charakter haben. Je mehr dieß in der Wirklichkeit der Fall, je höher sein Kunstwerth, je stärker seine Kunstwirkung. Das einzelne Kunstwerk bewirkt einen bestimmten Affekt, das zusammengeseztere einen Gemüthszustand, das zusammengesezteste, mehrere Gemüthszustände zusammenfassend, eine Gemüthsverfassung u. s. w.“ —

So wahr diese Sätze in Beziehung auf die bildende Kunst, so grundfalsch sind sie, wenn sie für die Tonkunst gelten sollen. Gerade das Gegentheil ist wahr. Die Instrumental-Kunstwerke haben, in dem Sinne, wie das Wort Charakter den Werken der bildenden Kunst zusteht, — gar keinen Charakter. Daher konnte man auch, von jener Theorie ausgehend, bisher nie weder das Wesen der Tonkunst bestimmt charakterisiren, noch an einem einzelnen Tonstück dessen Charakter bestimmt und übereinstimmend nachweisen. Natürlich! denn gerade darin stehen beyde Künste einander gegenüber, daß die Musik überall den Reizen Regungen, den Affekten Stimmungen, den Gemüthszuständen Gemüthsbewegungen, endlich der Gemüthsverfassung überall ihr bewegliches Spiel entgegensezt. — Spiel ist ihr eigenthümliches Wesen. — Was in dem afficirten Gemüth haftet, spielt sie hinweg, und sich in das Gemüth hinein. — „Sie hat auch keinen Inhalt, wie man sonst meynte, und was man ihr auch andichten wollte. Sie hat nur Formen, geregelte Verbindungen von Tönen und Tonreihen zu einem Ganzen.“ — Daher wirkt sie in jeder Gestalt das Gleiche, nur in minderem oder größerem Maße, als Präludium, als Walzer, als Simfonie, Kammerstück etc.

Sofort stellt der Vf. jener von der bildenden Kunst abstrahirten allgemeinen Kunsttheorie seine eigene speziell für die Instrumental-Musik geschaffene auf: „Je formenreicher, spielvoller ein Tonkunstwerk, desto allseitiger, unfehlbarer wird es dieß Hinwegspielen alles Affektes bewirken; um so treffender, trefflicher ist es. Es muß diese seine Wirkung auf die verschiedensten Individuen und ihre verschiedenartigsten Affekte überall durchsetzen.“ — — „Dadurch macht es die Seele empfänglich, für ein freyes Formenspiel wahrhaft lustempfänglich. Sie schwebt, von diesem Formenspiel getragen, in der ganzen, unermeßlichen Region der Gefühle, bald in ebbender, bald in fluthender Bewegung, auf und nieder, senkt sich mit dem leise verhallenden Tonhauch zur tiefsten Herzenstiefe herab, und schwingt sich mit dem steigenden Tonschwung wieder auf zum höchsten Wonnegefühl. So lebt sie, ein Leben voll reiner Lust, so erweitert sich ihr das Reich der Töne zu einem unermeßlichen, unausgenießbaren Lustreich.“

„Dieß also (sagt der Vf.) ist meine Theorie! Zu erweisen habe ich sie erst noch, indem ich sie allseitig auf die Kunstwerke und das Kunstleben anwende,“ — was in späteren Vorlesungen, besonders in denen über Instrumental- und Vokalmusik geschieht.

Hierauf wendet sich der Vf. zur Widerlegung der Einwände, die aus den gangbaren entgegengesetzten Theorien könnten entnommen werden. Etwas zu kurz, fertigt er zuvörderst Diejenigen ab, welche schon den Tonarten einen bestimmten Charakter beymessen, ein majestätisches E dur, ein zärtliches A moll u. s. w. behaupten. — Ferner die Schilderungen eines Sanguinikus, — Bataillenstücke (mit vollständiger Munition bis auf die Congreve'schen Raketen) etc. — Schon die nöthig befundenen bekannten Ueberschriften und die Affektswörter (Adieux, mesto, amoroso) zeugen ihm von der Unzulänglichkeit der musikalischen Malerkünste; die denn allerdings an jene Schildereyen erinnern, mit Unterschriften wie: dieß ist ein Mensch, Kalb etc.

Weitläufiger widerlegt der Vf. die sogenannte Kantabilitäts-Theorie: welcher er, nächst jener von der Plastik hergenommenen, die schädlichste Wichtigkeit für die Instrumental-Musik beymißt. — Diese Theorie findet den Urtypus aller Tonkunst in dem menschlichen Singorgan, daher auch die Instrumental-Musik Nachahmung des Gesanges seyn müßte. — Wirklich verhält sich die Sache (wie oben bemerkt) geschichtlich also, die Instrumentalmusik war früher Nachahmung und Gehülfin des Gesanges: keinesweges aber folgt daraus, daß sie, längst mündig und selbstständig geworden, noch ferner jenes Gängelbandes bedarf, welches vielmehr jede freye, also auch jede schöne Bewegung derselben hemmt oder unmöglich macht. Und gerade die Bewegung ist das Grundelement der Instrumental-Musik, eine zweyfache Bewegung: einmal extensiv in der Zeit als Tonproportion, d. h. Rhythmik, dann, intensiv in Tonhöhe und Tiefe, d. h. Melodik. In beyden aber überflügelt die Instrumentalmusik die Vokalmusik unendlich, schon wegen der Beschränktheit des Athemzugs, so wie des Umfangs der menschlichen Stimme: während die Instrumentalmusik Wendungen und Sprünge, Senkungen und Höhen, Tonverlängerungen und Verkürzun-

gen bis zur Blitzesschnelle zu gewinnen fähig ist, welche sie, weil sie der Menschenstimme unmöglich sind, derselben auch unmöglich ablernen konnte. — Jene Theorien sind mithin dahin umzukehren: Je weiter sich die Instrumentalmusik einerseits von der Affektation der Charakteristik, anderseits von der Kantabilität entfernt, je freyer, schöner, ächter erscheint sie.

Allein statt die Aufeinanderfolge der Töne in ihrer Länge und Höhe, also statt Rhythmik und Melodik, machte die bisherige Kompositionslehre die Gleichzeitigkeit und den Zusammenklang, also die Harmonie zum Fundament, und behandelte erstere nur an leztere willkürlich angeknüpft und nebenbey. Ein Irrthum von wesentlichem Nachtheil! wie der Vf. in Beyspielen darthut. Denn nur den allergrößten Genien gelang es, dieses Gitterwerk einer alleinseligmachenden Harmonielehre durchbrechend, insbesondere rhythmische Schönheit in ganzer Fülle zu gewinnen: — Männern wie die Bache, Haydn, Mozart, Beethoven. — Um sich insbesondere von der vorherrschenden Wichtigkeit der Rhythmik zu überzeugen, mache nur der Komponist den Versuch, ein rhythmisches Meisterstück, wie z. B. die C-moll-Sonate Mozarts, und zwar nach beliebigen Akkorden, melodisch zu variiren, und er wird, bey nur leidlicher melodischer Kunst, schon etwas sehr Bedeutendes und Wirksames hervorbringen. Gleichwohl thut der so geschäzte Gottfried Weber, in seiner Theorie der Tonsezkunst, den Ausspruch: der Rhythmus sey nichts Wesentliches.

Da geregelte Bewegung das Grundelement der Tonkunst ist, alle solche aber auf einem Zahlgesetz beruht: so fragt es sich, welche Grundzahlen die Faktoren der Tonkunst sind? — Ohne Zweifel die gleichen, welche „auch der ganzen Weltschöpfung zu Grunde liegen," und unzweifelhaft „tragen wir von dem großen Uhrwerk des Weltalls auch ein Rädchen in uns. Der menschliche Erfindungsgeist dreht nur auf eine sinnvolle Weise dieß Rädchen um, indem er eine musikalische Komposition zu Stande bringt; er bewährt sich damit, wie in der ersten Vorlesung gesagt ist, als der versteckte Rechenmeister. Es ist ein künstlich geregeltes Spiel mit den Grundzahlen, das er treibt: aber so tiefsinnig es ist, am Kunstwerke wird's offenbar." — Als solche Grundzahlen nun erkennt der Vf. die Dreyzahl und die Vierzahl, erstere als Repräsentantin des Werdens und Gestaltens, leztere des Seyns und Bestehens. — Das Gesetz der Dreyzahl offenbart sich im Rhythmus, da es in aller Tonkunst nur drey Grundrhythmen gibt: anlaufende, gleichlaufende, auslaufende, deren ästhetische Wirkung Erhebung, Schwebung und Senkung des Gefühles ist; und so wird, zumal in der Mehrstimmigkeit, das Formenspiel der Musik, Wechselspiel unserer Gefühle. — Stätigkeit und Faßlichkeit erhält dieß bewegliche Rhythmenspiel aber erst durch die Vierzahl, welche die einzelnen Tonreihen zu rhythmischen Gliedern gestaltet, sie zu einem Ganzen verbindet und so die Eurhythmie schafft. Nach ihrem Gesetze haben sich z. B. alle Tänze aller Nationen, wahrscheinlich nach gesundem Kunstinstinkt, in vier Mal vier Takten gegliedert.

So weit des Vfs. Theorie von der Instrumentalmusik. — Originell sind noch seine Bemerkungen, daß, gleichsam als anticipirte Surrogate der später entwickelten Instrumentalmusik, ihm die Arabeske und die Gothische Baukunst erscheinen; und scharfsinnig seine Deutung des Mythos von Apollo und Daphne; unglücklich ist der Gott in der Liebe, weil eben die Musik auf das Liebereich verzichtet, ihm also nur das Lustreich der Töne, deren Symbol hier die Lyra, verbleibt. — Endlich macht der Vf. noch aufmerksam, wie die Mystiker insgemein das Gemüthsleben seliger Geister so darstellen, daß aller Affekt in ein lebendiges Meer von Musik sich auflöst, und wie der Großfürst der Mystik, Jakob Böhme, in der Tiefe seiner Ahndung von einem heiligen Spiel Gottes und einem himmlischen Freudenreiche redet; in welches der Vf. uns auf wissenschaftlichem Wege einzuführen beabsichtigt.

Die dritte Vorlesung ist der Theorie der Vokalmusik gewidmet. In dieser erscheint die Tonkunst mit der Dichtkunst verbunden: daher will der Vf. auch auf die Theorie der lezteren eintreten, zumal auf die der Lyrik. Hier nur die Hauptgedanken und Hauptresultate. — Alle Kunst ist dem Vf. ein Versuch, die Idee der Vollkommenheit durch das Kunstwerk anzudeuten, und jedes solche ein Versuch, „der Schlange auf den Kopf zu treten." — Der Maler, der Bildhauer wollen, alles Mißgestaltete ausscheidend, das verlorene Paradies, das Ebenbild Gottes herstellen: während der Tonkünstler, die Welt der Gefühle erschließend, die „goldene Zeit" in unser irdisches Zeitleben hereinzuspielen trachtet. Jede besondere Idee, sey's der Liebe, der Freyheit ꝛc., die in dem besondern Kunstwerk angedeutet ist, spiegelt die ewige Liebe, Freyheit u. s. w. — Ein solches Kunstwerk nennen wir ein Ideal — Am umfassendsten wirke der Dichter: „sein erhabener Beruf ist, auf den hinzuweisen, der Alles erfüllt." — So meynt der Vf. sey der Weg angebahnt, auf dem man, der eingebornen Ideen Plato's entrathend, jedem fruchtlosen Idealismus ausweichend, die wahre Idealität der Dichtkunst erkennen möge. Diese erscheine schon in ihrer Wirkungsart, indem die Dichtkunst nur den inneren Sinn angehe (was schon Bouterweck ausgeführt) und borge von der

bildenden Kunst den Stoff, von der Tonkunst die Form. So gewinnen wir eine innere Welt von Anschauungen und Gefühlen. — Die Dichtkunst wirke geistig auf uns, und seelisch; geistig, in so fern sie uns unsere Selbstständigkeit und unsere Gemeinschaft mit Gott und Welt irgendwie zum Bewußtseyn bringe: seelisch, indem sie bildnerisch oder musikalisch, oder beydes, uns ergreife. — Jene musikalische Wirkung sey eine doppelte, nämlich durch den Vers, und dann durch den Inhalt, welcher das Gefühl bewege, wie die Instrumentalmusik. Dadurch entstehe ein „bisher unerkannten Mißverhältniß,“ dessen Aufdeckung „gegenwärtig eine der wichtigsten Aufgaben der Kunstphilosophie.“ — Dieß gelte vorzüglich der gesungenen Dichtung, der lyrischen. Denn wenn man mit jener schon zwiefachen musikalischen Wirkung der Dichtkunst noch den Gesang verbinde, so entstehe aus der Doppelfülle noch eine Nebenfüllung, während anderseits nur das einfach bildnerisch afficirende Wort stehe. Solche nach Form und Inhalt musikalische Gedichte eigneten sich mithin am wenigsten zum Singen, sonst werde die ästhetische Wirkung derselben unächt, drückend; sie seyen Surrogate der Tonkunst, und so vorherrschend musikalische Dichter, wie z. B. Tieck, so hoch sie stehen mögen, eigentlich zu Tonkünstlern geboren. — Hienach schienen ferner die bloß bildnerischen Gedichte, die Naturlieder, sich vorzüglich zum Gesang zu eignen, es reichte da die Musik auch der bildenden Kunst die Hand. — Ferner, erhielte die Situations-Poesie, in der sich Anschauung und Gefühl durchdringen, eine eigene Würdigung. Allein in dieser gerade versenke sich die Anschauung nur zu leicht in Gefühl, und da jene hier eine einförmige, folglich auch das Gefühl ein einförmiges sey, so werde dadurch das Spiel der Gefühle, mithin die musikalische Wirkung fast ganz aufgehoben. Auf diesem Abwege sey die Liebeley und Liedeley zur kleinlichen Sinnlichkeit herabgesunken. — Diejenigen Gedichte, welche den Affekt der Liebe mehr spielend und scherzend auffassen, seyen hier die singenswürdigeren, und ein Goethe'scher Müllerknecht ein ächteres, wenn auch nicht edleres Gesangsideal, als eine Laura. — Uebersättigt von solch einem Extrem, sey man auf ein entgegengesetztes verfallen: „man fing an, Erzählungen zu singen und so auch singend zu erzählen; da kamen die beliebten Balladen an die Tagsordnung;“ so die bekannten Kompositionen Bürgerischer, von Andre und Zumsteg. — Wer beyde Klippen mied, ward von dem noch gefährlicheren Strudel der mattherzigen Sentimentalität jener falschen Lyrik ergriffen, und da der größte Theil jener Individuallieder Liebeslieder, so habe sich das Kunstgefühl, ermüdet vom Einerley jenes Stoffs, zum Tongefühl geflüchtet, am eintönigen Ergusse der Menschenstimme sich weidend und unbekümmert um den Inhalt, wenn nur aus einem Idol mio ersichtlich, daß es die Liebe gelte.

Aus dem allem ergebe sich ein wichtiges theoretisches Resultat. Die Dichtkunst, wenn sie sich auf solche bloß seelische Wirkungsarten beschränke, verfehle ihre höhere begeistigende Wirkung, und die Tonkunst, die sich mit solcher befasse, führe eher zum Sinnlichen abwärts als aufwärts zum Geistigen. Man könne zwar dem Dichter die Besingung der schönen Natur und der Individualliebe nicht verbieten: „sein wahres, eigentliches Ziel ist und bleibt aber der Geist selbst, in der moralischen Dichtung der menschliche, in der religiösen der göttliche, und sein inhaltreichster Beruf die Anknüpfung dieses an jenen;“ — dazu bieten sich ihm tausendfache Verhältnisse, als sein Stoff. — Hiernach scheidet denn der Vf. die höhere von der niederen Dichtung. Niedere Dichtung ist ihm, wenn der Besinger der Natur oder der Liebe die schöne Natur oder sein schönes Liebchen bloß ansinge, und damit in seiner Subjektivität stecken bleibe. Höhere Dichtung dagegen: „wenn die Anschauung des Dichters hinwieder Anschauung der Anschauung biete,“ z. B. wenn er in die Natur ein Wesen stellt, das eigener Anschauungen fähig sey. Durch solches erheben wir uns aus der Subjektivität, unser Zustand werde poetisch, denn ein solcher sey nichts anders als „Aneignung eines fremden Zustandes durch innere Anschauung.“ — Leztere versetze uns in Mitgefühl, wirke daher immer zugleich moralisch. Je mehr also die Anschauungen vervielfältigt werden, je poetischer und moralischer sey und wirke das Gedicht. Zur Verdeutlichung wählt der Vf. Goethe's Erlkönig, wo der Dichter dreyerley Anschauung darbiete, des Vaters, des Liedes und des Erlkönigs, deren jedes wieder eine zwiefache habe. — Vollends klar werde dieses an der religiösen Dichtung, die nur da begeistige, wo die Gottheit als herniederschauend und wirkend dargestellt sey; deren höchster Gipfel dann die christliche, wo die Gottheit selbst in Christo niedersteigend sich der Anschauung darbiete. — Hiemit glaubt der Vf. dargethan zu haben, wie durch gesteigerte Anschauungspoesie eine gesteigerte Lyrik erzielt werde, die dem Gesang deßhalb über alles willkommen sey, weil sie dem verderblichen Uebermiegen der Gefühlsseite ein Gegengewicht halte. — Sofort geht der Vf. zur speciellen Theorie der Vokalmusik über; Rec. aber, bevor er ihm folgt, sieht sich gemüßigt, hier erst Einsprache zu thun.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 31.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 17. April 1827.

Musik-Literatur.

Vorlesungen über Musik, mit Berücksichtigung der Dilettanten. Von Hans Georg Nägeli, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. XVI und 285 S. (Mit einer Zueignung an den Erzherzog Rudolf von Oesterreich, Erzbischof von Ollmütz u. s. w.)

(Beschluß.)

Zuvörderst ist uns die „Idee der Vollkommenheit" eben gar keine, so wenig als der Begriff des Mangels und der Leerheit. Sie ist eine Abstraktion von einer Fülle von Realitäten, d. h. von realisirten Ideen, welche den wahren Gehalt und Inhalt derselben erst ausmachen und bestimmen, mithin sie selbst unfruchtbar, unwesenhaft. Daher mißlang auch bekanntlich der Versuch, auf diese Pseudoidee eine Aesthetik zu begründen. Wir werden uns demnach anderswohin, etwa an die „eingebornen Ideen Plato's" wenden müssen, um einen „fruchtlosen Idealismus" zu vermeiden, von dem uns eine Aristotelische „Nachahmung der Natur," oder ein Bouterweck'scher „Wetteifer" mit derselben, schwerlich erlösen wird. Wie wollte auch, des Dichters noch zu geschweigen, der Maler, der Tonkünstler, alle Mißform ausscheidend, ein Paradies, ein Ebenbild Gottes, eine goldene Zeit uns im Kunstwerk darstellen oder andeuten, wenn er die Urbilder derselben in ihrer Reinheit und Einheit nicht ursprünglich in sich trüge? Die sublunarische Welt bietet ihm ja nur Unvollkommenes, und durch die Multiplikation des Minus wird kein Plus entstehen. Hier hätte der Vf. nur konsequent an dem festhalten sollen, was er oben so schön sagt, daß auch wir von der großen Weltenuhr ein Rädchen in uns tragen, welches wir nach gleichen Grundgesetzen wie jene, nur in eigenthümlicher Weise spielen lassen, wenn wir künstlerisch schaffen. — Ferner beruht die ganze Theorie von den geistigen und seelischen Wirkungen der Dichtkunst auf einem Irrthum, der freylich im obigen wurzelt. Unserer Selbstständigkeit und zugleich unserer Gemeinschaft macht uns schlechthin jedes Kunstwerk bewußt, wenn wir überhaupt eines solchen Bewußtseyns fähig sind: denn, bin ich es doch, dem ein Kunstwerk, ja Alles außer mir, als Objekt der Wahrnehmung erscheint; aber eben indem es naiv erscheint, habe ich ja damit den thatsächlichen Beweis meiner ursprünglichen Verwandtschaft, dermaligen Gemeinschaft, in höherer Auffassung selbst meiner Identität mit demselben. Mithin fällt der Unterschied zwischen geistigen und seelischen Wirkungsarten der Dichtkunst, ja aller Kunst, in dieser Beziehung zugleich hinweg. — Es borgt ferner die Poesie weder von der bildenden Kunst den Stoff, noch von der Musik die Form, vielmehr borgen eher beyde ihr Wesen als Künste von der Poesie, richtiger aber läßt sich sagen, sie sind drey Zungen, in denen Ein Geist redet, in der ersten mehr symbolisch, in der zweyten mehr mystisch, in der dritten allegorisch; unmittelbar an den Geist aber, wie etwa die Philosophie, nirgends. Weil nun die Poesie eine schöne, überirdische Welt schafft, so folgt nothwendig, daß sie alles Mißfällige und Zufällige ausscheidend, ihren Geschöpfen Wohlgestalt, Wohlbewegung, Wohlklang verleihe, eben weil sie nur ihr Inneres, d. i. die eingeborene Idee, damit und also veräußerlichen kann. So ist unter andern auch aller Vers entstanden, und zwar ganz instinktmäßig aus der Natur der Idee; nicht ab- und angeborgt. — Eben so erfolglos und doppelt irrig ist des Vfs. Theorie von der gesteigerten Anschauung; es kommt bey aller Anschauung wieder lediglich auf den Gehalt derselben, nicht auf die Zahl der Anschauungen an; sonst müßte ein Jahrmarkt auf unebenem Terrain und mit jüdischem Zubehör, wo unzählige wechselseitige Anschauungen statthaben können, einen ungleich ergiebigeren Stoff dem Dichter darbieten und unendlich moralischer wirken, als eine Madonna, selbst mit dem Kinde; oder der poetisch-moralische Zustand eines Publikums im Theater, bevor Musik und Spiel angehoben, alle Zuschauer aber mit bewaffneten und unbewaffneten Augen einander anschauen, auf seinem Kulminationspunkte sich befinden. Fast unbegreiflich ist es aber, wie der Vf. diese vervielfachte Anschauung zum Beding und Wahrzeichen der höheren Lyrik hat machen

können, da bekanntlich alle Lyrik da aufhört, wo solche Anschauung anhebt. Ist doch Lyrik nichts anders, als poetische Objektivirung meiner Subjektivität selbst, — und zwar meiner fühlenden, und dann eigentliche Lyrik, oder meiner denkend-fühlenden, und dann Didaktik. Selbst-Anschauungen, d. h. Vergleichungen und Bilder aller Art, welche der Lyriker bringt, sind nur die Mittel, womit er uns sein individuell poetisches Gefühl objektiv klarstellt, und somit unser, nur im Allgemeinen dem seinigen gleiches Gefühl, mit seinem eigenthümlich poetischen identifizirt. Wenn er also Gott, Liebe, Natur singt, so singt er den Gott, die Liebe, die Natur in seiner Brust, gibt uns den Spiegel in derselben mit dem künstlerisch verklärten Bilde, nicht den Gegenstand des Bildes. — Das Umgekehrte thut der Epiker, der Dramatiker, er spiegelt uns sein Inneres in außer sich hingestellten Objekten, und zwar im Epos die Allmacht in der Welthistorie, den freyen Menschencharakter im Drama. — Der totale Irrthum des Vfs. wird recht anschaulich in seinem Beyspiele: er zeigt die Vorzüge gesteigerter Anschauung für die Lyrik an Goethe's Erlkönig — was gar kein lyrisches Gedicht ist, sondern eine epische Erzählung, eine Ballade. Warum dergleichen epische Gedichte lyrischen Vers haben, das können wir hier nicht vollständig erörtern, und so genüge die Antwort: weil der subjektive Antheil, den der Dichter an der Fabel und den Personen nimmt, ihm die epische Ruhe entzieht, und weil er deßhalb zur lyrischen Form greift, damit er, um mit dem Vf. zu reden, den Affekt hinwegspiele. Das gleiche ästhetische Motiv erschuf überhaupt alle Lyrik, nach Form und Inhalt; welches Geheimniß unsere Natur- und Minnesinger längst an sich erfahren, und selbst der gute alte Polyphem, „der da schmachtete für Galathaia" —; in seiner ästhetischen Erleuchtung wohl einsehend, daß

„Nie ward gegen die Lieb' ein anderes Mittel erfunden,
Denn Pieridengesang".

Wahre Liebeslieder sind daher nie falsch sentimental, ja nie einförmig, und eine ächte musikalische Komposition derselben befreyt vollends von dem Uebergewicht des Affekts und des Gefühls, nachdem diese bereits durch die Poesie sich in die heitere Region der Kunst erhoben haben. — Wirklich muß der Rec. gestehen, daß er im Felde der Literarästhetik den Vf., wo er in's Specielle dieser Wissenschaft eintritt, fast so dilettantisch angetroffen, als letzterer den Vf. der Reinheit der Tonkunst auf dem musikalischen, — nur nicht so eitel und erboßt. Uebrigens hätte der Rec. auch diese schon überkurze Widerlegung gespart, wenn er nicht die möglichen Folgen des Irrthumes eines Schriftstellers, wie der Vf., in Betracht zöge, der durch Geist und Gründlichkeit leicht zum blinden Schwören in verba magistri verleitet. Aber auch der Vf. hätte sich die ästhetische Abhandlung sparen können, denn er beabsichtigt hauptsächlich nur den Beweis, daß epische Gedichte in lyrischer Form, in der Weise wie der Erlkönig, sich vorzüglich zum Gesang eignen; was dem Rec. vorzüglich deßhalb einleuchtet, weil die Gefühlsseite, die sich hinter der objektiven Darstellung zu verlieren scheint, durch den Gesang künstlerisch hervortritt.

Der Vf. entwickelt dann die Grundsätze der Vokal- wie früher die der Instrumentalmusik; in ersterer findet er die Siebenzahl vorherrschend, d. h. den kunstgerechten Wechsel der Skala-Töne als Accenttöne, welchen jedes gute Volkslied instinktgemäß beobachte; dadurch bilde sich die Schönheit der Melodie. Er untersucht hier die Elemente, findet schon im Einstimmigen den Doppelschimmer von Vokalkolorit und Sington, zugleich die undulatorischen und die deklamatorischen Reize, verbunden mit dem Schmuck des Vortrags; „so quillt schon ursprünglich Vieles und Vielerley auf Einmal hervor." Dann zeigt er die Steigerung in's Mehrstimmige und dessen Gliederung nach den Gesetzen des Stimmen-Organismus, so wie die ästhetischen Wirkungen dieser zur Einheit des Kunstwerks verbundenen Vorzüge.

In der vierten Vorlesung stellt der Vf. die Grundsätze und das Verfahren der Kunstkritik auf, zeigt deren hohe Bedeutung, und wie erst durch sie unserem Kunstgenusse Wahrheit und Dauer gesichert werde. Die Hauptsache geht dahin, wie bey jeder ächten Kritik das Technische (welches früher fast einzig berücksichtigt ward) mit dem Aesthetischen (welches auf den Totaleindruck des Kunstwerks ausgeht) zu kombiniren sey; und mit Recht spricht der Vf. sich bitter über die seichte Theorielosigkeit der recensirenden Tagesschriftsteller aus, durch deren Urtheile wir in der Regel nur ihre uns uninteressante subjektive Meynung, aber keinen Begriff, geschweige denn Anschauung der beurtheilten Werke erhalten.

Die vier folgenden Vorlesungen behandeln die Geschichte der Instrumental- und die der Vokalmusik. Diese sind, in gewisser Rücksicht, die wichtigsten des Buches, so wie die anziehendsten und unterhaltendsten. Das Interesse steigt mit jeder neuen Kunstentwickelung, die der Vf. gleichsam vor unseren Augen entstehen läßt, und die Charakteristiken der Kunstschöpfer und ihrer Werke sind in der That wegen ihrer lebendigen Anschaulichkeit klassisch und bewunderungswürdig zu nennen. Um so schwerer fällt es dem Rec., sich hier erinnern zu müssen, daß er die Raumschranken dieser Blätter zu weit überschreiten müßte, wenn er aus dem Reichthum des

Stoffes nur den leitenden Grundgedanken aufgreifen und festhalten wollte. Er kann also nichts thun, als Jeden, der Sinn hat für Geschichte der Musik und für Philosophie derselben, auf diese meisterhafte Darstellung selbst zu verweisen.

Eben so muß der Rec. es sich versagen, auf nähere Erörterung der zwey lezten Vorlesungen, über Kunsterziehung und Kunstleben, hier einzugehen. In ersterer hat uns besonders die Darstellung von der Wichtigkeit und moralischen Verpflichtung, unserer Jugend musikalische Bildung zu geben, angesprochen: theils um das den Städtern fast ganz entzogene musikalische Naturleben zu ersetzen, theils um dem empfindlichen Abbruch, den unser durch das unaufhörliche Lärmen, Hämmern und Knarren des städtischen Commerzes abgequälter, zulezt sich abstumpfender Hörsinn, und somit das Gemüth selber erleidet, das Gegengewicht zu halten.

Vollkommen stimmen wir auch dem bey, was der Vf. in der lezten Vorlesung über und gegen den herkömmlichen Choral sagt. Wann wird endlich einmal der grobe Buchstabe allgemein leserlich werden: daß eine Musik, die auf das geistigste, ergreifendste und schönste musikalische Element, auf die rhythmische Bewegung verzichtet, und nur die harmonische — gleichsam den massiven Leib im Parademarsch — zum Genuß uns darbietet, weder als Bildungsmittel für die Schule, noch als entsprechender, geschweige denn alleiniger, musikalischer Festschmuck für die Kirche geeignet ist?! — Wenn man den Antiken zu ihrer Rhythmik, die sie bereits besaßen, unsere Harmonie geschenkt hätte: welcher Abderite würde es gewagt haben, ihnen einzupredigen, ihr Unisono sey besser? oder — der Hammerschlag sey frommer als der Lerchenschlag? — Dazu kommt, daß der Choral nur dann erträglich und in seiner Art wirksam ist, wenn er von gebildeten Sängern ausgeführt wird, welche durch ihre dynamischen und Portamentokünste den Zank und Hader zwischen prosodischer Länge und Notengeltung einschläfern, während das ungebildetere Volk, vom Komponisten verführt, gerade das Umgekehrte thun zu müssen glaubt, demnach die gewichtlosen und stummen Sylben und Vokale durch breitgedehntes Geschrey den übrigen gleichmacht: wodurch denn jener absurde Handwerksburschen-Gesang in unseren protestantischen Tempeln sich einhaust, welchen, nach des Vfs. treffender Bemerkung, der schwächste Figuralgesang der ärmlichsten katholischen Dorfkirche ästhetisch unendlich übersteigt. Der Rec. ist vollkommen überzeugt, daß jener Unfug große Schuld an der Verödung unseres protestantischen Gottesdienstes trägt; denn welcher Mensch von gesundem und nicht übermäßig geräumigem Ohr möchte den Geber alles Schönen in geschmacklosem Geplärre verehrt hören?

Soll der Rec. nun zum Schluß in Kürze sein Urtheil über Nägeli's Werk aussprechen: so gebührt dem Vf. vor allem der volle Dank aller Musiker und Musikfreunde, daß er, mindestens, die rechte Bahn gebrochen zu einer klaren, gründlichen, wissenschaftlich umfassenden Erkenntniß des Wesens der Musik, so wie zur allgemeinen ästhetischen Würdigung derselben: eines Gebietes, welches bisher nur theilweise durch Streiflichter und durch eben so viele Irrlichter durchkreuzt war, als Ganzes aber für das literarische Publikum in purpurner Finsterniß da lag. Wer da Licht werden läßt, wirkt schöpferisch, belebend und begeistigend. — Der Gang der Entwickelung und Darstellung, indem der Vf., um zur Kunst und Kunsterkenntniß zu führen, zuerst sich an den äußeren Sinn wendet, und von da zum schöpferischen und erkennenden Geist aufsteigt, ist, wie der einzig populäre, so auch der einzig ächtwissenschaftliche: derselbe, welchen der Geist der Natur in allen seinen Schöpfungen geht, wenn er die Fruchthülse sprengt und zulezt das Gewächs wieder in die Hülse sammelt, — dann aber als eine Frucht, die geblüht hat. — Nur indem man, wie der Vf., die beyden Extreme der Kunst, das technische und das ästhetische, lebendig zu vereinigen weiß, läßt sich eine durchgreifende Theorie gewinnen; denn die Wahrheit liegt nie in der Mitte, so wenig als in den Extremen, sondern einzig im Ganzen. Hinwiederum ist ohne solche Theorie weder eine objektive Kritik, noch vor allem eine innere, d. h. das Wesen erfassende, Geschichte der Kunst herzustellen: während unter ihrer Führung wir in unbekanntem Land uns überall zu orientiren und Weg und Steg zu finden vermögen. Mag dann die Charte, nach der wir uns richten, auch im Einzelnen Mängel und Fehler enthalten, den gesunden Sinn können sie nie irren, und ärgern nur den verdrießlichen Pedanten, der in seinem Küchengarten das Paradies entdeckt hat. — Dagegen kann es nicht fehlen, daß durch des Vfs. Verfahren, welches die Musik uns als eine physische und moralische Grundanlage, demnach ihre Bethätigung und den Genuß derselben als ein Grundbedürfniß des Menschen, wissenschaftlich nachweist; die Geschichte der Musik aber in Form einer naturnothwendigen, organischen Entwickelung unserem geistigen Auge vorführt: — diese Kunst einen großen Zuwachs von Freunden erhalten muß, nachdem ihnen klargestellt worden, wie Musik die Eine Hälfte unseres höheren Seelenlebens auszufüllen geeignet und vorbestimmt ist. Man wende nicht ein: wem der Sinn versagt, der ist schlechthin für Kunst und Kunstgenuß verloren. Allerdings macht, nach natürlicher Ordnung, der empfängliche äußere Sinn den Anfang, wie zum Künstler, so zum Kenner und Kunstfreund. Aber weil alle leiblichen und geistigen Vermögen ursprünglich eins und stets in innigster Wech-

selwirkung sind, so kann auch z. B. durch die intellektuellen Vermögen, abwärts bis zur Bethätigung, Empfänglichkeit und Schärfung des äußeren Sinnes gewirkt, und durch den erkennenden Geist Aug' und Ohr, mitunter ohnehin nur schlafend und betäubt, für die Kunst gewonnen werden. So sah Rec. Manchen, durch eine Komposition der bildenden Kunst, an welcher dessen äußerer Sinn indifferent vorbeygegangen, nach und nach wahrhaft ergriffen, begeistert werden, nachdem ein geschickter Fingerzeig seinem inneren Sinn den ihm verborgenen Eingang in das Heiligthum gewiesen hatte.

Daß der Vf. mit einiger Vorliebe die Anknüpfungspunkte der Kunst an's Leben heraushebt und von deren Bewährtheit mit kräftigem Selbstgefühle redet, kann Rec. ihm gar nicht verargen. Seit seinem in alle Welt verbreiteten „Freut euch des Lebens," hat er sich in allen Schulen und Singvereinen seines Vaterlandes als pädagogischer und als ächtpopulärer Komponist einheimisch und unentbehrlich gemacht. Zumeist seiner und T. Pfeiffers „Gesangbildungslehre" und seiner „Chorgesangschule" verdankt man in der Schweiz die Einsicht, wonach der Gesang als eigenes Unterrichtsfach von dazu gebildeten Lehrern, selbst in Landgemeinden, gepflegt wird, und zwar nicht der Schlendrian, sondern der Figural-Gesang. — So, und indem er, aus reinem Kunstenthusiasmus unmittelbar thätig zugriff, ward es Nägeli möglich, seinen Landsleuten nicht nur Geschmack für die alte, klassische Musik einzuflößen, sondern die Meisterwerke selbst — der Bache, Händl's, Stölzels, der Haydn, — durch sogenannte Dilettanten, in vollster Besetzung und in der würdigsten Gestalt, dem offenen Kunstgenusse darzubieten.

Aus solcher Schule und Beschulung endlich gingen neuerdings, zu Stadt und Land, jene öffentlichen Singvereine in der Schweiz hervor, — eine neue, hochwichtige und in ihren wahrhaft großartigen, ästhetischen und sittlich-geistigen Folgen noch unberechenbare Kulturerscheinung! Es ist wahrlich ein eigener Anblick, ein eigenes Gefühl, eine große Versammlung insbesondere von Bauern, oft von mehreren Stunden her bey harter Witterung — sich um der Kunst willen vereinigen zu sehen! Während sie in vierstimmigem Figural-Gesang an der Aufführung schönrhythmischer Kunstwerke sich erbauen, zanken sich unsere deutschen Theologen recht ernstlich und publice, ob der mehrstimmige Choral dem gemeinen Volke als Ideal der Kunstbildung anzusinnen, oder als Schmackbissen den musikalischen Wunderthätern und Kastraten vorzubehalten sey.

Sonach scheint der Vf. die praktischen Anknüpfungspunkte der Kunst an's Leben allerdings aufgefunden und erprobt zu haben, und die Kraft zu besitzen, sein ganzes Volk der höheren musikalischen Kunst zuzuführen: — und damit den einzig möglichen Weg, ein ganzes Volk zur Kunst überhaupt, genießend und selbstthätig, emporzuheben.

T — c.

Ueberblick der in den Jahren 1822, 1823 und 1824 im russischen Reiche erschienenen Werke.

Inhalt.	1822		1823		1824	
	Orig.	Uebers.	Orig.	Uebers.	Orig.	Uebers.
Mathematik .	12	8	4	8	1	4
Naturgeschichte	5	1	2	2	4	1
Chemie u. Physik	1	2	3	1	2	—
Arzneywissenschaft	7	7	4	7	1	7
Landwirthschaft	9	—	2	2	5	3
Religion . .	21	18	5	5	9	6
Philosophie (meist für die Jugend)	6	21	2	3	5	10
Rechtsgelehrsamkeit . . .	13	—	15	—	18	1
Staatenkunde und Politik . .	4	—	2	—	3	1
Geschichte und Erdkunde . . .	38	9	16	8	28	11
Lebensbeschreibungen . . .	7	2	3	1	2	2
Reisen . . .	9	2	2	—	6	1
Philologie . .	21	8	15	2	13	1
Dichtung . .	14	4	8	9	15	2
Romane und Novellen . . .	1	22	—	16	5	13
Theater . . .	13	9	8	13	12	13
Sammlungen von Werken . .	7	—	7	—	9	—
Schöne Wissenschaften u. Rhetorik . . .	8	—	6	3	9	2
Zeitschriften .	24	—	30	—	29	1
Freye Künste .	—	—	1	1	—	1
Mechanik . .	—	—	—	—	1	—
Kriegswissenschaften . . .	—	—	—	—	3	2
Technologie . .	—	—	—	—	1	—
Zeitvertreib .	—	—	—	—	2	—
	220	113	135	81	183	81
Zusammen	333		216		264	

Von den Uebersetzungen sind 122 aus dem Französischen, 56 aus dem Deutschen, 18 aus dem Englischen, 11 aus dem Griechischen, 9 aus dem Lateinischen, 7 aus dem Italienischen, 3 aus dem Slavischen, 2 aus dem Holländischen, 1 aus dem Dänischen und 1 aus dem Armenischen übertragen.

Nr. 32.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 20. April 1827.

Roman.

Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen von Henrich Steffens. Breslau. Mar. 1827.

Es ist dieser Novellen schon zweymal im Literaturblatte gedacht worden, doch geschah es beyde Male nur bey Gelegenheit anderer historischer Romane, so daß ihre Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich vor andern auszeichnen, nicht hinlänglich konnte bemerklich gemacht werden. Dieß sey uns im Folgenden vergönnt.

Vor Allem muß man alle Erinnerung an Walter Scott's Novellen und dessen Nachahmer verbannen, wenn man anders nicht Lust hat, diese als Folie oder doch als Gegensatz zu gebrauchen, vermittelst deren die Charakteristik lebhafter und das zu Charakterisirende mehr in den Vorgrund gestellt würde. — Steffens Novellen haben mit andern historischen Romanen nichts, als das Stoffartige gemein, die wirklichen, geschichtlichen Begebenheiten, in welche die handelnden Personen verflochten werden; sie bilden im übrigen ihre eigene Gattung, und wenn man durchaus vergleichende Erinnerungen liebt, so lasse man sich lieber Tieck'sche Erzählungen, Mährchen und Novellen in den Sinn kommen; denn diesen sind die vorliegenden wenigstens in Lebhaftigkeit, dramatischer Raschheit, wenn auch nicht immer in Gewandtheit, Rundung, Wohllaut der sprachlichen Darstellung vergleichbar. Wodurch sie aber durchaus über jede Vergleichung hinaustreten, das ist die eigene Natur- und Weltanschauung und die aus dieser quellende Fülle von Ideen, welche in ihnen ein lebendiges Daseyn erlangt haben.

Vielleicht gibt man uns jene Weltanschauung und alle ihre Ideen gern zu, weil man den Herrn Verf. längst als einen der ausgezeichneteren Naturphilosophen unserer Tage kennt, zieht aber wohl eben deßwegen auch das poetische Verdienst desselben in Zweifel, weil (wie Lessing und Mendelssohn einst in ihrem Aufsatze: „Pope ein Metaphysiker" behauptet) ein philosophischer Poet kein Philosoph und ein poetischer Philosoph kein Poet sey. Wir gestehen, daß wir durch dieses Dilemma in die Scylla oder Charybdis des berühmten Krokodillenschlusses gestürzt zu werden und entweder den philosophischen Ruhm oder das poetische Verdienst des Herrn Prof. Steffens Preis geben zu müssen fürchten würden, hätte man nicht seit Mendelssohn und Lessing einen Unterschied zwischen Philosophie und Philosophie zu machen gelernt. Während jene Philosophie, welche beyde philosophische Männer im Sinne hatten, jede Thätigkeit der Phantasie von der philosophischen Spekulation ausschloß und sich auf den Verstand allein verließ, gestattet die neue Naturphilosophie nicht allein eine spekulative Thätigkeit der Phantasie, sondern verlangt sie sogar als unerläßliche Bedingung ihres eigenen Gedeihens. So ist in der Naturphilosophie an die Stelle der Scheidewand zwischen Philosophie und Poesie eben so eine, beyde verbindende, Brücke getreten, wie zwischen Philosophie und Religion. Und ist Steffens nicht Naturphilosoph, und hat er sich nicht schon vor einiger Zeit wie als Mährchenerzähler, so nicht minder als Religioser hervorgethan? — Man würde uns sehr mißverstehen, wenn man aus lezter Frage auf Ironie der vorstehenden Beweisführung schließen wollte. Vielmehr ist es unsere vollste Ueberzeugung, daß Steffens einen eben so spekulativen Kopf, als lebhafte Phantasie und tiefes, inniges Gefühl besitzt, stets gleichzeitig besessen, und darum immer ein geistiges, volles und ganzes Leben geführt hat, in welchem abwechselnd Spekulation, Gefühl, Phantasie vorgeherrscht, nie die Alleinherrschaft geführt haben. Seltsam wird es freylich jedem, der sich noch über ungewöhnliche, räthselhafte Erscheinungen der unergründlichen Geistesnatur des Menschen wundern mag, vorkommen, daß jene verschiedenen Geistes- und Seelenkräfte in umgekehrter Ordnung, wie es scheint, zur Hegemonie gelangt sind. Wir können uns dieser Erscheinung nur freuen, weil sie die Verkündigerin einer jugendlichen Kraft des Geistes ist, die sich in der Jugend des menschlichen Lebens zur Reife des Alters entwickeln, im Alter dagegen Jugendblüthen treiben, ja wie ein Baum seyn kann, der gleichzeitig Früchte und Blüthen, welkende und neuaufsprießende Blätter trägt. — Diese ganze, scheinbar

überflüssige, allgemeine Charakteristik des Steffens'schen Geistes findet ihre volle Anwendung auf die vorliegenden Novellen, welche jene hervorgerufen haben.

Wir können nicht umhin, einige nähere Andeutungen beyzufügen, denn je seltener das Ausgezeichnete ist, desto mehr lohnt es, dabey zu verweilen; und was ist überhaupt mit allen Nullen anzufangen, wenn wir uns nicht der Zähler zu versichern suchen, die ihnen erst Werth und Bedeutung geben. — Wir müßten uns sehr irren, wenn nicht die Grundidee des ganzen Novellencyklus eine religiöse wäre, die man vielleicht pietistisch und mystisch nennen wird: die Einkehr der Seele nämlich, nach vielfachen Mühen, Kämpfen, Irrfahrten, in sich selbst, aus dem Streit und Zwiespalt mit der Welt, Gott und sich selbst, zum Frieden und zur Einheit mit sich selbst, der Welt und Gott. Diese Idee findet wenigstens ihren besonderen Platz und wörtlichen Ausdruck in einigen Unterhaltungen und Briefen, die zwischen den Hauptpersonen der ganzen Erzählung geführt und gewechselt werden. Aber weit entfernt, daß es hiebey sein Bewenden hätte, springt dieselbe auch aus dem Zusammenhang aller einzelnen Begebenheiten, Ereignisse und Handlungen als Resultat auf das Ungezwungenste hervor. Was man auch von dieser Idee sonst halten, ob man sie als eine wahre oder falsche, als eine das Leben gestaltende oder tödtende annehmen oder verwerfen möge, — als tief, umfassend, erfolgreich wird sie jeder anerkennen müssen. Die poetisch-historische Entwickelung derselben ist ihr selbst angemessen. Der Schauplatz wie der Zeitraum der Begebenheiten konnte darum, ohne daß in diese große Monotonie gekommen wäre, kein beschränkter seyn. Von den Norwegischen Küsten und Thälern reicht jener hinab bis nach Italien, Corsika, Tunis, von Schlesien und Oesterreich bis England, Frankreich und selbst Spanien. Von nicht minderer Bedeutung sind die dazwischen liegenden Länder: Sachsen, Dänemark, Holland. Der Zeitraum beginnt im zweyten Viertel des vorigen Jahrhunderts und schließt mit den lezten Stürmen der franz. Revolution am Ausgange desselben. — Der Norden und Süden Europa's durchdringen sich hier zu einem wahren und leibhaften Daseyn, und, indem sie durch die dazwischen liegende Natur deutscher und französischer Lande vermittelt werden, kommen sie in eine natürliche Wechselbeziehung, in welcher sie, ohne wie Eisenstangen gewaltsam zusammengebogen und dann in tragischem Knall wieder auseinander gesprengt zu werden, gleichwohl ihren nothwendigen Gegensatz behaupten.

Mit ächtem, epischen Geiste wird der Cyclus von Novellen durch eine eröffnet, die uns über die Mitte der Begebenheiten, fast an deren Ende versezt. Nichts desto weniger aber schließt eben sie den geheimnißvollen, romantischen Kern des ganzen Cyclus in sich, auf dessen glückliche, sehr gelungene Enthüllung wir bis zum Schluß auf das angenehmste gespannt bleiben. Ueberhaupt glauben wir die Architektonik des Ganzen, worin wohl eine große Mannigfaltigkeit, nicht aber Verwirrung, anzutreffen ist, meisterhaft nennen zu dürfen. Hierin offenbart sich des Verf. durch wissenschaftliches Bauen oft versuchte und erprobte, organisirende Kraft der Phantasie, mit welcher sich für den gegenwärtigen Zweck deren poetische Schwester verbunden und für die bunte, frische, doch nicht in's gar zu Kleine gehende Ausfüllung und Färbung der einzelnen Partheien gesorgt hat.

Wir versuchen in einer gedrängten Uebersicht des nach der Zeitfolge geordneten Ganges der Erzählung alles bisher Ausgesagte näher zu bezeichnen.

Zunächst werden wir in die Familie der sächsischen Grafen von Kronfels eingeführt und lernen in ihr jene Zeit kennen, darin die Reifröcke noch ihr wenig bestrittenes Regiment führten, in welcher das Leben, der höheren Kreise wenigstens, zur Ceremonie herabgesunken und unter der gleißnerischen Hülle eines zur vollkommensten Mechanik gesteigerten, wohl abgemessenen, äußeren Anstandes jeder, selbst der niedrigsten Leidenschaft eine nur um so raffinirtere Geschäftigkeit vergönnt war. Dieser geistigen Todesstarrheit tritt als fluider, Leben zeugender Gegensatz Graf Zinzendorf und sein Herrnhutianismus gegenüber, während von diesem berührt zwey Glieder der gräflichen Familie selbst sich aus dem Schooße derselben losreißen. Die lezteren sind Geschwister, von denen die Schwester in religiöser Selbstüberwindung allen Vorzügen ihres Standes, einer unschuldigen, doch nur äußerlichen Neigung zu einem edlen, Norwegischen Jünglinge entsagt und dem frommen Leben in Herrenhuth sich so ganz ergibt, daß sie sich sogar den Mühen und Gefahren einer Grönländischen Mission willig unterzieht. Der Bruder dagegen wagt sich unter dem, seiner bürgerlichen Mutter entlehnten Namen „Leith“ hinaus in die Welt, für seine eigene und der Menschen Wohlfahrt thätig zu seyn, durch eigene Kraft und Anstrengung sich würdige Verhältnisse zu gestalten. Anfangs wendet er sich nach Amsterdam, des festen Willens, sich zuerst in Handelsthätigkeit zu versuchen, bald aber wird er durch ein unabwendbares Verhängniß nicht minder, als durch einen lang dauernden Liebeswunsch an das Schicksal des Königs Theodor gefesselt, und so lernen wir Natur, Land und Volk der Korsen und ihre Geschlechterfeindschaft neben der glühendsten, wildesten Freyheitsliebe kennen. Selbst der zauberische Duft und Farbenglanz tunesischer Würz- und Blumengärten bringt zu uns herüber. Auch der edle Paoli tritt auf, Buonaparte's Großältern werden erwähnt und für das wilde, wüste Kriegstreiben auf der Insel werden wir durch laue Sommernächte entschädigt, die wir unter südlichem Himmel auf den Wogen des

Mittelmeers verleben. — Wie aber schon in Sachsen ein Nordlandssohn auftrat, um die morschen Gebeine eines entnervten Barons zu erschüttern, so begleitet auf Korsika ein zweyter Walseth, den erwähnten Deutschen (Leith), und wir finden ihn später noch ein Mal in Norwegen wieder, wo sich mit ihm der Deutsche nach mannigfaltigen Schicksalen vereinigt. Hier sind wir nach einem dritten Schauplatz der Handlung versezt, und wir fühlen es, wie die große, schauerliche Natur der Norwegischen Klippenküsten, des Nordischen Meeres, das Menschenleben dort in einer wiederum ganz eigenthümlichen Form hat ausprägen, wenn auch nicht erzeugen können. Nochmals kehren wir mit den Söhnen der Freunde in Sachsen, in Korsika ein. Hier erleben wir Fortsetzung und herannahendes Ende des alten Kampfes; dort lodern die Flammen des siebenjährigen Krieges. Friedrich der Große geht an uns vorüber; Lessing begrüßt uns. Schlachten werden gewonnen, verloren; Schlesien wird occupirt. Die Zeiten der französischen Revolution brechen an; wir überleben mit einem der Helden die Septembertage und kehren dann nach Kopenhagen und Norwegen zurück, wo inzwischen ein tiefes, inneres Seelenleiden das glückliche Leben einer ehrwürdigen Familie in den hochländischen Thälern von Tellemarken ergriffen, fast untergraben hatte. Aber zu und nach der Zeit des großen Schloßbrandes in Kopenhagen lösen sich allda die Knoten eines schweren Geschickes, nachdem es innerlich überwunden und somit erfüllt ist. — Welch' eine Welt voll Leben und Bewegung in dem eben angedeuteten Stoff und Umfang des ganzen Cyclus beschlossen sey, läßt sich hieraus schon schließen; Niemand, der sie aufsucht, wird unbefriedigt bleiben. Es ist unmöglich, einen genügenden Bericht davon zu geben. Noch einiges fügen wir über die Charaktere hinzu. Der Ausgezeichnetste, an den das Hauptinteresse geknüpft wird, ist der jüngere Walseth, ein reichbegabter, kräftiger Geist, der aber von einem finsteren Dämon zu Zeiten bis an die Gränze des Wahnsinns getrieben, endlich in ihn gestürzt wird, sich dennoch aber bis auf eine folternde, fixe Idee, in welcher er Freundes- und Vatermord begangen zu haben wähnt, aus dessen Banden auf lange Zeit losringet. Diese fixe Idee ist es, in welcher demselben, wenn sie über ihn kommt, alle Abgründe der menschlichen Natur sich zu öffnen, das geistige Selbst sogar zu verschlingen, in ihrem Schooße begraben zu wollen scheinen. Sie ist es, die ihn losreist vom Herzen der geliebten Eltern, des verehrten Freundes, die ihn aus den Armen der Gattin, des holden Kindes hinausjagt in die Welt, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, bis nach furchtbarem inneren Kämpfen und nachdem sinnbethörende, äußerliche Irrthümer gewichen sind, ihm aus Mitten des Gemüthes aufgeht ein mildes Licht des Friedens. So sehr wir befürchten, daß diese Natur, wie jede außerordentliche, entweder gar nicht oder schlecht und falsch verstanden werden wird, so sehr glauben wir, daß man sich in der ästhetischen Lesewelt dahin ziemlich allgemein vereinigen werde, sie äußerst interessant zu finden. Die übrigen Charaktere sind, wenn auch nicht von dieser inneren Tiefe, doch alle tüchtig und selbst die Schlechten noch kräftig, sobald ihnen einige Bedeutung für den Lauf der Begebenheiten eingeräumt ist. Der übrige vornehme und geringe Pöbel in der Welt wird, wie billig, auf einige, bald entlassene Repräsentanten aus ihrem ehrwürdigen Mittel eingeschränkt. Aber die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der handelnden Personen ist fast noch größer, als die der erwähnten Länder und Völker. Vom höchst ehrwürdigen Geistlichen am Tietsee in Tellemarken bis zur corsischen Banditenseele, die ganze Stufenleiter hinab, welche Geschäfte und Stände bilden, werden uns Männer dargestellt, die überdieß noch verwandt oder verschieden sind durch besondere Eigenthümlichkeit ihrer Natur. So verbindet sich die feige Rachsucht eines verschmitzten Weltmannes mit der Tücke und dem giftigen, nimmer ruhenden Groll jenes Banditen, und wenn uns die zu gemeiner Spitzbüberey ausartende Gewinnsucht eines Kopenhager Kaufmanns mit Widerwillen erfüllt, so können wir nur mit Achtung aus dem Comptoir eines ehrenfesten, umsichtigen, bis zur Pedanterey besonnenen, und doch, wo es gilt, entschlossenen, unternehmenden Handelsherren in Amsterdam treten. Doch hat es mit Recht dem geistvollen Verfasser vorzüglich gefallen, die Möglichkeit, daß sich Ehre und Tüchtigkeit, Geist und Bildung auf eine jeder Lage, jedem Stande angemessene Weise bewähren, durch lebendig und durchaus natürlich handelnde Personen in's Licht zu stellen. — Die Weiber sind, wie in der Wirklichkeit, weniger charakteristisch von einander verschieden, nur wie Gattungsbegriffe. Die kaum sich öffnende Knospe und die in üppiger Blätterfülle prangende Blüthe, stille Häuslichkeit und höfische Intriguensucht, frommes Gemüth, schöne Seele, Wirthschaftlichkeit, Gutthätigkeit mit und ohne Geräusch, treten abwechselnd und durchaus wahr gezeichnet auf. Natur- und Sittenschilderung ist überall lebhaft, anschaulich, vor allem aus gelungen die der Norwegischen Lande. Hiebey haben frische Erinnerungen, Selbstgesehenes nicht minder als besondere Liebe zum Heimathlande die Farben gemischt und den Pinsel geführt. Einen wesentlichen Unterschied von den gangbaren Schilderungen der Art finden wir in der großen Kunst, mit welcher Natur- und Menschenleben in stets lebendiger Wechselwirkung, nicht etwa beschrieben, nein vor Augen gestellt wird. Wie einfach, ja groß erscheinen z. B. nicht die hohen, ehrenfesten, verständigen Bauern in Tellemarken, schroff und rauh oft wie ihre Felsen und mild und klar

wieder, wie ihre Bäche, ihre Seen, düster und in sich gekehrt zu Zeiten, wie ihre langen Winternächte, und offen, heiter um sich blickend wieder, wie ihre langen Sommertage. — Von den Schilderungen einzelner Ereignisse zeichnen wir den eines Sturms auf der Nordsee und des Schloßbrandes in Kopenhagen aus, obgleich andere nicht minder preiswürdig sind; aber in den genannten sieht und erlebt man durchaus Alles selbst. —

Wo so Vieles und zwar das Hauptsächlichste unser Lob, ja unsere Bewunderung sich zugeeignet hat, verstummt billig der Tadel, der überdieß nur Einzelnes und Nebensächliches: manche Wendung, manchen Ausdruck, diese oder jene Meynung und Ansicht, treffen könnte.

Wir aber wünschen diesen Novellen möglichst viele Leser, aus keinem anderen Grunde, als weil wir den letzteren von Herzen die so seltene Lektüre Geist und Gemüth erquickender, Verstand und Phantasie belebender Erzählungen gönnen.

W. V. M.

Biographie.

Des jungen Feldjägers Landsmann unter ähnlichen Schicksalen. Zugleich als viertes Bändchen des jungen Feldjägers, eingeführt durch Goethe. Leipzig bey Friedrich Fleischer 1827.

Ueber den jungen Feldjäger ist in Nr. 72. des Literaturblatts vom Jahr 1825 Bericht erstattet worden. Sein Kamerad ist ihm sehr ähnlich, und hat, obgleich er sich in der Erzählung kürzer faßt, beynahe noch mehr erfahren. Von Geburt an ein Spielball des Zufalls, ist er in der sturmvollen Zeit unter Napoleon auf das seltsamste hin- und hergeworfen worden, und das Schicksal hat mit überraschend schnellem Wechsel alle seine wetterwendischen Launen an ihm ausgelassen. Wie unbedeutend die Person des Abentheurers seyn mag, wie wenig ein Bedienter oder gemeiner Soldat ohne alle Erziehung und Bildung sich aus dem Haufen vieler Tausende seines Gleichen hervorhebt, so sind doch die Abentheuer selbst interessant genug. Große Menschen sind freylich alles nur durch sich selbst, aber auch der Geringste kann durch das, was mit ihm geschieht, noch bedeutend werden. Goethe hat mit Recht auf solche Bilder des wirklichen Lebens einen Werth gelegt, welcher den Werth so mancher Dichtung übertrifft. Man hat thörichter Weise hin und wieder die Literatur für zu vornehm gehalten, um sich mit einer Bedientengeschichte zu befassen, und doch würde ein natürliches Gefühl der Neugier und des Mitleids jedem, der etwa zufällig die wunderbaren Schicksale dieses Bedienten aus seinem eigenen Munde hörte, eine rege Theilnahme einflößen.

Der Held der kleinen Lebensbeschreibung ist der Bediente Johann, wie er schlechtweg heißt. Er war ein uneheliches Kind und seine Mutter starb bey seiner Geburt. In einer Hauptstadt Thüringens, wahrscheinlich in Weimar, zogen ihn arme Tagelöhner in Schmutz und Verachtung auf. Er wuchs in völliger Unwissenheit als ein böser Straßenjunge heran, und trat eben in's Jünglingsalter, als 1806 in seiner Heimath der Krieg zwischen Franzosen und Preußen ausbrach. Er gerieth unter die erstern, die ihn für einen Spion hielten und mitschleppten. In der Schlacht bey Jena befand er sich mitten im Feuer, und wollte fliehen, als ihn ein verwundeter französischer Obrist um Beystand anrief. Er pflegte diesen, wurde sein Bedienter, machte den polnischen Feldzug mit, kam dann mit seinem Herrn nach Frankreich und ging endlich mit nach Spanien. Hier fiel sein Herr in einem Treffen. Johann wollte nun nach Frankreich zurückkehren, um, wie sein sterbender Gebieter ihm aufgetragen hatte, die Familie desselben aufzusuchen. Unterwegs aber nahmen ihn die Spanier gefangen, und, um sich sein Loos zu erleichtern, trat er in ihre Dienste. Er wurde mit ihnen in Saragossa eingeschlossen und machte die berühmte Belagerung von Anfang bis zu Ende mit. Als die Stadt gefallen war, befand er sich unter den gefangenen Spaniern, die nach Bajonne geschleppt wurden. Hier trat er wieder in französische Dienste, entfernte sich aber bald heimlich von seinem Regiment, theils um einer Strafe zu entgehen, theils um ein besseres Glück zu machen, und begab sich auf ein französisches Kaperschiff. Der Kaper machte gute Beute, sah sich aber genöthigt, um der Verfolgung der Engländer zu entgehen, an der spanischen Küste zu stranden, und hier wurde die ganze Mannschaft von den spanischen Guerillas niedergemacht, bis auf unsern Johann, welcher nur schwer verwundet war und sich wieder erholte. Französische Husaren retteten ihn und er ging in ihre Dienste. Ein schweres Subordinations-Vergehen zwang ihn indeß bald wieder zu desertiren, und er ging zum zweyten Mal unter die Spanier. In einem Gefecht traf ihn aber wieder das Schicksal, von den Franzosen gefangen und als Deserteur erkannt zu werden. Ein Generalpardon entriß ihn dem bevorstehenden Tode, und er wurde wieder französischer Soldat, doch nicht lange darauf von den Engländern gefangen und nach Plymouth geschleppt. Jetzt nahm er englische Dienste und ging mit seinem Regiment nach der westindischen Insel Barbados. Hier erhielt er nach einiger Zeit den Abschied und heirathete eine Negerin. Diese starb aber, und er kam so arm, als er ausgezogen, in sein Vaterland zurück.

Die Erzählung ist kurz, rasch, einfach und anspruchslos. Hin und wieder sind sehr artige Anekdoten und Sittenschilderungen eingeflochten.

Nr. 33.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 24. April 1827.

Die Leipziger Büchermesse. Ostern 1827.

Der dießjährige Osterkatalog ist nicht ganz so stark ausgefallen, als die der vorigen Jahrgänge. Er zeigt nur 2486 Werke in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache als fertig an, dazu 112 ausländische Werke, die in deutschen Buchhandlungen erschienen sind, 81 Landcharten und 24 Musikbücher. Die meisten Verlagsartikel haben dießmal folgende Handlungen: Arnold in Dresden 65, Basse in Quedlinburg 60, Franckh in Stuttgart 57, die J. G. Cotta'sche 49, Hartmann in Leipzig 44, Reimer in Berlin 40, Hennings in Gotha 33, Kollmann in Leipzig 31.

In dieser ganzen Büchermasse haben die Lehr- und Handbücher und die Zeitschriften das Uebergewicht, zum Beweise, wie sehr die deutsche Literatur immer populärer und periodischer wird. Auf allen Seiten des Katalogs begegnen uns Compendien, gemeinfaßliche Anweisungen und Journale für alle Gegenstände des Wissens. Wir zählen 48 Blätter, 33 Zeitungen, 27 Zeitschriften, 22 Bibliotheken, 20 Archive, 19 Jahrbücher, 17 Journale, 13 Magazine, 10 Annalen, 7 Repertorien, 6 Monatschriften, 5 Mittheilungen, 4 Anzeiger und noch gegen fünfzig periodische Schriften unter verschiedenen andern Titeln, und doch sind bekanntlich im Meßkatalog die meisten bloß lokalen Blätter nicht verzeichnet.

Unter den auch dießmal verhältnißmäßig sehr zahlreichen Schriften, welche die Theologie und Religion betreffen, bemerken wir nicht weniger als 31 Streitschriften, denen man ihre Bestimmung und Tendenz schon auf dem Titel ansieht. Man darf nur einige dieser Titel zusammenstellen, um einen Blick in das Gebiet des gegenwärtig wieder so rege gewordenen religiösen Kampfes zu thun. Man lese die Ueberschriften: die unveränderliche Einheit der protestantischen Kirche — über die Glaubensspaltung in der evangelischen Kirche — über Schwärmerey, christlichen Mysticismus und Proselytenmacherey — neueste Geschichte der Proselytenmacherey in Deutschland — Kunde von einem großen unsichtbaren Bunde gegen die christliche Religion und die monarchischen Staaten — der Jesuitenspiegel — geheime Geschichte eines jungen Jesuiten — Gespräch über die Wiederherstellung der Klöster in Bayern — Rechtfertigung der Beleuchtung des katholischen Glaubens — Achtung dem Katholicismus! Keine Achtung dem Romanismus! — Der erste Sieg des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens — Für und gegen den Katholicismus zur Beruhigung und Einigung der Gemüther — Apologie der neuen Theologie des evangelischen Deutschlands gegen ihren neuesten Ankläger — Vertheidigung der katholischen Kirche — Antwort auf die Schrift: wir bleiben Protestanten! — Bescheidene Bemerkung über den Brief Sr. Majestät des Königs von Preußen an die Frau Herzogin von Köthen — was hätte die Frau Herzogin ꝛc. antworten können — der verkannte und der wahre Katholik — daß man katholisch seyn müsse, um wahrer Christ zu seyn — die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der protestantischen Confession mit der katholischen Kirche. Der Verfasser der lezten Schrift nennt sich Höninghaus. Was kann er wohl für eine Möglichkeit aufgefunden haben? Uebrigens verdient hier auch eine Sammlung der neuesten im Katholiken erschienenen Schriften von Görres Erwähnung.

Im historischen Fach ist wieder viel Interessantes erschienen, wie denn das Studium der Geschichte seit den lezten Kriegszeiten ganz vorzüglich in Flor gekommen ist. Ueber ältere Geschichte finden wir dießmal: Böttigers Geschichte der Karthager, die Fortsetzung von Schlossers universalhistorischer Uebersicht der alten Welt, und neue Auflagen von Voß mythologischen Briefen und von Goldsmiths Geschichte der Griechen. Außerdem soll nächstens erscheinen: der dritte Theil von Niebuhrs römischer Geschichte und Wachsmuths hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkt des Staats. Ueber das Mittelalter erhalten wir: Kortüms Entstehungsgeschichte der freystädtischen Bünde, den zweyten Theil von Hüllmanns Geschichte des Städtewesens im Mittelalter, Klemms Attila, Spittlers Geschichte des Papstthums, Wilckes Geschichte der Tempelherrn nach neuen Quellen, Michauds Geschichte der Kreuzzüge, Bottas

Geschichte von Italien, Aschbachs Geschichte der Westgothen, Hasses Geschichte der Lombarden, Darus Geschichte von Venedig, Hottingers Fortsetzung der Schweizergeschichte von Johannes Müller, eine alte Chronik der Dithmarschen von Neocorus, Lingards Geschichte von England in zwey Uebersetzungen, Philipps Geschichte von England. Eckendahls Geschichte von Schweden, Bergmanns Magazin für Rußlands Geschichte, Bronikowskys Geschichte von Polen, Lützows Geschichte von Mecklenburg. Künftig sollen erscheinen: Hünes Geschichte von Hannover, Willemains Geschichte Gregors VII. und der fünfte Theil von Pfisters Geschichte von Schwaben. Ausgezeichnete Werke über die neuere Geschichte sind: Sidons Geschichte von Nordamerika, Duferys Revolution in Südamerika und Mexiko, Schepelers Geschichte der spanischen Revolution, eine Geschichte des Cevennenkriegs, Saint-Aulaires Geschichte der Fronde, die Fortsetzung von Thiers Geschichte der französischen Revolution, die dritte Uebersetzung von Mignets Geschichte der Revolution, Aders Geschichte des französischen Feldzugs in Aegypten, Geschichte von Neapel nach den Memoiren des Prinzen Pignatelli Strangeli. Versprochen wird: Guizots Geschichte der englischen Staatsumwälzung. Unter den Biographien und Memoiren bemerken wir: Thibeaudeau geheime Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Fortsetzung von Segurs Memoiren, die Memoiren des Robert Guillemards eingeführt durch Goethe, die Briefe des Königs Johann Sobiesky, das Leben Cosciuscos, Voltaires, des Malers David, Salieris, Wielands, des Pädagogen Salzmann ꝛc. Versprochen wird bekanntlich das Leben Napoleons von Walter Scott, ferner Ouvrards Memoiren. Unter den angeführten Werken von nichtdeutschen Verfassern sind immer Uebersetzungen zu verstehen.

Unter den politischen, juridischen und kameralistischen Schriften dürfen wir die zweyte Auflage von Says Nationalökonomie, übersezt von Morstadt, Aretin über den Standpunkt des Fiskus, Camus über den Beruf der Advokaten, Bergh und Biener über Geschworengerichte auszeichnen. Das politische Feld wird in Deutschland noch immer äußerst kümmerlich bebaut, nur in der Jurisprudenz schreiben die Romanisten vom Fach noch immer ihre unendlichen Compendien und Commentare. Doch erscheinen auch mancherley Werke, welche bestimmt sind, auch die Uneingeweihten über bürgerliche und rechtliche Verhältnisse zu belehren. So finden wir zum Beyspiel eine Schrift von Kramer über die Rechte der Schriftsteller und Verleger, worüber noch immer so abweichende Gesetze und Meynungen herrschen.

Die Natur- und Gewerbswissenschaften sind für die Literatur wieder wie gewöhnlich sehr ergiebig ausgefallen. Wir wollen indeß hier nur auf einige Reisewerke aufmerksam machen, die das Interesse unsers Publikums auf sich ziehen werden. Diese sind: Alexander von Humboldts Bericht über die naturhistorische Reise der Herrn Ehrenberg und Hemprich durch Aegypten, Arabien ꝛc., Carnes Reise nach Morea, Blanquis Reise nach Madrid ꝛc. Künftig soll erscheinen: die Reise des Prinzen Bernhard von Weimar nach Nordamerika. Auch sind wieder Gemälde der Städte Wien, Berlin, Neapel, Constantinopel, wie früher von Paris erschienen.

Die philosophische Literatur ist an neuen Werken sehr arm. Jener philosophische Taumel in den lezten Jahrzehenten des vorigen Jahrhunderts und im ersten des jetzigen ist beynahe völlig verraucht. Damals frug Alt und Jung: was hat Kant, was hat Fichte und Schelling gesagt? Jezt fragt man nur noch: was hat Napoleon, was haben die Politiker in England und Frankreich, und was hat Walter Scott gesagt? Die Politik und die Moderomane haben die Philosophie verdrängt. Unter den neuesten einheimischen oder übersezten philosophischen Werken bemerken wir: Bonstettens Philosophie der Erfahrung, Droz Anwendung der Moral auf die Politik, Bonalds Urgesetzgebung, eine zweyte Auflage von Tennemanns Geschichte der Philosophie. Versprochen werden: neue Auflagen der Hauptschriften unsers Philosophen Fries, eine Uebersetzung des Koran und Platons Republik von Schleyermacher. Auch über die sonst sehr vernachlässigte Aesthetik finden wir einige Werke: Hillebrands Aesthetik, Krauses Geschichte der Musik, das Wesen der alten Tragödie von Hinrichs, Schaffnariks Geschichte der slavischen Sprache und Literatur. Versprochen wird der dritte Band zu Forkels Geschichte der Musik. Auch wird eine Sammlung von Karl Maria von Webers Schriften verkündigt.

Die sämmtlichen Werke folgender berühmter Deutschen erscheinen in ganz neuen Auflagen: Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Geßner, Tieck, Lenz, Heinrich von Kleist, Seume, Tiedge, Woltmann, Ernst Wagner, Campe. Fortgesezt werden die sämmtlichen Werke von Jean Paul, Louise Brachmann, ferner die Uebersetzungen von Shakespeare, Walter Scott, Cooper, Washington Irving, Byron ꝛc. Neu erscheinen zwey Uebersetzungen des Boccaccio, eine des Ossian, des Lope de Vega, des Tasso, und eine zweyte Auflage des Ariost von Gries. Versprochen wird eine des Petrarca und des Sheridan. Sodann sind erschienen: die Minnesänger von v. der Hägen, mehrere Werke des Pater Abraham a Sancta Clara, Schwänke von Hans Sachs, eine neue Uebersetzung der Niebelungen von Simrok, eine neue Auswahl aus Luthers und Lessings Schriften, Klopstocks Oden wiederaufgelegt, Jean Pauls Selina oder über die Unsterblichkeit, die persischen Mährchen Tausend und ein Tag, Wilhelm Müllers lyrische Reisen und epigramma-

tische Spaziergänge. Versprochen werden: nachgelassene Aphorismen von Thümmel, die Fortsetzung von Tieck's Aufruhr in den Cevennen und eine neue Auflage von Hoffmanns Serapionsbrüdern. Unter den 220 Romanen dieses Semesters sind 58 Sammlungen von Novellen und Erzählungen. Wir treffen auf den Titeln die bekannten Namen der Frauen: Caroline Pichler, Johanna Schopenhauer, Helmina von Chezy, Fanny Tarnow, Frau von Fouqué, Amalia Schoppe, Regina Frohberg, Friederike Lohmann, Benedictine Naubert, Miß Anna Radcliffe, und die anonyme Verfasserin der Agnes von Lilien; ferner der Herren: Blumenhagen, Bronikowsky, G. Döring, Wilhelm Hauff, Schilling, Spindler, van der Velde ꝛc. Der berühmte Clauren hat sich wie der Vetter aus Bremen in Körners Lustspiel verdreyfacht und erscheint als A., als H. und als Heinrich Clauren. Unter den 50 Schauspielen ist sehr weniges, was auf den ersten Blick Erwartungen erregen könnte. Außer Uebersetzungen von Alfieri, Beaumarchais, Calderon, Moliere, Racine, Shakespeare, Scribe finden wir ältere Kotzebuiana und Müllneriana. Die besten Gaben sind wohl die Schauspiele von Platen-Hallermünde. Auch Fanny Tarnow hat sich in einem Schauspiel „die Spanier auf Fühnen" versucht.

Oeffentliche Bibliotheken.

1) In England.

Die Bibliothek des brittischen Museums enthält ungefähr 200,000 Bände. Sie ward 1755 gegründet, und 1757 verlegte König Georg die königliche Bibliothek dahin, welche durch seine Vorgänger, von Heinrich VIII. an, gesammelt war und aus 9000 gedruckten Büchern und etwa 2000 Handschriften bestand. 1762 schaffte der verstorbene König eine Sammlung Flugschriften, die von 1564 bis 1660 herausgekommen waren (32,000 Stück in 2000 Bdn.), dafür an. Der gegenwärtige König fügte dazu unlängst die von Georg III. angelegte königl. Bibliothek, worin die 1762 für 10,000 Pfund Sterling gekaufte Bibliothek des brittischen Konsuls zu Venedig, Joseph Smith, begriffen war; sie nahm seitdem durch eine jährliche Ausgabe von ungefähr 2600 Pf. und viele dem König verehrte Bücher zu, so daß sie bey ihrer Vereinigung mit der des brittischen Museums 65,000 Bände enthielt.

Die Bibliothek des Trinity College zu Cambridge enthält ungefähr 90,000 Bde., die einzelnen Fächer sind sehr vollständig; die Sammlung reich an Seltenheiten und sehr zugänglich.

Die Universitätsbibliothek zu Cambridge enthält etwa 200,000 Bde., dazu kommen immerfort neue Werke von Verdienst und die meisten Zeitschriften.

Die Bodley'sche Bibliothek zu Oxford ist eine der reichsten und schätzbarsten Sammlungen in Europa. Ihr Gründer war Sir Thomas Bodley, der zur Zeit Elisabeths an mehreren europäischen Höfen Gesandter war. Sie enthält 400,000 gedruckte Bücher, und zwischen 25,000 und 30,000 Handschriften. Die Bücher werden nicht ausgeliehen, die Benutzung ist aber sehr leicht. Ihre gegenwärtigen Einkünfte sind ungefähr 3000 Pf., außerdem bekommt sie ein Exemplar von jedem in Großbritannien gedruckten Werk. Unlängst kaufte sie zu Venedig eine Sammlung von wichtigen griechischen, lateinischen und hebräischen Handschriften, 2040 an Zahl, deren Kosten sammt der Fahrt über 6600 Pf. betragen werden. Johann Uri, ein Ungar, war über 25 Jahre beschäftigt, ihren Katalog zu verfertigen.

2) In Schottland.

Die Universitätsbibliothek zu Edinburg hat ungefähr 50,000 gedruckte Bände und einige wenige Handschriften. Die Advokatenbibliothek daselbst enthält 80,000 gedruckte Werke und 1000 Bde. Handschriften. Ihr Hauptreichthum besteht in der inländischen Geschichte, griechischen und römischen Alterthümern und der Rechtsgelehrsamkeit.

Die Universitätsbibliothek zu Glasgow hat ungefähr 30,000 Bde.; die des seligen Dr. William Hunter daselbst enthält eine Auswahl griechischer und lateinischer Bücher, worunter viele zu den ältesten Ausgaben gehören.

Die Universitätsbibliothek von St. Andrews hat ungefähr 36,000 und in King's College zu Aberdeen sind 14,000.

3) In Irland.

Die Bibliothek des Trinity College zu Dublin hat ungefähr 50,000 Bücher und 1100 hebräische, arabische, persische, griechische, lateinische, irländische und englische Handschriften von Werth.

4) In Rußland.

Die Bibliothek der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg enthält 60,000 Bde.

Die öffentliche Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, welche vor einiger Zeit über 40,000 Bde. stark war, hatte ursprünglich 2500, die Peter durch die Belagerung von Mietau in seine Gewalt bekam. Sie enthält viele diplomatische Urkunden aus der Regierung dieses Fürsten und die bedeutendste Sammlung chinesischer Werke in Europa (2800 Stück, von denen es ein genaues Verzeichniß gibt), einige japanische Handschriften, wie auch mehrere von den Mongolen und aus Thibet.

5) In Schweden.

Die Königl. Bibliothek zu Stockholm hat über 25,000 gedruckte Bücher und 5000 Handschriften.

Die Universitätsbibliothek zu Upsala soll 50,000 Bücher enthalten.

6) In Deutschland.

...... Dreyßig Städte in Deutschland besitzen in ihren öffentlichen Bibliotheken weit über drey Millionen (theils nach Werken, theils nach Bänden berechnet), ohne die akademischen und sonstige einzelne Abhandlungen, Flugschriften oder Handschriften.

7) In Polen.

Die Königl. Bibliothek zu Warschau enthält ungefähr 25,000 Bde., meist neuere Werke. Die Universität zu Krakau hat eine Bibliothek, worin 4000 Handschriften. Eine bedeutende Sammlung, Bibliothek der Republik oder Zaluski-Bibliothek ward von zwey Brüdern dieses Namens 1745 dem Publikum geschenkt, aber kein Geld zur Vergrößerung oder gehörigen Erhaltung bestimmt. Ursprünglich bestand sie aus 300,000 Bänden, worunter 52,000 Duplikate; nach dem Verkauf der letzteren und durch andere Umstände soll sie 1791 nicht über 200,000 Bände enthalten haben, und ward endlich 1795 von General Suwarow nach Petersburg geschickt, wo sie seit 1812 zur öffentlichen Benutzung offen steht.

8) In Frankreich.

... In den Departementen sind die bedeutendsten Bibliotheken die zu Lyon, 106,900; Bordeaux, 105,000; Aix 72,670; Besançon 53,000; Toulouse (zwey) 50,000; Grenoble, 42,000; Tours, 30,000; Metz, 31,000; Arras, 34,000; Le Mans, 41,000; Colmar, 30,000; Versailles, 40,000; Amiens, 40,000. Ganz Frankreich hat ungefähr 273 Bibliotheken, worin 80, deren Anzahl bekannt ist, etwa 3,345,287 Bände enthalten, wovon 1,125,347 in Paris allein (es ist hier nur von den öffentlichen Bibliotheken die Rede).

9) In Dännemark.

Die Königl. Bibliothek zu Kopenhagen soll 3 bis 400,000 gedruckte Bücher und viele Handschriften enthalten. Beym Verkauf der schönen Bibliothek von Graf Otto Thot — die sich auf 116,395 Bände belief, ungerechnet die Flug-Handschriften und Inkunabeln — erhielt sie einen Zuwachs von 50,000 Bänden, und der Graf verschrieb ihr in seinem Testamente 4154 Handschriften, sammt seiner kostbaren Sammlung von 6159 vor 1530 gedruckten Werke. 1799 erkaufte dazu die Regierung die an klassischen Werken und an Handschriften reiche Luxdorf'sche Bibliothek, nach und nach andere, und 1796 kam die des Historikers Suhm dazu, welcher seine im Laufe von 50 Jahren gesammelten Bände kurz vor seinem Tode dem Publikum zu Gebote stellte.

10) In der Schweiz.

Die öffentliche Bibliothek in Zürich enthält 25,000 Bände und einige merkwürdige Handschriften.

11) In Spanien.

Die Königl. Bibliothek zu Madrid, 1712 von Philipp V. angelegt und von den folgenden Königen vergrößert, besteht jezt aus mehr als 200,000 Bänden, ungerechnet eine Menge arabischer Handschriften von Werth. — Die von San Isidro hat 60,000 Bände. Die Bibliothek des Escurial soll ungefähr 130,000 gedruckte Bände und 4300 Handschriften enthalten, von leztern 567 griechisch, 67 hebräisch und 1800 arabisch.

12) In Italien.

Die Vatikanische Bibliothek wurde von Nicolaus IV. (Papst seit 1487) gegründet. Er versah sie mit vielen Handschriften aus Griechenland. Sixtus V. und die andern Päpste bis auf Pius VI. herab bereicherten sie. Einige ihrer größten Kostbarkeiten kamen aus der Sammlung des Churfürsten der Pfalz; den Herzog von Bayern, der ihn gefangen nahm, schenkte sie an Urban VIII. Königin Christine von Schweden hatte auch 1900 Handschriften gesammelt, nach ihrem Tode kamen sie an das Haupt der Ottobaci-Familie, nachmals Papst Alexander VIII., der sie an den Vatikan brachte. Die Anzahl der darin befindlichen Bücher ist nicht genau bekannt, die Bibliothek hat kein gedrucktes Verzeichniß: gewöhnlich schäzt man die Anzahl auf 400,000 gedruckte Bände und 50,000 Handschriften, unter lezteren sind manche von hohem Alter. Die Bibliothek hat drey Abtheilungen, die eine ist öffentlich und Jedermann wird an zwey Tagen der Woche zugelassen, eine andere ist nicht so leicht zugänglich, zur dritten gelangt Niemand ohne besondere Erlaubniß.

Außerdem hat Rom noch mehrere große Bibliotheken; die der Barberini enthält 60,000 gedruckte Bände und mehrere Tausend Handschriften. Die Colonna-Bibliothek zeichnet sich durch etwa 400 Bände Bücher und Kupferstiche aus dem fünfzehnten Jahrhundert aus, und in der des römischen Collegiums sind die Bücher und das Museum des berühmten Kircher.

Die medicinische Bibliothek zu Florenz hat über 90,000 gedruckte Bände und 3000 Handschriften von Werth. Leztere sind in einem Katalog von 11 Folianten, von Assemanni, Biscioni und Bandini beschrieben worden; 3000 gedruckte Bände aus dem 15ten Jahrhundert sind deßgleichen in 2 Folianten beschrieben. Auch in Bologna, Mailand, Mantua, Pisa und Venedig sind Bibliotheken.

Journal of Education. — United States.

Nr. 34.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 27. April 1827.

Geschichte.

Lettres inédites de Mde. de Maintenon et Mde. la Princesse des Ursins. IV Volumes. Paris. Bossange Frères. 1826.

Hinterlassene, dem Publikum übergebene Briefe ließen sich vielleicht am besten in historische und literarische eintheilen, wo neben beyden das Seelenkundliche immer seinen Platz behaupten muß, da Briefe die, wie auch motivirte, doch immer persönliche Darstellung und Ansichtsweise ihrer Verfasser enthalten. In beyden Fällen wird der Werth einer solchen Sammlung nicht durch ihren Umfang, sondern ihren Inhalt bestimmt, und welche Auswahl zu diesem Zweck zu machen sey, ist die große Aufgabe des Herausgebers. Auswahl ist aber selten die Absicht dieser Herren; so viel möglich, und alles was man habhaft werden kann, drucken zu lassen, ist ihr Augenmerk, und scheint uns noch vor Kurzem durch manche bändereiche Sammlung bewiesen, wo der Briefsteller und seine Zeit aus einem, höchstens zwey Bänden hätte erkannt werden können. Voltaire's und Rousseau's Briefe haben uns dieses Uebel schon früher bekannt gemacht — und es kehrt nach Zwischenräumen zurück; so wie wieder ein altes Schubfach entdeckt wird, erhält das Publikum neue Lettres inédites, die nichts Neues enthalten. Mir bedünkt ganz kürzlich wieder die Ankündigung einer kleinen Zahl Briefe von Rousseau, und die Briefe von Voltaire's gelehrter Freundin, der Marquise von Chatelet, gesehen zu haben. Ich halte es für eine der größten Plagen, diese Sammlungen in einem Zuge lesen zu müssen, und doch setzen sie nur unter dieser Bedingung den Leser in Stand, sich ein Bild des Verfassers daraus zusammensetzen zu können. Hätte man ihm aber nur die Hälfte, ja vielleicht nur ein Drittel der Sammlung gegeben, so wäre es gänzlich hinreichend, um dasselbe Resultat daraus zu ziehen. Mir scheinen unsere Sammler nur von zwey Rücksichten bey ihrer Arbeit geleitet zu werden: lebende Vettern und Mäcene nicht zu verletzen, und den Verblichenen so viel möglich makellos erscheinen zu lassen. Die erste Rücksicht beraubt das Publikum der anziehendsten und unterrichtendsten Briefsammlungen, weil sie aus Entsetzen vor irgend einer Unvorsichtigkeit zurückgehalten werden; die zweyte nimmt derselben alle Farbe und Charaktere. Ich habe davon seltsame Beyspiele erlebt. Ist es denn dem Herausgeber nicht begreiflich, daß der Inhalt der zurückgehaltenen Briefe, sobald er von einigem Interesse ist, dennoch bekannt werden muß, und dadurch seine Sammlung, weil diese Briefe fehlen, das Zutrauen der Leser verliert? Weiß der Herausgeber nicht, daß es nicht das erlangte Ziel, sondern das dahin führende Streben ist, was des Menschen und auch seines Helden Größe bestimmt und ihn zum Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung macht?

Bey Briefen von historischem Interesse ist die Auswahl schwerer, wie bey den literarischen, weil die erzählten Thatsachen überall zerstreut, und der Charakter des Verfassers sich im Staats- und Geschäftsinteresse weniger unbefangen ausdrückt, wie im literarischen und freundschaftlichen Briefwechsel; weßhalb der Leser Thatsachen und Charakterzüge aus dem gränzenlosen Meer von Förmlichkeiten und Geklatsch heraussuchen muß. Bey wenigen Briefsammlungen ist das wohl so sehr der Fall, wie bey den vorliegenden zwischen zwey Frauen, welche während einer langen Reihe Jahren den größten Einfluß auf zwey der mächtigsten Monarchien Europa's gehabt haben, und dieses nicht durch die Macht der Schönheit, die wir sehr gewohnt sind ihre flüchtige Herrschaft üben zu sehen, sondern durch die entgegengesetzteste Eigenthümlichkeit, ihrer selbst und ihrer Herren: Fr. von Maintenon behauptete ihre Herrschaft über den absolutesten Menschen, durch die unbegränzteste Bieg- und Schmiegsamkeit, die Prinzessin von Ursini die ihrige über einen gänzlich willenarmen Fürsten, durch unverhehlte Uebermacht des Verstandes und des Willens. Beyde waren beym Eintritt in ihre Laufbahn schon längst über die Jahre der Jugend hinweg: Fr. v. M. zählte dreyßig Jahre, als man ihr die Erziehung der Kinder des Königs und der Fr. v. Montespan übertrug. Der Zeitpunkt, wo sie Ludwig XIV. zu seiner rechtmäßigen Frau machte, fällt in ihr sechs-

zigstes Jahr *). Die Prinzessin von Ursini mußte wenigstens, wenn wir auch weiter nichts von ihrem Alter wüßten, um am spanischen Hofe zur Oberhofmeisterin ernannt zu werden, dem fünfzigsten sehr nahe seyn. Das Jugend-Schicksal der Frau von Maintenon ist bekannter, aber auch viel abenteuerlicher wie das der Frau v. Orsini, welche im Aeußern den gewöhnlichen Weg eines Fräuleins aus einer der größten Familien zurücklegte. (Sie war aus der geschichtlich berühmten Familie der La Tremouille. Der Gemahl, dem man sie, sehr jung, vermählte, war ein Römer aus einer der größten Familien, wurde unruhiger Gesinnungen beschuldigt, und hatte das Unglück, einen Mann von Stande im Zweykampf zu erlegen.) Allein wie vieles wir über Fr. v. Maintenon gelesen, ward uns doch nie ihr Charakter so deutlich, wie in dieser — freylich lästig langen — Reihe von Briefen. Sie wuchs, die arme, verlassene Waise eines, in den Religionskriegen verunglückten Edelmannes unter fremden und kaltherzigen Verwandten auf; die Nothwendigkeit steter Selbstvertheidigung gegen harte Uebermacht mußte sie früh selbstsüchtig machen, die Bemühung, Verdruß zu vermeiden, mußte ihren Verstand entwickeln, ihn aber doch zugleich gewöhnen, stets in dem Charakter der Demuth und Bescheidenheit aufzutreten. Da sie die Menschen, von denen sie abhing, weder lieben noch achten konnte, mußte Kaltherzigkeit in ihr entstehen, und somit lernte sie die Menschen behandeln und gängeln, welches bey dem Untergeordneten die Form seiner Herrschaft über den Herrn ist. Dazu bedarf der Untergeordnete keines umfassenden Verstandes, denn bey seiner anscheinend passiven Lage hat er stets Zeit zum Ablauern, Errathen und Vorbauen. Auch repräsentirt der Herr wenig vor ihm, ist also leicht durchschaut. Frau von Maintenon hat den Vortheil und die Schädlichkeit dieser untergeordneten Stellung sehr gut eingesehen, und warnt, wenn von der Erziehung des Prinzen von Asturien, oder den Schwächen eines andern Prinzen die Rede ist, vor dem nachtheiligen Einfluß der dienstbaren Umgebung. Der Zirkel, in welchem Frau von Maintenon ihre Bildung erhielt, und der die höchste Bildung zu besitzen glaubte, bedingte schon eine bestimmte Geistesbeschränkung, wegen der bis zur Verkrüppelung gesteigerten Künstlichkeit, die sein Wesen ausmachte. Sie erhielt diese Bildung in der Gesellschaft des Hôtel de Rambouillet, welche sich durch die monströse Zusammensetzung von platonischer Tugendziererey und zügelloser Unsittlichkeit, von überspannter Sinnreichigkeit und leerer Plattheit auszeichnete. Ob ich mich gleich von Seiten der Ritterzeits-Verehrer der Ketzerverfolgung aussetze, kann ich nicht umhin in der gesellschaftlichen Bildung während Ludwigs XIV. Regierung eine Aehnlichkeit mit der Blüthe der Ritterzeit zu finden. Man lebte in beyden Epochen ein doppeltes Leben, das eine im Geiste, das andere im Fleisch; in jenem ward gedichtet, gebetet, geturnirt, dieses ging unverwehrt neben jenem her, wie die unvermeidlichen sehr prosaischen Lebensverrichtungen neben dem geistvollsten Beruf. Petrark besang lebenslang seine Laura, und ließ dabey verschiedene Kinder von seinen Beyschläferinnen erziehen; die Ritter — wenn sie nicht früh für ihre Damen niedergerennt wurden — ergrauten in ihrem Dienst und übten dabey unbefangen das Herrenrecht bey den Hochzeiten ihrer Leibeigenen. Fast so doppellebig waren die zarten Damen des Hôtel de Rambouillet, wie Molière den Muth hatte, sie in seinen précieuses ridicules zu schildern. Wie Frau von Maintenon als des armen Scarrons Wittwe zur Erzieherin der Kinder der Fr. v. Montespan ernannt ward, mochte sie dem König, dem man bemüht war, stets frische und gefällige Schönen zuzuführen, mit ihren dreyßig Jahren, ihrer natürlichen Ehrbarkeit und Rambouilletischen Prüderie sehr widrig seyn; im Verlauf der Jahre spannen sich aber zwischen ihren durch strenge Schicksale entwickelten gründlichen Eigenschaften, und dem Bessern, was in dem Könige lag, immer mehr Fäden an. Und wie vieles Bessere in diesem Könige lag, sowohl in seiner Einsicht als seinem Gefühl, erfährt man in manchen Zügen aus diesen Briefen; vorzüglich findet der Leser aber überraschende Beweise davon in den zahlreichen eigenhändigen Briefen dieses Monarchen, welche der Abbé Millot in seinen Memoires des Marschalls von Noailles aufgenommen hat, ein Buch, das wir als sehr unterrichtend empfehlen. Wenn man die Gesinnungen, welche er hier in einer langen Reihe von Jahren über die Regierungs-Pflichten gegen seinen Enkel Philipp V. von Spanien und dessen Gemalin ausdrückt, mit den Vorgängen seiner Regierung vergleicht, schaudert man vor der Ohnmacht eines Selbstherrschers unter dem Willen seiner Werkzeuge. Ludwig XIV. mochte die tägliche Nähe einer streng sittlichen Person im Gegensatz seiner höfischen Umgebung eine Art von eigenem Tugendgefühl, ja von Gewissensruhe geben, um so mehr da ihre Religiosität durch Kirche und Priester so viele erreichbare

*) Ohne auf Fr. von Genlis den geringsten Verdacht werfen zu wollen, können wir nicht umhin den Leser aufmerksam zu machen, wie leicht es dieser sinnreichen Dame in einem gewissen Zeitpunkt hätte einfallen können, eine zweyte Frau von Maintenon werden zu wollen. Ihre Verhältnisse zu dem damaligen Herzog von Orleans sind bekannt, sie war Erzieherin seiner Kinder, es gab eine Parthey, die ihn wollte an die Stelle des unglücklichen Ludwig XVI. setzen; der Fürst wäre ein alter Wüstling geworden und sie eine fromme Frau. Bis sie wie Frau von Maintenon das sechszigste Jahr erreicht gehabt hätte, wäre die Gemahlin leicht gestorben, und die Geschichte hätte einen neuen Ludwig XIV. und eine neue Maintenon gesehen. Nun! der Mensch denkt und Gott lenkt. — —

D. U.

Mittel zur Tugend darbot. So lernte Fr. v. Maintenon durch lange Beobachtung und stillschweigende Nachsicht die Mittel ihrer Herrschaft kennen. Wie aber hat wohl, wie diese Briefe uns lehren, die Herrschaft in dem Grade das Joch der Knechtschaft getragen, wie bey ihr! Ihr ganzes Leben war eine stete Berechnung, des Königs Willen zuvorzukommen, ihn zu lenken oder ihm zu gehorchen. Frost, Hitze, Ermüdung, freye Luft, Eingesperrtseyn, Einsamkeit, Gesellschaft, die Obliegenheit, sich zu Geschäften brauchen zu lassen, auch die, sich ganz als eine Maschine, als ein Zimmergeräth, vor dem man frey redet, weil es nichts versteht, behandeln zu lassen, mußte sie ertragen. In ihrem siebzigsten Jahre durfte sie den Zugwind aus ihrem Zimmer nicht ausschließen, weil der König durch unmäßig genossene erhitzende Nahrung stets einen Ueberfluß an Hitze empfand; in der rauhesten Jahreszeit mußte sie aus ihrem Bette, in Versailles, sich in den Wagen packen lassen, um in Marly sich wieder in's Bett zu legen, und, bey erloschener Stimme und stets wiederkehrendem Fieber, Abende und Tage lang den abgespannten, übersatten Fürsten unterhalten. Ihre Frömmigkeit war wohl in so fern wahr, da sie in lauter Formen bestand und zum Kaufschilling ihrer Seligkeit diente; sie war für sie Gewissensberuhigung bey sehr zweydeutiger Moralität, und Mittel zur Herrschaft, da der König je länger je mehr von seinem Beichtvater abhing. So zahlreich die Nachrichten werden, welche uns aus diesem Zeitpunkt, und von dem Privatleben der Fürsten überhaupt seit einer gewissen Periode zukommen, so bleiben wir doch noch immer in Ungewißheit über den Umfang, in welchem man ihnen die Vorgänge ihrer Zeit bekannt werden läßt. Ihre Lebensweise erlaubt ihnen nicht, das Nächste um sie mit eigenen Augen zu sehen noch sich die Wahrheit durch Lektüre aus tausend Bruchstücken zusammenzuziehen; sie müssen sich meistens mit Berichten, mit einzelnen Stellen eines merkwürdigen Buches begnügen, vielseitige Berührung durch Gespräch fehlt ihnen auch, Widerspruch ermangelt ihnen ganz — wie furchtbar kann ihre Unwissenheit seyn! — Alle diese Nachtheile lasteten auch auf der Fr. v. Maintenon und mildern einen Theil ihrer Schuld. (Der Beschluß folgt.)

Geschichte.

Bruder Klaus und sein Zeitalter, oder die Lebens- und Zeitgeschichte des seligen Niklaus von Flue aus Unterwalden. Ein Bild seines Lebens und Wirkens für die Mit- und Nachwelt. Von Joseph Businger, Canonicus von Groß-Glogau in Preußisch Schlesien. Luzern bey J. M. Anich. 1827. XVIII und 148 S. 8.

Der Verfasser, welcher vor ungefähr dreyßig Jahren schon den Versuch einer Geschichte seines heimathlichen Kantons Unterwalden bekannt gemacht hatte, benutzt die ihm seither zu Theil gewordene glückliche Muse zu rühmlicher Fortsetzung vaterländischer Geschichtsforschung. Er hat vor wenigen Monaten die erste Hälfte seiner völlig umgearbeiteten und erweiterten „Geschichten des Volkes von Unterwalden ob und nid dem Wald" herausgegeben, und läßt damit gleichzeitig nun auch die Lebensgeschichte des Eremiten erscheinen, der in den Jahrbüchern seines Landes vorleuchtend glänzt, und von welchem Johannes Müller bezeugt hat: „Bruder Klaus von der Flue war, wenn je einer, ein heiliger Mann, Unterwalden aber nicht reich und Rom nicht edel genug ihn unter die kanonisirten zu bringen; doch sein Altar ist ewig in Gemüthern, die ihn fassen." Den Friedensstifter auf der Tagleistung zu Stand zwischen den erbitterten Eidgenossen verehren alle Schweizer, und ihn hat Lavater besungen; die wunderbaren Erscheinungen, welche aus allen Perioden seines Lebens erzählt und von der Legende ausgeschmückt wurden, besonders die zwanzigjährige Enthaltung der Speise, sind es, womit die früheren Lebensbeschreiber des Bruder Klaus sich in besonderer Vorliebe beschäftigt haben. Ein halbes Hundert von Schriften über ihn hat Hr. Businger verzeichnet, von denen freylich nur wenige als Quellen gelten können. Der merkwürdigsten eine und das älteste geschriebene Zeugniß, das von Bruder Klaus übrig ist, hat der Bibliothekar Hr. Ebert aus den Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek neuerlich erst in seinen Ueberlieferungen bekannt gemacht, in dem naiven Reisebericht eines deutschen Edelmanns Hans von Waldheim, welcher den Einsiedler in seiner Klause besucht hatte. Was dieser völlig glaubwürdige Bericht meldet, liefert keine Bestätigung von Wunderdingen, wohl aber mag daraus nochmals, was Johannes Müller über Niklaus von Flue geurtheilt hat, sich bekräftigt finden: „Es lag in diesem Manne ein außerordentlich inniges Gefühl für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige, durch kein Buch und so viel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott; nicht finster und weit entfernt von verachtendem Stolz. Da er keinen höheren Genuß kannte als die Betrachtung, entfremdete er sich von jeher den störenden Eindrücken sinnlicher Dinge so, daß unbegreifliche Enthaltung ihm zur Gewohnheit wurde. Nachdem er dem Vaterland und seinem Hause ein halbes Jahrhundert gelebt, zog er sich in die Einsamkeit zurück."

Aus gleichem Standpunkte, wie dieses Urtheil, ist auch die vorliegende Lebensbeschreibung verfaßt. Eine Kritik des Wundervollen wäre am unrechten Ort gewesen in einem Buche, das zunächst für die Mitlandsleute des gefeyerten Mannes geschrieben, keinen Theil seiner Glorie antasten und Niemanden sollte anstößig seyn. Der Wundertheil der Geschichte ward aber sinnig, im

Abdruck von der Legende einer bisher nur wenig bekannten Handschrift der Lebensbeschreibung angehängt.

Desto umständlicher ist gesammelt und geordnet worden, was vom öffentlichen und Privatleben des Niklaus von der Flue urkundlich oder in Ueberlieferungen aufbewahrt geblieben ist.

Länger als Einhundert Jahre, von 1556 bis 1669, dauerte die Unterhandlung der Eidgenossen mit Rom, um die Seligsprechung von Niklaus von Flue zu erhalten. Die urkundliche Erzählung aller dafür gethanen Schritte und Bitten, der Gesandtschaften, Untersuchungs-Kommissionen und nachgesuchten Verwendungen ist, um ihrer charakteristischen Züge willen, ein schätzbarer Theil des Buches, der auch mit im Anhang abgedruckten Urkunden belegt wird. Der ersten seligsprechenden Bulle folgten nun andere für Ablaßbewilligung, Errichtung von Altären u. s. w. Im Jahr 1731 verlieh Papst Clemens XII. seinem Botschafter in der Schweiz Vollmacht, die Ueberbleibsel des seligen Niklaus zu erheben, was dann im Jahr darauf auch geschehen ist, worauf der in Gestalt eines Betenden ausgeschmückte Leichnam in den gegenwärtigen Mittelaltar der Kirche zu Sachslen übertragen ward. — Ein hübsches Steindruckbild von Bruder Klaus nebst seinem gestirnten Sinnbilde ist dem Buche vorgesezt, das sich mit den Worten schließt: „Das kleine, arme beschränkte Land Unterwalden zählt in seiner vaterländischen Geschichte zwey Männer, wie keinen die übrige größere Schweiz von solcher Bedeutung in ihren Jahrbüchern aufzuweisen hat: Arnold von Winkelried in Nidwalden und Niklaus von Flue in Obwalden. Ohne jenen großmüthigen Heldentod möchte es vielleicht keinen glorreichen Tag bey Sempach gegeben haben, und ohne des lezten großen Wort auf dem Tage zu Stans würde vermuthlich das ganze Gebäude der alten, frommen, einigen Schweiz allmählig zerfallen seyn. Heil dem Volke, das solche Namen in seiner geschichtlichen Erinnerung aufzubewahren hat! Heil dem Volke, welches in der Zeit der Ruhe und des Friedens solche glänzende Bilder seiner Vergangenheit hoch ehret und deren Geist und Tugend, in Wort und That, sich jederzeit eigen zu machen und eigen zu erhalten weiß!“

Populäre Arzneykunde.

Gesundheit und Krankheit. Ein diätetisch-medicinisches Handbuch für alle Stände. Von Georg Friedrich Most, Doctor der Medicin und der Philosophie, akademischer Lehrer, praktischer Arzt ꝛc. zu Rostock. Zweyte stark vermehrte und verbesserte Ausgabe. Hannover 1827. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Seit dem Noth- und Hülfsbüchlein und Hufelands Makrobiotik sind schon viele dergleichen Lehrbücher erschienen. Sie sind gewiß für jede Haushaltung, wo der Arzt nicht immer bey der Hand seyn kann, ein dringendes Bedürfniß. Sie rathen nicht nur in der Noth, sondern machen auch auf vieles aufmerksam, was man zu beobachten hat, um der Noth vorzubeugen. Die Hauptanforderungen, die wir an ein solches populäres Handbuch machen dürfen, sind folgende. Alle seine Vorschriften müssen an sich richtig und zweckmäßig, und auf's Bestimmteste ausgedrückt seyn, damit der Rathbedürftige sich auf keine Weise täuschen könne. Es müssen rein praktische Vorschriften für bestimmte Fälle seyn, nicht allgemeines Raisonnement, wie es in Hufelands Makrobiotik so oft unnütz angebracht ist. Diese Vorschriften müssen ferner nur alle die Fälle betreffen, in welchen der Laie sich wirklich ohne Beystand des Arztes selbst helfen kann, und die dafür angegebenen Mittel müssen dem zu Folge Hausmittel seyn, oder solche, die man sich leicht verschaffen kann. Das vorliegende Buch erfüllt fast durchgängig diese Bedingungen. Es handelt in der ersten Hälfte von der Gesundheit und den Mitteln zu deren Erhaltung und Beförderung, in der zweyten von der Krankheit und deren Heilmitteln, und ist eben so reich an treffenden feinen Bemerkungen über die Ursachen der in unserer Zeit am häufigsten vorkommenden Krankheiten, als an einfachen Regeln und Mitteln. So finden wir z. B. ein Mittel wider das Kopfweh, das den wenigsten Lesern bekannt seyn dürfte, und das an Einfachheit alle andere übertrifft. „Dieses Mittel besteht darin, daß ein gesunder und starker Mensch seine linke flache Hand auf die Herzgrube des Kranken legt und seine rechte Hand von der Stirn des Kranken langsam streichend zur Herzgrube führt, alsdann diese ruhen läßt, und, indem er die linke Hand in einem abwärts gehenden Bogen wieder zur Stirn führt, mit dieser einen zweyten Strich über Gesicht und Hals macht, und so abwechselnd eine Viertelstunde fortfährt. Dieses Mittel lindert (in vielen Fällen) fast augenblicklich.“ Auch über die jezt so häufige Augenschwäche finden wir eine interessante Notiz: „Nichts ist schädlicher für die Augen, nichts führt schneller Augenschwäche und die Nothwendigkeit, Brillen zu tragen, herbey, als eine ausschweifende Lebensart in der Jugend, und kein Temperament leidet mehr an Augenschwäche, als das cholerische; denn der Zorn und der Aerger schadet gewaltig den Augen, er macht sie vor der Zeit alt und kurzsichtig. Man weiß, daß Menschen durch heftigen Aerger plötzlich blind geworden, und ich kann hier als Beyspiel anführen, daß ich unter fünfzig Personen von 30 — 40 Jahren, die alle an großer Augenschwäche leiden, zwey und vierzig gefunden, welche einen recht ärgerlichen Sinn haben.“

Nr. 35.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. Mai 1827.

Geschichte.

Lettres inédites de Mde. de Maintenon et Mde. la Princesse des Ursins. IV Volumes. Paris. Bossange Frères. 1826.

(Beschluß.)

Der vorliegende Briefwechsel der beyden Frauen ist, meines Bedünkens, sehr ungeschickt also abgetheilt, daß die ersten zwey und ein halber Band die Briefe der Fr. v. Maintenon, die lezten anderthalb Bände die der Prinzessin Ursini enthalten. Da beyde eine fortlaufende Reihe Schreiben und Antworten ausmachen, erschwert diese Trennung die Gedächtniß-Arbeit ungemein, da die Briefe beyder Frauen dem Datum nach abwechselnd an einander gereiht eine viel leichtere Uebersicht gewährt, und die ganz verschiedenen Charaktere der Verfasserinnen anziehende Gegensätze gebildet haben würden. Frau v. Maintenon erscheint immer muthlos, klagend, frömmelnd, ängstlich, förmlich, oft bitter; die Prinzessin muthig, voreilig, schmeichelnd, unmoralisch, humoristisch und satyrisch. Sie hat auch ihre fromme Floskeln, bringt sie aber ohne alle Aengstlichkeit bey ihren Betrachtungen, Geschäften oder Berichten wie Endreime an. Intriguengeist und Selbstsucht blickt aus Beyder Briefen hervor, aber ich würde die Prinzessin doch noch mehr eines warmen Gefühls fähig halten, als Fr. v. Maintenon. Auch berechnete diese ihre Lage besser, denn Ludwigs XIV. Tod endete erst ihre Herrschaft; die Prinzessin aber ward von der Höhe ihrer Macht gestürzt, und fiel, wenn auch nicht unverdient, dennoch wie der Stärkere durch den Schwächern, durch hinterlistige Ueberraschung.

Der hier vor uns liegende Briefwechsel begreift die Jahre 1705 bis 1717, zwey Jahre nach Ludwigs XIV. Tod, und in diesen lezten zwey Jahren war nur noch sehr weniger Verkehr zwischen den beyden Damen übrig geblieben. Die Natur solcher Briefsammlungen bringt es mit sich, daß viele, den beyden Briefstellenden schon bekannte Gegenstände darin berührt werden, deßwegen trifft der Leser auf jeder Seite auf Dinge, über deren Zusammenhang er keine Auskunft erhält. Bey den Hofklatschereyen, welche den größten Raum dieser Briefe, vor allen in denen der Frau v. Maintenon einnehmen, kann er sich trösten, allein da sie der politischen und Kriegsbegebenheiten, und der bey ihnen wirksamen Menschen stets erwähnen, bedarf es schon eine ziemliche Vertraulichkeit mit den Begebenheiten der Zeit, um die dahin einschlagenden Winke oder kleinen Züge zu verstehen. Da aber eben dieser Theil des Inhalts über die Ansicht Ludwigs XIV. von mancher Maßregel seiner Regierung, manchen Beweggrund seines Betragens Licht gibt, so wie über die Art, wie die beyden Briefstellerinnen die Menschen beurtheilten, die Geschäfte behandelten und ihr Zeitalter ansahen, bedauert man, daß der Herausgeber nicht in ganz kurzen Noten den Leser zurechtgewiesen hat. Außer diesen historischen Beziehungen nehmen ewig wiederholte Nachfragen und Nachrichten über die Gesundheit Ludwigs XIV. und der königl. Familie beyder Reiche einen ungebührlichen Raum ein. Dem Leser wird keine Purganz des großen Monarchen nebst ihrer Wirkung erspart, am weitläufigsten werden aber die Schwangerschaften der Königin von Spanien und der Herzogin von Burgund abgehandelt. Da man von diesen beyden Fürstinnen die Thronerben zweyer großen Reiche erwartete, so erregt ihre Hoffnung, und späterhin die beyden von ihnen gebornen Prinzen, die Eifersucht der beyden Damen. Frau v. Maintenon äußert sich oft mit einem fast beleidigenden Mitleid über die bedrängte Lage des Königs von Spanien, und mit prahlendem Hochmuth über die Geistes- und Körpervollkommenheit ihres kleinen Herzogs von Anjou — sie behandelt ihn wie einen Erbjunker und den armen Ludwig von Spanien wie seinen Cadet, eine Art Krippenreiter aus erhabenem Geschlecht. Die Prinzessin Ursini ermangelt nicht, ihren Prinzen auch herauszustreichen, aber ohne Tücke und oft mit scharfen Einfällen und drolliger Laune. Sehr komisch beklagt sie sich, daß er bey der Taufhandlung, die mit allem Pomp der spanischen Hofetikette vollzogen ward, das ganze Gesicht voller Ausschlag hatte, und tröstet sich nur damit, daß sein gewaltiges Geschrey während der Handlung dem Volk seine Gesundheit bewiesen hätte. Sie scheint

die Nothwendigkeit einer vernünftigen physischen Behandlung des Kindes sehr lebhaft eingesehen zu haben — aber leider hatte sie ein armes Geschöpf zu pflegen! Von seiner Mutter hatte er Scropheln geerbt, welche diese Fürstin in früher Jugend dahinrafften. Philipp V. hatte bey dem, der Familie Bourbon eignen persönlichen Kriegsmuth, einen schüchternen, schwankenden Charakter, einen ungebildeten, höchst trübseligen Geist, so daß er zu Zeiten, besonders in seinen reifern Jahren, lange dauernde Anfälle von stumpfer Schwermuth hatte. Alle diese Umstände werden in diesem Briefwechsel vielmehr nur angedeutet als ausgesprochen, der jungen Königin Drüsenübel ausgenommen, das fast in jedem Brief berührt wird. Die Geschichte dieser Dame verdiente eine seelenkundige Behandlung. Sie war die jüngere Schwester der Herzogin von Bourgogne, beyde Töchter des Victor Amadeus von Savoyen. Als sie nach Spanien kam, hatte sie noch nicht ihr funfzehntes Jahr erreicht, und schon im folgenden Jahr mußte sie, während Philipp V. im Lager vor Barcelona stand, die Regentschaft übernehmen — und nicht dem Namen nach, sondern sie nahm Theil an den Geschäften, gewann und übte durch Geist und weibliche Gewandtheit einen bestimmten Einfluß über die stolzen Granden im königlichen Geheimen Rath. Der Ursini Briefe enthalten viele kleine Züge, welche die nationale Eigenthümlichkeit der spanischen Großen, so wie auch des Volks, sehr lebhaft darstellen. Hoffeste, Huldigung, Tauffeyerlichkeiten, geben dazu die reichste Veranlassung. Man suchte durch das ganze Land nach Ammen für den noch ungebornen Thronerben. Mit Bekümmerniß hört der Leser, wie das Volk in jeder Provinz durch ein anderes Körperübel untüchtig gemacht wird, eine Amme zu liefern. Unter dem rüstigen Bergvolke von Biscaya verbot allgemein herrschende Krätze eine solche zu wählen. Endlich brachte man davon ein Dutzend zusammen, die alle beybehalten wurden, um, im Fall der Noth, eine die andere bey dem königlichen Säugling zu ersetzen. Diese Details wären sehr kurzweilig, wenn man sie nicht zehn Mal wiederholt, und doch lästig zerstückelt aus hundert Briefen zusammenlesen müßte.

Der endliche Eindruck, den diese Nachrichten über Spanien erregen, ist der des Erstaunens über die Aehnlichkeit seines damaligen Zustandes und seines jetzigen; die damaligen Menschen haben andern Platz gemacht, aber ihre Eigenthümlichkeiten, die Triebräder, die sie in Bewegung setzen, sind dieselben. Wirklich! näher bezeichnen möchte ich sie nicht! Die Geschichte wird es einst thun, zur Schmach des einen Theils, zum tiefen Schmerz über den andern, wie sie durch diese Briefe beyträgt, es über Philipps V. Zeiten zu thun.

Die damaligen Verhältnisse des französischen Hofs, so wie der bey ihm auftretenden Personen, sind der Mehrzahl der Leser viel besser bekannt, wie die des spanischen. Frau v. Maintenon's Briefe machen die größere Hälfte dieser Sammlung, und enthalten noch viel mehr Hof- und Privatklatscherey, wie die der Ursini. Dennoch haben sie vieles Interesse für das Charakterstudium jener Zeit. Sie geben mannigfache Züge aus Ludwigs XIV. Familienleben, von seinen Ansichten mancher seiner Unternehmungen, seinen Privaturtheilen, seinen Verhältnissen zu seinen Kindern, Höflingen und Staatsdienern. Abschreckend ist die Kälte, ja die durchschimmernde Schadenfreude, mit welcher Fr. v. Maintenon in diesen, an sie gerichteten Briefen den tiefen, überraschenden Sturz der Prinzessin von Ursini behandelt. Andere Nachrichten aus dieser Zeit beschuldigen die fromme Frau, bey diesem ganzen Briefwechsel nur ein ministerielles Werkzeug und an der harten und in den Formen ganz ungerechten Verweisung der Ursini nicht ohne Theilnahme gewesen zu seyn. Die Briefe der Prinzessin hören unmittelbar vor diesem Zeitpunkt auf, und der Leser wird diesen Umstand bedauern, da er begierig seyn muß zu erfahren, wie diese stolze, muthige Frau verdientes Unglück und nie zu entschuldigende Ungerechtigkeit zu ertragen verstanden hat. Aus ein paar Briefen der Frau von Maintenon erfahren wir, daß sie, nach ihrer Verweisung, nach Paris kam, sich dort zu vergeblichen Bitten verstand, nach sehr kalter Behandlung und nach vielen Schwierigkeiten Erlaubniß erhielt, Frau von Maintenon in St. Cyr zu besuchen. Diese drückte ihr unverholen ihre Verwunderung aus, daß sie in ihrer jetzigen Lage in St. Cyr erscheinen möchte, wo man sie ehedem in ihrem Glanze gesehen, und nach dem Besuch erwähnt sie voll Erstaunen ihre ruhige Haltung, und beklagt sich, daß sie stets nur von Andern, nicht aber von sich spreche. Bekanntlich zog sich die Prinzessin endlich nach Rom zurück, wo sie, so wie Frau v. Maintenon in St. Cyr, aber viel später, fast ohne Theilnahme einzuflößen starb.

Den Tod Ludwigs XIV., der nach der Prinzessin Verweisung stattfand, meldet Frau v. Maintenon der Prinzessin in wenigen Zeilen mit einer Gottergebenheit, die sehr kühl klingt, aber sehr großartig seyn kann. Einige nachfolgende Briefe rühmen die gottselige Ruhe und vergnügliche Annehmlichkeit, welche sie in St. Cyr, wo sie als Fürstin herrschte, genieße. Schon zwey Jahre vor ihrem Tod verstummen diese Briefe, gleichsam verhallend wie das Leben der Schreiberinn. Als Frau v. Maintenon 4 Jahre nach Ludwig XIV. starb, ward ihr Tod außer den Mauern von St. Cyr nur noch als eine Stadtneuigkeit betrachtet, allein in den, Ehre und Wohl gefährdenden

Schicksalen, die Frankreich nachher getroffen haben, wirkte vielleicht ihr Einfluß auf seine Herrscher noch nach.

Th. H.

Arabische Zeitschrift in Paris.

Zu Paris erscheinen französische, englische, deutsche, italienische, spanische Werke, zuweilen auch andere. Seit Kurzem ward bekanntlich daselbst vorgeschlagen, daß jede Schrift einige Tage vor dem Erscheinen zur Untersuchung deponirt werde, und es kann hoffentlich für jeden Zweig ein Cato gefunden werden, welcher im Stande ist, binnen kurzer Frist ein vorgelegtes Werk kritisch zu prüfen.

Da aber in derselben Stadt auch hebräische, syrische, arabische, persische, armenische, chinesische, auch in der heiligen Sanskritsprache, ja in hinterindischen Dialekten verfaßte Schriften gedruckt und lithographirt erscheinen, so könnte man einmal in Gefahr gerathen, dem Herausgeber sein eigenes Werk zur Durchsicht übersenden zu müssen. Es ist sogar eigen, daß dergleichen Arbeiten nicht den Stoff zu einem Amendement gegeben haben, denn eine in der von unserem Landsmann Lassen in der königlichen Bibliothek wieder vorgefundenen Pali-Sprache geschriebene noch so beißende Lebensbeschreibung würde in der Hauptstadt Frankreichs, wo man wie im Alterthum gewöhnlich nur seine eigene Sprache kennt, keinen vorher unaufgeklärten Kopf erhitzen.

Auf jeden Fall wird der Herrn Garcin de Tassy und Babinet in einem arabischen Prospektus angekündigte Zeitschrift: „Wissenschaftliche und industrielle Sammlung" in arabischer Sprache jeden Monat — wenn sich anders Subscribenten genug finden — ganz ungehindert erscheinen. Es ist übrigens kaum nöthig zu bemerken, daß die Zeitschrift hauptsächlich für das Morgenland bestimmt ist: sonst hätte man lieber geradezu eine neue Sprache erfinden sollen, wie der Scheich Mohyi etwa 1000 Jahre nach der Flucht Mohammeds die Balaibalan-Sprache erfand und durch seine Grammatik und sonstige Hülfswerke wohl zugänglicher machte als das Arabische, welches noch weit größere Schwierigkeiten darbietet, als das Griechische, und worin der größte Kenner in Europa, der doch ein arabisches Werk über die Heldenthaten seines Kaisers verfaßte, nach dem Urtheile kompetenter (afrikanischer) Richter keinen fehlerfreyen Brief schreiben kann. Wie gesagt, offenbar soll das Journal nicht geradezu zum Besten von Frankreich seyn; hätte es bloß gegolten, mit schwerer Arbeit zu prunken, man hätte, wie die Circassier thaten, zwischen jede Sylbe ein xi oder fi einsetzen; an jedes Wort, wie die Bewohner einer unter Ormuz im persischen Meerbusen stehenden Stadt (Seetzen berichtet es) die Sylbe la anhängen; oder, wie die Zigeuner in Spanien und Italien, jedem Worte eine andere Bedeutung geben, oder eine Zeitschrift ohne den Buchstaben r herauszugeben versuchen können. Alle diese Künsteleyen, oder ein Patois, ein Argot (das französische Rothwelsch), eine Ziffer-, Zeichen-, Logogryphenschrift wären in Frankreich eher verstanden worden als die Sprache Mohammed's und Hariri's.

Dieser weitläufigen Bemerkungen hätten wir uns enthalten, wenn die gelehrten Herrn Journalisten nicht dennoch ihre Schrift zum Theil für Europäer bestimmten, denn sie haben schon Cirkuläre an die Gelehrten des Orients geschickt, und dieselben aufgefordert, ihren Artikel über

die herrschenden Winde,	Thiere,
den Regen	Gewächse,
die Erdbeben,	Mineralien, u. dgl. m.

einzusenden. — Zur Zeitschrift werden die besten Werke und Journale Europa's benuzt werden, und man hofft um so mehr, daß die hohen Häupter der verschiedenen Staaten Asiens die Blätter in ihre Länder einlassen (sich sogar selbst abonniren) werden, da folgende unschädliche Zweige der Wissenschaft darin behandelt werden sollen:

Mathematik (worunter auch die Astronomie begriffen),	Geologie, Arzneywissenschaft,
Erdkunde,	Anatomie,
Physik,	Landbau
Chemie,	und alle nützliche
Naturwissenschaften	Künste des Friedens.

Der Zusatz: „worunter auch die Astronomie begriffen," möchte in China, Buchara und anderwärts, wo es eine astrologische Parthey gibt, aufsässige Feinde finden, und kaum könnte es Persien und der Türkey angenehm seyn, durch die Erdkunde die Kenntniß der Grenz-Gebirgspässe und schmälsten Wüsteney-Durchmesser dem mittleren Asien anvertraut zu sehen. Auch fürchten wir, daß es nicht ganz zu den nützlichen Künsten des Friedens gehöre, wenn Völkern, wo die Oberhäupter das Monopol der in der Erde vergrabenen Schätze besitzen, die Kennzeichen des metallhaltigen Bodens dargethan werden, und Leichname dürften wohl in der ersten Zeit noch weniger nach der Anatomie gebracht werden, als in England.

Verkennen wir aber das herrliche Verdienst einer Zeitschrift nicht, welche vorhat, „den durch einiger hochherzigen Häupter Bestreben erwachten Muselmännern" die Künste und Wissenschaften und „die Bildung" wiederzugeben, welche einst Europa „von ihnen" erhielt.

„In der That, als der Thron Harunerraschid's, umgeben von Gelehrten und Dichtern, mit vollem Glanze leuchtete, als Mamun und so viele andere ruhmwürdige Chalifen unter dem schönen Himmel des Orients neben des Krieges Künsten, welche den Völkern Schutz verleihen, die nicht weniger kostbaren Künste des Friedens zur Blüthe brachten, welche ihnen Aufklärung, Trost und

Ruhm geben: da war Europa, das jezt so ruhmumstrahlte Europa, gehüllt in Finsterniß, dichter, schwieriger zu zerstreuen, als die Wolken, womit seitdem der Horizont des Orients sich überzog." Des Vorzuges bemeisterten sich drauf die Europäer; jezt werden sich wieder, meynt der gelehrte Verfasser, die Morgenländer erheben. „Das Zeichen ist schon gegeben: europäisches Kriegswesen ist in einem Theile der muselmännischen Länder angenommen, mehrere unserer nützlichen Erfindungen finden Eingang. Schulen sieht man dort gleich denen in Europa, Buchdruckereyen werden angelegt, Aegypter lernen in Frankreich, Perser und Inder in England." Die Schulen für den gegenseitigen Unterricht kommen in Persien auf, seitdem man diese Art Anstalten in Frankreich nicht mehr haben will, Buchdruckereyen werden angelegt — dieß kömmt Alles der Ansicht des gelehrten Verfassers zu statten: denn die in pelasgischer Urzeit aus Asien her zu uns, mit Alexander hin, durch die Araber hergebrachte Kultur könnte eben so gut wieder nach Asien gebracht werden, und es ist bemerkenswerth, daß, während Griechenland aufblühte, die Kultur in Asien sank; daß während Alexander Mamuns Zeitalter in Asien vorbereitete, das klassische Alterthum zu Ende ging, und die Araber politisch und geistig sanken, seitdem ihre Kultur in Europa Fuß faßte. Auf jeden Fall ist es gut, daß die neuen, friedsamen Kreuzfahrer auch etwas für das Beste unsers Europens bedacht sind, und den Asiaten keine Mittheilungen über das Kriegswesen versprechen: denn die Undankbaren, einmal belehrt, könnten uns leicht den ungeschliffeneren Theil ihrer Volksmasse als eine neue Völkerwanderung zusenden, und es könnte dann wieder eine Zeit dauern, bis ein Wiederaufleben der Wissenschaft etwas Licht in die Finsterniß brächte.

Für's Erste können wir unbesorgt seyn. Die Circuläre sind noch auf dem Hinwege, rückwärts kommen die Bestellungen, — wenn anders nicht Rußland und die ostindische Kompagnie Asien gern nach ihrer Weise bilden — zu Lande nach der Türkey und Aegypten, von da aber sehr schnell an die Herrn Garcin de Tassy und Babinet — in Europa.

Geschichte.

Uebersicht der Geschichte der Jesuiten von Karl Liskenne. Aus dem Französischen übersezt mit Anmerkungen. Nebst dem Bildnisse des Grafen Montlosier. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung 1827.

Schwerlich gibt es auch nur eine einzige völlig unpartheyische Schrift über die Jesuiten, denn diese Gesellschaft hat das Eigene, daß man nothwendig immer für oder gegen sie Parthey nehmen muß. Sie war und ist durchaus polemisch, ihr ganzes Daseyn war und ist ein Kriegszustand. Seit ihrer Wiederherstellung hat sie wieder nur, wie vor ihrer Auflösung, Freunde oder Feinde, und selbst in den ein und vierzig Jahren, von 1773 bis 1814, während welcher sie nicht mehr existirte, war ihr Andenken noch zu frisch im Gemüth der Zeitgenossen, als daß man sie mit der Ruhe und Unpartheylichkeit der ächten Geschichtsforschung hätte beurtheilen können, oder die bloße Untersuchung aller der Laster, welche die Geschichte an ihr aufbewahrt hat, riß unwillkürlich zu Haß und Zorn gegen dieselbe hin.

Die vorliegende Schrift ist im höchsten Grade gegen die Jesuiten eingenommen, und reiht sich an die bekannten Arbeiten des Grafen Montlosier an. Doch hat sie das Gute, daß sie fast nur historische Thatsachen aufzählt, ohne sich in ein breites Raisonnement zu verlieren. Obgleich sie aber immer auf dem Boden der Geschichte bleibt, so ist sie doch partheyisch, denn sie zählt nur die bösen Thaten jener Gesellschaft auf. Sie führt uns durch eine ganze Gallerie von schändlichen und empörenden Gemälden, in denen alles zusammengestellt ist, was die Jesuiten uns verhaßt machen kann. Es ist nicht eine Uebersicht der Jesuitengeschichte, sondern nur eine Auswahl des Schrecklichsten und Gehässigsten aus derselben. Diese Uebersicht steht daher auch weit hinter der vortrefflichen Geschichte der Jesuiten von Wolf zurück, die schon lange in den Händen aller Deutschen ist. Nur einige wenige Thatsachen hat Herr Liskenne ausführlicher als Wolf behandelt, weil er mehr Quellen, als jener, haben konnte, und besonders Thatsachen, die später sich ereigneten, als Wolf schrieb, z. B. den Aufenthalt der Jesuiten in Rußland und ihre Vertreibung aus Petersburg und Moskau durch den Ukas Alexanders I. im Jahr 1816.

Bekanntlich prophezeihte der Jesuiten-General Franz von Borgia am Ende des sechszehnten Jahrhunderts: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns vertreiben und wie Adler werden wir uns verjüngen." Verjüngt haben sich die Jesuiten wirklich, aber von der Adlernatur ist noch nichts zu spüren. Der Adler ist ein Tagvogel und man sagt, daß er am liebsten gegen die Sonne fliege und deren Strahlen trinke. Aber wenn man auch eine Eule hinter dem Schleyer der Nacht und des heimlichen Dunkels hervorzieht, und sie in den lichten Tag hineinstellt, ist sie noch lange kein Adler.

Nr. 36.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 4. Mai 1827.

Das gerettete Berlin.

In Nr. 55 des Berliner Conversations-Blatts, das nicht nur von Willibald Alexis, sondern auch von Fr. Förster redigirt wird, liest man einen Artikel, der folgende Aufschrift trägt: „Ehrenrettung Berlins gegen den gewaltsamen Angriff des Grafen v. Platen mit der verhängnißvollen Gabel; nebst kritischen Betrachtungen über dessen neuestes Lustspiel: Die verhängnißvolle Gabel. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1826, und einem Déjeuner à la Fourchette.“ Nachdem in diesem Aufsatz die verhängnißvolle Gabel nach allen Regeln der Kunst geprüft ist, ob sie von ächtem Stahl sey, ob sie einen reinen Ton angebe und vielleicht zu einer Stimmgabel passe ꝛc., geht der Kritiker zu der Ehrenrettung über. Der Graf v. Platen hat in einigen Versen über die Berliner Sprache, über die kritische Kunst und die Scholastiker Berlins sich beklagt. Die Sprache hatte er süß und manierirt, die Kunst beduinisch, die Scholastik feil und despotisch genannt. In wie weit diese Bezeichnungen wahr und treffend seyen, kann und soll hier nicht nachgewiesen werden; nur die Art und die Gewandtheit, womit der Berliner den Ball, der ihn treffen soll, zurückzuschlagen sucht, wollen wir hier erläutern:

„Was die Sprachverderberey in Berlin betrifft, so ist's freylich in Deutschland überhaupt schwer zu sagen, wo denn eigentlich deutsch gesprochen wird; indessen denken wir ohne Anmaßung versichern zu können, daß wir die muthmaßlichen Landsleute des Verf., die von uns in jeder Hinsicht geachteten Schwaben, niemals als unsere Sprachmeister berufen werden.“ Arme Schwaben! In Berlin glaubt man, daß ihr nicht einmal deutsch schreiben könnt. Und ganz „ohne Anmaßung“ sagt der Kritiker von der Spree in seinem Conversationston: „Komm man zu mich, lieber Schwabe, ich will Dir in die reinste deutsche Sprache unterrichten.“

Wie trefflich man bey den großen Scholastikern die Logik erlernt habe, beweist der Umstand, daß man den Grafen v. Platen-Hallermünde zu einem Schwaben macht. Die „muthmaßlichen Landsleute“ dieses Dichters würden dem Berliner gewiß großen Dank wissen, könnte er ihn schon durch diesen Ausspruch zu ihrem Landsmann machen. Aber, wenn auch den Orakelsprüchen des neuen Delphos bis jetzt leider noch keine so große Kraft innewohnt, so bleibt es doch immer merkwürdig, daß man in Berlin ohne Anmaßung muthmaßt: ein Mann, der die Sprache, Kritik und Philosophie der Berliner nicht für die einzig wahre hält und dieses Urtheil in Schwaben drucken läßt — müsse ein Schwabe seyn. So müßte Tieck, weil er die Berliner Kunst und Kritik nicht für die höchste hält und dieß in Sachsen drucken ließ, ein Sachse, und Hegel müßte kein Schwabe, sondern ein Brandenburger seyn, weil er zufällig die Ehre hat, am Kupfergraben zu wohnen und in Berlin einige Schriften drucken ließ!

Auffallend und beynahe beleidigend für den großen Philosophen scheint es uns, daß der Kritiker gegen Platen's Vorwurf „despotisch feiler Scholastik“ Hegel in Schutz nehmen zu müssen glaubt. Wir geben zwar zu, daß die kleineren Berliner Scholastiker bey jedem Angriff sich mit Recht hinter dem Talar ihres Meisters verstecken; warum sie aber, wenn von „despotisch feiler Scholastik“ die Rede ist, nur um sich nicht getroffen zu fühlen, Hegel voranstellen und ihn auf eine Art vertheidigen, daß man fast glauben muß, Platen habe ihn ausschließlich gemeynt, ist schwer zu begreifen. Sehr vornehm und nach der Weise einer gewissen Societät klingt auch der Satz: Platen weiß nicht, „daß die von ihm so hart verklagten Scholastiker jenen Spuk- und Schicksals-Tragödien schon längst das Urtheil gesprochen haben.“ Wir glaubten bis heute, der Geschmack des Publikums und die gesunde Vernunft seyen es gewesen, die überall längst über Grillparzer, Müllner, u. s. w. entschieden haben; nach Nr. 56 des Berliner Conversations-Blatts sind es aber die Berliner Scholastiker, die — ihnen das Urtheil sprachen. Nachdem man die Ehre der Berliner Sprache und Berliner Philosophie gerettet hat, indem man den Vorwurf der Sprache auf Platen zurückwarf und ihn zu einem Schwaben machte,

vor die „verrufenen Scholastiker" aber Hegel als Schild und Ehrenzeichen stellte, wird nun Berlin von dem Vorwurf befreyt, daß in dem dortigen Klima nur „die Beduinische Kunst" fortkomme. Jeder wird mit uns darüber einverstanden seyn, daß Rauch, Tieck, Schadow, Wichmann, u. s. w. ehrenwerthe Künstler bleiben, sie mögen in Süden oder in Norden wohnen; daß das Brandenburger Thor nach einem schönen Vorbild aufgebaut, daß das Berliner Opernhaus ein sehr anständiges Gebäude sey; aber wer kann ein Lächeln unterdrücken, wenn er folgende Standrede des von seinen Herrlichkeiten entzückten Berliner Ehrenretters liest?

„In welcher Stadt Deutschlands ist wohl ein regerer Sinn für alle Künste und welche Stadt kann sich, wenn unsere Künstler auftreten, daneben stellen? (In Dresden, Frankfurt, München, u. s. w. findet man einen eben so regen Sinn, obgleich sie eine geringere Anzahl großer Künstlernamen zählen.) Wird etwa die Baukunst hier nicht gepflegt, wo wir ein Brandenburger Thor, ein solches Opernhaus, ein solches Schauspielhaus, ein solches Museum und — einen Schinkel dabey haben? Welche andere Stadt hat in neuester Zeit solche Statuen aufgestellt, wie die von Blücher, Bülow und Scharnhorst, durch die Rauch, Tieck und die Wichmänner sich verewigten! Welche Gemälde-Ausstellung war reicher als die Berliner? In welcher anderen Stadt werden Gluck, Händel und Mozart noch so verstanden und gefeyert wie in Berlin? (Antw. Ueberall wo man keine Ambos-Musik und keine tonangebende philosophisch-kritische Schule hat, die ihren Maaßstab sogar an die Tonleiter legt.) In welcher Stadt darf ein Theater für Goethe's Tasso und Iphigenie ein so empfängliches Publikum erwarten, wie hier? (Antw. Ueberall eher als in Berlin, wo übersetzte Vaudevilles in der Königsstadt, und im Opernhause Spontini und das Ballet einen Tasso und eine Iphigenie längst vergessen machten.) Wo gibt es für das Drama eine Stich, einen Devrient, einen Wolf? (Nirgends in Deutschland; aber wo als in Berlin ist man so kalt gerade gegen diese großen Künstler? Lasset an einem und demselben Abend Joco im Königsstädter Theater springen, lasset im Opernhause Alcidor aufführen, und wir wollen sehen, wie viele Zuhörer aus dem ganzen, großen Berlin eine Stich, ein Wolf und Devrient nach dem Schauspielhause lockt.) Und dennoch will diese verhängnißvolle Gabel der Welt es weiß machen, daß alles Geschmacklose und Manierirte von Berlin ausgegangen sey?" Es brauchte nicht erst dieser Gabel, um die Welt von dieser Wahrheit zu überzeugen; aber der Herr Kritiker hat den Grafen Platen in seinem Enthusiasmus falsch verstanden. Er sprach nicht von jenen großen und gefeyerten Namen, die ja nicht jener armen, mit einer Masse schöner Häuser, angebauten Sandsteppe, sondern Deutschland angehören, — er sprach nicht von der wahren und göttlichen Kunst, die in jedem Klima sich gleich bleibt; nein, er sprach von jenem Unding, welches alles geschmacklose, manierirte und gesuchte ausgeben ließ — von der Berliner Kunstkritik. Seine Worte lauten:

„Was geschmacklos ist, manierirt und gesucht, das ging vom süßen Berlin aus,
„Beduinische Kunst, kritisirende blos kommt fort im dasigen Klima,
„Und gesellt ist ihr in Geschwisterlichkeit despotische, feile Scholastik."

Wen meynt er nun? Einen Rauch, einen Tieck und Schadow? Eine Stich, einen Wolf und Devrient? Wann und wo waren diese kritisirend? wann und wo geschwisterlich verbunden mit despotischer Scholastik? Aber die kritisirende Kunst, die Kunstkritiker leben allerdings dort in schönster Eintracht mit der despotischen Scholastik, und es ist dieß in allen Theilen Deutschlands so bekannt, daß wir keiner Beyspiele und Citate bedürfen. Böslich wäre es von uns, wenn wir an die Spitze dieser geschmacklosen Kunstrichter und despotischen Scholastiker Hegel stellen wollten, wie es in Nr. 56 des Berliner Conv.-Blattes offenbar geschehen ist. Wir haben zu viel Ehrfurcht vor diesem Philosophen, als daß wir glauben sollten, er spiele in dem mißtönenden, ohrzerreißenden Concert, das die „Manier und den Geschmack" im Brandenburgischen und in ganz Deutschland angeben will, die erste Violine.

Aber diese kunstrichtenden Scholastiker halten gegenwärtig ihre sechs, durch einen Namen und einige Brücken verbundenen Städtchen, ihre achttausend Häuser für Deutschlands Paris, sich selbst aber für eine Art von Académie française: sie halten sich für berufen, Sprache, Styl, Geschmack, Poesie, ja selbst die Gedankenfolge in ganz Deutschland nach ihrem System und ihrer Manier zu modeln. Und das war es, was Platen sehr treffend despotische Scholastik, was er beduinische, kritisirende Kunst nannte.

Unbegreiflich ist es uns, daß Herr Wil. Merkel, der uns von seinem Eifer für das Bessere und Schönere schon so oft Beweis gegeben, der immer gezeigt hat, daß sein Streben durchaus ein anderes, als das jener kunstrichtenden, despotischen Scholastiker, sey, diesem Aufsatz, der die Ehre seiner Vaterstadt zum mindesten nicht rettet, einen Raum in seinem Blatte gönnte, und dieß zu einer Zeit, wo er (in eben derselben Nummer) seine treffliche Erzählung „meine lezte Nacht in Berlin" gibt, und in ihr jene berühmte scholastische Kritik, die aller wahren Kunst Hohn spricht, so treffend geißelt. Sollte die Schuld darin zu finden seyn, daß er nicht Dictator, sondern nur Consul ist, so müssen wir ihn und sein Blatt bedauern.

Zum Schluß geben wir noch einige Fragen in der Manier der „Ehrenrettung Berlins“: In welcher Stadt ist der Einfluß, den große Künstler und Dichter auf den Geschmack ihrer Mitbürger zu üben pflegen, so mächtig und auffallend, als in Berlin? Welches Publikum ist so allgemein gebildet, als das Berliner? Welches Publikum steht so hoch und ist so wenig abhängig von der Stimme jedes Lehrlings, der eine Kritik schreibt, als das Berliner? In welcher Stadt nimmt das Publikum ehrenwerthe und verdiente Künstler so edelmüthig gegen feile und despotische Kritiker in Schutz, als in Berlin? In welcher Stadt huldigt man den Auswüchsen und Erbärmlichkeiten der Kunst weniger, als dort? In welcher Stadt machte Joco auf zwey Theatern so ungemein Furore, als in Berlin? In welcher Stadt werden Gluck und Mozart noch so gefeyert, wie in Berlin, wo man sogar im Don Juan einen Vers zum Lobe Mozarts singt und, um recht zu genießen, den Genuß einer Mozart'schen und Gluck'schen Oper durch Alcidor und Nurmahal Monate lang unterbrechen läßt? In welcher Stadt kommt man dem Drama mit so großer Liebe und so schönem Eifer entgegen, als dort? Wo würden Wolf, Devrient, Stich höher geschätzt werden? In welcher Stadt darf das Theater für Goethe's Tasso und Iphigenie ein so empfängliches Publikum erwarten, als in jener Stadt, die „eine Säule“ in sich schließt, „an welcher sich Goethe als Epheu hinaufschlängelt“ —? In welcher Stadt herrscht in Beziehung auf Kunst eine geringere Verwirrung der Begriffe? Welche Stadt ist so glücklich, so viele, so gemäßigte, so unpartheyische, so rein vernünftige Kunstrichter in sich zu vereinigen? In welcher Stadt endlich ist Wirklichkeit und Ideal, Kunst und Natur so schön vereinigt, als vor dem herrlichen Brandenburger Thor, im — Berliner Thiergarten?

H. W — m.

Länder- und Völkerkunde.

Gegenwärtiger Kriegsschauplatz zwischen den Russen und Persern jenseits des Kaukasus, oder Beschreibung Georgiens, seinen Provinzen, seines Bodens rc. Besonders auch für deutsche Kaufleute und Fabrikanten nothwendig. Aus dem Französischen des General-Consuls von Frankreich zu Tiflis, des Ritters Gamba. Mit einer Charte. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung, 1827.

Da der Verfasser dieser Schrift sich lange Zeit als Consul in Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, aufhielt, so ist er am besten im Stande, über jenes Land Nachricht zu geben. Sein Werk klärt uns in der That über den Stand der Dinge jenseits des Kaukasus, hauptsächlich in Bezug auf den gegenwärtigen Krieg und in merkantilischer Hinsicht, vollkommen auf. Georgien ist seit 1801 russische Provinz. Der lezte Fürst von Georgien trat sein Land an den Kaiser von Rußland freywillig ab, damit es unter einem so mächtigen Schutz gegen die Einfälle der heidnischen und mohamedanischen Nachbarn besser geschüzt werden möchte. Die Georgier sind von Alters her Christen, und dieß verbindet sie mit den Russen mehr als mit den Persern, obgleich die Natur das Gegentheil zu wollen scheint, denn Georgien ist von Rußland durch die furchtbare Gebirgskette des Kaukasus geschieden, gegen Persien aber liegt es offen. Die Russen haben durch den Erwerb dieser Provinz auf doppelte Weise gewonnen. Sie können sich, nachdem sie einmal den Kaukasus überschritten und in Georgien festen Fuß gefaßt haben, von diesem offenen Land aus weiter hin gegen Süden ausbreiten. Die Grenzmauer, welche der Kaukasus bildete, ist dadurch gleichsam eingesunken. Sodann concentriren sich jezt die südasiatischen Handelswege in Tiflis. Hierhin strömen jezt zahllose Waaren, die sonst den Kaukasus nie würden überschritten haben. Schon jezt blüht Tiflis im schönsten Flor, und wird es immer mehr. Auch Europa fühlt bereits den Einfluß jenes Handelsweges. Tiflis ist das Thor, durch welches jezt die Armenier in das Innere Europa's kommen. So viel Vortheile muß Rußland aber auch mit großen Aufopferungen erkaufen. Es kann jenes offene Land hinter dem Gebirge nur durch eine starke Besatzung schützen, und diese muß beständig ergänzt werden, da sie im Kriege mit den räuberischen Nachbarn sich aufreibt. Die Russen kommen hier in dasselbe Verhältniß, wie die Römer zu der Zeit, da sie das erste Mal die Alpen überschritten und jenseits derselben die offene Provence colonisirt hatten. Mitten unter feindlichen Völkern mußten sie hier ihre Legionen gerüstet stehen lassen, bis dieselben unter dem großen Cäsar alle jene Völker unterwarfen. Man darf nur einen Blick auf die geographische Lage der neuen russischen Provinz werfen, um sich über das politische Verhältniß, in welches dadurch Rußland mit Persien gekommen ist, aufzuklären. Persien und alle südkaukasischen Völker können niemals zugeben, daß die Russen jenseits des Gebirges festen Fuß fassen, oder wenn sie sich dessen nicht erwehren können, so müssen sie warten, früher oder später das Schicksal zu erfahren, was die Gallier von der Provence aus erlitten. Wie aber damals und dort die Römer von einzelnen gallischen Stämmen unterstüzt wurden, so jezt und hier die Russen durch alle südkaukasische Christen.

Der kundige Verfasser schildert uns ausführlich die Verfassung Georgiens unter den Russen und entwirft uns unter anderem auch ein genaues Gemälde des russischen Obergenerals Yermaloff. „Er ist von einer hohen Statur und besitzt eine außerordentliche Stärke. Diese Eigenschaften haben viel zu dem Schreckenseindruck beygetragen, welchen seine Ankunft unter den Völkern des Kaukasus veranlaßte. Ganz verschieden von den Satrapen Asiens besitzt er die Gewohnheiten eines Scythen; er verschmäht den morgenländischen Luxus, reiset fast immer in einem nicht in Federn hängenden Wagen, schläft auf einem blossen Teppiche und ist bis zum Uebermaß enthaltsam. Mit diesen strengen Sitten verbindet er das ausgezeichnetste Benehmen, eine große Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, und ist ein eben so geschickter Taktiker, als ein trefflicher Gelehrter rc." Die Schilderung des schönen und reichen Landes ist sehr anziehend und belehrend. Der Verfasser nimmt besonders auf die Produkte des Landes Rücksicht und sucht die merkantilische Wichtigkeit desselben in's Licht zu setzen. Auch die Eigenheiten und Sitten der Einwohner werden geschildert. Unter die leztern haben sich auch einige deutsche Kolonisten aus Würtemberg verirrt. Sie wohnen an dem Flusse Jory in zwey Dörfern, Petersdorf und Marienfeld. Der Verfasser sagt von ihnen unter andern: „Zu Marienfeld befindet sich ein Posten von zwölf Kosacken, welche sowohl das Eigenthum der Kolonisten gegen die Einfälle der Lesger (eines kriegerischen Volkes im Kaukasus), als auch das Oberhaupt der Kolonie (einen lithauischen Edelmann) gegen die Unzufriedenheit sichern sollen, welche die Kolonisten im Anfang ihrer Niederlassung geäußert hatten. Sie wollten nicht arbeiten, und behaupteten, Rußland habe die Bedingungen nicht erfüllt, zu denen es sich gegen sie verbindlich gemacht hatte. Seit dieser Zeit betreiben sie jedoch den Ackerbau, und alles verkündet den Anfang eines glücklichen Gedeihens."

R o m a n.

1) Fray Eugenio, oder das Autodafé von 1680. Von M. Mortonval, Verfasser des neuen Tartuff. Aus dem Französischen von L. A. Magnus. Drey Theile. Leipzig bey C. H. F. Hartmann. 1827.

2) Der Pater Clemens, oder der Jesuit als Beichtvater, eine englische Novelle, deutsch nach der vierten Auflage des Originals, von Friedrich Gleich. Frankfurt a. M. bey Wilhelm Schäfer. 1826.

Der Titel dieser beyden Romane hat schon einen gewissen Beyschmack von Polemik, und der Inhalt überzeugt uns, daß wir wirklich Controverspredigten in romantischem Gewande, oder mit einem Wort Controversromane vor uns haben. Man greift das religiöse Bekehrungsgeschäft von allen Seiten an, und sucht die bittern Pillen durch allerley Ueberzuckerung einzuschwärzen. Sonst verbannte man die Romane als Teufelswerk, um christlichen Erbauungsbüchern Platz zu machen. Jezt bringt man die Erbauung selbst in Romane. Obgleich durch dieses Verfahren der Poesie nicht immer ein Dienst erwiesen werden dürfte, so erweist doch sicherlich die Poesie der Polemik einen Dienst; denn mit poetischen Farben malt man alles lebhafter und eindringlicher. Der Controversprediger will seine Behauptungen durch Beyspiele nach dem Leben erläutern, und alles glänzend ausmalen, und ehe man sich's versieht, entsteht ein historischer Roman. Seit dem ehrlichen Sebaldus Nothanker hat es schon viele solche Romane gegeben, und die meisten sind gegen den Katholicismus gerichtet gewesen. So auch die vorliegenden. Der erste stellt die spanische Inquisition, der zweyte die heimliche Proselytenmacherey der modernen Jesuiten in protestantischen Ländern in das schwärzeste Licht. Jener erzählt mehr Thatsachen, dieser entwickelt mehr Grundsätze. Jener ist aber etwas langweilig, und die wirklich guten Schilderungen darin sind unter einer nur allzu breiten Hererzählung der Hofkabalen am Hofe Karls II. untergetaucht. Der zweyte Roman ist kürzer und schweift zwar in theologische Disputationen aus, diese sind aber sehr zweckmäßig und populär. Der Verfasser schildert zwey benachbarte englische Familien von hohem Adel. Die eine ist katholisch und hat einen Jesuiten als Beichtvater im Hause. Die andere ist protestantisch. Die Kinder beyder Häuser kommen zusammen und die Bekehrungsversuche des Jesuiten erwecken bey den Protestanten erst Widerstand, dann selbst Bekehrungseifer. Der Jesuit wird vollständig besiegt, und würde sich wahrscheinlich öffentlich bekehrt haben, wenn er nicht im Gram über seine Umtriebe gestorben wäre. Diese einfache Geschichte ist aber nur der Rahmen für die Controverse. Die beyden Partheyen disputiren und correspondiren durch das ganze Buch, und die wichtigsten Beweisgründe für den einen oder andern Glauben werden anschaulich einander entgegengesezt. Daß der Katholicismus dabey etwas stiefmütterlich zu seinem Nachtheil behandelt ist, liegt in der Art solcher Partheyschriften, wenn sie sich auch die Miene unpartheyischer Dichtung geben; und wir wissen kaum, ob wir dem Verfasser einen Vorwurf daraus machen können, da in religiösen Dingen alles Parthey ist.

Nr. 37.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. Mai 1827.

Epische Dichtkunst.

Die Frithiofs-Sage von Esaias Tegnér, Bischof von Werid. Aus dem Schwedischen übersezt von Amalie von Helvig, geborne Freyin von Imhof. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Seit 1820 erschienen in der Stockholmer Zeitschrift Iduna einzelne Bruchstücke des schwedischen Originals, und 1825 erschien es zum ersten Mal vollständig unter dem Titel: *Frithiofs Saga af Esaias Tegnér. Stockholm. Tryckt hos Direct. H. A. Nordström. 1825.* Seit 1822 erschienen auch schon im Morgenblatt deutsche Uebersetzungen der ersten Bruchstücke, von Frau Amalie von Helvig und von Herrn von Souhr. Die erste vollständige deutsche Uebersetzung war die von Ludolf Schley, Upsala, 1826; die zweyte die von Mohnicke, Stralsund, 1826; die dritte die vorliegende.

Diese dreyfache Uebersetzung beweist schon, für wie werthvoll das schwedische Gedicht zu achten ist, und wer es erst kennt, findet sich davon bezaubert. Unter den drey Uebersetzungen ist die erste von Schley auch die geringste. Die zweyte von Mohnicke ist schäzbar, hat aber in Vergleich mit der dritten große Härten. Die leztere von Frau Amalie von Helvig ist nicht nur unter den dreyen die beste, sondern auch überhaupt ein Muster schöner Uebersetzung. Sie sucht an Klarheit und Lieblichkeit ihres Gleichen. Zur Probe dürfen wir nur gleich den Anfang des Gedichts hersetzen:

Es wuchsen einst auf Hildings Gut
Zwey Pflanzen unter treuer Huth.
Schön, wie sie nie dem Nord erschienen:
Sie wuchsen herrlich auf im Grünen.

Gleich einer Eiche schoß empor
Die eine, schlanker als ein Rohr;
Wie strebend sich die Kron entfaltet,
Gleicht sie dem Helme kühn gestaltet.

Der Rose hold die andre glich,
Wenn kurz der Winter nur entwich,
Und Frühling, dem die Ros' entkeimet,
Noch in der Knospe liegt und träumet.

Doch wenn durch's Land die Stürme wehn,
Wird man die Eiche kämpfen sehn;
Und bey der Lenzluft wärmerm Glühen
Erschlossen, wird die Ros' erblühen.

So wuchsen sie im Kindertraum,
Und Frithiof war der junge Baum;
Es blüht die Blume süß und linde
In Ingeborg, dem Königskinde.

Die übrigens recht gute Uebersetzung des Herrn Mohnicke klingt gegen die vorliegende doch um vieles steifer und härter, wie man aus Folgendem ersieht:

Es wuchsen einst auf Hildings Gut
Zwo Pflanzen unter treuer Huth;
Zwo schön're nie im Nord erschienen,
Sie wuchsen herrlich auf im Grünen.

Aufschoß die eine, wie die Eich',
Es ist ihr Stamm der Lanze gleich;
Die Krone, zitternd in den Winden,
Sieht man wie Helmgewölb sich ründen.

Die andre glich der Rose zart
Wann eben floh der Winter hart,
Doch Lenz, die Rose hüllend, säumet,
Noch in der Knospe liegt und träumet.

Doch Sturm wird einst die Erd' umgehn,
Mit ihm die Eich' im Kampfe stehn,
Lenzsonne wird am Himmel glühen,
Dann roth der Rose Lippen blühen.

In Freud' und Spiel sie wuchsen gleich,
Und Frithiof war die junge Eich;
Das Röslein in dem grünen Thale
Schön Ingeborg es nannten Alle.

Hier liegt schon in den Reimen Eich' und gleich, Winden und ründen, zart und hart, Thale und Alle eine große Härte, und das Ganze ist nicht so geschmeidig und lieblich, auch nicht so klar, wie in der Uebersetzung der Frau von Helvig, der man es gar nicht ansieht, daß es eine Uebersetzung ist.

Das Gedicht selbst ist von außerordentlicher Schönheit, ja wir kennen kaum ein neueres Epos, das mit ihm verglichen werden könnte. Es vereinigt die Kraft und Tiefe einer ächten alten Nordlandssage mit der Lieblichkeit und dem ausgebildeten Geschmack der neuern Dichtkunst. Fouqué und Walter Scott haben ähnliche

Bearbeitungen alter Sagenstoffe versucht, aber es ist ihnen nicht gelungen, so ganz den Zauber des alterthümlichen Tones zu treffen. Am meisten Aehnlichkeit hat das Gedicht mit dem Cid, dem es auch die Romanzenform entlehnt zu haben scheint, und mit dem Tristan, dem es in der zarten Behandlung der Liebe und auch einigermaßen im Inhalt gleichkommt; denn wie Tristans Geliebte die Gattin eines Andern ist, so auch die Geliebte Frithiof's. Wir erlauben uns, einen kurzen Auszug des Inhalts zu geben. Das Ganze ist aus einer alten norwegischen Sage gleiches Namens geschöpft, wobey noch einige andere Sagen von dem Dichter benuzt worden sind. Die Geschichte spielt in Norwegen um das das Jahr 700 nach Christo. Die Könige, die in dem Gedichte vorkommen, sind sämmtlich kleine Gaukönige, unter welche Norwegen vertheilt war, bevor Harald Schönhaar das ganze Land unter seinen Scepter brachte. Das Gedicht enthält vier und zwanzig Lieder oder Romanzen, in denen, wie im spanischen Cid, die Geschichte gleichsam in einer Reihe von Bildern dargestellt wird. Das erste Lied, Frithiof und Ingeborg, gibt uns ein einfaches und reizendes Bild des Paares, dessen Geschichte uns beschäftigen soll. Ohne Umschweif werden wir sogleich in das Hauptinteresse der Dichtung eingeführt, und diese anspruchlose, recht alterthümliche Einfachheit sticht sehr glänzend gegen die kunstreichen und verwickelten Eingänge in andern epischen Dichtungen ab. Wir erfahren in diesem Liede nur, daß die beyden Kinder nach nordischer Sitte vom elterlichen Hause fern bey einem treuen Pfleger erzogen worden seyen, und ihr Bild wird uns in der lieblichsten Zartheit ausgemalt. Das zweyte Lied, König Bele und Thorsten Wikingssohn, ist das Gegenbild zum ersten. Hier treten nämlich die Väter des jungen Paares auf, der mächtige König Bele, Ingeborgs Vater, und der ärmere Thorsten, Frithiof's Vater. Beyde sind Greise und weihen sich nach nordischer Sitte dem Tode. Bele theilt sein Reich unter seine Söhne Helge und Halfdan. Thorsten übergibt sein Gut Frithiof. Beyde geben ihren Söhnen ernste und weise Lehren auf den Lebensweg. Von hoher Schönheit ist Thorsten's Rede:

Zuerst verehr' die Götter; Mäh' und Gedeihn,
Vom Himmel kommt's, gleich Stürmen und Sonnenschein;
Sie schau'n in Herzens Tiefen, und büßend duldet
Das Leben, was die Stunde, die flücht'ge schuldet.

Gehorch dem König! Einem gehört die Macht;
Der Tag hat ein Licht, tausend die düstere Nacht.
Läßt doch der Beß're willig den Besten walten;
Denn an dem Schwerdt auch braucht man den Griff zum Halten.

Kraft ist der Götter Gabe, doch nicht Gewinn
Bringt sie dem Eigner, mangelt ihm kluger Sinn.
Der Bär hat zwölf Mann's Kräfte, den einer fället;
Schild ist vor's Schwerdt, vor Willkür Gesez gestellet.

Den Stolzen fürchten wen'ge, ihn hassen all',
Und Uebermuth, o Frithiof, erzeugt den Fall.
Hoch sah ich manchen fliegen, jezt an der Krücke;
Denn was den Saaten Wetter, ist Wind dem Glücke.

Den Tag sollst du nicht loben, bevor es Nacht;
Nicht Meth, eh' er getrunken, Rath' eh' er vollbracht.
Auf mancherley verläßt sich leichtgläub'ge Jugend,
Doch prüft der Streit das Schwerdt nur, und Noth die Tugend.

Nicht trau' einnächt'gem Eise, dem Lenzschnee nicht;
Noch dem, was kniegewieget, das Mägdlein spricht;
Denn ihres Sinnes Schweifen kann Treu nicht zügeln,
Und Wankelmuth wohnt unter den Lilienhügeln.

Du selber stirbst, es schwindet, was Muth erwirbt. —
Doch eines weiß ich, Frithiof, das nimmer stirbt:
Das ist des Todten Nachruhm durch die Geschlechte —
Drum wolle nur, was edel, thu' nur das Rechte.

Das dritte Lied „Frithiof nimmt sein väterliches Erbe in Besiz" enthält wieder große Schönheiten, indem es uns jenes nordische Erbe genau so umständlich und lebendig beschreibt, wie Homer das Haus des Odysseus, oder wie Voß die ländliche Wirthschaft in Grünau. Auch hat der Verfasser hier in Hexametern gedichtet, was die Aehnlichkeit noch sprechender macht. Diese antike Versart stört allerdings die Harmonie des Ganzen in seiner äußeren Form, da sie sich mit dem nordischen Versmaß nicht wohl verträgt. Der Inhalt aber paßt vollkommen zum Ganzen, und wir sehen mehr auf das Bild, als auf den Rahmen. Im vierten Liede, wie Frithiof freit, sehen wir den jungen Helden zu Helges Hofe fahren, und um dessen Schwester Ingeborg freyen; aber der neue König verweigert sie dem geringen Jüngling. Da zürnt Frithiof:

Hell glänzte die Klinge im Sonnenstrahl,
Roth flammten die Runen auf blankem Stahl;
Du Angurwadel,
Du bist doch, ruft Frithiof, von altem Adel!

Und wär mir nicht heilig der Hügel hier,
Das tückische Haupt gleich spaltet' ich dir,
Sollst doch erfahren
Vor meinem Schwerdte dich nächst zu wahren.

Im fünften Liede, König Ring, führt uns der Dichter ein neues Bild vor.

Und den Goldstuhl vom Tische rückt König Ring fort;
Skald und Kämpen im Kreise
Stehn auf, zu vernehmen des Königs Wort,
Berühmt im Nord,
Der wie Baldur so fromm, und gleich Mimer so weise.

Dieser berühmte nordische König beschließt, um die schöne Ingeborg zu freyen, ob er gleich schon alt ist. Aber Helge und Halfdan verweigern auch ihm die Schwester, und der leztere spottet über sein Alter. Da rüstet Ring sich zur Rache. Das sechste Lied, Frithiof spielt Schach, zeigt uns den jungen Helden daheim beym Schachbrett. Helges Bote kommt und bittet ihn, mit

gegen Ring in's Feld zu ziehn. Doch Frithiof schlägt es aus. Das siebente Lied, **Frithiof's Glück**, führt uns in Baldur's Tempel ein, wo Ingeborg aufbewahrt wird. Frithiof hat ihren Aufenthalt erfahren und dringt heimlich zu ihr. Hier genießen sie die süße Lust verbotener Liebe. Ingeborg bangt vor dem Zorn des Gottes, dessen Heiligthum sie durch ihre Liebe zu entweihen fürchtet, doch Baldur ist ein Freund der Liebenden. Das achte Lied, **der Abschied**, ist ein's der längsten und schönsten. Frithiof erzählt seiner Geliebten, daß ihm Helge zum zweyten Mal eine abschlägige Antwort gegeben, und ihn als einen Störer des Tempelfriedens mit Verbannung oder Tod bedroht. Statt dieser Strafe sey ihm aber der Auftrag geworden, von dem wilden Aganthyr auf den westlichen Inseln den rückständigen Tribut einzutreiben. Vergebens beschwört er Ingeborg bey seiner Liebe, ihm zu folgen. Sie aber will die Liebe nicht durch ihre Ehre erkaufen.

Beles Tochter
Stiehlt nicht ihr Glück sich, läg' es noch so nahe.
Was wär das Weib, riß eigenmächtig sie
Sich von den Banden los, womit Allvater
Ihr schwaches Wesen an den Starken knüpfte? —
Der bleichen Wasserlilie gleichet sie,
Die mit der Woge steigt und mit ihr sinket:
Des Schiffers Kiel geht über sie dahin,
Merkt nicht, daß er den Stengel ihr durchschnitt.
Das ist nun ihr Geschick; jedoch so lange
Die Wurzel fest im tiefen Sande hängt,
Behält sie Werth und Daseyn, leiht die Farben
Von ihren bleichen Brüdern sich, den Sternen,
Auf blauer Tiefe schwimmend, selbst ein Stern;
Reißt sie jedoch sich los — dann treibet sie,
Ein welkend Blatt, umher auf öder Fluth.

Das neunte Lied enthält **Ingeborgs Klage**, nachdem Frithiof sie verlassen. Das zehnte zeigt uns **Frithiof auf dem Meere**. Schrecklich wüthet der nordische Sturm, doch Frithiof kämpft unerschüttert mit dem wilden Element, und entgeht glücklich dem Tode. Im eilften Liede erscheint **Frithiof bey Aganthyr**. Dieser sizt eben mit seinen Mannen bey'm Festmahl. Im Wettkampf bewährt Frithiof seine Heldenkraft, und Aganthyr wird von solcher Achtung gegen ihn erfüllt, daß er das schuldige Gold ihm freywillig einhändigt. Das zwölfte Lied schildert **Frithiof's Rückkehr**.

Süß ist's dem Segler, vom fernen Lande
Den Kiel zu wenden zum Heimathstrande,
Wo Rauch vom Herde, dem eignen, steigt,
Und Wohlbekanntes dem Blick sich zeigt;
Der Kindheit Spielpläz' im Quell sich spiegeln —
Die Väter schlummern in grünen Hügeln,
Und wo voll Sehnsucht die treue Braut
Von hoher Klippe zum Meere schaut.

Aber König Ring war unterdessen in's Land gefallen, hatte Helge besiegt und ihn gezwungen, ihm Ingeborg zur Gemahlin zu geben. Sie fügte sich in ihr Schicksal.

Ein Opfer bin ich, sprach sie gelassen,
Für Bele's Lande; geschmückt mit blassem
Schneeblumenkranze und Wintergrün
Sieht man das Opfer des Friedens ziehn.
Voran der Skalde mit düsterm Gange;
Auf schwarzem Roß saß mit bleicher Wange
Die Braut.

Im dreyzehnten Liede, **Baldur's Tempelbrand**, übt Frithiof grimmige Rache. Er dringt zu König Helge in den Tempel, und wirft ihm das Gold Aganthyr's an den Kopf, daß er blutend zurücktaumelt. Helge hatte Frithiof's Armring, den dieser seiner Ingeborg geschenkt, dem Mädchen wieder geraubt und damit das Bild Baldur's geschmückt. Frithiof will das Kleinod wieder losreißen, reißt aber das Bild des Gottes selbst um, daß es in das Opferfeuer stürzt und bald den ganzen Tempel in Flammen sezt. Das vierzehnte Lied zeigt uns daher **Frithiof landflüchtig**, als Tempelzerstörer. Er wirft sich wieder auf's Meer, und hier gibt er seinen kühnen Gesellen das berühmte Seegesetz der Wikinger. Es wird im fünfzehnten Liede, **Wikinger Recht**, ausführlich verzeichnet, und ist der Triumph nordischer Heldenkraft und Tollkühnheit. Unter andern soll der Wikinger stets nur unter freyem Himmel und mit dem Schwerdt in der Hand schlafen, beym Sturm auf der See den Winden zum Trotz alle Segel aufspannen, keinen andern Sold als Wunden nehmen ꝛc. Alles dieß ist der alten Sage wörtlich getreu. Im sechszehnten Liede, **Frithiof und Biörn**, entschließt sich der Held im Gespräch mit seinem getreuen Gefährten Biörn, König Ring aufzusuchen. Im siebzehnten **kommt Frithiof zu König Ring**, als ein armer Greis verkleidet. Da er aber von des Hauses Dienern verspottet wird, packt er den Einen und verräth seine Stärke. Der kluge König Ring befiehlt ihm, sich zu offenbaren.

Und schon vom Haupt des Gastes abfällt die Bärenhaut,
Daß jeder statt des Greises den schönsten Jüngling schaut;
Hell von der off'nen Stirne, um breite Schultern rollt
Die Fülle lichter Locken gleich einer Fluth von Gold.

Da zeigt Gewand und Mantel des blauen Sammtes Pracht,
Der Gürtel handbreit Silber, drauf kunstreich angebracht
Des Waldes wilde Thiere, die jagten lustiglich
Rund um des Helden Mitte, im Kampfe tummelnd, sich.

Und Wucht der goldnen Ringe ziert ihm den Arm so reich,
Zur Seit' ihm hing sein Schlachtschwerdt, gestähltem Blitze gleich,
Der Blick so heldenruhig der Gäste Reih' durchflog,
Schön stand er da, wie Baldur, wie Thor, so kühn und hoch.

Da steigt in bleiche Wangen der holden Frau das Blut;
So färbet Schneegefilde des Nordlicht's Purpurglut.
Und wie zwey Wasserlilien, wenn hoch die Wellen gehn,
Sich schaukeln auf den Fluthen, ihr Busen war zu sehn. —

Der König befiehlt ihn gastlich zu ehren, und Ingeborg muß ihm den Becher reichen.

Da nahm die schöne Herrin das Horn, so vor ihr stand,
Von Ures Stirn gebrochen, umfaßt von goldnem Rand,
Auf blanken Silberfüßen, mit Bildern wunderbar
Und Runenschrift bedeutsam es rings gezieret war.

Und wie gesenkten Blickes, sie zitternd es ihm bot,
Schwankt das Gefäß und nezet die Finger purpurroth;
Wie Abendröthe säumet der Lilienblätter Rand,
So brannten dunkle Tropfen ihr auf der weißen Hand.

Das achtzehnte Lied schildert **die Eisfahrt**, die König Ring mit Ingeborg und Frithiof unternahm. Ingeborg's Schlitten bricht ein, Frithiof aber rettet sie mit starker Hand. Das neunzehnte Lied enthält **Frithiof's Versuchung**. König Ring hat troz Frithiof's Verstellung sogleich gemerkt, wer er sey, und will seine Redlichkeit prüfen. Er stellt sich, während er mit Frithiof einsam im Walde auf der Jagd ist, als ob er unter einem Baum eingeschlafen sey, so daß Frithiof keine bessere Gelegenheit finden kann, ihn zu ermorden. Doch der Jüngling widersteht der Versuchung. Da freut sich der Greis und spricht:

Siehst du! Alt bin ich geworden, steige bald in Hügel ein:
Nimm mein Reich dann, mein Gemahl nimm, Jüngling, die von Anfang Dein,
Sey mein Sohn indeß und zeche mit mit fröhlich, wie vorher.

Doch Frithiof entgegnet:

Meine Braut nur wollt' ich schauen — einmal, ach, zum lezten Mal! —
Weh, und halbgelöschte Flammen zündet' ich zu neuer Qual.
Schon zu lang' in deiner Halle weilt' ich — zeche dort nicht mehr;
Unversöhnter Götter Zürnen ruht auf meinem Haupte schwer:
Baldur mit den hellen Locken, er, der alle Wesen liebt,
Haßt nur mich, den er dem Elend, der Verbannung übergibt.

Die beyden folgenden Lieder, **König Ring's Tod** und **Ring's Drapa** schildern den sanften Tod und die Beerdigung des guten Königs; darauf das zwey und zwanzigste Lied **die Königswahl**. Das Volk wählt Ring's jungen Sohn zum König, und Frithiof soll ihm zur Seite stehen, ihm wollen sie die Wittwe vermählen. Doch Gott Baldur zürnt noch. Nur von ihm kann Frithiof die Braut empfangen. Trost suchend steht im drey und zwanzigsten Liede **Frithiof auf seines Vaters Hügel**, und hier sieht er in einem himmlischen Gesicht an der Stelle des zerstörten Tempels einen neuen emporsteigen. Sogleich trifft er Anstalt, dieß Gesicht wahr zu machen, und als der Tempelbau vollendet ist, erfolgt im vier und zwanzigsten und lezten Liede **die Versöhnung**. Frithiof wird von seiner Schuld losgesprochen und auch Helges Tod gesühnt. Halfdan gibt ihm die Schwester.

Und langgeschiedene Hände schlingen nun vereint
Den kräft'gen Handschlag, treufest, wie der Felsengrund.
Da löst den Bann der Priester alsobald, der schwer
Auf lang verfehmtem, auf friedlosem Mann noch lag.
Und als er weggenommen von des Helden Haupt,
Das frey sich hob, da plözlich eintrat Ingeborg,
Im Brautschmuck leuchtend, stolz umwallt vom Hermelin
Des Königsmantels; Dienerinnen um sie her,
Wie um den Mond die Sterne an des Himmels Zelt,
Mit Zähren in den schönen Augen sank sie hin
An ihres Bruders Busen, doch er legt gerührt
Die theure Schwester sanft an Frithiof's treue Brust,
Und am Altar des Gottes reichte sie die Hand
Dem theuren Freund der Jugend, dem Geliebtesten. — —

Literärgeschichte.

De l'influence de nos poètes sur la langue française; par Emile Mazens. Paris 1826.

Eine Provincial-Akademie warf vor einigen Jahren die Preisfrage auf: Verdankt die französische Sprache den Dichtern oder den Prosaikern ihre Ausbildung und Vervollkommnung? — Der Verfasser gehört zu der alten klassischen Parthey in Frankreich, die sich der neuern romantischen Parthey heftig entgegensezt, und die zugleich neben dem vergötterten Paris nichts anerkennt, was in den Provinzen hin und wieder erstrebt wird. Sehr ungerecht sind seine hämischen Blicke auf die provencalische Poesie, deren romantischem Geiste die neueste französische Dichtkunst sich wieder genähert hat. Dieß ist aber nicht von einem verblendeten Franzosen zu verwundern, der in dem Siècle de Louis XIV. den Höhenpunkt aller Literatur sieht. Er hätte sich die Mühe sparen können, über das Alter der Poesie überhaupt zu präludiren. Was ist nun der langen Rede kurzer Sinn? Die Sprache der Einbildungskraft verdankt den Dichtern am meisten: die Sprache des Verstandes und des Urtheils aber ist mehr das Werk der Prosaisten. Nach ihm wurde die Sprache zuerst wieder durch die Poesie gehoben und der Verachtung entzogen, die auf ihr lastete. Nachdem der Verf. den Anfang der französischen Literatur etwas seicht besprochen, geht er zu Marot und Montaigne über, von dem er glücklicherweise Gutes sagt und mit Voltaire, zwar nicht seine Sprache, wohl aber seine Einbildungskraft zurückwünscht. Sehr mit Unrecht vergißt er Calvin, den man unstreitig als den ersten Prosaisten seiner Zeit ansehen kann. Die Klassiker aus dem Siècle de Louis XIV: Corneille, Racine, Boileau (!), Fenelon, Pascal setzen ihn in gebührendes Entzücken. Auf die Aera der schönen Wissenschaften folgt, nach ihm, die Aera der Philosophie. An die Stelle von Fenelons und Bossuets Grazie tritt der lebenvolle correkte Styl von Montesquieu und die glühende farbenvolle Prosa Rousseau's. Der Verf. meynt, als die schönen Wissenschaften gesunken wären, hätte sich doch die Poesie oben erhalten, und ihr verdanke die Sprache ihre bleibende Reinheit und Schönheit. Er meynt aber nur die Poesie Voltaire's. Die neueste französische Dichterschule wird keines Worts gewürdigt. Was soll man von dergleichen Literatoren denken?

Nr. 38.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 11. Mai 1827.

Neugriechische Literatur.

Wenn schon vor der gegenwärtigen griechischen Revolution, also bis zum Jahre 1821, das nie ganz unterdrückte Streben der Neugriechen nach wissenschaftlicher Ausbildung nicht ohne, zum Theil einflußreichen, Erfolg, auch troz so mancher gewaltig hemmenden Hindernisse von Innen und Außen, geblieben ist; so wird, wenn der Ausgang des Kampfes dem Zwecke entspricht und ein freyes bürgerliches Leben über Griechenland sich verbreitet, auch Kunst und Wissenschaft in ihrer frühen Wiege von Neuem und kräftiger sich regen. Bürgen doch dafür zum Theil die, wenn gleich gegen früher nur in geringer Anzahl, auf einzelnen Universitäten Europa's studirenden griechischen Jünglinge, die, wie viele andere Griechen, welche vor längerer Zeit schon gebildet wurden, Kunst und Wissenschaft, überhaupt die Früchte der Civilisation, in ihr Vaterland bringen werden! — Und wie jener Kampf und die Ausdauer, mit welcher die Griechen ihn kämpften, ihre Thaten, ihre Tugenden und das Unglück, so sie gethan, gezeigt und — erlitten haben, ein reinmenschliches Interesse für Griechenland in den Völkern erregt hat, so ist auch hier und da, besonders auch in Deutschland, der Sinn und das Interesse für die Sprache und die wissenschaftlichen Bemühungen der Neugriechen lebendig geworden, und nur allgemeiner wird jener Sinn und jenes Interesse werden, wenn erst politisches und wissenschaftliches Leben das freye Griechenland von Neuem durchdringt. Besonders im nahen Frankreich ist die neugriechische Literatur nie ganz, und auch während der lezten Jahre nicht, aus dem Buchhandel ausgeschlossen gewesen; und wie mancher gelehrte Grieche dort eine Zuflucht gefunden hat, so ist da auch Manches zur Beförderung, wie der altgriechischen Literatur, so der Kultur der Neugriechen, von Griechen im Drucke erschienen, sey es nun, daß Griechen selbst das Unternehmen unterstüzt, oder französische Buchhändler (wie Didot, Eberhard) der Wissenschaft und dem Interesse für das erwachende Griechenland ein Opfer gebracht haben. Ref. hat ganz kürzlich einige dieser neugriechischen Bücher (keineswegs alle, die in der lezten Zeit erschienen sind) aus Paris empfangen, und er glaubt, besonders da sie in Deutschland selten seyn mögen, daß es nicht ohne Interesse seyn dürfte, zum Beweise, was von einzelnen Griechen außer Griechenland für ihr Vaterland und für die Wissenschaft in den lezten Jahren geschehen, Einiges über dieselben hier kurz mitzutheilen. Könnte es doch das Interesse an den wissenschaftlichen Strebungen der Neugriechen noch vermehren und erhöhen! —

Aus dem Jahre 1823 liegen mir vor:

1) Ἡ ἐπιστημη του καλου Ριχαρδου συντεθεισα ὑπο του Φραγκλινου. 1823. bey Didot in Paris. kl. 8. 81 S.

2) Ὁ Ἀλεξις της Φιλελληνος χηρας Βυττεμβαχίου. 1823. bey Didot. 8. id. und 74.

Aus dem Jahre 1824:

3) Ἡ Λυρα. Ὠδαι Ἀ. Καλβου Ἰωαννιδου του Ζακυνθιου. 1824. Genf, bey Guil. Fick. kl. 8. 153 S.

4) I. E. Βερναρδινου Σαιμπιεῤῥου τα κατα Παυλον και Βιργινιαν. 1824. bey Didot in Paris. kl. 8. 206 S.

Aus dem Jahre 1825:

5) I. E. Βερναρδινου Σαιπιεῤῥου Ἠθικα διηγηματα τρια. 1825. bey Didot in Paris. kl. 8. MΔ und 125.

6) Δοκιμιον περι των προσωπικων ἀσφαλειων, τας ὁποιας ἀπαιτει ἡ σημερινη κατασταεις της πολιτικης κοινωνιας, γραμμενον ἐις γαλλικην γλωσσαν ἀπο τον Π. Κ. Φ. Δαυνου. 1825. bey Didot. 8. ΙΔ und 241.

Aus dem Jahre 1826:

7) Καλβου και Χρησοπουλου Λυρικα. 1826. Paris bey Jules Renouard. kl. 8. XII und 251.

Nr. 1. ist eine Uebersetzung der Schrift Franklin's: „Die Weisheit des guten Richard,“ der auf fünf und zwanzig Seiten das neugriechisch geschriebene Leben Frank-

lin's voransteht. Wahrscheinlich ist dasselbe von dem Uebersetzer, als welcher der Chiot Phurnarakis genannt wird: er selbst nennt sich hier nur: Φ. Φ. Das Ganze hat er: „Εις τους ευεργετας και συμπατριωτας Χίους" gewidmet. Auch befindet sich voran ein Bildniß Franklin's, mit der neugriechischen Uebersetzung des bekannten Hexameters, den der Minister Turgot auf Franklin gedichtet: „Καὶ κεραυνὸν κατήργησε, καὶ σκῆπτρον τῶν τυράννων."

Nr. 2. ist gleichfalls eine Uebersetzung aus dem Französischen, und zwar des „Alexis" der Wittwe des Leydner Professors und berühmten Philologen, Wyttenbach, und von demselben Φ. Φ. Aus dem Vorworte (εἴδησις) erfahren wir, welche edle Gesinnungen jene gebildete Frau zu Gunsten der neuen Hellenen geäußert, und daß sie unter andern den Erlös einer ihrer Schriften zum Besten der verwundeten Kämpfer Griechenlands bestimmt hatte.

Nr. 3. enthält zehn neugriechische Oden des Zakynthiers Kalvos in lyrischem Vermaße, über die er S. 141 ff. einige Bemerkungen beyfügt. Sie zeichnen sich durch eine glänzende, reine Sprache, lebendiges Kolorit, Kraft und Erhabenheit der Gedanken aus, und lassen den Patrioten im Dichter erkennen. Derselbe ist — nach den kurzen, in einer französischen Uebersetzung jener Oden (La lyre patriotique de la Grèce. Paris, 1824.) von dem Griechen Nikolopulos in Paris mitgetheilten Notizen über Kalvos, — erst dreyßig Jahr alt, hat in Italien studirt, ist in Frankreich, Deutschland und England längere Zeit gewesen und hat namentlich in London die griechische Sprache gelehrt. Zur Verständniß seiner Oden hat er ein Verzeichniß einzelner Wörter und Redensarten, mit französischer Uebersetzung, S. 121 — 137, angehängt.

Nr. 4. und 5. sind Uebersetzungen, sowohl des „Paul et Virginie" als dreyer Contes moraux des Bernardin de St. Pierre, beyde von dem Griechen N. S. Pikkolos, welcher früher Lehrer an der Schule in Chios war (s. Iken's Leukothea. Thl. 2. S. 4) und jezt als Professor der Philosophie an der Universität in Korfu angestellt ist. Nr. 4. ist dem gelehrten Griechen Konst. Vardalachos der sich jezt in Odessa aufhalten soll, Nr. 5. aber dem, als Dichter, des Trauerspiels 'Ασπασία u. A., bekannten Jakobakis Rizos Nerulos gewidmet. In lezterer Schrift befinden sich auch einige Notizen über Bernardin de St. Pierre, aus dem Französischen des Chenier, und am Schlusse Anmerkungen des Uebersetzers. Die Dedikation von Nr. 4. ist aus Paris, 1822 datirt.

Nr. 6. ist eine Uebersetzung des „Essai sur les garanties individuelles. Par Daunou" nach der dritten Ausgabe dieser Schrift vom Jahr 1822, von dem obengenannten Phurnarakis, und auf Kosten eines griechischen Kaufmanns, wie die Προλεγόμενα lehren, gedruckt. Diese Prolegomena enthalten auch biographische und literarische Notizen über Daunou. Beygefügt sind zwey Verzeichnisse griechischer und französischer Wörter, zum Nutzen künftiger Lexikographen der griechischen Sprache, und um dadurch nach dem Rathe des gelehrten Griechen Korais, zur Verbesserung derselben beyzutragen. (Vergl. die 'Εἴδησις του συγγραφέως. ΙΓ. ΙΔ.)

Nr. 7. enthält lyrische Gedichte von Kalvos und Christopulos, mit einer französischen Uebersetzung. Voranstehen einige Worte „Au général Lafayette," woraus hervorgeht, daß Kalvos nur nach Griechenland gegangen ist, um, wie er für Griechenlands Freyheit gesungen, nun auch für dieselbe zu kämpfen. Denn ein kräftiger Geist, ein glühender Patriotismus spricht auch aus den hier mitgetheilten zehn Oden, während die Lieder des Christopulos, die derselbe, ein anderer Anakreon und in dessen Weisen, schon vor der jetzigen Revolution gedichtet hat, nur Liebe und Weichlichkeit athmen. Diese Lieder des Christopulos sind theils Λυρικά (XVI.), theils Βακχικά (VII), und nur eine Auswahl aus der in Wien 1818 erschienenen Sammlung seiner „Λυρικά," mit dem Unterschiede, daß die in jener Auswahl gegebenen Lieder orthographisch richtiger gedruckt sind, als in der Wiener Ausgabe. Unter den lyrischen Dichtern des neuen Griechenlands bis 1821 gilt Christopulos für einen der ersten, und in der That besizt er alle die Vorzüge der anakreontischen Muse, wie er denn auch „der neue Anakreon" genannt worden ist. Diese Vorzüge räumt ihm auch der Grieche, dessen Briefe in Iken's Leukothea die Grundlage sind, ein (Thl. 2. S. 87), während er indeß auf der andern Seite seine weichliche Philosophie, seinen Mangel an Patriotismus scharf tadelt. Doch kann man sich über diese Ausartung und Verweichlichung nicht wundern, wenn man weiß, daß Christopulos zu der Klasse der Phanarioten gehört und in der Nähe des frühern Hospodars der Wallachey, Karadscha, eine Stelle bekleidete, welche ihn in den Besitz von Reichthümern sezte.

Vorstehenden Bemerkungen will Ref. noch Folgendes über einige in den lezten Jahren im Drucke erschienene Arbeiten einzelner Griechen, zum Beweise ihrer Thätigkeit, und als Nachtrag zu der auch in diesem Blatte (1826. Nr. 37.) besprochenen Leukothea von D. Iken, beyfügen.

Von dem gelehrten, aber in der That noch jugendlich wirkenden, Greise Korais (er ist 1748 geboren) in Paris, sind seit 1824 folgende Ausgaben altgriechischer Autoren erschienen:

Πλουτάρχου τὰ πολιτικά. (Als sechster Band der Πάρεργα.) Paris 1824.

Ξενοφῶντος 'Απομνημονεύματα καὶ Πλάτωνος Γόρ-

γιας. (Als fünfzehnter Band der Ἑλληνικὴ βιβλιοθήκη.) Paris 1825.

Λυκούργου λόγος κατὰ Λεωκράτους. Paris 1826. Ferner muß hier erwähnt werden die neugriechische Uebersetzung von Riemer's altgriechisch-deutschem Wörterbuch, an welcher der gelehrte Grieche Konstantin Kumas (jetzt in Wien) mehrere Jahre gearbeitet hat und die nun in Wien 1826 erschienen ist. Derselbe beschäftigt sich gegenwärtig mit einer Uebersetzung der Abderiten von Wieland, dessen Agathon er bereits in's Neugriechische übersetzt hat (erschien 1814). — Im Jahre 1825 gab auch der Grieche Minoides Minas, früher Professor in Paris und in Betreff der neugriechischen Sprache und ihrer Bildung ein Anhänger des Systems von Kodrika, heraus: Traité sur la véritable prononciation de la langue grecque. Paris, 1825.

Das Interesse an der Literatur der Neugriechen ist kürzlich auch in Deutschland rege geworden, besonders durch Fauriel's Chants populaires de la Grèce moderne (Paris, 1824, 1825.), die in zwey Verdeutschungen erschienen sind. Ein neuer Abdruck des neugriechischen Originals wird, besorgt von Prof. Friedrich Schultze in Liegnitz, noch in diesem Jahre bey Teubner in Leipzig erscheinen, wobey besonders die falsche Orthographie der Volksgesänge, wie sie, nach Fauriel, auch Wilhelm Müller in seiner Uebersetzung beybehalten hat, berichtiget und verbessert werden soll. Zugleich wird jener Abdruck auch mehrere bisher unbekannte neugriechische Volkslieder enthalten und demnach Fauriel, dessen Werk, als das erste seiner Art, manchen Nachtrages und vieler Ergänzungen fähig ist, ergänzen. Wie Ref. hört, wird ferner gleichfalls in diesem Jahre noch ein neues Werk über Poesie und Literatur der Neugriechen von D. Iken (bey Göschen in Grimma) erscheinen, und dasselbe namentlich auch manchen Beytrag zu der Volkspoesie der Neugriechen und ihrer Literatur überhaupt, so wie manche Materialien für eine künftige Literaturgeschichte derselben, enthalten. — Was die neugriechische Sprache anlangt, so ist auch diese in der lezten Zeit nicht unbeachtet in Deutschland geblieben, vielmehr sind in den Jahren 1825 und 1826 drey Grammatiker der neugriechischen Sprache. (Kurze vergleichende Grammatik der Neu- und Altgriechischen Sprache, u. s. w. Braunschweig, Lucius 1825. Gedrängte, reine und angewandte neugriechische Sprachlehre, u. s. w. Von K. H. W. Münnich. Dresden, Arnold, 1826. und: Lehrbuch der neugriechischen Sprache von W. v. Lüdemann. Leipzig bey Brockhaus, 1826) erschienen. Es scheint aber fast, die Existenz einer neugriechischen Sprache sey noch zu wenig festgestellt, die Sprache der Neugriechen sey noch gar zu sehr im Entstehen, als daß von ihr, als von einer gebildeten, und von einer Grammatik derselben schon jezt die Rede seyn könne. Sind doch die gelehrten Griechen selbst unter sich uneinig, wie die Volkssprache, die gesprochene Sprache der Neugriechen, gebildet und vervollkommt werden müsse, um zur geschriebenen, zur Büchersprache erhoben zu werden! —

So viel für dieses Mal und hier über die neugriechische Literatur und das, was für sie und zu ihrer Kenntniß in Deutschland geschieht!

Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für Religion und Sitten; oder für Kirchen-, Schul- und Armenwesen in der evangelisch-reformirten Schweiz. In Verbindung mit mehreren Schweizerischen Geistlichen und Vaterlands-Freunden herausgegeben von J. R. Steinmüller, Pfarrer in Reineck, Kirchenrath und Vice-Antistes der evangelischen Geistlichkeit des Kantons St. Gallen. Jahrgang 1827. Erster Heft. St. Gallen, bey Huber und Comp. 258 S. 8.

Der Herausgeber ist ein ehrwürdiger Veteran, auch dem Auslande nicht unrühmlich durch die Veranstaltung mehrerer Schweizerischer Zeitschriften, theils für die Naturkunde (Alpina und Neue Alpina), wie durch eine gründliche Schrift über die Alpenwirthschaft bekannt und in der Schweiz selbst durch eifrige und vieljährige Bemühungen um Jugendunterricht und Schullehrerbildung ausgezeichnet und geschäzt. Seine jezt neubegonnene Zeitschrift, die in halbjährigen Heften oder Lieferungen erscheinen soll, ist bestimmt, der evangelischen Schweiz einen Vereinigungspunkt für Mittheilungen über Gegenstände des Kirchen- und Schulwesens zu gewähren und damit einem Zeitbedürfnisse zu entsprechen „Ein Kanton (so drückt Hr. Steinmüller sich im Vorworte aus) achtet immer mehr auf das, was in andern Kantonen erscheint; das Gute findet wärmere Theilnahme und Nacheiferung als ehedem; die Geistlichen fodern zugleich dasselbe auch vereinter und unerschrockener, und auf diesem Wege werden die verschiedenen Einzelnheiten durch Verähnlichung immer fähiger zu einem sich in nichts widersprechenden Ganzen verbunden zu werden, so daß wir auch mehr als je hoffen dürfen: jene heißersehnte Zeit nähere sich allmählig, wo unsere evangelisch-kirchlichen Institutionen in der Schweiz mehr Bestimmtheit, Zweckdienlichkeit und Einheit, damit dann auch zugleich mehr Zuverlässigkeit und Wirksamkeit erlangen."

Die Jahrbücher befassen theils eigene Abhandlungen, theils Urkunden und Aktenstücke, theils endlich Nachrichten und Anzeigen aller Art aus den Fächern, denen sie gewidmet sind. Jeder Jahrgang soll die vollständige Beschreibung der kirchlichen Verfassung und der bestehenden Verordnungen über Schul- und Armenwesen eines evangelischen Schweizerkantons befassen, und dieser erste eröffnet die Reihenfolge mit dem Kanton Thurgau. Unter den Abhandlungen des ersten Heftes möchten diejenigen des Herausgebers und des Bernischen Pfarrers, Gruner, in Zimmerwald, über die Verhältnisse der Primarschulen und über Landschullehrer-Bildung am anziehendsten seyn. Beyde Männer sprechen aus langer eigener Erfahrung, und sie tadeln manche angeblich gemachten Vorschritte.

„Es ist (sagt Hr. Steinmüller unter andrem) für die Zufriedenheit und Brauchbarkeit der Landschullehrer ungemein viel gewonnen, wenn diese nicht durch den, mehrere Jahre andauernden Aufenthalt in Städten oder höhern Instituten zu sogenannten Halbherren methodisch umgemodelt, oder durch Unterricht in vielen Realfächern für ihren Beruf überbildet und verbildet werden. Ich habe während dreyßig Jahren mehr als 800 Schullehrer unterrichtet, und überall im Kanton sind meine Zöglinge angestellt. Anfangs leitete der Erziehungsrath meine Anstalt; seit zwölf Jahren erhält sie sich selbst, als Privatinstitut. Sehr angenehm verschwinden mir alljährlich 3 bis 4 Wintermonate, wo ich jedesmal, von einem meiner ältern Zöglinge (der nur im Sommer eine Schule zu besorgen hat) unterstützt, junge Bauernsöhne im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, in der Unterrichts-Methode und namentlich in der zweckmäßigen Behandlung und Erklärung der eingeführten Schulbücher unterrichte. Wenn Privatlehrer in den Seminarien in Geschichte, Geographie, Physik u. s. w. oder in fremden Sprachen Unterricht erhielten, so ist dieß nach meinen vielfältigen Erfahrungen eine gewöhnliche Ursache, daß besonders die fähigern jungen Männer alle Lust und Liebe für den Primarunterricht verloren haben, und entweder in ihren Schulen die Hauptsache vernachlässigten, oder ihre Stellen niederlegten und sich einer andern, einträglicheren oder bequemeren Berufsart widmeten.“

Unter der Rubrik: „Ultramontanische Proselytenmacherey“ werden verschiedene Bekehrungsgeschichten junger und alter Weibspersonen erzählt, die als Fabrikarbeiterinnen oder durch Zufälle aus der Schweiz in's Vorarlbergische gekommen, und dort zum katholischen Kultus convertirt worden sind. Die jungen Mädchen schreiben alsdann in der Regel Briefe nach Hause, die ihnen unzweifelhaft in die Feder dictirt sind und die, ad imitationem der berüchtigten Hallerischen Epistel, das ihnen widerfahrene Heil preisen und den Ihrigen zu Hause die baldige Nachfolge wünschen. Den alten Weibspersonen hingegen werden in der Regel lateinische Bettelbriefe mitgegeben. Eine solche, deren zu Vaduz am 3ten Mai 1826 ausgestellter Conversionsschein hier abgedruckt ist, und worin es unter andrem heißt — hinc ipsam a me conversam *Dei* auxilio, quocunque pervenerit, officiis cujuscunque boni Christiani summopere commendo — kam in ihre heimathliche reformirte Gemeinde zurück, und übergab den Schein ihrem Pfarrer mit den Worten: sie müsse ihm einen Spaß zeigen. Als dieser ihr andeutete, daß dieß gar kein Spaß heißen könne, mit Bemerkung, daß, wenn sie so evangelisch im Herzen sey, als sie vorgebe, sie diesen Schein zurücklassen müsse, erwiederte die Neubekehrte: sie wolle ihn dem Herrn Pfarrer gerne zurücklassen, wenn er ihr einen Bettelbrief an die evangelischen Geistlichen gebe. — Ein Seitenstück zu diesen Bekehrungs-Geschichten bildet die gleichfalls hier erzählte Traktätlein-Saat, welche im August 1826 unbekannte Reisende, von den einen für Engländer, von den andern für Schweizer gehalten, vornahmen, indem sie auf der Straße längs dem Bodensee das Thurgau hinauf aus ihrer Kutsche links und rechts an die Arbeiter auf dem Felde Druckschriften und Büchlein auswarfen, deren kritisches Verzeichniß hier gegeben wird. Sie sind meist alle in Basel gedruckt und frömmelnd spielenden Inhalts, aus seltsam gewählten und zusammengefügten Bibelsprüchen bestehend, oder auch von Missionen und Heidenbekehrungen handelnd. Ein anderer Reisende in jener Gegend stellte sich beym Schlusse des Gottesdienstes in einem Pfarrdorfe vor die Kirchthüre und machte da ähnliche Austheilungen an Kinder.

Literärische Notiz.

Worte aus der pariser Korrespondenz in einer englischen Zeitschrift.

Ein französischer Uebersetzer ist so eben im Begriff, Niebuhrs Werk klar und verständlich zu machen, und es ist nicht so leicht, dem Werk eines deutschen Geschichtschreibers, der in einem fort von seinen Erzählungen in die platonischen Träumereyen Kant's wandert, Verständlichkeit zu geben. Niebuhrs Werk wäre einer englischen Uebersetzung würdig. (Dieß ist übrigens schon geschehen, und im Augenblicke ist die Uebersetzung der zweyten Ausgabe unter der Presse.)

Nr. 39.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. Mai 1827.

Länder- und Völkerkunde.

Essai politique sur l'île de Cuba, par A. de Humboldt, avec une Charte et un supplément qui renferme des considérations sur la population, la richesse territoriale et le commerce de l'Archipel des Antilles et de Colombia. Paris 1826. 2 Theile.

So oft die Gegenwart etwas Großes leistet, sehen wir uns um, ob nicht schon das Alterthum den Weg angedeutet. Dieß Mißtrauen ist gerecht, wo es auf Erhabenheit von Wort und That, auf Tiefe des Gedankens ankömmt. Auch in den reellen Wissenschaften und in gar Manchem, worin wir stolz die Alten unmündig nennen, werden wir oft erst spät durch dieselben belehrt. Die Wiederherstellung der von jenen eingeschlagenen Wege neben den unsrigen wird zum richtigen Verfolgen aller von der Natur vorgeschriebenen Bahnen führen: Die Straßen der Seren, der Garamanten können neben der maritimen Verbindung, der Mutter neuerer Kultur, belebt werden. Ihren Geschmack in unsere Schriften einführen, verliehe den trocknen Forschungen unsers Zeitalters den Reiz, wodurch die Werke der Alten ewig anziehend sind.

Freylich gaben erst, als das klassische Alterthum auf die Neige ging, Aristoteles einen Begriff von Naturwissenschaft, Polybius von pragmatischer Geschichtserzählung, Ptolemäus und Strabon von der lange Zeit wieder unwissenschaftlich gewordenen Erdkunde. Was Keppler, Newton, Leibnitz ergründet, alle Siege der höhern Analysis und der manchfaltigen Erfahrungen so vieler Jahrhunderte waren ja dem Alterthum unbekannt. Die Bestrebungen von Tausenden erweitern fortwährend unsern Gesichtskreis; man möchte behaupten, daß die Entdeckungen nicht von ungefähr entstehen, aber Ehre demjenigen, welcher das Erforschte zur Ergründung des Unerforschten zu benutzen versteht.

Im Kreise seiner forschenden Mitwelt hat Alexander von Humboldt für die Erdkunde ein neues Gerüste errichtet, alle Hülfswissenschaften derselben verspürten zugleich seinen Einfluß. Wir beschäftigen uns hier nur mit einem kleinen Theile des Erdganzen, worüber dieser Reisende unlängst Licht verbreitete, aber dieser Bezirk ist ein wichtiger Punkt in den gegenwärtigen Verhältnissen; des Welthandels und der Humanität Forderungen schließen sich daran, und wir erkennen in dem neuen Werke ein Muster für die Berechnung der Hülfsquellen eines Landes nach sicheren Grundlagen. Die Nicht-Zufälligkeit dieser Hülfsquellen wird dargethan durch ernste Betrachtung des Bodens und seiner nahen und fernen Umgebung, und die Untersuchung erhebt sich von der zugänglichen Rechenkunst bis zu den schwindelnden Höhen der Sternkunde, vom finstern Meeresgrunde bis zum Beständigen im Wechsel der Luftschichten. Das erste Bedürfniß geordneter Staaten ist, ihren Zustand zu kennen, die neue Welt wird sich beeifern, auch die neuen Vorschläge ihres Geographen und Historikers zu benutzen.

A. von Humboldt bereiste im Jahr 1804 4½ Monate lang die Insel Cuba und stand seitdem in Briefwechsel mit den gründlichsten Gelehrten Amerika's. Er findet mit dem berühmten Spanier Bauza als Flächeninhalt der Insel 3520 französische Seemeilen in's Gevierte (3615 sammt der Insel Pinos), und so ergibt sich, daß Cuba um ein Siebentel kleiner ist, als man bisher annahm, um ein Drittel größer als Haiti, fast eben so groß als die übrigen großen und kleinen Antillen zusammen. Java ist die Insel, welcher sie an Gestalt und Flächinhalt am nächsten kömmt.

Das Binnenland von Cuba hört jetzt auf, terra incognita zu seyn, die Küstenschifffahrt ist gesichert, so weit es die Wissenschaft thun kann. Auch muntert H., zur Beförderung der inneren Kommunikation, zur Anlage des seit 50 Jahren vorgeschlagenen Kanals zwischen Havana und dem gegenüber liegenden Hafen Batabano auf, (dessen Länge nicht mehr als 8½ französische Seemeilen betragen würde), wenn man anders in der trocknen Jahreszeit genug Wasser nach dem Wassertheiler führen könne, und empfiehlt ihn auf jeden Fall für den Transport der Erzeugnisse des Landes auf Dampfschiffen, da der lockere Kalkboden zum Anlegen von Eisenbahnen nicht

gut geeignet wäre. Die Unkosten, anderthalb Millionen Piaster, würden schnell durch das Aufblühen des inneren Verkehrs ersezt seyn.

Schon in seiner Reise in die Aequinoctial-Gegenden hat H. von der Möglichkeit einer Kommunikation zu Wasser zwischen Venezuela und Buenos Ayres gesprochen: „die Ausführung dieses Werkes gehört dem entfernten Zeitpunkte an, wo die vier Zuflüsse des Orinoco die Berühmtheit des Ohio und Missuri erlangt haben werden." Glücklicherweise hebt in der Benutzung der Ländernatur eine nützliche Unternehmung die andere. Dem Staate Ohio kam das Aufblühen des Nachbarlandes zu statten, und die romantischen Farben, womit Chateaubriand die dortigen Wildnisse malt, verwirklichen sich. Schon wird das Bedürfniß gefühlt, Südamerika von dem Vorwurfe einförmiger, afrikanischer Abgeschlossenheit zu retten, und zum großen Glücke für die noch menschenarme neue Welt liegt es im Interesse seiner bewohnteren Striche, wie auch der nichtamerikanischen Völker, die neue Weltstraße mitten durch den größten aller Welttheile zu eröffnen.

Es existirt sogar seit 1788 eine kleine Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere, auf welche H. zuerst in Europa aufmerksam machte. Ehe man die Vorarbeiten an einem der (fünf) Punkte beginnt, welche das Problem lösen könnten, „sollte man sie," erinnert derselbe, „alle untersuchen. Seitdem ich „die neue Welt verlassen, ist keine Barometermessung, „kein Nivellement angestellt worden, um die Wasserschei„den der vorgeschlagenen Kanäle zu bestimmen!" Ward aber auch bisher darüber nichts weiter bekannt, als was Amerika und Europa durch den deutschen Reisenden wußte, so geht doch aus den Untersuchungen, welche derselbe auf Mittheilungen vom Lande gebaut hat, die tröstende Gewißheit hervor:

1) Der Unterschied des Niveau's beyder Weltmeere, auf bloßer Ungleichheit der Fluth beruhend, ist kein anderer als in den Meeren, welche der große schottische Kanal vereinigt, und besser als das Alterthum würde man eine Differenz von 24 Fuß überwinden.

2) Wenn man die nicht sehr lobenswerthen Riesenwerke überschaut, welche seit 200 Jahren ausgeführt worden sind, um das Wasser der Seen im Thale von Meriko zu vermindern, so überzeugt man sich, daß durch gleiche Arbeit die Landengen von Nicaragua und Huasacualco hätten durchschnitten werden können, vielleicht sogar die von Panama.

3) Dann entstünde ein lebendiges Verhältniß mit dem größten Theile der Westküste Amerika's, befördert würde der Handel von Havana und den Vereinigten Staaten mit Manilla, von England und Massachusets mit der Pelz (N. W.)-Küste und den Inseln des Stillen Meeres — und von da mit Canton und Macao.

Cuba, wohin wir endlich zurückkehren, liegt in der Nähe jenes Kanallandes, in dem doppelmündigen Mittelmeere der Antillen, enthält bey weitem nicht den 300sten Theil des Flächeninhalts von Amerika, aber den 50sten Theil der Bevölkerung. Südamerika würde bey eben so starker Bevölkerung, als die von Cuba ist, 10 Mal so viel Einwohner haben, als jezt die ganze neue Welt. Das Maximum der Bewohner auf dem Raum einer französischen Seemeile in's Gevierte ist in Cuba 1778 Seelen, dagegen gibt es westlich vom Mississippi und im Innern des spanischen Guyana auf Strichen, wie die Schweiz oder die Niederlande, keine zwey Einwohner auf gleichem Raume. Cuba's Bevölkerung ist zwar nicht bedeutend gegen die von Haiti, Jamaica, Porto-Rico, aber sie hat sich seit 1791 verdoppelt (von 362,700 bis 715,000), welches in den andern genannten Inseln nicht der Fall ist; und ist anders der Schätzung von 1775 zu trauen (170,370), so steht die Insel in Hinsicht der Vermehrung den Vereinigten Staaten nicht nach, wo sich in einem Viertel-Jahrhundert die Bevölkerung verdoppelt.

Amerika hat sechs große Städte: Meriko, New-York, Philadelphia, Havana, Rio-Janeiro und Bahia, mit mehr als je 100,000 Einwohnern. Meriko hatte 170,000 im Jahre 1820, aber New-York (140 000) ragt nicht sehr über Havana (mehr als 130,000) hervor. Die Meynung eines neuern Reisenden, der in Havana war, die Ureinwohner seyen auf Cuba nicht verschwunden, ist eben so ungegründet, als die Versicherung, Cuba habe 1511 eine Million Einwohner gehabt, 1517 dagegen nur 14,000. Wenn Reisende ein Land entdecken, mögen sie beym ersten Zusammenlauf der neugierigen Einwohner auf Sitten, Sprache und auf den Boden Acht geben, nicht aber Listen der Einwohnerzahl zurückbringen.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Antillen (2,843,000) besteht aus $\frac{2}{3}$ Negern, $\frac{1}{6}$ Weißen, $\frac{1}{6}$ Mischrassen; auf Cuba besteht aber beynahe die Hälfte der Einwohner aus Weißen. Jamaica hat $\frac{10}{100}$ Weiße, die englischen Antillen zusammen $\frac{9}{100}$, die Antillen überhaupt $\frac{17}{100}$, Brasilien $\frac{23}{100}$, Cuba $\frac{46}{100}$ (die Vereinigten Staaten Nordamerika's $\frac{81}{100}$). Cuba steht in der Behandlung der Schwarzen weit vor den französischen Antillen voran. „Wird „die Gesetzgebung der Antillen und der Zustand der „Nichtweißen nicht bald verbessert, so geht das poli„tische Uebergewicht in die Hände derer über, welche „Kraft zur Arbeit, den Willen zur Befreyung, Muth „zur Ausdauer bey langem Entbehren besitzen. . . . „Wer wagt den Einfluß vorherzusagen, welchen ein

„Afrikanischer Bund der freyen Antillen-„Staaten, in seiner Lage zwischen Columbia, Nordame„rika und Guatimala auf die Politik der neuen Welt „ausüben würde? — Die Insel Cuba kann eher als „jede andre der Antillen dem gemeinsamen „Umsturz entgehen. Sie hat 455,000 Freye und „260,000 Sklaven: durch menschliche und zugleich kluge „Maßregeln kann sie das einzelne Abschaffen der Skla„verey vorbereiten. Die Weißen und besonders die „Freygewordenen, deren Interesse sich leicht mit dem der „Weißen verbinden läßt, sind auf Cuba in schnellem Zu„wachse begriffen. Ohne die Schmuggeley würde die „Sklavenanzahl sehr schnell abnehmen. Wenn durch die „Fortschritte der menschlichen Kultur und den festen „Willen der neuen Staaten des freyen Amerika's dieser „schändliche Handel völlig aufhört, so wird die Abnahme „der Sklavenbevölkerung bey dem Mißverhältniß zwischen „beyden Geschlechtern und der fortwährenden Emancipa„tion einige Zeit bedeutender werden . . . . . . Die „Weißen und die Freygewordenen machen schon fast zwey „Drittel der ganzen Bevölkerung aus, und ihre Zunahme „bezeichnet, in dieser Gesammtzahl, wenigstens zum „Theil, die Abnahme der Sklaven.“ *) — Auch sind bis jezt noch fast fünf Sechstel der Insel beynahe menschenleer, sie enthält nur halb so viel Einwohner, als die drey Mal kleinere Mark Brandenburg. Ist Cuba einst nur so gut bebaut als jezt Jamaica, so wird eine Bevölkerung von drey Millionen, größer als die gegenwärtige von Columbia, auf dem außerordentlich großen Küstenstriche (520 französische Seemeilen, wovon 280 dem Südufer angehören), äußern Angriffen größeren Widerstand leisten können, als dieß wohl gegenwärtig möglich wäre.

Die Einkünfte von Cuba kommen den columbischen fast gleich, und betragen mehr als die von allen Duanen der Vereinigten Staaten vor 1795, zu welcher Zeit diese doch schon 4½ Million Einwohner hatten. Die Duane allein bringt drey Fünftel der Einkünfte in die Staatskasse von Cuba, und ist für die Kosten der inneren Verwaltung und die Vertheidigung im Kriege mehr als hinreichend. Freylich muß Cuba, so lange Spanien die neuen Freystaaten nicht anerkennt, bedroht durch Columbia und den Mexikanischen Bund, eine Kriegsmacht unterhalten, welche seine Finanzen zu Grunde richtet. „Wie sehr muß die Kultur und das Gedeihen des Landes nicht gewinnen, wenn bey innerer Ruhe über anderthalb Millionen Piaster jährlich zum Gemeinwohl verwendet werden können, und besonders zum Loskaufen arbeitsamer Sklaven, wie dieß schon jezt unter der weisen, menschlichen Gesetzgebung des Freystaates Columbia der Fall ist!“ *) Das ist die Zeit, in welcher Mexiko Spanien mit dem nöthigsten aller Lebensmittel versehen, wo dieses Reich durch dasselbe Band an Amerika gefesselt seyn wird, welches fruchtbare Theile von Europa an die Krimm bindet, Italien und Griechenland an Mauritanien und Aegypten knüpfte, Venezuela und den Küstenstrich von Neu-Granada in eine ähnliche Abhängigkeit von den gegenüberliegenden Küsten der Vereinigten Staaten sezt.

Die Statistik und Beschreibung von Cuba gibt dem gelehrten Verfasser vorliegenden Werks vielen Anlaß zu vergleichenden Untersuchungen, über die Handelsartikel von Cuba, Columbia u. a. m. — den Zuckerverbrauch in Europa — die Gränzen der amerikanischen Staaten — die Vertheilung der Bevölkerung auf der neuen Welt nach Anzahl, Farbe, Sprache, Religion — das Gleichbleiben der Wärme zwischen der Linie und der Breite von Cumana, und andere klimatische Verhältnisse. Die Cayos dürfen wir nicht übergehen; senkte sich das Meer um 20 bis 30 Fuß, so verwandelten sie sich in der Nähe Cuba's in eine Insel von der Größe Haiti's. — Mögen geschickte Hände die einzelnen For-

*) Das merkwürdige Verhältniß zwischen der Anzahl der dortigen männlichen und weiblichen Sklaven führt den gelehrten Reisenden auf die in seinem Versuch über Neuspanien (B. II. Kap. VII.) begonnene Vergleichung zwischen der Anzahl des männlichen und weiblichen Geschlechts auf den verschiedenen bekannten Theilen der Erde zurück. Die Dörfer und Städte Mexiko's und der Vereinigten Staaten haben eine größere Anzahl männlichen Geschlechts, umgekehrt die in Europa.

Die wichtige Bemerkung: „So groß ist der Einfluß der verschiedenen Beschäftigungen und Sitten auf die Sterblichkeit,“ möchte sich auch durch folgendes merkwürdige Beyspiel bestätigen. In den Städten von Cochinchina sieht man nach dem neuen, glaubwürdigen Berichte von Kapitän Puresoy funfzig weibliche Individuen gegen ein männliches, und das Verhältniß des weiblichen zum männlichen Geschlecht scheint, in diesem Lande überhaupt, 5 : 1 zu seyn. Dort aber taugen die Männer nicht zum Krieg, nicht zum Ackerbau, die Frauen dagegen treiben Handthierungen, Geschäfte, Küstenschifffahrt auf Fahrzeugen von 50 bis 100 Tonnen! — Vielleicht könnte man aus einem Theil der von Herodot (I. 35) erwähnten sonderbaren Sagen Schlüsse auf das alte Aegypten ziehen, wo nur die Töchter ihre Eltern ernähren mußten, wo die Frauen alle Geschäfte trieben, die Männer zu Hause spannen, die Männer zwey Kleider trugen, die Frauen eins. „Es sitzen,“ heißt es bey Sophokles:

„Dort zu Land die Männer allesammt
„Daheim und weben, aber ihre Gattinnen
„Besorgen draußen alles für den Unterhalt.“

*) Die Antillen haben 1,148,000 Sklaven; nur 5 bis 600,000 arbeiten für die Kolonialwaaren.

schungen benutzen und die Resultate in unsere deutschen Handbücher eintragen — welche sich gar oft verblenden lassen, wenn in England oder Frankreich selbst **deutsche** Quellen nachlässig zu Rathe gezogen worden sind.

Wir haben etwas lange bey dem zunehmenden Gedeihen der Insel Cuba verweilt, aber sie ist ein Land, welches, nach des Abtes Raynal prophetischem Ausspruche, allein für Spanien den Werth eines Königreiches haben könnte. H. war dort nur wenige Zeit mit seinem Gefährten Bonpland zusammen, dessen Befreyung Europa so sehnlich entgegensieht. Er rühmt die Gastfreundlichkeit von Havana und stattet nach allem, was er dort und anderwärts in Amerika erfuhr, dem Herzog von Orleans und dessen Brüdern dasselbe ehrenvolle Zeugniß ab, welches ihm selbst nachzusagen alle neuere Reisende so oft Gelegenheit hatten. Das gute Benehmen des Reisenden ist wohl der beste Empfehlungsbrief für den Nachfolger.

D.

Orientalische Literatur.

Tausend und ein Tag. Morgenländische Erzählungen, aus dem Türkischen, Persischen und Arabischen nach Petits de la Croix, Galland, Cardonne, Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus und Andern, übersezt von F. H. von der Hagen. Erster Band. Prenzlow, bey Ragoczy, 1827. 12.

Der Verfasser dieser Erzählungen ist der persische Derwisch Moklès. Sie sind ein vollkommenes Seitenstück zu den Erzählungen der Tausend und einen Nacht, und es ist zweifelhaft, ob sie vor oder nach jenem verfertigt worden sind. Bekanntlich hatten jene nächtlichen Erzählungen der reizenden Scheherazade den Zweck, einem Manne sein Vorurtheil gegen die Frauen zu benehmen. Die vorliegenden Erzählungen dagegen beabsichtigen, eine schöne Frau, die gegen die Männer eingenommen ist, über ihren Irrthum zu enttäuschen und ihr die Tugenden des männlichen Geschlechts im besten Lichte zu zeigen. Es heißt im Eingang, ein König in Kaschemir, Togrul-Bey, besaß eine reizende Tochter, Namens Farrukhnas. Dieser träumte einst, daß ein Hirsch, der sich in einer Schlinge gefangen hatte, von einer Hindinn befreyt wurde, und bald darauf, als die Hindinn in dieselbe Schlinge fiel, anstatt ihr wieder zu helfen, sie verließ. Die Prinzessin schloß aus diesem Traum, daß alle Männer treulos wären, und die Zärtlichkeit der Frauen nur mit Undankbarkeit vergälten, und seitdem zeigte sie gegen alle Männer einen unnatürlichen Widerwillen. Als dieß ruchtbar geworden war, übernahm es ihre Amme Sütlümeme, den üblen Eindruck jenes Traumes dadurch auszulöschen, daß sie der Prinzessin täglich, wenn sie im Bade saß, jene Geschichten erzählte, worin alle Vorzüge und Tugenden der Männer, hauptsächlich aber ihre Treue gegen die Frauen, nach Gebühr gepriesen werden, und sie erreichte den Zweck vollkommen.

Die äußere Form dieser Erzählung und ihre Eintheilung in Tage entspricht genau der Form in dem Mährchen der Tausend und einen Nacht. Auch ihrem poetischen und moralischen Werthe nach stehen sie nicht hinter jenen zurück. Auch hier herrscht eine glänzende Phantasie, eine liebenswürdige Naivität und die ganze Anmuth des orientalischen Scharfsinnes und Witzes. Wer noch irgend das Vorurtheil hegt, daß im Orient kein Sinn für romantische, ritterliche Liebe denkbar sey, wird hier grade das Gegentheil kennen lernen. Das ganze Thema dieser Erzählungen ist Großmuth, Galanterie, Standhaftigkeit in der Liebe und eheliche Treue. Sie setzen sich gegen die orientalische Sitte der Polygamie in einen Gegensatz, und beweisen, daß die höchste Tugend wie die höchste Glückseligkeit in der Liebe eines einzigen Paares bestehe. In dem ersten Bande sind nur drey Erzählungen enthalten, und eine vierte episodisch eingeflochten. In der ersten, **Albukasem**, wird das Ideal eines großmüthigen Mannes aufgestellt; in der zweyten, **Rüspanshad und Sheheristani**, das Ideal eines treuen und gehorsamen Ehemanns; in der dritten, **Kuluf und Dilara**, das Ideal eines standhaften Liebhabers. Albukasem darf dem guten Grandison unbedingt an die Seite gestellt werden. Sein in hohem Grade liebenswürdiges Bild eröffnet sehr würdig die Reihe der übrigen Gemälde männlicher Tugend. Sheheristani ist eine Zauberin, die sich mit einem irdischen Manne verbindet, daher einige Aehnlichkeit mit unserer Melusine und Undine hat, doch ist der Ausgang der persischen Novelle heiter, weil hier der Mann, Rüspanshad, seiner überirdischen Gemahlin treu und gehorsam ist. Kuluf und Dilara sind ein Paar, das unter tausend Leiden und Gefahren sich treu bleibt, und sie erinnern an Cervantes schöne Geschichte von Persiles und Sigismunda.

Der Uebersetzer dieser anmuthigen Erzählungen, unser durch so vielfältige Thätigkeit ausgezeichnete von der Hagen, verdient auch für diese Sammlung den Dank des Publikums, und wir sehen mit Vergnügen der baldigen Fortsetzung derselben entgegen.

Nr. 40.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 18. Mai 1827.

Dichtkunst.

Die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben, dargestellt von Friedrich Diez, außerord. Professor an der königl. preußischen Rheinuniversität. Zwickau, im Verlag der Gebrüder Schumann, 1826.

Der Verfasser dieses Werkes hat sich schon früher durch Untersuchungen über mittelalterliche Poesie verdient gemacht. Hier gibt er uns eine sehr ausführliche Geschichte und Charakteristik der provencalischen Poesie, die Jedermann zu rühmen gewohnt ist, die aber nur sehr wenige wirklich kennen. Man hört so viel von den Troubadours, und zahllose Romanzen oder Fouqué'sche Romane weisen darauf hin, und wie ein goldnes Wunderland hebt sich die blüthenreiche Provence in unserer Phantasie empor; aber wir wissen doch eigentlich nichts Näheres von jenen Blüthenklängen und Frühlingssängern zu sagen. Ihre Lieder sind bey uns unbekannt, Niemand hat sie uns übersezt. Die Literatur derselben ist sogar in Frankreich ziemlich beschränkt. Die wichtigsten Sammlungen der provencalischen Lieder haben seit 1816 Raynouard und Rocheaude gemacht, und dadurch veranlaßt, hat 1818 August Wilhelm v. Schlegel observations sur la langue et la littérature provençales geschrieben. Herr Diez ist der erste, der ein ausführliches deutsches Werk über sie schreibt. Eben darum aber wäre zu wünschen, daß er auch eine Auswahl der besten provencalischen Lieder in Original und Uebersetzung beygefügt hätte. Er urtheilt über eine Poesie, die er uns erst durch Proben näher hätte bekannt machen sollen. Schwerlich darf er bey allen Lesern eine vertraute Bekanntschaft mit den französischen Sammlungen voraussetzen, zumal da die altprovencalische Sprache schwierig zu verstehen ist. Indeß belegt er seine Charakteristik immer mit zahlreichen abgerissenen Stellen aus den alten Gedichten, und diese genügen ihm für seinen Zweck.

Nachdem er in der Vorrede die wenigen Sammlungen der provencalischen Poesie abgehandelt hat, verbreitet er sich im ersten Abschnitt im Allgemeinen über den Geist und die Schicksale jener Poesie. Sie gieng aus der provencalischen Mundart, lingua romana, hervor, die in Südfrankreich und im östlichen Theil von Spanien einen eigenthümlichen Charakter im Gegensatz gegen die andern romanischen Mundarten behauptete. Ihre Ausbildung erhielt sie aber erst im eilften Jahrhundert, zu der Zeit, als der bis dahin ziemlich rohe Adel würdigere Sitten und ein feineres Betragen annahm, als die Turniere, die Ritterorden, die Kreuzzüge, die Courtoisie und Galanterie ihren Anfang nahmen. Früher gab es nur verachtete Jongleurs oder Spielleute, die um Geld Bänkelsängerey trieben. Als sich aber der Adel der Dichtkunst annahm, entstanden in seiner Mitte die Troubadours oder Erfinder, Dichter, die eine neue und vornehme Poesie einführten. Sofern der Gesang von Spiel begleitet wurde, war der Troubadour entweder zugleich Jongleur, oder führte einen Jongleur bey sich, der aber immer einen geringern Rang behauptete. An eine eigentliche Dichterzunft ist bey den Troubadours nicht zu denken, so wenig wie bey den ritterlichen Minnesängern der Deutschen. Zu einem Handwerk wurde die Poesie erst im spätern deutschen Meistergesang. Auch die berühmten Minnehöfe gehörten nicht den Provencalen, sondern den Nordfranzosen an. Dagegen zogen die Troubadours und Jongleurs, wenn es nicht selbst vornehme Herrn waren, allerdings wie die englischen Minstrels, die nordischen Skalden und einige deutsche Sänger, an den Höfen der Fürsten und Herren umher, oder versammelten sich dort längere Zeit unter dem Schutz eines Mäcen, dergleichen es unter den provencalischen Grafen und arragonischen Königen viele gab.

Der ganze Zeitraum, welcher die provencalische Poesie umfaßt, reicht von 1090 bis 1290, hat also nur zwey Jahrhunderte gedauert. Der Verfasser unterscheidet darin drey Perioden. Die erste, von 1090 bis 1140, ist am dunkelsten, ihr Charakter aber, „bewußtes Streben aus dem Einfachen zum Künstlichen, ist bey Guillem von Poitiers nicht zu verkennen. Die zweyte, von 1140 bis 1250, ist geschichtlich klar; nach innen bezeichnet sie der

schwärmerische Geist der Poesie und die Höhe der Kunstform, nach außen die glückliche und ehrenvolle Lage der Dichter. Die erste Hälfte dieses Zeitraums ist eigentlich das goldne Alter der Troubadours: Bernard von Ventacour, Bertran von Born und Arnaut Daniel, in welchen sich der Geist derselben ausspricht, können zugleich die verschiedenen Richtungen dieses Geistes darstellen. In Guiraut von Borneil, der schon der zweyten Hälfte angehört, hat die Kunstpoesie ihre Höhe erreicht, in sofern sie in ihm zur Selbstbetrachtung gelangt ist; nicht mit Unrecht nannten ihn die spätern den Meister der Troubadours. Allein zugleich deutet er auf den Untergang der Kunst in jenen Klagetönen, in welche gegen das Ende des zweyten Zeitraums auch andere einstimmten. Der dritten Periode, von 1250 bis 1290, ist die Neigung zum Elegischen und Belehrenden eigenthümlich, und ein Streben nach dem Erhabenen und Gelehrten. Guiraut Riquier offenbart dieß Streben am sichtbarsten, und verlangt sogar für die Dichter dieser Classe den Namen „Doktoren der Poesie." So hat also auch diese Poesie den Weg genommen, den jede gegangen ist, den Weg aus dem Einfachen zum Schwülstigen und Gelehrten.

Im zweyten Abschnitt behandelt der Verfasser die Form der provencalischen Poesie. Sie ist vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß ihr Versbau nicht, wie der lateinische, auf der Quantität oder Länge und Kürze der Sylben, sondern auf dem Accent, auf der Betonung gegründet ist. Uebrigens gibt es nur neunzehn provencalische Versarten, steigend oder fallend, jambisch oder trochäisch, gleich den Versarten der deutschen Minnesänger; sind aber die Verse nicht sehr verschieden, so herrscht dagegen in den Strophen eine desto größere Mannigfaltigkeit, und nicht minder sind die Reime künstlich verschlungen. Der Reim ist offenbar erst durch die Deutschen in die romanischen Sprachen gekommen. Im Provencalischen heißt der Vers mot, die Strophe cobla, der Reim rima und das ganze Gedicht, sofern es bloß Erfindung oder Composition ist, trobar, sofern es gesungen wird, chantar oder sonet. Außerdem haben die Gedichte dem Inhalt und ihrer Bestimmung nach wieder sehr verschiedene Namen.

Von diesem Inhalt handelt der dritte Abschnitt. Der Verfasser bemerkt voraus, daß sich in den provencalischen Liedern, wie in unsern alten Minneliedern, mehr die Stimme eines ganzen Volks, als irgend eine ausgezeichnete Individualität ausspricht. Alle diese Dichter besingen denselben Gegenstand mit demselben Gefühl und aus demselben Standpunkt, daher sich auch ihre Ausdrücke beständig wiederholen, wie wir dieß in der Manessischen Sammlung unserer schwäbischen Dichter auch finden. Nur wenige einzelne Dichter zeichnen sich durch besonders glückliche Behandlung des gemeinsamen Stoffes aus, ohne darum den allgemeinen Charakter zu verläugnen. Auch das haben die Provencalen mit unsern schwäbischen Sängern gemein, daß ihre Poesie ursprünglich ist, aus der eigenen Natur entsprungen, keine fremde Nachahmung. Sie äußern nur ihr unmittelbares Gefühl, lassen ihr Herz überströmen in Liebe, Tapferkeit, Ehrgefühl. Es ist in ihrer ganzen Dichtungsweise nichts, was ihren Sitten und ihrem Zeitalter fremd wäre. Obgleich diese Provencalen sich selbst und ihre Sprache noch von den Römern herleiten, so erscheint doch das klassische Alterthum beynahe gänzlich bey ihnen verschollen. Sie kennen nur den Ovid und den Cato, und den Virgil als einen Zauberer, wofür ihn beynahe das ganze Mittelalter ansah. Vom Ovid haben sie den Amor entlehnt, den sie in ihren Liebesliedern nöthig haben. Sonderbar genug aber ist Amor hier in eine Göttin verwandelt, weil das lateinische Wort amor im Romanischen, wie andere Substantiva dieser Endung, weiblich geworden. Diese neue Göttin trägt eine Lanze und verwundet damit, wie Amor mit seinen Pfeilen. Im Vergleich mit den deutschen Minnesängern sind die provencalischen weniger ausgezeichnet in den Naturschilderungen. Vielleicht, daß der Genuß eines schönen Himmels weniger auffordert, ihn zu schildern; wie umgekehrt die Phantasie der nordischen Völker in ihren winterlichen Gegenden aufgefordert wird, sich die Reize einer schönern Natur vorzuspiegeln. Aber auch in der Schilderung der gefeyerten Schönen zeigen die Provencalen eine weit ärmere Phantasie, als die alten Schwaben. Nur höchst selten versuchen sie, ein Portrait der geliebten Dame zu entwerfen, dergleichen doch die deutschen Sänger sehr häufig und auf eine sehr zierliche Weise versucht haben.

Man unterscheidet drey Hauptarten unter den provencalischen Liedern, die Canzone, das Sirventes und die Tenzone. Die erste ist das eigentliche Minnelied und eben so mannigfaltig und abwechselnd, als das schwäbische. Ihren Hauptinhalt machen Wünsche, Klagen, Fragen und Lehren der Liebe aus. Sie sind indeß etwas vornehmer und kälter, als die deutschen Minnelieder. In der Regel war der Sänger nicht eigentlich in seine Dame verliebt, noch war ihm der Besitz derselben immer möglich. Er pries sehr vornehme und häufig verheirathete Damen, die schon ohne ihn glänzten und durch deren Glanz er sein Lied und sich selbst nicht minder verherrlichen wollte, als sein Lied ihren Glanz vermehren sollte. Diese Loblieder waren also mehr von der Eitelkeit, als von der Liebe diktirt. Dieß mußte sie etwas kalt machen, und wenn der Sänger wirklich auch eine rechte Glut im Busen trug, so war es ihm doch gefährlich, sie zu äußern, um seine vornehme Dame nicht zu beleidigen, oder ihren Gemahl, ihre Familie nicht gegen sich zu erzürnen. Die Sänger stehen daher ihren

Damen immer sehr ferne und äußern ihr Lob mit großer Behutsamkeit. Nur eine Gattung dieser Liebeslieder ist wärmer und so sinnlich, wie dieselbe Gattung es auch bey unsern Minnesängern ist. Das sind die Morgenlieder oder Albas, zu welchen die geheimen Liebschaften Veranlassung gaben. Die Liebenden pflegten ihre nächtlichen Zusammenkünfte unter der Obhut eines Wächters zu halten. Sobald der Morgen graute, rief dieser zum Aufbruch, und diesen Moment, da die Liebenden sich trennen sollen, fassen die Dichter auf und malen uns in einem klagenden und zärtlichen Wechselgespräch das reizende Bild der verbotenen Lust. Die Albas sind bey den Provencalen so häufig, als im Manessischen Codex die bekannten Wächterlieder, und beyde sind sich vollkommen ähnlich.

Die Sirventes sind durchgängig besser als die Liebeslieder. Ein Sirventes ist dem Namen nach ein Dienstlied oder Loblied, dergleichen man zu Ehren tapfrer Helden und rühmlicher Fürsten sang. Daran schloßen sich denn auch im Allgemeinen patriotische und Kriegslieder, und nach der Sitte der Zeit Kreuzlieder, welche zum Kampf gegen die Ungläubigen aufforderten. Folgende Strophen sind aus dem schönen Liede des Pons an Capdueil entlehnt:

Für edel gilt kein Herr zu dieser Zeit,
Der Kreuz und Grab nicht Hülfe eilt zu bringen;
Mit Waffenschmuck, mit Muth, mit Zierlichkeit
Und dem, was gut und schön vor allen Dingen,
Vermag man Heil und Ehre zu erringen
Im Paradies. O wären mehr bereit
Die Herrn und Könige zum edlen Streit,
Daß sie der Pein des Höllenpfuhls entgingen,
Wo Sünder ewiglich in Qualen ringen!

Wen Alter oder Krankheit auch beschwert,
Der muß sein Gold den Kämpfern nicht versagen,
Denn falls ihm Lauheit nicht die Fahrt verwehrt,
So thut er wohl, zum Zuge beyzutragen.
Ach, was wird vor dem Weltgerichte sagen,
Wer pflichtvergessen nicht von dannen fährt,
Wenn Gott spricht: „die ihr falsch seyd und verkehrt,
Für euch ward ich gerödtet und geschlagen?“
Dann wird auch der Gerechteste verzagen!

Zu dieser Gattung gehören auch die Turnierlieder, Drohlieder, tadelnde und sittenrichtende Gedichte, endlich Gelegenheitslieder, worin persönliche Verhältnisse der Dichter sich geltend machen.

Die Tenzonen sind nicht minder wichtig. Es sind Wechselgespräche über gewisse Streitfragen, daher auch ihr Name, denn tensos heißt Streit. „Aus der großen Menge von Streitfragen, die in den Tenzonen verfochten werden, mögen zur Charakteristik dieser Dichtart einige auf Liebe bezügliche hier folgen, welche zugleich einen weitern Begriff von der ars amandi der Troubadours geben können.

Was ist am größten, die Freuden oder die Leiden der Liebe?

Von zwey Ehemännern hat der Eine ein sehr häßliches, der andere ein sehr schönes Weib; beyde hüten sie gleich sorgfältig — welcher ist am wenigsten zu tadeln?

Muß eine Frau für ihren Geliebten eben so viel thun, als er für sie?

Was ist vorzuziehen, von einer edlen, schönen Dame, welche noch nie geliebt hat, um Liebe gebeten zu werden, oder sie bitten zu müssen?

Wer ist am meisten verliebt, der dem Drange nicht widerstehen kann, von seiner Dame allerwärts zu reden, oder der ihrer schweigend gedenkt?

Ein edler Ritter liebt eine Dame, die seine Liebe erwiedert, allein er hat so lange sie zu besuchen versäumt, daß er gewiß weiß, sie wird ihm aufsagen, wenn er sie wieder besucht. Soll er nun in diesem Zustande verharren, oder sie wiedersehen, um sie zu verlieren?

Soll ein Liebender, der glücklich ist, vorziehen, der Geliebte oder der Gatte seiner Dame zu seyn?

Ein Ehemann erfährt, daß seine Gattin sich einen Liebhaber hält; beyde leztere bemerken dieß; wer von den dreyen ist am meisten in der Enge?“

Im vierten Abschnitt lernen wir die größeren Erzählungen und Lehrgedichte der Provencalen kennen. Es sind uns davon weniger erhalten worden, als von den Liedern, welche leztere überhaupt mehr in Aufnahme gewesen sind. Die Provence war durch das Lied, Nordfrankreich aber mehr durch die erzählende Poesie, die Romanze und den Roman ausgezeichnet. Doch hatten auch die Provencalen ihre Romans und Novas, Romane und Novellen. Erhalten sind noch 1) Girart von Roussillon, aus dem Fabelkreise Karls des Großen, in zehnsylbigen Versen mit langanhaltender Reimfolge, aus dem zwölften Jahrhundert. 2) Jaufre aus dem Fabelkreise der Tafelrunde in achtsylbigen Versen, paarweise gereimt, dem Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts angehörig. 3) Philomena aus dem Fabelkreise Karls des Großen, in Prosa geschrieben. Außerdem gibt es noch mehrere Romane, die den Provencalen mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden müssen; dahin gehört die Geschichte der schönen Maguilona, ein Gedicht vom heiligen Graal, von Lanzelot, von Floris und Blancaflor rc., über deren Ursprung man jedoch nicht ganz im Klaren ist. Sodann sind uns noch fünf Novellen und vier Legenden erhalten; außerdem eine schöne Reimchronik, die Geschichte des Albigenserkriegs von Guillem von Tudela, in beynahe 10,000 Versen mit langer Reimfolge; ferner sechs wissenschaftliche Gedichte, eilf moralische und vier geistliche. Unter den erstern zeichnet sich ein Buch über die Liebe, unter den zweyten ein Adelspiegel oder Anweisung zu adeligem Verhalten, und unter den leztern ein Liederbuch der Waldenser aus. (Der Beschluß folgt.)

Musik.

Zwölf Volkslieder, gesammelt und für 4 Männerstimmen gesezt von Friedrich Silcher. II. Heft. Tübingen bey Heinrich Laupp. 1827.

Gewiß dankenswerth und verdienstlich ist der thätige Eifer, womit Herr Silcher fortfährt, seine vierstimmig gesezten Volkslieder dem musikalischen Publikum mitzutheilen. Ueber den Geist und Zweck derselben hat Ref. sich schon bey der Anzeige des ersten Heftes im vorigen Jahrgang dieses Blattes (Nr. 38. 1826) genügend ausgesprochen, und es kann jezt nur noch davon die Rede seyn, wie sich das zweyte Heft zum ersten nach Form und Inhalt verhält, und ob es der ausgesprochenen Tendenz getreu bleibt, in welchem das erste sich angekündigt.

Nach dem vorausbestimmten Plan enthält auch dieses zweyte Heftchen 12 Volkslieder, die theils unter dem Volke wirklich gesungen werden, theils als Produkte gemüthlicher Dichter sich wenigstens für den reineren Geschmack und Ton des Volkes eignen. Die Melodien sind, wie ihr Text, meistens alt, und in der Tonsetzung selbst, die sich in diesem Hefte nicht minder, wie im ersten, durch Reinheit, Einfachheit und durch technische Präcision auszeichnet, sind geschmacklose Auswüchse und technische Unrichtigkeiten, die der unreine und ungebildete Ton des Volkes in dieselben gebracht, und um so länger erhalten hat, je ungeübter sein Ohr für Auffassung derselben war, auf eine Weise ausgemerzt und vermieden, bey der der Charakter des Liedes selbst nicht nur nicht verwischt wird, sondern nur um so reiner hervortritt. Um Einzelnes herauszuheben, bemerkt Ref., daß ihm bey der im Ganzen auch hier mit Geschmack besorgten Auswahl doch die Lieder Nr. 1, 4, 6, 8, 11 und 12 am meisten angesprochen haben.

Nr. 1. enthält das bekannte und allbeliebte „Aennchen von Tharau“ von Simon Dach, († 1659) im Ganzen nach der Herder'schen Bearbeitung, hier wohl deßwegen nicht durchaus gereimt, um das alte Costüme nicht ganz zu vertilgen. Man hat zwar von diesem Liede mehrere Bearbeitungen, jedoch gebührt der Herder'schen der Vorzug. In der neuesten Zeit fand dasselbe auch hochdeutsch modernisirte Bearbeitung, wobey aber der Geist des Liedes unter seiner Melodie verloren geht. Nr. 2. „Müllers Abschied“ aus den „deutschen Liedern für Jung und Alt.“ Nr. 3. ein gemüthliches Schäferlied aus dem Wunderhorn. Nr. 4. Das herrliche Soldatenlied „der gute Kamerad“ von L. Uhland. Ganz geeignet erscheint dazu die marschmäßige Melodie. Nr. 5. Soldatenabschied von Fr. Müller. Auffallend ist dem Ref., wie dieses Lied den poetischen Produkten Schubart's in der neuesten Frankfurter Ausgabe seiner Werke eingereiht werden konnte. Nr. 6. „Die Nonne,“ ein sehr altes Lied von wehmüthigem Charakter, dessen Melodie ungemein anspricht. Nr. 7. Der bekannte Hebel'sche „Wächterruf.“ Nr. 8. „Der brave Reitersmann,“ ein in Schwaben längst einheimisches Lied mit trefflicher Melodie in gehaltenem und festem Ton. Nr. 9. Das zarte und poetische „Mein eigen soll sie seyn.“ Nr. 10. „Der Jäger und die Nixe.“ Nr. 11. Das aus dem Wunderhorn bekannte Schlafliedchen: „Schlaf, Kindlein, schlaf,“ sowohl durch seine kindliche Poesie, als durch seine höchst einfache und gemüthliche Melodie, von eben so einfachen und wohltönenden Akkorden unterstüzt, wodurch das Ganze einen ungemein lieblichen Klang bekommt, der aber auch einen sehr reinen und sanften Vortrag im Gesange erfordert, und endlich: Nr. 12. das herzliche Abschiedsliedchen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele (Städtchen) naus,“ das ebenfalls, so wie das vorangehende in Schwaben zu Hause ist, und von dem Volke häufig gesungen wird.

Nicht nur aus dem löblichen Zweck, einen Beytrag zur Veredlung der Volksgesänge und zur lieblichen Erheiterung, besonders jugendlicher, Gesangvereine zu liefern, sondern auch aus der Art und Weise, wie der Verfasser diesen Zweck zu realisiren bemüht ist, erkennt man den eigenthümlichen Werth dieser Sammlung, die als kein planlos gemischtes pot-pourri sich darstellt, sondern solche Lieder in sich begreift, welche neben dem nationellen poetischen Gehalt auch durch Einfachheit und Schönheit der musikalischen Composition sich auszeichnen. Mit diesem innern Gehalt verbindet sich auch, soweit die Sammlung bis jezt gediehen ist, Mannigfaltigkeit. Selbst für das Militär ist gut gesorgt, (vergleiche I. Heft 6 und 11. II. Heft 4. 5. 8.)

Für die Fortsetzung dieser Liedersammlung möchten wir übrigens dem Verfasser mehr Rücksicht auf historische Stoffe empfehlen. Namentlich sollten noch mehrere Erzählungen, Schlachtlieder, Romanzen, Legenden ꝛc. aufgenommen werden. Die Seltenheit derselben im Cyklus der alten deutschen Volkslieder würde das Verdienst des fleißigen Sammlers nur noch erhöhen. Indessen lebt z. B. im Munde des Schweizervolkes wohl noch manches Schlachtlied fort, noch manche in's Gebiet der Legende und Romanze einschlagende Dichtung, die im Gesange sich erhalten hat. Ebenso würde für den fortdauernden Reichthum dieser Sammlung gut gesorgt werden können, wenn die Verbreitung derselben, die, so viel Ref. vernommen, in Schwaben, Franken und am Rhein bereits einen glücklichen Fortgang gewonnen, dem Verfasser Gelegenheit verschaffen würde, seine Nachforschungen nach solchem Liederstoff weiter auszudehnen, und auf dem Wege schriftlicher Mittheilung von kunstverständigen Freunden des Volksgesanges immer mehr Treffliches und Schönes zu sammeln, was sonst nicht in weiteren Kreisen bekannt werden könnte. —

Nr. 41.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. Mai 1827.

Romane.

1) Brambletye-House, or Cavaliers and Roundheads, a Novel. Third Edition. London, 1826. 8. 3 vols.

2) The Tor-Hill. By the Author of Brambletye-House. London, 1826. 3 vols. 8.

Wenige englische Romane (außer denen des „großen Unbekannten," der sich jüngst bey einem Mittagsmale à propos des bottes, wie es scheint, in einen großen Bekannten verwandelte) haben eine so günstige Aufnahme, in England selbst, wie auf dem Continent, gefunden, als Brambletye-House und Torhill. Der Verf., Horace Smith hatte immer nur als Nachahmer einen Namen, indem er zu den Verfassern der Rejected Addresses gehört, eines kleinen Werkes, das die Manieren und den Styl der bekanntesten englischen Schriftsteller nachäffte und seiner Zeit viel Glück machte. In den vorliegenden beyden Romanen hat er seine Laufbahn nicht verlassen: treuer als sein Schatten tritt er in jeden Fußstapfen des Schottischen Romancier's, und gleich dem Schatten schwärzt er nur und verdunkelt das Bild, dessen Umriß er wieder gibt. Vielleicht erklärt diese Schattenseite Smith's zugleich am besten die gute Aufnahme, die ihm ward, da man nicht selten neben den Portrait's von Freunde und Geliebten, und noch häufiger sogar neben den Urbildern selbst, auch ihre Silhouetten aufbewahrt. Die neueste Nr. der Quarterly Review spricht über ihn folgendes Urtheil, das wir nicht anders, als unterschreiben können. *)

Smith's erster Roman, Brambletye-House, ist in Styl und Anordnung, in seiner Grundidee, wie in vielen einzelnen Begebenheiten und Charakteren eine fast sclavische Copie der späteren Produktionen des Verf. von Waverley — denn der Verf. scheint sich bewußt gewesen zu seyn, daß er nicht Kraft genug besaß, um sich an die besseren Vorbilder zu wagen — und in's Besondere von Peveril of the Peak. Es fehlt ihm an allem, was uns als das Zeichen der Originalität und des Genius in den ersten Werken eines Schriftstellers gilt. Er ist außer Stande, das, was er copirt, durch irgend eine vorherrschende Leidenschaft oder die von derselben herbeygeführten Verwicklungen zu modificiren; er trägt kein Leben aus seinem eigenen Geiste darauf über; er zeigt weder Tiefe in den Gedanken, noch Kraft in den Gefühlen. Das Resultat ist demgemäß ein völliger Mangel beydes von Einheit und von Interesse gewesen. Von dieser Geistesarmuth ist die Manier, in welcher die geschichtlichen Umstände und Personen in den Roman eingeführt werden, ein merkwürdiger Beweis; eine Gelegenheit zur Einführung derselben zu suchen, scheint in der That die Hauptbemühung des Verf. gewesen zu seyn. Es scheint, als wenn seine ganze Geschichte nur zu diesem Zweck ersonnen wäre, und doch wäre es eine schwierige Aufgabe, auszumitteln, was sie überall mit der Geschichte zu thun haben.

Der Verf. hat durch fleißiges und wohlbedachtes Durchlesen einiger Memoiren der Zeit entdeckt, daß von Personen vorhanden waren: Cromwell, Milton und Marvell, der Duc de Crequi und Monsieur Mancini, Karl II. und seine Gemahlin, der Herzog von Ormond, der Herzog von Monmouth, Isaac Walton, de Witt, Elias Ashmole, Sir Jonas Moore, Lilly und Booker, die Herzogin von Newcastle, Dr. Wilkins („später Bischof von Chester"), Waller („der Poet") und ein Heer von andern; und Begebenheiten, wie die Pest, der Kropf — geheilt durch die Berührung des Königs, — und das große Feuer in London. Dem zu Folge geht er nun darauf aus, eine Geschichte auszuspinnen, die zur Introduktion aller dieser Dinge und Personen Veranlassung gibt.

In den letzten Jahren von Cromwell's Protectorat kommt eine Abtheilung von des Lord Protector's eigenem Regiment nach Brambletye-House, um Sir John Compton

*) Vergl. Britannia oder Neue Englische Miscellen, redigirt von Dr. Hermes. Jahrg. 1826. Aprilheft.

aufzusuchen und gefangen zu nehmen, der sich in eine Verschwörung zum Sturz des Usurpators eingelassen hat. Sie dringen, in der Abwesenheit von Sir John, ein, ohne Widerstand zu finden. Jocelyn, sein Sohn, ein Knabe von zwölf oder vierzehn Jahren, schießt von dem Musikbalcon des Saales, in welchem die Eindringlinge ihr Mittagsmahl halten, einen Pfeil auf Oberst Lilburn ab; er wird ergriffen und als Gefangener nach London geführt, wo er gerade zur selben Zeit vor den Protector kommt, wo der Duc de Crequi und Monsieur Mancini, die Gesandten Ludwigs XIV. und des Cardinals Mazarin, sich ihm nahen, um ihm zu den Erfolgen der vereinigten englischen und französischen Streitkräfte Glück zu wünschen. Darauf wird der Knabe in eine geräumige und prächtige Bibliothek gebracht, wo er Milton, als lateinischen Sekretär des Protectors, seinem Amanuensis Andreas Marvel dictiren sieht. Mit dem Protector, dem Duc de Crequi und Monsieur Mancini dinirt der Obrist; bey welcher Gelegenheit Dr. Goodwin, der Capellan, das Tischgebet spricht und der berühmte Hugh Peters einen Text der Schrift auslegt; und die glücklichen Fremden werden der Protectorin, ihren Töchtern, den Ladies Faulconbridge und Rich und dem Lieblingskind beyder Eltern, der Lady Clappole, vorgestellt. Sie werden trefflich bewirthet, ein langes Gracias wird von Jeremias White gesprochen und Dr. Goodwin erfreut die Gesellschaft mit einer zweyten Predigt; und darauf versichert Milton, der Psalmgesang sey die schönste Musik, und sezt sich an die Orgel und spielt einen Psalm, den sein Freund Henry Lawes in Musik gesezt hat; und darauf executirt er ein leichteres Stück von der französischen Art aus Matthias Lockes „Consort of Pavans, Ayres, Corants and Sarabands.“ Es wird Befehl gegeben, ein kleines Concert anzuordnen, in welchem Davis Mill und Paul Wheeler, zwey der besten Tonkünstler der Zeit, auftreten und der unvergleichliche Balzar von Lübeck ein Solo auf der Violine spielt. James Quin, der Bassist, wird ausdrücklich verlangt; er ist wohl gefüllt mit Sect und gefällt seiner Hoheit so sehr, daß ihm sein Platz im Collegium der Christkirche wieder versprochen wird, aus welchem er seiner Unmäßigkeit wegen ausgestoßen worden war.

Indeß Oberst Lilburn so unterhalten wird, findet er sich der junge Compton, der in das Gefängniß von Westminster gebracht wird, in Gesellschaft der Quäkerprophetin Hannah Trapnell, und des Fanatikers James Naylor und anderer Galgenvögel. Er entkommt nach Frankreich, geht mit seinem Vater (der durch den Marquis, später Herzog von Ormond gerettet worden ist) zu dem König nach Brügge und hält sich unter Weges einen Tag bey Sir Henry de Vic auf. Sir John Compton wird vom König mit Depeschen an den Herzog von York gesandt, der sich bey der Belagerung von Dunkerken befindet. Zum König zurückkehrend, wird Sir John bey Mynheer Gerard Douw eingeführt, dem Maler, „der zu Rom il Pittore Cavaliresco hieß,“ und dem Karl II., durch einen günstigen Zufall, gerade zu Portrait sizt. Darauf wird er auf das Postamt gesandt, um ein Paket Briefe für den König zu holen, unter denen sich einer befindet, der S. Majestät von der Verrätherey von Kapitän Manning in Kenntniß sezt, der später in dem Thor eines festen Schlosses bey Cölln erschossen wird, wohin er als Gefangener gesandt worden war. So endet der erste Band.

Sir John und Jocelyn kommen zu Paris an; und der leztere wird unter die Obhut von Sir Richard Browne gestellt, indeß sein Vater sogleich nach Brügge zurückkehrt. Jocelyn wird in der Akademie von Monsieur du Plessis unterrichtet. Bey einem Spaziergange in Luxemburg beleidigt er den Herzog von Anjou, indem er sich des Herzogs von Monmouth in einem Streit annimmt. Mit diesem begleitet er, nach der Restauration, die Königin-Mutter nach London. Er findet seinen Vater, ein altes grabenumgebenes Haus in der Nähe von Brambletye bewohnend, weil seine Güter von einem Schurken von Rundkopf eingenommen sind, und der König, auf seine Bitten um Hülfe, nicht geantwortet hat. Er beschließt daher, selbst an den Hof zu gehen und persönlich die Sache seines Vaters zu betreiben. Er kommt in London an mit Empfehlungsschreiben an Lord Rochester und den König und erreicht seinen Zweck auf dieselbe Weise, wie Julian in Peveril of the Peak; und außerdem erhält er das Amt eines Vicekämmerers bey der Königin. Hier wird er ein Bekannter, oder ist in der Gesellschaft, oder hört Geschichten erzählen von Lady Castlemain, dem Herzog von Buckingham, Lord Ashley, Sir Thomas Killigrew, Lord Lauderdale, ꝛc. ꝛc. Die Königin ist unwillig über die Aufführung ihres königlichen Gemahls; und Jocelyn, der die Beleidigungen, welchen seine Herrin ausgesezt ist, zu stark fühlt, wird in ein Duell mit Bagot verwickelt, einem von des Königs Mundschenken, worin der leztere gefährlich verwundet wird. Durch Hülfe der Königin entgeht Compton der Gefangennehmung; verfolgt, bekommt er von Isaac Walton, dem Verf. des „vollkommenen Anglers,“ der zum Glück gerade im Fluß Lea fischt, die Verkleidung eines Fischers, bis die Gerichtsdiener vorüber sind. Er entflieht nach Holland und erhält gastliche Aufnahme bey Mynheer Adrian Beverning, einem der Bürgermeister von Rotterdam, in dessen Tochter Constantia er dieselbe Lady entdeckt, in deren schwarze Augen er sich vor einiger Zeit bey einem Caroussel zu Paris verliebt hat. Aber man hält ihn für einen englischen Spion; er muß daher Rotterdam verlassen und wird in einer traurigen Behausung am Rhein

untergebracht, wo Valentin Walton, einer der Königsmörder, sich unter dem Namen Strickland, verborgen hält und mehrere Streiche von Somnambulism und Hypochondrie ausführt — zur Beunruhigung der Familie und zum Schreck unsers Helden. Aber Walton hat eine Tochter, Julia, deren Reize den von ihrer Freundin auf Jocelyn's erregbares Herz gemachten Eindruck verwischen. Ein Brief von Hofe unterrichtet ihn indeß, daß er ohne Gefahr nach England zurückkehren kann; und so endet der zweyte Band.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben, dargestellt von Friedrich Diez, außerord. Professor an der königl. preußischen Rheinuniversität. Zwickau, im Verlag der Gebrüder Schumann, 1826.

(Beschluß.)

Im fünften Abschnitt wird das Verhältniß der provencalischen zur auswärtigen Literatur erörtert, und zwar zuerst ihr Verhältniß zur nordfranzösischen Poesie. „In Frankreich beginnt die Dichtkunst mit der erzählenden Gattung, dem Roman und dem Fabliau; daß man auch das Lied kannte, bedarf keines Beweises; allein seine Form war einfach; eine eigentliche lyrische Kunst fand in der normannischen Poesie nicht statt, also auch keine Hofpoesie im provencalischen Sinne. — Erst zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts erscheint das Kunstlied auch in Frankreich, und diese altfranzösische Lyrik, wie sie sich seitdem entfaltet hat, ist ein vollständiges Gegenstück zur provencalischen. — Die Mittheilung konnte bey der vielfältigen Berührung zwischen Nord- und Südfrankreich mit Leichtigkeit geschehen. — Die französische Lyrik ist indessen keine reine Wiederholung der provencalischen. Jene hat niemals die Höhe der leztern erreicht; sie ist im Ganzen ein farbloser Wiederschein derselben, eine herabgestimmte Wiederholung ohne höhere Eigenthümlichkeit.“ Umgekehrt findet sich keine Einwirkung der nordfranzösischen Poesie auf die provencalische, außer in der erzählenden Gattung.

Mit den schwäbischen Minnesängern haben die Provencalen viele Aehnlichkeit. Dennoch ist die Poesie bey allen beyden durchaus ursprünglich. Schon die deutschen Kunstausdrücke und ganz eigenthümlichen Formen beweisen, daß die schwäbische Minnepoesie sich keineswegs nach der provencalischen gebildet, sondern ursprünglich aus der deutschen Nation selbst hervorgegangen ist. Allerdings finden wir manche Spuren, daß die provencalischen Troubadours den deutschen Sängern nicht unbekannt waren, daß sie sogar zuweilen von denselben nachgeahmt und frey übersezt wurden. Dieß war bey der Art und Weise der Deutschen, sich um alles Fremde zu bekümmern, und bey der Berührung, in welche sie auf Ritter- und Kreuzzügen mit den Fremden kamen, sehr natürlich, entscheidet aber nichts gegen die Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit der deutschen Minnepoesie, die aus allen andern Umständen unumstößlich erwiesen ist. Wenn aber wirklich einige deutsche Minnesänger die Provencalen kannten, schäzten und nachahmten, so wurde ihnen diese Theilnahme doch von den Provencalen nie erwiedert. Diese waren zu stolz, sich mit den Deutschen zu befassen, und welche Ansicht sie von denselben hatten, beweisen die Verse des Peire Vidal:

Alamans trob deschausits e vilans
E quan neguns se feing d'esser cortes,
Ira mortals e dols et enois es,
E lor parlars sembla lairar de cans,
Porqu'ieu no voill' esser seigner de Frisa,
C'auzis tot jorn lo glai dels enoios.

d. i. Die Deutschen finde ich roh und gemein, und wenn einer sich einbildet, höflich zu seyn, so ist dieß zum Sterben; und ihre Rede gleicht dem Gebell der Hunde; daher möchte ich nicht Herr von Friesland seyn, da ich stets das Gekreisch der Leidigen hören müßte.

Die altitalienische Poesie bildete sich ursprünglich in Sicilien und namentlich am Hofe Kaiser Friedrichs II. aus. Ihr Charakter ist dadurch bezeichnet, daß etwas vom klassischen Alterthum darin nachklang und daß die scholastische Philosophie einigermaßen darauf einwirkte. Da indeß Italien mit den Normannen und Provencalen in mannigfaltige Berührung kam, so übten die erstern auf die epische, die leztern auf die lyrische Poesie der Italiener bald den Einfluß, den eine ausgebildete Poesie immer auf eine noch rohere zu üben pflegt. Die kleinen Fürsten Oberitaliens nahmen die Troubadours aus der Provence gern an ihren Höfen auf, und die Provencalen fanden in dem schönen Nachbarlande eine neue und behagliche Heimath. Daher finden wir auch mehrere und bedeutende Troubadours italienischen Ursprungs, unter welchen Bartolome Zorgi, Bonifaci Calvo, Lanfranc Cigala, Sordel und unter den Großen der Markgraf Albert von Malaspina die bekanntesten sind.

Den Schluß dieses gehaltreichen Werkes macht eine Abhandlung über die provencalische Sprache. In einer lichtvollen Darstellung macht der Verfasser zuerst auf einen historischen Unterschied der Sprachen aufmerksam. Er unterscheidet ältere Flexionssprachen, die gleich der latei-

nischen die verschiedenen Begriffsverhältnisse mittelst der Flexion an einem einzigen Worte bezeichnet. Diese Flexionssprachen schleifen sich aber durch langen Gebrauch allmählich ab. Die streng abgemessenen Flexionssylben, besonders am Schluß eines Worts, werden verschlungen, zusammengedrückt, bald ganz fallen gelassen. So bleibt z. B. von dem lateinischen Worte corpus und allen verschiedenen Flexionen desselben in der Deklination, am Ende nur das einsylbige corps übrig, wie es die Franzosen jezt gebrauchen. Da nun aber die verschiedenen Begriffsverhältnisse, die früher durch die Flexion im Casus ausgedrückt wurden, nicht unbezeichnet gelassen werden durften, so mußte die Sprache zu Hülfswörtern, dem Artikel und der Präposition greifen. Auf diese anschauliche Weise haben sich aus allen ältern Flexionssprachen die neueren Sprachen, die überall Hülfswörter gebrauchen, allmählich gebildet. Die provencalische Sprache nun steht in der Mitte dieser Umwandlung und dient, den allmählichen Uebergang zu bezeichnen. Sie hat noch vieles vom lateinischen, aber auch schon vieles von den neuen Hülfswörtern. Sie hat noch nicht alle Flexionsendungen abgeschliffen oder ausgestoßen, aber sie drängt dieselben durch Syncope oder Apocope gegen die Stammsylbe hin zusammen. So entstanden aus dominus und hominem allmählich domnes und homne. Da nun auf diese Weise die Quantität der lateinischen Wörter verloren ging, blieb nur der lateinische Accent übrig, und dieser herrscht streng und allein in der provencalischen Sprache vor. Weil aber die Accentsylbe einmal den Ton hatte, so schleiften sich die tonlosen Endsylben allmählich vollends ab, und so wurde aus domnes und homne endlich dons und hom, nur die Tonsylbe blieb übrig. Durch jene Zusammenziehung der Flexionssylben entstand natürlicherweise eine gewisse Härte in der provencalischen Sprache. Indem die tonlosen Vocale ausgestoßen und nur die Consonanten zusammengerückt wurden, häuften sich diese am Ende des Worts, bis auch sie später größtentheils weggelassen wurden. Zum Ersatz der verlorenen Flexionen nahm die provencalische, gleich allen Tochtersprachen des Lateinischen, das Pronomen illo als Artikel, und die Präpositionen de und a auf.

Man muß indeß drey ursprüngliche Hauptmundarten der romanischen Sprachen unterscheiden, wie sie sich aus der lateinischen entwickelt haben, die italische, gallische, die auch im Nordosten von Spanien herrschte, und die hispanische. Die italische zeichnete sich schon früh durch die eigenthümliche Weichheit ihrer Formen aus, die nur Vocalendungen duldet und daher nur die Consonanten ausstößt, die Vocale aber vom Lateinischen behält. Sie steht in einem Gegensatz gegen die gallische, die umgekehrt die Vocale ausstößt und die Consonanten beybehält. Die hispanische hielt wahrscheinlich die Mitte zwischen beyden, wie die Betrachtung des spätern Castilianischen lehrt, denn für die frühern Sprachdenkmale fehlt es an Urkunden. Die gallische Sprache nun, auf die es hier vorzüglich ankommt, unterscheidet sich schon vor dem Einfall der Normannen in eine südliche, provencalische oder limosische, und in eine nordfranzösische Mundart. Ein charakteristisches Zeichen dieser Unterschiede war der Vocal o, welchen die Provencalen vom Lateinischen beybehielten, die Nordfranzosen aber in u verwandelten, und das t in der dritten Person des Verbums, welches jene ausstießen, diese aber behielten. Diese Abweichung entdeckt man schon im neunten Jahrhundert. Mit Recht bemerkt der Verfasser zum Schluß: „Ohne Zweifel würde man die Volksmundarten früher als Schriftsprachen gebraucht und gepflegt haben, wenn ihnen nicht zwey andere Sprachen höheren Ranges im Wege gestanden hätten: die lateinische, als Sprache des Staats, der Kirche und der Wissenschaft, und die deutsche, welche von den romanischen Sängern noch Jahrhunderte nach Eroberung des weströmischen Reiches festgehalten ward."

Hinter dem Werk sind als Anhang einige provencalische Lieder zur Probe abgedruckt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß statt derselben ein ganzer Probeband mit beygefügter Uebersetzung dem deutschen Publikum eine nähere Kenntniß der besprochenen Poesie eröffnet hätte. Das Aeußere des Werks ist sehr anständig.

Geschichte.

Jahrbücher der neuesten Geschichte (1815 bis 1825) von Gustav Wilhelm Hugo, landständischem Archivar in Karlsruhe. Hamburg bey Fr. Perthes. 1826.

Ein recht nützliches empfehlenswerthes Buch. Es enthält zwar nichts, als eine kalendermäßige Aufreihung von Jahres, Monats- und Tageszahlen, mit beygefügten kurzen Notizen, was unter jedem Datum geschehen ist. Aber eben eine solche chronologische Uebersicht des Interessantesten aus der jüngsten Zeit ist etwas sehr dankbares, und gewiß ein Bedürfniß aller, die sich nicht gänzlich der Tagespolitik entfremden. Gerade über die Data der jüngstverflossenen Zeit ist man oft am unklarsten, da man noch keine Compendien dafür hat, und es äußerst mühevoll ist, immer erst in den Zeitungen nachsuchen zu müssen. Das Einzige, was man von einem Werk, wie das vorliegende, verlangen kann, ist Genauigkeit in den Daten und Vollständigkeit. Beydes hat der Verfasser, so weit es ihm möglich war, geleistet.

Nr. 42.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 25. Mai 1827.

Romane.

1) Brambletye-House, or Cavaliers and Roundheads, a Novel. Third Edition. London, 1826. 8. 3 vols.

2) The Tor-Hill. By the Author of Brambletye-House. London, 1826. 3 vols. 8.

(Beschluß.)

Beverning, der zu der republikanischen Parthey gehört, welche mit ihrem Haupt, dem berühmten Pensionär de Witt gestürzt wird, sieht sich genöthigt nach England auszuwandern, wo er mit mehreren berühmten Gelehrten zusammengeführt wird und nicht lange darauf am Fleckfieber stirbt. — — Jocelyn kehrt in einem Fischerboot nach England zurück, wird deßhalb für einen Spion gehalten und an Bord des Royal Charles vor den Herzog von York gebracht. „Zur Zeit als Jocelyn die Leiter des Royal Charles heraufstieg, stand sein erlauchter Commandeur auf dem Verdeck, umgeben von dem Earl von Falmouth, Mr. Boyle und Lord Muskerry, von denen der leztere glücklicher Weise (fortunately!) unsern Helden persönlich kannte und sich mit Freuden für seine Identität verbürgte." Er kommt in London an zur Zeit der Pest, wird angesteckt und nur durch die glückliche Dazwischenkunft von Fräulein Constantia vor der Gefahr gerettet, von einer unmenschlichen Krankenwärterin erstickt zu werden. Er findet günstige Aufnahme bey Hofe, wird vertraut mit dem Herzog von Buckingham, Lord Rochester und dem Herzog von Monmouth ꝛc., und stürzt sich mit der Unwissenheit und dem Eifer eines Neulings in alle Ausschweifungen jener Tage. Auf einer seiner Excursionen findet er Milton, jezt im Elend, der eben eine Stelle aus dem zwölften Buch von Paradise lost dictirt und seine beyden Töchter. Auf einer andern sieht er ein Volksgedränge vor den Thüren des Palastes; er hört, daß der König im Begriff ist, (durch Berührung mit seiner Hand — nach einem alten Aberglauben) Kröpfe zu heilen, und da er diese Ceremonie noch nicht gesehen hat, so mischt er sich unter die Zuschauer und verhilft uns dadurch zu einer Beschreibung derselben. Nun folgt das Feuer von London. Aus einem der brennenden Häuser rettet Jocelyn Julia Strickland, die nach einer Entführung und mehreren anderen Unfällen, als dem Gericht über ihren vermeinten Vater Valentin Walton und einer Verhaftung Jocelyn's, auf Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung, als eine in ihrer Jugend verlorene Verwandte des leztern erkannt und glücklich mit ihm verheirathet wird. Die uninteressirte Constantia Biverning tritt ihnen ihr ganzes Vermögen ab und nimmt den Schleyer. Und damit endet das Buch.

Wir besorgen, daß wir die Geduld unserer Leser, indem wir sie mit den Hauptzügen dieses Romans bekannt machen wollten, in der That zu hoch gespannt haben; aber wir waren bemüht, dem Verf. — selbst auf die Gefahr der Langweiligkeit hin — Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem wir seine gewiß originelle Manier, historische Personen und Ereignisse einzuführen, darlegten. In seinem Bestreben, den Schottischen Dichter zu übertreffen, hat er das vornehmste Verdienst desselben völlig verkannt. Dieß liegt — weit entfernt ausschließlich aus antiquarischer Gelehrsamkeit zu bestehen — in seiner poetischen Kraft, die Alles, was sie ergreift, der Flamme gleich, in ihre eigene Substanz verwandelt. Der Ueberfluß von gelehrten Materialien ist selten ein Zeichen des Reichthums, sondern nur des Mangels an Geschmack und häufig der Dürftigkeit des gewöhnlichen Wissens, die ihre Freude über einen außerordentlichen Erwerb nicht verbergen kann. Die historischen Materialien, die Smith gesammelt hat, sind sichtlich in Hast zusammengehäuft, dem Interesse des Stücks fremd und nicht im geringsten mit der Entwickelung desselben verbunden. Alles, was in Brambletye-House geschieht, geschieht zufällig; statt Verknüpfung ist überall nur mechanische Nebeneinanderstellung. Auf diese Weise wird nicht einmal wahre Kenntniß der Zeit erworben. Alle, welche sich die Mühe nehmen wollen, können sich selbst in Besitz der antiquarischen Facta setzen; aber der Verf. eines Romans unternimmt etwas mehr, als alte Dokumente ab-

zuschreiben oder (und dieß ist alles, was Smith gethan hat) eine Memoirensammlung zu plündern. Er muß über den Buchstaben, der tödtet, hinausgehen und uns den Geist geben, der belebt. Die Personen, die in diesen Berichten bloß als Namen existiren, müssen in seinem Werk als Individuen leben. Und eben so die Begebenheiten. Es ist nicht genug, diese aus irgend einer allgemeinen Beschreibung auszuziehen und in dem Style eines Zeitungs-Artikels zu detailiren; sondern sie müssen von der Phantasie mit Fleisch und Bein bekleidet und plastisch und lebendig dargestellt werden. Wir würden dem Verf. empfehlen, zu sehen, wie Dryden und Wilson das Feuer von London und die Pest behandelt haben, und ihre reichen poetischen Gemälde mit seinen prosaischen und zurückstoßenden Wirthshausschildern zu vergleichen. Der Dichter besitzt die Kunst, selbst das Grausenhafte anziehend, bezaubernd zu machen; nichts gleicht dem Ekel, der uns erfüllt, wenn wir Mr. Smith's Beschreibung der Pest lesen.

Alle diese Fehler gehen aus der Armuth der Phantasie des Verf. hervor. Seine Geschichte ist — wie man leicht finden kann — in allen wesentlichen Theilen dieselbe mit der von Peveril of the Peak. Der Grund und Boden, auf dem sie spielt, ist in beyden der Anspruch eines Rundkopfes (Presbyterianers) auf die Güter eines Cavaliers (Royalisten); und einige der einzelnen Vorfälle sind dieselben. Die Art, wie Lord Rochester Jocelyn einführt, ist copirt von der, die Fenella zur Einführung Julian's bey Karl II. wählt; und die Ursache, welche für diese Art der Einführung angegeben wird, ist bey beyden dieselbe: Die Unempfindlichkeit des Monarchen gegen alles, was ihn nicht durch unerwartetes plötzliches Hervortreten, oder Seltenheit überrascht. Die Art, wie Jocelyn durch Constantia's Vermittlung aus dem Towerboot gerettet wird, ist dieselbe, die Fenella zur Befreyung Julian's auf seinem Wege zum Tower vorschlägt. Die Gattungen der auftretenden Charaktere sind gleichfalls dieselben, mit denen in dem älteren Roman; und unglücklicher Weise sind auch mehrere der Individuen dieselben. Smith's Portrait von Karl II. steht dem seines Meisters kläglich nach, und sein Rochester ist nur eine affectirte Karrikatur von Scott's Buckingham. Beyde, Julian und Jocelyn, werden zu dem Lever ihrer respectiven Patrone eingeführt, das ziemlich spät am Tage vor sich geht, und aus derselben Art Leute zusammengesetzt ist. Jocelyn selbst wollen wir gern dem Verf. als seine eigene Creatur zugestehen. Er ist ohne eine einzige Tugend, wenn wir die des persönlichen Muthes ausnehmen; welche, wie Dryden sagt, „zum besten eine Feyertagsart Tugend ist, selten auszuüben und niemals, wenn nicht die Noth dringt; — Gefälligkeit, Milde, Zärtlichkeit und Gutmüthigkeit sind von täglichem Gebrauch; sie sind das tägliche Brod der Menschen und der Stab des Lebens."

Charakteristisch ist auch die Wahl der Gegenstände der beyden Auctoren. Der eine ist zufrieden mit einem Bruch der königlichen Amnestie und Titus Oate's Verschwörungen, welche Erfindung fordern, wenn sie interessant gemacht werden sollen; der andere begnügt sich mit nicht wenigerem, als der Pest und dem Feuer von London, welches Gegenstände sind, die in guten Händen alles für sich selbst thun, aber einen schwachen Kopf durch ihre Großartigkeit überwältigen — wie dieß in dem vor uns liegenden Werk der Fall gewesen ist.

Torhill ist eine noch viel untergeordnetere Produktion, als Brambletye-House, aber gerade in derselben Manier geschrieben. Der Verf. ist ein Nachahmer, kein Künstler; er ist ein Maurer, kein Architect, — er ist ein bloßer literarischer Handwerker, der nicht im Stande ist selbst einen Plan zu entwerfen und nur die einzelnen Theile nach einer Anordnung oder einem Muster zusammensetzte. Wir können diese zweyte Zusammensetzung nicht auf dieselbe Art auseinanderlegen, wie wir es mit der ersten gethan haben; es ist uns genug, zu sagen, daß die historischen Charaktere und Begegnisse eben so zufällig in ihrer Einführung sind, wie in dem früheren Roman, daß sie eben so wenig Einfluß auf das Interesse der Erzählung haben, und eben so wenig Verbindung mit der Anordnung des Ganzen. Es ist vielleicht mehr Auswahl beobachtet worden, — sie sind nicht in solche Haufen übereinandergeworfen worden, wie bey jener früheren Gelegenheit; aber sie sind eben so unnütz und müßig und charakterisiren eben so wenig die Zeit, in welche die Handlung verlegt wird. Alles was geschieht, hätte eben so gut zu jeder anderen Zeit geschehen können, wir haben bloß das Wort des Verf., daß die Dinge so waren, aber wir sehen keine Nothwendigkeit davon. Wir haben die Namen von Heinrich VIII., Anna Boleyn, Cardinal Wolsey und ein Portrait in Lebensgröße von dem poëta laureatus Skelton; aber alles, was sie thun oder sagen, gibt uns im Geringsten keine klarere Vorstellung von den Ereignissen oder Motiven der Reformation, als wir zuvor hatten; Ja, wenn wir unsere Kenntniß aus diesem Roman allein schöpfen müßten, würden wir ganz und gar keine Vorstellung von ihrem Charakter erhalten. — Unter jedem seiner Hauptcharaktere ist der Verf. zusammengebrochen; und die untergeordneteren sind nicht von der Art, daß sie ihn weit auf seiner Reise hätten fördern können, sie verlassen daher ihn und den Leser meist schon am Ende des ersten Bandes.

Der erste Charakter ist Sir Giles Hungerford, eine „zornmüthige" Personage, die, von der 80sten Seite des ersten Bandes, in einem der Gefechte von Calais erschlagen wird, und bis zu seinem seligen Ende, es nicht zu-

geben kann, daß er an einer Pfeilwunde sterben soll, die er in das Gesicht bekommen hat; Poyns Dudley, sein Neffe und Knappe, dem er seinen lezten Brief an den Vormund seines Sohnes, Cecil Hungerford, anvertraut, ist ein bloßes Instrument, um die Geschichte weiter zu spinnen, dem es daher unzweckmäßig gewesen wäre irgend einen bestimmten Charakter zu geben. Von Pierre, seinem Diener, ist der Humor (wie Ben Jonson sagen würde), daß er nach Belieben Engländer oder Franzose ist, wie es der Gelegenheit dient: „stolz, ein brittischer Unterthan zu seyn, so oft Vortheil oder Ehre mit diesem Titel verknüpft war, während er bey jeder andern Gelegenheit, wo der Franzose die Palme davon trug, besorgt war, einen Antheil an dieser Auszeichnung anzusprechen, indem er sie zu seinen Landsleuten annahm." Obgleich der Bursch zwey Heimathen hat, führt er doch bloß einen Spaß im Munde. Wenn er den Weg nach Wokey Hole verfehlt und sein Herr ihm Vorwürfe über die lustige Laune macht, die er dabey zeigt, so antwortet er: „Pardi, Monsieur, wir lachen immer über solche Dinge in Frankreich." Wenn er jede Verwandtschaft mit einigen barbarischen Bergleuten ablehnen will; so ruft er aus: „Morbleu, wir haben keine solche Wilden in Frankreich!" Wenn er die wunderbare Construktion der Höle: Wokey-Höle in Somersetshire anstaunt, so bemerkt er: „Pardi, sie haben nichts so Wundervolles in Frankreich!" — und so geht es fort bis zu Ende der Geschichte des Tölpels. — Etwas besser gehalten sind die Charakter von dem Schenkwirth Gil Faucil und dem Mönch Frank, so wie der von Sir John Dudley; aber keiner derselben hat Verdienst oder Wichtigkeit genug, dem Werk einen Ton zu geben.

Die Hauptcharaktere sind, wie wir gesagt haben, dem Verf. zu viel gewesen. Zuerst haben wir Sir Lionel Fitzmaurice, den Vormund von Cecil Hungerford, den er ohne alle Erziehung aufwachsen läßt und der Vernunft berauben will, um sich selbst seine Güte zuzueignen. An diesem Charakter hat Smith seine ganze Kraft versucht; aber eben dadurch hat er am deutlichsten gezeigt, wie unzulänglich dieselbe ist. Er möchte den Leser gern jeder Zeit in Schreck setzen, so oft nur der Name Sir Lionel geschrieben wird. Wir sollen glauben, daß er im Besitz übernatürlicher Gewalt, in einem Bündniß mit dem Bösen steht; er hat die ausschließliche Controlle über „den Markt der Meineide," bemächtigt sich durch legale Processe der Besitzungen seiner Nachbarn und ist, um das Ganze zu vollenden, seiner Frau untreu und ein Bigamist. Dies sind, wie es scheint, Elemente genug, um eine Wirkung hervorzubringen; und doch hat der Verf. die Situationen so anzulegen gewußt, daß es ihm auch nicht in einem einzigen Fall gelingt, die geringste Bewegung zu erregen. — Die Tochter dieser fürchterlichen Personage ist hochmüthig, glänzend und frey, aber wir werden weder in Furcht gesezt durch ihren Stolz, noch geblendet von ihrer Schönheit, noch begeistert von ihrem Geist. Cecil Hungerford ist ein Knabe von zartem Körper und krankem Geist; aber außerdem ist er noch — unnatürlich und unverständlich. Er ist die poetische Person des Stücks, so weit der Verf. poetisch schreiben kann, und obgleich ohne alle Erziehung muß er doch die besten Dinge in dem besten Styl sagen, der dem Verf. zu Gebot steht. Er ruft aus: „Leben ist nur ein Funke, der dies Dunkel der Unendlichkeiten vor und nach der Geburt scheidet; aber dahin schwindend, wie er ist, o, möchte doch der meinige ruhiger verlöschen!" Die Sonne nennt er, bey einer Verfinsterung derselben, „das Centralauge Gottes, mit geschlossenem Augenliede!" Alle diese Sentiments, sind völlig außer ihrer Art, unnatürlich und unmöglich.

Wir haben die Erwähnung der einzigen erträglichen Person im Buche bis zulezt aufgespart, diese ist die Gemahlin von Sir Lionel Fitzmaurice. So wenig sie auch zu dem Charakter ihres Gemahls paßt, und obgleich sie sichtlich nur dazu eingeführt ist, des Verf. Kenntnisse in der Kochkunst der Zeit zu zeigen; so zeichnet sie sich doch unter allen übrigen als das einzige Wesen aus, das natürlich aufgefaßt und mit einigem gesunden Menschenverstande ausgeführt ist.

Der Hauptmangel dieser Bände ist der an allem dramatischen Interesse. Statt die Handlung vor unsern Augen, wie auf einer Schaubühne vorübergehen und die Acteurs selbst sprechen zu lassen, schreibt der Verf. beständig in eigener Person und erzählt und berichtet. Dieß ist das wahre Geheimniß der Wirkungslosigkeit seines Haupthelden. Der Verf. sagt uns: er sey eine sehr thätige Person — er sagt uns, daß seine Machinationen überall hinwirken — er sagt uns, seine eheliche Untreue sey abscheulich. Alles dieß wird gesagt, aber nichts gethan. Sir Lionel thut in der That nicht das Geringste. Er hat durch alle drey Bände keine Zusammenkunft mit der Maitresse, die er, wie wir hören, in einem seiner Schlösser unterhält. So viel der Leser sieht, kommt er kaum ein Mal aus Torhouse heraus und selten aus einem bestimmten Gemach darin. Mehrere Handlungen geschehen in den drey Bänden, mit welchen Sir Lionel sichtlich nichts zu thun hat, und in denen wir ihn kaum für interessirt halten würden, wenn wir nicht auf den lezten Seiten des lezten Bandes von einem Vater Barnabas, der früher nur ein einziges Mal bey einer unbedeutenden Veranlassung vorgekommen war und von dessen Verbindung mit Sir Lionel wir zuvor nicht den leisesten Wink bekommen haben, unterrichtet würden, daß er der Hauptagent des Ritters gewesen sey und auf seinen Befehl alle die verschiedenen Streiche gespielt habe, die so viel Unglück veranlaßt hätten. Wir können indeß Vater Bar-

nabas keinen Glauben beymessen. Wir haben genug von Sir Lionel gehört und ihn häufig in Torhouse gesehen; aber nie haben wir davon gehört, daß Vater Barnabas mit ihm, oder irgend Jemand Anderem etwas zu thun habe; und wir sind gewiß, daß wir nie die beyden Herren bey einander gesehen haben. Ueberdieß wissen wir weiter nichts von Vater Barnabas; seinem eigenen Geständniß nach ist er ein schlechter Bursch, und deßhalb können wir seinen Aussagen unmöglich glauben. Aber wir mögen ihm glauben, oder nicht, seine Aussage kommt zu spät; die Jury ist bereits eingeschlossen, und die Geschwornen haben keine Lust sich durch neue Zeugen stören zu lassen, da sie ihre Schlafmützen bereits aufhaben.

Mr. Smith ist eben so schwach in dramatischer Sprache, als dramatischer Handlung; sein Dialog hat kein Feuer, kein Leben; er ist steif und geistlos. Von seiner poetischen Diktion wollen wir zur Probe eine der Stanzen geben, die er verfaßt hat, um sie als Motto's über seine Capitel zu setzen:

Niemand hält diesem Schwerdte Stand,
Geführt von unbarmherz'ger Hand,
Gewöhnt an tragische
Mordthaten; denn er ist geweiht
Mit Talisman's, das Schwerdt gefeit
Durch Sprüche, magische *)

Sapienti sat, und wir glauben, für dießmal, aller Welt.

*) None can that fatal sword withstand;
'T is wielded by a ruthless hand,
Inured to tragic
Deeds of blood; 't is said, he's armed
With talismans, his weapon's charmed
By rites of magic.

Unsere Uebersetzung übertrifft, unserer bescheidenen Meynung nach, noch bey weitem das Original.

Geschichte.

Geschichte der Jungfrau von Orleans, nach authentischen Urkunden und dem französischen Werke des Herrn Le Brun de Charmettes, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Zwey Theile. Berlin in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung, 1826.

Unter den neuern Schriften des unermüdlichen Fouqué ist die vorliegende gewiß die beste, obgleich sie nicht ganz sein eigenes Geisteswerk ist. Die Geschichte der Jungfrau von Orleans dürfte man noch mit Vergnügen lesen, wenn man gewisse Quelaugurromane und Mandragoranovellen vergessen haben wird. Wozu auch eine längst erschöpfte Phantasie noch anstrengen wollen, um kümmerliche Dichtungen zu erzeugen, da die Geschichte selbst der romantischen Wunder genug darbietet, die nur noch nicht würdig genug geschildert sind. Fouqué hat durch seine lebenvolle warme Auffassung der noch immer ziemlich verwahrlosten Geschichte der Jungfrau von Orleans einen Dienst erwiesen, den sie ihm selbst wieder reichlich vergilt; denn es ist ein höchst dankbarer Stoff. Man denke sich unter dieser authentischen und diplomatischen Geschichtserzählung ja nichts Trockenes. Sie ist von Anfang bis zu Ende so anziehend, wie der beste Roman. Jeanne d'Arc war wirklich ein so wundervolles, heiliges Wesen, daß ihr Bild durch eine treue Darstellung nach ächten Quellen nur gewinnen kann. Man muß diese Darstellung nur nicht mit den Verläumdungen ihrer früheren und späteren Verfolger und Spötter verwechseln. Von diesen wird die Jungfrau hier, nicht wie es Schiller gethan hat, kraft einer nur poetischen Autorität, sondern durch das Zeugniß der Geschichte selbst gereinigt; aber das gereinigte Bild in seiner einfachen historischen Wahrheit ist immer noch erhaben genug, um Schillers Ideal an die Seite gestellt werden zu dürfen. Vielleicht hätte Schiller, wenn er die Quellen so genau gekannt hätte, noch manchen zarten Zug zu seinem Bilde benuzt, und manche willkürliche Veränderung, die er sich erlaubt hat, lieber fallen lassen, um der Geschichte völlig getreu auch so die erhabenste Unschuld darzustellen. Vieles von den Schicksalen der Jungfrau, was bisher einer poetischen Darstellung unfähig schien, wird hier in einem Lichte gezeigt, worin es sehr poetisch erscheint. Vielleicht aber dürfte der historische Roman sich besser als das Trauerspiel eignen, jeden eigenthümlichen Zug des historischen Bildes aufzufassen.

Die Bearbeitung Fouqué's ersezt uns diesen Roman. Er faßt, theils von seinem Herzen und Geschmack geleitet, theils von der dem Gegenstand selbst inwohnenden Poesie fortgerissen, vorzugsweise das Romantische, Wunderbare, Mystische in der Geschichte der Jungfrau auf, und läßt sich nichts entgehen, was zur romantischen Wirkung des Ganzen irgend beytragen kann. Geflissentlich nimmt er alle örtlichen Volkssagen, die mit der Jungfrau in einer nähern oder entferntern Beziehung stehen, neben den geschichtlichen Zeugnissen in seine Darstellung auf, und selbst im Ton des Ganzen läßt er etwas poetisches vorherrschen. Er bedient sich so oft als möglich der eigenen Worte der alterthümlichen Quellen, und besonders derer, die einen unbedingten treuherzigen Glauben an die Heiligkeit des Mädchens aussprechen. Für die historische Treue bürgt die Angabe der Quellen, die Berücksichtigung und diplomatische Widerlegung der bekannten Verläumdungen, und endlich eine gewisse innere Wahrheit und Consequenz in allen angegebenen Thatsachen.

Nr. 43.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 29. Mai 1827.

Dichtkunst.

Iwein der Riter mit dem Lewen, getihtet von dem Hern Hartman Dienstman ze Ouwe. Herausgegeben von G. F. Benecke und K. Lachmann. Berlin. Gedruckt und verlegt bey G. Reimer. 1827. (420 S.)

Unter den deutschen Gedichten, welche aus dem Mittelalter auf uns gekommen sind, ist der Iwein Hartman's von Aue eines der schönsten und lieblichsten. So klar und anspruchlos ist die Sprache in demselben, so anmuthig und naiv die Erzählung, daß selbst unsere besten Dichterwerke dieser Gattung es nicht übertreffen. Und wenn auch Walthers von der Vogelweide Lieder sinnvoller und zarter als Hartman's sind, und einen höhern poetischen Werth besitzen, auch unser Dichter eben so wenig die lyrische Fülle und Tiefe der Empfindung Wolfram's von Eschenbach erreicht, so macht ihm dagegen kein Dichter seinen Rang als besten Erzähler streitig. Diese behagliche Breite, diese sinnigen Betrachtungen, die er häufig, doch nie am unrechten Ort seiner Erzählung einmischt, und in denen sich die Gemüthlichkeit ihres Verfassers so treu abspiegelt, geben dem Ganzen jene eigenthümliche Farbe und einen hohen Reiz, den jeder für das Schöne Empfängliche in sich fühlen wird. Wohl am wenigsten gelangen unserem Hartman seine Lieder, meist Sprüche moralischen Inhalts, die er gegen das Ende seines Lebens hin dichtete, wo ihn das dichterische Feuer schon mußte verlassen haben. Um so ausgezeichneter sind aber seine anderen Werke, von denen leider bis jezt erst der kleinere Theil gedruckt ist. Es sind vier epische Gedichte von sehr ungleichem Umfang: Gregor, Erec, der arme Heinrich und Iwein. Nur die beyden lezten sind herausgegeben; Gregor und Erec aber, bis auf ein kleines Bruchstück, *) immer noch ungedruckt. Den armen Heinrich besitzen wir in drey Ausgaben von Myller, Grimm und Lachmann; leztere ist, was den Text anbetrifft, die vorzüglichste. An eine Uebersetzung dieses Gedichts in unsere (?) heutige Sprache braucht man nur zu erinnern, um einen gänzlich mißglückten Versuch zu bezeichnen, den Unbeholfenheit im Ausdruck, wie grobe Verstöße gegen die mittelhochdeutsche Sprache als seines Urhebers vollkommen würdig bezeichnen. Den Iwein besitzen wir jezt ebenfalls in drey Ausgaben, von Myller, Michaeler und den jetzigen Herausgebern *), welche durch die Benutzung der reichlichen Quellen, die ihnen zu Gebote standen, mit so glücklichem Erfolg das Gedicht in seiner ächten und wahren Gestalt wiederzugeben gestrebt haben, daß der Text keine bedeutende Abänderungen fernerhin erleiden dürfte. Das Gedicht selbst nun gehört zu dem Sagenkreise, der sich auf den König Artus bezieht; es sind die Abenteuer Iweins, eines Ritters, der am Hofe dieses Fürsten der Sage glänzte, welche der Dichter verherrlicht hat. Ueberaus glücklich ist das Ganze eingeleitet, und wahrlich gleich der Anfang beurkundet Hartman's Meisterschaft. Mit der schönen Reflexion beginnend, daß dem, welcher mit ganzer Seele nach Gutem und Edlem trachte, Glück und Ehre folge, bahnt er sich gleich zum gefeyerten Artus den Weg: Artus bewähre dieses, im Munde seiner Landsleute lebe er fort, da sein Ruhm ihn unsterblich gemacht habe. Und somit finden wir uns gleich an Artus Hofe versezt, mitten in das bunte Gewühl der frohen Menge, welche sich auf mannigfaltige (V. 65 — 72) Weise ergözt. Artus und die Königin ziehen sich endlich in ihre „Kaminata" zurück; nur sechs Ritter, unter denen unser Iwein, Kalogreant, Gawein und des Königs Seneschal, „der zuchtlose Keit," auf den Fußboden hingestreckt, sich befinden, bleiben im Saale zurück. Nicht lange darauf kommt die Königin wieder, nähert sich aber den Rittern so leise, daß sie nicht eher von diesen bemerkt wird, bis sie ganz nahe bey ihnen steht. Kalogreant, zuerst sie erblickend, macht ihr sogleich ehrerbietig Platz, wovon

*) S. Wiener Jahrbücher. Band 16.

*) Die Berichtigung des Textes geschah vom Prof. Lachmann.

Keil sogleich Anlaß nimmt, seine Höflichkeit mit bitterem Spotte lächerlich zu machen. So ist ein Gespräch veranlaßt, worin der Dichter die vor uns auftretenden Personen sich selbst äusserst treffend charakterisiren läßt, besonders den, mit gewisser Vorliebe behandelten Keil. Dieses Gespräch wird benuzt, die Leser dem Ziele allmählig entgegenzuführen, indem es damit endet, daß der Seneschal den Kalogreant auffordert, seine „Maere" zu erzählen, was auch die Königin verlangt, der gern gewillfahrt wurde. Wie vortrefflich, ja künstlerisch geordnet dieser ganze Eingang erscheint, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden. Kalogreant erzählt nun, wie ihn Durst nach Abentenern zulezt nach langem Umherirren zu einem Brunnen getrieben habe, welchen aufzusuchen ihm ein Riese gerathen hätte, falls er sein Leben wagen wollte. Hier habe er nun, jenem Rathe weiter folgend, mit einem am Brunnen hängenden Becher Wasser aus demselben geschöpft, und auf den Stein gegossen, worauf urplötzlich ein furchtbares Donnerwetter entstanden, und als dieses verschwunden, ein Ritter mit eingelegter Lanze über das Feld auf ihn losgesprengt sey, mit welchem er einen unglücklichen Kampf habe bestehen müssen. Seine Mähr ist beendet, als der König in den Saal tritt, dem die Königin sogleich dieß Abenteuer mittheilt, was ihn so einnimmt, daß er schwört, auch nach jenem Brunnen hinzuziehen. Jwein, dieß Vorhaben hörend, beschließt alsbald dem König zuvorzukommen und früher dieses Abenteuer zu bestehen. Durch diesen Umweg hat uns der Dichter nun zum Helden des Stücks geleitet. Beym Brunnen angekommen, versucht er ohne Zögern, was für seinen Vorgänger so üble Folgen gehabt hatte. Er schöpft von jenem wunderbaren Wasser und vergießt es sodann. Alsbald erhebt sich ein schreckliches Ungewitter, welches sich kaum gelegt hat, als ein Ritter mit verhängten Zügeln auf ihn zujagt und zum Ergeben oder Kämpfen fordert. Jwein besiegt den Ritter, und verfolgt ihn bis in seine Burg, wo dieser todt vom Pferde sinkt, er aber, durch ein hinter ihm herabfallendes Gitterthor, wie im Gefängniß sich plötzlich eingeschlossen sieht. Wie ihn nun hier die Dienerin der trauererfüllten Wittwe, deren Gatten er erschlug, vor dem Tode bewahrt, und seine Liebe zur schönen Burgherrin, durch seine Ueberredungskunst mit dem schönsten Erfolg gekrönt wird; wie er alsdann als Schirmer des Brunnens, den übermüthigen Keil bey demselben besiegt, dann vom Ruhm verlockt Gaweins Stimme folgt und seine Burg und seine fürstliche Gemahlin verläßt, doch mit der Zusage: nach einem Jahr heimzukehren; wie er hierauf, als er unter steten Kämpfen seines Worts vergißt, zur Strafe von seiner Gattin verstoßen wird, und nun, von Liebesqualen wahnsinnig, in die Wildniß stürzt, wo nach langem Umhertoben ihn, den am Wege entschlummerten, eine mitleidige Jungfrau mit der wunderkräftigen Salbe der Fee Morgana heilte; und wie Jwein jezt, da ihm Besinnung und klares Bewußtseyn wieder gekehrt waren, sich ermannt, von Sieg zu Siege eilt, glänzende Thaten vollführt, die ihn weit berühmt machen, doch nimmer von seinem tiefen Schmerz befreyen mögen, bis endlich der Zorn seiner strengen Herrin schmilzt, und er, der Sieggekrönte, in ihre Arme zurückeilen darf — dieß alles, was uns Hartman so unvergleichlich schön erzählt hat, wird der Leser gewiß vom Dichter selbst hören wollen. Und er hat ein Recht hierzu: Denn wahrlich ungerecht und barbarisch heißt es am Dichter handeln, wenn man sein Kunstwerk alles poetischen Schmucks entkleidet, und mit derben Fäusten den Blüthenstaub der Phantasie verwischt, um eine trockene bis zur Ermüdung langweilig fortgesponnene Beschreibung der Handlung zu geben, welche der Dichter besang. Mitten in seinem Siegeslauf schwindet Jwein aus unsern Augen. Auf einer Burg ihn verlassend, fährt „Her Hartman" also fort:

V. 5615 Dô begunde der tôt in den tagen
Einen grâven beclagen
Unt mit gewalte twingen
Ze nôthigen Dingen,
Den von dem swarzen dorne.
Des was er der verlorne:
Wander muose im ze suone gebn
Beide sin gesunt unt sin lebn,
Der dannoch lebendec hie
Zwô schoene juncvrouwen lie.

Das Gedicht erhält auf ein Mal eine ganz andere Farbe, ernst und feyerlich schreitet es daher in einfacher Größe. Man glaubt auf eine Episode zu stoßen, auf eine störende Zwischenscene, denn etwas besseres sind die Episoden häufig nicht, die den Gang der Handlung nur unterbräche und den Helden wenigstens gar nicht beträfe. Allein wie bald ist unsere Täuschung verschwunden. In die episodenartige Erzählung ist gleichsam die Katastrophe verlegt, und Jwein hat nur den Schauplatz verlassen, um bald sich in noch hellerem Glanze auf demselben zu zeigen. Die Töchter des Todten streiten um ihr Erbe; ihr Recht verfolgt die Jüngere, welcher die Aeltere ihren Antheil verweigert, an Artus Hof; ein Kampf soll über dasselbe entscheiden. Welchen andern Ritter konnte die Jungfrau da wählen, als Jwein, den Ritter mit dem Lewen *), ihn, dessen Ruhm im Munde aller lebte.

*) Jwein befreyte auf seinen Zügen einst einen Löwen von einem Lindwurm; aus Dankbarkeit, wie der Dichter sagt, folgte der Löwe seinem Befreyer nun überall nach; daher jener Beynahme.

Iwein's heldenmäßiger Kampf, sein darauf bewiesener Edelmuth bricht Landinen's, seiner erzürnten Gattin, Herz, und söhnt beyde aus. Und so zeigt sich das, was anfangs als fremdartig erschien, als lebendig eingefügter Theil des Ganzen.

Wenn gleich Hartman den Stoff seines Gedichts von einem fremden Dichter entlieh, so ist die Einkleidung des Ganzen doch unbestreitbar sein Werk, und die sinnvollen Reflexionen, die er nicht sparsam in die Erzählung einflicht, dürfte wohl kein anderer Dichter als sein Eigenthum ansprechen wollen. Welche reiche Ausbeute dieß Gedicht für einen Geschichtschreiber des Mittelalters enthält, in Bezug auf Sitten, Lebensweise, Kleidung, Sprache, Rechtspflege ꝛc., kann hier nur angedeutet werden, wie auch eine Untersuchung über die Sage selbst hier des beschränkten Raums wegen unterbleiben muß. Genügend ist bis jezt nur die Sprache des Gedichts erläutert, welches sehr schwierige Geschäft zwey Kenner über sich nahmen, wodurch ein bedeutender Schritt zum tiefern Verständniß desselben gethan ist. Denn mit einem oberflächlichen Verstehen, wie es wohl auch von Unkundigen auf den ersten Anblick erlangt wird, ist nichts gewonnen. Wie schwer aber das Verständniß des Gedichts sey, können die von den Herausgebern erläuterten Stellen denen am besten sagen, welche gleich alles zu verstehen meynen, da ihnen so viele Wörter entgegen kommen, deren äußerer Zuschnitt alte Bekannte zu verrathen scheint, die aber näher betrachtet lauter Fremdlinge sind, die erst ein langer und vertrauter Umgang uns wieder befreundet. Daß die wenigsten der zahlreichen Anmerkungen die Sache erläutern, man über den Dichter selbst, sein Leben und seine Werke nur spärliche und zerstreute Andeutungen findet, lag vielleicht im Plan der Herausgeber; auch wollen wir deßhalb nicht rechten mit ihnen, die so vieles gethan, und uns durch eine Fülle grammatischer Bemerkungen für vieles andere reichlich entschädigt haben.

Zulezt kann noch angeführt werden, daß bald nach der ersten Erscheinung des Iwein eine Bearbeitung desselben vom Herrn von Halem *) versucht wurde, die aber zum Glück nicht weit gedieh, denn ärger ist wohl nie ein Uebersetzer oder Umsetzer mit einem Dichter umgegangen.

Lg. B. v. M.

*) S. Deutsches Museum. Jahrg. 1788.

Literär-Geschichte.

Literarischer Almanach für 1827. So nützlich und angenehm, als unterhaltend und lustig zu lesen. Von Lic. Simon Ratzeberger dem Jüngsten. Erster Jahrgang. Leipzig, bey Glück.

Der Verfasser gibt sich für den jüngsten Nachfolger Simon Ratzebergers des jüngern aus, welcher in den Jahren 1764 bis 1777 ein Vademecum für lustige Leute schrieb. Er scheint ein recht guter alter Herr zu seyn, nur die witzigen Capriolen, um die er sich entsetzlich abmüht, wollen seinen steifen Gliedmaßen nicht gelingen. Er hätte bedenken sollen: was das Entsetzlichste sey von allen entsetzlichen Dingen? — ein Pedant, den es juckt, locker und lose zu seyn. Der lockere Ton, den er annimmt, die scherzhaften Ankündigungen „so nützlich und angenehm, als unterhaltend und lustig" mit dem Zusatz „ohne Kupfer, Charten, Musik und Tanztouren, jedoch mit einem Vorbericht, der nicht das Schlechteste an dem Büchlein seyn sollte," lassen in der That nur etwas sehr Abgeschmacktes erwarten, und was den Ton des Werkes betrifft, so ist derselbe wirklich von Anfang bis zu Ende unausstehlich schäckerhaft; der Sachinhalt indeß entschädigt uns dafür. Das Buch enthält allerley literarische Merkwürdigkeiten und Curiosa, mit denen man sonst nicht leicht bekannt wird, und deren Sammlung verdienstlich ist. Die Auswahl ist nicht immer die beste gewesen, doch geht das Uninteressante und Ungehörige mit dem vielen Interessanten in den Kauf.

Zuerst handelt der Verfasser von Schriftstellern, die ihr eignes Leben ganz oder zum Theil beschrieben haben. Er bringt deren 39 zusammen, unter denen aber einige der wichtigsten fehlen, z. B. Moritz, Jung-Stilling, Bronner, Voß, Steffens. Ein zweytes Verzeichniß nennt 209 Schriftsteller, die älter als achtzig Jahr geworden sind. Die fünf ältesten sind Fontenelle und Stapulensis Faber, beyde 100 Jahre alt, Robert Constanzius 103, Michael Stiefel 110, Hupazuoli 115 Jahre alt.

Unter dem Namen eines literarischen Allerleys gibt sodann der Verfasser eine Menge kurzer Notizen und Anekdoten, die Literatur betreffend, z. B. „In der Mitte des 17ten Jahrhunderts wollte man den gelehrten Jesuiten Tanner in Tyrol nicht an geweihter Stätte begraben lassen, weil man unter seinem Nachlaß ein Mikroskop und unter demselben einen Floh fand, den man für einen haarigen Teufel hielt. — Die berühmten Münchhausischen Lügen finden sich schon unter dem Titel mendacia ridicula im dritten Buch der deliciae academicae von Johann Peter Lange, Heilbronn 1665. — Im Jahr 1824 erschien eine neue Bearbeitung des vor etlichen dreyßig Jahren herausgekommenen gelehrten Berlins, und diesem zu Folge soll sich die Zahl der dort wirklich leben-

den Schriftsteller gegen sechs- bis siebenhundert belaufen. Dabey wird bemerkt, daß nur von solchen die Rede sey, deren Schriften in den Buchhandel gekommen seyen, nicht aber die ungezählte Schaar derer, die Sonette, Epigramme, Erzählungen, Correspondenz in allerley Journale ꝛc. und endlich Aufsätze in Taschenbücher ꝛc. fabriziren. — Während des siebenjährigen Krieges wurden von der bekannten Erlanger Realzeitung manches Jahr achtzehntausend Exemplare abgesezt." An diese Notitzen schließen sich einige Recensionen, die durchaus nicht hieher passen. Sie betreffen religiöse Controversschriften und sind in einem Geist abgefaßt, den man ultraprotestantisch nennen könnte. Dergleichen gehört in die Kirchenzeitung und in den Sophronizon, nicht in einen literarischen Almanach. Darauf folgen wieder allerley Anekdoten über den Namen: sonderbare Einfälle mancher Gelehrten, z. B. „Martin Crusius, Professor zu Tübingen, correspondirte mit dem Patriarchen von Constantinopel, um ihn — zum Lutherthum zu bekehren. — Peter Bouhours, gestorben 1704, ein Jesuit, warf im Ernst die Frage auf: ob es möglich sey, daß ein Deutscher Genie habe? — Der Jesuit Harduin hielt den größten Theil der römischen und griechischen Classiker für unecht, und behauptete, ihre Werke seyen bloß von Mönchen in mittleren Zeiten verfaßt worden. — Josua Barnes, geboren 1654, hatte den Einfall, der Verfasser der Odyssee sey der König Salomo. — D. Johann Georg Sigwart, Professor zu Tübingen, bewies aus der Stelle 5. B. Moses 22. 10. „Du sollst nicht ackern mit einem Ochsen und Esel zugleich," daß die Lutheraner sich mit den Reformirten nicht vereinigen dürften. — Auf der Universität zu Salzburg wurde noch im achtzehnten Jahrhundert die Frage aufgeworfen: ob der Teufel auch Professor der Theologie werden könnte? — In Destouches Werk über den Verfall der Städte und Märkte, Ulm 1803, werden S. 469 unter den zur Anlegung einer städtischen Bibliothek empfohlenen Kunst-Handwerks- und Gewerbschriften auch Wilhelm Meisters Lehrjahre in Vorschlag gebracht. Eben so steht in einem Verzeichniß botanischer Schriften die unter dem Titel Flora erschienene Zeitschrift der Madame Ehrmann. — Fabius Claudius Gordianus schrieb vier und zwanzig Bücher. Im ersten Buch durfte kein A, im zweyten kein B, im dritten kein C ꝛc. vorkommen." Demnächst liefert der Verfasser eine Auswahl wunderbarer Büchertitel, wovon wir folgende ausheben:

Die geistliche Goldkammer der bußfertigen, Gott verlangenden und in Jesum verliebten Seele.

Gegenstrahl der Morgenröthe christlicher und schriftmäßiger Wahrheit wider das sterngleißende Irrlicht der Absonderung von Kirchen und Sakramenten.

Kuhlmanns himmlischer Liebeskuß.

Feuerzeug christlicher Andacht, Nürnberg, 1539.

Die geistliche Tabackspfeife.

Das geistliche Kartenspiel.

Seraphische Buß und Lob anstimmende Waldlerche.

Geistliches Sackührlein, das ist geistliches Gesang- und Betbüchlein. Augsburg 1709.

Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche.

Himmels Calvinischer Schafpelz.

Hunnins päpstlicher Schafpelz.

Der calvinische und päpstliche Bienenschwarm.

Hoes calvinischer Brandfuchs.

Nicht uninteressant ist sodann ein Verzeichniß der seit dem Beginn des Jahrhunderts bis 1825 in Deutschland erschienenen Taschenbücher. Ihre Zahl beläuft sich auf 346, und der Verfasser hat sie bey weitem noch nicht alle verzeichnet; noch fehlen die historischen, pädagogischen, theatralischen ꝛc.

Nach dieser Uebersicht bringt der Verfasser wieder Anekdoten unter dem Titel: fünfzig Kabinetstücke der gelehrten Welt. Dann verzeichnet er eine Reihe wohlbelohnter und eine andere Reihe schlecht belohnter Schriftsteller. Hier finden wir unter andern Folgendes. „Diderot arbeitete zwanzig Jahre lang an der großen französischen Encyclopädie, deren Verkauf fünfzehn Millionen Franken eintrug, erhielt aber nicht mehr, als jährlich 1500 Livres, so lang er arbeitete. — Lopez de Vega, der spanische Dichter, soll ein und zwanzig Millionen, drey Mal hundert ein und sechszig Tausend Verse gemacht haben. Ungeachtet aber seine Nation ihn mit so großem Beyfall las, ließ sie ihn doch in Hunger schmachten. Es blieb ihm nichts übrig, als Seesoldat zu werden, und alle Beschwerden dieses Standes zu tragen, um nicht ganz zu Grunde zu gehen. — Dryden mußte zehntausend der schönsten englischen Verse für dreyhundert Franken, und Milton sein verlorenes Paradies für zehn Guineen verkaufen. — Reiske brachte zu Leiden auf der dortigen Universitätsbibliothek die Sammlung der arabischen Handschriften in Ordnung, und bekam zur Belohnung — neun holländische Gulden." Dann erwähnt der Verfasser noch des besondern Schicksals einiger Gelehrten und Schriftsteller und schließt mit einer Bitte um Unterstützung zur Fortsetzung seines Almanachs. Diese wünschen wir ihm von Herzen, und wir schlagen ihm für die nächsten Jahrgänge vor: eine vollständige Uebersicht der Zeitungen und Journale, Betrachtungen über die Meßkataloge, Vergleichungen der deutschen mit der fremden Literatur, Vergleichungen der einzelnen Literaturfächer, eine Zusammenstellung der Geburtsörter unserer berühmtesten Schriftsteller, woraus für die Charakteristik der Süd- und Norddeutschen Resultate zu ziehen sind, eine Genealogie der literarischen Moden, der Gräko-, Anglo-, Gallo-, Germano-, Indomanie, eine Geschichte der deutschen Polemik, der wichtigsten Gelehrtenfehden, ꝛc.

Nr. 44.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 1. Juni 1827.

Geschichte.

Geschichte des Osmanischen Reiches, großentheils aus bisher unbenuzten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Erster Band. Von der Gründung des osmanischen Reichs bis zur Eroberung Konstantinopels, 1300 — 1453. Mit einer Charte. Pest, in C. A. Hartlebens Verlage. 1827.

Herr von Hammer ist unstreitig unser größter Orientalist und überhaupt einer der gebildetsten und geschmackvollsten Männer unsers Vaterlandes. Wir hegten daher schon geraume Zeit von der künftigen Erscheinung seiner türkischen Geschichte große Erwartungen, die nun durch den vollendeten ersten Band vollkommen befriedigt worden sind. Ehe wir sein Verdienst in Absicht auf die eigentliche Geschichtforschung rühmen, gebietet uns die Natur der Sache, unsere Aufmerksamkeit erst im Allgemeinen auf die Tendenz dieses geschichtlichen Werkes zu richten. Nach dieser Tendenz sind wir in unserer Zeit immer zu fragen berechtigt und verpflichtet, sobald von Werken die Rede ist, welche mit der Tagespolitik in irgend einer, wenn auch nur entfernten Berührung stehen. Eine Geschichte der Türken nun kann sich dieser Frage und einem kritischen Tendenzprozeß gewiß eben so wenig entziehen, als eine Geschichte der Griechen, z. B. die von Pouqueville. Man fragt unwillkürlich: wie verhält sich das Werk zu den Partheyansichten unserer Zeit, ist es vielleicht ein Dokument irgend einer dieser Partheyen, und kurz, ist es für oder wider Türken oder Griechen? Selbst eine strenggelehrte urkundliche Geschichte, wie die vorliegende, die sich dem Lärm der Tagespolitik entfremdet, in die heiligen Hallen der Wissenschaft, in den Tempelfrieden der Clio zurückzieht, kann jener strengen Frage des Zeitgeistes nicht entgehen.

Ohne Zweifel werden wirklich, wenigstens die Ueberspanntesten unter den Griechenfreunden das Werk des Herrn von Hammer als ihrer Tendenz entgegen mißbilligen, nicht, als ob dieses Werk sich entschieden zu Gunsten der Türken ausspräche, sondern weil es sich ganz unpartheyisch ausspricht. Sie werden schon diese Unpartheylichkeit mißbilligen, nach dem Grundsatz: wer nicht ist für mich, der ist wider mich! Sie werden sagen: ein Christ dürfe nie so indifferent und weltbürgerlich denken, wie Herr von Hammer, der alle Grausamkeiten der Türken gegen die Christen mit vollkommenem Gleichmuth erzählt, und, anstatt die Niederlagen des Kreuzes zu bejammern, vielmehr wohl gar noch den Halbmond wegen seines glänzenden und kräftigen Wachsthums rühmt. Sie werden sagen: mag ein Muselmann selbst, oder ein Mondbewohner, der weder Muselmann noch Christ ist, die Thaten der Türken auf diese schonende Weise berichten, nur nicht ein Christ und nur nicht in jenem Wien, das so oft die Vormauer der Christenheit gegen eben diese Türken gewesen ist, nur nicht in einem Lande, wo schwerlich eine Familie lebt, deren Vorfahren nicht einst im heiligen Kampf gegen die Ungläubigen geblutet. Sie werden etwas besondres darin suchen, daß Herr von Hammer die Geschichte der Türken durchaus als eine bloß politische behandelt, daß er alles vermeidet, was ihre Kriege als Religionskriege bezeichnen könnte. Sie werden ihm vielleicht vorwerfen, er habe nur deßhalb die Darstellung des Muhamedanismus von seinem Gemälde gänzlich ausgeschlossen, um nicht auch des Christianismus im Gegensatz gedenken zu müssen; er rede nur von dem türkischen Volksstamme, und wieder nur von dem osmanischen Zweig desselben, um auch die Christen, die von ihnen unterworfen oder wenigstens bekämpft wurden, als bloße Völkerstämme gelten zu lassen; er rede nicht von Allah und Muhamed, damit er nicht von Gott und Christus reden dürfe, und durch diese Beseitigung des Religiösen geschehe es, daß wir allen Haß gegen die Türken verlören, die uns sofort nur als kräftige, herrliche Sieger erschienen, und auch alle Theilnahme an den Christen z. B. in Konstantinopel vergäßen, die uns sofort nur als politische Feiglinge vorkämen. So werde durch einseitige Behandlung des historischen Stoffs, durch absichtliche Weglassung alles Religiösen, das Hauptinteresse und alle Ehre auf die Türken übergeleitet; ihnen nähme der

Verfasser nichts, indem er ihnen ihre großen Thaten läßt; ihren Gegnern aber entziehe er alles, indem er ihres Gottes nicht gedenkt, nicht ihres Glaubens, um dessentwillen sie unter den Schwertern und Henkerbeilen der Türken ihr Blut vergoßen. Man wird fragen: warum stellt sich Herr von Hammer so ganz auf den türkischen Standpunkt und ignorirt die jedem Christen so wichtigen und heiligen Interessen, die sich uns schon beym bloßen Namen der Türken aufdrängen? warum schildert er so unbefangen, gleichmüthig und selbstzufrieden das Wachsthum und Vordringen der Türken in Europa und vergißt es gänzlich, uns dabey zu erinnern, daß jeder Fußbreit Erde, den jene Barbaren gewonnen, vom Herzen der Christenheit losgerissen waren, daß diese Erde mit unschuldig vergossenem Christenblut gedüngt, daß die Eroberung ein gen Himmel schreiender Raub, daß sie von unermeßlichen Gräueln begleitet war, wie sie nie früher noch später ein Volk beging oder litt, endlich daß jener mit Mord und Brand besudelte Boden das schönste Land Europa's, das alte heilige Griechenland war. Warum ignorirt Herr von Hammer Betrachtungen dieser Art gänzlich, und schildert uns die Eroberung Griechenlands, wie etwa Curtius die Eroberung von Bactra, als ob ihm die Besiegten fremde uninteressante Völker, und nur die Sieger lieb und theuer wären?

Indeß wär' es wohl unbillig, wenn wir bey der Beurtheilung eines strengwissenschaftlichen Werkes von dieser Partheyansicht ausgehen wollten, die, so sehr sie christlich, natürlich und löblich ist, doch immer eine Partheyansicht bleibt. Ein Geschichtschreiber der Türken darf und soll sich auf einen unabhängigen Standpunkt stellen, und seine Ansicht durch kein, wenn auch noch so heiliges Vorurtheil trüben lassen. Es ist des Geschichtschreibers Pflicht, das Volk, das er schildert, nicht nach den Berichten der Feinde desselben zu beurtheilen, sondern sich so viel als möglich in dessen eigenen Horizont zu versetzen und es mit dessen eigenen Augen anzusehen. Aber auch selbst wir Christen, als alte und nothwendige Feinde jener Türken, haben doch ihren Tugenden immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. Schon längst ist die gebildete Welt davon unterrichtet und darüber einverstanden, daß die Türken eine höchst kräftige und geistbegabte Nation sind, an der sehr vieles gebilligt, gelobt, ja bewundert werden muß, daß aber ihr wildes blutdürstiges Temperament in allen ihren Handlungen eben so vorherrscht, wie das Roth in ihren Farben. Es sind Löwen der Wüste, stark, edel, großmüthig, königlich, aber dennoch blutlechzende Thiere. Sobald wir in ihre Geschichte eintreten, baden wir vom Anfang bis an's Ende im Blut. Müssen wir uns aber einmal an diese Hauptfarbe gewöhnen, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß unter dem grellen Schein derselben auch noch sehr zarte Farben verborgen sind, und selbst in jener Blutfarbe ist etwas Furchtbarschönes. Es fehlt den Türken nicht an sanften Dichtern, weisen Gesetzgebern, und selbst ihre Sultane und Krieger, die Henker ganzer Völker, haben etwas Gewaltiges und Prächtiges, das Bewunderung einflößt. Dieß hebt Herr von Hammer mit Recht hervor, während er jene Barbarey keineswegs bemäntelt.

Es war dem Verfasser, man sieht es, um ein treues ungetrübtes Gemälde der türkischen Geschichte nach türkischen Quellen zu thun. Er läßt die Türken selbst von sich selbst reden, und schließt jede falsche oder feindselige Ansicht der Christen dabey aus. Um seinem Gemälde die möglichste Gedrängtheit und Uebersicht zu geben, hält er sich auch rein an die Geschichte des türkischen Volksstammes, und zwar nur des einen Zweiges davon, des osmanischen. Die übrigen Zweige dieses großen asiatischen Volksstammes werden im Anfang der Geschichte nur kurz erwähnt, um die Genealogie dieses Hauptzweiges herzuleiten. Was aber noch wichtiger ist, der ganze Muhamedanismus und die Araberherrschaft, auf welche die osmanische sich aufpfropfte, wird von Herrn von Hammer übergangen. Er unterscheidet sehr genau seine Geschichte der Osmanen von einer Geschichte der Türken überhaupt, oder der Muhamedaner. Dennoch wäre zu wünschen gewesen, daß er sich auf die Charakteristik des Muhamedanismus und namentlich auf die Gestaltung desselben unter den Osmanen tiefer eingelassen hätte. Man sollte wirklich meynen, daß er es geflissentlich vermiede, die religiöse Saite anzuschlagen, aus Furcht, sie möchte einen Mißton angeben.

In den angezeigten Grenzen indeß ist dieses Werk ein so vollkommenes, als selten eines erschienen ist. Dem Verfasser gebührt der höchste Ruhm des Geschichtforschers. Alles, was wir bisher über die Türken erfahren, verschwindet beynahe als völlig fragmentarisch oder verfälscht vor dem vollständigen Gemälde, das Herr von Hammer jetzt nach bisher unbekannten ächten Quellen entwirft. Von zweyhundert türkischen, persischen und arabischen Handschriften, die er benutzt, kannte der beste frühere Orientalist, Sir William Jones, nur ein Dutzend, ja selbst auf den öffentlichen Bibliotheken in Konstantinopel findet man nicht mehr als je ein Dutzend davon. Bey den Türken selbst sind diese Quellen zerstreut, und Herr von Hammer ist vielleicht der einzige Mensch auf der Erde, der sie in diesem Umfange zusammengetragen hat. Dreyßig Jahr lang hat er daran gesammelt, auf zwey Reisen im Morgenlande selbst und auf allen bedeutenden europäischen Bibliotheken. Als k. k. Dolmetsch war er immer in naher Berührung mit der Türkey, und zugleich standen ihm die für seine Geschichtforschung wichtigen Archive von Venedig, Ungarn und Oesterreich offen.

Er scheute keine Anstrengung, keine Kosten, sich von allen Quellen Abschriften oder die Originale selbst zu verschaffen. Ein einziges türkisches Werk kostete ihn 500 Dukaten. Von allen diesen Quellen, sofern sie den ersten Theil seines Werkes betreffen, gibt er vorn ausführliche Nachricht. Demnach läßt er von Seiten der Geschichtforschung wohl nichts zu wünschen übrig. Er hat die Quellen nicht nur benuzt, er hat sie entdeckt. Auch als Geschichtschreiber verdient er unsere volle Anerkennung. Sein historischer Styl ist rein und edel, und man darf die Kunst bewunderswürdig nennen, mit welcher er den so oft sich wiederholenden Raub- und Mordzügen immer eine neue Seite abzugewinnen weiß, daß unser Interesse nicht ermattet. Er bewirkt dieß vorzüglich durch die Einflechtung von Sagen und Anekdoten aus seinen Quellen, und durch die einfache Erzählungsweise, welche der des Herodot gleichkommt.

Der vorliegende erste Band beginnt mit der Geschichte des osmanischen Stamms und reichs bis zur Eroberung Konstantinopels, umfaßt also nur etwa anderthalb Jahrhunderte. Der Verfasser verbreitet sich zuerst mit kritischen Bemerkungen über den Namen und das Vaterland der Türken. Er bemerkt, daß die Türken selbst diesen Namen jezt für schimpflich halten und ihn nur den wilden tatarischen Stämmen beylegen, da er ihnen so viel bedeutet, als den Griechen der Name der Skythen, nämlich herumstreifende Horden. Das gemeinsame Vaterland der Türken ist Turkistan, das weite Steppenland Hochasiens, zwischen dem See Aral und China, Sibirien und Tibet. Dieß Turkistan ist das alte Turan, welches die Perser als das schwarze, feindselige, nordische Reich ihrem eignen Lande, Iran, als dem lichten, guten und frommen Reich, entgegensezten, wie das höllische Reich Arimans dem himmlischen ihres Ormudz. Daher verstanden die Perser und nach ihnen alle gebildeteren Völker des Südens unter einem Turanen einen feindseligen Barbaren und Zerstörer, und derselbe Name ging in den griechischen τυραννος über. So ist denn ein Türk und ein Tyrann schon dem Namen nach dasselbe.

(Der Beschluß folgt.)

R o m a n.

Gaston von Blondeville oder die Hofhaltung Heinrich III. in dem Ardenner Walde. Aus dem Englischen der Anna Radcliffe. Leipzig, bey Adolf Weinbrack. 1827.

Uns bedünkt seit langer Zeit keine bessere Uebersetzung gelesen zu haben, als die vorliegende. Der alterthümliche Ton des Originals ist mit so vielem Geschmack beybehalten, daß er nie in das Platte und Anspruchsvolle fällt, das Leser, welche nicht glauben das Eigenthümliche eines Zeitalters als Muster aller künftigen ansehen zu müssen, in manchen unserer Mittelalters Romane bis zum Eckel ermüdet. Ob der Uebersetzer stets getreu ist, können wir, da uns das Original nicht bekannt ist, um so weniger beurtheilen, als sich die Uebersetzung weder Steifheit noch befremdlicher Wortschmiederey schuldig macht. Das Original muß den Charakter guter alter Chroniken sehr gut getroffen haben, denn die Uebertragung bringt durch den Ausdruck von Frömmigkeit und Unbefangenheit bey sichtbarer Unvollständigkeit, durch Schalkhaftigkeit und poetische Naturansicht, eine sehr bestimmte Wirkung hervor. Worin aber Madame Radcliffe mit jedem alten Chronikenschreiber, und jedem neuen historischen Roman wetteifert und sie vielleicht übertrifft, das ist in der Breite der Beschreibungen von Festen, Gepränge und Putz. Ohne Zweifel gehört eine eigene Art Einbildungskraft dazu, diese Schilderungen zu erfinden, es ist eine Art Verdienst, Einheit und eigenthümlichen Charakter in sie zu bringen. Wir hoffen, daß es auch eine Art Leser gibt, welche diese Beschreibungen mit Vergnügen lesen; — wir gestehen aber, daß sie uns eben so sehr ermüden, wie diese Feste selbst es thun würden, und daß, wie wir uns von jenen nach der ersten halben Stunde davon schleichen möchten, wir auch von diesen nur die Beschreibung des ersten Festes aushalten konnten. Sind nun die Beschreibungen dieser Feste schon lang, so sind es die unter- und überirdischen Gänge noch mehr, durch welche ein gewisser armer Sünder, der, ohne Held der Geschichte zu seyn, sie dennoch gänzlich veranlaßt — eine ganze Nacht lang geführt und in ihnen mit Dolch und Tod bedroht wird. Dieser wird von einem abscheulich boshaften Prior von St. Marien Trepp auf und Trepp ab, durch Hallen, Marterkammern und Gewölbe, unter dem Schloßgraben durch und vor Wachen vorbeygeführt, so wundersam, daß es einen aufmerksamen Leser lohnen würde, einen leichten Riß von einem Gebäude zu machen, in welchem sie alle Raum fänden. Sehr wahrscheinlich würde das berühmte Labyrinth der Vorzeit wie ein Jagdschlößchen dagegen erscheinen.

Ueber die Einleitung zu der Erzählung wollen wir schnell hinweggehen. Sie sagt uns, daß ein alterthümelnder Reisender, mit einem humoristischen Gefährten durch Warwikshire reisend, die Ruinen von Kenilworth (welches unter uns klassischer Boden geworden ist) besucht. Diese Ruinen werden in allen ihren Theilen, mit allen ihren Umgebungen recht anziehend und sehr weitläufig beschrieben. Ein Landmann der Umgegend bietet sich an, ihnen das Schloß zu zeigen, erzählt ihnen viele Volks-

sagen, welche den Antiquar entzücken und den Humoristen langweilen, macht aber dennoch endlich so viel Eindruck auf beyde, daß sie den Schauplatz der Sagen ganz unheimlich finden. Endlich verkauft er dem Antiquar eine alte mit schönen Bildern verzierte Chronik, welche die Beschreibung der Feste und Begebenheiten während König Heinrichs III. Hoflager in Kenilworth enthält. Diese in neun Tagen abgetheilte Erzählung lesen wir in Mrs. Radcliffes Roman.

Die Erzählung selbst ist eine recht eigentliche Spuckgeschichte, die unsere Aeltermutter sehr wesentlich abgekürzt hätte, indem sie den Hauptbösewicht und seinen Spießgesellen ohne viel Ceremonie nach Don Juans Beyspiel vom Teufel hätte holen lassen. Statt dieser einfachen Katastrophe mühet sich hier ein armes Rittergespenst jämmerlich ab, erscheint aller Ecken und Orten, erschreckt König und Pagen, um endlich seinen Mördern das Garaus zu machen. Ein ärztliches Visum repertum würde unbedenklich sagen, die Herren wären an einem apoplektischen Zufall gestorben; damit wäre aber kein Roman zu Stande gekommen, und der Ritter hätte vergeblich gespuckt.

Madame Radcliffe erzählt uns, wie der König Heinrich III. von England sein Hoflager in Kenilworth gehalten, wo er die Hochzeit seines Günstlings, eines Gaskognischen Junkers, Gaston von Blondeville, gefeyert habe. Während dieser Feyerlichkeiten naht sich ihm ein Unbekannter, der diesen Gaston des Mordes an seinem Vetter, einem Ritter beschuldigt, den er vor drey Jahren bey dessen Rückkehr vom heiligen Lande in den Kenilworth, umgebenden Ardennerwalde erschlagen haben soll. Diese Anklage empört den König ungemein; leider hat sich der unansehnliche Fremde, ein Kaufmann aus Coventry, auf gar keine Beweise gefaßt gemacht, und beträgt sich überhaupt wie ein Besessner oder halb Verrückter, wird also mit harter Behandlung in den Kerker geführt. Nun folgt ein Spuck dem andern, der eine besteht in einem kostbaren, höchst sinnreichen Maskenzuge, der, die ganze Mord- und Trauergeschichte darstellend, dennoch lauter Blendwerk ist. Sie alle werden aber von Gaston von Blondeville und seinem Spießgesellen, dem Prior von St. Maria, für eitel von dem armen Kaufmann herrührende verdammliche Hexerey erklärt. Die Furcht, daß dieser aber dennoch ihr Bubenstück an das Licht bringen möchte, bewegt den Prior, den Kaufmann aus dem Gefängniß zu entführen, und bey diesem Anlaß findet die obenerwähnte wunderseltsame Gang- und Kellerreise statt. Des Priors Absicht dabey ist uns viel weniger klar geworden, als die der Mrs. Radcliffe. Diese wollte ihre Erzählung ausdehnen, jener hätte den armen Gefangnen aber schon auf der ersten Kellerstation tödten können. Statt dessen jagt er ihn mit seinem Dolch und seiner Angst so lange vor sich her, bis derselbe endlich die Klosterkirche zu St. Maria erreicht und den Schutz des Altars in Anspruch nimmt, wo die Mönche ihn schützen. Dem Könige von Neuem ausgeliefert, muß er sein Todesurtheil hören. Bis zu der auf den nächsten Tag anberaumten Hinrichtung gibt es aber ein Turnier; bey diesem steigt das Rittergespenst zu Pferde, und verlangt durch grimmige Gebärden mit Gaston von Blondeville eine Lanze zu brechen. Dieser, welcher jedes Mal bey dem Anblick seines ermordeten Gegners mit kataleptischen Zufällen heimgesucht wurde, fällt dieses Mal, wie das Rittergespenst das Schwerdt gegen ihn ausstreckt, todt vom Pferde. In der darauf folgenden Nacht quält dieses Rittergespenst dem König, der über seines Lieblings Tod in tiefster Betrübniß ist, unter wahrhaft imposant fürchterlichen Umständen die Ueberzeugung von des Kaufmanns Unschuld ein. An dem folgenden Morgen wird der Prior todt im Bett gefunden, der Kaufmann erhält, ohne weiteren Trost, seine Freyheit, und der König, dem das spuckhafte Kenilworth widrig geworden ist, zieht mit seinem Hofstaat nach Woodstok, von dem wieder eine prächtige Spuckgeschichte geschrieben werden könnte.

Literarische Notiz.

Treuttel und Würz in London haben ein Journal für ausländische Literatur angekündigt, dessen Herausgeber Hillins, bekannt durch seine Uebersetzung von Müllners Schuld, La Motte Fouqué's Zauberring und mehrerer deutschen Erzählungen, dort lebt. Das Werk wird unter dem Titel Foreign Quarterly review et continental literary miscellany erscheinen. Deutsche, spanische und italienische Literatur werden den Hauptinhalt desselben ausmachen. Der Plan ist ungefähr derselbe, wie der der bibliothèque universelle. Walter Scott, Souther, Prof. Wilson hier (Verfasser der lights et shadows of Scottish life und anderer Werke), Dr. Quincy, und Carlisle, der Wilhelm Meister übersezt und neulich auch eine Uebersetzung der Wanderjahre nebst mehreren Erzählungen von Tieck, Jean Paul ꝛc. herausgegeben hat, werden als Mitarbeiter genannt.

Druckfehler.

In Nr. 42. S. 168 auf der ersten Spalte, Zeile 2 von unten lies Gunlaugur statt Quelaugur.

Nr. 45.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 5. Juni 1827.

Länderkunde.

Course dans la Gruyère ou description des moeurs et des sites les plus remarquables de cette intéressante contrée du canton de Fribourg. Paris, imprim. de Firmin Didot. 1826. 117 pag. 8.

Diese Beschreibung der Landschaft Greyers oder Gruyère im schweizerischen Kanton Freyburg schließt sich der Geschichte der Landschaft Saanen (welche vormals mit Greyers eine gemeinsame Herrschaft bildete) durch Johann von Müller, und den Briefen über ein schweizerisches Hirtenland durch Carl von Bonstetten an. Diesen Vorgängern hat auch wohl der ungenannte Verfasser nachgestrebt, und es ist ihm gelungen; denn gleich jenen schrieb er von großer Liebe für seinen Gegenstand erfüllt, und da er ein Eingeborner der Landschaft ist, durch das ille mihi praeter omnes terrae angulus ridet getrieben, des Gegenstandes, den er behandeln wollte, kundig und mit Geschmack.

Eine statistische Darstellung des Landes darf man aber in seinem Durchfluge (course) nicht suchen; ein Naturgemälde desselben wollte er liefern, die Geschichte seiner Einwohner kürzlich hinzufügen und von ihrer Lebensart, Charakter und Sitten Kunde geben. Er thut dieß als ein gebildeter Mann, und seine Schilderung, die man in manchen Dingen umständlicher wünschen möchte, gewährt dem Leser eine angenehme Stunde. Des Landes ältere Schicksale liegen im Dunkel und seine merkwürdige Geschichte als Grafschaft ist bekannt; das Andenken der großherzigen, aber verschwenderischen Grafen, die dem Volke die Freyheiten, die es seither besessen hat, verkauften, lebt in den Segnungen der Einwohner fort. Nicht minder bekannt ist die Staatskunst, womit Bern und Freyburg eben jene Verhältnisse des Grafen Michael sich zu Nutze machten, um die Länder ihres Schuldners unter sich zu theilen, so daß an Bernische Herrschaft das Saanenland und an Freyburgische das Greyerserland, jedoch ohne Abbruch der Freyheiten, die diese bereits zuvor durch Loskauf sich erworben hatten, überging.

Von den Bewohnern der Landschaft sagte Johann von Müller (Werke, XII. S. 387): „Sie sind an Wuchs und Bildung bis auf diesen Tag eines der schönsten unter allen Völkern;" sie bilden, setzt der Verfasser dieser Wanderung durch ihr Land hinzu, unter den Völkerschaften des Kantons Freyburg das geistreichste und gebildeteste. Als Hirtenvolk mangelt es ihnen an Muße nicht, seit zwey Jahrhunderten hat bald jedes ihrer Dörfer eine Schule, alle sind des Lesens und Schreibens kundig und dadurch werden ihnen die Fortschritte der Außenwelt zu Theil. Sie lesen die Tageblätter, und die eigene Verwaltung ihrer Gemeinheiten (communes) zeigt von Einsicht, Regsamkeit und Gewandtheit.

Aus dem Sittengemälde wählen wir, was vom Tanze erzählt wird. Vormals, sagt der Verfasser, war dieß Vergnügen das beliebteste, allgemein und zu allen Jahreszeiten geübt. Jezt ist es nur noch viermal im Jahr erlaubt. Das verbietende Gesetz ward jedoch erst im Jahr 1824 erlassen, und die zahllosen Verletzungen, welche es seither erlitten hat, müssen auf die Vermuthung führen, daß dasselbe nicht von langer Dauer seyn werde. Mit den wechselnden Tanzmandaten, die seit zwanzig Jahren erschienen sind, ließe sich ein Band füllen. Was war die Folge davon? Das Ansehen der Regierungs-Verordnungen überhaupt erhielt dadurch empfindlichen Abbruch. Das Tanzen ist hier nationelle Sitte von Alters her, und es abschaffen, wäre unklug, wenn es auch möglich seyn sollte. Daß es unmöglich sey, hat die Regierung von Bern erfahren, als sie im Saanenland den Versuch dafür machte; so wird es auch mit den jezt verbotenen bénichons *) seyn. Der Name bezeichnet ein Dorffest, das bey jeder Hochzeit begangen wird. Die ganze Gemeinde versammelt sich, um daran Theil zu nehmen, als Zuschauer die Alten, die Jugend zum fröhlichen Tanze. Ein langer Vorgenuß geht dem Feste voran: die Mädchen sind mit ihrem Schmucke, die Jünglinge mit den

*) Das Wort kömmt von benediction (des mariages) und findet sich im Englischen (benison) auch in Shakespeare's Macbeth. Act. 2.

Zurüstungen des Festes beschäftigt. Alles ist geregelt und ziemend. Ein Jugendführer mit zwey Beysitzern und dem Schulmeister bildet den hohen Rath der festlichen Abende. Mit dem Läuten der Vesperglocke ertönt die Musik; die Knaben mit Band und Blumenkranz geschmückt, die sie von geliebter Hand heimlich geschenkt erhielten, erwarten am Wege die Mädchen, welche, gruppenweise anrückend, durch bescheidene Haltung die Freude, die ihnen aus den Augen strahlt, zu verbergen suchen. Der Tanz öffnet die Herzen für Alt und Jung. Am zweyten Abend, zuweilen auch am dritten, wiederholt sich die Freude der Dorfes.

Mit den bénichons gehen gepaart als köstliche Volkssitte die noch viel älteren Koraules (Tänze mit Chorgesang), welche in ihrer ganzen Herrlichkeit zwar nur noch in Sagen leben. Eine ihrer Ueberlieferungen, welche auch die angenehmen Erinnerungen an die vormaligen Grafen einschließen, ist diese: „Il avint un jour que le Comte de Gruyère rentrant en son castel trouva en dessous d'icelvi grande liesse de jouvençaux et jouvencelles, dansant en Koraule. Le dit comte, fort ami de ces sortes d'ébattemens, prit aussitôt la main de la plus gente de ces femelles et dansa tout ainsi qu'un autre. Sur quoi aucun ayant proposé comme par singularité dont puisse être gardé souvenance, d'aller toujours en dansant jusqu'au village prochain d'Enney, pas n'y manquèrent, et de cettui endroit continua la Koraule jusqu'au chateau d'Oex, dans le pays d'enhaut; et c'étoit chose merveilleuse de voir les gens des villages par où passèrent se joindre à cette joyeuse bande." — Dieser Lustzug, der bey vier Stunden Weges tanzend zurücklegte, erhielt den seither unvergeßnen Namen grande coquille. Ich bin in meiner Jugend Zeuge und Theilnehmer solcher Freuden gewesen, und ihre Erinnerung gehört zu den angenehmsten, die ich bewahre. Es war in den schönen Tagen der schönsten Jahrszeit, im Herbst, wenn die Sommerhitze vorüber ist, und ein lichter, das Alpengebirg umherziehender Nebelduft ihm einen eigenthümliche, man möchte sagen melancholische Färbung ertheilt. Am St. Michaelstag und nach demselben versammelte die Vesperglocke die Jugend des Dorfes zum munteren Koraule, mit dessen Musik sich auf den nahen Wiesengründen das Schellengeläute der von den Bergen zurückgekehrten Heerde verband; die ländliche Scene war entzückend. In der Beschreibung vom Schilde des Achilles, wo Homer den ländlichen Tanz erklärt, der auf jenem zu sehen ist, habe ich, so oft ich sie las, das Urbild des Koraule im Lande Greyers zu finden geglaubt; nun aber sind diese anziehenden und dichterischen Koraule seit fünfzehn Jahren immer seltner geworden, so daß nur noch an drei oder vier Orten in der ganzen Landschaft ihre Wiederholung angetroffen wirt.

Des Landes alter und wichtigster Gewerbszweig ist die Käsebereitung und der Handel mit diesem Landeserzeugnisse; ein neuerer zweyter, durch Ertrag und Ausdehnung ebenfalls sehr bedeutsamer, ist das Strohgeflecht, das für Damenschmuck in Paris, Wien und Berlin Absatz findet. — Wo bey dem Val Sainte von den Trappisten die Rede ist, welche 1791 bis 1798 und nochmals von 1802 bis 1816, wo ihre Rückkehr nach Frankreich keine Schwierigkeit mehr fand, gewissermaßen im Exil gelebt hatten, wird der Denkschriften über dieselben gedacht, welche ein im Jahr 1824 verstorbener einsichtiger und wohlthätiger Mann, Hr. Dargnies, aus der Freyburgischen Gemeinde Riaz, welcher zwölf Jahre im Orden gelebt und den Abt zuweilen auf seinen Reisen begleitet, dann aber sich wieder frey gemacht hatte, in Handschrift hinterließ und deren Bekanntmachung ohne Zweifel erwünscht seyn müßte. Der freundliche und bequem zu ersteigende Moleson ist der westlichen Schweiz, was der östlichen der Rigi ist; vielbesucht um seiner herrlichen Fernsichten willen ist von lange her auch jener, und um seinen Ruhm gleich dem des Rigi zu steigern, soll jezt auch auf seiner Höhe eine bequeme Wirthschaft eingerichtet werden. Ueberall ist lateinisches Idiom in den Namen der Ortschaften erkennbar: Montbovon (mons bovum), Nerive (Nigraqua), Albeuve (Albaqua) sind drey durch reiche Waiden und Alpen beglückte Dörfer; ihre verständigen und wohlhabenden Einwohner haben seit Jahrhunderten kein Grundstück ihres Gebietes einem Auswärtigen zu kaufen gegeben, und wenn ein Reisender die Schönheit ihrer Wiesengründe preist, so bekömmt er die stolze Antwort: „Oui, et les messieurs de Fribourg n'y ont rien à voir." — Dem schöngedruckten kleinen Buche ist eine nach des Freyburger Patriziers, Hr. Fegely, Zeichnung in Paris hübsch gestochene Ansicht des Schlosses Greyers, von Bose aus gesehen, vorgesezt, bey der durch einen unangenehmen Mißverstand des Kupferstechers die Maison Forte von Broc für das Schloß angesehen und ihr die Sorgfalt zugewandt ward, die dem entfernteren Greyers gebührt hätte.

G e s ch i ch t e.

Geschichte des Osmanischen Reiches, großentheils aus bisher unbenuzten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Erster Band. Von der Gründung des osmanischen Reichs bis zur Eroberung Konstantinopels, 1300 — 1453. Mit einer Charte. Pest, in C. A. Hartlebens Verlage. 1827.

(Beschluß.)

Der Verfasser unterscheidet zwey Hauptstämme der

Türken, einen östlichen, die Uiguren oder Usbeken, und einen westlichen, zu welchen die Seldschuken und die spätern Osmanen gehören. Die erstern werden noch jezt von den Osmanen für ihre Brüder anerkannt, sind aber durch Persien von ihnen getrennt. Indeß beurkundet sich ihre Verwandtschaft in den Feindseligkeiten, mit welchen sie von Osten her Persien nicht weniger heimsuchen, als es die Osmanen von Westen thun. Die ursprüngliche türkische Sage gibt Oghus-Chan als den ersten Herrscher und Gesetzgeber der Türken an, gleichzeitig mit Abraham. Dieser theilte sein Heer oder Volk unter seine sechs Söhne. Den drey ersten gab er einen Bogen, den sie in drey Stücke brachen, wovon sie die Zerbrecher oder Verderber genannt wurden. Sie erhielten den Befehl über den westlichen Heerzug. Den drey andern Söhnen gab er je einen Pfeil und sie zogen nach Osten. Nur die Geschichte der erstern kommt hier in Betracht, denn von diesen Verderbern stammen die Osmanen. Der erste Sohn hieß der Chan der Berge. Von ihm leiten sich die Oghusen her, die noch im Gebirge blieben und von hieraus die Perser und Araber bekämpften. Der zweyte hieß der Chan des Meeres und von ihm stammen die Seldschuken, die ihre Herrschaft schon bis ans Meer ausbreiteten. Der dritte hieß der Chan des Himmels, von dem sich die Osmanen als die edelsten und mächtigsten herleiten.

Die Geschichte der Oghusen und Seldschuken wird nur kurz berührt. Schon auf der 41sten Seite des nahe an 700 Seiten umfassenden ersten Bandes beginnt die Geschichte der Osmanen. Sie gingen von den Oghusen aus dem Gebirg aus, und ihre frische Kraft verdrängte die schon zerrüttete Seldschukenherrschaft. Erst mit ihnen beginnt die Größe der Türken, und erst bey ihrem Auftreten wird die türkische Geschichte klar. „Der Strom der Geschichte, der sich bisher vom verborgnen Quellenhaupte der Sage durch das Gestrüppe gestürzter Stämme und vielfach verflochtner Zweige in eingeengtem Rinnsaale mühsam durchgearbeitet hat, fließt nun, sobald er nach Vereinigung mehrere Zuflüsse und Zurücklassung ihrer Namen, den der Familie Osmans angenommen, in breiterem und bequemerem Thalwege ruhiger und klarer fort." Der Großvater Osmans wanderte aus, indem er vor Dschengis-Chan floh. Der Vater sezte sich schon in Kleinasien fest, und hier gründete Osman selbst in der Mitte vieler kleiner Stämme und Heere des aufgelösten Seldschukenreichs durch überlegne Tapferkeit das Reich, das unter seinen Söhnen ununterbrochen wuchs und bald nach Europa hinüberreichte. Die Sage berichtet, wie ein Traum Osman seine künftige Größe vorhergesagt. Schon sein Name ist nicht wenig ominös, denn Osman heißt: Beinbrecher. Sein Betragen machte diesem Namen Ehre, denn er war ein grimmiger Vertilger und Wütherich. Dem ersten Christen, der von einem Osmanen gefangen wurde, ließ er den Bauch aufschneiden. Das war der Anfang der Grausamkeiten, die seitdem fünfhundert Jahre lang fortgedauert haben. Auch von dem Despotismus unter den Türken selbst gibt Osman schon das erste große Beyspiel. Er tödtete seinen eignen Oheim auf der Stelle, als dieser ihm ganz freundlich einen Rath geben wollte.

Von Osman an nimmt die Geschichte ununterbrochen ihren Lauf. Der Verfasser erzählt aufs ausführlichste und lebendigste nach den echten Quellen die Thaten der mächtigen Sultane, ihre Kämpfe und Eroberungen, und nicht minder ihre Staatseinrichtungen. An die Geschichte der Sultane knüpft sich dann immer die der gleichzeitigen wichtigen Männer, besonders der türkischen Priester, Gelehrten und Dichter. Zur Probe heben wir hier die schöne Darstellung des türkischen Dichterlebens auf dem Olymp aus. „An die Stelle der griechischen Koenobiten und Eremiten traten nun in Klöstern und Zellen türkische Derwische und Santone, vom Fuße des Olympos bis an den Gipfel desselben von den Herden herumziehender turkomanischer Horden umgeben. Die Schönheit und Fülle der Natur begünstigte aber nicht nur den heiligen Müßiggang von Mönchen und Einsiedlern, sondern begeisterte in der Folge auch die Muse von Dichtern, und die Muse von Gelehrten zu schönen und nützlichen Werken. Der erste große türkische Dichter Mola Chosrew sang seine Schirie auf den Höhen des Olympos, unter dem Gesäusel der Pinien, das in seiner Dichtung webt, unter dem Gemurmel der reinen Bergwasser, das in seinem klaren Reime wiederschallt; Wasi Ali, der Verfasser der bilderreichen Uebersetzung der Fabeln Bidpais, sammelte in dem Blumengefilde Brusa's die schönsten Blüthen der Dichtkunst und Rhetorik, und übertrug in sein unsterbliches Werk mit dem Farbenschmelz des Wohllauts der Natur den Wohllaut der hallenden Wälder und der fallenden Ströme. Chiali, d. i. der phantasiereiche, und Deli-burader, d. i. der närrische Bruder, schwärmten hier, der erste im hohen Schwunge lyrischer Gedichte, der zweyte in niederen lüsternen Erzählungen. Ein anderer, Chosrew und ein anderer, Chiali, als Gesetzgelehrte von derselben Größe, wie ihre Namensgenossen als Dichter, arbeiteten hier classische Werke der Gesetzwissenschaften, der Gottes- und Rechtgelehrsamkeit aus; desgleichen die ersten Kolosse osmanischer Theologie und Jurisprudenz, der große Scheikh Albeslami, und der große Richter Alfenari, von denen bald ausführlicher gesprochen werden soll, so wie von dem größesten und berühmtesten, der in der heiligen Erde von Brusa ruhenden Scheikhe, nämlich vom Scheikhe Mohamed aus Buchara, berühmt unter dem Namen Sultan Emir, d. i. Herrscher und Fürst im Reiche der Heiligkeit. An seinem Grabe, wornach ein Viertel der Stadt genannt ist, erhebt sich eine der

größten Moscheen Brusa's, mehr als einmal durch das Feuer verheert, und eben so oft durch die Frömmigkeit der Sultane wieder hergestellt. Diese frommen und gelehrten Männer, diese Dichter und Richter ruhen am Fuße des Olympos, auf dessen Höhen sie unter Vögelgesang und Fluthenklang, betrachtend und nach dem Höchsten trachtend, ihres Lebens genossen, oder an den Schulen, wo sie lernend und lehrend aus dem Quell der Wissenschaft schöpften, und denselben weiter spendeten, in ihren, so lang das Reich und die Sprache der Osmanen dauern wird, fortlebenden Werken."

Der vorliegende erste Band begreift die Geschichte aller Sultane von Brusa in sich, denn Brusa in Kleinasien war ihre Residenz, bevor sie Konstantinopel eroberten. Unter diesen ersten Sultanen glänzen vorzüglich Bajesid, welcher von Timur oder Tamerlan besiegt wurde, und Mohamed II., der Eroberer von Konstantinopel. Unter den Gegnern der Türken zeichnet sich der große Tamerlan und der ungarische Held Hunyades aus. Die Begebenheiten dieser Männer sind die wichtigsten im ersten Bande. Obgleich sie uns im Allgemeinen schon bekannt sind, so enthält die kritische Darstellung des Herrn von Hammer doch im Besondern viel Neues von mehr oder minder wichtiger Bedeutung. Unter andern widerlegt er das Mährchen, als ob Bajesid von Tamerlan in einen eisernen Käfig gesteckt worden sey, welches sich alle unsre Geschichtschreiber beständig nacherzählt haben. Wichtiger ist eine Nachricht, die er uns von der klugen Politik der Asiaten gibt. Als Bajesid von Timur gefangen war, gab er diesem den Rath, die türkischen Besitzungen am schwarzen und Mittelmeer zu schonen „als ein Bollwerk des Islams." Timur befolgte diesen Rath und zerstörte jene den Christen so gefährliche Länder und Festungen nicht. Er setzte sich lieber der Gefahr aus, daß sie ihm selbst gefährlich würden, und achtete die gemeinsame Politik der Muhamedaner gegen die Christen höher, als die Politik der Muhemedaner gegen einander selbst. Dieser Maßregel läßt sich eine große Weisheit nicht absprechen, und es fehlt nur, daß Herr von Hammer nicht eine Nutzanwendung davon auf die Christen gemacht hat. Wie Kleinasien das Bollwerk des Islam, so ist Griechenland das Bollwerk des Christenthums, und Timurs weise Politik sollte den christlichen Machthabern nie gefehlt haben. Daß sie ihnen fehlte, stürzte Konstantinopel und erhielt es bis auf den heutigen Tag in den Händen der Türken.

Das große Gemälde dieses ersten Bandes schließt mit der Eroberung der unglücklichen griechischen Kaiserstadt, und eröffnet uns die Aussicht auf die Glanzperiode des türkischen Reichs, die mit dem nächsten Bande beginnen wird. Diesen erwarten wir mit Begierde. Das Aeußere des Werkes ist anständig.

Brief-Literatur.

Clément XIV. et Carlo Bertinazzi, correspondance inédite. 1827.

Ungleichartigeres in der Zusammenstellung hat die Literatur bisher nichts aufzuweisen, denn was scheint wenigstens unähnlicher und widersprechender als ein Papst und der Handwurst eines Theaters? Und doch stehen sie hier ohne Schroffheit, ohne Beleidigung, ja zu beider Ehre zusammen; mag sie nun die Geschichte oder die Dichtung neben einander bringen. Es ist Lorenz Ganganelli und Carlo Bertinazzi, bekannt unter dem Namen Carlin, Pulcinel des italienischen Lustspiels in Paris. Der Herausgeber dieser Correspondenz sagt in der Vorrede: „Im Jahr 1720 befanden sich in einer Schule von Rimini zwey Knaben, die sich herzlich gut waren und enge Freundschaft schlossen; der eine gehörte einem armen Bauer in der Gegend von Sant-Angelo in Vado, der andere aber war der Sohn eines Offiziers. Die Knaben versprachen sich heilig, und schlossen nach Knabenart einen mit ihrem Blut geschriebenen Pakt darüber, daß sie sich wenigstens alle zwey Jahre schreiben wollten, was auch ihr Schicksal oder ihre künftige Stellung in der Welt seyn möge. Beyde haben Wort gehalten. Der eine Knabe hieß Lorenz Ganganelli und war der Sohn eines armen Bauers in der Gegend von Sant-Angelo in Vado; er wurde in der Folge Professor der Philosophie zu Pesaro, Franziskanermönch, Definitore und Consultore des heiligen Offiziums, ferner Cardinal, und endlich Papst unter dem Namen Clemens XIV. Der andere Knabe, Sohn eines wohlhabenden Offiziers in sardinischen Diensten, ging nach dem Tode seines Vaters nach Frankreich, und unter dem Namen Carlin ward er einer der berühmtesten Arlequins des italienischen Lustspiels in Paris. Hier legen wir nun ihren Briefwechsel vor." — Es ist natürlich, daß in Frankreich die ganze apostolische Partey und ihre Organe gegen die Aechtheit dieser Briefe auftreten, und sie zu einer Parteyschrift stempeln wollen. Damit glauben sie dann Alles gewonnen zu haben. Aber angenommen auch, daß die ganze Correspondenz nicht echt ist, sind doch diese Briefe voll Wahrheit, Gefühl, Geist, Beobachtungstalent und in einer schönen Sprache geschrieben. Auch Ref. hat die große Zahl von unecht erkannten mémoires sécrets und correspondances inédites nicht vergessen. Allerdings muß erwähnt werden, daß im Jahr 1775 Caraccioli 3 Bände lettres intéressantes de Clément XIV. in Paris herausgab. Ihre Echtheit konnte von dem Herausgeber nicht dargethan werden. Weitere Untersuchungen, besonders der Gelehrten de l'art de verifier les dates, thaten in der Folge die Unechtheit dieser Briefe dar.

Nr. 46.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 8. Juni 1827.

Lustspiele.

Mit jedem Jahre vermehren sich die Sammlungen kleiner Lustspiele in der beliebten Form des zuerst von Kotzebue eingeführten dramatischen Almanachs. Sie sind auf dem dramatischen Gebiet dasselbe, was in der Romanwelt die Novellensammlungen sind, gleichsam die leichten Truppen der Poesie. Im Allgemeinen ist diesen kleinen, meist auf einen Akt beschränkten Lustspielen nicht viel Gutes nachzurühmen. Es sind größtentheils nur schwache, etwas modernisirte Nachahmungen alter Stoffe, und die Original-Lustspiele selbst zeugen meistens nur von einer bereits erschöpften und forcirten Produktionskraft. Indeß findet sich doch hin und wieder manches Artige, und man darf auch nie vergessen, daß ein Lustspiel auf der Bühne selbst durch die Kunst der Schauspieler in einem weit reizenderen Lichte gezeigt werden kann, als es bey der bloßen Lektüre erscheint.

Unter den verschiedenen Sammlungen behauptet das Vorrecht des Alters: der Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande, begründet von August von Kotzebue, herausgegeben von Carl Lebrun. Fünf und zwanzigster Jahrgang. Hamburg bey Hoffmann und Campe 1827. Er enthält fünf Lustspiele: 1) Warum, Lustspiel in einem Akt von Wilhelm Jürgensen, ein Seitenstück zu Kotzebue's Geständniß. Auch hier tritt ein Baron und eine Baronin auf. Er ist eifersüchtig auf sie, und sie beschämt ihn, ganz wie bey Kotzebue. Die Charaktere sind dieselben, nur in der Intrigue ist eine andre Wendung. Der Baron ist nämlich auf seinen Neffen eifersüchtig, und um nun ihn von seiner Frau zu entfernen, willigt er in eine Verheirathung desselben ein, die er sonst streng verweigert hatte. 2) Der König von gestern, von St. Schütze, ist ein recht lustiger Schwank. Zwey Studenten wurden, als sie eben auf einem kleinen Theater die Rollen eines Königs und eines Prinzen spielten, von den sie verfolgenden Häschern überrascht und mußten in ihrer Theatertracht flüchten. Sie treten müd und matt bey einer Bauernhütte auf, der falsche König nimmt die Rolle des wahren an, und läßt sich von den Bauern huldigen und, was ihm vorzüglich Noth thut, mit einer ländlichen Mahlzeit erquicken. Zufällig kommt der rechte König, der auf der Jagd ist, dazu, und der falsche wird entdeckt, zieht sich aber durch Witz und gute Laune aus der Verlegenheit. 3) Staatspapiere, von Bärmann. Dieß kleine Lustspiel ist entsetzlich auf Schrauben gestellt und unnatürlich, die Intrigue bey den Haaren herbeygezerrt. Ein armer Buchhändler verliebt sich in ein Bild, das ein Fremder in einem benachbarten Gasthof zurückgelassen. Plötzlich langt das Original dazu an, ein armes Mädchen, welche dem Buchhändler ein ihr hinterlassenes Manuscript anbietet. In diesem Manuscript findet er eine bedeutende Summe Staatspapiere, von denen das Mädchen nichts gewußt hat, und in der Freude über diesen glücklichen Fund nimmt sie den Finder zum Manne. 4) Hans Michel Meerrettigs Liebes- und Ehestandssachen, eine Fastnachtstrilogie von E. Raupach. Erster Theil: die Mondsucht, Posse in zwey Akten. Dieses Lustspiel ist zwar von Raupach, aber doch nichts werth. Es ist bey weitem unbedeutender, als seine andern neuen Lustspiele, und Rez. hat oft gezweifelt, ob es wirklich der Feder dieses sonst guten Dichters entflossen sey. Der Held des Stückes ist so gemein, daß er unter die Sphäre des Komischen fällt; er ist so roh wie der Rochus Pumpernikel und noch lange nicht so lustig. Die Intrigue selbst ist arm und gezwungen. Hans Michel soll gepreßt werden. Man will ihn zwingen, seiner bestimmten Braut, die einen ärmern Jüngling liebt, zu entsagen, und bewerkstelligt dieß, indem man ihm einbildet, sie sey mondsüchtig. Sie erscheint ihm auf dem Kirchhof in der Rolle einer Mondsüchtigen, und er entsezt sich dergestalt, daß er sie aufgibt. 5) Ein Tag Karls V., historisches Gemälde von Castelli. Dieser Karl ist nicht der deutsche Kaiser, sondern ein König von Frankreich. Seine Großmuth ist der Vorwurf des Stückes. Er zwingt den alten Thevenau, seinen bittersten Feind, der ihm überliefert wird, statt aller andern Strafe, nur einen Tag lang in seiner Nähe zuzubringen und alle die großmüthigen Handlungen anzusehn, die ihm gewöhnlich sind, wodurch er ihn aus einem Feind zum wärmsten Freunde

macht. Das Drama ist ein recht gutes Lobgedicht auf gute Fürsten, nur etwas zu prahlerisch.

Jahrbücher deutscher Bühnenspiele, herausgegeben von Carl von Holtei, 6ter Jahrgang, für 1827. Berlin in der Vereinsbuchhandlung. Auch diese Sammlung enthält ein neues Lustspiel von Raupach, der geraubte Kuß. Es ist weit artiger, als das ersterwähnte. Der geraubte Kuß wird ein Gegenstand gerichtlicher Klage und Verantwortung, und gibt Anlaß, die Pedanterie der englischen Gesetze und ihrer altmodischen Anhänger zu verspotten. Die Geringfügigkeit eines Kusses steht mit der Wichtigkeit der gerichtlichen Verhandlung in einem sehr komischen Kontrast, und unter den handelnden Personen sind der Kläger, ein verbißner Altengländer und steifer Anhänger des Gesetzes, ferner der fette schläfrige Richter und zuletzt der hungrige kluge Schreiber sehr gute Karrikaturen. Das zweyte Stück dieser Sammlung heißt ein romantisches Idyll von Ludwig Becker und führt den Titel: Morgen gewiß! Es ist ein idyllisches Schicksalsstück und winselt in Müllnerschen Trochäen. Das Schicksal führt einem jungen Fischer seine verlorne Geliebte wieder zu, und zwar an demselben Tage, an welchem er ihre Wiederkehr geahndet und zuversichtlich gehofft hat, und zwar mitten im Meer, in welchem sie eben ersaufen will, so daß er gerade noch Zeit hat, sie zu retten. Diese Rettung verhängt das Schicksal, um den reichen Oheim der Geretteten zu bewegen, sie dem Retter, dem armen Fischer, zur Frau zu geben. Es folgt ein größeres Lustspiel von Albini: zu zahm und zu wild, ein Seitenstück zu seinem andern Lustspiel: Kunst und Natur. Der Verfasser gefällt sich in Kontrasten. In Kunst und Natur hielt er eine überbildete Dame und ein übernaives gurlimäßiges Dorfgänschen gegen einander, hier stellt er einen lustigen Wildfang à la Herr von Ruf und Fritz Hurlebusch einem äußerst sanften und blöden Jüngling gegenüber. Es fehlt dem Verfasser nicht an Talent; seine Charakterzeichnung ist vielversprechend, bis jetzt aber noch etwas übertrieben. Am wenigsten ist die Anordnung seiner Stücke für die Bühne zu loben. Er versteht sich nicht sonderlich darauf, die Handlung leicht ineinander spielen zu lassen und alle Schauspieler zu beschäftigen, welches man freylich weniger vor dem Buch, als vor der Bühne selbst empfindet. Das folgende Stück: die Ehrenschuld, ist eine unbedeutende Anekdote aus dem Leben Montesquieus, und das lezte: Allen ist geholfen, eine abgeschmackte Posse, darin ein verliebter Stadtschreiber, der einer Küfersfrau nachschleicht, in eine Tonne gesperrt und auf alle Weise gefoppt und geprellt wird.

Theater von Deinhardstein, erster Theil. Wien 1827. In Armbrusters Verlag. Diese Sammlung enthält fünf kleine Theaterstücke, theils Rühr- theils Lustspiele, sämmtlich in guten Jamben geschrieben. Der Verfasser hat mehr Talent für das Ernste und Rührende, als für das Komische. Das erste Drama: der Gast, ist unter allen das beste. Es spielt im schottischen Hochland und sein Gegenstand ist die erhabene Großmuth der alten einfachen Sitten. Der Dichter führt uns in die einsame Hütte Magoffs, eines vertriebenen schottischen Lairds, dem Wallraff, sein falscher Freund, vor vielen Jahren sein Schloß verbrannt, seinen Clan zerstört, sein Kind gemordet. Eben dieser Wallraff tritt jezt als ein ebenfalls vertriebner und verfolgter Mann in die Hütte, zum Tode matt und siech. Beyde kennen sich nicht mehr, weil Gram und Alter sie abgezehrt. Magoff gewährt ihm das Gastrecht, aber im Gespräch erkennen sie sich, und Magoff, welcher sechs und zwanzig Jahre lang nach dem Augenblick der Rache gelechzt hat, sieht seinen Feind vor sich stehn. Doch dieser ist sein Gast, und dem Gast darf ein Schotte kein Haar krümmen. Magoff unterdrückt sein gerechtes Rachgefühl, und als sein eigner Sohn mit andern Verfolgern des unglücklichen Wallraff ankommt, stellt er sich selbst gegen sie zur Wehr, um seinen Gast zu beschützen. Er wird übermannt, doch jezt entschließt er sich großmüthig, die Gefangenschaft seines Gastes zu theilen und sich mit ihm zum König führen zu lassen, um ihn dort zu vertheidigen und die Pflicht der Gastfreundschaft ganz zu erfüllen. Das zweyte Stück, Florette, ist eine Anekdote aus dem Leben Heinrichs IV. Dieser Monarch liebt ein junges armes Fräulein und behält gegen sie ein strenges Incognito bey, um seiner Leidenschaft desto ruhiger obliegen zu können. Sein alter Freund Vallis warnt das Mädchen und entdeckt ihr den Stand ihres Geliebten, wobey er den ganzen Zorn seines Gebieters wagt. Heinrich läßt endlich die Tugend über seine Leidenschaft siegen, verzeiht dem Freunde und entsagt Floretten, die in ein Kloster geht. Die verschleyerte Dame ist nur die Variation eines schon oft gesungenen Themas. Ein Jüngling gewinnt die schönste Frau durch sein Vertrauen. Er sieht sie nur verschleyert, ja er muß sie für häßlich halten, aber er liebt sie um ihres Geistes willen, und wird nun durch ihre Schönheit reichlich belohnt. Boccaccio ist wieder eine Darstellung großmüthiger Entsagung. Ein Freund tritt dem Dichter Boccaccio seine junge Gattin ab, da sie denselben mehr liebt, als ihn. Das Bild der Danae stellt eine Scene aus dem Leben Salvator Rosa's dar. Dieser Maler steht seinem Freunde Ravienna bey, den alten Direktor der florentinischen Akademie um seine schöne Mündel zu prellen. Im Lustigen besizt Deinhardstein aber nicht so viel Stärke, als im Erhabenen und Edlen, und wahrscheinlich würde seiner Kraft auch ein größerer tragischer Gegenstand mehr entsprechen, als die kleinen Sujets seiner kleinen Stücke.

Dramatische Neujahrsgabe für 1827 von Lembert. Wien bey Tendler und Manstein. Die Gabe besteht aus einem Schau- und einem Lustspiel. Das Schauspiel: Maria Stuarts erste Gefangenschaft, nach Walter Scott, gewährt sehr wenig Interesse und darf in keiner Hinsicht mit Schillers Trauerspiel verglichen werden. Es verfehlt seine Wirkung besonders durch den ungewissen Ausgang. Maria wird durch allerley kleinliche Listen endlich aus ihrem Gefängniß entführt, aber der Dichter kann uns doch nicht damit trösten, daß ihr Schicksal dadurch eine günstigere Wendung genommen hätte, und schon der Titel: „erste Gefangenschaft" deutet auf eine zweyte hin. Somit fehlt dem Ganzen der Schluß und die Befriedigung. Weit besser ist das Lustspiel: der Ehrgeiz in der Küche, durch die scenische Darstellung schon in ganz Deutschland bekannt. Es ist ein Charakterstück und karrikirt wohl ein wenig zu stark, doch lassen wir uns dieß um der guten Satyre willen, welcher diese Karrikatur zur Unterlage dient, gern gefallen. Die Idee ist einer bekannten Anekdote aus den Briefen der Frau von Sevigné entlehnt. Der Held erscheint als der Enkel und echte Sprößling des unglücklichen Kochs Vatel, welcher sich aus Ehrgeiz erstach, weil ihm die Stockfische, die er Mittags serviren wollte, zufällig ausblieben.

Taschenbuch dramatischer Blüthen für das Jahr 1827 von Georg Harrys. Dritter Jahrgang. Hannover, in der Helwingschen Buchhandlung. Das erste Stück dieser Sammlung führt den Titel: die Audienz, allegorisches Originalfestspiel für den Neujahrstag, vom Herausgeber. Es treten darin die vier Jahrszeiten als Kammerherrn, und die zwölf Monate als das übrige Hofpersonale des jungen Jahresmonarchen auf, z. B. Demoiselle Mai als Hofsängerin, Madame Juni als Hofblumenfabrikantin, der Hofkonditor Dezember, der Hofpoet Januar, der Hofnarr April 2c. Die Idee wäre nicht so übel, wenn nur die Ausführung durch die gehörige vis comica unterstützt worden wäre. Das zweyte Stück: wer nimmt ein Loos? nach Duval von Th. Hell, ist äußerst leer und abgeschmackt. Das dritte: der blinde Passagier, ein Schwank vom Herausgeber, spricht eben so wenig an. Ein verdorbner Schauspieler wird mit einem Edelmann verwechselt und von dem Pächter des Leztern gut bewirthet, bis der Betrug entdeckt wird. Eine höchst schwache Nachahmung vieler anderen Verwechslungsgeschichten.

Geburtstagsspiele und andere kleine dramatische Dichtungen von Adelbert vom Thale. Viertes Bändchen. Berlin, Posen und Bromberg, bey Mittler 1827. Für Geburtstagsspiele sind diese Stücke wohl etwas zu lang und zu satyrisch. Sie enthalten eine Menge Anspielungen, Ausfälle und Seitenhiebe auf literarische und theatralische Thorheiten, die wenigstens für den fröhlichen Familienkreis nicht taugen. An sich sind sie zeitgemäß, besonders enthält das zweyte Stück, die Schicksalsmänner, recht artige Satyren gegen den Schicksalsunsinn insbesondere, und gegen die Theaterwuth überhaupt. Nur gefällt sich der Verfasser zu sehr in burschikosen und militärischen Stereotypwitzen, und seine fröhliche Laune hält sich etwas zu viel zu gute. Daher sagt er auch gleichsam zur Entschuldigung am Schluß:

Muß es einmal Unsinn seyn,
Soll's auch rechter Unsinn seyn.

Lustspiele für deutsche Bühnen, zunächst für das königl. Theater zu Berlin, nach dem Französischen bearbeitet von Carl Blum. Berlin und Landsberg a. d. W. 1827 bey Enslin. Die drey in dieser Sammlung enthaltenen Stücke beurkunden die ihnen angeborne französische Leichtigkeit und das bekannte Talent des Herausgebers, diese leichte Grazie im Deutschen getreu wieder zu geben. Das erste Stück, die beyden Britten (nach Merville), spielt in London. Ein lebenssatter reicher Lord und ein Kaufmann, der eben fallirt hat, begegnen sich an der Themse, in dem Augenblick, wo sie sich darin ersäufen wollen. Sie stutzen, erklären sich, und der Lord bietet dem Kaufmann an, ihn mit so viel Geld zu unterstützen, als er nur haben will, da er selbst seines Reichthums nicht mehr bedarf. Der Kaufmann sieht auf diese Weise seine Familie gerettet, will aber aus Dankbarkeit den Lord nicht verlassen, sondern mit ihm den Sprung in die Themse machen. Er empfängt das Geld und führt den Lord in sein Haus, wo er ihm seine Familie vorstellt. Hier verliebt sich der Lord in die Tochter des Kaufmanns, und aus dem Sprung in die Themse wird eine Hochzeit. Der Ehrgeiz, demzufolge beyde Männer sichs lange nicht gestehen wollen, daß sie doch lieber am Leben blieben, ist recht komisch geschildert. Das zweyte Lustspiel, die beyden Philibert nach Picard, ist ein ziemlich unbedeutender Pariser Schwank, eine entfernte Nachbildung der beyden Veroneser von Shakespeare, und nicht um den zwanzigsten Theil so witzig. Die Verwechslung der beyden sich sehr ähnlich sehenden Brüder ist lange nicht so glücklich benutzt, gibt bey weitem nicht zu so viel komischen Scenen Anlaß. Doch hat das Stück als ein Pariser Sittengemälde noch immer viel Anziehendes. Das lezte Stück, die Reise nach Dieppe, ist ein Seitenstück zum vorhergehenden, ebenfalls ein lustiger Pariser Schwank, und noch reicher an Charakteren und Verwicklungen. Ein guter Pariser Bürger hat seit 26 Jahren nur den einzigen Wunsch gehegt, einmal das Meer zu sehen, und will jezt in dieser Absicht mit seiner Familie nach Dieppe reisen. Er fällt einer Rotte muthwilliger junger Pariser in die Hände,

die sich einen Spaß mit ihm machen, und ihn, statt nach Dieppe, auf einem Umwege bey Nacht wieder nach Paris führen. Er glaubt wirklich in Dieppe zu seyn, und dieß gibt zu vielen komischen Scenen Anlaß. Die jungen Leute kommen aber selbst in große Verlegenheit, da einer von ihnen in der Tochter des Betrogenen seine Geliebte erkennt, die er wiederzufinden schon lange vergeblich bemüht gewesen ist. Er muß nun fürchten, daß der Betrug, den er gespielt hat, alle seine Hoffnungen zerstören werde. Ein alter Freund legt sich indeß ins Mittel, nimmt die Schuld des Betrugs auf sich, besänftigt den Vater und verschafft dem Liebhaber die Tochter.

Neben Carl Blum ist Lebrun jezt wohl der gewandteste Bearbeiter französischer Stücke für deutsche Bühnen. Sein Lustspiel: Verwechslungen nach Picard (Mainz, bey Kupferberg 1826) läuft zwar auch nur auf eins der bekanntesten und abgedroschensten komischen Kunst- und Effektstückchen hinaus, auf die Verwechslung zweyer Personen, doch sind es dießmal nicht, wie sonst gewöhnlich, Geschwister, sondern Vater und Sohn, und dieß ist schon origineller. Der Sohn nimmt die Gestalt seines bösen Vaters selbst an, um im Namen desselben in seine eigene Verlobung zu willigen, die der Vater verhindern will. Dieß gibt äußerst komische Situationen, besonders da der Vater selbst dazu kommt, und der Sohn genöthigt ist, hinter seinem Rücken immer noch den Andern gegenüber dessen Person darzustellen, bis beyde endlich zusammentreffen. Ein zweytes Lustspiel von Lebrun, ebenfalls nach Picard, Aller Welt Vetter, ist etwas übertrieben. Ein muthwilliger und gewandter Stutzer verhilft seinem Freunde zu dessen Braut, indem er die ganze Familie derselben in der angenommenen Rolle eines Vetters durch seine frechen Lügen umstrickt und nach seinen Absichten lenkt.

Weiber hüten ist nicht möglich, Lustspiel von Don Austin de Morto, aus dem Spanischen von Richard. Aachen und Leipzig bey Mayer 1826. Ein spanisches Intriguenstück, welches die Absicht hat, die alte Wahrheit zu beweisen, daß selbst die hundert Augen des Argus nicht hinreichen, den Amor zu hüten. Don Pedro wettet, daß er seine Schwester, Donna Ines, vor jeder Nachstellung zu hüten im Stande sey. Ihr Liebhaber jedoch, Don Felix, weiß mit Hülfe seines schlauen Dieners alle Maßregeln des Bruders zu entkräften, und die Schwester zu entführen. Das Ganze ist zu sehr im Styl der Novellen, und besonders im Dialog nicht witzig genug.

Die Verdächtigen, Lustspiel in vier Aufzügen von Mathias Nuffer. Basel bey Neukirch 1827. Bey Gelegenheit der demagogischen Umtriebe sind manche Lächerlichkeiten vorgefallen, nicht nur von Seiten der Demagogen, sondern auch von Seiten der Demagogenriecher, gewisser Polizeymenschen, die an die Thorheiten der erstern so eifrig geglaubt haben, als diese selbst, und hinter denselben hergetrabt sind, wie weiland der ehrliche Sancho Pansa hinter dem sinnreichen Junker von la Mancha. Dieses Doppelpaar von Narren wird denn auch im vorliegenden Lustspiel gegeißelt. Die Hauptpersonen der Handlung sind: ein verrückter, sonst ganz unschuldiger Apotheker, dessen fixe Idee die Teutschthümmeley ist, und ihm gegenüber ein Stadtdirektor, der gar zu gern eine Verschwörung entdecken möchte. Ein Paar junge Leute, welche den Apotheker besuchen, und nicht genügend sich ausweisen können, werden sofort als Verschworne arretirt und festgehalten, bis der Fürst selbst, der sie kennt, ihre Loslassung befiehlt und dem Director einen derben Verweis gibt. Eine ganz ähnliche Satyre herrscht in dem frühern Lustspiel, die Theilung der Erde, und dieses ist feiner und witziger, als die Verdächtigen; die Intrigue ist verwickelter und der Gang des Ganzen viel gewandter, auch sind in der Charakterzeichnung die Farben nicht so grell aufgetragen. In beyden aber spricht sich eine gesunde und loyale Gesinnung aus, und die Ansicht, welche jeder Vernünftige längst von jener politischen Kinderkrankheit gehegt hat.

Topographie.

Wegweiser für Fremde in Stuttgart und seinen Umgebungen. Mit einem neuen Grundrisse von Stuttgart, und einem topographischen Grundrisse der Umgegend, gezeichnet von Hausch. Stuttgart 1827 bey Ferd. Steinkopf.

Es sey uns vergönnt, in wenig Worten ein Buch zu empfehlen, welches Stuttgart, die freundliche Heimath unsers Morgenblatts, den Fremden näher bekannt macht. Alle größere Städte Deutschlands haben bereits dergleichen Wegweiser. Stuttgart gehört zwar nur zu den minder großen Städten des deutschen Vaterlandes, doch wird wohl kein Fremder, der aus dem Norden nach der Schweiz und Italien eilt, Stuttgart übergehn, ohne sich dort einige Tage zu gefallen. Solche Reisende finden sich jeden Sommer in großer Anzahl in Stuttgart ein, und für sie ist das vorliegende Buch bestimmt. Es beschreibt alle Merkwürdigkeiten der Stadt, Kunstsammlungen, Bibliotheken, Alterthümer, Institute, Vergnügungsörter. Zugleich enthält es die Addressen aller Männer, welche die Fremden auf irgend eine Weise interessiren können, und die beyden Grundrisse gewähren in topographischer Hinsicht die beste Orientirung. Leider verliert Stuttgart eine seiner ersten Zierden in der Boisseréeschen Sammlung, welche nach München kommt. Ohne Zweifel aber sind diese Gemälde in München besser an ihrem Platz als in Stuttgart. Dort werden sie unter den zahllosen andern Kunstschätzen eine große Lücke ausfüllen. Hier standen sie isolirt.

Nr. 47.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 12. Juni 1827.

Astronomie.

In den lezten Jahren sind eben keine großen astronomischen Entdeckungen gemacht worden, doch hat man das Gewonnene verarbeitet und häufig populär gemacht. Einige dieser populären Schriften über die Sternkunde wollen wir hier betrachten, und zuvor nur gleichsam im Vorbeygehn einer sehr interessanten, aber streng gelehrten Schrift erwähnen. Sie ist aus dem Englischen übersezt unter dem Titel: Ueber die nächsten Ursachen der materiellen Erscheinungen des Universums von Sir Richard Philipps, nach dem Englischen bearbeitet von General von Theobald und Prof. Dr. Lebret. Stuttgart bey J. F. Steinkopf 1826. Der Verfasser stößt alles um, was seine Vorgänger aufgestellt. Newton selbst wird von ihm wie ein Schulknabe behandelt, und über die deutschen Naturphilosophen wird er nicht müde, die bittersten Sarkasmen auszuschütten. Er behauptet, die jezt allgemein gültige Lehre von der Gravitation der Himmelskörper sey nicht ursprünglich von Newton, sondern von Jakob Böhme, dem Schwärmer, erfunden, von dem sie Newton entlehnt, und sie sey nichts als ein Hirngespinnst. Er läugnet die ganze Dynamik, auf welcher jene Lehre beruht, und begründet die seinige auf eine bloße Mechanik, d. h. er hält die Annahme von ursprünglichen innern Kräften im Mittelpunkt der Himmelskörper, vermöge welcher sie sich wechselseitig anziehen, für Thorheit, und behauptet dagegen, alle Bewegung dieser Körper sey nicht dynamisch, aus einer innern eignen Kraft erfolgend, sondern blos mechanisch, durch einen äußeren Anstoß hervorgebracht. Er läßt es dahingestellt seyn, woher der erste Anstoß in die Welt gekommen, hält aber die ganze gegenwärtige Bewegung der Himmelskörper für die fortdauernde Folge eines solchen ersten unbekannten Anstoßes, und erklärt nun alle möglichen astronomischen Erscheinungen rein aus mechanischen Grundsätzen. Er thut dieß mit einem bewunderuswürdigen Scharfsinn, und man muß ihm auf jeden Fall Dank wissen, denn entweder klärt seine Lehre selbst die Wahrheit auf, oder sie wird ein Probierstein für die Wahrheit der entgegengesezten Lehre. Je vielseitiger eine Wissenschaft behandelt wird, desto leichter macht sie Fortschritte. Ein entdeckter Irrthum nüzt so viel als eine entdeckte Wahrheit. So lange sich gegen ein herrschendes System noch irgend ein Zweifel aufbringen läßt, muß er gehört werden. Es ist hier aber nicht der Ort, in das Nähere der Lehre Philipps einzugehen. Nie ist die Astronomie seelenloser, kälter, todter, unpoetischer behandelt worden, als in diesem Buche, dessen Widerlegung wir von den angegriffnen Gelehrten erwarten müssen.

Herr Professor Brandes in Breslau, der es sich früher schon zu einem dankbaren Geschäft gemacht hat, die wichtigsten Lehren der Sternkunde im ungelehrten Publikum zu verbreiten, hat Unterhaltungen für Freunde der Physik und Astronomie in fortlaufenden Heften herausgegeben (Leipzig, bey Barth, 1826). Unter den schäzbaren Aufsäzen dieser Hefte, die indeß doch schon manche mathematische Kenntnisse beym Leser voraussezen, ist uns besonders eine merkwürdige Untersuchung über die Sternschnuppen aufgefallen, mit welcher die ganze Sammlung beginnt. Der Verfasser hat die große Mühe nicht gescheut, in Gesellschaft junger Freunde, die zum Theil an ganz verschiedenen, weit entfernten Orten ihren Standpunkt nehmen mußten, die flüchtigen Erscheinungen der Sternschnuppen zu beobachten, ihre Zahl, Höhe, Länge und Dauer zu messen. Indeß sind die Resultate, wie zu erwarten war, nicht bedeutend ausgefallen. Der Verfasser hat nur das, was mit bloßen Augen zu sehen ist, näher bestimmt und zusammengestellt, über das eigentliche Wesen und den Ursprung jener Meteore aber keinen neuen Aufschluß geben können. Seine Beobachtungen haben gezeigt, daß unter 36 Sternschnuppen 26 herabgefallen, 9 aufgestiegen, und 1 horizontal fortgeschossen ist. Das Aufwärtssteigen beweist wenigstens, daß die Sternschnuppen von einer Kraft getrieben werden müssen, die der Schwerkraft der Erde widerstreben kann, und daß sie gleich den Blitzen in der Atmosphäre entspringen und nach allen Seiten sich richten können. Der Beobachter hat ferner in den Bahnen der Sternschnuppen

eine vorherrschende Richtung nach Südwesten bemerkt, was mit der Bewegung der Erde zusammenzuhängen scheint. Die längste Bahn einer Sternschnuppe, die er beobachtet, schäzt er auf 40 Meilen, die Schnelligkeit ihrer Bewegung auf 4 bis 8 Meilen in einer Sekunde, ihre Höhe von 1 — 100 Meilen, und die höchsten fand er immer als die größten, die niedrigsten als die kleinsten.

Die dritte Auflage von Gelpke's Allgemeinfaßlichen Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls beweist, daß ein gewisser deklamatorischer Predigerton dem größern Publikum besser gefällt, als die einfache wissenschaftliche Darstellung, selbst wenn jener oberflächlich und abgeschmackt, diese tief und geistreich seyn sollte. Von mehreren weit bessern populären Darstellungen der Astronomie hat keine die dritte Auflage erlebt, dieser ist es durch eine aus Brokes irdischem Vergnügen in Gott oder den Stunden der Andacht entlehnten Salbung gelungen, außerordentlichen Beyfall zu finden. Der Darsteller gehört zu jener Klasse, von der Lichtenberg sagt: je weniger sie die eigene Größe zu zeigen im Stande sind, desto lauter preisen sie die Größe Gottes. Herr Gelpke füllt zwey Drittheile seines Werkes mit Ausrufungen über die Wunder, die er darstellt, und nimmt den Mund so voll, daß es uns beym Lesen ganz ängstlich zu Muthe wird, der Mann könnte sich schaden. Uebrigens ist die Darstellung, so weit sie nicht in jene albernen Verwunderungen abschweift, recht faßlich und lobenswerth. Nur führt der Verfasser seine Phantasie oft zu lächerlichen Hypothesen und Widersprüchen. Die dunklen Flecken im Monde hält er für Vegetation, und doch nimmt er an, der Mond habe kein Wasser; Pflanzen ohne Wasser sind aber ganz undenkbar. Auch über die Mondbewohner stellt er Vermuthungen auf, und seine lebhafte Vorstellungsgabe spiegelt ihm vor, wie die Männer im Monde gleich Gemsen von einem Berggipfel auf den andern springen.

Die vorzüglichste populäre Darstellung der Sternkunde und verwandter Zweige der Naturwissenschaft ist in den vermischten Schriften von Friedrich Theodor Schubert, dem berühmten kürzlich verstorbenen russischen Staatsrath, enthalten. Sie sind in vier Bänden in der Cottaschen Buchhandlung von 1823 — 1826 erschienen. Kein Gelehrter hat es so gut verstanden, die Strenge der Wissenschaft mit der Anmuth der Unterhaltung zu verbinden. Seine Aufsätze sind von der Art, daß sie selbst in Taschenbüchern für Damen freundlich Platz nehmen könnten, während ihr Inhalt zugleich die strengste gelehrte Prüfung zuläßt. Ueber den lezten Band dieses interessanten Werkes hat der verdienstvolle Naturforscher, Dr. Nürnberger, uns folgende Betrachtung mitgetheilt:

Die allerglücklichste Fähigkeit gemeinfaßlich-gefälligen Vortrages der abstraktesten Gegenstände ist das hervorstechende Verdienst dieser Schriftensammlung des verewigten Schubert, welche sich namentlich über Astronomie und Physik verbreitet. Man halte jene Fähigkeit ja für kein gewöhnliches Talent, ein Autor muß recht vertraut mit seinem Gegenstande seyn, um ihn in diesen Formen geschickt zu handhaben; und es ist oft viel leichter, eine gelehrte Dissertation für Gelehrte zu schreiben, als eine verständliche Darstellung für Uneingeweihte. Hiermit vereinigt sich aber in dem vorliegenden besondern Falle noch ein anderer Vorzug: Schubert weiß seiner Popularität zugleich ein anziehendes, ja oft höchst reizendes Gewand umzuhängen. Seine Schilderungen aus der Topographie des Himmels sind das Anmuthigste, was man lesen kann; sie entfalten die Schwingen der Phantasie zum freyesten und doch nicht unregelmäßigen Fluge, da der Ernst des Wissens dem schwärmerischen Drange der Wißbegier stets regelnd zur Seite bleibt.

Die erste Abtheilung des vorliegendes Bandes sezt die früher abgebrochene Wanderung durch den Himmel fort, und wir finden unsern Reisenden auf den reizenden Gefilden des Jupiter, der, nächst der Venus, der schönste Stern an unserm Himmel ist, und die Blicke meiner Leser durch sein herrliches, gelbliches Licht gewiß schon oft auf sich gezogen hat. Wie viel Artiges weiß der astronomische Reisebeschreiber von diesem funkelnden Planeten zu erzählen, und wie lebhaft regt er die Einbildungskraft auf, sich immer tiefer in die Wunder einer so ganz abweichenden Welten-Formation hinein zu denken! Wir sagen „ganz abweichenden", denn schon in dem vorigen Bande hat der Verfasser darauf aufmerksam gemacht, „daß mit dem Jupiter eine neue Planetenwelt anzuheben scheine" *), deren Gränze die Natur durch die ungeheure, jenseits des Mars sich eröffnende, von den vier Asteroiden nur sehr schwach ausgefüllte Kluft auf das Bestimmteste bezeichnet.

Jupiter ist an Oberfläche 121 Mal größer als unsere Erde, und hält also über tausend Millionen Quadratmeilen. „Diese ungeheure Masse drehet sich in noch nicht vollen zehn Stunden um ihre Axe, deren Aequator mit der Ebene der Bahn des Planeten um die Sonne den kleinen Winkel von drey Graden macht. Eine so geringe Schiefe der Ekliptik hat die natürliche Folge, daß auf dem Jupiter der Wechsel der Jahrszeiten kaum merklich

*) Anm. Referent hat diesen Gedanken des Petersburger Astronomen weiter verfolgt, und in einer, über das Zerfallen unseres Planetensystems in zwey Hauptgruppen betitelten Dissertation, den Unterschied in den Zügen beyder planetarischen Physiognomien so bestimmt hervorgehoben, als es der heutige Zustand der Himmels-Topographie gestattet. Er wird in diesen Blättern darauf zurückkommen.

ist; die heiße Zone erstreckt sich nur drey Grad nördlich und eben so viel südlich vom Jupiters-Aequator; und die Witterung muß also im Allgemeinen beständig demjenigen Verhältniß ähneln, welches auf der Erde um die Zeit der Herbstnachtgleiche eintritt. Unser Verfasser gefällt sich darin, diesen Charakter größerer Stabilität der Lebenseinrichtungen auf dem schönen Jupiter hervorzuheben; und wer von unsern Lesern, der das Fragmentarisch-Kurze der Erdengenüsse jemals recht lebhaft empfunden hat, wird ihm in diesen Schlüssen nicht gern folgen! „In der That," sagt er, „muß das dortige Leben von dem unsrigen sehr verschieden seyn. Dort hat ein Mädchen von sechzehn Sommern die Erfahrung von beynahe zwey Jahrhunderten, und wer achtzig Male den Umlauf der Sonne erlebte, der hat Methusalah's Alter erreicht." Wer wird in der That neugierig, die Bekanntschaft einer solchen sechszehnjährigen Jupitersschöne zu machen. — Mit noch glänzenderen Farben, als den Jupiter selbst, schildert Schubert aber den Aufenthalt auf seinen Trabanten *). „Die Schönheit unseres gestirnten Himmels ist nicht zu vergleichen mit dem Anblicke, dessen die Jupitersmonde genießen. Auf dem ersten derselben erscheint die Scheibe des Hauptplaneten weit über tausend Mal größer, als die Sonne oder der Vollmond bey uns. Wir können uns kaum eine Vorstellung von dem prächtigen Schauspiele machen, welches eine so ungeheure erleuchtete Scheibe geben muß, die groß genug ist, um alle sieben Sterne des Wagens im Sternbilde des großen Bären zu bedecken."

Die Himmelsreise führt hiernächst auf den Saturn, welcher an seinem Ringe eine Auszeichnung besitzt, wie die ganze uns bekannte Planetenwelt keine zweyte aufzuzeigen hat. Dieser Ring liegt genau in der Ebene des Saturn-Aequators, und umschwebt denselben, gleich einem, von keinerley Pfeilern unterstützten, nur durch seine eigene Schwere getragenen (oder vielmehr in Folge eigener Umwälzungsbewegung um den Planeten sich schwebend erhaltenden) Gewölbes. Von der Erde aus betrachtet, gewährt dieser Ring in seiner Erleuchtung durch die Sonnenstrahlen ein sehr schönes Schauspiel; „und es wird," fügt unser Verf., der hier in eins der interessantesten Details der physischen Topographie des Himmels eingeht, hinzu, „dadurch die Vermuthung erregt, daß dasselbe den Bewohnern des Saturns, die dieses Lichtgewölbe über ihren Häuptern schweben sehen, einen noch viel schöneren Anblick bieten müsse; ja man hat darin sogar ein Mittel zu finden geglaubt, wodurch die Natur jenen Wesen, die einen der größten Planeten unseres Systems bewohnen, und namentlich den Saturns-Polarländern den Lichtmangel ihrer langen Winternacht hat ersetzen wollen *). Es ist dieses einer der vielen Beweise, wie leicht wir uns irren, wenn wir Alles in der Natur, deren Pläne wir Kurzsichtigen so wenig übersehen, durch unsere Zwecke zu erklären suchen. Bey näherer Betrachtung zeigt sich nämlich gerade das Gegentheil. Denn da der Ring sein Licht von Außen erhält, so kann seine innere, dem Saturn zugekehrte Seite nie anders als dunkel seyn; und da er über dem Aequator seines Planeten schwebt, so bedeckt er den Ländern unter der Linie beständig einen Theil des Himmels, und namentlich diejenigen sechs Monde, die in derselben Ebene laufen. Wenn die Sonne aber durch den Aequator geht, und also der Saturns-Frühling oder Herbst anfängt, welches, da der Umlauf dieses Planeten um die Sonne fast 30 unserer Jahre dauert, etwa alle 15 Jahre geschieht, so wird nur die obere Fläche des Ringes erleuchtet, daher er sein Licht nach außen zurückwirft, und auf dem ganzen Planeten unsichtbar ist. Um beyde Pole des Saturns endlich gibt es eine Zone von 26 Grad, für welche der Ring so gut wie gar nicht existirt, weil er beständig unter ihrem Horizonte liegt. Zwischen dem Gränzkreis dieser Zone und dem Parallel von 37 Grad sieht man nur einen Theil von ihm, und zwar im Horizonte; und überhaupt zeigt er sich den, am günstigsten gelegenen Ländern des Saturns höchstens 24 Mal größer, als die Sonne bey uns, und diese größte Breite hat er nur da, wo sich ein ganz kleiner Theil von ihm über den Horizont erhebt."

Nicht weniger anziehend, wenn gleich weniger ausführlich, sind die Bemerkungen, wozu der Uranus, das lezte bekannte Glied unserer Planetenkette, unserm Himmelstopographen Veranlassung gibt; wir verlassen diesen astronomischen Abschnitt des Werkes nur, um auch einigen Raum für den zweyten, physikalischen, Theil zu gewinnen. Der Verfasser zeigt auf diesem neuen Gebiete keine geringere Anmuth des Vortrages. Auf welche artige Weise versteht er Interesse für die Theorie der Farben zu erregen, deren Schwierigkeiten er seinen Lesern durch die Gewandtheit der Darstellung versüßen will! „Jeder sichtbare Körper erscheint uns mit einer gewissen Farbe, selbst die Flamme des Feuers ist weiß, gelb, roth, grün oder blau, nach Maßgabe des verschiedenen Stoffes, welcher sie unterhält; nur das

*) Den ersten dieser Jupitersmonde beschreibt sehr ausführlich Nr. 3 meiner „Astronomischen Reiseberichte" im September-Heft der „Abendzeitung für 1825." Ich begegne dort dem Petersburger Astronomen wiederholentlich.

Nürnberger.

*) Da die Schiefe der Ecliptik auf dem Saturn 30 Grad, und also beyläufig 6½ Grad mehr als bey uns beträgt, so stehen die Polarcirkel also auch um so viel weiter von den Polen ab, und das Gebiet zu den beyden eisigen kalten Zonen ist im Bogen um eben so viel größer.

N.

Sonnenlicht ändert seine Farbe nie, woraus allein schon folgt, daß es keine Flamme sey *). Die Menge der verschiedenen Farben ist so groß, daß unsere Sprachen nur für den kleinsten Theil derselben Namen haben, und täglich neue Namen dafür erfunden werden; und so vermischt sich das Farbenspiel, welches sich uns zugleich zeigt, daß wir mehrentheils verlegen sind, welchen Namen wir den Farben eines Körpers geben sollen. Dieser Farbenmischung verdanken wir die größten Schönheiten der Natur und der Kunst, von der bemalten Leinwand an bis zum Bogen der Iris. — „Welche magische Kraft" frägt Schubert hierauf „bringt diesen Zauber der Farben hervor?" und geht sodann in die Euler'sche und Newton'sche Farbentheorie ein.

Als ein wahres Meisterstück allgemeinfaßlicher Darstellung abstrakter physikalischer Lehren betrachte ich aber die nun folgende Erklärung des Regenbogens; und wer die Schwierigkeit der Bestimmung der Stellen wirksamer Strahlen (radios efficaces) bey allem Aufwande analytischer Kunstgriffe kennt, der wird dem Verfasser für die Gewandheit Dank wissen, mit welcher er diese Schwierigkeit in einer populären Entwickelung zu umgehen versteht, ohne doch der deutlichen Einsicht dadurch zu schaden. Mit einer besondern Vorliebe und Ausführlichkeit sind die ferner folgenden Untersuchungen über den Unterschied zwischen Licht und Wärme, und die Consistenz beyder Naturstoffe, oder wenigstens der erregenden Substanzen im Sonnenlichte, behandelt; und Schubert stellt sich, nach Beybringung der schönen Herschel'schen dießfälligen Versuche, die Sache so vor: „daß alle Sonnenstrahlen mehr oder weniger Licht in unserm Auge, Wärme in unserem Gefühl, und chemische Wirkungen in allen Körpern hervorbringen, daß sich aber ihr erwärmender, und ihr chemischer Wirkungskreis weiter als der leuchtende erstrecke **).

Unter den neuesten Bereicherungen der Theorie des Lichtes endlich, nimmt die von Malus gemachte, und mit dem Namen der Polarisation bezeichnete Entdeckung eine Hauptstelle ein. „Fällt nämlich ein Lichtstrahl auf die Oberfläche eines durchsichtigen Körpers, z. B. polirten Glases, so wird er nur zum Theile gebrochen, anderen Theiles aber zurückgeworfen, und zwar unter demselben Winkel, unter dem er aufgefallen war. Fängt man nun den solchergestalt zurückgeworfenen Strahl mit einem zweyten polirten Glas auf, so, daß er mit dessen Oberfläche, gleichviel nach welcher Richtung, denselben Winkel macht, so wird er auch von dieser zweyten Fläche unter demselben Winkel reflektirt; es finden aber bey dieser zweyten Reflexion die merkwürdigsten Modifikationen statt. Wenn das zweyte Glas nämlich eine solche Lage hat, daß die Reflexion in derselben Ebene geschieht, wie bey dem ersten Glase, so hat der Lichtstrahl bey der zweyten Reflexion die größte Lichtstärke. Je weiter man aber das zweyte Glas aus dieser Lage drehet, jedoch so, daß es immer denselben Winkel mit dem auffallenden Strahle macht, desto schwächer wird das Licht des zurückgeworfenen Strahles; und es wird am allerschwächsten, oder, welches dasselbe ist, der größte Theil des Lichtes dringt in das zweyte Glas ein, wenn man dieses um einen rechten Winkel gedrehet hat. Es gibt sogar für jeden durchsichtigen Körper einen gewissen Auffallswinkel, für welchen, in diesem letzteren Falle, alles Licht in das Glas eindringt." Diese unendlich merkwürdige Modifikation des Lichtes hat man Polarisation, aus Gründen, genannt, in deren Entwickelung sich abermals das glückliche Talent eigenthümlicher Klarheit bewährt, welches wir unserm Verfasser wiederholentlich nachgerühmt haben.

Eine nun folgende Abhandlung über das Nordlicht wird mit nicht geringerer Befriedigung gelesen werden. Den dritten und letzten Abschnitt machen Miscellen aus. Der Verfasser hat schon den vorangehenden Bänden einen ähnlichen Anhang von weniger ernsten Artikeln beygegeben, gleichsam, um nach der lange in Anspruch genommenen Aufmerksamkeit dem Leser einen gewissen Ruhepunkt anzuweisen; dießmal ist diese Abtheilung einem einzigen Gegenstande, nämlich der Theorie der Uhren, gewidmet, und es finden sich Notizen darin vor, nach denen man sich in den größeren, dieser Materie ausschließlich gewidmeten Schriften vergeblich umsehen würde. So gehört z. B. die Darlegung des Mechanismus der Taschen-Chronometer zu den ganz ungewöhnlichen und dankenswerthesten Erscheinungen in einer populären Schrift, und ich wüßte kein einziges Werk anzugeben, aus welchem man eine ähnliche Belehrung schöpfen könnte.

Dr. Nürnberger.

*) Dieser Schluß ist, nach den Vorangehenden, nicht logisch richtig; man braucht das Sonnenlicht danach nur als eine, immer von demselben Material unterhaltene Flamme zu betrachten, wenn nicht andere Gründe für Schubert's Behauptung sprechen.

N.

**) Auf die dynamische Ansicht geht der Verfasser dabey gar nicht ein; und ich kann mir wohl denken, welchen Anstoß ein Mann, der immer an der Hand der Analysis gewandelt ist, dabey finden müßte.

N.

Nr. 48.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 15. Juni 1827.

Dichtkunst.

Reisebilder von H. Heine. 2ter Theil. Hamburg 1827 bey Hoffmann und Campe.

Da diese Schrift füglich auch jeden andern Titel haben könnte, und vermuthlich selbst nicht weiß, wie sie dazu kommt, just der zweyte Theil eines gewissen andern ersten Theils zu seyn, so wird von jenem ersten Theil hier nicht gehandelt werden; sondern....... Aber wir sehen gar nicht ein, warum wir über ein zwar ander, aber eben dadurch unordentliches Buch eine ordentliche Kritik verfassen sollen. Es ist bey weitem angemessener eine Briefseite zu geben, die ein Freund des raschen Verfassers über dessen neueste Schrift rasch niederschrieb, weil, wie den Autor Gefühle und Gedanken, ihn der Abgang der Post drängte. Die Kritik wird auf diese Weise — wie es unbescheidene Autoren verlangen — bescheiden seyn, indem sie eilig die Feder laufen läßt, sich also nicht vornehm über das beurtheilte Werk erhebt und demselben sogar durch möglich getreue Nachahmung huldigt. Also:

Madame! Ich lege Heine's leztes Buch so eben aus den Händen, und habe es — Sie doch gewiß auch, Madame — ausgelesen. Lallaralla, la — la — la! — Sie sehen, wie begeistert ich von meinem Autor bin. Verstehen Sie nur das Wort „mein Autor" in seinem ganzen himmeltiefen und höllenlichten Sinn, in welchem sich Geburt und Grab, Vernichtung und Schöpfung so innig durchdringen und umschlingen, wie ich Sie, Madame, nämlich in Gedanken — in jenem ewig tragischen Gedanken, in welchem ich fortwährend sterben würde, wenn Sie mir nicht mit einem Veilchenblicke das Leben gerettet hätten. Die Franzosen trinken Thee von Veilchen — ach! von getrockneten — und der Tambour Legrand sagte mir, er trockne auch die von Thränen feuchten Augen, und bewältige den Krampf des Herzens. — Madame! Ihr Veilchenblick hat mich ganz aus dem Konzept gebracht. Ich kehre zu meinem Autor zurück, der deßhalb buchstäblich mein Autor ist, weil er mich, so zu schreiben, erschaffen hat; — nicht etwa wie Allah aus nichts, nicht etwa wie Brama aus Hand und Fuß, sondern wie der Vogel Greif aus einer Feder seines Fittichs; und dann ließ mich mein Autor laufen, und so schreibe ich Ihnen im Drange unendlicher Gefühle, Madame, wie er. — Sie wollen eine Kritik des Heine'schen Buchs? — L'art est difficile; aber die Kritik dieser Art noch difficiler! — Madame! Sie haben zwar ein hartes Herz, aber doch weiche Momente, glauben Sie also: die Schellenkappe auf meinem Haupte soll nur den tiefen Schmerz überklingeln, den ich über dieses treffliche Buch nur deßhalb empfinde, weil es so trefflich und doch kein Buch ist. — Ich habe Sie belogen, Madame, mein Schmerz ist nur Scherz, meine Schellen aber sind peinliche Fesseln, mit denen ich an die Galeere meiner mich selbst vernichtenden Ironie geschmiedet bin; und mit denen ich um Hülfe schelle, wenn mir mein Geyer mit den blauflammenden Augen das Herz anfrißt. Verstehen Sie, Madame? — Hol mich der Geyer! ich glaube, der Geyer sind Sie, Madame. Doch nein, Sie lieben mich ja gar nicht und also gewiß nicht zum — Fressen. Tralla la la la! Aber ewig spreche ich von mir und meiner albernen Liebe; und soll doch von Heine's Buch sprechen. Ich habe es gelesen, ausgelesen! Es ist ein allseitiges Buch, voll der herrlichsten Einfälle! Keine Seite, auf der nicht Vortreffliches stände! Gedanken, Empfindungen, Ansichten, Scherz, Ernst, Liebe, Haß, Spott, Ehrfurcht und alles andere und das Gegentheil von diesen und — jenem. Und nicht nur Einmal, nein, Zweymal hab ichs gelesen, und beyde Male gefiel es mir beynahe gleich gut. Aber wenn es mir auch das erste Mal ein bischen besser als das zweyte Mal gefiel, so ist das durchaus nicht die Schuld des Autors, sondern jenes komischen Ungefährs, welches man Witz des Schicksals nennt. Ich muß mich erklären. Das erste Mal nämlich durchblätterte ich das nicht aufgeschnittene Heft — ich war noch nicht entschlossen, es zu kaufen — und da geschah es, daß die abgebrochenen Stellen, die ich las, ein innig zusammenhängendes und vollkommen abgeschlossenes Kunstwerk bildeten. Nicht nur die schönen Nordseebilder, die Enkel der Tieck'schen Reisegedichte, nicht nur die Ideen, sondern, an son-

traire, auch die Briefe aus Berlin waren so besonnen und doch so begeisterungsvoll, daß ich über den gediegenen Kunstwerth, über den innigen Zusammenhang des Ganzen nicht genug staunen konnte, und mir steif und fest einbildete, unser lieber Heine müsse eine geraume Zeit über Form und Inhalt nachgedacht und Alles in seiner vernunftbeherrschten Phantasie nicht allein für, sondern auch schon fertig gemacht haben, bevor er nur das erste Wort dieses grandiosen Werks, nämlich: „Thalatta" niederschrieb. — Und diesen Menschen, Madame, lieben Sie nicht? Sie zerreißen ihm das Herz — ich aber schnitt sein Buch auf, las dasjenige im Zusammenhange, was ich so eben nur fragmentarisch gelesen hatte, und wurde nun den Witz des Schicksals gewahr. Just im Zusammenhang war das Buch ohne allen Zusammenhang, just als Ganzes ganz zerstückelt, just als Kunstwerk gar keine Kunst. Ja ich sahe nur noch ein Buch des Buchbinders, nur er hatte es gebunden, und ohne ihn wäre mir das Werk ohne Band total ungebunden erschienen. Aber Ungebundenheit ist Heldenart. Ungebundenheit — parbleu Madame! muß Sie bezaubern. Lesen Sie nur, wie ungebunden und ohne Scheu mein Autor, nicht nur die ganze Welt, nein, sogar einzelne hohe und niedre Bekannte in den Staub tritt. Muth, parbleu Madame! Muth ist ja sonst so beliebt bey Frauen; und Sie, Sie verschmähen meinen Autor? — Ungebundenheit ist Heldenart; und sind nicht Napoleon und sein Tambour Legrand die Vorbilder Heine's? — Steigert er ihre Heldenart nicht bis zur Heldenunart, wenn er gefeyerte Leute austrommelt? — Madame! Sie sind ein deutsches Weib mit Lilienhänden, Rosenwangen und Veilchenaugen; Sie leben in seliger Abgeschiedenheit mit jenen Blumenkindern, welche die bräutliche Erde ihrem Gatten, dem Frühling, gebiert; die Weste schmeicheln, der stille Weiher zeigt Ihnen das schönste Spiegelbild; die Vögel, selbst die losen, singen Ihr ewiges Lob; Sie horchen beym Abendroth dem schönen Mährchen, das Ihnen die Natur erzählt, und in dem Veilchenkelch Ihrer Augen glänzt dann ein mondbestrahlter Thautropfen himmlischer Sehnsucht. Sie haben also in Ihrer zufriedenen Einsamkeit gar keine Idee von Politik, sonst würde ich Sie aufmerksam machen auf den überschwänglichen Hymnus, den mein Heine seinem Napoleon singt. — Hier wird das Kleinste groß, die Selbstliebe Demuth, die Demuth Anbetung, und die Anbetung Religion, die ihren Beweis nur in sich selbst hat. — O, daß Novalis doch noch lebte! Er würde diesen Hymnus lesen, und tief beschämt jene Worte auslöschen, die er mit einem Flammenpfeil in Klio's eherne Tafel grub. — Sie heißen:

„Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren „Nebenbuhler, als das Ideal der höchsten Stärke, des „kräftigsten Lebens. Es ist das Maximum des Barbaren, „und hat leider in diesen Zeiten der verwilderten Kultur, „gerade unter den größten Schwächlingen, sehr viele „Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal „zum Thiergeiste; eine Vermischung, deren brutaler Witz „eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat." — Bemerken Sie aber, daß diese Worte viel älter, als St. Helena's großes Grab sind: sie passen nicht mehr. Jezt hat die Melodie andre Worte. Sie heißen:

„Worüber Ihr, mit wildem Triebe, zu blinder Thierwuth Euch entflammt; das ist es, was ich an ihm „liebe; ja eben das, was ihr verdammt. Das aber, „was an ihm zu hassen, der inn're Richter mir gebeut; „das — sagt' ich's Euch — Ihr könnt's nicht fassen; „weil Ihr darin ihm ähnlich seyd." — Doch wozu das Alles? Sie haben ja keine Idee von Politik, Madame! Lassen Sie dergleichen, das gänzlich außer Ihrer Sphäre liegt, und auch außerhalb des Heine'schen Buchs liegen würde, wenn es nicht dennoch darin vorkäme. Sie werden darin hundert und hundert andere köstliche Stellen finden, die Ihnen bald ein Lächeln, bald eine Thräne, bald einen Nachgedanken abzwingen; Sie werden, von einer geistreichen Phantasie fortgerissen, das Buch nicht aus den Händen legen können, obgleich Sie am Ende, und sogar schon früher, sehen werden, daß es kein Buch ist; und doch werden Sie sich sagen müssen, daß dieses Nicht-Buch 19,000 Mal besser ist, als 19,000 Bücher, die in den lezten Tagen bey uns erschienen sind. Würde ich Ihnen sonst so viel davon schreiben, Madame? — Aber ich bin ein intimer Freund des Verfassers und 19,000 Thaler würde ich drum geben, wenn mein Heine, mit seinem eminenten Talente, einmal ein Werk, bevor er es schriebe, zwey Mal durchdenken wollte, um ein regelrechtes Kunstgebilde zu geben; wäre es auch nur als Gegensatz seiner blauen Regellosigkeit, die eine Folge von dem ist, was er selbst eingesteht, nämlich: daß er bey den verbis irregularibus mehr Prügel bekommen hat, als bey den verbis regularibus. — Vous pleurez, Madame? — Thun Sie das nicht! Le ridicule touche au sublime. Sie werden das überall in dem köstlichen Buche bestätigt finden. Haben Sie die Güte, unserm Heine den Vorschlag mit den 19,000 Thalern zu machen; und sollte er, was ich vermuthe, behaupten, daß er selbst diesen Brief geschrieben habe, so nennen Sie mich; und sollte er auch Sie nicht erkennen, so sagen Sie ihm, Madame, daß Sie die Redaktion des Morgenblatts sind. —

Betrachtungen

durch „den unbekannten Flüchtling in der Mühle zu Körau, ein Zeitgenosse Luthers, erzählt für Protestanten von einem Protestanten in Anhalt" veranlaßt und der Zurechtweisung der Besserwissenden unterworfen.

Die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft haben sich in unsern Zeiten so seltsam gestaltet, daß wir Erscheinungen auftreten sehen, die wir, in dieser Form wiederzusehen nicht erwartet hatten. Kirchliche Besorgnisse, kirchliche Eiferey und kirchliche Verfolgung scheinen wieder an der Tagesordnung zu seyn. — Wir gebrauchen sehr mit Bedacht den Ausdruck „kirchlich", wo der andere: „religiös" gäng und gebe ist, weil wir fürchten, daß die Verwechslung dieser beyden Worte auch die der Begriffe fortpflanzt, und damit im gemeinen Leben der nächste Anlaß von Anfeindung zwischen den verschiedenen Gemeinden gibt. Die Religion ist ein Band der Vereinigung zwischen allen Gemeinden, denn sie besteht in den einfachen Lehren Christi, der von keiner Sekte, keiner Kirche etwas wissen wollte. Liebe des Nächsten, Gott und Ewigkeit wird in jeder christlichen Gemeinde gelehrt, und diese lehrte Christus; was die Kirche bildete, sind menschliche Zusätze, welche der Lauf der Zeiten vielfältig modifizirte, so daß der eifrigste Verfechter seiner Kirche sich nur gründlich unterrichten sollte, um wahrzunehmen, daß das Alte, was er festhalten, zurückführen will, das nicht mehr ist, was er sich darunter denkt. Das Bedürfniß nach etwas Göttlichem, von der Wandelbarkeit und von den Mühen des Lebens Unabhängigem, treibt den Menschen auch in dem rohesten Zustand, sich eine Art Religion zu erfinden; auf jeder Stufe der Entwicklung modelt er an diesem Theil seiner Begriffe; schreitet seine Entwicklung zurück, so werden sie roher, undeutlicher, leidenschaftlicher; schreitet sie vorwärts, so gewinnen sie an Einfachheit und Klarheit. Es ist hier nicht von der Bildung durch Wissenschaft und Künste die Rede, obgleich diese ihren größten Werth dadurch, daß sie die Bildung veredeln, erhalten, es ist die allgemeine Bildung zur Pflichterfüllung, die im Evangelium das Muster der Gebete uns lehrt, in ihm wird auf kein Mysterium, keine Kirche, keine Sekte gedeutet; der göttliche Beter wußte aber wohl, daß Zwiespalt aus seiner Lehre hervorgehen mußte, und wie ernst er seine Schüler davor warnte, ist diese Lehre der Liebe seit zweytausend Jahren zum Zankapfel geworden, weil immer eine neue Bekleidung, Einkleidung und Darstellung der Idee, eine neue Kirche, als die Hauptsache angesehen wurde. Unser großer Reformator Luther brachte die gleiche Wirkung hervor, aber in einem umfassendern Umfang wie seine Vorgänger alle, weil die vorgefundene Kirche sehr verdorben war, und die Entwicklung der Bewohner des Westen von Europa bey aller Barbarey doch so weit gediehen, daß der Kampf zum großen Theil Sache jedes Einzelnen ward. Aber wieder hing sich das Zeitalter an eine Form, bildete sich eine Kirche, und der ewig belebende Grundsatz, von dem Luther ausging: freye Untersuchung der Lehre, eignes Forschen, welches die Natur des Protestirens ausmacht, von dem Luthers Gemeinde ihren Namen bekam, ging verloren. Die Zeit ging indeß ihren Weg fort, und wir standen endlich da, wo die Formen des Denkens, die Kirchen, die Gemeinden, die sich seit Luther wieder nach ihren einzelnen Stiftern nannten, ihre Verderbniß, ihre Ausartung einsahen, und der zahlreichste Theil gewiß mit redlicher Absicht, als Mittel zur Verbesserung, nicht einen neuen Menschen anzulegen dringt, sondern den alten lutherischen Menschen dazu empfiehlt und aufdringt. Ob das nun wird möglich seyn, neben allen Veränderungen, in Wissenschaften, Künsten, allgemein gewordnen Bedürfnissen, Naturkenntnissen, politischen Verhältnissen, die Kirche vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in dem Anfang des neunzehnten von Neuem zu erbauen, kommt uns zweifelhaft vor. Die Materialien und Arbeiter haben sich seitdem verändert, das ist gewiß, so gewiß, daß wir fast überzeugt sind, Luther, wenn er wieder aufstünde, würde das, was wir seine Kirche nennen, zuerst bey Seite schieben, und dann wieder damit anfangen zu sagen: Brüder, forscht nach der Wahrheit, protestirt gegen Unvernunft, ihr seyd ja so viel glücklicher, wie ich war, der ich meine Brüder lehren mußte, in der Finsterniß der Unwissenheit ihren Gott zu erkennen, da jetzt durch das Licht der Wissenschaft der Geringste unter euch die Erhabenheit des Schöpfers und seine Pflicht gegen seine Mitbrüder so viel heller erkennen kann. — So ungefähr würde Luther sagen. Unter uns gibt es Viele, die einen andern Weg gehen. Einerseits nimmt man ein systematisches Bemühen wahr, jene Vorzüge der Kenntnisse, welche unsre Zeitgenossen vor denen Luthers genießen, wieder zu beschränken; Anderseits, und von diesen sprechen wir eigentlich, das Zeitalter in religiöser Rücksicht in Luthers Kirche, nicht zu Luthers Protestantismus zurückzuführen.

In so fern dieses in polemischen und Controversschriften geschieht, liegt es für uns Layen zu hoch; wenn aber die Einkleidung des Romans dazu benuzt wird, dürfen wir ein Wort darüber sprechen. Es geht uns so nahe an, wie den Wissenden, und redliche Bemerkungen über einen Gegenstand wollen nichts weiter als zur Belehrung auffordern.

Ein solcher lutherthümlicher Roman ist die obengenannte Geschichte des Flüchtlings in der Mühle zu Körau. Der wohlmeinende Verfasser erzählt, wie Fürst Wolfgang

von Anhalt-Köthen nach der Mühlberger Schlacht in der Mühle von Köran, als Mühlknappe verkappt, verborgen gelebt habe; hier erörtert er in manchem Gespräch mit dem Müller Rudolph die Vortrefflichkeit der lutherischen Protestationen gegen den Papst, und die beyden wackern Männer erzählen sich, um den Leser zu unterrichten, viele Umstände, von denen es nicht zu glauben ist, daß sie einem jeden Einzelnen unbekannt geblieben waren. Dieser Umstand beweist, daß der Verfasser durch die Form des Dialogs keine glückliche Wahl getroffen hat. Auch das Kostüm der Zeit in Sitte und Rede hat er nicht aufgefaßt. Die ehrlichen Müllersleute sind wortzierlich und müßig, und die Müllerstochter Anna tritt etwas empfindsam, ja fast Gurlihaft auf. Eine benachbarte Barons-Familie, laue Protestanten, deren Sekretär, ein heimlicher Emissär Moritzens von Sachsen, Annens Bräutigam ist, kehren zum Papstthum zurück, und geben dem Verfasser Gelegenheit, diese Kirche in dem verächtlichsten und strafwürdigsten Lichte darzustellen. Um für ein, auf diese Art aufgefaßtes, Gemälde grelle Farben zu finden, bedurfte es keines Scharfsinns, und bey dem großen Haufen wird Haß und Abscheu unfehlbar damit erregt. In einem Gespräch, welches der Müller Rudolph mit dem Baron hat, vertheidigt er das Lutherthum auf eine sehr siegreiche Weise, so daß es sehr zu wünschen wäre, mancher Pastor unsrer Zeit wüßte seine Rede so gut zu setzen, wie der Müller von Köran zur Zeit der Mühlberger Schlacht. Moritz von Sachsen wird in den mannigfachen Gesprächen sehr sinnreich vertheidigt, und sein etwas seltsames Betragen, aus Eifer fürs Lutherthum, etwas jesuitisch entschuldigt und erklärt. Nach dem Vertrag von Passau begibt sich Moritz in eigner Person in die Mühle von Köran, sezt den Fürsten Wolfgang in seine Länder wieder ein, lohnt den wackern Müller Rudolph, indem er seinen Schwiegersohn zu seinem Kastellan macht, und das Schloß des apostaten Barons geht, nachdem er mit den Seinen nach Rom floh, in Flammen auf. Gegen diese Begebenheiten läßt sich gar nichts einwenden; Wolfgangs Aufenthalt, in dieser längst verfallenen Mühle von Köran soll sich sogar auf eine Volkssage der Gegend gründen, allein die Farbe jenes Jahrhunderts ist in dem Bilde verfehlt. Wolfgang erinnert, indem er mit den politischen Begebenheiten so gut bekannt scheint, an Kotzebue's Bittermann, spanischen Andenkens; der Müller Rudolph spricht meistens im Ton einer Reformationspredigt unsers lezten Jahrzehents, und die römisch-katholisch mystische Frau Baronin ist bey Frau von Krüdener in der Schule gewesen. Das alles malt nicht Luthers Zeit. Achtungsvoll erkennen wir den Eifer des Verfassers für die gute Sache, für eine Sache, die um der Thronen und Völker willen wieder die größte Sache werden muß, allein seinen Beruf, für sie auf diesem Wege zu wirken, ziehen wir, bis er sie zeitgemäßer aufgefaßt hat, in Zweifel.

Reise-Literatur.

Mes Souvenirs d'Égypte, par Me. la Baronne de Minutoli. Revus et publiés par Raoul-Rochette. 2 Vol. avec gravures. Paris 1826.

Frau v. Minutoli, eine Polin an einen Deutschen verheirathet, drückt sich in französischer Sprache mit Anmuth und Gewandheit über ihre Reise und über Gegenstände der Alterthumswissenschaft aus. Alles darin folgt schnell und rasch auf einander, alles hat Zeichnung und Farbe. Sie hat gesehen und gefühlt, was andere Schriftsteller in Aegypten beschrieben. Sie sah auch mit eigenen Augen, und über jeden Gegenstand, über jeden Eindruck, den sie empfand, spricht sie auf ganz eigenthümliche Weise. Eine Frau ist tief und innig beym Erblicken der Trümmer von Theben bewegt, die ein Gelehrter nur mißt und beschreibt. Schnell baut sich in ihrem Gemüthe und an den riesigen Mauern die alte ägyptische Welt auf, in der sie nur entstehen konnte, Männer suchen hier nur Wissenschaft, technischen Unterricht und Muster. So spricht Frau v. Minutoli von den Ruinen alter ägyptischer Größe und alten Glanzes. Sie spricht davon mit Würde, Weihe und Wärme, und theilt keineswegs die Ansicht derer, die in der ägyptischen Kunst nur eine Kunst ohne Kunst sehen, und nicht zugeben wollen, daß die Griechen von den Aegyptiern gelernt haben. Sie hat in dem Lande Alles gesehen, von Alexandria an bis Philä. Mit Anmuth mischt sie das Aegypten des Mohamed-Ali in das Aegypten des Sesostris. Ueberdieß hat ihr Werk noch einen besondern Reiz. Als Frau konnte Frau v. Minutoli auch die Gemächer sehen, wohin kein fremder Mann zu dringen vermag. Sie gibt darüber anziehende Kunde, und es ist interessant, eine Frau unserer Zeit und unserer Sitten in nächster Berührung mit dem ganz Fremdartigen zu erblicken, was sich unseren Sitten, unseren Gebräuchen und unseren Ideen so schroff gegenüber stellt. In den Beobachtungen herrscht Mannigfaltigkeit und Treue. Die edle Frau versteht es, dem Geiste die Anmuth beyzugesellen. Sie that aber nicht wohl daran, Raoul-Rochette ihr Buch zur Durchsicht, Ausfeilung und Herausgabe zu übertragen. Er hat auf seine Weise nicht unterlassen, von dieser ihm doch nur übertragenen Autorité und von den Verbesserungen zu sprechen, die er in dem Buche wirklich vorgenommen. Die Franzosen können es ihm außerdem nicht verzeihen, daß er von Hrn. Champollions Ansichten über die Hieroglyphen nicht durchdrungen ist, und daß er die Hieroglyphen ein amusement du siècle nennt.

Nr. 49.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 19. Juni 1827.

Geschichte.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherrn von Hormayr und von Mednyansky. Achter Jahrgang 1827. Wien bey Franz Ludwig.

Der außerordentlich reiche Inhalt dieses Taschenbuchs beschämt die Armuth fast aller unsrer übrigen Taschenbücher, und die Oesterreicher, denen „die im Reich" sonst in literarischer Hinsicht nicht gern einen Vorzug zugestehn, haben ihn hier unwidersprechlich errungen. Doch schon der Name des Herrn von Hormayr bürgt für die Vortrefflichkeit des Buchs. Es ist nicht allein der Geschichte gewidmet, sondern auch der Poesie, sofern die Geschichte theils in denkwürdigen Ereignissen und Personen, theils in der Volkssage zur Poesie wird. Auch ist dieser Inhalt nicht blos für Oesterreicher interessant, denn die Schicksale und berühmten Männer Oesterreichs haben auf ganz Europa Einfluß gehabt, und die poetische Sage geht jeden Freund des Schönen an.

Im laufenden Jahrgang dieses Taschenbuchs finden wir die Fortsetzung der Rubrik: Ahnentafel, darin die Geschichte der berühmtesten österreichischen Familien mitgetheilt wird. Dießmal erhalten wir die Geschichte der Häuser Wurmbrand, Saurau, Metternich und Nyary mit den schön in Kupfer gestochenen Porträten der um Oesterreich hochverdienten Männer, Graf Johann Wilhelm von Wurmbrand, Graf Franz von Saurau, Graf Stephan Illeshazy. Das Porträt des dermaligen Haus-, Hof- und Staatskanzlers, Fürsten von Metternich, befindet sich vorn als Titelkupfer. Der Geschichte seiner Familie ist seine Lebensbeschreibung bis zum Jahr 1825 beygefügt. Eine andre Rubrik: die Burgen, ist ebenfalls fortgesezt, und wir erhalten dießmal die Beschreibung und Geschichte der alten Burgen Appony, Toth-Lipcse und Ghymes. Durch diese detaillirten Schilderungen werden wir lebhaft in die alten Zeiten Oesterreichs und Ungarns versezt. Ihnen reihen sich zahlreiche alte Urkunden und Documente an, wodurch wir noch besser in den Stand gesezt werden, einen Blick in jene Vorzeit zu thun. Wir finden hier abgedruckt mehrere Briefe der Wiener Bürgerschaft an verschiedne Kaiser, namentlich an Ferdinand I. aus der Zeit, da Wien vom Sultan Soliman belagert wurde, ferner militärische Berichte aus dieser Zeit, unter andern von dem durch die Vertheidigung von Güns berühmten Nikolas Jurischitz, einen Bericht über die Umtriebe zu Gunsten des ungarischen Gegenkönigs Zapolya, das Testament des berühmten siebenbürgischen Fürsten Bethlen Grabor, ein Freyheitsbrief der deutschen Ansiedler in der Zips, endlich ein höchst interessantes Memorienbuch Kaiser Maximilians I. vom Jahr 1502. Darin hat sich der Kaiser alles, was ihm wichtig oder merkwürdig schien, um es dem Gedächtniß einzuschärfen, sorgsam verzeichnet, Ausgaben und Einnahmen, Befehle, die zu ertheilen wären, Notizen über Personen, die er brauchen konnte, nützliche Belehrungen, die er schon erhalten oder erst einholen will, endlich Curiosa. Wir zeichnen einiges davon aus, und übersetzen es der schnelleren Verständniß wegen in die hochdeutsche Sprache.

„Ein Schmidt zu Weyrlberg im Lande Krain kann gute Hellebarden machen.

Die Hofmeisterin soll Würste machen von dreyerley Säuen zu der Fastnacht und Ostern.

Man soll die Burg zu Botzen mit Recken (Helden) malen.

Die bösen Brücken in der Markgrafschaft Burgau allenthalben zu machen.

Einen Feigenbaum nach Wien zu setzen und die Kunst von dem von Augsburg zu lernen.

Der König soll es darauf absehn, daß ein Landesfürst zu Oesterreich es bestelle, daß allweg zu einer Meile ein Edelmann ein Schloß und der Landsfürst zu drey Meilen eine Stadt habe.

Der König soll die Ziegel nach der neuen Kunst zu Augsburg und Insbruck brennen lassen.

Das Schloß Runkelstein mit dem Gemälde erneuern lassen, wegen der guten alten Historie und dieselbe Historie in Schrift bringen.

Nota, wie man Kraniche mit Enten fängt — wie man Trappen mit Netzen fängt — Enten mit Netzen zu fangen.

Der schönen Aglay-Historie von Nasserept und Linz nicht zu vergessen.

Ein Buch zu machen, wie ein Fürst die Städte in den niederösterreichischen Landen regieren soll.

Der König soll suchen den Riesen in König Artus Chroniken.

Der König soll vom Meister Niklas, dem Wundarzt, die Kunst mit dem Beinharnisch lernen.

Zu erfahren, wie man die frischen Weinbeeren einmachen soll, wie Wolf Kammermeister weiß.

Lasse Priester die österreichischen, sächsischen und bairischen Chroniken zusammenstimmen.

Zu Pollingen, Dietendofen und Lützelburg sind viele alte Chroniken.

Ein Fisch heißt ein Nerffling, ist besser als ein Esch, und geht in der Donau in Oesterreich, ist gar gut zu essen.

Zu Ebersberg im Kloster ist ein Mönch, der kann griechisch, lateinisch und hebräisch schreiben.

Böhmisch lernen zu reden.

Bey Herzog Albrecht von Baiern die Historie der Fürsten von Oesterreich zu suchen, von Graf Sigmund von Hardyk herkommend.

Einer, der nie keine Ehre erlangt hat, der kann keine verlieren. Exemplum im Reich, die faulen Räthe.

Den Büchsenmeister an der Etsch gen Nürnberg zu schicken, um das Pulver körnen zu lernen.

Der Salpetermacher soll im königl. Namen bestellen alle Schafställe, Kuhställe und dieselben zum Salpeter zurichten.

Lang hat einen gedruckten Zettel, darin alle Päpste verzeichnet sind.

Doktor Haiden hat eine alte Chronik von Zürich.

Der König soll dessen Namen erfahren, der gesagt hat, es sey nicht möglich, daß Seine Majestät ein Hof- oder Justizgericht in den niederösterreichischen Landen aufrichte.

Den Advokaten und Fiskal in Oesterreich ihre Instruktion zu machen, wie sie sich halten sollen in der neuen Ordnung.

Der König hat zwey schöne Rubinringe verlegt, die zu suchen.

Caspar Ziegler soll ein Büchel machen und darein alle königliche Räthe im Reich und in den Erblanden schreiben.

Ein gemeines tägliches Hofalmosen aufzurichten.

Dem Abt von Tegernsee einen bessern Ornat zu schicken.

Das Kreuzbuch von Kaisern und Königen zu Nürnberg in Pergament drucken zu lassen, doch König Maxilians Chronik auszulassen.

Um zwey Löwen und Leoparden zu schicken.

Einen verständigen listigen Kriegsmann in die Wallachey zu schicken.

Maler Koldrer soll die Grafschaft Cilli, Friaul und Oesterreich mit den Landschaften abmalen.

Zu schicken nach dem (Sebastian Brandt), der das Narrenschiff gemacht hat.

Der König soll in diesem Handel vier Schreibern genug zu thun geben, damit Seine Majestät den Julius Cäsar überpoche.

Die Kunst mit dem schwarzen Roß, so des Kreuzers Knecht gesehen hat, zu hören.

Es hat einer im Meer süß Wasser geschöpft zu Allaspezia."

Von dieser Art sind alle in dem Memoirenbuch enthaltenen Notizen, und sie sind ein treues Zeugniß von der großen Thätigkeit ihres Urhebers. Ferner enthält das Taschenbuch: Bilder aus der Neustadt von Joseph Scheiger, worin einige Alterthümer dieser Stadt ausführlich beschrieben werden, und interessante Nachrichten von österreichischen Reisenden aus der Vorzeit, von Georg von Ehingens Zügen in zehn Königreichen, aus dem 15ten Jahrhundert, von Johann Schiltbergers Schicksalen in türkischer Gefangenschaft zur Zeit Bajasids und Tamerlans, und von des Dolmetsch Benedikt Kuripeschitz's Reise nach Konstantinopel im Anfang des 16ten Jahrhunderts. Schiltbergers Reisebericht ist der interessanteste, und ihn hat auch Herr von Hammer in seiner Geschichte der Osmanen benutzt.

Den historischen Nachrichten sind sodann Sagen beygesellt; wir finden deren zwölf unter dem Titel: Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder. Sie stammen sämmtlich aus dem sagenreichen Böhmen her, haben aber zum Theil mit deutschen und nordischen Sagen große Aehnlichkeit. Gewisse Sagenstoffe finden sich fast bey allen Völkern. So finden wir hier die Sage von der Undine, vom ewigen Juden und mehrere andere wieder. Am interessantesten scheinen uns folgende drey Sagen. Der Böhmische Brutus ist ein treuer Beleg der patriarchalischen Sitte altslavischer Edlen. Der Vater läßt den Sohn hinrichten, weil dieser einen alten treuen Diener ermordet hat. Solche Züge der Gerechtigkeit und Liebe zum Volke mögen sich wohl im Gedächtniß desselben erhalten haben. Der Bauerfürst ist der böhmische Pendant zu Richard Löwenherz und dessen treuem Diener Blondel. Herzog Sobieslaw wird von seinem Diener Hotusch zwey Mal aus dem Gefängniß gerettet, und zuletzt stirbt sogar dieser treue Knecht für seinen Herrn.

Wie in jener Erzählung die Liebe des Herrn zum Knecht, so wird hier umgekehrt die Liebe des Dieners zum Gebieter in der Sage verherrlicht. Dieß sind recht slavische, den Charakter und die Sitten dieses Volksstamms bezeichnende Sagen. Zito und Macaill ist etwas zu sehr modernisirt, und in die Manier Walter Scotts hinübergespielt, obgleich die Grundlage der Sage echt ist. Sie handelt von dem berühmten böhmischen Zauberer Zito und dessen tragischem Ende. Diese Sagen sind prosaisch behandelt; eine Menge andre finden wir in der Romanzenform, und diese Dichtungen sind zum größten Theil sehr schön. Zwey Romanzen des Grafen von Auersberg erinnern wieder an bekannte deutsche Sagen. Die „Strombraut" zeigt uns ein Mädchen, das von einem Wassermann entführt wird, von einem Nixen, einer männlichen Undine. Die „Brüder" sind die Bewohner zweyer nahe bey einander liegenden Schlösser, feinden sich an und bringen sich wechselseitig um, wodurch ihr Stamm erlischt. Dieselbe Sage so wie die zwey Schlösser finden sich auch in Deutschland an mehrern Orten, z. B. an der Mosel. Merkwürdig ist eine Romanze von W. F. von Canaval „Kaiser Heinrich und Metter." Der bekannte fromme Kaiser Heinrich II. hatte einen treuen Diener, Namens Metter, der hoch bey ihm in Gunsten stand. Aus Neid ahmte ein Andrer Metters Handschrift nach und schob ihm einen hochverrätherischen Brief unter, den er dem Kaiser anzeigte. Dieser aber spricht:

Nein, solche schwarze Unthat hat Metter nicht gethan.

Daher soll sich der so berühmte Name Metternich ursprünglich herschreiben.

Brief-Literatur.

Briefe von Bonstetten an Matthisson, herausgegeben von Füßli. — Orell und Füßli. 1827.

Ich kenne eine alte, würdige Familie, in welcher es seit Jahrhunderten Sitte ist, daß sich die einzelnen Familienglieder malen ließen; sie haben auch Grund dazu, denn es ist ein schöner Menschenschlag; auf ihrem Stammschloß zeigte man mir sechs Bilder von einem und demselben alten Herrn, den ich wohl kannte. Das erste Mal war er als achtjähriger Knabe im rothen gestickten Röcklein gemalt, das zweyte Mal als Jüngling von 18 Jahren, das dritte Mal als Soldat, das vierte Bild stellte ihn als Bräutigam vor, auf dem fünften sitzt er von seinen Kindern umgeben und das sechste ließ er seiner Enkeltochter malen, als sie sich verheirathete. Es war ein anziehendes Geschäft, die wohlbekannten Züge des Greisen aus diesen Kinder- und Jünglingsgesichtern herauszufinden, oder zu betrachten, wie sich der Ernst des Mannes wieder in dem heiteren Lächeln des Greisen verlor; dennoch war die Uebereinstimmung der einzelnen Bilder auffallend; die freye Stirne, das klare Auge und der angenehme Mund fand sich hier und dort, mochte kindlicher Frohsinn, mochte der Muth des Soldaten, mochte der liebevolle Ernst des Vaters um sie schweben.

Unwillkürlich fielen mir jene Familienbilder bey, als ich das obengenannte Buch las. Wir treffen zwar nicht mehr den Knaben oder den Jüngling selbst, wenn wir die ersten und frühesten Blätter aufschlagen; Bonstetten ist schon im Mannesalter und schreibt 1795 an seinen Freund, er werde ihn als Landvogt zu Lugano finden; aber nach und nach entfalten sich alle jene reichen Erinnerungen aus früherer, schöner Zeit, wir sehen den spielenden Knaben, den lernbegierigen Jüngling, den heiteren, geistreichen Freund, und in einem Zeitraum von 30 Jahren (1795 — 1826) lernen wir einen jener seltenen Menschen kennen, denen die Götter bis weit hinauf über das gewöhnliche Alter der Sterblichen, ein klares Auge, einen jugendlichen Muth, und jene fortdauernde Freude an Aufsuchung des Guten und Schönen, an Erforschung jeder höheren Wahrheit erhielten, ohne welche selbst ein kurzes Leben leer und ohne Bedeutung ist.

Der Name des Gebers und des Empfängers dieser Briefe bürgen dafür, daß es nicht gewöhnliche Freundschaftsversicherungen oder Herzensergießungen, wie man sie in so manchen Briefsammlungen findet, seyn werden, und in der That enthält auch das Büchlein, so klein es ist, doch sehr wichtige und gehaltvolle Memoiren über Politik und Philosophie, über Kunst und Leben, und es gibt uns den seltenen Anblick eines Philosophen, den drey Viertheile eines Jahrhunderts, in der feinsten Gesellschaft zugebracht, nicht für die Natur abstumpfen konnten; den die reiche und herrliche Natur des Genfersees nicht von seinen philosophischen Studien abzog, und der diese Studien in ein schönes, beschauliches Leben zu verweben wußte. Aus solchen Briefen kann man mehr lernen, als aus irgend einem psychologischen Kompendium; und schön finden wir es, daß auch ein Bonstetten nicht nur hin und wieder seine Meinungen ändern kann, sondern, daß er auch die Kontraste, welche der Unterschied so vieler Jahre herbey führte, zugesteht, indem er sie öffentlich macht. Man vergleiche z. B., was er im Jahr 1795 über die Möglichkeit eines großen europäischen Freystaates sagt, mit seinen Ansichten 1817, Seite 7: „Gelingt es Frankreich, Freyheit und Ruhe gegen die Wuth der Faktionen zu behaupten, so kann da noch eine neue Schöpfung aufblühen, von der sich unsere bisherige Politik nichts träumen ließ." S. 37: „Nicht in Republiken wollen

wir die Freyheit suchen, wohl aber bey den Antoninen.“ Es muß wohl wahr seyn, wenn ein alter und weiser Republikaner wie Bonstetten dieß sagt, um so mehr als er es in Beziehung auf einen guten König sagt. Spricht er sich doch (1802) eben so unbefangen über die damalige Gestaltung der Schweiz aus, S. 19: „Das zu Paris neu geborene Kind, Helvetia, ist besser gestaltet, als wir dem Anschein nach hoffen durften. Schade nur, daß das Mägdlein unehelich und folglich zur Sclaverey geboren ist.“ Diese rege Theilnahme an politischem Leben und Treiben des Zeitalters verläßt ihn nie. Man vergl. z. B., was er im Jahr 1823 bey Gelegenheit der Revolution in Meriko sagt. Wie wahr ist das Wort: „die, welche die Konstitution (in Spanien) mit Feuer und Schwerdt vertilgen wollen, sind die wahren Revolutionäre; sie geben der verbotenen Frucht den höchsten Werth; wird ein Mal ein Ding zum Objekt aller Leidenschaften, so entsteht ein Vulkan da, wo sonst Ruhe und Stille ungestört geblieben wäre.

Unrichtig, wenn nicht unbillig scheint es aber, wenn er das Gegentheil dieses Satzes auf Würtemberg anwendet. „Sonderbar genug,“ schreibt er aus Stuttgart 1822 an Friederike Brun, „sonderbar genug, daß ich im ganzen Würtemberg kein Wort von Politik und Konstitution gehört habe. Keine Menschenklasse in diesem Reiche hat mich einen Laut von dieser Erscheinung hören lassen. Ich glaube, man könnte so ein Ding, wie eine Konstitution abschaffen, ohne daß sich andere als Gelehrte darum bekümmerten.“ Von einem Recht, das er seit drey Jahrhunderten besitzt, spricht freylich der Würtemberger nicht als von etwas Neuem; die Erscheinung ist zu alt, daß man damit prahlen möchte; übrigens täuscht man sich sehr, wenn man glaubt, daß man so ein Ding abschaffen kann, oder, daß man über einen Versuch dieser Art nur unter Gelehrten sprechen würde. Wir glauben, daß es gerade die Ungelehrten sind, die über ein solches Ding in Würtemberg sprechen; Gelehrsamkeit hat mit der Verfassung nichts zu thun.

Sehr interessant sind die Ansichten über Kunst, die Bonstetten, dem nichts Schönes und Wissenswerthes der Erde fremd geblieben, hin und wieder ausspricht. Mit einer seiner Ansichten können wir uns übrigens nicht befreunden. Er spricht (109) z. B. über Danneckers Christus: „Ich hasse ordentlich die allegorischen Bilder, und Jesusgott ist mir schon zu metaphysisch für ein Bild; — ein Gottmensch kommt mir so abenteuerlich vor, als ein Anubis mit dem Hundskopfe. — Mir kommt sein Jesus vor wie ein schöner Landprediger.“ — Dieß alles wäre wahr, wenn Dannecker seine Aufgabe auf diese Art gestellt hätte. Die Abneigung gegen metaphysische Bilder verhinderten aber wohl unseren sonst so unbefangenen Bonstetten zu bemerken, daß D. einen lehrenden Welsen, einen Körper darstellte, den sich die Gottheit zur Wohnung wählte, und daß diese Idee auch in Bonstetens Seele einen leisen Anklang fand, beweist seine Vergleichung dieses Jesus mit einem „schönen Landprediger.“ Allerdings hat D. einen solchen dargestellt, und zwar den Ersten, der für alle Lande predigte. Anubis hat aber nicht gepredigt.

Wie lebhaft, wie rasch sind alle Gefühle in diesem ewig jungen Herzen! Wie schön ist die Stelle, die er (1813) den Versen seines Freundes: „Schön ist's von Aetna's Haupt u. s. w.“ nachschickt: „Schön war es auf Yvertens Haupt Elisium zu dichten! Schön war es im Kabriolet nach Nyon ins Proconsulat zu fahren! Schön war es aus dem grünen Kabinette beym sanften Rauschen des idyllischen Mühlenbachs, See und Alpen im Abendpurpur zu schauen! Schön war es zu des weisen Bonnets Füßen zu sitzen! Schön, ja göttlich und Zukunftahnend war es, daß der Genius der Freundschaft uns einander zuführte.“ Und kann man eine wärmere, reichere, gemüthlichere Beschreibung der Wunder des Genfersees lesen, als jene, die (S. 140) der jugendliche — achtzigjährige Bonstetten, von seinem Dampfschiff aus, gibt? — Er läßt nichts Neues unter der Sonne an sich vorüber gehen, ohne davon einen Theil zu seiner Belehrung zu nehmen. Denn, sagt er: „Lebte ich ohne Arbeit, ohne Gedankentrieb, ich würde mein Alter in allen Fibern fühlen.“ Und so finden wir ihn noch 1827, in einem Alter von 83 Jahren; — mit Rizo studirt er die Literatur der neueren Griechen und fühlt, daß „ein fremder, unbekannter Geist“ ihn anwehe.

Am Ende seines lezten Briefes (11. Jan. 1827) spricht er noch ganz flüchtig von seinem neuesten Werk, das jezt aber erst fertig geworden *), wie von einer Sache, die sich von selbst versteht, und keine große Verwunderung erregen darf, und wessen Bewunderung muß nicht ein Mann erregen, der in so hohem Alter mit so viel Klarheit über den Menschen spricht?

Wahrlich, wir möchten unseren herrlichsten Literatoren dieses ungetrübte, freundliche Alter, uns selbst aber einen Freund wünschen, der so treu wäre, und so schöne Briefe an uns schriebe, wie — Bonstetten an Matthisson.

H. W—m.

---

*) Philosophie der Erfahrung, oder Untersuchungen über den Menschen und sein Vermögen, von C. V. von Bonstetten. 2 Bände. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

Nr. 50.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 22. Juni 1827.

Dichtkunst.

Johannes Angeli Silesii, Cherubinischer Wandersmann, oder Geistreiche Sinn- und Schluß-Reime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende. Neue unveränderte Auflage. München 1827, bey Michael Lindauer.

Der bescheidne Herausgeber dieses alten Werkes hat sich weder genannt, noch eine Sylbe von eigner Hand hinzugefügt. Das Werk selbst ist nach der Vorrede des Autors vom Jahr 1674. Es besteht aus sechs Büchern, davon jedes 2—400 sogenannte Sinn- und Schlußreime, kleine epigrammatische Verschen enthält. Sie sind alle mit einander der göttlichen Beschaulichkeit gewidmet, so wie das ganze Werk vorn ausdrücklich „Gott" dedicirt ist. Wahrscheinlich wird diese Nachricht die modernen Leser augenblicklich zurückschrecken, das Buch näher zu betrachten, denn die Frömmigkeit von 1674 ist gewiß so gut, wie die Hexen jener Zeit, aus der Mode. Dennoch weiß jeder, der irgend einmal etwas von Angelus Silesius gelesen hat, daß dieser nie sehr berühmt gewordene, und fast ganz vergeßne Mystiker ein sehr geistreicher Mann und der Unsterblichkeit würdiger gewesen, als so mancher seiner weit berühmten Zeitgenossen. Er macht der deutschen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts sicher mehr Ehre, als Hoffmannswaldau und dessen zahlreiche Schule, und wenn er gleich nur von Gott handelt, so dürfen wir doch bey ihm durchaus nicht an die finstre Theologie seiner Zeit denken.

Angelus Silesius ist ein Mystiker, aber einer der liebenswürdigsten, die es je gegeben hat. Ungleich den meisten Mystikern, hat er durchaus nichts Gedrücktes, Finsteres, Melancholisches, sondern etwas unendlich Freyes und Fröhliches. Er ist unter den Mystikern des 17ten Jahrhunderts, was Fichte unter den Philosophen des 18ten. Sein System ist mystische Vergötterung des eignen Ichs. Er geht von dem Grundsatz aus: Gott müsse unaufhörlich und in immer höherem Grade lieben, und er könne nichts geringeres lieben, als sich selbst; dieses Selbst aber müsse, damit er es lieben könne, aus ihm heraustreten, ihm objectiv, d. h. Mensch werden. Der Mensch sey demzufolge Gott selbst, aber nicht nur das Geliebte in Gott, sondern auch zugleich wieder das Liebende. Es bestehe demnach eine ewige, wechselseitige Liebe zwischen dem Menschen und Gott, und in dieser Liebe eine völlige Gleichheit.

Seine Verse sind sehr durcheinandergeworfen. Nimmt man sich aber die Mühe, das Zusammengehörige zu ordnen, so ergibt sich folgendes anschauliche System.

Buch V. Spruch 75.

Nichts dauert ohn' Genuß, Gott muß sich selbst genießen;
Sein Wesen würde sonst wie Gras verdorren müssen.

V. 35.

Nichts ist, das Gott nicht kann. Hör, Spötter, auf zu lachen,
Er kann zwar keinen Gott, wohl aber Götter machen.

V. 36.

Ein Ein'ger Gott, und viele, wie stimmt dies überein?
Gar schöne; weil sie all in Einem Einer seyn.

I. 8.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben.
Werd ich zu nicht, er muß von Noth den Geist aufgeben.

II. 178.

Nichts ist als Ich und Gott: und wenn wir zwey nicht seyn,
So ist Gott nicht mehr Gott, und fällt der Himmel ein.

II. 201.

Sag zwischen mir und Gott den einz'gen Unterscheid?
Es ist mit einem Wort nichts als die Anderheit.

I. 224.

Gott ist mir Gott und Mensch: ich bin ihm Mensch und Gott,
Ich lösche seinen Durst, und Er hilft mir aus Noth.

I. 18.

Gott liebt mich über sich: lieb ich ihn über mich,
So geb ich ihm so viel, als Er mir gibt aus sich.

I. 16.

Wo Gott mich über Gott nicht sollte wollen bringen,
So will ich ihn dazu mit bloßer Liebe zwingen.

II. 99.

O Wunder! Gott ist mir, ich Ihm ein Täubelein;
Schau doch, wie alle zwey einander eines seyn.

III. 37.

Gott liebet mich allein, nach mir ist Ihm so bange,
Daß Er auch stirbt für Angst, wenn ich Ihm nicht anhange.

III. 205.

Wer ist der Heiligste? der mehr verlisbet ist:
Die Liebe machts, daß man für heilig wird erkiest.

V. 205.

Gott könnte sich auch gar den Teufeln nicht entziehn,
Wo sie nur umgekehrt vor ihm hin wollten knien.

V. 199.

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden.
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.

IV. 140.

Das edelste Gebet ist, wenn der Beter sich
In das, vor dem er kniet, verwandelt inniglich.

I. 124.

Gott ist dir worden Mensch, wirst du nicht wieder Gott,
So schmähst du die Geburt und höhnest seinen Tod.

I. 72.

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht.
Wer nicht Er selber wird, der sieht ihn ewig nicht.

I. 285.

In Gott wird nichts erkannt. Er ist ein innig Ein,
Was man in ihm erkennt, das muß man selber seyn.

II. 142.

Frag nicht, was göttlich sey: denn so du es nicht bist,
So weißt du es noch nicht, ob dus gleich hörst, mein Christ.

V. 24.

Wann du denkst, Gott zu schaun, bild dir nichts Sinnlich's ein.
Das Schauen wird in uns, nicht außerhalb uns seyn.

I. 272.

Was Gott in Ewigkeit begehr'n und wünschen kann,
Das schauet er in mir als seinem Gleichniß an.

V. 188.

Gott ist so überschön, daß Ihn auch selber ganz
Von Ewigkeit verzuckt sein Angesichtes Glanz.

I. 115.

Ich selbst muß Sonne seyn, ich muß mit meinen Strahlen
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen.

I. 88.

Wie mag dich doch, o Mensch, nach etwas mehr verlangen,
Weil du in dir hältst Gott und alle Ding umfangen.

I. 86.

Ich bin so breit, als Gott, nichts ist in aller Welt,
Das mich (o Wunderding!) in sich beschlossen hält.

III. 135.

Gar unermeßlich ist der Höchste, wie wir wissen:
Und dennoch kann ihn ganz ein menschlich Herz umschließen.

III. 148.

Gott ist mein Mittelpunkt, wenn ich Ihn in mir schließe:
Mein Umkreis dann, wenn ich aus Lieb' in Ihm zerfließe.

V. 347.

Unermeßlich ist zwar Gott, jedoch kannst du ihn messen,
Wo du mein Herze mißt: denn's ist von ihm besessen.

I. 140.

Der Mensch ist alle Ding'. Ists, daß ihm eins gebricht,
So kennet er fürwahr sein'n Reichthum selber nicht.

II. 149.

Wie magst du was begehr'n? Du selber kannst allein
Der Himmel und die Erd' und alle Engel seyn.

II. 85.

Die Welt, die hält dich nicht, du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

I. 185.

Nicht du bist in dem Ort, der Ort der ist in dir,
Wirfst du ihn aus, so steht die Ewigkeit schon hier.

III. 112.

Ein Herze, welches sich vergnügt mit Ort und Zeit,
Erkennet wahrlich nicht sein' Unermeßlichkeit.

I. 291.

Daß der gerechte Mensch wächst wie ein Palmenbaum
Verwunder' ich mich nicht: nur daß er noch find't Raum.

I. 275.

Mensch! alles liebet dich; um dich ist sehr Gedrange;
Es laufet all's zu dir, daß es zu Gott gelange.

III. 111.

Gott, Teufel, Welt und all's will in mein Herz hinein:
Es muß ja wunderschön und großen Adels seyn.

V. 231.

Kein Ding ist hier, noch dort, das schöner ist, als ich:
Weil Gott, die Schönheit selbst, sich hat verliebt in mich.

I. 236.

Gott liebt und lebt sich selbst, so viel Er immer kann:
Er kniet und neiget sich, Er bet't sich selber an.

Der Hauptinhalt des ganzen Werkes ist die Liebe zu Gott, oder die Liebe überhaupt, daher sagt er auch

III. 82.

Der Schiffmann red't vom Meer, der Jäger von den Hunden;
Der Geizige vom Geld, und ein Soldat von Wunden;
Mir, weil ich bin verliebt, will anders nichts gebühren,
Als Gott und seine Lieb' im Munde stets zu führen.

Dieser Vers ist ganz anakreontisch, so wie überhaupt der Dichter ein heitrer, fast scherzender Sänger der Liebe ist, obgleich diese eine ganz heilige ist. Seine Verse sind sehr steif und hölzern; und auch die Gedanken sind nicht immer gleich tief, geistreich und fein. Wir finden darunter auch eine Menge sehr gewöhnliche oder schielende. Immerhin aber bleiben die vielen guten ein Schatz, dessen wir uns um so mehr freuen dürfen, als er schon beynahe ganz vergessen und verloren war. Wir wollen zur Probe noch einige Sinnsprüche hersetzen, die sich weniger auf das mystische System des Dichters beziehen, und von einem allgemeineren Interesse sind:

I. 163.

Daß dir im Sonne-Sehn vergehet das Gesicht,
Sind deine Augen Schuld, und nicht das große Licht.

I. 267.

Freund! Soll'n wir allesamt nur immer eines schrey'n,
Was wird das für ein Lied und für Gesinge seyn?

II. 82.

Mein Herz ist unten eng und oben her so weit,
Daß es Gott offen sey, versperrt der Irdigkeit.

II. 117.

Die Einsamkeit ist Noth, doch sey nur nicht gemein,
So kannst du überall in einer Wüsten seyn.

II. 218.

Die Weisheit tadelt nichts. Sie aber muß allein
Von ihrer Kreatur so oft getadelt seyn.

III. 98.

Sich nicht verstellen ist nicht sündigen.

Was ist nicht sündigen? Du darfst nicht lange fragen,
Geh hin, es werden dir's die stummen Blumen sagen.

IV. 100.

Du sprichst, das höll'sche Feuer wird nie gelöscht gesehn:
Und sieh, der Büßer lösch't's mit einer Augenthrän'.

Ueber Dr. Hahnemann und die homöopathische Schule.

Literaturblätter sind geflügelte Begleiter der Zeitgeschichte; alles, was für das lebende Geschlecht von Wichtigkeit ist oder werden kann, darf ihnen angehören. Möge daher folgender Beytrag zur Geschichte der jezt vielbesprochenen homöopathischen Heilmethode, deren Begründer ein Deutscher ist, in diesen Blättern einen Platz finden.

Dr. Samuel Hahnemann, als praktischer Arzt, Chemiker und Schriftsteller rühmlich bekannt, beschäftigte sich seit dem lezten Decennium des vorigen Jahrhunderts mit einer Gesammtrevision der medicinischen Wissenschaften. Die erste Andeutung seiner neuen Ansichten über Arzneymittellehre und Therapie gab er 1796, in Hufeland's Journal der praktischen Heilkunde (s. Band 2. Stück 3. S. 391 und Stück 4. S. 465). Ihr folgten von Zeit zu Zeit theils ähnliche Abhandlungen im gedachten Journal, theils einige besondre Schriften, namentlich die Monographie über Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers, (Gotha 1801), die Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in corpore sano observatis. (Lipsiae, 1805), und Heilkunde der Erfahrung, Berlin 1806. — Die ausführlichere Darlegung seiner Lehre, als eines abgeschlossenen organischen Ganzen, welches er nach dem Grundprincipe mit dem Namen „homöopatische Heilkunst" belegte, erfolgte jedoch erst in seinem Organon der rationellen Heilkunde, Dresden 1810. Um auch den mit Hahnemann's Theorie nicht vertrauten Lesern die gegenwärtige historische Skizze anziehender zu machen, ist es nöthig jenes Grundprincip hier kürzlich zu entwickeln; „Die Krankheiten des Menschen (sofern sie „nicht rein mechanischer Natur sind) werden auf die sanfteste, schnellste, vollständigste und dauerhafteste Weise „durch Erregung künstlicher Affektionen mittelst solcher „Arzneystoffe gehoben, deren eigenthümliche Wirksamkeit „zu dem vorhandenen Leiden in nächster Aehnlichkeitsbeziehung stehet. Eine solche Beziehung findet statt, wenn „der Arzneystoff bey seiner Anwendung im gesunden Menschenkörper, wo sich allein seine eigenthümliche Kraft in „ihrer Reinheit offenbart, einen höchst ähnlichen künstlichen Krankheitszustand, als der fragliche ist, zu erregen vermochte. Durch die ähnliche arzneyliche Affektion „(ὅμοιον πάθος) wird die vorhandene natürliche umgewandelt, ausgetilget und geheilet; das künstliche Leiden „aber verschwindet von selbst, sobald die Arzneypotenz ihre „kurze naturgesetzliche Wirkungszeit durchlaufen hat. Das „homöopathische, d. h. nach Aehnlichkeitsbeziehung gewählte Mittel muß jedoch nicht nur einfach, sondern „auch in sehr kleiner Gabe gereicht werden, damit „keine gefährliche Steigerung der Krankheit erfolge."

Hätte Hahnemann seine neuen Ideen mit umsichtiger Schonung der herrschenden Ansichten in die Wissenschaft eingeführt, hätte er das homöopathische Heilverfahren den übrigen Heilmethoden freundlich beygeordnet, statt es für das einzig Wahre zu erklären, so würden seine wichtigen Entdeckungen, (dieß scheint uns fast gewiß) sogleich von vielen geistvollen Aerzten beherzigt, geprüft, und als etwas Wirkliches und Schätzbares anerkannt worden seyn. Doch eine gewisse Gereiztheit der Stimmung, vielleicht durch mehrfache, von Standesgenossen erlittene Kränkungen und Verfolgungen erregt, und jener stürmische Enthusiasmus, welcher sich so gern mit dem schaffenden Genius verbindet, führten ihn oft ab vom Pfade der Mäßigung und Billigkeit. Es erfolgte eine äußerst heftige Reaktion. Die Homöopathie, (denn dieß ist der gangbar gewordne Collektivname für Hahnemann's Lehren) ward nach theoretischen Demonstrationen für eine offenbare Chimäre erklärt, keiner Untersuchung auf dem Erfahrungswege gewürdiget, und für immer aus dem Gebiete der Medizin verbannt.

In den Jahren 1811 — 1820, welche Hahnemann in Leipzig verlebte, las er als Privatdocent Collegia über sein Organon. Es versammelte sich um ihn ein Kreis akademischer Jünglinge, welche nicht blos seine Zuhörer, sondern auch Gehülfen beym Prüfen der Arzneystoffe am eignen gesunden Menschenkörper wurden. Es versteht sich daß lezteres stets mit der nöthigen Vorsicht und unter Anleitung des Lehrers geschah, welcher stets den Versuch gleichzeitig mit sich selbst anstellte.

Die Resultate dieser gemeinschaftlichen, streng fortgesezten Experimente legte Hahnemann in den 6 Bänden seiner reinen Arzneymittellehre (Dresden bey Arnold, 1811 — 1821) nieder. Aus jener Pflanzschule gingen

die ersten homöopathischen Aerzte hervor, welche die neue Heilmethode zunächst in Sachsen bekannter machten. Doch auch im Auslande begann die Kunde davon sich zu verbreiten; angesehene Fremde kamen oft aus weit entfernten Gegenden, Hülfe suchend, nach Leipzig, und viele ausgezeichnet glückliche Kuren krönten das Bemühen des Urhebers des neuen Heilverfahrens. Im Jahre 1819 erschien die 2te umgearbeitete und vermehrte Ausgabe des Organon unter dem abgeänderten Titel: Organon der Heilkunst. — Das Vergreifen der ersten Auflage bewies, daß die neue Methode an Anhängern gewonnen habe, wiewohl kein älterer Arzt der herrschenden Schule sich öffentlich günstig über dieselbe aussprach. Bekannt war es aber, daß sie besonders in den österreichischen deutschen Staaten viele Verehrer habe. — Im Jahre 1822 eröffnete der geistvolle Dr. Ernst Stapf zu Naumburg, (welcher als schon promovirter Arzt und mehrjähriger Praktiker sich mit Hahnemann und seiner Lehre befreundet hatte) eine Zeitschrift unter dem Titel: „Archiv für homöopathische Heilkunst" als Organ gegenseitiger Mittheilung über Theorie und Praxis in diesem neuen Felde der Arzneywissenschaft. (Es erscheinen davon jährlich, Leipzig bey Reclam, 3 Hefte, welche einen Band bilden.) Der Erfolg war der Absicht entsprechend. Es traten allmälig mehrere ältere achtbare praktische Aerzte auf, welche Hahnemanns Theorie auf dem Wege sorgfältiger Versuche prüften, und die Ergebnisse derselben theils in erwähntem Archiv, theils in besondern Schriften zu Tage legten. Sie erklärten dabey redlich und offen: „daß sie „sich von der Existenz und dem Nutzen des homöopathischen „Heilwesens vollkommen überzeuget hätten, daß sie den„selben jedoch nicht für den einzig wahren und überall pas„senden annehmen könnten, sondern eine Mehrheit der „Heilmethoden der Natur des menschlichen Organismus als „entsprechend ansehen, so daß jeder derselben eine eigenthüm„liche Wirkungssphäre zukomme, welche stets genauer zu „ermitteln das Problem der fortgesetzten praktischen Thätig„keit sey." — So bildeten sich allmälig unter den die homöopathische Heilmethode ausübenden Aerzten zwey Partheien; eine strenge und eine gemäßigte; erstere, meist aus Hahnemann's ersten Schülern bestehend, das Organon als Lehrbegriff durchgängig annehmend, und sich ausschließlich mit Ausübung der neuen Heilmethode befassend; letztere, meist aus älteren praktischen Aerzten gebildet, und den vorhin entwickelten Ansichten huldigend.

Durch Böhmen und Oesterreich drang die Homöopathie nach Ungarn, wo sie viele eifrige Anhänger fand, von denen einige als Mitarbeiter im Archiv auftraten. Im letzten Hefte dieser Zeitschrift stehet sogar ein lateinischer Brief eines Dr. Alexander Mainotti, zu Traunik in Bosnien: welcher nicht nur sich selbst als Freund und Ausüber der Hahnemann'schen Lehre zu erkennen gibt, sondern auch noch von Collegen in Adrianopel und Salonichi spricht. (s. Archiv, VI. Bd. 1stes Heft). — Durch einen deutschen Arzt, Dr. Necher, ward die neue Heilmethode 1822 auch nach Neapel verpflanzt; er errichtete in seiner Behausung ein Klinikum für chronische Kranke, hielt Vorlesungen vor einer Versammlung deutscher und italienischer Aerzte, und bildete so allmälig in Neapel eine homöopathische Schule, zu welcher unter andern der Leibarzt der Königin, Cosmo de Horatiis, gehört. Prof. Bernardo Quaranta übersetzte das Organon, Dr. Francesco Romani die Arzneymittellehre Hahnemann's. — In Warschau ward die Homöopathie seit 1825 durch den Leibarzt des Großfürsten Konstantin, Dr. Bigel, einem französ. Arzt, ausgeübt, welcher sie während seines Aufenthaltes in Sachsen 1824 kennen gelernt hatte. Es erschien von ihm eine kleine Schrift unter dem Titel: Justification de la nouvelle méthode curative de Dr. Hahnemann, par Bigel, Leipzig 1825, chez Reclam. — Auch der kais. russ. Hofarzt und Staatsrath, Dr. Steegemann sprach sich im Archiv als Freund und Ausüber der homöopathischen Methode aus.

Im Jahre 1824 erlebte das Organon die 3te Aufl. und in den Jahren 1821 — 1826 die Arzneymittellehre die 2te. Von ersterem lieferte eine französ. Uebersetzung E. G. von Brunnow zu Dresden unter dem Titel: Organon de l'art de guérir, à Dresde, chez Arnold. Die Arzneymittellehre dagegen wird jetzt von Dr. Stapf (dem Redakteur des Archivs) in Verbindung mit Dr. Groß und dem erwähnten v. Brunnow ins Lateinische übersetzt. Der 1ste Theil dieser Bearbeitung erschien bereits im vergangnen Jahre unter dem Titel: Samuelis Hahnemanni materia medica pura sive doctrina de medicamentorum viribus in corpore humano sano observatis, etc Dresd. et Lips., sumt. Arnoldi libr. MDCCCXXVI.

Mit zunehmender Verbreitung der Homöopathie erhob sich auch mit erneuter Lebhaftigkeit die literarische Polemik. Als Gegner der neuen Lehre nennen wir unter einer Menge Namen blos Jörg, Heinroth und Wedekind. Die Replikschriften finden sich im Archiv.

Denen, welchen es um eine unpartheyische Beurtheilung des Gegenstandes zu thun ist, empfehlen wir folgende 2 Schriften: 1) Dr. Ch. L. Rau (großh. hess. Hofrath und Physikus, jetzt zu Gießen) über den Werth des homöopathischen Heilverfahrens, Heidelberg bey Groos 1824, und 2) Dr. Fr. Rummel, (prakt. Arzt zu Merseburg) die Homöopathie von ihrer Licht- und Schattenseite, Leipzig 1827 bey Reclam. — Ein mildes versöhnendes Wort zu den streitenden Partheyen sprach zu Anfange des verwichenen Jahres der ehrwürdige Veteran der deutschen Aerzte, Staatsrath Hufeland (s. dessen Journal f. prak. Heilk. v. 1826. S. 3 — 28). Er weist in diesem lesenswerthen Aufsatze der neuen Heilmethode einen Platz unter den übrigen an, würdigt ihre Vortheile und Nachtheile, und ermuntert zu aufrichtiger Prüfung, fern von Intoleranz und Verfolgungssucht. Mögen seine Worte Eingang finden!

Nr. 51.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 26. Juni 1827.

Trauerspiele.

1) Adelgis, Trauerspiel von Alexander Manzoni, übersezt von Karl Streckfuß. Berlin bey Trautwein 1827.

Manzoni folgt dem Alfieri in der Gattung der politisch-patriotischen Trauerspiele. Die Italiener sind eigentlich mehr als alle andern gebildete Völker dazu berufen, diese Gattung auszubilden, weil ihre Geschichte ihnen die erhabensten und niedrigsten Beyspiele von Helden und Begebenheiten darbietet. Der Stoff des vorliegenden Trauerspieles ist wirklich aus der italienischen Geschichte entlehnt, und der Autor scheint denselben nicht ohne Beziehung auf die neuere Geschichte seines Vaterlandes gewählt zu haben. Es scheint, er habe seinen Landsleuten im Spiegel der Vergangenheit ihr eignes Bild zeigen wollen, denn er schildert den schmählichen Untergang des alten Lombardenreichs, der ziemlich viel Aehnlichkeit mit den doppelten und dreyfachen Niederlagen der neuern Italiener von allen Farben hat. Er entwirft in einfachen, aber sprechenden Zügen das Bild einer gesunkenen Dynastie, eines erschlafften und treulosen Volkes, und diesem gegenüber das Bild eines großen kriegerischen Helden, Karls des Großen, des Siegers. In dieser Weise hat sein Trauerspiel dieselbe Tendenz, wie das kürzlich in diesen Blättern besprochene Trauerspiel von Uechtritz, Alexander und Darius. Wie dort die persische Dynastie durch Erschlaffung und Verrath vor dem glücklichen Sieger zusammenbricht, so hier die Lombardische. Was dort Darius ist, das ist hier der alte Lombardenkönig Desiderius; was dort Alexander, ist hier Karl der Große. Manzoni hat aber nicht wie Uechtritz eine ferne Nation im Sinne gehabt sondern seine eigenen Landsleute; darum ist er darauf bedacht, in das Nachtstück der Schmach und Schande, die er schildert, auch einige helle Lichter strahlen zu lassen, und den entmutheten Sinn seiner Landsleute am Gedanken der Ehre wieder aufzurichten. In Adelgis, dem Sohn des Desiderius, stellt er das Bild eines jungen Helden auf, der allein löwenherzig widersteht, und, wenn er auch das Reich nicht retten kann, doch die Ehre rettet. Somit ist die Idee des Ganzen sehr zu loben. Die Ausführung ist schmucklos, aber eben darum der Würde des Gegenstandes ganz angemessen. Der Uebersetzer hat indeß nicht immer die Einfachheit des Originals treu genug wiedergegeben. So wenig wir ihm sonst den Ruhm eines guten Uebersetzers streitig machen wollen, hat er sich doch dießmal einige Nachläßigkeiten erlaubt, die uns um so mehr wundern, als er sein Werk einem so feinen Kenner, wie Goethe ist, zugeeignet hat. S. 26 finden wir unter andern folgenden Vers:

> Geheime Feind', einst offne, weichen, uns
> Die Stirne tief von Schmach gebeugt zu sehn,
> Trost ist und Rach'.

Diese Konstruktion ist undeutsch, geschraubt und undeklamatorisch. Dem Schauspieler, der diese Verse recitiren soll, muß ganz bange werden. So würde vielleicht Voß übersezt haben, aber Streckfuß hätte nicht so übersetzen sollen.

2) Der Löwe von Kurdistan. Ein romantisches Schauspiel in fünf Akten. Nach Walter Scotts Talisman bearbeitet von Joseph Freyherrn von Auffenberg. Würzburg, in der Etlinger'schen Buch- und Kunsthandlung, 1827.

Es ist zu bedauern, daß Herr von Auffenberg sein glänzendes Talent an Nachbildungen fremder Geisteswerke verschwendet. So vortrefflich auch das vorliegende Schauspiel ist, und so sehr es dem Publikum einerley seyn kann, ob es mehr Walter Scott oder Auffenberg angehört, so haben doch solche Nachbildungen immer ein gegründetes Vorurtheil gegen sich. Man wünscht mit Recht von einem Dichter, den man lieben gelernt hat, daß er uns nur sich selbst gebe, daß er nur seinem eignen Geist, nicht einem fremden folge. Dieß müssen wir in dem vorliegenden Fall insbesondere wünschen, da wirklich alles, was an dem Löwen von Kurdistan zu tadeln ist, theils der ursprünglichen Dichtung Walter Scotts, theils der Schwierigkeit, dieselbe aus einem Roman in ein Drama zu übersetzen, zuzuschreiben ist, während beynahe

alles, was uns an diesem Schauspiel entzückt, auf Rechnung des deutschen Dichters kommt. Die Behandlung ist so geistreich, die Sprache so herrlich, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen, als daß der Dichter einen andern, bessern, minder schwierigern, überfüllten und grotesken Stoff gewählt haben möchte. Die Sprache muß vor Allem gelobt werden. Seit Schiller und Theodor Körner haben wir keine so schwungvollen wohlklingenden Jamben wieder auf der deutschen Bühne gehört, als die von Auffenberg.

Der Löwe von Kurdistan ist unter den Versuchen, Romane von Walter Scott auf die Bühne zu bringen, gewiß der gelungenste, so wie auch der Roman, dem diese Dichtung entnommen ist, der Talisman, eine der vorzüglichsten Schöpfungen des schottischen Dichters ist. Auch Andre haben andre Romane desselben schon für die Bühne bearbeitet, z. B. Lenz, sie sind aber weder so verdienstlich, noch haben sie so viel Beyfall gefunden, als das vorliegende Schauspiel von Auffenberg. Es ist zu wünschen, daß die Modelust in dieser Hinsicht nicht allzuweit um sich greife, sonst dürften unsre Bühnen bald mit bloßen Pracht- und Kostüm-Stücken überschwemmt werden.

3) Germanikus, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Huscher. Kitzingen, im Verlag von Gundelach, 1826.

Der Dichter hat sich einen nicht undankbaren Stoff ausgesucht. Germanikus, der junge, großherzige, allgeliebte Held, fällt in der Blüthe seines Lebens und seines Ruhms durch den schwarzen Neid des Tiberius, seines Oheims und Kaisers, für den er alle seine Thaten vollbracht, dem er aufs treueste gedient hat. Die Treue selbst wird wegen des Ruhms, der sie begleitet, die Ursache seines Verderbens. Indem der Dichter diesen Gegenstand gewählt hat, kommen ihm alle die Vortheile zu Statten, die ein großer historischer Gegenstand dem Dichter immer gewährt. Man interessirt sich für seinen Helden schon im Voraus, weil man ihn aus der Geschichte kennt; der Dichter braucht dieses Interesse nicht erst zu erwecken, nur zu nähren und zu verstärken. Sodann entspricht diese Geschichte auch überhaupt einer äußerst fruchtbaren tragischen Idee, die von den Dichtern der ältern und neuern Zeit schon auf die mannigfaltigste Weise benuzt worden ist, ohne daß sie je erschöpft worden wäre. Man stellt den Helden, der alles durch sein Verdienst ist, dem Könige oder Herrscher gegenüber, der alles durch Geburt und äußere Macht ist. Das aufstrebende Verdienst scheitert an der Macht, oder wird von ihr tyrannisch niedergedrückt. So hat schon Homer den göttlichen Achill dem männerbeherrschenden Agamemnon gegenübergestellt. In den Niebelungen erscheint Siegfried in einer ähnlichen Stellung. Die schöne Sage von den vier Haimonskindern beruht ganz auf diesem Gegensatz des Helden gegen den Herrscher, und in den meisten nordischen Sagen finden wir dasselbe. Unter den neuern Dichtern dürfen wir nur an Schiller denken, der in Fiesko, Marquis Posa, Wallenstein denselben Gegensatz ausgesprochen. In dem vorliegenden Trauerspiele erscheint dieser Gegensatz in seiner ganzen Strenge, strenger noch als in Schillers Don Karlos. Der Held ist noch idealer, reiner, als Don Karlos und Marquis Posa, weil Germanikus durchaus keine feindseligen Absichten gegen seinen Oheim hegt; und der Tyrann ist noch schlechter und teuflischer dargestellt als Philipp II., weil Tiberius nicht fanatisch, sondern ganz gemein egoistisch ist, und nicht einmal eine Spur von Größe, oder nur von deren Schein, von würdigem Anstand hat. Der bekannte historische Stoff gab dem Dichter ein Recht, die Licht- und Schattenseite der beyden entgegengesetzten Hauptcharaktere so stark als möglich hervorzuheben, und die Poesie hat gegen diese Kontrastirung nichts einzuwenden, wenn dieselbe nur der tragischen Würde nicht widerspricht. Aber diese Würde hat der Dichter offenbar ein wenig vernachlässigt, indem er den Tiberius, zwar der Geschichte getreu, doch über die poetische Gebühr gemein und schändlich darstellt. Im Trauerspiel muß das Laster, wenn es nicht gänzlich außerhalb des Poetischen fallen soll, immer eine gewisse Erhabenheit, oder einen gewissen Humor an sich tragen. Hr. Huscher scheint in der That verlegen gewesen zu seyn, wie er den Tiberius auf eine poetische Weise einführen könne. Ihm etwas Erhabnes zu verleihen, wie Philipp dem Zweyten, gestattete die Geschichte nicht, und würde selbst für seinen poetischen Zweck nicht getaugt haben, da es darauf ankam, dem lichten, reinen und unschuldigen Bilde des Germanikus eine recht schwarze Folie zu geben. Der Dichter hielt sich daher an ein andres Vorbild, an Shakespeares Richard III., und borgte von demselben den Humor der Grausamkeit. Diese Wahl zeigt von einem richtigen Geschmack, doch das Talent hat ihn nicht gehörig unterstützt, die Ausführung ist nicht gut gerathen. Der wichtigste Monolog, in welchem Tiberius seinen ganzen Charakter entblößt und die Motive seiner Handlungen sich selbst rechtfertigt, in der Reflexion über sich selbst dem Zuschauer und Leser gleichsam durchsichtig wird, dieser Monolog steht sehr tief unter ähnlichen Betrachtungen Richards, Philipps II., selbst Franz Moors. Die Gedanken des Tyrannen sind zu gewöhnlich und ihr Ausdruck ist zu gemein. Man urtheile. Tiberius spricht, wie der Dichter hinzufügt „mit boshafter Laune“:

Die Freyheit — Ja! Sie ist der Tugend Schwester.
Auf jedem Theile ihres Körpers ist
Ihr eingeprägt der Stempel des Gesetzes.
Auch da, wo man nicht gern sich stempeln läßt.
Man findet sie bey trägen Völkern nicht,
Bey Völkern, welche lieber Worte machen,
Als Thaten thun; ein üppiges Schätzchen lieber
In ihre Arme fassen, als den Feind,
Die Nadel besser führen, als das Schwert,
Und denen beyde Augen übergehen,
Wenn sie ins Sonnenlicht der Freyheit sehen.

(Fast naiv.)

Die ächte mag man nicht. Ich mag sie auch nicht.
Die falsche ist mir auch verhaßt. Nur Eine —
Die will ich. Diese Eine ist die Meine,
Das ist die schönste Göttin. Denn sie hat
Soldatenschultern, Henkerfäuste dran,
Und in der rechten Hand ein Veilchen, in
Der linken ein recht angenehmes Stricköchen
Und hinter'm Ohr gar manches liebe Tückchen.

— —

Was mir gerecht und passend ist, das ist
Für mich Gerechtigkeit. Ein Kleid,
Das mich nicht zwängt, ein guter Schuh,
Der mich nicht drückt — der ist gerecht.
Drum lob' ich mir, wie jeder andre auch,
Gerechtigkeit, wenn sie gerecht mir ist.
Gern wirft die andre jeder auf den Mist.

Außer dem Tiberius haben auch die übrigen schlechten oder niedrigen Personen des Stücks einen Anstrich von Humor erhalten, der dem Darsteller aber eben so wenig gelungen ist. Das Volk hat der Dichter zu schildern gestrebt, wie Shakespeare im Cäsar, doch hat er sich den schlagenden Witz ein wenig allzu bequem gemacht.

Dritter Bürger.

Ey! wenn ich
Nichts bessers hätte, sag, was hätt' ich denn?

Zweyter Bürger.

Das Rathen kostet Mühe. Sag's nur gleich!

Dritter Bürger.

Am Leibe Lumpen und im Leibe Hunger,
Horn an der Stirne und im Hirne Maden.

Ein vierter Bürger. (Zornig.)

Und dann noch etwas.

Dritter Bürger.

Was?

Vierter Bürger. (Indem er ihn schlägt.)

Am Rücken Schwülen!

Dritter Bürger.

Was schlägst du mich?

Vierter Bürger. (Fortfahrend.)

Ich schlage nicht, ich klopfe.

Dritter Bürger. (Ihn schlagend.)

Ich klopfe nicht, ich klappe.

Vierter Bürger.

Ey zum Henker!
Das ist kein Klappen, nein! das ist ein Klapsen;

Dritter Bürger.

Das ist kein Klapsen, sondern ist ein Dreschen!

Von dieser Gattung sind die humoristischen Personen des Trauerspiels, sämmtlich mißlungene Nachbildungen Shakespeares. Die höhern idealischen Personen, welche diesen gegenüber gestellt sind, haben mehr Verwandtschaft mit ähnlichen Personen bey Schiller. Germanikus selbst hat einen starken Beysatz von Don Karlos und Max Piccolomini, sofern er als Adoptivsohn des Kaisers erscheint, und von Marquis Posa, sofern er der Freyheit und dem Volke das Wort redet. Er hat über diesen Gegenstand eine sehr lange Unterredung mit Tiberius, die derjenigen zwischen Philipp II. und Posa sehr ähnlich ist. Der berüchtigte Sejan vertritt hier die Stelle des Domingo und Alba zugleich. Sogar die Prinzessin Eboli fehlt dieser Nachbildung nicht. Sie erscheint als Plancina, von heftiger Liebe für Germanikus entflammt, der aber diese Liebe nicht erwiedert, weil er schon in einer sehr glücklichen Ehe lebt. Plancina ist die gelungenste Figur im ganzen Stück. Sobald sie erscheint, wird die Darstellung des Dichters wahrer, wärmer und lebendiger.

Im Ganzen ist dieses Trauerspiel in der Anlage sehr zu loben, und nur in der Ausführung zu tadeln. Der Dichter ist in Rücksicht auf diese leztere nicht sicher genug. Hier schweift er zu sehr in die Manier Shakespeares, dort in die Manier Schillers aus, ohne sie doch erreichen zu können, und dabey erlaubt er sich offenbare Nachlässigkeiten, alltägliche Gedanken und unnütze Worte. Dadurch werden seine Scenen öfters bis zur Ungebühr verlängert, und das ganze Stück wird zu lang. Es umfaßt 366 Seiten. Der Dichter wird künftig wohlthun, wenn er seine Darstellungsweise ein wenig ökonomischer einrichtet, gewöhnliche Gedanken und Redensarten wegläßt, gegen seine humoristischen Einfälle vorsichtiger ist, und die Funken des Genies, die ihm eigenthümlich sind, vom fremden geborgten Glanz und vom Irrlicht alltäglicher Phrasen und falschen Witze säubert. Der ganze Grundriß seines Trauerspiels und viele einzelne glückliche Partheien in der Ausführung verbürgen das Bessere, wozu er fähig ist, wenn er vorsichtiger auf sich achtet und sich nicht übereilt.

4) Athenais, Trauerspiel in fünf Akten. Mannheim, Schwan und Götz'sche Buchhandlung 1827.

In der Dedikation nennt sich der Verfasser dieses Trauerspiels Franz Freyherr von Keller-Schleidheim. Er behandelt ebenfalls einen Stoff aus der römischen Kaiserzeit, wie das vorige Trauerspiel, doch aus einer etwas spätern Zeit. Die Geschichte der Athenais, welche unter dem Namen Eudoria die Gemahlin des Kaisers Theodosius II. wurde, ist bekannt und auch schon anderwärts poetisch behandelt worden, wenigstens erinnert sich Ref. sie in der Form einer Novelle in einem Taschenbuch gelesen zu haben. Athenais ist in der Geschichte des oströmischen Kaiserreiches dasselbe, was Anna Boley in der englischen, und die Königin Karoline in der dänischen Geschichte. Mit jener hat sie die Erhebung aus niederm Stand auf einen Thron, aber nicht den schimpflichen Tod; mit dieser hat sie das Schicksal der Verbannung, aber nicht die edle Geburt gemein. Beyden gleicht sie darin, daß sie als Fürstin durch Verläumder der Untreue gegen ihren Gemahl beschuldigt und verstoßen wurde. Ein solcher Stoff nun eignet sich sehr schicklich für ein Trauerspiel. Athenais nimmt nicht nur als eine unschuldig Verfolgte unser Mitleid in Anspruch, ihr Unglück ist um so rührender, als sie eben erst aus der Niedrigkeit zum höchsten Glück erhoben worden ist, und nun plötzlich wieder hinabgestürzt wird, und zu dem allem kommt noch, daß Athenais das schönste, liebenswürdigste und frömmste Weib der damaligen Zeit und daß sie allein durch diese persönlichen Vorzüge so hoch emporgestiegen war.

Der Dichter hat seine Heldin ganz so tugendhaft dargestellt, als sie es seyn mußte, nur fehlen alle die kleinen Züge des Liebenswürdigen, die wir bey dieser Tugendhaftigkeit doch auch nicht vermissen dürfen. Ein eben solcher fleckenloser Tugendspiegel ist Paulinus, ihr Freund, mit welchem sie sich bemüht, ihrem schwachen Gemahl bessere Rathschläge zu ertheilen. Dies Verständniß wird ihnen übel ausgelegt, und ein neidischer Eunuch beschuldigt beyde eines unerlaubten Umgangs. Warum der Dichter alle Schuld auf diesen subalternen Bösewicht geschoben, ist nicht wohl einzusehn. Die Lenkerin des Schicksals soll vielmehr Pulcheria seyn, des Kaisers Schwester, die ihn gänzlich beherrscht und das Reich in seinem Namen verwaltet. Sie war es, die ihm die schöne Athenais als Spielzeug zugeführt und ihm dasselbe wieder nahm, sobald Athenais sich erlaubte, ihrem Gemahl Rathschläge zu ertheilen und sich ins Regiment zu mischen. Der Dichter übergeht aber diese Politik der Pulcheria gänzlich, schiebt die ganze Machination dem Eunuchen unter, und stellt die kaiserliche Schwester sogar als eine theilnehmende und gerührte Freundin der Verfolgten dar. Dadurch bringt er sich selbst um einen der schönsten dramatischen Kontraste, den ihm die Geschichte darbietet, und den er so schön hätte ausführen können, wie Schiller den Kontrast zwischen der verfolgten Maria Stuart und der eifersüchtigen Elisabeth.

Uebrigens ist das Trauerspiel in Jamben geschrieben, die aber um vieles besser seyn könnten. Nicht selten finden wir darin statt des jambischen Fußes den trochäischen, und auf einen Fuß mehr oder weniger kommt es dem Dichter auch nicht immer an. Ueberhaupt ist die Versifikation ohne Schwung, gesperrt und holprig, und klingt wie harte Prosa, womit denn die prosaischen Gedanken der redenden Personen zusammenstimmen. Neue tiefe Gedanken, kühne Bilder, die bewegte Stimme der Leidenschaft wird der Leser hier gänzlich vermissen.

Sitten-Geschichte.

Vom Einfluß des Christenthums auf das Verhältniß der Frauen. Aus dem Französischen des Gregoire von C. von H. München 1827. In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung.

In dieser Schrift wird bewiesen, daß die Achtung und würdige Behandlung des schönen Geschlechts, sowohl im Staat, als in der Gesellschaft und im Familienleben vorzüglich durch das Christenthum eingeführt und festgestellt worden ist. Der Verfasser zeigt, in welcher Abhängigkeit und Verachtung das weibliche Geschlecht früher gestanden, und wie erst allmählich der Einfluß des Christenthums diese Rohheit überwunden habe. Dieß belegt er vorzüglich durch interessante Auszüge aus den ältern und spätern Gesetzen der zum Christenthum bekehrten Völker. Nachdem der Verfasser nun augenscheinlich dargethan, wie viel Gutes die Damen dem Christenthum zu verdanken haben, verlangt er auch, daß sie dieß erkennen und sich dafür dankbar bezeigen sollen. Er ist der Meinung, daß Unglauben und Religionsspötterey, wovon in neuern Zeiten die Damen, besonders in Frankreich, nicht frey geblieben, nur dahin führen können, ihnen die Würde und das Ansehn, das sie durch das Christenthum erlangt, wieder zu entreißen, und er nennt den Atheismus der Damen das Häßlichste, wozu sie sich verirren können: „Die Gottlosigkeit einer Dame empöre selbst die Gottlosen.“

Nr. 52.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 29. Juni 1827.

Geschichte.

Mémoires de M. le Prince de Montbarrey, Ministre Sécrétaire d'Etat au département de la Guerre sous Louis XVI; grand d'Espagne de la première Classe, Prince du St. Empire, grand Préfet de dix villes impériales d'Alsace, Lieutenant Général des Armées du Roi etc. etc. Paris 1826.

Wenn Gelehrte und gens du metier recensiren, thun sie es gewöhnlich wieder für Gelehrte und für gens du metier, und das Buch wird nur innerhalb ihres Umkreises bekannt, denn ihr Gesichtspunkt sezt einen gleichen bey ihren Leser, und ihr Urtheil eine Gemeinschaftlichkeit von Kenntnissen voraus. Um ein Buch Layen oder Ungelehrten bekannt zu machen, sollte es aus ihrem Gesichtspunkt und mit Berücksichtigung der für sie anziehenden Eigenschaften dargestellt werden. — Die gründlichen Vorzüge jenes Urtheils anerkennend, zeige ich die Memoiren des Prinzen von Montbarrey in lezter Absicht an.

Der Fürst rühmt sich einer Geschlechtstafel, die fast nur von der Genealogie der Montmorency, deren Ahnen schon die Jungfrau Maria Frau Muhme nennen durften, übertroffen wird. Seine Familie, die ursprünglich St. Mauris heißt, ist aus der Stadt gleiches Namens in Wallis, führt auch mit ihr ein gleiches Wappen — ein Kleeblatt. Späterhin faßte sie Wurzel in der franche Comté. Seine Vorfahren bekleideten seit Jahrhunderten große Aemter unter den spanischen Königen; einer von ihnen unterhandelte für Carl V. um die Freyheit Franz I., während dessen Gefangenschaft in Madrid. Derselbe war unter Philipp II. erster Minister der Statthalterin der Niederlande, sein Enkel zeichnete sich unter Ferdinand II. bey der Schlacht von Prag aus; er stellte diesem Fürsten, der eben in grosser Bedrängniß war, auf seine Kosten ein Regiment, wofür er keinen andern Lohn annahm, als die Vergünstigung, seinem Wappen die beyden stehenden Löwen des böhmischen Wappens zufügen zu dürfen, und das Versprechen, zum Reichsfürsten erhoben zu werden, welches erst ein Jahrhundert später an dem Verf. dieser Memoiren erfüllt ward. Schon im sechszehnten Jahrhundert trat das Haus St. Mauris in die Brüderschaft des heiligen Georg und mehrerer anderer Kapitel, die von väterlicher und mütterlicher Seite sechszehn Ahnen erfordern. Unter jenem Sieger bey Prag nahm sie von einem ihrer Güter in franche Comté den Namen Montbarrey an. Man kann denken, daß eine so ausgezeichnete Familie ihren Glanz durch Heirathsbande immer noch zu vermehren trachtete, allein diese wenigen Angaben müssen, Raumes wegen, hier den anerkennenden Leser befriedigen. Und anerkennend soll er seyn! Für den Wackern ist es ein schönes Bewußtseyn, daß seine Altvordern rühmlich gelebt haben, so wie für den Gesunkenen es eine Schmach ist. Aber dieses Bewußtseyn geben Thaten, nicht Brüderschaften und Stifte, und der Landmann, der auf der blühenden Flur, die er anbaute, das Feld zeigen kann, das sein Ahn urbar machte, den Wald, den er pflanzte, mag freudig um sich herschauen — verwilderte sein Acker, verschleuderte er seinen Waldplatz, so folgt ihm Schmach — nur darin ist sein Stand von dem eines St. Mauris Montbarrey verschieden, daß dessen Stolz das Verdienst überlebt.

Bedenken wir aber, daß diese Ahnen alle von dem ersten St. Mauris bis zu unserem Verf. in der Ueberzeugung aufwuchsen, daß ihre Vorrechte die Grundveste des Staats, der König nur ein nothwendiger Schlußstein am Gebäude ihrer Größe, das Volk aber nur ein leidendes Werkzeug ihres Willens sey, so finden auch wir, daß unter diesen Ahnen Männer waren, auf die unser Fürst mit Recht stolz seyn konnte. Diese Denkart hat bey ihm aber auch eine so absolute Herrschaft, daß er das sich auszeichnende Verdienst unter dem niedern Adel nur mit verdrießlicher Toleranz, bey den bürgerlichen aber als eine ärgerliche Anmaßung ansieht. Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er einer jeden Klasse unausgesezt ihren Standestitel gibt, kann nur durch einen Grad Geistesspannung bewirkt werden, die ihm zur zweyten Natur ward; wenn er sich die Nation in Masse denkt, nennt er sie le peuple, in bestimmterer Bezie-

hung sagt er ces gens, einzeln wird ein bürgerlicher, wenn er ein Amt bekleidet mit großer Pünktlichkeit, le Sieur genannt, ist er nur so ein bloßer Mensch, so heißt er wohl auch nur Créature. Noch eine Menschenklasse wird von ihm anerkannt, weil sie dem eigentlichen Adel zu seiner sichtbaren Erscheinung gleichsam nothwendig ist. Dieses ist der Soldatenstand; durch ihn erhält auch die Nation eine Art Daseyn, weil er aus ihr ausgeschieden ist, da nun die Ehre dieses Standes in vielen Fällen mit der des hohen Adels (als den Kriegsobersten) fast verschmolzen ist, bildet sich in diesem Adel eine Art Nationalstolz, und, da der Boden mit dem Menschen, der ihn bewohnt, nahe zusammenhält, eine Art Vaterlandsliebe.

Diese Standes-Begriffe mußten wohl mit unserem Prinzen geboren werden und aufwachsen, seine sittliche Denkart bildeten die Ansichten seines Jahrhunderts. Zu seiner großen Ahnenzeit war das Bereichern wohl auch das erste Augenmerk eines St. Mauris, der Weg dazu aber einfach und bestimmt; er hieß Plündern und Brandschatzen auf eigene Faust. In unserer Zeit braucht es für seine Nachkommen schon größere Umwege. Könige müssen Krieg erklärt haben, und im Frieden gehört Intriguiren, Höfeln und Abwarten dazu. Der einfache Grundsatz, zu nehmen, damit man habe, ist für unsere Zeit nicht hinreichend, man muß auch nehmen, damit ein anderer nicht habe; man muß auch haben, um noch mehr nehmen zu können. Von diesem Streben nach Gut und Ehre ist unser Fürst ein wahres Muster, und mit eben der Zuversicht, mit der er von seinen Ahnen spricht, webt er den Bericht über sein Einkommen, seine Erbschaften, Titel, Würden, Erwerbungen jeder Art, als einen fortlaufenden Faden durch das Gewand seiner Größe. Sein Pflichtbegriff ist durch seine Standesehre repräsentirt; diese bedingt aber gewisse Regeln des Handelns, welche der Moralität ähnlich sind. Bestimmt verboten ist alles, was einen Cavalier unfähig machte einen Zweykampf zu bestehen, und jede Oeffentlichkeit, die ihm den Hof oder die Salons verschließen könnte. So ein unentbehrliches Lebensprincip aber auch die Hofgunst ist, so wird ein musterhafter Aristokrat wie unser Prinz, sobald der Fürst die Vorrechte seines Standes angreift, als Mitglied desselben zur Vertheidigung schreiten, und wenn einer seines Gleichen sich jener Vortheile unwürdig macht, beurtheilt er ihn, so anständig und gemessen sich sein Ausdruck auch erhält, sehr scharf.

Seine Begriffe von Gatten- und Vaterpflichten sind auf ganz gleicher Höhe mit seinen Ansichten der Verhältnisse im Staat. Die Gemahlin eines Grand von Spanien, eines Reichsfürsten, muß äußerlich in höchsten Ehren gehalten werden, und der Prinz versichert oft wiederholt, daß er stets bemüht gewesen ist, der Frau von Montbarrey seine Liebschaften zu verbergen; auch behandelt er sie, so oft er ihrer erwähnt, wie es sich der Theilnehmerin seines Glanzes und dessen Repräsentantin geziemt. Ueber die Liebe, die er, wie es sich denken läßt, nur bey Gelegenheit seiner Liebschaften berührt, hat er sich den Grundsatz gemacht, daß ihr ein Staatsmann, ein Mann von höherem Beruf, nur in so fern es die Befriedigung seiner Sinne erheischt, Raum geben soll; andern Falls würde sie ihm Zeit und Freyheit rauben, seinem Streben nach Rang und Vermögen Hindernisse in den Weg legen können. Diesem Grundsatz versichert er allezeit treu gewesen zu seyn. Nachdem die Person, mit der er viele Jahre dem gemäß gelebt, es für gut fand, den Maler Casanova, Bruder des, durch seine schamlose Memoiren so übel berüchtigt gewordenen Abenteurers, zu heirathen, blieb er, da ihn der Drang seiner Ministerialgeschäfte von dergleichen Nebendingen entfernt hielt, ohne eine solche Verbindung und begnügte sich, wie er es mit einem eigenthümlichen Ausdruck nennt, mit herrenlosen Schönen; etwas freyer geworden, beschloß er eine neue Verbindung einzugehen, er eröffnete es seinem Kollegen, dem ersten Minister Maurepas, der ihm sehr Beyfall gab, ließ sogar ein Wort davon beym König fallen, der nichts dagegen einwendete, und beschied dann den Polizey-Direktor Lenoir zu sich, dem er den Auftrag gab, ihm durch seine geheimen Spionen eine vollkommen sichere, mit allen erforderlichen Eigenschaften versehene Person auszusuchen, und sie, wenn er sie zu seinem Gebrauch geeignet fände, auch unter steter Aufsicht zu behalten — und der Auftrag wird zu des Prinzen Zufriedenheit erfüllt. Ich füge zu diesem Abschnitt gar keine Bemerkung hinzu; der Fürst spricht von seiner Handlungsweise als einer rühmlichen, und hält es daneben mit vielen, die ihm wahrscheinlich gleich dachten, für eine Gottlosigkeit, als das neue französische Gesetzbuch die Ehescheidungen erlaubte. Der Fürst hatte nur zwey Kinder. Er hatte in seinem Knabenalter nichts gelernt, und erzählt sehr ruhig, daß sein Sohn, den er von einem sieur David, der, wie er bemerkt, weiter auch kein Talent zum Erziehen hatte, unter den Augen seiner Gemahlin erziehen ließ, ebenfalls nichts lernte, dagegen im Fechten, Reiten und Tanzen excellirte. Gegen ihn erfüllte er, nach seinen Begriffen, jede väterliche Pflicht, indem er seine Zukunft so glänzend zu machen suchte, wie möglich. Schon als Knaben ließ er ihn zum Obersten des Regiments, unter dem er ehedem seine eigene Kriegsbahn betreten hatte, ernennen; er hatte die sicherste Hoffnung, ihn eine große Heirath thun zu lassen, dieses verschob sich aber, weil er, um ihm noch größere Ansprüche zu verschaffen, die Erlangung der Grandenwürde, um die er sich, wie ich früher sagte, bemühte, abwarten wollte, und die ihm der König von Spanien, nach langem Hinhalten, endlich er-

theilte. Die Memoiren gehen noch nicht bis zur Epoche jener Heirath, die aber statt gefunden haben muß, da er eine Wittwe hinterließ — denn er endete — wie einige Worte der Einleitung sagen — sehr traurig. Zu seines Vaters großem Mißfallen sprach er sich als Deputirter der franche Comté in der Provinzial-Versammlung für die Aufhebung der Privilegien aus. Später emigrirte er, wie so viele, die dieses gethan hatten, begab sich nach Coblenz, ward dort dieser Zustimmung wegen mißhandelt, ging nach Paris zurück, wo er sich verbergen zu können hoffte, aber während der Schreckenszeit in die Anklage einer Verschwörung verwickelt und guillotinirt ward. Für seine Tochter glaubte der Fürst ebenfalls sehr väterlich zu sorgen, als er sie in ihrem achtzehnten Jahre mit dem zehnjährigen Erbprinzen von Nassau Saarbrück, dem Lezten seiner Linie, verheirathete. Mancher unserer Landsleute, die in dem ersten der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Göttingen studirten, wird sich dieses gutmüthigen fürstlichen Knaben erinnern, der in seinem fünfzehnten Jahre noch schwach, blaß und klein, als Gemahl der Prinzessin von Montbarrey, unter der Leitung eines sehr wackern Hofmeisters, dort studirte. Ich weiß nicht, wodurch der Ehe heiliger Charakter mehr herabgewürdigt wird: wenn Montbarrey, der Hausvater, sich von dem Polizeydirektor ein Kebsweib auslesen und garantiren läßt, oder wenn er einer Jungfrau einen kindischen Knaben zum Gatten gibt, der seine Rechte erst ansprechen kann, wenn ihre erste Jugendblüthe dahin ist, und durch das unnatürliche Verhältniß der Jahre nie die moralische Würde seines Geschlechtes gegen sie behaupten kann. Die Prinzessin von Montbarrey lebte beym Ausbruch des Revolutionskrieges am Rhein mit ihrem Gemahl, der im ersten oder zweyten Jahr desselben durch einen Sturz aus dem Wagen das Leben verlor, und keine Kinder hinterließ.

Seltsamer Weise ist die Freundschaft die einzige natürliche Empfindung, welche der Prinz mehrmals und mit Eifer, wenn auch nicht mit Wärme erwähnt. Wir andern Menschen würden schwerlich den Begriff, den er damit verbindet, richtig auffassen; die Sache selbst ist mit seltenen Ausnahmen unter unsern Männern zu bloßer Klubbszenossenschaft geschwunden; doch glaube ich, was der Prinz Freundschaft nennt und aus Kriegskameradschaft, Standesverhältnissen ohne Durchkreuzung der Bestrebungen des Ehrgeizes, und Aehnlichkeit des Geschmacks und der Gewohnheiten zusammengesezt gewesen seyn mag, ist von ihm mit ehrenhafter Zuverlässigkeit gepflegt worden.

In allen diesen Zügen ist nicht die geringste Uebertreibung, so wie in des Verf. Aeußerungen nie die Absicht, etwas zu scheinen, hervortritt. Billig betrachtet, ist dieser Mann kein ausgearteter Mensch, sondern er gehört zu einer eigenen Raçe, und seine Denkart ist ihm so wenig vorzuwerfen, wie dem Neger seine Farbe. Der fatale Unterschied, der dabey statt findet, ist es, der ihm und so vielen nachtheilig ward; der Neger nämlich bedarf keines andern Menschen Kräfte anzustrengen oder zu lähmen, um seine schwarze Farbe zu bewahren, der Prinz konnte aber seine Denkart nur dadurch erreichen, besitzen, behaupten, daß Anderer Kräfte für ihn angestrengt oder gelähmt wurden — welches wir mit dem gefährlichen Wort: bevorrechtet seyn, benannt haben. Dieses soll aber unserem Prinzen nicht zum Vorwurf gereichen; wir beurtheilen ihn aus sich selbst, und da erscheint er uns denn als das Ideal eines Aristokraten der vorrevolutionären Zeit. Die beyden Bände seiner Memoiren, die ich hier vor mir habe, enthalten keinen Zug, keinen Ausdruck, der dieses Ideal entstellte, und an und für sich betrachtet, kann ich ihm so wenig, wie jedem andern vollkommenen Ganzen eine gewisse Größe absprechen.

Unser Fürst ward bis zu seinem zwölften Jahr in Paris in dem Jesuiten-Kollegium erzogen. Er sagt uns, die Politik dieser Väter habe sie vermocht, Knaben von großer Familie, die sie auf alle Weise an sich zogen, so lange als möglich unter ihrer Zucht zu behalten und sie wenig zu lehren; diejenigen, welche von ihren Eltern zum geistlichen Stande bestimmt waren, machten eine Ausnahme; in ihnen suchten sie die Fähigkeiten zu entwickeln, die sie einst als große Würdenträger der Kirche zu Stützen und Beschützern des Ordens machen konnten. Ihren eigentlichen Fleiß wandten sie an ihre Schüler aus dem mittlern Stand, denn diese gingen nachher in alle Klassen der Gesellschaft aus, um die Ansichten des Ordens zu verbreiten und ihm Anhänger zu werben. Im zwölften Jahr, während des österreichischen Erbfolgekriegs (1744) ward der Prinz von seinem Vater, General in der französischen Armee, der ihn gern so früh wie möglich auf die Kriegsbahn bringen wollte, zu der Belagerung von Freyburg im Breisgau berufen. Der Knabe befand sich als Lieutenant dem Feuer der Feinde ausgesezt; zwey Jahre darauf focht er an der Seite seines Vaters bey der Schlacht von Raucon und theilte die Gefahren dieses rühmlichen Tages. Die Wintermonate dieses Kriegs, die nach damaliger Art ihn zu führen die Truppen im Quartier, die vornehmen Officiere in den Hauptstädten zubrachten, verlebte Montbarrey während der ersten Jahre in einem reichen Kloster der franche Comté, von dem seine Tante Aebtissin war, später in Namur, wo er als siebzehnjähriger Knabe eine Liebschaft hatte, und erklärter Bräutigam ward, — eine Verbindung, welche die Umstände wieder auflößten. Nach geschlossenem Frieden brachte ihn sein Vater nach Paris, um die Studien nachzuholen, welche seine frühe Kriegsbahn unterbrochen hatte. Daß er sich in diesen Studien, außer Reiten und Fechten,

nicht sehr anstrengte, gesteht er selbst; es ist offenbar, daß sein guter natürlicher Verstand, sein hinreichendes Selbstzutrauen, seine große Thätigkeit und unermüdliche Consequenz in Verfolgung seiner Zwecke, Kenntnisse bey ihm ersezt haben. Im Fortschritt seiner Memoiren erzählt er, wie bey Uebernehmen eines neuen Amtes er sich beeilte, die dazu nöthigen Kenntnisse in den verschiedensten Fächern erst nothdürftig zu erlernen. Es ist kein Wunder, wenn der Mann bey solchen glücklichen Anlagen, bey diesem wirklichen Verdienst und bey den größten Begünstigungen des Glücks, sich für einen vorzüglichen Sterblichen hielt. Von dem, was wir Schulkenntnisse und die Franzosen humanités, nennen: alten Sprachen oder Geschichte der Römer und Griechen, zeigen die Bildungsjahre dieses Mannes keine Spur, und gewiß trug die Entfernung von allen dahin einschlagenden Ideen zur Ganzheit seiner Sinnesart bey.

Sein Vater starb noch während seiner Minderjährigkeit; ein Oheim, Ritter von Montbarrey, dessen Charakter und Eigenthümlichkeiten sehr anziehend geschildert sind, nahm sich seiner Angelegenheiten an, und verheirathete ihn im ein und zwanzigsten Jahre mit einer Tochter der Grafen von Mailly. Er machte darauf den siebenjährigen Krieg als Oberster des Regiments de la couronne, und es ist sehr interessant, einen Mann seiner Sinnesart auf dem Posten, den er bekleidete, mehrere damalige Kriegsvorfälle, unter andern die Schlachten von Crevelt und preußisch Minden beschreiben, so wie ihn über Thaten einzelner Officiere und die wenig rühmliche Rolle des Prinzen von Clermont sprechen zu hören. Von diesem lezten spricht er, ohne seine Unfähigkeit zu läugnen, mit entschuldigenden Ausdrücken; von der Schlacht bey Roßbach ist er ganz still, erwähnt aber den Prinzen von Soubise, der sich so kläglich verlieren machte, an mehreren Stellen mit Lobeserhebung und einer Achtung, welche, im Falle sie wahrhaft ist, Niemand zu theilen sich berufen fühlen kann. Nach dem Frieden von Hubertsburg ward der Fürst als Maréchal de camp mit der Einführung der Neuerungen in dem französischen Kriegswesen beauftragt. Dem damaligen ersten Minister, Herzog von Choiseuil, hatte das schmähliche Mißgeschick der französischen Waffen gegen Friedrichs II. Kriegskunst, die Idee angeregt, dessen Einrichtungen auf das französische Heer zu übertragen. Dieser ganze Abschnitt ist höchst interessant. Der Prinz gehörte als reiner Aristokrat zu Choiseuils Gegnern, weil dieses Ministers Macht und Gunst das Werk der Pompadour war, gegen deren Einfluß, besonders, wenn sie ihn nicht zu seinem Besten anwendete, der hohe Adel seiner Natur nach sich sträuben mußte. In eben dieser Eigenschaft eines reinen Aristokraten mußte er alle Neuerungen hassen, und scheint in diesem einzelnen Fall sogar einige gute Gründe dazu gehabt zu haben. Die Art, wie er sich bey seinem Auftrag, bey den in Flandern liegenden Truppen das neue Manövre einzuführen, benimmt, wie er die Plane der Regierung bekrittelt, sie umgeht, modificirt, ist schon ein augenscheinlicher Vorbote der Zeit, die nun nahete. Ich möchte diese Epoche mit der Annäherung des alten Rheins zu seinem Falle vergleichen, wie er Anfangs nur an einzelnen Felsstücken rauscht, dann mit zunehmend schnellem Laufe die zunehmenden Hindernisse umbraust, und endlich, vom steilern Abhang hingerissen, in die Tiefe hinabstürzt.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Aeschylos von Heinrich Voß, zum Theil vollendet von Johann Heinrich Voß. Heidelberg bey Winter 1826.

Heinrich Voß, der Sohn des berühmten Johann Heinrich, war Professor in Heidelberg und starb 1822. Alle, die ihn gekannt, selbst viele Feinde seines Vaters, schildern ihn als einen trefflichen Mann voll natürlichen Anlagen und ungemeinen Kenntnissen. Doch scheint es, die väterliche und gelehrte Vormundschaft, unter der ihn Erziehung, Gewohnheit und kindliche Pietät drey und vierzig Jahre lang bis an seinen Tod festhielten, sey der freyen Entwickelung seiner Eigenthümlichkeit hinderlich gewesen. Sein Vater dehnte die kindlichen Pflichten auf Leistungen eines geistigen Vermögens aus, dessen Nutznießung wohl schwerlich jedem Vater zusteht. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn seine Werke den Stempel des Vaters auf der Stirne tragen.

Voß, der Sohn, übersezte den Aeschylos. Wie die Vorrede sagt, hing er mit ganzer Seele an dem Shakespeare der Alten, und dieß macht seinem Geschmack die größte Ehre. Viele Jahre war sein Studium dem großen Tragiker zugewandt, und die Uebersetzung selbst beweist, wie ungemein fleißig er gearbeitet, und von Anfang bis zu Ende mit der gleichen Liebe, Kraft und Sammlung. Ich wüßte nicht, worin diese Uebersetzung irgend einer des Vaters nachstünde, und wer ein Freund Voßischer Uebersetzungen ist, wessen Geschmack mit jener Manier übereinstimmt, wird auch das Werk des Sohnes lieben und in seiner Art wie alle Werke des Vaters bewundern müssen. Voß, der Sohn, hat die Manier seines Vaters treu beybehalten, und die retouchirende Hand des Vaters mag überall noch nachgeholfen haben. Die Uebersetzung ist treu, sie ist kraftvoll und majestätisch, wie das Original, und die Härten des Aeschylos kommen auch wirklich nicht selten den Voßischen zu gute. Doch ist troz allen diesen glänzenden Vorzügen die Uebersetzung, gleich allen Voßischen, dem deutschen Ohre nicht gefällig.

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 3. Juli 1827.

Geschichte.

Mémoires de M. le Prince de Montbarrey, Ministre Sécrétaire d'Etat au département de la Guerre sous Louis XVI; grand d'Espagne de la première Classe, Prince du St. Empire, grand Préfet de dix villes impériales d'Alsace, Lieutenant Général des Armées du Roi etc. etc. Paris 1826.

(Beschluß.)

Des Fürsten Ansehen bey Hof stieg ungemein, als nach Ludwigs XV. Tod der Graf von Maurepas nach fünfundzwanzigjähriger Ungnade und Verweisung zum zweyten Mal zum Staatsminister ernannt ward. Der Fürst hatte sein Wohlwollen von seinem Vater geerbt, er war unter den Vielen gewesen, die ihn in seinem glänzenden Exil fortwährend aufgesucht hatten *), und genoß nun den Einfluß dieses günstigen Verhältnisses. Der Charakter, den er von diesem Minister und seiner Geschäftsführung entwirft, ist höchst lebendig, und der Leser, „der fern vom Throne steht," wird gern, und sein Loos anerkennend, die vielen Details über den Geschäftsgang und dessen Collisionen mit der Intrigue lesen. Maurepas Wirksamkeit während seines ersten Ministeriums, die Intriguen, welche ihn stürzten, seine Charakterstärke, sein Leichtsinn, sein Scharfsinn und zuletzt die Ermattung des Willens, mit dem er im höchsten Alter sein zweytes Ministerium beschließt, unterrichten über den Menschen im Ganzen, und über dieses Menschen Einfluß in die Begebenheiten der Zeit.

Der Tod des Kriegsministers Grafen von Mouchy, veranlaßte die Ernennung des Grafen von St. Germain zu diesem Departement. St. Germain, der in seiner ersten Jugend (1732) als Freywilliger in Ungarn gegen die Türken gedient hatte, trat nach einander in österreichische, französische und dänische Dienste; in diesen letzten blieb er als Feldmarschall in großem Ansehen, bis er nach Struensees grausamer Hinrichtung (1772) aus ehrenwerther Mißbilligung seinen Abschied nahm. Der Bankier, dem er sein sämmtliches, nur in Capitalien bestehendes Vermögen anvertraut hatte, machte bankerott, und St. Germain kaufte von dem, was ihm überblieb, in der Gegend von Lauterbach im Elsaß ein kleines Gut, auf dem er eingeschränkt lebte. Es ist sehr seltsam, daß der Fürst von Montbarrey in der kleinen Notiz, die er von des neuen Kriegsministers Leben gibt, seines Aufenthalts in Dänemark gar nicht erwähnt, sondern ihn von 1759, wo er als französischer maréchal de camp, wegen einer Diensteifersucht gegen den Marschall von Broglio, seinen Abschied nahm, in einer kleinen Landstadt des Elsaßes leben läßt, und sogar oft auf diese lange Zeit seiner Einsamkeit zurückkommt, indem er sie einiger Eigenheiten anklagt, die ihm nicht an diesem Minister, den er jedoch fortwährend als seinen Beförderer anrühmt, gefielen. Dahin gehörte eine gewisse Sucht den militärischen Dienst zu reformiren, die er Zeit gehabt hatte, in seiner philosophischen Abgeschiedenheit auszubrüten. Hätte diese nun von 1759 bis 1774, wo er zum Kriegsminister ernannt wurde, gedauert, so möchte sie einige Wirkung gehabt haben können; allein St. Germain verließ Dänemark nach Struensees Hinrichtung, die 1772 statt fand und konnte also nur zwey Jahre im Elsaß gelebt haben. Mir ist dieses Uebergehen einer so wichtigen, langen Lebensepoche eines Mannes, dem er so viel verdankt, unerklärlich — doch genug, daß Maurepas dessen Ernennung beschloß, um die Zudringlichkeit einer großen Zahl Höflinge zu vermeiden. St. Germain, ein sechzigjähriger kränklicher Mann, fühlte bald die ganze Last seiner Würde, und vermochte den König, den Fürsten, der während des siebenjährigen Krieges unter ihm gedient hatte, mit dem neugeschaffenen Titel eines Directeur de guerre seinem Departement zuzugesellen. Diese Ernennung brachte denselben in des Königs unmittelbare Nähe, in den Ministerialrath,

*) Fr. v. Genlis zählt nicht mit Unrecht die Beflissenheit, mit der man von jener Zeit an den gefallnen Ministern den Hof machte, gleichsam dem legitimen in dessen Verweisung ausgesprochenen Willen zum Troß, mit unter die Anzeichen des sinkenden Ansehens des Thrones.

in den Depeschenrath, und stellte ihn so, daß er, als St. Germain 1778 durch Kränklichkeit — (und, wie es scheint, auch durch Kränkungen, an denen wir wünschen, daß unser Verf. keinen Antheil daran gehabt haben möge) — bewogen, seinen Abschied nahm, als sein Nachfolger einrückte. Er selbst hat, billigerweise, seine Seelenfreude an diesen stufenweisen Fortschritten seines Ansehens und Glücks. Rechnet er von Zeit zu Zeit dem Leser vor, wie weit er es an Einnahme, Erbschaften, Titeln und Würden gebracht hat, so empfindet dieser selbst eine Art von Vergnügen, consequent verfolgte Plane gelingen zu sehen. Unter diese gehörten auch seine, auf Dienste, die, wie wir oben sagten, einer seiner Ahnherrn dem Hause Oesterreich leistete, gegründeten Ansprüche an die Reichsfürstenwürde. Er strebte unermüdet mehrere Jahre darnach, wartete den günstigen Augenblick ab, ließ es sich 100,000 Fr. kosten und erreichte auch endlich seinen Zweck — denn, daß er eine in seinem Lande so bald darauf abgeschätzte Waare kaufte, verändert nichts an der Sache. Eben so beharrlich arbeitete er an der Erlangung der spanischen Grandezze, auf die er, durch Successionsrechte der ihm nahe verwandten Familie Poes, Ansprüche hatte. Auch sie erlangte er, wie seine Titel beweisen, und der Leser kann nur schwermüthig lächeln über so eitle Mühe, da der einzige Erbe so vieler Herrlichkeit (denn der Mannesstamm erlosch mit seinem Sohn), von seltsamer Ueberspannung hingerissen, diese mühsam erstrebten Herrlichkeiten zur Vernichtung beytrug, und dann ohne Kinder dahinstarb.

Der Leser wird bey einem anscheinend so geregelten Gang der Beförderung nicht glauben, daß der Fürst den Zeitpunkt, wo die Blüthe seines Glücks sich entfaltete, dennoch einer, seinen Verdiensten und Bemühungen als Soldat und Geschäftsmann, so wie der Gnade seines Königs und der Gunst des ersten Ministers, ganz fremden, Ursache herschreibt. Er findet sie in der Laune der Königin, die er sich durch eine Art Pagen dienstgünstig stimmte. Er hatte im Ministerialrath durch seine Empfehlung die Ernennung des Grafen von Laval Montmorency zum Obersten befördert, ohne zu wissen, daß die Königin dem Kriegsminister einen ihrer Schützlinge für diese Stelle angedeutet hatte. Erboßt über diese Durchkreuzung ihres Willens, beruft ihn die Königin zu sich in ihr Kabinet, und behandelt ihn auf eine Weise, die der, wie diskret der Fürst es erzählt, die weibliche Grazie doch kaum hat bestehen können. Montbarrey behält seine Fassung, eilt zum König und erzählt ihm fußfällig den Vorgang. Dieser beruhigt ihn, verspricht, die Königin zu versöhnen, legt ihm aber auf, bis auf seinen ausdrücklichen Befehl der Monarchin Gegenwart sorgfältig zu vermeiden. Nach sechs Wochen läßt sie ihn wieder berufen, schmeichelt ihm mit Grazie und Würde, bittet ihm ihr Unrecht ab, läßt ihn aber den Frieden durch eine Intrigue abkaufen, die er, mit Hülfe zweyer Weiber gegen den Grafen von Laval, zu Gunsten eben des Schützlings spielen muß, durch dessen Zurücksetzung er sich ihre Mißhandlung zugezogen hatte. Diese Geschichte läßt durch ihre Details einen klaren, aber recht unseligen Blick in die Einmischung der Königin in die Staatsgeschäfte thun. Unter andern erfahren wir, daß der Directeur de guerre ihr regelmäßig von den Vorgängen des Kabinetsraths Bericht zu erstatten hatte. Der Fürst spricht stets sehr vorsichtig von ihr, aber seine Standesgröße verbietet ihm gewisse Unredlichkeiten der Erzählung, und so sagt er genug, um zu zeigen, wie sie durch ihre Verschwendung die Finanzen zerrütten half, und seltsamer Weise beym Ausbruch des amerikanischen Kriegs die Opposition bildete, welche die Abneigung Montbarreys und des Königs selbst, die Insurgenten zu begünstigen, bestritt. Unser Verf. mußte seiner Denkart nach in den Amerikanern nur Rebellen sehen, die jeder legitime König zu unterdrücken berufen war, und hielt es für höchst unvorsichtig, die französischen Hülfstruppen zu ihnen in die Lehre zu schicken *). Unter den Ministern, die neben ihm in Thätigkeit waren, ist Vergennes derjenige, der seinen entschiedenen Haß auf sich zieht; und da der arme von keiner der Oligarchen-Familien ist, läßt er ihn ungescheut aus, und erklärt ihn wiederholt für einen Minister ohne Ansehen und Würde mit den Talenten eines geschickten Commis. Necker wird noch viel übler behandelt; er ist schon als Genfer ein Gegenstand des Abscheus für ihn, denn Genf nennt er „die Pfütze, in welcher aller Unrath Europas sich sammelt.“ Ich bin geneigt zu glauben, daß außer dem Unwillen, den diese Stadt als ein Sitz des Freyheitssinnes und der Wissenschaft auf sich ziehen mußte, persönliche Ursachen diesen sonst stets den Gränzen des Anstandes beobachtenden Mann hingerissen haben. Er lebte bey seiner Auswanderung eine Zeit lang an einigen Orten der französischen Schweiz; vielleicht empfing er damals Eindrücke, die er durch diesen lächerlichen Ausfall zu rächen vermeint. Er behandelt Neckers Finanz-Operationen als bloße Marktschreyerskünste, und macht damit dem armen Maurepas, der sehr zu altern begann, das Leben oft schwer. Doch von dem ganz verzweifelten und jährlich zunehmenden Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe geäng-

*) Diese Ansicht theilten viele Männer der damaligen Zeit, und hielten sie vollkommen gerechtfertigt durch den Ausbruch der französischen Revolution. Bey dem eilfertigen Bestreben in diesem Zeitpunkt, einen Krieg anzufangen, welcher jene gefährlichen Lehren noch weiter verbreiten mußte, fing die Verwunderung von Neuem an und stieg auf's Höchste, als man bey der Restauration zahlreicher Heeren die Gelegenheit verschaffte, in der Muße friedlicher Einquartierung den Lehrcursus gründlich zu studiren.

stigt, macht der Kriegsminister (bey dem Ausbruch des Kriegs für Amerika) endlich selbst einen Amortisations-Plan, den er dem König übergibt. Er besteht hauptsächlich in einer Reihe höchst vernünftiger Reformen zahlloser Sinecuren, die vom Schloßwart bis zum Provinz-Gouverneur Millionen verschlangen, die er nach dem Absterben der Inhaber zur allmähligen Deckung des Deficit angewendet haben wollte. Er zählt bey diesem Anlaß die Ursachen der ungeheuren Anhäufung der Nationalschuld auf; man übersieht mit Entsetzen, wie Frankreich, seit der Beförderung der Bourbons auf den spanischen Thron, jeden Krieg mit Verlust führte, jeden Frieden mit Geld erkaufte, durch seine Subsidien und Bestechungen allen europäischen Kabinetten die Schätze der Nation austheilte. Man nimmt auch bey diesem Anlaß die Verblendung der alten Monarchisten wahr, die bey ihrem ungemessenen Haß gegen alle Neuerungen nicht wahrnehmen, daß alles, was sie zum Erhalten des Alten zu thun vermeinen, durch die Veränderung der Dinge sie selbst zu Neuerungen verleitet. Unser Verf. hält seinen Plan, weil er die Königliche Macht und die Vorrechte des Adels unberührt läßt, für keine Neuerung, da er doch die durch langen Gebrauch gesetzlich gewordenen Ansprüche auf Versorgung oder Wohlhabenheit von vielen Tausenden zerstört, und so eine ganze Masse von Stützen des morschen Staatsgebäudes niedergeworfen hätte.

Ein sehr anziehender Abschnitt der Memoiren beginnt mit dem amerikanischen Krieg. So sehr der Fürst die Insurgenten verachtet, tadelt er den schüchternen Gang des Ministers Vergennes, der sie, da die Regierung sie doch begünstigen wollte, so lange durch halbe Maßregeln unterstützte, die er für eben so unklug als einer großen Monarchie unwürdig hält. Der Herzog von Broglio, welcher die, an der Westküste aufgestellte, Observations-Armee befehligte, war, obschon von dem Fürsten als Kriegsminister vorgeschlagen, dessen persönlicher Widersacher, und die Schilderung ihres Verhältnisses kann für eine Schule ministerieller Vorsicht und Würde gelten. Bey der wirklichen Kriegserklärung gegen England, ward es zum Besten des Dienstes nöthig, diesem feindseligen Verhältniß ein Ende zu machen; Broglio ward entfernt und Montbarrey mit dem Seeminister Sartines (dem ehemaligen Polizeyminister) im größten Einklang, gab Rochambeau das Commando der Truppen, die nach Amerika geschickt wurden und diese Wahl, wie der Fürst sie motivirt, macht seinem Verstand Ehre. Rochambeau war der garstigen Philosophie und den Neuerungen nicht ganz abgeneigt, aber ein strenger Officier und vornehmer Mann; daher hoffte Montbarrey, er würde die Strudelköpfe, welche seiner Autorität unterworfen wurden, bändigen, ohne sie zu verletzen. Wenn dem Fürsten etwas bey diesem, den Rebellen geschickten Beystand trösten kann, so ist es die Hoffnung, auf diesem Wege Frankreich von einer ganzen Menge Feuerbrände zu befreyen, und er äußert irgendwo den frommen Wunsch, sie in Amerika alle unter den Rasen gebettet zu sehen. Man findet hier sehr interessante Details über den völlig abgeschlossenen Plan einer Landung in England, welche für diesen Zeitabschnitt bestimmt war. Alle Vorbereitungen waren gemacht, der Graf de Vaux hatte den Befehl über die Landungstruppen, unermeßliche Vorräthe jeder Art waren zu ihrer Unterstützung an die Küsten geschickt, und der König beauftragte seinen Kriegsminister selbst, diese Unternehmung zu leiten. Der Fürst begab sich unter dem Vorwand einer Inspektionsreise an die Küste; die Befehle für diesen Plan, die ein zwischen dem König, Maurepas und dem Kriegsminister bewahrtes Geheimniß war, sollte der Graf de Vaux erst nach der Einschiffung erhalten, doch im Augenblick, wo diese statt finden sollte, kam dem Fürsten der Befehl von Versailles, das ganze Unternehmen aufzugeben. Er reiste auf seinen Posten zurück, und der Leser erfährt nie, aus welchen Gründen so kostbare Anstalten vergeblich gewesen waren.

Der unglückliche Herzog von Chartres, später Orléans Egalité, erscheint auch hier in einem höchst schimpflichen Lichte. Der Fürst behält zwar seinen anständigen Ton bey, aber die Erzählung eines Versuchs, durch Bestechung den Kriegsminister zu stürzen, bedeckt ihn mit Schmach. Wir haben hier eine beym Lesen mehrerer Memoiren dieser Zeit, die es nicht an Klatschereyen fehlen lassen, schon gemachte Bemerkung wiederholt: daß sie alle bey Gelegenheit dieses Herzogs von Chartres der Frau von Genlis nie erwähnen, die doch in so naher Beziehung mit ihm gestanden haben soll. Nach allem, was ich hier von dem Inhalt dieser Memoiren gesagt habe, kann wohl über die politische Denkart des Verf. kein Zweifel obwalten; sie muß ein unerschütterliches Beharren in den Begriffen, eines in Oligarchie ausgearteten Adels seyn. Schon zu der Zeit, wo Montbarrey Kriegsminister war, stand diese Denkart mit der damaligen Entwicklung der Ansichten von Staat und Nation in grellem Widerspruch, doch waren diese Ansichten in Frankreich noch nie zur Anwendung gekommen, kein altes Vorrecht war verlezt, gegen keine Unterdrückung hatte man sich aufgelehnt; hatte sich auch ein und das Andre verändert, so war doch das Wort noch nicht ausgesprochen, und die Bewegung der Völker könnte man mit den Leidenschaften des Einzelnen vergleichen: so lange er sie in seinem Busen verschließt, bleibt er ihrer Herr und fügt sich auch nach den ihnen aufgelegten Hindernissen, aber einmal ausgesprochen, reißen sie ihn zu Handlungen hin, und dieses Handeln steigert wieder rückwirkend ihre Macht. Seit Montbarrey das Ministerium

niederlegte, hat die Nation dieses Wort ausgesprochen, es ging in Handlungen über, es hallte aber durch Europa nach, es hat dem Leben der Völker ein halbes Menschenalter hindurch seine Richtung gegeben — und doch glauben die Menschen, die Montbarreys Ansicht theilen, die nur unter denselben Bedingungen, wie er, sich Geltung zu geben wissen, doch glauben sie, das Alte wieder zurückführen zu können? ein Altes, das seit vierzig Jahren zu dem wahrhaft Neusten geworden ist! —

Der Schluß des zweyten Theils dieser interessanten Memoiren führt uns bis zum Anfang des Kriegs mit England für die amerikanische Freyheit. Der Fürst sah sich genöthigt, während seines Fortgangs sein Ministerium niederzulegen; er wanderte 1791 aus, und starb 1796 zu Constanz; die Fortsetzung seiner Memoiren ist sehr zu wünschen, da der Zeitraum, den er uns noch schildern kann, aus seinem Gesichtspunkt betrachtet, und bey seiner vertrauten Bekanntschaft mit den Verhältnissen und den Menschen des damaligen Hofs, von manchen Seiten beleuchtet werden würde. Ich würde diese Nachrichten aus seiner Feder mit mehr Vertrauen lesen, als aus der Feder vieler seiner, und der entgegengesezten Parthey; er trägt seine Einseitigkeit offen an der Stirn, ich weiß daher genau, wovon er richtig urtheilen kann, und eine gewisse Männlichkeit in den Anstandsbegriffen von seinem erhabenen Stande legt ihm eine Mäßigkeit des Ausdrucks auf, die zum Vorbilde der Schriftsteller aller Partheyen dienen kann. Sehr ominös für den Sieg seiner Sache ist Genf und Lafayette, die einzige Veranlassung, bey der er den Anstand vergißt.

Th. H.

Geschichte.

Leben, Thaten und Ende des Kaisers Napoleon. Den Zeitgenossen und der Nachwelt, besonders aber denen gewidmet, welche unter ihm gedient haben. Mit Benutzung aller bis jezt bekannten geschichtlichen Quellen, herausgegeben von F. A. Rüder. Ilmenau, 1827 bey Voigt.

Dieß eben so schlecht gedruckte als geschriebene Buch gehört zu den Fabrikwaaren, von denen jezt Deutschland so häufig überschwemmt wird. Es will dem so lange verzögerten Werke Walter Scotts zuvorkommen, und rechnet vorzüglich auf Beyfall und Käufer unter den niedern Klassen, denen es sich durch den Titel, das schlechte Papier und besonders auch durch einen Patriotismus empfehlen will, der namentlich in Norddeutschland noch nicht ganz ausgestorben ist. Der Verf. behandelt seinen Helden mit demselben geistlosen Hochmuth, der sich von allen Seiten breit gemacht, sobald Napoleon im Unglück war. Er beurtheilt ihn schulmeisterlich von einem Standpunkt herab, von welchem aus der Held des Jahrhunderts niemals richtig erkannt und gewürdigt werden kann. Da heißt es: „Napoleon war ein großer Feldherr, aber kein großer Gesetzgeber, kein großer Regent. — Man vermißt bey ihm jede Spur von Landesväterlichkeit. — Volksgemüthlich zu regieren hat er niemals versucht ꝛc." Die ganze langweilige Lamentation des Autors beginnt mit dem Gemeinplatz: „Unvollkommenheit ist die Grundlage jedes menschlichen Charakters, in welche Lage denselben auch Geburt, Talente, Glück und Zufall stellten." Dieß ist des Buches Thema, und es fährt nun fort, bis an's Ende die Unvollkommenheit des Helden durch die des Autors augenscheinlich zu machen. Wie dieser Autor zu charakterisiren versteht, wie er Wichtiges und Unwichtiges, Haupt- und Nebensache zu scheiden weiß, was für ein klares Bild er von dem Charakter und den Handlungen seines Helden zu geben vermag, dieß möge folgende Stelle (S. 5) darthun: „Napoleon war ein schneller Reiter, sang, wenn er lustig war, ohne Takt zu halten, trachtete alle Partheyen, die er vorfand, zu verschmelzen, was ihm schlecht gelang, fürchtete die Jakobiner, die ihm freylich nicht wohlwollten, und die Republikaner, deren Tugend er unheimlich nannte." Ein ärgerer historiographischer Galimathias ist mir noch nicht vorgekommen. Der Leser wird an diesen Proben genug haben.

Nachtrag zu der Recension: das gerettete Berlin.

Wir haben Herrn W. Alexis in diesen Blättern den Vorwurf gemacht, eine Recension wie die: Ehrenrettung Berlins in dem Berliner Conversations-Blatt, das theilweise von ihm redigirt wird, aufgenommen zu haben; wir nehmen hier mit Vergnügen diesen Vorwurf zurück, indem nach neueren Nachrichten Hr. W. Alexis mit dem kritischen Theil jenes Blattes nichts zu schaffen hat, wie auch aus seinem Vorwort zum neuen Quartal des Berliner Conversations-Blatts erhellt: „den Lesern, welche unser erstes Vorwort übersehen, wiederholen wir, daß bey einem gemeinschaftlichen Wirken, doch unsere Arbeit in der Art gänzlich getheilt ist, daß die Redaktion des kritischen Theils lediglich Herrn Dr. F. Förster überlassen geblieben." Es ist also Herr Dr. F. Förster, dessen Besorgung Berlin seine Ehrenrettung verdankt.

H. W—m.

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 6. Juli 1827.

Kunst-Literatur.

Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Sechsten Bandes erstes Heft. Stuttgart, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Jedes neue Heft dieser von Goethe herausgegebenen Zeitschrift erfüllt mich mit dem innigsten Vergnügen. Es ist so erfreulich und erquickend, unsern größten Dichter in seinem jetzigen Lebensstudium so heiter mittheilend zu finden, zu sehen, wie liebevoll er alles Gute und Schöne, was unsere Zeit darbringt, zu würdigen weiß. Haben seine Bemerkungen über Leben, Kunst, Literatur schon an sich einen sehr tiefen Gehalt, und helfen unser geistiges Leben mit fördern, so sind sie doch auch schon durch seine Individualität höchst interessant. Wenn wir einmal einen Genius, mag er sich nur durch Thaten, oder in Kunst und Wissenschaft auszeichnen, schätzen, verehren, lieben gelernt haben, so nehmen wir das größte Interesse daran zu wissen, wie er sich über dieses oder jenes ausgesprochen, wie er davon gedacht hat; wir wollen ein vollkommenes Bild seiner geistigen Individualität besitzen. — Wenn nun Goethe in früherer Zeit mit manchen seiner Ansichten zurückgehalten hat, ja selbst mit manchen Produktionen, weil er Mißverständnisse mit Recht befürchtete, so theilt er jezt in der neuen Ausgabe seiner Werke und in diesen Heften manches von seinen ungekannten Schätzen mit, was zu unserer Belehrung dienen kann, und man muß in Wahrheit von ihm bekennen, daß er alles zur rechten Zeit zu thun gewußt hat. —

Das vorliegende Heft zeichnet sich sowohl an Bogenzahl, als auch durch seine innere Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit vor den übrigen aus. Den Hauptinhalt bilden kritische Aufsätze, worunter besonders merkwürdig die Briefe von Goethe und Schiller über epische und dramatische Dichtung sind. Um der Verschiedenheit beyder Dichtarten beyzukommen, stellt Goethe einen Rhapsoden und einen Mimen, beyde als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, gegeneinander. „Der Epiker trägt die Begebenheit als vollkommen vergangen vor, der Dramatiker stellt sie als vollkommen gegenwärtig dar." Schiller sezt hinzu, „daß daraus ein reizender Wettstreit der Dichtung als Genus mit der species derselben entsteht. Die Dichtkunst, nämlich als solche, macht alles Sinnliche gegenwärtig, und so nöthigt sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Charakter des Vergangenseyns nicht verwischt werden darf. Die Dichtkunst, als solche, macht alles Gegenwärtige vergangen und entfernt alles Nahe (durch Idealität), und so nöthigt sie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten, und dem Gemüth eine poetische Freyheit gegen den Stoff zu verschaffen. Die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe wird also immer zu dem epischen Charakter hinauf-, und das epische Gedicht eben so zu dem Drama herunterstreben, und beyde werden nur dadurch den poetischen Gattungsbegriff ganz erfüllen." — Diese Bemerkungen dienen vorzüglich dem Dichter zur Belehrung, damit er ja nicht, wie es so oft geschieht, diese beyden Dichtungsarten miteinander vermische, welches vorzüglich bey dem Drama ein Fehler seyn dürfte. — Sehr scharfsinnig erklärt Goethe in dem Aufsatz: „Nachlese zu Aristoteles Poetik" die berühmte viel bestrittene Stelle des Aristoteles, worin dieser das Wesen der Tragödie darstellt, ganz anders, als sie bisher erklärt worden. Er meynt, daß Aristoteles in seiner jederzeit auf den Gegenstand hinweisenden Art, indem er ganz eigentlich von der Konstruktion der Tragödie redet, unmöglich an die Wirkung, und, was mehr ist, an die entfernte Wirkung denken konnte, welche eine Tragödie vielleicht auf den Zuschauer machen würde (nämlich an die Reinigung der Leidenschaften durch Furcht und Mitleid), Aristoteles spreche vielmehr ganz klar und richtig aus: „Wenn die Tragödie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, so müsse sie mit Ausgleichung, mit Versöhnung solcher Leidenschaften zulezt auf dem Theater ihre Arbeit abschließen." Er verstehe aber unter Katharsis diese aussöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja sogar von allen poetischen Werken gefordert

wird." — Wir finden diese Erklärung vortrefflich. Aristoteles wäre dadurch von dem Vorwurf gerettet, die Tragödie so subjektiv bestimmt zu haben, daß ihr Werth oder Unwerth von der Empfindung der Furcht und des Mitleids, die sie zu erregen habe, abhinge. Wir verweisen übrigens in Bezug auf diesen Gegenstand auf das so eben erschienene treffliche Werk von Prof. Hinrichs: „das Wesen der antiken Tragödie in ästhetischen Vorlesungen durchgeführt an den beyden Oedipus des Sophokles im Allgemeinen und an der Antigone insbesondere. Halle, bey Ruff 1827, welches eine ächtphilosophische Darstellung des Geistes der griechischen Tragödie enthält, wobey von allen subjectiven Bestimmungen gänzlich abstrahirt ist. — Noch finden wir in Bezug auf das griechische Alterthum: „Homer noch einmal," worin die Bemerkung, „daß, wenn in frühern Zeiten gewisse Denk- und Sinnesweisen sich länger erhalten haben, jezt öfters zwey Gegensätze zu gleicher Zeit hervortreten und sich einander das Gleichgewicht halten", welches Goethe für eine sehr wünschenswerthe Erscheinung achtet. So hätten wir uns z. B. in Beurtheilung alter Schriftsteller im Sondern und Trennen kaum auf den höchsten Grad der Meisterschaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftrete, welche sich das Vereinen, das Vermitteln zur theuern Pflicht machend, auch den Homer wieder als eine herrliche Einheit vorstelle." — Darauf folgt eine Uebersetzung einer Stelle aus des Euripides Baccbantinnen und ein Nachtrag zu dem frühern Versuch, desselben Dichters Phaeton zu restauriren. — Aus den Bemerkungen über das Lehrgedicht heben wir die heraus, „daß die sicherste Art, eine Vermittlung zwischen den zwey entgegengesezten Elementen, woraus diese Dichtungsart besteht, nämlich Willen und Einbildungskraft zu bewirken, der gute Humor sey." — Die Grenzlinie zwischen Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit wird zart gezogen, und die Gewalt der Gewohnheit hervorgehoben. — In einer Bemerkung zu einem aus dem Französischen übersezten Aufsatze des Globe über Mythologie, Hexerey, Feerey erfahren wir, daß die Stapferische Uebersetzung von Goethe's Faust neu abgedruckt und von lithographirten Blättern begleitet nächstens erscheinen wird. Leztere liefert Herr Delaivoir, dem man ein entschiedenes Talent zuspricht, seine wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, nicht billigt. — Der Schluß der französischen Recension über die Stapferische Uebersetzung von Goethe's dramatischen Werken wird mitgetheilt; auch zwey Recensionen über Duval's Tasso mit Beziehung auf den Goethischen aus dem Journal du commerce und dem Globe; wozu Goethe die bedeutende Bemerkung macht, er sey überzeugt, es bilde sich jezt eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. „Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen; dieß alles müssen wir gleichmüthig aufnehmen, denn wir erfahren ja das Gleiche von unsern eigenen Landsleuten. Wir haben im literarischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus, sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benuzten ohne Anerkennung." — In Bezug auf Lorenz Sterne wird gesagt, daß er die große Epoche reinerer Menschenkenntniß, edler Duldung und zarter Liebe in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst angeregt und verbreitet habe *). — Varnhagen von Enses Biographieen werden gerühmt, und dieser geistreiche Schriftsteller zu denjenigen gezählt, „die zunächst unsere Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben." — Solgers hinterlassene Schriften werden mit gebührendem Lobe erwähnt, und dabey auf den hohen Werth hingewiesen, den der Briefwechsel zweyer oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinsamen Kreis sich fortbildender Personen hat. —

Der Serbischen Gedichte wird wieder gedacht, von denen wir schon eine streng an das Original sich haltende Uebersetzung von Grimm, eine freyere von Fräulein von Jakob (Talvj) und nun eine gereimte von Gerhard haben, welcher uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Gesanges bringt. Goethe findet diese dem französischen Vaudeville ähnlich, das Beranger in neuerer Zeit so meisterhaft behandelt. „Auffallend ist es, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgeübtesten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen, daß es eine allgemeine Weltpoesie gebe und sich nach Umständen hervorthue." — Von dieser Art werden einige Lieder mitgetheilt. — Auch erfahren wir, daß Simeon Milutinowitsch in Leipzig ein von ihm verfertigtes Gedicht, Serbianca genannt, in vier Duodezbänden hat drucken lassen, welches in aneinandergereihten Heldenliedern eine epische Schilderung der Aufstandskriege Serbiens enthält, deren wichtigste Momente er als Augenzeuge am besten darzustellen vermochte. — Die böhmische Poesie hat ebenfalls die Aufmerksamkeit Goethe's erregt, und er spricht mit Beyfall von der neuen Monatschrift des vaterländischen Museums in Böhmen, das es sich zur Ehre schäzt, Goethe zum Ehrenmitglied

*) Der Abdruck der ältern Bearbeitung des Hamlet wird von Goethe als ein großes Geschenk gepriesen, und die Hauptunterschiede der beyden Bearbeitungen sehr feinsinnig hervorgehoben.

zu haben. — Besondere Aufmerksamkeit dürfte es verdienen, daß G. drey Werke, die zu den Büchern gehören, die zwar lesenswürdig, aber nicht lesbar sind, zur Bearbeitung vorschlägt, nämlich die von Büsching herausgegebenen Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesezt. Breslau 1820. Dann Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fontvielle de Toulouse, à Paris, 1824. und L. Galls Auswanderung nach den vereinigten Staaten. Trier 1822. — Damit es dieser Zeitschrift nicht an den jezt so beliebten Räthseln und Charaden fehle, so überläßt es Goethe dem Leser zu errathen, welche Werke neuerer deutscher Poesie er in der beygefügten lakonisch aufgezeichneten Würdigungs-Tabelle charakterisirt hat. Wir gestehen, daß das Räthsel schwer aufzulösen ist. — Vor allen andern dürfte die Nachricht erfreuen, daß Goethe uns nach und nach Fragmente, zum zweyten Theil des Faust gehörig, mittheilen wird. Den Anfang hat er mit dem herrlichen in sich abgeschlossenen kleineren Drama Helena im vierten Band seiner Werke gemacht. Auch auf den Orient wirft der Meister seine Blicke, und wir erhalten: Zwey Gedichte aus dem Persischen; und Gedichte schöner Frauen aus dem Chinesischen. In Bezug auf bildende Kunst findet sich eine Würdigung von der Lithographie in verschiedenen Ländern; sehr empfohlen werden gezeichnete und gemalte Kopien nach antiken Malereyen aus Herkulanum und Pompeji von H. Ternite, von denen bereits neun lithographirt sind. Wir müssen noch erwähnen, daß zwischen allen diesen Aufsätzen so mannigfaltiger Art kleine Gedichte eingeflochten sind, öfters nur Devisen; aber selbst in diesen Kleinigkeiten spricht sich der alles umfassende Genius Goethe's aus.

Alfrid.

Philosophische Literatur.

Blicke in die geistige Entwicklungsweise des Menschen. Von J. Propst. Bern. Bey. C. A. Jenni. 1825.

Daß Lessing in seinen philosophischen Schriften mehr philosophischen Geist entwickle, als Andere, die mit viel Aufwand und Mühe uns Systeme zu geben versuchen, ist unstreitig. Seine Art, sich über die wichtigsten Gegenstände des Forschens und Nachdenkens auszudrücken, ist Einfachheit und Natur; und wenn Andere mit einem schwülstigen Ernste uns Geheimnisse zu verbergen Miene machen, so gibt er uns die folgenreichsten Resultate mit einer höchst einnehmenden Offenheit. Man erinnere sich nur an seine Erziehung des Menschengeschlechts, und an seine Freymaurer. Daher man sich auch immer wieder zu ihm hingezogen, sich bey ihm erfrischt und erfreut fühlt, wenn man sich von Andern im Gegentheil oft wegsehnt, und froh ist, aus einem unverständlichen Gewirr zur Deutlichkeit, aus Dämmerung an das liebliche Licht zu kommen. Weil man dem Ref. wohl beystimmen wird, so ist es um so weniger erklärbar, warum man Lessings Art und Weise, sich über ernste, unsere Theilnahme nothwendig für sich habende Gegenstände mitzutheilen, noch so selten als Muster nachahmt. — Desto erfreulicher waren dem Ref. oben angezeigte Blicke in die geistige Entwicklungsweise des Menschen, die uns recht oft tief und klar in das geistige Wesen des Menschen hineinschauen lassen, oder Bemerkungen mittheilen, die uns auf eine gefällige Weise zum Nachdenken auffordern, und jedes Mal zu einem wichtigen Resultate führen. So bemerkt der Verf. (S. 26):

„Noch ist Philosophie nicht gegeben, so gern uns Viele überzeugen möchten: sie hätten uns diese wirklich gegeben. Denn, sagt man, sie muß alles Andere begründen, das Alles Andere Begründende muß aber das Höchste, von einer schöpferischen und Alles durchdringenden Kraft, von einer Alles durchschauenden Einsicht seyn. Ob nun diese Eigenheiten der Philosophie zu Theil werden, ist um so eher zu bezweifeln, weil sie nur von unserem Geiste ausgeht, er aber weit zu beschränkt ist, als daß er das Eine in Allem, und Alles in Einem, wie es an sich ist, mit einer untrüglichen Klarheit durchschauen könnte. Denn unser Geist vermag nur in Verhältnissen zu denken, die von der sinnlichen Welt als widrige Schranken aufgefaßt sind, und aus denen wir uns hier nie zu befreyen vermögen. Selbst die reinsten, aus diesen Verhältnissen gebildeten Begriffe dürfen nicht als sicherer Maßstab für Uebersinnliches dienen, weil sie der zeitlichen Bestimmungen, Bilder, Schilderungen nie ganz los werden können. Und schwingen wir uns auch mittelst der Ideen aufwärts, so verkünden uns diese doch nie, was Wesen, gemäß ihrer ewigen Natur seyen. Wohl erkennt und schaut nur das Ewige sich selber; und nur eine göttliche Philosophie dringt auf den lezten Grund aller Dinge, und erkennt diese, wie sie an sich sind."

Wie heilsam, ja wie nothwendig ist immer noch folgende Warnung, indem man zu leichtfertig auf den Namen oder auf das Wort des Meisters schwört, und sehr oft mehr aus Behaglichkeit als im Mangel eigenen gründlichen Forschens sich mit dem begnügt, was Andere dreist behaupten oder ein Zeitalter wähnt.

„Nur einem solchen Denker kann es vergönnt seyn, eine Wissenschaft zu geben, der eine Denkweise, wie sie ihm aus der Schule oder vom Zeitalter zuerst eigen ge-

worden, von der innern Natur jener ferne zu halten vermag, und in sie mit einem eben so tiefen als freyen Geiste eindringt, um sie in ihrem wahren Leben zu entdecken. Denn Wissenschaft kann von keinem menschlichen Geiste erschaffen, aber ihre Idee von ihm gefunden werden; in welchem Falle er das wichtige Werkzeug ist, durch welches sie deutlicher in das Bewußtseyn der Menschen, zu ihrer Kenntniß hervortritt. Daher denn folgt, daß das Vorgeben Vieler: „sie hätten eine Wissenschaft geschaffen; sie wären die Schöpfer derselben," eitle Lüge ist. Wer das Unendliche, das innere Leben einer Wissenschaft schaut, oder sie in ihrer ewigen Idee gefunden hat, überzeugt sich leicht, daß sie nichts von seinen wandelbaren Eigenthümlichkeiten oder Lieblings-Ansichten, die immer nur um Vorurtheile herumstreifen, bedürfe, sondern bloß durch seinen ihr treuen, in ihr sich frey bewegenden Geist an die Menschen zu gelangen vermöge."

Auch aus dem Folgenden geht deutlich hervor, daß der Verf. die Wissenschaft als etwas Ewiges, Unerschaffenes annehme, und ihr den menschlichen Geist mehr als ein dienstbares Werkzeug beylege; was wohl nur halb wahr seyn kann, indem unser Geist nicht als ein bloß passives Wesen darf angesehen werden. In diesem Sinne bemerkt der Verf.:

„So wenig der menschliche Geist eine Wissenschaft, so wenig vermag er ein System zu erschaffen. Denn in diesem liegt das organische Leben jener, und es schlummert in der Tiefe unsers Geistes gleich dem im befruchtenden Schooße der Erde liegenden Saamenkorn. Wie aber die Erde, damit dieses in ihr aufkeime, Wurzeln fasse und gemäß seiner innern Kraft und Natur nach und nach sich zum schönen Ganzen entfalte, nichts zu thun hat, als ihm die gehörige Nahrung mitzutheilen; eben so hat auch der menschliche Geist, in dem der Keim eines Systems liegt, nichts anderes zu thun, als ihm von seiner rein-geistigen Natur die erforderliche Nahrung darzureichen, damit durch diese sorgsame Pflege Beyder (die Wissenschaft durch das System) sich entwickle und wahre Gestalt gewinne, u. s. w."

Freylich bleibt es am rathsamsten, die Natur in ihrem innern Schaffen und Walten zu belauschen und zu beobachten, dabey hütet man sich zuerst vor Irrthum. Aber unser Geist selber muß nothwendig als das heilige Organ angenommen werden, wodurch uns die wichtigsten Offenbarungen, woher sie kommen mögen, zu Theil werden; und einen richtigeren Prüfstein, als ihn, haben wir Menschen nicht. Aber desto mehr soll es uns daran liegen, ihn nach des Verfs. Warnungen vor Irrthum, und von Vorurtheilen rein zu bewahren. — Das ganze Werklein sprach Ref. sehr an. Es sind darin lauter reife und liebliche Früchte, geworden in einem hell denkenden Geiste, und genährt durch ein schönes und reines Gemüth.

F.

Dichtkunst.

Gedanken und Dichtungen auf meinem Wege zwischen der Schweiz und Schweden, von Hector Zollikoffer. Erster Theil. St. Gallen bey Huber und Comp. 1827.

Ein junger Schweizer kündigt sich hier dem Publikum in einer ziemlich originellen Manier an. Er berichtet uns, er sey ein Sprößling des berühmten Predigers Zollikoffer, und habe auf diese Empfehlung hin eine geniale Bettelreise durch Deutschland und Dänemark nach Schweden unternommen, er sey unterwegs an den verschiedenen Höfen eingekehrt, und habe mit edler Unverschämtheit sich an die Regenten gewandt, ihnen ein Paar seiner Gedichte eingeschickt, sich auf seinen berühmten Ahnherrn berufen und um einen Zehrpfennig gebeten, der ihm dann durch die Großmuth von fünf Monarchen zugeflossen sey, weßhalb er diesen auch ohne weitere Umstände sein vorliegendes unsterbliches Geistesprodukt zueignet. Der junge Mann sagt uns das alles mit einer allerliebsten Naivetät, und weit entfernt, in dieser neuen Gattung von „schweizerischem Reislaufen" etwas Unziemliches zu finden, ist er vollkommen überzeugt, daß jedermann sein zutäppisches Wesen für baare Genialität oder alteidsgenössische Treu- und Biederherzigkeit nehmen werde.

Das Buch enthält zunächst die Reisebeschreibung, deren der Verf. sich noch bey weitem mehr hätte schämen sollen, als der Reise selbst, weil man dergleichen höchstens thun, aber nie damit prahlen darf. In diese Beschreibung eingeschaltet sind eine Menge kleine Dichtungen, theils in Versen, theils in poetischer Prosa, die leztern meist Fabeln und Parabeln. Gedanken und Bilder sind selten neu, und die Anwendung oft schief. So macht der Verfasser ein Gleichniß von der Wahrheit. „Ein Hay prahlte, der Mächtigste des Meeres zu seyn. Aber einen mußt du doch fürchten, sagte der Delphin. Ich fürchten? Meinst du den Schwertfisch? Sein Zahn rizt mich ein wenig, da zermalme ich ihn. Meinst du den Wallfisch? Ein Spott ist mir sein träger Riesenleib. — Ein Zitterroche schwamm an ihnen vorbey. Der Delphin deutete auf ihn. Der Hay stürzte auf ihn, erhielt den elektrischen Schlag und peitschte betäubt mit seinem Schwanze die erschrockenen Wasser. Der Zitterroche ist die Wahrheit." Guter Dichter, daß doch nur dein Gleichniß richtig wäre; aber über den Wassern ist von solchen Wirkungen nichts zu spüren, und wer die Wahrheit sagt, kann höchstens darauf rechnen, Schläge zu — bekommen.

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 10. Juli 1827.

Länder- und Völkerkunde.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach ihren politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen betrachtet. Mit einer Reise durch den westlichen Theil von Pennsylvanien, Ohio, Kentucky, Indiana, Illinois, Missuri, Tennesee, das Gebiet Arkansas, Mississippi und Louisiana. Von C. Sidons, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwey Bände. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Vorliegendes Werk ist das gründlichste, das noch über Nordamerika geschrieben worden ist. Es läßt uns tiefer als irgend ein früheres einen Blick thun in die innern gesellschaftlichen Verhältnisse des Volkes, dessen Mitbürger der Verfasser ist. Eigene Ansicht, lange Erfahrung und ein gebildeter Verstand haben ihn bey seinen Schilderungen durchgängig geleitet. Das Werk ist nicht aus dem Englischen übersetzt, sondern ursprünglich deutsch geschrieben und auch an Deutsche gerichtet. Der Verfasser will mit seiner treuen, verständigen und lichtvollen Darstellung alle die falschen Vorstellungen, die man noch immer von seinem Vaterlande hat, niederschlagen, und denen, die etwa dahin auszuwandern Lust hätten, in der nacktesten Wahrheit zeigen, was sie finden und was sie nicht finden werden, was sie mitbringen müssen, und was sie daheim lassen sollen. Doch ist diese Rücksicht auf deutsche Auswanderer nur Nebensache, die Hauptsache ist dem Verfasser eine umfassende und doch gedrängte, recht objective Darstellung seines Vaterlandes im gegenwärtigen Zustande. Wir vermissen die Umsicht, den Ueberblick, die verständige Auswahl und Würdigung des Interessantesten, die unpartheyische Ruhe, die eine solche Darstellung auszeichnen sollen, nur in den wenigsten Fällen. Nur zuweilen kommt die Persönlichkeit des Verfassers in's Spiel, und eine gewisse leidenschaftliche oder pretiöse Ausdrucksweise verräth es. Dieß ist der Fall, wenn er von dem gegenwärtigen Präsidenten Adams und dessen Anhang spricht, gegen die er eingenommen ist, und deren politische Gefährlichkeit er mit republikanischem Partheyeneifer übertreibt; ferner, wenn er von den Bewohnern des Staats Kentucky spricht, von denen er irgend einmal eine persönliche Beleidigung erfahren haben mag, und deren er nie ohne die Zeichen des bittersten Ingrimms erwähnen kann; endlich wenn er sich belehrend an die Deutschen wendet, vor denen er sich ein etwas republikanisch-pedantisches Air gibt, und die er gleichsam wie politische Kinder mit einer Art von schonendem Mitleid behandelt. Diese kleinen Eigenheiten können sein übrigens so klares und unpartheyisches Gemälde um so weniger trüben, als sie sich auf den ersten Blick verrathen. Man wird in dem Verfasser gewiß nur mit Vergnügen einen eifrigen Bürger seines Staats erkennen, und über die kleinen Schwächen, die einem solchen Eifer anzuhängen pflegen, indem man sie sogleich herausfindet, leicht hinwegsehen.

Der erste Band enthält die Erörterung aller politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den gesammten Vereinigten Staaten, der zweyte Band aber die Reise. Im ersten übersieht der Verfasser sein Vaterland gleichsam wie einen Garten von oben herab, im zweyten wandelt er durch denselben.

Zuerst ist von dem politischen Zustand der Vereinigten Staaten die Rede. Der Verfasser schildert das außerordentliche Wachsthum dieser Staaten, deren Zahl jezt schon von 13 bis auf 24 gestiegen ist, während die Einwohner sich von 3 bis 11 Millionen vermehrt haben. Er theilt diese Bevölkerung in drey politische Partheyen: Demokrats, Federals, Torys. Demokrats werden geheißen, die jedem Bürger, der das ein-und-zwanzigste Jahr zurückgelegt hat, das Wahlrecht zugestehen, ohne Rücksicht, ob er liegendes Vermögen oder nicht besitze. — Federals, die das Recht zu wählen und gewählt zu werden bloß dem Land- und Eigenthumsbesitzer (Freeholder) zuerkennen. — Torys werden die Anhänger Englands, und die monarchische Parthey überhaupt ge-

heißen. Die Demokrats sind vorzüglich in Pennsylvanien, Maryland, Ohio, Indiana, Illinois, und zum Theil in New-York und New-Jersey, die Federals in Virginien und den sämmtlichen Sklavenstaaten (obwohl diese großentheils ihrer Konstitution eine demokratische Form geben), die Torys in den Seestädten und Neuenglandstaaten vorherrschend. Dann spricht sich der Verfasser über die Stellung dieser Partheyen aus. Er bemerkt, daß sich bey der lezten Präsidentenwahl die Federals von den Torys haben bestechen lassen, um das Haupt der leztern, den jüngern Adams, auf den Präsidentenstuhl zu erheben, wodurch das Haupt der Demokrats, Jackson, zurückgesezt worden sey. Er läßt es an den bittersten Aeußerungen gegen Adams und besonders auch gegen Clay, das Haupt der Federals und der Kentuckier, der sich von Adams durch eine Ministerstelle habe erkaufen lassen, so wenig fehlen, daß er ihnen nichts Geringeres vorwirft, als die Absicht des Hochverraths, der Usurpation. Wenn hier auch nur erbitterter Partheygeist spricht, so ist es doch immer merkwürdig, daß er sich gerade so ausspricht, daß diese Amerikaner noch beständig das Schreckbild der Aristokratie und Monarchie sehen. Der Argwohn und die Furcht der Demokraten ist der Republik in der That nicht minder gefährlich, als die Absicht der Torys, und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn diese endlich thäten, was jene beständig fürchten, wenn die Usurpation dadurch möglich würde, daß ihre Gegner sie für möglich hielten. Es fehlt Herrn Sidons nicht an politischem Hochmuth gegen die Europäer, aber er hätte vielleicht wohlgethan, wenn er sich in der Schule des alten Europa hätte belehren lassen, daß es allemal unpolitisch ist, den Teufel an die Wand zu malen, und daß er und seine Parthey besser thäten, die Unmöglichkeit, als die Möglichkeit der Usurpation zu beweisen.

Sehr lichtvoll ist die Auseinandersetzung der Verhältnisse Nordamerika's zu Südamerika. „Die nämliche Stellung, die England in Bezug auf die heilige Allianz und deren Kongresse genommen, ist auch die Stellung der Vereinigten Staaten gegen die Antipoden derselben, die militärisch-oligarchischen Republiken des Südens.“ Der Verfasser zeigt, daß Adams auf eine feste Verbindung mit den südamerikanischen Staaten nur in der Absicht dringe, um dadurch dem im Süden überwiegenden monarchischen Princip auch im Norden über das republikanische Princip das Uebergewicht zu geben, kurz um seine persönlichen ehrgeizigen Plane durchzusetzen. Es liege jedoch im wahren Interesse der Vereinigten Staaten, daß sie gegen Südamerika genau die Stellung behielten, wie England gegen die heilige Allianz. „Die Höhe dieser Stellung hat nun die gegenwärtige Administration (unter Adams) gegen eine unnatürliche Verbindung mit Staaten aufgegeben, die Religion, Lage, Sprache und Sitten zu ihrem ewigen Antagonisten bestimmen. Daß es der spanische Charakter nie redlich mit dem englischen Saamen meynen werde, sieht man schon an der Republik Mexiko. Zu derselben Zeit, als diese Regierung auf die Vollziehung des von Monroe ausgesprochenen Wortes in Paris und Washington drang, verweigerte sie den Vereinigten Staaten die Abschließung eines Handelstraktats nach dem Grundsatze der wechselseitigen Gleichheit (Reciprocity), weil, wie sie sich ganz naiv äußerte, ein solcher Handelstraktat sie verhindern würde, ihren südamerikanischen Schwesterstaaten im Falle eines Kriegs mit diesen beyzuspringen. Dieser Krieg mit den südlichen Staaten kann, — mit Mexiko wird er, und vielleicht bald — ausbrechen. Die gegenwärtige Administration hat dann das Verdienst, diese Staaten vereinigt, und auf ihre Stärke aufmerksam gemacht zu haben. Daß England an dem Gedeihen dieser Republiken so lebhaften Antheil nimmt, ist leicht zu erklären: es sind seine natürlichen Alliirten gegen die Vereinigten Staaten. Daß aber die Vereinigten Staaten diese ohnehin riesenmäßigen militärischen Republiken noch zu einer nähern Verbindung durch die Sanktion, die sie dem Kongresse von Panama gegeben, aufmuntern, wird doppelt unverzeihlich, wenn man einen Blick auf die Lage der nordamerikanischen Union wirft. Nichts ist weniger fest, und für die Zukunft gesichert, als diese. Eine der wichtigsten, und das Eigenthumsprincip der südlichen Staaten in seiner Grundfeste erschütternde Streitfragen trennt diese von den nördlichen. Es ist der Besitz der Sclaven. Es sind nicht bloße Partheyen, es ist die ganze Bevölkerung, die einander entgegensteht, und die jeden Schritt der Regierung in Bezug auf diesen Punkt mit einer verzehrenden Eifersucht bewacht. Glücklicherweise waren die vier Chefs der Administration selbst Bürger von Sclavenstaaten, und behandelten dieses Mißverhältniß mit der Zartheit, die es erforderte, der Zeit es überlassend, das Uebrige zu thun. Deßhalb wurde Hayti, so lebhaft der Norden dieß, seines Handelsinteresses wegen, wünschte, nicht anerkannt. Man besorgte mit Grund, eine solche Anerkennung würde der südlichen Sclavenbevölkerung Aufmunterung zu ähnlichen blutigen Versuchen geben. Deßhalb sind diese Staaten auch so sehr gegen einen Kongreß, der alle Raçen und Farben gleichstellen, und gegen eine Allianz, die sie mit so heterogenen Elementen verbinden soll.“

Nach Betrachtung dieser äußern politischen Verhältnisse lenkt der Verfasser wieder zu den innern ein, und entwirft uns ein sehr ausführliches Bild von dem Personal und der Beschaffenheit der nordamerikanischen Centralregierung. Ueber die Art der Verhandlungen auf dem Kongreß macht er eine Bemerkung, die für den

politischen Verstand seiner Landsleute ziemlich beschämend ist. „Das erste Interesse bey dem Kongreßmitgliede ist gewöhnlich das persönliche. Die Repräsentantenstelle soll ihm zu einer bleibenden Anstellung verhelfen. Dann kommt das seiner Parthey, seines County, seines Staates, und zulezt das der Union. An einem Centralpunkte der Vereinigung fehlt es. Die Interessen des Staates durchkreuzen sich zu sehr, um eine feste Richtung, wie im englischen Parlament, zuzulassen. Wenn dieses aus Whigs und Tories besteht, so ist der Kongreß der Vereinigten Staaten dagegen eine Versammlung von Unterhändlern, die von ihren Counties und Staaten abgesandt sind, nicht um das Wohl der Union, sondern ihr kleinliches Interesse zu befördern. Der eine soll die Straße durch sein County durchbringen, der andere den Canal. Dem einen hat seine Parthey einen Leuchtthurm, dem andern eine Akademie oder ein Taubstummeninstitut auf den Weg mitgegeben. Derley wichtige Aufträge haben die Repräsentanten der Nation, und wenn sie diese botenmäßig besorgen, so ist Alles gethan. Natürlicherweise benuzt dieses die Administration und ihre Parthey — hilft den Vertretern des Volks, diese wichtigen Interessen nach ihren besten Kräften befördern, und erfährt dafür wieder gegenseitige Erkenntlichkeit." Den Deutschen in Nordamerika macht der Verfasser noch insbesondere den Vorwurf, daß sie bey den Wahlen ohne Theilnahme seyen und bloß nach Vetter- und Gevatterschaften stimmten.

Dann spricht der Verfasser von den Wissenschaften, Universitäten und Schulen. „Die Universitäten sind nur, wenn ich so sagen darf, Kompendien der europäischen. Der Amerikaner studirt nicht seiner Bildung wegen, sondern um aus dem Gelernten so schnell als möglich Vortheil zu ziehen. Er will geschwind lernen, und nur dasjenige, was zu seinem Broderwerbe unumgänglich nothwendig ist. Er begnügt sich mit den Grundzügen der Wissenschaft, und ersezt die Lücken durch Erfahrung, Lectüre und natürlichen Scharfsinn. Geld zu machen ist ihm die Hauptsache, und hierauf bezieht er auch alles. Philosophie überläßt er dem Prediger, Poesie seinen Frauen, und wenn sich einer je in diese Gebiete verirrt, so kann er, wenn er nicht eigenes Vermögen besizt, ganz füglich Hungers sterben."

Ueber das häusliche Leben seiner Landsleute äußert sich Sidons, nicht ohne einen Seitenblick auf die Sentimentalität der Deutschen, daß es sehr nüchtern und trocken sey. Die Frau nennt den Mann nicht anders als Master, der Mann die Frau nicht anders als Mistreß, und die Tochter Miß. „Der Amerikaner behandelt seine Frau, seine Kinder nicht viel vertraulicher, als Bekannte oder Fremde. Diese Formalität hat etwas Eigenes, und scheint mit der republikanischen Freyheit nicht wohl übereinzustimmen. Im Grunde jedoch ist sie nothwendig. Ohne diese Art Zurückhaltung würde die Gleichheit in Rohheit ausarten."

In Betreff der religiösen Verhältnisse Nordamerika's macht der Verfasser eine wichtige Bemerkung. Er findet nämlich, daß die Nachbarschaft und Vermischung so vieler verschiedenen Religionen, wie sie in seiner Heimath alle neben einander geduldet werden, den Eifer und Haß der Partheyen ausnehmend abkühle. Er behauptet, Familien zu kennen, wo der Vater von der anglikanischen, die Mutter von der englisch-reformirten, einer der Söhne Wiedertäufer und die Töchter Methodistinnen sind, und in Frieden und Einigkeit leben. Aus demselben Grunde leitet er auch die immer zunehmende Schwäche der Religionspartheyen ab, die am meisten auf Ausschließlichkeit dringen, so namentlich der katholischen, die den häufigen Abgang immer nur aus Europa ersetzen müsse.

Der Abschnitt, worin der Verfasser von den Advokaten handelt, ist besonders für diejenigen lesenswerth, welche sich in Amerika niederlassen wollen, weil hier eine Menge Betrügereyen aufgedeckt werden, die den Ankömmling aus Europa bey Käufen und Niederlassungen erwarten. Die Schändlichkeiten, die hier unter dem Namen und Schein des Rechts vorfallen, übersteigen alle Begriffe und gereichen den oft so hoch gepriesenen Republikanern zur äußersten Schmach, da man ihnen leicht abhelfen könnte.

Ueber den Handel erhalten wir sehr interessante Betrachtungen. „Dem Amerikaner ist unter allen Beschäftigungen, der Handel die liebste. Dazu ist er geboren. Er ist durchgängig mehr oder weniger Kaufmann. Der Schuhmacher, der sich einige Dollars zusammengespart hat, fängt einen Schuhhandel, der Schneider einen Kleiderhandel an. Der Farmer handelt mit seinen Produkten tausend bis zweytausend Meilen in die Ferne, kauft Vieh und Getreide zusammen, und liefert es an die Seestädte, oder handelt mit Ländereyen. Der Arzt hat bey seiner Praxis seinen Medicinladen. Der Charakter der Nation ist kaufmännisch, und so ist es die Regierung. Ihre Politik, in Bezug auf auswärtige Mächte, beschränkt sich auf Handelstraktate, — in Bezug auf das Inland aber, auf Beförderung des Handels durch Straßen, Kanäle, Schiffahrt. Ihre Einkünfte fließen beynahe ganz aus dem Handel." Der Verfasser macht aber auf einen merkwürdigen Unterschied zwischen dem amerikanischen und europäischen Kaufmann aufmerksam. „Der Amerikaner hat weder den richtigen Takt, noch die Ausdauer des Holländers oder Deutschen, um einen mäßigen Gewinn einem schnellern, aber unsichern, vorzuziehen. Er ist in seinem Handel Abenteurer."

Daher die häufigen Fallimente, daher das Mißtrauen gegen amerikanische Häuser.

Neben den Kaufleuten bilden die Landwirthe, Pflanzer oder Farmers den wichtigsten und mächtigsten Stand in Nordamerika. Der Verfasser spricht zuerst von den reichen alten Pflanzern und ihrer aristokratischen Tendenz. „Der vornehme Farmer existirt am Jamesfluß in Virginien, gastfrey, aber auch stolz, als Tabackpflanzer, umgeben von einer Heerde Sclaven, die er nun, da seine Ländereyen durch unausgesezten Tabackbau erschöpft zu werden anfangen, als ein ächter Aristokrat nach Louisiana zu verhandeln anfängt. Seine Abstammung von vier oder fünf Ahnen, die vor ihm auf dieser Farm herrschten, und eine hinlängliche Anzahl weißer Lehnsleute, denen er kleine Stücke magern Landes verpachtet, und die nie unterlassen, mit dem Hute unterm Arm vor ihrem Lehnsherrn zu erscheinen, haben ihm eine Idee von Wichtigkeit beygebracht, die seinen Begriff von republikanischer Freyheit dahin reducirt, daß er völlig überzeugt ist, er dürfe Alles thun, und seine Umgebungen müssen sich Alles von ihm gefallen lassen, was ihm beliebt. Für ihn hat der Gedanke der Umwandlung seiner Pflanzung in ein Lordship (adeliche Herrschaft) nichts Abschreckendes, und offen erklärt er, daß Virginien und die Vereinigten Staaten, die in seinen Augen ohnedem nur Ergänzung seines eigenen Staates, des unzweifelhaften Hauptes der Union, sind, nie glücklich seyn werden, so lange nicht die englische Konstitution, wenigstens was Lords und Commons betrifft, eingeführt werde, wobey er sich dann großmüthig mit dem Lord zufriedenstellen, die Commons aber seinen armen Teufeln von Nachbarn, den Pennsylvaniern und New-Yorkern, gönnen würde." Die armen Farmers im Norden sind dagegen ächte Republikaner, und auf ihr demokratisches Ansehen höchst eifersüchtig. Die Armuth hindert sie nicht, ihre Selbstständigkeit zu behaupten. „Der Arme entbehrt zur Noth sowohl den Kaufmann als den Advokaten, das heißt, trinkt Kräuterthee und Kornkaffee, kleidet sich in selbstgemachte Stoffe, und gleicht seine Prozesse mit seinem Nachbar selbst aus. Auch an den Prediger bindet er sich nicht, und gefällt ihm dieser nicht, so entzieht er ihm seine Subscription, und liest seine Bibel zu Hause, oder geht in eine andere Kirche. Kurz er ist ein Mann, der auf eigenen Füßen steht und dieses fühlt."

Die ländliche Einrichtung der Farmers ist sehr ausführlich und anziehend geschildert. In Betreff der Gewerbe bemerkt der Verfasser, daß der Amerikaner zu Fabrik-Unternehmungen sehr wenig geneigt ist. Die Fabrikate von andern Staaten zu verkaufen und so seine Arbeiter im Auslande zu haben, scheint seiner republikanischen Größe mehr angemessen, als die Produkte seines Bodens selbst zu veredeln.

Zum Beschluß des ersten Bandes gibt der Verfasser ausführliche Nachricht von den Arten von Erwerbszweigen, mit welchen die Einwanderer aus Europa am besten ihr Glück machen können. Er zeigt, in welchen Fällen der Europäer bestimmt seine Rechnung finden werde, und in welchen nicht, und da er eine durchaus unabhängige, uninteressirte und unpartheyische Stellung behauptet, so dürften seine Anweisungen mehr Dank verdienen, als so manche andere, die von interessirten Menschen so häufig ertheilt worden sind.

Der zweyte Theil, welcher die Reise schildert, ist nicht minder interessant als der erste. Jeder Einsichtsvolle wird aus den wenigen Bemerkungen, die wir wörtlich der Darstellung Sidons enthoben haben, den Scharfblick, die umfassende Beobachtungsgabe und die Klarheit erkennen, die in diesem schätzbaren Werke sich nirgends verkennen läßt. Der Reichthum der darin enthaltenen Thatsachen ist übrigens so groß, daß wir den Leser nur aufmuntern können, das Werk selbst durchzugehen.

Dichtkunst.

Erzählungen, Balladen und Lieder von J. C. Benno. Erstes Bändchen 285 S. 8. 1826; derselben zweytes Bändchen 1827. 304 S. Coeslin bey Hendeß.

Der Verf. dieser poetischen Sammlung ist bereits einem großen Theile der deutschen Lesewelt durch seinen Roman: „das Wächterhorn von Cussalin" lieb und befreundet geworden, und Ref. darf versichern, daß auch diese neue Gabe seiner Muse gleiches Interesse verdient. Mag es freylich seyn, daß die Charakter-Darstellung des Hrn. B. noch hin und wieder schwankend ist; daß manche treffliche Schilderungen hie und da durch eine gewisse Breite der Erzählung getrübt und verflüchtigt werden, oder daß einige kleinere Lieder, welche ohnedieß Reminiscenzen großer Dichter enthalten, besser ganz fortgeblieben wären; so ist des Anziehenden und Gelungenen hier doch weit mehr vorhanden. Dahin rechnet Ref. besonders im ersten Theile, die eben so zart empfundene, als wahrgedachte Erzählung: „Kindlichkeit, Zweifel und Zuversicht," so wie im zweyten Theile „die Maternusfehde," welche auch rücksichtlich der Charakteristik wohlgelungen zu nennen ist. Unter den Romanzen erwähnen wir besonders „Ritter Bulgrin der Brudermörder" und „Slawina," leztere auch wegen der vortrefflichen Verstechnik.

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 13. Juli 1827.

Religiöse Streitschriften.

Der in der jüngsten Zeit wieder so laut gewordene religiöse Streit dreht sich wesentlich um drey Punkte. Man streitet erstens um Meynungen, zweytens um Rechte, drittens um Thatsachen, die wieder mehr dem Meynungsstreit oder dem Rechtsstreit angehören.

Der Meynungsstreit ist der wichtigste, denn aus ihm geht jeder andere ursprünglich hervor. Im Allgemeinen stehen sich zwey Meynungen schroff gegenüber, die katholische und die protestantische, die indeß untereinander wieder mannichfach modificirt sind und sich selbst bekämpfen. Bey den Katholiken unterscheiden wir eine strenge ultramontanistische und eine gemäßigte Meynung, bey den Protestanten eine orthodoxe, eine rationalistische und eine pietistische, wovon die erste das Wort und die Schrift, die zweyte das Denken und Forschen, die dritte das Gefühl zur Glaubensquelle macht.

Der Rechtsstreit betrifft theils die Rechte des Papsts in katholischen, theils die Rechte der Fürsten in protestantischen Ländern.

Die Thatsachen und Ereignisse, worüber man streitet, sind entweder Proselytenmacherey und Bekehrungen von einer Kirche zur andern, und gehören demzufolge mehr in das Gebiet des Meynungsstreites, oder es sind kirchliche Verordnungen und Maßnahmen, durch welche irgend ein wirkliches oder eingebildetes Recht verletzt wird, und diese gehören unter die Rechtsstreitigkeiten.

Die Literatur der jüngsten Zeit enthält Streitschriften von allen genannten Arten. Was zuerst den Meynungsstreit betrifft, so klagen sich die Confessionen wechselseitig an, und vertheidigen sich wieder. Außer den Flugschriften dienen vorzüglich die theologischen Journale zu einem Tummelplatz der Partheyen, und am thätigsten sind die Protestanten in der Rechtfertigung ihres Glaubens und in der Befehdung des katholischen. Doch geschieht auch von Seiten der Katholiken immer mehr Rede und Antwort. Unter den Flugschriften, die gegen die katholische Parthey gerichtet sind, bemerken wir zunächst eine mit dem Titel: Wir bleiben Protestanten! Sendschreiben an protestantische Bürger und Landleute von einem alten Volksfreunde. Leipzig 1826 bey Knobloch. Sie ist ziemlich heftig und kriegerisch, zugleich angreifend und vertheidigend. Der Rechtfertigung des Protestantismus insbesondere dienen die Schriften: warum nennen wir uns Protestanten? von Julius Frey, Leipzig 1826, und ein Nachtrag dazu von demselben Verfasser, ferner: der Protestantismus, in seiner geschichtlichen Begründung, in seinem Einflusse und in seinen Hauptlehren nach den besten Quellen dargestellt von Friedrich Hoffmann. Stuttgart, bey Gebrüder Franckh 1827. Diese kurzgefaßte und umfassende Schrift ist ein treuer Spiegel der Konfession. Einige andere Schriften sind vorzugsweise dem Angriff gewidmet und stellen die entgegengesetzte katholische Parthey von ihrer Schatten- oder wenigstens von ihrer schwachen Seite dar. Am unermüdlichsten ist Paulus in Heidelberg bey diesem Geschäft. Neben seinem Sophronizon hat er jezt Kirchen-Beleuchtungen herauszugeben angefangen (erstes Heft, Heidelberg bey Groos 1827), worin er nach seiner bekannten Weise alle Irrthümer und Fehler der Gegner rügt und benuzt. Die Thätigkeit dieses Vorkämpfers für „protestantische Freyheit" und für den „Denkglauben" ist bewunderungswürdig. Ist er nicht der fruchtbarste unter den Theologen überhaupt, so doch gewiß unter den theologischen Polemikern. Er hat in diese Polemik das Tiralliren und den kleinen Krieg eingeführt, und hierin ist er Meister. Eine auch für uns Deutsche sehr interessante Schrift ist die kürzlich erschienene: Religionsphilosophie in Frankreich, eine Folge von Abhandlungen von Benjamin Constant, D. J. und Sismondi, übersezt von F. W. Carové. Göttingen bey Vandenhoek und Ruprecht, 1827. Die Verfasser sind Franzosen, folglich sind diese Abhandlungen praktischer Natur. Sie gehen von historischen Thatsachen, nicht von Theorien aus, und sind für das Leben berechnet, nicht für die Beschaulichkeit. Sie enthalten ein Sündenregister des Ultramontanismus in Frankreich von den ältesten Zeiten an bis auf unsere. Zugleich sind sie ein wichtiges Dokument der gemäßigten

Parthey unter den Katholiken, der Parthey, welche Vernunft und Moral, nicht Papismus und Jesuitismus will. Sie hat insbesondere eine historische und politische Bedeutung, da sie die Meynung und Gesinnung einer sehr achtbaren Parthey im heutigen Frankreich ausspricht.

Wenn es sich einmal um die Vorzüge der einen Confession vor der andern handelt, so erfordert die Billigkeit, daß man nicht unbedingt die seinige preise, ohne die andere anzuhören, sondern daß man vergleiche. Verdienstlicher als die unbedingten Lobreden oder Klagschriften sind daher vergleichende Betrachtungen, wie z. B. die Schrift: Evangelischer Glaubensschild oder vergleichende Darstellung der Unterscheidungslehren der beyden christlichen Hauptkirchen von Ludwig Sackreuter, Freyprediger und Lehrer an der zweyten Stadtmädchenschule zu Darmstadt, Leipzig, in Baumgärtners Buchhandlung 1827. In dieser Schrift werden Satz für Satz die Lehren der katholischen und protestantischen Kirche über die wichtigsten religiösen Gegenstände einander gegenüber gestellt, und zwar immer mit genauer Bezeichnung der Quellen. Der Verfasser hofft durch diese Vergleichung überall augenscheinlich zu machen, wie der Protestantismus in allem eine freyere und vernünftigere Ansicht von den göttlichen und menschlichen Dingen beurkunde. Doch ist seine Darstellung nicht ganz unpartheyisch. Er geht schon bey den Fragen, bevor er noch die Antworten gibt, von einem Vorurtheil gegen den Katholicismus aus und legt dessen Meynungen gern böse Absichten unter. Er drückt sich z. B. nicht immer aus: was meynt die katholische Kirche von dieser oder jener Glaubenswahrheit? sondern er sagt zuweilen: wie bemäntelt sie dieß oder jenes? Kurz er ist nicht unbefangen genug bey seiner Darstellung. Ueberdem aber führt er, wie dieß jezt so sehr gewöhnlich ist, allen Unterschied der kirchlichen Partheyen auf Satzungen zurück, und vergißt darüber einen weit wichtigern Unterscheidungsgrund, den psychologischen. Es sind ursprüngliche Stimmungen und Neigungen der menschlichen Natur, die mehr zu einem sinnlichen oder zu einem gemüthlichen, oder zu einem Denkglauben führen. Erst aus dieser ursprünglichen Verschiedenheit entstehen verschiedene Satzungen, und diese Satzungen sind nur der Schatten des inneren Lebens, das sie nur schwach ausdrücken können. Man kann die Satzungen widerlegen, ohne darum ihre lebendige Quelle in der menschlichen Natur zu verschütten. Die Satzungen sind Geschöpfe des Glaubens, nicht die Schöpfer desselben. Aller Wortstreit hat daher auch noch niemals ausgereicht, die ursprünglichen Naturunterschiede auszugleichen.

Die Katholiken sind nicht ganz so thätig, als die Protestanten, ihren Glauben zu vertheidigen, wenigstens nicht in der Literatur; doch schreiben auch sie allmählich immer mehr. Unter den leztern ihrer Vertheidigungsschriften zeichnet sich vorzüglich eine aus, die eine vollständige Antwort auf die Schrift von Sackreuter enthält, ohne daß sie zu derselben in irgend einer äußeren Beziehung stände. Sie führt den Titel: der verkannte und der wahre Katholik nach dem Englischen des Gother übersezt und mit einer historischen Vorrede eingeleitet von Dr. Ritter, Professor der Theologie in Bonn, Bonn bey Habicht 1827. Abgesehen von dem besondern Interesse, das diese Schrift für die Emancipationssache der Katholiken in Irland hat, ist sie auch von einem ganz allgemeinen Interesse für die gesammte katholische Welt. Sie verfolgt gleich der Sackreuterschen Schrift Satz für Satz die Lehren der Kirche, und unterscheidet jedesmal, was der ächte Katholik glaubt und glauben soll, und was die Protestanten ihnen Unvernünftiges zu glauben Schuld geben. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß die Katholiken durchaus verkannt würden, daß sie wirklich gar nicht glaubten, wessen sie beschuldigt werden, daß die fürchterlichen Sachen, deren man sie anklagt, beym Licht besehen, nur Verläumdungen seyen, daß der wahre Katholik und der gute und vernünftige Mensch keineswegs so entgegengesezte Dinge seyen, als man behauptet. Es versteht sich, daß der Verfasser zu der gemäßigten Parthey seiner Glaubensgenossen gehört, wie sich dieselbe schon von Alters her auf den Koncilien dem Ultramontanismus entgegengestellt hat, und wie sie in Frankreich und in Deutschland jezt sehr zahlreich ist. Wer in blindem Eifer sich unter den Katholiken durchaus nur Ultramontanisten und Jesuiten vorstellt, und keinen Unterschied anerkennt, belehre sich darüber aus der vorliegenden Schrift, und aus der oben angezeigten von Carové. Zwey andere katholische Schriften verfahren nicht so glimpflich. Der Fehdehandschuh, welchen der Verfasser der Schrift: wir bleiben Protestanten! hingeworfen, ist von einem andern aufgenommen worden. In der Antwort eines alten Freundes der Wahrheit auf jenes Sendschreiben, Würzburg 1827, wird geradezu behauptet, daß die Protestanten keine Protestanten bleiben, daß sie vielmehr je eher je lieber in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren sollten. Der Verfasser benuzt mit viel Sachkenntniß alle Schwächen und inneren Schäden der protestantischen Kirchen, um dadurch seine Behauptung zu unterstützen. Er zitirt die berühmtesten protestantischen Theologen, welche selbst über diese Schäden geklagt, und sucht darzuthun, daß unter den Protestanten wirklich ein augenfälliges Bedürfniß nach Rückkehr in die alte Kircheneinheit herrschend sey. Noch bitterer ist der Angriff, den eine andere Würzburger Schrift auf die Protestanten macht. Sie führt den Titel: Urtheil der Orientalischen Kirche und ihres Patriarchen zu Konstantinopel über die Augsburgische Konfession, mit

eigenen Bemerkungen von J. G. Pfister. Würzburg, 1827. Diese Schrift enthält die Uebersetzung der sogenannten Censur, welche der Patriarch von Konstantinopel mit der ihm von den Protestanten zugeschickten Augsburgischen Konfession vornahm, ein merkwürdiges Aktenstück. Die Censur läuft auf eine Verwerfung der Konfession hinaus, und ihr neuer Herausgeber benuzt diesen Umstand, um zu zeigen, daß alle von der katholischen abweichenden Konfessionen sich unter einander selbst verwerfen und anfeinden, daß sie alle nichtig seyen, und daß nur die katholische Kircheneinheit Heil bringe.

Der Protestantismus geht in seiner bekannten doppelten Richtung in zwey Extreme aus, einerseits in Rationalismus, Vernunftglauben, Denkglauben, andrerseits in Pietismus, Gefühlsglauben. In der Mitte steht der orthodoxe Buchstabenglaube, als der herrschende und bindende, der das Ganze des Protestantismus zusammenhält, daher jene Extreme nach beyden Seiten hin anfeindet und aufzuheben strebt. Dieses Bestreben hat von Seiten der Rationalisten unter andern folgende Schrift veranlaßt: Dr. Karl Gottlieb Bretschneiders Apologie der neuen Theologie des evangelischen Deutschlands gegen ihre neuesten Ankläger. Halle, 1826 bey Kümmel. Sie enthält eine vollständige Vertheidigung des Rationalismus und seiner vorzüglichsten Urheber und Verbreiter in Deutschland. Merkwürdig ist auch die kleine unscheinbare Schrift: ein Vorwort zu den dem protestantischen Bayern diesseits des Rheins devorstehenden Generalsynoden, gesprochen von Lehmus. Nürnberg bey Riegel und Weißner 1827. Sie ist ebenfalls eine Vertheidigung des Rationalismus, will denselben aber sonderbarer Weise auf die vernünftige Auslegung des Lutherthums in den Schranken des Lutherthums einengen, ohne einen beständigen Fortschritt der Vernunft unabhängig von allen Satzungen zu gestatten. Diese Meynung verhält sich zum Lutherthum nicht anders, als die Meynung der ältesten christlichen Aristoteliker zu den Kirchensatzungen. Die Vernunft soll nämlich nur das Recht haben, zu beweisen, daß die vorgeschriebene Satzung richtig sey, nicht aber, daß sie unrichtig sey. — Auch über den Pietismus findet sich eine kleine Schrift von K. A. Märtens (Halberstadt bey Brüggemann, 1826). Sie warnt vor dessen Gefahren in der gewöhnlichen oberflächlichen Manier, ohne im mindesten in die Tiefe der Ansicht einzudringen, die sie zu verwerfen sich mit priesterlicher Salbung herausnimmt. Bey weitem wichtiger ist eine kleine Schrift von Franz von Baader: vom Segen und Fluch der Kreatur, drey Sendschreiben an Görres. Straßburg bey Le Roux 1826. Obgleich dieß Schriftchen nichts weniger als populär geschrieben ist, so wird es doch durch seine Tendenz bedeutungsvoll und wichtig, weil man erwarten kann, daß auf dieser neugebrochenen Bahn vielleicht bald weiter fortgeschritten wird. Herr von Baader vindicirt nämlich die protestantischen Mystiker für den Katholicismus, und in seiner Person bietet die katholische Parthey zum ersten Mal der pietistischen die Hand. Er sucht zu beweisen, daß insbesondere der Theosoph Jakob Böhme, und im Allgemeinen alle Mystiker unter den Protestanten nur auf dem Rückweg zum Katholicismus begriffen seyen. Indem er sie aber anerkennt und ihre tiefern Ideen rühmt und preißt, thut er weit mehr, um diese Parthey der katholischen zu befreunden, als bisher je ein Katholik gethan hat, denn man machte bisher wohl aus Mystikern und Pietisten Proselyten, ließ aber nichts von ihnen gelten.

(Der Beschluß folgt.)

Reise-Literatur.

Entdeckungsreise in dem nördlichen und mittleren Afrika. Nach der Darstellung der Herrn Denham und Clapperton. Aus dem Englischen. Jena, in der Branschen Buchhandlung 1826.

Die hier geschilderte Reise ist eine der interessantesten und wichtigsten der neuern Zeit. Es ist nach vielen früher mißlungenen Versuchen die erste Reise in's innere Afrika, die ein glückliches Resultat gehabt hat. Der Zweck dieser Reise, wie aller frühern ähnlichen Versuche, war theils ein geographisch-naturhistorischer, theils ein politisch-merkantilischer. Die Engländer wollten durch die Bekanntschaft mit dem innern Afrika theils die Erdkunde bereichern, theils vortheilhafte Handels-Verbindungen anknüpfen. Zu dieser lezten Entdeckungsreise wählte die Regierung vorzüglich geschickte Männer, und da dieselben troz allen Gefahren doch immer auch vom guten Glück begünstigt wurden, so gelang ihnen das Unternehmen über die Erwartung. Die Herrn Denham und Clapperton mit noch zwey andern Gefährten, die aber dem heißen Klima bald erlagen, begaben sich im Jahr 1824 nach Tripolis. Das Ansehen der Englischen Regierung erzwang vom Bassa dieses Staats nach einer langen hinterlistigen Verzögerung ein Geleit für die Reisenden. Das Interesse der Barbaresken und aller Muhamedaner war natürlich, den Engländern jeden Handelsweg in's innere Afrika zu versperren, da sie selbst sich das Monopol dieses Handels seit undenklichen Zeiten zugeeignet haben. Schon dieser Umstand sezte die Reisenden beständigen Gefahren aus; denn, obgleich es die Mauren nicht wagten, sie offen anzugreifen, so verbreiteten sie doch auf ihrem ganzen Wege das Gerücht, die-

Engländer wollten das Land nur kennen lernen, um es nachher zu erobern. Unsere Reisenden hatten daher alle Beredtsamkeit und Gewandtheit nöthig, um diesen Verdacht zu entkräften. Uebrigens kam es ihnen sehr zu Statten, daß sie im Charakter von Gesandten einer großen Macht und in europäischer Uniform reisten. Hätten sie, wie die frühern Reisenden, sich in Muhamedaner verkleidet, so würden sie als Betrüger behandelt worden seyn, wie jene. Ueberall, wohin sie kamen, achteten die rohen Völker das Recht der Gesandten und Fremden. Sie zogen durch die große Sandwüste, welche sie glücklich überschritten; unterwegs aber hatten sie mancherley Abenteuer mit der Araberhorde zu bestehen, von welcher sie eskortirt wurden; denn diese tapfern und räuberischen Menschen trieben ihr Handwerk des Mordes und der Plünderung, wo sie nur auf bewohnte Gegenden stießen.

Südwärts der großen Wüste im Reich Bornu wählten sich die Reisenden ihr Hauptquartier, von wo aus sie weitere Unternehmungen versuchen wollten. Der Scheik von Bornu, an den sie empfohlen waren, nahm sie gütig auf, da er viel natürlichen Verstand besaß, von den klugen Fremdlingen gern etwas lernen wollte und nicht ohne politischen Takt die Vortheile einer Handels-Verbindung mit England erwog. Hier, wo Mauren und Neger sich vermischen, besteht auch ein ununterbrochener kleiner Krieg. Die Reisenden befanden sich überall auf einem Kriegsschauplatz und waren öfters genöthigt, am Kampf Antheil zu nehmen. Durch diesen Umstand wären sie beynahe zu einer Art Gefangenschaft verdammt worden, da der Scheik sie nicht von sich lassen wollte, um sie nicht den Gefahren des Kriegs auszusetzen. Major Denham ließ sich aber durch nichts abhalten. Da er auf keine andere Weise das Land kennen lernen konnte, als wenn er den Krieg mitmachte, verließ er heimlich den Scheik und begab sich mit seinen Arabern auf den Kampfplatz. Nach einigen kleinen Siegen wurden sie aber von den schwarzen Felatahs mit überlegener Macht zurückgeschlagen. Die Araber blieben fast alle auf dem Platz. Denham ward auf der Flucht eingeholt und verwundet, rettete sich aber dennoch auf eine wunderbare Weise. Später unternahm er eine friedliche Reise nach Osten am großen Fluß Niger. Er hörte von ansehnlichen Staaten, die sich noch im Südosten befänden, unter andern von einem Reich, das eine große Königin beherrsche. Doch sah er keine Möglichkeit, bis an das östliche Meer vorzudringen. Die Muhamedaner selbst müssen, um ihre Pilgerfahrt nach Mecca zu machen, statt auf dem nähern Wege gerade nach Osten, auf dem weit entferntern nordwärts über Tripolis reisen. Wie Denham ostwärts gezogen war, so Clapperton südwärts. Er kam nach Sudan, dessen Sultan ihn eben so gefällig aufnahm, als der Scheik von Bornu. Hier befand sich Clapperton in der Nähe des westlichen Meeres, und die Einwohner besaßen schon eine Menge europäische Luxusartikel, die sie an der Küste von Amerikanern einhandeln. Der Sultan war noch mehr als der Scheik zu einer Handels-Verbindung mit England geneigt, weil sein Land näher am Meere liegt. Er schrieb an den König von England, forderte Kanonen und Flinten von ihm, und versprach ihm dagegen einen Hafen an der Küste, Handelsfreyheit und Abschaffung des Sklavenhandels. Clapperton machte dieß leztere zur ausdrücklichen Bedingung. Der Sultan schien sich zu wundern, wie die Weißen ihre Gesinnung geändert hätten, da sie es gerade gewesen, die den afrikanischen Sklavenhandel so in Flor gebracht. Clapperton erklärte ihm die Schändlichkeit der Sklaverey, und entwarf ihm das Bild eines freyen und humanen Volkes. Der Sultan wurde dadurch bewegt und rief aus: Gott ist groß, wahrlich ihr seyd ein schönes Volk! Der Scheik von Bornu, mehr im Binnenlande und hartnäckiger im maurischen Interesse, schrieb auch an den König von England, wollte jedoch nur Krämer mit kleinen Handelsartikeln in seinem Lande zulassen.

Die Reisenden blieben drey Jahre in Afrika und lernten Land und Volk gehörig kennen. Da ihr Arzt starb, und sie selbst keine großen Kenntnisse in den Naturwissenschaften besaßen, so beschränkten sich ihre Beobachtungen und Nachrichten meist auf das Geographische, Volksthümliche und Politische, was auch für ihren Zweck das Wichtigste war. Sie fanden überall gut policirte Staaten, viel Verstand und Wißbegier, und manchen sehr edlen Charakter. Doch begegnete ihnen auch häufig religiöser Fanatismus, politische Hinterlist, Mordgier und Dieberey, immer aber mehr von Seiten der Mauren, als der Neger. Nach dem Bericht der Reisenden und nach den mitgebrachten Briefen zu urtheilen, hat die Erscheinung dieser Engländer in jenen Gegenden einen guten Eindruck hinterlassen, und sie haben künftigen Reisenden den Weg zu noch weitern Forschungen gebahnt. Aus ihren Nachrichten geht aber zugleich hervor, daß nur ein fortwährend geschicktes und freundschaftliches Betragen von Seiten der Engländer diesen Weg offen halten kann, denn jene Völker Afrika's sind in hohem Grade mißtrauisch und zahlreich genug, um einer gewaffneten Einmischung, wie derjenigen der Engländer in Indien, zu widerstehen. Schließlich bemerken wir, daß ein Karton zu der bekannten Berghausischen Charte von Afrika das ganze geographische Resultat dieser wichtigen Reise enthält.

Nr. 57.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 17. Juli 1827.

Religiöse Streitschriften.

(Beschluß).

Neuerdings ist auch die Frage über die kirchliche Gewalt des Staatsoberhauptes wieder ziemlich lebhaft angeregt worden, in Preußen besonders durch die von oben her gebotene Liturgie, in Anhalt-Köthen durch die bestimmte Weigerung des katholisch gewordenen Herzogs, dem Recht und der Gewalt eines obersten Bischofs seiner protestantischen Unterthanen zu entsagen. Unter den über diesen wichtigen Gegenstand erschienenen Flugschriften zeichnen sich besonders zwey aus. Die erste führt den ominösen Titel: Cujus regio, ejus religio. (Wessen das Land, dessen der Glaube!) Kirchenrechtliche Andeutungen, Erörterungen und Untersuchungen zur Steuer der Wahrheit von A. E. Baltzer, Diaconus der St. Jakobi-Kirche in Stettin. Leipzig bey Hartmann 1826. Der Verfasser schwört auf den berüchtigten Grundsatz, der in einem finstern Zeitraum wirklich einmal in der protestantischen Kirche Rechtens war, aber seiner Unvernunft an sich und der verderblichen Folgen wegen, die aus ihm hervorgingen, bald wieder aufgegeben wurde, auf jenen Grundsatz nämlich, daß sich die Unterthanen eines Landes nur nach der Religion ihres Beherrschers richten sollen, daß im ganzen Lande nur die Religionsübung herrschen soll, zu welcher der Fürst sich bekennt. Der Verfasser will diesen Grundsatz zunächst auf den Fall der Union zwischen Reformirten und Lutheranern und der preußischen Agende angewendet wissen, und verlangt unbedingten Gehorsam. Er läugnet sogar, daß den Unterthanen nur das Recht zustände, das zu beurtheilen, was zu glauben ihnen geboten wird. „Auch will es in keinem Falle dem Unterthanen geziemen, normative Betrachtungen über Gegenstände sich zu erlauben, deren Erörterung dem Oberhirten durchaus anheimgegeben ist, und durch dessen höchsteigene Entschließungen erst Licht in so manche Dunkelheit kommen wird. Denn der höchste Bischof ist auch höchster Nomothet der Kirche.“ S. 20. Er nennt S. 35 einen Gegner dieser Ansicht geradezu einen „Demagogen,“ und geht so weit, S. 17 sogar einen größern „politischen Nachdruck“ zu verlangen um den kirchlichen Verfügungen Achtung und Geltung zu verschaffen. Hat der Verfasser denn gar nicht bedacht, wohin seine Lehre führen müßte, wenn sie wirklich eine allgemeine Anwendung fände? Hat er die unglückliche Pfalz vergessen, deren Bewohner fünfmal ihren Glauben ändern mußten, weil die Churfürsten ihn fünfmal nach einander wechselten, und damals jener Grundsatz: cujus regio, ejus religio! in seiner ganzen Strenge galt? Wer mag läugnen, daß die Union in der löblichsten Gesinnung gestiftet sey, eben darum aber kann ihr eine Vertheidigung, wie die vorliegende, die sich auf kein Vernunftrecht, nur auf ein Gewaltrecht stützt, eher schaden, als nützen. Mag auch des Verfassers Diensteifer eine sehr achtbare Quelle haben, so bleibt es doch immer höchst ungeschickt, ihn auf Glaubenssachen auszudehnen und die Pflicht gegen Gott mit der gegen die Obrigkeit schlechterdings zu verwechseln. Die Religion befiehlt allerdings Gehorsam gegen jede eingesetzte Obrigkeit, aber dieser Gehorsam gegen die Obrigkeit kann nicht umgekehrt jede Religion befehlen. Christus sagt: gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Man wirft den Katholiken vor, daß sie Gott oder vielmehr dessen irdischen Stellvertretern auch das gegeben hätten, was des Kaisers war, weltliche Macht. Sollten aber darum die Protestanten dem Kaiser oder König geben müssen, was Gottes ist?

Die zweyte Schrift enthält, obwohl sie in gar keinem äußern Zusammenhange mit der ersten steht, doch eine indirekte und sehr bündige Widerlegung des darin ausgesprochenen politischen Grundsatzes. Sie führt den Titel: Privatgutachten über die aufgegebene Frage: Kann ein deutscher Regent, wenn er römisch-katholisch wird, eine Pflicht oder ein Recht haben, auf eine evangelisch-protestantische Landeskirche unmittelbar und persönlich, als Souverain oder als oberster Bischof zu wirken? von Dr. Paulus in Heidelberg. Dessau bey Ackermann 1827. Der bekannte Verfasser verneint die Frage aus guten Gründen. Er stützt sich hauptsächlich auf den Beweis, daß ein und derselbe Mensch, der dem Protes-

stantismus feyerlich abgeschworen, nicht zugleich ein Oberhaupt und Beschützer desselben seyn könne, und er verweist auf die natürliche Konsequenz und segensreiche Wirkung des entgegengesetzten Verfahrens, welches namentlich Chursachsen befolgte, als der Churfürst August König von Polen und katholisch wurde. Damals entsagte der neue König seiner kirchlichen Gewalt über die Protestanten, und es war eben so Recht, als es gute Früchte getragen hat.

Wenn in der oben angeführten Schrift Herr Balber die preußische Agende nur auf eine sehr plumpe Weise vertheidigt hat, so wird sie dagegen in einer andern desto vernünftiger und würdiger gerechtfertigt. Die Wiederherstellung des ächten Protestantismus oder über die Union, die Agende und die bischöfliche Kirchenverfassung, von Dr. Fr. Pustkuchen-Glanzow, Verfasser der Wanderjahre ꝛc. Hamburg bey Hoffmann und Campe 1827, gehört zu den wenigen unpartheyischen und gemäßigten Schriften, die über den fraglichen Gegenstand erschienen sind. Umsicht und guten Willen besitzt der Verfasser in reichem Maße, und beyde vermögen ihn, von einem allzuhohen Ideal abzustehn, und mit Berücksichtigung der Zeitumstände und der allgemeinen menschlichen Schwächen das Bessere zu befördern, wenn es gleich nicht das Beste ist. Er stellt die Alternative, man müsse die Neuerung ganz oder gar nicht annehmen, weil bey einer halben Theilnahme dafür, die zwey schon bestehenden Partheyen nur noch durch eine dritte vermehrt, statt vereinigt werden müßten. Er täuscht sich indeß wohl über die Leichtigkeit der Vereinigung, indem er immer die Gefügigkeit, den Indifferentismus und die nachgiebige Vor- und Rücksichtlichkeit der höhern Stände im Auge hat, nicht die unerschütterliche Gläubigkeit und den hartnäckigen Eifer des Volks. Er appellirt an den guten Willen, als ob es sich von einer Kollecte handelte, als ob die Leute geben könnten, was sie einmal doch nicht haben, Glauben an das Neue, Ueberzeugung von dessen Göttlichkeit. Man kann wahrhaftig eben so wenig aus gutem Willen und Rücksicht gegen fremde Wünsche, als aus Zwang seinen Glauben ändern, und eine Kirche, die man versuchsweise auf diesen indifferenten guten Willen, auf eine gewisse religiöse Höflichkeit bauen wollte, würde noch auf weit schwächern Füßen stehen, als eine verhaßte, nur erheuchelte, die offene Gewalt und Zwang gegründet.

Ueber das Agendewesen ist noch eine besonders interessante Schrift erschienen: Historische Beleuchtung der Agenden in den märckischen Kirchenordnungen vom Jahre 1540 und 1572 und der Preußischen vom Jahre 1558, auf welche die Kirchenagende für die Hof- und Domkirche zu Berlin vom Jahr 1821 und 1822 sich als auf ihre Grundlage bezieht, von J. L. Funk. Neue Ausgabe, Neustadt a. d. O. bey Wagner 1827. Die neue Berliner Agende bezieht sich in der Vorrede auf jene drey frühern Agenden, und rühmt deren lautern evangelischen Geist und deren wunderbare Wirksamkeit. Der Verfasser sucht dagegen durch historische Thatsachen das Gegentheil zu beweisen und schließt: „Aus allen diesen Datis ergibt sich nun über die drey historisch beleuchteten Agenden Folgendes: Sie waren nicht für die Kirche, der sie angehören wollten und in der sie gebraucht werden sollten, sondern für anderweitige Rücksichten und aus fremdartigen Gesichtspunkten bearbeitet, und deßhalb aus den liturgischen Formen und Ansichten verschiedener Kirchenpartheyen so zusammengestellt, wie es jenen Rücksichten am gemäßigsten schien. Darum waren sie in sich selbst unhaltbar, wie jedes Werk, dem innere Nothwendigkeit fehlt, und wurden andern anstößig; darum mußten sie durch Ernst und Strenge erhalten werden, indem sie nicht die Ueberzeugung für sich hatten; darum reichten äußere Umstände hin, sie nach wenigen Jahren ihrer Entstehung zu fällen. Seitdem gehören sie nur der Geschichte an, wie beachtungswerthe Zeugnisse für das Wort der Schrift: Weil du lau bist, und nicht kalt oder warm, werde ich dich ausspeyen aus meinem Munde." — Eine andere kleine Gelegenheitsschrift: über die Einweihung der Kirchen, eine liturgische Erörterung von Karl Fuchs, Nürnberg bey Riegel und Wießner, warnt vor dem Einfluß des Supranaturalismus und der Wundersucht auf kirchliche Formen und Gebräuche, und vor dem Glauben, als ob durch das Einweihen und ceremoniöse Segnen einer Person oder Sache irgend eine höhere und heilige Kraft verliehen würde.

Außerdem sind noch viele kleine Schriften erschienen, die sich auf besondere Fälle und Thatsachen beziehen, vorzüglich auf das Proselytenmachen. Professor Krug in Leipzig gibt eine: neueste Geschichte der Proselytenmacherey in Deutschland nebst Vorschlägen gegen dieses Unwesen. Jena 1827 bey Bran. In derselben Handlung und in der gleichen Form ist erschienen: Geschichtliche Darstellung der auf Bekehrung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Salm-Salm von der Römisch-Katholischen Religion zum Christlich-Evangelischen Kultus von der Augsburger Konfession Bezug habenden Thatsachen. Aus dem Französischen. Beyde Schriftchen sollen sich gleichsam wie Nacht und Tag gegenüberstehen. Die Zusammenstellung ist etwas grob. Dort wird jedes Uebertreten zum Katholicismus schlechterdings verdammt und verspottet, hier das Uebertreten zum Protestantismus schlechterdings gesegnet und gepriesen. Auch Friedrich Hoffmann, der Verfasser des oben genannten „Protestantismus" hat ein Traktätlein geschrieben: Seht euch vor, vor den falschen Propheten! Stuttgart bey Karl Hoffmann 1827. Es ist

ebenfalls gegen die katholischen Proselytenmacher gerichtet. Unter den Katholiken hat der Hofrath von Schütz dem Professor Krug geantwortet, und diese Fehde ist von beyden Seiten weder wichtig noch erbaulich. Diese Art von Polemik hat immer etwas sehr gehässiges, weil sie sich auf Persönlichkeiten bezieht. Die Person des Proselyten wird ohne Schonung mißhandelt, weil man sie mit der Sache verwechseln zu dürfen glaubt. Jede Bekehrung hat bey der verlassenen Parthey das Ansehen eines Verbrechens, und die Wächter Zions eilen, es wenigstens mit Worten zu bestrafen; daher sind diese Worte weniger richterliche als scharfrichterliche Urtheile, moralische Hinrichtungen, oft mit brutaler Lust vollbracht.

Ueber den bekannten Vorgang in Schlesien sind auch mehrere Schriften erschienen. Die erste war: Erster Sieg des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens. Hannover 1826, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Sie enthält die bekannte Eingabe der Pfarrer an den Fürst-Bischof von Breslau, worin sie denselben namentlich um Erlaubniß ansuchen, den Gottesdienst in der Muttersprache halten zu dürfen. Ausführlicher ist eine andere Schrift: die katholische Kirche, besonders in Schlesien, in ihren Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen. Zweyte vermehrte Auflage. Altenburg, 1827, im Verlage der Hof-Buchdruckerey. Hier werden zahllose Gebrechen gerügt, und diese Schrift ist in jeder Hinsicht interessant, daher sie auch so schnell die zweyte Auflage erlebt. Nur ist der Verfasser in der Angabe des Bessern nicht so glücklich und scharfsinnig, als im Auffinden des Schlechten und Tadelnswerthen, wie es bey religiösen und politischen Streitfragen gewöhnlich der Fall ist. Namentlich räumt der Verfasser, der doch selbst ein katholischer Geistlicher ist, der weltlichen Macht der Curie gegenüber ein viel zu großes Recht ein, erwartet von ihr und überläßt ihr daher auch alles. Thut er dieß nur aus Politik, so hat er sich ganz gewiß verrechnet. Noch eine kleine Schrift: Freymüthige Aeußerungen über den sittlichen und kirchlichen Zustand Oberschlesiens (Breslau bey Grüson), schildert die erwähnten Kirchenübel mit den grellsten Farben und belegt sie mit Zeugnissen. Es ist in dieser Schrift vorzüglich vom Zustand des armen Volks die Rede, von der Rohheit, der Unwissenheit, dem Aberglauben, worin das Volk erhalten wird, weil die Geistlichen nicht besser für dasselbe sorgen. Die lezte Schrift, die über diesen Gegenstand geschrieben worden ist: Merkwürdiges Umlaufschreiben des Fürst-Bischofs von Breslau an die gesammte Diöcesan-Geistlichkeit, begleitet mit Bemerkungen ꝛc. (Hannover 1827, bey Culemann) macht uns den Ausgang des ganzen Vorfalls bekannt. Der Brief des Bischofs weist nämlich die Petition zurück und befiehlt, daß alles beym Alten bleibe. Die Bemerkungen sind mit Geist und Gelehrsamkeit, und mit derjenigen Würze abgefaßt, womit die unterdrückte Parthey sich gewöhnlich rächt und tröstet. So viel geht aus allem hervor, daß die gerügten Uebel, wenigstens zum größten Theil unläugbar sind, daß es aber nur eine kleine Minderzahl von gebildeten Geistlichen ist, welchen diese Uebel empfindlich geworden sind, während die größere Mehrzahl, so wie das Volk in Masse selbst nicht darauf verfallen wäre, etwas anderes, als das Herkömmliche zu wollen. Dadurch und durch den voreiligen Eifer, mit welchem die Minorität die Reformation eingeleitet hat, ist sie in die üble Stellung gekommen, für Aufwiegler und Demagogen gehalten zu werden. Wer das Volk wider dessen Willen und gegen eine herrschende Parthey glücklicher machen will, als es sich ohnehin fühlt, wenn es auch unbewußt sehr unglücklich wäre, ist noch immer gescheitert.

Auch auf Bayern lenkt sich in kirchlicher Hinsicht die Aufmerksamkeit, doch scheint man noch abwarten zu wollen, was geschehen könnte. Eine kleine Schrift über die Wiederherstellung der Klöster in Bayern (Regensburg bey Reitmayer 1827) beabsichtigt, die Gemüther gegen das neue Klosterwesen zu stimmen, und handelt davon in Form eines Wirthshausgesprächs, und diese Form zeigt schon, was der Leser zu erwarten hat.

Die durch ihren frühern Streit mit dem Philosophen Troxler bekannte Luzerner Geistlichkeit hat sich auch neuerdings wieder geregt, und der Gründung einer reformirten Kirche in der Stadt Luzern entgegengearbeitet. Auch darüber ist eine Flugschrift erschienen: über die Entstehung der Evangelisch-Reformirten Pfarrgemeinde in Luzern. Heidelberg bey Mohr 1827. Sie zeigt, unter welchen Beschränkungen den Reformirten endlich ein Privatgottesdienst gestattet worden sey.

Schließlich erregen noch einige fliegende Blätter aus Hamburg unsere Aufmerksamkeit. Die Rechtgläubigen und Aufgeklärten haben dort eine Fehde gegen die Pietisten erhoben und werfen ihnen vor, ihr Wesen führe zu Selbstmord und Verrücktheit. Die Schrift: über den Einfluß des sogenannten Mysticismus und der religiösen Schwärmerey auf das Ueberhandnehmen der Geisteskrankheiten und des Selbstmords, besonders in Hamburg, von Dr. Hudtwalker (Hamburg bey Perthes, 1827) sucht die Anklage zu widerlegen, und beweist, daß die häufigen Selbstmorde und die Ueberfüllung des Hamburgischen Irrenhauses aus ganz andern Ursachen herrühre, als aus dem mystischen Unfug. Namentlich gibt der Verfasser der Völlerey und dem Luxus die Schuld. Er beweist aus der Liste der Irren, daß im Jahr 1826 nur 10 Personen aus religiösem Wahnsinn, aber 53 an Wahnsinn aus Trunksucht im Krankenhause gewesen seyen, und daß überdem 1825 an der Trunksucht 31 Personen in

Hamburg gestorben seyen. Er zählt die große Menge Lustbarkeiten und Vergnügungsörter auf, die alle Sonntage den Hamburgern offen stünden, und fragt: wie viele Candidaten des Tollhauses mögen an diesem Tage demselben durch grobe Schwelgerey und wüstes Leben um einen guten Schritt näher gerückt seyn, und wie viele dagegen durch den sogenannten Mysticismus? Eine andere Schrift: Angeblicher Einfluß mystischen Unfugs auf den Tod eines Postbeamten in Hamburg, sucht jene Anklage in einem besondern Fall zu entkräften. Eine Beleuchtung dieser Schrift von Dr. Burk vertheidigt dagegen wieder die Anklage.

Anekdoten-Literatur.

Auch dieses Jahr sind wieder ziemlich viele Anekdoten-Sammlungen erschienen, doch ist uns keine von besonderem Werthe aufgestoßen. In allen erscheint Altes und Neues, Witziges und Albernes durcheinandergemengt.

Rurika, Auswahl interessanter Anekdoten, Scenen und Ereignisse zur Charakteristik der Russen, Berlin bey Lüderitz 1827. Diese Sammlung beschränkt sich beynahe gänzlich auf Hofanekdoten, welche mehr die kaiserliche Familie und die höhern Stände charakterisiren, als das Volk.

Hunde und Katzen, Erzählungen und Anekdoten als Beyträge zur Charakteristik dieser beyden Hausthiere, Ludwigsburg bey Nast 1827. Man findet unter diesen Erzählungen wirklich sehr artige, die von der Klugheit, List oder Treue der genannten Thiere handeln und ein interessanter Beytrag zur Naturgeschichte derselben sind. Schade nur, daß diese Erzählungen mit ganz gemeinen Späßen, wozu jene Thiere gelegentliche Veranlassung gaben, durchflochten sind.

Frische Judenkirschen von Justus Hilarius. Meißen bey Gödsche, 1827. Es sind halb Anekdoten, halb größere Erzählungen, und zwey kleine Possenspiele. Der Herausgeber ist billig genug gewesen, nicht bloß Witze über die Juden, sondern auch Witze von Juden in seine Sammlung aufzunehmen. Einige zur Probe:

Ein Jude wurde von Straßenbuben umschwärmt, die ihm zuriefen: Hepp, hepp! Er ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern schrie selber mit: Hepp, hepp! Einer seiner vornehmen Glaubensgenossen, der dazukam, stellte ihn derb zur Rede. Der Jude meynte aber, er halt' es mit der stärkeren Parthey.

Ein junger Israelit kam aus dem Theater, hoch entzückt von der geschauten Herrlichkeit. „Was haben sie denn gegeben?" fragte seine Wirthin. „Acht Groschen," antwortete er.

Unter den größern Erzählungen der Sammlung sind die besten: Israels Jubel oder der Geburtstag des großen Lieferanten, ein komisches Heldengedicht in der Bibelsprache, und Rübezahls Judenhetzen, mehrere Schwänke, welche dieser bekannte Berggeist mit Juden verübt. Von beyden dramatischen Possen, die ebenfalls auf eine Judenhetze hinauslaufen, ist die letztere die Repetiruhr, die beste.

Die Taschenbibliothek von Anekdoten, Epigrammen und dergleichen, Augsburg bey Wirth, und die Freykugeln, Ludwigsburg bey Nast, 1827, enthalten vermischte Anekdoten aller Art, und ohne sich, wie erstgenannte Sammlungen, auf einen bestimmten Gegenstand zu beschränken. Es ist aber nicht alles neu darin, und vieles ziemlich matt.

Die artigste Sammlung von Anekdoten enthält das Neue Raritätenkabinet, herausgegeben von A. Leibrock. Leipzig bey Kollmann, 1827. Zwar ist auch hier nicht alles neu oder neuest, wie der Herausgeber versichert; doch ist die Auswahl zu loben. Wir heben einige hervor:

König Alphons von Kastilien wurde vom Papst zum König von Egypten in partibus infidelium ernannt. Sogleich ließ er ihm wiedersagen: und er ernenne den Papst zum Kaliphen von Bagdad.

Ein Dienstmädchen sollte für ihre Dame in der Leihbibliothek Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen holen, vergaß den Namen unterwegs und forderte: den vergnügten Bäckergesellen.

Ein Engländer und ein Franzose spielten zusammen; dem Franzosen fiel ein Geldstück unter den Tisch und er suchte lange vergeblich darnach. Spöttisch nahm der Engländer eine Banknote von hundert Pfund, zündete sie an, und leuchtete damit dem Franzosen.

Lessing war in seinem Alter so zerstreut, daß ihm einst folgendes begegnete. Er kam nach Hause und fand die Thür verschlossen. Auf sein Klopfen erschien der Bediente am Fenster, hielt ihn aber der Dunkelheit wegen für einen Fremden, und sagte, der Herr Professor sey nicht zu Hause. Lessing erwiederte: es thut nichts, ich komme ein andermal wieder! und ging wieder zurück."

Der neue Anekdotenkranz für Alt und Jung (Nürnberg, bey Campe 1826) ist ebenfalls eine recht gut ausgewählte Sammlung. Zum Exempel:

Herr von Schmerl fragte seinen Sohn: „Aber, lieber Sohn, warum vermeidest du es so auffallend, mit mir in Gesellschaften zu erscheinen?" — Ich werde nie wieder mit Ihnen in Gesellschaft gehen, gnädiger Papa. — „Aber ich bitte dich, warum denn nicht?" „Weil man mir nicht den Rang vor Ihnen gibt, da ich doch zwey Ahnen mehr habe.

Die Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon, gesammelt von einem Offizier der damaligen französischen Armee (Hersfeld, Industriecomptoir 1826) enthalten viele sehr artige und interessante Züge, besonders aus den Feldlagern Napoleons. Sie zeigen fast alle, wie gut er es verstand, der Soldaten Herzen zu gewinnen. Der Verfasser, der selbst unter ihm gedient, zeigt ihm noch eine herzliche Anhänglichkeit.

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 20. Juli 1827.

Zeitgeschichte.

Observations de Jean Guillaume de Lunzi aux Considérations sur l'état actuel de la Grèce publiées par M. L. de C. Genève 1827. (Junius.)

Wer vor Einem Monate noch gesagt hätte, in Genf, in dieser den Griechen mit so viel Begeisterung ergebenen Stadt, die für diese Nation so große schöne Opfer gebracht hat, in dem Sitz einer der Hauptcomités von Griechenland, an dem Wohnort Eynards und vor Kurzem noch des Grafen Capodistrias, in der Stadt, wo sich so viele Griechen aufhalten und erzogen werden, in Genf wird sich dieses Volk bald von einem Genfer heftiger angegriffen sehen, als irgendwo — wer so im Monat May gesprochen hätte, der würde sich nur ein mitleidiges Lächeln oder Achselzucken zugezogen haben, denn die Sache schien unmöglich.

Nun aber ist es doch so.

Der erste Schritt geschah von Eynard selbst, der jenen bekannten Brief des Dr. Goße öffentlich mittheilte, der neben so vielem Wahren und Richtigen auch Manches enthielt, was er nur auf Treu und Glauben nachsagte, da er — nur kurze Zeit in dem fremden Lande — wohl nicht alles aus eigener Erfahrung mittheilen konnte. Goße sprach sich besonders stark über die Spaltung und den heftigen unpatriotischen Partheygeist der griechischen Chefs aus. Seine Angaben über die militärischen Kräfte Griechenlands schienen auf den ersten Anblick unvollständig und unrichtig. Der Graf Lunzi von Zante, berichtigte sie nach viel wahrscheinlicheren, wenigstens nicht widersprechenden Angaben.

Darauf erschien in einer der neuern Nummern der jetzt erscheinenden Archives Genevoises ein Aufsatz, hauptsächlich gegen die griechischen Chefs gerichtet, der im Wesentlichen Folgendes enthält:

„Die griechischen Häuptlinge sind unzuverlässige, rohe und halbbarbarische Menschen, deren Uneinigkeit, Geldsucht und Partheygeist bey den Griechen einen sehr traurigen gesellschaftlichen Zustand, so wie die schlechtesten Eigenschaften des menschlichen Herzens, erzeugt hat. In ihrem Charakter liegt ein ganz unbegreiflicher Widerspruch. Sie waren fähig den erhabensten politischen Gedanken zu fassen, und sie leben und weben doch nur in kleinlichen verächtlichen Leidenschaften. Sie wollen gar nicht die Freyheit der Nation, sondern nur gänzliche Unabhängigkeit für sich. Nichts sagt ihnen, ihrem Geschmack und ihren Ideen mehr zu als der barbarische, ungesetzliche und unwissende Zustand des Landes, seine politische und militärische Anarchie. Deßhalb möchten sie auch den Krieg in unabsehbare Länge ziehen, und dabey die bedeutenden Summen für sich verwenden, die aus England und aus so vielen andern Ländern Europa's und Amerika's nach Griechenland geflossen sind. Auf Kosten des Volks, mit seinen Thränen, mit seinem Blut und mit seiner Verzweiflung möchten sie einen kleinen Krieg mit Plünderung und dergl. unterhalten, der sehr nach ihrem Sinne ist. Ihnen liegt der Ausgang des Kampfes wenig am Herzen, wenn nur ihre Macht und ihr Einfluß dauert! — Entscheidende Kämpfe sind daher nicht nach ihrem Sinn. Griechenland hat sich überhaupt nur vertheidigt, weil es im Anfang schwach angegriffen wurde. Selbst die griechische Marine war nach 1824 nicht mehr dieselbe. Jetzt denkt sie nur darauf, eine abscheuliche Seeräuberey gegen die Neutralen auszuüben, statt sich zu vereinigen und Expeditionen an den weiten unbesetzten Küsten der Türkey zu unternehmen. Aber die Umstände treiben die griechische Sache jetzt zu einem Ausgang, auf den die Chefs sobald nicht rechneten. Griechenland wird den Frieden erhalten — das wurde geschrieben vor der Ankunft der letzten so niederschlagenden Nachrichten — und gezwungen werden, sich in den Zustand der Ordnung zu fügen. So wird das Volk endlich aufhören, tüchtig zu seyn, und wird eine Stelle in der europäischen Politik und Civilisation einnehmen. Es muß diese Stelle annehmen, wenn es nicht untergehen will. Die hohen Mächte haben eingesehen, daß der anarchische Zustand der jetzigen Griechen dem Interesse Europa's, der Sicherheit seines Handels und seiner Ehre zuwider ist. So hat denn ein Gefühl der Menschlichkeit und der Religion diese europäischen Mächte zu dem Entschluß bewogen, dem blu-

tigen Kampf ein Ende zu machen. Aber nun entsteht eine andere Frage: werden die Griechen die Bedingungen eines solchen Friedens wollen? Und wenn sie ihn annehmen, was werden sie thun? Wenn aber die Bedingungen des Friedens ihnen nicht genügen, haben sie nicht ein Recht sich darüber zu beschweren, sich dagegen aufzulehnen, und in einem fortgesezten Zustand von Widerspruch zu beharren? Dann würden sie unzufrieden und schwierig der neuen Ordnung der Dinge nicht unterworfen seyn. Der feindliche Zustand hätte dann nicht aufgehört, sondern nur seinen Charakter und seine Richtung geändert, und die hohen Mächte hätten so gut wie nichts gethan. Uebrigens kann und darf das neue Griechenland nie kriegerisch seyn, und doch kann es nicht ackerbautreibend werden, denn der Boden mangelt ihm ꝛc."

In diesen Bemerkungen ist sehr viel Wahres für den, welcher Griechenland mit ruhigem Auge gesehen oder aus der Ferne den bisherigen Gang seiner Angelegenheiten wohl beobachtet hat. Sie enthalten aber auch manches Schiefe und Uebertriebene.

Der Graf Lunzi hat nun eine kleine Schrift unter dem oben angeführten Titel herausgegeben, und ist darin auf eine Art gegen jenen Aufsatz zu Felde gezogen, die wenigstens nicht glücklich gewählt scheint. Denn wer zu viel sagt, sagt gar nichts, und wer zu warm spricht, macht kühl. Lunzi that schon nicht wohl daran, seine Schrift den Chefs Hellènes zu dediziren. Er verfiel dadurch in eine Emphase und in ein Lob dieser Herren, das heut zu Tage — wo man sie etwas näher kennt — nicht günstig wirkt. Bey alledem enthält aber auch seine Schrift manches Beherzigungswerthe und richtig Bemerkte.

Zuerst übernimmt er die Vertheidigung der Flotte seit 1824 und ihres bisherigen Verhaltens. Er erinnert daran, daß die Unternehmung gegen die egyptische Flotte im Hafen von Alexandrien selbst nur durch das Feuer europäischer Schiffe *) und durch entgegengesezten Wind mißglückte; und daß die mörderischen Seekämpfe bey Missolunghi und die wiederholten Kämpfe mit den weit überlegenen türkischen Expeditionen gegen Samos seit 1824 stattgefunden haben. Der Mangel an Geld, Munition, Provision und allen Hülfsmitteln lähmt auch die Seeexpeditionen. Wenn der Vater seine Familie verläßt, muß sie zu Hause hungern. Dieß war im Anfange des Kriegs und in den ersten Jahren ganz anders, da hatte man an Manchem sogar Ueberfluß.

Die Seeräuberey, die man den Griechen vorwirft, ist, wie neulich Eynard in Paris äußerte, den Griechen selbst am wenigsten vorzuwerfen. Die meisten Piraten sind von den Küsten von Italien und Dalmazien. Sie benutzen die unregelmäßige griechische Flagge, ohne solche von der griechischen Regierung selbst zu haben. Unter ihrem Schutz berauben und ermorden sie Türken, Europäer und selbst Griechen. Der Commodore Hamilton hat vor kurzer Zeit 40 Mistiks (Barken) aufgebracht, welche Seeräuberey trieben, und hat sie nach Zante geführt. Da fand sich, daß sie unter griechischer Flagge segelten, ohne daß nur Eins Griechen oder in einen griechischen Hafen gehörte. Die griechische Regierung allein erkennt über die Rechtmäßigkeit der gemachten Prisen.

Die Uneinigkeit der Chefs, welche allerdings sehr zu beklagen ist, darf doch nicht als eine nur den Griechen eigenthümliche Erscheinung angesehen werden. Sie geht nur aus dem bisher ganz freyen und unabhängigen Zustand der Klephten, aus der Ungewohnheit zu gehorchen und aus der Lust zu herrschen, wie bey Andern, hervor. Nicht Gewinnsucht leitet diese Chefs, sonst würden sie anderswo, nicht in einem verarmten Land voll verbrannter Städte und Dörfer kämpfen. (Warum nicht, wenn bedeutende Summen, die von England und andern Ländern für die Vertheidigung und Aufrechthaltung des Volks bestimmt werden, in ihre Tasche gelangen?) Der gemeine griechische Soldat ist aber im glücklichsten Fall viel zu schlecht bezahlt — 20, 25 oder 30 türkische Piaster oder 10, 12 bis 15 Franken monatlich, womit er sich selbst kleiden, waffnen und in der Regel auch ernähren muß — um solcher Bezahlung wegen zu dienen, die sehr oft auch ganz ausbleibt. In solchem Fall kann ihn bloß die Liebe zum Vaterland begeistern und aufrecht erhalten. Unglaubliches haben wir in dieser Beziehung von Männern und Frauen auf hundert Stellen Griechenlands, aber besonders zu Ipsara, Calavrita, Missolunghi und neuerdings wieder zu Athen gesehen. Die Kampflust der Chefs kann auch nicht Folge von Herrschsucht seyn, denn sie wissen recht gut aus Karls XII. und Napoleons Beyspiel, daß das Glück der Waffen unstät ist. (Wie ungenügend und unpassend ist dieses Raisonnement! Ueberhaupt ist die Vertheidigung der Chefs und ihrer Absichten der schwächste Theil der Schrift.)

Die Häuptlinge führen nur die Art Krieg, welche für das Land und seine Kräfte paßt. Nicht Minutius, sondern Fabius ist ihr Muster. Für das heutige Griechenland paßt nur der kleine Krieg. Wollten aber auch die Griechen eine zweyte Schlacht von Chäronea wagen, so haben sie dazu die Kräfte nicht. Wohl fehlt es nicht an waffenfähigen Männern, aber an allen Mitteln eine

*) Der holländische Philhellene, Kapitän Stephan, der aus Griechenland zurückkehrend bey Eynard war, erzählte: er diene selbst unter Kanaris auf seinen Brandern; bey der Unternehmung desselben gegen die türkisch-egyptische Flotte im Hafen von Alexandrien wäre diese unfehlbar von Kanaris in Brand gesteckt worden, wenn die französischen Batterien nicht ein so heftiges Feuer auf ihn gemacht hätten, daß er sich zurückziehen mußte; überdieß habe er auch noch den Wind ganz gegen sich gehabt.

größere Zahl von Soldaten zu unterhalten. Mit den Wenigen, die jezt streiten, dürfen keine entscheidenden Schritte unternommen werden. Und doch würden die griechischen Chefs alle ihre Kräfte auf Einen Punkt und in Einem Augenblick vereinigen, wenn man ihnen sagen könnte: seht diese feindliche Arme, die müßt ihr schlagen, dann gibt es keine andere mehr, dann seyd ihr frey. Aber so ist es nicht. Zu Land und zur See sind glänzende Siege fast Niederlagen gleichzusetzen, wenn sie die Streitkräfte der Nation bedeutend vermindern. Wenn Griechenland Einen tüchtigen Mann verliert: so bemerkt man gleich die leere Stelle in der Armee, und kein neuer Kämpfer tritt da ein. Die alte und neuere Geschichte Griechenlands kennt keinen größern Helden als Marco Bozzaris. Er und die zwey-und-zwanzig Tapfern, welche sechs bis siebentausend Türken erschlugen, sind nicht wieder erjezt worden. Dagegen wächst die türkische Armee mit immer neuen Köpfen, wie die Hyder. Ueberdieß haben wir auch in der Geschichte gesehen, daß große Eroberer oft über bedeutende feindliche Armeen siegten, im Krieg gegen die Nation aber unterlagen. Spanien, unter Napoleons Herrschern für einige Augenblicke gebeugt, ist ein sprechendes Beyspiel. Griechenland kann jezt nicht, wie in den Perserkriegen, die Eiche seyn, die dem Sturme trozt. Es muß dem Schilf gleichen, das sich unter dem Sturme beugt und ihn über sich weggehen läßt. Wenn eine bedeutende Schlacht geliefert wird: so kann sie nur den Untergang Griechenlands herbeyführen und entscheiden, nicht aber seine Rettung. Wird sie aber auch gewonnen, ist damit die türkische Armee vernichtet? Die Erfahrung spricht für diese Ansicht. Karaiskaki, Kolokotroni, Odysseus, Nikitas, Bozzaris, Zavellas und so viel andere griechische Chefs haben sich bisher mit einer Hand voll Leuten siegreich gegen bedeutende Armeen geschlagen, die mit allem Nothwendigen im Ueberfluß versehen und von europäischen Offizieren geleitet sich alle Jahre in Griechenland erneuten. Sieben Jahre nun dauert dieser Kampf. Miaulis, Tombassis, Kanaris und die andern griechischen Seeleute haben mit ganz unbedeutenden Kräften Furcht und Schrecken bey der türkischen Flotte verbreitet, und dabey ihre eigene Marine erhalten, vervollkommt und vermehrt . . . Ueberall, wo die Griechen ihren Kämpfen angreifend oder vertheidigend einen andern Charakter gegeben haben, sind sie unglücklich gewesen, so z. B. Scurtis 1825 in Morea gegen des klügern Costa Bozzaris Rath. Freylich blieben nur 500 Hellenen auf dem Kampfplatze und Ibrahim-Pascha dagegen verlor viel mehr. Aber von diesem Tage an verringerte sich der Muth der Griechen, denn sie hatten kein Vertrauen mehr zu ihrem Anführer. Die Armee zerstreute sich. Navarin wurde sich selbst und seinen wackern Vertheidigern überlassen, welche am Ende Hunger und Rath, nicht die feindlichen Waffen zu einer ehrenvollen Kapitulation zwangen. Der kleine, der Guerillaskrieg ist die einzige Art gegen die Araber zu kämpfen, wiewohl diese von europäischen Offizieren angeführt sind. Ueberall haben sie sich durch Verwüstung des Landes, durch Plünderung und Zerstörung, so wie durch Niedermetzelungen armer Weiber und Kinder, hervorgethan, noch nirgends durch Siege über die Griechen. Konnten die Araber die Stellung von Milus nehmen, die Ypsilanti mit seiner Handvoll verhungerter Soldaten vertheidigte? Was haben sie bey all' den Stürmen von Missolunghi ausgerichtet? Was bey ihrem Feldzug von Maina? Wie schnell sind sie aus diesen Gebirgen gestoben, die noch nie ein feindlicher Fuß ungestraft betrat. Tausende haben da ihr Leben gelassen, und die Mainotten bewiesen, daß weder Ibrahim-Pascha noch der Renegat Suliman-Bay sie zu bezwingen vermögen . . Um die Griechen, in ihrer Art Krieg zu führen, recht zu beurtheilen, muß man vor Allem die Topographie des Landes, die bisherige Lebensweise der Einwohner, ferner die Geringfügigkeit und den Bau der griechischen Schiffe, die numerische Uebermacht und die großen materiellen Vortheile des Feindes berücksichtigen. Alles gebietet den Griechen sich auf den Vertheidigungskrieg zu beschränken, der nicht so schnell endigen kann. Noch einmal! die griechischen Chefs haben mehr Sinn für das Wohl des Vaterlands, als für glänzenden Ruhm. Sie wollen sich so lange wie möglich diesem Vaterland erhalten, um nützen zu können, und den Feind durch Zeit und Beharrlichkeit zu zerstören, nicht, um für den Ruhm zu sterben. Indessen haben sie auch das gekonnt und gezeigt, wenn es nöthig war und dem Vaterland zu Nutzen kam. Ihre Arme, ihr ganzes Denken und Fühlen und ihr Muth gehört diesem Vaterland, und nicht der Ruhmsucht. Sie sterben wie die Spartaner bey den Thermopylen, nicht wie die, welche bey diesem Kampf übrig blieben und nicht länger leben wollten.

(Der Beschluß folgt.)

R o m a n.

Luise von Halling. In Briefen aus Südspanien von Dan. Leßmann. Zwey Theile. Berlin, in der Vereinsbuchhandlung 1827.

Dieser Roman gehört in die Gattung der pittoresken und beschreibenden, unter welchen die Corinna der Frau von Stael obenan steht. Wie in dieser Corinna die Liebesgeschichte nur den Faden darbietet, um daran allerley Bilder und Schilderungen des italienischen Landes und Volkes zu reihen, so dient auch im vorliegenden Roman

die kleine einfache Liebesgeschichte der deutschen Luise von Halling mit einem jungen spanischen Edelmann aus Sevilla nur dazu, die verschiedenen Schilderungen des südspanischen Lebens zu verknüpfen. Die Intrigue und die Charakteristik dieses Romans ist noch bey weitem einfacher, und bietet weit weniger psychologisches und leidenschaftliches Interesse dar, als der Roman der Frau von Staël. Dagegen hat sich der Verfasser Mühe gegeben in seine Schilderungen eine gewisse Mannigfaltigkeit des Styls und Kolorits zu bringen. Er vertheilt seine Correspondenz an vier sehr heterogene Personen. Diese sind ein junger Baron, der sich als Diplomat in Spanien befindet, dessen Gemahlin Angelika, deren Schwester Luise, und ein Gelehrter, Laurentius, der in ihrer Gesellschaft reist, sämmtlich Deutsche. Jede dieser vier Personen schildert diejenigen Parthieen des südspanischen Lebens, die ihrem Charakter am meisten zusagen, und in einem eigenthümlichen Styl. Der Baron ist ein gesezter, verständiger Weltmann, seine Gattin eine kluge, sein beobachtende Frau, die alle Tugenden deutscher Häuslichkeit mit nach Spanien gebracht hat und daher am besten im Stande ist, über die Kontraste zwischen dem deutschen und spanischen Gesellschafts- und Familienleben zu urtheilen. Luise ist ein schwärmerisches deutsches Mädchen und beschäftigt sich eigentlich nur mit ihrer Liebe, dadurch aber hat sie eben die romantische Parthie der Schilderungen übernommen. Durch sie lernen wir die Südspanier von ihrer liebenswürdigen ritterlichen Seite kennen. Laurentius endlich übernimmt die gelehrte Parthie und ist zugleich ein Humorist. Seine launigen, kecken Briefe wechseln sehr anmuthig mit den nüchternen des Ehepaars und mit den zärtlichen der jungen Verliebten ab. Doch hat sich der Verfasser, dem es nicht an Geist gebricht, um einen solchen humoristischen Charakter witzig genug durchzuführen, dadurch ein wenig im Lichten gestanden, daß er allzu auffallend seinen Laurentius den bekannten Schoppe in Jean Pauls Titan kopiren läßt. Die Schilderungen selbst sind sehr reichhaltig und lebendig, und zeigen, daß der Verfasser, wenn er auch die Briefe weder aus Spanien erhalten hat, noch vielleicht selbst jemals dort gewesen seyn sollte, doch durch vielseitige Belesenheit des Terrains kundig ist.

Biographie.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Zweytes Heftlein. Breslau bey Joseph Max und Komp. 1827.

Der Herausgeber dieses Werks ist von dem Grundsatz ausgegangen, daß an einem großen Mann alles, auch das Kleinste, interessant seyn müsse, und er beruft sich noch insbesondere auf einen Wunsch, den Jean Paul selbst in folgenden Worten äußert: „Wenn ich könnte, so möcht' ich, was noch kein Autor konnte und kann, alle meine Gedanken nach dem Tode der Welt gegeben wissen; kein Einfall sollte untergehen.“ Da nun Jean Paul ein sogenanntes Vita-Buch mit einer großen Menge Aphorismen, Bemerkungen und Einfälle handschriftlich hinterlassen hat, so glaubt der Herausgeber des vorliegenden Werkes sowohl seiner Pietät gegen den verewigten Dichter, als dem Wunsch des Publikums Genüge zu leisten, indem er wenigstens eine Auswahl aus jenem Vita-Buch mittheilt.

Man kann gegen ein solches Unternehmen im Grunde nichts einwenden. Auch der unbedeutendste Einfall von Jean Paul ist immer noch so viel werth, als die abgeschmackten Gedanken, die wir mit jeder Messe zu hunderttausenden gedruckt erhalten, und wenn sich auch viele solche unbedeutende Einfälle in dem Vita-Buch finden, so nehmen wir sie doch gern mit in den Kauf, da sie einmal mit denen beysammenstehen, die wir um keinen Preis vermissen möchten. Die größte Mehrzahl der hinterlassenen Gedanken und Einfälle ist vom besten Geist Jean Pauls eingegeben, und selbst wo er nur von seiner Persönlichkeit spricht, haben sie fast immer den psychologischen Werth, um dessentwillen wir den fragmentarischen Nachlaß Lichtenbergs so sehr schätzen. Die Herausgabe dieses Nachlasses Jean Pauls ist also vollkommen dankenswerth, nur vermissen wir beym Herausgeber die Konsequenz. Wenn er nur eine vorzügliche Auswahl veranstalten wollte, warum nahm er so ganz unbedeutende, wahrhaft kleinliche Gedanken auf, wie z. B.:

„Am Geburtstag 1804 den ersten Hosenträger bekommen.“

„Kehren kann ich nicht hören, aber leicht ausklopfen, z. B. das Kanapee.“

Wenn der Herausgeber sich aber an solchen Kleinigkeiten, nicht stieß, warum gab er denn nicht lieber alles ohne Ausnahme? warum maßt sich der Herausgeber allein an, das Interessanteste auszuwählen, und überläßt es nicht lieber der Einsicht und dem Geschmack jedes einzelnen Lesers, sich aus dem ganzen mitgetheilten Nachlaß zu wählen oder zu überschlagen, was er will? Mit den überflüssigen Blättern, die wir dann vielleicht mehr erhalten hätten, würden wir gern diejenigen eingekauft haben, die vielleicht noch sehr Interessantes enthalten, was der Herausgeber übersehen hat.

Davon abgesehen, nehmen wir das Werk, wie es ist, und sagen dem Herausgeber auch so unsern Dank. Wer die Goldkörner zu finden weiß, wird einige Spreu leicht übersehen.

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 24. Juli 1827.

Philosophischer Roman.

Selina oder über die Unsterblichkeit. Von Jean Paul. Zwey Theile. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß man das lezte Werk eines ausgezeichneten Schriftstellers mit dieser oder jener Voraussetzung in die Hand nimmt, die seiner angemessenen Würdigung höchst nachtheilig werden kann. Entweder ist man nämlich zu glauben geneigt, man werde in einem lezten Werke auch das gereifteste, vollendetste erhalten, oder man meynt im Gegentheil eben so leicht, ein solches werde bereits Spuren der Ueberreife, der Verwelkung und Schwäche an sich tragen. Beyde Voraussetzungen sind freylich aus der Erfahrung abstrahirt, und die erste dürfte am meisten bey Schriftstellern zulässig seyn, deren Thätigkeit der Wissenschaft gewidmet war, die zweyte bey solchen, welche mit Schöpferkraft das Reich der Poesie erweitert. So waren z. B. Manso's lezte historische Arbeiten seine vollendetsten im Fache der Geschichtschreibung; so dürfen wir uns bey aller sonstigen Anerkennung nicht verhehlen, daß Goethe's jüngste dichterische Hervorbringungen nicht mehr jene Frische und Lebhaftigkeit athmen, welche der Zauber seiner früheren sind. Aber das Reich der Geister und insbesondere des Genies duldet keine Herrschaft der Regeln, und wären sie von der ausgebreitetsten Erfahrung abgezogen; in ihm sind die Ausnahmen so häufig als die Regeln, ja jene sind sogar diese selbst; und wenn Homer einmal zu schlafen schien, so erwacht er oft wieder und desto überraschender zu einer nie geahneten Schwungkraft des Geistes. Und hat nicht auch Schiller die Regel der Ausnahme durch seinen „Wilhelm Tell" beurkundet, welcher sein leztes Drama war und allgemein als sein vollendetstes anerkannt wird? — Darum haben wir uns aber auch wohl gehütet, bevor wir die Selina gelesen, irgend einer von jenen Voraussetzungen Raum zu geben, ob wir gleich in dessen Vorläufer, „dem Kometen," mehr Behaglichkeit und Breite, als Feuer und Fülle wahrzunehmen geglaubt hatten. Die Lesung der Selina hat inzwischen vollends die Macht dieser Reminiscenz gebrochen. Denn, wenn wir auch der Muthmaßung, welche J. P. in den Vorredebruchstücken selbst über seine Selina geäußert, beytreten, daß dieselbe weniger Glut in sich trage als das Kampanerthal, so finden wir doch dieses weniger nur in der Abwesenheit jedes Schlackenfeuers, wie jedes blendenden, aber schnell zerfahrenden Raketen- und Leuchtkugelnblitzes; und so hat das hier allein wohlthätige, blüthenweckende und fruchtzeitigende Sonnenlicht nur an reiner, ungehemmter Wirkung gewonnen. Man wende nicht ein, daß eben deßwegen doch auch eine gewisse Monotonie zur Herrschaft gekommen seyn könnte, wie sogar schon die Wahl eines solchen einzelnen methaphysischen Gegenstandes, wie die Unsterblichkeit sey, vermuthen lasse; denn wir entgegnen wohl mit Recht, daß hier von Vermuthungen überhaupt nicht die Rede seyn sollte, und, wenn dieselben sammt ihrer Folgerung wirklich Grund hätten, sie ja das Kampanerthal mittreffen müßten. Inzwischen verhält sich die Sache in der That ganz anders, wie wir in Nachfolgendem so ausführlich darzulegen bemüht seyn werden, als uns dieser aus dem tiefsten Seelenheimweh geborene und es wiedererzeugende Schwanengesang Jean Pauls zur theuren Pflicht macht.

Im Allgemeinen schon leuchtet es Jedem, der Jean Pauls Werke kennt, von selbst ein, daß die Selina, die Frucht jener Blüthe, die uns das Kampanerthal in jugendlicher Fülle entfaltet, die Summe und den Kern aller Ideen in sich schließen müsse, deren überschwenglicher Reichthum in jeder Biographie J. Ps. ausgebreitet ist, sie ganz und gar durchdringt. Oder stellt sich etwa nicht in jeder die tiefreligiöse Weltanschauung als lebenzeugender Mittelpunkt dar, daß in Gott, Tugend und Unsterblichkeit alle Herrlichkeit der Welt und des Lebens, im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung jeder wahre Genuß, jede Seligkeit beruhe und gegeben sey? — Aber wenn uns J. P. diese seine Weltanschauung meistens nur in einzelnen hohen Momenten und Naturen, die aus der bunten Mannichfaltigkeit seiner Lebensschilderungen hervortreten, und in so weit offenbart hat,

als hinreichend schien, sie und uns über die Strudel weltlicher Verwirrungen emporzutragen, so verkündigt er uns dieselbe hier vorzugsweise als den eigentlichen Augen- und Lichtpunkt, in welchem die höchsten Interessen des Handelns und Denkens ihre Einigung und Lösung finden. Zwar ist es freylich nur der milde, erquickende Smaragdschimmer ewiger, unverwelklicher Hoffnung, den Selina in unsere Herzen gießt; aber er selbst fließt ja auch in ihr erst aus den in einander spielenden Strahlen zusammen, welche aus dem Demant- und Rubinfeuer des Glaubens und der Liebe geboren worden. — Diese allgemeinen Andeutungen des Ideeninhalts der Selina würden vielleicht zu genügen scheinen, wenn sie nicht eben auch auf das Kampanerthal angewendet werden könnten, da dieses doch noch sehr verschieden von jener ist, und zwar nicht allein wie die Blüthe von der Frucht, sondern noch mehr und bestimmter. Im Kampanerthal ist es das Frühlingswehen des jungen Lebens, auf welchem die jubelnden Empfindungen des alle Pulse mit unverwüstlicher Zuversicht durchzückenden Herzens gen Himmel stiegen und reißen; in der Selina dagegen schweben wir auf den Schwanenfittigen eines in dem Kreislauf aller Jahrszeiten vollendeten Gemüthes durch die tiefblauen, beruhigten Wogen eines ewig klaren Himmels sanft dahin. Der lyrische Ungestüm, der sich durch Sturm und Ungewitter kämpft, hat sich zur epischen Kraft und Milde gesteigert, die uns über beyden hält und hebt. Die nähere Betrachtung der Selina, zu der wir uns nun wenden, wird diese Ansicht derselben nur erweitern und bestätigen.

Zuvörderst erklärt es sich unter andern aus dieser Ansicht, ja sie selbst, daß Jean Paul in keinem seiner früheren Werke, wie sehr es ihm auch dort schon immer zumeist auf Entwicklung der Empfindungen und Gedanken ankommt, in dem Grade an die Platonischen Dialogen erinnert, als hier in den Parthieen wenigstens, wo die Personen der Geschichte sich zum Austausch ihrer Ideen über Unsterblichkeit vereinigt haben. Rigoristischen Ehrenwächtern der Platonischen Unübertrefflichkeit, welche bemerken dürften, daß bey alle dem doch von Erreichung Platon's nicht die Rede seyn könne, geben wir jene wie dieses gern zu, und fügen nur noch bey, daß davon auch nicht die Rede seyn solle und dürfe, weil die eigentlichste Art und Form der Platonischen Dialogen ein nothwendiges Erzeugniß des Platonischen Genius und der bis zu seiner Zeit so und nicht anders entwickelten athenisch-hellenischen Nationalität sey. Gleichwohl halten wir die Behauptung fest, daß unsere schon seit Jahren genährte Ansicht, nach welcher wir Jean Paul für einen deutschen Platon der lezten vier Decennien halten, durch sein leztes Werk nur einleuchtender werde. Die Durchführung dieser Parallele nach allen Gleichheiten und Verschiedenheiten müssen wir hier auf sich beruhen lassen und kehren zu unserem Gegenstande zurück. — Genau genommen ist die Geschichte auf das engste und kunstreichste mit jenem Ideenaustausch verflochten, daß dieser nicht wohl ohne jene gewürdigt werden kann. Die Begebenheiten, welche die sich unterhaltenden Personen berühren, die Verhältnisse, in denen sie leben, führen die Unterhaltung mit einer gewissen Nothwendigkeit herbey, unterstützen, beleben oder unterbrechen sie und knüpfen sie wieder an. Gione, die unsern Lesern aus dem Kampanerthal noch bekannt seyn wird, ist unlängst gestorben und hat ihrem Gemahl, dem gleichfalls wohlbekannten Baron Wilhelmi, eine eben erwachsene Tochter zurückgelassen, ein so geistiges, ätherisches Wesen, wie sie einst selbst gewesen. Dieß ist eben Selina. Diese hat einen Bräutigam, Henrion, den Sohn des Rittmeisters Karlsson. Obwohl dieser Kampanerthalische Freund Wilhelmi's auf einem nahegelegenen Landgute in Albano's Fürstenthum wohnt, so sind die Geliebten doch getrennt; denn Henrion ist in den, gerade im ersten Brande stehenden Freyheitskampf der Griechen geeilt. Den kühnen Entschluß hatte er unter des Vaters Genehmigung gefaßt, ehe er Selina's Liebe gewann; er mußte männlich dabey beharren, um vor sich selbst, ja vor der eben so erhabenen als zarten Seele seiner Braut zu bestehen. Wie jugendlich und tüchtig ist nicht allein dieses Verhältniß gedacht, während unsere jüngsten Romanscribenten gewöhnlich Helden aufstellen, die entweder rohes, barbarisches Ungefühl besitzen, oder vor weibischer Weichlichkeit zerfließen! — Aber die Scene wird belebter. Henrion's Bruder Alexander, Gesandtschaftsrath, hält sich auf dem Gute des Vaters auf, Nantilde, die Schwester beyder, ist die Freundin Selinen's, eine veredelte Rabette. Josepha, Karlson's noch lebende Gattin, ist eine edle, würdige Frau, von innigem Gefühl und festem Sinn. Sie stellt die in den Tiefen eines reinen Gemüthes gegründete Fassung, Haltung und Ergebung in einen höchsten Willen dar. Alle Personen nehmen Antheil an den Gesprächen, zu welchen Jean Paul selbst nach Falkenburg, dem Gute des Rittmeisters, eingeladen worden, als ein Brief Henrion's angekommen war, den derselbe vor Napoli di Romania am Vorabende eines Sturmes geschrieben hatte. Schon dieser an Selina gerichtete Brief hatte eine Reihe lyrischer Ergüsse über Unsterblichkeit enthalten, den höchsten und innigsten Trost für sich und seine Geliebte; und so ist denn das Interesse, welches Vater, Mutter, Geschwister und Braut dessen, der sich dem Freyheitskampfe und selbst dem Tode geweiht, für die Ideen der Unsterblichkeit hegen, mehr, als was man gewöhnlich motivirt nennt. Aber des Bruders, Alexanders, Interesse ist ein negatives, und er ist es, der überall die Ideen der Un-

sterblichkeit bestreitet. Aus einem doppelten Grunde: einmal, weil sein Verstand die Unhaltbarkeit der verständigen Gründe, dafür nicht dulden kann, und dann überdieß, weil er sich eben in einer solchen Gemüthsstimmung befindet, die uns leicht die Unsterblichkeit, nämlich die zu erwartende Ewigkeit jener Stimmung, als eine ewige Hölle erscheinen läßt. Die diplomatische Laufbahn nämlich, auf welcher er sich befunden, hat ihn schon genugsam mit Eckel gegen das Daseyn auf Erden, und im Springschluß seines heftigen Gemüthes, gegen das Daseyn überhaupt erfüllt, und überdieß liebt er, ohne Gegenliebe gefunden zu haben und erwarten zu dürfen, die Braut seines Bruders. So ist er der böse Feind geworden, der keineswegs aus Mißgunst, sondern, weil er nicht anders kann, die seligen Träume der Seinigen stört und vernichtet. Jean Paul wird eigentlich gegen ihn zu Hülfe gerufen, weil der Vater ein zu ungestüm begeisterter Mensch, Wilhelmi zu bequem und indifferent ist, die Frauen aber nicht geschickt, gewandt und kühn genug sind, ihre Gefühle und Ansichten durch wohlgeordnete Rede zu vertheidigen. Abgesehen von dieser gewiß sehr schönen, historischen Einleitung und Einkleidung, wodurch die Unterhaltungen das möglich-höchste Leben gewinnen, läßt sich in derselben noch der wohlberechnete Gang einer nach künstlerischem Gesetz entworfenen Untersuchung erkennen. Karlsson hatte in dem Einladungsschreiben an Jean Paul schon das Terrain und die Kriegsmacht angedeutet, welche derselbe antreffen werde, Notizen über die bereits vorgefallenen Vorpostengefechte des Ideenstreits beygefügt, und wie er vorläufig seinem Sohn Alexander eine Diversion oder vielmehr Demonstration gemacht habe, indem er ihn an den Abgrund des Vernichtglaubens zu stellen versucht. Dieser Versuch wird schriftlich mitgetheilt und spricht, obwohl nicht so verwegen und erschütternd, doch eben so klar und ergreifend aus, daß mit einem solchen Vernichtglauben, der auch eine Läugnung Gottes in sich schließe, die Welt in einen wüsten, chaotischen Brey auseinanderfahren müsse, wie es J. P. schon in jener furchtbaren Rede des todten Christus auf den Trümmern des Weltgebäudes ausgesprochen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Zeitgeschichte.

Observations de Jean Guillaume de Lunzi aux Considérations sur l'état actuel de la Grèce publiées par M. L. de C. Genève 1827. (Junius.)

(Beschluß).

Ich bin weit entfernt, die griechischen Chefs als Muster anzuführen, wenn es sich davon handelt, einen neuen gesellschaftlichen Zustand zu gründen. Geboren und auferzogen in Unwissenheit und Sklaverey, kennen sie den Werth jenes Zustands und der Kultur nicht. Aber man verdamme sie doch nicht darum, weil sie sich nicht blindlings einer Regierung oder gewissen Häuptlingen unterwerfen wollten, die ihren Eigennutz oder ihre ehrgeitzigen Absichten — (hier gesteht also Lunzi beyde ein) — unter dem Schein von Vaterlandsliebe verbergen wollten. Diese Chefs hatten auch wenig Vertrauen in den Rath der zahlreichen Europäer, die ihnen zu Hülfe kamen. Wie konnten sie aber die wenigen wahren Freunde des Landes und des Volks von der großen Menge Abenteurer, ehrgeitziger, auf Verrath sinnender Fremden aus allen Gegenden Europa's unterscheiden? Gegen die wahren, edlen Philhellenen haben sich die Griechen immer vertrauend und dankbar gezeigt, so gegen Lord Byron, gegen Norman, gegen Fabvier und jezt gegen Lord Cochrane und General Church, in deren Hände sie die Macht zur See und zu Lande legten.

Ob die Griechen Unordnung, Barbarey und Unwissenheit lieben, mag zulezt die Ernennung des Grafen Capodistrias zum Regierungspräsidenten für sieben Jahre beweisen. Auch alles, was sie früher thaten, spricht gegen diese Beschuldigung. Der ganze Bund der Hetärie hatte Freyheit und Civilisation zum Zweck. Zahlreiche Griechen wurden seit sechszig Jahren nach dem Abendland geschickt, um da zu lernen, was die Väter ungern an sich vermißten. Die Bildung der Nation war immer einer der Hauptzwecke, so wie stattliche Ordnung. Schon nach der ersten Zeit der Insurrektion ernannten die Griechen eine Regierung, machten Gesetze und ernannten Beamte. Früh waren sie bemüht ein bürgerliches und politisches System zu gründen, und sich als Nation zu konstituiren, ehe sie noch eine waren.

Wie hätte doch Griechenland furchtbarer angegriffen werden können, als es geschehen ist? — Nur dann, wenn alle europäischen Mächte ihre Heere zu dem des Sultans hätten stoßen lassen. Niemals und gegen keinen Staat, weder gegen Rußland noch gegen Oestreich, noch gegen beyde vereinigt, auch nicht gegen Frankreich und seine Alliirten hat die Pforte größere Armeen geschickt als gegen Griechenland. (Dieß ist eine unwahre Uebertreibung. Im Anfang der Insurrektion trat die Pforte nur sehr schwach gegen Griechenland auf.) Die Flotten von Konstantinopel, von Alexandrien, von Tunis, Algier und Tripolis sind nach und nach — (darin lag eben der Fehler) — herangekommen, und haben sich von den armseligen Schiffen der Griechen schlagen und in die Luft sprengen lassen. Alle Pascha's der europäischen Türkey haben nach und nach in Griechenland gekämpft: Asien und Afrika haben ihre Truppen geschickt. Ja die europäischen Mächte

selbst haben die Türken mehr und weniger unterstüzt. Einige übernahmen es, ihre Truppen zu unterrichten und anzuführen, andere gaben Matrosen, Artilleristen und Transportschiffe her, um Griechenland mit furchtbaren Feinden zu überschwemmen. Andere benuzten den Schleyer der Neutralität, um in ihren Staaten alle Unterstützung des verschmachtenden Griechenlands zu verbieten, ihre Häfen den Griechen zu verschließen, den türkischen Schiffen unter christlicher Flagge aber freye Zuflucht zu gestatten, wenn die Griechen sie verfolgten.

Man werfe doch den Griechen nicht vor, sie wollten keinen geordneten, gesetzlichen, gesellschaftlichen Zustand, sie wollten nicht in die Reihe der europäischen Staaten eintreten. Haben sie nicht in jeder Zeit und auch ganz neuerlich wieder den Wunsch ausgesprochen, daß man ihnen eine politische Existenz gönnen und sie unter die civilisirten Länder Europa's aufnehmen möge. Waren der Graf Andre Metaxas und Georg Mauromichalis nicht deßhalb schon im zweyten Jahre der griechischen Insurrektion bittend und flehend beym Kongreß von Verona? Hat man sie nur angehört, hat man sie aufgenommen?

Stratford Canning sagte neulich in seiner Antwort an die Kommission der griechischen Repräsentanten, daß seine Regierung die Grundlage eines neuen politischen Zustandes von Griechenland billige, wie ihn die Repräsentanten vorgeschlagen, und solche dem Divan vorgelegt haben. (Aber man weiß auch, was Kolokotroni und seine Parthey in Beziehung auf diesen griechischen Hospodar-Plan geantwortet haben.)

So weit der Graf Lunzi.

Nach den neuesten schrecklichen Unfällen der Griechen, bey der ganz veränderten Stellung der Pforte gegen dieses unglückliche Volk ändert sich vielleicht ganz die Frage und die Art der europäischen Intercession beym Divan, wenn diese fortgesezt statt hat. Vielleicht aber auch führt dieß lezte Unglück zur schnellen und erwünschten Entscheidung der Frage.

Mr.

Dramatische Literatur.

Friedrich der Große oder die Schlacht bey Cunersdorf, ein dramatisches Charaktergemälde von J. Gründler. Glogau, 1826. Neue Günter'sche Buchhandlung.

Der bekannte dramatische Schriftsteller Karl Töpfer hat Friedrich den Großen bereits auf's Theater gebracht, zwar ein wenig karrikirt, aber doch immer besser, als Herr Gründler, welcher ihn idealisirt. Der große König erscheint in dem vorliegenden Schauspiel durchaus nicht so humoristisch, wie er im Leben war, vielmehr steif, sentenziös, pathetisch, was er nun ganz und gar nicht war. Obgleich er eben eine Schlacht, und eine unglückliche Schlacht liefert, findet er doch Zeit und Muße genug, sich über alle möglichen historischen, politischen und patriotischen Gegenstände des Breitesten auszusprechen, und er tritt überhaupt nur auf, um diese Reden zu halten, er dient nur als Rahmen für die kleinen oratorischen Gemälde, in welchen der Verfasser seinen Patriotismus anbringen will. Auch die übrigen handelnden, oder vielmehr sprechenden Personen sind nicht richtig und lebendig genug gezeichnet. Die Umgebungen Friedrichs selbst, Ziethen, Seidlitz, d'Argens, Quintus Icilius treten sehr zurück und gelten nur als Nebenpersonen. Dagegen kommen drey andere Männer noch neben Friedrich in den Vordergrund, nämlich Lessing, Gleim und Kleist. Kleist fiel bekanntlich in der Schlacht bey Cunersdorf. Er hat also ein Recht, bey dieser Gelegenheit aufzutreten. Nun bringt aber der Verfasser noch Gleim und Lessing hinzu, welche den Sänger des Frühlings besuchen und ihm seine Braut zuführen. Gleim, der vielgeschäftige, stets dienstfertige Freund, ist nicht übel gezeichnet. Gänzlich verfehlt aber ist Lessing. Er hat auch nicht einen Funken seines Geistes, seiner Laune mitgebracht, und läuft überhaupt nur so mit wie das fünfte Rad am Wagen. Auch er gibt Sentenzen von sich, wie Friedrich, aber wir vermissen seinen Scharfsinn, seine Ironie, seine liebenswürdige Bosheit gänzlich. Wie unübertrefflich besser hat ihn Steffens in seinem Walseth und Leith gezeichnet! Ueberhaupt aber ist das Auftreten dieser Dichter vor und während der Schlacht höchst unnatürlich. Es beruht nicht einmal auf einem historischen Grunde, da die gedruckte Korrespondenz Lessings und Gleims deutlich ausweist, wie weit sie von dem Schlachtfeld von Cunersdorf und von dem Gedanken, es zu besuchen, entfernt waren. Indem der Dichter sie willkürlich auf dieses Schlachtfeld verpflanzt, bringt er sie in die ungeschickteste Situation, die ein Held auf der Bühne finden kann. Das ganze Stück spielt kurz vor, während und nach der Schlacht, und die Schlacht geht immer hinter den Kulissen vor sich, während die Schauspieler ganz ruhig auf der Bühne sprechen. Das erinnert uns an Christ's Trauerspiel, Arnold von Winkelried, worin die handelnden Personen ebenfalls sich ruhig unterhalten und einander das Hegel'sche System in schönen Jamben auseinandersetzen, während hinter den Kulissen gefochten wird. Wenn indeß auch in Herrn Gründlers Drama das Dramatische gänzlich verfehlt ist, so bleibt doch immer die patriotische Gesinnung, die darin herrscht, alles Lobes würdig.

Nr. 60.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 27. Juli 1827.

Der reuige Autor.

Es ist bekannt, daß W. Alexis vor einigen Jahren einen kleinen Roman oder größere Novelle schrieb, welche das Leben und die Thaten Schill's und seiner Genossen zum Gegenstand haben — sollte. Es ist immer etwas schwieriges, einen Helden, welcher der Geschichte angehört, so ganz nahe vor sich zu haben, daß viele Leser ihn selbst gekannt haben könnten, der um vieles jüngere Autor aber nicht. Selbst, wenn der Autor sich zu jener historischen Unbefangenheit erheben könnte, die nur wenigen Menschen in Hinsicht auf ihre Zeitgenossen eigen ist, selbst dann möchte es noch schwer seyn, einen solchen historischen Mann in einen Roman zu verflechten, ohne gegen das Kostüm (wir meynen nicht das theatralische) zu fehlen und ohne es mit der einen oder der andern Parthey zu verderben.

Es ist anerkannt und vielfach ausgesprochen worden, daß sich W. A. in seiner Schillischen Novelle — die Geächteten — nicht nur gegen Schill versündigte, sondern, daß er ihn nicht einmal richtig gefaßt hat. Die individuelle Ansicht, die er in dieser Novelle zu einer historischen und allgemeinen machte, ist übrigens in so fern verzeihlich, als sie wahrscheinlich vor einiger Zeit die herrschende in jener Stadt war, aus welcher

„zog der mächtige Held,
er führte fünfhundert Reiter in's Feld."

Genug, weil sich das richtende Publikum, das sich als eine Nachwelt deuchte, an Schill versündigte, hat sich Herr W. Alexis mit versündigt. Nun scheint sich aber der Wind in jener Stadt umgesezt zu haben und der Autor der Novelle „der Geächteten" hat sich auch umgesezt, fühlt Reue und drückt sie (Nr. 85. des Berliner Conv. Blatts) in einer Vision aus, die uns schöner dünkt als ein großer Theil der geächteten Novelle, und die wir als Vorrede oder Epilogus bey einer künftigen zweyten Auflage des Werkchens lesen möchten.

In der Vision liegt Hr. W. A. im Bette und kann nicht schlafen, obgleich er früher zu Bette ging als die noble Welt, von deren schläfriger Unterhaltung er wachend träumt: — „Ich sehe

„Im Fackelschein, der magisch kommt und schwindet,
„Die matten Blicke übersatter Lust,
„Scelette, frazzenhaft mit Tand behangen
„und hole Schläfrigkeit und nirgends Ruhe;" rc.

Er phantasirt über Phantasieen und schlägt dann die Augen auf; es war todtenstill im Zimmer — „Auf dem Tisch brannte ein Licht," das sich der Geist wohl mit chemischen Zündhölzern angezündet hatte, und

„vor dem aufgeschlagenen Buch
Saß, mir den Rücken zugewandt, der Eine."

W. A. erkennt sogleich in ihm den — Helden. Noch klebte an seinem Körper Blut rc. „Er las — gern hätt' ich ihm das Buch entrückt — und ausgelöscht der Seiten schwarze Lettern — Ernst blieb sein Blick, wie runzelten die Braunen." Er las also wohl — die Novelle: die Geächteten, und der Revenant hatte sich nur deßhalb von seinem kühlen Grab in Strahlsund hieher bemüht, obgleich er in jeder Leihbibliothek unterwegs dasselbe Vergnügen oder Mißvergnügen sich hätte verschaffen können. Der Autor hat Muth genug den beleidigten, todten Mann anzurufen, entschuldigt sich aber gleich Anfangs: „Ich drückte nicht die Büchse auf Dich los — Nichts that ich Dir." Da wandt' er streng sich um — und erklärt dem im Bette, daß er als Kläger aus der Gruft gestiegen sey, „das rein zu fordern, was Du mir befleckt — nach meinem Namen streckest Du die Hand." — Der Autor entgegnet ihm: „daß über ihn schon abgestimmt sey, und daß er nach dieser Stimmenmehrheit seine Novelle verfaßt habe. Bis jezt war die Vision und ihre Beschreibung etwas schläfrig, was auch nicht zu verwundern, wenn man so lange nicht einschlafen kann; jezt aber ermannt sich der Dichter und sieht seine Vision mit klarem Auge, wir vermuthen es wenigstens, denn jezt erst ist er poetisch; Schill schüttelte auf die Antwort des Herrn Kammergerichts-Referendarius das Haupt: „Wer hieß dich malen

Von Berg und Wald die tiefen Abendschatten
Und malen nicht, wie tief die Sonne stand?
Der Pöbel richtet und der Weise forscht.
Hätt'st Du geforscht, Du hättest nicht gerichtet."

Mit anderm Wort: si tacuisses etc. Der Dichter stützt sich nun auf sein poetisches Recht; da antwortet ihm der Held von Strahlsund eben so wahr als schön:

„Nennst du sein Recht, wenn ich des Dichters Pflichten,
Hätt'st du geseh'n, wie ich in traur'gen Nächten,
Das Auge glühend, mit dem Zweifel rang,
Geseh'n, wie Alle auf den Einen blickten,
Europa's Wage schien in meiner Hand —
Wer schwindelte auf Helios Wagen nicht! —
Hättst du geseh'n, wie sie sich von mir wandten,
Als falsch die trügerischen Würfel fielen,
Wie sie fortschlichen, die die laut'sten waren,
Und wie sie vornehm kalt gerichtet haben,
Die früher mich des Zauderns angeklagt,
Du hättest menschlich Menschliches gerichtet. —
Fand, was dem Staub an meiner That gehört,
Im dunkeln Ausgang nicht sein Urtheil schon?
Hat nicht genug gestraft der trübe Tod,
Des Pöbels Zunge und der Freunde Kaltsinn,
Nicht die vergessene Erinnerung
Des Tropfen Ruhms in jener Fluth von Thaten?
Was mußtest du des Helden blut'gen Geist
Vor's Volk noch einmal auf den Marktplatz schleifen,
Das, wie Hyänen an dem Fleisch der Särge,
Gern an geschied'ner Helden Ehre nagt.
Der Hingegang'nen bess'res Theil zu retten
War, seit Homeros sang, des Dichters Pflicht."

So der Held; er scheidet übrigens versöhnt und lächelnd von dem Dichter, und legt ihm zur Strafe für die böse Novelle nur noch auf:

„Die Todten reden durch der Dichter Mund.
„Dieß Strafgericht verkünden sey die Strafe."
„Dann singe . . ." es verklangen seine Worte
Und gingen über in das Hahngeschrey.

Letzteres ist kein Kompliment für den Autor, obgleich er es sich selbst macht; der Held verlangt, H. W. A. möchte etwas singen, und doch hört man nur — Hahngeschrey. Ob Herr W. A. nachher den versäumten Schlaf nachgeholt, wird nicht gesagt.

Wir finden es recht gut, daß Schill keinen ärgeren Lärm im Zimmer seines Dichters machte und finden es sehr löblich, daß dieser sich bekehrt und Reue über seine Autorsünde gefühlt hat, denn uns und manchem Mann hat es wehe gethan, daß man Schill in der Novelle eine so kümmerliche Rolle spielen ließ.

Wir geben übrigens diese Vision hier sogleich als Warnung für Leute, die historische Romane schreiben, damit sie sich künftig hüten, sich in gedruckten Büchern an Leuten zu versündigen, die einmal gelebt haben; wer weiß es, vielleicht ist wegen der vielen historischen Romane in dieser Zeit in der Unterwelt die Einrichtung getroffen worden, daß die Romanhelden als Gespenster zurückkehren dürfen, um ihre Autoren zu züchtigen, sie als Alp zu drücken oder im Schlaf zu stören, wie Schill gethan. Manchem Autor ist vielleicht oft schon ein solcher verzeichneter und daher rachegieriger Held schwer auf's Herz gefallen, und er ist entweder zu verstockt, um Reue zu fühlen, oder nicht ehrlich genug, es offen zu gestehen, wie Hr. Wil. Alexis.

W. H.

Philosophischer Roman.

Selina oder über die Unsterblichkeit. Von Jean Paul. Zwey Theile. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

(Beschluß.)

Hierauf erscheint J. P. in Falkenburg, und es bietet sich leicht die Gelegenheit, daß demselben Henrions schon oben erwähnter Brief mitgetheilt wird. An diesen knüpfen sich die ersten Einwürfe Alexanders, um so geschickter, als darin, obwohl in ganz idealem Sinn, doch zu jugendlich pantheistische Ansichten waren vorgebracht worden, daß sie nicht dem Läugner der Seelenunsterblichkeit schwache Seiten hätten darbieten sollen. Alexander äußert gegen J. P., daß ein allgemeines Leben und Beseeltseyn, wie es sein Bruder ausgemalt, wohl auf eine unsterbliche, sich immer wieder neugestaltende Weltseele, aber eben deßwegen auch auf die Sterblichkeit der einzelnen und besonders der Menschenseelen schließen lasse. J. P. sucht dagegen die unverwüstliche Eigenthümlichkeit der Seelen zu retten, und theilt bey dieser Gelegenheit die wichtigsten und seine eigenen Ansichten über die Seelenwanderung mit. Diese Episode, welche zwar nur in das von J. P. selbst für stets unzulänglich erklärte Kapitel von dem „Wie" der Unsterblichkeit gehört, hat gleichwohl einen doppelten Zweck. Einmal gelangt man durch dieselbe bey der individuellen Seele an, und sodann dient sie dazu, den wechselseitigen Eifer der Streitenden zu entzünden. Sie enthält eigentlich die Herausforderung zu persönlichem Zweykampf über den Gegenstand, und es erfolgt auch auf dieselbe die Bestimmung von Ort und Zeit, wo und wann derselbe vor den erforderlichen Zeugen offen und ehrlich begonnen werden solle. Alexander macht den Angriff. Er behauptet Seelenvernichtung und leitet die dahin zielenden Schlüsse aus den Zuständen ab, worin der Geist sich im Schlaf, Traum, Alter und beym Sterben befinde, in denen nämlich eine gradweis verschiedene, aber immer mächtigere Ueberwältigung, ja Unterdrückung des Geistes

durch die seelenlose Masse des Leibes nicht zu verkennen sey. J. P. behauptet das Gegentheil und führt die schlagendsten Beyspiele freyer, von Körper unabhängiger Lebensäußerungen des Geistes in allen genannten Zuständen desselben an. So wird schon durch den Gang der Untersuchungen, und nur noch rascher durch Alexanders vielfache, oft tapfere Ein- und Ausfälle auf die Bestimmung des Wechselverhältnisses zwischen Leib und Geist hingetrieben, und leicht möchte J. P. für Psychologen und Physiologen das Interessanteste, und dieß mit größerem, als dem gewöhnlichen, Geist, Scharfsinn und Witz zusammengestellt haben, um bey aller zugestandener Wechselwirkung des Organismus und des Geistes, die freylich bedingte, aber in sich selbst gegründete Selbstständigkeit des lezteren glaublich zu machen. Zwar bezeugen die Frauen ihre Freude darüber, daß die gerettete Seelenselbstständigkeit auch die Fortdauer wahrscheinlicher mache, aber sie gestehen auch ein, hier nicht folgen zu können, und meynen, daß ohne den zuversichtlichen Glauben an Gott auch hierüber keine Beruhigung und Zuverlässigkeit zu gewinnen sey. Diese Meynung wird zugegeben und von J. P. durch geistvolle Ausführungen zu einer schwer zu bestreitenden Ansicht erhoben. Aber freylich bleibt J. P. nicht bey dem theologischen Rache- und Strafgott stehen und bey den beschränkten Ansichten von Belohnung und Strafen, um derentwillen sonst Unsterblichkeit verlangt wird; vielmehr verwirft er diese unwürdigen Ansichten und verwirft die finsteren Lehren vom Radikalbösen, als welche alle in völligem Widerspruch stünden mit jeder geistigen Vorstellung von Gott, der die Liebe sey und die Weisheit. Dagegen leitet er aus dem Allseligen das uns durch denselben anerschaffene Recht auf Glückseligkeit ab, deren Begriff selbst in die Unendlichkeit hinaustreibe. Besonders schön sind die Partbieen, wo von dem Heimweh der Seele nach glücklichen Himmelsländern die Rede ist, das uns gerade in der höchsten Freude, in dem Genuß des Kunstschönen, deren Verkündiger, ergreife. — Jezt tritt der Magnetismus, der sich schon früher bey Gelegenheit angekündigt, in die Geschichte und in die Untersuchung. Selina ist die Hellseherin, als welche sie sich in von selbst eingetretenem, magnetischem Schlaftraum verrathen hatte. Während günstige Nachrichten von Henrion Familie und Braut erheiterten, hatte diese im Traum den Geliebten mit einer Brustwunde und bluten gesehen, und nun wird durch neuere Briefe der Traum bestätigt. J. P. entschließt sich, schon um der verzehrenden Kraft des Selbermagnetismus Einhalt zu thun, Selina durch Handauflegen in ordentlichen magnetischen Schlaf zu bringen. Es geschieht. Jeder Leser erwartet, daß Jean Paul bey seiner überall bewiesenen poetischphilosophischen Kunst, physiologische und psychologische Erscheinungen zu deuten, nicht unterlassen haben werde, die interessantesten Betrachtungen gerade an die des Magnetismus zu knüpfen. Auch hat er wirklich den Anfang gemacht. Allein bald nach dem ersten Magnetisiren, bricht das Werk mit einem unvollendeten Abschnitt, dem noch zwey und gerade die wichtigsten hätten folgen sollen, ab. Alexander hatte zunächst in seiner, für alle Unterhaltungen angenommenen Eigenschaft als Teufelsadvokat von dem völligen Mangel der Erinnerung an das im magnetischen Schlaf Gesehene und Empfundene, Gedachte und Gesprochene Gelegenheit genommen, gegen die Möglichkeit des Wiedersehens nach dem Tode zu sprechen, weil eben das Gedächtniß dazu mangele. Ferner hatte er in Bezug auf eine Rede von Henrions Geist, welche die Hellseherin vernommen und mitgetheilt und worin die Auferstehung des Geistes war angedeutet worden, Auferstehung und Ewigkeit, plötzliche Vollendung in Kenntnissen, Glück und Werth geläugnet und seine Betrachtungen mit großer Beredtsamkeit vorzutragen gesucht. Dagegen hat J. P. nur noch Zeit gehabt, die unverkümmerte Fortdauer des Gedächtnisses glaublich zu machen. Auch ist ihm dieses noch durch große Umsicht, Feinheit und Gewandtheit gelungen, und wir wollen nicht fürchten, daß vor den Lesern der Teufelsadvokat, welcher freylich der lezte gewesen, der am längsten und feurigsten geredet, Recht behalten werde. — Einiges gegen Alexanders Behauptungen findet man in den wenigen, vorhandenen Notizen, welche der Herausgeber unter Nr. IX. mitgetheilt hat. Nach dem Plane J. P's. sollten die höchsten, das Gefühl ansprechender Trostgründe erst nach Henrions Tode gegeben werden und dieser mit Selina's an einem Tage erfolgen. — Das also gesteckte Ziel bestätigt die sonst auch zu begründende Ansicht, daß der ganze Plan zur Selina in ihrer historischen und philosophischen Wechseldurchdringung eben so schön als klar und einfach angelegt ist, eine Eigenschaft, welche man gewöhnlich J. P's. Werken abzustreiten pflegt. Auch die Charaktere befriedigen in einem hohen Grade, wenn sie gleich an schon bekannte erinnern. So ist der feurige Henrion mit Albano oder Viktor zu vergleichen, so idealischen Fluges, wie beyde, aber seine schöne Schwärmerey ist weniger weichlich, weil das bloß Kontemplative darin durch die Thatkraft, in welche sie ausgebrochen, beschränkt wird. Ueberhaupt hat die ganze Person eine kräftigere Haltung. Wem fällt bey Selinen nicht Gione selbst, Liane, Chlotilde ein? Aber der Doppelschmerz, der auch ihre zarte Seele aufreizt und treibt, die Last des Körpers abzuwerfen, ist ein weniger reflexivempfindsamer; er hat seinen bestimmten, großartigeren Gegenstand, der die Seele sogar erhebt. In Alexander läßt sich schwerlich eine Leibgeber-Schoppische Natur verkennen, aber auch sie ist, obwohl kräftig und lebhaft genug, doch weniger zerrissen in sich selbst. Carlson und Wilhelmi sind die altgewordenen jun-

gen Männer des Kampanerthales, wie J. P. selbst; aber das Alter hat ihnen nur mehr Besonnenheit, keinen Tod, keine Erschlaffung gebracht; ja selbst ihre Herzen sind noch so frisch als ihr Geist, aber dieser hat die Herrschaft errungen. Sie lieben daher und verstehen die Jugend um sie her, lassen diese gewähren und wirken auf sie nur durch wahrhafte Ueberlegenheit. —

Indem wir alles Bisherige und ebenso, wenn wir die in ungeschwächtem Geistesglanz spielende Fülle von Bildern, Gleichnissen, Witz, Laune, und die ewig unübertrefflichen Landschafts- und Situationsgemälde bedenken, so glauben wir diese Anzeige mit den Worten schließen zu dürfen, die A. W. Schlegel über Schiller gesprochen: Jean Paul war in der reifsten Fülle seiner Geisteskraft, als ihn ein unzeitiger Tod dahinraffte. —

W. B. M.

Reise-Literatur.

William Edward Parrys dritte Reise zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt. Aus dem Englischen. Jena, in der Bran'schen Buchhandlung, 1827.

Dieß Werk enthält den Reisebericht, den der Kapitän selbst entworfen hat. Gleich nach seiner Rückkehr ist es schon durch die Zeitungen bekannt geworden, daß auch diese dritte Reise das erwünschte Ziel nicht erreicht hat. Der kühne Segler stieß wieder auf undurchdringliche Eismassen, die ihm den Weg versperrten und zwischen deren ungeheuren Wänden eins seiner Schiffe zerdrückt wurde. Trotz aller ausdauernden Anstrengungen war es ihm unmöglich, die Hindernisse der arktischen Natur zu überwinden, und da der reichliche Vorrath an Lebensmitteln, womit er sich versorgt hatte, doch zulezt auf die Neige ging, sah er sich ungern gezwungen, unverrichteter Sache wieder nach England zurückzukehren. Die Hauptfrage, ob es eine nordwestliche Durchfahrt gibt, ist noch immer unentschieden und auch durch diese lezte Reise weder bejaht noch verneint worden. Sie würde nur in dem Fall verneint worden seyn, wenn der Kapitän auf ein undurchdringliches Kontinent, auf ein zusammenhängendes, seinen Weg quer durchschneidendes Land gestoßen wäre, oder wenn er nur das Meer selbst zu einem beständigen Kontinent von Eis erstarrt gefunden hätte. Er hat aber, so weit er gekommen ist, noch immer Meer und kein Land vor sich gefunden, und somit ist es möglich, daß dieses Meer nordwärts von Amerika fortgehen und den atlantischen und stillen Ocean verbinden kann. Er hat ferner dieses Meer auch nicht zu einem beständigen Eisklumpen erstarrt gefunden, sondern nur bedeckt mit fließendem Eis, das bald entstund, bald wieder verging und seine Stelle nur im Winter nicht wechselte; und somit ist es möglich, daß ein Schiff sich dennoch einmal, wenn es den rechten Zeitpunkt trifft, wo das Meer vom Eise freyer ist, sich durch dasselbe glücklich hindurchwinden und einen Weg zum stillen Ocean entdecken könne, falls dieser Weg nicht noch weiter westlich durch ein Kontinent gesperrt ist.

So viel ergibt sich aus dem vorliegenden Reisebericht in Betreff der Hauptfrage. Uebrigens ist dieser Bericht auch noch für den Naturforscher von Interesse. Er enthält zahlreiche und genaue Beobachtungen über Temperatur, Witterung, die Tiefe des Meeres, die Bildung und Strömung des Eises, die Veränderungen der Magnetnadel, das Nordlicht ꝛc., und schildert einige neuentdeckte Küsten der arktischen Zone, die indeß nicht viel Neues darbieten.

Auch die Schilderung der Reiseabentheuer, der überstandenen Gefahren und Schicksale ist von Interesse. Die beyden Schiffe Parrys waren vortrefflicher eingerichtet, als es wohl je ein Schiff gewesen ist. Dafür bürgt das Resultat, daß die Mannschaft auf denselben einen langen, furchtbar strengen Winter in der Nähe des Nordpols zugebracht hat, ohne krank zu werden. Diese kühnen Männer haben bewiesen, was Erfindungs- und Ordnungsgeist über die Hindernisse und Schrecknisse der Natur vermögen. Wir können sie nicht ohne Theilnahme auf ihren unwirthbaren Wegen begleiten, und müssen bald die Anstrengungen der Kraft, bald die Geschicklichkeit des Verstandes bewundern, mit denen sie sich aus den gefährlichsten Situationen befreyten. In dieser Rücksicht ist besonders die Schilderung von dem Verlust des einen Schiffes und von der kühnen und glücklichen Rettung des andern interessant. Nicht weniger anmuthig ist die Beschreibung ihrer Winterquartiere. Im strengen Polarwinter war natürlich an kein Weiterfahren mehr zu denken, und die Reisenden mußten sich den größten Theil des Jahres einfrieren lassen. Sie arbeiteten in eine ungeheure feste Eismasse eine Art von Grotte, worin die Schiffe sicher lagen, und beschäftigten sich die lange Zeit, in welcher sie keinen Schritt vorwärts thun konnten und nicht einmal die Sonne sahen, sondern ringsum von Eis, Todesstarren und undurchdringlicher Nacht umgeben waren, ganz ruhig und gesellig mit Schulunterricht. Die Matrosen lernten, die Offiziere lehrten, und zur Abwechslung wurden zuweilen kleine Maskeraden veranstaltet. Alle befanden sich wohl dabey, und niemand erkrankte.

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 31. Juli 1827.

Aus Italien.

Nachstehender Uebersicht des neuesten wissenschaftlichen und literärischen Zustandes der verschiedenen Provinzen Italiens mag mit Recht die Bemerkung vorangehen, daß es in diesem Lande wenigstens nicht an Anstrengungen und Versuchen fehlt, welche klar genug beweisen, daß man daselbst nichts verabsäumt, um sich mit den gebildetesten Nationen in eine Linie zu stellen und wohl gar es einigen derselben zuvorzuthun. Ueberall trifft man auf Spuren einer gewissen literarischen Gährung, welche sich jedoch mehr und minder kräftig offenbart, je nachdem in den einzelnen Staaten, in welche Italien zerfällt, die Umstände jene allgemeine Regsamkeit mehr oder weniger begünstigen.

Toscana, welches, zumal was seine Hauptstadt, Florenz, betrifft, vermöge seiner Fortschritte in der Sittigung und seiner Mundart, der reinsten und regelmäßigsten in ganz Italien, der weitern Fortschritte in den Wissenschaften gewissermaßen am empfänglichsten ist, fühlt sich durch den Ruhm seiner erlauchten Vorfahren, eines Dante, Machiavel und Galiläi allzu geehrt, als daß es sich nicht ihre Lehren und ihr Beyspiel zu Nutze machen sollte: daher denn auch in diesem Theile Italiens Wissenschaften, Literatur und Künste fortfahren, beynahe mit gleichem Ernste geübt und betrieben zu werden. Die Universität zu Pisa, die Labronische Gesellschaft zu Livorno, die Akademie della Crusca und die der Georgofili zu Florenz, das Journal der Gelehrten zu Pisa und vor allen die Florentiner-Anthologie unterstützen in die Wette den Geist und die Tendenz des Jahrhunderts, und helfen das Wissen überhaupt für das ganze Land befördern. Mehrere wohlthätige Institutionen, namentlich der wechselseitige Unterricht, den man an andern Orten für gefährlich hält, haben sich, Dank sey es dem Eifer einiger wackerer Bürger, in Toscana theils erhalten, theils eine verbesserte Gestalt gewonnen. Die schöne Ausgabe von Cicognara's Geschichte der Bildhauerey, die Ausgabe von d'Agincourt, welche ein und derselbe Herausgeber (Giachetti von Prato) mit gleich gutem Erfolge unternommen hat, das Erscheinen von Mascagnis großem Werke über die Anatomie, mehrerer anderer preiswürdiger Literatur-Produkte nicht zu gedenken, sind Beweises genug, was für ein edler Gebrauch in Toscana von der Presse gemacht und welch lebhaftes Interesse an den Fortschritten der schönen Künste genommen wird.

Das Lombardische Königreich fährt fort sich in dem guten Rufe zu erhalten, zu welchem es sich in neuester Zeit vornehmlich in den mathematischen und Naturwissenschaften erhoben hat. Die Musen, welche, trotz den Anstrengungen eines Parini, auf den reichen Ebenen der Lombardie nicht schienen einheimisch werden zu sollen, verweilen, seitdem Monti in diesen Gegenden seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, daselbst mit nicht minderer Lust, als in den übrigen Provinzen Italiens.

Die Akademie der schönen Künste von Brera erzeigt sich fortwährend, sowohl vermöge der Talente ihrer Vorsteher, als der Preise, welche die Zöglinge davon tragen, der öffentlichen Achtung würdig. Aus der außerordentlichen Menge der in den Lombardischen Staaten, vornehmlich zu Mailand, erscheinenden Schriften läßt sich abnehmen, mit welchem Eifer in diesen Provinzen die Wissenschaften und die Literatur betrieben werde. Hr. Gioia theilt dem Publikum von Zeit zu Zeit neue Werke über Statistik und Philosophie mit, und dasselbe, was er für die Staatsökonomie thut, leistet Hr. Romagnosi für die Wissenschaft des Civil- und Kriminalrechts. Die typographische Societät der italienischen Klassiker fährt fort, die bedeutendsten Literatur-Produkte Italiens, die man dem abgewichenen Jahrhundert zu verdanken hat, aus allen Fächern neu aufzulegen. Die Schriften eines Beccaria, Verri, Giannoni, Filangieri u. s. w. zeigen, welche Gattung von Studien man in Italien am liebsten betreiben und was für eine Richtung der Geist vorzüglich gern nehmen würde, wenn sich ihm nicht mächtige Hindernisse entgegenstemmten. Ganz besonders nehmen die Aufmerksamkeit des Beobachters diejenigen Bücher in

Anspruch, welche auf die bis jezt sehr vernachlässigte Civilisation und Bildung der zahlreichern Volksklassen gerichtet sind, und Hr. Silvestri sowohl als mehrere andere Verleger haben sich durch die Herausgabe in- und ausländischer Bücher dieser Gattung gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit ihrer Landsleute erworben. Wenn auch die Regierung, mit der Fürsorge für die Unterrichtsmittel beauftragt, die Schulen des wechselseitigen Unterrichts verboten hat, so unterstüzt sie wenigstens die Normal-Schulen; auch hat sie andere ähnliche Anstalten theils wieder hergestellt, theils erweitert. Besonderer Erwähnung verdient das Militär-Kollegium zu Mailand, welches auch für andere Länder als Muster dienen und in ganz Italien schwerlich seines Gleichen finden dürfte. Es steht unter der Leitung des Obersten Odoard Young, der, durch seine Elementar-Gymnastik oder analytischen und fortschreitenden Kurs in den für die Entwickelung und Stärkung der Organisation des Menschen geeigneten Leibesübungen, seinen Eifer und seine Einsichten auf eine gleich unwidersprechliche Weise darthut.

Sehr bedeutend ist die Zahl der ausschließlich literärischen und wissenschaftlichen Zeitschriften, welche die Stadt Mailand allein zu Tage fördert. Für Literatur, Wissenschaften und Künste verdient herausgehoben zu werden: die italienische Bibliothek und der Sammler, eine Nachahmung des englischen Zuschauers; im medicinischen Fache die allgemeinen medicinischen Annalen, von Dr. Onodei, das kritische Journal von Dr. Strombio; das für chemische Pharmacie von Hr. Cattaneo; ferner die allgemeinen Annalen für Statistik, Reisen u.s.w., die Astronomischen Ephemeriden, die Jahrbücher für Technologie, Agrikultur und Künste, rc.

Auch die Städte des Lombardisch-Venezianischen Staates und neben diesen noch manche andere Städte Italiens stimmen in die von Mailand aus ihnen mitgetheilten Anregungen ein, und jede derselben macht sich wenigstens in einem Fache des menschlichen Wissens bemerkbar. Brescia und Treviso benuzten immerfort ihre Athenäen, was die Akten des Athenäums zu Brescia und die Zeitschrift des Athenäums zu Treviso, betreffend den Zustand der Wissenschaften und Literatur in den venezianischen Provinzen, bezeugen. Verona, dem Dienste der Musen fortwährend getreu, vergißt darüber keineswegs der nützlichern Studien, womit sich seine Akademie für Agrikultur beschäftigt. Pavia und Padua erfreuen sich, auch nachdem sie mehrere berühmte Professoren verloren haben, einer großen Anzahl von Zöglingen, welche die öffentlichen Lektionen besuchen, und durch nützliche Arbeiten ihre Fortschritte zu Tage legen. Die zu Pavia, unter Direktion des Sachwalters, Hrn. Sacchi, und unter Nachhülfe einiger der ausgezeichnetern Zöglinge der Universität erscheinende Ausgabe der klassischen Metaphysiker aller Nationen läßt auf die Neigung der studierenden Jünglinge für diesen Zweig des philosophischen Wissens schließen. Einer Anzahl Professoren der gedachten Universität hat Italien auch eine nicht üble Zeitschrift für Physik, Chemie und Naturgeschichte zu verdanken, dergleichen der Universität Padua eine Zeitschrift für italienische Literatur, deren Herausgeber jedoch wohl thun würden, ihre Thätigkeit und ihren Eifer zu verdoppeln.

Von Venedig, dessen glänzenden Wohlstand man einst bewunderte, so wie sich gegenwärtig, der Anstrengungen der Regierung unerachtet, sein immer größerer Verfall mit Gewißheit voraussehen läßt, kann man in wissenschaftlicher Hinsicht wenig Bedeutendes sagen. Eine Abtheilung des italienischen Instituts, wovon die beyden andern nach Mailand und Padua verlegt sind, hat ihren Siz daselbst; auch werden in einer besondern, der einsichtsvollen Leitung des Grafen Cicognara anvertrauten Akademie die schönen Künste kultivirt. Noch zählt auch die Stadt mehrere ausgezeichnete Gelehrte, einen Gamba, Albrizzi, u. a. m. Jene Menge aber von Ausgaben, welche, troz ihrer Inkorrektheit ganz Italien überschwemmten, erscheint nicht mehr. Diesen Vortheil hat Mailand an sich gerissen, und die, in lezterer Stadt, in großer Anzahl herauskommenden Ausgaben sind eben so korrekt als geschmackvoll. Inzwischen übersezt und publicirt Venedig, in Ermanglung von Originalwerken einen Theil des Bulletin universel, auserlesene Stücke aus der Revue Encyclopédique und die Biographie universelle von Michaud. Genua hat ebenfalls aufgehört, selbstständig zu seyn und ist eine Provinz von Piemont geworden, zu dessen literarischem Ruhm sie vielleicht etwa noch von Zeit zu Zeit einen Beytrag liefern mag. Bemerkenswerth ist daselbst das, unter der Leitung des Abbé Bagutti stehende Institut für Taubstumme, dessen Zöglinge bedeutende Fortschritte machen, und die von dem Baron v. Zach angelegte Sternwarte.

Zu Turin haben sich Wissenschaften und nützliche Künste immer noch im Leben erhalten. Auch die Literatur strebt sich in der Achtung, welche sie dem berühmten Alfieri zu verdanken hat, zu erhalten. Im tragischen Fache hat sich diesem Dichter zwar bis jezt keiner genähert; auf der komischen Laufbahn hingegen hofft man, daß Hr. Nota ein ähnliches Glück machen werde. Schon jezt betrachtet man ihn als den vorzüglichsten Lustspieldichter Italiens seit Goldoni.

Im Herzogthum Parma werden Literatur und schöne Künste dermal mehr begünstigt, als in den Staaten von Modena. Zwar fehlt es auch hier nicht an achtungswürdigen Gelehrten, auch ist Modena im Besitze der italienischen Akademie; immerhin aber scheint man sich vor jeder thätigern Theilnahme an der Beförderung der Aufklärung zu fürchten.

Der Kirchenstaat, und namentlich seine Hauptstadt, scheint dazu bestimmt zu seyn, sich einzig in den philologischen und antiquarischen Studien und in den schönen Künsten hervorzuthun. Fast alles, was aus römischen Pressen hervorgeht, gehört unter eine von diesen Rubriken. Besonders bemerkt zu werden verdienen die von den Hrn. L. Cardinali, M. J. Melchiorii, Ch. P. Visconti und C. Cardinali redigirten römischen Abhandlungen über Alterthümer und schöne Künste. Das arkadische Journal ist absonderlich der Literatur und Poesie gewidmet. Es hält sich geflissentlich an die Schule der Klassiker; auch richtet es sein Augenmerk ganz besonders auf alles, was in die Arzneykunde einschlägt. Die astronomischen Wissenschaften werden mit gutem Erfolge betrieben. Der römische Kalender macht das Bedurfniß nach denselben immer noch fühlbar. Die kleinen astronomischen Schriften, welche die Hrn. Calandrelli, Conti und Ricchebach angefangen haben herauszugeben, machen auf die Fortsetzung dieser gelehrten Sammlung begierig. Noch trostreicher für die Freunde der Philosophie ist der Umstand, daß man Setele's Anfangsgründe der Optik und Astronomie, worin die Wahrheit des kopernikanischen Systems dargethan wird, an dem ersten Gymnasium von Rom als Schulbuch eingeführt hat. Noch hat man auch versucht, die Akademie der Lyncäer wieder in's Leben zurückzurufen: allein in einem Lande, wo es nicht erlaubt ist, das Andenken des ursprünglichen Stifters jener Akademie, des Fürsten Cesi, öffentlich zu ehren, dürfte auch von den preiswürdigsten Absichten der neuen Akademiker wenig zu hoffen seyn.

Die politischen Wissenschaften werden keineswegs so behandelt, wie man sie behandeln sollte. Selbst in der arkadischen Zeitschrift nimmt man, wenn von Staatsökonomie die Rede ist, seine Zuflucht zu biblischen Autoritäten, was in unsern Tagen im höchsten Grade befremden muß. Bekannt sind die verjährten und antisocialen Grundsätze betreffend die mittelbare und unmittelbare Autorität des Papstes, welcher der Primat über die königliche Gewalt gebühren soll und die der Advokat Fea eifrigst bemüht gewesen ist wieder aus der Vergessenheit hervorzuziehen. Spedalieris ganz eigene Schrift, über die Rechte der Menschen, von der man glauben sollte, sie wäre in jedem Lande eher als in diesem ausgedacht und durch den Druck bekannt gemacht worden, ist heut zu Tage so viel als vergessen. In einer zu Rom neuerrichteten Schule des Kirchenrechts soll der Professor, ein Publicist, Theatiner-Ordens, alle seine Kräfte aufbieten, um die Zöglinge zu bereden, daß alle rechtmäßige Gewalt sich von der Autorität des Papstes, als des einzigen Bevollmächtigten Gottes, herleite. Es ist dieß dieselbe Stadt, wo der berühmte Gravina vor hundert Jahren in seinem Werke, über die Quellen des Rechtes, eine ganz andere Lehre auf die Bahn gebracht und auseinandergesezt hat. Unter allen Städten des Kirchenstaates zeichnet sich Bologna am meisten aus. Sie leidet ungleich weniger als Rom unter dem Einflusse des römischen Geistes. Wissenschaften und Literatur sind in ihren Mauern geachtet. Hr. Tomassini ist daselbst die Stütze des in Italien vorherrschenden medicinischen Systems. Die Streitigkeiten, welche sich über die Lehre des Hrn. Rasori erhoben haben, veranlaßten die Redaktion einer Zeitschrift für die neue italienische Heilmittellehre. Die kleinen Schriften, welche die Hrn. Orioli und Mondini, in Verbindung mit einigen andern Gelehrten, herausgeben helfen, tragen zur Beförderung der Fortschritte in den Naturwissenschaften mit bey. Hr. Orioli ist einer der eifrigsten Verfechter der neuen Theorie oder vielmehr der Erfahrungen, welche auf die Hagelableiter Bezug haben; daneben verschmäht er, obwohl Physik und Chemie seine Hauptbeschäftigungen ausmachen, auch das Studium der Alterthümer nicht, und macht vermittelst seiner anderweitigen höchst ausgebreiteten Kenntnisse, nicht selten Entdeckungen, zu denen mancher andere in den übrigen Zweigen des Wissens weniger bewanderte Alterthumsforscher bey weitem nicht so leicht gelangen würde. Die Interessen der Literatur und Poesie hat Bologna zu keinen Zeiten vernachlässigt. Perticaris, auch in den aufgeklärtesten Städten des Kirchenstaates verbreiteter Einfluß ist zu Bologna ganz vorzüglich bemerkbar. Manche andere literarische Produkte, wie z. B. die des Hrn. Costa, sind von demselben Geiste eingegeben. Der Beachtung nicht unwerth sind auch einige Oden des Hrn. Leopardi; die von ihm besungenen Gegenstände sind der italienischen Musen eigentlich würdig, und gern will man hoffen, daß sein Beyspiel nicht ohne Nachahmer bleiben werde.

Die nicht geringe Anzahl von Schriften über Arzneykunde, Mathematik, und besonders über Mineralogie und die Produktionen des Vesuvs beweisen, daß das Feld dieser Wissenschaften auch bey den Neapolitanern nicht öde liege. Die, an die Stelle der Herkulanischen Akademie und der Akademie der Wissenschaften getretene, Bourbonische Gesellschaft bringt

wenig zu Stande; auch scheinen ihre Bemühungen nicht immer auf Gegenstände von besonderer Wichtigkeit gerichtet zu seyn, was wohl mehr auf Rechnung der Zeitumstände als der Akademiker zu schreiben ist. Die pontanianische Akademie, deren Name an die literarischen Dienste erinnert, welche ihr Stifter dem XVI. Jahrhundert geleistet hat, kann, so lange sie in den Fußtapfen der alten Zeit fortwandelt, nur wenig zum Vortheile der jetzigen beytragen. Die Gesellschaft zur Aufmunterung könnte einen reellern Nutzen bezwecken, in so fern sie ihren Ruhm nicht einzig und allein auf ihren Titel beschränken will. Diese, für den Zustand der Wissenschaften und Literatur im Königreich Neapel keineswegs ehrenvollen Andeutungen sollen übrigens nicht glauben machen, daß in diesem Lande die Studien eines Vico, Genovesi, Pagano und Filangieri vernachläßigt darnieder liegen; sie werden im Gegentheil mit mehr Eifer betrieben, als jemals. Proben hiervon anzuführen würde zu nichts frommen, in einem Zeitpunkt, wo gerade eine Schrift: Ueber die Nothwendigkeit der Einführung der heiligen Inquisition erschienen seyn soll in einem Lande, dem das Verdienst zu gut kommt, sich der Einführung eines solchen Gerichtes jederzeit entgegengestemmt zu haben. Es läßt sich nicht vermuthen, daß solche Produkte unter der Aegide der Regierung erscheinen; schwerlich aber wird, so lange solche Symptome sich zeigen, der Charakter der Landeseinwohner sich jemals in seiner völligen, natürlichen Kraft und Stärke entwickeln können.

Dieselbe Bemerkung gilt auch von Sizilien. Auch hier scheint, was immer die Ursache davon seyn mag, die Zahl der Schriftsteller und ihrer Produktionen verhältnißmäßig kleiner zu seyn, als an allen andern Orten. Indeß geht aus mehreren Schriften eines Scina, Ferrari, aus Foderas Versuchen u. s. w. klar genug hervor, was die Sizilianer unter gegebenen Umständen zu leisten im Stande seyn müßten.

Dichtkunst.

Die Kunst, ernste und scherzhafte Glückswunsch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen. Ein Spiel von G. N. Burmann. In der Vereinsbuchhandlung. Berlin. 1826.

Wenn an diesem allerliebsten Gedanken der Dichter eben so viel Antheil hätte, als der Mathematiker, so würde die Ueberraschung vollkommen seyn. Die Erfindung ist in der That so artig angelegt, daß wir nur wünschen können, sie möchte glücklicher ausgeführt seyn. Wir erhalten wirklich durch einfaches Würfeln vollständige Gedichte, aber diese Gedichte sind nicht viel werth, sie könnten poetischer seyn, und dann erst lohnte sich das Spiel der Mühe. Da indeß die Erfindung selbst durch diese Art der Ausführung nicht leidet, und es nur darauf ankommt, daß ein geschickterer Dichter bessere Verse liefert, so verdient der Verfasser in der Hauptsache alles Lob, und wir fordern ihn nur auf, andere Verse selbst zu machen, oder sich dieselben machen zu lassen.

Die Sache verhält sich folgendermaßen. Man nimmt einen Würfel und wirft irgend eine Zahl. Nun sucht man auf einer kleineren Tabelle diese Zahl nach und findet dabey achtzehn andere Zahlen angezeigt, wovon die erste dem ersten Wurf, die zweyte dem zweyten Wurf zukommt und so fort. Man nimmt also aus dieser Reihe die erste Zahl, die zum ersten Wurf gehört, und sucht diese Zahl nun wieder auf einer andern Tabelle nach, wo eine Verszeile daneben steht. Diese Verszeile schreibt man sich auf. Dann macht man den zweyten Wurf, und sucht die geworfene Zahl wieder in der ersten Tabelle, wo die achtzehn Zahlen daneben verzeichnet sind. Aus diesen achtzehn nimmt man die zweyte Zahl, weil der Wurf der zweyte ist, und sucht nun diese Zahl wieder in der zweyten Tabelle mit der dazu gehörigen Verszeile, die unter die zuerst gefundene geschrieben wird. So fährt man fort bis zum achzehnten Wurf und erhält auf diese Weise ein Gedicht von achtzehn Verszeilen. Diese Zeilen sind so eingerichtet, daß sie auf einander passen, wie man auch werfen mag, aber obgleich sie richtig gereimt sind und einen Sinn geben, so mangelt es ihnen doch an der Poesie.

Mit dem Würfel kann man immer nur von Eins bis Sechs werfen; es sind also nur sechs Wurfzahlen möglich. Da man nun achtzehn Mal zu werfen hat, so stehen bey jeder Wurfzahl, weil jede in jedem möglichen Wurf fallen kann, achtzehn Zahlen, und jede derselben zeigt auf der zweyten Tabelle einen Vers an. Diese zweyte Tabelle enthält daher sechs Mal achtzehn oder 108 Verszeilen. Der Verfasser hat aber zwey dergleichen Verstabellen entworfen, auf der einen stehen 108 ernsthafte, auf der andern 108 scherzhafte Zeilen, und jenachdem man ein ernstes oder lustiges Gedicht haben will, kann man dieselben Zahlen auf der einen oder andern Tabelle nachsuchen.

Die Erfindung ist darum so sinnreich und künstlich, weil die achtzehn Würfe auf eine beynahe unendliche Weise verschieden ausfallen können, und doch die einfachen 108 Zeilen hinreichen, bey jeder möglichen Verschiedenheit der Würfe immer ein vollständiges Gedicht zu geben.

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 3. August 1827.

Aesthetik.

Das Wesen der antiken Tragödie in ästhetischen Vorlesungen, durchgeführt an den beyden Oedipus des Sophocles im Allgemeinen und an der Antigone insbesondere von Dr. Hermann Fr. Wilh. Hinrichs, ordentlichem Prof. der Philos. an der Universität zu Halle. Halle, Verlag von Fr. Ruff, 1827. kl. 8. 120 S.

Wenn uns Kunstwerke nicht nur dadurch entzücken, daß sie den höchsten und besten Inhalt des menschlichen Lebens und des Bewußtseyns vom Wesen des Göttlichen selber zum Gegenstand haben, sondern eben so sehr auch dadurch, daß sie diesen wesentlichen Inhalt in Gestalten und Tönen, vor unser Ohr und Auge bringen, oder geistiger noch durch Vorstellungen an unser Inneres sprechen, so wird die ächte Liebe für die Kunst als Kunst um so mehr gegen jede Kritik und ästhetische Betrachtung gerichtet seyn, jemehr diese sich bemüht das Kunstwerk seiner sinnlichen Gegenwärtigkeit zu entreißen und in ein Element hinüberzuführen, wo Hören, Sehen und Vorstellen sich in die Klarheit des Denkens verflüchtigen. So lange sich daher die Kritik damit begnügt, ein Gemälde überhaupt nur in Worte und Vorstellungen, ein Werk der Poesie in Prosa und allgemeinere Gesichtspunkte zu übersetzen, ohne aus dem Kreise des Vorstellens herauszutreten, so lange wird sie noch geduldet seyn, ja ihre geistreichen Bemerkungen, die an dem Kunstwerke umherspielen, doch es selber noch in seiner eigenen Gestalt unangetastet bestehen lassen, werden sogar willkommen geheißen werden. Doch wer es wagt ein einzelnes Kunstwerk oder ganzes Kunstgebiet aus dem Zauberkreise des Schönen in die zunächst fremde Sphäre philosophischer Betrachtung zu erheben, der wird sich bey dem größten Theil des kunstliebenden Publikums nicht nur wenig Dank verdienen, sondern seine Revindikation wird als Tempelraub gescholten und seiner Bemühung und Arbeit mit voller Gewalt von allen Seiten entgegengearbeitet werden; denn er hat dem geliebten Gegenstande gerade das genommen, wodurch derselbe allein Gegenstand der innigsten Liebe und Verehrung geworden war, und Herz, Gemüth und Vorstellung wollen nicht zugeben, Sphären und Weisen des Wissens zu seyn, über welche hinaus es auch für das Kunstwerk noch höhere und tiefere Erkenntnißformen gäbe. Unbefangen und in dem unschuldigen Glauben auf dem eigenen Gebiete zu stehen, drängen sich die Kunstverehrer an die philosophische Kritik heran, und getäuscht finden sie sich plötzlich in einer fremden Welt, welche sie nun in der Ueberzeugung, die ihrige allein sey die vernünftige und heilige, für ebenso närrisch als frevelhaft verschreyen. So hat denn auch Hinrichs, als er vor mehreren Jahren zuerst mit einer philosophischen Betrachtung des Goethe'schen Faust's hervortrat, wenig Anerkennung und von den meisten Seiten her nur Tadel und Widerspruch erfahren müssen. Der Faust als Kunstwerk ist Eigenthum der ganzen Nation, er lebt in jedem Gemüth, und die Ahnung seiner inneren Bedeutung beschleicht jeden, der mit Liebe dieß größte Werk in sich aufnimmt. Die Philosophie aber weiß nur einen kleinen Kreis um sich her zu versammeln, und von Jedem, der diesem Kreise nicht angehört, wird sie entweder gleichgültig duldende Anerkennung oder heftige Reaktion zu erwarten haben, wenn sie Gebiete betritt, in welchen Andere Alleinherrscher seyn zu dürfen meynen. Der Hinrichs'sche Faust aber hat um so mehr Widerstand finden müssen, je mehr er mit der Prätension auftrat, den wahren Punkt getroffen zu haben, und seine Erkenntniß dennoch in einer Weise vorbrachte, in welcher dieselbe nur einem kleinen Kreise konnte verständlich seyn. — Wenn nun derselbe Verfasser jetzt wiederum eine neue Arbeit aus dem Gebiete der Aesthetik dem Publikum übergibt, so fragt es sich, in wie fern nun wohl dießmal für beyde Partheyen gleich Wohlgesinnte einladen können, herbeyzutreten, ohne daß sie befürchten müßten, Publikum und Autor von Neuem in Widerspruch und Streit zu bringen. Hier ist bey solcher Einladung sogleich herauszuheben, daß es sich in dem neuen Werkchen nicht etwa um einen Gegenstand handelt, der in jedem Herzen, jedem Gemüth schon festen Fuß gefaßt hat, und sich nun

aus dieser behaglichen Wohnstätte und sorglosen Ruhe nicht mag in die arbeitsvolle Region des philosophischen Denkens hinaustreiben lassen, sondern daß darin Werke einer längst verblichenen Zeit betrachtet werden, welche bisher hauptsächlich nur der Gelehrsamkeit antiquarischer und grammatischer Verständigkeit angehörte, und seit Kurzem erst zum Inhalt gemäßerer Betrachtungsweisen geworden ist, indem diese sich nicht so sehr um den Buchstaben als um das innere Wesen der antiken Tragödie bemühten. Doch wenn nun unser Verfasser etwas Höheres und Anderes als das Bisherige leisten will, so wird zur Kenntniß dieser Aufgabe nöthig seyn, wie er es in der Vorrede selber thut, sein Verhältniß zu den Vorgängern näher anzugeben. Als diese Vorgänger werden besonders, außer Lessing, noch Schlegel und Solger charakterisirt; und zwar wird von Schlegel gesagt, daß er der Schelling'schen Philosophie gemäß, welche die Kunst als Vereinigung von Nothwendigkeit und Freyheit auffaßte, als Basis der antiken Kunst die sittliche Freyheit, ausgesprochen habe, welche zur Erscheinung käme, in so fern ihre Pole, innere Freyheit nämlich und äußere Nothwendigkeit, sich einander entgegensetzten, so daß die Tragödie mit der Bewährung des freyen Handelns beginne und mit der Anerkennung der Nothwendigkeit sich beschließe. Diese Nothwendigkeit aber sey die unergründliche Macht des Schicksals, welche jenseits der sittlichen Welt im Abgrunde des Unendlichen liege. In der That aber ist, wenn die Anerkennung der Nothwendigkeit der Schluß der Tragödie seyn soll, die unergründliche Macht des Schicksals nicht mehr ruhig im Abgrunde des Unendlichen liegen geblieben, sondern in's Leben und Bewußtseyn getreten, und gehört ihrem eigenen Wesen, wie dem Wesen der Handlung nach, dem Leben und Bewußtseyn an. So hat denn auch Solger, wie es unsere Vorrede gleichfalls auseinandersetzt, diese Gegenwärtigkeit des Schicksals in dem Handeln der tragischen Personen anerkannt, doch als eine Macht, welche sich nur durch das Zugrundegehen der Handelnden und als dieses Zugrundegehen darstellt, wodurch bey ihm die tragische Ironie als das Letzte und Höchste auftritt, die den handelnden Personen und ihrem wesentlichen Inhalt alle Kraft, alle Sittlichkeit, allen Werth und alles Gelten nimmt, und diese Kraft und Gültigkeit auf das inhaltslose Schicksal überträgt. Hingegen nun sucht der Verfasser durchzuführen, daß in der antiken Tragödie nicht das Sittliche, sondern gerade nur jene leere inhaltslose Nothwendigkeit zu Grunde gehe, indem das Wesen der Sittlichkeit als Inhalt der handelnden Gestalten zur Wirklichkeit gebracht werde. Das Schicksal erhält sich dadurch mit diesem Inhalte und zeigt, daß es das Schicksal der bestimmten sittlichen Mächte sey, die sich entzweyend und gegeneinander kämpfend die Handelnden durch ihren Streit zwar zu Grunde richten, aber in diesem Gericht das Wesen und die wahre Natur des Sittlichen zum Vorschein bringen. Die eigentlichen Mächte aber des sittlichen Lebens sind Familie und Staat, deren Wesen die Griechen zuerst zum Bewußtseyn brachten, und welche Sophocles allein in ihrer Reinheit und Klarheit als Inhalt der tragischen Handlung dramatisch darstellte. Hiemit rechtfertigt es der Verfasser, daß er, um das Wesen der antiken Tragödie bestimmter herauszuheben, die Antigone und den Oedipus in Kolonos wählte, nachdem er den Sophocles von Aeschylus und Euripides näher abgeschieden und auseinanderzusetzen gesucht hat, wie sich aus dem Verfall der Tragödie die aristophanische Komödie habe entwickeln können. Doch der Anforderung, nun auch näher dem Verfasser zu folgen, wenn er die Antigone und den Oedipus nach allen Seiten hin betrachtet, müssen wir durch die Erklärung ausweichen, daß unser Zweck nicht eine Kritik, sondern nur der Wunsch war, das Publikum einzuladen, selber hinzuzutreten, zu lesen, und beystimmend oder widersprechend die wenigen Bogen aus der Hand zu legen. Und sollte Mancher auch mit dem Urtheil schließen, daß, wenn auch gegen den Inhalt, gegen die Resultate der Betrachtung nichts einzuwenden sey, dennoch die Form, zwar in weit geringerem Grade als im Faust, aber immer doch zurückstoßen müsse, so werden doch auch diese Mißbilligenden billiger Weise wegen der herben und schwer zu durchdringenden Schaale den gehaltvollen Kern um so weniger verschmähen wollen, da dieser Kern vielleicht seine innere Kraft nur jener scheinbar ihm äußerlichen Schaale verdanken möchte. Zur Vergleichung des Inhalts empfehlen wir schließlich noch in Hegels Phänomenologie (Bamberg, bey Joseph Anton Goebhardt, 1807) das Kapitel von der Sittlichkeit S. 382 — 421, wo theilweise derselbe Gegenstand, wenn zwar in anderen Rücksichten auf's Geistvollste auseinandergesetzt ist. —

H. G. H.

Classische Literatur.

Griechische und Römische Prosaiker, in neuen Uebersetzungen. Herausgegeben von G. L. F. Tafel, C. N. Osiander und G. Schwab. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung, 1826.

Ohne Zweifel werden gegenwärtige neue Uebersetzungen von Verschiedenen sehr verschieden bereits beurtheilt worden seyn und noch werden. Der streng wissenschaftliche, gelehrte, besonders aber der Schul-Mann wird denselben immer nur einen relativen Werth zugestehn können. Der größere Theil des gebildeten und Bildung su-

chenden Publikums dagegen, so wie jeder, der sich für dasselbe interessirt, wird denselben seinen vollen Beyfall nicht versagen können. — Wir haben mehrere der vorliegenden Bändchen durchgelesen und hie und da, wo uns eine besonders wichtige oder sonst frappante Stelle auffiel und in Erinnerung kam, mit dem Urtext verglichen, und können versichern, daß wir in der Erwartung, zu welcher die Herren Herausgeber und ihre Ankündigung uns berechtigen, nicht getäuscht worden sind. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Grund und Boden, in welchem die Uebersetzungen fußen, wissenschaftliche Genauigkeit, wenn gleich nicht ängstliche Strenge ist, und ebenso muß die im Allgemeinen sehr glückliche Bemühung gepriesen werden, durch welche es den Herren Uebersetzern gelungen ist, den antiken Geist der Griechen und Römer zu bewahren und gleichzeitig doch auch den Gesetzen des gebildeten, verständlichen, deutschen Sprachgebrauches, sowohl im einzelnen Ausdruck als auch in der Satzfügung, zu entsprechen. In lezter Hinsicht bleibt gleichwohl noch gar Manches zu wünschen übrig, sobald wir den Hauptzweck, den sich die Herren Herausgeber selbst vorgesezt haben, dem größeren, gebildeten Publikum nützlich zu werden, im Auge behalten. Manche Participialconstruktion, manche Häufung der Appositionen und Zwischensätze, manche Inversion, welche sich häufig im Deutschen gerade da schlecht ausnehmen, wo sie im Lateinischen und Griechischen von besonderer Wirkung sind, hätte noch dem deutschen Sprachgeiste zu Liebe geopfert werden sollen. Auch fehlt es nicht an einzelnen Beyspielen, wo die Wendung nicht recht deutsch hat werden mögen, und wo wir auf nicht hochdeutsche Ausdrücke gestoßen sind. Besonders gelungen und wie aus einem Guß ist uns die Uebersetzung des Livius erschienen, deren Verfasser der geschätzte Herausgeber des drakenborchischen Livius ist. Eben so bezeichnet die Uebersetzung des Thukydides, welche Herr Prof. C. N. Osiander gegeben, in der That einen Fortschritt in der deutschen Uebertragungskunst überhaupt, wenn wir gleich in ihr gerade noch manche Gezwungenheit entdeckt haben. Sehr zu loben ist, daß der neue Uebersetzer des Lukian, Herr Prof. A. Pauly, sich nicht zu weit von Wieland hat entfernen wollen; denn unseres Dafürhaltens möchte schwerlich Jemand so ganz zum Uebersetzer Lukians geboren seyn, als es Wieland seiner eigensten Natur nach gewesen ist. Auch scheint es, daß selbst der Ton unserer gegenwärtigen Bildung nicht mehr so glücklich mit derjenigen übereinstimmt, durch welchen die eines Lukian, wie Wielands und seiner Zeit sich auszeichnete. Es wäre zu wünschen, daß die Redaktion mit dem Herrn Uebersetzer nicht allein in der Weglassung der beyden Eroten, des fünften der Hetärengespräche, sondern auch des Gerichts der Vokale, des Lexiphanes und des Soloecisten übereingestimmt hätte. Aengstliche Vollständigkeit scheint überhaupt außer dem populären Zweck gegenwärtiger Uebersetzungen zu liegen. Was soll wohl das größere Publikum mit allen ciceronischen Reden und — Briefen anfangen, was mit allem, Cicero nachäffenden, wenn gleich wohlgekämmten, Geschreibsel des Neffen jenes großen, römischen Naturforschers? Eben so würde dasselbe sich mit einem Eutrop, als Repräsentanten der kleineren Schriftsteller der römischen Geschichte begnügen. — In den sehr zweckmäßigen Einleitungen, welche über Leben und Schriften eines jeden Autors gegeben werden, würde sich dann ein schicklicher Platz zur literarischen Nachweisung des Ausgelassenen und zur etwaigen Rechtfertigung finden. Dagegen sollten die Herausgeber die Dichter so gut wie die Philosophen in ihren Plan aufnehmen. Wir sind nämlich der Meynung, daß man den Wünschen des gebildeten Publikums nur dann in Beziehung auf die klassische Literatur befriedigend entgegenkomme, wenn man demselben in und mit der wohlgewählten Reihe der klassischen Schriftsteller, Philosophen, Historiker, Dichter, zugleich eine vollständige Uebersicht der ganzen klassischen Literatur und ihrer geschichtlichen Entwickelung in die Hand gäbe. Auch ist die Hoffnung, daß gegenwärtige Sammlung von Uebersetzungen noch zu diesem Ziele werde geleitet werden, zufolge der Ankündigung nicht ganz abgeschnitten. Sie wirklich zu erfüllen, wäre nicht zu schwer, wenn die Herausgeber den Grundsatz, überall Neues zu geben, ermäßigen wollten, was sich selbst bey den Prosaikern nicht immer dürfte vermeiden lassen und schon beym Lukian nothwendig geworden ist. Eben so werden beym Cicero Vorgänger, wie Garve, stets einen nothwendigen Einfluß behaupten müssen. Vielleicht sollte man bey den Dichtern Goethe's Vorschlag, in ungebundener Rede zu übersetzen, dem ja selbst Wolf seinen Beyfall nicht versagt haben dürfte, in Ausübung bringen. Wenigstens würde in demselben Maße, in welchem hiebey die äußere poetische Form des Alten verloren ginge, die innere ihrer poetischen Anschauung uns näher treten; wobey denn freylich der reine Gewinn auf unserer Seite wäre. —

Uebrigens verkennen wir das Dankenswerthe des ganzen Unternehmens, auch in seiner jetzigen Selbstbeschränkung, nicht. Vielmehr halten wir diese Uebersetzungen durchaus geeignet, genauere und bildende Kenntniß des großen Alterthums immer weiter zu verbreiten und zu derselben immer mehr einzuladen, wenn sie gleich auch dazu beytragen werden, der stockblinden Verehrung desselben und dem falschen, ja unheilbringenden Wahn zu steuern, als sey die Vortrefflichkeit der alten Welt so groß gewesen, daß man nur ihre Wiedergeburt zu wünschen habe. —

W. B. M.

Naturkunde.

Mémoires de la Societé Académique de Savoie. Tome II. 1827.

Der erste Band dieser Memoiren erschien im Anfang vorigen Jahres. Er enthielt eine historische Entwickelung über diese Gesellschaft und ein kurzes Verzeichniß ihrer Arbeiten von ihrer Entstehung im Jahr 1823 bis zum März 1825. Dieses Verzeichniß ist nun auch in diesem zweyten Bande bis zum August 1826 fortgesezt. Die Arbeiten selbst zerfallen in sieben Abtheilungen: Ackerbau, Industrie, mathematische und physikalische Wissenschaften, Naturgeschichte und Arzeneykunde, moralische und philosophische Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer, Literatur, Biographien. Der gegenwärtige Band beschränkt sich auf Ackerbau, Physik, Geologie und Astronomie. Die erste Abhandlung, über das Jahr 1825 in Beziehung auf die Agrikultur dieses Jahres im Herzogthum Savoyen vom Dr. Gouvert. Die Societät erkennt die großen Vortheile, die für den Landbau aus einer solchen, für alle Jahre wiederholten Arbeit entstehen müssen. In diesen Memoiren niedergelegt, können sie von allen Ackerbaukundigen nachgesehen und verglichen werden, wenn sie sich über den Stand und Einfluß der Atmosphäre auf die Vegetation und auf die Erzeugnisse des Ackerbaues unterrichten wollen. Künftig sollen, nach des Verfassers Vorschlag, auch meteorologische und medicinische Beobachtungen über die im Laufe des Jahres herrschenden Krankheiten gemacht und in den Annalen der Gesellschaft niedergelegt werden. Einige Bemerkungen dieser Abhandlung dürften auch für Deutschland Interesse haben. Der Eindruck des Wetters und seine verschiedenen Erscheinungen verwischt sich schnell wieder und macht dem folgenden Raum. Alle Wettererscheinungen wären für die Geschichte verloren, wenn man sie nicht mit Sorgfalt niederschriebe und dadurch vor der Vergessenheit schützte. Wir schiffen überdieß zu schnell über den Fluß des Lebens, auf dem kein Ankergrund ist; wenn wir also denen, die nach uns kommen, nicht das Wenige überliefern, was wir bey unserer Ueberfahrt gesehen oder erfahren haben: so haben sie und die Wissenschaft ein Recht, uns Vorwürfe zu machen. In einem Land, wie das unsrige, wo die Jahreszeiten so verschieden und unbeständig und die Aernten so ungewiß sind, ist es gewiß von Nutzen, wenn man genau den Verlauf jedes Jahres mit Allem aufzeichnet, was darin merkwürdig war, wenn man genau seinen günstigen oder nachtheiligen Einfluß auf dieses oder jenes Naturerzeugniß bemerkte. Dadurch entstünde mit der Zeit eine interessante und wichtige Sammlung. Daraus giengen eine Menge Beobachtungen und Fakta hervor, welche die Analogien der Verschiedenheiten in andern Jahren hervorhöben; daraus ließen sich über ihre Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit genauere Data geben, so wie über die großen Ursachen, welche diese Erscheinungen hervorbrachten; dadurch würde bei der Wiederkehr derselben ihre Beobachtung leichter und vielseitiger. Sie könnten sogar zur Kenntniß einiger Vorzeichen führen, wodurch es thunlicher würde, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Beschaffenheit und den Einfluß des Jahres auf den Landbau zu schließen; dadurch erhielte auch der Landbauer sichere Fingerzeige, nach denen er sich richten könnte, und die ihm angeben würden, was er in seinen Feldarbeiten beibehalten, ändern oder abschaffen muß.

Hierauf folgen Beobachtungen über die Nachtfröste im April 1826 und über die dagegen angewendeten Räucherungen, und über den Nutzen dieser Räucherungen überhaupt. Es folgt eine Abhandlung des Abbé Rendu über den Thau und den Reif nach physikalischen Grundsätzen und die Anwendung des Rauchs dagegen.

Der Kanonikus Billiet lieferte meteorologische Beobachtungen von Chambery, und ein anderer Gelehrter Tafeln über den Auf- und Niedergang der Sonne daselbst.

Politische Literatur.

Die alte und neue Zeit, und was an jeder unser Lob und unsern Tadel zu verdienen scheint. Frankfurt a. M. in der Andreä'schen Buchhdlg. 1827.

Schon der Titel dieser Schrift läßt Unpartheylichkeit erwarten. Der Verfasser gehört zu den ruhigen Beobachtern der Zeit, welche die menschlichen Schwächen zu lange kennen, um sich noch darüber fruchtlos zu ereifern, und die zugleich das Gute, was sich unter allen Umständen neben dem Bösen gefunden hat, gehörig schätzen gelernt, wenn es auch noch lange nicht das Beste ist. Ein neues politisches Philosophem, eine durchgreifende Theorie erwarte man in dieser kleinen Schrift nicht, auch keine bitterböse Satyre, noch weniger aber eine Beschönigung des Schlechten. Zu keiner Parthey gehörend und alle mit besonner Ruhe gegen einander abwägend, hat der Verfasser nur geschichtliche Betrachtungen angestellt und durch Thatsachen, durch Gegenüberstellung und Kontrastirung des Geschehenen mehr als durch philosophisches Raisonnement zu belehren gesucht. Als ein scharfer Beobachter hat er eine Menge minder bekannte Thatsachen, politische Charakterzüge, Anekdoten zusammengestellt, die am besten zu belehren im Stande sind und den Kontrast der Zeiten ins hellste Licht setzen. Diese Citate und Belege, dieser historische Reichthum erhebt die kleine Schrift über die gewöhnlichen, bloß raisonnirenden Broschüren. Ihr Hauptgegenstand ist übrigens das Verfassungswesen in Deutschland, und sie gibt in prägnanten Zügen eine umfassende und treffende Darstellung und Vergleichung der Reichsverfassung kurz vor ihrem Untergang, und der modernen Verfassungen.

Nr. 63.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 7. August 1827.

Reise-Literatur.

1) Mein Besuch Amerika's im Sommer 1824. Ein Flug durch die Vereinstaaten Maryland, Pensylvanien, Newyork, zum Niagarafall, und durch die Staaten Ohio, Indiana, Kentuky und Virginien zurück. Von S. v. N. Aarau, 1827, bey H. R. Sauerländer. 251 S. 8.

Ein junger Schweizer, noch nicht dreyßig Jahre alt, unternahm diese Sommerreise, die vom May bis Weihnacht dauerte, ohne andern Zweck, als um die Vereinten Staaten Amerika's und ihre Bewohner aus eigner Beobachtung kennen und würdigen zu lernen. „Schon jezt, sagt er, ist eine Reise von Europa nach Amerika und wieder zurück, nicht kostspieliger, nicht gefährlicher, nicht unbequemer, als die Reise im Kasten einer Postkutsche zu Lande auf halb so langem Wege. Man ist da nicht zum Ueberfluß noch von hungrigen Postillonen, groben Postbeamten, prellenden und schnellenden Wirthen, rohen Mauthknechten, Paßschreibern, Visitatoren, Zoll- und Weggelderforderern und anderem Reise-Ungeziefer geplagt, das von der Polizey- und Finanzkunst des überglücklichen Europa zum Besten der Menschheit erfunden worden ist. Es wird eine Zeit kommen, daß, wenn sich der Europäer erholen, zerstreuen, frische Luft schöpfen will, und umhersinnt, wohin eine kleine Lustreise thun? er kurz abbricht und sagt: Ich will ein wenig nach Amerika und komme gleich wieder."

Die Reise-Erzählung verräth einen gebildeten, geistvollen und gemüthlichen Mann, *) der ohne vorgefaßte Meinung, unbefangen wahrnimmt und urtheilt. Seine Schilderungen, wenn auch flüchtig, wie die Reise selbst, und selten tief eindringend, gewähren doch eigenthümlichen Reiz, zumal auch jede Anmaßung dabey vermieden und keinerley Uebertreibung in Lob oder Tadel zugelassen ist. In den noch jugendlichen Schöpfungen des neuen Erdtheils gefällt sich der Freysinn des Reisenden, aber er preißt sie darum nirgends unmäßig und er verkennt auch ihre Gebrechen nicht: eben so billig stellen sich seine Vergleichungen zwischen der alten und der neuen Welt dar, wenn gleich auch in ihnen sich die Jugend zur Jugend eher und lieber denn zum Alter hinneigt. „Ein Sprung (so drückt eine seiner allgemeinen Betrachtungen sich aus) vom europäischen Ufer über den Ozean, ans amerikänische, macht, beim schnellen Wechsel der Welttheile, den Gegensatz der Sitten und Lebensweise ungemein fühlbar. Es ist in den amerikanischen Städten durch alle Volksklassen eine gewisse Sittenfeinheit, ein Gefühl für das Anständige und Edle verbreitet, welches nicht aus Tanzlektionen, sondern aus dem Bewußtseyn des eigenen Rechtes und der Achtung für Fremdes stammt. Selbst die Einwanderer schleifen nach und nach die rohen Seiten ihres Betragens ab, welches sie von dem Stande oder der Kaste mitbrachten, der sie im andern Welttheil eingebürgert waren: das grobe Hochfahren des Edelmanns und Beamten, die stolze Leutseligkeit des Vornehmen gegen den Geringen, die Rangseligkeiten des spießbürgerlichen Kleinstädters, die unterthänige Kriecherey und patzige Frechheit der Herrendiener. Wo der Mensch als Mensch gilt, ist ächter Adel — Menschenadel daheim. Wer Freyheit und Recht hat, wie jeder, ehrt beydes gern im Andern, um beydes geehrt in sich zu bewahren."

Auf die kirchlichen Verhältnisse kömmt der Reisende mehrmals zurück. „Die Amerikaner haben die Streitfrage der europäischen Staatsmänner und Professoren längst auf die naturgemäßeste Weise gelößt. Der Staat, diese große Anstalt für Rechtssicherheit und Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft, hat keine Befugniß über religiöse Ueberzeugungen, über das innere Verhältniß des Menschen zur Gottheit zu entscheiden. Den Bürgern ist es anheimgestellt, in derjenigen Form oder kirchlichen

*) Der Styl dieses gemüthlichen Mannes hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Style des berühmten Zschokke, der in Aarau, dem Verlagsort des vorliegenden Werkes, lebt, und bekanntlich schon so manche anonyme und pseudonyme Schrift herausgegeben hat. Es ziemt uns indeß nur, auf diese vielleicht zufällige Uebereinstimmung aufmerksam zu machen.

Anm. d. Red.

Ordnung ihre gemeinschaftlichen Gottesverehrungen zu veranstalten, die ihren Ueberzeugungen am meisten entspricht. In Amerika klagt man nicht über Indifferentismus. Hier wetteifern alle christlichen Kirchenpartheyen auf oft rührende Weise in gottesdienstlicher Frömmigkeit. Hier sind in den größern und kleinern Städten die Kirchen stets von Betern erfüllt, und in den weiten Einsamkeiten junger Pflanzer sieht man Pflanzerfamilien oft lange Tagereisen bis zur nächsten Kapelle oder Kirche machen. Wenn sich eine Stadt bildet oder ein Dorf — so weit ich gekommen bin — und alle Hütten noch gebrechlich und hölzern sind, stehen zuerst immer zwei große Gebäude massiv und kostbar aufgeführt da: das Rathhaus und der Tempel. Der Staat gibt kein Geld zum Kirchenbau besoldet keinen Geistlichen, und doch gibt es kaum ein Land, wo so viele Kirchen sind. Weil der Staat ohne Unterschied jeder christlichen Glaubensgenossenschaft gleiches Recht und gleichen Schutz gewährt, hört man auch nichts von den eckelhaften Religionszänkereien, mit denen sich die Europäer ermüden und quälen. Auch bemerkt man in Amerika deutlich, daß das Streben nach Bildung, Aufklärung und Kenntnissen im Volk ohne Unterschied der Kirchpartheien allgemein ist, und die Katholiken darin den Evangelischen nicht nachstehen, weder von ihren Geistlichen zurückgehalten werden, noch sich zurückhalten lassen. Dadurch wird jener auffallende Unterschied der öffentlichen Bildung und des Wohlstandes zwischen katholischen und evangelischen Gemeinden, Provinzen und Staaten, der in Europa bemerkt wird, in Amerika verhindert."

Der Niagarafall, einer der Zielpunkte der Reise, wird in einem reizenden Gemälde dem Leser vor Augen geführt, welchem wir hier etliche Züge entheben wollen. „Der Niagara, einziger Abfluß der großen Seen und des Erie-Sees, bildet bis zu seiner Mündung in das weite Becken des Ontario, einen mächtigen Strom von tausend bis zwölfhundert Schuh Breite und großer Tiefe. Bis zum Chippewaystrom, der zwischen dem Erie- und Ontario-See in ihn einstürzt, fließt er langsam und still. Dort aber enger zwischen Felsen geklemmt, von den Wassern des Chippeway verstärkt, wird er unruhig, sein Fall reissender. Er stürmt schäumend gegen Klippen und Felsen, die ihm den Weg verrammeln. Zwey Inseln spalten ihn in drey Theile; aber stürmisch vereinigt er sich wieder, nahe dem, weit über hundert Fuß tiefen Abgrund, in welchen er sich versenken muß. Die Felsen haben ihm hier bis auf viertausend Fuß weiten Spielraum gelassen. Es ist ein heulendes Meer, dessen Wogen untereinanderkämpfend ihrem zermalmenden Sturze entgegenrasen. Der Wasserfall hat die Form eines Hufeisens. Der östliche Theil ist der vollere, gewaltigere, malerischere. Die Masse der niederstürzenden Fluthen, von unten angesehen, scheint aus den Himmeln herabzufahren und sich in einen bodenlosen Abgrund vergraben zu wollen. Die Felsenlager, welche unterhalb einige Absätze bilden, drohen unter dem Gewicht der zermalmenden Wassersäulen zu zersplittern und zu verstäuben. Die Erde und der Felsenboden dröhnen und zittern unterm Fuß des Menschen. Man steht in der Mitte eines ewigen, betäubenden Donners, während rings umher die ganze Natur schweigt, wie vom Entsetzen erstarrt. Aus der Tiefe, wo Alles kocht und gährt, silbergraue Staubwolken und Wasserbündel und Strahlen hastig aufstiegen, und von nachkommenden wieder ereilt und zerstört werden, heulen in allerley Tönen zwischen den Klippen die gräßlichen Stimmen des Abgrundes durch das einförmige Tosen der Donner. Das Haupt eines indianischen Stammes hatte von den Alten gehört, es sey zwischen den Seen ein großes Wunder. Er machte sich auf, begleitet von seinen vornehmsten Kriegern kam er zum Niagarafall. Nachdem er eine Weile mit Erstaunen und Schweigen dagestanden war, nahm er seinen Tamoak, mit Silber belegt, seinen Bogen und die schönsten seiner Zierden, warf sie in den Schlund der Wogen und sprach zu seinen Gefährten: Fürwahr! Hier ist ein Haus des großen Geistes!"

Ein Abschnitt, der von den Auswanderern nach Amerika handelt, endigt mit der Versicherung: „Ich habe bey dem Allem unter den Ansiedlern Kaufleute, Künstler, Handwerker und Landleute in Menge gefunden, die sich eines Wohlstandes freuten, dessen sie in der alten Welt nie theilhaft zu werden hoffen konnten. Ich habe keinen im eigentlichen Elend gefunden, und der, wenn er auch keinen Pfenning baar Geld in der Tasche trug, gesagt hätte, er habe Hunger gelitten oder keine Kleider mehr gehabt." Und im Kapitel von den Reisebeschreibern wird u. a. gesagt: „Das Volk der Reisebeschreiber, zu dem ich jezt selbst gehöre, streut über Zustand, Treiben und Wesen der nordamerikanischen Vereinstaaten die verworrensten, oft geradezu die falschesten Vorstellungen in Europa aus. Die meisten beschreiben weniger Amerika, als vielmehr *sich selbst in Amerika*, woran am Ende wenig gelegen ist. Unter ihnen möcht' ich den Preis der vollen Unbefangenheit noch immer dem weisen, gründlichen *Rochefaucault-Liancourt* geben. Er liefert ein recht treues Bild von dem Amerika seiner Zeit. Aber *seine* Zeit war beinahe vor dreyßig Jahren. Und in Amerika sind, was Fortschritte des Anbaues und der Gesittung betrifft, dreyßig Jahre so viel, als in Europa drey halbe Jahrhunderte."

Von der Gegend am Eriesee aus hat der Reisende einen dort noch angesiedelten Indianerstamm besucht, der den Namen Seneca führt und ein Zweig der alten, vielgefürchteten Irokesen ist. Ihr großer, einst um die

Seen von Champlain, Ontario und Erie wohnender Stamm ist jezt fast ganz verschwunden, und man sieht nur noch einzelne abgerissene Zweige desselben. Als sich im Jahr 1610 die ersten christlichen Glaubensboten unter sie wagten, zählten sie noch eine Heeresmacht von mehr denn 20,000 Kriegern. Nach dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege im Jahr 1780 fanden sich hier nur noch etwa 1500 Krieger vor. Jezt können sie nicht mehr als 150 bis 200 Streiter aufstellen. „Diese befremdende Verminderung (sagt der Verf.) mag mancherley Ursachen haben. Der Wilde zieht sich bey jeder Annäherung der civilisirten Welt scheu zurück, wenn er sie nicht zerstören kann. Er will mit ihr nichts gemein haben. Er kennt aus den Sagen seiner Väter und Urväter die nie zuverlässige Treue, die List, die Hab- und Herrschgier und rastlose Ausbreitungssucht der Europäer. Er kann die Lebensbequemlichkeiten derselben nicht reizend finden, weil er ihrer durchaus nicht bedarf, kann die Genüsse nicht schätzen, welche Wissenschaft und Kunst gewähren mögen, weil sie ihm fremd und verschlossen stehen; kann die feinern Vergnügungen der gebildeten Gesellschaft nicht lieben, weil sie zugleich einen äußern Zwang auflegen, der ihm naturwidrig scheinen muß. Die reine Freiheit der Wilden hat ohnehin ihren eigenthümlichen Zauber, der aus der Einfalt, Redlichkeit und ungebundenen Sorglosigkeit hervorgeht. Man hat wenige, oder am Ende gar keine Beyspiele, daß Indianer, welche bey Europäern erzogen wurden, nicht gerne wieder aus dem Zwang der Etikette, des Zeremoniels, des Kirchenthums, des Rangwesens, der Polizeyordnungen, der Titulaturen, der gesellschaftlichen Vorurtheile, der Partheymachereyen, der unendlichen Lebensmühen, um zum Besitz entbehrlicher Dinge zu gelangen, herausgegangen und in die Stille und Freyheit ihrer Wildnisse zur einfachen Lebensweise ihrer Stammesgenossen zurückgekehrt und daselbst geblieben wären. Dagegen sind der Beyspiele mehrere vorhanden, daß gebildete Europäer, die gewaltsam oder freywillig unter die Indianer kamen, sobald sie sich nach Jahr und Tag unter ihnen heimisch fühlten, auf das Bittersüß der Zivilisation verzichteten, sich sehr glücklich bey ihnen befanden, und entweder gar nicht mehr, oder doch nicht ohne späteres Heimweh, in die Welt der Gebildeten zurückkehrten." Die vorstehenden Ausbebungen dürften, wie Ref. glaubt, sattsam darthun, daß Niemand leicht ohne Vergnügen und Befriedigung diesen Reisebericht lesen wird.

2) Adolf Blanqui's Reise nach Madrid im August und September 1826. Aus dem Französischen von Gustav Sellen. Leipzig 1827. Verlag von Carl Focke.

In diesem jüngsten Gemälde Spaniens schildert ein Augenzeuge das ganze gegenwärtige Elend jenes Landes. Obgleich der Reisende ein Liberaler ist, der leicht durch eine schwarze Brille sehen konnte, und obgleich er durch die madrider Polizey auf Anstiften der Pariser chikanirt worden ist, also leicht böse Launen bekommen konnte, so zeigt seine Schilderung doch keine Spur von Uebertreibung, und empfiehlt sich durch Mäßigung und Klarheit. Der Verfasser hat sehr viel malerisches Talent und versteht es, in wenigen anspruchslosen Zügen ein äußerst lebendiges und charakteristisches Bild zu entwerfen. Er weiß, daß solche Bilder besser als lange Auseinandersetzungen den Zustand eines Volkes bezeichnen. So beschreibt er eine kleine Stadt: „Ein altes Rathhaus, ganz mit Wappen bedeckt, macht die einzige Zierde dieses Städtchens aus, dessen Bevölkerung, wie es mir schien, nur aus Mönchen und königlichen Freywilligen bestand; diese Müssiggänger allein hielten während den Arbeitsstunden die Straßenecken besetzt." Und er fügt hinzu: „Ein solcher Anblick spricht deutlicher, als ein ganzer Band eines geschichtlichen Werkes." Man könnte füglich die Bilder, welche der Verfasser gibt, sogleich in Kupfer stechen, so sprechend sind sie. Hier malt er uns die bettelnden Beamten, die zerlumpten Soldaten, den halbnackten Pöbel in braune Mäntel gehüllt und die völlig nackten Kinder, dort die fetten Mönche, deren Kleid hinreichen würde, je drey ausgehungerten Layen zu Röcken zu verhelfen: „Das erste, was mir auffiel, als ich Madrid betreten hatte, war die unzählige Menge von Mönchen und Geistlichen aller Art, welche die Straßen erfüllte. Diese waren ganz in weißen Kasimir gekleidet und gingen mit unbedecktem Haupte umher; jene, schwarz gekleidet, trugen weder Strümpfe noch Schuhe. Einige, widerlich anzusehen, hatten das Haar bis zwey Zoll über den Ohren rein abgeschoren, die wenigen übrigen Haare bildeten eine Art von Mönchskrone, deren Häßlichkeit sich kaum denken läßt." Die Armuth und Nacktheit, der Müssiggang und die Räuberei in den Provinzen bietet immer noch ein erfreulicheres Bild dar, als der politische Quietismus in Madrid, die Grabesstille, die den Hof umgibt. Zur Probe führt der Verfasser einen Polizeybefehl wörtlich an:

„Jeder, der dabey betroffen wird, auf dem Theaterplatze mit lauter Stimme Billets zu fordern, soll ergriffen und zu zwey Monat Karrenstrafe, im Prado, eine Kette am Fuße, verurtheilt werden. Im Falle der Wiederholung wird die Strafe verdoppelt."

„Jeder, der sich während der Vorstellung eines Stückes erlaubt zu klatschen oder zu pfeifen, oder mit einer Person in einer der Logen, und wäre es seine Schwester, Zeichen zu wechseln, soll das erstemal auf sechs Jahre als Soldat eingestellt, das zweytemal aber auf zehn Jahre zu den Galeeren verurtheilt werden."

Wie sehr das Volk dem Absolutismus ergeben sey, davon zeugen die unaufhörlichen Lebehochs, die Ueberschriften an Thoren und Häusern, und folgender seltsame Gebrauch: Die Thür eines jeden Hauses nämlich, dessen Besitzer einmal vom Monarchen besucht worden ist, wird mit einer ungeheuern wagerechten Kette geschmückt, und dieses Zeichen gereicht dem Besitzer nicht weniger zum Nutzen als zur Ehre, in einem Lande, in welchem Alles, was den Namen königlich führt, den Vorzug hat, in welchem jeder Handelsartikel keiner weiteren Etikette bedarf, als das Prädikat: königlich. Wenn indeß irgend etwas die sklavische Ehrfurcht vor dem Throne übersteigt, so ist es die vor der Kirche; neben dem königlichen Freywilligen, der allein das Vorrecht hat, Waffen zu tragen, steht noch der Mönch, der ihm dieses Vorrecht gewährt. Der Mönche unablässige Sorge ist, die Keime der Bildung zu ersticken, die unter den Kortes aufgegangen, die Schulen und höheren Lehranstalten aufzulösen und das Volk im Müßiggang und Unwissenheit zu erhalten. Schauderhaft ist die Schilderung der verwahrlosten Kinder, die sich nackend wie das Vieh im Staube wälzen, und der kleinen Schlachten, die der verhungerte Pöbel an den Klosterthüren sich liefert, wo ihm Essen gereicht wird. Durch diesen brutalen Müßiggang wird der Mordsinn des Volkes absichtlich gepflegt. Die Kerker der Inquisition sind ihm kein scheußlicher Anblick und die unaufhörlichen Hinrichtungen eckeln ihn nicht an, er kann derselben vielmehr gar nicht satt werden, so wenig als der Stiergefechte. Die Mönche machen sich ihm unentbehrlich, weil sie ihm panem und Circenses geben, jenes vor den Klosterthüren, diese durch die Hinrichtungen. Von diesem Blutdurst gibt der Verfasser mehrere Proben. Unter andern erzählt er, wie sein Postillon ihm unterwegs mit Kannibalenlust den Schornstein eines Hauses gezeigt habe, worin er einst die Franzosen habe braten helfen. Am Scheußlichsten offenbarte sich die Grausamkeit und der Undank bey der Hinrichtung des berühmten Empecinado, wovon der Verfasser einige noch unbekannte Details mittheilt. „Wer hätte damals, als der tapfere Empecinado hier für sein Vaterland stritt und siegte, daran gedacht, daß er an den Ufern des Flusses, die der Schauplatz seiner Thaten waren, unter den Händen seiner eigenen Mitbürger sterben würde. Dieses tragische Ende ist bekannt; man weiß, daß Empecinado, nach der Restauration von 1823, den Absolutisten überliefert, noch auf dem Schaffot mit seinen Henkern rang, und daß er mit Bajonetstichen erstochen werden mußte, weil es unmöglich war, ihn zu hängen. Ganz Europa erschallte von dieser abscheulichen Execution. Aber das ist vielleicht nicht bekannt, daß die Mönche während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft die Grausamkeit begiengen, ihr Schlachtopfer in einem eisernen, äußerst niedrigen Käfig der Wuth des Pöbels von Roa, das er so tapfer vertheidigt hatte, blos zu geben. In diesem bejammernswerthen Zustande führte man ihn durch die Straßen und über die öffentlichen Plätze. Die Weiber begossen ihn mit kochendem Wasser und die Mönche sangen dazu das Te Deum."

Der Verfasser urtheilt übrigens sehr richtig, daß die Mönchsherrschaft, die jezt den Kulminationspunkt erreicht hat, sich selbst stürzen muß, weil sie ihre eigene Grundlage verzehrt.

„Alles Heftige ist, durch seine eigene Natur, nur von kurzer Dauer. Der spanische Klerus ernährt den Pöbel, aber die Masse will nicht immer bitten, sie fordert endlich, will dann selbst geben, und stürzt zulezt ihre Führer. Der Tag, an dem die römischen Kaiser die Vertheilung der Güter unter das Volk beschlossen, war der Anfang vom Verfall des Reiches. Die Spanier arbeiten nicht, und die Bergwerke von Meriko geben ihnen keine Ausbeute mehr. Es kömmt fast kein Korn mehr nach Kastilien, und von Vera-Cruz laufen keine Gallionen ein. Indessen muß man doch leben, Abgaben einziehen, die Legion der Diener bezahlen, welche den Namen von Beamten führen, dessen sie so unwürdig sind, und die ihre Zeit damit hinbringen, um Almosen zu betteln, und die Regierung zu bestehlen. Der Winzer wird es müde werden, die Keller der Geistlichkeit, dem Faß der Danaiden vergleichbar, zu füllen, und selbst wir werden daran denken, einige Millionen für die guten Dienste zu fordern, die wir geleistet haben.

Kirchengeschichte.

Beyträge zur russischen Kirchengeschichte von Philipp Strahl, Professor in Bonn rc. Erster Bd. Halle, in der Renger'schen Verlagsbuchhdlg. 1827.

Die politische Geschichte Rußlands ist bey weitem bekannter, als die Kirchengeschichte. Es ist daher ein verdienstliches Unternehmen, auch diese mehr aufzuhellen. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich indeß in diesem ersten Bande begnügt, nur allgemeine Uebersichten der historischen Thatsachen zu geben, ohne in pragmatische Untersuchungen oder in eine detaillirte Erzählung einzugehn. Dieser erste Band enthält a. Angabe und Kritik der Quellen der russischen Kirchengeschichte. — b. Einen chronologischen Abriß der ganzen russischen Kirchengeschichte. — c. Geschichte der Irrlehren und des Sektenwesens in der russischen Kirche. — d. Ein chronologisches Verzeichniß der russischen Regenten und Oberhäupter der Kirche.

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 10. August 1827.

Geschichte.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr, Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Erster Theil. Zweyte, völlig umgearbeitete Ausgabe. Berlin, im Verlag von G. Reimer. 1827.

Allgemein groß und ausgebreitet war das Interesse, welches Niebuhr's römische Geschichte erweckte, als dieselbe vor sechszehn Jahren das erste Mal ans Licht trat. Gelehrte vom Fach, wie Layen in der Wissenschaft stimmten in Bewunderung und Erstaunen, in Befremden und Verwunderung überein. Man ergriff für und wider Parthey, ertheilte unbegründetes Lob und falschen Tadel, in der irrigen Meynung, es mit der leeren Skepsis eines Bayle und Beaufort *) zu thun zu haben; nur selten, wie immer, fand sich besonnene Würdigung und bewußte Anerkennung ein. Gewöhnliche Recensionen genügten nicht mehr. Einige Jahre nach dem ersten Erscheinen des Werks ließ A. W. v. Schlegel seine reichlich mit Geist, vielleicht mit zu vielem Witz ausgestattete, obschon durch elegante Gelehrsamkeit unterstützte Kritik in die Heidelberger Jahrbücher rücken; Wachsmuth gab ein eigenes Werk über die ältere Römische Geschichte heraus, worin Niebuhr's Ansichten beleuchtet wurden. Gewissenhafte, selbstprüfende Gelehrte fanden bald, wie fest die wesentlichsten Behauptungen und Ansichten Niebuhr's gegründet seyen. Obwohl nun desselbigen Verdienste anerkannt blieben, und aus seinen Forschungen in anderen, allgemeineren Darstellungen der Geschichte, in Ludens, Schlossers, v. Rotteks ꝛc. Weltgeschichten Aufnahme fand, was dieselben Neues und zugleich Haltbares über die ältesten Zeiten und Zustände Roms mittheilen, so ist doch über dem Streit der Gelehrten den Layen dunkel und ungewiß geworden, was es denn eigentlich sey, wodurch, wie man von allen Seiten eingesteht, Niebuhr's Geschichte ein Werk geworden, das nicht allein für die römische Geschichte, sondern in der Geschichtsforschung überhaupt Epoche mache. Dieses dunkle, ungewisse Etwas unseren Lesern in lebhaftere Erinnerung zu bringen, scheint daher bey Gelegenheit der neuen Ausgabe des Werkes nicht unangemessen zu seyn.

*) Sur l'incertitude des cinq prémiers siecles de l'histoire Romaine.

Wenn es überhaupt möglich ist, ein Werk, wie das vorliegende, mit einem kürzesten Ausdruck zu charakterisiren, so möchte der folgende einem solchen nahe kommen: Niebuhr's R. Geschichte ist ein Musterwerk wissenschaftlich-gelehrter und zugleich geistvoller Geschichtsforschung und hat die Bahn gebrochen und gewandelt, auf der wir allein zu einer möglich wahren und bestimmten Ansicht der frühesten und somit aller, wesentlichen Verhältnisse und Zustände des alten Roms gelangen können und bereits gelangt sind. — Dieses ist das Thema, welches wir im Folgenden etwas näher ausführen wollen.

Wir haben Niebuhr's R. Geschichte ein Musterwerk wissenschaftlich-gelehrter Forschung genannt, in mehr als einer Hinsicht. Um nur Einiges anzuführen, so werden wir darin nicht nur nicht mit jenem Wust gelehrter Citationen überhäuft, welche eher geeignet sind, zu verwirren als aufzuhellen, sondern diese, mit weiser Oekonomie ausgewählt, beziehen sich auch immer nur auf die wesentlichen Gegenstände der Untersuchung, die selbst wieder in wohl- und tiefdurchdachter Anordnung und Folge zur Sprache gebracht werden. Wenn sich nun schon in dieser Anordnung, in dem Plane des Werkes, mehr als wohlverständigte Gelehrsamkeit des Verfassers, sein tiefsinnender, ja wissenschaftlicherfindender Geist offenbart, den wir als zweytes Merkmal seiner Geschichtsforschung hervorgehoben, so bricht derselbe noch glänzender in den einzelnen Partbieen der fortlaufenden Untersuchung und in deren durch die umsichtigste, eindringenste Kombinationsgabe gewonnenen, oft höchst glücklichen Resultaten zu Tage, auf welche wir weiter unten zurückkommen. Die Kraft und Tiefe, Schärfe und Feinheit seines Forschergeistes, dem es (wie jenem großen Naturphilosophen, der in seinem System erst später entdeckte Uebergangsbildungen ankündigte) nicht selten gelungen ist,

durch Folgerungen aus vereinzelten Daten und Vergleichpunkten, vor sechszehn Jahren bereits herauszubringen, was inzwischen durch die neuentdeckten Bücher der Ciceronianischen Republik, des Gajus, des Lydus Bestätigung und Erläuterung gefunden, nehmen um so entschiedener unsere volleste Anerkennung in Anspruch, als sie sich der strengsten Befolgung aller Regeln der wissenschaftlichen Kritik unterzogen und überall kühn, nicht verwegen, frey, nicht willkürlich erwiesen haben. Ein solcher Geist war natürlich nicht im Stande, auch nur vorübergehend den einseitigen Gedanken in sich aufkommen zu lassen, den ein neuerer Geschichtforscher eine Zeit lang gehegt hat, als sey alle Geschichte auf dürre, mit wenigen moralischen oder politischen Sentenzen gespickte Zusammenstellung der Begebenheiten zu beschränken; vielmehr hat er die vielseitigen Wechselbeziehungen der verschiedenen, die Geschichte einer Nation bildenden Lebenselemente durchaus gewürdigt und daher nicht verschmäht, wo es nöthig und thunlich war, auf Sitten, Religion, Dichtkunst, Gewerbe, Handel, nicht minder als auf Gesetze und politische Einrichtungen seinen prüfenden, forschenden Blick zu werfen. So ist Niebuhr's Geschichte ein *Musterwerk* in der angegebenen Bedeutung geworden und würde ohne die geringste Einrede für immer also heißen müssen, wenn es dem Verf. gefallen hätte, sich hie und da mehr um Klarheit des Ausdrucks zu bemühen, die wir gerade deßhalb so ungern vermissen, weil derselbe besonders in der neueren Ausgabe an sehr vielen Stellen gezeigt hat, wie vortrefflich er jene Klarheit mit Tiefe und Gediegenheit zu verbinden wisse.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik, deren ausführlichere Beglaubigung, Ergänzung und Berichtigung wir dem ganzen Werke selbst getrost überlassen dürfen, wenden wir uns zu dem eigentlichen Gegenstande desselben, zur römischen Geschichte selbst. — Hier treten uns zuerst die äußerst wichtigen Untersuchungen über die verschiedenen Völkerschaften, Städte und Staaten entgegen, welche vor und neben Rom in Italien mächtig oder doch bedeutend gewesen sind. Was Niebuhr selbst eingangs dieser Untersuchungen über deren Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit derselben für die römische Geschichte gesagt hat, muß Jedem, der sie mit Aufmerksamkeit lieset, nur noch mehr einleuchten. Wie nämlich das römische Volk selbst aus der Mischung verschiedener, mehreren italischen Hauptvölkerschaften entsprossener Stämme erwachsen ist, so finden römische Sitten, Gesetze, Einrichtungen, Gebräuche auch ihre befriedigendere Erklärung erst durch die ähnlichen der entsprechenden Völkerschaften. Und selbst später noch, als Rom schon der mächtige „Strom geworden, der alle italischen Flüsse sammt deren Namen in sich und den seinigen verschlungen hatte,“ selbst da war es eben die jugendliche Kraft der letzteren, welche Rom seine nie welkende Frische in immer neuen Männern von Geist und Charakter gab. — Aber „das Licht der ewigen Stadt“ hat keinen Schein, sondern Schatten und Nacht auf jene Völker geworfen, und nur aus „vereinzelten, über die ganze Oberfläche der alten Literatur und auf Denkmälern zerstreuten Nachrichten“ waren einige wenige, aber immerhin bedeutende Resultate zu gewinnen. So groß nun auch Niebuhr's Verdienst gerade in dieser Rücksicht ist, indem er in der That Ruinen und Umfang großartiger Propyläen der römisch-italischen Geschichte aufgefunden und angedeutet hat, so müßte doch selbst eine nur oberflächliche Würdigung desselben näher das Gebiet eigentlicher Gelehrsamkeit berühren, als hier vergönnt ist. Wir erwähnen daher bloß, daß die hieher gehörigen Untersuchungen auch manches Licht über die älteste Geschichte Griechenlands verbreiten, und daß die den alten Etruskern oder Tuskern, den Aboriginern und Latinern, Sabinern und Sabellern gewidmeten Abschnitte schon deßhalb als die wichtigsten zu betrachten sind, weil der Einfluß und Zusammenhang, welchen die genannten Völker auf und mit Rom gehabt, sich als so außerordentlich bedeutend erweiset. Diesen Untersuchungen über Altitalien schließen sich dann natürlich andere über die Vorgeschichte Roms, d. i. über *Aeneas* und *der Troer* Niederlassung in Latium und über *Alba*, an. Es wird darin unter andern mit vieler Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn dargethan, daß jene Sagen von Aeneas in Latium einheimisch und nichts weniger als von späteren Griechen erdichtet seyen. Gleichwohl wird deren poetische, immer neu sich gestaltende Ausschmückung in der Sage anerkannt und gezeigt, daß von historischem Gewinn daraus nicht die Rede seyn könne. Eben so wenig scheint Niebuhr geneigt, mit A. W. v. *Schlegel* *) die Sagen von Romulus und überhaupt die sogenannten altrömischen Geschichten für *völlige* Mährchen zu halten, welche Griechen ersonnen und Römer nachgesprochen hätten, obschon er entschieden und überzeugend die alteingewurzelte Meynung, Rom sey eine albanische Kolonie, bekämpft. Dürften Romulus und Remus für historische Personen gehalten werden, so würden sie doch die einzigen Albaner in Rom gewesen seyn. Hiemit sind wir nun schon bey jener großen Hypothese Niebuhr's angelangt, welche eben so oft in hohem Grade bewundert, als bezweifelt und mißkannt worden ist; wir meynen die, nach welcher alle Nachrichten, welche wir von den Zeiten der Könige besitzen, vorzugsweise aus einem alten, dieselben besingenden Nationalepos entlehnt sind. Uns hat diese Hypothese im Allgemeinen schon in der ersten Ausgabe sehr eingeleuchtet; in der gegenwärtigen stellt sie sich, wie fast alles Uebrige, noch

*) In der obenerwähnten Recension.

in ausführlicherer, klarerer, reiferer Begründung dar. Am deutlichsten und zugleich kürzesten finden wir sie in folgenden Stellen des ersten Bandes zusammengefaßt:

S. 267: „Verschieden von diesen (den Nenien oder Gedächtnißliedern) in Form und von großem Umfang, theils zu einem Ganzen verbunden, theils einzelne nicht nothwendig zusammenhängende Lieder, waren die, woraus in prosaische Erzählung aufgelößt ist, was für uns Geschichte der römischen Könige heißt. Die von Romulus bildet für sich eine Epopöe; von Numa können nur kurze Lieder gewesen seyn. Tullus, die Geschichte der Horazier und der Zerstörung von Alba, dieß bildet ein episches Ganzes, wie das Gedicht von Romulus; ja hier hat Livius (I. 26) ein Bruchstück des Gedichts unversehrt erhalten, in dem lyrischen Numerus des altrömischen Verses. Hingegen, was von Ancus erzählt wird, hat keinen Anstrich poetischer Farbe. Dann aber beginnt mit L. Tarquinius Priscus ein großes Gedicht und endigt mit der Schlacht am Regillus; und dieses Lied ist noch in seiner prosaischen Gestalt unbeschreiblich dichterisch; eben so eigentlicher Geschichte ganz unähnlich. Tarquinius Ankunft zu Rom als Lucumo: seine Thaten und Siege: sein Tod: dann Servius Wundergeschichte: Tullias Frevelhochzeit: des gerechten Königs Mord: die ganze Geschichte des lezten Tarquinius: die vorbereitenden Wahrzeichen seines Falls: Lucretia: Brutus Verstellung: sein Tod: Porsennas Krieg: endlich die völlig homerische Schlacht am Regillus, bilden eine Epopöe, die an Tiefe und Glanz der Phantasie alles weit zurückläßt, was das spätere Rom hervorbrachte." —

S. 269: „So alt wie der epischen Lieder Grundstoff unstreitig war, so scheint die Form, worin sie bestanden, und ein großer Theil ihres Inhalts, verhältnißmäßig jung. Wenn die pontificischen Annalen die Geschichte für die Patricier verfälschten, so herrscht in dieser ganzen Dichtung plebejischer Sinn, Haß gegen die Unterdrücker, und sichtbare Spuren, daß, als sie gesungen ward, plebejische Geschlechter schon groß und mächtig waren. Numas, Tullus, Ancus und Servius Landanweisungen sind in diesem Sinn: Alle Lieblingskönige begünstigen die freyen: Als Mitschuldige an Servius Ermordung erscheinen die Patrizier gräßlich und verhaßt: Der plebejische Servius ist nächst dem heiligen Numa der vortrefflichste: Tarquinius, des Alten, römische Gattin Gaja Cäcilia ist Plebejerin: Der Gründer der Republik und Mucius Scävola sind Plebejer: unter den andern stehen nur die Horazier und Valerier edel da, der Gemeinde befreundete Geschlechter. Daher möchte ich diese Gedichte, wie wir ihren Inhalt kennen, nicht über die Herstellung der Stadt nach dem Gallischen Unglück, und dieses als den frühesten Zeitpunkt, hinaufsetzen." —

Manche werden vielleicht glauben, daß man aus also durchaus poetisirten und von plebejischer Ansicht entstellten Nachrichten unmöglich irgend ein historisch-glaubwürdiges Resultat gewinnen könne; aber gerade darin, daß Niebuhr bey stets gegenwärtigem Bewußtseyn seiner vielseitig begründeten Annahme doch jeden historischen Kern und jedes Körnchen, wie verborgen sie auch seyen, an's Licht zu ziehen weiß, gerade hierin hat er sich besonders groß erwiesen. Er erkennt in jedem Nationalepos, und also auch in dieser epischen, früher allzeit geläugneten Nationalpoesie der Römer, ein historisches Fundament an, nicht der Begebenheiten und einzelnen Charaktere, sondern der allgemeinen Zustände und Verhältnisse, dessen also, was im Grunde doch nur das Wesentliche der Geschichte ist. Aber dieses Historische gewinnt er nicht dadurch, daß er, wie etwa den Franzosen beliebt, das Poetische in Prosa auflößt und also an die Stelle der vernichteten Poesie noch wesenlosere, phantastische Abstraktionen sezt, sondern umgekehrt dadurch, daß er das unverkennbar Poetische und nicht minder das schon von den alten Schriftstellern daraus abstrahirte Trughistorische überall nachweiset, so die Spuren und Merkmale des Historischen übrig behält und dieselben durch vereinzelte, wirklich historische Angaben, wo sie sich finden, wie durch Schlüsse aus analogen, ausgemachten Facten, deutlicher macht und vermehrt. Daß auf diesem Wege nur Jemand, der mit jener, oben gepriesenen Kombinations- und Divinationsgabe ausgestattet und eben dadurch zum Geschichtsforscher berufen ist, zu befriedigenden Resultaten gelangen könne, versteht sich von selbst, wie Alles, was gelingen soll, selbst ungewöhnliche, ächte Tugendübung, durch das uns dazu verliehene Genie gelingt. Freylich ist Mißbrauch, selbst bey größter Vorsicht, dem einzig übrig bleibenden, eigenen Verdienste, immer möglich; aber Niebuhr selbst hat sehr richtig bemerkt: „was nicht mißbraucht werden kann, taugt nichts," und er hat es sich nur angelegen seyn lassen, jedem Mißbrauch seiner Gabe durch wissenschaftliche Schranken vorzubauen. — Mit Recht legt er übrigens das größere Gewicht auf Entwickelung des rechtlichen, bürgerlichen, politischen Zustandes, und wie die Zeit, welche durch Servius Tullius angedeutet wird, der historischen etwas näher liegt und auch in den Sagen als die politisch-wichtigere hervortritt, so erhalten wir auch über sie die wichtigsten Aufschlüsse. Schon v. Rotteck hat in dem ersten Bande seiner Weltgeschichte S. 310 dieses Verdienst Niebuhr's hervorgehoben, indem er sagt: „derselbe habe das Schwankende und Widersprechende in den Darstellungen der römischen Verfassung, sowohl bey den alten Historikern als bey den sonst gründlichsten unter den neuen Geschichtsforschern, gleich scharfsinnig als gelehrt, hier befestigt, dort berichtigt oder ausgeglichen und aus Allem ein durch inneren Zusammenhang verbundenes, lichtvolles Ganzes gebildet."

Wir müssen uns hier auf das Allgemeine und auf Einzelnes beschränken. Schön ist z. B. Rom als ursprüngliche Doppelstadt dargestellt, welcher die Sage von den Doppelkönigen bis zur Einigung unter ein Haupt nicht minder entspricht, als der Senat von hundert und dann zweyhundert Gliedern, in denen wiederum eben so viele regierende Geschlechter (nicht Familien) repräsentirt sind; und als ehrwürdigstes Denkmal jener Doppelstadt tritt nun der vielfachbedeutete Tempel oder vielmehr Schwibbogen des doppelköpfigen Janus hervor, welcher aus einer Stadt in die andere führte und nur offen war, wenn beyde, in gemeinsamem Krieg begriffen, einander schnell und ungehindert Hülfe zuführen mußten. Rhamnenser und Titienser ist der Name für die beyden regierungsfähigen Geschlechtsgenossenschaften ꝛc. Mit welchem ungleichen, besonders in geistlichen Dingen ungleichen, Rechtsverhältnissen ein dritter Geschlechterkreis regierungsfähig geworden, wird ebenso nachgewiesen und deutlich gemacht. — Hiebey, wie überall, wo es dem Verf. darauf ankommt, eine lebendige und klare Vorstellung zu geben, wendet er mit großem Glück die Methode der vergleichenden Anatomie oder vielmehr Physiologie auf die Geschichte an. Analoge Verhältnisse, besonders der alten Welt, aber auch der mittleren und neueren Zeit, werden häufig angeführt, und der Gewinn ist jedesmal ein zwiefacher, weil dadurch nicht allein das für die römische Geschichte bedeutende Verhältniß beleuchtet, sondern auch zugleich die Einsicht in das Wesen menschlicher Gesellschaftsverhältnisse ausnehmend erweitert und erhöht wird. In dieser Beziehung ist Niebuhr's römische Geschichte eine Fundgrube historisch-politischer Weisheit zu nennen, die aufzusuchen, jeder ächte Staatsmann um so weniger versäumen wird, als, namentlich seit Machiavell's Discorsi, die römische Geschichte immer zu politischer Belehrung ist benutzt worden. Wie lichtvoll sind nicht die bisher immer verworren gewesenen Verhältnisse der Clientel und Plebität auseinandergesezt, wie klar nunmehr das Patriciat, wie einleuchtend alle hierauf basirten bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse und die verfassungsmäßigen Einrichtungen! — Servius Anordnungen sind fortan, so wenig als Lykurgs Gesetzgebung, ein willkürliches, wenn auch verständig kombinirtes, Machwerk, vielmehr nur als die rechtskräftige Sicherstellung eines in der Geschichte entwickelten Staatsorganismus zu betrachten. Wenigstens muß Jedem, der Niebuhr's Darstellung gelesen, klar werden, daß eine so lebendig in einander greifende Staats- und Militärverfassung nicht von dem Verstand eines Einzelnen ersonnen, sondern nur von den wechselseitigen, wohlbegründeten Interessen einer ganzen Nation geschaffen seyn kann. —

(Der Beschluß folgt.)

Lyrische Dichtkunst.

Weihestunden einer edlen Seele, eine Sammlung neubearbeiteter Davidischer Psalmen nebst einer Auswahl eigener Gedichte von Friederike Voigt, herausgegeben von Tiedge. Dresden, bey Wagner, 1826.

Seit dem vorigen Jahrhundert haben die poetischen Bearbeitungen, Umschreibungen und Verschönerungen der vorzüglichsten Stellen und Parthieen aus der Bibel ungemein an Masse zugenommen und auch wohl an poetischem Gehalt. Unter allen Theilen der heiligen Schrift ist der Psalter, oder sind wenigstens einzelne Psalmen am häufigsten übersezt und in neue Versmaße eingekleidet worden, weil ihre lyrische Form am besten dazu geeignet ist. Die vorliegende Bearbeitung hat viele Schönheiten und der bekannte Dichter Tiedge darf sich nicht schämen, sich als Herausgeber genannt zu haben. Schon das Versmaß, worauf hier sehr viel ankommt, ist, wie es uns scheint, glücklich gewählt, und sagt dem innigen und dringenden Ton des hebräischen Dichters vollkommen zu. Dabey hat die Verfasserin, so viel es bey einer modernen Versifikation möglich war, die Einfachheit des Originals beyzubehalten gesucht. Wir heben zur Probe eine Strophe aus der Uebersetzung des hundert und ein und zwanzigsten Psalmes aus. In der Bibel selbst heißt es hier, nach der Lutherischen Uebersetzung: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt. Meine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Dieß wird folgendergestalt umschrieben:

Zu den Bergen, zu den Höhen
Hebe dich empor, mein Herz!
Dort aus ungemess'nen Räumen
Kommt der Trost für deinen Schmerz.
Denn der Herr ist deine Hülfe,
Er, der Erd' und Himmel schuf,
Leitet sicher deine Tritte,
Höre freudig seinen Ruf!

Die Originalgedichte, welche die Verfasserin den Uebersetzungen beygefügt hat, sind von einem frommen oder sentimentalen Inhalt und an Zahl nur gering. Es herrschen darin Anklänge, die an größere Dichter erinnern.

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 14. August 1827.

Dichtkunst.

Ballades allemandes, tirées de Burger, Koerner et Kosegarten, p. Ferdinand Flocon. Paris, 1827.

Dieß Werklein ist ein neuer Beleg für die große literarische Umgestaltung in Frankreich, für den immer allgemeiner werdenden Gerechtigkeitssinn, für das Erkennen fremder Schönheit und für die wahre poetische Höhe, zu der die neueste Dichterschule in jenem Land hinaufstrebt. Es war in diesen Blättern schon mehrfach die Rede davon, und es ist billig anerkannt worden, daß man jezt in Frankreich unserer deutschen Literatur Gerechtigkeit widerfahren läßt, und gesteht, daß dort die Leute in der Sphäre der eigentlichen Poesie — und es ist noch nicht lange, daß die Franzosen fühlen, was die eigentlich will — weit hinter uns zurück sind. Wenn gegenwärtiger Uebersetzer deutscher Balladen auch kein Stapfer ist, der mit unnachahmlicher Kunst unsern Meister Goethe in fränkischer Zunge und Weise übertrug, ohne daß er aufhörte Goethe zu seyn: so ist er doch ein Ehrenmann, der deutsche Dichtkunst fühlt, und schon darum sey ihm hier freundlich die Hand geboten.

Die Vorrede des kleinen Bändchens enthält manche merkwürdige Stelle, von denen wir hier einige anführen wollen. Recht gut beginnt der Verfasser mit Moliere:

La Ballade à mon sens est une chose fade,
Ce n'en est plus la mode, elle sent son vieux temps.

„So spricht Trissotin, und von nun an hatte das Todesurtheil des Lächerlichen die Ballade getroffen; was Wunder, daß sie darauf ohne Erbarmen von der Poesie ausgestoßen und aus Frankreich verwiesen wurde. Bekanntlich wiegt bey uns ein Epigramm schwerer, als ein gutes Urtheil. Das ist nun einmal nicht anders in Frankreich. Ich will es also nun schnell zu meiner Rettung sagen, daß die Gedichte, welche ich hier in Uebersetzung vorlege, nur den Namen mit der französischen Ballade gemein haben. Diese war eine Dichtungs-Art, wo immer dieselben Reime wiederkehrten, und am Ende derselbe Refrain stehen mußte. Diese Ballade bestand aus drey Strophen und einem Envoi. (Diction. de l'acad.) Ballade im Deutschen und Englischen hingegen kömmt unserer alten Romanze viel näher, und ursprünglich war sie die gereimte Erzählung eines Abenteuers und konnte gesungen werden. Aber heut zu Tage ist die Romanze bey uns ganz ausgeartet, und hätte ich die deutschen Gedichte so nennen wollen: so würden die Mehrsten nur an verliebte Klagen oder an mehr und weniger reine Empfindungen in mehr oder weniger manierirten Versen gedacht haben. Ich habe daher lieber das deutsche Wort beybehalten, troz des Molierischen Fluchs. Damit konnte ich der französischen Kritik am sichersten das erste Stachelwort nehmen, mit dem sie gegen mich aufgetreten wäre. Die drey Dichter, aus denen ich die nachstehenden Balladen genommen habe, sind so zu sagen in Frankreich unbekannt. Keines von ihren Werken ist — so viel ich weiß — in unsere Sprache übersezt und so dürfte diese Sammlung wenigstens das Verdienst der Neuheit haben. Unsere Literatur, an und durch sich selbst so reich, hat lange nicht aus fremden Quellen schöpfen wollen, und wenn sie sich in ihrem unwissenden Dünkel (orgueilleuse ignorance) für die erste Literatur Europa's hielte, so wäre das nur Folge ihres treuherzigen Glaubens an eigenes hohes Verdienst. Das ist aber nun nicht mehr so ganz. Einige kühne Männer von Geist, die man — wie zum Vorwurf Neuerer nennt, die aber stolz auf den Namen sind — unterstanden sich zu behaupten, daß das Genie nicht zwischen den Rhein, den Kanal und die Pyrenäen gebannt sey. Skandal über Skandal bey den Anhängern der alten Lehre, die ketzerische Meynung fand Anhänger und Vertheidiger, die sich bemühten, treffliche Belege für ihre Meynung vorzuführen. Nun begann von Neuem der berüchtigte Streit der Alten mit den Modernen. Die modernen Franzosen waren aber wieder etwas altfränkisch geworden, und sahen sich dadurch genöthigt, den literarischen Insurgenten einen Theil des Throns einzuräumen, den sie bisher allein, ungetheilt, freylich ohne Kampf und Streit inne gehabt hatten. So gestalten sich die Dinge, in der

Welt." Nun spricht der Verfasser von den Verdiensten der Mad. Staël in dieser Beziehung und von dem Einfluß, den sie in Frankreich auf die Begründung einer richtigeren Ansicht von deutscher Art und Kunst gehabt hat. Dann fährt er fort: „Nun wurden die Namen Wieland, Goethe und Schiller bekannter in Frankreich: mit Vergnügen las man sie in Uebersetzungen, und viele mußten doch gestehen, daß sie bewunderungswürdige Schönheiten enthielten, und dadurch wenigstens den Werken unserer berühmtesten Schriftsteller an die Seite gesezt zu werden verdienen. Nun begann man sogar den Versuch, das deutsche Drama ganz in seiner Eigenthümlichkeit nach Frankreich zu verpflanzen. Es ist natürlich, daß dieß nicht glückte. Man hätte diese Dramen dem Geschmack, den Gewohnheiten, kurz dem ganzen Genius der Nation anpassen sollen. Die Menschen sind zwar überall dieselben, die Gesellschaft aber ist verschieden, und die Literatur gehört der Gesellschaft an. Begeisterung und Wahrheit unterscheiden die deutsche Literatur von allen andern. Begeisterung haben wir aber nicht in Frankreich, sondern nur Lustigkeit. Auch die Wahrheit fehlt uns: Takt und Empfänglichkeit soll ihre Stelle ersetzen. Dazu kömmt nun noch ein gezwungenes Wesen, das der sogenannte gute Geschmack bis zum Lächerlichen treibt, und, was eben so schlimm ist, eine Abneigung vor Allem, was nicht auf französische Art einfach und natürlich ist. Ferner eine unbegreifliche Anhänglichkeit an die alte Routine, an das Althergebrachte, die bey unserer übrigen windigen Unbeständigkeit (inconstance frivolité) unbegreiflich ist. Darin lag die Ursache, warum bey uns die fremden Tragödien wenig Beyfall fanden. Dieß liegt aber mehr an der Ungeschicklichkeit der Uebersetzer, als an dem übeln Willen des Publikums; denn gewiß hätte sich dasselbe nicht gegen das Gefallen gestemmt. Diese Versuche, wenn auch im Allgemeinen unglücklich, hatten aber doch ihr Gutes. Sie gewöhnten uns an das Neue und zeigten uns die Nothwendigkeit, uns nach und nach damit bekannt zu machen. Nun hat das Talent eine neue, erweiterte Bahn vor sich. Es fehlt nur noch an einem hohen Genius, der sie mit Kraft und Schwung und festen Schrittes verfolgen, und dabey alle Klippen vermeiden kann. Dann hat unsere literarische Umgestaltung ihr Ende erreicht. Es ist aber nicht so leicht den tragischen Musenwagen in eine andere Bahn zu lenken. Dazu gehört wenigstens eben so viel Talent, als die hatten, welche ihm vor Jahrhunderten seine Richtung gaben. Es genügt nicht, es anders zu machen als die Andern, sehr gutes, Besseres muß geleistet werden: und die Muster des alten französischen Theaters bestehen noch immer als das Ziel, nach dem man streben soll."

„Die deutschen Gedichte, welche ich hier in Uebersetzung gebe, haben in Frankreich nicht leicht Mitbewerber zu fürchten. Die Balladen-Dichtung ist bey uns ganz unbekannt, denn Griechen und Römer dachten nicht daran: unsere Poeten aber haben bis jezt nur jene Alten nachgeahmt. Die Kunst der Ballade besteht gerade in dem, was so wenige in Frankreich kennen. Dazu gehört vorerst die Wahl einer örtlichen Sage, eines Abenteuers, das im Lande bekannt ist. Dazu gehören anziehende, ergreifende Situationen in lebendigen wahren Lokalfarben. Ferne sey davon Alles, was an jene antike Religion erinnert, die nicht mehr lebt: nur volksthümlicher Glaube soll darin herrschen, nicht Erinnerungen aus dem Volksleben dämmernder Tage: Vieles beruht dabey auf der zauberischen Gewalt des Schauders und Schreckens. Mit körperlichen, scharfgezeichneten Bildern müssen wahres, tiefes Gefühl und phantastische Gestalten glühender Einbildungskraft verbunden seyn. So muß eine glückliche Mischung von Wahrheit und Täuschung über den besonnenen Verstand Herr werden: wirkliche Wahrnehmungen sollen mit geheimnißvollen Eindrücken wechseln. Das ist ungefähr die Natur der deutschen Ballade. Daraus geht hervor, daß sie weder mit der Idylle noch mit der Elegie einige Aehnlichkeit hat. Umsonst sucht man darin das Wechselspiel der Schäferflöten aus Sicilien, das die Franzosen so drollig an die Ufer des Lignon versezt haben, umsonst sucht man darin Phöbus, Cupido und Daphnis, oder irgend eine mythologische Person aus dem Alterthum, die in dem christlichen Frankreich lange so einen mächtigen Reiz hatten. — Ich will es aber nur aufrichtig gestehen — denn ich scheue das Lachen und Spotten der Leute nicht — die Ballade hat einige Aehnlichkeit mit einer Dichtungsart, die bey uns auf dem Lande sehr häufig ist, ich meyne die complainte. Sie gibt die Erzählung irgend einer wunderbaren oder tragischen Begebenheit. Herumziehende Sänger singen sie den Bauern zur Unterhaltung oder Unterricht vor. Wahrscheinlich ist aus solchen ungestalten und kunstlosen Gesängen die Romanze oder Ballade der Deutschen entstanden: denn dieses hochpoetische Volk wußte bald in der groben Hülle den dichterischen Keim zu finden. Die Franzosen gingen damit anders, sie gingen damit auf ihre Art zu Werk. Wie sie immer am Aeußerlichen hängen: so sahen sie auch hier nur die grobe Aussenseite und gewahrten nichts als die schwülstigen unpassenden Ausdrücke. Der tiefe schöne Grund der Sage aber entging ihnen. Die Franzosen, die alles komisch nehmen und alles komisch darstellen, übertrieben den Schwulst noch und machten dadurch die Sache noch widerlicher. So ging die civilisirteste Nation Europa's mit den Dichtungen um, die bey uns, wie bey allen neuern Völkern, der erste Grund volksthümlicher Poesie sind." So weit die Einleitung des Buches, die im Munde eines Franzosen gewiß sehr merkwürdig ist. Nach einigen Bemerkungen über das,

was Frau v. Staël über Bürger gesagt, geht Flocon zur Uebersetzung folgender Balladen über. Zuerst: des Pfarrers Tochter von Taubenhain, Bruder Graurock und die Pilgerin, Lenore, die wilde Jagd. Lenardo und Blondine von Bürger: dann die Ralunken, die schöne Sidlesik und der Ritter Ingild von Kosegarten; endlich der Traum, Wallhaide, der Kynast, Slava und der Stern von Körner.

Im Allgemeinen müssen wir sagen, daß die Uebersetzung sehr gelungen ist, und daß Flocon geleistet hat, was aus diesen Dichtungen in französische Zunge übergetragen werden kann.

Geschichte.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr, Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Erster Theil. Zweyte, völlig umgearbeitete Ausgabe. Berlin, im Verlag von G. Reimer, 1827.

(Beschluß.)

Wir erinnern uns, irgendwo die oberflächliche Aeusserung gelesen zu haben, Niebuhr sey in der neuen Ausgabe seiner römischen Geschichte aus einem Wigh ein Tory geworden. Diese Aeußerung ist schon deßwegen oberflächlich, weil die politischen Ansichten, die wir in dieser Ausgabe gefunden, wesentlich dieselben sind, welche auch in der ersten angetroffen werden können. Zum Ueberfluß führen wir einige Aussprüche Niebuhr's an, aus denen unsere Leser selbst schließen mögen, ob Niebuhr überhaupt einer von den beyden Partheyen ergeben sey oder nicht. — S. 339 heißt es von den Patriziern: „doch mußten diesem (Mißbrauch des Patronats) furchtbare Strafen drohen, denn, daß die Patrizier, denen gegen die Plebejer weder Billigkeit noch beschworene Verträge heilig waren, sich durch Gewissenspflichten allein hätten anhalten lassen, gute Väter für die Clienten zu seyn, wie es viele gegen leibliche Söhne nicht sind, wäre ein thörichter Traum von goldenen Zeiten, die nie waren. Sie waren nichts besser als jene Ritter des Mittelalters, die, nach der Anklage eines ehrwürdigen Zeitgenossen, dem Lassen seine Habe raubten, als wäre er leibeigen, weil sie es ungestraft thun konnten, da nur Gott Richter zwischen ihnen und dem Armen war. Und hätten sie denn nicht auch der Leibeigenen Wohlthäter seyn sollen?“ — S. 365: „Die der milden und königlichen Förderung des Keimenden und der entstehenden Rechte gehässig sind, suchen ihre Veranlassung nicht in einem edeln Sinn, der das Recht des Lebens ehrt und sich des Werdens freut, das Erstarren und Verwelken verabscheut, sondern in unreinen Beweggründen, welche freylich gleichende Handlungen hervorbringen können.“ — S. 380: „Die Sage erzählt, daß die Patrizier die wohlthätigen und weisen Gesetze des Königs mit Groll und Erbitterung aufnahmen; und sie lautet sehr glaublich, denn kaum einzelne ihrer Enkel waren von der Weisheit des Königs Theopompus beseelt, der seine murrende Königin tröstete, die begränzte Gewalt sey dauerhafter.“ S. 504, wo erwähnt worden, daß die Patrizier über die Einschränkung ihrer Vorrechte dem König Servius bis auf den Tod gezürnt, heißt es: „So lautet die Sage; und wenigstens eigensinniger Widerstand der Geschlechter ist so sicher vorauszusetzen, wie er nur durch gleichzeitige Denkschriften beglaubigt seyn könnte. Denn jede Oligarchie ist neidisch, unterdrückend, und taub für Billigkeit und Klugheit; nicht daß dieß einem durch einen bestimmten Namen ausgezeichneten Stande anklebte. Es ist der nämliche Geist der Oligarchie, unter dem Zwilch des Urner Landmanns, der seinen Beysassen, wie lange sie auch von ihren Vorfahren her im Kanton ansäßig sind, nicht nur die höheren Rechte versagt, sondern längst genossene lediglich Gemeinrechte raubt, — und unter dem sammtnen Talar des venecianischen Nobile: jenen standen die Patrizier in Art und Wesen ungleich näher, als diesen.“ S. 507: „Es ist keine Beeinträchtigung des früheren, wenn neben ihm ein neues Daseyn erwacht; es ist Mord, die Regung dieses Lebens zu ersticken: Mord — und Empörung gegen die Vorsehung. Wie das vollkommenste Leben die größte Mannigfaltigkeit beseelt, so ist der Staat der herrlichste, worin ursprüngliche und bestimmte Verschiedenheiten, nach ihren vielfachen Arten in Mittelpunkten des Lebens neben einander vereinigt, ein Ganzes bilden.“ —

Es ist schon einige Male im Verlauf unserer Anzeige das Verhältniß der neuen Ausgabe zu der älteren berührt worden. Wir fügen noch Einiges hinzu, was Niebuhr selbst in der Vorrede darüber geäußert hat, nachdem wir zuvor bemerkt haben, daß schon dem bloß Aeußerlichen des Umfangs nach der erste Band wenigstens doppelt so groß als in der ersten Ausgabe geworden. Jene Aeußerungen in der Vorrede lauten aber daselbst S. X. also: „In dieser Freudigkeit schloß sich der Sinn manches alten Räthsels auf, aber noch mehrere wurden übersehen; in Vielem irrte ich; noch Mehreres blieb unzusammenhängend und unvollständig erwiesen. Denn mein Wissen war das Ungenügende eines Autodidakten, der bisher den Geschäften nur Nebenstunden entzogen hatte: und ich hatte das Ziel erreicht, wie ein Nachtwandler, der auf der Zinne schreitet.“ Dann XI.: „Die Mängel meines Buchs waren mir mitnichten verborgen: was Beurtheiler angriffen, waren aber die Schwächen nicht, sondern oft das Allerrichtigste.“ Nachdem er hierauf von seinem Aufenthalt in Italien und dem Beginn der Umarbeitung in Bonn geredet, fährt er S. XII. so fort: „das Werk, welches ich hiermit dem Publikum übergebe, ist, wie der erste Blick zeigt, ein ganz neues, worin kaum

einzelne Stücke des früheren wieder einverleibt sind. — — Das Ganze ist jezt, dieser Band mit dem vervollkommneten zweyten und den folgenden, das Werk eines reifen Mannes: dessen Kräfte schwinden können, aber dessen Ueberzeugungen durch und durch begründet, seine Ansichten unveränderlich sind: und so wünsche ich, daß man die frühere Ausgabe als ein Jugendwerk gegen diese achte." Endlich verspricht er die unausgesezte Fortsetzung bis zu dem vorgesteckten Ziel, bis zur allgemeinen Anerkennung August's, als Beherrschers der römischen Welt. —

Wir können schließlich den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Verfasser dereinst gefallen möchte, seinen ewig preiswürdigen Untersuchungen eine wirkliche Darstellung der römischen Geschichte folgen zu lassen, die, — um es mit den von ihm selbst, in der Zueignung an Se. Majestät, den König von Preußen, gebrauchten Worten zu bezeichnen, — „eine Geschichte Roms, in hellen und großen Umrissen, frey von störender Mannichfaltigkeit und mit lebendiger Wahrheit" abgefaßt wäre. Eine solche Geschichte Roms würde dann erst so gebildet seyn, „wie sie für uns Bedürfniß ist," für uns, die wir selbst leben, für das Leben thätig zu seyn und aus der R. Geschichte ächte, begründete, erleuchtete Belehrung zu schöpfen wünschten. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß dem verehrten Verfasser der Untersuchungen, — welche immer nur volles Eigenthum der gelehrten Welt werden können — auch die historische Komposition ihrer Resultate vollkommen gelingen würde; um so weniger, da derselbe die Unabänderlichkeit der gewonnenen Ueberzeugungen bereits erklärt hat und also nicht mehr Gefahr laufen würde, statt einer Darstellung neue Untersuchungen zu geben. —

Dr. — nn —

Naturkunde.

Beyträge zur vergleichenden Klimatologie. Von Dr. Joakim Frederik Schouw, Professor der Botanik an der Universität zu Kopenhagen. Erstes Heft. Kopenhagen 1827. Auf Verlag des Verfassers.

Durch anhaltende und genaue Beobachtung hat der Verfasser die Wind- und Witterungsverhältnisse Dänemarks festzustellen gesucht, und es ist zu wünschen, daß in allen Ländern so fleißige Untersuchungen angestellt werden möchten, weil erst aus einer allgemeinen Vergleichung der Windverhältnisse in allen Ländern genügende Resultate gezogen werden können. Es zeigt sich indeß, daß dieselben Verhältnisse, welche für Dänemark gelten, dem europäischen Norden überhaupt angehören, und somit ist der vorliegende Beytrag nicht bloß für jenes kleine Land von Bedeutung.

Die Resultate der ganzen Forschung lassen sich kurz dahin zusammenfassen: In dem nördlichen Europa zwischen 50° und 60° der Breite hat überall der Westwind über den Ostwind das Uebergewicht, besonders aber im Sommer, und eben so hat der Südwind das Uebergewicht über den Nordwind. — Die Westwinde sind in der Nähe des atlantischen Meeres südlicher, in der Mitte Europa's gerade aus, im Osten Europa's nördlicher. — Diese Windverhältnisse scheinen theils in der von der heißen Zone zurückkehrenden Luftströmung, theils in dem Temperatur-Unterschiede der Atmosphäre über dem Meere und über dem Festlande ihren Grund zu haben. — Bey vorherrschenden Westwinden ist die Temperatur höher, wovon nur im Sommer Ausnahmen Statt finden. — Nord- und Ostwinde bringen am häufigsten heitere Witterung, und im Winter Schnee, am seltensten Regen; Süd- und Westwinde dagegen bringen am häufigsten trübes Wetter und Regen, am seltensten heitern Himmel oder Schnee. — Der Stand des Barometers in Kopenhagen ist bey Nord- und Ostwinden höher, bey Süd- und Westwinden niedriger. Dieses Verhältniß der Winde zu dem Luftdrucke stimmt sehr genau mit dem Verhältniß der Winde zu dem heitern oder bewölkten Zustande des Himmels und zu dem Regen überein; dergestalt, daß die Winde, welche das Hervortreten der sichtbaren Dünste oder deren Niederschlag begünstigen, von einem niedrigen, die andern von einem hohen Mittel-Barometerstande begleitet sind. — Der Südwind ist zugleich von einer südlichen Strömung des Meeres bey Kopenhagen begleitet, und der Nordwind von einer nördlichen Strömung. Bey Westwinden steht das Wasser des Sundes hoch, bey Ostwinden niedrig.

Es folgt noch eine Abhandlung über den täglichen Gang des Thermometers, deren Resultate folgende sind: Der mittlere tägliche Gang der Wärme ist nach Beobachtungen zu allen Stunden des Tages in Padua und Leith fast völlig gleich. Beobachtungen zu mehreren Stunden des Tages in Apenrade und Rio Janeiro stimmen auch in der Hauptsache damit überein. — Nach einem jährlichen Mittel ist die kälteste Stunde des Tages 5 Uhr Morgens, die wärmste Stunde nach zwey verschiedenen Beobachtungen 2 Uhr oder 3 Uhr Nachmittags. — Am stärksten ist das Steigen des Thermometers einige Stunden nach dem minimo, und das Fallen einige Stunden nach dem maximo. — Die Wärme nimmt in 9 — 10 Stunden zu, in 14 — 15 ab. — Der tägliche Gang der Wärme bleibt sich in den vier Jahrszeiten ziemlich gleich; doch trifft das minimum im Sommer früher ein, als im Winter.

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 17. August 1827.

Dramatische Dichtkunst.

Die beyden Edelleute von Venedig, eine Tragödie von Eduard Arnd. Bey F. A. Herbig zu Berlin, 1827.

Antonio Pesaro, ein venetianischer Nobile, alt genug, um einen sechszehnjährigen Sohn (Felize) zu haben, jung genug, um feurige Liebe zu hegen und Gegenliebe zu wecken, hat diese in Anna, seines Vetters, des Chevalier Bataggia, Tochter, gefunden, als sie eben zwey Jahre vorher von Mailand aus der Pension zurückgekehrt war. Damals schon hatte der alte Bataggia, ihr Vater, die zarte Neigung bemerkt, und, da dieß Verhältniß aus verschiedenen Gründen ihm mißfällig war, die Tochter wieder in dieselbe Pension zurückgeführt. Doch auch jezt noch, da er wieder mit ihr in Venedig angekommen ist, hegt Anna die gleiche Gesinnung für Antonio Pesaro. Dieser hat nicht minder eine schwärmerische Anhänglichkeit an die Jungfrau, während ihrer Abwesenheit, bewahrt, und inzwischen eingezogen gelebt, ohne sich um den Ruin seiner Güter und den Verfall seines Pallastes zu bekümmern, in welchem er, außer seinem Sohn Felize auch noch einen heimtückischen, alten Bedienten, Ambrosio, bey sich hat. Felize ist die Frucht nur der Liebe, nicht der Ehe des Herrn Pesaro mit Veronika Juliani, die aber bald nach seiner Geburt aus Gram gestorben war, weil Antonio sie verlassen hatte. Der Vater hatte Felizen durch einen Mönch die erste Erziehung geben lassen, dann ihn zu sich genommen. Seit dieser Zeit lebt der Knabe einsam und düster im Pallast Pesaros, unaufgeklärt über das Dunkel seiner Geburt, da er in Antonio P. nicht seinen Vater, nur seinen Wohlthäter verehrt; jedoch in der festen Meynung, daß er selbst ein Edelmann sey, und so stolz, daß Alles von ihm zu fürchten ist, wenn er erfahren sollte, er sey Pesaros Bastardsohn. Um dieß Geheimniß weiß der Bediente Ambrosio, hat auch Dokumente darüber in Händen, ist aber durch einen Eid gebunden. Doch gedenkt er es theilweise, so weit es sein loses Gewissen erlaubt, und seine eigennützigen Zwecke erheischen, dem Jüngling zu verrathen. Noch hat diese Intrigue nicht begonnen, als für Antonio der Stern seiner neuen Liebe wieder aufgeht; aber freylich im trüben Herbst seines Lebens, an keinem reinen Horizont. Ein (19 Seiten langer) Monolog zeigt uns alle die Schatten, die ihm auch im Traum seiner Liebe über dem Haupte hängen. Religion, Natur, Wissenschaft haben den tiefen Schmerz seiner Seele vergebens mit kurzem Wahn getäuscht, auch was er von der Geschichte insbesondere für Napoleon und seine Vaterstadt hoffte, brachte ihm nur neues, großes Leid; denn weder die Republik erneute sich, noch blieb in Italien Eugen von Leuchtenberg, in welchem er schon einen großen König jenes Landes gesehen hatte. Unbefriedigt war Pesaro aus dem russischen Feldzug zurückgekehrt, und hatte endlich in der Kunst eben so wenig Heilung gefunden. Ueberdieß hatte er noch eine Fieberkrankheit durchzumachen, ehe der erste Strahl des neuen Lebens durch Anna Bataggia in ihm entzündet werden sollte, die er zwar nur selten gesehen, deren Liebe ihm aber ohne Erklärung gewiß ist. Nachdem er uns Alles dieß in seinem Monolog gesagt, schließt er:

„Ich muß hinaus auf Ponte de Rialto.
Ich sah im Traum auf seiner Höh' dich schweben.
Vielleicht war dein Gemüth an jenem Ort
Beschäftigt und begegnete dem meinen."

Wirklich findet er Anna, die kaum zurückgekehrte, schon auf dem Balkon in Gedanken mit ihm beschäftigt. Er hört, ohne daß sie's weiß, das Geständniß ihrer Liebe und tauscht es nach der Erkennung noch einmal mit ihr. Liebeselig, doch nicht von aller Disharmonie gereinigt, scheidet er nun und trifft in der finstern Nacht den edlen Franzesko Cornaro, einen Greis und alten Freund seines Hauses. In dessen Pallast erfährt er, daß derselbe Malteser gewesen, 30 Jahre in Algier in Gefangenschaft geschmachtet, dann losgekauft worden und eben in die Vaterstadt zurückgekehrt ist. Franzesko hat in Algier schon Venedigs Fall vernommen, ein patriotisches Gespräch gibt Veranlassung, daß Antonio eine mythische Geschichte Napoleons erzählt, sie trennen sich dann auf Wiedersehen. Weiter erfahren wir nun, daß in derselben Nacht Prinz Eugen von Leuchtenberg gestorben ist. Dieß bestimmt

Antonio, ein Todtenspiel: „die Göttin Italia und der Prinz von Venedig,“ zu dichten, das diesem zu Ehren nächstens im Pallast Pesaros aufgeführt wird. Vorher hat Antonio noch eine Zusammenkunft mit Anna in der Kirche. Franzesko, den seine Frömmigkeit eben dorthin geführt hat, sieht Anna vorübergehen, die er schon in jener Todes- und Liebesnacht seiner Jugendgeliebten wunderbar ähnlich gefunden hatte. Entzückt erzählt er nun Antonio in der glühendsten Jünglingssprache, daß er einst seine Mutter geliebt, als sie schon seinem Freunde, Antonios Vater verbunden war, ihr aber entsagend Malteser geworden. Franzesko sucht nun Bataggias und Annas Bekanntschaft. Jezt wird denn das Todtenspiel aufgeführt. Bataggia, zwar nicht ohne Sorge vor Pesaros Liebe, hat sich dazu verstanden, es zu besuchen und Anna, als Göttin Italia und Braut des Vicekönigs, den Antonio spielt, auftreten zu lassen. Er vertraut der Klugheit seiner Tochter, die er gewarnt hat. Der alte Franzesko spielt auch mit, als Doge Dandolo. Wir nähern uns nun der Katastrophe des Stücks. Franzesko, im Gefühl seines nahen Todes, wählt Antonio Pesaro zum Erben. Bald steht dieser mit Bataggia und Anna vor seinem Todtenbett. Während er verklärt stirbt, entfernt ein Gespräch zwischen Pesaro und Bataggia diesen noch mehr von jenem. Inzwischen glaubt aber Ambrosio, Pesaros intriguanter Bediente, für seine Plane die Gelegenheit gefunden zu haben. Er will nämlich seinen Herrn in's Unglück bringen, um den Pallast desselben wohlfeil kaufen zu können, und darin ein Weinhaus zu errichten, worin er sein erübrigtes Kapital wuchern lassen kann. Deßhalb hat er seinem Freund, Pesaros alten Gegner, dem Polizeysekretär Mantegna eine Abschrift jenes Todtenspieles gebracht, in Hoffnung, dessen politischer Inhalt werde seinen Herrn den Gerichten unterwerfen. Mantegna, der es nicht genug verfänglich findet, will Pesaro durch eigene Verlockung fangen. Er geht zu ihm, vorgeblich als Mitglied einer Verschwörung, zu deren Haupt er den Pesaro machen wolle. Da ihn der Nobile verächtlich zurückweist, will er ihn dadurch bethören, daß er ihm die Mittheilung des Todtenspiels durch Ambrosio verräth. Dieß hat jedoch nur zur Folge, daß Antonio dem Mantegna die Thüre weist, und seinem Bedienten den Abschied gibt. Nun läßt Ambrosio die lezte Mine sprengen. Er entdeckt dem Sohne Felize zwar nicht, daß er Pesaros Sohn sey, verdreht indessen die Geschichte dahin, daß Antonio seine (Felizes) Mutter um ihre Ehre und dann, die Verlassene, durch Gram ums Leben gebracht habe. Felize war vorher schon eifersüchtig auf einen Pagen, Aurelio (den Antonio von Franzesko ererbt hatte und zärtlich behandelte), dann dadurch aufgereizt, daß ihn Pesaro, in Hoffnung seiner nahen Verbindung mit Anna, mit Gewalt nach Padua auf die Schule schicken wollte; geräth durch diese Erzählung Ambrosios in die höchste Wuth, und beschließt, was jener hoffte, seine Mutter durch Pesaros Tod zu rächen. Dieser hat indessen bey Annas Vater um sie angehalten. Bataggia erklärt ihm, daß er seinen unruhigen Geist fürchte, daher auf zwey Jahre mit der Tochter nach Venedig gehen werde; wolle Pesaro dann die Werbung erneuern, so werde er nicht entgegenseyn. Demnach verabredet aber Pesaro mit Anna in der Kirche, daß er Morgen Nacht sich mit ihr in seinem Pallast trauen lassen und sie nach Korfu entführen wolle. Doch wie er des Nachts nach Hause kömmt, stößt Felize den Dolch nach ihm, er fehlt, Antonio erwiedert im Finstern den Stoß und ersticht, ohne es zu wissen, den Sohn. Ambrosio muß Licht bringen. Eh' Felize stirbt, entdeckt sich alles, und auf des Sohnes Aufforderung sticht Pesaro auch den Intriguant Ambrosio nieder. Nachdem er zwischen den Leichen geras't hat, eilt er blutig zu Anna, die ihn in altvenetianischer Tracht zur Trauung geschmückt erwartet. Er sagt ihr rund heraus, warum er blutig sey, sie weist ihn schaudernd fort. Er scheidet mit dem lezten kalten Kuß von ihr und mit dem Versprechen, sein Todeshauch werde ihre Todtenglocke seyn. Er sagt Venedig einen patriotischen Abschied. Wir finden ihn in Griechenland wieder, wo er nach einer Schlacht an den Wunden stirbt. Der Tod erscheint ihm in Veronikas Gestalt. Sein lezter Ruf ist Anna. Diese hört ihn in Venedig und stirbt natürlich auch. Mit einer kurzen Klage des alten Bataggia schließt das Ganze.

Welchen Eindruck macht nun diese Tragödie? Daß wir daran keine schulmäßige Kunstforderung machen dürfen, sagt uns schon die äußere Gestalt. Wir finden keine sichtbare Eintheilung in Akte, keine Gliederung der Scenen. Bald herrscht die freyeste lyrisch-epische Ausdehnung, bald ein eben so freyes kurzes Ueberspringen. Doch wir wissen, daß ein Kunstwerk auch einen unsichtbaren Zusammenhang haben kann. Welches wäre aber bey vorliegender Tragödie die innere Form? Bedingen sich darin Handlung und Schicksal, Aeußeres und Inneres mit einer kunstgemäßen Nothwendigkeit? In der Tragödie selbst, also eigentlich dramatisch, handelt nur der Bediente Ambrosio. Er hat einen spitzbübischen Plan, erreicht durch spitzbübische Mittel mit Besiegung des nächsten Hindernisses seinen nächsten spitzbübischen Zweck und stirbt einen Spitzbubentod. Felizes Handlung kommt nicht in Betracht, sie ist in der des Ambrosio mit einbegriffen, er selbst ist dessen Werkzeug. Franzesko (ohne Zweifel der eine von den beyden Edelleuten des Titels) ist, wenn man Gluth und Schwärmerey dem abgelebten Greis gestattet, ein sehr schöner Charakter, aber er tritt gar nicht auf, um zu handeln, nur um zu fühlen und zu sterben. Der alte Bataggia ist gehalten in seiner

Zeichnung, allein er hat offenbar die Stellung einer Nebenperson bekommen. Anna spielt die Rolle, die Antonio ihr zutheilt. Nun, und dieser selbst? Es ist einer von den Charakteren, welche die Dichtkunst unserer Zeit liebt. Vorzüglich sind sie schon daran zu kennen, daß sie sich immer selbst beschreiben müssen, statt, daß ihr Bild aus ihrer Umgebung zurückstrahlte. Es sind jene gebrochenen Helden, deren weitem Geist diese Welt zu arm ist. Daß sie durchaus unpoetisch seyen, soll damit keineswegs gesagt werden, aber offenbar sind Charaktere, die sich zu groß sind für die Handlungen, welche ihre Zeit ihnen nur gestatten kann, weit weniger dramatisch, als elegisch. Was unser Antonio thut, Nichts geht davon aus seinem Charakter als solchem hervor, als seine Monologe und Dialoge, man müßte denn auch die Dichtung und Aufführung eines Todtenspieles oder die Abweisung eines erbärmlichen Polizeysekretärs für eine dramatische Handlung rechnen. Die Ermordung seines Sohnes ist Nothwehr im Finstern, die des Ambrosio geschieht aus Auftrag Felizes oder ist eine Exekution der Rache, die mit einem dramatischen Effekt Nichts gemein hat. Der Entschuß zur Entführung nach Korfu ist eben so wenig Handlung, sondern nur eine Auskunft, die auch ein leichtsinniger Knabe hätte treffen können. Dadurch, daß Antonio nach solchen Vorgängen den Tod in Griechenland sucht, verdammt, wie der Held, so auch *) das Trauerspiel sich selbst. Wozu dieß fernliegende Mittel? Er geht ja nicht nach Griechenland, um dort etwas Großes zu thun, sondern nur, um zu sterben. Soll es eine ehrenvollere Art von Selbstmord seyn? Oder konnte erst nach einer Zwischenzeit nur von Griechenland aus der magnetische Rapport wirken, der Anna im gleichen Augenblick mit dem Geliebten verscheiden läßt? Selbst dem, der sich bey einer solchen Versöhnung beruhigt, muß sie doch viel weniger als ein Sieg der Liebe selbst, denn als eine wunderbare Gnade des Himmels erscheinen.

Wir finden ein politisches Element in dieser Tragödie. Vielleicht haben wir hierin die Einheit des Ganzen zu suchen. Aber dieser politische Theil ist erstlich dem Ganzen nicht einverleibt, nur eingesezt, zum andern hat er an und für sich keinen bestimmten, dramatischen Charakter. Wollen wir auch die Schönheit des Mythus von Napoleon nicht verkennen, so wenig, als die schönen Rollen im Todtenspiel oder Pesaros Abschied von Venedig, so gehört doch jener Mythus nur rein episodisch dem Ganzen an; jenes Stück im Stück aber und dieser Abschied enthält nur Erinnerung, unbestimmte Hoffnungs-Klage. So bleibt uns denn nichts übrig, wenn das Ganze seinen Namen verdienen soll, als die Annahme, der Zusammenhang des politischen Theils der Tragödie mit der eigentlichen Fabel sey ein mystischer und nur in diesem erklären sich die beyden Elemente gegenseitig und die Bedeutung werde Eine. An eine solche, rein subjektive, Auffassung gewöhnen sich leider unsere jungen Dichter immer mehr. Bald wird die herrliche Zeit erscheinen, wo jeder dichtet, aber keiner versteht den Andern, sondern spielt oder singt nur sich selbst. Dem sey indeß, wie ihm wolle, es muß behauptet werden: Der Stoff und die Gestaltung dieser Tragödie gibt uns das Bild eines undramatischen Lebens, d. h. die Zeitverhältnisse im Allgemeinen, wie im Besondern, die Stellung der Personen zu einander, kurz die ganze Anlage ist von der Art, daß darin alle Handlung a priori gelähmt ist, und so ist das Beste, was den Personen, wenn auch nicht nach ihrem Charakter, doch nach ihrer Lage übrig bleibt, kaum Etwas mehr, als Sentiments, Träume und Visionen zu haben und endlich zu sterben. Nur dem gemeinen Theil der Menschheit ist Spielraum zu seiner eigenthümlichen Thätigkeit gelassen. Ein solches Bild kann auch sein Interesse haben, man dürfte es aber eher für das Sujet eines Romans halten.

Charakterzeichnung und Diktion waren es also fast allein, worin bey diesem Produkt die Kunst recht wirken konnte, und sie ist hierin allerdings sichtbar, wiewohl nicht gleichmäßig durch alle Theile. Wenn auch die Sprache manchmal auf eine nur widerliche Weise an Shakespeare erinnert, so reicht sie uns doch an andern Orten wirklich schöne volle Blumen der Phantasie und der Empfindung. Wir erinnerten uns an den alten Kritiker Aristoteles, der, indem er die Handlung als Hauptsache des Dramas hervorhob, die Bemerkung hinzufügte: „Ein Beweis dafür ist auch, daß die Anfänger im Dichten eher im Stande sind, der Sprache und Charakterzeichnung eine Vollkommenheit zu geben, als die Handlungen gehörig zu gestalten.“ Und zu bekennen ist, daß unser Dichter sich Großes vorsezte. Er wollte die wirkliche Zeit selbst sprechen lassen. Da ist kein Wunder, wenn wir ihn selbst mit dem rauschenden Meer ringen sehen, das endlich über ihm zusammenschlägt. Was er darstellt, ist ja kein Vergangenes, sondern ein Gegenwärtiges, seiner innersten Natur nach lyrisch, es sind bloß innere Stimmen, Menschen, die noch nicht handeln können, weil sie kein Kostüm haben, wie z. B. Napoleon, und so regt die Dichtung eine eigene Empfindung in uns auf, wir können uns zwar des Dichters Personen nicht auf der Bühne denken, nein sie kommen uns vor, wie Schauspieler, die am hellen Tag uns auf den Straßen in ihrer Theatergarderobe begegnen. — Zum Schlusse wünschen

*) Es ist keine Anschaulichkeit, die Fäden des vorhergegangenen Lebens spinnen sich nicht natürlich aus, sondern ein erfundener Begriff ohne Leben muß der Deus ex machina seyn. Was anders soll denn der Tod Annas seyn?

wir dem Dichter, daß er recht bald den tiefen Sinn der Lehre, daß Nothwendigkeit und Freyheit Eines ist, wie Schicksal und Gemüth, fasse. Er wird dann sich klar bewußt seyn, daß keine Poesie zwischen Lyrik und Drama stehen bleiben darf.

Rechtswissenschaft.

Ansichten und Wünsche der Bewohner der preussischen Rheinprovinzen bey der bevorstehenden Justiz-Organisation, mit dem Gutachten der Königlich preußischen Immediat-Justiz-Commission über das öffentliche und mündliche Verfahren im Civilprocesse. Zürich, in der Geßner'schen Buchhandlung. 1827.

Vorliegende Schrift nimmt unter den vielen, welche das große Interesse der Rheinpreußen in ihrer Rechtsverfassung auf das Unzweydeutigste an den Tag legen, eine ausgezeichnete Stelle ein. Wir sehen in derselben, um von dem allgemeinen Eindruck, den sie auf uns gemacht, auszugehn, Klarheit, Lebhaftigkeit und selbst Wärme der Darstellung mit vielem Scharfsinn, seinen Bemerkungen und in die Tiefe, in den Mittelpunkt dringender Sachkenntniß auf eine so glückliche Weise vereinigt, wie wir es sonst nur in den publicistischen Schriften der Engländer und Franzosen anzutreffen gewohnt sind. Die hier vorgetragenen Ansichten und Wünsche der Rheinländer sind dieselben, welche schon in den, von Seiten der rheinischen Städte den Ständen zu Düsseldorf eingereichten, und von den letzteren genehmigten Vorstellungen ausgesprochen worden sind. Sie verlangten bekanntlich: „Beybehaltung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in Civil- und Kriminalprocessen; die Gleichheit vor dem Gesetze und des Forums; Beybehaltung der Handelsgerichte neben den Landgerichten in Civilsachen, und des Instituts der Geschwornen in Kriminalsachen; die Trennung der strittigen von der freywilligen Gerichtsbarkeit und Fortbestehen von Beamten für den Vollzug der Civilerkenntnisse, ohne unmittelbare Leitung desselben durch die Gerichte." Während demnach alle jene Vorstellungen und die gegenwärtige öffentliche sich für Erhaltung der bestehenden Gesetzgebung nach ihren wesentlichen Grundsätzen und Grundzügen einstimmig erklären, so vereinigen sie sich doch auch in dem Antrage, daß einzelne, nöthig gewordene Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen werden möchten. — Es ist seither in öffentlichen Blättern nicht allein bezweifelt, sondern geradezu geläugnet worden, daß die in jenen Vorstellungen, und nun hier wieder, ausgesprochenen Wünsche wirklich die des rheinländischen Volkes seyen, und in gegenwärtiger Schrift wird nun die Grundlosigkeit, ja Lächerlichkeit solcher aus der Luft gegriffenen Zweifel und Läugnungen dargethan. Bey dieser Gelegenheit werden alle Einwendungen, die man gegen die Zweckmäßigkeit der ganzen rheinländischen Gerichtsverfassung und gegen ihre Vereinbarlichkeit mit preußischen Einrichtungen und Staatsorganisationen vorgebracht hat, als eben so nichtig erklärt, und meist aus dem Mangel an Sachkenntniß preußischer, nur im corpus juris und im preußischen Landrecht bewanderter Juristen abgeleitet. Hieran schließt sich natürlich eine von der letzten Nothwehr endlich gebotene, scharfprüfende Vergleichung des in den Rheinlanden bestehenden, mit dem altpreußischen Gerichtsverfahren in Civilprocessen. Diese fällt in Hinsicht auf Theorie und Praxis für das letztere höchst ungünstig aus, und es sind besonders in dieser Beziehung die Folgerungen äußerst wichtig, welche S. 111 und ff. aus offiziellen Berichten über die, bey altpreußischen und rheinischen Gerichten im Jahr 1822 verhandelten Processe sind gezogen worden. Es ergibt sich, daß die Processe in Altpreußen doppelt und dreyfach häufiger als in den Rheinlanden sind, Vergleiche eben dort seltener zu Stande kommen, dagegen wegen Unerschwinglichkeit unendlicher Proceßkosten desto öfter Entsagungen stattfinden, weil die Processe langwieriger, viel theurer und das Gerichtspersonal drey Mal so stark ist. —

So wären denn alle Uebel, welche das Civilgerichtswesen, worauf in gegenwärtiger Schrift ein Hauptaugenmerk gerichtet ist, etwa mit sich zu bringen pflegt, in weit höherem Maaße auf Seiten Altpreußens, und wir lesen daher mit erhöhtem Interesse das auf dem Titel erwähnte Gutachten der Immediat-Justiz-Commission über das öffentliche und mündliche Verfahren im Civilprocesse. Dasselbe ist eine eben so gründliche als einleuchtende Rechtfertigung, nicht gerade aller Einzelnheiten, wohl aber des Grundwesens dieses Verfahrens. —

Wir haben auch aus Lektüre der gegenwärtigen Schrift ersehen, daß der Streit zwischen dem rheinischen und altpreußischen Justizwesen im Grunde kein anderer, als der in unsern Tagen so oft wiederkehrende zwischen dem todten Begriff und Buchstaben auf der einen Seite und dem lebendigen Geist auf der andern sey. Es leuchtet unter andern durchaus ein, daß man, um in den Rheinprovinzen ein guter Richter zu seyn, auch ein vielseitiger gebildeter Mensch, vor allem aber mit Geistesgegenwart und Taktsicherheit begabt seyn müsse. —

— nn —

Nr. 67.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 21. August 1827.

Musik-Literatur.

Berliner allgemeine musikalische Zeitung, redigirt von A. B. Marx. Berlin im Verlag der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung. Erster, zweyter und dritter Jahrgang.

Wenn wir Deutsche es auch seit einem halben Jahrhunderte gewohnt worden sind, französische Kunsturtheile gering zu schätzen, so werden wir ihnen dennoch nicht den Vorzug absprechen können, daß sie jedesmal den Ausspruch der ganzen Nation enthalten, und den anerkannten Meisterwerken eine unvergängliche Gültigkeit zu sichern wissen. Der Gegensatz der neuesten französischen Kritik hat es nur zu dem allgemeinen Unterschiede des Klassischen und Modernen gebracht, der nicht einmal das innere Wesen der französischen Kunst selber betrifft, während in Deutschland, dem Lande der Wissenschaft, die freye Kunstkritik einerseits zum schmachvollsten Broderwerb herabgesunken, anderseits in die vollendeteste Atomistik zufälliger Meynungen zerstoben ist, deren Bewegendes für immer das Leere bleibt. Mit Dank und Anerkennung müßte deßhalb billiger Weise allen Unternehmungen entgegen gekommen werden, welche sich dem schweren Geschäft unterziehen, der Kritik ihre verloren gegangene Würde durch Ernst und Eifer wieder zu erkämpfen, und durch allgemeine sachgemäße Prinzipien dem zufälligen Gelüste kritischer Einfälle, Marotten und Willkürlichkeiten zu entreißen. Aber, wie die Kunst selber, so ist auch die Kritik jetziger Zeit als ein nachmittäglicher Verdauungs-Zeitvertreib angesehen, von dem aller Ernst als das Schädlichste nicht weit genug entfernt werden könne, damit das Spiel der eigenen Beliebigkeit und die Freude am Hahnengefecht der Meynung ja nicht gestört werden möchte. Und besonders hat die Musik das Schicksal betroffen, entweder dem Geschwornengerichte des Herzens, Gemüthes und Gefühls anheimzufallen oder vor den kritischen Richterstuhl des gelehrten musikalischen Verstand geführt zu werden, der nur nach der Befolgung oder dem Abweichen von seinen kanonischen Regeln freyspricht oder verdammt. Doch beyde Gerichte sind von gleicher Unzuverlässigkeit; denn bey dem Berufen auf das eigene Gefühl läßt es die Zufälligkeit des kranken oder gesunden, verkehrten oder wohlorganisirten Gemüthes zu keinem allgemein gültigen Urtheil kommen, obschon die eigene Stimme jedem Herzen als Gottesurtheil gilt, und sich das demuthsvolle Gerede vom „Ansprechen" überall als das absprechendste und stolzeste zeigt, während die zünftige musikalische Kennerschaft, wenn neue Epochen sich auch neue Gesetze geben, weder mit dem sonst Festen und Geltenden, noch mit dem antiquarischen Bannspruch gegen das neu sich Reformirende ausreichen können. Wenn nun zwar die durch ganz Deutschland so berühmte Leipziger musikalische Zeitung sich weder nur dem zufälligen Urtheile des Gefühls, noch dem einer sich als fest konstituirenden musikalischen Theorie überließ, so ist dennoch nicht zu verkennen, daß ihre wesentliche Wirksamkeit sich nur auf das Verständniß derjenigen Musikepochen beschränkte, welche sie bey ihrer eigenen Entstehung vorfand, und die in Mozart den Gipfel höchster Vollendung erreichte. Doch wenn nicht zu läugnen steht, daß seit jener Zeit eine neue Periode begonnen habe, welche sich von der früheren wesentlich unterscheidet, so wird leicht zugegeben werden, daß solcher veränderten und verändernden Epoche auch eine veränderte Betrachtungsweise folgen müsse, und daß von einem so festgegründeten Institut, wie die genannte Zeitung ist, eine solche Aenderung ihrer bisher befolgten Prinzipien nicht zu erwarten sey. Der neue Geist der Musik wird auch ein neues kritisches Organ erfordern. Und zwar glauben wir, sey eine klare Einsicht in die jetzigen musikalischen Erzeugnisse um so weniger zu vernachlässigen, da diese größtentheils nicht mehr wie zu Mozarts Zeit unmittelbare Eingebungen des musikalischen Genius sind, sondern ihre Existenz der verständigsten Reflexion und dem Bemühen verdanken, mit welchem der Komponist selber in die Bedeutung der Tonverhältnisse und des musikalischen Ausdrucks überhaupt einzudringen versucht, und nur mit Hülfe der Reflexion über diese Bedeutung und das Entsprechen der Ausdrucksweise und ihres Inhaltes zu komponiren beginnt. Diese Reflexion, die auch in alle andern

Künste eingebrochen ist, hat den unmittelbaren Kunstgenuß in den der Wiedersehensfreude verwandelt, mit welcher die Reflexion des Hörers und Betrachters den Reflexionen, den Bemühungen um Effekte u. s. f. des Künstlers zu begegnen sucht. Anderseits hat sich in neueren Zeiten die Musik auf solche Abwege verirrt, daß nur eine klare Einsicht in die Art und Gründe dieser Irrfahrten, ihre Schädlichkeit zerstören und sogar in Nutzen zu verwenden im Stande ist. Aehnliche Betrachtungen scheinen die neue allgemeine Berliner musikalische Zeitung ins Leben gerufen zu haben, und wir müssen schon deßhalb dem Unternehmen das beste Glück und von Seiten des Publikums die ausgebreitetste Theilnahme wünschen; denn diese Zeitung scheint es sich zum ersten Gesetze gemacht zu haben, nicht zünftig seyn zu wollen, sondern auf eine Weise sich auszudrücken, daß das Verständniß ihrer Urtheile und musikalischen Grundsätze auch Laien nicht verschlossen bleibe. Nur dadurch wird es ihr möglich darauf hinzuwirken, daß die Stimme des eigenen Gefühls die Autokratie einer nur bewußtlosen Zufälligkeit verliert, und ihr Urtheil nur erst durch die Vermittlung klarerer und gründlicherer Erkenntniß zu fällen wagt. — Wenn nun aber die Komposition den Anspruch macht, im engsten und bedeutungsvollsten Zusammenhang mit ihrem Inhalte zu stehen, so ist es als ein weiteres Verdienst herauszuheben, daß die Redaktion jener Zeitung sich gleichfalls stets die Aufgabe stellt, auch den *Inhalt* der musikalischen Kunstwerke zum Hauptgegenstande der Betrachtung zu machen, und eben so sehr nach dem *Was*, als nach dem *Wie* des musikalischen Ausdrucks zu fragen. Nur durch solche tiefere Forschung ist die musikalische Kritik wahrhaft dem nur theoretischen musikalischen Verstande entrissen, der allein den Fleiß der Arbeit, die gelehrte Kenntniß und Befolgung der festgestellten Regeln ins Auge faßt, und mit stets eifersüchtigen Blicken umherspäht, ob auch ja kein Versuch gewagt werde, seine chinesische Mauer zu übersteigen oder zu durchbrechen. Doch Neuerungen und Fortbildungen in der musikalischen Ausdrucksform möchten auch nur gerechtfertigt werden können, wenn der auszudrückende Inhalt sich in sich selber verändert hat, und die Bestimmtheit dieser Veränderung wird sich nur durch die Vergleichung mit andern früheren Gestalten erkennen lassen. Deßhalb halten wir es für ein drittes Hauptverdienst der neuen Zeitung, daß sie sich nicht nur allgemeiner Verständlichkeit befleißigt und den Zusammenhang des Inhaltes und seiner musikalischen Ausdrucksweise klar zu machen sucht, sondern auch die *Geschichte der Musik* mit besonderer Vorliebe und dem Wunsche tieferer Erkenntniß ihres inneren Zusammenhanges, Fortschrittes und naturgemäßen Sichentwickelns zu bearbeiten versucht.

Nach der kurzen Darstellung dessen, was wir als den Zweck des neuen Institutes erkennen zu dürfen glaubten, kann die Forderung nicht zurückgewiesen werden, nun auch zu zeigen, daß ein lobenswürdiges Vorhaben auch auf lobenswürdige Weise sey ausgeführt worden. Hier können wir sogleich mit gutem Gewissen behaupten, daß sich die vorliegenden Jahrgänge durchaus durch Ernst, Eifer und Würde, so wie durch feste Konsequenz in Anwendung der als richtig erkannten Grundsätze vor anderen ähnlichen Instituten bemerkenswerth auszeichnen. Auch die Einrichtung durch Aufsätze, welche allgemeinere Gesichtspunkte aufstellen, die Ansichten der Redaktion vorzubereiten und anschaulicher zu machen, als es oft bey Erwähnung einzelner Kunstwerke geschehen könnte, erscheint als zweckmäßig. Dagegen sind die Korrespondenzartikel der schwächere Theil und unterscheiden sich oft im Wesentlichen nicht von den gewöhnlichen anderen Tagesblättern. Als die gelungensten Versuche aber sind unbedingt die Beurtheilungen einzelner älterer und neuerer Kunstwerke hervorzuheben, und wir wollen deßhalb einige Punkte, die von Belang sind, kurz berühren. — Wenn ein bekannter süddeutscher Sammler und Kenner älterer italienischer Musiker besonders die frühesten Meister und Begründer der Tonkunst ausschließlich bewundert, so macht es sich unsere Zeitung bey jeder Gelegenheit zum Geschäft, den deutschen Sebastian Bach als den Vollender jener Musikperiode hervorzuheben, welche sie die kontrapunktische nennt. Händel wird von ihr als Vorbild *protestantischer* Kirchenmusik, der *katholischen* Palästrinas gegenüber, aufgestellt, mit dem Versuche, den Unterschied dieser Religionsformen auch als das Bestimmende für die Unterschiede in dem Inhalt und der musikalischen Ausdrucksweise jener beyden Meister auf treffende Weise geltend zu machen. In den Tönen Palästrinas soll sich das Göttliche als noch geschieden von der Gemeinde, entkleidet von aller Einzelheit der Arie u. s. f. zur Erweckung der Andacht aussprechen, doch in den Händel'schen Gesängen das religiöse Gefühl der Gemeinde selber schon mit zum Gegenstande des musikalischen Ausdrucks werden. —

Musikalische Produkte ihrem Inhalte und ihrer Form nach durch solche Hauptunterschiede zu charakterisiren, ist der erste Schritt, diesen Charakter seiner tieferen Bedeutung nach zu erkennen. In Haydn wird dann ferner besonders die jugendfrohe Heiterkeit des mit der Natur und in der Natur befriedigten Gemüthes, das die ganze Welt als ein Werk göttlicher Güte genießt, und sich zum Preise dieser Güte erhebt, als das Charakteristische aufgefaßt. Auch wird die gewissermaßen oft leere Tändeley dieses unschuldigen Naturgenusses nicht übersehen, doch könnte noch die Betrachtung hinzugefügt und ausgeführt werden, daß diese Rückkehr zur Natur nur eine *Flucht* aus beginnender Verbildung sey, und deßhalb alle frühe-

ten Interessen des Geistes, statt zu befriedigen, nur bey Seite setze, und dem Gefühl dieser Interessen daher als leer und unzulänglich erscheine. — Bey allen diesen Betrachtungen wird nun freylich der Wunsch rege, daß der innere Zusammenhang der komponirten Gegenstände mit der Art und Weise der Komposition, dem Grade ihrer musikalischen Ausbildung durch alle Sphären der musikalischen Formen des Takts, der Scalenbehandlung, der Anwendung bestimmter Tonarten, Rhythmen, Harmoniegänge, Melodieen, näher und bestimmter möchte nachgewiesen werden, aber dieser näheren Betrachtung muß die Feststellung solch allgemeiner zunächst noch unbestimmterer Gesichtspunkte vorangehen, und was die bisherigen Jahrgänge noch nicht geleistet haben, mag den folgenden aufbehalten bleiben. — Um nun auch Einiges über dramatische Musiker mitzutheilen, wollen wir mit dem Urtheil über Gluck beginnen. Zunächst wird die Gluck'sche Opernmusik von den italienischen heroischen Opern dadurch unterschieden, daß diese dem modernen Menschen die Maske des Alterthums sollte vorgehalten haben, Gluck aber das wahre Alterthum; weiter wird dieß dann so erklärt, daß Gluck das Menschliche rein abgeschlossen für sich in Tönen habe erklingen lassen. Und dieß ist die bessere Erklärung; denn, daß Gluck das Alterthum dargestellt habe, damit können wir nicht übereinstimmen; seine Götter sind leere Maschinen und ihre Recitative wirkungslos und unbedeutend, eben so das Verhältniß der Personen zu ihnen als griechischen; das, was bey Gluck nur dem Alterthum angehört, ist das, was jeden Hörer gerade ohne Befriedigung läßt, und überall auch von Gluck nur als Nebenwerk ist aufgefaßt worden. Denn Gluck's Kraft liegt gerade darin, daß er die allgemeinen Mächte des Lebens, Liebe der Gatten, der Freunde, der Geschwister, die Sehnsucht nach dem Lande der Väter, das Verhältniß dieser lebenfordernden Mächte zu der Gewalt des Todes, ferner die Mächte des Heldenberufs und der Liebe in Gestalten darstellt, die von sich selber nur Gefühl haben, in so fern jeder Ort ihres Herzens ganz von einer dieser Mächte durchdrungen ist. Dieß gibt den Gluck'schen Gestalten den plastischen Charakter, indem nicht der weite Bereich ihrer eigenen Persönlichkeit und die Art und Weise, wie diese Mächte gerade in ihrer Brust leben und sich bewegen, zur Darstellung kommt, sondern im Gegentheil, z. B. in der Alceste die Liebe der Gattin, der Mutter sich dergestalt des Gemüthes bemächtigt hat, daß keine andere Empfindung, kein weiteres Verhältniß zum Vorschein zu kommen vermag. Niemand aber wird die Innigkeit Admets, das tiefe Gefühl des Pylades für antike Empfindungen halten, und wenn uns Gluck nur das Alterthum statt der ewig lebendigen Lebensgötter, wie sie unsere moderne Persönlichkeit mit dem schönsten menschlichen Inhalt erfüllen, und wie sie in der göttlichen Iphigenia leben, vorgeführt hätte, so möchte solche Musik der Antike nur auf die unbefriedigendste Weise an unser Herz zu tönen im Stande seyn. — Bey der Art und Weise, wie nun unsere Zeitung den Reflex dieses Inhalts in seiner musikalischen Darstellung zeigt, können wir nur das früher schon Gesagte wiederholen: Der Grad dessen, was zu leisten angefangen ist, erregt die Anforderung immer weiterer und tieferer Durchführung. Der Unterschied, nun ferner, Glucks von Mozart ist auch nicht herauszuheben vergessen. Doch möchten wir denselben weniger darin finden, daß bey Mozart „neben der besonderen Gemüthsstimmung stets noch ein allgemeines schwerer zu fixirendes Gefühl bemerkbar werde," als darin, daß Mozart erst auftrat, als schon die unterschiedensten Stimmungen, Charaktere, Situationen u. s. f. ihren musikalischen Ausdruck gefunden hatten, so daß seine Gemüther von einer ganzen vollen Welt des Gefühls erfüllt sind, und nun mit tiefster Innigkeit zum Theil von jenen Gluck'schen Mächten bewegt werden, oder sich die Innigkeit des Gefühls selber, die Liebe in allen ihren tief ergreifenden Nüancirungen, ihrem Entzücken, ihrem Schmerz, ihrer Heiterkeit und Sehnsucht, ihrer süßen Sinnlichkeit und sittlichen Reinheit zum Inhalte nehmen. Doch reichen solche unbestimmte Aeußerungen nicht hin, auch nur das Allgemeinste festzustellen. Als auf einen der gelungensten Aufsätze verweisen wir aber auf den über Mozarts Don Juan im ersten Jahrgang vom Herrn Redakteur, dessen Aufsätze uns überhaupt mit denen des Herrn Hofrath A. Wendt immer am meisten befriedigt haben. — Daß nun eine musikalische Zeitung, welche sich das Erkennen der Musik und ihrer Epochen und einzelnen Werke zur Aufgabe macht, auch Rossini's Werke nicht verschmähen, sondern ihnen ihre richtige Stellung anweisen werde, stand zu erwarten. So sagt sie denn, daß Rossini nur seine augenblicklichen Einfälle in Musik setze, sorglos einem sinnlichen Leichtsinn sich hingebe, und durch die Klarheit seiner Melodieen, seiner Figuren, und eben so sehr durch die Leichtigkeit, Beweglichkeit, Anmuth, und, möchten wir hinzusetzen, vor allem durch das Pikante aller seiner zufällig an einander gereihten Musikstücke ergötze. —

Ernsthafter jedoch wird sich die Zeitung von den lebenden Komponisten mit Spontini beschäftigen müssen; indem es uns aber an Raum gebricht, weiter hin in's Einzelne zu gehen, können wir nur noch darauf aufmerksam machen, daß wir es als ein Hauptverdienst ansehen, wenn die Redaktion den unermüdlichsten Fleiß anwendet, die Werke Beethovens sich und dem Publikum klar zu machen, und die Räthsel dieses größten Meisters und wahrhaften Vollenders der Instrumentalmusik zu lösen.

Nur wünschten wir, daß bey der häufigen Erwähnung der Weber'schen und Spohr'schen Musiken, bey aller Anerkennung ihres Werthes dennoch mehr herausgehoben würde, welch matter, gedrückter, sehnsüchtelnder, unheimlicher, entmuthigender Inhalt diesen Werken zu Grunde liege, der sie von vielen Seiten her der Kotzebueschen Periode verbrüdere, und nur noch einen höheren Götzendienst und heiligere Verehrung der welt- und wirklichkeitslosen innern Herzensgefühle hinzufüge. Was nun aber die Zeitung seit ihrer Entstehung in der Kritik der untergeordneten Musiksphären, der Lieder-Komposition, Koncertmusik, Sonaten u. s. f. geleistet habe, können wir nicht näher berühren, sondern müssen damit schließen, sowohl das Publikum zu lebhafterer Theilnahme aufzufordern, als auch diejenigen, welche durch Beruf und Willen mitarbeitend thätigeren Antheil nehmen könnten. Und solche Aufforderung dürfen wir uns um so eher erlauben, als wir mit dem Institut selbst in keinem Verhältniß stehen, als dem, zu welchem jeder Freund sachgemäßer und von der Würde und Heiligkeit ihres Gegenstandes durchdrungener Kunstkritik verpflichtet ist. —

H. G. H.

Philosophie.

Die Halb-Kantianer und der Phanteismus. Eine Streitschrift rc. von Dr. Heinrich Ritter, außerordentlichem Professor an der Universität zu Berlin. Berlin, bey T. Trautwein. 1827.

Theologen und Religiose haben von jeher die Philosophen, selbst wenn sie Deisten waren, verketzert und, weil sie nicht den christlichen Gott geglaubt, Atheisten gescholten. So hat Herder sogar gegen die Kriticisten Fehde erhoben, Fichte wurde der Atheisterey bezüchtigt und Schelling's und alle Natur- oder Identitätsphilosophie ist mit dem nicht minder gehässigen Namen des Pantheismus belegt worden. Herder hatte so Unrecht nicht; denn das Kantische „Ding-an sich" war doch etwas zu ärmlich, nämlich ein wesenloses Abstraktum, eine ungewisse, vorauszusetzende, nicht zu erweisende Wahrheit. Fichte's berühmte Ich- und Nichtichslehre könnte wenigstens leicht als blanker Egoismus mißverstanden werden, in welchem Gott mit der ganzen Welt zu einer bloßen Vorstellung des Ich's zusammenschrumpfte; und wenn nach Schelling Gott Alles seyn sollte, so lag es nahe, Alles zu Gott zu machen. Darum der Widerspruch der Theologen, der Widerwille der Religiosen. Zu den leztern rechnen wir lieber Jacobi, als zu den Philosophen, schon darum, weil er sich, gleich jenen, sowohl gegen Kant, als gegen Fichte und Schelling stellte, wenn er gleich bemüht war, seine Behauptungen in Kantianischer, oder, was dasselbe ist, in kritischer Methode vorzutragen. Eine Zeit lang hat der Kampf zu ruhen geschienen, jezt erhebt er sich auf's Neue, und zwar fangen, wie aus gegenwärtiger Schrift hervorgeht, wieder Philosophen an, sich gegen einander in Reih und Glied zu stellen. Merkwürdig ist dabey, daß die Kantianer oder Kriticisten offenbar auf die Seite der Rechtgläubigen und Religiosen zu treten scheinen, um mit diesen gemeinschaftlich gegen ihre philosophischen Feinde, die Anhänger der Natur- und Identitätsphilosophie, zu Felde zu ziehen. Wenigstens klagen jene diese laut genug des Phantheismus an. Herr Prof. Ritter ist einer der Angeklagten, und Herr Prof. Jäsche, der eine Schrift über den Pantheismus herausgegeben hat, einer der Ankläger, jener der Identitätsphilosophie, dieser dem Kriticismus zugethan. Da nun aber die kritischen Philosophen wohl fühlen, daß sie das wesenlose Ding an sich, das ihnen Kant überliefert, nicht einem, doch immer lebendigen Alleins-Gott der Natur- und Identitätsphilosophen gegenüberstellen können, so nehmen sie ihre Zuflucht zu Jacobi, und behaupten mit ihm, Gott könne nicht erkannt, er müsse geglaubt werden, und man müsse sich da an den religiösüberlieferten halten. Hiegegen läßt sich im Ganzen nichts einwenden, wenn es den Kriticisten nicht etwa nebenbey einfällt, dennoch ihr wesenloses Ding an sich als hohlen, leeren Gegenstand des Glaubens unterzuschieben. Die Identitätsphilosophen aber behaupten lebhafter als je, Gott könne und müsse erkannt werden, und er sey eben der Absolute, in welchem Geist und Welt Eins, in dem Alles, außer dem Nichts sey. Wollen die Identitätsphilosophen in diesem weltgöttlichen und gottweltlichen Wesen nur einen wissenschaftlich-erkennbaren Gott, der eine vernünftige Basis des Christenglaubens sey, dargestellt haben, so kann man auch ihnen nicht entgegen seyn; wohl aber, wenn sie das Erkennen dieses philosophischen Gottes über das lebendige Glauben des christlichen zu erheben affektiren. Herr Ritter scheint der ersten, gemäßigteren Ansicht zugethan; wenigstens beruft er sich auf die bekannten Bibelstellen: Apostg. 17, 27, 28. Ephes. 4. 6. Joh. 14, 20. Luc. 17, 21. — Was gegenwärtige kleine Schrift besonders empfehlenswerth macht, ist zweyerley: Erstens erkennt man darin den Standpunkt des Streits ziemlich klar, und dann zeichnet sich der Verf. durch verständliche, ja anmuthige Darstellung aus; und wenn er hiemit Fried. Schlegeln auf erfreuliche Weise an die Seite tritt, so übertrifft er ihn an Strenge des Gedankenganges. —

W. B. M.

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 24. August 1827.

Roman.

Die Prairie. Ein Roman von Cooper. Aus dem Englischen übersezt. Drey Bände. Berlin bey Duncker und Humblot, 1827.

Ein geschäztes deutsches Blatt hat sich kürzlich etwas ungünstig über diesen Roman ausgesprochen. Wir indeß müssen bekennen, daß wir ihn mit großem Interesse gelesen und voll origineller Schönheiten gefunden haben.

Schon die dem Romane zu Grunde liegende Idee ist von großem ästhetischem Werthe. Der amerikanische Dichter hat eine für sein Vaterland bedeutungsvolle Erscheinung, die eben so politisch als ästhetisch interessant ist, von dieser ästhetischen Seite aufgefaßt, wie er ähnliches schon in seinen früheren Werken versuchte. Dießmal ist seine Wahl besonders glücklich gewesen. Wir sehen in Nordamerika Menschen, die sich verwildern, die in den Wäldern und Haiden des tiefen Binnenlandes, wohin sie aus den östlichen Kolonien einwandern, von aller Civilisation abgeschnitten, aus ihrem frühern Kulturzustand stufenmäßig wieder hinabsteigen zum ursprünglichen Naturstande. Auf der andern Seite sehen wir in denselben tiefen Wäldern und Haiden noch die alten Indianer, wie sie aus der ursprünglichen Rohheit durch den Umgang mit den eingewanderten Weißen sich ein wenig erheben, und so geschieht es, daß beyde sich ungefähr auf derselben Stufe der Gesittung begegnen, jene Weißen niedersteigend, diese Indianer emporsteigend. Aeußerst charakteristisch ist dabey der Umstand, daß die Weißen in ihrer Verwilderung und scheinbaren Entartung doch physisch viel kräftiger und nerviger werden, während die Indianer, indem sie sich ein wenig verfeinern, an Kräften abnehmen. Wir dürfen uns von jenen verwilderten Europäern keine geringere Vorstellung machen, als von den Deutschen im Anfang des Mittelalters. Sie gehen nicht gleich den Römern in heilloses Verderben, indem sie aus der Civilisation herabsinken, sondern sie kehren nur zu dem kräftigen Naturstand zurück, aus dem sie früher sich zur Kultur erhoben. Darum sind auch jene halbwilden Kentuckier im Westen, wie sie in allen authentischen Berichten und noch kürzlich in dem vortrefflichen Werke Sidons geschildert werden, den mittelalterlichen Germanen an gesunder Derbheit und ritterlicher Fehdelust auffallend ähnlich. Noch mehr wilde und unbezähmte Kraft herrscht aber unter den Gränzmännern, die sich am tiefsten in den Westen verirren und an kein Gesetz mehr binden. Cooper schildert nun das Begegnen dieser Verwilderten mit den alten Wilden des Landes, und den Hintergrund dieses interessanten Gemäldes bildet die große Prairie von Louisiana, das weite Gebiet jenseits des Missisippi.

Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß auch dieses Werk Coopers an gewissen Mängeln und Kapricen leidet, die man an allen seinen früheren Werken getadelt hat. Der Dichter wird oft bis zur Ungebühr ausführlich und weitläufig, und übertreibt auch hier wieder seine beliebte Mystifikation und Spannung des Lesers bis zu einer lächerlichen Geheimnißkrämerey. Indeß kann uns alles dieß nicht abhalten, die glückliche Idee, die aus dem Ganzen seines Romans hervorleuchtet, und die außerordentliche Schönheit vieler einzelnen Schilderungen zu bewundern.

Die Intrigue des Romans ist ohne Zweifel schlecht angelegt, gezwungen und unnatürlich. Die Leute werden auf eine gar zu mystische Weise zusammengeführt. Der Dichter hätte ganz einfach die Einwanderer mit den Bewohnern der Prairie zusammenführen können, ohne daß Intriguen, Entführungen und Wiederfinden ꝛc. dabey nöthig gewesen wären. Die Begegnung selbst, und die so natürlichen und reizenden Scenen, die daraus erfolgen, wären dieselben geblieben, und der Dichter hätte uns seine lästige Maschinerie erspart: Indeß können wir darüber wohl hinwegsehen, da jene Scenen durch die Art, wie sie herbeygeführt werden, an ihrer Natürlichkeit und Schönheit nichts verlieren, und diese die Hauptsache bleiben. Wir halten uns an die einzelnen Gemälde, deren Reiz wahrlich der engherzige Tadel der Kritik nicht hinwegdisputiren kann.

Der Dichter hat die Prairie oder die große amerikanische Haide zum Grunde seiner Schilderung genommen,

und er malt dieselbe, troß dem besten Landschaftmaler, in allen den verschiedenen Momenten, da die todte Einförmigkeit und Stille derselben durch Gruppen von Menschen oder Naturerscheinungen belebt wird. Er bietet uns somit eine Reihe von Bildern dar, die einer seltsamen und romantischen Natur entlehnt ein höchst originelles Gepräge tragen. Die Menschen nehmen darin den Vordergrund ein, sind aber eben so eigenthümlich und tragen das Gepräge derselben wilden freyen Natur. Man glaubt in ihren tiefen Zügen etwas von der Gluth und Kraft eines Malers, wie Guido Velasquez, zu finden. Cooper trennt die Menschen, die er in der Prairie zusammenführt, in vier Hauptgruppen und vertheilt an sie seine verschiedenen Gemälde. Die erste Gruppe bildet die Familie des Squatters Ismael Busch, die über den Missisippi gewandert ist. An sie knüpfen sich besonders zwey der schönsten Gemälde. Das erste davon schildert uns die Familie patriarchalisch unter Zelten gelagert, von Wagen und Heerden umgeben. Es ist Nacht und die Söhne, die wachen sollten, sind entschlafen. Eine Horde wilder Indianer schleicht sich an die Schlafenden heran, und ihr Anführer stiehlt sich mit der den Indianern eigenen Gewandtheit mitten unter sie, belauscht ihren Schlummer, und prüft, welchen Widerstand sie würden leisten können. Gleich einer spielenden Schlange bewegt er sich unter den sicher Schlafenden, deren Ruhe auch nicht unterbrochen wird, da die Indianer durch ein anderes Ereigniß entfernt werden. Das andere Gemälde ist unter allen das schönste. Der älteste der vielen Söhne Ismaels hat sich auf der Prairie von den übrigen entfernt und ist hinterrücks ermordet worden. Da er zu lange ausbleibt, geht der Vater und die Mutter Esther mit ihren noch übrigen zwölf starken Söhnen hinaus, ihn zu suchen. Jagende Hunde leiten sie auf die Spur, und sie finden den unglücklichen Sohn an einen Baum gelehnt und todt, von vielen Vögeln umgeben, die aber wegen seiner kriegerischen Stellung es nicht gewagt, sich auf den Leichnam zu werfen. Der Schmerz des rohen Vaters, der kräftigen Mutter und der indolenten Brüder ist unnachahmlich schön geschildert. Der Schimmer von Liebe, der durch diese wilden Herzen geht, ist weit geeigneter uns zu rühren, als es aller sentimentaler Jammer vermöchte. Ueberhaupt ist die Schilderung dieser rohen, die Staaten und das Gesetz hassenden, schon völlig in den Naturstand zurückgekehrten Familie in hohem Grade vortrefflich.

Die zweyte Gruppe ist ein wenig seltsam gemischt. Die Hauptperson darin ist ein alter Trapper oder Wildsteller, der schon seit vielen Jahren in der Prairie lebt und dieselbe auf's genaueste kennt. Er ist eigentlich die Hauptperson im ganzen Roman und verbindet dessen verschiedene Gruppen. An ihn schließen sich zwey Jünglinge an, ein Offizier, Middleton, und ein Bienenjäger, Paul Hover. Die Braut des ersten, Donna Inez, und die Geliebte des lezteren, Ellen Wade, befinden sich, jene entführt, diese als eine Verwandte, in der Gewalt und im Läger des Squatters. Während dieser aber seinen verlorenen Sohn sucht, werden die Mädchen von den Jünglingen entführt und fliehen mit dem alten Trapper, der sich ihrer annimmt. An diese Gruppe schließt sich auch noch ein sechstes Mitglied an, Doktor Battius, ein Naturforscher, der mit dem Squatter gereist ist, aber bey dieser rohen Gesellschaft nicht mehr bleiben mag und den Mädchen und ihren Liebhabern folgt. Er soll ein Repräsentant europäischer Theorien seyn und mit der Praxis und wirklichen Natur zu Gunsten der lezteren so scharf als möglich kontrastiren. Daher hat der Dichter seine Zeichnung über die Gebühr karrikirt, und ihn keine viel bessere Rolle spielen lassen, als den Esel, auf dem er ihn seine Reise zurücklegen läßt. Diese Figur ist ganz mißlungen und unnatürlich. Sonst aber sind an die Gruppe, zu welcher sie gehört, wieder sehr reizende Gemälde geknüpft. Wir heben darunter vorzüglich drey hervor, ein Büffelmahl, bey welchem Middleton zuerst sich einfindet, die Wanderung einer ungeheuren Büffelheerde, die den Flüchtigen begegnet, und den Brand der Prairie, welche die Wilden anzünden, um sich der Flüchtigen zu bemächtigen. Diese Naturschilderungen sind in ihrer Art einzig und vortrefflich ausgeführt.

Die dritte und vierte Gruppe wird von zwey verschiedenen und feindlichen Indianerstämmen gebildet. Es ist schon bekannt, wie glücklich Cooper die Ureinwohner seines Vaterlandes zu zeichnen weiß. Der Anführer des einen Stammes, ein berühmter Held, Hart-Herz genannt, findet sich zu dem Trapper und dessen flüchtigen Begleitern, wird aber mit ihnen von dem feindlichen Stamme gefangen, und in das Dorf seiner Gegner gebracht. Hier werden alle Anstalten zu seiner grausamen Hinrichtung getroffen, unter Umständen, die in solchen Fällen bey den Indianern allgemeine Sitte und hinlänglich bekannt sind. Hart-Herz befreyt sich aber und findet die Seinigen wieder. Hierauf erfolgt ein Kampf zwischen beyden Stämmen, der wieder eins der schönsten Gemälde darbietet. Besonders ist der Zweykampf der beyden indianischen Häuptlinge auf einer Sandbank in der Mitte eines Flusses höchst malerisch geschildert.

Was wir also auch an Coopers neuestem Roman auszusetzen haben, unbestreitbar bleibt ihm der Vorzug seiner unübertrefflich wahren und reizenden Naturgemälde, und wo so viel zu loben ist, sehen wir gern über einiges Tadelnswerthe hinweg, zumal in einem Gebiet der Romanwelt, in welchem man froh seyn kann, unter hundert Wechselbälgen und Nachahmungen nur eine originelle Schönheit zu finden.

Sprachwissenschaft.

Versuch einer naturwissenschaftlichen Beleuchtung des Verhältnisses zwischen antiker Prosodie und dem modernen Sprachaccent. Von Dr. C. M. Rapp. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827.

Die rücksichtslosen Versuche des seligen Voß, die deutsche Sprache in antike Rhythmen und Versmaße zu zwängen, so wie desselben nicht minder ernsthaftes Bemühen, die Sylben-Geltung und Messung deutscher Wörter unter gleichfalls antike Gesetzgebung (in der „Zeitmessung") zu bringen, haben wenigstens die gute Folge gehabt, daß man eifriger als zuvor auf die der deutschen Sprache eigenthümlichen Gesetze der Sylben-Geltung und Messung (Prosodik) zu achten anfing. So ist es gekommen, daß unter andern schon Friedrich Schlegel im zweyten Bande seiner allgemeinen Literaturgeschichte das von dem antiken grundverschiedene Gesetz deutscher Prosodik nachwies. Er zeigte, daß die Sylben deutscher Wörter keineswegs, wie die griechischen und lateinischen, nach äußerlicher Lautgedehntheit oder Zusammengezogenheit gälten und nach Länge und Kürze gemessen werden könnten, daß sie vielmehr nach dem inneren Werthe ihrer Bedeutung und ihres Begriffes gewogen werden müßten. Dieses Resultat ist darum sehr wichtig, ja für das ganze ästhetische Publikum von großem Interesse, weil, wie eben auch Schlegel bemerkt hat: „auf diesem, nach dem innern Gehalt sich abwägenden, längern und kürzern Verweilen bey den bedeutenden Sylben alle eigenthümliche Schönheit der deutschen Aussprache, selbst der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutscher Lieder und Gedichte beruht." — Da hienach die Buchstaben und deren Zusammensetzung nicht wie im Lateinischen und Griechischen den Sylben ihre Geltung geben, sondern die lezteren nach ihrem Begriffswerth stärker oder schwächer betont werden, so hat man die deutsche Sprache dieser prosodischen Eigenschaft wegen eine „accentuirende," die antiken aber „quantitirende" genannt. Die erste Benennung theilen inzwischen mit dem prosodischen Gesetz der deutschen alle moderne Sprachen. Eine Zeit lang hat man diese prosodische Verschiedenheit für eine ursprüngliche gehalten, die in dem Geist der deutschen und aller modernen, durch jene germanisirten Sprachen begründet sey. Dagegen hat Jakob Grimm in seiner berühmten deutschen Grammatik dargethan, daß die Herrschaft des accentuirenden Princips selbst in der deutschen Sprache immer schwächer erscheine, in je älteren Denkmalen derselben man es aufsuche, ja es fänden sich in diesen unverkennbare Spuren, daß einst auch im Deutschen die Quantitirung, wenigstens neben der Accentuirung gegolten habe. — Offenbar ist diese Erscheinung in der entsprechenden begründet, daß in der ältesten deutschen Sprache auch die End- und Beugungssylben so volltönend, wie die der antiken, gewesen sind. Was aber von der deutschen Sprache gilt, gilt nun doppelt von den übrigen modernen Sprachen, die aus antiken und germanischen Elementen erwachsen. — Nimmt man hinzu, daß auch das alte Sanskrit, dessen innige Verwandtschaft mit dem Germanischen unläugbar ist, als quantitirende Sprache ist befunden worden und sich eben dasselbe immer mehr von allen alten Sprachen erweisen läßt, so begreift man leicht, wie sich endlich die Ansicht ausbilden mußte: der Unterschied des Quantitirens und Accentuirens sey nur ein geschichtlicher; das Princip des ersten habe so lange die Sprachen beherrscht, als in ihnen sich die jugendliche, sinnliche Anschauungsweise der Völker abgespiegelt habe, während das Princip des Accentuirens mit der zunehmenden Entwickelung geistiger, begriffsmäßiger Auffassung zur immer ausschließlicheren Herrschaft gelangt sey. Auch diese gänzliche Umkehr des Alten und Neuen im Gebiete der so geringfügig scheinenden Prosodik muß auf das Christenthum und die Wiedergeburt der Menschheit durch dasselbe zurückgeführt werden. — Dieser Gedanke ist in seiner Allgemeinheit unter andern schon von Schmitthenner in dessen durch Scharfsinn, Tiefblick und Ansicht ausgezeichneter „Ursprachlehre" ausgesprochen worden. Vorliegende Abhandlung, die uns Gelegenheit zu gegenwärtigen, übersichtlichen Bemerkungen gegeben hat, ist eine glückliche Ausführung eben desselben Gedankens, indem er an allen modernen Sprachen näher entwickelt und bewahrheitet wird. Als eigenthümliches Verdienst des Herren Dr. Rapp muß es betrachtet werden, daß er auf die Modifikationen hingedeutet hat, welche ein und dasselbe Princip ursprünglich durch den Begriff gebotener Accentuation von der besonderen Natur der verschiedenen Sprach- und Volksgeister erlitten habe. Es zeigt sich, daß es oft, wie z. B. im Französischen, in gänzliche, conventionelle Willkürlichkeit ausgeschlagen sey. Wie groß inzwischen die Anerkennung ist, die wir dieser ganzen, wohldurchdachten, mit scharfem und feinem Verstande abgefaßten Abhandlung nicht versagen können, so sind wir doch auch vollkommen überzeugt, daß es nicht allein möglich, sondern selbst dem Gegenstande angemessener gewesen wäre, wenn sich der Verfasser jener philosophischen Terminologie enthalten hätte, welche die Darstellung ohne Noth verdunkelt.

W. B. M.

Biographie.

Lebens- und Bekehrungsgeschichte des Doktors der Rechte F. D. eines am 30sten September 1817 zu Aarwangen im Kanton Bern hingerichteten Diebes und Mörders. Von ihm selbst im Gefängnisse geschrieben. Aus dem Französischen übersezt von F. A. T. mit einer Vorrede von Jul. Ed. Hitzig. Berlin, 1827. bey L. Oehmigke.

Die französische Urschrift erschien 1818 zu Lausanne, die Regierung von Bern ließ jedoch die ganze Auflage kaufen und vernichten; warum, ist nicht wohl einzusehen, da die Regierung in dem kleinen Buch auf keine Weise kompromittirt ist. Mit Recht zieht Herr Hitzig diese interessante Schrift wieder ans Tageslicht. In juridischer Hinsicht hat sie wenig Bedeutung, desto mehr aber in psychologischer.

Die Geschichte ist kürzlich folgende. F. D. der Sohn einer anständigen Familie in der Schweiz zeichnete sich schon frühe durch heißes Blut und ungeregelte ausschweifende Phantasieen bey gänzlicher Charakterlosigkeit aus. Als Knabe von vierzehn Jahren bestahl er den Vorsteher einer Pension, in welcher er erzogen wurde, und obgleich er entdeckt und bestraft wurde, fuhr er doch mit Stehlen fort und beraubte seinen Vater und seine Mitschüler. Auf der Universität Tübingen, wo er übrigens, durch seine Talente begünstigt, gute Studien machte und Doktor wurde, ergab er sich dem Trunk und allen andern Ausschweifungen. Verschmähte Liebe und das Bewußtseyn, daß er des Mädchens, das er liebte, wirklich nicht würdig sey, stürzten ihn in Verzweiflung, aus der er sich durch neue Ausschweifungen rettete. In seine Heimath zurückgekehrt, sah er sich ohne Geld, dessen er zu seinem liederlichen Leben nicht entbehren konnte. Er ging daher nach Bern zu einem alten wohlhabenden Onkel, den er mit einem Beil überfiel und gewaltsam bestahl. Man nahm ihn indeß fest, und er kam mit einer sehr gelinden Strafe davon, indem man ihn unter ein Schweizerregiment steckte und nach Frankreich schickte. Hier unter den rohen Soldaten überließ er sich vollends dem elendesten Leben, desertirte mehr als einmal und erlitt die härtesten körperlichen Züchtigungen. Seine Verwandten erlösten ihn endlich, und er wurde zu Aarwangen Advokat. Da er aber schon zu tief in der Sünde versunken war, ließ er auch in dieser gesicherten Lage von seinem viehischen Lebenswandel und von seinen Verbrechen nicht ab. Er verfertigte falsche Unterschriften, schlug Gelder unter und dergleichen, wobey er indeß nicht ertappt wurde. Damals hielt er in seinem Hause einen jungen Schreiber, in den er sich verliebte, und den er mit wahrhaft höllischen Künsten an sich fesselte. Die romanhaften Geschichten von Hoffmanns Magnetiseur oder vom Blutsauger treten hier gewissermaßen in die Wirklichkeit. F. D. gab seinem jungen Schreiber giftige Tränke, theils um ihn durch Liebeszauber zu bestricken, theils um seine Gesundheit zu zerrütten, auf die er heimlich neidisch war. Diese doppelten Gefühle scheinen die Seele des Mörders ganz erfüllt zu haben. Bald war es die Angst, den Liebling wieder zu verlieren, bald der Neid und die Eifersucht, womit ihn der Anblick der frischen Jugend seines Schlachtopfers erfüllte, während er selbst seine Kraft durch Ausschweifungen und Leiden schon völlig zerrüttet hatte. Endlich nahm dieses sonderbare Verhältniß einen schrecklichen Ausgang. F. D. konnte den qualvollen Zustand, in den ihn seine heißen Gefühle stürzten, nicht länger ertragen. Die innern Furien trieben ihn unablässig an, den Jüngling zu tödten. Ohne zu wissen, was er damit wollte, und welche Folgen daraus entstehn würden, folgte der Mörder dem dunkeln Zuge seines Innern. In einer Nacht, nachdem er sich durch starke Getränke übermäßig gereizt hatte, begab er sich an das Bett des Jünglings und stieß ihm ein Messer in's Herz. Noch nicht damit zufrieden, verübte er an dem Leichnam selbst noch schändliche Mißhandlungen. Darauf begab er sich ohne alle Vorsicht und ohne bestimmten Vorsatz auf die Flucht und ließ sich ohne Widerstand arretiren, als man ihn einholte. Im Gefängniß war er eine Zeitlang in der wildesten Verzweiflung, die an Wahnsinn gränzte, und wobey er wunderbare Visionen hatte. Nach dieser Exaltation ward er plötzlich ruhig, bekehrte sich und wurde der außerordentlich vernünftige Mensch, den wir durch seine eigene Lebensbeschreibung kennen lernen. Er schrieb alle seine Verirrungen mit ruhiger Seele nieder, als ob er schon verklärt über seinem irdischen Leben stünde. Eben so ruhig ging er zum Tode, hielt vom Schaffot herab noch eine kräftige Rede, und starb vollkommen gefaßt auf dem Rade.

Neben dem psychologischen Interesse, das diese Schrift gewährt, ist auch das moralische zu beherzigen. Jünglinge werden sie nicht ohne großen Nutzen lesen. Wenn auch aus einem hitzigen Temperament und aus einem phantastischen Hange nur in seltenen Fällen so große Ausschweifungen entstehen, als die hier geschilderten, so ist doch eine Warnung vor den dunkeln Mächten der Seele, und eine Angabe der Mittel, wie man sie frühzeitig bezähmen soll, immer von großem Werthe, und der unglückliche Verbrecher hat sein Leben in keiner andern Absicht geschrieben, als um sein eigenes warnendes Beyspiel aufzustellen und genau nachzuweisen, aus welchen ursprünglich kleinen Irrthümern und Unterlassungssünden so große Frevel entsprungen sind.

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 28. August 1827.

Physik.

Wir haben Bericht über zwey wichtige Erscheinungen in der physikalischen Literatur zu erstatten: über die neue Ausgabe von Gehler's physikalischem Wörterbuche, welche die Herren Brandes, Gmelin, Horner, Muncke und Pfaff gegenwärtig besorgen *); und über die „Zeitschrift für Physik und Mathematik," welche die Professoren Baumgärtner und von Ettingshausen zu Wien, seit 1826 bey Heubner daselbst, in zwanglosen Heften herausgeben, und von welchen acht solcher Hefte vor uns liegen. Das erstere dieser beyden Werke, welches wir eine riesenhafte Unternehmung nennen möchten, da es sich auf den Standpunkt der Wissenschaft in der ganzen, jezt von ihr erstiegenen schwindelnden Höhe erhebt, erfordert eine eigene Analyse, und wir begnügen uns vorläufig damit, den weiteren Kreis der Leser unserer Blätter mit seiner Existenz bekannt gemacht zu haben. Die Baumgärtner-Ettingshausen physikalische Zeitschrift dagegen enthält, neben vielen Aufsätzen von streng wissenschaftlicher Tendenz, eine fortlaufende Darstellung der Fortschritte der Physik in der neueren Zeit, aus der wir bemüht seyn werden, eine allgemeine Uebersicht des Wissenswürdigsten und Interessantesten zu geben, und damit von Zeit zu Zeit fortzufahren gedenken, um ein größeres Publikum, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, au courant der Wissenschaft in ihrem Riesengange zu erhalten.

Wir sagen „Riesengang", und in der That „ist die Naturlehre", wie sich die VV. in der Einleitung zu der in Rede stehenden Darstellung ausdrücken, „seitdem sie den von Baco **), besonders im „Novum Organum" empfohlenen Weg der Erfahrung eingeschlagen hat, zur Riesin herangewachsen, und die größte Wohlthäterin des Menschengeschlechtes geworden." Mag sie nur fortfahren, sich von den Irrwegen der bloß spekulirenden Philosophie entfernt zu halten, und lediglich auf jener festen Bahn der Erfahrung, an der Hand nüchterner Urtheilskraft und der, allen Täuschungen unzugänglichen Mathematik, einem unverrückbaren Ziele entgegen streben! — Die ersten Untersuchungen, welchen wir in dieser Darstellung der neuesten Fortschritte der Physik entgegentreten, beziehen sich auf die Festigkeit und Elasticität des geschmiedeten Eisens, darüber Duleau die interessantesten Versuche angestellt hat, aus denen unter andern hervorgeht, daß der günstigste Punkt, wo ein eiserner Bogen belastet werden kann, sich im Viertel der Länge, von einem Ende an gerechnet, befindet *). Da diese ganze Frage für die Kettenbrücken von so außerordentlicher Wichtigkeit ist, so stellte man in Wien, auf Veranlassung der Errichtung einer solchen Brücke **), ähnliche Versuche über die absolute Stärke eiserner Stangen an, bey welchen eine solche, 9 Fuß lange, 2 Zoll im Querschnitt haltende Stange erst bey einer, allmählich bis auf 800 Centner gesteigerten Kraft riß.

Die Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalles in der Luft ist in der lezten Zeit durch den Dr. Moll, Professor der Physik an der Universität

*) Dieses große Werk erscheint seit 1825 bey Schwickert zu Leipzig, und es liegen davon 3 Bände vor mir, welche bis zum E einschließlich reichen.
Nürnberger.

**) Baco (Francis), Baron von Verulam, Kanzler von England unter der Regierung Jacobs des I., war einer der außerordentlichsten Geister, deren irgend ein Zeitalter sich rühmen kann. Er leistete für die Physik, was einige Jahrzehnte nach ihm Newton für die Theorie des Himmels that. Unter den mehrfachen Werken dieses großen Mannes steht sein Novum Organum Scientiarum oben an, von welchem Werke, wie ich auf diese Veranlassung bemerke, eine neuere Aufl. Wirceburgi 1779. 8. erschienen ist.
N.

*) Das Detail dieser Versuche siehe in einer eigenen Schrift: Ueber den Widerstand und die Haftbarkeit des geschmiedeten Eisens. Deutsch durch Blumhof. Lpzg. 1825. 8.
N.

**) Die Sophienbrücke. Beschrieben von Mitis. Wien, 1825. 8.
N.

zu Utrecht, und den Dr. von Beek, neuerdings und mit großer Vorsicht versucht worden. Zu diesem Zwecke wurden zwey Orte in der Utrechter Heide ausgesucht, deren jeder vom andern aus gesehen werden konnte, und deren Abstand genau 27669,28 Meter (fast zu 3 pariser Fuß 1 Zoll) betrug. Dabey ward auf Windrichtung, Luftdruck und Temperatur Rücksicht genommen. Man feuerte Sechs- und Zwölfpfünder ab, und hatte Maßregeln getroffen, um dieß auf beyden Stationen genau im nämlichen physischen Augenblick zu bewerkstelligen. Die Reduktion der Resultate gab die gesuchte Geschwindigkeit in einer Sekunde = 335 Meter, welches mit den bisherigen Annahmen ziemlich übereinstimmt *), und auch von der Theorie nur noch nicht volle 5 Meter abweicht. — Eine andere, nicht weniger interessante Frage aus der Akustik (Schalllehre) betrifft den Nutzen des Trommelfelles und äußeren Ohres bey der Operation des Hörens. Es sind zwar über die Funktionen der einzelnen Theile des Gehörorganes viele Hypothesen aufgestellt worden; aber erst kürzlich hat ein französischer Physiker, Savart, auf experimentalem Wege gezeigt, wie sich die Bewegung eines in der Luft vibrirenden Körpers dem mit der Luft in Berührung stehenden Gehörwerkzeuge mittheile. Zu dem Ende brachte Savart an dem Kopfe eines Leichnams mittelst einer Säge einen Schnitt parallel mit dem Trommelfell an, wodurch er dasselbe bloß legte, bestreuete es mit feinem Sande, hielt eine tönende Platte in die Nähe, und überzeugte sich nun durch das Aufhüpfen des Sandes, daß die Mittheilung der Vibrationen der Platte durch die Luft ganz eben so als durch eine unmittelbare feste Verbindung z. B. vermittelst eines Glasstabes erfolgte. Die Verfolgung dieser Beobachtung, welche uns hier zu weit führen würde, verbreitet ein helles Licht über den eigentlichen Mechanismus der Höroperation. Vielleicht stellt sich lezterer, wie wir auf den Grund eigener Untersuchungen bey dieser Veranlassung schließlich andeuten wollen, einst noch einfacher dar, wenn man die Grenzlinie zwischen demjenigen, was bey dem Vorgange objektiv und subjektiv ist, strenger ziehen wird.

Das folgende Heft unserer interessanten Zeitschrift führt uns auf das Gebiet der Hygrometrie, und ich entlehne daraus einen Vorschlag, den La Rive zu dieser Art von Messung thut. Er benuzt nämlich die Eigenschaft der Schwefelsäure, das Wasser aus der Luft anzuziehen, und sich in Berührung mit demselben zu erhitzen, als ein sehr einfaches Mittel, zum über das Verhältniß der Dünste in der Atmosphäre zu urtheilen. In dieser Absicht taucht er die Kugel eines empfindlichen Thermometers in Schwefelsäure, und erschüttert sie ein wenig, damit nun eine dünne Schicht daran hängen bleibt, worauf das Thermometer sogleich zu steigen anfängt, und zwar offenbar im Verhältnisse der Erwärmung durch hinzutretende Luftfeuchtigkeit, welche als eine Funktion der Dunstspannung erscheint, über deren Natur jedoch noch einige Zweifel übrig bleiben, auf deren nähere Beleuchtung wir hier aber nicht eingehen können.

In der Optik hat Leslie das von den Planeten und vom Monde zu uns gelangende Licht einer näheren Betrachtung unterworfen, und sich dadurch veranlaßt gefunden, namentlich den leztern für einen phosphorescirenden Körper zu halten. Es ist interessant, die Verknüpfung physikalischer Schlüsse zu verfolgen, durch welche er diese Behauptung unterstüzt. „Wären die Planeten vollkommen kugelförmige Körper, welche das Licht wie eine spiegelnde Fläche reflektirten, so würde jeder derselben ein kreisförmiges Sonnenbild machen, dessen Durchmesser von der Entfernung zwischen dem spiegelnden und abgespiegelten Gegenstande abhienge. Unter dieser Voraussetzung müßte uns unser Planetensystem als eine Gruppe kleiner Sonnen ohne Phasen erscheinen. Man kann aus den Gesetzen der Katoptrik leicht deduciren, daß jeder Lichtstrahl von einem Punkte hinter der Oberfläche des Planeten zu kommen scheinen müßte, dessen Entfernung von dieser Oberfläche dem halben Radius des Planeten gleich wäre. Das so durch Reflexion gebildete Sonnenbild würde vom Mittelpunkte des Planeten aus unter demselben Winkel erscheinen, wie die Sonne selbst.“ Aehnliche Schlüsse wendet Leslie auf den Mond an, und folgert nun, mit Berücksichtigung desjenigen, was uns die Erscheinung dagegen wirklich darbietet, daß das Sonnenlicht an der Oberfläche des Mondes fast gänzlich absorbirt wird, hiernächst aber am Körper dieses Trabanten eine Wirkung ausübe, welche eine viel stärkere Lichtaussendung zur Folge hat. Diese Lichtentwickelung muß an einigen Stellen schwächer, an andern ausnehmend stark seyn, so daß jene als dunkle, diese als leuchtende Flecken erscheinen. Demnach hätte — und in diese Worte läßt sich das Resultat zusammenfassen — der Mond eine Aehnlichkeit mit dem Bologneserstein, und wäre als ein wirklicher Lichtsauger oder Lichtmagnet zu betrachten. Ein zweyter merkwürdiger Abschnitt dieses optischen Theiles beschäftiget sich mit den Behauptungen des ehrwürdigen Bremer Astronomen Olbers über die nicht vollkommene Durchsichtigkeit des Weltraums. Es ist höchst

---

*) Man kann, bey Berücksichtigung unvermeidlicher fremdartiger Einflüsse, auf eine größere Genauigkeit als etwann 1000 Fuß in der Sekunde kaum rechnen, und nach dieser Maßgabe z. B. die Entfernung einer Gewitterwolke vom Zenith aus der zwischen Bliz und Schlag verstreichenden Zeit beurtheilen.

N.

wahrscheinlich, daß in jener unendlichen Ferne, in welche kein bewaffnetes Auge zu dringen vermag, eben so, wie in dem Raume, den wir durchspähen können, Fixsterne existiren, und daß also die Anzahl derselben hinreichend groß ist, um das ganze Firmament zu bedecken. Wie nun der Weltraum vollkommen durchsichtig, so mußte derselbe durchaus sternglänzend erscheinen; und da dieses nicht der Fall ist, so muß angenommen werden, daß die Schwächung des Lichtes bey einem sehr weiten Durchgange durch den Raum so groß werden könne, daß hinreichend ferne Gegenstände ganz unsichtbar werden, d. h. daß sich der Raum in dieser Tiefe als undurchsichtig zwischen sie und uns stellt.

Wir zeichnen ferner Brewsters neue Aufklärungen über die Fähigkeit des Auges aus, sich Gegenständen von sehr verschiedener Entfernung anzupassen. Er entschied nämlich durch bestimmte Versuche, daß die schon längst bekannte Verengung der Pupille, welche bey Ajustirung des Auges für nahe Gegenstände erfolgt, das deutliche Sehen nur durch eine begleitende Veränderung begünstige, indem die, mit der Basis der Regenbogenhaut in Verbindung stehenden Filamente eine gleichzeitige Veränderung im Abstande der Krystallinse von der Retina hervorbringen. Das Vermögen des Auges, sich für nahe und entfernte Gegenstände einzurichten, ist demnach zwiefach, und hängt, außer dem Willen des Sehenden, zugleich vom Lichtreize ab, dergestalt, daß lezterer die erforderliche Operation bewirkt, wenn der Einfluß jenes ersteren nicht eintreten sollte. — Es ist zu erwarten, daß diese wichtige Untersuchung fortgesezt werden wird, da das hier Vorgetragene den Gang derselben nur im Allgemeinen übersehen läßt.

Es ist in der lezten Zeit viel darüber gestritten worden, ob man unter den optischen Instrumenten den Spiegelteleskopen (Reflektoren), wie sie Newton erfunden und Herschel bekanntlich nachher zu so außerordentlicher Vollkommenheit gebracht hat, oder aber den achromatischen Fernröhren, von unserem kürzlich verewigten Frauenhofer so genannten Refraktoren, den Vorzug geben solle. „Die Schwierigkeit, wellenfreyes Flintglas von großem Farbenzerstreuungsvermögen zu bereiten, hat der Verfertigung der Achromaten von jeher Schwierigkeiten in den Weg gelegt.“ Indeß hat es der oben genannte, den Wissenschaften durch einen frühzeitigen Tod leider schon wieder entrissene, bairische Optikus auch hierin außerordentlich weit gebracht *), und das von ihm verfertigte Flintglas hat den Vorzug eines Farbenzerstreuungsvermögens, das sich zu dem des Crownglases wie 4 : 2 verhält, während dieses Verhältniß bey den bisher aus England bezogenen Gläsern nur wie 3 : 2 war. Dieser Umstand begründete auch die Möglichkeit, ganz besonders große achromatische Fernröhre zu verfertigen, wie denn wirklich der, von Frauenhofer für die Sternwarte zu Dorpat zu Stande gebrachte sogenannte Riesenrefraktor *) jezt das größte und ausgezeichnetste dioptrische Instrument in der Welt ist.

Einen andern sehr gepriesenen Achromaten verfertigte Lerebours für die K. Sternwarte zu Paris; dieses Instrument hält eine 650malige Vergrößerung aus, d. h. es erlaubt, der Deutlichkeit unbeschadet, die Anwendung eines Okulars, dessen Brennweite so oft in der Brennweite des Objektivs enthalten ist, als jene Zahl anzeigt. Man sieht mit diesem Instrumente Venus, Jupiter und Saturn sehr scharf begrenzt, auch mehrere Fixsterne vollkommen rund. Indeß behauptet der Verfertiger doch, daß die Reflektoren den Vorzug selbst vor so vollkommenen Refraktoren verdienen, und wird in dieser Behauptung von Herschel (dem Sohne) unterstützt. Lezterer führt an, daß ein Metallspiegel kaum ⅓ alles auffallenden Lichtes absorbire, also über ⅔ reflektire, woher es auch komme, daß ein jedes Auge geblendet werde, welches in seines Vaters 20füßigen Reflektor den Sirius eintreten sehe.

Allein es muß hierbey zur Ehre des deutschen Künstlers Frauenhofer bemerkt werden, daß seine Refraktoren ihren Vorzug nicht bloß der Vortrefflichkeit der zum Objektiv angewendeten Glasmasse und der deßhalb zulässigen großen Oeffnung verdanken, sondern daß er außerdem eine Menge höchst wichtiger anderer Verbesserungen an derselben angebracht hat, über deren Detail, welches uns hier zu weit führen würde, man die oben angeführte Schrift vergleichen mag. Diesem nach wird es vielleicht erlaubt seyn, die vorliegende Streitfrage zu Gunsten des vaterländischen Künstlers zu entscheiden.

Die Lehre von der Wärme hat in der lezten Zeit keine so bedeutenden Erweiterungen erhalten, als andere physikalische Disciplinen, z. B. die Optik, welche, wie wir eben gesehen haben, unter den Händen eines Deutschen so außerordentliche Fortschritte gemacht hat.

*) „Umriß seines Lebens“ durch Utzschneider, der mit ihm das treffliche optische Institut zu Benedictbeuern begründete.

N.

*) Der Astronom dieser Sternwarte, Hofr. Struve, hat davon eine besondere Beschreibung: Dorpat, 1825. Fol. m. K. herausgegeben. Herschel's berühmte Schwester begibt sich jezt nach Dorpat, um mit diesem unvergleichlichen Instrumente selbst zu observiren. So groß ist der Ruf desselben!

N.

Indeß ist auch sie nicht ganz vernachlässigt geblieben. So war man, unter anderem, bis jezt der Meynung gewesen, daß die Fundamentalpunkte eines Thermometers, wenn sie einmal richtig bestimmt wären, stets dieselben blieben, bis Bellani die Physiker auf die Veränderung aufmerksam machte, welche der Frierpunkt mit der Zeit erleidet. Späterhin bemerkte man, daß auch an dem Thermometer im Keller der pariser Sternwarte, an einem andern im botanischen Garten zu Genf u. s. w. der Frierpunkt allgemein zu hoch stehe. Die Erforschung der Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung, über welche hier mehrere Vermuthungen beygebracht werden, beschäftigt in diesem Augenblicke die Naturforscher, und wir werden das Resultat ihrer Untersuchungen in diesen Blättern mittheilen, so bald wir mehr als eine bloße Kontroverse darin bemerken.

Bekanntlich haben mehrere Physiker, namentlich Rumford, die beym Reiben entstehende, bedeutende Wärme-Entwickelung mit der Annahme eines materiellen Wärmeprincips unverträglich gefunden. Indeß sucht jezt Graham die Theorie des materiellen Wärmestoffes auf eine Weise zu modificiren, um jenen scheinbaren Widerspruch zu heben. Er nimmt nämlich an, daß der Wärmestoff eine Flüssigkeit sey, die, gleich dem elektrischen Fluidum, für sich bestehen, oder aber auch mit Körpern in Verbindung treten könne. Die Theile des Wärmestoffes stoßen sich, in dieser Hypothese, gegenseitig ab, ziehen aber die anderen Körper an (oder, vielleicht umgekehrt, werden von denselben angezogen), und verbreiten sich auf ihrer Oberfläche unabhängig von der Natur und Temperatur derselben, und ohne sich mit ihr zu verbinden, gleichsam wie sich ein Tropfen Oehl auf der Oberfläche des Wassers ausbreitet. Den so angehäuften Wärmestoff nennt Graham den oberflächlichen. Dieser Physiker nimmt ferner an, daß der Wärmestoff erwärmend nur vermöge einer gewissen Geschwindigkeit seiner Elemente wirke, und also jene oberflächliche Temperatur ohne diese mitwirkende Geschwindigkeit nicht erhöhe. Kommen nun aber zwey Körper in reibende Berührung, so hören die Elemente des Wärmestoffes an der Berührungsstelle auf, bloß oberflächlich zu seyn; sie gerathen in jene, zur Erwärmung erforderliche Geschwindigkeit, und es hebt daher der, wenn wir so sagen dürfen, bis dahin nur eingeleitete Erwärmungsproceß wirlich an. —

Wir schließen diesen Bericht mit der Anzeige eines interessanten Versuches von Mac-Keever, den derselbe zur Prüfung einer sehr allgemein und selbst bey dem gemeinen Manne verbreiteten Meynung, daß nämlich das Sonnenlicht den Verbrennungsproceß schwäche, und daß daher z. B. eine Kerze im Dunkeln schneller als an einem vom Sonnenlicht erleuchteten Ort verbrenne, angestellt hat. Gedachte Versuche bestätigen diesen merkwürdigen Umstand. Unter übrigen ganz gleichen Umständen nämlich, verlor eine Wachskerze in 5 Minuten, im finsteren Zimmer ⅟₂ Gran mehr als im Sonnenlichte; und bey einem anderen Versuche verbrannte Ein Zoll Wachskerze im Finstern schon in 56 Minuten, im Sonnenschein aber erst in 59 Minuten. Der Experimentator schreibt diesen Erfolg der desoxydirenden Kraft der Sonnenstrahlen zu, wodurch also der Verbrennungs- (Oxydations) Proceß aufgehalten werde. Man könnte sich aber, bey Erhebung der elementaren Thätigkeit auf einen höheren Standpunkt, vielleicht auch so ausdrücken, daß der Erhellungsproceß im Finstern, schon des polaren Gegensatzes wegen, an Energie zunehmen müsse. —

Dr. Nürnberger.

Kritische Literatur.

Walter Scott. Für die Leser seiner Werke. Ein biographisch-literarischer Versuch von D. Carl Georg Jacob. Mit Walter Scotts Bildniß. Kölln am Rhein, bey Dümont Schauberg, 1827. 12. S. 220.

Vor kurzem gab Döring eine Biographie Jean Pauls und fügte derselben eine Auswahl aus allen früher oder später über diesen Dichter erschienenen Recensionen bey. Nach demselben Muster wird im vorliegenden Werke Walter Scott behandelt. Man findet darin zunächst eine Lebensschilderung des großen Britten, sodann ein genaues Verzeichniß seiner Werke und eine äußerst umständliche Zusammenstellung und Vergleichung der zahlreichen Beurtheilungen, welche diese Werke erfahren haben. Deutscher Fleiß, umsichtige Lektüre und ein dankbares Bestreben nach Vollständigkeit und Unpartheylichkeit lassen sich in diesem Unternehmen nirgends verkennen. Der Verfasser spricht unverholen seine große Vorliebe für den englischen Dichter aus, täuscht sich aber auch nicht über die Mängel desselben, und enthält sich mit lobenswürdiger Bescheidenheit des eigenen Urtheils, indem er sich bescheidet, nur die gewichtigsten Urtheile Anderer einander gegenüberzustellen. Er bezieht sich dabey vorzugsweise auf die Beurtheilung des Herrn Willibald Alexis in den Wiener Jahrbüchern, welcher er, und wohl nicht mit Unrecht, den höchsten Preis zuerkennt.

Nr. 70.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 31. August 1827.

Roman.

Olesia oder Polen. Von Madame Lattimore Clarke. Aus dem Englischen. Vier Theile. Stuttgart, bey Gebrüder Franckh. 1827.

Auch dieser Roman gehört, wie die Prairie von Cooper, zu dem besten, was in der Romanenwelt neuerdings erschienen ist. Die Verfasserin weiß zwar nicht wie Madame v. Staël-Holstein mit ästhetischen und literarischen, oder wie Lady Morgan und die Markgräfin von Anspach mit politischen Bemerkungen zu glänzen, sie will aber auch nichts weiter geben, als einen Roman, und indem sie sich in ihren Ansprüchen bescheidet, gelingt es ihr demselben Genüge zu leisten. Mit mehr geistreichen Phrasen, feinen Anspielungen und ernsten Reflexionen ausgestattet, würde dieser Roman vielleicht den rührenden und tiefen Eindruck verfehlen, den er in seinem einfachen Gewande auf uns macht. Mag den Dichtern bey „Olesia oder Polen" der Frau von Staël „Corinna oder Italien" vorgeschwebt haben, wir müssen es billigen, daß sie es vorgezogen hat, weniger als ihr Vorbild zu glänzen, aber wärmer zu seyn.

Der Schauplatz, auf den wir versezt werden, ist Polen, und der Zeitraum, in welchen die Begebenheiten des Romans fallen, beginnt mit dem Jahr 1790. Die Verfasserin hat sich also die interessanteste Periode aus der polnischen Geschichte ausgewählt, die verhängnißvolle Zeit der Revolution und des politischen Untergangs. „Polen," sagt die Verfasserin, „befand sich damals (1790) in der Mitte jener langen Krise, aus der es nur hervorging, um aus der Liste der Völker gestrichen zu werden; es glich einem Kranken, der sich noch jung fühlt in Kraft und Hoffnung, aber dessen Lebensprinzip zerstört ist, und der vergebens gegen den Tod ankämpft. Ein Spiel Preußens und Rußlands, aufgeopfert von seinem eigenen Könige, verrathen von einigen seiner Magnaten, trug es in seinem Busen den Giftstoff des Hasses, der Eifersucht, einer Nebenbuhlerey, wie sie nur immer dem Staatsleben gefährlich werden kann; es hatte zu gleicher Zeit mit der Zwietracht in seinem Innern und mit der Treulosigkeit seiner Nachbarn zu kämpfen." Von diesem Zeitpunkt an führt die Verfasserin die Geschichte bis zum Ausgang der drohenden Krisis im Jahr 1794, wo Polens Selbstständigkeit durch die Niederlage Kosciuskos vernichtet wurde. Wenn man bedenkt, was für Gefühle und Gedanken sich bey der Betrachtung eines so bejammernswerthen Falles einer so liebenswürdigen und edlen Nation fast unwillkürlich aufdrängen, und wie viel sich Schönes und Rührendes darüber sagen läßt, so wird man erwarten, daß Madame Lattimore Clarke es an wehmüthigen Ergießungen und glänzenden politischen Reden nicht werde haben fehlen lassen. Sie enthält sich derselben aber durchgängig und versteht es, durch eine ganz einfache und schmucklose Erzählung einen weit tieferen Eindruck hervorzubringen. Die geschichtlichen Ereignisse selbst skizzirt sie nur in den gedrängtesten Umrissen, aber sie weiß das politische Interesse geschickt an das romanhafte zu knüpfen und in dem Schicksal ihrer Romanhelden das Schicksal der Nation darzustellen. In dem Charakter und in dem Unglück dieser wenigen handelnden Personen spiegelt sich der Charakter und das Unglück der polnischen Nation ab, und die geistreiche Verfasserin hat ihren Zweck vollkommen erreicht, indem wir zulezt inne werden, daß wir alles, was wir für die rührenden Gestalten ihres Romans empfinden, für die unglückliche Nation selbst empfinden.

Wenn wir aber auch von dem politischen Interesse des Romans absehen und die in demselben enthaltene Liebesgeschichte für sich betrachten, so finden wir in derselben unvergleichliche Schönheiten und, was nach dem Vorgang von vielen tausend Romanen etwas sagen will, neue Situationen. Im Eingang des Romans befinden wir uns mitten im Winter auf einer Straße der Stadt Warschau. Der Wind hat den Schnee in hohe Windwehen zusammengeweht und zwey Schlitten, die hier einander begegnen, können nicht hindurch. In dem einen befindet sich der polnische Fürst Willbold von L.... mit seinem Freunde, Graf Ladislaus; in dem andern der

russische Obrist Igor, Graf von Scz... und in dem Streit der Kutscher wird uns sogleich der unversöhnliche Nationalhaß der Polen und Russen augenscheinlich gemacht. Während des Zankens kommt aus einem benachbarten Hause ein armer Jude, Joachim Levi, gleitet auf dem harten Schnee aus, stürzt unter die Pferde und wird verwundet. Die Herren in den Schlitten nehmen sich des Unglücklichen an, begleiten ihn in seine Hütte zu seiner jammernden Familie und beschenken ihn. In dieser ersten Scene des Romans werden die Hauptpersonen desselben auf eine scheinbar zufällige und ungezwungene Weise zusammengeführt und der Knoten wird leicht geschürzt. Darauf sehen wir Willbold und Ladislaus in dem glänzenden Gesellschaftssaal der Woiwode von S.... und hier wird uns in wenigen, aber sichern Zügen ein Gemälde des polnischen Adels aufgestellt. In den Gruppen der Männer erhalten wir ein Bild von dem politischen, in denen der Damen ein Bild von dem geselligen Zustande jenes Adels. Von den Damen sagt die Verfasserin: „Die Polinnen, liebenswürdig von Natur, und fast durchgehends sehr unterrichtet, nehmen meist an den Verhandlungen der Männer Antheil, sie leihen ihnen die Anmuth ihres Geistes, sie mildern durch ihre Sanftmuth das Feuer der Meynungen. Man versteht sich besser in ihrer Nähe, und dem Rechte kann der Sieg kaum entgehen. Schön im Ganzen, erinnert ihr leichter, schmiegsamer Wuchs in seinen Bewegungen an das junge Buschwerk, das der West gefällig hin und her wiegt. Sie haben eine anmuthige Sorglosigkeit in ihrem Betragen, und in ihrem ganzen Wesen einen eigenthümlichen Zauber, der ihnen aus dem Orient gekommen zu seyn scheint. — Indem sie Geist, Schönheit, ausgebreitete Kenntnisse, die feinsten, bezauberndsten Sitten mit jener unveränderlichen Sanftmuth verbinden, die langsam, aber sicher ihren Zweck erreicht, üben die Polinnen eine große Gewalt über die Männer aus, zum Erstaunen der Fremden, die fast geneigt sind, sie im Besitz eines entschiedenen Uebergewichts zu glauben.“ Unter den vornehmen Polinnen nun, in deren Gesellschaft uns die Verfasserin eingeführt hat, ist die glänzendste Gestalt die sechszehnjährige Tochter der Woiwode, Olesia. So anspruchslos sie in ihrer ganzen liebenswürdigen Unschuld auftritt, hat die Verfasserin doch die feinsten Züge und die zartesten Farben der Anmuth und des Liebreizes an ihrem Bilde erschöpft. Bald erkennen wir auch eine geheime Beziehung zwischen ihr und dem Fürsten Willbold, und aus dem ersten zarten Begegnen dieses Paares entwickelt sich in dem Fortgange des Romans eine schwärmerische, gleichsam ätherische Liebe. Die glückliche Zeit dieser Liebe fällt in das Jahr, in welchem König Stanislaus den Polen eine neue Verfassung gibt und alle Herzen der Nation von einer neuen schönen Hoffnung erfüllt sind. Alle diese Hoffnungen werden aber durch die gewaltsame Dazwischenkunft der Russen zertrümmert, und nicht ohne feine Beziehung wird gleichzeitig in dem Roman das Glück der Liebenden durch die Erscheinung eines Russen gestört. Jener Igor, dem wir zuerst bey dem Hause des Juden begegnet, hat sich später wieder nach demselben erkundigt und ihn besucht. Bey diesem Besuch trifft er zufällig mit Olesia zusammen, die in gleicher wohlthätiger Absicht und um an Willbolds Großmuth Theil zu nehmen, die arme Judenfamilie unterstützt. Igor verliebt sich auf der Stelle in das reizende Mädchen, und hält um ihre Hand an. Ihr Bruder, der von der russischen Parthey ist, begünstigt ihn, und Willbold sieht sich als ein Anhänger der Freyheit zurückgesezt. Der Tod der alten Woiwode und die darauf folgende Trauerzeit, so wie die politischen Ereignisse verschieben indeß die Entscheidung. Mittlerweile erfährt Olesia durch einen von der Woiwode hinterlassenen Brief, daß sie nicht wirklich die Tochter derselben, sondern nur ein untergeschobenes Kind ist. Ihre wahren Eltern sind die armen Juden, denen sie bisher Wohlthaten erwiesen. Diese Entdeckung verändert plötzlich ihr Verhältniß zu Willbold. Als eine arme Jüdin muß sie dem stolzen polnischen Fürsten entsagen. Sie will es auf die schonendste Weise thun, indem sie sich zurückzieht, ohne ihm das Geheimniß ihrer Geburt zu verrathen, aber ein unerwartetes Ereigniß zwingt sie zum Bekenntniß. Ihr alter Vater Levi soll als russischer Spion verhaftet werden, und um ihn zu retten, entdeckt sie dem Fürsten, daß es ihr Vater ist. Dann flieht sie aus dem Pallast, in dem sie erzogen worden und begibt sich zu ihren armen Eltern, in Demuth sich dem Schicksal weihend, zu dem sie nicht geboren schien. Während dieser Ereignisse wird Kosciusko geschlagen und Suwarow rückt gegen Warschau heran. Er stürmt unter einem entsetzlichen Blutbade die Vorstadt Praga, welche Willbold vertheidigen hilft und in welcher auch Olesia mit ihren Eltern wohnt. Schon sind die Russen in den Straßen, als Igor und Willbold zusammentreffen. Der leztere fällt schwer verwundet, Igor aber wird vom Getümmel fortgerissen. Olesia, die dem Kampf der Nebenbuhler zugesehen, wagt ihr Leben und rettet den Geliebten. In der Hütte ihrer Eltern pflegt sie seiner Wunden, aber Igor entdeckt ihn, und um ihn von der schmachvollen Strafe eines Rebellen zu retten, schwört Olesia, dem Russen ihre Hand zu geben, sobald der Fürst in Sicherheit ist. Willbold liegt ohne Besinnung und erfährt von diesen Vorgängen nichts. Als er wieder erwacht, kennt er die vor Gram entstellte Olesia nicht wieder, und sie pflegt ihn ferner unter dem Namen Noemi. Endlich erkennt er sie, und die Liebenden genießen noch ein kurzes Glück. Sorgfältig verschweigt ihm Olesia ihre Großmuth und nöthigt ihn, sobald er geheilt

ist, heimlich aus dem Orte der Gefahr zu fliehen. Dann erfüllt sie voll Resignation den schweren Eid und wird die Gattin Igors. Willhold erfährt dieß durch die Zeitungen und glaubt Olesia treulos. Er eilt nach Warschau und begibt sich auf einen Maskenball, den Igor veranstaltet. Hier sieht er Olesia zum leztenmal. Igor fordert ihn zum Zweykampf, der am folgenden Tage statt findet. Igors Schuß fehlt, Willhold, der alles, selbst die Rache aufgegeben, schießt seine Pistole in die Luft. Igor verschmäht seine Großmuth, und da Willhold ihn aufs tiefste beleidigt, schießt er ihn in einer Anwandlung von Wuth nieder. Willhold stirbt nach wenig Augenblicken. Olesia, die in frommer Ergebung ihr Schicksal trägt, überlebt ihn und ihren Gatten, der später im Kriege mit Frankreich fällt. Das Loos Willholds glich dem der lezten Kämpfer für die polnische Freyheit, das Loos, welches Olesia fand, dem der Unterworfenen. In dieser rührenden Geschichte lesen wir das Schicksal eines Volkes.

Die Anordnung und Oekonomie des Romans ist nicht weniger zu loben, als der interessante und bedeutsame Inhalt. Der Gang der Begebenheiten ist einfach und alles wirkt zu einem Ganzen; keine Scene, keine Episode ist überflüssig und schon im Anfang liegt das Ende angedeutet. Auch die Sprache der Verfasserin ist dieser Einfachheit des Ganzen angemessen. Ueberall ist der Prunk und Schimmer vermieden, nur die Sache selbst soll uns ansprechen, und es bedarf dafür keines rhetorischen Schmucks. Niemand aber wird verkennen, daß in dieser anspruchslosen Darstellung sich eben so viel und vielleicht mehr Kunst verbirgt, als wenn sie mit Bildern, Phrasen, Sentenzen und Exklamationen schimmerte; denn es ist schwerer für einen Dichter, seinen Gegenstand, als sich selbst zu schildern.

Meng-Literatur.

Nouveaux Mélanges historiques et littéraires par M. Villemain, Membre de l'Academie Française. A Paris, chez Ladvocat, Libraire etc. etc. 1827.

Die elegante, leichte Manier, mit welcher die Franzosen Gegenstände der Wissenschaft und selbst der Gelehrsamkeit den Gebildeten aller Klassen zugänglich und interessant zu machen verstehen, ist zu oft gelobt und getadelt worden, als daß wir bey Gelegenheit gegenwärtiger mélanges sie nicht auf sich selbst beruhen lassen könnten. Es ist überdieß nicht zu bestreiten, daß Herr Villemain, der geschätzte Verfasser einer Geschichte Cromwells, der Schilderung Laskaris und der Griechen im fünfzehnten Jahrhundert rc., hier dem bildungsuchenden Publikum sehr anziehende Gegenstände nicht ohne Geist und Scharfblick dargestellt hat. Von weniger allgemeinem Interesse dürften zwar drey verschiedene Abhandlungen seyn, welche der älteren christlichen Religionsgeschichte gewidmet sind, aber auch diese gehört ja einem Gebiete des Wissens an, auf welches in unseren Tagen gar Manche ihre aufmerksamen Blicke gerichtet haben. Herr Villemain hat nämlich den glücklichen Gedanken gefaßt, die religiöse und philosophische Stimmung der alten Welt anschaulich zu machen, welche das Christenthum, als es auftrat, vorgefunden, ferner zu zeigen, in wie mancher Beziehung jene diesem freundlich oder feindlich gewesen sey, und was vorzugsweise dem Christenthum den Sieg verschafft habe. Es sind nur einige, diesem umfassenden Gedanken angehörige Hauptmomente, von denen in den erwähnten drey Abhandlungen geredet wird. Die erste stellt den Polytheismus im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung dar; die zweyte handelt von den unverkennbar christlichen Elementen, welche der Stoicismus eines Antoninus, Marc Aurel, Epiktet, ohne Wissen und selbst wider Willen bereits in sich aufgenommen hätte, so daß der rauhe, egoistische eines Cato nicht mehr zu erkennen sey; die dritte Abhandlung endlich beschäftigt sich damit, die ungemein erfolgreiche Wirkung der christlichen Beredtsamkeit im vierten Jahrhundert zu schildern, als deren Häupter der h. Joh. Chrysostomus und Synesius, St. Ambrosius, St. Hieronymus, St. Paulinus und St. Augustinus eine ganz besondere Würdigung erfahren. —

Näher offenbar, als alle diese Dinge, stehen unserer Zeit und unserem Interesse zwey andere Männer, denen Herr Villemain gleichfalls in eigenen Aufsätzen seine wissenschaftliche Muse geweiht hat. Der eine von beyden Männern ist der ehrwürdige Michael de l'Hopital, welcher bekanntlich Kanzler des Reichs war, als die religiös-politischen Kämpfe des Guise'schen und Bourbonischen Hauses, welche in jener scheußlichen Bartholomäusnacht den Gipfelpunkt erreichten, das schöne Frankreich zerrissen und mit allen Gräueln des Bürgerkrieges füllten. Es ist mit erhebender Rührung geschildert, wie Hopital der einzige Mann am Hofe, welcher Tugend und Uneigennützigkeit besaß und dem es so wenig an Kenntnissen, Geist und Einsicht in die weltlichen Dinge, als an Muth gebrach, dennoch und grade deßwegen endlich den mächtigen Guisen und der ebenso herrschsüchtigen als verworfenen Katharine von Medicis weichen und das Ruder des Staates ihren unbändigen Armen überlassen mußte, weil er Gerechtigkeit, Menschlichkeit und das Wohl

Alter und nur diese durchsetzen wollte. So fehlt der Tugend, der höchsten, kräftigsten, einsichtsvollsten immer die entscheidende Waffe gegen das Laster, mit dem sie in Kampf geräth, die Rücksichtlosigkeit nämlich, mit der dieses keinen Frevel scheut, sobald er nur zum Ziele führt. Jede Zweydeutigkeit, welche Feinde und falschurtheilende Freunde auf den Charakter Hopitals gebracht haben, wird entfernt und insbesondere dargethan, daß er stets ein aufrichtiger, aber gallikanischer Katholik, kein heimlicher Protestant gewesen, wenn gleich Frau und Tochter der neuen Lehre ergeben waren. Außer dem persönlichen Interesse, welches diese Biographie erweckt, bietet sie auch manche, wichtige Notizen zum Verständniß jener furchtbaren Begebenheiten und ihrer Katastrophe dar. Namentlich wird einleuchtend, daß der Plan, die Protestanten und besonders deren Häupter möglichst bald mit einem Schlage zu vernichten, schon zu Bayonne gefaßt worden ist, woselbst Alba der Katharine von Medicis in einer darauf bezüglichen Unterredung geradezu die sicilianische Vesper als würdiges Vorbild des auszuführenden Mordens vorgestellt haben soll. Auch auf die Worte Karls des IX., mit welchen derselbe den alten Coligny, als jene zweyte Scheinversöhnung zu Stande gekommen, empfing: „Ha, endlich hab' ich dich," fällt ein furchtbarer Schein, wenn man bedenkt, daß Karl auch in dem Rath gesessen, der, als Coligny sich nach Noyers zurückgezogen hatte, beschloß, diesen und den Prinzen von Condé gefangen zu nehmen, und daß dieser Beschluß durch die glückliche Flucht beyder vereitelt wurde. —

Der andere von den beyden Männern, an welche Herr Villemain uns mit besonderem Nachdruck hat erinnern wollen, ist Shakespeare. Dieser Aufsatz möchte, wie gut auch dessen Tendenz genannt werden muß, für uns Deutsche wenigstens in so fern von geringerer Bedeutung seyn, als wir keinen Gedanken von einiger Tiefe und Wahrheit darin angetroffen haben, der nicht in Schlegel's dramaturgischen Vorlesungen bereits eine bey weitem befriedigendere Ausführung erfahren hätte. Gleichwohl erfreut es uns zu bemerken, daß die Franzosen auch hierin anfangen, wie in der Philosophie bekanntlich, die Früchte deutschen Geistes und Scharfsinnes sich zu Nutzen zu machen; nur hätten wir von Herrn Villemain mehr dankbare Anerkennung gegen den Mann erwartet, der ihn gelehrt hat, Shakespearen gerechter zu würdigen, als in Frankreich zu und nach Voltaire's Zeiten Mode gewesen. Statt dessen bespöttelt er die allerdings poetisch-begeisterte allgemeine Charakteristik des Shakespear'schen Genius, welche Schlegel a. a. O. Bd. III. S. 68 und 69 gegeben, aber auch durch die Gründlichkeit der vorhergehenden und nachfolgenden Kritik gegen jeden Tadel phantastischer Uebertreibung gesichert hat, und in welcher es am Schlusse heißt: „Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihr niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgott höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit, und ist anspruchlos und unbefangen wie ein Kind." Diese wohlerwogene, poetische Ergießung nennt Herr Villemain „subtilité mystique," und meynt, also dürfe Shakespeare so wenig als par les plaisanteries de Voltaire beurtheilt werden. Inzwischen wollen wir uns über Herrn Villemain nicht ereifern, da er vermuthlich Schlegeln nicht wohl verstanden hat, wie aus folgender Uebersetzung jener Stelle hervorgeht: „Le monde des esprits et la nature ont mis leurs trésors à ses pieds (!): demi-dieu en puissance, prophète par la profondeur de sa vue, esprit surnaturel par l'étendue (?) de sa sagesse, plus élevé que l'humanité (?) il s'abaisse jusqu'aux mortels etc. etc." Nur widerspricht dieser Vermuthung der Umstand, daß wir an andern Stellen fast wörtliche Reminiscenzen an die von Schlegeln angenommenen Gedanken finden. Wo solche Reminiscenzen fehlen, da kehrt Herr Villemain zu jener halben Manier der Beurtheilung Shakespeare's zurück, welche einst schon Dryden in seinem essay of dramatic poesie (1668) gegen Shakespeare geübt, indem er mit der einen Hand Lob, mit der andern aber Tadel austheilt, welcher jenes wieder aufhebt. —

Man erkennt übrigens in allen historischen und literarischen Aufsätzen Herrn Villemains die Interessen wieder, welche gerade in Frankreich an der Tagesordnung sind, und der Herr Verf. gehört zu den gemäßigten Liberalen. Er will Katholicismus, aber Gallikanischen, aufgeklärten, toleranten, der sich dem politischen Gemeinwohl aufopfert; und darum stellt er in dem alten Hopital einen liberalen Staatsmann, wie er seyn soll, dar; der überdieß königlich, aber auch schon konstitutionnel gesinnt ist, wie daraus geschlossen wird, daß auf seine Veranlassung mehreremal die Großen des Reichs und selbst die Generalstaaten zusammenberufen worden sind. Die halben Urtheile über Shakespeare aber rühren hauptsächlich von der Furcht her, daß bey durchaus freyer Würdigung desselben er unbedingt gelobt scheinen, und die romantische Parthey in diesem Lob einen Grund zu sinnloser Nachahmung Shakespeare's finden möchte. —

W. V. M.

Nr. 71.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 4. September 1827.

Religions-Schriften.

1. Quelques mots sur la profession de foi de M. Chenevière, pasteur à Genève, Professeur de théologie, Recteur de l'Académie de la même ville; par un ancien Genevois. Lyon 1827.
2. Christianisme et théologie, ou pensées d'un solitaire sur quelques-unes des formes que peut revêtir la christianisme, par A. Bost, Ministre du St. Evangile. Genève 1827.

Genfs Bedeutsamkeit in der Reformations-Angelegenheit des XVI. Jahrhunderts ist bekannt. Seitdem haben Kalvins Stadt und Kirche nie aufgehört sich durch Mancherley auszuzeichnen, und man könnte behaupten, daß Genfs Kirche jezt auf dem Punkt steht, sich, zwar nicht formell, aber materell von dem Protestantismus abzusondern, und Wesentliches in der Konfession zu ändern.

Schon seit langer Zeit hat man ein Glaubensbekenntniß von der Compagnie des pasteurs in Genf zu hören gewünscht, aber seit dem Amphigouri philosophique von 1758 hatte dieser Verein immer nur sehr allgemeine und ausweichende Antworten gegeben. Dasselbe war der Fall, als die Sekte der Genfer Methodisten, Momiers genannt, ihnen Schuld gab, sie glaubten nicht an die Gottheit Christi. Was der Pastor Chenevière darauf erwiederte, war allerdings wahr und schön, konnte aber dem Theologen unmöglich genügen, denn der Glaube an die Gottheit Christi war keineswegs ausgesprochen. Voriges Jahr war bey dem Ministère public der merkwürdige Proceß des Pastors Bost gegen die übrigen Genfer Pastoren, denen er in ungebührlichen Ausdrücken gar Manches vorwarf, zumal dem Herrn Chenevière. Bey jener Veranlassung erwartete man, die Genfer Geistlichkeit werde sich über ihre Doktrin aussprechen. Dieß geschah aber nicht. Erst vor einigen Monaten erfolgte etwas Aehnliches. In dem Courrier du Léman, einem Flugblatt, das noch vor Kurzem dort herauskam, stand nach einem deutschen Journal die Angabe, daß die vénérable compagnie des pasteurs — wie sie sich nennt — definitiv den Beschluß gefaßt habe, Jeden zu ihrer Kommunion zu lassen, der ein Christ und 21 Jahr alt sey und erkläre, daß er zur reformirten Kirche gehöre. Die Redaktion des Genfer Flugblatts bezweifelte die Angabe. Darauf erschien in Nr. 64. folgende Erklärung des Herrn Chenevière, die allerdings aus seinem Munde sehr merkwürdig ist: „Genf, den 5. Jänner 1827. Mein Herr, in einer der vorigen Nummern des Courrier du Léman ist geläugnet worden, daß die Compagnie des pasteurs einen Entschluß darüber gefaßt habe, sie wolle zum reformirten Abendmahl Jeden Volljährigen annehmen, der ausdrücklich erkläre zur reformirten Kirche zu gehören. Es ist richtig, ein solcher Beschluß wurde nicht gefaßt. Aber nun werfe ich meinestheils auch die Frage auf: müssen die Formalitäten für den faktischen Eintritt in eine religiöse Gemeinschaft und zumal in die unsrige vermehrt werden? Alle dergleichen Hindernisse verstärken nur das Vorurtheil, man müsse leben und sterben in der Religion, worin man geboren wurde, selbst wenn man dieselbe für irrig erkenne, was eben so viel ist, als wenn Einer sagte: die Moslem und die Heiden haben Recht, nicht zum Christenthum überzugehn. Wozu hindernde Förmlichkeiten? Ist ein Kirchenregister hinlänglich, kann ein solches die Menschen zurückhalten, wo es auf Gefühl und Ueberzeugung ankömmt? Es ist ja nichts weiter als ein Papier. Sobald sich mein Herz zu einer Kirche hinneigt, die mich besser macht, kann man mich da hindern, Mitglied dieser Kirche zu werden, zumal wenn sie, wie die reformirte in Genf, so weise ist, kein anderes Glaubensbekenntniß, und kein anderes Dogma anzuerkennen, als das Evangelium, und eine Freyheit nicht zu beschränken, die selbst der göttliche Gründer der Offenbarung den Menschen läßt? Nein, gewiß nicht . . . Ich billige nicht, daß man mit Hitze Proselyten zu machen sucht, immer walten dabey Indiskretion oder Zwang; aber es sind zwey ganz verschiedene Dinge, jemanden nach einem Ort hinstoßen, oder ihn da wegdrängen. Gewiß aber sind Prüfungen, von einem geistlichen Korps oder nur von einigen Geistlichen angestellt, ein Gespenst,

vor dem sich Viele scheuen und zurückweichen. Wenn man einen Weg oder Durchgang eröffnet, so macht man ihn breit und licht, und dann benuzt ihn jedermann. Ich will hier von einer Thatsache sprechen. Ein achtungswürdiger Mechanikus von Genf, der bisher zur römisch-katholischen Kirche gehört hatte, trat an einem festlichen Tage in eine reformirte Kirche; er sieht die erbaute Menge, hört der Predigt zu, versteht sie; er sieht die reformirten Christen, wie in der ursprünglichen Kirche, das Abendmahl unter beyderley Gestalt genießen; er fühlt in seinem Herzen den Wunsch, Theil daran zu nehmen. Er kommunizirt daher, und am folgenden Tag entdeckt er sich dem Pfarrer, der ihn erbaut hatte. Zu welcher Kommunion gehört er nun? ohne Zweifel ist er nun so gut Protestant, wie der Präsident des Konsistoriums selbst. Ich darf Ihnen, mein Herr mit voller Sachkenntniß sagen: unsere Kirchen sind offen, und wir entfernen, wir weisen Keinen von dem Tisch des Herrn, wenn er demselben mit Verehrung naht, mag Einer nun von Norden oder von Süden kommen, wenn ihn nur sein Gewissen, seine Ueberzeugung herführt. Alle werden gern da empfangen und vernehmen die Worte der Ermahnung und des Friedens. Genehmigen Sie rc. rc. Chenevière, Pfarrer."

Keinem Punkt dieses zum Druck bestimmten und im Druck erschienenen Briefs ist von einem der reformirten Pfarrer von Genf widersprochen worden; es läßt sich sogar annehmen, daß er mit Bewilligung der ganzen Compagnie des pasteurs geschrieben wurde. Deßhalb nennt ihn der Verfasser der Schrift Nr. 1. Profession de foi, wiewohl er dieß eigentlich nicht ist. Uebrigens hat derselbe nur die Maske eines alten Genfers vorgenommen, zeigt sich aber schon auf der ersten Seite seines Schriftchens als einen Katholiken und leidenschaftlichen Widersacher des Protestantismus. Diese Eigenschaft verläugnet er auch nie, wohl aber oft die Ordnung eines rechtlichen Kampfs. Seine Haupttaktik besteht in Verdrehung, Auslassung, Verkürzung der Chenevièrischen Worte, gegen welche übrigens auch mancher protestantische Geistliche Einwendungen machen dürfte. Man vermuthet: der hiesige katholische Pfarrer sey der Verfasser. Da aber auch manches Geistreiche in dieser Schrift vorkommt, so geben wir daraus einige Auszüge.

„Es bedarf keiner bestimmten Formalität, um in die Kirchengemeinschaft und zu dem reformirten Abendmahl in Genf gelassen zu werden." Was ließe sich nicht Alles über diesen ersten Grundsatz der Herren von der Kompagnie sagen! „Die Protestanten erinnern uns so gern an die Grundsätze und Gebräuche der alten Kirche; denken sie dann zurück an die langen und feyerlichen Prüfungen, die mit den Katechumenen vorgenommen wurden, ehe man sie zur Taufe ließ? Welche strenge Prüfungen vor der versammelten Gemeinde, vor dem Bischof und den Geistlichen! . . Aber wenn man hindernde Förmlichkeiten nicht vermehren soll, und wenn Prüfungen zurückschrecken, warum die Kinder taufen? Gar mancher wichtige Grund spricht gegen dieses Gebrauch. Zuerst steht davon kein Wort im Evangelium. Darin finden sich sogar mehrere Stellen, die für die Behauptung sprechen, die Taufe könne nur mit Erwachsenen vorgenommen werden. Dazu kömmt noch der unwiderlegliche Vernunftgrund: Mit welchem Recht unterwirft man ein neugeborenes Kind diesem sonderbaren Gebrauch, da sein Gemüth es doch nicht zum Eintritt in eine Kirchengemeinschaft bestimmen kann, die es besser machen soll? Warum in seinem Namen Verpflichtungen übernehmen, von denen man voraussezt, es werde sie einst billigen? Warum schreibt man seinen Namen in ein Kirchenregister, und warum verachtet man den Erwachsenen, wenn er einige Jahre später Alles Geschehene für eine müßige Ceremonie hält, und das Kirchenregister nur wie ein Papier betrachtet, das ihn nicht zurückzuhalten vermag. Und doch nennt Ihr so einen Menschen einen Apostaten, der von dem Glauben seiner Väter weicht . . . . „Die Meynung, man solle leben und sterben bey dem Glauben, in dem man geboren wurde, ist ein Vorurtheil." Wir wünschen Herrn Chenevière und seinen Kollegen Glück, daß sie endlich diese Behauptung angenommen haben. Wir möchten nur wissen, ob dieser Satz keine Verstellung enthält, da die Sprache von der Kanzel in Genf mit der in den religiösen Druckschriften und bey dem Unterricht so verschieden ist. Und wenn es denn so etwas Unschuldiges ist von einer Religion zur andern überzugehen, wenn es ein Vorurtheil ist, solch einen Schritt zu mißbilligen oder gar zu verdammen, warum schreit man denn so über den Kalvinisten, der seine Religion verläßt, wenn ihn sein Hang zu einer Kirche führt, die ihn besser macht." Zulezt stehe hier, was der Verfasser in Beziehung auf das Evangelium sagt. „Die reformirte Kirche in Genf verlangt kein Glaubensbekenntniß und erkennt in Glaubenssachen nur das Evangelium als Richtschnur." Was ist das Evangelium für die Herren von Genf? Verstehen sie darunter bloß Eins der vier Evangelien oder alle vier? oder dasjenige neue Testament, mit oder ohne Epistel St. Johannis und die Apokalypse? Und da nach der Meynung einiger protestantischen Schriftgelehrten die Interpolationen zahlreich sind: so entsteht die Frage, ob diese auch eine Glaubensregel ausmachen? oder ob man sie im entgegengesezten Fall dem Volk zeigt? Alle diese Fragen sind von Wichtigkeit. Nun entsteht eine andere: Wo habt Ihr dieß Evangelium her? Von der römischen Kirche, der eure Väter und ihr selbst so viel Scheußlichkeiten vorgeworfen haben? Wer überzeugt euch davon, daß die römische Kirche das Wort Gottes treu bewahrt

habe? Mahomet — der sicher ein großer Mann war, und den wahre reformirte Schriftsteller neben Jesus Christus stellen — Mahomet wirft den Christen vor, sie hätten die heilige Schrift verfälscht. Diese Beschuldigung gehört ins VII. Jahrhundert, war also der Entstehungszeit der Bibel viel näher, wie konnten nun die Reformatoren des XVI. Jahrhunderts und ihre Schüler gewiß seyn, daß ihnen Gottes Wort wirklich zugekommen, und wie können dessen ihre Abkommen gewiß seyn? Dabey ist noch eine Bemerkung zu machen, parador dem Anschein nach, aber nicht weniger wichtig. Nach dem Grundprinzip des Protestantismus sollen sich seine Bekenner bloß an das Ansehen von Gottes Wort halten, nur darauf fußen. Nun kann aber das Evangelium in dieser Beziehung nur wie Menschenwerk angesehen werden, und als solches verdient es nicht mehr Glauben, als das Werk irgend eines andern Schriftgelehrten. Wir sprechen hier nicht von den Uebersetzungen, über die sich viel sagen ließe, sondern vom Originaltert. Mit den Protestanten sagen wir nun weiter: die Kirche hat das Evangelium gemacht, es ist also nach Herrn Chenevières Ausdruck nur Papier. Bekanntlich hat der Heiland selbst nichts geschrieben, eben so wenig wie die Apostel. Von den vier Evangelisten waren nur zwey Apostel. Wenn sich unter den zwey andern ein Schüler Christi befand, so war es nach St. Epiphanias einer von denen, die von Jesus weggingen. Aber Keiner von allen Vieren konnte Augenzeuge der Begebenheiten seyn, welche in die ersten 30 Jahre des Heilands gehören. Um nun das Leben und die Wunder Christi zu beschreiben, mußten sie auf das Zeugniß Anderer hören. Als nun alle Niederschreibung vollendet war, mußte entschieden werden, ob man von diesen Schriften sagen könne, der heilige Geist habe sie eingegeben. Dieß wurde entschieden, aber durch — die Kirche. Bevor dieser Beschluß erfolgte, waren die Evangelien nichts. Nur durch die Kirche sind sie für Gottes Wort erklärt worden. Ebenso verhält es sich mit den Schriften der Apostel, die an einzelne Personen oder Kirchen gerichtet waren. Wer hat sie aus der Dunkelheit gezogen, wer hat ihre Authenticität verbürgen können, da im II. Jahrhundert die Originalschriften nicht mehr vorhanden waren, und mehrere Kirchen keine Abschriften davon hatten? Bey alle dem mußte die Kirche und nur die Kirche eintreten." . . .

Ganz anderer Natur ist die Schrift Nr. 2. Der Verfasser A. Bost, Pfarrer in Genf, erklärte sich voriges Jahr sehr stark und selbst beleidigend gegen die hiesige Compagnie des pasteurs, und zumal gegen Herrn Chenevière, gegen ihre irdischen Spekulationen und Beschäftigungen, ihre Liebedienerey bey den reichen vornehmen Frauen u. s. w. Die Kompagnie schloß ihn daher aus ihrer Gemeinschaft aus. Jezt hat er nun das Schriftchen Christianisme et théologie herausgegeben, um sich über die unendliche Verschiedenheit beyder auszusprechen, und zu zeigen, wie das Christenthum durch die Theologie von seiner Wärme, seiner Beseligung, seiner Höhe verloren hat, und um es wo möglich auf den Punkt der Reinheit zurückzuführen, wie Christus es gepredigt und geübt. Dazu wählt er einen Geistlichen, der aus der Welt und der Kirche und ihrem Treiben zu einem der Hospizien gelangt, die auf den Gletscher- und Alpengipfeln ächt-christliche Frömmigkeit stiftete. Da standen, einsam und nachsinnend, vor ihm das ehrwürdige Asyl, unter ihm wilde Wasser in furchtbar tiefen Gebirgsschluchten rauschend, und sein Blick erhebt sich von den rauhen Felsenwänden gen Himmel und so beginnt auf dieser Stelle ein Gespräch mit seinem Begleiter, der auch Geistlicher ist, über das Christenthum, was es war, und was es durch die Theologie geworden. Gleich weit entfernt von den Extremen des Katholicismus (späterer Jahrhunderte, und wie ihn die Kirche gemacht), wie vom Protestantismus und allen Sekten, gibt er uns ein erhebendes Bild jener Tage. Unter andern sagt er zu seinem Begleiter: O sucht nicht das Christenthum, das reine Christenthum in der Religion, die seither ihre Wurzeln, Fasern und Aeste um und verbreitet. Ich ehre und bewundere alles das Gute, was aus ihm hervorgeht, freylich ist es unvollkommen; wenn aber Gott nicht dem Unvollkommenen auf der Erde seinen Segen schenkte; so würde er nichts segnen . . . Aber in meiner Seele ist eine mächtige Stimme, die mir sagt, daß es etwas Höheres gibt, als den religiösen Lärm und Wust, den wir jezt bemerken; und wenn ich im Menschen schaue, was das Christenthum aus ihm gemacht hat, das Christenthum, das ihn Gottes Ebenbild näher bringen sollte: wenn ich das Urbild mit der Kopie und diese wieder mit den Reflexen zusammenhalte: wenn ich von Jesus auf St. Paul, und von diesem auf Kalvin sehe: so fühle ich lebhaft, daß ich vom Stamm zum Ast und vom Ast zum Zweig übergehe, und daß ich jedesmal ungeheure Schritte mache . . . Nein, nicht die Fesseln irgend einer Sekte sollen mein Herz einengen und drücken. Gott ist viel größer als alle eure Bücher, als alle die Systeme, welche die Theologen aller Farben und Schulen aufbauen, bestreiten und mit Geschrey niederreißen . . .

Es scheint uns wahrscheinlich, daß aus dem Kampf des Indifferentismus mit dem ächten Protestantismus ein Drittes hervorgehen wird, an dessen Spitze wohl A. Bost, der Verfasser der vorliegenden Schrift, stehen dürfte. Zu diesem Dritten werden sich freylich weder die Reichen und Vornehmen in Genf, noch die nur auf Gewinn denkenden Spekulanten, noch die gefälligen Kanzelredner wenden, aber alle, die Trost und Hülfe von Oben brauchen, und denen die Welt

nicht helfen will, alle, welche hoffend und glaubend ihren Blick nach einer bessern Heimath richten müssen, um des Lebens Last, Hitze und Frost zu ertragen. So spricht er von dem geistlichen Dünkel, von der Unzulänglichkeit alles theologischen Wissens, von der Kälte und Trostlosigkeit so vieler Predigten, von dem theologischen Unterricht, von dem wahren Sinn der Wohlthätigkeit, u. s. w.

Geschichte.

Heinrichs VIII. Jugendjahre. Aus dem Englischen der A. T. Thomson. Ein Seitenstück zu Elisabeth, ihr Hof und ihre Zeit, von demselben Bearbeiter. Leipzig 1827, Hinrichs'sche Buchhandlung.

Das Werk ist weniger eine Geschichte, als ein Sittengemälde. Die an sich nicht unwichtigen Begebenheiten, die in die Jugendzeit des berühmten englischen Königs fielen, werden hier nur in so fern erzählt, als sich daran die ausführliche Schilderung der Sitten und Gebräuche jener Zeit knüpfen läßt. Wir lesen daher fast auf jeder Seite nur von Kleidertrachten, Gastmahlen, Festen, Turnieren, Jagden, Spielen, Ceremonien und Höflichkeiten, und das Buch hätte vielleicht besser gemalt, als geschrieben werden können. Indeß war jene Periode der Geschichte allerdings in Bezug auf die Sitten und Moden nicht unwichtig. Zu gleicher Zeit mit der kirchlichen Reformation ging auch eine Umwandlung in Gebräuchen und Trachten vor sich, wodurch der ganze gesellige Zustand verändert wurde. Wie der innere Mensch durch jene religiösen Neuerungen, so gestaltete sich der äußere durch die Hofsitten, Moden und Anstandsregeln anders, und der Zeitpunkt dieser Veränderung fällt für England, Spanien und Deutschland gerade in das Jugendalter Heinrichs VIII. und Karls V., während er für Frankreich schon eine Generation früher in die Zeiten der Agnes Sorel sich datirt. Auf der berühmten Zusammenkunft Heinrichs VIII. und Franz I. wetteiferte zum erstenmal der englische Luxus mit dem französischen, und wer Lust hat, kann hier alle Details derselben, wenn nicht so lebendig als bey Shakespeare, doch desto genauer und umständlicher erzählt finden.

Roman.

Der verwünschte Prinz. Roman von Julius von Voß. Berlin, 1827. In der Schüppel'schen Buchhandlung.

Neben einer Menge seichter und unanständiger Schriften hat Julius von Voß doch einige wahrhaft witzige und sehr zeitgemäße Satyren geschrieben. Wenn er nicht zu oft der Gemeinheit gehuldigt hätte, so würde sein Talent auch eine allgemeinere und ehrenvollere Anerkennung gefunden haben, als dieß der Fall ist. Der vorliegende Roman gehört zu den besseren dieses fruchtbaren Schriftstellers. Ernst und Scherz sind darin auf eine anmuthige Weise gemischt. Der Held ist ein junger Prinz, der irgend ein kleines deutsches Fürstenthum antreten soll, aber noch minderjährig ist und unter der Vormundschaft seiner Mutter steht. Voll Temperament, wie er ist, und als Prinz ohne Verantwortung, überläßt er sich allen Launen der unerfahrenen Jugend und begeht einen tollen Streich über den andern. Aber diese Flegeljahre sollen zugleich seine Lehrjahre seyn. Die Fürstin Mutter, für das Wohl des Landes besorgt, wenn ihr Sohn sich nicht besserte, umspinnt ihn mit einer Verschwörung, und läßt ihn durch geschickte und erfahrene Männer absichtlich zu den gröbsten Unbesonnenheiten verleiten, die sich dann immer von selbst bestrafen, und dadurch gelingt es ihr, ihm allmählich seine Thorheiten zu verleiden und ihn zur Besonnenheit zu bringen. Unter den verschiedenen drolligen Scenen, welche dadurch herbeygeführt werden, ist folgende die artigste. Der Prinz ist ein großer Liebhaber von Soldaten, und hält sich bereits eine kleine Leibwache, die er entsetzlich plagt und mißhandelt, indem er an ihr alle militärischen Spielereyen aller europäischen Armeen zugleich probirt. Sobald er zur Regierung gelangt seyn wird, will er seine Versuche vollends ins Große treiben, und dieß ist sein eigentliches Steckenpferd. Um ihn davon abzubringen, bedient man sich folgender List. Bey Gelegenheit eines gewaltsamen Entführungsversuchs auf benachbartem Gebiet wird der Prinz gefangen, und, da er natürlich seinen Rang verbirgt, als Vagabonde zum Rekruten gemacht. Er muß nun alle die Plackereyen, die er seinen Soldaten angethan, an sich selbst erfahren, bis sein Kammerherr ihn, ohne Aufsehen zu erregen, loskauft. Seine Besserung wird endlich durch ein junges Fräulein vollendet, die ihm wahre Liebe einflößt. Aber auch sie ist im Plan der Mutter, und es entdeckt sich zulezt, daß sie nicht ein bloßes Fräulein, sondern eine Prinzessin und die dem Prinzen längst bestimmte Braut ist.

Nr. 72.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 7. September 1827.

Uebersicht
der russischen Bibliographie für die erste Hälfte des Jahres 1827. a. St.

Dem Verdienste — die Krone.

Vorliegende Uebersicht ist für dieses Mal in der Aufzählung so genau und gedrängt, als es nur die Umstände gestatteten, bearbeitet; in der Zukunft wird aber die einzelne Durchsicht der neuesten Werke und Schriften, mit ihrer Erscheinung, sich zugleich vollständiger und auch befriedigender gestalten, da wir für jezt uns nur der Kürze und Gedrängtheit befleißigen mußten, um zum gleichzeitigen Gange mit der Bibliographie des Tages gelangen zu können. — In der Aufzählung folgen wir der ausgezeichnetsten literarischen Zeitschrift Rußlands, dem „Moskowischen Telegraphen Polewoi's, in den Ansichten aber sind wir nicht immer übereinstimmend, können aber versichern, mit der größten Vorsicht, nach persönlicher Durchschau und nach einer allgemeinen Würdigung der Kenner, — mit fortwährender Beziehung zu Deutschland, zu Werke gegangen zu seyn. Des Rec. innigster Wunsch ist, Rußlands Musen mit Germanien zu befreunden, und er wird weder Anstrengungen, noch Opfer scheuen, sein Ziel zu erreichen!

Nikolas Borchardt, zu Moskwa.

* * *

1) Musikalisches Taschenbuch (Albion), herausgegeben von Werstoffsky. Moskwa. gr. 8. 35 Seiten. — Ein geschmackvolles Angebinde zum neuen Jahre von einem der genialsten Tondichter Rußlands, Herr v. Werstoffsky. Musikdirektor am kais. Theater zu Moskwa, verbindet mit einer theoretischen Kenntniß der Kunst einen üppigen Reichthum der Phantasie und einen gebildeten Geschmack, der seine Gaben vor allen andern — wenn Rußland auch reicher mit tüchtigen Komponisten ausgestattet wäre, als es leider! noch nicht ist — vorzugsweise auszeichnen würde! Für Deutschland ist zu bemerken, daß sich hier eine neue Musik zur herrlichen Romanze „des Mädchens Klage“ befindet, welche Schillers würdig ist. Die Uebersetzung ist vom tiefen Shukowsky, der Germaniens Dichterwerke zuerst und unerreichbar in Rußlands Zunge übergetragen hat.

2) Sirius. Taschenbuch für Freunde und Freundinnen der russ. Literatur, von M. B. N. St. Petbg. 1827 in 16. — Die gutmüthigen Beyträge einiger bekannten Dichter halten dieses besonders an Krankheit der Prosa leidende, matte Tage- und Taschen-Gestirn kaum über die Mittelmäßigkeit empor.

3) Geschenk für Kinder auf das Jahr 1827. Taschenbuch herausg. von B. und W. in 16. 240 Seiten. St. Pbg. mit 6 Kpf. — Der Mangel an Kinderschriften jeder Art in russischer Sprache ist bis jezt wirklich äußerst bedeutend, und unsere Erzieher fühlen die unsichtbaren Folgen einer solchen Lücke in der ersten Bildungs-Epoche des menschlichen Lebens gar sehr; manchem Knaben sind Elementarkenntnisse fremd, deren Mangel uns bey deutschen Kindern gewiß in Erstaunen setzen würde, und wie viele nützliche Kenntnisse werden dort durch Bilderbücher und Kinderschriften spielend eingeimpft, die bey uns erst streng methodisch und langsam vorschreitend entweder in wissenschaftlicher Form eingelernt oder oft durchaus vernachlässigt werden. Das erwähnte Taschenbuch hat wenigstens den Vortheil, in so fern zweckmäßig zu seyn, als es nichts enthält, was der Jugend nachtheilig seyn könnte, daher es denn einer der ersten, bessern Versuche in diesem noch wenig bekannten oder beachteten Fache ist.

4) Das Dorf in Klein Rußland, von J. Kutschinskji. 1827. Moskwa in 16. IX und 130 S. Das Leben von Klein-Rußland hat in seiner romantischen Gestaltung und originellen Verschiedenheit von Groß-Rußland schon manchen interessanten Stoff zu Sitten-Schilderungen unter Romanenform gegeben, die aus diesem russischen Spanien eine Reihe bunter Gemälde aller Zeiten in einem zauberischen Kolorit dargestellt haben. Die drey Epochen dieses gesegneten Landstrichs, die in Räuberdrang, Hirtenleben und Ackerbau ihre Demarkationslinien finden, versprechen uns noch manchen reichen Stoff zu bieten, wie Schottlands Hochland, Klippen und Inseln ihn einst dem großen Unbe-

kannten lieferten. — Kutschinskji's Werkchen besteht übrigens mehr aus einzelnen ländlichen Liedern und aus prosaischen Fragmenten über Leben, Sitten und Gebräuche, worunter der Aufsatz „über die Poesie Klein-Rußlands“ mit Umsicht geschrieben ist. Der Stellen gibt es übrigens in diesem Werkchen gleichfalls einige, die ins Sentimentale egoistisch hinüberstreifend, darthun, daß es dem Autor oft mehr daran gelegen war, sich selbst zu hören, als ein gemüthlicher Maler der Umgebungen zu werden. In der Folge hoffen wir manche interessante Novelle aus Klein-Rußlands Scenereien in treuer Uebersetzung zu liefern, die gewiß, ihrer Originalität wegen ansprechen werden.

5) Die nordische Lyra, auf das Jahr 1827, den Freunden und Freundinnen der russischen Literatur gewidmet, von Raitsch und Osnobischin. Moskwa, 1827, in 16. V und 442 Seiten mit 2 Kpfrn. Herr Raitsch liefert hier Proben seiner Uebersetzung des „befreyten Jerusalems“; die Verse sind lebhaft, klangvoll und gut bearbeitet, obgleich die Neuheit und Wahl des lyrischen Rhythmus nicht vortheilhaft und angemessen zu seyn scheint. Die eifrige klassische Muse dieses Literators, der in der Uebersetzung der Georgica Virgils sein Talent zur Uebertragung zuerst kund that, wird uns gewiß noch manche Gelegenheit zur ehrenvollen Erwähnung seiner Arbeiten geben. — Es ertönt in dieser Lyra eine neue Saite, deren erste Anklänge eine gespannte, in der Folge befriedigte Hoffnung erregten. Es sind dieß die ersten Versuche Andreas Murawieff's, als Jermak, die Nymphen des Dneper's und Fragmente aus seinem nun bereits erschienenen poetischen Werke: Taurien (siehe Nr. 16).

6) Musenalmanach für 1827. St. Petbg. in 16. II, 239 und 99 Seiten. — Der innere Werth der acht prosaischen Erzählungen übertrifft die poetische Abtheilung, die besser ungedruckt geblieben wäre.

7) Almanach der Newa auf das Jahr 1827, herausgegeben von E. Aládjin. St. Pet. 1826. in 16. XIV und 300 Seiten, mit einem Portrait und 4 Kpfrn. zum Springbrunnen von Baktschisaray, dieselben, die sich bey der Uebersetzung A. Wulfferts befinden, etwas mehr als mittelmäßig. Wenige poetische Beyträge sind bemerkenswerth, um so angenehmer ist es aber, in diesem Almanach zwey Erzählungen zu finden, die Erwähnung und Lob verdienen. Zuerst: vier Kapitel aus dem Häidamak von Ssomoff, ein kleinrussisches Räuberleben, in welchem das Bild des Meßgewühls in reichen Farben prangt. Die Figuren darin sind in Walter Scott's Manier gezeichnet, und die Begebenheiten bewegen sich lebendig fort. — Die zweyte Erzählung ist: das Schloß Eisen, eine esthnische Sage in einer Reihe gutgezeichneter Charaktere und interessanter Situationen.

8) Vergißmeinnicht, Moskowischer Almanach auf das Jahr 1827, herausg. von Serg. Glinka. 1826. in 12. 200 Seiten mit 5 Kpfrn. — Ein Zwillingsbrüderchen Claurens, doch nur für Kinder, und da wir bereits den Mangel an nützlichen und gefälligen Kinderschriften als bedeutend bemerkt haben, so nimmt man hier den lobenswerthen Eifer des würdigen Vfs. mit Vergnügen wahr.

9) Der Blumengarten für Kinder, zum Gebrauch der Erziehung, herausg. v. B. F. St. Pbg. 1827, in 16. XIV und 395 Seiten mit 6 illum. Kpfrn. — Dufteten diese Blumen nicht, so ergötzen sie wenigstens, ohne schädlich zu werden; hier ist die negative Tugend wenigstens dem positiven Makel einer schlechten Kinderschrift vorzuziehen und der Weg zum Bessern — betreten.

10) Denkmal der vaterländischen Musen auf das Jahr 1827, herausg. von Boris Fedoroff. St. Pbg. 1827, in 16. 5, XI, 120 und 263 Seiten, mit dem fac simile N. Karamsin's und G. Derschawin's. — Schon die öffentliche Mittheilung der theuern fac simile der Korypheen der russischen Literatur würde uns nöthigen müssen, den guten Willen des Herausgebers dankbar anzuerkennen, wenn nicht die Aehrenlese der bedeutendsten, theils verstorbenen, theils noch lebenden Dichter und Schriftsteller einen Schatz offenbarte, der bisher noch unbekannt verkümmerte. Sinkt auch die Wagschaale ihres Ruhmes und ihrer Verdienste durch diese Mittheilungen nicht tiefer, so ist doch ein jedes Andenken höherer Geister und eine jede neue Blüthe der unter uns wandelnden Auserwählten dem denkenden Menschen wichtig und heilig. Wir finden hier kostbare literarische Reliquien von Derschawin, Karamsin, von Wisin, Petroff; interessante Schärflein von Lwow, dem Fürsten Gortschakoff, Shukowskj, Batuschkin. — Warum hat aber der Herausgeber seinen eigenen Produkten ein geräumiges Plätzchen in diesem Museum angewiesen?

11) Neues und leichtestes Mittel das Geschlecht eines jeden französischen Hauptwortes zu erkennen, praktisch dargestellt in sechs Fabeln. Aus dem Engl. übersezt von K. S...r. St. Pbg. 1827. in 16. 89 Seiten.

12) Gesteigerte Leseübungen für Kinder. 1827 in 16. in 4 Büchelchen 90, 108, 78 und 103 Seiten. Moskwa. Dieß sind gelungene Uebersetzungen englischer Gespräche für ein Alter von 3 bis 8 Jahren.

13) Einleuchtender Beweis der göttlichen Herkunft der christlichen Religion von Jennings, ehemaligem Mitgliede des eng. Unterhauses, mit dem Motto: „wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreyen.“ Luca. XIX, 40. Uebersezt von Wladislawleff. St. Pet. 1827 in 8. 103 Seiten.

14) Hofkalender auf das Jahr n. Ch. Geb.

1827 u. s. w. St. Ptbg. in 12. 96 Seiten, enthält unter andern die Aufzählung der Hofchargen u. dgl.

15) St. Petersburger Kalender auf das Jahr n. Chr. Geb. 1827, gerichtet auf die vornehmsten Oerter des russischen Reichs, 196 Seiten. — Dieser Kalender unterscheidet sich von seinen ausländischen Brüdern dadurch, daß er keine Aufsätze, die mit jedem Jahre verändert werden, sondern bloß stehende Artikel enthält. Indessen wäre wohl hier die Rüge sehr gerecht: 1) daß das uralte Verzeichniß der, durch astronomische Beobachtungen bestimmten Lage verschiedener Oerter des russischen Reichs weder verändert, noch verbessert oder vermehrt worden ist; 2) daß in den Angaben der Entfernungen der Städte die alten oft bereits vertilgten Postdistanzen noch in Einem fort aufgeführt werden, und die neuerworbenen oder neuerbauten Oerter noch immer unbeachtet geblieben sind! — — Dagegen hat dieser Kalender keine prophetischen Wetteranzeigen auf das ganze Jahr u. dgl., welchen in manchem ausländischen Kalender die alte Stelle noch immer gegönnt wird.

16) Taurien von A. Murawjeff. Mit dem Motto: Patet castis versibus ille locus. Ovid ex Ponto. Moskwa 1827. in 12. 148 Seiten. — Das Ganze besteht aus zwölf einzelnen Gedichten, die in eilf Ueberschriften: Tschatir Dag; Bachtschi-Sarai; Korsun; Kloster Georgiewsk; Balaklawa; Merdwen; Alupka; Orianda; Jalta; Aja-Dag; Kutschuk-Lambat; — diejenigen Orte andeuten, deren Eindruck den jungen Dichter vorzüglich begeisterte. Der innere Zusammenhang dieser Rhapsodien besteht in der Ebenzahl der Stanzen. Hierauf folgen 23 Gedichte als Zugabe, doch gehören sie nicht zu den Reminiscenzen aus dieser Halbinsel, sondern bestehen theils in neuen Erzeugnissen des Dichters, theils in Uebersetzungen desselben. — Bis jezt sind die Stimmen des Publikums über diese Erstlinge des emporstrebenden Sängers getheilt. Viele finden die Sprache zu wenig gefeilt, die Grundideen zu unbestimmt. Viele, und sehr gerne stimmen wir ihnen bey, finden, troß den Ausbrüchen einer sprudelnden Kraft, eine Fülle der Empfindung, einen Reichthum der Begeisterung und eine innige Stärke des Ausdrucks, welche zu würdigen Hoffnungen berechtigt. —

17) Abhandlung über den Ursprung des Kaufmannstandes in Rußland; von den Veränderungen, welche derselbe seit Peter des ersten Zeiten erfahren hat, und von dessen heutigen Rechten und Pflichten. Von W. B. Moskwa. 1827 in 8. 72 Seiten.

18) Bemerkungen auf einem Besuche des Jahrmarkts zu Nischnir Nowgorod, von N. Thärin, Eleven der praktischen Handlungs-Akademie zu Moskwa. 1827 in 8. 50 Seiten. Wenn dieses Produkt, der Jugend des übrigens hoffnungsvollen Vfs. wegen, keine Stelle in den statistischen Annalen des Handels einnehmen dürfte, so gereicht es doch gewiß zur Ehre der russischen Kaufmannschaft im Allgemeinen, und eines hiesigen Mitgliedes derselben, Hrn. Meretennikoff insbesondere, denn lezterer that im Jahre 1826 den Vorschlag, alljährlich, einen der ausgezeichnetern Eleven der praktischen Handlungs-Akademie zum Jahrmarkte nach „Nischnij" (ehemals zu Makarjeff) zu senden, um eine deutliche Uebersicht des vaterländischen Handels- und Gewerbfleißes zu bezwecken. Hr. M. stattete den jungen Reisenden auf eigene Kosten zu diesem Endzwecke aus, ertheilte ihm eine einsichtsvolle Instruktion, ließ das Resultat dieser Reise drucken, und hat hiedurch ein Beyspiel von Patriotismus gegeben, dem gewiß noch manche gleichgesinnte Freunde des Gemeinnützigen folgen werden.

19) Von den Schaafen und ihrer Wolle. Aus dem Französischen ins Deutsche übersezt von Thär, und aus beyden Sprachen ins Russische auf Kosten des Kanzlers, Grafen N. Rumänzoff, herausg. von d. kais. Moskow. Ackerbau-Gesellschaft zu Moskwa, 1827 in 8. IV, XXIV, 342 Seiten. — Hr. Maßloff, Sekretär dieser Gesellschaft, hat die Uebersetzung verfaßt und damit der Erwartung entsprochen.

20) Bajazeth, von Racine, Trauerspiel in fünf Aufz. in Versen übers. von W. Olin. St. Ptbg. 1827. in 8. 84. Es ist sonderbar, daß Hr. O. sich dasjenige unter den Trauerspielen des franz. Dichters gewählt hat, welches vielleicht im Vergleich mit den andern, die noch nicht übersezt sind, die mannigfaltige Mühe einer solchen Arbeit am wenigsten lohnen könnte. Da eine Uebersetzung Bajazeth's auch aus der Feder Katenin's (des Uebersetzers der Esther und des Cid's) in Kurzem zu erwarten ist, so wird eine Parallel-Kritik Beyder, im Verhältniß zum Original, die Würdigung ihres beiderseitigen Gehalts erleichtern. Wir bemerken nur, daß diese Uebersetzung mannigfaltige Mängel hat.

21) Uebersicht des Bereich's der Kreisgerichte, von Titularrath Kadugin. Moskwa. 1827 in 8. 88 Seiten.

Folgende Reden Nr. 22. bis mit 27. wurden in Moskwa gehalten am 12ten Januar 1827, am Stiftungstage der kais. Universität.

22) Rede, gehalten in der Universitätskirche u. s. w., vom Archimandrit Innocentius. Moskwa 1827 in 4. 14 Seiten. Thema: „Der Endzweck der Aufklärung des „Menschen ist und soll stets seyn: das Heil der heil. „Kirche, des Thrones und des Vaterlandes, die Wohlfahrt des Nächsten einzeln betrachtet und das eigene „Wohl."

23) Rede, gehalten u. s. w. in der Versammlung der Mitglieder der Univers. von dem Prof. ord. Tur-

gkrèw. Moskwa 1827 in 4. 18 Seiten. — Thema: Gottesfurcht und Vaterlandsliebe ist die Basis der wahren Aufklärung.

24) Memoria Coronationis et sacrae Unctionis Imperatoris ac Domini nostri Nicolai Primi u. s. w. repraesentata a Perdinando Friderico Reuss, Med. D., Cons. publ. etc. etc. Moskwa, 1827 in 4. 24 Seiten.

25) Discours, prononcé le 12. Jan. 1827. dans la salle du Conseil de l'Université etc. par l'assesseur de Collège, Lecteur J. Pelto in 4. 11 Seiten.

26) Rede, gehalten bey der öffentlichen Feyer des 73sten Stiftungstages der kais. Mosk. Univers. u. s. w. von Friedrich Küster, Hofrath, Doktor der Rechte und Lektor der deutschen Sprache. — Moskwa, in 4. 8 Seiten.

27) Schuwaloff und Lomonossoff; den Mitgliedern des Universitäts-Konseils gewidmet von A. Merslàkoff. Moskwa, 1827 in 4. 14 Seiten. — Eine poetische Vision, in der Lomonossoff seinem Beschützer Sch. den zukünftigen Flor der Wissenschaften und den Einfluß der politischen Begebenheiten auf dieselben prophetisch enthüllet. Die Verse sind rein und kräftig. Schön ist die Stelle:

„Gott sprach: — im Norden werde Licht.“
„Und Dir ward Peter! o Ruthenia!“

28) Reden und Gedichte, gesprochen am 26sten März 1827 in der feyerlichen Versammlung der adeligen Universitäts-Pension bey Gelegenheit der Auslassung der Eleven, die den Kursus beendigt hatten, mit einer Jahresrechenschaft der Pension für 1826, 1827. in 4. 48 Seiten. — Diese Abhandlungen und Gedichte sind Produkte der Zöglinge und in verschiedenen Sprachen verfaßt. Ref. wird im Laufe der Zeit Gelegenheit haben über die Moskowische Universität und ihre Pension offizielle Nachrichten mitzutheilen, die hier nicht am gehörigen Orte seyn dürften!

29) Vom Trauerspiele im Allgemeinen, von dessen Ursprunge, Entwickelung, Eigenschaften und Vervollkommnung bey den neuesten Völkern, von J. T. Moskwa. 1827 in 8. 62 Seiten.

30) Von dem Anfange und den Fortschritten der kritischen russischen Geschichte von A. Sinòwjeff. Moskwa, 1827 in 8. 72 Seiten. — Der sehr thätige Verfasser (Uebersetzer von Adams Alterthümer und von Steins großer Erdbeschreibung, die noch nicht erschienen ist) hat sich in eine noch wenig betretene Bahn begeben, und, trotz dem beschränkten Umfange seiner Schrift, Ansichten und Andeutungen zu wichtigern Resultaten gegeben, die er in der Zukunft gründlicher und vollständiger ausführen wird. In dieser Hoffnung und mit besonderer Rücksicht auf die Tendenz dieser Bibliographie, theilen wir hier die zehn Sätze mit, aus welchen der Vf. den Gang der russischen Geschichte kritisch beleuchten will. 1) Die russische Geschichte ist der Geschichte anderer europäischen Staaten wesentlich nützlich: die alte durch die Erklärung des Ursprungs vieler Völker und der Geschichte derselben, die neue Geschichte aber durch ihren Einfluß auf das politische System Europens. — 2) Die russische Geschichte besitzt seit der Gründung des Reichs weit mehr historische Denkmäler, als die der benachbarten nordischen Staaten, und ist daher glaubwürdiger. — 3) Die alten römischen und griechischen Autoren haben keine treue Nachrichten über Rußlands Norden hinterlassen. — 4) Müller war der Erste, welcher den Nutzen der Herausgabe der Chroniken für die russische Geschichte offenbarte. — 5) Seit Schlözer's Nestor erhielten die Russen einen richtigen Begriff über die gehörige Herausgabe der Chroniken und über historische Kritik. — 6) Bis zur Erscheinung der Geschichte Stritter's bestanden die Fortschritte der kritischen russischen Geschichte im Gegenstande selbst, und brachten auch keine Verbesserungen bey den vaterländischen Geschichtschreibern hervor. — 7) Obgleich die Quellen der russischen Geschichte nicht durchaus erschöpft sind, so sind sie doch wenigstens der Kritik bekannt. — 8) Trotz der Zusammenstellung sämmtlicher Forschungen in der alten russischen Geschichte bleibt diese doch immer einigermaßen dunkel bis zum Tode Wladimir des Großen. — 9) Am empfindlichsten ist beym jetzigen Stande der russischen Geschichte der Mangel an ethnographischen und andern Mitteln und Hülfskenntnissen. — 10) Karamsin's Geschichte des russischen Reichs, die mit vielen neuen Forschungen bereichert ist, gibt uns auch ein genügendes Resultat der bis zu seiner Zeit statt gefundenen kritischen Untersuchungen. —

31) Versuch eines chronologischen Verzeichnisses sämmtlicher Lehranstalten, welche sich im Bereiche des Ministeriums der Aufklärung befinden. St. Pbg. 1827 in 4. 46 Seiten. — Dieses ist eigentlich ein Bruchstück des 3ten Theils eines großen zwanglosen Werkes, welches dem gelehrten Verf. zur höchsten Ehre gereicht und einen seltenen, wohl verdienten Ruhm erwirbt. Hr. P. Köppen, Dr. Philos., Magister der Jurisprudenz und Mitglied mehrerer gel. Gesellschaften, zeichnet sich durch seinen glühenden Eifer, durch seine tiefe Gründlichkeit und durch seine gelehrten Kenntnisse als archäologischer Forscher auf eine Art aus, die, bey gleichbegabten Nachfolgern, dem Gange der gelehrten Literatur-Geschichte Rußlands eine Richtung geben, deren Folgen auch für das ganze übrige gelehrte Europa von gewichtigem Einfluß seyn müssen. Wir werden Gelegenheit haben Hrn. Köppens berühmtem Werke: „Materialien zur Geschichte der Aufklärung in Rußland“ eine eigene Analyse zu widmen, da dasselbe einen Schatz von bisher unbekannten Resultaten und historischen Ergebnissen von hohem Werthe in sich schließt. —

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 73.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. September 1827.

Uebersicht der russischen Bibliographie für die erste Hälfte des Jahres 1827. a. St.

Dem Verdienste — die Krone.

(Beschluß.)

32) Sammlung russischer Gesetze XVI. Theil. Enthält den Kriminal-Kodex „vom Jahre 1753 bis 1826. Zusammengetragen von den Herren P. und T. Chawsky. St. Ptbg. 1827 in 4. XXXIX und 640 Seiten. Motto: „Alle Strafen, welche den menschlichen Körper verstümmeln können, müssen abgeändert werden." Instruktion Cathar. II. §. 96. — Dieß ist also der XVI. Theil der großen Sammlung russischer Gesetze der Herren Chawsky, welche sich vor andern gleichartigen Werken äußerst vortheilhaft auszeichnet und von mehreren Kollaboratoren fleißig fortgesetzt wird.

33) Sammlung russischer Gesetze XXI. Theil. Ueber die Staats-Kontrole in Rußland, in den Gouvernements und in den Städten; über Revision des Volkes und über Abgaben. Vom Jahre 1718 bis 1826. Zusammengetragen von J. Petroff. St. Petbg. 1827 in 4. XVI und 579 Seiten, mit 3 Zeichnungen (verschiedener Maaße).

34) Die Zigeuner, geschrieben im Jahre 1824. Moskwa, 1827 in 8. 43 Seiten, von Alexander Puschkin. Diese, aus frühern Fragmenten bekannte und mit Sehnsucht erwartete Dichtung eines der gefeyertesten Dichter Rußlands ist endlich erschienen! Es gibt wohl kein Kabinet des Staatsmannes, kein Studierzimmer des Gelehrten, keine Bibliothek des Privatmannes, kein Boudoir einer Dame, wo es nicht zu finden und nicht mit Beyfall aufgenommen worden wäre! Referent hat die prosaische Uebertragung dieses Gedichts, im oratorischen Rhythmus und in die Form des Originals sich fügend, unter Händen und wird sie nächstens dem deutschen Publikum vorlegen können, er glaubt dadurch am besten seinen Hauptzweck zu erreichen: das Ausland mit diesem neuen Produkte, wenigstens mit dem wesentlichen Inhalte und dem Gange desselben zu befreunden. —

35) Die Raubbrüder von A. Puschkin (geschr. 1822). Moskwa, 1827 in 8. 15 Seiten. — Dieses Gedicht ward bereits im „Polarstern" einem Taschenbuche für 1825 abgedruckt. Der Inhalt desselben ist folgender:

Am Ufer der Wolga ist eine Räuberbande, ein Zusammenfluß kecker Wagehälse aus verschiedenen Stämmen, im Mondschein gelagert. Ein neuer, aber bewährter, Ankömmling erzählt seinen Lebenslauf: Er und sein jüngerer Bruder waren arme Waisen; vom Drucke der Armuth und der Umstände getrieben, wurden sie zuletzt Straßenräuber. Mit froher Rohheit erzählt er das lust'ge Leben, welches sie führten, bis sie gefangen, in Ketten geschmiedet und in den Kerker gebracht wurden. Ein Fieber wirft den jüngern Bruder nieder; er phantasirt: bald vermißt er seinen Bruder, bald sieht er den wirklich begangenen Mord an einem Greis vergegenwärtigt, umsonst fleht jener den Bruder um sein Leben; — kurz Scenen auf Scenen aus der Vergangenheit gehen in seinem Innern furchtbar vorüber; endlich siegen aber Kraft und Jugend, und die Brüder denken ernstlich an ihre Befreyung. Einst durchwandern sie betteind und in Ketten geschlossen die Straßen und stürzen sich verabredeter Weise rasch in den braußenden Strom. Eine Sandinsel bietet ihnen einen augenblicklichen Ruhepunkt dar. Zwey Wächter setzen ihnen schwimmend nach. Mit Steinen die Fesseln herabschlagend, erwarten sie die Verfolger. Einer derselben geht unter; der andere wagt sich mit dem Gewehre zu ihnen heran: zwey Steinwürfe schlagen ihn ins Wasser zurück, auch er findet seinen Tod in den Wellen. Niemand wagt es, sie zu verfolgen, sie entkommen in den Wald, doch ist des schwächern Bruders Lebensflamme aufgezehrt, er verscheidet schwer am vierten Tage. Drey Tage lang harrt der Nachgebliebene der Wiederkehr des Lebens; vergeblich: endlich verscharrt er die Leiche und geht von Neuem auf Raub und Mord, doch, des Bruders eingedenk, schont er zuweilen des Alters Schwäche. — — —

36) Une nation doit elle être exclusivement agricole? vom Staatsrathe N. Demidow,

St. Pet. 1827 in 8. 5 und 34 Seiten. Das Resultat dieser Untersuchung ist: wenn zwey Drittheile der Bevölkerung dem Ackerbau ergeben sind, so muß ein Drittheil sich mit Industrie und Handel zum allgemeinen Besten befassen.

37) Die fünffache Aehre (d. h. ein Stengel mit fünf Aehren), Abhandlung des Grafen D. Chwostöff, Geh. Rath und Senator, u. s. w. gelesen in der Jahres Versammlung der freyen ökonomischen Gesellschaft. Januar 22. 1827. (Mit der Abbildung der Aehre.) St. Pbg. 1827. in 4. 8 Seiten.

38) Versuch einer Geschichte des armenischen Reichs, von J. und D. Arsänoff. Moskwa, 1827 in 4. XXII und 182 Seiten. Eine Kompilation in russischer Sprache von zwey jungen armenischen Literatoren bey der Schulanstalt der Herren von Lasareff zu Moskwa. Das Ganze ist aus armenischen Schriftstellern zusammengetragen, jedoch ohne Kritik und Umsicht, welcher Umstand bey der neuen Bahn, die sich die Herausgeber brechen müssen, einigermaßen zu berücksichtigen wäre. Wohl hätte das Fabelhafte und Historische, das gemeiniglich in den dunkeln Verhallen der Geschichte seinen Spuck treibt, nicht mit so vieler Nachsicht aufgenommen werden sollen. — In diesem ersten Theile, welchem vermuthlich noch zwey folgen werden, geht die Geschichte bis zum Jahre 428 nach Ch. Geb. — Die 26 Kupfer (der Regenten Bildnisse in Lebensgröße) sind noch übler gerathen als der Text; die geographischen Anmerkungen aber sind mitunter interessant. Wir bemerken hier nur, daß die Geschichte bey den Armeniern 2100 Jahre vor Christi Geb. beginnt; daß Czaik, Urenkel Japhets, der Tradition nach, den Nimrod erschlug und erster König von Armenien ward; daß Adam armenisch sprach, u. dgl. mehr!!

39) Apologi cztero-wierszowe z. tzdit J. J. Dmitriewa, z. Rossyiskiego na Polsky ezyk przeltómaczone przez Bogusława Reutta. (J. J. Dmitriew's Apologe in Quatrains; ins Polnische übersezt von Boguslaw Reutt.) 1827. St. Pbg. in 16. IV und 123 Seiten. — Die polnische Literatur ist im mittlern und nördlichen Rußland noch wenig bekannt, dagegen sind aber seit einigen Jahren schon manche ausgezeichnetere Werke der russischen Literatur ins Polnische übersezt worden; wie unlängst noch Puschkin's Springbrunnen zu Baktschissaray. — Von diesen Apologen, einer neuern Gabe unseres würdigen Veteranen, haben manche unter der Feder des Uebersetzers nichts von ihrer eigenthümlichen Schärfe, Einfachheit, Reinheit verloren, was jedoch nicht im Ganzen der Fall ist. —

40) A practical Grammar of the Russian language, by James Heard. St. Ptbg. 1827. in 8. XIV und 323 Seiten, und

41) Key to the themes contained in Heards Russian Grammar, to which are added a vocabulary, dialogues and reading-lessons in prose and verse. 1827. St. Pbg. in 8. 197 Seiten. — Russische Philologen halten dieses Lehrbuch zur Erlernung der russischen Sprache so weit für vollkommen genügend, als es der jetzige Zustand der russischen Sprachlehre an und für sich zuläßt. Der zweyte Theil: Wörterbuch, Phraseologie und Beyspielsammlung entspricht gleichfalls seiner Bestimmung. Es verdient dieses Werk demnach den Sprachlehren des hochverdienten A. W. Tappe und Ch. Ph. Reiff beygezählt zu werden.

42) Kórmtschaja Kniga. (Eine Sammlung von geistlichen, zum Theil auch weltlichen Gesetzen, nach welcher in den geistlichen Tribunalen entschieden wird.) Einleitung zum Werke des Barons G. von Rosenkampf's. St. Pbg. 1827 in 4. 11 Seiten. — Es befindet sich diese Abhandlung im 3ten Theile der Materialien von Köppen. (s. Nr. 51.)

43) Erklärung einiger Stellen in Nestor's Chronik, von Baron von Rosenkampf. St. Pbg. 1827 in 12. 24 Seiten. Ein wichtiger Beytrag zur Kritik der russischen Geschichte.

44) Systematische Beschreibung der Entwässerung eines feuchten, sumpfigen Bodens und der Austrocknung der Moore. Mit XXIV Zeichnungen. Auf Kosten der freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petbg. 1827. in 8. IV, VI und 195 Seiten. Uebersezt von Stoikowitsch. Ein Amalgama aus dem Deutschen Thaer's und dem Englischen Johnson's, wohl nützlich, übrigens nicht neu, und auch mehr theoretisch als praktisch.

45) Zwey gegen Vier oder Eifersucht und Scherz. Lustspiel in einem Aufzuge in Versen. Aus dem Französischen übersezt, von Karatigin. St. Ptbg. 1827 in 8. 48 Seiten. — Der Uebersetzer ist ein hoffnungsvoller, junger Schauspieler des St. Pet. Theaters, indessen ist er in der Auswahl des Stoffes nicht glücklich gewesen, die Versifikation ist angenehm, aber noch wenig gefeilt.

46) Der Husar als Braut, Vaudeville in einem Aufzug aus dem Französischen von M. J. St. Pet. 1827 in 8. 62 Seiten. Wir erwähnen dessen bloß, um in der Aufzählung der Produkte dieses Jahres möglichst vollständig zu seyn, obgleich es rathsamer und gerechter wäre, ein solches Unkraut aus dem Felde der Literatur gänzlich auszujäten.

47) Die Begegnung im Hafen, Lustspiel-Vaudeville in einem Akt, aus dem Französischen (L'inconnciant ou la rencontre au port) übersezt, mit russischer Lokalität, von A. N. 1827 in 16. 117 Seiten. — Durch den Erfolg unserer ausgezeichnetsten Uebersetzer und Bear-

heiter französischer Lustspiele, *Alexanders Pissareff's und Chmelnizkji's*, angefeuert, hat sich eine Fluth von Nachahmern erhoben, die unglücklicher Weise immer zunimmt, und so schonungslos die russische Bühne zu überschwemmen droht, daß es hohe Zeit ist, den Damm der Satyre und der Kritik ihr entgegen zu setzen, wenn nicht ein gänzlicher Untergang des Guten herbeygeführt werden soll! — Sehr oft wählen diese eiteln Herrn Vaudevilles, die nur für Frankreichs Sinn, Sitten und Gebräuche verständlich sind; mit ihrer Verpflanzung erlöscht dann der lezte schwache Funke ihres ohnehin seichten Geistes. Zum Unglück werden sie aber meistens durch die jauchzende Aufnahme einiger muthwilligen, oft groben Zweydeutigkeiten in dem Wahne bestärkt: sie wären auf dem Pfade zu dem lichten Tempel des Ruhmes, von welchem sie sich gerade entfernen; es versteht sich, daß sie in diesem Wahne auch nicht aufhören, uns Unschuldige heimzusuchen!! — Eine solche kraft- und saftlose Mißgeburt ist leider auch vorliegendes Lustspiel!

48) *Phädra.* Trauerspiel von Racine in fünf Aufzügen, übersezt von J. T. St. Pbg. 1827 in 8. VIII und 92 Seiten. Die beste Uebersetzung dieses Trauerspiels ist bis jezt die des Hrn. Lobanoff, und dabey eigentlich doch nur leidlich im Verhältniß zum Original. Sagen wir nun, die Uebersetzung des Hrn. T. stehe tief unter dieser, so ist dieß eine hinlängliche Würdigung seiner Arbeit.

49) *Elemente der Chemie*, von Alexander *Jowskji*. Erster Theil. Von den einfachen, chemischen Stoffen. Zweyte durchaus veränderte Auflage. Moskwa. 1827, in 8. 162 Seiten. — Wir haben in diesem Zweige des menschlichen Wissens bereits mehrere Werke, welche aber weder besser sind als dieses, noch demselben nachstehen möchten, obwohl es manches Neue enthält. — In der Geschichte der Chemie sagt Hr. J. unter andern: „Es gibt Werke, aus welchen man ersehen kann, daß der Name Chemie bereits vor der Sündfluth bekannt war,“ ohne uns den Dienst zu erweisen, die Quellen zu bezeichnen! — Eine bedeutende Schwierigkeit für die wissenschaftliche Ausbildung Rußlands ist der bisherige *Mangel* einer selbstständigen *Terminologie*; sehr wenige Versuche einiger Gelehrten und Männer vom Fache haben kaum einige glücklich ersonnene Wörter eingeführt, manches ähnliche Bestreben war eitel, manches unzweckmäßig. Lezteres scheint auch mit Hrn. J. der Fall gewesen zu seyn!

50) *Namens-Liste der Beamten der kais. Medico-Chirurgischen Akademie*, mit Bezeichnung ihres Wohnortes, auf das Jahr 1827, in 24. 44 Seiten. — Solche Data sind aus einem gewissen Standpunkte betrachtet immer interessant, diese z. B. als Beleg zur Statistik der benannten Akademie. Nach dem Verzeichniß der Beamten folgt die Liste der Studirenden. Im Jahre 1826 traten aus der Akademie 61 Individuen: 30 Medici ins Militärwesen, 18 ins Civil, 2 Kandidaten der Medicin, und 1 Veterinairarzt, 9 freywillige Medici und 1 Kandidat der Pharmacie. — Jezt, 1827, befinden sich in der Akademie: 230 Studenten auf Kosten der Krone, 69 freywillige und 26 sich vorbereitende, zusammen 325 Individuen.

51) *Materialien zur Geschichte der Aufklärung in Rußland*, gesammelt von Dr. *Köppen* u. s. w. Dritter Band. 1827. in 4. 260 Seiten. — Da Ref. bereits unter Nr. 31. die Pflicht übernommen hat, künftig eine genauere Uebersicht dieser interessanten Fundgrube zu geben, so hält er sich hier nicht länger dabey auf.

52) *Sammlung slavischer Denkmäler, welche sich außerhalb Rußland befinden*, gesammelt von Dr. P. *Köppen* u. s. w. St. Petbg. 1827 in 4. — Diese paläographischen Fragmente sind wieder ein neuer Beweis der außerordentlichen Anstrengungen unsers trefflichen Köppen, welche er übrigens nur als Proben oder Vorläufer von Lieferungen wichtigerer Art betrachtet wissen will. 1822 gab Hr. K. eine solche *Sammlung von 174 Denkmälern, die sich innerhalb Rußland* befinden, heraus. Auf seinen Reisen in den Ländern der slavischen Zungen und a. a. O. sammelte er die Materialien zum vorliegenden Werke, welches auch durch die patriotischen Opfer des sel. Grafen Rumänzoff's mit der gebührenden typographischen Schönheit hat erscheinen können. — Dieses Heft enthält die erste Abtheilung der in Deutschland *gesammelten Denkmäler* d. h. eine Einleitung, eine Beylage von drey gedruckten Bogen und 9 Blätter mit Original-Abdrücken, von Hrn. K. eigener Hand gemacht und vom Graveur Flörow schön gestochen. — Die Beylage besteht in 12 Bruchstücken aus dem Ostromirowschen Evangelium (das merkwürdigste slavisch-russische Schrift-Denkmal, geschrieben zu Nowgorod 1056 und 1057). — Ein eigenes Blatt gibt uns eine Uebersicht des Alphabets, der Zahlenbuchstaben und der verschiedenen Zeichen. Auf den *neun Blättern* findet man slavische Gebete u. m. a., die sich im *Freysingischen* Manuscripte zu München befinden; auch ist auf dem neunten Blatte eine Abschrift von Gebeten in polnischer Sprache, aus dem zu Nürnberg 1512 gedruckten Buche: Statuta Sinodalia Wratislaviensia, ferner das Alphabet aus dem Vier-Evangelien-Exemplar zu München, das einst dem Metropoliten Peter Stogira gehörte, vom Jahre 1491, (auf Pergament geschrieben).

Taschenbuch.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1828. Mit sieben Kupfern. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1828.

In den meisten früheren Jahrgängen zeichnete sich die Urania bald durch die Kupfer, bald durch den Inhalt oder beydes vortheilhaft aus. Dießmal ist der Inhalt etwas mittelmäßig, und die Kupfer sind unter aller Kritik schlecht. Was man auch an Rambergs Manier auszusetzen gefunden hat, man fängt an, ihn in den Taschenbüchern eben so zu vermissen, als in der dramatischen Literatur den allezeit gefälligen Kotzebue. Es ist doch etwas Gewandtes, Lebendiges, Natürliches in seinen, wenn auch noch so zahllosen und flüchtigen Kompositionen, wogegen dieses eckige, gezwungene, unnatürliche Wesen in den neuen Kupfern höchst widerlich absticht.

Unter den fünf Erzählungen, welche dieses Taschenbuch liefert, ist die erste und beste Debora von Wilhelm Müller. So sehr wir indeß diesen Dichter hochschätzen, können wir uns doch nicht verhehlen, daß die Novellen, mit denen er neuerdings aufgetreten ist, so viel Geist und Eigenthümlichkeit nicht verrathen, als seine lyrischen Dichtungen. Sie scheinen nur versuchsweise und gleichsam aus Gefälligkeit für Leute, die gern wissen möchten, wie der geistreiche Dichter auch in Prosa dichten könne, entstanden zu seyn, und verrathen weniger einen innern Drang eigenthümlicher Schöpferkraft, als die äussern fremden modischen Muster, nach denen sie gemodelt sind. Unter diesen glauben wir Tieck, Hoffmann, Willibald Alexis wiederzuerkennen. Wenn wir indeß von einem so ausgezeichneten Dichter, wie Wilhelm Müller ist, noch etwas Größeres erwartet hätten, als was er geleistet hat, so soll damit doch die Leistung selbst keineswegs getadelt werden. Seine Novelle ist offenbar die beste in der vorliegenden Sammlung und hat, wie es nicht anders zu erwarten war, viele Schönheiten. Welche Form ein talentvoller Dichter auch wählen mag, er wird immer etwas Schönes zu gestalten und dem Gebilde seinen Geist einzuhauchen wissen. Die Hauptfigur in dem kleinen Roman, ein emigrirter französischer Marquis aus der guten alten noch halbromantischen Zeit, ist vortrefflich gehalten, und daß er zulezt noch von Berlin nach Rom unter die Masken des Karnavals geführt wird und hier am Anblick eines Doppeltgängers stirbt, vollendet den tragikomischen Eindruck, den er gleich anfangs erregt. Weniger eigenthümlich ist der junge Berliner Doktor, der mit dem Marquis nach Rom reist, und die übrigen Charaktere sind ganz gewöhnlich. Die Begebenheit, das Schicksal herrscht über die Charaktere vor, wie dieß auch in der vorjährigen Erzählung des Verfassers der Fall war. Der alte Marquis hatte sich einst in Spanien in eine wunderschöne Jüdin verliebt, die aber durch den Haß einer Spanierin der Inquisition und dem Tode überliefert worden war. Ihr Gatte Aaron und ihre kleine Tochter Debora waren nach Rom geflüchtet, und hier finden wir sie nach vielen Jahren wieder. Der junge Doktor aus Berlin sieht die reizende Debora und wird um so mehr für sie entflammt, als er sie dem Bilde ihrer Mutter, das er beym Marquis gesehen und das schon den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hat, so ähnlich findet. Noch weiß aber weder der alte noch der junge Liebhaber von der nahen Verwandtschaft ihrer Geliebten, als die Ermordung eines jungen Spaniers das Geheimniß verräth. Der Todte ist der Sohn jener Spanierin, die einst Aarons Gattin ins Verderben gestürzt, und sein Mörder ist Aaron selbst, der auf diese Weise seine Rache gekühlt hat. Bevor er aber entdeckt wird, vollbringt er noch eine zweyte blutige That. Er sieht seine Tochter, die heimlich Christin ist, vor einem Krucifix beten, und ersticht sie aus Fanatismus. Der alte Marquis wird durch die Entdeckung auf's tiefste erschüttert und der Anblick einer ihm völlig ähnlichen Maske entsezt ihn so, daß er stirbt. Der junge Doktor aber wird katholisch und ein Mönch.

Die zweyte Erzählung, der Ring von A. von Tromlitz, spielt in Bayern zu der Zeit, als es von Gustav Adolph erobert wurde. Die darin enthaltene Liebesgeschichte bietet nicht viel Neues dar, die historischen Porträte und Scenen sind aber treu und recht lebendig. Gianetto der Afrikaner, von Carl Borromäus von Miltitz, ist ein Charaktergemälde und schildert einen kräftigen Sohn der Natur, der unter den Europäern und zulezt unter dem Dey von Algier eine Menge kriegerischer Abenteuer besteht. Das Gemälde ist aber nicht genug gehalten, denn der Dichter mischt dem Charakter des wilden Afrikaners eine gewisse Sentimentalität bey, die nicht recht in jenes Klima paßt. Er würde wohl gethan haben, sich bey Schilderungen nach der rohen wilden Natur Coopers Porträte zum Muster zu nehmen. Das Vermächtniß des Freundes ist eine unglückliche Karbonarigeschichte, die zu Palermo spielt, und Clara von Cossuergue von Wilhelm von Lüdemann eine Liebesgeschichte aus der Zeit der Troubadours, beyde ganz gut erzählt, aber ohne neue Motive und Charaktere. Den Schluß machen drey artige Romanzen von Gustav Schwab, der sich bekanntlich um die poetische Bearbeitung interessanter Sagenstoffe schon so mannigfaltiges Verdienst erworben hat, eine Erinnerung von Tiedge und einige Lobgedichte an und auf Wilhelm Müller von Baron Eimolin.

Nr. 74.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 14. September 1827.

Philosophische Literatur.

Die drey ersten Vorlesungen über die Philosophie des Lebens. Von Friedrich von Schlegel, K. K. Legationsrath und Ritter des Christus-Ordens und Doktor der Philosophie. Wien bey Carl Schaumburg und Komp. 1827.

Wir sind weit entfernt allen religiösen und politischen Ansichten und Anspielungen beyzustimmen, welche Herr von Schlegel auch in diese Vorlesungen über Philosophie zu deren großer Beeinträchtigung hat einfließen lassen; gleichwohl soll uns dieser zufällige Umstand nicht hindern, das wesentlich Wahre und Gute, welches leztere wirklich darbieten, anzuerkennen. Zuvörderst können wir nicht umhin, die Fehde gut zu heißen, welche der Verfasser der ganzen neueren und insbesondere der neuesten Idealphilosophie geboten hat. Kurz und treffend bezeichnet er die Evolutionen der deutschen Philosophie, welche Kant in seinem Kriticismus gegründet hat; stellt dar, wie die von Kant für ungenügend erklärte Vernunft in Fichte's Idealismus an der schroffen Klippe der Selbstgenügsamkeit zu scheitern gekommen, dann aber in Schellingischem Pantheismus auseinandergefahren sey; und sagt endlich aus, daß aus dem lezteren das caput mortuum der neuesten Alleinslehre, eines hyperidealen Nihilismus, hervorgegangen. Was er eigentlich von eben diesem halte, hat er in folgender beyspielsweis gebrauchten Vergleichung anschaulich gemacht:

„Während ein wunderbarer brittischer Dichter, vielleicht der größte, gewiß aber der merkwürdigste Dichter unserer Zeit (Byron), in seiner tragischen Darstellung des ältesten Brudermordes, als den Anstifter dieser That, den Feind des Menschengeschlechtes und König des Abgrundes, als den großen Tadler der göttlichen Weltordnung und das Oberhaupt aller unzufriedenen Geister und der Opposition in der ganzen Schöpfung dargestellt, mit einer solchen ergreifenden und erstaunenswürdigen Wahrheit geschildert, und ganz wie nach dem Leben geschildert hat; so daß alle früheren ähnlichen Darstellungen auch der berühmtesten Dichter dagegen nur als willkührliche Fantome ohne Wahrheit erscheinen, gegen diese Darstellung, die dabey doch nicht ohne einige ins geheim durchschimmernde Vorliebe entworfen ist, indem der Dichter allen magischen Zauber seiner Phantasie über diese dunkle Figur ausgegossen hat: so wird nun hier eben dieses feindliche Princip, dieser absolute, d. h. der böse Geist der Verneinung und des Widerspruches, auf den lezten Abwegen der deutschen Philosophie, obwohl in abstrakter Unverständlichkeit, in der Mitte des verworrenen Systems auf den Thron gestellt; daß also durch eine seltsame Art von vorherbestimmter Harmonie, der antichristliche Dichter, und diese antichristlichen Denker auf einem Punkt der falschen Herrlichkeit unvermuthet zusammentreffen. Dieses ist in jedem Falle wohl das dritte Stadium der idealistischen Verirrung, die höchste und gewiß auch die lezte Stufe des wissenschaftlichen Atheismus." — Was aber nach einer solchen, unumwundenen Verwerfung des neuesten Absolutismus, Idealismus, Nihilismus, oder wie man sonst das über- und unterirdische Labyrinth der neuesten philosophischen Orakler nennen mag, der ehemalige Vertheidiger Fichte's, den derselbe auch jezt noch nicht ohne Grund glimpflich beurtheilt, selbst für eine befriedigendere Lehre darbiete, das wird man jezt zu erfahren um so begieriger seyn. Der Verfasser hat sich am kürzesten und bündigsten selbst also darüber vernehmen lassen: „Diese Philosophie, welche ich hier zu entwickeln unternommen habe, könnte den schon früher bezeichneten Irrthümern des Materialismus und des Idealismus gegenüber, — wohl nicht anders als Spiritualismus genannt werden; da sie, von der Seele, als dem Anfang und dem Ersten ausgehend, den Geist aber dennoch als das Höchste aufstellt; und auch in der Lehre von Gott, dem Rationalismus darin ganz entgegenstehend, diesen als den lebendigen Geist und persönlichen Gott, nicht aber als eine absolute Vernunft oder bloße Vernunftordnung auffaßt und aufstellt." — Näher noch und Manchem unserer Leser vielleicht verständlicher ist folgende Erklärung, worin auch die Grundlinien des Entwickelungsganges der neuen Lehre angedeutet sind:

„dreyfach aber ist die Natur des Menschen, der aus Geist, Seele und Leib besteht. Und diese dreyfache Beschaffenheit und Eigenschaft, dieses dreyfache Leben des Menschen ist zwar noch nicht selbst derjenige Vorzug, aber es hängt doch dieses noch zusammen mit dem Vorzuge, welcher den Menschen vor allen andern erschaffenen Wesen auszeichnet und unterscheidet; ich meyne jenen Vorzug, vermöge dessen er allein in der ganzen Schöpfung mit dem göttlichen Ebenbilde bekleidet ist. *Dieses dreyfache Prinzip ist die einfache Grundlage der gesammten Philosophie*; und diese Philosophie, welche von solcher Grundlage ausgeht, ist eben die Philosophie des Lebens, und darum hat sie auch Worte des Lebens. Sie ist keine müßige Spekulation und keine unverständliche Hypothese; sie ist nicht schwieriger und braucht nicht dunkler zu seyn, als jede andere Rede von geistigem Inhalt; sie kann und darf eben so leicht und klar seyn, wie das Verstehen einer Schrift, die Beobachtung der Natur und die Erkenntniß der Geschichte; *denn sie ist überhaupt nichts anderes, als eine aus dem Leben selbst geschöpfte, einfache Theorie des geistigen Lebens, und das bloße Verstehen desselben.* Der Gegenstand der Philosophie ist also das innere geistige Leben *und zwar in seiner ganzen Fülle, nicht bloß diese oder jene einzelne Kraft desselben, in irgend einer einseitigen Richtung.*" — Wir gestehen gern, daß, wenn Herr v. Schlegel diese seine Aufgabe fest im Auge behielte und die verheißene, ächtpopuläre Ausführung derselben gleichfalls in Erfüllung ginge, wir diese neue, als Philosophie des Lebens sich empfehlend genug ankündigende Lehre höchst willkommen heißen würden. Denn alsdann wäre mit ihr in der That die Bahn wenigstens zu einer, endlich einmal lebendige Früchte tragenden Philosophie gebrochen. Leider haben wir erst den fünften Theil der ganzen Ausführung vor uns und können daher noch kein Endurtheil fassen. Möge hiezu recht bald Gelegenheit gegeben werden; denn, wie es auch bedingt werden dürfte, der Anfang verheißt immerhin schon eine reiche Ausbeute geistvoller Gedanken und Bemerkungen, die selbst die erfreuen werden, welche dem Ganzen ihren Beyfall versagen müssen. Die äussere, sprachliche Darstellung ist, wie auch aus den zu diesem Endzweck gegebenen Ausführungen hervorgehen wird, klar und lebendig, und man weiß auf jeden Fall immer, was der Verfasser meynt. Man könnte vielleicht eine etwas breite Redseligkeit tadeln; aber da derselben nicht Geist mangelt und sie überhaupt nur der getreue Abdruck mündlichen Vortrages zu seyn scheint, so können wir sie dem Gegenstande und Zweck nicht unangemessen finden. Im Gegentheil hätten wir hier und da eine größere Umständlichkeit noch erwartet und gewünscht. Namentlich über den sehr interessanten Abschnitt, wo von der liebenden Seele gehandelt wird. Es bleibt darin ungewiß, woraus die Liebe abgeleitet wird, ob aus dem Geiste oder aus der Seele; was doppelt wichtig ist, weil es einem Jeden freylich von selbst einleuchtet, wenn die Liebe, die liebende Seele zum Mittelpunkt alles sittlichen Lebens, ja des Lebens überhaupt gemacht, nicht aber wenn die geistige Natur des Menschen im eigentlichen Geist und in Seele ertheilt wird. Dem Geiste nun gehört, nach dem Verf., Verstand und Wille in höchster, gottähnlicher, Gedanke und That in Eins verbindender Kraft zu, der Seele dagegen Vernunft und Phantasie, welche nur unter den Bedingungen der irdischen Raum- und Zeitverhältnisse thätig seyn können. So gränzt die menschliche Seele an das Reich der äußeren, sinnlichen und körperlichen Natur, und so würde die Liebe leicht nur zu einem gesteigerten thierischen Triebe werden, wäre sie eine bloße Eigenschaft der Seele, während sie als Eigenschaft des Geistes ein göttlicher Trieb genannt werden müßte. Zwar scheint aus dem Ganzen hervorzugehen, daß lezteres Herrn von Schlegels Meynung sey; allein unserer Meynung nach müßte eine populäre Philosophie des Lebens auf allen Punkten ganz seyn, oder wenigstens an den höchsten Mittelpunkt der Lehre stets angeknüpft bleiben, weil sie sonst gar zu leicht auf Abwege leitet. Denn der gewöhnliche, wenn gleich gebildete, Mensch bleibt immer lieber beym Einzelnen stehn und bildet aus diesem zu gern sein Gesammturtheil, als daß er sich auf die Höhe des Ganzen, von der aus Alles das gehörige Licht empfinge, zu schwingen auch nur vermöchte. Dieser Vorwurf trifft die Methode überhaupt, die Herr von Schlegel mehr, als billig ist, vernachlässigt hat. Zwar stimmen wir ihm in der Verwerfung jenes sublimirten Wolfianismus bey, der noch in der Philosophie angetroffen wird; denn die Philosophie soll allerdings mehr, als ein algebraisches Rechenexempel seyn; aber die Mathematik, die nun einmal, ohne die Welt selbst zu seyn, doch ihrer Struktur zum Grunde liegt, darf in dem geistigen Bau der Philosophie, der geistigen Wiedergeburt der Welt, nicht übergangen werden; sonst bekommen wir einen geistigen Trümmerhaufen, statt des Abbildes der wohlgeordneten Welt. Wir behaupten nicht, daß Herr v. Schlegel uns einen solchen Trümmerhaufen zugerichtet habe, wohl aber, daß einzelnen Gruppen die innere Anschließung an den allen gemeinsamen Mittelpunkt fehle. — Uebrigens haben wir in den bis jezt dem Druck übergebenen drey Vorlesungen, außer oberwähnter Begriffs- und Verhältnißbestimmung der Philosophie des Lebens, erst die psychologische Grundlage derselben erhalten. Der Geist nämlich und die Seele, d. h. *Verstand und Wille, Vernunft und Phantasie*, werden als die geistigen Organe für die Erkenntniß und

das Verstehen aller Gegenstände des menschlichen Wissens betrachtet, welches uns durch die vierfache Offenbarung des Gewissens, der Natur, der Schrift, der Weltgeschichte zu Theil werden soll. Hierüber behalten wir uns unsere Ansicht vor, bis das Ganze erschienen seyn wird. Der Verfasser verspricht darin noch von der Weisheit und der göttlichen Ordnung in der Natur, in der Gedankenwelt und in der Geschichte und sodann von der Entfaltung des Geistes im Bewußtseyn und in der Wissenschaft, im äußeren Leben und in den großen Weltverhältnissen, im Kampfe der Zeit und im Gange ihrer Wiederherstellung, nach den verschiedenen Entwickelungsstufen des Menschengeschlechts bis zum Schluß und Ziele der Vollendung handeln zu wollen. Wie gesagt, wir versprechen uns viel Geistreiches noch zu vernehmen, zweifeln aber, in Allem mit dem Herrn Verf. übereinstimmen zu können. So viel sich bis jezt vermuthen läßt, dürfte sich das Ganze doch wohl nur als ein angewandter, vielleicht zu weit geführter Fichtianismus darstellen, der ja in seiner lezten Umbildung auch Gott als Urgrund der Welt betrachtete, als welcher derselbe schlechthin durch sich selbst und lauter Leben sey, die Welt aber eine Aeußerung des Wesens Gottes, dessen Bild und Schema. —

M. B. M.

Dichtkunst.

Das Niebelungenlied, übersezt von Karl Simrock. Zwey Theile. Berlin 1827, in der Vereinsbuchhandlung.

In einer ansehnlichen deutschen Hauptstadt wurde vor nicht gar langer Zeit das prächtige Portal einer alten gothischen Kirche, weil es so schwarz und verraucht aussah, mit Kalk frisch überweist, und seitdem konnte man es nicht mehr ansehen. Im gleichen Falle befindet sich das Niebelungenlied, wenn man es ins Neudeutsche will übersetzen. Es verliert zwar die Dunkelheit des Kolorits, aber auch die Klarheit und Schärfe des Kontours; denn, wie sich der frische Kalk zwischen die feinern Verzierungen jenes Bauwerks sezt und dieselben verklebt, so werden auch die zierlichen und scharfgeschnittenen alten Worte dieses Gedichtes durch die neudeutsche Uebertünchung abgestumpft oder ganz überdeckt. Mag der Uebersetzer sich noch so viel Mühe geben, er kann die großen Unterschiede der alt- und neudeutschen Sprache doch einmal nicht ändern, er muß bey der Uebersetzung neue Wörter und Wendungen gebrauchen, bey denen der ganze Zauber des Originals verloren geht. Was dort einfach und natürlich war, wird hier gesucht und fremdartig; was naiv war, wird albern. Man versuche nur die Naivetäten der Schwaben, Schweizer und Tyroler, wie sie noch heute gäng und gäbe sind, ins neuere Schriftdeutsch zu übertragen, und man wird finden, daß in den meisten Fällen etwas Erzwungenes oder Albernes herauskommt. Der Erzählungston, das Pathos, die rührende Sprache, alles hat in der altdeutschen Poesie wie im Munde der noch in ihrer alten Eigenthümlichkeit beharrenden oberdeutschen Stämme einen eigenen Accent, eine eigene Modulation, sogar eine eigene Syntax, denn die Sätze sind im Allgemeinen kürzer, ungekünstelter, und doch zugleich freyer, weil die Wortstellung zwangloser ist. Da nun aber das Altdeutsche doch keine fremde Sprache ist, so entbehrt die Uebersetzung eines wesentlichen Vortheils. Sie kann ein Werk aus einer völlig fremden Sprache in die deutsche, wie aus einer Farbe in die andere übertragen, so daß jede ihre ganze Eigenthümlichkeit behält. Eine Uebersetzung aus der eigenen Sprache wird aber genöthigt, die Farben zu mischen. Was noch verständlich von dem Alten ist, wird beybehalten, wenn es auch nicht ganz zum neuen Style passen sollte, und was unverständlich ist, wird mit Neuem ersezt, wenn dieses auch zum Alten nicht passen sollte. Uebersetzungen aus der eigenen Sprache sind bey weitem schwieriger, als aus fremden Sprachen, und, was noch mehr ist, sie haben auch weniger Werth an sich, sie sind unnützer. Wer sollte denn nicht im Stande seyn, die Niebelungen in der Ursprache zu lesen, wenn er nur ein kleines Wörterbuch bey der Hand hat, dergleichen ja den Ausgaben fast immer beygefügt sind? Und wer dieses schöne Lied im Original lesen kann, wird jede Uebersetzung verschmähen, weil keine das Original erreicht, weil jede die wahren Schönheiten desselben mehr oder weniger entstellt, und weil jede nur die Trägheit derer bestärkt, die sich die geringe Mühe nicht geben wollen, das Altdeutsche selbst zu lesen. Höchstens kann eine solche Uebersetzung dem Fremden unentbehrlich seyn, weil diese höchstens deutsch, aber nie altdeutsch lernen.

Im Fall nun aber eine Uebersetzung wirklich dem Einen oder Andern nothwendig und unentbehrlich seyn sollte, muß der vorliegenden ohne Zweifel der Vorzug gegeben werden. Die frühern Uebersetzungen des Niebelungenliedes haben sich sklavisch an das Original gehalten und dadurch der neudeutschen Sprache wahre Gewalt angethan, denn sie scheuten sich nicht „seyn und Königin" oder wohl gar „reiche und minnigliche" zusammenzureimen, weil im Original „syn und Königin, riiche und minnigliche" reimten. Herr Simrok hat sich von dieser Unnatur fern gehalten und so neudeutsch als möglich übersezt. Doch ist er dabey häufig in den entgegengesezten Fehler gefallen. Er übersezt schöner, wohlklingender, aber auch oft zu frey und nicht immer im Sinne des Originals. Namentlich bringt er oft ein Pathos,

eine gewisse oratorische Feyerlichkeit und einen begeisterten Schwung an, wo das Original nur lauter Einfalt und Treuherzigkeit zeigt. Dieses falsche Bestreben des Uebersetzers, sein Original zu beleben und zu verschönern, offenbart sich schon im ersten Verse. Da heißt es:

Die alten Sagen melden uns hoher Wunder viel
Von preiswerthen Helden und kühnem Wagespiel.

Das fängt gleich wie Tasso und Camoens an, voll Schwung und Pracht, nicht aber wie das alte Niebelungenlied. Dieses beginnt ganz einfältig zu erzählen: Uns ist in alten Mähren wunders viel gesagt, von löblichen Helden und großer Arbeit. Warum macht der Uebersetzer aus dem einfachen gesagt ein feyerliches melden? Es wäre schon falsch, wenn er es des Reimes wegen gethan hätte, aber er thut es auch in der Absicht, einen feyerlichen Schwung in das Gedicht zu bringen, und deßhalb macht er aus den einfältigen Mähren die vornehmer klingenden Sagen, und aus dem einfachen Wunders zieht er gar hohe Wunder, woran der alte Dichter nicht gedacht hat. Das ist eben der Zauber der altdeutschen Poesie, daß sie das Hohe und Ergreifende so einfach schildert, und nicht immer, wie die neuere Poesie pflegt, dazusezt: das ist hoch, das ist rührend! sondern uns nur nöthigt, es selbst so zu finden. Auch Uebersetzungen wie preiswerth statt lobebar sind zu frey. Wenn der Uebersetzer gesagt hätte „von lobelichen Helden,“ so wäre dieß verständlich genug und dem Original mehr angemessen gewesen. Wie er aber gar aus der großen Arbeit ein kühnes Wagespiel machen kann, ist unbegreiflich. Spiel ist ja der Arbeit grade entgegengesezt, und ist denn in dem Liede von eitel Spiel und Turney die Rede, und nicht vielmehr von wahrer aufgedrungener, riesenhafter Arbeit? Der alte Dichter bezeichnet eben so schmucklos als treffend wahr in dem Wort Arbeit das ganze Gewicht jenes furchtbaren Verhängnisses, das auf den Helden lastet, das sie wider Willen in den ungeheuren Todeskampf treibt und durch sich selbst zermalmt. Hier ist so viel bitterer Ernst, daß schwer zu begreifen ist, wie dem Uebersetzer ein Spiel einfallen konnte.

Davon abgesehen, hat indeß Herr Simrok durchgängig wohllautend und fließend gesungen, die allzusteife sklavische Treue vermieden und nicht bloß eine harte wörtliche Uebersetzung, sondern wirklich ein schönes Gedicht gegeben. Wenn er nur sein Original mehr durchdacht hätte, so würde er bey seinem vorwiegenden Talent auch leicht für die verfehlten Ausdrücke bessere haben finden können, und wenn sein Werk eine zweyte Auflage erleben sollte, so fordern wir ihn auf, den Sinn des alten Dichters besser zu ergründen, ohne dabey die Schönheit und den Guß und Fluß seiner Uebersetzungsweise aufzugeben.

W. M.

Dramatische Dichtkunst.

Die Dogen. Tragödie in fünf Akten von Fedor Ismar. Neue wohlfeile Ausgabe. St. Gallen, bey Huber und Kompagnie, 1827.

Der Dichter macht eine gar finstere Miene, nur Schade, daß sein Schmerz nicht ächt ist. Man sieht, er möchte mit dieser Maske gar zu gern Aufsehen erregen und doch fällt er aus der Rolle. Um alles Heitre und Liebliche aus der Illusion des Lesers zu entfernen und ihn sogleich in düstere Schatten einzuführen, weiht er sein Gedicht nur „seinen Feinden.“ Welch ein tragischer Humor in dieser Zueignung! Wir erwarten nichts Geringeres, als ein Gedicht in der Gattung von Lord Byrons Finsterniß. Der Dichter selbst nennt seine Schöpfung ein finsteres Lied:

Dir, Feind –
Dir sey dieß finstre Lied geweiht!

Wenn wir es aber gelesen haben, was ist das Ende vom Liede? Eine Hochzeit, eine Thronbesteigung, eine Begnadigung; die verfolgte Tugend triumphirt, und selbst der Bösewicht, der das glücklich abgewendete Unheil angerichtet, kommt mit einem blauen Auge davon. Wie in aller Welt kommt der Verfasser dazu, dieß eine Tragödie zu nennen, und ein finsteres Lied, so finster und schwarz, daß er es nur seinen Feinden ins Gewissen werfen will? Der Hergang des Ganzen ist kürzlich folgender. Ipato, Doge von Venedig, wird von Gallo, dem Verräther, mißleitet, den treusten Ritter Venedigs und den Geliebten seiner Tochter, Galbaio, zu verbannen. Darauf reißt Gallo mit fremder Hülfe die Herrschaft selber an sich, nimmt Ipato gefangen und läßt ihn blenden. Galbaio aber rettet in Verbindung mit einem mystischen Greise und einer Art von Freymauerbund die gefährdete Republik. Gallo wird gestürzt, Ipato tritt an Galbaio die Würde eines Dogen ab, gebt ihm seine Tochter und verzeiht sogar dem Verräther. Alles endet wie ein bürgerliches Schauspiel von Iffland.

Abgesehn von dem Mißgriff, ein solches Machwerk eine Tragödie zu nennen, hat es auch sonst wenig Verdienst. Die Intrigue ist gemein und abgedroschen, die Charaktere sind ganz gewöhnliche, wie sie schon hundert Mal in ähnlichen Schauspielen aufgetreten sind, die mystische Episode, der geheimnißvolle Bund ist eine alberne Reminiscenz aus Werners Trauerspielen oder gar aus dem Rinaldo Rinaldini, und die gemeinen Jamben, in denen das Ganze abgefaßt ist, sind weder sonderlich wohlklingend, noch enthalten sie poetische Bilder und Gedanken. Es steht zu befürchten, daß der Verfasser sich mit seinem allzu unbedeutenden Trauerspiel nicht einmal die Feinde machen wird, denen er es zugeeignet, denn auch die Feindschaft will einen bedeutenden Gegenstand, der hier nun ganz und gar nicht zu finden ist.

Nr. 75.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 18. September 1827.

Geschichte.

Histoire de la Fronde. Par M. le Comte de St. Aulaire. T. I. Paris, Baudouin Frères, Libraires, Rue de Vaugirard, N. 17. 1827.

Wir haben die französische Revolution von jeher nur als das entsetzliche, aber unvermeidliche Resultat der ganzen französischen Geschichte betrachten können, in welcher sich von Chlodwig an unzählige Vorspiele derselben nachweisen lassen. Eines der bedeutenderen unter diesen bietet unstreitig die Geschichte der Fronde dar, welche uns hier der Graf von St. Aulaire in umfassender Darstellung zu erzählen begonnen hat. — Wenn Heeren in seiner Geschichte des europäischen Staatensystems über die Unruhen der Fronde hinwegeilt, indem er sagt, sie seyen: „ein wahres Nationaldrama in Ursprung, Fortgang und Entwicklung, von den Herren und Damen des Hofs aufgeführt, aber — wenn gleich nicht ohne Blutvergießen — dennoch nur aus der Klasse der Intriguenstücke,“ so können wir diese witzige Vergleichung wohl als solche und um so mehr gelten lassen, als sie auf einer bedeutenden, äußeren Wahrheit beruht. Aber bey dieser bloß äußerlichen Wahrheit bleibt Graf von St. Aulaire mit vollem Recht nicht stehen, sondern ist eifrig und sehr glücklich darauf bedacht, die derselben zu Grunde liegenden, inneren Motive hervorzuheben. Diese erscheinen nach der gegenwärtigen Darstellung einerseits als sehr bedeutende und wichtige, anderseits sogar als durchaus würdige und solche, um welche es sich noch heute handelt und immer handeln wird. Bedeutend und wichtig, wenn auch nicht überall und in ihrer ganzen Ausdehnung zulänglich müssen die Ansprüche genannt werden, welche der hohe und niedere Adel beym Ausbruch derselben erhob, würdig aber die staats- und privatrechtlichen und gesetzlichen Forderungen, welche das Parlament und die übrigen Magistrate von Paris, von Aix in der Provence und von Rouen in der Normandie machten und anfangs mit bewunderungswürdiger Energie und Haltung durchsetzten. Die Gewähr dieser Forderungen, welche durch den ersten zwischen der Fronde und dem Hofe geschlossenen Frieden (vom 12. Febr. bis 30. März 1649) geheiligt wurde, hätte, wäre der Hof redlich gewesen, schon damals eine verfassungsmäßige Ordnung der Dinge begründet, die sich auf gesetzmäßigem Wege weiter entwickelt, nie aber eine Revolution herbeygeführt haben würde *). Es ist erfreulich zu sehen, wie große, politische Weisheit und Ehre im damaligen Parlamente und in allen magistratlichen Körperschaften herrschte, welche Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit der Gesinnung, und wie alles dieses auch damals schon von dem ehrbaren Mittelstande wohlhabender Kaufleute und Bürger erkannt und unterstützt wurde. Es wird hieraus klar, daß der Despotismus Ludwigs XIV., der keinen dieser guten Keime gesetzlicher Freyheit gedeihen ließ, der eigentliche und nächste Vater der Revolution gewesen ist, die nach ihm nicht ausbleiben konnte. Diese Betrachtungen werden von dem Herrn Verf. nicht sowohl angestellt, als vielmehr in jedem Leser seiner Darstellung hervorgerufen. Doch beschränkt sich hierauf keineswegs das Verdienst derselben. Die Einleitung zum ganzen Werke, welches drey mäßige Bände stark werden wird, schildert in wenigen lichtvollen Zügen die tyrannische Verwaltung des Kardinals Richelieu, welcher darauf ausgieng, die nie gewesene, absolute Königs- oder vielmehr Minister-Gewalt auf den Trümmern der Adelsmacht und der Verwaltungs- und Jurisdiktionsrechte der Magistrate zu errichten. Im ersten Kapitel erfahren wir sodann die unglückliche Lage, in welche besonders die Königin Anna von Oestreich versezt worden, und wie eingeengt das Leben des Herzogs von Orleans war. Beyde und der allgemeine Haß gegen Richelieu brachten eine Verbindung gegen ihn zu Stande. Vortrefflich sind die verschiedenen guten und bösen Interessen geschildert, die sich zu dem einen Hauptzweck vereinigen. Die Sache wird entdeckt und auf dem Todtbette noch nimmt Richelieu an zweyen

---

*) Denn es war nichts geringeres, als allgemeine, gesetzliche Freyheit der Person, des Eigenthums, der Justiz, Steuer- und Gesetzbewilligungsrecht verlangt und versprochen worden.

seiner Feinde, die nur untergeordnete Rollen gespielt, Rache, indem er sie hinrichten läßt. Nun tritt im dritten Kapitel Mazarin auf, dessen feines, aber schwaches Benehmen der unterdrückten Parthey der Königin und des Herzogs von Orleans, wie diesen beyden selbst, schon gestattet, ihr Haupt ein wenig zu erheben. Dieß geschieht vollends, als der König Ludwig XIII. stirbt. Noch bedient sich Anna von Oestreich der Hülfe des hohen Adels und der Parlamente, um die Kassation des Regentschaftsrathes durchzusetzen, welchen Ludwig XIII. verordnet und damit dem Kardinal Mazarin alle Macht in Händen gelassen hatte. Kaum ist es der Königin gelungen, unumschränkte Vormünderin und Regentin zu werden, so läßt sie ihre Freunde fallen, bestätigt den Kardinal in seinen Staatswürden und fängt an, ganz in dem Sinn des von Richelieu begründeten Absolutismus mit gränzenloser Herrschsucht gegen den Adel und gegen die Magistrate zu verfahren; und so sind alle Elemente zur Bildung der Fronde vorbereitet. Zum Ausbruch kamen die Unruhen, wie immer, durch die Finanzverlegenheiten der Regierung und deren willkürliche Steuerforderungen. — Der Verf. hat nichts versäumt, um uns alle Triebfedern des Handelns erkennen zu lassen, und, was so wichtig als interessant ist, zu zeigen, wie so oft persönliche, kleinliche Interessen und Intriguen sich mit allgemeineren, würdigeren Zwecken verbinden, die Thätigkeit für die lezteren erwecken und leider am Ende den Sieg über sie davon tragen. Derselbe ist ferner sehr bemüht gewesen, die Zeit durch sich selbst zu uns sprechen zu lassen; und hat daher nach dem Beyspiele des Herrn von Barante, des Geschichtschreibers der burgundischen Herzoge, wo es sich nur thun ließ, theils den handelnden Personen ihre eigenen Worte in den Mund gelegt, theils das Urtheil über sie und die Begebenheiten fast wörtlich aus den gleichzeitigen, glaubwürdigsten Berichterstattern entlehnt. Um die Farbe und den Ton, so wie die eigentliche Stimmung der Zeit zu treffen, ist er endlich nicht bey der sorgfältigen Lektüre der Memoiren eines Kardinal Retz, Guy Joly's ꝛc. stehen geblieben, sondern er hat mit derselben Aufmerksamkeit alle Flugschriften jener Tage verglichen. Zwey Sammlungen der Art standen ihm zu Gebot, von denen die eine besonders wichtig war, da sie von dem Kardinal Mazarin selbst ist angelegt worden. — Durch dieses gewiß äußerst lobenswerthe Verfahren hat es der Verfasser erreicht, sich und mit sich uns so ganz in die Mitte jener Zeiten und Begebenheiten zu versetzen, daß wir sie mit zu erleben, darin mit zu handeln glauben. Gewiß, die Vorgänge der französischen Revolution, der s. g. Freyheitskriege ꝛc. können uns kaum lebhafter vor die Seele gestellt werden, als es hier jene der beginnenden Fronde-Unruhen sind. Die Intriguen des Hofes, die Liebeshändel der Damen, die noch halb rohen und doch sehr ritterlichen Sitten der Kavaliere, die gelehrte und klassische Bildung der Rechtsgelehrten, das ehrenfeste, etwas steife, aber nichts desto weniger nachdrückliche Benehmen der Magistrate, die beginnende Aufklärung und Frivolität, wie moralische Herbigkeit und astrologischer Aberglaube, endlich soldatische, blinde Folgsamkeit neben grausamer Unterdrückungssucht auf der einen und zügellose Frechheit und Zerstörungswuth des großen Haufens auf der andern Seite, Alles dieses tritt in lebhaft kontrastirenden Licht- und Schattenpartheien des ganzen Gemäldes hervor, indem es dessen Hauptgruppen der Personen und Begebenheiten weniger verdunkelt, als im Gegentheil gerade erst in rechtem Lichte erscheinen läßt. — Diese glückliche Manier der neueren, französischen Geschichtschreibung sollte überall nicht gerade nachgeahmt, aber mit Sinn und Verstand beobachtet werden. Das einzige, was dabey zu befürchten stünde, eine Ausartung in zu detaillirte und zu phantasiereiche Schilderey und Pinseley, findet bey den Franzosen überdieß selten statt, und besonders hat Herr v. St. Aulaire eine weise Mäßigung hierin bewiesen.

W. V. M.

Dichtkunst.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen. Deutsch von Max. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Carl Schall. Fünfzehn Bändchen. Zweyte vermehrte Auflage. Breslau im Verlage von Joseph Max und Komp. 1827.

Das deutsche Publikum erhält in dem vorliegenden Werke die vollständigste Ausgabe der Tausend und einen Nacht. Zwey Bände sind ganz neu hinzugekommen, und diese enthalten die lezten 117 Nächte und zugleich den Schluß des Ganzen, den weder Galland, noch Gautier, noch Jonathan Scott aus ihren Handschriften und Quellen gegeben, zum erstenmal in treuer Uebersetzung aus der tunesischen Handschrift. Auch ist diese Ergänzung von derjenigen, welche Herr von Hammer aus seiner Handschrift übersezt hat, gänzlich verschieden; denn die meisten Handschriften weichen von einander ab, und die Erzählungen selbst sind weder zu gleicher Zeit, noch in demselben Lande entstanden, sie haben vielmehr, wie man deutlich sieht, ganz verschiedene Verfasser. Nach Zeit und Oertlichkeit hat man daran verändert, zugesezt und weggelassen. Jedes Land hat neue Mährchen und Anekdoten dazugeliefert. Der ganze Orient hat daran gearbeitet. Die Begebenheiten des Schach Riar und der schönen Scheherazade bilden nur den Rahmen, in wel-

dem man die mannigfaltigsten Bilder willkührlich hat wechseln lassen.

Die vorliegende zweyte vermehrte Auflage zeichnet sich vor allen frühern Sammlungen und auch vor dem diebischen Nachdruck der ersten Auflage durch Vollständigkeit, und nicht minder durch ein gefälliges nettes Aeußre und durch große Wohlfeilheit aus. Jedes Bändchen kostet nur zehn Groschen. Jedes Titelblatt der fünfzehn Bändchen ziert eine geschmackvolle Vignette, und der Druck ist überall korrekt und dem Auge gefällig. Die Uebersetzung selbst ist gewandt und fließend. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so dankenswerthes Unternehmen durch den alten deutschen Krebsschaden im Buchhandel, durch den Nachdruck, beeinträchtigt wird.

Ueber den dichterischen Werth dieser arabischen Erzählungen noch etwas hinzuzufügen, scheint fast überflüssig, da hierüber nur eine Stimme herrscht. Doch will ich mir folgende Bemerkungen erlauben. In den ältern, ersten und in allen Sammlungen zugleich enthaltenen Erzählungen finden wir theils mehr Maaß in Bezug auf die Phantasie, theils auch einen feineren moralischen Sinn. In den spätern, neueren, in verschiedenen Handschriften abweichenden und namentlich in den kürzern anekdotenmäßigen Erzählungen finden wir dagegen theils eine mehr ins Monströse ausschweifende Phantasie, theils einen minder delikaten Sinn, und nicht selten einen rohen Muthwillen. Diesen Unterschied müssen wir beherzigen, um nicht vielleicht ungerecht über das Ganze zu urtheilen. Was jene ersten Erzählungen betrifft, welche die ursprüngliche Grundlage und Mehrzahl in der Sammlung ausmachen, so geht durch sie alle ein rührender Zug von Unschuld, Sittenreinheit, hohem Ehrgefühl und zarter Galanterie, und wir vermissen darin fast gänzlich die Barbarey des Orients. Hier befinden wir uns in der Mitte eines feinen und geistreichen Volkes, der Araber in ihrer besten Zeit, wie sie einst in Spanien eine Schule edler und zarter Sitten gebildet. Heldenmuth, Lust zu kühnen Abenteuern, Ausdauer im Unglück, Großmuth, Freundschaft, unerschütterliche Treue und der feinste Sinn für Gerechtigkeit auf der einen, sinnige Weisheit, kluge Verschmiztheit in der Gefahr und launiger Witz auf der andern Seite zeigen uns den edlen kräftigen und durchgebildeten Charakter der Männer; ächte Gluth der Liebe, jungfräulicher Muth, Treue bis in den Tod, Keuschheit und eine durch Verstand und Sitte erworbene Herrschaft über die Männer zeigen uns den schönen Charakter der Mädchen und Frauen unter jenem stolzen Volk der Wüste in einem so glänzenden Lichte, daß wir Europäer uns ihnen gegenüber nicht vieler sittlichen Vorzüge zu rühmen haben. Dieß ist es auch wohl, was uns mehr als die bunte mährchenhafte Phantasie jenen Dichtungen befreundet. Es herrscht darin eine Humanität, deren Werth überall und immer anerkannt werden wird. Auch ist es dem ursprünglichen Dichter offenbar mehr um Charakterschilderungen zu thun gewesen, als um bloße erstaunliche Wunder und Mährchen, oder um überraschende Anekdoten. Fast alle frühern Erzählungen bezwecken, irgend eine glänzende oder stille Tugend, bald der Männer, bald der Weiber, ins Licht zu setzen. Indem wir diesen Vorzug des arabischen Werkes mehr, als es bisher geschehen ist, hervorheben, wollen wir damit doch keineswegs seine übrigen Reize, und besonders nicht den seiner Phantasie in den Schatten stellen. Die mondbeglänzte Zaubernacht der alten wundervollen Mährchenwelt Arabiens wird neben dem sonnigen Tage Homers, wie ein entzückender Traum neben schöner Wirklichkeit, unvergänglich ihr poetisches Recht behaupten. Trägt den Araber der schnelle Flug der Phantasie auch oft zu weit über die Gränzen der Natur hinaus, so trägt er ihn doch auch immer wieder zur Natur zurück, und wie seine Feen und Geister nur den Menschen zu dienen berufen sind, so dient auch überall seine Phantasie nur den Belehrungen der Humanität.

Rechtswissenschaft.

Die Rechte der Schriftsteller und Verleger. Ein Versuch von W. A. Kramer, jur. u. D. Heidelberg, 1827.

Eine philosophisch juridische Begründung des Verlagsrechts. Ein Recht, dessen Bestand so vielfach angefochten und so unhaltbar vertheidigt worden, das noch nirgends hinlänglich positiv festgestellt und dennoch nach stillschweigenden Gewohnheitsgesetzen so lange ausgeübt worden ist, verdient einen Bearbeiter, wie unsern Verfasser. Um eine Idee von dem Gang zu geben, den er bey Behandlung seines wichtigen Gegenstandes nimmt, wollen wir einen kurzen Auszug aus den unter sich zusammenhängenden einzelnen Abhandlungen hersetzen, aus denen die kleine Schrift besteht.

Schon zum voraus wird von ihm der oberste Grundsatz aufgestellt, daß die Verlagsrechte alle zuvörderst in Beziehung auf den Schriftsteller zu betrachten seyen. Hiernach beweist er, daß alle bisherigen Begründungen dieses Rechts falsch waren, indem sie theils auf die Behauptungen des Eigenthums-Rechts der Verfasser auf das Manuscript oder die Gedanken, theils auf eine stillschweigende Kaufsbedingung sich stützten, theils beym Nachdruck ein furtum usus annahmen. Hierauf stellt er

die Möglichkeit der Beziehung des Rechts auf positive Verträge und Eigenthumsklage und gegen Dr. Neustetel auf die actio injuriarum in ihrer Nichtigkeit dar. Es ist hiemit von ihm dargethan, daß das Verlagsrecht durch ein positives Gesetz gesichert werden müsse, und da dieß auch die deutsche Bundesversammlung erkannt hat und ein solches Gesetz verspricht, so soll seine Schrift nur Fingerzeige für die juridische Behandlung der Sache geben. Diese folgen zwar zum Theil schon im negativen d. h. polemischen, mehr und zusammenhängender aber im positiven Theil des Werkes. Ueberall laufen in diesem ersten Theil die Fäden auf den Satz zusammen: „hat der Schriftsteller ein Recht, das der Nachdrucker verletzen kann?“ Durch die Behauptungen Neustetels auf den wahren Grund der Verlagsrechte gekommen, findet er diesen im Gewinn, nicht in der Redefreyheit. Schon Privilegien sind ihm ein Beweis für das ursprüngliche, positiv noch nicht widerlegte Recht des Nachdruckers. Wie unter völliger Freygebung des Nachdrucks der Autor, so leidet unter seiner rücksichtslosen Aufhebung, die dem Schriftsteller übermäßige Honorare erlaubt, das Publikum. Eine Schätzung des Gedankens, wie sachlicher Werth, ist wegen seiner Unbestimmtheit nicht möglich. Der Autor machte ein Benefiz durch Gewohnheit zum Recht und forderte immer ein Honorar, wodurch, wie der Verfasser zeigt, der Nachdruck entstand. Wenn aber ein Maaßstab für die Gedanken nur in dem Bedürfniß liegen kann, dem sie abhelfen, so kann auch von einer Ueberthеurung nicht die Rede seyn und die Gründe, mit denen der Nachdrucker sein Handwerk beschönigt, sinken in sich selbst zusammen. Eben so wenig hat aber auch der Verfasser das Recht, das Honorar, weil es die Bücher zu theuer macht, beschränken zu wollen. Es bleiben daher nur zwey Extreme zur Wahl:

1) Gänzliche Aufhebung des Nachdrucks.

2) Gänzliche Freygebung desselben,

und es muß im positiven Theile gezeigt werden, wie das eine oder das andere zu begründen sey.

Hier nun wird vom Verfasser seinen polemisch-geäusserten Grundsätzen getreu das Eigenthumsrecht des Autors nicht auf die Gedanken oder das körperliche Manuscript, sondern auf die Rede, als sachlich gewordenen Gedanken, gestellt. Auf diese Weise ist der Eigenthümer der körperlichen Schrift noch nicht Eigenthümer der Rede, und nurdieser er hat das Recht des Fruchtgenusses, d. h. der Vervielfältigung, jeder aber das Recht des geistigen Gebrauchs, sobald die Schrift öffentlich gemacht ist. Das Hauptprinzip des Verlagsrechts ist das Vermögensrecht des Schriftstellers. Für oder gegen wen dieses Recht geltend gemacht werden kann, wird ausgeführt, wäre aber hier zu weitläufig. Genug, daß der Verfasser auf ein neues Prinzip aufmerksam gemacht und den usus vom fructus gehörig geschieden hat. Unter die schriftstellerische Rechte gebenden Arbeiten rechnet der Verf. außer unbestreitbaren Schöpfungen Uebersetzungen und musikalische Kompositionen fremder Lieder, und schließt dagegen aus den Abdruck eines Werks mit einer fremden Fortsetzung, Sammlung unveränderter fremder Aufsätze, Abdruck eines Textes mit Kommentar, bloße neue Bearbeitung, welche sämmtlich folgerecht dem Nachdruck anheimfallen. Wir wollen aber hoffen, daß er unter jene Kommentare mit Text nicht die alten Klassiker rechnen will, wo er nicht die Erben jener Autoren, auf die das Eigenthumsrecht nach den Grundsätzen unsers Verf. überging, aufzufinden weiß. Sofort spricht er noch Einiges über die Erlöschung der Rechte des Autors und Verlegers, über die Rechte der Käufer des Abdrucks, und geht am Ende auf die Hoffnung des neuen Bundesgesetzes über.

Wir können nicht alles Einzelne in diesem Werke billigen, wie z. B. die Annahme, daß der ursprüngliche Gewinn des Autors ein hinlänglicher Fruchtgenuß gewesen sey, welches offenbar ungerecht wäre, da der Verfasser vielleicht in Armuth leben und eines ferneren Honorars für neue Ausgaben seiner Werke sehr bedürftig seyn kann, und dasselbe auch gewiß verdient und da ferner selbst ein eigennütziger Verfasser deßwegen nicht weniger ein Verfasser ist. Auch ist es ungerecht, daß der Autor ein Honorar nur als Gegengewicht gegen den Vortheil des Verlegers fordern dürfe. Doch ist durch die vorliegende gehaltvolle Schrift eine höchst verwickelte, wichtige Rechtsfrage ihrer Entscheidung näher gekommen, und wir können nicht anders sagen, als daß der Verfasser scharf, bestimmt, mit Sachkenntniß und Bescheidenheit aus einem richtigen Prinzip, meist folgerecht eine Theorie aufgestellt habe, der wir im Allgemeinen beytreten. Ueberdieß haben wir ihm, wie manchem unserer Rechtsgelehrten, für die schöne Form zu danken, in der er eine Sache darlegt, die sonst so abstrakt und hölzern behandelt wurde, daß der ehrlichste Mann eher geneigt war, ein gutes Recht aufzugeben, als zur Belehrung über dasselbe einen Band ihm unverständlicher Formeln durchzulesen. Es ist sehr zu wünschen, daß der treffliche Verf. sein Talent auf andere, eben so schwierige Theile des Rechts anwenden möge, da es zur Auflösung solcher Schwierigkeiten ganz geeignet zu seyn scheint.

Nr. 76.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 21. September 1827.

Romane.

In der Fluth der modernen Romane unterscheiden wir hauptsächlich zwey große Strömungen. Die eine ergießt sich aus einer deutschen Quelle und nimmt ihren Ursprung vorzüglich aus Goethe. Es sind die sentimentalen Liebesromane, die psychologischen Wahlverwandtschafts- und Ehebruchsgeschichten meist aus der modernen vornehmen Welt. Sie ähneln noch mehr oder weniger den Romanen des vorigen Jahrhunderts, und werden vorzüglich von Frauen geschrieben, mit deren Gefühlsweise und Erfahrungen sie übereinstimmen. Die zweyte große Strömung fließt aus einer englischen Quelle und nimmt ihren Ursprung aus Walter Scott. Es sind die historischen Romane, die Charaktergemälde der Vorzeit. Sie bilden neben jenen Liebesromanen eine jüngere Gattung, ähneln aber immer noch mehr oder weniger den Ritterromanen des vorigen Jahrhunderts. Damen wagen sich seltener an diese Gattung, sie ist vorzüglich ein Werk der Männer.

Wir wollen hier wieder, wie im vorigen Jahr, eine ganze Gallerie von Romanen durchgehen, und halten uns zuerst an die italienische Schule der Liebesromane; dann wollen wir zur niederländischen der historischen Charaktergemälde übergehn.

Emilie von Rellow oder Mißtrauen und Liebe, ein Familiengemälde von Julie, Baronin von Richthofen. Zwey Theile. Leipzig, im Industrie-Komptoir 1827. Man hat den Roman allmählich immer mehr aus dem Brautstand in den Ehestand verlegt, und aus dem zärtlichen Paar ein unzärtliches gemacht. Dieß ist besonders seit Goethe's Wahlverwandtschaften geschehen und besonders von Damen. Es scheint, als ob sich die Schriftstellerinnen, wie alle Damen überhaupt, freyer in der Ehe, als vor derselben zu bewegen wüßten. Die Romanwelt ist auf diesem Wege gewiß bereichert worden, denn die Ehe ist vielseitiger als der Brautstand, und die Romane, die mit der Hochzeit schließen, hören da auf, wo eigentlich das Wichtigste erst beginnt. Die genialsten Ehestandsgeschichten laufen zuletzt immer und ganz folgerecht auf eine Scheidung hinaus, und der Scheidungsprozeß ist ihnen so eigenthümlich, wie den Liebesgeschichten, die nur bis zur Hochzeit gehen, der Verbindungsprozeß. Minder geniale Ehestandsgeschichten wiederholen dagegen nur jene Liebesgeschichten; die Eheleute trennen sich wegen einer kleinen Sünde oder durch einen Mißverstand, werden dann wieder zusammengeführt, vergeben sich und feyern eine neue Hochzeit, à la Menschenhaß und Reue. Der vorliegende Roman gehört zu dieser Gattung, nur daß er die reine Tugend des Ehepaars nicht antastet, sondern alle Schuld auf Mißverständnisse schiebt. Der Graf Rellow ist nur ein wenig mißtrauisch und hält seine Frau ohne Grund für eine Kokette. Sie dagegen ist auch nur ein wenig mißtrauisch, und hält ihn ebenfalls ohne Grund für treulos. Sie halten sich an scheinbare Beweise der wechselseitigen Schuld, da sie aus Mißtrauen sich eben nicht vertrauen, und trennen sich förmlich. Nach drey Jahren erkennen sie den Irrthum und versöhnen sich wieder. Der Roman enthält manches gute Gemälde nach dem Leben und hat eine ganz moralische Tendenz. Er will vor ähnlichem Mißtrauen warnen, und führt das Entstehen und Umsichgreifen dieser Krankheit ächt psychologisch durch. Dabey ist er so angenehm weitschweifig, als man es von einem deutschen Damenroman in zwey Bänden nur erwarten kann.

Margarethens Prüfungen, ein Familiengemälde, frey nach dem Englischen einer ungenannten Verfasserin von Fanny Tarnow. Zwey Theile. Frankfurt a. M. 1827. bey Wilmanns. Unter allen deutschen Schriftstellerinnen hat wohl keine die vielfachen Prüfungen, denen das weibliche Herz im Leben unterworfen ist, so gut gekannt und mit solcher Vorliebe und so häufig dargestellt, als Fanny Tarnow. Ihre meisten Romane stellen die Unschuld und Tugend im Unglück dar. Auch der vorliegende hat keinen andern Gegenstand. Margarethe ist die Tochter eines Schotten, welcher einer politischen Verschwörung wegen verfolgt und vertrieben wird. Die Familie ist in der äußersten Armuth und Noth, und ein Glied derselben nach dem andern stirbt

hin. Margarethe bleibt allein übrig, und außer ihr zwar noch ein Bruder, der aber als Matrose auf der See dient. Zu allen diesen Wunden, welche das Schicksal der armen Margarethe schlägt, kommt noch die härteste, durch den Verlust ihres ersten Geliebten, welcher ertrinkt. Die Verlassene wird in einem fremden Hause aufgenommen, aber auch von hier wieder vertrieben, weil der Sohn des Hauses sich in sie verliebt und die Eltern seine Verbindung mit einem so armen Mädchen mißbilligen. Endlich nimmt sich ein reicher Onkel Margarethens an und vererbt ihr sein ganzes Vermögen. Sie heirathet, aber auch hier stehen ihr neue Prüfungen bevor, und erst, als ihr Mann stirbt, findet sie im Kreis ihrer Kinder endlich Ruhe. Die Zeichnung ist treu nach der Natur, einfach und ansprechend.

Die Heimathlose, Roman von Amalie Schoppe, geb. Weise. Zwey Theile, Leipzig in der Taubertschen Buchhandlung, 1827. Die Heldin dieses Romans ist ein durch eine boshafte Stiefmutter und einen vornehmen Verführer verfolgtes Mädchen, Aurelie, die von einem ehrlichen Oberförster aufgenommen wird, dessen Sohn sie zuletzt heirathet, nachdem der Verführer bestraft ist. Die bedeutendste Nebenperson ist ein Jüngling, der im Hause der Verfolgten aufgezogen und aus Liebe zu ihr wahnsinnig geworden, aber wieder gesund wird, da man in ihm Aureliens Bruder erkennt. Dieser Roman gehört nicht zu den besten der Verfasserin.

Alma oder die Schule der Welt, von Wilhelmine von Gersdorf. Leipzig 1826. bey Wilhelm Lauffer. Auch diese Alma ist eine Waise und Verfolgte. Sie wird von einem Großoheim aufgezogen, da dieser aber stirbt, zu gräflichen Verwandten gebracht, die ihr übel wollen. Sie liebt einen jungen Prediger, wird aber einem Baron in die Hände geliefert. Das gute Kind hat sich nämlich verleiten lassen, um standesgemäß zu erscheinen, die Modeläden zu plündern, und da ihr nun eine große Rechnung zugestellt wird, die sie nicht bezahlen kann, muß sie sich dem Baron verkaufen lassen. Ihre Ehe ist unglücklich; da indeß ihr Gemahl stirbt, heirathet sie einen Grafen, welcher sie endlich glücklich macht. Die Verfasserin hätte besser gethan, uns mit dergleichen gemeinen Alltäglichkeiten nicht zu behelligen.

Heloise von Fanny Tarnow. Drey Theile. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung 1826. Dieser Roman enthält eine sehr ausführliche Liebesgeschichte aus den Zeiten Heinrichs IV. von Frankreich. Die Heldin Heloise wird schon bey der Geburt ihrem Vater, dem Grafen Saint-Dorval, geraubt und als Findelkind in einem Kloster erzogen. Als Jungfrau lernt sie zufällig den jungen Marquis von Montargis, dessen Vater ihres Vaters Nebenbuhler und bitterster Feind gewesen, in der Verkleidung eines Troubadours unter fremdem Namen kennen und lieben, verliert ihn aber wieder. Ihre Liebe bewegt sie jedoch, das Kloster zu verlassen. Auf der Flucht geräth sie mitten auf den Kampfplatz des Hugonottenkriegs. Sie wird aufgegriffen, aber zufällig zu ihrem eigenen Vater gebracht, der sie erkennt. Bald darauf wird ihr Vater in einer Schlacht verwundet, und sie geräth in die Gefangenschaft der Hugonotten. Man bringt sie zu dem Marquis Montargis, und in ihm erkennt sie den Troubadour wieder. Die Liebenden werden aber durch den Haß ihrer Väter, durch die Verschiedenheit ihrer Religionen und durch eine frühere Verlöbniß des Marquis mit einer Herzogin getrennt. Montargis heirathet und auch Heloise verspricht sich nach ihres Vaters Tode mit einem Freunde desselben. Dieser bringt sie nach Paris, wo sie Montargis wiederfindet, der unterdeß Herzog und Wittwer geworden. Nach manchem Kampf von wechselseitiger Großmuth legt endlich der Bräutigam Heloisens ihre Hand in die des glücklichen Troubadours. — Die Verfasserin ist zu bekannt, als daß man die Wahrheit und Innigkeit in ihren Schilderungen des weiblichen Herzens nicht kennen sollte. Im vorliegenden Roman ist sie vielleicht etwas zu weitläufig, doch fehlt es ihm nicht an der Wärme, die alle Gemälde dieser Dame auszeichnet.

Der Liebe Kämpfe. Ein Roman von Regina Frohberg. Zwey Theile. Leipzig bey Wilh. Engelmann 1827. Die Heldin dieses Romans, Clotilde von Welau, befindet sich in einer nicht uninteressanten Situation. Sie ist Wittwe und hat eine bereits heranreifende Tochter. Trotz ihrer Jahre wird sie aber von einem bedeutend jüngern Manne leidenschaftlich geliebt und liebt auch ihn. Aus zarter Rücksicht gegen das Mißverhältniß der Jahre bringt sie indeß das Opfer der Entsagung. Sie weigert sich standhaft dem Geliebten die Hand zu reichen, und nöthigt ihn zu reisen. Diese Reise, Zerstreuung und das reifere Alter bewirken in der That eine Sinnesänderung des Liebhabers, seine Leidenschaft für Clotilden läßt nach, und er findet eine jüngere Braut. Clotilde erkennt nun, wie richtig sie geurtheilt und gehandelt. Als Pendant zu dieser Liebesgeschichte ist noch eine zweyte in dem Roman enthalten. Clotildes Tochter nämlich wird von einem schon bejahrten Grafen geliebt, weil dieser ehemals die Mutter liebte und nun in der Tochter die Mutter sieht. Auch diese Täuschung löst sich auf, indem des Grafen Neffe an seine Stelle tritt. Der Roman zeigt von Weltkenntniß und reiner Moral, nur der Styl könnte hin und wieder besser seyn. Die Verfasserin gefällt sich in gewissen kostbaren Versetzungen z. B. „nicht kann ich es schildern" statt: ich kann nicht; oder „dir nicht kenne ich" statt: ich kenne dieses nicht ꝛc.

Emma von Hohenhausen oder die Bestimmung, von Herrmann Maler. Berlin bey Oehmigke

1826. Ein Prinz wird von der Schönheit und Tugend eines jungen Fräuleins so sehr gerührt, daß er ihr seine Hand anbietet, und macht sie dadurch, wie sich von selbst versteht, überschwenglich glücklich.

Hermine, eine Erzählung von Leibrok. Leipzig bey Kollmann 1827. Dieser Roman ist das Gegenstück zum vorigen, denn hier ist die Braut eine Fürstentochter, der Bräutigam nur ein junger Prediger. Hermine, die uneheliche Tochter eines Prinzen, wird als Waise von einer Gräfin aufgenommen und verliebt sich in ihren Religionslehrer. Der Prinz, jezt Fürst geworden, erfährt zu gleicher Zeit, daß sie seine Tochter sey, und daß sie einen Bürgerlichen liebe, und, um sein Unrecht gegen ihre Mutter wieder gut zu machen, vermählt er sie mit dem Geliebten.

Die Schwaneninsel, eine schwedische Novelle von M. Adolphi. Leipzig bey Kollmann. Zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges lebt in Schweden Eric Sture, der Sohn eines der mächtigsten schwedischen Häuser. In der Nähe der alten Burg seiner Väter an einem See lernt er die sogenannte Schwanenjungfrau, ein mystisches Wesen, kennen. Sie heißt Hillewi und ist die Tochter eines verbannten Edlen, Gustav Posse. Bald lieben sich die jungen Leute, aber das Machtgebot von Erics Vater trennt sie. Hillewi flieht, findet ihren Vater, irrt mit ihm umher, und bald nach seinem Tode stirbt auch sie, nachdem sie Eric den lezten Gruß gesendet hat. Eric heirathet nach dem Willen seines Vaters ein reiches und gutherziges Mädchen, die ihn glücklich macht. Solche Trennungsgeschichten sind in Romanen schon allzuoft vorgekommen, als daß sie neue Reize der Erfindung darbieten könnten. Der Dichter hat indeß seine Darstellung durch eine sehr glückliche Malerey zu schmücken gewußt, und er ist damit nur zu verschwenderisch. Bey jeder Gelegenheit stellt er uns die handelnden Personen mit der Genauigkeit eines Porträts dar. Im Dialog ist er weniger glücklich, seine Personen reden fast immer zu abgemessen und pathetisch. Der Ton des Ganzen ist etwas zu feyerlich und lyrisch; da dieß indeß ein Zeichen von der Empfindung des Dichters ist, so kommt es aus einer guten Quelle.

Mathilde, eine Begebenheit unserer Tage. Aus dem Englischen nach der vierten Auflage von *r. Zwey Theile, Leipzig bey Focke, 1825. Dieser Roman ist nicht uninteressant, und wenn er auch keine wirkliche Begebenheit schildert, so hat sich die Dichtung doch vollkommen mit allen Reizen und mit der Eindringlichkeit der Wahrheit geschmückt. Der Gegenstand ist ein sehr gewöhnlicher, Liebe nämlich, die mit der ehelichen Pflicht in Konflikt geräth, aber so oft dieser Gegenstand schon behandelt worden ist, so kann man die vorliegende, ganz aus dem Leben gegriffene Darstellung desselben in ihrer nackten Wahrheit neben so manchen verschönerten Schilderungen anderer Dichter noch immer schätzen. Die Heldin des Romans, Mathilde, liebte früher den jüngern Sohn einer reichen englischen Familie, und mußte ihm entsagen, da er zu mittellos war, um ihre Hand anzusprechen. Sie heirathete einen andern, rohern Mann, und ihr Geliebter verließ England. Nach einigen Jahren aber kommt er zurück, und erbt den Rang und Titel eines Lords Ormsby. Er sieht Mathilden und in beyden erwacht die alte Liebe wieder. Sie sehen sich öfter auf einer italienischen Reise, Mathildens Gatte wird eifersüchtig und mißhandelt sie, und in der äußersten Noth läßt endlich Mathilde sich von Ormsby entführen. Darauf lebt sie mit ihm in Neapel, aber verlassen und verachtet von allen Engländerinnen. Die Schande folgt ihr nach, und zehrt an ihrem Leben. Früher die Bewunderung und das Muster der Gesellschaft, von Natur edel und großherzig, muß sie jezt, durch einen einzigen Fehltritt verleitet, die schwere Bürde der öffentlichen Verachtung tragen. Lord Ormsby geht nach England, die Scheidung Mathildens von ihrem Gemahl zu betreiben, aber ehe er noch zurückkommt, raffen Kummer, Furcht und die Geburt eines Kindes die Kräfte der Unglücklichen hin. Ormsby findet seine Geliebte sterbend und sucht nach ihrem Tode vergeblich Trost im Kampfe für die Griechen.

Unter den vielen historischen Romanen erwähnen wir zunächst Andruzzos, den Livadier, von Wilhelm von Lüdemann (zwey Bände, Leipzig 1827 bey Ernst Klein). Die Geschichte spielt in Livadien um das Jahr 1770, als die Griechen mit Hülfe der Russen unter der Regierung Katharinas II. den bekannten Aufstand versuchten. Der Hauptheld ist Andruzzos aus der Familie Andrikos, die von alten Zeiten her die Hauptmannschaft über die livadischen Klephten geführt. Dieser Held erscheint hoch und riesenstark, als geborner Räuberhauptmann, aber im edelsten Licht, da er für die Freyheit seines Vaterlandes streitet. Nach vielen rühmlichen Thaten wird er zulezt durch List gefangen und nach Konstantinopel geschleppt. Hier besuchen ihn die Seinigen, doch ist es nicht möglich ihn zu retten, und er stirbt in der Gefangenschaft. Nur sein tapferer Sohn Odysseus, der in den lezten Griechenkämpfen bekannte Anführer, hält sich noch unüberwunden in den Gebirgen seiner Heimath. Dieser Roman gleicht eher einer nüchternen Geschichtserzählung, als einem Roman. Von Liebe kommt wenig darin vor, außer von der häuslichen und patriarchalischen. In diesem Sinn hat der Verfasser sehr vorzügliche Sittengemälde aus dem Familienleben der Griechen entworfen.

Anna Boleyn, ein geschichtlicher Roman von Miß Benger, aus dem Englischen von H. Müller. (Zwey Bände, Quedlinburg bey Basse, 1827), ist nicht viel mehr

als eine Biographie, und ersezt durch geschichtliches Detail, was ihm an romanhaftem Schmuck abgeht. Da indeß die Geschichte der unglücklichen Anna Boley an und für sich rührend ist, so bedarf es auch bey der Erzählung derselben nur jener einfachen schmucklosen Wahrheit, deren sich die Verfasserin befleißigt hat.

Der Raubjäger, historisch-romantische Geschichte aus dem fränkischen Bauernkriege. (Zwey Theile. Quedlinburg bey Basse 1827). Der Held dieser Geschichte ist der uneheliche Halbbruder des Grafen Max von Helfenstein, welcher leztere bekanntlich im Bauernkriege zu Weinsberg nebst einer Anzahl anderer Edelleute durch der Bauern Spieße gejagt wurde. Der Halbbruder, seiner Abstammung unkundig, wird ein Wildschüz und Abenteurer. Seine Kreuz- und Querzüge, Heldenthaten und Liebschaften sind sehr gemeiner Art, und da er an dem Bauernkriege selbst nur geringen Antheil nimmt, so tritt dieser interessante Kampf, durch dessen detaillirte Schilderung sich der Verfasser hätte Lorbeern pflücken können, viel zu sehr in den Hintergrund, und wir erhalten nur eine gemeine Räubergeschichte. Da wir gerade bey der Stadt Weinsberg stehen, wollen wir auch noch eines andern Romans gedenken, der darauf Bezug hat, Burg Weinsberg oder deutsche Frauenliebe und Männertreue, Rittergeschichte aus Kaiser Konrads III. Zeiten, (Drey Theile, Quedlinburg bey Basse, 1827). In diesem Roman ist die bekannte Geschichte von der Weibertreue umständlich wiedererzählt.

Die Schweden in Prag von Caroline Pichler (Drey Theile. Wien bey Anton Pichler 1827.) halten zwischen dem historischen und Liebesroman die Mitte. Die berühmte Verfasserin weiß dem Interesse des Romans ein geschichtliches und insbesondere ein patriotisches zu verknüpfen. Sie schildert die Eroberung eines Theiles der Stadt Prag durch die Schweden unter Königsmark, und die heldenmüthige Vertheidigung der übrigen Stadt durch die Einwohner und durch den Burggrafen Martiniz, denselben, der dreyßig Jahre früher nebst Slawata auf Befehl des Grafen Thurn aus den Fenstern geworfen worden war, den aber die Verfasserin mit patriotischem Eifer in Schutz nimmt. Diese historischen Begebenheiten bilden indeß doch nur den Rahmen für eine doppelte Liebesgeschichte, auf welcher das Hauptinteresse des Romans beruht. Graf Waldstein, ein Neffe des berühmten Wallenstein, liebt Helenen, ein schönes Prager Fräulein. Sie schließt sich aber an Odowalsky, einen vertriebenen böhmischen Edlen an, welcher den Verräther spielt und die Schweden nach Prag führt. Waldstein wird dadurch von Helenen entfernt, hilft die Stadt tapfer vertheidigen und wird von einer neuen und schönen Liebe für Johanna, ein bürgerliches Mädchen, begeistert, weil diese mit Gefahr ihres Lebens zur Beschirmung der Stadt mitwirkt. Sie wird von den Schweden gefangen und er befreyt sie. Odowalsky fällt, nachdem Helene ihn aufgegeben, um sich in die Arme des schwedischen Prinzen zu werfen. Der Abschluß des westphälischen Friedens unterbricht die Feindseligkeiten, und nun entdeckt es sich, daß Johanna die Tochter des schwedischen Feldherrn Königsmark ist, worauf sie Graf Waldsteins Gattin wird. Dieser Schluß befriedigt zwar, ist aber doch ein wenig gemein. Die Verwandlung eines bürgerlichen Mädchens in ein Fräulein oder gar in eine Prinzessin, damit sie dem Liebhaber ebenbürtig wird, ist ein allzugewöhnlicher Romanenstreich.

(Die Fortsetzung folgt.)

R o m a n.

Don Esteban oder Memoiren eines Spaniers. Aus dem Englischen von Sellen. 3 Theile. Leipzig 1827.

Diese Schrift hält das in der Vorrede gegebene Wort. In einer Zeit, da durch die allgemeine Bewegung der Nationalcharakter seinen stärksten Ausdruck erlangt, welches gewiß für Spanien die Zeit der napoleonischen Okkupation ist, schildert uns der Verfasser mit frischen, lebenskräftigen Zügen ohne Überflüssiges, in unserer Zeit so beliebtes Zubehör die mannigfaltigen Porträts des kleinen Lebens, das in Spanien von jeher zugleich das Große war. Es ist gewiß interessanter, in diesen kleinen Gemälden alle Gegensätze, welche die spanische Nationalität enthält, gleichsam in Miniatur zu erblicken, als in dem engen Rahmen sonstiger Memoiren die großen Züge des Zusammenhangs von Weltbegebenheiten zu sehen, die doch nach der Natur der Sache so abgerissen seyn müssen, daß wir aus denselben mehr die theilweise Wichtigkeit der Verfasser, als das organische Wesen der Begebenheiten erkennen können. Mehr als die sogenannten historischen Romane scheint uns ein Werk empfehlungswerth zu seyn, das uns nur die Sache selbst in ihren natürlichen Farben einfach vor Augen legt, statt ihr durch eine poetische Verwicklung erst eine Bedeutung zu geben, bey der sie denn doch nur immer als Nebensache erscheint. Es ist jedoch auch der poetischen Verwicklung unseres Werks, so sehr sie im rechten Verhältniß zu den geschilderten Thatsachen steht, als ein Fehler anzurechnen, daß sie durch eine höchst unnatürliche Heirath zwischen Bruder und Schwester endet. Dessen ungeachtet glauben wir, das Werk werde jedem Leser von gesundem Geschmack einen frischen Genuß bringen.

Nr. 77.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. September 1827.

Romane.

(Fortsetzung.)

Die Belagerung von Gotha, ein historisches Gemälde des sechszehnten Jahrhunderts von der Verfasserin der Emilie, oder so liebt ein deutsches Herz. (Leipzig, 1827, bey Wienbrack.) Dieser Roman spielt zu den Zeiten des berüchtigten Wilhelm von Grumbach, mit welchem das Faustrecht endete. Bekanntlich wurde der Ritter Grumbach, nachdem er durch den Mord des Bischofs von Würzburg des Reiches Acht verwirkt hatte, von dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Gotha freundlich aufgenommen und beschützt. Der Herzog fiel dadurch selber in die Acht, und Kaiser Maximilian II. ließ ihn in Gotha durch ein Reichsheer belagern. Nach einer langen tapfern Gegenwehr fiel die Stadt, der Herzog wurde gefangen fortgeführt, und Grumbach hingerichtet. Dieß ist die Begebenheit, welche dem vorliegenden Roman zu Grunde liegt. Wie natürlich, ist wieder eine Liebesgeschichte darein verflochten, und die Heldin ist ein Gothaisches Hoffräulein, die von ihrem Geliebten verlassen wird. Der Zusammenhang dieser Liebe mit jenem geschichtlichen Ereigniß ist so lose, als der ganze Roman ein flüchtig zusammengeschriebenes Machwerk ist.

Saladin, Sultan von Aegypten, oder die deutschen Kreuzritter in der Gefangenschaft der Sarazenen, eine Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge, von Hildebrandt (Quedlinburg, bey Basse 1827) ist eine schwächliche Nachahmung von Walter Scotts Talisman, und schildert eine ganz ähnliche Großmuthsscene aus dem Leben jenes berühmten Sarazenen. Ein anderer Kreuzritterroman, die Eroberung Antiochiens, oder Friedrich von Flamming und Kunigunde von Schwarzenstein, von Fr. Ernst (Quedlinburg, Basse 1827) erinnert mehr an Kotzebues Kreuzfahrer und schildert die Trennung und das Wiederfinden zweyer Liebenden auf der Kreuzfahrt. Noch einer der altmodischen gemeinen Ritterromane, die bey Basse in Quedlinburg erschienen sind, hat uns gemahnt, wie jene alte asiatische Banise, die Großmutter aller deutschen Romane. Der Titel ist: die Ritter von der goldnen Binde von Seb. Aniello. Diese Ritter bilden eine Brüderschaft, die einer andern, der Brüderschaft von der Nacht, entgegen arbeiten und den König von Sicilien aus der Gefahr einer Verschwörung retten. Der kostbare Styl dieses Romans ist ganz dem der asiatischen Banise nachgebildet, z. B. „Auf blühenden Granatbäumen und duftenden Orangen, unter dem dichten Gesträuch der Myrthe, bey Lunas sanften Strahlen, begleiteten Philomelens wundersame Akkorde die wehmüthigen Töne des schwermüthigen Sängers.“ Zu dieser Gattung von Romanen gehört auch Elisabee von Breitenstein, Retterin des deutschen Ordens im Schloß Wenden, historische Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert von York. (Zwey Theile. Leipzig bey Glück 1827). Die Prosa dieses Romans läuft sonderbarer Weise beynahe in lauter Jamben fort, die oft sogar gereimt sind. Marino Falieri, Doge von Venedig, Erzählung aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von Moritz Richter. (Leipzig bey Wienbrack, 1827), erzählt die schon oft erzählte Geschichte dieses Dogen wieder, ohne großen Aufwand von Talent. Doch wir müssen befürchten, uns zu weit in die niedrigste Region der Fabrikromane zu verwirren, und lenken zu den bessern Erzählungen und Novellen ein.

Unter diesen kleinern Gaben der Muse, deren Menge beynahe unübersehlich wird, müssen wir wohl zunächst diejenige auszeichnen, die den berühmtesten Namen an der Stirn trägt, Mondragora, eine Novelle von La Motte Fouqué, Berlin bey Sander 1827. Der berühmte Verfasser hat sich denn doch endlich erschöpft und ausgeschrieben. Auch diese Novelle zeigt, wie die meisten seiner spätern Zeit, das Feuer nicht mehr, das die Produkte seiner frühern Zeit ausgezeichnet. Das Romantische dieser Erzählung ist an einen bekannten alten Aberglauben geknüpft, nach welchem die sogenannte Mondragora, eine häßliche Wurzel, die man im Deutschen auch wohl das Wurzelmännlein nennt, dem, welcher sie besitzt, Glück im Spiele bringen soll. Diese Wurzel erinnert an das bekannte Galgenmännlein, welches Fouqué in seiner bessern Zeit Anlaß zu einer weit glücklicheren Novelle gegeben hat.

Die vorliegende Erzählung trifft besonders den Vorwurf, daß die Abenteuer und Schicksale, welche von dem Besitz der geheimnißvollen Wurzel abhängen, nicht mannigfaltig genug sind, und daß der Aberglaube selbst nicht sicher genug durchgeführt ist. Der Dichter hätte wahrscheinlich weit mehr aus seinem Stoffe gemacht, wenn er nicht vielleicht gefürchtet hätte, in Reminiszenzen zu fallen.

Die Erzählungen von Johanna Schopenhauer (dritter und vierter Theil, Frankfurt am Main, bey Sauerländer 1827) tragen zwar auch einen nicht unberühmten Namen, doch müssen wir gestehn, daß sie dadurch allein der Unsterblichkeit nicht versichert sind. Auch diese Dame hat sich schon ein wenig ausgeschrieben. Die Erzählung „Leontine und Natalie,“ welche den dritten Band ausfüllt, gehört zu den beliebten Entsagungsgeschichten, mit denen die Verfasserin uns schon so oft beschenkt hat. Hier ist es eine Gräfin, Natalie, die ihrem Geliebten, einem Prinzen, entsagt, damit er eine mehr politische Verbindung mit einer Prinzessin eingehen kann. Von dieser Art sind die meisten Handlungen weiblicher Großmuth und Resignation, wodurch die Romanheldinnen der Madame Schopenhauer sich auszeichnen und wodurch sie eine gewisse gemeinschaftliche Familienphysiognomie erhalten. Ist es aber nicht gerade gegen alles poetische Interesse, wenn das romantische Element, die Liebe, dem möglichst prosaischen, nämlich dem politischen oder gar ökonomischen freywillig aufgeopfert wird? und begeht der Dichter nicht eine Sünde gegen die Poesie, eine nur ihm selbst schädliche Inkonsequenz, wenn er, dem es allein vergönnt ist, die Liebe, die das gemeine Leben verdammt und ausstößt, ins Land der Ideale zu retten, wenn er, der alte geheiligte Minnetrost und Beschützer der Liebenden, auf die prosaische Seite sich schlägt und die Rechte jenes gemeinen Lebens, jener Alltagsrücksichten anerkennt? Doch es ist hier von keinem Dichter die Rede, sondern nur von einer Dichterin, und den Damen wird das Nachgeben und Resigniren immer ein wenig leichter, als den Männern. Die Erzählung „Claire,“ welche den vierten Band umfaßt, spielt in Frankreich zur Zeit der religiösen Unruhen. Claire, eine im Kloster erzogene Waise, muß einen andern, als ihren Geliebten, heirathen, wird von ihrem Mann aus schändlicher Habsucht verläugnet und verstoßen, aber von ihrem Geliebten gerächt, der jenen im Zweykampf tödtet und sie nachher selbst heirathet.

Gesammelte Erzählungen und Novellen, Frühlingsgabe von Amalie Schoppe, geb. Weise, Leipzig, Taubertsche Buchhandlung, 1827. Wenn man nachrechnet, wie viel die bekannte Verfasserin jährlich an Romanen, Novellen und Kinderschriften schreibt, so muß man sich wundern, daß ihre Arbeiten doch so nett, und, wenn auch leicht, doch nicht nachlässig sind. Die vorliegenden vier Erzählungen sind eine heitere Gabe. Die erste schildert die bekannte Geschichte der Gabriele von Vergy und des Kastellans von Coucy, die Uhland in einer seiner schönsten Romanzen verewigt hat. Die letztere enthält die eben so bekannte Geschichte der Ninon de l'Enclos und ihres Sohnes, der sich, ohne sie als seine Mutter zu kennen, in sie verliebte. Die zweyte und dritte Erzählung von der Verfasserin eigener Erfindung haben weniger Werth. Die eine schildert die unglückliche Liebe eines Mädchens, deren Geliebter ein Räuberhauptmann ist, die andere ist eine neue Variation auf ein altes Thema, wieder eine Leidens- und Todesgeschichte des Johannes Parricida, der den Kaiser Albrecht bey Baden erschlug, und dessen Buße und Tod schon so vielfältig von Novellisten behandelt worden ist.

Reseda von Fanny Tarnow, Leipzig 1827, Reinsche Buchhandlung. Diese Sammlung enthält zwey Erzählungen, ein Schauspiel und einige Fragmente über Irland nach Lady Morgan. Das Schauspiel, die Spanier auf Fühnen, schildert die bekannte Flucht der von Frankreich zurückgehaltenen Spanier unter La Romana, und hat wenig Ausgezeichnetes. Besser sind die beyden Erzählungen. Die erste, Weibliche Seelenstärke, enthält die Lebensgeschichte einer Französin, die in den Kolonien verheirathet war und alles nur erdenkliche Unglück heldenmüthig überstand. Die zweyte, Stummer Schmerz, schildert die Leiden eines jungen Mädchens, die gegen ihre Neigung verheirathet wurde und vor Gram starb, als ihr Geliebter in einer Schlacht gefallen war. Die Verfasserin gefällt sich bekanntlich in der Schilderung weiblicher Liebe und weiblicher Seelenleiden, und wenn man, abgesehen von dem vorliegenden Werk, an ihre frühern so reichen und warmen Gemälde zurückdenkt, muß man ihr zum Ruhme nachsagen, daß sie unter der großen und glänzenden Anzahl dichtender Damen sich auf das weibliche Herz vielleicht am besten verstanden hat.

Die Erzählungen aus den Papieren eines Reisenden von Harro Harring (München, bey Lindauer, 1827) sind von verschiedenem Gehalt. Die erste, der Mönch, ist ein wenig zu phantastisch und unwahrscheinlich. Ein vom Geschick Verfolgter glaubt seine Geliebte todt und wird Mönch, findet sie aber auf einem Schweizersee mitten im Sturm wieder, um mit ihr zu ertrinken. Die zweyte Erzählung, das gebrochene Herz, schildert die Leiden eines von ihrem Geliebten verlassenen Mädchens, ein sehr gewöhnlicher Stoff. Die dritte, der Flüchtling, ist dagegen originell und recht anmuthig. Ein Reisender erzählt seine wunderbare Geschichte und mystificirt nicht nur die Reisegesellschaft, sondern auch

uns Leser, die wir denn zulezt mit der Entdeckung über-
rascht werden, daß die ganze Erzählung Phantasie und
der Reisende ein entflohener Wahnsinniger sey. Es ist
dem Dichter gelungen, die Erwartung aufs angenehmste
zu spannen und zu täuschen.

Die Erzählungen von Dr. Friedrich Pauer
(Hannover, bey Hahn 1826, und Nürnberg und Leipzig
bey Zeh, 1827) zeichnen sich durch ihren heitern Ton
aus. Sie schildern Liebesgeschichten aus der vornehmen
Welt, die nach einigen Hemmungen immer ein glück-
liches Ende nehmen. Der Verfasser bewegt sich in dieser
Gattung von Novellen mit Leichtigkeit, und sein Styl ist
hie und da vielleicht ein wenig zu flüchtig.

Das Panorama launiger und ernster Erzählun-
gen von Sebaldo (Leipzig in der Weygandschen Buch-
handlung 1827) enthält acht kleine Stücke. Der Ver-
fasser hat sich in seinen frühern Erzählungen bemüht,
Leipzigs Vorzeit zu verherrlichen, indem er charakteri-
stische Scenen daraus schilderte, und auch dießmal hat
er wieder mehrere solche Gemälde geliefert, worunter
das erste Fischerstechen zu Leipzig das beste ist. Ausser-
dem ist auch die fünfte Erzählung, das Besteigen des
Vesuvs, zu loben. Die übrigen haben weniger Werth,
und die vierte ist so völlig unanständig, daß es schwer
zu begreifen ist, wie der Verfasser dem gebildeten Publi-
kum dergleichen bieten konnte.

Der schwarze Born und der Egoist, zwey
Erzählungen von Ernst Wobomerius, (Leipzig, bey
Kollmann, 1827) bilden ein nicht uninteressantes psycho-
logisches Gemälde. Der Held beyder Erzählungen, die
zusammen nur zwey Akte eines Schauspiels sind, unter-
scheidet sich von den gewöhnlichen Romanhelden durch
die Sonderbarkeit seines Temperamentes, seines über-
reizten und träumerischen Wesens. Diese Mischung und
Stimmung seiner Natur wird die Ursache seines Un-
glücks, er trägt sein finsteres Verhängniß in sich selbst
und muß es erfüllen. Darstellungen dieser Art, ächte
Charaktergemälde zeichnen sich sehr vortheilhaft vor den
unzähligen übrigen Romanen aus, wo nur Zufälle und
Begebenheiten etwas gelten, die Charaktere aber gewöhn-
lich nur obenhin und stereotypisch nach einem allgemei-
nen trivialen Muster von Romanhelden und Heldinnen
gezeichnet werden.

(Der Beschluß folgt.)

Topographie.

1) Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St.
Luziensteig bis Rheinegg. Handbuch für Rei-
sende und Freunde der Natur, Geschichte und
Poesie von Gustav Schwab. Mit zwey Char-
ten. Stuttgart und Tübingen, in der J. G.
Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Man darf sich nicht wundern, daß der rühmlichst
bekannte Dichter, der so oft in seinen Gesängen Natur,
Vaterland und alterthümliche Sagen verherrlicht hat,
aus den Höhen der Dichtung auf den längst befreunde-
ten Boden niedersteigt, um ihn ausführlicher, als es die
poetischen Formen erlauben, doch mit poetischem Geist
und der ganzen warmen Vaterlandsliebe zu schildern, die
den Schwaben und Oberdeutschen überhaupt so sehr aus-
zeichnen. Aus dieser Liebe zur Natur, Heimath und
Vorzeit muß man sich erklären, wie der Dichter zum
Topographen wird. Schon früher hat Gustav Schwab
einen Theil seines Vaterlandes ausführlich geschildert *),
jezt hat er denselben sorgsamen Fleiß dem Bodensee zu-
gewendet.

Das Unternehmen war mit außerordentlichen Schwie-
rigkeiten verknüpft, besonders in seinem historischen Theil,
denn der Bodensee hat im Kleinen so ziemlich das Schick-
sal des mittelländischen Meeres gehabt, beständig von
verschiedenen und wechselnden Herrschaften umgränzt ge-
wesen zu seyn. Wie viele verschiedene Staatsgebiete
gränzen nicht noch jezt an den Bodensee und im Mittel-
alter waren der kleinen geistlichen und weltlichen Herren
noch weit mehr. Die Specialgeschichte ist daher in je-
ner Gegend sehr verwickelt und aus der Unzahl von ein-
zelnen Chroniken und Urkunden die Einheit und Ord-
nung schwer herauszufinden, wenn es dem Forscher über-
haupt möglich war, die so sehr zerstreuten Quellen im
ganzen Umfang ausfindig zu machen. Zum Glück hat
ein sehr würdiger Alterthumsforscher, der am Bodensee
lebt und mit der Oertlichkeit und Geschichte desselben
innigst vertraut ist, den Verfasser des vorliegenden Werks
thätig unterstüzt, wie dieser in der Vorrede berichtet.
Allerdings kann ein solches Unternehmen nur durch Theil-
nahme mehrerer kenntnißreichen Männer in seinen so
sehr verschiedenen Theilen vorbereitet, aber auch nur
durch einen geistvollen und umfassenden Schriftsteller, wie
Gustav Schwab, in Einheit gebracht und ausgeführt
werden.

*) Die Neckarseite der schwäbischen Alp. Stuttgart bey
Metzler 1823.

Das Werk umfaßt vier Hauptabschnitte, 1) Landschaftliches 2) Geschichtliches 3) Topographisches 4) eine Zugabe von Gedichten.

Im ersten Abschnitt entwirft der Verfasser zuerst entferntere Ueberblicke über den See und das Gebirge am schwäbischen Ufer vom Heiligenberg, von der Waldburg und von Hohentwiel aus, sodann Uebersichten und Landschaften unmittelbar am See. Konstanz, die Inseln Mainau und Reichenau, Lindau, Bregenz und die verschiedenen Theile und Ufer des Sees, endlich die Ansichten des Rheinthals. So weit die Sprache den Pinsel ersetzen kann, hat der Dichter hier eine glänzende Reihe reizender Landschaftsgemälde nach der Natur geliefert, und gleichsam in der Vorhalle seines Werkes aufgestellt.

Darauf folgt die Geschichte des Bodensees und seiner Umwohner. Sie bildet den stärksten Abschnitt des Werks und umfaßt allein 230 Seiten. Bekanntlich war der Bodensee von dem Kriege der Kimbern und Teutonen an bis auf die Schlacht, die Massena bey Zürich schlug, der Zeuge der wichtigsten Weltbegebenheiten. Hier war der Schauplatz der Alemannenkriege, der häufigen Schwaben- und Schweizerkriege, des Konstanzer Konciliums, hier wurde Huß verbrannt, hier war die Wiege des großen Bauernkrieges, bis hieher drangen im dreyßigjährigen Kriege die Schweden. Abgesehen aber von den größern europäischen Ereignissen war die Umgegend des Bodensees auch beständig ein Schauplatz kleiner nicht uninteressanter Fehden und Begebenheiten aller Art, denn auf der einen Seite des Sees herrschte die Schweizerfreyheit, auf der andern herrschten immer viele Herrn, und beydes beförderte ein reges Leben und häufigen Wechsel. Der Darstellung der wichtigern Begebenheiten ist ein Rückblick auf die zahlreichen und berühmten, aber größtentheils untergegangenen Adelsgeschlechter in jenen Gegenden beygefügt.

Im dritten Abschnitte wird das Topographische des Sees und seiner Ufer abgehandelt. Wir erhalten ausführliche Messungen über den Rheinlauf, die Bildung, Lage, Größe, Tiefe des Bodensees und interessante Beobachtungen über das Klima und die Naturphänomene desselben, sodann ein Verzeichniß der Naturprodukte in der Umgegend und unter andern eine Flora der Umgebungen des Sees von Prof. Dr. Schübler. Dieser topographische Abschnitt schließt mit einer ausführlichen, besonders dem Reisenden wichtigen Ortsbeschreibung der Seeufer und des Rheinthals, und damit verbinden wir einen im Anhange gegebenen Bericht über die Dampfschifffahrt auf dem See.

Die poetische Zugabe des Dichters enthält zwölf Gedichte, wovon das erste, **die Schöpfung des Bodensees**, eine erhabene Phantasie, das lezte, **Gesellschaftslied auf dem Schiffe**, ein munteres Lied der geselligen Lust auf die bekannte Melodie des alten Rheinliedes: „am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben," die übrigen zehn aber Romanzen nach alten örtlichen Sagen sind. In allen diesen Dichtungen erkennen wir den heitern und sinnigen Sänger wieder, der für die deutsche Romanze und für die poetische Wiedergeburt alter verklungener Sagen schon so vielen Dank sich erworben, und neben Uhland sich ein bleibendes Denkmal in den Herzen seiner Landsleute gegründet hat.

2) Taschenbuch auf Reisen durch Würtemberg mit einem Anhang über die besuchteren Bäder Würtembergs, einem Ortsregister und zwey lithographirten Abbildungen, auch auf Verlangen mit einer Charte. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

Das Königreich Würtemberg, welches jährlich von zahlreichen Reisenden und namentlich von Durchreisenden in allen Richtungen durchkreuzt wird, hat doch bisher eines kompendiösen und genauen Reisehandbuchs entbehrt, dergleichen man von den benachbarten Rheingegenden und von der Schweiz hat. Das vorliegende Werkchen hilft diesem Bedürfniß auf die zweckmäßigste Weise ab. Es ist in fünfzehn Abschnitte eingetheilt, von denen zwölf die östlichen, nördlichen und westlichen Eintrittsstraßen in das Königreich von dem Gränzort bis zur Hauptstadt Stuttgart, drey aber die südlichen Austrittstraßen nach der Schweiz und dem Bodensee als einen Leitfaden nehmen, um daran alle den Reisenden wichtigen topographische Notizen anzuknüpfen. Wer diese fünfzehn Routen von und zum Mittelpunkte Stuttgart und die dabey angegebenen Nebenwege zu berühmten Bädern, Schlössern 2c. durchwandert hat, kennt sicherlich alles, was einen Reisenden in Würtemberg irgend interessiren kann, die Entfernung und Güte der Straßen, die besten Gasthöfe, die sehenswürdigsten Gegenden, die Städte und Dörfer und alles, was sie Merkwürdiges enthalten. Auch ist zur Bequemlichkeit des Nachschlagens dem Ganzen ein ausführliches Register beygefügt, ferner eine genaue Landcharte des ganzen Königreichs, und in zwey lithographirten Blättern der Grundriß von zwey berühmten Naturmerkwürdigkeiten in Würtemberg, der Nebelhöhle und der Sontheimer Höhle.

Nr. 78.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 28. September 1827.

Romane.

(Beschluß.)

Die Skizzen in der Manier des seligen Meißner, herausgegeben durch Adolph von Schaden, (Erste Sammlung, Augsburg und Leipzig in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung, 1827) sind nach des Verfassers bekannter Art durchgängig humoristisch. Die erste Erzählung, die Familiengruft der Grafen von Tr**t*lf**ngen, nach einer wahren Begebenheit, ist recht drollig. Ein eifersüchtiger Graf ersticht seine Frau, weil ein Offizier bey ihr ist. Dieser ist ihr Bruder und ersticht wieder ihn. Ein lustiger Vetter beerbt sie, läßt die Todten schnell beysetzen und ein prächtiges Mahl anrichten. Indeß ist das Ehepaar nur scheintodt, erwacht in der Familiengruft und geht hinaus. Plötzlich treten die blutigen Gestalten in den lärmenden Saal, und von Geisterfurcht ergriffen stäubt die ganze Schaar der unberufenen Gäste von einander. Die zweyte Skizze, das Henkermahl, ist eben nicht sehr nobel, doch voll Laune. Ein Grand von Portugall, der sich in Deutschland aufhält, ist zu einem Gastmahl von Freymaurern bestellt, verfehlt aber den Gasthof und geräth zu einem Feste, welches sich die Scharfrichter der Umgegend geben. Er merkt auch den Irrthum nicht und verliebt sich sogar in die Tochter des Gastgebers. Als er endlich enttäuscht wird, ist es zu spät, er hat schon an dem Mahl der Henker Theil genommen und ist dadurch nach altem Herkommen ihr Genosse geworden. Die Liebe siegt indeß über sein Ehrgefühl, und er läßt sich herab, den Vater um die Hand der Tochter zu bitten. Der alte Scharfrichter verlangt aber, sein Eidam solle sich förmlich ins Handwerk einweihen lassen, und erst sein Probestück bestehn. Auch das läßt sich der stolze Grand gefallen, weil ihn Liebe ganz verblendet. Bei der nächsten Hinrichtung erscheint er auf dem Platz und ist eben im Begriff, das Probestück abzulegen, als er in der Verbrecherin, die er enthaupten soll, seine ehemalige Geliebte, eine Spanierin, entdeckt. Er sinkt in Ohnmacht und der Vater vertritt seine Stelle. Seine Bereitwilligkeit hat aber hinlänglich dargethan, daß er für seine Geliebte jedes Opfer zu bringen im Stande sey, und der Vater gibt ihm nun die Tochter, indem er ihn zugleich mit der Nachricht überrascht, daß sie selbst ihm ebenbürtig und eine Gräfin sey. Der Vater nämlich war ursprünglich ein Graf, aber in einem ähnlichen Falle, wie der Grand, genöthigt worden, Henker zu werden. Der Portugiese heirathet das Mädchen und kehrt beglückt mit ihr in sein Vaterland zurück. Da indessen die nähern Umstände dieser Heirath ruchbar werden, wird er vom Adel des Landes gleich einem Verpesteten gemieden, und der König selbst befiehlt ihm, seinem Wappen einen Galgen beyzusetzen. Um dieser Schmach zu entgehen, und trotz allem seiner Liebe treu zu bleiben, begibt er sich endlich nach Amerika und lebt fortan daselbst in Ruhe und Frieden. Die übrigen Skizzen sind weniger interessant.

Freye Handzeichnungen nach der Natur von Adalbert vom Thale. (Zweytes Bändchen. Berlin, Posen und Bromberg, bey Mittler 1827.) Die erste unter den in dieser Sammlung enthaltenen vier Erzählungen, das Mädchen von Lodi, ist eine rührende Geschichte, deren Ausgang auffallend an Romeo und Julie erinnert. Trotz dieser Reminiszenz ist die Erzählung anziehend und die Hauptperson, das italienische ländliche Mädchen, nicht ohne originellen Reiz geschildert. Die zweyte und dritte Erzählung bilden zusammen ein Ganzes, das mit Thümmels Wilhelmine ziemlich viel Aehnlichkeit hat. Auch hier ist es ein simpler Landprediger, der von einem muntern Stadtmädchen angeführt wird, doch ist der Ausgang tragisch. Die lezte Erzählung, der Fliederstrauß, gehört zu den, besonders in Almanachen beliebten, Hoffräuleinsgeschichten. Ein solches Fräulein wird hier zulezt vom geliebten Erbprinzen heimgeführt. Der Styl des Herrn Adalbert vom Thale ist nicht ohne Gewandtheit und leichten Witz.

Die Erzählungen von W. A. Lindau (Leipzig, bey Hinrichs, 1827) enthalten wenig Eigenthümliches. Die erste Erzählung, der Fremdling in der Heimath, hat viele Aehnlichkeit mit einer frühern von W. Blumenhagen. Ein Bruder nämlich ermordet den andern und vertreibt

dessen Weib und Kind. Der Neffe kommt, ohne es zu wissen, als er herangewachsen ist, auf das Schloß des Oheims und nun wird der Frevel entdeckt. Die zweyte Erzählung, das Altarbild, ist eben so wenig originell. Ein schwedischer Offizier verliebt sich in ein Bild, und nachher in dessen Original. Die dritte, die beste Wahl, schildert eine nicht uninteressante Ehestandsscene, die vierte und lezte dagegen nur eine sehr gewöhnliche Trennungs- und Versöhnungsgeschichte.

Die Kriminalgeschichten und andre romantische Erzählungen von Prof. L. Kruse (sechs Bände, Hamburg in der Herold'schen Buchhandlung, 1827) sind schon früher einzeln abgedruckt erschienen und zum Theil in den frühern Jahrgängen des Literaturblatts beurtheilt worden. Im Allgemeinen müssen wir gestehen, daß diese Erzählungen weniger durch ihren dichterischen Werth, als dadurch gefallen, daß ihnen wahre Begebenheiten zu Grunde zu liegen scheinen. Sie gewähren ganz den Reiz, der Kriminalgeschichten zu begleiten pflegt, der aber von dem poetischen einigermaßen verschieden ist.

Die Spiegelbilder, Skizzen und Darstellungen nach dem Leben von K. G. Prätzel (zwey Theile, Hamburg bey August Campe, 1827) zeichnen sich durch heitern Humor und eine fließende Sprache aus. Der Verfasser ist durch seine zahlreichen poetischen und prosaischen Erzählungen in den Almanachen beym Publikum bereits hinlänglich bekannt, und, man darf auch wohl sagen, beliebt. In der vorliegenden Sammlung finden wir verschiedene, in den Taschenbüchern zuerst abgedruckte Erzählungen wieder. Der Heimathlose, der Todtenkopf, das Kegelspiel und der höchste Wurf dürften die besten seyn.

Der zweyte Band der Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien (Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827) hat dieselben Vorzüge, wie der erste, dessen früher (Nr. 23 des laufenden Jahrgangs) in diesem Blatte gedacht ist. Doch scheint die geehrte Verfasserin auch ihrerseits dem Impuls des historischen Geschmacks mehr als bisher nachgegeben zu haben, denn die erste der drey, in diesem Band enthaltenen, vortrefflichen Erzählungen spielt zur Zeit der Reformation, die zweyte in der alten Ritterzeit, und die dritte gibt uns ein Bild des Zigeunerlebens. Immerhin aber bleibt die moralische Tendenz und die feine weibliche Sittenzeichnung der hervorstechende Charakter, wie in allen, so auch in diesen Schöpfungen der Verfasserin.

Das Dreyblatt, Erzählungen von Arminia (Leipzig, bey Kollmann, 1827) enthält drey nicht übel geschriebne kleine Erzählungen, wovon die erste eine Badescene, die zweyte eine Trennung und ein unverhofftes Wiedersehn, die dritte ein launiges Aprilschicken schildert.

Schließlich erwähnen wir noch der Erzählungen von Herrn Galt, aus dem Englischen von C. v. S. Hildburghausen bey Kesselring, 1827. Sie tragen unverkennbar das englische Gepräge und haben etwas düstres, oft aber auch etwas recht humoristisches. Am schönsten ist der Katarakt von Ohiopyle, den ein Reisender hinunterstürzt. Noch düstrer, ja grausam ist die Erzählung von der Empörung auf einem Schiff und von den Seegespenstern. Mit Ausnahme der ersten Erzählung, welche die traurigen Schicksale eines jungen in Amerika als Sklave verkauften Engländers schildert, sind alle übrigen Erzählungen nur sehr kurz und oft nur fragmentarisch.

Chinesische Literatur.

Herr Rob. Morrison's Nachricht über die Chinesische Literatur, aus dem Asiatic Journal.

Der Sage nach bediente man sich in den frühesten Zeiten in China der Knotenstricke, um den Willen der Herrscher in der Ferne zu verkünden, oder sonst den Gedanken fest zu halten. Der nächste Schritt zur Verbesserung des Systems geschah durch Tsang-hün, welcher mit 4 Augen dargestellt wird, und, der Angabe nach, 2600 Jahre vor Christi Geburt gelebt hat. Von der Beobachtung eines gewissen Gestirnes, der Adern in der Schildkrötenschale und des Eindrucks von einem Pferdehuf, verfiel er auf den Gedanken Buchstaben zu bilden. Dünn geschnittene Bambus waren der erste Gegenstand, auf den man schrieb; zunächst bediente man sich hierzu der Seide und ungefähr im ersten Jahrhundert christl. Zeitrechnung erfand man das Papier. Als Mittel zum Schreiben bediente man sich anfangs eines zugespizten Stöckchens, welches in flüssige Tinte getaucht ward. Haarpinsel benuzte man bereits 300 Jahre vor Christi Geburt. Um das Jahr C. 600 erfand man die harten Tintenstöckchen, und gegen das 10te Jahrhundert entdeckte man das Mittel, von gestochenen Blöcken Abdrücke zu nehmen.

I. Die Chinesische Literatur besteht aus den Werken oder Sammlungen der alten Philosophen aus der Zeit des Confucius (eigentlich Kung-fu-tse) 500 Jahre vor C. G.; nebst den vielen Noten, Commentarien und Umschreibungen des ursprünglichen Textes; dann den Streitschriften über deren Aechtheit, die Ordnung gewisser Wörter oder Sätze und den Sinn dunkler Stellen. Der Text des Wu-king (fünf heilige Bücher) und des Sse-schu (4 Bücher), welche von 4 Schülern des Confucius zusammengetragen worden, wovon sie den Namen haben, enthalten die Lehren und Grundsätze, die ihr Meister billigte und ihnen mitgetheilt hatte. Der Zahl der Bücher nach, gleicht das eine Werk dem Pentateuch Mosis und das andere den 4 Evangelisten. Aber wie au-

ders ist ihr Inhalt! Mit Ausnahme einiger Stellen in dem ältesten Theile des Wu-king, welche etwas von der Kenntniß zu enthalten scheinen, die Noah seinen Kindern mitgetheilt haben muß, ist das übrige nichts als ein ungöttliches Gebäude von persönlicher, häuslicher und staatswirthschaftlicher Sittlichkeit, die keine andere Quelle hat, als den Stolz des menschlichen Herzens, oder die Ruhmsucht, oder gegenwärtige Bequemlichkeit. .....

II. Das nächste im ernsthaftern Theil der Chinesischen Literatur, sind Geschichten von China, und seinen innern und auswärtigen Kriege, besonders mit den Hunnen und Tartaren, welche viele Bände einnehmen, und gewöhnlich in einem ernsthaften Styl geschrieben, und mit Bemerkungen über vorkommende Personen und Begebenheiten vermischt sind, und in welchen dann und wann ein Versuch erscheint, Wirkungen auf die Ursachen zurückzuführen, die in dem von ihnen erdachten Zweywesigen herrschen sollen, von welchem sie glauben, daß die moralische und physische Welt beherrscht werde. Sie setzen ihre Fluth ungefähr 2200 Jahre vor C. G. (Hr. Claproth sagt 308. Anm. d. Uebers.) und führen ihre vorsluthige Sagen hinsichtlich ihres großen Stifters Fo-he und Nu-wo, welcher Steine schmolz und die Himmel damit ausbesserte, bis auf 3200 v. C. Ob aber Nu-wo ein Mann oder ein Weib gewesen, wissen sie nicht, denn, sagen sie, obgleich das Zeichen Weib in dem Namen erscheint, so beweist dies doch nichts, weil es zur Zeit keine Buchstaben gab.

III. Das dritte Buch heißt Jih-King, und enthält die Lehre von den Umwandelungen und Veränderungen, welche auf das System der Zweykräftigkeit in der Natur gegründet sind, die nach ihnen das Weltall durchdringt. „Es gibt nichts, wie groß es seyn mag, das diese Grundsätze nicht durchdringen; und nichts, wie klein es auch sey, das sie nicht heilen.“ Was aus ihrer, übrigens längst bekannten, Philosophie hervorgehet, ist ein Tan-kieh oder Le, das wohl mit unserem Ausdrucke: erste Ursache übereinstimmen mag. Aber diese Erste Ursache ist bei ihnen nicht ein Gegenstand der Ehrfurcht, der Hoffnung, des Vertrauens oder der Anbetung — es ist nicht ein Gott, sondern eine die Natur belebende Allheit ohne Einfluß auf, oder Verbindung mit dem Menschen. Ja die Götter selbst sind, wie das übrige Weltall, das Werk der Zweikraft Sang und Sin (Ruhe und Bewegung); obgleich durch die mannichfaltige, phantastische Verbindung von mathematischen Gestalten, auch das Gute und Böse, Glück und Unglück auf diese Zweykraft zurückgeführt werden. Auch muß man bekennen, daß dieses Werk viele gute Lehren enthält. Ein kathol. Missionär gab in dem zweyten Theil der Mémoires sur la Chine eine seyn sollende Erklärung von der chinesischen Metaphysik, und will in dem Worte Schang-te den allmächtigen Gott erkennen, und Dr. Milne verstehet es ebenfalls so. Aber es ist gewiß, daß seit der Sung-Dynastie die Schriftsteller nach und nach alles Göttliche aus den Schriften der Alten heraus demonstrirt, und den Materialismus daraus gemacht haben, den wir jezt in ihrem System finden, und den die Franzosen noch pur déisme nennen.

IV. Das vierte Buch heißt Wu-King, eine allgemeine Vorschrift für das Benehmen und die zu beobachtenden Feyerlichkeiten in allen Lagen des Lebens. Dieser Theil der alten Schriften wird auch Le-King genannt, in welcher Bedeutung das Wort Le, Gebräuche und Feyerlichkeiten, persönlichen Anstand, Höflichkeit u. s. w. meinet. — Eine gewisse Selbstachtung, und Achtung gegen andere, ein Ernst im Denken, im Wesen und Benehmen liegt allem andern zu Grunde. Ein Lieblingsausdruck der Chinesen, dessen sie sich fast immer bedienen, wenn sie von den Sitten reden oder schreiben, sind die in dem ersten Satze dieses Werkes enthaltenen Worte: Wu pin King, nie nicht ernsthaft; d. h. immer ernsthaft; nicht im Widerspruche mit Heiterkeit, sondern als Unterscheidung von leichten Gedanken, leichtfertigen Reden, und hastigem Wesen.

V. Das fünfte, Feiv-King, ist eine magere Chronik von Confucius eigener Zeit, und das einzige Werk, das er selbst geschrieben.

VI. Die früher erwähnten vier Bücher enthalten die Grundsätze der Confucius'schen Schule. Es ist ein System der Schicklichkeit und des Anstandes, welchem wenig oder nichts von göttlichem Ansehen zu Grunde liegt. Es ist nur durch die Anerkennung dieses Systems, daß ein Mann in China zu Aemtern, Würden und Einkünften gelangen kann; die Priester werden nicht zu dem niedrigsten Amte zugelassen; alle Macht ist bey den Gelehrten, und diese sind auch so herrschsüchtig, als irgend eine Klasse von Menschen es seyn kann. In jenen Büchern wird die Kenntniß als Grundlage betrachtet; aber nicht allein Gelehrsamkeit, sondern vorzüglich, was dort eine klare Erkenntniß glänzender Tugend genannt wird, eine genaue Wahrnehmung des Lichtes der Natur vereinigt mit dem ernstlichen Willen, diese Erkenntniß auf die sittliche Verbesserung des innern Menschen anzuwenden. Zunächst kommt die Anwendung dieser Erkenntniß zum Vortheile anderer, oder, wie sie es nennen, zur Erneuerung des Volkes; und zulezt eine beständige und feste Anhänglichkeit an die Grundsätze und Uebung der früher erkannten Tugenden. Tugend und Laster bezeichnen sie durch: allgemeines und persönliches Wohl, öffentlichen und eigenen Vortheil, wohlwollende und selbstsüchtige Gefühle... In dem kaufmännischen Theil von China sagt man, die Europäer und Amerikaner seyen ein gewinnsüchtiges, kühnes Volk von Abenteurern, das des Vortheils willen die Genüsse und Be-

quemlichkeiten der Heimath verlasse. Die Chinesen setzen bekanntlich die Urbarmacher des Geistes in die erste Klasse, die Urbarmacher des Feldes in die zweyte, die Verarbeiter der Erzeugnisse der Erde in die dritte und die Händler mit denselben in die lezte. Die erste Klasse der Gelehrten sieht alle andere Klassen mit Verachtung an. Sie bilden die Herrschaften, die Gebildeten, die Beamten, die Statthalter, Minister und Gesandten des Landes, und geben sich immer das Ansehen, als verachteten sie das Le oder den Gewinn aufs äußerste. Und um ihre Verachtung des Reichthums und der Pracht desto deutlicher an den Tag zu legen, sieht man oft die vornehmsten Männer mit einem Gefolge in zerlumpten Kleidern. Der Besitz der Macht gilt ihnen für jeden andern Besitz. Hinsichtlich der Regierung halten sie dafür, daß die Herzen des Volks und die Bestimmung der Regierung Hand in Hand gehen; daß derjenige, welcher des Volks Herz gewinnt, den Thron erwerben müsse, und nur der ein tugendhafter Prinz genannt zu werden verdiene, welcher der Menschen Liebe zu gewinnen wisse. Tugend, Volk, Land, Einkünfte ist die Ordnung, welche den Herrschern als die Ordnung der Natur empfohlen wird, die der Himmel billige, und Schang-te (der oberste Herrscher) mit Vergnügen ansehe. Sollte aber durch eine falsche Politik diese Ordnung umgekehrt, und Einkünfte als das erste, und Tugend als das lezte betrachtet werden, — dann müsse der Herrscher des Volks Herzen verlieren, des Himmels Beschlüsse ihm entzogen werden, Schang-te mit Mißvergnügen auf ihn blicken, und der Thron einem anderen gegeben werden. Die Lehre von der Gleichgültigkeit gegen Reichthümer ist allgemein verbreitet; und der blos Reiche, wenn er nicht zugleich Gelehrsamkeit, Macht oder Tugend besizt, wird selbst von dem Volke verachtet.

Geschichte.

Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Durch Ernst Münch. Mit Kupfern und Urkunden. Erster Band. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

Dank dem Sammlerfleiß und historischen Geist des Verfassers, der uns eines der großartigsten, edelsten Bilder aus der verworrensten, aber auch heldenmäßigsten Zeit des deutschen Volkes und eben damit ein Kleinbild dieser Zeit dargeboten hat! Nur auf dem Wege, den die vorliegende Schrift einschlägt, können wir dazu gelangen, in dem gemischten Treiben dieses und anderer Jahrhunderte den rothen Faden zu finden, der durch die in der Ferne sich scheinbar widerstrebenden Bewegungen läuft, und eine schöne Consequenz in das Ganze bringt oder vielmehr sie aus dem Gewirre der Thatsachen heraussucht. Der Zusammenhang Sickingens mit Hutten und Luther, der zwar bisher schon bekannt, aber noch nicht in seinen inneren Verhältnissen erblickt war, das Verhältniß des großen Mannes zu Kaiser und Ritterschaft, so wie zu der alten Kirche und der neu aufkeimenden Reformationslehre, gibt erst seinen Unternehmungen das rechte Licht, um sie nicht als faustrechtliches Unterfangen roher Gewalt anzusehen. Sonnenklar tritt das Verhältniß der Städte sowohl zum Reich, als zu der sinkenden Ritterschaft in den Fehden des hier behandelten Helden, mit Worms, Metz, Darmstadt und Frankfurt hervor; eben so das Verhältniß der Fürsten unter einander und zum Adel, in seinem Krieg mit Hessen und Pfalz und im Streit des schwäbischen Bundes mit Herzog Ulrich von Würtemberg. Die geistlichen Fürsten, der deutschen Ritterschaft stets ein Dorn im Auge, läßt in ihrer Weltlichkeit die Fehde mit Trier sehen. Sodann läßt uns der Verfasser tiefere Blicke in die Verhältnisse Frankreichs zu Deutschland und die Politik des römischen Kaiserhofs thun. Das tragische Ende des rastlosthätigen Geistes wird jeden Leser ergreifen und ihm im ganzen Leben des Mannes, der ihn besaß, ein zusammenhängendes Drama zeigen, erhaben selbst über den von Goethe als Mittelpunkt des Zeitalters geschilderten, aber in weit engern Schranken eingeschlossenen Göz von Berlichingen, der nach des Verfassers eigener Bemerkung nur das Nächste um sich sah und kräftig ergriff, was Geister, wie Sickingen, ihm in die Hand gaben. Dieser ist der lezte aufglühende Funken des alten Ritterthums, der auf schöne Weise dem Ritter ohne Furcht und Tadel im Krieg gegenüber stand, Ulrich von Hutten's und Götzen's Freund war und Luthern sein gutes Schwert anbot. Ueber die Sammlung der Urkunden selbst kann hier Nichts erinnert werden, weil dies zu weit führen würde. Die angeführte Grabschrift des Ritters scheint eine Verstümmlung des im Kloster Schönthal befindlichen Epitaphs auf Götz von Berlichingen zu seyn, das zwar eben so unpoetisch, aber metrisch richtiger ist. Die Sprache des Verfassers ist bekanntlich edel und kräftig, fällt aber zuweilen ins Gesuchte. — Unsern historischen Romanschriftstellern können wir mit gutem Gewissen sagen, daß auch hier wieder ein Feld zu entweihen ist.

Nr. 79.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 2. Oktober 1827.

Griechische Literatur.

Auszug aus dem cours de littérature grecque moderne donné à Genève par Jacovaky Rizo Neroulos, ancien premier ministre des hospodars grecs de Valachie et de Moldavie. Genève chez Abraham Cherbaliez libraire 1827.

Ein Ueberblick der griechischen Literatur, ihrer Entstehung, ihrer Fortschritte, ihrer Folgen, von einem Manne, der vielleicht mehr als irgend ein Neugrieche im Stande ist, über diesen Gegenstand genaue Nachrichten zu geben.

Jakovaky Rizo Nerulos wurde zu Konstantinopel im Jahre 1778 geboren, in einer vornehmen Familie, die sowohl in der Diplomatie, als der neugriechischen Literatur einen Namen hat. Er erhielt eine treffliche Erziehung. Im 20sten Jahre wurde er vom Hospodar der Moldau, Ypsilanti, dem Vater der zwey in unsern Tagen berühmt gewordnen Männer, zu der ehrenvollen Stelle seines Oberstallmeisters erhoben. Später trat er in die Dienste des Hospodars der Walachey, Johann Karadza, und wurde bis zum ersten Minister befördert. In dieser Stelle, die er vier Jahre lang bekleidete, trug er große Sorge für den Flor des Lyceums in Bucharest, und rief treffliche Lehrer dahin. Im Jahr 1819 erhielt er dasselbe Amt bey dem Hospodaren der Moldau, Michael Sutzo, und benuzte auch hier sein Ansehen, um das Gymnasium in Jassy zu heben, und mehrere Schulen des gegenseitigen Unterrichts zu gründen.

Als naher Anverwandter von Ypsilanti mußte Rizo den Plan des Aufstandes genau kennen, der in der Provinz, welcher er als Minister vorstand, zum Ausbruche kam. Sein ältester Sohn trat in die heilige Schaar ein. Er selbst aber zog sich nach dem Ausbruch der Revolution mit dem Hofe und den Bojaren in die Nähe von Odessa zurück. Hier blieb er zwey Jahre einzig mit der Sorge für seine Familie beschäftigt. Im Jahre 1823 beschloß er, sich mit seinen ältesten Söhnen auf den Schauplatz der Revolution nach Morea zu begeben. Da der kürzere Seeweg für ihn verschlossen war, mußte er den längern durch Polen, Deutschland und die Schweiz einschlagen, um in Livorno ein Schiff zu besteigen. In Genf ließ er zwey seiner Söhne, um daselbst ein Jahr lang die Artillerie zu studiren. Er selbst erwartete sie in Pisa. Indessen waren sein Bruder und sein Schwager in Konstantinopel erwürgt worden, und um das Unglück voll zu machen, starb sein ältester Sohn, kaum von Genf zu seinem Vater gekommen, in seinen Armen. Der Unglückliche war trostlos. Da wurde er von seinen Genfer Freunden eingeladen, um ihn wo möglich zu zerstreuen und durch die Beweise allgemeiner Theilnahme und Achtung zu trösten: Er sollte einen Kurs der neugriechischen Literatur geben. Dies that er unter allgemeinem Beyfall; sein Manuscript erschien im Anfange dieses Jahres gedruckt.

Man sieht hieraus, daß seine Stellung ihm erlaubte, Alles, was die Fortschritte der Volksbildung und der Literatur in Griechenland betrifft, genau zu kennen. Er besizt aber auch in einem hohen Grade den Sinn dafür, denn er ist selbst einer der ausgezeichnetsten neugriechischen Dichter und Verfasser mehrerer dramatischen Stücke, welche auf den griechischen Theatern zu Jassy, Odessa, Bucharest und Corfu mit Beyfall aufgeführt wurden.

In seinem Kursus betrachtet Rizo die neuerwachten Studien seines Volkes hauptsächlich als Staatsmann, er zeigt, welchen Einfluß sie auf die politische Wiedergeburt seines Vaterlandes gehabt haben. Wenn die Thatsachen, die dieses Werk gibt, wahr sind, (und sie tragen den Stempel der Aechtheit an sich), so muß man gestehen, daß bey keinem andern Volke der Einfluß der Literatur auf die Verbesserung des politischen Zustandes der Nation und die Freyheit so sichtbar ist. Freylich waren auch die Umstände hier ganz eigenthümlich. Da die brutale Barbarey der Türken keine Veränderung in der Lage der Griechen erlaubte, so konnte nur die Literatur, oder vielmehr die Studien der Gelehrten, die Leiter bilden, um aus der Masse der Civilisation im übrigen Europa nach und nach einige Bildung in dieses unglückselige Volk überzutragen.

Zur Zeit, als die Türken Konstantinopel eroberten,

war die Barbarey in beyden Völkern gleich groß, nur waren die Türken den Griechen an moralischer Kraft überlegen, während diese vor jenen die Möglichkeit künftiger Bildung voraus hatten, welche den Türken durch ihre Religion, vielleicht durch ihre Natur auf immer verschlossen blieb. In den ersten Jahrhunderten der Unterdrückung, im sechszehnten und siebzehnten, ward die griechische Kirche für die Nation dasselbe, was im dunkeln Mittelalter die occidentalische dem Abendlande gewesen war: sie erhielt den schwachen Funken eines Lichtes, das später wieder aufglänzen sollte, aber noch mehr, sie erhielt auch die Nation, weil ohne die angestrengtesten Bemühungen der Geistlichkeit, bei dem elenden Leben, das denen gewiß war, die bei der Religion ihrer Väter verharrten, und bei den Hoffnungen, welche der Uebertritt verhieß, am Ende das ganze Volk mit den Unterdrückern in eine Masse verschmolzen wäre. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts begann eine andere Ursache heilsam für die Griechen zu wirken, und die Befreyung des Volks von weitem vorzubereiten. Einigen von den Familien, die seit der Unterjochung sich unter dem Namen der Fanarioten um den Patriarchenstuhl in Konstantinopel versammelt hatten, gelang es, Einfluß auf die türkische Staatsverwaltung zu erringen. Die Bessern unter ihnen benützten ihr Ansehen, zur Unterstützung von Gelehrten, zur Anlegung von Schulen, zur Verbesserung der Lage des griechischen Volks, dessen Retter sie mehrmals wurden.

Seit dem türkisch-russischen Kriege im Jahre 1760 erlitt die frühere Behandlung der Rayas von Seiten der türkischen Regierung eine Veränderung, welche von unschätzbarem Werthe für die Griechen war. Die Russen hatten den Türken durch das Glück ihrer Waffen solche Furcht eingejagt, daß ihre Konsuln in der Levante sich erlauben durften, einzelnen Griechen Konsulatspatente zu ertheilen. Diese Gelegenheit benützten natürlich sehr viele. Nun wuchs der griechische Handel, und schaffte die Mittel größerer Geistesbildung. Eine Menge Neugriechen, zum Theil von Kaufleuten großmüthig unterstützt, reisten nach Europa, um dort zu studiren, und brachten die erworbenen Kenntnisse nach Hause zurück. In diese Zeit fällt auch die Gründung der Hetärie durch Riga, welche die Revolution in unsern Tagen zur Reife brachte. Dies wären kurz die hauptsächlichsten Momente, welche, nach Rizos Werk, in Griechenland Geistesbildung wieder herstellten, und dadurch die Begierde nach Freyheit erweckten.

Die Sprache ist überall die Basis der Geistesbildung. Rizo schickt daher eine Einleitung über die Geschichte der griechischen Sprache voraus. Was er über ihre Blüthe im alten Hellas sagt, übergehen wir füglich, theils weil es nicht nothwendig zur Sache gehört, theils weil es mit den unter uns bekannten Ansichten ziemlich übereinstimmt. Von den Zeiten Alexanders an begann die Sprache mit der Literatur zu sinken. Aber ihr eigentlicher Verfall wurde erst unter Justinianus recht sichtbar. Die Kaiser und die Vornehmen sprachen im Anfange der Versetzung, römisch, die Gesetze lauteten latinisch. Justinianus hob den größten Theil der Schulen in seinem Reiche auf, um aus ihren Einkünften Festungen gegen die Perser zu bauen; dies gab der Volksbildung einen harten Stoß.

Außerdem war die Hauptstadt seit langer Zeit ein Sammelplatz von Barbaren aller Art, denen Stellen im Heere gegeben wurden. Am unglückseligsten wirkte aber auf die Verderbniß der alten Sprache die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer. Alle Dialekte des Abendlandes wurden durch sie mit Gewalt eingeführt, und so die Sprache des Volks ganz verdorben. In diesem Zustande blieb nun die neugriechische, aus der Verderbniß der alten Sprache entstandene Sprache bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts. Wohl gab es auch bis zu diesem Zeitraum einzelne Gelehrte; aber keine Literatur, denn sie schrieben in der altgriechischen Sprache, die das Volk nicht verstand. Erst mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts begann man die Mundart des Volks als Schriftsprache zu gebrauchen und zu veredeln. Von dieser Zeit an datirt daher Rizo die neugriechische Literatur.

Er unterscheidet darin drey Perioden. Die erste von 1700—1750. Erste Anfänge. Schon gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts waren Schulen im Fanal zu Konstantinopel, auf dem Berge Athos, in Janina, in Patmos, in Korfu und in Larissa entstanden. Jezt bildeten sich neue, und die alten wurden verbessert. Der Unterricht, der sich früher auf Erlernung des Altgriechischen, auf ein wenig Rhetorik, auf die Elemente Euklids, und die Physik von Blemmides beschränkt hatte, wurde ausgedehnt. In diesem Zeitraume gewannen die Griechen auch politischen Einfluß. Die Dragomane der Pforte und die Fürsten der Moldau und Wallachei wurden aus ihnen genommen. In der zweyten Periode von 1750 bis 1800 sind die Griechen hauptsächlich damit beschäftigt, die wissenschaftlichen Schätze Europas in ihr Vaterland einzuführen. Das Reisen in das civilisirte Europa wurde Gewohnheit. Die dritte Periode von 1800 bis auf die neueste Zeit zeichnet sich durch das Bestreben aus, die erlernten Wissenschaften politisch anzuwenden, d. h. das Joch der Barbaren zu brechen.

Der ausgezeichnetste Mann der ersten Periode, Maurokordato, aus der Insel Scio gebürtig, studirte in Italien und wurde zuerst Professor der Philosophie an der griechischen Schule zu Konstantinopel, als der zweyte Grieche, dem diese Würde zu Theil wurde, empfohlen durch seinen Vorgänger Panapotaky. Aus seiner Schule

gingen viele treffliche Männer hervor, wie Miniati, Cavellas, Meletius und andere. Maurokordato benützte sein Ansehen zur Beschützung seines Volks gegen die Räubereyen der Paschas und zur Gründung mehrerer Schulen in Europa und Kleinasien, die er zugleich mit Büchern beschenkte, welche er auf seine Kosten in Europa hatte aufkaufen lassen. Sein Sohn, Nikolaus, wurde der erste griechische Fürst der Wallachey, und trat in die Fußstapfen seines Vaters. Die ausgezeichnetsten Schulen in dieser Zeit waren die zu Konstantinopel und Janina. Schon damals reisten viele Griechen nach Europa, besonders um Medizin unter dem berühmten Boerhave zu studiren.

In der zweyten Periode zeichnete sich aus, Samuel, gebürtig aus Konstantinopel, früher Erzbischof von Derkos, später Patriarch. Berühmt durch die Strenge seiner Sitten, war er auch der erste Literator seiner Zeit. Der griechischen Kirche leistete er große Dienste; so brachte er mehrere Bisthümer, die sich der Herrschaft des Patriarchen entzogen hatten, wieder unter den Stuhl zu Konstantinopel. Ein schöner Beweis seines hellen Geistes ist sein Haß gegen die Bettelmönche, welche er überall in der öffentlichen Meynung lächerlich zu machen suchte. Er schrieb viele Schriften in neugriechischer Sprache, noch mehr aber nützte er der Literatur seines Volkes dadurch, daß er die klassischen Werke der Europäer zu übersetzen rieth; wirklich übertrug von ihm aufgefordert der Fürst Nikolaus Caradza den Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen und das Zeitalter Ludwigs XIV. von Voltaire und die Geschichte der spanischen Verschwörung gegen Venedig von Raynal.

Nach Samuel zeichnete sich in dieser Zeit am meisten aus: Eugen von Corfu, mit dem Beinamen Bulgaris. Er studirte zuerst in Griechenland, durchreiste dann Italien, Deutschland, Frankreich, und redete die Sprachen dieser drey Länder mit Fertigkeit. Nach seiner Zurückkunft wurde er Lehrer auf dem Berge Athos, und verfaßte in diesem Amte mehrere sehr geschätzte Bücher; sein neugriechischer Styl wurde Muster, bis Coray auftrat. Schon alt ging er durch die Großmuth Katharinas angelockt nach Rußland, und erhielt von der Kaiserin den Auftrag, die Aeneis in neugriechische Verse zu übersetzen. Er vergaß jedoch in dieser neuen Stellung seines Vaterlandes nicht, und übergab dem Minister Katharinas, Potemkin, eine Denkschrift, worin er die Kaiserin zur Befreyung der Griechen aufforderte. Aber seine Hoffnungen wurden durch Potemkins Tod vereitelt. Zur nämlichen Zeit mit Bulgaris machte sich auch Theotoky aus Corfu berühmt. Auch er trat in Katharinas Dienste und starb als Erzbischof von Astrachan, nachdem er seinen literarischen Ruhm durch mehrere Werke über Geographie, Physik und Mathematik und auch durch Predigtbücher begründet.

Indessen war die französische Revolution ausgebrochen, und hatte alle Köpfe entzündet. Der berühmte Riga von Velestin in Thessalien faßte den Plan, sein Land zu befreyen. Seine Geschichte ist unter uns bekannt. Aber sein Beyspiel wirkte auch nach seinem unglückseligen Tode fort. Die Idee der Befreyung war mächtig angeregt, sie wurde von den Gelehrten aufgefaßt; und Rizo versichert, daß von dieser Zeit an die Wissenschaften nicht mehr, wie früher, um des Styls und der Gelehrsamkeit willen, sondern mit dem Bestreben nach praktischer Anwendung studirt wurden. Diese veränderte Art des Unterrichts wurde von den besten Lehrern befolgt, wie Lambros von Janina, Lehrer am Lyceum zu Bucharest, Neophytos Dukas, Daniel Philippides, Benjamin von Mitylene, welcher eine treffliche Schule in Cydonia gründete, Psalidas von Janina, Schüler unseres Kant, welcher Ali Pascha zum Uebertritt zur christlichen Religion bereden wollte, und bey ihm in Gunst stand. Bey der Barbarey der Türken muß es auffallen, daß so viele gelehrte Männer und so viele Schulen aufkommen konnten. Rizo erklärt sich hierüber also. Den Türken verbietet der Koran mit Gewalt Proselyten zu machen, dafür verordneten sie, daß keine neue Kirche angelegt, keine Schule gegründet werden dürfe. Diese hinterlistige Politik wirkte besonders bey den asiatischen Christen, die viel isolirter waren, als die europäischen, und an Zahl den Türken nachstanden. Sie wären ohne die Thätigkeit der Patriarchen unfehlbar alle abgefallen. Indessen haben die Türken eine abergläubische Verehrung für die Priester, zu welchem Glauben sie auch gehören. Dies erlaubte die Errichtung von Primärschulen in den Vorhallen der bestehenden Kirchen und Klöster. Höhere Schulen wurden unter dem Namen von Narrenhäusern gegründet, weil der Türke die Wahnsinnigen für gottgeliebte Menschen hält. Unter diesem Titel wurden mehrere Schulen von Panajotaky und seinem Nachfolger Maurokordato gestiftet. Erst unter Selim III. wurde die Errichtung von Schulen gesetzlich gestattet. Dieser Kaiser ließ sich weniger aus Toleranz als aus Charakterschwäche und Furcht vor den Russen bereden, den Fürsten Demetraky Moruzi zum Generalinspektor der griechischen Schulen im Reiche zu ernennen. Nun war die Bahn gebrochen. Die schönsten Anstalten, welche dieser Veränderung im Systeme der Türken ihr Bestehen verdanken, sind die Lyceen zu Kurutzesme, nahe bey Konstantinopel, zu Cydonia, Smyrna und Scio.

Am wohlthätigsten wirkte aber zur Ausbreitung der Civilisation unter den Griechen das politische Ansehen der sogenannten Fanarioten. Der Verfasser, selbst ein Fanariote, dabey aber nicht blind gegen ihre Fehler, wid-

met ihnen einen großen Artikel. Ihr Ursprung reicht bis zur Zeit der Einnahme von Konstantinopel hinauf. Nach dem Falle der Stadt versammelte sich eine kleine Anzahl vornehmer Familien um den Patriarchen. Schon in den ersten Jahren der türkischen Herrschaft hatte Genadius, damaliger Patriarch, von Mahomet II. einen Tempel in der Mitte der Stadt erhalten; weil er aber von muselmännischen Häusern rings umgeben war, wurde er den Christen wieder entzogen; zum Ersatz erhielten sie eine andere elende Kirche, an dem Thore gelegen, das schon unter den Kaisern ἡ πύλη τȣ̃ Φαναρίȣ (Thor des Leuchtthurms) hieß. Hier baute sich der Patriarch ein Haus, und um ihn siedelten sich jene Familien an, welche nun nach der eigenthümlichen Weise der griechischen Kirche den Laienklerus bildeten. Daher denn der Name Fanarioten. Im Anfange waren sie arm, und unterdrückt wie das übrige Volk; als es aber zuerst dem Griechen Panajotaky und dann Maurokordato gelang, Dragoman der Pforte zu werden, und besonders als die Fürsten der Moldau und Wallachey aus ihrer Mitte gezogen wurden, gewannen sie immer mehr Macht. Sie bekamen auch in den auswärtigen Angelegenheiten der Pforte, als Dollmetscher, Agenten, Sekretäre wichtigen Einfluß; durch ihre Stellung waren sie gezwungen, sich Kenntnisse in den Sprachen und den Wissenschaften zu erwerben, daher wurde die Gelehrsamkeit von ihnen geschüzt und unterstüzt.

(Der Beschluß folgt.)

D i c h t k u n s t.

Damenbibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens. Einheimischen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet. Herausgegeben von Hofrath Aloys Schreiber. Erste Reihe, fünf Bändchen. Heidelberg 1827, bey Engelmann.

Der erste Band dieser Sammlung beginnt mit einer neuen, von Karl Geib verfaßten, Uebersetzung des bekannten chinesischen Romans, Ju-Kiao-Li oder die beyden Muhmen, aus dem Französischen des M. Abel Remusat, und die Fortsetzungen dieses Romans laufen durch die folgenden Bände. Außerdem findet sich im ersten Band eine Erzählung, der Andreasabend und ein kleines Gedicht, beyde vom Herausgeber, ferner der Anfang eines Romans, Glanz ohne Frieden, aus dem Englischen von Karoline Stille, dessen Fortsetzungen ebenfalls durch die folgenden Bände laufen, und endlich eine interessante Notiz über das wirkliche historische Daseyn eines Marquis Posa und über die wahren Umstände seines Todes, die von denen im Schillerschen Trauerspiel nicht sehr abweichen. Im zweyten Band befinden sich außer den Fortsetzungen ein Paar kleine Gedichte und ein Auszug aus der bekannten Reise Denhams und Klappertons ins innere Afrika; im dritten eine gute Anzahl poetischer Erzählungen, Legenden, Romanzen und Balladen von dem immer noch rüstigen und in seiner Art sehr liebenswürdigen, alten Epigrammendichter Haug, und der Brautschatz, eine Erzählung vom Herausgeber; im vierten einige geographisch-ethnographische Miszellen und Gedichte von Geib; endlich im fünften, Darstellungen aus der Geschichte des französischen Hofes im achtzehnten Jahrhundert, und die Schuldverschreibung, eine Erzählung von Elise Rächler. Aus dieser Uebersicht wird man sich vom Plan und Gehalt der Sammlung ungefähr einen Begriff machen können. Es ist offenbar sehr zu loben, daß der Plan auch auf Gegenstände des Wissens und nicht blos auf belletristische Tändeleyen ausgedehnt worden ist, wenn auch in der ersten Lieferung die erstern noch viel zu wenig berücksichtigt worden sind. Es ist ferner zu loben, daß der Herausgeber ausländische Romane den inländischen vorgezogen hat, da sonst leicht hätte gefürchtet werden müssen, daß nur von Damen über Damen für Damen in dem gewöhnlichen, besonders in den Taschenbüchern herrschenden Tone geklatscht worden wäre, und daß sich alles um Bälle und Theegesellschaften gedreht haben würde, wie es bey den schreibenden Damen in Deutschland die Mode und die Gesinnung mit sich bringt. Der erweiterte Plan erweckt die freudige Hoffnung, daß die vorliegende Damenbibliothek auch ernstere und romantischere, nicht blos die Bedürfnisse der Modethorheit befriedigen werde. Die äußere Form dieser Sammlung scheint uns indeß nicht ganz geschickt. Kleine Erzählungen können sich wohl in periodischen Blättern, wie das Morgenblatt, durch viele schnell auf einander folgende Fortsetzungen hindurchwinden, aber so große Romane, wie jener chinesische, dürfen wohl nicht allzusehr abgebrochen werden, und würden sich besser in ununterbrochner Folge lesen lassen. Für sie selbst ist die Unterbrechung nachtheilig, und diese Vertheilung bewirkt doch keine große Mannigfaltigkeit, da die Bruchstücke zu groß sind und in jedem Bande höchstens drey oder vier andre Gegenstände zur Abwechslung zulassen.

Nr. 80.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 5. Oktober 1827.

Griechische Literatur.

Auszug aus dem Cours de littérature grecque moderne donné à Genève par Jacovaky Rizo Neroulos, ancien premier ministre des hospodars grecs de Valachie et de Moldavie. Genève chez Abraham Cherbaliez libraire, 1827.

(Beschluß.)

Es mußte für die Griechen von hoher Wichtigkeit seyn, daß sich so aus ihrer Mitte eine Art von politischer Macht gebildet hatte. Es war natürlich, daß diese Männer ihren Einfluß zum Wohle ihres eigenen Volks anwendeten. Wirklich ist auch der Schutz, den sie den bevorrechteten Ständen, namentlich der Geistlichkeit, angedeihen ließen, in die Augen fallend. Leztere besaß große Privilegien, die ihr von den Sultanen verliehen waren, aber wie hätten sie gegen die Raubsucht der Paschas, gegen die Willkühr der Herrscher aufrecht erhalten werden können, wenn sich nicht am Hofe eine Körperschaft gebildet hätte, die durch ihre Stellung angewiesen war, immer über die Erhaltung dieser Vorrechte zu wachen.

Aber auch der ganzen Nation leisteten sie unsterbliche Dienste, und wurden mehrere Male ihre Retter. Im ersten Kriege Katharinas gegen Mustapha war der Sultan aufs tiefste erbittert, daß ein Weib, eine Christin, ihn, einen Mann, einen Mahomedaner besiegt habe. Seine Wuth kehrte sich gegen alle Christen, und diese Erbitterung war um so gefährlicher, weil zu derselben Zeit die Empörung der Moreoten ausbrach, weil der Archipel mit griechischen Kapern bedeckt war, die unter russischer Flagge die türkischen Schiffe anfielen. Der Pöbel verlangte wüthend die Vernichtung aller Griechen, als Moskowiter. Da wagte es der Patriarch Samuel in Verbindung mit Ypsilanti, Morutzi, Karadja, Sutzo dem Sultan eigenhändig eine Schrift zu übergeben, worin er die Griechen rechtfertigte, und auf eine geschickte Weise von Ferne einen allgemeinen verzweifelten Aufstand aller Griechen blicken ließ, wenn der Sultan nicht lieber Milde als Strenge gebrauche. Dieser Versuch gelang. Eben dasselbe geschah bey dem unglücklichen Unternehmen Riga's. Später während des ersten Kriegs zwischen Napoleon und Rußland hatte das französische Ministerium die Grausamkeit, die Griechen bey den Türken als Empörer und Verbündete der Russen anzuklagen. Diese Einflüsterungen hätten, bey der leidenschaftlichen Verehrung Selims für Napoleon, die traurigsten Folgen gehabt, wenn nicht die Hospodare Karadja und Karl Kallimachi ihren ganzen Kredit aufgewendet hätten, um den Sultan auf andere Gedanken zu bringen. In unsern Tagen endlich haben viele Fanarioten für ihr Vaterland geblutet, mehrere sind in der heiligen Schaar rühmlich gestorben.

In der dritten Periode, von 1800 bis auf unsere Zeit kamen viele Ursachen zusammen, welche die moralische Entwicklung der griechischen Nation mächtig beförderten. Die Türken, durch die Revolutionskriege immer in Athem gehalten, und durch die europäischen Kabinette eingeschüchtert, konnten nicht an die Unterdrückung der Griechen denken. Auf der andern Seite gaben die Ideen, welche die Revolution in Umlauf brachte, den Griechen neuen Schwung. Aber auch ihre Geldmittel wuchsen in diesem Zeitraum auf eine erstaunliche Weise. Vorher war der Handel der Griechen beynahe Nichts. Die Türken hielten ihn absichtlich darnieder, die Provinzen durften ihren Ueberfluß nicht einmal frey verkaufen, und die fränkischen Kaufleute in der Levante suchten auch die Idee von Gewerbsamkeit in den Griechen zu ersticken. Aber durch den Vertrag von Kainardji wurde den Russen freye Schifffahrt auf den türkischen Meeren, und Konsuln zum Schutze des Handels in allen bedeutenden Plätzen der Levante zugestanden. Leztere gaben einer Menge Griechen Patente als russische Unterthanen, später sogar Berat, d. h. Freyheitsbriefe mit sehr ausgedehnten Vorrechten. Die Konsuln anderer Nationen ahmten dies nach. Und bald zeigte sich für die Griechen eine treffliche Gelegenheit, diese Vortheile zu benützen. Frankreich, in der Revolution mit allen europäischen Mächten außer

der Türkey im Kriege, litt an Getreidemangel. Da holten die Inselgriechen Korn in Odessa und Tangorock, unter russischer Flagge, steckten im Archipel die türkische auf und brachten so unter befreundeter Farbe ihre Ladungen nach Marseille. Sie benuzten ihren Gewinn, um größere Schiffe zu bauen und sie zu bewaffnen. Dies ist der Ursprung der Marine von Hydra, Spezzia, Ypsara. Zu gleicher Zeit bildeten sich große griechische Handelshäuser in den Hauptstädten Europas, und erleichterten ihrer Seits den jungen Griechen ihre Studien. Vier Zeitschriften waren im Umlauf, von denen zwey in Wien herauskamen, der Hermes Logios und der hellenische Telegraph. Reiche Kaufleute, wie die Brüder Zosimas, ließen Bücher auf ihre Kosten drucken und an die Schulen vertheilen.

Der ausgezeichnetste Gelehrte dieser Periode ist der berühmte Koray. Seine Verdienste und Werke sind unter uns bekannt; hier soll nur das berührt werden, was er für die neugriechische Sprache that. Vor ihm hatten keine feste Regeln für die Grammatik bestanden. Jeder Gelehrte schrieb nach seinen eigenen Ansichten. Nun erschienen auf einmal drey verschiedene Systeme. Die einen wollten so viel als möglich alte Wörter wieder aufnehmen, und die neuere Sprache dem altgriechischen annähern. Für diese Methode war der schon genannte Neophytos Dukas. Die andere Partey wollte die Sprache so geredet und geschrieben wissen, wie das gemeine Volk sie sprach; an ihrer Spitze stand der Rechtsgelehrte Katardzy, Daniel Philoppides, und der Lyriker Athanasius Christopulos. Da trat Koray mit einem Systeme auf, das die Mitte hielt zwischen den beyden andern. Die Unverständlichkeit der ersteren Methode, und der Mangel an Eleganz, welcher der zweyten anklebte, sollte vermieden, die Sprache nach und nach aus dem Schatze der alten hellenischen bereichert und veredelt, dabey aber allzuschwere Wendungen der alten und die Germanismen und Gallicismen, welche sich durch die Uebersetzungen eingeschlichen hatten, entfernt werden. Sein System ist nun troz des Widerspruchs, zu welchem besonders die Uebertreibungen seiner Anhänger Anlaß gaben, allgemein angenommen. Der edle Koray wirkte auch dadurch segensreich für die geistige Bildung seines Volks, daß er einen neuen Studienplan für die bestehenden Lehranstalten ausarbeitete, und unablässig die Gründung neuer Schulen empfahl.

Die ersten Bildungsanstalten waren in dieser Zeit die Kollegien zu Cydonia, zu Smyrna, zu Kurutzesme, zu Bucharest, zu Jassy, zu Janina und Athen. Alle aber überstrahlte das Lyceum zu Scio. Vierzehn Professoren waren an ihm angestellt, unter ihnen Vardalachos, Bamvas, Celepy, Nikolaus Pikkolo und Julius David, der Sohn des berühmten Malers. Schon besaß diese Universität eine reiche Büchersammlung, eine eigene Druckerey, schon dachte man daran, literarische Zeitschriften zu gründen; als die Revolution ausbrach und diese Schule mit den andern schon genannten zerstörte. Jezt besteht nur noch eine höhere griechische Bildungsanstalt, die Universität zu Korfu, die im Jahre 1823 auf einen ausdrücklichen Befehl Cannings, nachdem der Oberkommissär Maitland lange ihre Stiftung verhindert hatte, eröffnet wurde; an ihrer Spitze steht, als ihr Kanzler, der edle Lord Guilford, und es ist vom Eifer des jezigen Lordkommissärs, Friedrich Adam, zu erwarten, daß auch Cephalonia ein eigenes Lyceum erhalten werde.

Man sieht aus dieser Schilderung, daß die griechische Nation sich in der neuesten Zeit mit Macht zur Civilisation erhoben hat, daß ein schönes Streben sie beseelt; und daß man großes Unrecht hat, wenn man sie, wie so oft geschieht, für ein ganz versunkenes, elendes, eines höhern Aufschwungs unfähiges Volk hält.

Im zweyten Hauptabschnitte seines Werks führt Rizo die Hauptwerke der neugriechischen Literatur namentlich an. Am reichsten ist natürlich die Theologie. An Geschichtwerken besitzen sie eine treffliche Geschichte der Juden von Abraham bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts von Maurokordato, welche zu Bucharest erschien, eine Kirchengeschichte von Meletius. Ferner eine Geschichte von Nadirschach durch Batazzo, Nadirs Dolmetscher, die Geschichte Griechenlands und der Türkey von der Einnahme Konstantinopels bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts von Athanasako Ypsilanti; diese beyden lezteren Werke sind jedoch bis jezt noch nicht gedruckt. Daniel Philippides schrieb eine Geschichte der wallachischen und bessarabischen Stämme 1816. Außerdem existiren noch mehrere andere nicht unbedeutende historische Werke.

Auch die Philosophie ist von den Neugriechen bearbeitet worden, natürlich aber weniger auf eigenthümliche Weise, als nach den übrigen in Europa geltenden Systemen, z. B. nach Kant, die vollkommene Glückseligkeit von Athanasius Psalidas. Die Poesie theilt sich in die gereimte und die nicht gereimte; jene wurde den Occidentalen nachgebildet; in dieser Weise zeichnet sich ein Gedicht von Typaltes aus Konstantinopel, Bosporomachia betitelt, rühmlich aus. Zu der erstern Art gehören die Gesänge der Klephten, von denen der Franzose Fauriel die schönsten gesammelt hat. Die trefflichsten lyrischen Versuche sind die von Riga und Athanasius Christopulos.

Am reichsten jedoch ist das Gebiet der Uebersetzungen. Die Meisterwerke von Schiller, Goethe, Wieland, selbst Kotzebue, Tasso, Alfieri Monti, Metastasio, die Werke von Barthelemy, Montesquieu, Voltaire, Rousseau; die griechische Geschichte von Goldsmith, die amerikanische

von Robertson, die Geschichte der Philosophie von Tennemann, wurden zum Theil mehrfach übersezt. Im Ganzen steigt die volle Anzahl der seit den lezten 50 Jahren erschienenen Schriften in neugriechischer Sprache, zu der beträchtlichen Menge von 3000.

Kriegswissenschaft.

Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverläßigkeit. Auch für Layen verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen. Von Georg Heinrich von Bärenhorst. Dritte Auflage, Leipzig bey Gerhard Fleischer, 1827.

Man darf nicht vergessen, daß dieses Werk, dessen erste Auflage 1796 erschien, in demselben Jahre vollendet wurde, in welchem Napoleon seine kriegerische Laufbahn erst begann. Es gehört demzufolge noch wesentlich der frühern preußischen, und noch nicht der neuern französischen Periode der Kriegskunst an, und entbehrt alle praktischen Belehrungen und Erfahrungen der großen Zeit unter dem französischen Kaiser. Dennoch beweist das Erscheinen einer dritten Auflage, daß dieses Werk nicht unwürdig ist, den berühmtesten neuern Kriegslehren an die Seite gestellt zu werden. Wiewohl es noch in jener Periode abgefaßt wurde, wo das alte preußische System galt, so hängt es doch diesem nicht an, sondern opponirt vielmehr dagegen, und wiewohl es sich auf die spätern Erfahrungen nicht berufen kann, so beruft es sich doch auf die Natur und den gesunden Menschenverstand, und benuzt wenigstens die Erfahrungen der Revolutionskriege vor 1796. Die Meynungen, die der Verfasser darin äußert, sind keineswegs so veraltet und unbrauchbar, daß man jezt keine Rücksicht mehr darauf zu nehmen hätte. Troz aller Verbesserungen, die das neue Kriegswesen erfahren hat, herrscht darin noch immer vieles von der alten Unnatur, und mancher Spott, den der Verfasser damals äußerte, trifft heute noch, mancher gute Rath desselben wartet heute noch auf Ausführung.

Freylich ist auch dieses Werk dem Schicksal nicht entgangen, welches fast immer opponirende, Neuerungen bezweckende Werke finden. Es ist stark im Tadeln, schwach im Bessermachen. Der Verfasser tadelt das alte System in allen seinen Theilen aufs umständlichste und schärfste, aber er stellt dagegen noch kein neues System auf, und gibt nur hier und dort einzelne Verbesserungen an, gegen welche sich wieder Einwürfe machen lassen. Indeß muß doch immer erst das alte Unkraut beseitigt werden, ehe das Bessere Wurzel fassen kann, und das Zerstören muß immer dem Bauen vorangehen. Der Verfasser hat für seine Zeit genug gethan, wenn er auf die damals bestehenden Mängel aufmerksam machte. Andern kam es zu, sie zu beseitigen, und es ist leider zu spät geschehen. Bärenhorst wurde so wenig als Bülow beachtet.

Auch die etwas zu fragmentarische und aphoristische Form mag dem Verfasser vorgeworfen werden. Er führt zwar seine Betrachtungen an einem historischen Faden fort; da es aber nicht sein Zweck ist, eine Kriegsgeschichte zu schreiben, sondern nur, die herrschenden Uebel im Kriegswesen auseinanderzusetzen, so wäre die Form einer Theorie, darin jedes Uebel mit einer Angabe der Verbesserung an seinem rechten Platz in systematischer Ordnung aufgeführt worden wäre, zweifelsohne schicklicher gewesen. In der gegenwärtigen historischen Form sind die Rügen und Rathschläge zu sehr zerstreut in die Geschichtserzählung vertheilt, und die Hauptsache erscheint eigentlich als Nebensache. Nehmen wir indessen das Werk, wie es ist, und wir werden es noch genugsam schätzen und bewundern müssen, da es, was ihm auch fehlen mag, doch in dem, was es wirklich enthält, einen Reichthum von klaren und wichtigen Ideen darbietet.

Die Quelle, aus welcher diese Ideen geschöpft sind, ist die Natur. Auf sie will der Verfasser das Kriegswesen zurückführen, und als von ihr abgewichen, als Unnatur bezeichnet er das zu seiner Zeit herrschende System. Er sezt die Natur aller Theorie entgegen. S. 586: „Pallas-Athene, mit Schild und Lanze, die kluge, gebiert nicht, mithin säugt sie auch nicht; also hat auch noch kein Feldherr an ihrer Götterbrust sich groß gesogen. Die einfältige Isis, mit hundert Brüsten, gebiert und säugt.“ S. 341: „Wahres Feldherrngenie ist von der Manövrirkunst eben so sehr verschieden, als die Muse, welche Heldengedichte eingibt, von der Wissenschaft verschieden ist, welche Sylben messen und Füße zählen lehrt.“ Es kann hier nicht die Absicht seyn, in das Detail seiner Untersuchungen einzugehn; nur im Allgemeinen können wir versichern, daß er von sehr richtigen und natürlichen Grundsätzen ausgeht und mit den umfassendsten Sachkenntnissen einen praktischen Blick und siegreichen Mutterwitz verbindet. Auch ist alles, was er sagt, so sehr auf populäre Zwecke berechnet und so faßlich, oft sogar mit klassischer Klarheit und Kürze dargestellt, daß es auch jedem Layen in der Kriegswissenschaft leicht verständlich ist. Wenn er verwirft, thut er es fast durchgängig aus den besten und einfachsten Gründen, und Theorie und Erfahrung unterstützen dieselbe auf gleiche Weise. Nur bey den Rathschlägen zu neuen Einrichtungen, die er den alten entgegensetzen will, sezt er sich allen Widersprüchen aus, die das blos Theoretische, noch nicht Erprobte immer finden muß. So ist es eine seiner Lieblingsmeynungen, die Lanze, als die Hauptwaffe der Alten, wieder bey uns einzuführen; aber die nähern

Anweisungen dazu dürften schwerlich allen Kriegsverständigen einleuchten. Er hält die mit dem Bajonet versehene Flinte der Infanterie für eine unnatürliche und ungeschickte Verbindung der Stich- und Schußwaffe, und glaubt, daß in dieser Verbindung der wahre Nutzen beyder verloren gehe. Man müsse sie also wieder trennen, und die plumpe, unsichere Flinte mit einem sichern Stutzer, das Bajonet aber mit einer langen Lanze ersetzen. Den Stutzer sollen Schützen führen, die jeder Kompagnie zur Seite gehn, die Lanze aber soll von dem Mittelglied geführt werden, und die Lanzenträger sollen zugleich Patronen für die Schützen bey sich tragen. Durch die sichern und nicht leicht aus Mangel an Munition ausgehenden Schüsse von Schützen hofft der Verfasser bedeutend mehr zu leisten, als durch das Pelotonfeuer, und durch den Angriff oder Widerstand mit Lanzen mehr als durch den mit dem Bajonet. Aber die Erfahrung müßte erst beweisen, daß dabei nicht neue Uebelstände eintreten.

Trauerspiel.

La mort de Levrier. Tragédie nationale Genevoise par J. J. Fazy.

Der Verfasser des Stücks hatte es zuerst dem Theater angeboten, die Censur erlaubte aber die Aufführung nicht, dafür erscheint es jezt im Druck. Das Warum dieses Verbots läßt sich leicht vermuthen. Fazy hat die Kirche St. Pierre zur Hauptscene des Stücks gewählt. Dergleichen aber kann in Genf, an Ort und Stelle nicht geduldet werden. Die Wahl des Stücks muß allen Einwohnern eines Freystaats, besonders aber den Genfern gefallen. Levriers Tod ist einer der schönsten Züge in der vaterländischen Geschichte, er erweckt alle Gefühle, die mit dem Nationalstolz verwandt sind. Ist aber auch der so glücklich gewählte Gegenstand gut behandelt? Wir glauben nicht. Levrier hat sich in die Kirche St. Pierre geflüchtet. Hier freut er sich, dem Herzog Karl III. von Savoyen widerstanden zu haben. Bekanntlich widersezte er sich seiner Anmaßung souveräner Gewalt und berief sich laut vor dem Usurpator auf die Rechte der Genfer, die ihre alte Charte enthält. Diese aber hat der Herzog unterschlagen lassen und läugnet ganz, daß sie vorhanden sey. In dieser Scene und fast den ganzen Akt hindurch redet Levrier in Einem fort, was allerdings kalt macht, so schön auch einzelne Worte und Wendungen sind, z. B.

On peut les arracher à leur asile saint.
Ils revivent en moi, ma voix Vous les rappelle,
Et mon sang prouvera que ma voix est fidèle.

Nun kommen bewaffnete Bürger und ihr Anführer bietet Levrier an, sich an die Spitze der Treuen zu stellen, um den Herzog anzugreifen. Aber er thut es nicht, meinend, es sey noch zu früh. Er gibt sogar den wackern Leuten, die ihn retten wollen, den Rath, von ihrem Vorhaben abzustehen und ihn selbst zum Tode gehen zu lassen, den Herzog aber blos zu verachten. Auffallend ist es, wie die bewaffneten Männer diesem sonderbaren Rath folgen und sich ruhig zurückziehen und Levrier fahren lassen, wiewohl sie — er hat es ihnen ja selbst gesagt — voraussehen, daß sein Tod gewiß sey. Levrier bewundert nun lange diese bewaffneten Mitbürger, die ihn verlassen. Er meint, sie thun recht Großes, daß sie sich nicht weiter um ihn bekümmern, da sie doch zu schwach sind, um den Herzog zu überwinden. Was geschieht nun nach dem Dichter? Levrier wird natürlich ermordet und — nachher jagen die Männer den Herzog zur Stadt und Lande hinaus, dieselben Leute, welche dies nicht am Morgen thun konnten. Diese Inconsequenz in dem Plan des Stücks fällt unangenehm auf und verdirbt die ganze übrige Handlung. Im ersten Akt wird also Levrier verhaftet, und doch finden wir ihn im zweyten abermals in der Kirche St. Pierre, denn da wird — sonderbar genug — das Verhör gehalten. Hier wird wieder viel geredet. Levrier macht dem an den Herzog verkauften Genfer Syndikus bittere Vorwürfe. Darauf hört er, das Volk bitte um seine Lossprechung, vermuthet, daß diese in Folge eines schimpflichen Vergleichs mit dem Tyrannen erfolgen und damit erkauft werden dürfte, und sucht dies dadurch zu verhindern, daß er dem Herzog hinterbringen läßt, es sey eine Empörung gegen ihn im Werke, und er, Levrier, stehe an der Spitze. Damit endet der zweyte Akt. Der ganze dritte ist nun ein Hin- und Herreden über die Hinrichtung Levriers; er selbst erscheint aber nicht. So ist denn der Hauptcharakter ganz unthätig. Reden über Volksrechte — sieben und zwanzig Mal kömmt der Ausdruck vor — gehören mehr auf die Tribüne als auf die Bühne, die durchaus Handlung will. Wären wenigstens jene alten Volksrechte etwas näher entwickelt worden, das könnte doch für die jezt lebenden Genfer anziehend seyn! Hier und da ist Wärme nicht zu verkennen, aber sie verliert ihre Wirkung durch eine Menge Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten des Styls, der doch bey den Franzosen die Hauptsache ist. Bey alle dem muß wiederholt werden, daß der Tod Levriers, anders behandelt, ein sehr guter, dankbarer Stoff für die Bühne wäre, besonders in Genf. Auch ist des Verfassers Gedanke, der Genfer Bühne mehr nationale Farbe zu geben, recht glücklich. Fragt sich nur, obs auch der Regierung recht wäre? —

Nr. 81.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 9. Oktober 1827.

Naturwissenschaft.

Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft von D. Gotthilf Heinrich Schubert. Dritte Auflage, Dresden 1827 in der Arnoldschen Buchhandlung.

Es gehört in Deutschland zu den seltenen, und darum desto erfreulicheren Erscheinungen, wenn ein Buch, wie das vorliegende, eine dritte Auflage erlebt; denn selten nur hat das größere Publikum, ja nicht einmal die gemeine Masse der Naturverständigen selbst für die tieferen Ahnungen der sogenannten Naturphilosophie den Sinn, den sie verlangen und verdienen, und es ist nicht genug zu schätzen, wenn es solchen Ahnungen einmal gelingt, durchzudringen, Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden. Ich kenne kein anderes ähnliches Werk, das eine dritte Auflage erlebt hätte, und doch gibt es deren, welche dem vorliegenden an Reichthum, Tiefe und Wichtigkeit der Ideen keineswegs nachstehen, es nicht selten übertreffen. Was gerade Schuberts Werk begünstigt hat, ist ohne Zweifel die ziemlich allgemein faßliche populäre Darstellung, die es von den bey weitem schwerer zu lesenden und größtentheils nur den Eingeweihten verständlichen Werken von Schelling, Oken, Steffens, Görres, Wagner, Eschenmaier, Troxler rc. unterscheidet. Möchten doch die Philosophen auch an diesem Falle wieder erkennen, wie viel leichter sie bey dem nicht interesselosen Publikum Eingang finden würden, wenn sie sich faßlicher ausdrücken wollten!

Der Verfasser dieser Ansichten wird insgemein der Erlanger Schubert genannt, zur Unterscheidung von dem kürzlich verstorbenen Petersburger Schubert, über dessen Schriften erst vor Kurzem in diesem Blatt berichtet worden ist. Beyde sind als Naturforscher gleich berühmt, der Petersburger mehr als Empiriker, der Erlanger mehr als Philosoph. Dieser leztere hängt im Allgemeinen der großen Schule Schellings an, insbesondere aber hat er sich das größte Verdienst um den Theil der Naturwissenschaft erworben, den er mit Recht die Nachtseite desselben nennt, nämlich um die Erforschung der dunkeln psychologischen Geheimnisse an der Gränze zwischen dem Körperlichen und Geistigen. Seine vorzüglichsten Schriften beziehen sich auf diese räthselhaften Gegenstände. In seiner Symbolik des Traumes hat er mit einer unermeßlichen, theils naturwissenschaftlichen, theils mythologischen und geschichtlichen Gelehrsamkeit alles zusammengestellt, was über die dunkle Traumwelt einigen Aufschluß geben kann, und daraus die wichtigsten Resultate gezogen. In seinen Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens hat er in verschiedenen Abhandlungen über mehrere der dunkelsten und schwierigsten Partbieen der Naturwissenschaft Licht zu verbreiten und namentlich als Hauptresultat aller seiner Forschungen die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß in unendlicher Fortentwicklung jedes niedere Geschöpf und jeder niedere Zustand in der Natur nur die Andeutung und Vorbereitung zu einem höhern sey, und daß das lezte uns bekannte Glied der unendlichen Wesenkette nur wieder auf ein höheres uns unbekanntes deute, und eine höhere Welt beginne, wohin nur die Ahnung eindringt. Diese Ansicht hat besonders darin etwas höchst Erfreuliches und Befriedigendes, daß sie die schwarzen Gedanken der Vernichtung und des Todes gänzlich verbannt und dafür die schöne Hoffnung einer Verwandlung und höhern Entfaltung, die Ahnung eines höhern neuen Lebens gibt. So ist namentlich eine Abhandlung in dem angeführten Werk enthalten, die es verdient, daß man sie der Vergessenheit entreißt. Sie heißt Geschichte der Verwesung und ist das Beste, was je über diesen widrigen Gegenstand geschrieben worden ist. Diese Abhandlung sucht die Unsterblichkeit auf einem naturwissenschaftlichen Wege außer Zweifel zu setzen, und wem der Gedanke an Unsterblichkeit von Wichtigkeit ist, dem wird diese Geschichte der Verwesung von Schubert wahrlich nicht weniger Trost gewähren, als Jean Pauls Selina. Sie ist sogar in hohem Grade poetisch zu nennen, weil sie einen Gegenstand, den wir als den gräßlichsten zu fliehen gewohnt sind, alles Widerlichen entkleidet und uns troz der anfänglichen Abneigung völlig damit ver-

sehnt. Schubert zeigt nämlich, daß die scheinbare Zerstörung wirklich nur ein neu beginnender, höherer Lebensprozeß, daß die scheinbare Desorganisation eigentlich eine Reorganisation, keine Auflösung, sondern eine Wiedergeburt sey. Die Verwesung ist ihm nicht sowohl die allmählige Vernichtung des ersten organischen Lebensprincipes, als vielmehr die Geburt eines neuen höhern Lebensprincipes, die endliche Befreyung des Phosphorus, des höhern Lichtelementes, das früher nur in den höchsten Momenten des Lebens auf unvollkommene Weise in der Entzückung und im Magnetismus zum Vorschein kam.

Auf diese frühere Abhandlung mußte hier hingewiesen werden, weil sie in genauem Zusammenhange mit dem vorliegenden Werke steht. Auch in diesem Werke ist die Hauptabsicht, den wunderbaren Zug der Natur vom Rohen und Niedrigen zum immer Vollkommenern und Höhern durch alle ihre Reiche nachzuweisen und ihren großen Stufengang vom Anfang bis zum Ende zu verfolgen. In jedem niedern Reich, auf jeder niedern Stufe findet Schubert die höhern schon angedeutet, in der niedern anorganischen mineralischen Welt schon die Pflanzenwelt, in der Pflanzenwelt schon die Thierwelt, in dem Thiere schon den Menschen und im Menschen eine noch höhere überirdische Welt. Der Verfasser zeigt, wie sogar schon in der Astronomie in gewissen mathematischen Verhältnissen eines niedern Planeten der folgende höhere und vollkommener ausgebildete angedeutet sey; wie ferner in den Gebirgen und Mineralien die künftige organische Welt, im Gneis die Pflanze, im Kalk das Thier angedeutet sey; wie sodann wieder theils im Allgemeinen die Pflanzenwelt auf die Thierwelt, theils jede besondere Gattung darunter auf die folgende höhere hinweise. Er findet auf anatomischem und physiologischem Wege in den niedern Thieren Gliedmaßen oder Sinnesorgane, die denselben noch zu nichts dienen können, und ganz unvollkommen entwickelt sind, aber die darauf folgende höhere Thiergattung, bey denen diese Glieder und Organe vollkommen entwickelt sind, zum Voraus andeuten. Er sieht ferner in der ganzen Reihe der Thiere nur eine allmählige Annäherung zum Menschen, eine stete Sehnsucht, durch immer höhere und edlere Bildungen endlich bis zur idealen menschlichen Bildung zu gelangen. Im Menschen selbst aber sieht der Verfasser nicht minder die Hindeutung auf noch vollkommenere Wesen, auf einen noch höhern Zustand, und er entdeckt die Spuren, die darauf hinweisen, in den wunderbaren Erscheinungen jenes höhern Lichtelementes, des Phosphors, namentlich im Magnetismus.

Die höhern Fähigkeiten, sowohl der Sinne als des Geistes, die im Magnetismus sich zeigen, und das gewöhnliche Maaß weit überschreiten, sich sogar aus dem gewöhnlichen Mechanismus der Natur auf keine Weise erklären lassen, scheinen dem Verfasser ohne Widerrede auf einen künftigen, überirdischen Zustand hinzudeuten, namentlich die Gabe, vermöge welcher die Somnambule gleichsam über Zeit und Raum weggesezt wird, indem sie sieht, was fern von ihr vorgeht, und was erst in künftiger Zeit geschehen wird. Auch die Entzückung und Seligkeit, die den magnetischen Zustand begleitet, scheint ihm nur die Ahnung und Vorempfindung eines höhern Zustandes, als der menschliche ist. Den Umstand aber, daß diese Vorempfindung nur in einem krankhaften Zustande eintritt, erklärt er nach der Analogie, nach welcher auch in der ganzen übrigen Natur bey dem niedern Geschöpf die Andeutung des Höhern nur auf eine unvollkommene Weise, oft nur als Verkrüppelung erscheint, eben weil der vollkommene Zustand, der hier nur angedeutet ist, erst in dem höhern Geschöpfe selbst vollendet werden kann. So haben manche Wasserthiere schon eine Lunge, aber nur unvollkommen gebildet, und sie brauchen dieselbe nicht, sondern athmen durch Kiemen, und diese hier nur angedeutete Lunge wird erst bey höhern Thiergattungen vollkommen ausgebildet und zu ihrem natürlichen Gebrauch geschickt. Daß ferner diese Ahnung eines höhern Lebens im Magnetismus eine völlige Passivität unseres irdischen, gewohnten Daseyns voraussezt, daher nur vorzüglich bey den Weibern und im Schlaf zur Erscheinung kommt, dies erklärt der Verfasser aus einem allgemeinen Gesetz des Magnetismus. Soll nämlich ein höherer Magnet auf den ersten wirken, so muß dieser ihm den negativen passiven Pol zukehren.

Dies ungefähr ist das Hauptresultat der in diesem Werk enthaltenen Untersuchung. Man findet darin, angeknüpft an den bezeichneten Gang des Ganzen, im Einzelnen noch eine unendliche Fülle von Ideen und Bemerkungen über alle Theile der Naturwissenschaft; wir bescheiden uns indeß, nur die allgemeine Tendenz des Werkes charakterisirt zu haben. Diese dritte Auflage unterscheidet sich übrigens von den frühern im Wesentlichen nur wenig. Das Ganze ist in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten nur im Einzelnen bereichert und nach neuen Erfahrungen ergänzt. Außerdem gibt der Verfasser neue einleitende Zusätze, worin sich seine in der leztern Zeit vorherrschend gewordne pietistische Richtung nicht verkennen läßt. Diese Art von Pietismus ist aber durchaus liebenswürdig, weil er, im Garten der Natur wie in einem Paradiese spielend, sich nie in das gestaltlose melancholische Chaos dunkler Gefühle verirren kann, und das kindlich fromme Wesen des Verfassers erweckt in uns fast unwillkührlich die Erinnerung an einen idealen Charakter Jean Pauls, an den frommen Spener im Titan.

W. M.

Menge Literatur.

Nachgelassene Aphorismen aus den Erfahrungen eines Sieben- und Siebzigjährigen, von Hans Wilhelm, Freyherrn von Thümmel, weiland herzogl. sächs. geh. Rath und Minister ꝛc. Nebst des Verfassers Biographie. Frankfurt a. M. bey Sauerländer, 1827.

Der Verfasser dieser Aphorismen darf mit seinem berühmten Bruder Moritz August von Thümmel, dem Verfasser der Wilhelmine und der Reisen nach den mittäglichen Provinzen von Frankreich, nicht verwechselt werden. Doch ist auch er durch große Talente ausgezeichnet gewesen, die ihn zum Rang eines Ministers, wenn auch nur in einem kleinen Herzogthum, emporsteigen ließen. Da seine Biographie wohl nur einem engern Kreis von Landsleuten interessant seyn kann, halten wir uns hier an die von ihm hinterlassenen und dem größern Publikum bestimmten Aphorismen. Der Verfasser hat schon früher ähnliche Aphorismen, so wie auch einige Biographien und kleine historische Schriften herausgegeben. Die vorliegende Sammlung enthält mehrere sehr richtige und feine Beobachtungen, die einen erfahrnen und klugen Mann beurkunden. Viele derselben sind originell, andere sind wohl auch sonst schon gemacht worden, alle aber können zur nützlichen Belehrung und heitern Unterhaltung dienen. Wir heben einige zur Probe heraus:

„Den Buchhändlern Manuscripte anbieten, heißt bey den Meisten so viel: als den Blinden Farben zeigen. Sie leben mitten unter ihren Büchern, wie die Verschnittenen im Harem.

Die schönsten Palläste sind gewöhnlich nichts weiter, als nette Vogelhäuser, in denen Papageyen von allen Farben plaudern und keifen.

Es gibt unter den Gelehrten eben so wohl Zweykämpfe, als unter dem Militär. Aber die eine Art ist nur ernsthafter als die andere. Wenn ich ein Paar Schriftsteller miteinander zanken sehe, so kommen sie mir gerade vor, als wenn sich welche mit Zahnstochern duellirten.

Wenn du deine Frau nicht liebst, so lebt sie hundert Jahre, um dich toll zu machen, und wenn du sie liebst, so stirbt sie bald, und dich wird der Kammer umbringen. Was ist zu thun? Nehme keine!

Ein gewisser Schriftsteller sagt: man muß eine kleine Frau heirathen, weil man unter verschiedenen Uebeln das kleinste wählen soll.

Es gibt Menschen, die mit ihrer Gefälligkeit bey allen denen, die ihre Narrenspossen ertragen können, Gevatter stehen und einem jeden, der etwas mehr ist als sie, mit Vergnügen zu Diensten sind, ihre eigenen Arbeiten Andern überlassen und solche gerne bezahlen, um die Packesel Jener zu seyn; solche Gefälligkeitsnarren leben in der sonderbaren Idee, daß man sie dadurch besonders ehre; allein man braucht sie nur, um Arbeiten gethan zu haben, die man nicht selbst thun will oder kein Geld dafür ausgeben möchte. Ein Frühstück, ein Mittag- oder Abendessen ist ihr Honorar, und dies wissen sie überall zu rühmen, als wenn man es ihrer Klugheit und Gesellschaft wegen gethan hätte, sie werden aber lediglich nur abgespeist wie das Lastvieh, wenn es seine Arbeit gethan hat, damit man es den andern Tag wieder gebrauchen kann.

Die Weiber sind das A und das O, der Anfang und das Ende. Welcher Mensch hat nicht durch sie angefangen und geendigt?

Wer mit seinen Kräften prahlt, mißtraut ihnen.

Es ist einer der größten politischen Fehler, Menschen durch Verfolgung interessant zu machen, die es sonst nie durch sich selbst geworden wären.

Die Straße, welche zur Wahrheit führt, nennt sich Unabhängigkeit.

Der Vergessenheit zu entgehen, gibt es nur einen Weg, die Wahrheit.

Wie oft macht man die Regenten nicht glauben, daß ihr Staat blühe, indem er zwar etwas roth im Gesichte, doch an der Schwindsucht darnieder liegt. Wie wenige urtheilen aber auch von der Staatsblüthe richtig! Zwanzig Millionen reicher Bauern, deren jeder jeden Sonntag seine Henne in Suppe verzehrt, das sind Staatsäpfel, die die Güte des Staatsbaumes untrüglich anzeigen. Wenn aber neunzehn Millionen am Hungertuche nagen, damit eine Million im Ueberfluß schwelgen könne, dann blüht der Staat sicher nicht.

Man ist gewöhnlich für andere klüger, als wie für sich selbst.

Große Wissenschaften beweisen, wie wenig man weiß, und große Reichthümer, wie wenig man genießen kann."

Den Schluß des Ganzen macht ein in poetischer Prosa abgefaßtes Gedicht über Unsterblichkeit, „Elysium oder Tartarus," das einigermaßen an Jean Pauls Selina erinnert.

Vermischte Schriften.

Stacheln und Blätter von Paul Sardus. München 1827 bey Wilhelm Michaelis. 12. S. 82.

Der Verfasser dieses kleinen Buchs hat sich ein wenig zu viele Mühe gegeben, den Humor und Styl Jean

Pauls nachzukünsteln. Dergleichen Bemühungen müssen in allen Fällen scheitern; denn gelangen sie auch ans erwünschte Ziel, ist die Aehnlichkeit auffallend, findet man auch in dem kleinen Nachgänger das vollkommene Miniaturbild des großen Vorgängers, so bleibt die Kopie doch immer nur eine Kopie, die neben dem Original allezeit zu Schanden wird. In der Poesie und zumal für einen Anfänger ist nichts so mißlich und undankbar, als das Nachahmen eines berühmten Autors. Selbst das glänzendste Talent eines Nachahmers dient nur, den Glanz des Originals zu vermehren, und auf die Kopie sieht man immer nur mit einem mitleidigen Lächeln herab. Ueberhaupt aber kann jeder Dichter nur in seiner eigenen Manier groß seyn, und er muß es wie Cäsar vorziehen, lieber im Kleinen der Erste, als im Großen der Zweyte, lieber der erste Sardus, als der zweyte Jean Paul zu seyn.

Wie sehr wir indeß gegen das Manieriren im Ton und Styl des vorliegenden Büchleins eingenommen sind, müssen wir doch den darin geäußerten Gefühlen und Gedanken unsern Beyfall zollen. In der That wird sich auch wohl schwerlich irgend Jemand zu der Manier Jean Pauls hingezogen fühlen, der nicht einige ihm verwandte Herzenswärme, nicht einigen ihm ähnlichen Humor und Witz besäße. Den Inhalt des kleinen Werkes bilden zwanzig kurze humoristische Abhandlungen und einige Aphorismen. Schon die Ueberschriften: demüthige Begrüßung des heurigen Kometen — des Fürsten lezter Traum — Vertheidigung der Ziegelsteine des neunzehnten Jahrhunderts — Gelehrter Impetus des alten Buchdruckers Hanns Schobser — lassen die Manier erkennen, von der wir als Probe die kurze Vorrede zugleich mit dem Urtheil des Verfassers von sich selbst hersetzen wollen:

„Vorreden schreibt ein Autor meistens der Nachreden wegen, die er verhüten will — üble zumal — bey Lesern und Recensenten; er will sich damit gegen sie einbauen und verhüllen durch Ehrenpforten und Weihrauchwolken, die er in der Vorrede sich selbst aufsteigen läßt. Von diesem Brauch gedenke ich abzugehn. Ich brauche weder Lob noch Tadel, ich beuge mich z. B. vor Plato und Herder, und fühle einen heiligen Schauer unter dem Anwehen ihres Geistes, aber vor tausend andern Schriftstellern beuge ich mich nicht. Auf den gezimmerten, künstlichen Gerüsten der Bürgerlichkeit tanze und spiele ich meine Rolle, wie jeder Nachgeborne Adams; aber das Stückchen Himmelblau über mir lasse ich dabey nicht außer Augen. — Ich liebe ein Sternbild mehr, als einen Ordensstern, einen Abendhimmel mehr als einen Thronhimmel; auf das Jenseits freue ich mich ganz sonderlich; die Menschen liebe ich, — nicht im Buch, sondern im Leben und Herzen, und mehr, als mancher, — auch den Leser, den ich hiermit freundlich grüße."

Sittenlehre.

1) Abrahamisches Gehab dich wohl! von P. Abraham a Santa Clara. Ein Buch zur Lehre und Warnung, zur Erheiterung und Gemüthsergötzung für Jung und Alt. In einem zeitgemäßen Auszuge. Wien 1827. In Armbrusters Verlag.

2) Merks! Ein curiöses Memento für alle Stände aller Orten, von Abraham a Santa Clara. Zur Ergötzung der heutigen Lesewelt wieder ans Licht gestellt von D. Zimmer. Frankfurt a. M., bey Sauerländer, 1827.

Da die alten Ausgaben des Pater Abraham selten geworden, ist es sehr löblich, daß man neue veranstaltet, denn was wir auch Grobes in seinen Schriften finden, wie es seine Zeit und die Sitten, gegen die er predigte, mit sich brachten, so bleiben uns doch immer noch so viele feine und zarte Gedanken und Gefühle, eine so edle Wahrheitsliebe, eine so reine Sittlichkeit und eine so unerschöpfliche Fülle von Witz an ihm zu bewundern übrig, daß wir nur gegen uns selbst ungerecht wären, wenn wir sein Andenken vernachlässigten. Pater Abraham ist in vieler Hinsicht als ein Vorgänger Jean Pauls zu betrachten. Wenn er dessen Sentimentalität auch nicht theilte, so doch gewiß dessen humoristisches und satyrisches Talent und die sprudelnde Fülle von Gedanken, Bildern und Citaten.

Die vorliegenden Schriften gehören zu den reichhaltigsten des seltsamen Autors, wiewohl sich sein Geist in keiner seiner Schriften verkennen läßt, und auch in allen andern derselbe glückliche Hum r immer wiederkehrt. Seine Schriften sind sich alle unter einander verwandt, wie die Jean Pauls, denn es ist den Humoristen eigenthümlich, überall nur sich selbst in der größten Zwanglosigkeit darzustellen. Eben deßhalb aber sollten auch alle Werke des Pater Abraham gesammelt und in einer vollständigen Ausgabe neu abgedruckt werden, wobey man es auch vermeiden müßte, willkührlich wegzulassen, zu ändern oder den Styl zu modernisiren.

Nr. 82.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 12. Oktober 1827.

Italienische Literatur.

1. Gelegenheitsschriften.

Eine Erscheinung, die in der Geschichte aller Völker wiederkehrt, ist der scheinbare Stillstand der geistigen Ausbildung — das allmähliche Verschwinden großer Talente, ausgezeichneter Genien, sobald die Entwicklung der Sprache und Literatur einmal eine gewisse Höhe erreicht hat. Die wichtigsten Beobachtungen, die in der Natur und Gesellschaft gemacht werden können, sind gemacht und ausgesprochen worden; die tiefsten Ideen und Gefühle, die in der Brust des Menschen liegen, haben ihren Ausdruck gefunden. Der Nachgeborne — vielleicht an innerer Kraft den größten Geistern der Vorzeit gleich — hat daher keine Aufforderung mehr, selbstthätig zu schaffen: er besitzt, wenn er nur den Schatz, der vor ihm gesammelt und ausgeprägt worden ist, sich angeeignet hat, einen Reichthum, den er weder durch seine Ausgaben erschöpfen kann, noch auch durch eigenes Arbeiten vermehren. Denn was könnte dieses ihm versprechen, das nicht bereits von Andern gethan und vollendet wäre? Am leichtesten wird dann der Schüler oder der mittelmäßige Kopf, unfähig den ganzen Vorrath des Vorhandenen zu übersehen, sich verleiten lassen, — Holz in den Wald zu tragen, die Lücken, die in seiner Kenntniß der Literatur und Wissenschaft sind, mit eingebildeten Entdeckungen auszufüllen; indem er etwas Neues gefunden, gesagt zu haben glaubt, weil er das Alte nicht kannte. Daher die Unzahl erbärmlicher Schriften, die gewöhnlich auf eine Reihe guter und ausgezeichneter folgt.

Daß in Italien jener Zeitpunkt des Stillstandes bereits im sechszehnten Jahrhundert eingetreten war, während derselbe in Spanien erst im siebzehnten, in England, Frankreich und Holland im achtzehnten und in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert gekommen ist; hing bey allen diesen Völkern von dem frühern oder spätern Eintreten der geistigen Reife ab. Bey den Italienern wurde dieselbe bereits im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert in Dantes Divina Commedia und Vita Nuova, Petrarcas Canzoni und Sonnetti, Boccaccios Decamerone angekündigt, im fünfzehnten durch Ariosto im Orlando Furioso und durch Machiavelli in seiner Geschichte von Florenz, seinen Abhandlungen über Livius, und seinem Principe erreicht, im sechzehnten aber durch Tasso's Gerusalemma liberata vollendet und abgeschlossen. Alles, was seitdem in der italienischen Literatur erschienen ist, hat — selbst Alfieri, Goldoni, Gozzi, Metastasio nicht ausgenommen — an den Maßstab jener großen Geister gehalten, sich kaum über das Mittelmäßige erhoben; und die gefeyerten Werke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts besonders — Marini's Adonis, Guarini's Pastor fido, — die sich der Zeit nach unmittelbar an dieselben anschließen, tragen alle Zeichen der Ueberreifung und innern Fäulniß an sich.

Aber wenn auch die Masse des Mittelgutes und Schutts, die auf diese Weise sich anhäuft, nicht als Fortschritt der Literatur betrachtet werden kann; so ist sie doch immer der Beweis eines wahren Fortschrittes der geistigen Ausbildung im Ganzen. Die Ideen, die anfangs nur das Eigenthum Weniger waren, die Redeformen, in welche sie diese Ideen — die Blitze des Genius — faßten, verbreiten sich allmählich nach allen Richtungen und werden zuletzt Gemeingut der Menge. Am schwierigsten bleibt noch, wegen ihrer bestimmten Forderungen und Gesetze, die Form der Poesie und daher die Anwendung derselben in den Augen des Ungebildeten oder weniger Gewandten von höherem Verdienst.

In China wird das Dichten als gesellschaftliches Spiel betrieben. Wer immer die geringsten Ansprüche auf gesellige Bildung machen will, muß im Stande seyn, seine Gedanken über jedes ihm aufgegebene Thema sogleich in Versen auszudrücken. So lächerlich es uns erscheinen würde, wenn ein Freund uns einladen wollte, gemeinschaftlich mit ihm einen Rausch zu trinken und Verse zu machen; so beruht doch das Letztere auf der richtigen Einsicht, daß die Einkleidung der Gedanken in poetische Form — sobald es auf diese allein ankommt — nichts als eine Kombination verschiedener Redewendungen nach konventionellen Regeln ist; wie das Kartenspiel eine Kombination von Zahlen, das Schachspiel eine

Kombination von Positionen und Verhältnissen nach konventionellen Regeln. Es ist daher allerdings blos Geschmackssache, ob man es vorzieht, zu seiner Unterhaltung Verse zu machen, oder Karten zu spielen. In Europa hat das Lezte um sich gegriffen; und hier wird daher das Versemachen oder Dichten meist mit derselben ehrfurchtvollen Scheu betrachtet, mit welcher der Chinese einer Parthie Whist oder Lhombre zusehen würde. In Deutschland namentlich genießt ein Mann, dessen sämmtliche poetische Werke einmal erschienen sind, unendlicher Achtung; wenn der Gute auch um diese Sammlung zu Stande zu bringen nichts weiter gethan hätte, als sich des Nachmittags etwa oder

beym sinkenden Strahl der Abendsonne

in seinen Lehnstuhl zu setzen und zu einer Anzahl seltener Reime, die er zuvor aus irgend einem Reimlexikon excerpirt hat, die nöthigen Gedanken zusammen zu suchen.

In Italien nimmt man die Sache schon weniger ernst. Wenn auch die Menge einen Improvisatore mit offenem Munde angafft; so gibt es doch unter der lesenden Klasse zu Wenige, die Ariosto und Tasso, und jezt auch, die Dante nicht gelesen hätten, als daß man sich so leicht Rechenpfennige für Dukaten unterschieben lassen sollte. Außerdem ist die italienische Sprache an Reimen so reich, daß diese fast leichter zu finden, als zu vermeiden sind. Selten wird daher ein Italiener von Stande verliebt seyn, ohne daß er ein dutzend Sonnette an Haare, Stirn, Brauen, Augen, Nase, Mund und mit einem Worte an die ganze himmlische Gestalt seiner Schönen richtete; diese Ergüsse aber zu sammeln und in zierlichen Oktav- oder Duodez-Bändchen drucken zu lassen, wird Niemand einfallen, der nicht den einen oder anderen seiner fünf Sinne vermißt. Taschenbücher und Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternacht-Blätter gibt es gar nicht, denn den Corriere di Dame kann man wohl kaum hieher rechnen. — Dagegen herrscht ein anderer Gebrauch, der mir zwischen dem Leichtsinn des Chinesen, der seine Verse zum Spiel macht, und dem mathematischen Ernst des Deutschen, der baare Bezahlung für dieselben verlangt, ungefähr die Mitte zu halten scheint und unstreitig als Ableitungsmittel des Furor poeticus eine grosse Wohlthat für das Land ist. Sobald in Stadt und Land irgend ein besonderer Glücks- oder Unglücksfall sich ereignet — Erdbeben, Feuersbrünste, Aufsteigen eines Luftballons, Tod und Begräbniß, Hochzeit, Geburt und Kindtaufen und was immer im menschlichen Leben Merkwürdiges sich ereignen kann — so regnet es plötzlich von allen Seiten Sonnette, Canzonen, Oden, die gedruckt, vertheilt und an allen Straßenecken angeschlagen werden, so daß sich die Verfasser einige Tage lang einer Publicität erfreuen, wie sie dem berühmtesten Schriftsteller nicht zu Theil wird. Als während meines Aufenthalts in Padua einige Promotionen vorfielen, wurde vielleicht die halbe Stadt mit Maculatur versorgt; was freylich eine sonderbare Liebhaberey ist, aber jedenfalls durch die Vertheilung in alle Kaffeehäuser und Kaufmannsläden auf viel kürzere und zweckmäßigere Weise erreicht wurde, als auf dem Wege des Buchhandels, wie in Deutschland üblich ist. Daß unter diesen Gedichten, die jede Erscheinung des Tages hervorruft, zuweilen einige sich finden, die etwas mehr sind, als versificirte Komplimente oder Nutzanwendungen, ist ein erfreuliches Zeichen des wiedererwachenden Nationalgeistes, der seit der französischen Revolution auch in Italien mächtig seine Schwingen regt. Eines der berühmtesten Gedichte Monti's ist das auf den Tod von Hugo Basseville (Cantica in morte di Ugo Bassville, Italia 1824). Auch Forestieri, der vor kurzem zu Bologna gestorben ist, verdankte seinen ersten Ruhm einer Elegie auf den Tod eines Lehrers.

Die Sitte, feyerliche Gelegenheiten durch Gedichte zu verherrlichen, scheint ihren Ursprung im Mittelalter genommen zu haben, als Italien unter einer Menge kleiner Fürsten vertheilt war, die an ihren Höfen ganze Schaaren von Schauspielern, Possenreissern und Poeten unterhielten. Die Pflicht der Lezteren war es, die Großthaten ihrer Gönner zu besingen; und wenn dazu keine Veranlassung war, aus Mangel an Thaten, die kleinen Vorfälle und Ereignisse, welche die Stelle derselben vertraten, durch ihre Muse auf die Nachwelt zu bringen. So selten auch dergleichen Briefe an ihre Adresse gelangten, so hinderte dies doch nicht die Verbreitung der Mode von dem Hofe auf die Umgebung desselben. Jeder fühlte sich geschmeichelt und geehrt, wenn er — gleich dem Fürsten — seinen Namen, sein kleines Privatleben unerwartet als einen Gegenstand poetischer Begeisterung kennen lernte; und selten blieb eine solche Apotheose unbelohnt. Das Lezte war wahrscheinlich der Grund, weshalb die Mode die Existenz aller der Höfe überdauerte, die sie hervorgerufen hatten; und weshalb sie im sechzehnten Jahrhunderte, als die italienische Literatur und die in Italien wieder erweckten Wissenschaften in ganz Europa einen überwiegenden Einfluß erhielten, sich auch über die ultramontanen Regionen ausbreitete. In Deutschland bestand während der sogenannten schlesischen Periode — im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert — der größte Theil der ganzen poetischen Literatur aus Gelegenheitsgedichten, welche in dicken Bänden gesammelt noch jezt eine sehr nahrhafte Speise für diejenigen Insekten sind, die mit anderen Gelehrten ihre Studien in unseren Bibliotheken verfolgen.

Neben der Sitte der Gelegenheitsgedichte, deren Ursprung wir leicht bis auf die Barden der nach Italien

übersiedelnden Germanen zurückführen könnten, hat sich eine andere aus den lezten Zeiten des klassischen Alterthums erhalten, welche in einem ähnlichen Verhältnisse zur Rhetorik steht, wie jene zur Poesie. An die Stelle der Staatsreden im Senate und vor dem Volke zur Zeit der Republik waren unter den römischen Kaisern Lobreden auf die Fürsten und rhetorische Exercitien getreten, die in den Schulen vorgelesen wurden. Später wurden auch die Fürsten der Barbaren von den Römern mit sorgfältig ausgearbeiteten Anreden begrüßt; und seitdem hat durch alle Wechsel der Regierungen sich dieser Gebrauch erhalten, der bald von Italien aus über ganz Europa verbreitet wurde. Wenige dieser Redner haben sich freylich eines Erfolges erfreuen können, wie Giannotto Marietti, der Gesandte der Florentiner bey Alphons von Arragonien in Neapel, von dem erzählt wird: seine Anrede habe einen solchen Eindruck auf den König gemacht, daß derselbe nicht einmal seine Hand erhob, um eine Fliege zu verscheuchen, die so keck gewesen war, sich auf seine Nase zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

G e s c h i c h t e.

Historische Erzählungen aus den Pariser Salons von Musset-Pathay, deutsch bearbeitet von Friederich Gleich. 1ster und 2ter Theil. Leipzig 1827.

Eine Schrift, die weniger durch ihre Kunstform, als durch ihren zum Theil äußerst interessanten historischen Inhalt, dem Liebhaber der Geschichte und der Menschenkunde insbesondere, aber auch allen, die überhaupt einer geistigen Erregung fähig sind, merkwürdig bleiben muß.

Nachdem der Verfasser eine Einleitung gegeben, die den Rahmen zu seinen Gemälden bilden soll, und die Geschichte der Familie erzählt hat, bey der, und die Art, wie die im Werke aufgeführte und den Faden desselben fortleitende Gesellschaft sich versammelte, beginnt er an diesen Faden eine Reihe historischer Gemälde anzuschließen, deren Farben aus den besten Zeitschriftstellern genommen und die daher äußerst lebhaft und anziehend sind; wir möchten aber die meisten dieser Gemälde nicht unter dem allgemeinen Titel „Erzählungen" begreifen, da der Sprachgebrauch unter diesem Ausdruck eine gewisse besondere Art von poetischen Erzeugnissen versteht, der Verfasser uns aber nur mit moralischen, literarischen, und politischen Skizzen aus der Geschichte beschenkt. Die erste derselben ist die Allee der Wittwen, wo schon ein vorläufiger Begriff von den Sitten des weiblichen Geschlechts in der Hauptstadt, um deren Leben und Treiben sich das Ganze dreht, vorgelegt wird.

Der Schluß dieses Kapitels, das bekannte galante Abenteuer der Gräfin Shrewsbury mit dem Herzog von Buckingham zur Rechtfertigung der französischen Galanterie gegen die englische erzählend, zeigt zum Voraus, was von dem Inhalt dieser Sittenschilderung zu halten ist, denn wo man sich zur Vertheidigung der französischen Damen auf die S. 109 citirte Stelle aus den Memoiren von Grammon berufen mußte, da konnte die Sittsamkeit des Pariser schönen Geschlechts sich nicht über einen zu engen Spielraum beklagen. In der zweyten Skizze sind die Grundsätze des jetzigen französischen Ministeriums auf eine nicht eben poetisch gut erfundene Weise und ohne eine andere politische Beurtheilung dargelegt, als sie sich in den antiministeriellen Tagesblättern zeigt. Wir sind mit diesem Abschnitt weniger zufrieden, als mit den meisten andern, da nach unserer Ansicht gegen das Ministerium so sehr Parthey genommen und diese Parthey nicht mit großer Ueberzeugungskraft und offenbar unkräftigem Witz behauptet ist. Es ist dies kaum eine vollendete Skizze, viel weniger eine Erzählung zu nennen. Besser, witziger, lebhafter zeigt sich der Abschnitt über die Jesuiten, wo schon die Unterredung zwischen einem Vater, der einer der Obern der Kongregation, und dem Sohne, der ein unbefangener, mit Sinn für Recht und Wahrheit ausgestatteter Jüngling ist, dem ganzen Gemälde, das überdies lustig genug auf dem Postwagen, auf dem sich beyde befinden, gesezt wird, eine Lebhaftigkeit verleiht, die uns das berechnete, alles ergreifende und umspinnende Verfahren dieser weit sich verzweigenden Gesellschaft anschaulich entwickelt. (Diese Skizze erschien in Nro. 43 u. f. des diesjährigen Morgenblatts.) Ueberall aber und auch hier zeigt sich, sobald die Politik zur Sprache kommt, der Verf. als liberaler Parteymann, der vielleicht scharfsinnig genug ist, mehr zu sehen, als was ein Unbefangener zu finden im Stande wäre. Aber bemerkenswerth ist die aus einem Aufsatz des Grafen Montlosier genommene Stelle und ihre Entwicklung S. 157, wo die Verhältnisse der geheimen Macht zum Ministerium angedeutet sind.

Der zweyte Theil betrifft nicht mehr allgemeine Zeitungsgegenstände, sondern gibt Auszüge, aus interessanten, fast vergessenen Büchern über die Sitten und literarischen Verbindungen des 18ten Jahrhunderts, der Glanzperiode der französischen Literatur. Hier wird uns im ersten Kap. eine vollständige Skizze der sogenannten Galanterie und ihres allmählich nüancirten Ueberganges zum wiederkehrenden äußeren Anstand vor Augen gelegt, die um so mehr gefällt, als immer die Hauptsachen mit den Stellen aus gleichzeitigen Schriftstellern selbst belegt werden. Wir finden hier, ohne daß der Verfasser diese

Absicht hat, den historischen Beweis, daß die Philosophie der damaligen Zeit eben die Galanterie war, und daß die Diderots und Voltaires nur auf dem Boden der Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit ihres Jahrhunderts so frech über alle Gränzen wegschreiten konnten, während sich aus diesem Boden auch die verkehrte Natürlichkeit des unnatürlichen Rousseau bildete. Wir sehen den sternschnuppenartigen Irrlichtsglanz ihrer Philosophie in den brillanten Kreisen, in denen sie sich ausbildete, entstehen, und finden in ihren Schriften den oberflächlichen Schimmer der Antithesensucht wieder, den wir bey den galanten Soupers und Diners ihres Jahrhunderts erblicken. Um so weniger befremdet es uns, nachdem wir im zweyten Kapitel einen ziemlich unwichtigen, zur Sittenschilderung des Jahrhunderts wenig beytragenden Auszug aus Colignys auf den Rand einer Bibel geschriebenen Memoiren und im dritten eine richtige und gute Bemerkung über Mad. Genlis und eine Erzählung gelesen haben, von der wir nicht absehen können, was sie bedeuten soll, uns im vierten Kapitel mitten unter diesen galant-philosophischen Zirkeln zu befinden, welche die Regierung Ludwig XV. so sehr auszeichneten, und die uns leicht zu der Meynung verleiten könnten, die meisten Werke dieser Zeit seyen gemeinschaftlich ausgearbeitet worden, da die Verfasser, wie z. B. Marmontel, ihre meiste Zeit in diesen Gesellschaften zubrachten. Das fünfte Kapitel von den Höfen ist ein Fragment, über dessen Werth die Fortsetzung entscheiden muß, und das sechste von der Einsetzung des bourbonischen Hauses in Spanien eine lesenswerthe Schilderung des Elends, zu dem dieses Königreich seit zwey Jahrhunderten immer verdammt zu seyn schien.

Dichtkunst.

Drey Lustgänge aus Saadi's Rosenhain, aus dem Persischen übersezt von D. Bernhard Dorn. Hamburg 1827 bey Meißner.

Saadi ist einer der ausgezeichnetsten persischen Dichter aus dem zwölften Jahrhundert. Man sehe die Nachrichten über ihn in J. von Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens. Auch der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung hat die Biographie des Dichters als Einleitung vorausgeschickt. Saadi schrieb einen Frucht- und Rosengarten (Bostan und Gulistan); da seine Tendenz aber durchaus eine moralische ist, so sind auch die Rosen eher Früchte zu nennen, wenigstens führen uns die drey Lustgänge durch seinen Rosenhain nur bey ernsthaften und moralischen Exempeln und Sprüchen vorüber. Der Dichter gibt Lehren der Weisheit und Tugend und stellt zuerst ein Beyspiel des Guten oder Bösen in der Form einer Erzählung oder Fabel auf, dann fügt er in Versen die darin enthaltene Lehre oder Sentenz hinzu. Sehr viele dieser Lehren sind so allgemein bekannt, daß uns höchstens die neue Form, in der sie hier vorgetragen werden, interessiren kann; doch finden wir auch viele, die eine seltene Beobachtungsgabe und ein feineres Zartgefühl verrathen, die neu und eigenthümlich sind. Der Leser wird sich über die Manier des Dichters am deutlichsten belehren können, wenn wir aus der Mitte der vielen Exempel einige zur Probe hersetzen:

Der Erste, welcher die Kleiderstickerey, und die Ringe an die Hand gab, war Dschemschid. Diesen fragte man: warum hast du denn alle Zierde und allen Schmuck der linken Hand angewiesen, da doch die rechte den Vorzug verdient? und er entgegnete: die rechte Hand hat dadurch, daß sie die Rechte ist, Schmuck genug.

Feridun trug den Stickern China's auf,
Zu seines Zeltes Umgang einzunähen:
Den Bösen halt etwas zu Gute, kluger Mann!
Die Guten sind durch sich glückselig schon und groß.

Galanus sah, wie ein Thor an die Brust eines Gelehrten Hand gelegt hatte, und ihn rücksichtslos behandelte. Er sagte aber: wenn jener weise wäre, so wäre seine Sache mit dem Thoren nie so weit gekommen.

Zwey Kluge wissen nichts von Haß und Kampf;
Der Einsichtsvolle reizt den Schwachen nicht.
Und wenn beleidigend der Thor auch spricht,
Durch Sanftheit mildert ihn der kluge Mann.
Zwey Weise reißen nicht ein Haar entzwey.
So ists beym Sanften und beym Wilden auch.
Doch sind von beyden Seiten Thoren es,
Die Kette selbst von Eisen sprengen sie.
Ein Ungebildeter beleidigte,
Man trugs, und sprach: gehab dich wohl zulezt!
Noch schlechter bin ich, als du sagen magst,
Ich kenne meine Fehler mehr als du.

Ein Sternkundiger kam in seine Wohnung, und fand einen Fremden bey seiner Gattin, worüber er erbittert war, Schmähungen ausstieß, und Anlaß zu Zank und Streit gab. Ein Verständiger, der von der Sache hörte, sprach:

Du weißt was an dem Himmelsrund geschieht,
Und weißt nicht, wer in deinem Hause ist.

Ein Fürst übergab seinen Sohn einem Lehrer und sprach: dieser ist mein Sohn; erziehe denselben gerade so wie eines deiner Kinder. Jener mühte sich nun ein Jahr mit ihm ab, kam aber nicht zum Ziele, während seine Söhne die glänzendsten Fortschritte in Bildung und Beredsamkeit machten; der Fürst griff den Lehrer darüber an und sprach: du hast deine Zusage gebrochen, und nicht gehalten, was du versprochen. Da erwiederte derselbe: die Erziehung war dieselbe, aber die Anlagen verschieden.

Wenn gleich vom Steine Gold und Silber kommt,
Hat Gold und Silber doch nicht jeder Stein.

Nr. 83.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 16. Oktober 1827.

Italienische Literatur.

Gelegenheitsschriften.

(Beschluß).

Als in den Universitäten und gelehrten Gesellschaften des Mittelalters das Andenken des Alterthums auf jede Weise erneut wurde, traten auch die alten rhetorischen Uebungen wieder in ihr Recht ein; und diesen haben wir es zu danken, daß die Ehre der Lobreden nicht blos auf die Häupter des Staates beschränkt geblieben, sondern auch auf die Fürsten der Wissenschaft übergegangen ist; nur mit dem Unterschiede, daß jene mehr bey ihren Lebzeiten, diese nach ihrem Tode gelobt zu werden pflegen. In Italien, wo überhaupt mehr gelobt wird, als in andern Ländern — wenn wir in Deutschland die Abendzeitung ausnehmen — hat sich dieser löbliche Gebrauch in weiterem Umfang, als irgend anderwärts erhalten; und in unsern Tagen, wo, ungeachtet aller hemmenden Fesseln, Alles einen neuen Aufschwung zu nehmen scheint, hat auch er sich veredelt und von niederer, geschmackloser Schmeicheley sich zu würdiger Anerkennung des Verdienstes erhoben. Einen erfreulichen Beweis hievon gab mir, als ich kaum die Schwelle von Italien betreten hatte, die Rede, welche der Abbate Giuseppe Barbieri am 3. Juli d. J. in dem großen Saale des Stadthauses (Palazzo della Ragione) von Padua zu Ehren des berühmten Reisenden Belzoni gehalten hatte:

Delle Lode di Giovanni Belzoni Orazione; Padova, 1827. 8. „Wenn in der weisen Vertheilung ihrer Geschenke, beginnt nach einem kurzen Eingange der Redner, die Natur das Gesetz angenommen hätte, daß sie nach dem Adel der Geschlechter ihre Gaben erhöhte und gegen die, welche von einer längeren und geehrteren Folge von Ahnen abstammen, sich auch freygebiger erzeigte; so würden wir an diesem Tage nicht das Andenken des trefflichen Belzoni zu feyern, sein Verdienst zu ehren haben. Denn geboren unter uns in niederem Stande und erzogen in der Dunkelheit einer eingeschränkten Lage, gab er in den Jahren, welche die Jugend der Menschen messen, kein Zeichen seines Geistes von sich. Aber von hier nach Rom gekommen, woher seine Eltern gebürtig waren, und wo er eine Zeitlang seinen Aufenthalt nahm, als er das Auge auf die bewunderungswürdigen Denkmäler warf, die diese Königin der Welt überall in sich schließt; erhob sich in seiner innersten Brust eine Stimme, die Stimme, welche alle hohen und edlen Seelen hören, der Ruf der Natur zu großen Dingen. — — Die Hülfe der gemeinen Erziehung ist für jene mittelmäßigen Geister nothwendig, die in der Armuth ihrer Wünsche und ihrer Erwerbnisse froh und zufrieden bleiben. Ohne diese würden sie aller Bildung völlig entbehren und, sich und anderen zur Last, in traurige Stumpfheit versinken. Aber die von der Natur privilegirten Geister haben vielleicht nicht nöthig und verschmähen häufig diese methodischen Hülfsmittel; sie übersteigen die Mitte, stürzen sich auf einmal in die Extreme, erstarken in den schwierigsten Verhältnissen und erheben sich durch sich selbst. Und so zeigte Belzoni sich; keinem anderen verdankte er seine Erziehung, keinem anderen, als sich selbst.“

„Von Rom, unterrichtet in den mechanischen Künsten und begierig von seiner Fertigkeit und seinem Talent rühmliche Beweise abzulegen, begab er sich nach Frankreich, Spanien, Portugal, Holland und von da nach England, als dem Orte, welcher der Stapel des Handels aller Nationen ist, und von wo er nach Verlangen die Segel breiten konnte nach jedem Lande, nach jeder Weltgegend, wohin ihn immer seine Wünsche zogen. Denn schon damals trug er die Absicht im Gemüth, sich durch wissenschaftliche Reisen oder kühne Unternehmungen einen Weg zum Ruhme zu bahnen. Und in der That war dies seine Sache; denn, um von seinem Genie zu schweigen, so machten ihn die ausgezeichnete Größe seiner Gestalt, die breiten Schultern, die Stärke des Arms, die Gewandtheit der Glieder und der Füße und diesen Gaben entsprechende Geisteskraft und Muth geschickt, das Ungemach, die Anstrengungen und die Gefahren einer langen und verschiedenartigen Reise zu tragen, während wir mit unserer Zartheit und Zierlichkeit, die wir vielleicht mehr begünstigen, als nöthig wäre, auf

sehr enge Gränzen der Länder und Menschen beschränkt sind. Zu Plymouth lichtete er die Anker und ging unter Segel nach Egypten; indem der Geist, seine Zukunft vorahnend, wie sie auch seyn möchte, ihn in dieses berühmte Land zog, dessen Name durch so viele Jahrhunderte wiedertönt."

Der Redner geht hier auf das Lob Egyptens über, und schildert den Eindruck, den die Denkmäler dieses Landes auf Belzoni machten. „Anfangs ging er als Hidrauliker in die Dienste des Pascha; aber bald nahm ihn die Liebe der Kunst und der Entdeckungen ganz in Anspruch. Zweymal durchwanderte er Egypten und Nubien und befragte jeden Stein, durchforschte jeden Winkel." — Aus den Ruinen von Theben, der Stadt mit hundert Thoren, entführte er die ungeheure Riesenbüste des Memnon, an der sich die Kraft der französischen Eroberer vergebens versucht hatte, und die jezt die Bewunderung und der Triumph von England ist (im Museum Britannicum). „Seit der Stolz der Cäsaren jene anderen Riesenwerke nach Rom geführt hatte, welche durch die Gewalt der Zeit in den Staub geworfen, darauf wieder erhoben wurden, um die Brunnen und Plätze der ewigen Stadt zu verschönern, seit dieser Zeit hat kein anderes Denkmal, das mit dem des Memnon sich vergleichen könnte, unsere Meere durchfahren." Außerdem zog er, mitten unter Räubern und Raubthieren, nicht weniger, als 18 Statuen von Göttern oder Heroen, mehrere Sphinxen mit Löwenköpfen und andere Monumente ans Licht, eröffnete Hallen und Heiligthümer, die Jahrhunderte lang verschüttet gewesen waren, drang in die Grabmäler, die in Berge und Felsen gehölt waren, und brachte daraus Mumien von Menschen und Thieren, Papiere, Idole, Gefäße und andere Merkwürdigkeiten zurück, die das vollständigste Bild von der alten Kunst und dem Leben der Egypter geben. „Aber wie groß war die Trunkenheit seiner Freude, als er, in die Aushölungen des Thales Beban el Malouch viele Fuß tief unter dem Bette eines Flusses eingedrungen, den Eingang in ein Königsgrab, das Grab von Psammetich oder Neko, entdeckte. Dies war, wie er selbst erzählt, der glücklichste Tag seines Lebens, der Tag, der ihn für alle Sorgen und alle Mühen, die er erduldet hatte, auf das reichste belohnte; der glückliche Tag, an dem er, der erste unter allen Lebenden den Fuß in die größte und schönste der uralten egyptischen Catacomben setzte; ein Monument, aus dem Gedächtniß aller Geschichte verloren, und doch unter so vielen, die entdeckt worden sind, einzig, einzig durch das Interesse und die Erhaltung aller seiner Theile, die so unverlezt und frisch sind, daß sie eben erst vollendet zu seyn scheinen." Der Redner folgt Belzoni in die unterirdischen Gänge und Säle des Königsgrabes und in das Innere der zweyten Pyramide, die man noch uneröffnet glaubte, bis er mit unglaublicher Anstrengung hineingekrochen durch eine arabische Inschrift überzeugt wurde, daß er nicht der erste hieher gekommen sey.

Eine der wichtigsten seiner Entdeckungen aber war die der einst berühmten, darauf lange von den bewährtesten Geographen bezweifelten Königsstadt, der Berenice. Nachdem er in Nubien den prächtigen Tempel von Ypsamboul und andere nicht geringere Merkwürdigkeiten an das Licht gebracht hatte; machte er in Gesellschaft muthiger Gefährten den Weg durch die hohe Bergkette, die das Nilthal vom rothen Meere trennt, und drang unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren bis zu dem Ufer des lezteren. „Und hier, o wunderbarer Anblick! Hier zeigten sich seinem Blick die prächtigen Trümmer einer Königsstadt, die Straßen, die Häuser, die Plätze, ein egyptischer Tempel, egyptische Sculpturen und ein schöner Hafen, gerade so wie der, den Herodot und Plinius hier beschrieben. Durch alle diese Zeugnisse wurde er überzeugt, daß hier und nirgend anders die berühmte Hauptstadt Berenicea gestanden habe, der Stapelplatz des ganzen Handels des arabischen Meerbusens." — —

„Durch diese und andere Entdeckungen — erhob der Name Belzonis sich zu großem Ruhm, und es regte sich der Neid seiner Nebenbuhler. Einige Franzosen (doch bin ich nicht gemeint dadurch ihre ganze Nation zu beleidigen), aufgeblasen genug, ihre eigenen Verdienste auszuposaunen, und ungerecht genug, fremde sich zuzueignen, brachten ihn in Widerwärtigkeiten, Verlegenheiten und Gefahren; so daß der Großmüthige den Entschluß faßte, dieses Land zu verlassen, das für ihn das Feld so großen Ruhmes war." Nachdem er eine Zeitlang in seinem Vaterlande verweilt und darauf in England die Geschichte seiner Reisen bekannt gemacht hatte, „gedachte er, sich einen Weg in das Herz von Afrika zu bahnen, indem er den Lauf des Flusses Niger verfolgte, und die Geheimnisse dieses Welttheiles zu enthüllen, der uns näher, als jeder andere, doch durch die wilde Natur seiner Bewohner, durch die schroffen und hafenlosen Küsten, durch den ungeheuren Umfang seiner Wüsten und die unerträgliche Hitze seines Klimas der am wenigsten bekannte bleibt; und schon hatte er Fuß gefaßt auf der westlichen Küste und war daran das unbekannte Land zu versuchen, als unerwartet der Tod.... aber was sage ich, meine Herren! die Unsterblichkeit hat ihn zu sich genommen und, in ein Kleid von Licht gehüllt, ihm die Krone des Ruhmes auf das Haupt gesezt."

Der Redner spricht hierauf noch von den häuslichen Tugenden Belzonis, und schließt, indem er das benachbarte Bassano auffordert, dem Beyspiel von Padua zu folgen und, wie dieses seinen Belzoni durch Denkmäler

und Unterstützung seiner Familie geehrt hat, so auch seinen Mitbürger Giovan Battista Brocchi, gleichfalls das Opfer jenes mörderischen Klimas, den Freund des Redners, zu ehren.

An die Stelle der alten Sitte, durch Canzonen, Sonnette oder zierlich gesetzte Reden sein Kompliment zu machen, fängt in neuerer Zeit eine andere an, Eingang zu finden, die — obgleich ohne Zweifel ungleich verdienstlicher — mir doch etwas gar zu abstrakt scheint, als daß sie sich allgemeinere Nachahmung versprechen dürfte. Was würde man in Frankreich oder England, und selbst in Deutschland dazu sagen, wenn ein Vater, der seine Tochter verheirathete, in der Freude schnell — ein gelehrtes Werk drucken ließe, um ihr dasselbe als Hochzeitgeschenk zu überreichen? Ob dies in Italien gegenwärtig häufig der Fall ist, wage ich nicht zu behaupten. Vor mir liegt indeß ein Exemplar der Abhandlung über die Literatur des venetianischen Adels (Della Letteratura della Nobiltà Veneziana Ragionamento di Marco Foscarini, Doge di Venezia. Ven. 1826. 132 S. 4.), die Antonio di Revedin bey der Vermählung seiner Tochter mit Tito de Bastetti ihr nach Trento mitgab. Außerdem hatte die gute Dame das Glück von ihrem Oheim Franzesko di Revedin eine andere nicht weniger gelehrte Schrift zum Geschenk zu erhalten, die sogar einige Beziehung auf den Stand zuließ, in den sie einzutreten im Begriff war: einen Versuch über die Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft (Saggio sul Perfezionamento dell' umano consorzio di B. M. Calura. Ven. 1826. 24 S. 8.), von welchem zu ihrem speciellen Gebrauch 100 Erempl. auf pelle d'uovo — chinesischem Papier — abgedruckt wurden.

Indem wir der liebenswürdigen Frau zu dieser Lektüre, die sie indeß seit ihrer Verehelichung noch nicht ganz vollendet haben soll, alles Glück wünschen; müssen wir zugleich dem Scharfsinn und richtigen Blick des Messagiere Tirolese oder des Boten von und für Tirol Gerechtigkeit widerfahren lassen, der bey Erwähnung der angeführten beyden kleinen Schriften in seinem literarischen Anhange bemerkt, daß nicht weniger zweckmäßig, als die edlen Herren von Revedin auch die Professoren des Gymnasiums von Roveredo gehandelt hätten, als sie zur Feyer der Einführung des Fürstbischofs von Trento aus einem alten Ms. eine Vita di San Girolamo (Testa di Lingua, Roveredo 1826. 4.) abdrucken ließen. Neue Thatsachen aus der Geschichte des heil. Hieronymus möchte der ehrwürdige Prälat in seinem Angebinde schwerlich gefunden haben; doch betrachtet man gegenwärtig auch in Italien ein altes Sprachdenkmal (testa di lingua) weniger von Seiten des innern Verdienstes, als der historischen Merkwürdigkeit, und ist überall — selbst in den kleineren Städten, wie Treviso, Brescia, Bergamo — bemüht, dieselben der Vergessenheit zu entziehen.

Kritische Literatur.

Schillers dramatischer Genius gerechtfertigt gegen den Miß- und Unverstand des Zeitalters, oder: Fr. Schillers Don Karlos, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina und Wilhelm Tell, ästhetisch, kritisch und psychologisch entwickelt von Johann Friedrich Schink. Drink deep, or taste not the Pierian spring! — Pope. — Dresden und Leipzig in der Arnoldschen Buchhandlung, 1827.

Der Titel dieser kleinen Schrift gibt sammt ihrem Motto die bündigste Auskunft über deren Absicht und über den Sinn, in welchem es Herr Schink unternommen hat, das belletristische Publikum an den bis jetzt noch unübertroffenen Meister der deutschen Tragödie zu erinnern. Das größte und unstreitbare Verdienst des Verfassers besteht eben darin, dies auf eine nachdrückliche Weise gethan zu haben. Während es an der Tagesordnung ist, Schiller'n zu Gunsten Göthe's herabzusetzen und die Ansichten, welche selbst A. W. Schlegel und L. Tieck nicht ohne einiges Vorurtheil über den ersten geäußert, in fratzenhaften Ausführungen und Variationen immer aufs Neue vorzubringen, hat unser Verfasser seit vielen Jahren Schillers Dramen wiederholt gelesen, studirt, sich zu eigen gemacht, aus ihnen selbst zu verstehen gesucht, und nun theilt er uns mit, was er gefunden und was er mit seinen anderweitig noch mehrfach gebildeten ästhetischen Ansichten habe vereinigen können oder nicht. So ist es gekommen, daß er Manches richtiger beurtheilt hat, als gewöhnlich geschieht, und daß, wenn wir auch eben so Vieles angetroffen haben, dem wir unseren Beyfall nicht geben können, wir doch nirgends auf absprechende Behauptungen gestoßen sind. Ja es findet sich im Grunde kein einziges Urtheil vor, welches, wenn es auch falsch wäre, nicht auf entsprechende Voraussetzungen, die dann freylich selbst nicht haltbar erscheinen, zurückgeführt werden könnte. Eine ausführliche Kritik der gegenwärtigen Beurtheilung der Schiller'schen Dramen würde leicht zu einem eigenen Werklein anwachsen, und wir berühren daher nur noch Einzelnes. Im Allgemeinen führt Schink dieselbe, wohlverstandene Ansicht durch, die Schlegel über Schiller aufgestellt hat. Er theilt mit diesem die Verwerfung der Räuber, Fiesko's ꝛc. und die Verherrlichung Wilhelm Tell's, ohne zu bedenken, daß der letztere

gewiß nicht ohne die ersteren entstanden wäre; wie sich denn auch in diesem noch wesentliche Fehler jener, und in jenen wesentliche Tugenden dieses leicht nachweisen ließen. Auch in den Räubern ist Schiller nicht, wie man meint, unselbstständiger Nachahmer Shakespeare's gewesen, so wenig als Göthe etwa im Göz und Egmont. Wäre Schiller nicht durch den eben so wenig geahndeten als gewollten Erfolg seiner Räuber zu sehr auf sich selbst und auf sein um so beängstigteres Gewissen, da er gerade das Gegentheil beabsichtigt hatte, zurückgeworfen worden, so würde er sich freyer und somit zu größerer Objektivität hindurchgebildet haben, zu welcher er in den Räubern geradewegs aus sich selbst hervorbrach; auch ist „Tell" gewiß darum nur zu loben, daß Schiller in demselben auf jenen zuerst betretenen Weg zurückgekehrt ist, den er bey längerem Leben seines nun ausgebildeten Geistes ohne Zweifel mit dem höchsten Ruhme gewandelt hätte. — Manche Scrupel, die Herr Schink über den Mangel an Wahrscheinlichkeit verschiedener Begebenheiten, Vorfälle und Ereignisse in der „Jungfrau" vorgetragen hat, würden von selbst verschwinden, wenn er den Begriff der romantischen Tragödie nicht etwas zu eng gefaßt hätte. Was derselbe an der zu großen Herabwürdigung Elisabeth's in Maria Stuart, an der zu ungemessenen Leidenschaftlichkeit Mortimer's ebendaselbst auszusetzen findet, läßt sich nur aus einer Eigenschaft Schillers erklären, ohne welche keine moralisch-poetische Natur, wie er, existiren kann, und ohne welche wir auch die herrlichen Gestalten eines Posa, einer Thekla, eines Max Piccolomini rc. nicht haben würden. Wir meynen die tiefgewurzelte Neigung zur Antithese, die selbst in den Abhandlungen Schillers deren Seele ist. Engelreinheit und teuflische Bosheit treten sich immer entschieden gegenüber, und wenn auch Schiller aus der Erfahrung, so gut und besser als wir alle, wußte, daß kein Mensch ganz vollkommen und ganz verworfen sey, so hat er doch selten umhin gekonnt, was er zum Grundcharakter seiner Personen machte, so vorherrschen zu lassen, daß man leicht die weiteren Modifikationen übersehen kann. Mortimer unter andern ist nun einmal völlige, glühendste, ungezügelte Leidenschaft für Maria; alles andere erscheint dieser untergeordnet und selbst alle anfangs beobachtete Mäßigung ist ihm nur für jene, noch hoffende Leidenschaft möglich; mit der Hoffnung fällt der aufgedrungene Zwang, und es erfolgt, was unser Zartgefühl in der lezten Scene mit Maria verlezt. — Doch, wie gesagt, Herr Schink behauptet nichts desto weniger großen Anspruch auf Anerkennung eines Jeden, der ein aufrichtiger Verehrer Schillers und gewissenhafter, wenn gleich nicht überall glücklicher Würdigung seines erhabenen Genius ist. —

Geschichte.

Neue historische Basreliefs. Schilderungen merkwürdiger Personen und wichtiger Begebenheiten vergangener Zeiten. Für gebildete Leser aus allen Ständen, dargestellt von *r. Leipzig, 1827. Weygand'sche Buchhandlung.

Schon vor fünf Jahren gab der Verf. zwey Bändchen historischer Basreliefs heraus, und wie diese den Beyfall eines großen Theil des Publikums gefunden, der die Belehrung auf unterhaltende Weise zu empfangen wünscht, so kann ihre gegenwärtige Fortsetzung derselben günstigen Aufnahme gewiß seyn. Der Verf. ist schon in der Wahl solcher Gegenstände glücklich, welche ihrer anekdotenartigen Natur oder den Beziehungen nach, in denen sie mit dem Inhalt ästhetischer, allgemein bekannter Werke oder mit Begebenheiten und Epochen stehen, auf welche die gebildete Unterhaltung häufig zurückkommt, ein immer neues, erhöhtes Interesse erregen. So finden wir z. B. hier den Herzog Alba geschildert, den jeder, wenn auch nur durch Schillers Don Karlos und Goethes Egmont neugierig gemacht, näher kennen zu lernen wünscht. Karls V. Zug nach Afrika, welcher etwa vor zwey Jahren episch dargestellt worden, wird hier geschichtlich beschrieben. Ein Aufsatz über Sitten und Kultur der alten Schotten entspricht auf der einen Seite dem Interesse, welches wir Walter Scott's Romanen nehmen, während er auf der andern Seite sehr zweckmäßig an Ossian's Dichtungen erinnert, aus welchen das Gemälde derselben größtentheils zusammengesezt worden ist. Man kann überdieß diesem Aufsatz sogar geschichtlichen Werth so wenig absprechen, als den Schilderungen des alten griechischen Lebens, welche man besonders seit J. H. Voß aus Homers Dichtungen zu gewinnen gesucht hat. — „Die Eroberung von Neapel 1494 und 95" erinnert durch die Leichtigkeit, mit welcher sie bey der Feigheit der Neapolitaner gelang, an die neueste, überraschende Besetzung des Königreichs. Die Thaten des Marschall von Villars stehen mit den Kriegen, ja mit der Person Louis XIV. in zu naher Verbindung, um nicht eben hiedurch mannichfaltig zu interessiren, und wer möchte nicht etwas Näheres von dem berüchtigten Duell Karls des fünften und Franz des ersten erfahren, bey welcher Gelegenheit auf das Grellste an den Tag kam, wie schlecht die Grundsätze der Politik sich mit denen der persönlichen Ehre (des Rechts ohnehin) vertrügen. Wir versprechen unsern Lesern, welche diese Darstellungen noch nicht kennen, eine recht angenehme Unterhaltung. Sie sind meist mit klarem, lebendigem Sinn und in angemessener Sprache abgefaßt, und selbst diejenigen, welche den größern Theil derselben schon aus Tagblättern, in welchen sie früher eine Stelle gefunden, kennen sollten, werden sie gern noch einmal lesen.

Nr. 84.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 19. Oktober 1827.

Dichtkunst.

Peter Schlemihl's wundersame Geschichte, mitgetheilt von A. v. Chamisso. Zweyte mit den Liedern und Balladen des Verfassers vermehrte Ausgabe. Nürnberg bey J. G. Schrag, 1827.

Wer den Peter Schlemihl nicht gelesen, sondern nur von dem wundersamen Glück gehört hat, das dieses kleine Buch in der Welt machte, der kann sich ordentlich ärgern, daß ein Franzose das einzige deutsche Buch geschrieben hat, das ins Französische, Englische, Holländische und Spanische übersezt wurde, das die Amerikaner den Engländern nachgedruckt haben, und wozu der berühmte Zeichner Cruikshank Bilder entworfen hat, die eines Hogarths würdig wären. Wohl fängt man jezt in England und Frankreich an, unserer Literatur einen Theil jener Aufmerksamkeit zurückzugeben, die wir in beynahe zu reichlichem Maaße längst allem Fremden geschenkt haben; doch sind es bis jezt nur einige glänzende und allberühmte deutsche Namen, die man an der Seine und über dem Kanal nennen hört, und weder dieser in der neuesten Zeit erwachten Nachsicht unserer Nachbarn gegen unsere barbarische Literatur, noch dem Spekulationsgeist englisch-deutscher Buchhändler, hat Peter Schlemihl seine bewunderungswürdige Verbreitung zu verdanken, sondern seiner inneren Vortrefflichkeit, der sonderbaren Idee, die ihm zu Grunde liegt, und der reinmenschlichen Auffassung eines tiefen, herzzerschneidenden Jammers, der natürlichen ungeschmückten Erzählung der abenteuerlichsten Schicksale und Situationen, die dem Verfasser auf so bewunderungswürdige Weise gelungen ist.

Wir wollen versuchen unseren Lesern, die das Büchlein noch nicht kennen, die Geschichte des schattenlosen Schlemihl abzuschatten:

Peter Schlemihl ein guter, ehrlicher Junge, dem eben nichts fehlt als — Geld, lernt im Garten des Herrn Thomas John einen sonderbaren Mann, einen Tausendkünstler kennen, der niemand geringeres ist als der Teufel selbst, wie der Verfolg der Geschichte ausweist. Wie nun bekanntlich dieser Künstler allerley Mittel und Wege kennt, arme Seelen zu angeln, so sucht er diesmal auf recht feine und besondere Weise die Seele des guten Peter Schlemihl zu jenem Grad der Verzweiflung zu verlocken, wo man gewöhnlich gerne des Teufels werden möchte. Er hat dem armen Peter bald abgesehen, wo ihn der Schuh drückt, und schließt einen Handel mit ihm ab, der Herrn Peter zwar sonderbar aber sehr annehmlich erscheint. Er kauft ihm nämlich um einen Fortunatus-Beutel, der nie leer wird, etwas ab, das man freylich nie wieder erkaufen kann — seinen Schatten. Er rollt ihn, was in der zweyten Ausgabe Herr George Cruikshank gar wundersam dargestellt hat, wie ein Stück Leinwand zusammen und steckt ihn in die Tasche.

Hab' ich nur erst seinen Schatten, mochte der Teufel denken, so habe ich ihn bald auch ganz, und es war richtig berechnet, denn Peter Schlemihls Leben ist von jezt an ein ewiges Heimweh nach seinem Schatten. Geht er in der Sonne oder im Mondschein, ist er Abends im Zimmer, wo nur eine Kerze brennt, so ist sein schrecklicher Verlust verrathen, alle Menschen sehen ihn mißtrauisch, als etwas geheimnißvolles, spuckhaftes an, denn so durch Zufall, denken sie, verliert wohl keiner seinen Schatten. Seine immer gefüllte Börse hilft ihm nichts, denn wenn er auch Gold um sich her regnen ließe, er würde nur Hohn und Furcht erkaufen. „Was hülfen Flügel dem in Ketten angeschmiedeten?“ sagt der arme Schlemihl. „Er müßte dennoch und schrecklicher verzweifeln. Ich lag, wie Faffner bey seinem Hort, fern von jedem menschlichen Zuspruch, bey meinem Golde darbend, aber ich hatte nicht das Herz nach ihm, sondern ich fluchte ihm, um dessen willen ich mich von allem Leben abgeschnitten sah. Bey mir allein mein düstres Geheimniß hegend, fürchtete ich mich vor dem lezten meiner Knechte, den ich zugleich beneiden mußte; denn er hatte einen Schatten, durfte sich sehen lassen in der Sonne. Ich vertrauerte einsam in meinen Zimmern die Tag und Nächte, und Gram zehrte an meinem Herzen.“

Während erscheint in dieser Verlassenheit das einzige Geschöpf, das aus Mitleid sich ihm treu ergibt, sein Diener Bendel. Die Zeichnung dieser Nebenfigur, der Eifer, das unermüdete Wohlwollen, die Treue eines guten Dieners wäre schon hinreichend dem Buch einen hohen Grad von Interesse zu geben. Aber auch er, ob er gleich seinem Herrn wie ein Schatten folgt, kann ihm den fehlenden Schatten nicht ersetzen. Allerley Mißgeschick verfolgt den Unglücklichen. Er will sich einen Schatten malen lassen, aber der Maler erklärt ihm schaudernd, daß dies nicht möglich sey; er wählt eine trübe Nacht um einem schönen Kind im Garten seine Liebe zu erklären, aber gerade vor der Erklärung geht der Mond auf, und das Mädchen entdeckt, daß sie neben einem Schattenlosen wandelt. Am traurigsten gestaltet sich sein Schicksal in einem kleinen Städtchen, wo er als Graf Peter lebt, Nachts unter schattenreichen Bäumen, oder in Sälen, die der treue Bendel kunstreich beleuchtet hat, Besuche annimmt und die schöne, liebliche Mina liebt. Er vergißt in dieser heiß erwiederten Liebe seinen Gram auf Augenblicke, um immer nur zu neuem Jammer zu erwachen. Endlich, am Ziel seines Glückes, an dem Tag, der ihm die Geliebte auf immer geben soll, verräth Rascal, einer seiner Diener, den traurigen Verlust seines Herrn den Eltern Minas, und auch hier wird er verstoßen!

Er flieht von Verzweiflung gejagt ins Feld hinaus und hier tritt ihm der graue Unbekannte, der Tausendkünstler, entgegen. Er bietet ihm seinen verlorenen Schatten wieder an. Um seinen Jammer zu vergrößern, entdeckt er dem Unglücklichen, daß Rascal um seine Geliebte mit Glück werbe. Gegen den Schatten will er nur etwas ganz geringes — Schlemihls Seele. Schlemihl schlägt den Handel aus, auch dann als ihm der Böse den Gegenstand seiner Sehnsucht und Verzweiflung, den verlorenen Schatten zeigt und im schönsten Sonnenlicht, zwey Schatten werfend, auf und nieder geht; eine Scene, die Meister Cruikshank trefflich gezeichnet hat.

So entgeht der arme Schattenlose vielen Lockungen des Schwarzen und bewahrt sein Seelenheil; zum Lohn dafür schenkt ihm aber auch sein guter Engel — — ein Paar Stiefel.

Ein Paar Stiefel? zum Lohn für sein treues Ausharren? Ja, ein Paar Stiefel; aber wie in dieser wundersamen Geschichte alles wundersam ist, so sind es auch die Stiefel, ein altes unscheinbares Paar, das er, aus Mangel an Geld, in einer Trödelbude statt neuer ersteht. Der gute Schlemihl macht in Gedanken versunken mit diesen Stiefeln ein Paar Schritte und siehe — er befindet sich plötzlich hoch oben in den Urwäldern des Norden. Die Kälte treibt ihn wieder einige Schritte vorwärts und er sieht sich in schön bebaute Reisfeldern unter Maulbeerbäume versetzt, und hört chinesisch reden; — es war kein Zweifel, er hatte Siebenmeilenstiefel an den Füßen. Und diese Entdeckung reißt ihn zu stummer Andacht nieder. „Durch frühe Schuld," sagt er, „von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen." Er wird, was ihm bey dieser wohlfeilen und schnellen Reise-Gelegenheit nicht schwer fällt, ein reisender Naturforscher. Um bey seinen Beobachtungen hin und wieder auch ruhig wandeln zu können, schafft er sich Pantoffel an, die er wie Handschuhe an seine Stiefel legt....

So wandelt, nach Freund Chamisso's Versicherung, Peter Schlemihl noch immer über die Erde, und es wäre leicht möglich, daß er 1827, bey Gelegenheit der Revision seiner zweyten Auflage, von Nürnberg einen kleinen Schritt nach München gemacht hätte, die Herren Naturforscher zu besuchen; doch wird er in den Berichten im Morgenblatt, nebst mehreren andern, nicht genannt.

Als eine freundliche und treffliche Zugabe zu Schlemihl hat der Herausgeber seine Lieder und Balladen beydrucken lassen. Mehrere davon sind in Zeitschriften und Taschenbüchern früher bekannt worden, gesammelt stehen sie hier zum ersten Mal.

Auch in diesen Gedichten spricht sich Chamisso's sinniger, liebenswürdiger Geist, bald in Liebes-, bald in Klage-Liedern, bald in wehmüthigem Ernst, bald in heiterer Laune aus, auch in ihnen zeigt er, daß die deutsche Sitte zu Fühlen und zu Dichten die seinige geworden ist.

Lieder, wie „der Frühling," — auf der Wanderschaft, Morgenthau, zur Antwort, zur Unzeit, der Glücksvogel, Frühling und Herbst, Lebe wohl u. s. w. gehören zu den Besseren und Besten der nicht sehr reichen lyrischen Poesie unserer Tage; Balladen, wie der alte Müller, Ungewitter, die Sterbende, die Sonne bringt es an den Tag, das Schloß Boncourt lassen sich gewiß auch nach Goethe, Tieck und Uhland mit hoher Freude lesen. Für die glückliche Mischung von wehmüthigem Ernst und dem heitersten Scherz im Gemüth des Verfassers können gewiß die beyden Gedichte: die Müllerin und der Müllerin Nachbar, zeugen, die zuerst in den Moosrosen auf 1826 von W. Menzel abgedruckt waren. Wahrhaft ergötzlich und drollig sind — Katzennatur, Polterabend, Don Quixote und Tragische Geschichte.

Noch sind glückliche Uebertragungen und Nachbildungen aus dem Französischen, Neugriechischen, Litthauischen und Malayischen beygefügt.

H. W.

Zeitgeschichte.

Historischer Versuch über die Revolution von Paraguay und die Diktatorial-Regierung von D. Francia. Ein Abschnitt der Reise nach Paraguay von J. R. Rengger und M. Longchamp. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Niemand konnte fähiger seyn, über das mysteriöse, der ganzen übrigen Welt verschlossene Paraguay Aufschluß zu geben, als ein einsichtvoller Gelehrter, der sechs Jahre lang in diesem Staate festgehalten wurde. Herr Dr. Rengger besaß alle Eigenschaften eines guten Beobachters, und durfte sich, wie er selber sagt, nicht irren, denn sein Leben hing von seiner Umsicht und Vorsicht ab. Er und Herr Longchamp, in dessen Namen zugleich der ganze Reisebericht abgefaßt ist, langten im Jahr 1819 auf einer naturwissenschaftlichen Reise begriffen im La-Platastrom an und begaben sich nach der Provinz Paraguay, weil hier allein Frieden herrschte, während die übrigen südamerikanischen Freystaaten im Kriege begriffen und so voll Unruhe waren, daß die Reisenden auf ihrem friedlichen Wege zu viel Hindernisse fürchten mußten. Kaum waren sie aber in Paraguay angelangt, als der Beherrscher desselben, Dr. Francia, ihnen die Rückkehr verweigerte und sie bis zum Jahr 1825 festhielt. Auch verdankten sie ihre Rettung nur dem Umstande, daß damals die Engländer die südamerikanischen Freystaaten und auch Paraguay anerkannten und deßfalls an Dr. Francia ein zuvorkommendes Schreiben erließen. Diese Anerkennung schmeichelte dem kleinen Despoten dergestalt, daß er die Engländer und einige andere Ausländer, die er bisher zurückgehalten, frey gab, und unsere Reisenden durften diese Gnade theilen. Dagegen behielt Dr. Francia die Franzosen, und unter diesen den berühmten Bonpland, den Reisegefährten Alexander von Humboldts, zurück, weil der König von Frankreich Paraguay noch nicht anerkannt habe. Herr Rengger schildert ausführlich die treulose Gefangennehmung und Mißhandlung des edlen Bonpland, der übrigens jezt auf einem kleinen Gütchen sein Feld bestellen und von seiner eignen Hände Arbeit sein der Wissenschaft so theures Leben fristen muß. Alle Verwendungen für diesen ausgezeichneten Naturkundigen sind vergeblich geblieben; je mehr Gewicht man auf seine Person gelegt hat, desto hartnäckiger verweigert ihn der Diktator, um Europa gegenüber mit seiner Macht und Unabhängigkeit zu prahlen.

Das vorliegende Werk bildet nur einen vorausgeschickten Abschnitt aus dem größern naturwissenschaftlichen Reisebericht des Verfassers, und enthält nur die ausführliche Darstellung der politischen Verhältnisse von Paraguay, welche die Reisenden aufs genaueste kennen lernten. Den Europäern ist fast alles in diesem Berichte neu, denn bisher waren nur sehr unzuverläßige und oft ganz lügenhafte Berichte über Paraguay und Dr. Francia im Umlauf, und der Verfasser behauptet geradezu, daß auch die jüngsten Nachrichten, welche das Mémorial Bordolais gegeben hat, rein erlogen seyen.

Der erste Theil dieses Werks enthält die Geschichte der Revolution von Paraguay und Francias Lebensgeschichte, welches ein und dasselbe ist, da sich die Geschichte des Staats immer um die seiner Person gedreht hat. Der zweyte Theil enthält sodann eine ausführliche Darstellung der Regierung und des Staatshaushalts in Paraguay unter Francias Diktatur.

Dr. Francia ist der Sohn eines geborenen Franzosen, worauf er sehr stolz ist, und einer Creolin. Er studirte die Rechte und zeichnete sich durch seinen Kopf und seine Feder bald vor allen seinen Landsleuten aus. Als die südamerikanischen Provinzen und auch Paraguay das Joch des Mutterlandes abwarfen, trat er zuerst als Sekretär der neuen republikanischen Regierung von Paraguay auf, und trug schon in dieser untergeordneten Stelle das Meiste dazu bey, daß die Provinz Paraguay sich von den übrigen Provinzen trennte und selbst mit Waffengewalt ihre Selbstständigkeit, wie früher gegen die Spanier, so jezt gegen Buenos-Ayres behauptete. Sein Ehrgeiz trachtete nach der Oberherrschaft, und sein überlegner Verstand und fester Charakter imponirte seinen wenig begabten Landsleuten dergestalt, daß er ohne große Mühe in kurzer Zeit zu einer Gewalt gelangte, die selbst in Asien nicht tyrannischer seyn kann. Er nahm sich Napoleon zum Vorbild und stürzte 1813 die alte Regierung, die er durch eine neue Konsular-Regierung ersezte. Darauf als erster Konsul ließ er 1814 seinen Kollegen abdanken und sich zum unumschränkten Diktator auf drey Jahre wählen. Als diese verflossen waren, hatte er bereits sein Regiment dergestalt mit Gewalt und List befestigt, daß ihm Niemand mehr widersprach, als er sich zum Diktator auf Lebenszeit wählen ließ. Seitdem ist er nun der allmächtige Gebieter in seinem Vaterlande, das so groß als Frankreich ist, aber etwa nur 200,000 Einwohner zählt.

Er hat seine Herrschaft nach außen wie nach innen durch sehr energische Mittel befestigt, die zwar oft höchst grausam waren, aber doch von viel Verstand und Kraft zeugen. Da er von den Partheyen im Innern nichts befürchtet, so lange sie sich nicht durch fremden Beystand verstärken, hat er sein Land gegen außen vollkommen ge-

schlossen und glücklicher als Napoleon diese Kontinentalsperre durchgesezt. Die Natur selbst ist ihm dabey zu Hülfe gekommen, denn der fruchtreiche Boden des Landes gewährt seinen Bewohnern alles, wessen sie bedürfen, und macht ihnen fremde Produkte und Handel beynah entbehrlich, und die geographische Lage des Landes ist überdem von der Art, daß es ohne große Anstrengung von allen Seiten geschlossen werden kann. Gegen Westen und Süden ist es durch den Fluß Parana begränzt, der mit zahlreichen Wachtposten besezt, jedem den Aus- und Eingang verwehrt. Auf der andern Seite begränzt es der große Fluß Paragnay und jenseits desselben sind unendliche Wildnisse voll barbarischer Indianerstämme, die keinen Flüchtling durchlassen. Auf diese Weise konnte Dr. Francia eine völlige Sperrung von Paraguay bewirken. Auch hat er alle Angriffe von außen glücklich zurückgeschlagen. Die Indianer in Westen hat er durch sehr geschickte und kräftige Maaßregeln beständig im Zaum gehalten; von Süden her hat es Buenos-Ayres nach dem einmal mißlungnen Versuche nicht mehr gewagt, Paraguay anzugreifen, und die wilden Schaaren, die an der westlichen Gränze in der bekannten östlichen Banda ihr Wesen trieben, haben sich, ohne Paraguay zu schaden, immer selbst aufgerieben. Ihr erster Anführer, Artigas, mußte als ein Flüchtling bey Dr. Francia eine Zuflucht suchen, und sein Nachfolger Romirez, der eine feindliche Miene annahm, verlor bald sein Leben. So gegen außen gesichert hat Francia, auch im Innern seine Herrschaft aufs festeste gegründet. Wie Napoleon hat er auf der einen Seite die Royalisten, die alten Spanier, auf der andern die Republikaner, die Creolen, gebändigt, ihre Häupter hinrichten lassen, und das Vermögen der Reichsten konfiscirt. Mit dem Bischof des Landes und der Geistlichkeit ist er ebenfalls umgegangen, wie Napoleon mit Rom. An die Stelle aller alten Autoritäten hat er aber sich selbst und seine Kreaturen, neugeschaffne Beamte und Soldaten gesezt, mit denen er unumschränkt seinen Willen vollstreckt. So grausam er indeß mit Einkerkerungen, Folterungen, Konfiskationen und Hinrichtungen gewüthet, so hat er doch wieder auf der andern Seite viel Gutes für Land und Volk gethan, durch sein Verfahren gegen die Geistlichkeit den alten Aberglauben gewaltsam ausgerottet, durch neue Festungen und Kriegsanstalten seine äußere Sicherheit begründet, durch neue Straßen und Bauten das öffentliche Wohl befördert, und bey der äußeren Sperre durch Verdoppelung der inländischen Industrie das Volk thätiger und das Land reicher gemacht.

Das Privatleben dieses Usurpators ist reich an Sonderbarkeiten, die der Verfasser ausführlich schildert. Da indeß das Morgenblatt vor einiger Zeit schon Auszüge aus dem vorliegenden Werke mitgetheilt hat, welche vorzüglich die persönlichen Verhältnisse Francias betroffen haben, so wollen wir über diesen Punkt nichts weiter hinzufügen.

Einem aufmerksamen Beobachter wird dieses Werk nicht blos in Bezug auf Paraguay wichtig scheinen. Mehr oder weniger sind die Bewohner von Paraguay mit denen der übrigen südamerikanischen Kolonien verwandt, von gleichem Stamm und gleicher Bildung. Erscheinungen, wie die Diktatur des Dr. Francia, dürfen daher auch nicht als etwas Vereinzeltes betrachtet werden, sie geben vielmehr über den Charakter und die Kulturstufe der Südamerikaner überhaupt Aufschluß, und lassen in die Zukunft ihrer Staaten einen Blick thun. Vergleicht man Francias stehende und legitime Diktatur mit der wandelnden eines Bolivar und mit der illegitimen eines Artigas, Romirez, Paez, so gelangt man unwillkührlich zu dem Resultate, daß die Diktatur in Südamerika gewissermaßen klimatisch seyn muß, wie in Nordamerika die Demokratie.

Klassische Literatur in Italien.

Eine wichtige Bereicherung ist der alten klassischen Literatur durch die Herausgabe des zweyten Theiles der *Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita, Romae* 1827 4. (ungefähr 800 S.) geworden. Während der erste Theil nur für den Theologen Interessantes befaßte; liefert dieser zweyte eine Reihe von ungedruckten Fragmenten griechischer Historiker, durch die Angelo Mai gewiß jedem Gebildeten ein angenehmes Geschenk macht. Zuvörderst erhalten wir auf 134 Seiten Excerpte aus dem verlorenen siebenten bis zehnten und zwanzigsten bis vierzigsten Buche des Diodorus von Sicilien; sodann Auszüge aus dem Anfang der römischen Geschichte des Dio Cassius (bis auf die Schlacht bey Cannä (130 Seiten); nächstdem Auszüge aus dem Polybius (sechstes bis neun- und dreyßigstes Buch, 92 Seiten), aus dem Dionys von Halicarnaß (zwölftes bis zwanzigstes Buch, und vom Ende, 61 Seiten), aus den Geschichten des Eunapius (von Konstantius bis auf die Pulcheria 48 Seiten), aus denen des Dexippus 12 Seiten, des Menander 13 Seiten, des Appianus drey kleine Fragmente und mehrere andere von späteren Schriftstellern.

Nr. 85.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 23. Oktober 1827.

Philosophische Literatur.

Wir haben neulich schon auf ein Paar Schriften hingewiesen, welche Zeugniß von erneuerter Opposition in der Philosophie geben. In Ritter's Schrift über den Pantheismus offenbarte sich eine Fehde der kritischen Philosophen gegen die Natur- und Idealphilosophie, welche jene des Pantheismus beschuldigen. Friedrich v. Schlegel stellte in seiner Philosophie des Lebens sich der ganzen neueren Schulphilosophie entgegen, indem er derselben den doppelten Vorwurf machte, daß sie einerseits einem wissenschaftlichen Atheismus ergeben sey, anderseits aber so weit sich verirrt habe, in dem höchsten Grade der Unverständlichkeit den höchsten Verstand verkünden zu wollen. Wir fügen zum Behuf einer vollständigeren Uebersicht der philosophischen Thätigkeit auf dem Gebiete deutscher Literatur noch folgenden Bericht über einige Werke hinzu, die erschienen sind und mehr oder weniger abweichende Tendenzen haben.

1) Ist in diesem Jahre eine neue Ausgabe von Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften, Heidelberg bey Oswald 1827, erschienen. Wir erkennen hierin ein äußeres Zeichen der zunehmenden Anerkennung dieser Lehre, die ja selbst in ästhetischen Journalen und nicht minder in Zeitungen zur Begründung ästhetischer und politischer Urtheile immer häufiger angewendet zu werden anfängt. Außerdem hat der Verf. in einer geharnischten Vorrede, so wie in mehreren Anmerkungen und sogenannten exoterischen (popularwissenschaftlichen) Ausführungen Gelegenheit genommen, gegen alle diejenigen zu Felde zu ziehen, welche seine Lehre angegriffen haben. Er wirft allen seinen Gegnern Mißverstand oder Seichtigkeit des Urtheils vor, worüber zu entscheiden nicht unsers Ortes ist. Wir bemerken nur noch, daß auch Hegel den Vorwurf des Pantheismus von sich abweisen zu müssen geglaubt hat, und daß er ferner gegen die theologischen Schriften des gelehrten Orientalisten Tholuk, besonders in der Vorrede, polemisirt. Tholuk hat sich nämlich überall für die Religion des Gefühls ausgesprochen und derselben, so fern sie wirklich Religion ist, dieses als alleinige Basis gegeben. Hegel nennt ihn dafür den begeisterten Repräsentanten der pietistischen Richtung und will durchaus den Gedanken an die Stelle des Gefühls gesezt wissen; denn in diesem sey Gott nur auf gleichsam thierische, in jenem erst auf ächtmenschliche Weise zu erkennen, und — zu verehren. Unseres Erachtens tritt so Philosophie an die Stelle der Religion.

2) Versuch einer gedrängten Darstellung der Metaphysik der absoluten Vernunftideen, mit besonderer Beziehung auf das Verhältniß der Philosophie zur Theologie, von Dr. Jos. Gambihler. Würzburg, bey Karl Strecker, 1827. Der Verfasser kommt zu demselben Resultat, wie Hegel, Philosophie als alleinwahre Gotteserkenntniß über alle religiöse im Gefühl zu erheben. Aber er thut dies unumwundener noch und offener, indem er überhaupt das Streben, ja den unerschütterlichen Entschluß ausspricht und bethätigt, von dem durch Kant vorgezeichneten Weg zu philosophiren weder links noch rechts abzuweichen. Dies ist um so merkwürdiger in unsern Tagen, wo selbst die Kriticisten ihrem Meister nur halb treu bleiben, indem sie sich namentlich in Bezug auf Religion dem Glauben, d. h. dem Gefühl in die Arme werfen; sobald sie nur irgend etwas Positives darüber aussprechen. Leider hat der Verfasser mehr behauptet, als erwiesen, und ist überhaupt, wie es scheint, zu sehr noch in philosophischem Enthusiasmus begriffen, um mit der nöthigen Besonnenheit, Ruhe und Umsicht verfahren zu können. Was uns zunächst interessirt, ist, daß der Friede, zu welchem es zwischen Philosophie und Religion durch die Naturphilosophie zu kommen anfing, so wenig als irgend ein anderer, ein dauernder zu werden scheint. Die Unmöglichkeit eines solchen dauernden Friedens hat man neuerdings auch in Rußland eingesehen, wo, wie verlautet, bereits einige philosophische Lehrstühle eingegangen sind und nach und nach alle eingehen sollen.

3) Grundsätze der analytischen Philosophie in metaphysischen Versuchen. (Alles Göttliche auf Erden ist ein Lichtgedanke nur. Schiller.) Leipzig, 1827. Verlag von Johann Ambrosius Barth. — Auch hier wird gleich Eingangs das Verhältniß zwischen Wissen und Glauben,

folglich zwischen Philosophie und Religion berührt, und der ungenannte Herr Verfasser statuirt zwischen beyden ein solches Wechselverhältniß, daß ein Wissen eben so wenig ohne Glauben, als ein Glauben ohne Wissen bestehen könne. Ohne Glauben gibt es ihm kein zusammenhängendes Wissen, ohne Wissen keinen stätigen, festbegründeten Glauben. Doch ist hier natürlich von keinem positiven Glauben die Rede. Dem Glauben gehört Alles an, worauf wir nur aus gegebenen Vernunfterkenntnissen nicht mit Nothwendigkeit, sondern nur nach Analogie schließen können. Uns erscheint hierin allerdings das einzig richtige Verhältniß, welches zwischen Philosophie und Religion eintreten kann, ausgesprochen. Eine Identificirung beyder geschieht immer auf Kosten der Einen oder der Andern und ist und bleibt eine Täuschung. So innig diese Ansicht mit der ganzen in gegenwärtiger Schrift aufgestellten Lehre verknüpft ist, so hat sie doch nur als Theil derselben Bedeutung. Der Verfasser hat nämlich einen neuen Weg für alle philosophische Forschung und Untersuchung zu wandeln versucht. Hiezu hat ihn die Betrachtung vermocht, daß weder Kant's Unterscheidung der idealen Erkenntniß menschlicher Vernunft von ihren Gegenständen, wie sie an und für sich sind, noch Fichte's Bestreben aus der Realität des Ichs die der Erkenntnisse oder des Idealen zu bestimmen, noch endlich Schellings Gleich- und Einssetzung des Ichs und Nichtichs, des Subjektiven und Objektiven, des Idealen und Realen zu befriedigenden Ergebnissen geführt habe. Es sey noch übrig, behauptet er, aus dem Idealen, aus der Gesetzmäßigkeit der vernünftigen, subjektiven Erkenntniß, das Reale abzuleiten, ein Versuch, der noch nicht angestellt sey. Wir meynen doch; denn wenn Hegel's Philosophie irgend eine Bedeutung hat, so ist es diese, das Wesen im Begriff zu finden, ja nur diesem Wesenhaftigkeit und wahre Existenz zuzugestehen. Dies thut nun allerdings unser Verfasser nicht. Aber was denn? Wenn wir auf die lezten Ergebnisse der Lehre sehen, so möchten wir sie mit Abel Bürja's holodynamischer Philosophie vergleichen, denn wie diese führt jene alles auf Ich (Seele), Nichtich (Welt) und die diesen beyden übergeordnete Energie (Kraft, Gott) zurück. Die Energie ist dem Verfasser jenes nur in seinen Wirkungen erkennbare Faktum, aus welchem dennoch Alles hervorgegangen ist, und noch hervorgeht, in welchem, mit welchem und durch welches Alles Wesen, Leben, Bestehen hat. Wir erblicken in diesem System einen auf den Gipfel getriebenen Empirismus, dem Alles nur ist, so fern es Thatsache ist. Die ganze Welt der Dinge wie des Denkens, Empfindens, Wollens betrachtet der Verfasser als etwas thatsächlich, in einem Riesenpanorama neben und durch einander Gegebenes, vor das Auge der Erkenntniß Gestelltes. Das Daseyn der Geisteswelt und der materiellen ist etwas nicht zu bezweifelndes, nicht erst zu erweisendes, die Bedingung aller Philosophie, deren einzige Aufgabe ist, das Verhalten beyder Welten im Allgemeinen und in ihren unendlich vielen Theilen immer bestimmter und klarer zu erkennen; denn nur über dieses Verhältnißmäßige kann Zweifel seyn und können Zweifel gelöset werden. Wir sehen, daß der Verfasser nicht zu denen Philosophen gehört, welche Gott und Welt, Geist und Materie bereits im großen Fischnetz unfehlbarer Spekulation eingefangen zu haben meynen. Er geht vielmehr, ehe er sich an metaphysische Spekulation wagt, analytisch zu Werke und findet so durch Absonderung alles Verschiedenartigen die wenigen gleichartigen Elemente der Wissenschaft, als deren Höchstes eben jene Energie sich ergibt. Dann geht er zum synthetischen Verfahren über und wird, indem er nun die gewonnene Einheit überall in der gegebenen Mannichfaltigkeit, als organisches Gesetz derselben nachzuweisen sucht, spekulativ. Aber des Verfassers Spekulation ist in demselben Grade von übermüthiger Allgenugsamkeit fern, als sie einen festen Boden zu gewinnen gesucht hatte und auf diesem sicheren Schrittes wandelt. So unternimmt sie es keineswegs, die jenseits der menschlichbedingten Erkenntniß liegenden, absoluten Gegenstände derselben direkt zu bestimmen, sondern begnügt sich, die Analogieen derselben hervorzuheben, welche in den gewonnenen und über allen Zweifel erhobenen Erkenntnissen gegeben sind. — Wir müssen dieses umsichtige, besonnene, männliche Verfahren loben. In der sprachlichen Darstellung ist der ungenannte Herr Verfasser überdies bemüht gewesen, mit der philosophischen Strenge Klarheit zu verbinden. Meistentheils ist dies ihm gelungen, vorzüglich aber und natürlich in einem praktischen Anhange, welcher philosophische, nur etwas zu kurze, Einleitungen zu besonderen Disciplinen gibt: zur Sittenlehre, Rechtswissenschaft, Gesetzgebung, zum Völkerrechte, zur Geschichte, zur Universal- und Staatsökonomie, und endlich zur Aesthetik. Hieher ist auch zu rechnen, was unter dem Titel: Analogieen des gemeinen Lebens „über Seele, Gott, Fortdauer" gesagt ist. Alle diese Abschnitte sind geeignet, auch dem Layen Zutrauen zu der Theorie einzuflößen, aus welcher sie hervorgegangen. — Das Ziel, welches dem Verfasser des vorliegenden Werkes vorgeschwebt hat, ist ohne Zweifel dieses gewesen, den unfruchtbaren Streit der Idealisten und Realisten, der Spiritualisten und Materialisten, und wie man die Verfechter dieser oder jener einseitigen Ansichten heißen mag, wenn gleich nicht als völlig grundlos darzustellen, doch zu einer billigen Ausgleichung hindurch zu führen, aus welcher sich ergibt, daß die feindlichen Gegensätze nur relative sind, die in einem höheren Principe mit wahrer Geltung auch Einigung finden, wenn wir gleich das Wie? dieser Einigung völlig zu

ermessen nicht im Stande sind. — Derselbige Grundgedanke ist es ohne Zweifel, welcher

4) die Fundamentalphilosophie von Jos. Thürmer (Wien bey Anton Edler v. Schmid 1827) ins Leben gerufen hat. Der Herr Verfasser hat seine Lehre, bald Kosmik, bald Real-Idealismus genannt; Kosmik, so fern das Weltall (das Universum, der Kosmos) selbst nach seinen Bestandtheilen, seinen Gesetzen und seinem Urgrunde Gegenstand der Philosophie ist; Real-Idealismus, so fern diese Bestandtheile, Gesetze und dieser Urgrund ihrem Wesen nach weder als blos reale, noch als blos ideale, sondern als theils ideale und theils reale betrachtet werden. Unter dem Realen versteht der Verfasser alles, was man Ding, unter dem Idealen alles, was man Wesen nennt, oder auch, was wie Materie und Geist von einander sich unterscheidet. Das Reale und Ideale (Ding und Wesen, Materie und Geist) sind dem Verfasser die Grundtheile (Elemente) des Weltalls, welches außerdem noch, so fern aus diesen Elementen etwas geworden ist, aus zwey Haupttheilen besteht, und diese sind nichts anderes als die ganze Welt außer uns: das Nicht-Wir, und die Welt in uns: das Wir, dasjenige, was von andern Philosophen schicklicher „das Objektive“ und „das Subjektive“ genannt worden ist. Wie nun das Weltall zu seinen Elementen das Ideale und Reale (Geist und Materie, Wesen und Dinge) hat, so findet sich auch in dessen Haupttheilen sowohl im „Nichtwir“ als auch im „Wir“ beydes mit einander verbunden, aber so, daß das Reale im „Nichtwir,“ das Ideale im „Wir“ vorherrschend ist. Den Elementen des Weltalls aber entsprechen sowohl die Gesetze, das heißt, die Art und Weise, wie Alles, als auch der Grund, durch welchen Alles ist, und es gibt demnach im Weltall gleichherrschende ideale und reale Gesetze, und das Weltall hat eben so einen idealen als auch einen realen Grund. Diese idealen und realen Gesetze sind nun ferner die Urgesetze, nach welchen sowohl das „Nichtwir“ als auch das „Wir“ ist, so aber, daß im „Nichtwir“ die realen, im „Wir“ die idealen vorherrschen. Dieselbe Bewandtniß hat es endlich mit dem realen und idealen Grunde des Weltalls, welcher der reale und ideale Urgrund des „Nichtwir“ und „Wir“ ist. Dies ist der einfache Schematismus, nach welchem der Verfasser die Aufgabe der gesammten Philosophie bestimmt hat, die ihm in drey Disciplinen: in Physik, Anthropik und Kosmognosie zerfällt, d. i. in die Lehre vom „Nichtwir“ oder der außer uns befindlichen Natur, in die Lehre vom „Wir“ oder der Menschheit und endlich in die Lehre von dem im Weltall verknüpften „Nichtwir“ und „Wir.“ Mit vielem Scharfsinn und lobenswürdiger Konsequenz hat der Verfasser alle möglichen Kombinationen durchgeführt, welche aus dem angenommenen Schema hervorgehen, und von besonderem Interesse erschien uns die daraus gewonnene Bestimmung der verschiedenen, philosophischen Systeme, welche alle mit Nothwendigkeit auf diese drey: auf Realismus, Idealismus und Ideal-Realismus zurückgeführt werden müssen; selbst aber wieder je einzeln dreyfachen Modifikation unterworfen seyn können, je nachdem ein Philosoph entweder das „Was,“ die Haupttheile der Welt, ihr Seyn überhaupt, oder das „Wie,“ die Gesetze des Was, oder endlich das „Wodurch,“ den Grund, wodurch das Was in seiner Weise ist, zum Gegenstande seiner Untersuchung macht. Eine nach diesen Bestimmungen mitgetheilte, charakterisirende Uebersicht der Geschichte der Philosophie verdient alle Aufmerksamkeit. Nach derselben befände sich die dritte Hauptperiode, die des Real-Idealismus erst in ihrem Beginn, so daß der Real-Idealismus zunächst blos ausgesprochen, keineswegs aber auch schon der Vollendung nahe wäre. Als erster Versuch des Real-Idealismus wird keineswegs Schelling's oder Hegel's, sondern Krug's Philosophie bezeichnet, der freylich zunächst nur die materiale Seite desselben angebaut, und sich damit begnügt habe, das gleichgeltende Nebeneinanderseyn des „Nichtwir“ und des „Wir“ der Natur- und der Menschenwelt zuzugestehen, ohne sich um die gemeinschaftlichen Urgesetze und den Urgrund beyder zu bekümmern. Schelling hat nach dem Verfasser einen idealen Urgrund aller Dinge in seiner Idee des Absoluten, der höchsten Intelligenz, aufgestellt.

Wir knüpfen am schicklichsten hier den Bericht an über:

5) Krug's allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Geschichte und Literatur. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet rc. Erster Band. A bis E. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1827. — Die Erscheinung dieses philosophischen Wörterbuchs ist bey dem gewiß sehr allgemein verbreiteten Interesse für Philosophie eine eben so nothwendige als erfreuliche zu nennen. Fast auf alle Gegenstände und Gebiete des Wissens und des Könnens sind philosophische Vorstellungen, Begriffe, Principe oder doch mindestens deren Ausdrücke bald dieser bald jener Schule übertragen und angewendet worden. Die rationelle Landwirthschaft ist zum Sprüchwort geworden, und wenn wir auch nicht gerade an jene „Philosophie des Düngers“ erinnern möchten, so fällt doch gewiß jedem der „Geist der Kochkunst“ ein, der vor einigen Jahren erschienen ist. Ja, was noch mehr, als dieses Eindringen der Philosophie in die Eingeweide der Erde und des — Leibes sagen will, kaum gibt es noch lesbare Gedichte und Romane, die nicht von philosophischen Ideen oder doch Betrachtungen strozten, nachdem in den Andachtsbüchern kaum mehr Platz für dieselbigen übrig geblieben ist. Endlich haben wir es ja selbst gewagt, unsere Leser und —

Leserinnen auf philosophische Literatur hinzuweisen, und mit philosophischen Principien, Gedanken, Ausdrücken, Namen zu unterhalten, als müßte es nur so seyn. Wir hoffen, daß ihnen diese alle bekannt und verständlich gewesen sind; gleichwohl können wir aber, auf den Fall, daß eins und das andere es nicht gewesen wäre, auf vorliegendes Wörterbuch verweisen. Es gibt keinen philosophischen Namen, Ausdruck, Gedanken, kein philosophisches Princip oder System, von welchem in demselben nicht eine sehr verständliche Erklärung und Auseinandersetzung gegeben wäre. Herr Professor Krug hat das Talent, gemeinfaßlich von philosophischen Gegenständen zu reden, und weitverbreitete Kenntnisse genug, um nichts Wichtiges übergangen zu haben. Es kommt eine heitere Gabe des Scherzes, leichter Ironie dazu, welche die Lektüre dieses philosophischen Wörterbuchs in der That unterhaltend macht. Doch dürfen wir nicht vergessen, welcher philosophischen Ansicht Krug ist. In dieser hat er die mathematischen und physikalischen Wissenschaften so gut wie gar nicht berücksichtiget; sie aber von der Philosophie auszuschließen, ist gewiß eben so einseitig, als wenn die Engländer Mathematik, Mechanik, Physik fast allein mit dem Namen Philosophie belegen. Ferner weiß man, daß Herr Professor Krug ein Feind alles Mysticismus ist, und wir sind weit entfernt, ihn deshalb zu tadeln; aber es muß gerügt werden, daß den Mystikern in dem philosophischen Wörterbuche weniger Aufmerksamkeit gewidmet wird, als sie, abgesehn von jeder eignen und immerhin ausgebildeteren philosophischen Ansicht, schon an und für sich verdienen. Es kommt dazu, daß sie heutiges Tages wieder Bedeutung erhalten, und wer ihrem Einfluß begegnen will, thut besser, ihre Lehren ans Licht zu stellen, als sie zu ignoriren und mit einem hergebrachten bon mot abzufertigen. So ist es Jakob Böhme gegangen, dem es freylich an philosophischer und sonst schulgerechter Bildung gefehlt hat, der aber mit dieser alle heutigen Philosophen hinter sich lassen würde, weil er einen eminenten spekulativen Geist besaß. Warum Agrippa von Nettesheim genauere Berücksichtigung erfahren, als J. Böhme, ist nicht abzusehen, da er zwar gelehrter, aber bedeutend geistloser, als dieser, gewesen ist. Eben so wenig haben uns fast alle der Kunst und der Religion gewidmeten Artikel befriedigt. Namentlich gehört ein etwas zu weit getriebener, rationeller Eigensinn dazu, den welthistorischen Einfluß, welchen das Christenthum geübt, in dem Grade gering zu achten, als es in dem dahin gehörigen Artikel geschehen ist. — Dagegen müssen wir bekennen, daß uns andere der praktischen Philosophie angehörige Artikel bey weitem gelungener erschienen sind, und daß auch die, welche der eigentlichen Geschichte der Philosophie gewidmet sind, alles Lob verdienen. Wie kurz, klar und genügend ist nicht z. B. Aristoteles und seine Philosophie geschildert! Hier und in allen ähnlichen Artikeln ist geleistet, was man nur immer von einem philosophischen Handwörterbuch verlangen kann. Besonders fleißig hat der Verfasser auf genaue Verzeichnung der Literatur Bedacht genommen, und so können wir selbst mit Einschluß dessen, was wir daran auszusetzen haben, dieses Handwörterbuch als ein höchst brauchbares empfehlen. (Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

La Guzla, ou choix de poésies illyriques, recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzegowine. Paris et Strasbourg, chez Levrault. 1827. XII. 257.

Nur mit wenigen Worten werde hier dieser Sammlung illyrischer Volksgesänge gedacht, damit sie denen, die sich für diese Gattung der Poesie interessiren, nicht entgehe. Sie enthält einen nicht zu übersehenden Beytrag zur Kenntniß der Volkspoesie in den auf dem Titel genannten Ländern, und schließt sich um einer gewissen innern Verwandtschaft willen, die durch die Nähe des Landes gleichsam als bedingt erscheint, an Fauriel's Chants populaires de la Grèce moderne an, nur daß jene illyrischen Gesänge allein in einer französischen Uebersetzung gegeben sind. Der Sammler und Herausgeber hat sich nicht genannt, aber er sagt von sich im Vorwort, daß er, ein geborner Italiener, sehr jung die illyrischen Provinzen bewohnt (seine Mutter war eine Morlakin von Spalatro und gehörte also zu den Einwohnern Dalmatiens, welche das Illyrische sprechen), und jede Gelegenheit, das Land, wo die illyrische Sprache in ihrer Reinheit sich erhalten (Bosnien, die Herzegowine), durch Reisen kennen zu lernen, benuzt, und da, bey einem langen Aufenthalte in jenen Ländern, manches wichtige Bruchstück alter Poesien entdeckt habe. Die Gedichte, die er hier in einer franz. Uebersetzung gebe, seyen treu aus dem Illyrischen übersezt — das sey das Hauptverdienst jener Uebersetzung. Zweckmäßig hat er übrigens den einzelnen Gedichten Erklärungen beygefügt, die theils das Allgemeinere derselben betreffen, theils auf das Besondere sich beziehen. Den Namen Guzla, den die Sammlung führt, anlangend, so bedeutet er im Illyrischen eine Art Guitarre, die aber nur eine Haarsaite hat und deren sich die herumziehenden slavischen Sänger beym Absingen alter Nationallieder oder eigener improvisirter Dichtungen (dergleichen auch obige Sammlung hat) bedienen. Ref. wiederholt es, daß die vorliegende Sammlung illyrischer Volksgesänge nicht nur in das Volksleben jener Länder den Leser einführt, sondern auch manche liebliche Blüthe der Volkspoesie derselben enthält, und deshalb glaubte er, da neuerdings das Interesse an der Volkspoesie überhaupt rege geworden ist und sich erhält, darauf aufmerksam machen zu müssen.

Nr. 86.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 26. Oktober 1827.

Philosophische Literatur.

(Beschluß).

6) Das Böse im Einklange mit der Weltordnung dargestellt von B. H. Blasche. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1827. — Unter den Versuchen, das Princip des Schellingianismus auf physische und namentlich ethische Fragen anzuwenden, gebührt dem gegenwärtigen eine ausgezeichnete Stelle. Ueberhaupt darf nicht verkannt werden, was auch hier wieder in die Augen springt, daß jenes Princip, seiner eigensten Natur nach, und wenn es nicht mißverstanden oder übel angewendet wird, immer eine reiche, umfassende Betrachtung der für diese ausgewählten Gegenstände hervorruft. Und so ist denn auch unser Verfasser nicht bey dem stehen geblieben, was man vorzugsweise und oft allein das Böse (das Moralischböse nämlich) zu nennen pflegt. Er stellt vielmehr dieses nur in die Mitte der ganzen Welt des Bösen und ordnet die leztere nach ihren Hauptgruppen um eben diese Mitte. Demgemäß handelt derselbe zuerst von dem Physischbösen, worin es bestehe und woher es stamme, und geht dann erst zu dem Psychischbösen über und weiset dasselbe zuerst im reinen Gemüthsleben, theils auf dem religiösen, theils auch auf dem eigentlich sittlichen Gebiete nach. Aber auch hiebey läßt er es nicht bewenden, sondern zeigt noch das Böse auf, wie es in Gestalt des Irrthums in der weiten Welt des Wissens, und endlich nicht minder als Häßlichkeit im Reiche der Kunst hervortritt. Was aber allen diesen an sich schon werthvollen Auseinandersetzungen in unsern Augen noch ein besonderes Interesse verleiht, ist, daß der Verfasser nicht blos eine theoretische Begründung seiner Ansicht gegeben, sondern dieselbe sogleich auch zur Deutung der entsprechenden Erscheinungen im gegenwärtigen Leben angewendet hat. So erhalten wir eine befriedigende Charakteristik des Streites der supranaturalistischen und rationalistischen Theologie, des religiösen Mysticismus, des Pietismus und des Pharisäismus, und auch das Wesen der verschiedenen philosophischen Schulen, und ihr Gegensatz wird uns näher entwickelt. Merkwürdig erschien uns hiebey, daß der Verfasser sich hier bis zu der Freyheit der Ansicht erhoben hat, das Wesen der Naturphilosophie als noch keineswegs vollkommen entwickelt zu bezeichnen und in derselben eine noch vorherrschende Richtung zu philosophischem Mysticismus anzuerkennen. Frey muß diese Ansicht darum genannt werden, weil der Verfasser selbst Naturphilosoph ist, und unsers Dafürhaltens jene mystische Richtung keineswegs ganz überwunden hat. Ueberhaupt dürfte diese Ueberwindung keiner Philosophie jemals gelingen, wenn sie nicht völlig die Erkenntniß des Ewigen im Endlichen aufgibt, die wiederum immer das Schicksal der Quadratur des Cirkels haben muß. — Es ist uns hier eine nähere Würdigung des ganzen, jedem, Bildung und wahre Aufklärung über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens suchenden Manne gewiß sehr willkommenen Werkes nicht vergönnt. Wir begnügen uns daher, noch anzudeuten, daß der Verfasser der Behandlung seines besondern Gegenstandes eine allgemeine, philosophische Begründung, eine Philosophie in nuce vorangeschickt hat, und daß er das Wesen alles Bösen nur in die Vereinzelung und Absonderung des Mannichfaltigen und Einzelen von der göttlichen **Einheit** sezt, in welcher Alles Gute, physisches, moralisches und intellektuales, beruhe. Eben daher hat ihm das Böse nur eine relative Geltung, in welcher es nur da ist, um das Gute selbst dadurch vornämlich zu befördern, daß es dieses zu immer neuer, lebendiger Thätigkeit, zu Bekämpfung des Bösen, d. i. des Abfalls, der Absonderung von der Einheit, zur selbstbewußten, Seligkeit in sich tragenden Rückkehr zu Gott herausfordert. Niemand wird läugnen, daß diese Idee selbst eine mystische sey; aber jeder wird auch zugeben, daß ohne einen solchen Mysticismus alle moralische Weltordnung grund- und bodenlos wäre, deren Existenz durchaus nicht aufgegeben werden darf, so wenig als man darum an der Existenz einer allseitig vollendeten Kugel zweifeln wird, weil die Berechnung ihres Cubus immer, wenn auch nur um ein Kleinstes, ungenau bleiben muß. — Uebrigens ist die Klarheit der Darstellung, die dem Verfasser auch in sprachlicher Hinsicht sehr gelungen ist, der größten Anerkennung werth und besonders

denen Philosophen zu empfehlen, welche uns Dunkelheit so gern für Tiefe verkaufen möchten. In mancher Beziehung ist mit dem angezeigten Werke verwandt, obschon auch eben so sehr verschieden:

7) Heinroth's Psychologie oder Selbsterkenntnißlehre, welche ebenfalls in diesem Jahre zu Leipzig erschienen ist. Heinroth's Ansichten hangen bekanntlich, so weit sie wissenschaftlich sind, gleicherweise mit dem Princip der Naturphilosophie zusammen; nur wiegt in denselben, wie in denen manches andern Naturphilosophen, ein religiöses, christliches, wir möchten fast sagen, pietistisches Element vor. Letzteres Element nun, welches unter andern bis zur äußersten Consequenz der Augustinischen Gnadenwahlslehre fortgeht, hört eigentlich auf, ein christliches, religiöses zu seyn, und kann also der Wissenschaft und überhaupt so wenig, wie jedes Krankhafte, frommen. Dagegen möchten wir nicht denen beystimmen, welche alle wissenschaftlichen Untersuchungen, die das religiöse, christliche Element zur Basis nehmen, unbedingt verdammen, als unersprießlich für die Wissenschaft gänzlich verwerfen. Selbst wenn wir denselbigen darin Recht geben wollten, daß die Religion nur durch wissenschaftliche Forschungen, namentlich durch Philosophie, vor jeglicher Maaßlosigkeit und Ausartung bewahrt werden könne, so würden wir immer noch und gerade um letzteren Zweckes willen geneigt seyn, Untersuchungen, wie die vorliegenden, in ihrer Art anzuerkennen. In der That scheint es bey unbefangener Betrachtung derselben einzuleuchten, daß sie ganz besonders geeignet seyen, wenn sie auch selbst hie und da wirklich pietistische und mystische Anklänge verrathen, dennoch vor jeder übertriebenen Frömmeley, Kopfhängerey und religiöser Phantasterey durchaus zu bewahren, indem sie den Geist zu umfassenderer Betrachtung der Natur der Dinge, Gottes, der Menschen in ihrem Wechselverhältniß einladen. Denn es kann wohl nicht geläugnet werden, daß durch eine also herbeygeführte Belebung ausgebreiteterer Geistesthätigkeit einem dumpfen Brüten und in sich selbst Versinken des Gemüthes wie der geistlosen Schwelgerey in unbestimmten Gefühlen am sichersten gesteuert wird. In dieser Rücksicht erblicken wir in gegenwärtigem Werke, und ebenso in den übrigen Schriften des Herren Heinroth eine unserer Zeit sehr wohlthätige Erscheinung. Pietismus und Mysticismus sind nun einmal jezt an der Tagesordnung, und ihnen steht noch kräftig genug Pantheismus, Atheismus und Materialismus in der Philosophie entgegen. Beyde Richtungen in Religion und Philosophie sind als Extreme zu betrachten, die nur geeignet sind, einander abzustoßen und immer aufs neue und in stets entschiedenerem Gegensatz hervorzurufen. Heinroth versöhnt in seinen Schriften die Religion in gewissem Grade mit der Philosophie, mögen andere die Philosophie mit der Religion versöhnen, wie es unter andern in Fichte's Vorschule zur Theologie versucht worden ist. — Nach dieser allgemeinen Bezeichnung des Geistes, in welchem Heinroths Psychologie abgefaßt ist, sey uns noch erlaubt, zu erwähnen, daß er jedenfalls die Aufgabe der Psychologie um ein Bedeutendes geistvoller gefaßt und gelöset hat, als es namentlich von den Kriticisten zu geschehen pflegt. Er stellt uns Seele und Geist weder als die disjecta membra poëtae dar, noch ihr Verhältniß zu einander und zum Leibe als ein todtes, unbegreifliches Nebeneinanderseyn, das sich, obwohl es nur dieses seyn soll, doch fortwährend als das lebendigste In- und Miteinanderseyn äußert. Vielmehr faßt er das Gemüth als eine lebendige, durch Liebe getriebene Kraft, von welcher alle Seelenkräfte ausgehen und zu welcher alle Geistesvermögen eingehen, als die wirklichste, realeste Einheit von Leben, Seele und Geist; und wie ihm so das Gemüth die Mitte aller seelischen und geistigen Lebensäußerung ist, so ist ihm der Glaube der Grund und die sich selbst genügende Gewißheit alles Wissens vom Seyn und Daseyn. —

W. B. M.

Vermischte Schriften.

Geschichte der Baslerischen Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens. Von Karl Burkhardt, Civilgerichtspräsident. Basel bey J. G. Neukirch. 1827. 134 S. 8.

Nach Abfluß eines halben Jahrhunderts sollten am Stiftungstage der ruhmwürdigen Gesellschaft ihre Gründung und Bestand gefeyert werden, und für diese Feyer, die am 30. März 1827 würdig und freudig begangen ward, lieferte eines ihrer nunmehrigen thätigsten Mitglieder den vorliegenden Abriß ihrer Geschichte, Verhandlungen und Leistungen. Er that dies ohne Prunk oder Lobreden in einfacher und edler Haltung, wie sie der Gesellschaft ziemt, die niemals nach Glanz, aber allzeit nach Nutzbarkeit strebte. Wenn schon das Leben eines einzelnen Menschen auch ohne seltene Schicksale oder weit ausgedehnten Wirkungskreis, wofern Geist und Tugenden sich im engeren Kreise mannichfach, wohlthätig und segensreich erzeigt haben, dem tüchtigen Biographen für eine anziehende Darstellung sattsamen Stoff bietet, wie viel mehr muß dies von dem Leben eines Vereines gelten, in welchem sich der Umfang von Gedanken, Wünschen und Bemühungen, die von dem edelsten Theil einer Bürgerschaft während eines halben Jahrhunderts zusam-

mengetragen wurden, in seiner stufenweisen Entwicklung verfolgen läßt.

Wie billig, eröffnet sich die Geschichte der Gesellschaft mit Erinnerungen an ihren Stifter, der zugleich einer der ausgezeichnetsten Schweizer des abgeflossenen Jahrhunderts war. Isaak Iselin, Doktor der Rechte und Rathschreiber zu Basel (geb. 1728, gest. 1782. Sein ähnliches Steindruckbild ist dem Buche vorgesezt), „gehörte zu den Männern, deren Herz allem Guten und Schönen, jedem Beginnen für Verbesserung und Veredlung des Zustandes der Menschheit, es mochte geschehen wo immer es wollte, hoch entgegenschlug. Mit vielseitig empfänglichem Geiste, oft mit Begeisterung, eignete er Ideen, die von der Wissenschaft neu gewonnenen Ansichten, die durch die Forschungen oder Erfahrungen der Mitzeit empfohlen waren, sich an, verarbeitete sie mit gesundem Sinne, der auch der Berichtigung stets offen blieb, und legte durch seine vielfältigen Schriften mit edlem Eifer Hand ans Werk zur Verbreitung der ihm werth gewordnen Ideen und Entwürfe; wie er denn z. B. die damaligen neuen Erziehungsansichten, die von Quesnay ausgegangene Umgestaltung der Nationalökonomie, die durch Philosophie und Civilisation herbeygeführte Reform der Kriminalgesetzgebung und die freysinnigen neuern Ansichten über Verfassung und Verwaltung des Staates mit beredter Wärme entwickelte. Mit kraftvoll ausgesprochener Abneigung gegen Vorurtheile und bestehende Mißbräuche, mit entschiedener Liebe zum Recht und zur Freyheit verband er Mäßigung, Milde und Achtung alles wahrhaft Ehrwürdigen; bey einer weltbürgerlichen Begeisterung für alles Löbliche, es mochte in der Nähe oder Ferne vorkommen, war er dem Vaterlande mit getreuem feurigem Gemüthe zugethan. Obwohl in vielfältigen Geschäften des Berufslebens begriffen, schöpfte er in der Pflege der Wissenschaft, in schriftstellerischen Arbeiten und ausgedehnter Verbrüderung mit vielen trefflichen Freunden des In- und Auslandes stets jugendlichen Eifer für alles Gute, und Ermunterung zu unablässigem, sey es auch nur in kleinern Kreisen thätigem Wirken." Manche Züge aus dem Bilde des Stifters finden sich bey seinen Nachfolgern im Vorstande der Gesellschaft, oder vollends auch in dieser selbst andauernd wieder, und können für ihre eigene Charakterzeichnung gelten, und eben so merkwürdig als ermunternd und erfreulich ist die Wahrnehmung, wie so manches von dem, was vor fünfzig Jahren von den erstern Stiftern des baslerischen gemeinnützigen Vereins, nicht ohne damaligen großen Widerspruch, zum Theil auch nicht ohne Anstoß bey den Angesehensten jener Zeit vorgeschlagen, empfohlen, gewünscht und ahnend vorgesehen worden ist; sich in dem semisäcularen Zeitraum gleich den früher und später keimenden Saaten, allmählig entwickelt hat, und jezt blühend oder Früchte tragend von Allen gepriesen wird.

Die Leistungen der Gesellschaft selbst hat Hr. Burckhardt nach ihren Hauptfächern zusammengestellt und in jedem derselben die bedeutsameren der Zeitfolge nach geordnet. Ihre einzelne, wenn auch noch so summarische Aufzählung, wäre hier nicht an ziemender Stelle, und wir müssen uns auf wenige Momente derselben beschränken. Unter den Bestrebungen des Vereins war die Beförderung und Verbesserung der Jugenderziehung die erste und eine der hauptsächlichsten. Neben der eigenthümlichen Wirksamkeit durch eigene Stiftungen und Arbeiten hiefür, wandte die Gesellschaft ungemein gerne ihre Thätigkeit und Mithilfe den schon bestehenden Anstalten zu, und ihre Mitglieder traten vielfältig mit Regierungsbehörden zu gemeinschaftlicher Unterhaltung und Pflege derselben zusammen. — Von Zeit zu Zeit schlug die Gesellschaft das Mittel der Preisfragen ein, um auf Gegenstände des öffentlichen Wohls das Nachdenken, und die Thätigkeit derjenigen Köpfe zu lenken, welche die meiste Tüchtigkeit für ihre Bearbeitung besitzen, oder um über irgend ein im Wurfe liegendes Unternehmen recht vielerley und vielfältige Gedanken zu sammeln, oder endlich um gewisse mühsame und doch wichtige Nachforschungen zu veranlassen. Einer der ersten, im Jahr 1779 durch die Freygebigkeit des verewigten Staatsraths Peter Ochs ausgeschriebenen Preise ward dem bald nachher berühmt gewordnen Pestalozzi zu Theil, und zu seinen ersten schriftstellerischen Arbeiten gehört diese gekrönte Beantwortung der Frage: „In wiefern es in einem kleinen Staate, dessen Wohlstand hauptsächlich auf der Handelschaft beruht und dessen Bürger ihre Unabhängigkeit hochschätzen, schicklich sey, dem Aufwande gesetzliche Schranken zu setzen." — Der Ueberblick aller Verhandlungen der Gesellschaft gewährt die angenehme Wahrnehmung, daß dieselbe von dem Geiste, in welchem sie gestiftet ward, und von der ihrer Wirksamkeit ursprünglich bestimmten Richtung nicht abgewichen sey, wohl aber mit der Zeit und bey wachsenden Mitteln ihre Zwecke vielseitiger verfolgt habe. Von Anfang hatte sie ganz vorzüglich, wie schon bemerkt, die Emporhebung und Veredlung der öffentlichen Erziehung im Auge; nebenher versuchte sie manches zur Beförderung des Gewerbswesens. Später kam dazu noch besonders die Sorge für das Armenwesen und die Gründung dahin zielender Einrichtungen; denn die zunehmenden Geldkräfte der Gesellschaft erlaubten ihr, auch für diese allerdings kostspielige Seite ihres Wirkungskreises vieles zu thun, und der Drang mancher durch Theurung, Krieg und andere Lasten schweren Jahre wies die Bestrebungen der Wohlthätigkeit natürlich dieser Seite zu; doch wurden jene zuvorgenannten Zwecke nie aus dem Auge verloren, und wo es je auf Augenblicke

so scheinen mochte, erhoben sich alsbald in der Mitte der Gesellschaft wieder Stimmen, welche vor jeder Einseitigkeit warnten, und daran erinnerten, daß die öffentliche Bildung und insbesondere die Erziehung, welche geistiges Elend mildern, und die Quellen der physischen Armuth ableiten, eben so sehr Wohlthat und Pflicht seyen, als die Sorge für vorhandene Armuth. In ihrem Verhältniß zum Staate dann aber hat die Gesellschaft Lücken, welche die öffentlichen Anstalten ließen, ausgefüllt; auf Mängel und Bedürfnisse anhaltend hingewiesen; Versuche mit Einrichtungen gemacht, welche nachwärts, als mehr Erfahrung erlangt war, von den obrigkeitlichen Behörden entweder kräftiger unterstüzt oder ganz übernommen worden sind; überhaupt in dem Felde, worin sie thätig war, ein regsameres und empfänglicheres Aufmerken auf Anforderungen der Zeit und auf Ergebnisse neuerer Einsichten bewirkt. Alles das aber hat sie nicht allein auf dem Wege eigner Unternehmungen und von ihr ausgehender Stiftungen, sondern häufig auch dadurch gethan, daß sie andern eigenthümlichen Vereinen, die eben demselben Bestreben angehörten, das Entstehn erleichterte oder ihre Wirksamkeit unterstüzte. — Der Schlußabschnitt der Geschichte dieser gemeinnützigen Gesellschaft behandelt ihre Finanzen und gibt tabellarische Uebersichten der fünfzigjährigen Einnahmen und Ausgaben.

B i o g r a p h i e.

Schwedischer Plutarch von J. F. von Lunblad. Uebersezt von Friedrich von Schubert. Erster Theil enthaltend: Gustav Horn. Johann Baner. Lennart Torstenson. Stralsund, 1826. Karl Löffler'sche Buchhandlung.

Diese Lebensbeschreibungen der schwedischen Helden des dreyßigjährigen Kriegs haben für uns Deutsche ein fast gleiches Interesse als für die Schweden. Die Genossen und Erben von Gustav Adolph's Ruhm sind sogar von welthistorischer Bedeutung. Es kommt hiezu, daß eine Schilderung im schwedischen Sinne uns sowohl über Charaktere als auch über Begebenheiten des dreyßigjährigen Krieges manche neue Ansicht geben oder doch in Anregung bringen muß. Der Verf. flößet überdies in dieser Rücksicht Vertrauen ein, indem er Schillers Darstellung nicht allein kennt, sondern auch anerkannt, und hie und da benuzt hat. Viele einzelne Begebenheiten, welche ein Geschichtschreiber übergehen muß, der sein Hauptaugenmerk auf die allgemeineren Gründe, Veranlassungen und Erfolge einer großen Kette von Ereignissen zu richten hat, kommen hier zur Sprache, indem sie die Person, den Charakter des handelnden Mannes und Feldherrn näher zu bezeichnen geeignet sind. Diese Vorzüge, welche allen guten Biographien zukommen, vermißt man in den gegenwärtigen nicht, und sie werden noch durch eine lebendige und gefällige Darstellung erhöht. Nachdem der Verf. den Kriegsthaten, welche die drey schwedischen Helden in und außer dem Vaterlande, für dessen politische und religiöse Interessen vollbracht, die ausgezeichnetste Aufmerksamkeit gewidmet hat, fügt er gewöhnlich noch die Schilderung ihres Privatlebens und dieser eine allgemeine Charakteristik bey, in welcher die Eigenschaften des Helden und Menschen in Eins gefaßt, und auf einen lezten Ausdruck zurückgebracht werden. So heißt es z. B. von Gustav Horn, dem Milden, Edelmüthigen, dem rechten Arm Gustav Adolph's: Man sagt, Fabius sey das Schild, Marcellus das Schwert Roms gewesen, Horn war den Schweden beydes. — Baner wird schön mit einer Juliussonne voller Flecken verglichen, die aber desto flammender, glühender, leuchtender gewesen. — Von Torstenson endlich wird gesagt: Gleich einem Argus, sah er sich erst mit hundert Augen um, und handelte dann, gleich einem Briareus mit hundert Armen.

D i c h t k u n st.

Floras lieblichste Kinder, nebst allem, was von ihnen zu wissen noth und wohl thut. Ein Doppelalphabet von Blumen treu nach der Natur gezeichnet und illuminirt. Wien, in H. F. Müllers Kunsthandlung.

Unter den zahlreichen bereits erschienenen Selams oder Blumensprachen zeichnet sich die vorliegende durch ihre kolorirten Blätter aus, auf denen alle die Blumen oder Blüthen, wovon das Buch handelt, in alphabetischer Ordnung abgebildet sind. Nichtsdestoweniger ist der Kunstwerth dieser bunten Blätter sehr gering, und tröstet nur wenig über den elenden Text, der mit einer faden Lieblichkeit den Damen schmeicheln möchte. Was Gutes daran ist, hat der Sammler aus bessern Selams entlehnt, und er recitirt desfalls nur wieder die zuweilen artigen, noch öfter aber albernen Liedchen und Epigramme, die schaarenweis vorhanden sind, und fügt bey jeder Blume eine kleine botanische Beschreibung hinzu. Das Ganze ist eine gemeine Buchhändlerspekulation, äußerlich gleißend, innen leer, und in der schlecht versificirten Vorrede wird dieser Zweck unverschämt genug ausgesprochen, indem der Verfasser, vom Gewissen gerührt, ihn zu beschönigen sucht.

Nr. 87.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 30. Oktober 1827.

Aesthetik.

Raphaels Schatten. Aus den Papieren eines großen Malers. Geboren 1802, gestorben 1890. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Wer sich noch an die Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders von Tieck erinnert, wird hier etwas Aehnliches finden, nur daß hier Raphael der altdeutschen Malerschule entgegengestellt wird. Die kleine Schrift ist gegen das zur Mode gewordene Manieriren unsrer jungen Maler gerichtet, und der Verfasser scheint seiner Sache sehr gewiß zu seyn, denn er maßt sich nicht nur an, im Namen der Nachwelt, sondern auch im Namen der künftigen Heroen der deutschen Malerey zu sprechen. Er datirt seine Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Malerey ein halbes Jahrhundert voraus, und gibt sie als Rückerinnerungen eines großen Malers, der in seine Jugend und Jugendfehler zurückblickt. Hören wir ihn selbst: „Die große Schwäche der jetzigen deutschen Kunstleistungen liegt offenbar mehr in Verkehrtheit und verworrener Ansicht ihrer Schule, als an den Künstlern. Bey vielen der jungen Männer, die ich hier (in Rom 1824) gesehen, habe ich so viel Reichthum der Phantasie und Fülle des Gemüthes gefunden, daß ich stets die Armuth ihrer Leistungen nur dem unglücklichen Princip zugeschrieben habe, von dem sie geleitet werden. Wahrscheinlich ist es ein mißverstandenes Streben nach Nationalität, das sie verleitet, die ersten Meister ihrer Schule zu überschätzen, und zu glauben, sie hätten in ihnen den Quell der Wahrheit, die sie immer auf Kosten der Schönheit suchen, gefunden. Da gilt ihnen oft das Kindische für kindlich und gemüthlich — die Armuth der Erfindung für erhabne Einfachheit, und das Unmündige und Beschränkte der Gestalten für reine Natur, die frey von aller Manier ist. Sie suchen und lieben auch in der großen italienischen Schule nur die gleichzeitigen Meister ihrer Lieblinge, schelten alles, was sich frey und groß bewegt, Raphael und seine großen Nachfolger bis auf die spätern Künstler der bolognesischen Schule manierirt, und fühlen nicht, daß sie selbst in der ängstlichsten und kleinlichsten Manier befangen sind." Der Verfasser gesteht nun im Namen des großen Malers, den er vorstellt, daß er selbst in seiner Jugend, das heißt eben jezt, in dieser altdeutschen Manier festgerannt gewesen sey, bis ihm — Raphaels welke Hand selbst aus dem Grabe heraus seine Bilder ausgestrichen habe. Doch zu seinem Trost sey der große Raphael ihm darauf in verklärter Gestalt erschienen und habe ihn zu einer höhern Kunst geweiht, der er fortan treu geblieben sey, und die ihn zum größten Maler des neunzehnten Jahrhunderts erhoben habe. Er spricht von sich selbst: „Es gibt kein Land, das sich nicht rühmte, Werke meines Pinsels zu besitzen. Mit tiefer Rührung sah ich meine Bilder im Vaterland des Zeuris geehrt, ja oft über alles geschäzt. — Mir ward vergönnt, den Einzug der Hellenen in Byzanz zu malen. Und wo sonst die Moschee der Barbaren stand, erhebt sich jezt in Konstantinopel ein prächtiger Kunstpallast, und in seinem schönsten Saal glänzt mein Gemälde, das den lezten Sieg der freyen Hellas verewigt. — Wie in den Sälen des vollendeten Louvers, findet ihr meine Gemälde in den Prachthallen Mexicos und Bogotas, und das glückliche Volk zu Lissabon, dem unter Maria da Glorias herrlicher Regierung ein neuer Camoens erstanden ist, feyert seine Nationalfeste vor meinem großen Bilde der Freyheit."

Man muß gestehen, daß diese Phantasien ganz artig und weit kühner und ausschweifender als die des kunstliebenden Klosterbruders sind. Man verkenne jedoch den wahren Sinn derselben nicht! Weit entfernt, nur mit kindischen Träumen zu prahlen, zeigt der Verfasser uns hinter dem Schleyer der Zukunft ein fernes schönes Ziel, wohin die deutsche Kunst zu streben allerdings berufen ist. Wer sollte nicht mit Vergnügen sehen, daß er die vorhandenen Kräfte der Deutschen, und das, was sie für die Folge versprechen, was in ihnen noch wie im Keime schlummert, nach ihrem ganzen Werthe anerkennt, indem er nur die falschen Principe verdammt, durch welche diese

Kräfte mißleitet werden. Es sey uns indeß erlaubt, gegen sein eignes Princip einiges einzuwenden. Er sezt doch im Grunde nur ein falsches Princip dem andern, eine Schule und Manier, eine Nachahmung der andern entgegen. Jede solche Nachahmung läßt sich von zwey Seiten betrachten. Sie ist entweder sklavisch, und dann ist sie unbedingt zu verwerfen; oder sie ist frey, und dann verdient das Gute jeder Schule, der altdeutschen so gut, als der Schule Raphaels, berücksichtigt zu werden. Sklavisch soll man nie nachahmen, denn in einer Manier ist nur immer einer groß, und die Nachahmer derselben sind nicht nur in Vergleich mit ihrem Meister nothwendig klein, sondern auch mehr oder weniger unnatürlich, weil sie nicht ihrer eignen, sondern einer fremden Natur folgen. Wie auch Raphael das Höchste der Malerey geleistet hat, so ist doch damit seine Schule, zumal in ihren spätesten und äußersten Verzweigungen und Auswüchsen, keineswegs von den Fehlern aller andern Schulen frey, sondern ganz derselben todten Erstarrung in der sklavischen Treue, und ganz derselben falschen Uebertreibung ausgesezt worden, wie jede andere Schule. Ob die Geistesarmen, die selbst keine Originale werden können, einem Raphael oder Schoreel nachäffen, kommt zulezt ziemlich auf Eins hinaus. Denkt man sich die jungen Maler dagegen als Genies, voll eigner Kraft, so steht ihnen, wie die ganze Natur, so die ganze Kunstwelt offen, und sie werden alle Schulen überschauen, und von allen das Gute sich zum Vorbild, die Fehler sich zur Warnung dienen lassen; und da sie des Vorzugs genießen, überall vergleichen zu können, wird man allerdings von ihnen verlangen dürfen, daß sie alle die Fehler vermeiden, welche die Anfänger der Kunst, vereinzelt und ohne Vorbilder, aus Einseitigkeit begangen haben. Da man in jeder schönen Kunst der Individualität des Künstlers ihr Recht lassen muß, weil je die schönsten Blüthen der Kunst aus der innersten Eigenthümlichkeit der Gemüther hervorkeimen, so kann man auch keinem einzelnen Künstler vorschreiben, welchem alten Meister er vorzüglich nachstreben soll. Er wird schon instinktartig den sich auswählen, dem er in der innersten Natur am nächsten verwandt ist, und diese Natur müssen wir walten lassen, ob sie ihn mehr zu Raphael, oder zu Titian, oder zu Correggio, oder zu wem immer sie ihn hinlenken möge. Wenn indeß zugegeben werden muß, daß nicht nur die einzelnen Individuen, sondern auch ganze Gattungen derselben den verschiedenen Nationen der Kunst ihren eigenthümlichen Charakter ausdrücken, so daß wir hier in der italienischen, dort in der deutschen Schule einen allgemeinen großen, in der Natur beyder Völker und Länder gegründeten Unterschied gewahren; so scheint es billig und nothwendig, nicht zu streng über die jungen deutschen Künstler zu urtheilen, die vom Naturinstinkt getrieben, die altdeutsche nationelle Eigenthümlichkeit bewahren möchten. Wenn sie sich allzusklavisch der bloßen Nachahmung dessen, was nur antiquarisch an den altdeutschen Meisterwerken ist, der bloßen Nachkünsteley von Unvollkommenheiten und Fehlern hingeben, so wird man ihnen allerdings zurufen müssen: Ihr vergeßt, daß ihr nur die Anfänge, die ersten Versuche und Studien der deutschen Kunst vor euch habt, und daß ihr eben berufen seyd, jene ersten Keime zur vollen Blüthe zu entwickeln. Statt das Versprechen jener Meister zu erfüllen, begnügt ihr euch, nur selbst wieder etwas zu versprechen, und statt zu vollenden, wollt ihr nur zum zweyten Mal anfangen. Ihr vergeßt, daß jene alten Meister ihr Versprechen selbst gelöst und ganz so vollendet gemalt haben würden, wie es jezt von euch verlangt wird, wenn sie jezt lebten und eine so umfassende Einsicht in die Fortschritte der Kunst bey den Nachbarvölkern hätten. Ihr wählt willkührlich jene Beschränktheit, Einseitigkeit und Dürftigkeit, die jenen Alten nur als eine herbe Nothwendigkeit sich aufgedrungen. Jene waren in Banden und strebten nach der Freyheit; ihr seyd frey und kehrt engherzig in die alten Fesseln zurück. — So ungefähr müßte man zu diesen Jünglingen reden, aber keineswegs ihnen ihr nationelles Bestreben, das in der Natur gegründet, also kein Vorurtheil ist, verkümmern. Die Geschichte geht ihren großen Gang fort, und läßt den ursprünglichen Nationalcharakter, wenn er auch eine Zeit lang zu schlummern scheint, doch immer zulezt alle wechselnden fremden Moden überdauern, und alle großen neuern Entwicklungen im politischen Leben, wie in der Wissenschaft und Kunst, gehen immer nur von dem neuerwachenden Volksgeist aus. So sehn wir die Poesie der Deutschen, nachdem ihr erstes Blüthenalter mit dem Ritterthum abgewelkt, in der Nachahmung fremder Schulen kümmerlich ihr Daseyn fristen, bis sie im vorigen Jahrhundert plözlich, und nur durch Verjüngung ihrer ursprünglichen nationellen Eigenthümlichkeit ein neues Blüthenalter erlebte. Kann nun wohl die Malerey auf eine andere Weise sich verjüngen? Gleichen nicht unsere Mengs, und alle die vereinzelten Nachahmer fremder Schulen, wenn sie auch zum Theil sehr glücklich gewesen sind, nur jenen einzelnen Sternen der Gelehrsamkeit und Poesie, die in der Nacht des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts der deutschen Literatur ein schwaches Licht verliehen? Und muß nicht erst von einer neuen großen deutschen Malerschule für die bildende Kunst dieselbe Verjüngung erwartet werden, welche die redenden Künste seit Haller, Klopstock, Lessing und Goethe erfahren haben? Ob diese Verjüngung schon in den nächsten fünfzig Jahren, wie der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift meint, eintreten werde, ist zweifelhaft; gewiß aber ist, daß ein großer Maler, der dann wirklich seine acht- und achtzigjährigen Erfahrungen

niederschriebe, uns noch manches andere, als was in dieser prophetischen Schrift verzeichnet ist, berichten würde.

W. M.

Reiseliteratur.

Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten. Mit Landcharten, Planen, Porträts und andern Abbildungen. Verfaßt von mehreren Gelehrten und herausgegeben von Joachim Heinrich Jäck, königl. Bibliothekar zu Bamberg. Erste Lieferung: der Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen nach und durch China. I. Theil, 1. 2. Bändchen. Nürnberg, verlegt von Haubenstricker und von Ebner, 1827.

Es ist derselbe gesunde Sinn für reine, durch keine philosophische, anthropologische und naturwissenschaftliche Theorie und Systemsucht getrübte Erfahrung, welcher uns immer aufs Neue antreibt, eben sowohl Reisen zu unternehmen als zu lesen; denn der Nutzen, welcher aus solcher Erfahrung für die menschliche Gesellschaft oder für das Individuum erwächst, kann wohl das Unternehmen und Lesen von Reisen veranlassen, begünstigen; aber das eigenthümliche, lebendige Interesse dafür entspringt nur aus jenem gesunden Sinne. Daher können auch immer Reisebeschreibungen beym literarischen Publikum einer günstigen Aufnahme gewiß seyn, und man ist eben so oft darauf bedacht gewesen, dem allgemeinen Interesse dafür zu entsprechen. Wir besitzen unzählige Reisebeschreibungen, Journale und Sammlungen von Reisebeschreibungen. Am bekanntesten und gelesensten ist wohl das Zimmermannische Taschenbuch der Reisen unter allen Sammlungen der Art; doch ist in demselben ein großes Moment für Erhöhung und Belebung des Interesses, die Schicksale der Reisenden selbst, vor der Darstellung der geographischen und naturhistorischen Resultate zu sehr in Hintergrund getreten. Neuerdings hat man mehrfach versucht, dem Interesse an den Entdeckungen und an den Schicksalen der Reisenden auf gleiche Weise zu genügen, und man hat sich desfalls in veranstalteten Sammlungen darauf beschränkt, das in beyden Rücksichten Bedeutendste zusammenzustellen. Wir erinnern unter andern nur an Spiecker's Journal der Reisen und an die neuesten Land- und Seereisen von W. Harnisch. Dieselbige Methode, die ganzen Reisen in die verschiedenen Welttheile, Abenteuer und Schicksale der Reisenden wie deren Ausbeute für die Wissenschaft in einem wohlverbundenen Auszuge mitzutheilen, finden wir in vorliegender, neuer Taschenbibliothek mit vielem Glück angewendet. Was derselben inzwischen vor allen bisherigen Sammlungen, Taschenbüchern ꝛc. der Reisen einen entschiedenen Vorzug gibt, ist der umfassende Plan, welcher auf dem Titel schon angedeutet ist, und von dessen Ausführung wir in vorliegenden Bändchen ein Muster vor uns haben. Alle besonders wichtige und interessante Reisen von und vor der Erfindung der Buchdruckerey (1454), von den Zeiten des Mittelalters an bis auf die unsrigen, werden uns in chronologischer Folge mitgetheilt. Der daraus erwachsende Gewinn ist ein doppelter. Einerseits sehen wir, wie sich die Kenntniß unserer Erde und mit ihr so viele Erfindungen und Entdeckungen in immer weiteren Kreisen entfaltet und eingestellt haben, anderseits gewinnen wir eine anschauliche Vorstellung von der nach und nach wachsenden oder ausartenden Kultur und Entwicklung der Völkerschaften und Länder, zu denen verschiedene Reisende zu verschiedenen Zeiten gekommen sind. Es kommt hinzu, daß wir eben hiedurch Gelegenheit zu einer gewiß nicht uninteressanten Vergleichung bekommen, wie abweichend die Auffassung derselben Gegenstände bey den verschiedenen Individuen, die sie kennen gelernt, sich oft gestaltet hat, und wie umgekehrt die Natur mancher Dinge und Erscheinungen eine so entschiedene gewesen, daß sie jeder individuellen Umgestaltung Troß geboten hat. — Gegenwärtige erste Lieferung enthält zwey Bändchen mit einer allgemeinen und besondern Einleitung und mit sieben Reisen nach und durch China. Die allgemeine Einleitung gibt uns eine Uebersicht der Reisen und ihrer Literatur von der ältesten Zeit bis zum fünfzehnten Jahrhundert im Allgemeinen und insbesondere derjenigen vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Zeit. Die besondere Einleitung dagegen enthält eine kurze kritische Uebersicht der Reisen in die tatarischen und chinesischen Reiche und außerdem noch der Geographie von China. Durch leztere wird selbst jeder der Geographie Unkundige mit Hülfe der beygefügten Charte von China in Stand gesezt, sich auf dem Terrain, in welchem sich die nachfolgenden Reisen bewegen, zu orientiren. Die in gegenwärtigen zwey Bändchen mitgetheilten Reisen sind aber folgende:

1) Reise des Franziskaners Johann de Plano Carpini in die Tatarey 1246.
2) Reise der Dominikaner Ascelin, Simon von St. Quentin, Alexander und Albrecht 1247.
3) Reise des französischen Kapuziners Guilelm von Rubruck 1253 — 55.
4) Zwey Reisen der Venezianer Paoli 1260 — 95

an den Hof des tatarischen Chans Hupilai. (Welche der Sohn des Niklaus Paolo, der berühmte Marko Paolo, beschrieben.)

5) Reise einer Gesandtschaft des persischen Schachs Rokh und andrer Fürsten an den Kaiser in Kathay oder China 1419—21.

6) Reise des portugiesischen Jesuiten, Benedikt Götz von Lachor, im Reiche Mogols, nach China 1602.

Alle genannten Reisen sind nach dem Plan der Taschenbibliothek auszugsweise mitgetheilt, jedoch so, daß die Erzählung nie unterbrochen wird und man glauben könnte, der Reisebeschreiber selbst habe neben seiner ausführlicheren Erzählung noch diese kürzere verfaßt, wenn es der Herausgeber nicht zweckmäßig gefunden hätte, aus spätern, beglaubigteren Berichten erwiesene Irrthümer der früheren Reisenden sogleich zu tilgen oder zu verbesseren und die Gründe und Quellen unterm Text kurz anzugeben, aus denen die Berechtigung dazu geflossen. Wenn hiedurch auch hie und da die Illusion gestört wird, so ist der damit verbundene Vortheil doch größer, als jene Störung unangenehm. Noch zweckmäßiger finden wir, daß auch hie und da in Noten auf die Veränderungen hingedeutet wird, welche sich von einer früheren Reise zu einer bedeutend spätern in Sitten und Gebräuchen desselben Volkes, in Natur und Kultur desselben Landes zugetragen haben. Wir bemerken nur noch, daß der Vortrag dieser wohlgetroffenen, in nicht gar zu verjüngten Maaßstabe gefertigten Miniaturdarstellungen der entsprechenden Originalreisen überall klar, angemessen und unterhaltend ist. Wie schon die Einleitungen der Erweckung des wissenschaftlichen Interesses und dem etwaigen Verlangen, sich noch genauer zu unterrichten, gewidmet sind, so geschieht dies noch mehr durch die genauen literarischen Nachweisungen, die unter dem Text einer jeden einzelnen Reise ihre schickliche Stelle gefunden haben.

W. V. M.

G e s c h i c h t e.

Histoire des Suisses par J. J. Dubochet, avocat. Paris 1825.

Der Verfasser ist ein Waadtländer und lebt in schönen Ideen und Wünschen für sein Vaterland, die jezt daselbst nicht ohne einige Wehmuth gelesen werden dürften. Der Verfasser sollte für die Bibliotheque du XIX. Siecle einen Abriß der schweizerischen Geschichte schreiben. Dabey legte er Zschokke's Buch zum Grunde, wurde aber in seiner Arbeit bisweilen gedrängter, bisweilen weitläufiger als der Argauische Geschichtschreiber. Immer hat er mehr Zeichnung und Farbe da, wo von Landessitte, Religion und politischer Organisation der einzelnen Stämme die Rede ist. Aus jenem Abriß ist vorliegendes Buch geworden. Interessant ist zumal, was er über die liberale Konstitution sagt, die der Graf Peter von Savoyen im Jahr 1263 dem Waadtland gab, und die drey Jahrhunderte lang die Rechte des Volks in Ansehen erhielt. Mit Glück und Geschmack hat der Verfasser alte Chroniken benuzt; aber auch über die neuere und neueste Zeit spricht er mit Anmuth und Würde. Was den heutigen Tag betrifft, so sieht man wohl, daß er fern von seinem Vaterland lebt. Alle Auszeichnung verdient, was er am Schluß seines Buchs über die Stellung der Schweiz sagt: „Nicht nach den verflossenen Zeiten mögen die Schweizer blicken, um die Muster für die Zeit zu finden, in der sie leben, und für das, was in ihr zu thun oder zu gründen ist. Die Freyheit der Waldstädte oder der schweizerischen Städte, die sich zuerst von der Herrschaft der geistlichen oder weltlichen Herren losmachten, und durch eigene Gesetze regierten, diese Freyheit ist mit dem Charakter, mit den Bedürfnissen und den Forderungen unserer Zeit nicht in Einklang. Die Formen dieser alten Republiken sind zu mangelhaft und geben zu wenig Sicherheit, als daß die heutigen Schweizer daran denken dürfen, daraus ein allgemeines, für das ganze Vaterland gültiges Gesetz zu machen. Auch muß die Schweiz Theil nehmen an der großen Bewegung, an dem Fortschreiten der Zeit, das die ganze übrige Welt in Bewegung sezt. Die Schweiz hat Anspruch auf Institutionen, die vollkommner sind, als die bisherigen. Durch sie muß den Gliedern der schweizerischen Familien der freye Gebrauch und die Entwicklung ihrer physischen und intellektuellen Kraft gesichert werden.“ Sehr wahr ist auch, was der Verfasser in Beziehung auf die militärische Stellung der Schweiz sagt: „Wenn wider alles Erwarten ein mächtiger Feind die Unabhängigkeit der Schweiz bedrohte, so würde es viel besser seyn, den Kampf anzunehmen, als sich zu demüthigen. Freywillige Unterwerfung unter die Ungerechtigkeit sezt Nationen wie Männer herab. Ueberdies ist Wilhelm Tell nicht blos der Held der Schweiz. Ebenso gehört er Deutschland und allen edlen Nationen an. Wenn die Schweiz ihr Recht und ihre Unabhängigkeit vertheidigt: so wird sie nicht nur unter den Völkern, sondern auch unter den Königen Freunde und Kampfgenossen finden. Möge sie immer nur ihre Pflicht thun, dann werden Sieg oder Niederlage gleich ehrenvoll für sie seyn.“

Nr. 88.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. November 1827.

Geschichte.

The life of Napoleon Buonaparte, Emperor of the french, with a prelimininary view of the french revolution by Sir Walter Scott, IX volumes in 8vo. Paris, Strasbourg. Treuttel and Würtz. 1827.

Vie de Napoleon Buonaparte, Empereur des Français, précédée d'un tableau préliminaire de la révolution française; par Sir Walter Scott. 9 Tomes in 8vo. Paris et Strasbourg, Treuttel et Wurtz. 1827.

Leben von Napoleon Buonaparte, Kaisers von Frankreich, mit einer Uebersicht der französischen Revolution, von Walter Scott. Aus dem Englischen übersezt von General J. von Theobald. Stuttgart bei Gebrüder Frankh, 1827.

Leben Napoleon Bonaparte's, Kaisers der Franzosen, nebst einer einleitenden Uebersicht der französischen Revolutions-Geschichte, von Walter Scott. Danzig, 1827. S. Anhut'sche Buchhandlung.

Wer das Leben Napoleons beschreiben will, darf den Mann und seine Zeit nicht mit dem Maaßstab schulmeisterischer Moral und nationeller Vorurtheile ermessen; er muß die Geschichte der leztern vierzig Jahre vollständig verstehen, den zu ihrer Beurtheilung erforderlichen Geist von der Natur empfangen haben, und vor allen Dingen wissen, was Geschichte überhaupt ist und seyn soll. Sir Walter Scott, der berühmte Romanschreiber, meint, „das Hauptgeschäft oder der Zweck der Geschichte „bestehe darin, die Gefühle der Vergangenheit zu vergegenwärtigen, oder die Eindrücke wieder aufzuwecken, „welche die Thatsachen auf die Zeugen und Zeitgenossen „derselben gemacht haben." Hat er nicht dadurch schon seine Unbekanntschaft mit dem Geist der Geschichte ausgesprochen? Die Geschichte soll den höhern Sinn der Kämpfe unter den Nationen erklären, die Gesundheit oder Krankheit in ihren politischen Zuständen darstellen, die Entwicklung im Organismus der bürgerlichen Gesellschaft nachweisen. Dieses ist ihr Hauptgeschäft. — Und zu diesem Zwecke hätte sie nichts weiter zu thun, als die Gefühle derjenigen sich zu vergegenwärtigen, welche zufälligerweise Zeugen von Ereignissen waren, deren Bedeutung sie nicht verstanden? Der Geist dieser Leute war durch Unfähigkeit oder einseitige Interessen geblendet; sie konnten sich nicht bis zur Höhe der Ansicht erheben, welche die Geschichte fordert, und welche leider nur zu gewöhnlich den Zeitgenossen verschlossen ist. Was können ihre Gefühle uns lehren, als die Befangenheit der Menschen, die mit dem Strome schwimmen, ohne zu wissen, woher er kommt, noch wohin er sich fortwälzt? Wird man fragen, welche Empfindung die barbarischen Zeitgenossen bey dem Sturze der Heptarchie in England gehabt, um darnach die Bedeutung dieses großen Ereignisses abzumessen? Und dann — welcher Zeitgenossen Gefühle sollen zu Rathe gezogen werden? — Der Sieger oder der Besiegten? Derer, die zuerst, oder die zulezt fielen? — Heißt es nicht die Unwissenden zu Weltrichtern bestellen, wenn man die Empfindungen aufruft, damit sie die großen Prozesse der Völker entscheiden sollen?

So bedeutungslos indeß die Aufgabe ist, die Hr. Walter Scott der Geschichte anweist, so muß man gestehen, daß er ihr in der Ausführung seines Werkes treu geblieben ist; denn außer der Bezeichnung dessen, was den brittischen Zeitgenossen im Jahrhunderte Napoleons unangenehme Empfindungen erregte, was ihnen fatal war, oder, wo es andere Nationen betraf, allenfalls zum Staunen Anlaß gab, findet man in seiner sogenannten Geschichte nur frostige Schilderungen, man findet nichts, das einen Genius beurkundete, der im Stande wäre, sich über den Aerger oder das kalte Anstaunen altenglischer Gemüther zu erheben, eine fremde Größe uneigennützig anzuerkennen, und einem Zeitalter Gerechtigkeit zu erweisen, das ein Viertheil Jahrhundert hindurch jene stolzen Insulaner zittern machte, was freylich keine angenehme Gefühle waren.

Dieser Geschichtschreiber will die bürgerliche Gesellschaft als eine schon fertige, für die Ewigkeit erbaute Pyramide angesehen wissen, auf deren Spitze Englands Fahnen wehen, wo sie auf dem Gerüste des Feudalwesens hinaufgetragen worden. Weil nun in neuerer Zeit gegen die brittische Suprematie gekämpft, weil versucht wurde, die lezten Trümmer des Lehenssystems wegzuräumen, so sieht Hr. Scott darin die Verbrechen der Zeit, gegen welche er die Sprüche seiner Moral, und die etwas verworrenen Begriffe, die er aus der Geschichte aufgelesen, zu Hülfe ruft. Wie geschickt er, in dieser Absicht das Feudalsystem vertheidigt, wollen wir dem Leser nicht verschweigen. Da Anhänglichkeit an das Alte und an die Formen des Feudalwesens der leitende Grundsatz dieses Geschichtschreibers ist, nach welchem er die Revolution und Napoleon beurtheilt, so müssen wir seine Ansicht näher kennen lernen. Im zweyten Kapitel des ersten Buchs (S. 67 des Originals) sagt er: „Das Feudalsystem „in Frankreich, wie im übrigen Europa, trug in seinem „ursprünglichen Wesen alle Keime der Volksfreyheit in „sich.“ — Wie kam es denn, daß in keiner Zeit auch nur ein einziger Keim sich entwickeln und eine öffentliche Freyheit als Frucht aufweisen konnte? Denn die Händel der Barone mit der königlichen Gewalt beabsichteten Oligarchie oder Despotismus, aber keine Freyheit. Vielmehr entsprangen die Freyheiten aus den Versuchen der Fürsten, das Feudalsystem in seinem Wesen zu verletzen. Um sich Stützen gegen den Adel zu geben, ertheilten sie, namentlich in Frankreich, im eigenen Interesse, nicht zur Beförderung der Freyheit, den Gemeinden Privilegien, was als ein offenbarer Angriff gegen das Feudalsystem erscheint, das in seinem ursprünglichen Wesen nur eine militärische Einrichtung der Eroberer war, um die Knechtschaft des eroberten Volkes zu sichern. — In der ganzen Geschichte des Mittelalters ist es nachzuweisen, daß die Barbarey, in welcher keine Freyheit möglich ist, erst nach und nach durch Siege über das Feudalsystem überwunden werden konnte. Hr. Scott selbst muß es anerkennen, „daß die Pairs, welche die allgemeine Vertheidigung in Händen hatten, sich wenig um die Rechte „und Freyheiten ihrer Vasallen bekümmerten, sondern „sich vielmehr gewaltthätige Eingriffe erlaubten.“ — „Aber,“ fügt er hinzu, „diese Handlungen der Willkühr flossen nicht aus dem Feudalsystem, sondern blos „aus dessen Unvollkommenheiten.“ Mit gleicher Bündigkeit könnte man sagen: die Grausamkeiten der Barbarey flossen nicht aus dieser, sondern hatten ihren Grund darin, daß die Barbarey noch nicht vollkommen war. — Weiter heißt es: „die Tendenz und der Geist dieser sonderbaren Institutionen (des Feudalsystems) gingen dahin, jedem Individuum seine legitimen und natürlichen Rechte zu sichern.“ — Warum entfernte man sich von diesem Geiste, von dieser Tendenz? — Hr. Scott antwortet: „Dieses fast rein militärische System war „häufigen Eingriffen von Seiten des mächtigsten Kriegers „ausgesezt, und sonach wenig geeignet (ill fitted) rein „bürgerliche Rechte zu beschützen.“ — Das heißt: die Gewalt des Schwerdtes war der Geist und die Tendenz dieses Militärsystems. Wie können nun der Individuen Rechte und Freyheiten durch Leute verbürgt werden, die wenig oder schlecht geeignet sind, rein bürgerliche Rechte zu beschützen? — Das Feudalsystem ist in einem Roman, wo das Hinsinken einer alten Zeit geschildert wird, wohl dadurch interessant zu machen, daß man das Schicksal seiner lezten redlichen Anhänger rührend erzählt, und das schöne Mitleid der Leser bey dem Untergange eines eigenthümlichen Lebens aufruft. Eine andere Aufgabe aber ist dem Geschichtschreiber gesezt, der die Entwicklungen im großen Gange des Völkerlebens kennen, und aus Vorliebe für das Alte die Tendenz und den Geist des Neuen nicht verachten darf. Von dieser Unpartheylichkeit, die bey dem Historiker unerläßlich ist, hat Hr. Walter Scott keine Ahnung. Weil ihm indeß die Gabe zu Theil wurde, aus den Ruinen alter Schlösser das einst in ihnen herrschende Leben zu errathen, und weil er allenfalls das Ehrenwerthe der Zeit vor der Revolution versteht, so mag er seine Künste an den Träumen der Vergangenheit versuchen; nur erkenne er an, daß sein Ohr taub ist für den Rhythmus der Bewegung in der Gegenwart. Sein Geist erstarrte in der Bewunderung des seltsamen bizarren Kunstwerkes, das in England aus dem Zusammenstoß des Feudalwesens, des Fanatismus der Reformation, und des Freyheitssinnes eines handelnden Volkes hervorging. — Nicht die leiseste Veränderung an diesem Denkmal der Zeiten duldet er, wenn sie nicht durch Englands Interesse geheiligt wird, oder eine Huldigung brittischer Superiorität ist. In dem Besitz solcher starken Anmaßungen hofft er gleichwohl, man werde ihm glauben, wenn er versichert, unpartheyisch zu seyn. „Man wird finden,“ sagte er, „daß der Verfasser kein persönlicher Feind Napoleons ist.“ — Persönlicher Feind! Der Ausdruck ist lächerlich in Beziehung auf die Person des Sir Walter. Eine Fliege, die einen Elephanten stechen will, wird darum von keinem verständigen Menschen für einen Feind der Person des leztern angesehen werden. Nicht einmal die Offiziere und Generale, die tapfer gegen den Kaiser gefochten haben, werden sich seine persönlichen Feinde nennen; wie dürfte man solche Anmaßung einem Romanschreiber erlauben, welcher gegen den Helden keine größere That gewagt hat, als daß er, nach dessen Sturz, den Korb der Briefe Pauls ihm nachwarf, und jezt auf das Interesse der Zeitgenossen an der Geschichte des großen Mannes spekulirt, um seine zerrütteten Finanzen in Ordnung zu brin-

gen? — Die Welt ist keineswegs begierig zu wissen, ob Hr. Walter Scott den Kaiser Napoleon liebt oder haßt; da er sich aber zu seinem Geschichtschreiber aufwirft, so muß die Kritik fragen, wodurch er seine Fähigkeit beurkundete, einen so großen, außerordentlichen Charakter, wie Napoleon, auffassen und darstellen zu können? In den Romanen des Sir Walter, wo er doch im Gebiete der Dichtung, so weit seine Talente reichten, frey herrschen konnte, ist es ihm nie gelungen, einen wahrhaft großen Charakter zu schildern; seine Helden sind gemüthliche, nach feudalem Zuschnitte tapfere Leute, die sklavisch den Sitten und Gewohnheiten ihrer Zeit unterworfen sind, und wohl gegen die eigene Schwäche kämpfen, von der schöpferischen Kraft aber, die neues Leben erzeugt, keine Ahnung haben. War es etwa zu erwarten, daß die Unfähigkeit des Dichters, große Charaktere zu ersinnen, durch eine wundervolle Wirklichkeit besiegt werden, und ihm im Gebiet der Geschichte gelingen würde, was im Felde des Romans ihm unmöglich war? Nun, dann hätte er diese Wirklichkeit nicht nach seinen und seiner Landsleute Gefühlen, sondern mit einem über diese Wirklichkeit erhabenen Geiste auffassen und beurtheilen, und jedem kleinlichen nationellen Neide entsagen müssen. Statt dessen folgt er nur der Verläumdung, die lange in England für Patriotismus galt, und Napoleon dem leichtgläubigen John Bull als ein Ungeheuer schilderte. Es ist wahr, Hr. Walter Scott sagt an mehreren Stellen viel Gutes von Napoleon, und läßt ihm anscheinend Gerechtigkeit widerfahren; aber *sein* Napoleon ist darum nicht weniger ein Ungeheuer, denn, bey seinen ausgezeichneten Talenten, ist doch Lüge und Raubsucht der Hauptcharakterzug des Scottischen Napoleons. „*Sein* „*allgemeines System*," sagt Sir Walter, „*war* „*auf Gewalt und Betrug gegründet*." Gegen den Schöpfer eines heillosen Systems soll jeder persönlich in die Schranken treten. Wirklich war es auch der Glaube, Napoleon sey ein solches Ungeheuer, der die Heere seiner Gegner bevölkerte. Der Geschichtschreiber soll diese einmal weitverbreitete Meynung kennen, ohne ihr *dienstbar* zu seyn; er soll sich darauf verstehen, ihren Gehalt oder ihre Leerheit nachzuweisen. Er wird fragen, ob es möglich gewesen, daß mit diesem heillosen System Napoleon eine Welt besiegen konnte, deren gesellschaftlicher Zustand auf Recht, Freyheit, Moral und Religion basirt war? Denn das muß sie gewesen seyn, wenn ihr Sturz Bedauern erwecken, oder gar als ein Verbrechen angesehen werden soll! Wen träfe am Ende die Schuld, wenn es einem *Betrüger* in einem civilisirten moralischen Zeitalter hätte gelingen können, den ganzen gesellschaftlichen Zustand zu erschüttern, und die moralische und physische Macht eines reichen und starken Welttheils an seinen Wagen zu fesseln? Haben die Menschen, die so bereit sind, dem Kaiser der Franzosen eine unsittliche Erbärmlichkeit anzudichten, wohl bedacht, daß sie dadurch ihr Jahrhundert furchtbar herabwürdigen, indem sie eingestehen müssen, daß vor einem *Betrüger* sich Könige und Nationen in den Staub beugten, und seine Macht vergrößern halfen? — Dem ist nicht so. — Ein Betrüger hätte nur ein geistig und körperlich herabgewürdigtes Geschlecht beherrschen können; denn nur Niedriges kann sich im Völkerleben dem Höhern unterwerfen. An einzelnen Orten konnten, besonders in der Barbarey des Mittelalters, einzelne Verbrecher sich ein augenblickliches Glück erkämpfen; über die neuere europäische Welt konnte, in einem civilisirten Jahrhundert, nur ein großer, auch mit sittlichen Eigenschaften ausgerüsteter Mann in einer langen Reihe von Jahren Herr werden. Bleibt man dem Begriffe treu, den Sir Walter Scott von Napoleon aufstellt, so wird seine Macht ein unauflösliches Räthsel; und den Christen muß es vollends unbegreiflich werden, wie Gott den Sieg der Hölle über den Himmel so lange habe dulden können. Das Geschäft des Geschichtschreibers kann es nie seyn, *Unbegreiflichkeiten* aufzustellen; er soll bey großen Ereignissen die eben so großen Ursachen aufsuchen, und aus diesen jene erklären. Das Zeitalter, in welchem Napoleon seine Rolle spielen konnte, befand sich in einem ungewöhnlichen Zustande, in der Uebergangsperiode von einer Entwicklungsstufe der bürgerlichen Gesellschaft zur andern. Allerdings waren die Bande größtentheils gelöset und locker geworden; aber wäre es in dieser Zeit der Gährung hinreichend gewesen, sich mit Kühnheit an die Spitze der Gewalt zu stellen, und mit ihr ein System des Betruges durchzusetzen, so würden wir eine ganze Brut von Scottischen Napoleons aus dem Ey der Revolution hervorgehen gesehen haben. Viele Männer des Convents, Robespierre, die Direktoren, hatten solche Kunststücke versucht; wie kam es denn, daß Napoleon, als er dem Reich der Unsittlichkeit und des revolutionären Wahnsinnes ein Ende machte, von Frankreich, ja von Europa, als ein Erlöser empfangen wurde, mit dessen Macht und System sich die mächtigsten und frömmsten Fürsten des Festlandes verbanden? Ist es nicht ehrenvoller zu sagen: „Wir folgten dem Siegeswagen „eines großen, für die Beruhigung Europas nothwendigen Mannes," als wenn man sagen müßte: „die größten Mächte *gehorchten aus Furcht* der Gewalt „eines Betrügers?" — Die Ehre Europas fordert die Anerkennung der Größe des Mannes, dem es Jahre lang gehorchte, dem Königreiche ihr Daseyn verdanken, mit dem sich die edelsten Fürstengeschlechter verschwägerten. — Glaubt aber der Geschichtschreiber von dieser Ehre abstrahiren zu dürfen, so ist ihm doch niemals erlaubt, die großen Entwickelungen im politischen Zustande

eines Welttheils als bloße Wirkungen verächtlicher Intriguen darzustellen, und die Möglichkeit einzuräumen, es könne die ganze Masse der moralischen und religiösen Kräfte, die im christlichen Europa sich seit Jahrhunderten ausbildeten, von einem kühnen Abenteurer und gewissenlosen Betrüger zum Spiel seiner Launen gemacht werden. Dies konnte in der Wirklichkeit so wenig gelingen, als es einem Romanschreiber gelingen wird, die Zeitgenossen über den großen Inhalt ihrer Geschichte dadurch zu täuschen, daß er ihnen ein Gewebe politischer Kurzsichtigkeit, wenn nicht des Blödsinnes, für das treue Gemälde der größten Periode in der Weltgeschichte zu verkaufen sich anschickt.

Walter Scotts Buch ist in keiner Beziehung eine Geschichte. Er hat uns weder die Zeit noch den Mann, der als ihre höchste Frucht hervorragte, in ihrer historischen Bedeutung und vom historischen Gesichtspunkte geschildert; sondern in Rücksicht auf die Zeit und ihren Helden, mit den Liberalen und den Absolutisten, als den beyden in dieser Zeit sich am lautesten hervordrängenden Parteyen, eine Art Abfinden zu treffen gesucht, indem er in Fällen, wo es mit brittischem Interesse und mit brittischen Vorurtheilen verträglich war, den Liberalen ganz annehmliche Zugeständnisse machte, dagegen aber den Absolutisten bedeutende Rechte einräumte, sobald diese mit dem Vortheil oder den Gewohnheiten seines Vaterlandes übereinstimmten. Nach den geistigen, sittlichen und politischen Bedürfnissen der europäischen Gesellschaft hat er nie gefragt; er hat nicht einmal diese Gesellschaft als ein großes, in ihrer Entwickelung organisirtes Ganze anerkannt, sondern den gewaltigen Rechtsstreit der Revolution und des Kaiserreichs gegen das alte Europa als eine Art Persönlichkeit oder romantische Composition behandelt, wo auf der einen Seite ein talentvoller Despot und Betrüger, und auf der andern Seite die Gefühle, Gewohnheiten und Ansprüche der Zöglinge des Feudalsystems sich in Fechterspielen übten, ohne eigentlichen Zweck, als höchstens — dem Sir Walter Gelegenheit zu geben, diese Komödie niederzuschreiben, und für schweres Geld dem neugierigen Publikum zu verkaufen.

Zwar sollte es scheinen, als habe er Napoleon aus seiner Zeit erklären und dessen Aufgabe nachweisen wollen; denn er versucht es, in zwey dicken Bänden die Geschichte der dem Konsulat und dem Kaiserreiche vorhergehenden Revolution zu schildern; aber seine Geschichte dieser Periode trägt weder bey, sie selbst, noch den Kaiser Napoleon begreiflich zu machen. Nicht viel besser, als Zeitungen die Ereignisse in der Art, wie sie den nächsten Zeugen erscheinen, ohne innern Zusammenhang und ohne Kenntniß der Tiefe dieser Ursachen, chronikenartig beschrieben, erzählt Hr. Walter Scott, was er sich schon früher bey diesen Ereignissen gedacht, oder was er später aus ungeprüften Quellen darüber gehört hat. Ueber den Zweck, die Natur, und den organischen Verlauf der französischen Revolution erfährt man von ihm nicht nur nichts Neues, nichts, das nicht schon Frau von Staël und andere aristokratische Schriftsteller edler erzählt hätten; sondern man hört die frühern Aussagen auf eine Art vorgetragen, als habe sie der Verstand eines Domestiken dieser Aristokraten zusammengestellt. Es ist in der That, als hätte Hr. Walter Scott die Köchin der Frau von Staël über den Sinn und den Zusammenhang der Revolution befragt, und dann, um ein Urtheil über dieses Possenspiel zu fällen, irgend einen Spruch aus einem schottischen Gesangbuch oder höchstens eines der zehn Gebote auf gut Glück herausgezogen und zum Text langweiliger Homilien gemacht. — Er sagt selbst: „daß die „französische Revolution in ihrem Verlauf und in ihren „Folgen das merkwürdigste Ereigniß in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts war.“ Wodurch aber wurde sie so merkwürdig? doch nicht durch die Rasereyen und Verbrechen der Parteyen, die für eine kurze Zeit dem Auge des oberflächlichen Beobachters als die Hauptpersonen erscheinen? Die französische Revolution ist merkwürdig, weil sie das von der Natur der Dinge herbeygeführte Mittel war, den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern. Die immer, man möchte sagen, im bewußtlosen Organismus der Gesellschaft wohnende Heilkraft schuf sich zuerst in der Armee ein Werkzeug zur Wiederbelebung gelähmter Organe, zur Herstellung des Kreislaufes, zum Schutz der Sicherheit und Gerechtigkeit, d. i. der Funktionen des Staatskörpers. Aus dieser Armee ließ dieselbe Heilkraft sodann den Feldherrn und Fürsten hervorgehen, der mit schöpferischem, allumfassendem Genie die Wiedergeburt des Staats vollendete, die alten und neuen Interessen, nach den Kräften und Bedürfnissen der Zeitgenossen, innig, wenn auch zunächst gewaltsam, verband, und den durch die Revolution beabsichteten Verbesserungen die Krone aufsezte. Diese jezt jedem unbefangenen Beobachter sichtbaren Verbesserungen mußte der Geschichtschreiber in ihren verschiedenen Phasen und Krisen verfolgen und nachweisen, und nicht hinter den Lehren der Zeit zurückbleiben. Die ausführliche, grelle Beschreibung der revolutionären Gräuel, worin sich Sir Walter gefällt, gehören nicht in eine Einleitung zur Geschichte Napoleons; sie sind ein hors d'oeuvre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 89.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. November 1827.

Geschichte.

Leben Napoleons von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Was dieser Historiker von den eigentlichen Ursachen und von dem Zwecke der Revolution vorbringt, soll vermuthlich erbaulich seyn. „Der Himmel,“ sagt er, „zur „Strafe der Sünden Frankreichs und Europas, und „um dem menschlichen Geschlecht eine große Lehre zu „geben, überließ die Macht und Gewalt solchen Menschen, „die nur die Werkzeuge seiner Rache und seiner geheimen Absichten waren.“ — Wie? — Wenn die Sünden Frankreichs und Europas so groß waren, daß der gerechte Gott die furchtbarste Strafe über den Welttheil verhängte, so wäre ja die Revolution nothwendig und kein neues Verbrechen, sondern nur die gerechte Züchtigung der alten Verbrechen gewesen. — Welcher denkende Geschichtschreiber wird sich solche anmaßende Phrasen erlauben, die einem Kapuziner, der seine Unwissenheit beschönigen will, kaum nachgesehen werden möchte? Man darf ohne Anmaßung versichern, daß Sir Walter Scott von den geheimen Absichten Gottes, bey Zulassung der französischen Revolution, durchaus nichts weiß. Eben so unbekannt scheinen ihm auch die charakteristischen Grundsätze zu seyn, die das Wesen der Revolution bezeichnen, und ihr eine fast unermeßliche Macht über die Gemüther gaben. „Das geistreichste Volk von Europa,“ (heißt es „vol. I. p. 47.) „ließ sich durch die gröbsten Täuschun„gen, durch die verderblichsten Grundsätze verführen.“ — Es gab solche Täuschungen und Maximen; aber sie waren nicht wesentlich, sondern nur ein Werkzeug, eine Waffe in dem allgemeinen Kriege. Der geistreiche Theil der Nation ließ sich damals durch dergleichen Gauckeleyen eben so wenig verführen, als heutiges Tages besonnene Männer an die Legitimität der hohen Pforte glauben, wenn auch Türkenfreunde in dem Zauberworte einen Schild oder eine Festung gefunden zu haben versichern.

Wie Sir Walter Scott mit den Parteyen handelt, wie er sich nicht über Gemeinheiten erhebt, und seine Moral aus der Vorrathskammer salbadernder Schulmeister entlehnt, davon wollen wir einige Beyspiele anführen.

Er schildert die katholische Kirche mit der Partheylichkeit eines Protestanten. „Die Geistlichkeit,“ sagt er, „bekümmerte sich schon seit geraumer Zeit nicht mehr „um ihren Beruf und hatte aufgehört, denselben auf „eine Weise zu erfüllen, der ihr Achtung und Liebe der „Menschen hätte erwerben können. Die katholische Kirche „war veraltet und unglücklicherweise außer Stand ihre „Lehren zu verjüngen, ihre Verfassungen zu vervollkomm„nen. Die Ansprüche auf Unfehlbarkeit, die sie im „Mittelalter erhoben und behauptet hatte, droheten „jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter, gleich Thürmen, „die zu massiv für ihre Grundlage sind, den Verfall „des Gebäudes, das sie stützen sollten, zu bewirken. Der „ganze alte, für Jahrhunderte der Finsternisse und Un„wissenheit aufgehäufte Plunder von gränzenlosen Ansprü„chen, unglaublichen Behauptungen, ungereimten, den „Verstand verwirrenden Lehren und läppischen Ceremo„nien, mußte beybehalten, nichts davon durfte weg„erkläret oder aufgegeben werden.“ — — Nur einseitige Protestanten werden mit dieser Schilderung zufrieden seyn. Gleichwohl mögen sie sich vorsehen; denn wenn es ihnen, ja, wenn es einem katholischen Fürsten einfallen sollte, einem solchen Verfall der Geistlichkeit, solchen Ansprüchen der Kirche, entgegen wirken oder nur den überflüßigen Reichthum einer entarteten Hierarchie schmälern zu wollen, so würde ihnen Sir Walter Scott derbe die Moral lesen, und ihnen beweisen, daß es ewig unrecht sey, Leuten ihr Eigenthum zu rauben. Darum ist er denn auch sehr ungehalten auf den Kaiser Joseph II, dessen Reformen er als eine Art Narrheit erklärt, — denn er erinnert mit einer in jeder Rücksicht unanständigen Satyrmiene an das Pasquil, das an das Irrenhaus zu Wien angeheftet war. Dieser Kaiser hatte die Mönchsorden aufgehoben und ihr Einkommen zu allgemeinen Staatszwecken verwendet. Gegen solches Verfahren donnert Hr. Walter Scott als ein begeisterter Sittenprediger. „Aus dem Standpunkt der

„Moral," sagt er, „erscheint eine solche Einziehung des „Eigenthums, es mag nun Privatpersonen oder Kör„perschaften angehören, als eine Verletzung der heiligsten „Rechte, als ein Raub, der sich durch keine Berufung „auf dringende Staatsbedürfnisse und das allgemeine „Beste rechtfertigen oder beschönigen läßt, weil es kein „Recht gibt, im höchsten Nothfall unrecht zu thun, und „der Staat durch Verletzung von Treu und G[illegible]ben un„möglich gewinnen kann." — Dies muß natürlich den Jesuiten gefallen, weil es Jedem, der an Sir Walter Scott glaubt, mit der Evidenz des siebenten Gebots beweist, daß ihnen ihr Eigenthum geraubt wurde, folglich, wenn man nicht im Unrecht beharren will, wieder zurückgegeben werden müsse. Dies ist denn um so bündiger und ehrlicher von Hr. Walter Scott nachgewiesen, als er dabey sich nicht darauf eingelassen hat, zu untersuchen, wie etwa die hohe englische und schottische Aristokratie, die sich gewaltthätig und eigenmächtig zur Zeit der Reformation in den Besitz der Klostergüter sezte, und, besonders in Irland, recht eigentlich plünderte, jemals ein legitimer Besitzer dieser Güter werden konnte. Oder glaubt unser Moralist, die Erben eines Diebes hätten ein Recht auf gestohlenes Gut? — Dann machte ja die Zeit, die an und für sich nichts Moralisches ist, Unrecht zu Recht? -- Nach welcher Moral gebührt ihr dies Vorrecht? — Wodurch wird solche Usurpation eines fremden Gebiets legitim? — Auf dergleichen Untersuchungen läßt Hr. Walter Scott sich nicht ein, wahrscheinlich weil seine Ehrlichkeit ihm nicht erlaubt, sich in Dinge zu wagen, denen er nicht gewachsen ist. — Noch moralischer und zugleich historischer und philosophischer ist es, daß er die Frage umging: ob es vielleicht mit dem sogenannten Eigenthum der Geistlichkeit eine eigene Bewandtniß habe, so daß ihnen der Genuß desselben nur unter der Bedingung, daß sie gewisse Pflichten erfüllen, zugestanden wurde? Wenn es nun wahr wäre, was Hr. Walter Scott geradezu behauptet, daß die Geistlichkeit aufgehört hatte, sich um ihren erhabenen Beruf zu bekümmern, daß sie ihre Macht nur brauchte, um „ungereimte, den Verstand verwirrende Lehren und „läppische Ceremonien fortwährend in Ansehen zu erhal„ten;" dürfte sie dann noch behaupten, eine wahre Geistlichkeit zu seyn? Dürfte sie die Rechte, die einer solchen angehören, für sich in Anspruch nehmen? Dem Staate, der über die Erfüllung der Bedingungen aller Verträge wacht, gehört das Recht, einen Lohn einzuziehen, der durch Vernachläßigung und Entehrung eines Amtes verwirkt wird. Die Moral des Geschichtschreibers soll diese etwas verwickelte Untersuchung nicht scheuen.

Wir haben von Gemeinheiten gesprochen, die wir in des Hr. Scotts Geschichte zu finden glaubten. Wir müssen sie nachweisen.

Wer die französische Revolution studirt, kann der Frage nicht ausweichen: wie es möglich war, daß in der Schreckenszeit eine durch Civilisation und durch viele Tugenden ausgezeichnete Nation, einer Handvoll blutdürstiger, talentloser, feiger Tyrannen, wie die Schreckensmänner geschildert werden, geduldig sich unterwerfen, und die schauderhafteste und zugleich schändlichste Usurpation derselben sich gefallen lassen konnte? Der denkende Geschichtsforscher wird, um das Phänomen zu erklären, einer Seits die ganz eigenthümliche Lage des Volks, das sich eine neue Regierung schaffen muß, gründlich untersuchen; das große Werk nicht von einem Tage oder Jahre erwarten; die Symptome der Gährung von dem Zwecke der Krisis unterscheiden; und die augenblicklichen Gräuel des Kampfes, wo alle Parteyen auf unbekanntem Boden handgemein wurden, nicht mit Grundsätzen, Gesinnungen und Planen der Nation verwechseln; —, so wenig als die einzelnen Metzeleyen der Soldaten in einer Schlacht als Zeichen der Unmoralität des Feldherrn gelten können. Oder möchte Hr. Scott die von ihm selbst eingestandene Trunkenheit und Plünderung der Soldaten in der Armee des Sir John Moore, die sträfliche Unbekanntschaft der Offiziere mit dem Lande, das sie befreyen sollten, und den Mangel an Uebereinstimmung unter den Generalen, als eine Schuld der englischen Nation zur Last legen? — Der besonnene Geschichtsforscher wird anderer Seits alle von den Parteyen vorgebrachten Anschuldigungen gegen die voranstehenden Personen des allgewaltigen Bürgerkrieges nicht gleich und ungeprüft für erwiesen halten. Er wird diese Charaktere für psychologische Probleme anerkennen, die zu lösen seine Aufgabe ist, — was freylich dadurch noch nicht geschieht, daß man die Namen aller wirklichen und imaginären Ungeheuer im plumpen Schimpf gegen sie ausstößt. Er wird sich bemühen, selbst gegen einen Robespierre gerecht zu seyn, damit sein strenges Urtheil desto gründlicher sich ausweise. Allerdings gehört dazu eine mühsame Benützung aller Quellen, eine umfassende Kenntniß des naturgemäßen Ganges, den die Gesellschaft in ihren Krisen nimmt, eine Menschenkenntniß, die weiter sieht, als ins Herz schottischer Räuber; und endlich gehört ein geistvoller Muth dazu, den Vorurtheilen befangener Zeitgenossen, wo es seyn muß, gerade zu widersprechen. — Unser Geschichtschreiber macht sichs bequemer. Die Geduld der Nation unter der Schreckens-Regierung findet er gar natürlich. Er sagt, „daß außer „den Vendeern, die einen edelmüthigen Kampf" (unter andern auch gegen die Diligencen) „versuchten, „und außer den Handelsstädten, der übrige Theil „der Nation sich unter die vorherrschende Gewalt

„fügte, ist nicht mehr zu verwundern, als daß sich, „was täglich geschieht, eine Heerde von stattlichem und „kräftigem Schlachtvieh von einem oder zwey Schlächtern „und eben so viel Fleischerhunden zur Schlachtbank trei„ben läßt. Wenn die Ochsen dem Schlachthause sich nähern, „und das Blut derjenigen riechen, welche das Schicksal „schon erlitten haben, dem auch sie bestimmt sind, dann „sieht man oft, daß sie zaudern, zurücktreten, brüllen, „ihre Furcht vor dem verhängnißvollen Orte, und einen „instinktartigen Wunsch zeigen, demselben zu entkommen; „aber die Peitschenhiebe ihrer Treiber, die Bisse der „Hunde genügen fast immer, dieselben vorwärts, gei„fernd, schnaubend und zitternd, dem Schicksal entgegen „zu treiben, das ihrer wartet.“ Mit diesen erhabenen Bildern vergleiche man; was ein französischer Schriftsteller über die Schreckenszeit sagt: „Die Dinge, die „Ereignisse, die Menschen, — Alles schien die allgemei„nen Gesetze abzuschwören, aus der Ordnung der Natur „und aus der Ordnung der Gesellschaft herauszutreten.... „In solcher Zeit macht man durch Schrecken, was man „in anderer Zeit durch ihn vernichtet. Wundervolle „Schöpfungen werden von einer Versammlung zu Stande „gebracht, in deren Mitte eine Faktion Schaffotte errich„tet. Was groß ist, wird aufgefaßt; was unmöglich ist, „wird gewagt; und zugleich wird, was ungerecht und „barbarisch ist, ohne Widerstand vollbracht, als ob alle „Welt es gewollt hätte.“ — Wir überlassen dem Leser die Wahl zwischen diesem in scharfen Zügen entworfenen Croquis und dem ausgeführten Viehstück des schottischen Dichters; und fragen nur, ob nicht möglicherweise die Kenntniß einer Köchin oder eines ihr befreundeten Fleischerknechts dem Sir Walter in seiner Beobachtung des Viehvolks unter die Arme gegriffen haben möchte? — Die französische Nation war halt! eine Heerde von stattlichem und kräftigem Schlachtvieh! — Damit hat der schottische Geschichtschreiber Alles erklärt. — In seiner Schilderung der Schreckensmänner entlehnt er ebenfalls die sprechendsten Züge aus diesem animalischen Bilderkram. „Gleich Hunden über der todten Beute, „welche sie gemeinschaftlich niedergerissen, hatten die „Girondisten und Jakobiner ihre Streitigkeiten auf eine „kurze Zeit ausgesezt.“ — „Danton hatte das Gesicht „eines Währwolfs auf den Schultern eines Herkules,“ und nebenbey glich er „der ungeheuern Boa, der „man mit Sicherheit nahen kann, wenn sie ihren Hun„ger gestillt hat.“ — „Der Blutdurst des Marats „war wie jener des Blutigels, welcher ruft: Noch „mehr! Noch mehr! — Die mörderische Wuth Robes„pierre's glich dem nagenden Wurme, der nicht stirbt „und keine Ruhe gönnt. — Danton war ein Held, „verglichen mit Robespierre; denn seine brutale Wild„heit war von einem brutalen Muthe unterstüzt. — „Marat's politische Ermahnungen begannen und endeten „wie das Geheul eines Bluthundes nach Mord, „oder wenn ein Wolf ein Journal hätte schreiben kön„nen, so würde der ausgemergelte und ausgehungerte „Elende nicht heftiger nach Mord gelechzt haben.“ — Einige Seiten weiter ist Marat noch einmal „ein Wolf, „der mit instinktartigem Blutdurst die Verheerung unter „der Heerde fortsezt, nachdem sein Hunger längst ge„stillet ist.“ — In Wahrheit ein feiner Charakterzug, der den Unterschied des Wolfs Marat und der Boa Danton bemerklich machen soll. — Die Vergleichungen aus der Thierwelt sind übrigens bey Sir Walter Scott nicht jeder Zeit böse gemeint; sie scheinen nur seinem Geschmacke anzugehören. Die preußische Armee, nach der Schlacht bey Jena, erscheint ihm als eine Brut Auerhühner, „die der Jäger stürzen sieht, und die er ein„zeln nach Belieben vernichtet.“ — „Die Superiorität „der englischen Soldaten vor allen andern europäischen,“ sieht er darin, „daß sie sich auf den Feind wie abge„richtete Doggen auf einen Bären stürzen.“

Der Leser wird schon in den obigen thierischen Bildern einige biblische Reminiszenzen bemerkt haben; an solchen ist die Schreibart dieses Historikers ungemein reich. Besonders erbaulich ist folgende Stelle: „Es würde „zum Theil wenigstens das Unglück der Emigranten ge„mildert haben, hätte irgend ein Seher oder Prophet „ihnen die endliche Wiederherstellung des königlichen Hau„ses gezeigt, wenn auch nur in einer solchen Entfernung, „wie der Gesetzgeber Israels das gelobte Land „vom Berg Pisgah sah.“ — Dem Herzog von Braunschweig, mit dessen Proklamation Scott nicht zufrieden ist, ruft er zu: „Stolz kommt vor dem Ver„derben, und Hochmuth vor dem Falle!“ — Hier ist noch eine biblische Stelle: „Napoleon besuchte (in Egypten) „die berühmten Brunnen des Moses, und wäre, durch „Versehen seines Führers, beynahe im rothen Meere er„trunken; dies hätte, wie er selbst uns (im Memorial „von St. Helena) erzählt hat, allen europäischen Pre„digern einen schönen Text gegeben; aber“ (so erzählt Sir Walter,) „die Gottheit, welche diesen „Meerbusen dem Pharao so verderblich wer„den ließ, hatte für denjenigen, der gleich„falls ihrer Macht trozte, die Felsen einer „wüsten Insel im atlantischen Ozean aufge„spart.“ Man sieht, wie Scott mit den geheimen Gedanken Gottes vertraut ist! — Doch, sein Uebermuth ist zu abscheulich, um Scherz zuzulassen. — An anderen Stellen kann man nur lachen, wenn Moses und die Propheten dem Historiker bey seinen Arbeiten aushelfen müssen. — Auch die englischen Dichter und Seher wurden geplündert, um die Schreibart geschmack-

voll zu machen. Selbst der Herenkessel im Macbeth muß verhalten, um einen Beytrag zur Charakteristik Robespierre's zu geben.

Andere Vergleichungen sind von Bierschenken entlehnt. So spricht Hr. Scott von der Umwandlung der Monarchie in eine Republik und sagt: „Die Namensveränderung der Regierungsform brachte keine größere „Aenderung in der inneren Lage Frankreichs hervor, als „die Aenterung des Schildes eines Gasthofes, wo alles „nach wie vor getrieben wird, obgleich das Bild des Kö„nigs aus dem Schilde genommen ist."

An diese Gemeinheiten der Schreibart, welche die Würde der Geschichte verletzen, reihen sich andere, die Zeugniß geben von einer gemeinen, fast blödsinnigen Urtheilskraft des zum Geschichtschreiber sich aufblasenden Romanenfabrikanten. Man findet sie an vielen Stellen, wo Walter Scott von den Mitteln spricht, wodurch die französische Revolution hätte verhindert oder gleich in ihrem Beginnen unterdrückt werden können. Bald hätte Necker anders mit dem König sprechen, bald der König sich zu Pferde setzen und wie Georg III. (unter ganz verschiedenen Umständen) handeln sollen; bald hätte der Adel, bald die Geistlichkeit Muth und sogar Verstand zeigen sollen. — Freylich die Menschen hätten anders seyn sollen, als sie gerade waren.

Wir haben bereits eine Probe von der Moral dieses Geschichtschreibers gegeben. Sein Werk ist reich an salbungsreichen Homilien, mit denen wir die Leser nicht ermüden wollen. Das Merkwürdigste dabey ist, daß alle strenge und biblische Moral, die Hr. Scott gegen Kaiser und Könige schleudert, sogleich einen ganz andern laxen Charakter annimmt, sobald es das Betragen der Engländer gilt. Oestreich und Preußen werden derb gescholten, daß sie den La Fayette und seine Gefährten so hart behandelten; Napoleon wird beschuldiget, sich gegen Moral und Völkerrecht empört zu haben, als er den Aufstand in Pavia bestrafte, — denn die Empörer hätten wie Recht gehabt, dem Eroberer seine Beute abzunehmen; die Preußen verlezten das Völkerrecht, als sie Hannover in Besitz nahmen, — Sir Walter wird nicht müde gegen ihre treulose Politik biblisch und profan zu donnern: Napoleon versündigte sich nicht weniger schreyend gegen Moral und Völkerrecht, als er in Italien Kunstwerke als Kontribution wegnahm, — Sir Walter schreibt acht Seiten aus den Briefen Pauls wieder ab, um diese Schandthat ins vollste Licht zu setzen. Alles dieses ist gar erbaulich in dem bändereichen Werke nachzulesen. Dagegen hört man eine ganz andere Moral, wenn die Engländer Aehnliches oder Schlimmeres thun. Napoleon darf die reisenden Britten nicht verhaften lassen; die Engländer aber üben nur ein altes geheiligtes Recht, wenn sie französische Kauffahrteyschiffe mitten im Frieden wegnehmen, und die Mannschaft in verpesteten Gefängnissen verschmachten lassen. Napoleon handelt in Pavia abscheulich; die Engländer, die unbeleidigt eine neutrale Macht überfallen und Kopenhagen verbrennen, zeigen dadurch „eine erwünschte *Energie*, und üben „einen *Akt der Menschlichkeit* aus." Sio! — Jeder, der in Frankreich gefangen gehalten wird, hat das natürliche Recht, wo möglich, sich frey zu machen; wenn aber die englischen Minister dem Kaiser Napoleon nach St. Helena einem langsamen Tod entgegensenden: so ist jeder *Gedanke* des Gefangenen an Flucht ein Verbrechen, das seine Kerkermeister, selbst einen Hudson Lowe zu höchst ehrenwerthen Menschen macht. — Dies ist die Moral des Sir Walter Scott.

Mit solcher Moral verträgt sich denn freylich die Inkonsequenz und der Widerspruch mit sich selbst. Oft vergißt Hr. Scott, was er kurz zuvor gesagt, und verwickelt sich dann in Widersprüche, ohne dadurch an seiner didaktischen Anmaßung irre zu werden. Einmal läßt er die französische Nation, wie wilde Bestien, sich in die Revolution stürzen, und Nebenbuhlerin der *Cannibalen* seyn; dann erkennt er bald darauf wieder an, daß nur *einzelne* Verbrecher sich unter das Volk mischten. Einmal behauptet er den Vorzug der englischen Soldaten vor allen andern Truppen; dann rühmt er wieder, in einer wirklich beredten Schilderung, den kriegerischen Geist der Franzosen, und sagt: „Die Engländer können „die vielen Vorzüge ihrer Nebenbuhler nur durch eine „bullenbeißerische (mastiff like) Hartnäckigkeit aufwiegen;" wodurch denn die Britten zu Schülern der großen Hunde herabgewürdiget werden. — Er spricht mit Emphase von den *Helden der Bastille*, und sagt neun Seiten nachher, sie wären im Begriff gewesen davon zu laufen, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, es sey ein einziges Regiment im Anzuge. So sind die scottischen Helden! — Dies sind, wir gestehen es, Kleinigkeiten; wollten wir es aber unternehmen große Inkonsequenzen in diesem Werke nachzuweisen, so müßten wir ein Buch schreiben. Wir haben überdem schon auf Sir Walters Ansicht der Geschichte von Kopenhagen, so wie auf jene der Besitznahme von Hannover aufmerksam gemacht, und brauchen nur noch hinzuzufügen, daß alle Eroberungen der Britten ihm rechtmäßig, jene der Franzosen aber als Räubereyen erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 90.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. November 1827.

Geschichte.

Leben Napoleons von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Immer ist es die Vorliebe für seine Landsleute, die diesen unparteyischen Geschichtschreiber beherrscht, und ihn nicht selten zu Lächerlichkeiten verführt. So läßt er den großen Admiral Nelson, bey dem Angriff auf Boulogne, mehrere französische Schiffe nehmen, die aber nicht weggeführt werden konnten. Der französische Uebersetzer bemerkt dagegen: „Wenn man genöthigt ist, dem „Feinde das zu lassen, was man ihm genommen, „so hat man ihm nichts genommen.“ In der That, die Scottische Rede erinnert an die Gasconade eines Korporals, der seinem Hauptmann von Weitem zurief: Kapitän, ich habe sechs Gefangene gemacht. — Führe sie her, antwortet der Offizier. — Sie wollen nicht gehen. — So komme allein. — Kapitän, sie lassen mich nicht fort.

Würden die Leser, durch das bisherige überzeugt, mit uns übereinstimmen, daß dem Sir Walter Scott der Geist und die Moral der Geschichte fremd ist, so dürfte es um so leichter seyn, nachzuweisen, daß auch der technische Theil der Kunst des Geschichtschreibers von ihm nicht gekannt oder nicht geübt wurde. Statt die Materialien erst zu sammeln und zu ordnen, und dann, mit vollständiger Kenntniß des Stoffes, die einzelnen Theile nach einem durchdachten Plan zu einem Ganzen zu fügen, fing unser Geschichtschreiber damit an, daß er sich vorsezte, die Geschichte der französischen Revolution und Napoleons in drey Bändchen zu beschreiben. Unterdessen wuchs ihm der Stoff so sehr unter den Händen an, daß neun große Oktavbände daraus wurden. Diese Geschichte der Entstehung seines Buches erzählt der Verfasser ganz naiv, ohne zu ahnen, daß er dadurch das Bekenntniß ablegt, wie er leichtsinnig und in den Tag hinein ans Werk ging. Kenner der Kompositionen dieses Schriftstellers werden sich nicht darüber wundern; denn in keinem seiner Romane findet man irgend eine Spur eines kunstmäßig angelegten Planes; seine Expositionen sind gewöhnlich schleppend und unsicher, die Theile ohne Proportion und innern Zusammenhang; er scheint selbst nicht zu wissen, wo er eigentlich hinaus will; erst wenn er sich warm geschrieben, gelingen ihm einzelne Schilderungen veralteter Sitten und die Wiedererweckung verklungener Gefühle; nie aber fügen sich die Theile wie Glieder zu einem organischen Ganzen, nie sind sie gehörig gegen einander abgewogen und bilden in sich eine gerundete harmonische Gestalt; selbst die glücklich ersonnenen Charaktere, die interessanten Scenen sind wie auf das Gemälde geklebt, nicht mit demselben verwachsen. War nun die Unfähigkeit Walter Scotts, ein Ganzes zu umfassen und lebendig darzustellen, in seinen Romanen sichtbar, wo er doch frey im Gebiete der Phantasie schalten konnte, so wird es um so weniger auffallen, wenn er in einer Geschichte, wo die Thatsachen und Charaktere gegeben sind, sich nicht zur umfassenden Ansicht des Ganzen erheben und über den Stoff durch planmäßige Anordnung Herr werden konnte. Die wichtigsten Ereignisse behandelt er nachläßig und oberflächlich, während er unbedeutende, für die Geschichte dieser Zeit gleichgültige Begebenheiten mit aller Breite eines kleinlichen Details beschreibt. Gehört wohl z. B. die genaue Beschreibung der Kleidung Robespierre's und seiner Zimmereinrichtung in ein Gemälde der Revolution, das als Einleitung in die Geschichte Napoleons dienen soll? — Den einzigen bindenden Zusammenhang in seiner Komposition findet man in den brittischen Vorurtheilen, die überall sich an die einzelnen Bestandtheile ansetzen, um diese für das beschränkte Bedürfniß gewöhnlicher englischer Leser nothdürftig in eine einförmige Hülle einzuwickeln. Bis zum Lächerlichen deutlich zeigt sich dies in den Beschreibungen der militärischen Operationen. Jedes unbedeutende Gefecht, woran die Engländer Theil nahmen, erhebt er zu einer Schlacht, und spricht dann des Breiteren über den Schrecken, den der bloße Anblick englischer Rekruten auf die französische Armee gemacht, welche den Anblick nicht ertragen konnte, und ohne zu fechten davon lief. Eine solche pomphafte

Schilderung der brittischen Tapferkeit findet man in der Erzählung von der Landung, die Sir John Stuart, der mit einem 9000 Mann starken Armeekorps, und im Bunde mit den calabresischen Räubern, den General Reynier, welcher keine 4000 Mann bey sich hatte, zu einem augenblicklichen ordnungsmäßigen Rückzug nöthigte. Diese in der Geschichte Napoleons völlig unbedeutende Affaire, die nicht der Rede werth ist, erzählt Hr. Scott weitläufig zur Belehrung der Zeitgenossen. Um den Heldenmuth der Engländer (den wir übrigens nicht bezweifeln wollen) desto größer zu machen, verkleinert er ihre Anzahl bis auf die Hälfte und läßt die Franzosen ungefähr gleich stark seyn. „Um 9 Uhr Morgens," sagt er, „stellen sich die beyden Armeen in Schlachtordnung. „Die englische Brigade der leichten Infanterie bildet den „rechten Flügel der Frontlinie; das erste leichte Eliten- „regiment bildet den linken Flügel der Franzosen. So „einander gegenüber gestellet, greifen beyde Korps, wie „verabredet, nachdem sie zwey- oder dreymal auf einander „gefeuert, sich mit dem Bajonette an. Der englische „Kommandant bemerkt, daß die Decken, welche die „Soldaten auf ihren Rücken trugen, sie in ihren Be- „wegungen hinderten; er läßt also Halt machen. So wie „die Franzosen sehen, daß der Feind stille steht, glauben „sie, er zaudere aus Furcht; mit großem Geschrey drin- „gen sie im Sturmschritt vorwärts. Ein Offizier, der „mir diese Details mitgetheilt hat, sagte, er hätte sich „einer lebhaften Unruhe nicht erwehren können, als er „das kriegerische Ansehen der Franzosen und die Ordnung, „mit welcher sie vorschritten, bemerkte, und diese alten „Schnurrbärte mit den englischen Truppen verglich, die „größtentheils aus jungen Rekruten bestanden. Aber die „Engländer waren nicht sobald ihrer Last entledigt, als „sie, auf den Befehl voranzugehen, Unerschrockenheit „zeigten, und mit aufgepflanztem Bajonett schnellen „Schritts auf den Feind losstürzten. Die französischen „Offiziere ermunterten jezt ihre Soldaten, deren Muth „zu wanken anfing, als sie sahen, daß sie mit den Eng- „ländern die Rollen gewechselt und nicht mehr die An- „greifenden waren. Sie hielten an, und alle Bemühun- „gen ihrer Offiziere, sie vorwärts zu treiben, waren „vergeblich. Als die Engländer auf Bajonettsweite nahe „gekommen waren, verließen die Gegner ihre Glieder „und ergriffen die Flucht. Vergebens suchte Reynier „mit der Kavallerie den Kampf wieder herzustellen; er „wurde auf allen Punkten geschlagen, und zwar auf eine „solche Art, daß es außer Zweifel gesezt wurde, wie der „englische Soldat, Mann gegen Mann, über seinen „Feind eben solche Ueberlegenheit hat, als der englische „Seemann über die Seeleute der andern Nationen." — Gerade bey dieser Gelegenheit sucht Sir Walter Scott die kriegerische Ueberlegenheit der Engländer über alle andere Nationen zu beweisen. — Was war indeß die Folge dieses Sieges und dieser Ueberlegenheit? Die Engländer schifften sich wieder ein, und kehrten nach Sizilien zurück. Dazu aber zwangen sie nicht etwa die Franzosen, — dergleichen kann der schottische Dichter nicht eingestehen. — „Nur der ungestüme, blutdürstige und unbe- „zähmte Charakter der Calabresen ließ die Engländer „urtheilen, daß der Krieg mit solchen Bundesgenossen „unmöglich fortgesezt werden könne. Auch zeigte sich die „Malaria, eine diesem Lande eigene Krankheit, unter „den englischen Truppen. Darum schiffte Sir John „Stuart seine kleine Armee wieder ein." — „Der mora- „lische Effekt dieser Schlacht," wo die Engländer die neue Taktik des Wegwerfens der Decken erfunden hatten, war indessen nach Sir Walters Dafürhalten bedeutend, — was nicht zu läugnen ist, da der Beweis der Superiorität des englischen Soldaten dadurch für alle Zeiten von Sir Walter Scott festgestellt werden konnte.

Wir haben diese Stelle angeführt, um ein Beyspiel zu geben von der historischen Kunst dieses Geschichtschreibers, der Dinge weitläufig erzählt, welche nicht zur Sache gehören. Unsere Leser werden davon um so mehr überzeugt seyn, wenn wir ihnen noch mittheilen, warum Sir Walter Scott sich als Schlachtenmaler diesmal so angestrengt hat. Er vertraut uns selbst sein Geheimniß. General Reynier hat nämlich ein Werk „über die Räumung Egyptens" geschrieben, worin er den Engländern jede Art von Talent und Tapferkeit abspricht, und den Verlust dieses Landes nur der Unfähigkeit Menon's zuschreibt. Hr. Scott suchte also eine Gelegenheit, dem General Reynier zu beweisen, daß er selbst von den Engländern war geschlagen worden. Wie glücklich, daß er einen Offizier fand, der ihm das Decken-Manöver mittheilte! Diese heroische Episode durfte in einer Geschichte Napoleons nicht fehlen.

Wir könnten mehrere Stellen anführen zum Beweise, daß Sir Walter Scott den Raum nicht spart, die unbedeutendsten Scharmützel, worin die Engländer Vortheil gewannen, weitläufig und mit romantischem Bombast zu beschreiben. Namentlich in der Geschichte der spanischen Feldzüge überläßt er sich ohne Maaß und Ziel seiner fließenden Beredsamkeit, um die englische Ueberlegenheit herauszustreichen. Man lese das neunte Kapitel des sechsten Bandes. Er kopirt die Berichte seiner Landsleute, ohne sich um die der Gegner zu bekümmern, und lobt militärische Manöver, die von Napoleon unumstößlich als fehlerhaft nachgewiesen wurden. Bey dieser Gelegenheit sezt sich Sir Walter Scott auf sein großes Pferd, d. h. er rafft alle seine pomphaften Redensarten zusammen, um den Lord Wellington, der unstreitig ein anderer Held ist — denn Napoleon, „als „einen der begünstigten Lieblinge des Him-

„mels" darzustellen, „um welchen das Schicksal „der Welt, wie die Thür um ihre Angeln, „sich dreht." „Sein Geist war nie erschöpft durch die „gegenwärtigen Ereignisse, wie wichtig sie auch seyn „mochten. Vergangenheit und Zukunft beschäftigten ihn „nicht minder." — „Der Geist dieses einzigen Man„nes schien unzugänglich für Irrthümer und falsche An„sichten, wodurch gewöhnliche Denker verwirrt werden. „Die Stärke seines Urtheils stieß sie zurück, wie ein un„glücklicher Boden parasitische Pflanzen weder erzeugen, „noch ernähren kann." — Man sieht, Sir Walter Scott ist in botanischen Vergleichungen weniger glücklich, als in animalischen. Er vergißts, daß im fetten Boden das Unkraut am besten wuchert. — Sir Walter Scott fährt in der Ruhmpredigt für Lord Wellington fort: „Man kann von ihm sagen, daß die Meynung, welche „er sich von einem Gegenstand bildet, auf welchen er „seine Aufmerksamkeit heftet, vielleicht der Vollkommen„heit der menschlichen Vernunft nahe kommt, so viel „als die Schwäche unserer Natur es erlaubt." — Dieses unwidersprechliche Lob geht noch mehrere Seiten so fort. Wir schließen daraus, daß Sir Walter dem Leben Napoleons nicht blos neun Bände gewidmet haben würde, wenn dieser sich bis zur Höhe eines Wellington hätte emporschwingen können; er hätte neunzig Bände von ihm vollgeschrieben.

Während unser Geschichtschreiber ganze Bogen füllt, um unbedeutende Gefechte im Posaunenton zu besingen, weiß er den Strom seiner Rede nach Belieben zu hemmen, wo die Wahrheit ihn nöthigen sollte, die militärische Größe Napoleons in ihrem ganzen Detail nachzuweisen. Die schwierigen Operationen bey Eröffnung des Feldzuges von 1809, welche alle Elemente zur Aufstellung eines der schönsten und lehrreichsten Gemälde aus der neuern Kriegsgeschichte in sich vereinten, geben diesem unpartheyischen Geschichtschreiber nur Stoff einige Seiten seines weitläufigen Werks zu füllen. Doch fand er hier schon fertige Arbeit; er durfte nur die klassische Memoiren des General Pelet mit Verstand ausziehen. Er hat sie auch benuzt; aber so stückweise und abgerissen, daß aus Scotts Darstellung keinem Leser die Größe dieses Feldzuges klar werden kann. Diese Bemerkung ist lediglich im Interesse der Geschichte gemacht, und nicht etwa aus dem Glauben hervorgegangen, als werde Napoleon nicht hinreichend von dem Scottischen Schriftsteller gelobt. Sir Walter Scott wird diesmal wirklich, weil die Engländer nicht dabey waren, von dem Genie des Feldherrn begeistert, der in wenigen Tagen so große Dinge zu Stande brachte. Aber es kam darauf an, den Zusammenhang der Operationen ausführlich nachzuweisen, und dazu war es unerläßlich, die Schrift des General Pelet gründlich zu studiren, nicht blos auf gut Glück auszuziehen.

Sollen wir noch von den vielen Unrichtigkeiten sprechen, von denen das Werk voll ist? Hr. Scott verwechselt Orte, Dinge, Menschen und Zeiten. Ob eine Stadt am rechten oder linken Ufer eines Flusses liegt, kümmert ihn wenig, wie denn die Terrainlehre nicht seine Sache ist. Die Ebene von Brotteaux macht er zu „einem der schönsten Plätze von Lyon;" und auf diesem schönen Platze läßt er 3000 Menschen mit Kartätschen „verstümmeln, nicht tödten." Vom Marschall Davoust erzählt er, er hätte am 25. December bey Pultusk die Russen angegriffen, während man weiß, daß der Marschall an diesem Tage bey Golymin war. In dergleichen Fällen nimmt es dieser Geschichtschreiber nicht so genau, er mag von älteren oder neuern Zeiten schreiben. So beschuldigt er den Marschall Villars, aus Aengstlichkeit die Siege des Marschalls von Coigny bey Parma und Guastalla nicht benuzt zu haben, und bedenkt nicht, daß Villars schon todt war, als diese Siege erfochten wurden. — Er läßt am 6. Oktober 1789 den Maire von Paris, Bailly, zum Könige sagen, Paris habe an diesem schönen Tag seinen König erobert. Dies wäre am 6. Oktober eine scheußliche Ironie gewesen, deren sich der schwache, aber ehrliche Bailly nicht schuldig machen konnte. Er hielt jene Rede am 17. Juli, wo der König freywillig nach Paris kam. — Endlich bemerken wir noch, daß Sir Walter einmal Tyrol zu einer Provinz des Königreichs Westphalen macht, während er ein andermal ganz wohl weiß, daß Tyrol zu Baiern gehörte.

Und so hätten wir denn, hoffentlich zur Genüge, bewiesen, daß es dem Werke an allen Elementen einer Geschichte fehlt. Da ist kein historischer Geist und keine den Sinn der Ereignisse darstellende Wahrheit, kein Zusammenhang, keine Ordnung, keine Genauigkeit, keine historische Kunst und keine Würde aufzufinden; es ist nichts als ein vollständiger Beweis, daß Sir Walter Scott ein seichter Kopf ist, der nie bis in die Tiefe des großen Weltlebens, nie bis zur Höhe der Aufgabe des menschlichen Geschlechts gedrungen ist.

Nach dieser Auseinandersetzung können wir uns über den Hauptgegenstand des Werkes um so kürzer fassen. Sir Walter Scott war nicht im Stande, die Geschichte Napoleons zu schreiben; am allerwenigsten konnte ihm solche Riesenarbeit in dem kurzen Zeitraum einer sächsischen Frist gelingen. Es ist wahr, er läßt ihm bisweilen Gerechtigkeit widerfahren, er bemüht sich, unpartheyisch zu seyn, und versteht sich dazu, an mehreren Stellen den Kaiser Napoleon zu loben; es finden sich sogar Schilderungen, mit denen die entschiedensten Anhänger des Kaisers zufrieden seyn werden. Gleichwohl

wimmelt das Werk auch von Aeußerungen, die nur von leidenschaftlichem Hasse, von nationellen Vorurtheilen, ja sogar von einem dummdreisten Blödsinne diktirt seyn können. Den erhabensten Conceptionen des Kaisers sezt der Verfasser grinzend und schielend die Sprüchelchen seiner jämmerlichen Moral entgegen.

Uns in eine Widerlegung der einzelnen Irrthümer, Entstellungen und Verläumdungen einzulassen, wodurch Sir Walter Scotts Geschichte Napoleons sich auszeichnet, würde uns als eine Art von Verrath an der Größe des Helden erscheinen: Napoleon gegen einen Walter Scott vertheidigen, hieße den Shakespeare gegen einen Schikaneder oder Clauren in Schutz nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Neugriechische Literatur.

Eunomia. Darstellungen und Fragmente neugriechischer Poesie und Prosa. In Originalen und Uebersetzungen. Aus englischen und französischen Werken, und aus dem Munde geborner Griechen entlehnt. Mit Beyträgen von verschiedenen Verfassern. Für Gelehrte und Nichtgelehrte gesammelt von D. Karl Iken. Drey Bände, kl. 8. Grimma, bey Hoschenbeyer, 1827. (Der dritte Band auch besonders unter dem Titel:

Τραγῴδια τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων, συλλεχθέντα καὶ μεταφρασθέντα εἰς τὰ Γερμανικὰ καὶ ἐξηγηθέντα διὰ σημειώσεων ὑπὸ Καρόλου Θεοδώρου Κίνδ.

Neugriechische Volkslieder, gesammelt und mit deutscher Uebersetzung, nebst Sach- und Worterklärungen, herausgeben von Karl Theodor Kind in Leipzig.)

Der Herausgeber der Eunomia wollte darin einen Beytrag zur Kenntniß der neugriechischen Poesie und der wissenschaftlichen Bildung in Griechenland überhaupt geben, und er hielt es zu diesem Grunde für besonders an der Zeit, aus Leake Researches in Greece (1814), einem Werke, das viel Neues, viel nicht einmal Geahnetes enthält (S. XXXII.), die beyden Abschnitte über neugriechische Poesie und Prosa zu entlehnen, obgleich er mit den Urtheilen desselben über einzelne neugriechische Werke nicht ganz zufrieden ist, und wiewohl die Proben, die L. davon gibt, nichts weniger als immer genügend und erschöpfend sind. Aber er hat nun einmal L's. Werk, das sich weniger mit der neuern, als mit der ältern Literatur der Neugriechen beschäftigt, zum Grunde gelegt, wo er es vielleicht nur hätte zum geringern Theile benutzen sollen, und er gibt jene Abschnitte in einer Uebersetzung wieder, da er aus ihnen nur das wahrhaft Brauchbare zu seinem Zwecke hätte entlehnen sollen. Diese Auszüge aus Leake, denen der Hr. Dr. J. hier und da Worterklärungen, zum Theil auch störend, beygefügt hat, umfassen indeß nur den ersten Band der Eunomia. Der zweyte dagegen gibt die neugriechischen Dichtungen, welche dem Herausgeber von Griechen selbst, obgleich sie weder eigne Dichtungen, noch ungedruckt, eben so wenig alle Nationalgesänge der Griechen sind, mitgetheilt worden, und er hat sowohl linguistische als andere Bemerkungen hinzugefügt, besonders auch noch die mündlichen Mittheilungen jener Griechen, nach denen sie hier oft ganz am unpassenden Orte, manche ganz unbedeutend, wieder gegeben worden sind. Es wäre indeß sehr zu beklagen, wenn deshalb, und weil nur Bruchstücke, in Originalen und in Uebersetzungen, in der Eunomia gegeben worden sind, diese die Anerkennung nicht fände, welche sie gleichwohl verdient. Denn immer bleibt dieselbe ein schätzbarer Beytrag zur Kenntniß der neugriechischen Literatur. — Nicht uninteressant ist im zweyten Bande die „Rede über den Ursprung der neugriechischen Sprache und die Vortheile ihres Studiums," von Hase in Paris im J. 1816 gehalten, welche Friedemann in Braunschweig aus dem Französischen übersezt hat; ferner ein Aufsatz von demselben Friedemann „Ueber die prosodischen und metrischen Eigenthümlichkeiten der neugriechischen Sprache." — Der dritte Band bildet ein Ganzes für sich. Er enthält eine Sammlung von vier und zwanzig neugriechischen Volksgesängen, die, bisher größtentheils ungedruckt, aus mündlichen Mittheilungen von Griechen selbst geschöpft sind. Sie schließt sich also insofern an Fauriel's Sammlung an, obgleich das Original jener Volksgesänge (diese sind übrigens sowohl κλεφτικά als ἱστορικά und ἐρωτικά) in einer bessern Orthographie gegeben worden ist, als bey Fauriel. Ueber die Grundsätze, die der Herausgeber dabey befolgt hat, spricht er sich in der Vorrede aus. Auch ist eine metrische Uebersetzung der Gedichte gegeben, und diese selbst sind durch Sachanmerkungen und Worterklärungen nicht unpassend erläutert worden.

Nr. 91.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. November 1827.

Geschichte.

Leben Napoleons von Walter Scott.

(Beschluß).

Nur eine Bemerkung erlauben wir uns noch. Hätte der Romanschreiber den Kaiser verstehen können, so würde er die Nothwendigkeit erkannt haben, nicht blos die ihm vorausgehende Revolution in ihrem Wesen darzustellen, sondern auch die politischen Schöpfungen, die seinen Sturz rechtfertigen sollten, in einem zehnten Band als nothwendige Ergänzung dieser unermeßlichen Geschichte der Welt klar vor Augen zu legen; denn jene Schöpfungen muß man, nicht weniger als die Revolution, in Betrachtung ziehen, um Napoleon unparteyisch beurtheilen zu können.

Wie wenig jedoch Walter Scott den Kaiser verstehen konnte, so hat ihn diese Unfähigkeit nicht gehindert, einzusehen, daß die Ehre der Franzosen dabey interessirt war, ihren Fürsten nicht zu verlassen. In dieser Beziehung ist Sir Walter Scott ein Heros gegen Herrn Benjamin Constant, welcher die Schamlosigkeit oder Imbecillität so weit trieb, in der Kammer der Abgeordneten damit zu prahlen, daß sie — die Liberalen — zuerst den Kaiser verlassen, und dadurch mehr als die Alliirten seinen Fall befördert hätten. — Nun, diese Helden der Rede können selbst von Sir Walter Scott noch mancherley lernen; auch haben sie das Recht verwirkt, sich über sein Werk zu beklagen. Ihr Verrath war größer als die Sünde dieses Geschichtschreibers.

Wir haben im Interesse der Geschichte, nicht nach der Ansicht und zu Gunsten einer Partey, den Werth oder Unwerth dieser Schrift nachzuweisen gesucht. Keine eigennützige Rücksicht hat unser Urtheil bestochen, das, wie wir hoffen, von dem gesunden Theil der Zeitgenossen bestätiget werden wird.

Es ist von Seiten der Buchhändler, welche die verschiedenen Ausgaben der Walter Scottischen Geschichte Napoleons übernommen hatten, das Mögliche gethan, in England, Frankreich und Deutschland das Publikum auf dieses Werk aufmerksam, und die Leser auf dasselbe begierig zu machen. Auch ist die Spekulation vollkommen gelungen. Die wenigen Stimmen, welche Zweifel gegen den historischen Beruf Scotts erhoben, wurden nicht gehört oder nicht verstanden. Der berühmte Romandichter hatte durch ein wahrhaft ausgezeichnetes Talent zu lange das Staunen einer müßigen Lesewelt in Europa gefesselt, als daß man ihm nicht hätte zutrauen sollen, er werde den Mann, über dessen Charakter und Wirken die Leute sich allerley romantische Ideen gebildet hatten, am treffendsten unter allen Zeitgenossen zu schildern wissen. Ueberall also sah man mit Sehnsucht dem endlichen Erscheinen des als ein Meisterstück angekündigten Werkes entgegen; und als es endlich erschien, waren in wenigen Tagen viele tausend Exemplare abgesezt. Es zeigte sich, die Buchhändler hatten richtig gerechnet. Ein namhafter, sehr reeller Gewinn wird sonach auch dem Verfasser die Mühe belohnt haben, ein Jahr lang und etwas darüber die merkwürdigste Geschichte unserer, und vielleicht aller Zeiten, zwar nicht studirt, aber doch in neun Bänden schlecht beschrieben zu haben. Ein solcher Lohn ist Hrn. Walter Scott zu gönnen, der vor einigen Jahren, durch den Bankerot seines Buchhändlers, ein bedeutendes Vermögen einbüßte. War es ihm nun um Ersaz zu thun, so ist sein Werk, das wie jedes andere nach seinem Zweck beurtheilt werden muß, als ganz vortrefflich anzupreisen. Ging sein Streben aber höher, wünschte er die Vermuthung, er werde ein guter Geschichtschreiber seyn, zur Ueberzeugung durch die That zu erheben; trachtete er darnach, den frivolen Ruhm des Romanschreibers mit dem solideren des Historikers zu vertauschen, dann freylich muß das Urtheil anders ausfallen, und mit aller liebenden Sehnsucht und Wehmuth werden die zahlreichen Verehrer des Dichters das Loos nicht von ihm abwenden, daß sein Ruhm das gleiche Schicksal seines ehemaligen Buchhändlers erfährt, und zur Befriedigung der Ansprüche des Publikums, seines Gläubigers, nur schlechtes Papier, eine den spanischen Cortes-Bons ähnliche Valuta, anzubieten hat. In der That, es ist nicht zu läugnen, es kann keinen Tag mehr

verborgen werden, daß Walter Scott als Historiker vollkommen Bankerot gemacht hat, und zwar am ersten Tage, da er auf der Börse der Geschichte seine Wechselbriefe verkaufte. Die gutmüthigen Käufer sahen sich getäuscht, und konnten ihm zwar das Verdienst eines schlauen Spekulanten nicht absprechen, doch fanden sie, statt Geschichte, nichts als seichtes, leeres Geschwätz, nicht einmal einen erträglichen Roman. — Der geistreiche Hr. Heine hatte es vorausgesagt: er besorgte, „diese Geschichte werde der russische Feldzug des Scott'schen Ruhmes seyn." Es war schlimmer: der französischen Armee und ihrem Feldherrn blieb nach dem russischen Feldzuge, nach allem materiellen Verlust, noch der Ruhm; dem schottischen Dichter aber ging, in der kalten Erstarrung der Leser, gerade sein Ruhm verloren, und es blieb ihm nichts als das Honorar seiner Buchhändler.

Zum Schluß mögen hier noch ein Paar Worte über die Uebersetzungen stehen.

Die französische hat den Vorzug, daß sie mehrere grobe Irrthümer des Verfassers in kurzen Anmerkungen berichtiget.

Die deutsche Uebersetzung vom Herrn General von Theobald, so weit wir sie mit dem Original vergleichen konnten, was freylich nur bey den ersten Bänden der Fall war, hat nicht selten mit vielem Takt das Original veredelt, und ist ihm übrigens treu gefolgt. Gleiches können wir nicht von der Danziger Uebersetzung rühmen, die schon in der Einleitung den Verfasser Unsinn sagen läßt. Seite IV. heißt es: „da der Verfasser unter einer „angenommenen Firma arbeitete, so durfte er von denjenigen, welche in dem zu schildernden Schauspiele thätig gewesen waren, weder Nachrichten erlangen noch „erwarten; aber sein Vorsatz war auch nicht so anspruchsvoll, um nur Berichte aus gewöhnlichen Quellen zusammenzutragen und zu verarbeiten." Das Original sagt: „As the Author composed under an anonymous „title, he could neither seek nor expect information „from those who had been actively engaged in the „changefull scenes which he was attempting to record; „nor was his object more ambitious than that of compressing and arranging such information as the ordinary authorities afforded." Das heißt: Da der Verfasser (in seinen frühern, in dem Journal the Edinburgh Annual Register, abgedruckten Aufsätzen über Napoleon) unter dem Titel der Anonymität schrieb, so konnte er bey Personen, die in dem ereignißvollen Schauspiel, das er darstellen wollte, thätig gewesen waren, nähere Auskunft weder suchen noch erwarten; sein Ehrgeitz ging nicht weiter, als die gewöhnlichen, allgemein bekannten Berichte auszuziehen und zu ordnen. — Man sieht, wie der Danziger Uebersetzer den einfachen Gedanken des Originals durch den Schwulst des anspruchvollen Vorsatzes verwirrt hat. — Sonderbar ist der grobe Sprachfehler in dem Titel der von Theobald'schen Uebersetzung: Leben von Napoleon Buonaparte, Kaisers von Frankreich!! Der Ablativ und der Genitiv sind im Deutschen zweyerley. Auch heißt Emperor of the french, Kaiser der Franzosen, nicht Kaiser von Frankreich. — Es scheint über dem Titel dieses Werks ein eigenes ominöses Schicksal gewaltet zu haben. Die französische Uebersetzung hat: précédée d'un tableau préliminaire, was so viel heißt, als précédée d'un tableau, qui précède. — Zum Ueberfluß erzählt der Verfasser selbst, daß auf dem Titel und im Verlauf des Originals durch einen sonderbaren Druckfehler (an original error of the press), der zu spät wahrgenommen wurde, jederzeit Buonaparte statt Bonaparte gesetzt worden wäre. Sir Walter thut wohl, dieses für einen Druckfehler auszugeben; da aber viele kleine Geister des Glaubens waren und sind, Buonaparte sey noch weniger legitim als Bonaparte, und daher den ersten Namen vorziehen, so könnte die Schreibart mit dem u auch wohl eine Gefälligkeit für jene Geister gewesen seyn, deren sich Scott später, als gar zu armselig, zu schämen anfing. Die Uebersetzer haben diesen Originaldruckfehler nicht zu verbessern gewagt. — Man findet die gehörige Würdigung des Streites um o und u in „Thibaudeau's Geschichte Napoleons," — ein historisches Werk, dem wir nicht den Schimpf anthun wollen, es mit der Arbeit des Sir Walter Scott zu vergleichen.

Dr. F. L. Lindner.

Literargeschichte.

Notices sur la littérature et les beaux arts en Suède, par Marianne d'Ehrenstroem. Stockholm. De l'imprimerie d'Eckstein, 1826.

Bey dem größeren Interesse, welches besonders Tegner's Frithiofssage in Deutschland auf die schwedische Literatur gelenkt hat, dürfen auch gegenwärtige Notizen über schwedische Literatur und Kunst einer beyfälligen Aufnahme gewiß seyn. Frau von Ehrenström ist überdies bemüht gewesen, ihre Notizen in Form eines literatur- und kunstgeschichtlichen Ueberblicks mitzutheilen. Sie beginnt die übersichtliche Darstellung der schwedischen Literatur mit Erinnerungen an die älteste skandinavische Dichtkunst, und geht von da raschen Schrittes zu den Erscheinungen der neueren und neuesten Zeit über, bey denen sie, wie billig, am längsten verweilt. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß die Frau Verfasserin, die in vielem Einzelnen feinen Sinn und Tal

verräth, eingedenk der hohen Bedeutung, die jeder literarischen Entwicklung eines Volkes darum zukommt, weil in dieser eine Geschichte des Geistes der Nation offenbar wird, eben diesen Geist auf seinen verschiedenen Entwickelungsstufen zu charakterisiren wenigstens versucht hätte. Aber kaum wird das schwedische Mittelalter im Gegensatz gegen die alte Zeit als solches aufgeführt, und wenn es freylich nicht umgangen werden konnte, der Reformation und des dreyßigjährigen Krieges zu erwähnen, so finden wir doch keineswegs herausgestellt, welches die Eigenthümlichkeit der Folgen gewesen sey, welche durch diese für Schweden, wie für das ganze Europa wichtigen Epochen in der schwedischen Literatur bewirkt worden sind. Selbst da, wo die neue Gestaltung, welche die schwedische Literatur seit der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bekommen hat, mit einigem Nachdruck bemerklich gemacht wird, ist die Verfasserin mehr bemüht gewesen, die Pflege und Begünstigung zu preisen, welche Gustav der Dritte aller Kultur des Geistes in Schweden zugewendet habe, als das Charakteristische, das eigenthümliche Wesen der neuen Literatur zu bezeichnen, wodurch dieselbe sich von jeder früheren und anderen unterscheidet. Wenn wir hiemit einen unumwundenen Tadel des vorliegenden Werkes aussprechen, so wird die Strenge, welche darin liegen mag, dadurch bedeutend gemildert, daß er fast alle literartur-historische Schriftsteller trifft. Wie diese, begnügt sich die Frau Verfasserin mit sorgfältiger Angabe der Autorennamen und Büchertitel, und damit ein solches Verzeichniß nicht zu trocken ausfalle, hat sie ebenfalls nicht versäumt, einiges Anekdotenartige über die Lebensverhältnisse der betreffenden Personen und einige Bemerkungen über Gegenstand, Styl und Ton der einzelnen Produktionen beyzufügen. Besonders die lezteren sind äußerst dürftig und unbefriedigend, und da sie noch dazu fast alle Lob und Anerkennung aussprechen, so sehen sie einander so ähnlich, wie ein Ey dem andern. Etwas mehr Leben und Interesse wird der sonst überall gewählten, oft affektirten, Darstellung zu Theil, wo dieselbe auf Werke und Autoren der neuesten Zeit, welche der Verfasserin persönlich bekannt sind, übergeht. Hier steigert dieselbe sich bis zu poetischen Apostrophirungen, und es fehlt dabey nicht an den zierlichsten Verbeugungen, die theils von Blicken begeisterter Bewunderung, theils von Gönnermienen zuvorkommender Gutheißung und wohlwollender Anerkennung begleitet sind. Alles, was auf tieferes Verständniß, auf eigenthümlichen Geist und Charakter irgend eines Literaturzweiges oder Autors Bezug haben könnte, fehlt dagegen. Es liegt in diesen unsern Aussprüchen weniger Tadel als Lob, wenn man bedenkt, daß es der Verfasserin hauptsächlich darum zu thun gewesen seyn dürfte, durchaus nicht gegen den guten und feinen Ton der gebildeten, höheren Gesellschaft anzustoßen. In dieser aber muß man bekanntlich jede genauere Kenntniß und tiefere Einsicht voraussetzen und nur Andeutungen geben, welche hübsch auf der Oberfläche bleiben und kein eigenthümliches Urtheil beschränken. Dies geht so weit, daß selbst bey Erwähnung des Streites, der zwischen zwey verschiedenen Geschmacksschulen in Schweden obwaltet, durchaus nicht klar wird, worüber denn eigentlich die Streitenden sich ereifern. Wir können nur ahnen, daß hier auf den überall wiederkehrenden Streit von Romantikern und Klassischen angespielt werde. Die ersteren, welche in Schweden Phosphoriker heißen, sind, nach der Verfasserin, so gut wie aus dem Felde geschlagen. Doch können wir nach dem, was hier erwähnt wird, durchaus nicht sagen, ob unter Phosphoriker wirklich unsere Romantikern oder etwa nur phantastische und nebelhafte Idealisten zu verstehen sind. — Troz allen diesen Aussetzungen müssen wir doch unsere Anzeige mit der aufrichtigen Versicherung schließen, daß alle diejenigen, welche bisher etwa von dem literarischen Schweden so gut wie gar keine Vorstellung gehabt und etwa die Meynung gehegt haben, es existire so gut wie gar keine schwedische Literatur, hier eines anderen belehrt werden können. Sie werden hier inne werden, daß auf allen Gebieten nicht allein literarischer, sondern auch künstlerischer und überhaupt humaner Geistesbeschäftigung, ein großes, mannichfaltiges und sehr ersprießliches Leben und Handeln in Schweden herrsche.

W. V. M.

Dichtkunst.

William Shakespeare's sämmtliche Gedichte übers. von E. v. Bauernfeld und A. Schumacher. Wien 1827.

Die Uebersetzung dieser Gedichte ist ein Werk, wofür wir unserer Alles übersetzenden Zeit dankbar seyn dürfen. Denn wer die Flüchtigsten der kleinen Sonnette des Meisters liest, wird an der Klaue den Löwen erkennen. Und nicht blos aus dem hohen Grade poetischen Reichthums und gemüthlicher Anschaulichkeit, der auch diese kleinern Poesien auszeichnet, sondern aus der gewaltigen Eigenthümlichkeit des Dichters, derselben Eigenthümlichkeit, aus der die schöne Welt seiner dramatischen Dichtungen hervorsproßte, erkennen wir ihn als den Dichter der vorliegenden Sonnette, lyrischen und besonders elegischen Gedichte. Denn zu dieser leztern Gattung, wenn zu irgend einer unsrer gewöhnlich aufgeführten, gehören die Gedichte: „Venus und Adonis“ und: „Tarquin und Lukretia.“ Jenes erstere zeugt von seinem Genie sowohl

durch die Blitze, die oft in wenigen Worten aufflammen und in das Gemüth schlagen, durch die königliche Fülle und den Reichthum der Gedanken und Bilder, die den Verfasser oft fast nicht enden lassen, als auch durch die unendlich kraftvolle, natürliche und dennoch, zwar vielleicht nicht dem Konversationszimmer aber doch der Poesie herrlich zusagende, zarte Auffassung des Mythus von Venus und Adonis, wo dieser, ein Jüngling in den Jahren erwachender Kraft und heroischer Lust, die schöne, zart hingebende, natürlich liebende Götterkönigin verschmäht und endlich, aus ihren Armen gerissen, der tödlichen Eberjagd zueilt. Keinem Dichter ist wohl noch eine so ächte, liebliche Zeichnung einer griechischen Liebesgöttin gelungen, ohne daß er sie zugleich ihrer Götterkraft beraubt hätte. Eben so ist in Lukretia die keusche, reine Frau, nur fast zu wenig die Römerin gemalt, unübertrefflich aber der Wahnsinn ihres schuldbewußten Schmerzes, der in ihrer innern Unschuld wurzelt. Hier ist es, wo Shakespeare wieder es nicht unterlassen kann, das Zerreißende, nicht mehr blos elegische, sondern höchst tragische durch seine komischen Funken zu erleuchten und von den Dingen die Kehrseite sehen zu lassen; hier ist es, wo er, das Kostüm vergessend, die Kraft der Poesie über alles sich heben läßt, so daß die Römerin in jedem Gewande Römerin, mehr aber noch in jedem Gewande die edle, beleidigte, unschuldige Frau bleibt, die hier das Herz weit mehr rührt, als die strenge Richterin ihrer selbst.

Weitschweifigkeit in Ausführung einzelner Gedanken ist in beyden Gedichten zwar nicht zu verkennen, er hat aber dieses lange Kleid mit so mannichfachen, vielfarbigen Edelsteinen besezt, daß wir über die unerschöpfliche Phantasie erstaunen und nichts weniger wünschen, als eine größere Kürze. Der Dichter kann, so zu sagen, wegen des reichen Stroms seiner Bilder, von einem Gedanken nicht loskommen, ohne ihm mehrere Gewänder angezogen zu haben. Eben deswegen aber erhalten seine Bilder auch eine volle Abrundung von allen Seiten, daß sie so überraschend und ganz hervorspringen, wie eine Marmorstatue. Mit solchen hat er sein ganzes Gebäude so geziert, daß das Einzelne wie das Ganze von ihm zeugen muß. In seinen Sonnetten aber, die meist erotische Fluggedichtchen sind, machen sie den Hauptkern aus. Es kann jedoch dem aufmerksamen Auge nicht entgehen, wie gerade in dieser Art von Bildern, Gedanken, Bemerkungen, der fast keinem lyrischen Dichter aus Shakespeares Zeit fehlende Witz, der nur zu häufig spielend und geziert wird, am leichtesten sich äußert. In dem schon angeführten Hervortreten einzelner Bilder als lebender Gestalten ist der Beweis gegeben, wie des Dichters dramatisches Genie seinem lyrischen Eintrag gethan und dessen Reinheit verhindert hat. — Die Uebersetzung ist geläufig und überhaupt lobenswerth, nur dürfte der deutschen Sprache oft zu viel Gewalt geschehen, um den Gedanken des Originals voller zu geben, was wohl aus dem Mangel an Politur der Uebersetzung, aus zu flüchtiger Arbeit entspringen kann.

D i c h t k u n s t.

Stimmen der Andacht, der Sehnsucht und der Liebe. In lyrischen Dichtungen von Ernst Christian Friedrich Kraus, Doktor der Philosophie. Stuttgart, C. A. Sonnewald'sche Buchhandlung, 1827.

Die vorliegende Sammlung lyrischer Gedichte spricht einen edeln, gebildeten Sinn, fromme Erhebung des Geistes zum Unendlichen, reine Freude an der Natur und an allem Großen und Göttlichen im Menschenleben, besonders ein warmes Gefühl für Freundschaft, Heimweh nach vorangegangenen Theuren, mehr Sehnsucht nach Frauenliebe, als Gefühl ihres Besitzes aus. Poetisches Talent für das Gebiet der Lyrik ist an Hrn. Kraus nicht zu verkennen, obwohl es zu eigenthümlicher Entfaltung noch nicht gelangt ist, sondern dem Epheu gleich an fremden Mustern sich emporbildet. Bald finden wir uns hier an Novalis, bald an Klopstock, bald an Matthisson erinnert; auch Vossens Weise begegnete uns mehrmals, und diese Nachbildungen gehören wohl zu den besseren, z. B. S. 17 die Mahnung beginnt so:

> Vergiß nicht, was das Leben von dir heischt,
> Und säume nicht, zu zollen, was du schuldest.
> Dem Manne weh', den falscher Irrthum täuscht!
> Weh dir, wenn du ein Knecht der Lüge huldest.
>
> Des Lasters Tünche gram, zum Guten kühn
> Sey stets des Mannes Will und seine Thaten;
> Das ist der Ruhm, für den er soll erglüh'n,
> Der Weg, auf dem der Gottheit Viele nah'ten.

Nicht überall ist die Diktion so rein und richtig, wie in dem angezogenen Gedichte. Oft bewegt sich der Gedanke nur mühsam in den Formen des Rhythmus, des Reims und der Stanze, was besonders bey den größeren Gedichten, wie z. B. die Macht der Musik, Nachgerufen einem hochverehrten und geliebten Lehrer, den Manen des Dichters Karl Philipp Conz, u. a. der Fall ist. Aber wo in kürzern Ergießungen unmittelbar das angeregte Gefühl des Verfassers sich kund gibt, da vernehmen wir reine und willkommene Klänge. Wir können uns nicht enthalten, zum Schluß dieser Anzeige das Gedichtchen S. 40 „die regenträufelnde Thränenweide im Sonnenschein" herzusetzen:

> Also spiegelt sich, Freund, in den Thränen der Erde der Himmel,
> Wie vom Regen beträuft dort du die Weide gewahrst.
> (Weide der Thränen genannt und sinnig auf Hügel der Todten
> Hingepflanzet, sie neigt über die Urne sich hin)
> Und schön glänzend in Helios Strahl, dem verklärenden; fasse,
> Fühle das freundliche Bild, lerne den tröstenden Sinn.

G.

Nr. 92.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. November 1827.

Taschenbücher auf 1828.

Wir hatten heuer einen erträglichen Herbst, wenn auch wenig, doch gehaltvollen Wein, nur bey den Taschenbüchern ist er schlecht ausgefallen, vielleicht nur, weil ihnen noch nicht, wie unsern Weingärtnern, von Polizeywegen verboten ist, ihre Kufen drey Tage dem Regen auszusetzen, um mehr an Quantität zu gewinnen, weil doch längst nach der Qualität nicht mehr so strenge gefragt wird. — Aber gerade darum, weil das Publikum so außerordentlich nachsichtig ist, und Almanach um Almanach kauft, wenn nur der Titel wohlklingt oder das Titelkupfer anzieht, so ist Nachsicht genug geübt worden, und die Literaturzeitungen haben gar nicht nöthig mit Versteckens zu spielen, sondern dürfen sich öffentlich ärgern, daß ein solcher Unfug in der Literatur und auf deutschem Gelehrten-Markt aufgeführt werden darf. Denn so jämmerlich ist es mit dem größten Theil der 360 Almanachsmitarbeiter und Arbeiterinnen beschaffen, daß jeder, dem von einer unwahrscheinlichen Hexengeschichte einmal geträumt hat, jeder, der es versteht, eine Chronik, mit Auslassung ungehöriger Stellen abzuschreiben und etwa seine beyden schönen Nachbarskinder hineinzuflicken, sich nicht nur für einen Van der Velde oder Scott hält, sondern auch seine „historische Novelle," d. h. sein Chronikstücklein in einen der 30 oder 40 Almanache abdrucken läßt, die es geben soll.

Damit aber keiner dieser Schwachen allzuempfindlich sich getroffen fühlte, wenn wir jezt anfingen, z. B. dieser T. oder dieser B. so gehen wir lieber zu einem Almanach über, den solches gerade gar nichts angeht. Ohne dies gebührt Ludwig Tieck schon der Ehre wegen die erste Stelle. Also:

1) Taschenbuch für 1828, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, Räumer.

Nach seiner genialen und doch so bequemen Weise führt uns Tieck in der ersten Novelle — doch wir sehen so eben im Meßkatalog, daß dieses Taschenbuch unter den zukünftigen Schriften aufgeführt, also noch nicht fertig ist; es wäre daher höchst indiscret von uns, Tiecks Novellen, ehe sie noch gedruckt sind, recensiren zu wollen.

2) Urania, ist schon in Nro. 73 dieser Blätter beurtheilt worden, und wir stimmen im Ganzen mit jenem Urtheil vollkommen überein; nur erlauben wir uns noch einige Zusätze.

Wir können nämlich Clara von Cossuergue von W. v. Lüdemann nicht so ohne Gruß hingehen lassen. Dieser Herr nennt seine Geschichte eine Novelle. O du heiliger Gott Apoll! was soll nicht alles noch Novelle heißen in deinem Reich! Alte abgedroschene Liebesgeschichten, Todtschläge, Klostergelübde u. s. w. Scenen, die man schon von Spieß und Cramer auswendig wußte, gibt man als Novellen! Leset doch einmal eine Tieckische Novelle, und ich frage, ob derselbe Name Novelle auf jene und diese zugleich passe? Allerdings, wie der Name Mensch auf einen Antonius und einen Cretin. Ein merkwürdiges Beyspiel von der Besonnenheit des Verfassers möge diese Novelle bezeichnen. In alter Zeit, wo im Süden von Frankreich noch keine andere als die Sprache von Oc gesprochen wird, veranstaltet ein Graf Isaure eine jährliche Zusammenkunft aller Minnesänger, die er nur auftreiben kann. Aber es kommen da nicht nur die Troubadours der Provence, sondern auch die Minstrels Englands, die Meistersänger Deutschlands, die Barden Irlands und des Nordlands, die Romanzeros von Spanien u. s. w. Diese singen nun, jeder in seiner vaterländischen Sprache um den Preis, wie in der Propaganda Reden in allen Sprachen gehalten werden, und Hr. v. Lüdemann läßt uns also voraussetzen, daß man im Schloß Coroaze nicht nur die Sprache von Oc und Oil, sondern auch spanisch, italienisch, englisch, schottisch, schwedisch, deutsch und noch viele andere Sprachen nicht nur trefflich verstanden, sondern sogar den Geist der verschiedenen Poesien zu würdigen gewußt habe. Wo ist jezt ein Schloß in allen Reichen Europas, wo die Dame des Hauses dies alles versteht?

Merkwürdig ist auch Hr. v. Lüdemanns zierliche Sprache; er sagt von einem Trappisten-Abt, statt;

ihm war es erlaubt zu sprechen: „Das Gesetz des Schweigens war dem Willen des Abts unterthan."

3) Orphea.

a) Fürst und Bürger im sechszehnten Jahrhunderte. Eine historisch-romantische Skizze. Von Wilhelm Blumenhagen. Herr B. hat wieder einmal einen Fetzen der braunschweigischen Chronik vorgenommen, und das harte Leder zu einer h. r.*) Skizze auseinander geklopft. Wollte uns doch der gute Doktor lieber die Geschichte dieses oder jenes menschlichen Herzens in seiner Nähe geben, er hat als Psycholog und Arzt einen so richtigen Blick und versteht solche Geschichten recht natürlich und anmuthig zu erzählen. Aber, mein Gott, nur mit der braunschweigischen Chronik soll er uns nicht plagen, denn von seinem Publikum kann er nicht einmal erwarten, daß es beurtheile, ob dieser oder jener Chronikmann richtig gehalten sey. Ueberhaupt, wollte er Fürst und Bürger im sechszehnten Jahrhundert zeichnen, so mußte er sich auf einen geschichtlichen und höhern Standpunkt als — Braunschweig stellen, dessen partielle Chronik nicht interessant genug für das allgemeine deutsche Publikum ist, für das nicht Hr. Blumenhagen seine Skizze, wohl aber Herr Fleischer seine Orphea bestimmte.

Sehr interessant war es uns übrigens S. 19 zu vernehmen, daß im sechszehnten Jahrhundert die Blumenhagen von Adel waren, was der Verfasser durch Rippentrobbs Geschichte von Braunschweig I. LXXIII. darthut.

b) Zwiefache Treue, von L. Kruse. In dieser Krusischen Erzählung finden wir als alte Bekannte Minna und Brenda Troil, des alten Udallers Töchter, aus W. Scotts Piraten wieder. Wenigstens tragen Fanny und Anna nicht nur in ihrem ganzen Wesen, sondern selbst in ihrer körperlichen Ausstattung die größte Aehnlichkeit mit jenen beyden Damen. Herr K. hat dazu aus seinen „Sieben Jahren" nicht nur die bekannte alte Finnenfrau, sondern auch allen Aberglauben, alle Hexerey mit „Ringen" und dergl. alten bindenden Prophezeihungen, Vorzeichen, kurz allen „Thor- und Schicksalsschluß," wie Pedro sagt, mit in die zweyfache Treue herüber gebracht. Nun lieben wir solche Dinge, wenn sie gut erzählt sind, einmal. Die Frauen schaudern dabey, die Männer werden ernst, pflegen aber hernach über dies sogenannte „reizende, hochnordische Nebelgewand der Phantasie" zu lächeln. Aber zweymal dieselben widerlichen Spuckgeschichten, mit bezauberten Ringen, Rosmarin und Myrthenkränzen u. s. w. — das ist zuviel, für unsere Geduld wenigstens. Es ist zu bedauern, daß in solchem Spinnstubendampf solche zarte Liebe, solche erhabene Lebenshaltung vorkommen kann, wie Fanny sie uns zeigt; wir wurden durch die schlagenden Motive des Kummers dieser edlen Frau beynahe zur Bewunderung des Dichters hingerissen, aber — da läßt er den verstorbenen Geliebten spuckhaft an das Kammerfenster Fannys pochen, warum? weil er ansagen will, daß ihre Kinder sterben müssen. Vernünftiger wäre es gewesen, wenn er angezeigt hätte, wie sie zu retten seyen; denn was hilft den Leser und der armen Frau das „gespenstische Klopfen?"

Wir bedauern Herrn Kruse ungemein, daß er sich von dem Geschrey einer geschmacklosen Menge verleiten ließ, zu glauben, sein wirklich schönes Talent passe vorzüglich für die schauderhaftesten Mordgeschichten oder für Spuckscenen und Geisterschauer. Wie weit man dadurch vom Wahren abirren kann, zeigt diese zwiefache Treue, die, losgetrennt von jenen thörichten Elementen, wirklichen Adel und Gediegenheit in sich trägt.

cde) der Wettstreit von Prätzel, Gelegenheitsgedichte von Langbein, Hoffnung von Tiedge, und Wahlspruch, Romaneske von Kind, die gereimten Gaben der Orphea, sind in dem bekannten, oft belobten Geschmack der bekannten Herren Verfasser. Am Ende, f) stoßen wir auf eine Novelle von Tieck, der Gelehrte. Eine reinliche, gemüthliche, bequeme Geschichte, die erzählt, wie ein junges, zartfühlendes, fleißiges Frauenzimmer, die nur an guten Büchern und Gedanken eine Freude hat, in die heilige Sonntagsstille einer Gelehrten-Behausung im obern Stock ihres Hauses, und, als sie jene heimlich gemustert hat, in den Gelehrten selbst sich verliebt. Dem ältlichen Mann wird von seinem Arzt als Mittel gegen Hypochondrie angerathen zu heirathen, und er — verspricht sich durch eine kleine Verwechslung, statt mit der älteren Schwester, mit obgedachtem Engel, heyrathet, verliert die Hypochondrie und wird ein ganz vernünftiger Mann.

Aus diesen kleinen und scheinbar geringfügigen Mitteln, die mancher unserer historisch-romantischen Novellisten, vornehm verachtete, vielleicht auch nicht zu handhaben verstünde, macht Tieck ein so wunderhübsches Stillleben, ein so kunstreiches und doch so ungekünsteltes Bild, daß wir die wunderliche Persönlichkeit des Gelehrten sogar im höchsten Grad achten müssen. Denn das ist ja die wahre Kunst, daß der Meister auch dann noch, wenn er das Ungewöhnliche, selbst das Komische malt, die menschliche Natur nie zum Gemeinen herabzieht, sondern auch dann noch veredelt, wenn er uns ein Lächeln abgewinnen will.

Diese hohe Reinlichkeit strahlt uns von allen Wänden dieser ächten Novelle entgegen, und scheint sie uns in dem materiellen Betrieb des gelehrten Hagenstolzen

*) Soll nicht heißen heiligen römischen, auch nicht hochromantischen.

beynahe zu ängstlich, ja peinigend zu werden. Wir können gewiß jene Gelehrten herzlich bemitleiden, denen nur in einem gewissen epicuräischen Schmutz heimlich wird, aber die Argusblicke dieses Gelehrten, womit er seine kleinen Papiere, die Reinheit seiner Zimmerdielen bewacht, ist beynahe eben so bemitleidenswerth und, wenn wir es sagen dürfen, beynahe unnatürlich; wenigstens ist diese Aengstlichkeit in der Novelle selbst durch die Hypochondrie des Professors nicht genugsam motivirt und führt so, was Tieck nicht wollte, zu jenem unbequemen, holländischen, blank gescheuerten Wesen, was jedem natürlichen Menschen lästig, einem Gelehrten drückend seyn müßte. Um so erfreulicher ist die Kehrseite des Bildes, welche den, durch die Heyrath gänzlich umgestimmten, humoristischen Professor und seinen lauten, liberalen, menschlichen Haushalt darstellt. Eine Bemerkung, die sich uns am Schluß aufdrängt, können wir nicht unterdrücken. Wir glauben nämlich, wenn der Gelehrte geraucht hätte, würde entweder Tieck diese Skizze aus seinem Leben nicht geschrieben haben, oder er hätte ihm wenigstens die schöne Helena nicht zur Frau gegeben. (S. Tiecks Phantasus. II. Thl.)

Die acht Kupfer dieses Jahrgangs sind aus Preciosa, von Ramberg in sehr lebendigen Gruppen, doch mit der gewöhnlichen Uebertreibung gezeichnet. Einer der singenden Zigeuner z. B. auf der zweyten Platte sperrt so schrecklich und krampfhaft den Mund auf, daß man versucht ist zu glauben, das Kind zur Rechten wolle ihm einen Bratspieß mit gerösteten Fröschen hinein schieben. Ein unnatürlicher Aufwand wird auch mit den Augen getrieben.

4) Frauentaschenbuch.

Statt der schrecklichen, gespenstischen Scenen aus Calderon, womit uns dieses Taschenbuch eine geraume Zeit hindurch heimsuchte, hat man jezt eine Gallerie aus Van der Velde begonnen. Die Idee ist nicht übel. V. hat für Effektscenen viel gethan und verdankt ihrer weislichen Benützung sogar einen Theil seines Rufs, aber diese Auffassung seiner Bilder scheint uns weit unter Velde's Worten zu stehen. Es sind wieder dieselben hohen und schmalen Kupfer, dieselben hagern, langbeinigten Figuren, dieselben Gräslein und Blümlein im altdeutschen Geschmack wie in den Calderon'schen Kupfern. Kurz man riecht diesen Bildern das alte Nürnberg an. Am besten sind noch die Schloß-Ansichten gerathen; doch sind diese für ein Frauentaschenbuch bey weitem nicht fein genug.

Wenden wir uns zu den Erzählungen u. s. w., so begegnen wir zuerst den sinnlosen Adepten des Herrn Weißflog, der umsonst seit sieben Jahren sich abmüht in dem Stuhl, den der Kammergerichtsrath Hoffmann verließ, sich zurecht zu setzen. Wie arm und klein erscheint doch solches Nachahmen und Nachzirkeln! Ach ja, Fratzen kann jeder zeichnen, aber hauche diesen Fratzen Leben ein, daß man glaubt sie wandeln! Schauergeschichten kann jeder erdenken, doch nur bey den ächten schauert uns die Haut, und mit diesen Adepten macht man kein Kind fürchten!

II. Die Frau des Rebellen von G. Döring. Man kann Herrn Döring das Talent nicht absprechen, daß er das Gerippe seiner Erzählungen immer recht gut zu erfinden und anzuordnen weiß, er berechnet dabey sehr richtig die Effektscenen, er weiß das Interesse auf den Hauptschlag vorzubereiten, und gewinnt sogar unsere wärmere Theilnahme für die eine oder die andere seiner Figuren. So auch hier wieder. Aber eben dieses Sichtbare der Berechnung thut unserem Auge wehe, und es ist uns leid sagen zu müssen, daß uns das Ganze matt erscheint, weil wir im Einzelnen nur den berechnenden Künstler, aber keine Phantasie erblicken. Es sind die Situationen, worin sich seine Menschen befinden, aber nicht die Menschen selbst, wodurch er uns anzieht, ein Resultat, das zwar die bedeutenden technischen Talente Herrn Döring's, aber nicht den poetischen Werth seiner Erzählung beurkundet. Jedenfalls ist aber sein falscher Zaar fünfzig Mal besser als jener verzerrte und abscheuliche Peter III. eines Herrn Herlosson, der uns unter dem Titel der Montenegriner Häuptling zu Gesicht kam.

III. Die lezten Ritter von Marienburg, Novelle von W. Hauff. Auch wieder einmal eine Novelle, doch Gottlob keine historische, wie wir beym ersten Anblick geargwohnt hatten; lieber wäre es uns gewesen, wenn Herr Hauff seinen Stoff, wie es im ersten Kapitel geschieht, durchaus zu einer Satyre der historischen Romane, nicht aber zu einer ziemlich unnöthigen Belobung derselben benüzt hätte. Auch ist es nicht sehr bescheiden, daß der Herr Verf. den Roman, die lezten Ritter von Marienburg, so oft als trefflich und unvergleichlich schildert, da er doch selbst es ist, der die Skizze davon entworfen hat.

Die lezten Parthieen der Novelle sind abgerissener und eilender, als die ersten, und verfehlen dadurch den Charakter der besonnenen Ruhe und Rundung, den die Novelle haben soll. Herr Hauff scheint sich zwar diesmal in Hinsicht auf Sprache und Anordnung mehr Mühe gegeben zu haben, als im vorjährigen Frauentaschenbuch; aber auch hier sind die Figuren nur skizzirt, flüchtig angedeutet und gelangen somit nicht zu ächterm, farbigem Leben. Das Motiv, aus welchem Fräulein Elise den Dichter Palvi aufgibt, ist, wenn ein natürliches, doch jedenfalls kein poetisches.

Treue und Wankelmuth, Erzählung von Meth. Müller, eine jener einfachen Geschichten, die man seit 1815 zu dutzenden gelesen; ein Lieutenant zieht aus den Armen der Geliebten nach Rußland zu Feld und läßt nichts mehr von sich hören, die Geliebte schlägt aus Treue die Werbung eines Predigers aus — erfährt aber bald, daß ihr Lieutenant untreu geworden. Endlich kömmt er selbst zurück, zerlumpt und krank, und stirbt in ihren Armen, nachdem sie ihm vergeben. Zwey Jahre nachher hat der abgewiesene Prediger zufällig das Vergnügen, die Getreue aus dem Wasser zu ziehen und verheirathet sich mit ihr. Ist mir doch, als habe ich diese Historie schon zwanzig Mal gelesen!

Kindestreue, Novelle (?) von Wilh. von Studnitz. Alle Stränge sind losgelassen, Grausamkeit, Pfaffenthum, ein Stück aus der römischen Chronik, Gift, Dolch, geheime Treppen, Tapferkeit, Aufopferung, Großmuth und rührender Tod, und diese schönen Mittel und Arkana geben doch einen so schaalen, trüben Trank, daß wir unsern Lesern rathen, den Becher, welchen Hr. v. Studnitz bietet, höflichst abzuweisen.

Poetische Beylagen dieses Taschenbuches sind Walamir, Romanze von dem nie versiegenden, ewigvollen Krug von Nidda, die Ferne von Manfred. Zwey Lieder von G. Döring, wovon das eine anfängt „Pfeif, mein muntres Stückelein" ꝛc. Woher Herr Döring diese Endung habe, möchten wir wohl wissen. In den süddeutschen Dialekten findet man Stückli, Stückle, Stückla, Stücklen, Stücklein, aber nirgends Stückelein. Sonderbar scheint uns auch, daß er den „lustigen Burschen," der so gerne pfeift, durchaus zum singen nöthigt.

Madonna di Sisto von A. Baron v. Simolin, Jägerhaus und Gruß von W. Kilzer sind fromme, sentimentale Kleinigkeiten, arabisches Todtenlied und Tassos Tod bietet zum Schluß der alte Dichter Conz, während über seinen Hügel schon der Herbstwind weht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kritische Literatur.

Neue dramaturgische Blätter von Fr. G. Zimmermann. Hamburg, bey Hoffmann und Campe, 1827.

Es verdient Beachtung, daß Hamburg, seines alten Ruhmes eingedenk, in der gegenwärtigen theatralischen Sprachverwirrung auch seine Stimme erhebt und uns wieder an die Zeiten eines Lessing mahnt. Mit Recht erinnert der Herausgeber der vorliegenden Blätter, daß einst von Hamburg aus der bessere Bühnengeschmack über Deutschland sich verbreitet, daß hier Lessing seine Dramaturgie schrieb, daß hier die größten Schauspieler, der spätere Stolz fremder Bühnen, gebildet wurden; und mit eben so viel Recht macht der Herausgeber den Umstand geltend, daß auch jezt noch Hamburg für das deutsche Theater bedeutungsvoll seyn müsse, weil hier ein wahres Nationaltheater bestehe, das keinerley Konvenienzen und Beschränkungen, wie fast überall die Hoftheater, unterworfen sey, daß also hier der ächte Volksgeist, der Geschmack der Mittelklasse wohlthätig die vielerley Verirrungen der nicht auf Vaterlandsgefühl und ächte Bildung, sondern nur auf Zeitvertreib und Sinnenreiz ausgehenden Hofbühnen entgegenarbeiten können. Das alles sind nicht blos sehr patriotische, sondern auch sehr richtige Bemerkungen, und es hätte sich noch mehr darüber sagen lassen, als der Herausgeber wirklich gesagt hat. Zu einer eigentlichen Opposition scheinen aber die Kräfte, wenn auch nicht der gute Wille, zu mangeln. Weder das Repertorium des Hamburgischen Theaters, noch diese kritischen Blätter erheben sich bedeutend über das, was auch anderwärts geleistet und verfehlt wird. Sie ahnen nur etwas von dem Bedürfniß jener Opposition, aber der rechte Trieb und auch wohl das Vermögen läßt sie im Stich. Sie würden sich sonst sogleich näher an Ludwig Tieck haben anschließen müssen, der als ein zweyter spätgeborner Lessing die deutsche Bühne von der Entartung und Versunkenheit zu retten und zu reinigen sucht, wie der erste Lessing sie aus der ursprünglichen Rohheit erst hervorzubilden bemüht war. Auch fehlt den hier vorliegenden Kritiken der Geist, der scharf und durchgreifend, wie Lessings Geist, in dem dramatischen Wust und Chaos aufzuräumen im Stande wäre. Unser Endurtheil über diese Blätter ist daher: Wenn sie mit dem großen Strome schwimmen wollen, so sollen sie sich nicht die Miene von Restauratoren geben und den Geist Lessings nicht zum thörichten Gauckelspiel heraufbeschwören; wofern sie aber die durch ein ehrwürdiges Andenken und durch die freye Stellung ihnen sich gleichsam aufdrängende Opposition gegen den falschen und fremden Prunk und Tand der entarteten deutschen Bühne durchführen wollen, so müssen sie eine gewaltige Kraft entwickeln oder sich wenigstens an schon vorhandene größere Kräfte, wie diejenige Tiecks ist, dienend anschließen, damit eine gute Sache, wie fast jede in Deutschland, nicht wieder durch vereinzelte, schwache und inkonsequente Verfechter lächerlich werde.

Nr. 93.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. November 1827.

Die Leipziger Büchermesse im Herbst 1827.

Ein Gespräch.

A. Was haben Sie denn da für ein Buch?

B. Ach, es ist der neue Meßkatalog.

A. Nun, und Sie seufzen darüber?

B. O nein, lieber Freund, nur über mich selbst, nur darüber, daß ich mit meinem vielen Fleiße doch diese vielen Bücher zuletzt nicht mehr einhole, daß die Kunst immer länger, und das Leben daher verhältnißmäßig immer kürzer wird.

A. Sie dauern mich. Warum machen Sie sich aber auch so viel mit den Büchern zu schaffen? Ich weiß, dieses Buch der Bücher, das von so vielen tausend Titeln anschwellt, erschreckt Sie immer, wie der Quartiermeister einer großen Armee den Bürgermeister einer kleinen Stadt, die so viele Gäste nicht beherbergen kann. Darum entschließen Sie sich einmal, und schaffen Sie sich das fatale Buch gänzlich aus den Augen; dann werden Sie es vielleicht gar nicht mehr merken, daß alle diese Bücher existiren.

B. Ich bitte Sie, wenn alle so dächten, so wäre es ja aus mit dieser herrlichen, weltumfassenden, himmelanstrebenden Literatur, so würden wir in die alten Wälder zurückkehren und wieder Barbaren werden. Sie haben eine Aversion gegen alles Gedruckte, aber müssen Sie nicht gestehn, daß Sie, wenn Sie dennoch kein Barbar sind, dies nur den Büchern und dem Einfluß der übrigen durch Bücher gebildeten Welt verdanken? Könnten Sie wirklich wie ein Omar denken und alle die schönen Bücher in den Flammen wünschen?

A. Ich wünsche nichts, was ich nicht für ausführbar halte; aber ich denke, wenn ich einen solchen Wunsch hegte, so würde er nicht viel thörichter seyn, als der Ihrige, wenn es wirklich Ihr Wunsch ist, alle diese Bücher lesen zu können. Ich ziehe wenigstens das Erstere vor, und würde lieber die Bücher vernichten, als mich von ihnen vernichten lassen.

B. Zum Glück denkt Deutschland anders, und das tröstet mich, daß, wenn ich Einzelner auch nicht im Stande bin, alle Bücher zu lesen, doch alle Leser zusammengenommen es thun. Sehn Sie einmal her. Dieser Meßkatalog vom lezten halben Jahre enthält 3148 Artikel, davon sind nur 204 fremde Kommissionsartikel, die übrigen alle von deutschen Buchhandlungen verlegt, und ziehen wir die 31 Musikbücher, 54 Landcharten und 303 Werke, die erst künftig erscheinen sollen, ab, so bleiben 2610 wirklich fertig gewordene deutsche Bücher übrig. Rechnen wir dann die im lezten Osterkatalog enthaltenen 2486 dazu, so bekommen wir die Summe von 5014 Werken, die im Lauf des verflossenen Jahres in Deutschland gedruckt worden sind. Wie würden Sie erstaunen, Bester, und entzückt werden, wenn Sie mit dem Gange der Literatur vertrauter wären, und aus einer sorgfältig vergleichenden Berechnung ersähen, welche Riesenschritte unsere Literatur macht. Billig sollten wir ein typographisches Nationalfest veranstalten, denn Deutschland hat in diesem Jahr zum ersten Mal über 5000 Werke gedruckt, also binnen fünf Jahren seine literarische Produktion um den vierten Theil vermehrt, denn im Jahr 1822 wurden zum ersten Mal über 4000 Werke gedruckt, und früher immer nur über drey- und zweytausend *). Bemerken Sie diese Progression und werfen Sie einen bescheidenen Blick in die Zukunft. Bald, bald vielleicht drucken wir sechs, sieben, zehntausend Werke, und die ganze Nation liest und schreibt, die Aufklärung theilt sich allen mit, die geistige Bildung verschlingt die alte Barbarey gänzlich. Stellen Sie sich einmal das künftige Leben in Deutschland vor, wenn alle Wind- und Wassermühlen zugleich Druckerpressen regieren. Ist das nicht eine ganz herrliche Aussicht?

A. Für den Liebhaber gewiß.

B. Und wie können wir um Leser verlegen seyn, da ja die Bauern noch in einem unermeßlichen Horizont den Hintergrund des Publikums ausmachen, und die Literatur endlich auch bis zu ihnen einmal durchdringen muß.

*) Vergl. Nr. 90. des Literaturbl. von 1826.

Dann könnten wohl ohne Schaden, statt der 5000 jezt nur für die höhern Klassen der Gesellschaft geschriebenen Werke, ihrer 50,000 Absatz finden.

A. Ihre Phantasie schweift aus. Wenn ich auch einer patriotischen Gesammtanstrengung der Nation Kräfte genug zutraue, diese Bücherlast zu tragen, so sagen Sie mir doch nur, wozu sie sich diese Mühe geben soll? Will denn das Publikum nur Bücher, oder will es nicht vielmehr Ideen, die in den Büchern stehen, und lassen sich diese Ideen, Belehrungen, Unterhaltungen, oder was immer die Bücher mit sich bringen, nicht auch durch einen gewissen Condensationsprozeß in weniger Bücher zusammendrängen? Wenn Sie es mir nicht übel nehmen, so kommt mir unsere Literatur nur wie eine große bunte Seifenblase vor, die inwendig hohl ist. Zerplazt sie einmal, so wird ein kleines Tröpfchen Wasser übrig bleiben.

B. Daß Sie leider Recht haben müssen! Das ist es eben, was mich selber so sehr bekümmert. Ich als Leser und alle Leser wünschen diese Verdichtung, wie Sie es nennen, wenn sie nur möglich wäre. Wer möchte nicht gerne auf einem Kartenblatt finden, was er mühsam in dicken Bänden suchen muß. Aber Sie vergessen über dem Interesse des Lesers ein anderes, weit wichtigeres, das der Autoren, der Buchhändler. Diese wünschen gerade umgekehrt aus einem Kartenblatt dicke Bände, aus einem Buch hundert zu machen, und gerade durch einen Aufdunsungsprozeß aus einem Tröpfchen Wasser jene ungeheure Seifenblase auszuhöhlen.

A. Sie geben also doch zu, daß dieses Bemühen verderblich ist?

B. Ohne Uebereilung, liebster Freund. Als Leser darf ich mich wohl über den Uebelstand in andern Schriften beklagen, aber ich bin ja, Gott sey Dank, auch ein Autor, und muß auf das Recht meines Standes halten. Wie, Verehrtester, hat denn nicht jeder Autor das Recht, zu schreiben, was er will, und wer sollte zulezt den Censor abgeben und entscheiden, wer schreiben darf, und wer nicht? Selbst das Gewissen kann dieser Censor nicht seyn, denn, ich bitte Sie, wie viele Autoren haben ein Gewissen? und wenn ich Ihnen auch schamhaft bekenne, daß ich ein solches in mir verspüre, so muß ich doch hinzufügen, daß ich es damit unmöglich immer sehr genau nehmen kann. Denn, welche Hölle wärs für den armen Autor, bey jedem Worte, das er niederschreibt, ängstlich erst überlegen zu müssen: vermehr' ich auch dadurch unnütz die Büchermasse? hat es nicht schon dieser und jener gesagt? Das wäre der Tod aller Schriftstellerey, und zum Glück fällt es auch den wenigsten ein, sich so ängstlichen Scrupeln zu überlassen.

A. Möchte die Natur es dann doch so eingerichtet haben, daß immer nur die besten Menschen und originellsten Köpfe den Trieb fühlten, sich dieses Rechts der freyen Rede zu bedienen.

B. Ei nun, jeder hält sich auch öffentlich für originell und heimlich für den Besten, sonst würde freylich keiner schreiben. Oder glauben Sie nicht, daß die fünf bis sechshundert geistlichen Herrn, die jährlich über theologische Gegenstände schreiben, es in aller Unschuld thun, ohne zu ahnen, wie oft schon derselbe Gegenstand mit denselben Worten im vorigen, in allen frühern Jahrgängen behandelt worden ist und in demselben Augenblick von dreyßig Kollegen behandelt wird. Können Sie einem Superintendenten, der so viel andres zu thun hat, und einem armen Landpfarrer, der sich keine Bücher anschaffen kann, wohl zumuthen, sich vor einem Plagium in Acht zu nehmen? Und was wollen Sie zu den Romanschreibern sagen, die den ganzen Tag schwitzen müssen, wenn sie jährlich ihre vier, sechs, vielleicht zehn Bände in die Druckerey liefern sollen? Haben diese wohl Zeit, die 3—400 jährlich erscheinenden Romane durchzusehn, um sich vor Reminiszenzen zu hüten? Und sind sie nicht auch, troz aller Aehnlichkeit, dennoch jeder für sich originell, besonders die Nachahmer des Walter Scott, die keiner vom andern, sondern alle nur von Scott abschreiben, und die Damen, die immerfort das alte Lied von gebrochnen Herzen und Ehen singen, aber doch keine von der andern abschreiben, sondern nur alle ihre Federn von der nämlichen Gans rupfen.

A. Es wäre demnach wohl hinreichend, wenn wir von diesen kostbaren Federn, und überhaupt aus jeder Gattung von gleichartigen Schriftstellern, aus dem ganzen literarischen Thierkreis nur immer ein Exemplar in einer neuen Arche Noä aufbewahrten, und die Uebrigen in Gottesnamen der Sündfluth überließen.

B. Es kommt auf den Versuch an, aber um Ihre Meynung nur bekannt zu machen, müßten Sie selbst erst ein Buch schreiben, sonst erfährt es Niemand.

A. Gott soll mich bewahren. Am Ende ging' es mir, wie dem guten Mann in Halle, der neulich gegen die europäische Uebervölkerung geschrieben und entsetzlich ausgelacht worden ist. Auch ließe sich der Deutsche wohl eher alles abschwatzen, als die Schreibfedern. — Nein, nein! treib' es jeder, wie er mag. Mögen die Andern sich blind lesen, ich drücke nur die Augen zu.

B. Sie sind in einem Vorurtheil befangen. Gerade was Sie tadeln, ist der größte Triumph unsrer Literatur. Früher befand sich die Nation offenbar noch in einem Zustand der Kindlichkeit und Unmündigkeit, da sie sich alles gefallen ließ, was einige aristokratische Geister ihr vorredeten und vorschrieben. Jezt ist sie aus dieser Vormundschaft herausgewachsen, denkt selbst, und will nun auch mitreden und mitschreiben. Die Talente, sonst nur an wenige Individuen gefesselt, brechen jezt von allen

Seiten aus der Masse des Volkes selbst hervor. Die Monopole verschwinden auch im Reiche der Geister, und die Industrie des Denkens, Dichtens und Schreibens ist überall frey gegeben. Die unermeßliche Concurrenz, die nun entsteht, muß Wissenschaft und Kunst nothwendig befördern, und der Schwung, in den auf diese Weise die ganze Nation kommt, muß ihr Selbstgefühl, ihren gerechten Stolz und ihre Thatkraft immer mehr erhöhen. Es ist wahr, man kann in diesem literarischen Lärmen kaum mehr sein eigenes Wort hören, aber das thut nichts, man fühlt sich doch von der allgemeinen Begeisterung ergriffen und theilt die Energie der Nation.

A. Diese Anstrengung ist unnatürlich und bezeichnet nur einen anarchischen Zustand, der gewisse Stadien durchläuft und, wenn er die Krisis überstanden hat, wieder aufhört. Es kommt aber noch sehr darauf an, ob diese Krisis uns Heil oder gänzliches Verderben bringen wird.

B. Der Wein muß immer gähren, eh er sich abklärt.

A. Der Essig auch, und ich glaube, mancher gute Wein in Deutschland ist zu Essig geworden.

B. Sie machen ein viel zu saures Gesicht. Sehen Sie die Bemühungen eines der gebildetsten europäischen Völker in einer der glücklichsten Friedensepochen mit ein wenig mehr Anerkennung, Billigung, Freundlichkeit, wenn nicht mit Bewunderung an.

A. Gebildet sagen Sie? Wohl, ich geb es zu, gebildet sind die Deutschen gewiß, aber nur eben die Gebildeten unter ihnen, nicht jene Hunderttausende, die den Walter Scott für den größten Dichter nehmen, und in Millionen Bänden verschlingen, nicht jene Hunderte, bald Tausende, die ihn nachahmen und zu jenen Millionen Bänden immer neue Millionen hinzufügen. Diese Industrie, mein Herr, droht, unter der Last eines rastlos und unduldsam um sich wuchernden Unkrautes, bald jeden edlern Keim zu ersticken. Und der Frieden, von dem Sie reden, theilt ihn denn auch die Literatur? Wüthet in der Bücherwelt der Krieg aller gegen alle nicht toller als je? Und möcht' es immer seyn, wenn es sich nur um Ideen stritte; aber auch jede noch so unbedeutende Persönlichkeit macht sich geltend. Nicht die Wissenschaft zankt, sondern die Eitelkeit. Trifft man die Sache nicht, doch sicher den Mann. Wie frech werden die Angriffe, wie anmaßend die Vertheidigungen! Auch der Geringste brüstet sich, gleich einem ci-devant Citoyen, mit aller Gravität der in ihm beleidigten Volksmajestät. Keiner mehr will sein Nichts fühlen und stillschweigen. Schon daß sie nur mitsprechen, ist Beweis genug, in welcher Anarchie wir leben, und obgleich sich die Eitelkeit auch der Rohesten in einem erkünstelten Anstand gefällt, so möchte ich doch die dahinter lauernde Pöbelherrschaft beym rechten Namen nennen.

B. Sie sehen nur die Schattenseite. Würden einige Schreyer nicht das Recht haben, ihre Stimmen hören zu lassen, so wäre überhaupt keine Freyheit. Man läßt sie schreyen und am Ende verstummen sie.

A. Aber die seichten Dichter und Halbgelehrten, die jezt alle Kunst und Wissenschaft ins Gemeine hinabziehen, werden sie auch verstummen? Werden alle die verstummen, die aus Eigennutz fabrikmäßig Bücher machen, und, um für ihre schlechte Waare immer mehr Absatz zu bekommen, das Publikum geflissentlich verderben, und jedes höhere Bedürfniß in ihm ersticken? Diese Unzahl von wohlfeilen Handbüchern, populären Bearbeitungen, Konversations- und Taschenbibliotheken, sind sie nicht geistlos und oberflächlich bis zur Ungebühr, und nimmt nicht ihr innerer Werth um dieselben Procente ab, um welche sie an äußerer Masse beständig zunehmen? Ich fürchte sehr, daß die Gesundbrunnen durch die zu starke Beymischung des wilden Wassers je länger je mehr die alte Heilkraft einbüssen werden.

B. Sie werden aber doch immer finden, daß diese populären Bearbeiter die Ideen größerer Männer benutzen und erst recht verbreiten.

A. Natürlich, weil sie keine eigenen Ideen haben; aber das ist es eben, was ich schlechterdings verdamme, daß die Nation jene Ideen nicht lieber aus der ersten Hand nimmt, daß sie sich dieselben verflachen, verdrehen, verwirren läßt. In sich aufnehmen soll man diese Ideen, aber sie nicht in gänzlicher Verunstaltung wieder von sich geben. Alle diese Schwachköpfe, die fremde Ideen wiederkauen, sollten nur lernen, nicht aber auch lehren wollen.

B. So wollen Sie immer und ewig eine Kluft ziehn zwischen wenigen Genien, Gottbegabten Propheten auf der einen, und dem rohen Volk auf der andern Seite, so zweifeln Sie gänzlich an einer Vermischung der Geister in einer gemeinsamen Nationalintelligenz?

A. Allerdings. Ich bin der Meynung, daß unsere Zeit, wie jede frühere und spätere, eine kleine Auswahl wahrhaft großer Schriftsteller besizt, die den Beruf haben, ihre Entdeckungen, ihre Lehren und Dichtungen dem übrigen Volke mitzutheilen, während eben dieses Volk sich von ihnen belehren lassen, aber nicht in demokratischem Uebermuth ihnen ins Wort fallen und durch seine tausendzungige Stentorstimme sie überschreyen soll. Das eben scheint mir das Neue, Außerordentliche, und zugleich das Verderbliche in unsrer jetzigen Literatur, daß die natürliche Aristokratie der großen Geister verdrängt wird von jener demokratischen Anarchie, und ich sehe darin keineswegs den Triumph der Kultur, vielmehr nur

den Beginn einer neuen Barbarey. Wie weit ist es nicht schon gekommen! Welche Männer, ja welche Frauen sind seit dem lezten Jahrzehend berühmt worden, die noch vor zwanzig oder dreyßig Jahren nie hätten hoffen dürfen, einen Namen zu erhalten. Da es den Leuten so leicht gemacht wird, drängen sie sich auch in Schaaren zum Tempel des Ruhms, und ein Pöbel besticht den andern um Lob, und mit einer lächerlichen Ehrfurcht tragen sie die Insignien der alten geplünderten Aristokratie. Die meisten halten sich schon im Voraus für unsterblich, und nur die Klügsten suchen sich, unbekümmert um Nachruhm, der augenblicklichen Vortheile des ephemeren Moderuhms zu versichern. Wirklich unsterblich aber dürften vielleicht nur solche werden, die Karrikatur genug sind, um als Gegensatz irgend eines frühern Ideals Interesse zu erwecken.

B. Sie sind ein Misanthrop, und man wird es Ihnen nie zu Danke machen.

A. Finden Sie die Gaben dieser berühmten Modegenies dankenswerth, wenn Sie es können. Ich aber nehme nicht gern Geschenke an, die mich erniedrigen.

B. Ich gebe zu, daß mancher unverdiente Achtung genießt, daß überhaupt das Urtheil des Publikums verwirrt ist; dies ist eine ganz natürliche Folge der raschen Entwicklungen, die unsere mannichfaltigen Kräfte nach allen Seiten genommen haben. Es wird indeß alles sich wieder sammeln und setzen. Das Urtheil wird sich aufklären, der Deutsche wird sich über sich selbst, über seine reiche Geisterwelt verständigen. Auch beginnt man schon, den verwickelten Knoten der Lösung näher zu bringen. Schon sahen sie eine würdige Gesellschaft von Gelehrten zusammentreten, um der literarischen Seeräuberey im Gebiete der Kritik ein erwünschtes Ende zu bereiten; und nicht minder können Sie bemerken, daß im Buchhandel ein größerer Geist sich regt, daß Unternehmungen eingeleitet werden, die ein vielseitiges Zusammenwirken herbeyführen, daß sich das Getrennte verbindet, daß die vereinzelt irrenden Kräfte auf ein Ziel hingelenkt werden. Dieser kombinirende Geist wird, glauben Sie mir, immer weiter um sich greifen und allmählich die widerspenstigen Elemente versöhnen, die Ueberschwemmungen der Literatur in ein sicheres Bette leiten und das Unziemliche ausrotten. Statt daß jezt noch alles im Kleinen mit einander concurrirt, sich hemmt, anfeindet und zerstört, wird bald alles im Großen wie in einer wohlgeordneten Maschine in einander wirken, und diese Zeit des Ueberganges, der Krisis wird sich, das hoff' ich von der gesunden Natur der Deutschen zuverläßig, zum allgemeinen Besten wenden.

A. So hoffen Sie es denn, und ich will es erwarten. Läßt der Erfolg auch nicht mit völliger Gewißheit sich voraussagen, so verdient doch eine so gute Hoffnung, als die Ihrige, unter jeder Bedingung in Erfüllung zu gehn.

W. M.

Aesthetik.

Die französische Dichtkunst, durchaus durch klassische Beyspiele erläutert von M. B. Schmitz, Professor am Jesuitengymnasium. Kölln 1827.

Wir sind, Gottlob! so ziemlich der Zeit hölzerner Theorien der Poesie nach französischem Zuschnitt entkommen. Nur hier wandert noch eine zu diesem Troß gehörige Schrift daher. — So sehr die Auswahl der Beyspiele von des Verfassers ausgebreiteter Gelehrsamkeit in seinem Fache zeugt, so ist doch seine überall gegebene Poetik kein Zeugniß für seinen guten Geschmack. Die Zeichen der Zeit, die er so sehr fürchtet und deßwegen Oden zu Napoleons Ruhm nach eignem Geständniß troß ihrer sonstigen Schönheit nicht als Beyspiele gebraucht, scheinen ihn doch auf dem Felde poetischer Kritik nicht sehr gerührt zu haben. Eine Theorie der Poesie so allgemein als gültig mit Berufung auf den infalliblen Boileau aufzustellen, mag doch, nachdem Schlegel u. a. aufgetreten sind, nicht so ganz am Orte seyn. Wie weit diese Theorie aber zurücksteht, müssen einige Stellen beweisen; Seite 8 schreibt er die Erscheinung nationaler Poesien unter den nicht zum klassischen Alterthum gehörigen Völkern der Eifersucht auf eigne Erfindung oder dem Unvermögen zu, jenen ähnlich zu werden, glaubt aber, daß wegen Erschöpfung der Natur durch die Alten nur unwesentliche Veränderungen haben angebracht werden können. Dies mag zum Theil von den Franzosen wahr seyn, sonst aber nirgends. Außerdem zählt er das Volkslied zu der anacreontischen Ode, und gibt ihm überhaupt den Charakter kaustischen Witzes und verlangt die Einführung mythologischer Personificationen von Lastern, Tugenden und dergl. in die christliche Poesie. Das innere Leben der Poesie scheint ihm ein unbekanntes Land zu seyn, desto fleißiger und genauer erklärt er durch alle grammatischen Figuren hindurch das Extérieur und den Mechanismus der französischen Verskunst. Manches Belehrende jedoch ist auf jeden Fall in seinem Werk enthalten und manches schöne Gedicht, neben mancher frostigen Verseley, die ihm oft auch für schön gilt, dem Leser zum Besten gegeben.

Nr. 94.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. November 1827.

Taschenbücher auf 1828.

(Fortsetzung.)

5) Rosen, für 1828. Seit einem Jahr bietet dieselbe Handlung, die sonst nur Vergißmeinnicht führte, auch Rosen aus; wir wissen nicht ob aus Geschmack an der Botanik oder um wieder frische Blumen zu haben, wenn etwa Vergißmeinnicht welk wäre. Die Kupfer sind nach derselben Manier angelegt, wie die des Vergißmeinnicht, nämlich schöne Frauenköpfe im größten Format, mit ungeheuren Augen und „kußlichen" Lippen. Herr Th. Hell hat sich Mühe gegeben, wie das Vergißmeinnicht, so auch die Rosen mit einer Widmung zu versehen, und wir finden es angenehm, daß außer seinen gelungenen Versen keine geringeren im Büchlein vorkommen. Was den Inhalt betrifft, so hält sich dieser einen Grad über dem Mittelmäßigen der Taschenliteratur, vorzüglich durch zwey Erzählungen, die uns von einiger Bedeutung schienen; nämlich Künstlerehe, ein Stillleben von L. Schefer, und der Musensohn von Blumenhagen. Aber lieber Leopold Schefer, glaubt Ihr denn wirklich, daß Euer trefflicher Albrecht Dürer in ein Taschenbuch auf 1828 tauge? Ihr habt ihn ja so ruhig und tief geschildert, daß unsere ängstlichen Leser nicht mit Euch hinabsteigen mögen, aus Angst sich zu erkälten; Ihr lasset ihn so reiche und gehaltvolle Sprüche thun über alles, was in der Kunst und Natur, was im Leben und in der Welt groß und herrlich ist, und wie unbequem ist dies für die an der Longue unserer historisch-romantischen Skizzenmacher gallopirenden Leser! Geb't acht, sie setzen Euch jach über Eure besten Blätter hinweg, bis sie durch die 140 Seiten durchgerannt sind, und sprechen, „nein, das ist uns einmal eine fade und alltägliche Geschichte, die in den Rosen gar nicht vorkommen sollte; ein böses Weib, ein schüchterner Mann und sonst gar keine Handlung, keine kühne Charakterzeichnung, selbst die Reformation, die doch immer ein historisches Stück bleibt, berührt er nur, statt sie recht interessant" — an den Haaren zu fassen und hin und herzuzerren und zu beschreiben, was Melanchton für Strümpfe, und ob Luther ein Unterkinn gehabt und einen dicken Kopf. Dann wäre es Euch recht gewesen, Ihr lieben Seelen.

Von dem allem steht aber nichts darin. Die einfache und ungesuchte Erzählung ist nur die Chronik eines Künstlerlebens, dessen lezter, ungetrübter Tag der Tag vor der Hochzeit war. Es ist Albrecht Dürers Ehestandsgeschichte, und L. Sch. läßt den herrlichen Meister in einem Geheimbüchlein alle Leiden, die er in diesem Stand genossen, erzählen. Wir erinnern uns nicht, die schwierige Charakteristik einer Frau, die ihrem Mann, aus Liebe zu ihm, das Leben verbittert, so sicher gezeichnet gesehen zu haben. Frau Agnes Dürerin lebt. Albrechts hohe Gestalt, seine edlen, aber von Gram frühe gebleichten Züge treten uns klar hervor, und so sehr wir seine Schwachheit bemitleiden, fühlen wir doch einen hohen Sinn in seiner stillen Ergebung; und alle Nebengestalten von Sabina bis hinauf zu der stillliebenden Clara tragen hohe Wahrheit in sich. Ein Hauch ächter Rührung ist über das Ganze verbreitet, um so bedeutungsvoller, als wir die Geschichte neben Albrechts Sterbebett lesen. Und wäre es für einen Recensenten nicht im höchsten Grade unschicklich, so hätten wir wohl gerne geweint, als unter dem Flötenklange der fremden Kunstjünger Albrechts unsterblicher Geist hinüber ging.

Der Musensohn, Novelle von W. Blumenhagen. Obgleich Herr Bl. auch hier nicht von dem Hause Braunschweig lassen kann, so ist er uns doch in dieser Novelle bey weitem erfreulicher als in der Orphea. Was wir dort über sein wahres Gebiet angedeutet haben, trifft hier ein, und wenn auch diese Novelle gerade von keiner großen Bedeutung ist, und dem Stoff wie der Erfindung nach unter die mittelguten Herrn Blumenhagen's gerechnet werden muß, so ist doch ihr Ton so traulich und ansprechend, die Manier so heiter und natürlich, daß man gerne bey seinem Musensohn weilt. Der Musensohn selbst und seine Frau sind gut, wenn auch etwas leicht gezeichnet. Die übrigen Gestalten hat Hr. Bl. mit Bedacht in ein wirkliches Dunkel gestellt, so daß wir zwar von ihnen hören, aber nur flüchtig an ihnen theilnehmen.

Der Streifzug des Herzogs von Braunschweig-Oels über Braunschweig und Hannover ist, ohne zuviele Seiten zu füllen, glücklich eingeschoben und lebendig gehalten. Möchte uns Hr. Blumenhagen statt seiner Hasper a Spada's immer nur solche einfache und ansprechende Bilder geben!

Der Fall von Missolunghi, von Tromlitz. (Siehe Vielliebchen.)

Alexandrina von J. Satori, eine in Erfindung und Anlage gleich verfehlte Erzählung. Eine natürliche Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland wird von einem Fürsten, der durch sie nach der russ. Krone speculirt, nach Rom geführt. Sie werden von Katharina verfolgt, der Freyer findet es gerathener von ihr abzufallen, sie sinkt in tiefe Armuth. Damit Katharina sich ihrer ganz versichere, schickt sie Orloffs Bruder nach Rom, sich ihrer zu bemächtigen. Er heyrathet sie, sie werden aber von einem falschen Priester getraut. Er lockt sie ans Meer, sie folgt ihm sorglos auf ein russ. Schiff, wird in Ketten geschlagen und ertrinkt endlich 6 Jahre nachher in einem unterirrdischen Kerker. Dieser Stoff trägt genug in sich um eine gute Novelle zu geben, aber Hr. S. hat aus Alex. unbewußt ein träges, phlegmatisches Weib gemacht, die uns weder in der Höhe des Glücks, noch in der Armuth anzieht. Namentlich in ihrer dürftigen Lage, nachdem sie der Fürst verlassen, hätte ihr Charakter sehr gehoben werden können. Bey ihrer zweyten Erhöhung ist sie dieselbe träge und einfältige Dame, und nachdem sie im unterirrdischen Kerker angekommen ist, schnappt die Geschichte plötzlich ab, wir erfahren, daß Alex. sechs Jahre dort gefangen saß, aber ihr Seelenzustand wie ihr Ende sind nur flüchtig und obenhin angedeutet. Wie kommt denn dieser Saul neben den Propheten Schefer. Etwa als Lückenbüßer?

Bey dem Porträt der Mlle. Sophie Müller merken wir nur an, daß Hr. Stöber den Schein des polirten Elfenbeins, den sein Vorbild von sich strahlte, in seinem Kupferstich hätte mildern und zu dem schöneren, weicheren Glanz der Haut zurückführen sollen.

6) Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf 1828. Herausgegeben von A. Schreiber. Daß dieses Taschenbuch keine andere, als deutsche Frauen lesen werden, dafür bürgt uns nicht nur die Sprache und die geringe Verbreitung unserer Almanachsliteratur, sondern auch das schreckliche Titelkupfer. „Maria mit den Engeln" nach Ghirlandajo. Suchet Ihr denn das Deutschthümliche der Frauen noch immer in diesen magern, verzerrten Figuren, welche die dürren Hände falten, die Augen so weit niederschlagen, daß man den Apfel nicht mehr sieht, und die dabey überaus seelig-nüchtern anzuschauen sind? Die übrigen, etwas menschlicheren Kupfer gehören zu den rheinischen Sagen von E. Geib, von welchen uns auch in diesem Jahrgang aufgetischt wird. Auch drey Mosel-Romanzen „Theolinde" gibt derselbe Verfasser, und wird, wie es scheint, alle süddeutschen Gewässer durch seine Romanzen leiten, denn dem Neckar hat er sich schon bey Weinsberg genähert. Das Taschenbuch eröffnet Florine, ein Gedicht von A. Schumacher in 89 Stanzen. Darauf folgt der Vikar, recht hübsch erzählt, ohne neu und originell zu seyn. Alle Figuren sind unbestimmt und ohne Vorliebe gezeichnet, fallen daher auch nicht ins Auge, nur die edlen Züge des Vikar sind von eigenthümlichem und überraschendem Ausdruck. Zu bedauern ist, daß die Verfasserin die nicht ohne Interesse zusammengefügte Fabel des Stücks auf so unwahrscheinliche Weise sich entwickeln läßt.

Die Wallfahrt nach Rom. Wenn diese Geschichte nicht ein Bruchstück von einer andern ist, die wir später irgendwo zu lesen bekommen, so ist sie schrecklich verfehlt. Denn wir lernen in aller Schnelligkeit 5—6 Maler und bedeutsame Personen kennen, welche diese Erzählung im geringsten nichts angehen. Soll aber diese Historie einen Zipfel von einem Kunstroman vorstellen, worin uns Franz Perrier, Callot, Claude Lorrain und Andere vorgeführt und ihre Bildung, ihre Bestrebungen, ihre Schicksale und ihre Kunstgesprächsweise geschildert werden, so ist es unverzeihlich vom Herrn Hofrath S., daß er so unkünstlerisch ein solches, an sich armseliges Bruchstück in ein Taschenbuch hinwirft, für dessen innere Rundung und Vortrefflichkeit er als Herausgeber einstehen muß. Uebrigens hat es bekanntlich H. Clauren auch gethan.

Der Gang ins feindliche Lager, romantisches Gemälde aus der Zeit des dreyßigjährigen Krieges, von C. Spindler. Diese Erzählung spielt in und um Hanau, während seiner Belagerung von den Kaiserlichen unter Lamboy. Wie die Verschmelzung des Historischen mit der Erzählung für den engen Raum einer Almanachsgeschichte überhaupt nicht taugt, und in künstlerischer Hinsicht und abgesehen von der augenblicklichen Mode, immer nur zu etwas mittelmäßigem führen muß; so hat auch Hr. Sp., dessen aus dem Ganzen leuchtender Einsicht wir zutrauen müssen, daß ihm diese Ansicht selbst schon gekommen sey, den engen Raum nur dazu benützt, ein wenig Kriegs- und Kampfgetümmel auf den Hintergrund zu werfen, einige Gestalten in flüchtigen Umrissen zu zeichnen, und sein Hauptaugenmerk dann der Hauptperson des Stücks, einem klugen, heiteren, schnippischen, muthigen Hanauer Stadtkind zuzuwenden. Er erreicht auf diese, wenn auch einseitige Weise, den Zweck, den sich Almanachserzählungen nothwendig vorsetzen müssen, ihre Leser zu spannen und gut zu schließen. Bey dem Gang ins Lager, wohin wir dem kühnen Mädchen folgten, haben wir alte Bekannte aus Wallensteins Lager getroffen.

Der Sieg des Gefangenen, von C. Stille, ist eine jener stillen Frauen-Erzählungen, die man weder Fisch noch Fleisch nennen kann.

Von gereimten Gedichten heben wir folgende aus, Legende von Schreiber, das Leben von Haug, welches unter seine besten Gedichte gezählt werden darf. Allzugedehnt um einen schönen Eindruck zu geben ist Neuffers „goldner Harnisch." Hr. Haug und Hr. G. Schwab haben, wohl ohne von einander zu wissen, dieselbe Sage bearbeitet: denn das Christuskind von F. Haug in der Cornelia und G. Schwabs „Muttergottesbild" in der Urania sind nur in der Bearbeitung verschieden.

7) Das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen beginnt sonderbarer Weise ebenfalls mit einer Madonna. Doch ist diese nach Raphael Sanzio, und erregt deshalb nicht die Schauer in uns, wie die im Taschenbuch Cornelia. Die übrigen Kupfer gehören zu Erzählungen und Gedichten und machen einen harten unangenehmen Eindruck. Ausgezeichnet sind dagegen vier römische Bilder, die wirklich genial behandelt sind. — Erzählungen: 1) Dorothea Cappel von Friederike Lohmann. Eine Anekdote aus Friedrich des Großen Leben, (ob wahr oder erdichtet, ist uns unbekannt,) hat die Verfasserin zu einer Erzählung ausgeführt. Ein Baron, öffentlich des Königs Freund, will ihn den Oestreichern ausliefern. Er zieht seinen Jäger ins Geheimniß, und dieser übertäubt, von Noth gedrungen, sein Gewissen. In einer entscheidenden Nacht stürzt der Jäger mit dem Pferd und beschwört seine herbeyeilende Frau, die Papiere, die er bey sich führt, dem Pfarrer zu bringen. Der Pfarrer schickt sie an den König selbst, der auf diese Art das Geheimniß erfährt. Der stille, fromme und anmuthige Charakter dieser Frau ist gut gehalten, aber das Ganze wird zu langsam und schläfrig erzählt.

Das Hospizium des Bernhardsberges, von Alex. Bronikowsky, ist eine Novelle, wie wir sie gerne haben. Interessant erfunden, mit Ruhe und Besonnenheit erzählt *).

*) Wir müssen uns der traurigen Pflicht entledigen, unsern Lesern anzuzeigen, daß der Verfasser des hier abbrechenden Aufsatzes über die Taschenbücher, Herr Dr. Wilhelm Hauff, heute gestorben ist. Dieser Aufsatz wurde von ihm erst während seiner kurzen Krankheit begonnen und ist als die lezte Gabe seines liebenswürdigen Humors zu betrachten. Sanft ruhe die Asche des früh Vollendeten!

Stuttgart, den 18. Nov. 1827.

Die Redaktion des Literaturblatts.

Streitschriften.

Lettre de Sir Walter Scott et réponse du général Gourgaud, avec notes et pièces justificatives. Paris, 1827.

Die Fehde, welche sich zwischen Walter Scott und Gourgaud erhoben hat, beschäftigt seit mehreren Monaten die öffentliche Aufmerksamkeit. Gewisse Publicisten in Frankreich, die, wo es gegen einen Bonapartisten geht, gerne auf ihre Eigenschaft als Franzosen verzichten, haben die ihnen von Walter Scott dargebotene Gelegenheit eifrigst benüzt, um die Tugend des Bonapartismus, die in den freywilligen Theilnehmern des Exils von St. Helena bewundert worden ist, wenigstens an Einem dieser Märtyrer der Treue verdächtig zu machen. Sir Walter hingegen scheint weiter an nichts gedacht zu haben, als auf Kosten der Ehre Gourgauds die Ehre des englischen Ministeriums zu retten, indem er die gegen Napoleon ergriffenen Einschränkungsmaßregeln als Folge wichtiger von Seiten des Generals an die englische Regierung und an die Kommissäre der heil. Allianz gemachter Eröffnungen darzustellen sucht. Er beruft sich auf sechszehn Quartanten, die ihm aus den Archiven des Kolonialministeriums zur Einsicht der in Betreff des erlauchten Gefangenen geführten Korrespondenzen mitgetheilt worden seyen. Um die Erlaubniß zur direkten Rückkehr nach Europa zu erhalten und nicht den Weg über das Kap einschlagen zu müssen, hätte Gourgaud sich den schwärzesten Undank, die ehrloseste Verrätherey zu Schulden kommen lassen. Die Mißhandlungen, welche die Gefangenschaft des gefallenen Helden unerträglich und zu einer langsamen Todesqual machten, sind bekannt; um so abscheulicher müßte uns der Mann erscheinen, der einem so unbedeutenden Zwecke das Schicksal seines kaiserlichen Wohlthäters aufgeopfert, der das tückisch erschlichene Zutrauen als Mittel gebraucht hätte, um den Feinden Napoleons Vorwände an die Hand zu geben, dessen Fesseln zu erschweren.

Nach Sir Walter Scott sind es drey Punkte, die dem General Gourgaud zur Last fallen:

Erstens, er hätte den Gesundheitszustand des Kaisers als gut dargestellt; zweytens, er hätte angezeigt, daß derselbe eine Summe von 240,000 Franken in Reserve habe; drittens er hätte auf die Unzulänglichkeit der Maaßregeln, die seine Flucht verhindern sollten, aufmerksam gemacht.

Bey diesen Eröffnungen eines der vertrautesten Diener Napoleons, meint Sir Walter, habe natürlich das englische Ministerium nichts anderes thun können, als seine Strenge und Wachsamkeit verdoppeln. Gewiß!

Dagegen beweist Gourgaud, daß die Maßregeln der Strenge sich vom 9. Okt. 1816 datiren, während er vor 1818, dem Jahre seiner Rückkehr, keinerley Kommunikation mit Mitgliedern des Gouvernements gehabt, und so kann er mit Recht sagen, es sey eine ausgezeichnete Perfidie, daß W. Scott keine Zeit angebe, wann die vermeintlichen Eröffnungen geschehen seyen. Damit könnte Gourgaud seine Rechtfertigung für geschlossen halten. Er zeigt aber zum Ueberfluß, daß jene Angaben, die er gemacht haben soll, entweder gar nicht wahr oder entstellt seyen, daß sie aber keines Falls auf die Entschließung des englischen Ministeriums Einfluß gehabt haben. Die am 14. Nov. 1818 erfolgte Anwendung der Alienbill auf den damals in London befindlichen Gourgaud, so wie die damit verbundenen groben Mißhandlungen, lassen uns kaum die Möglichkeit eines Einverständnisses, das zwischen jenem und dem Ministerium bestanden hätte, annehmen. Er theilt handgreifliche Proben mit. Wie ganz anders erscheint, was Gourgaud über den Gesundheitszustand des Kaisers gesagt hat, wenn man ihn selbst und wenn man W. Scott hört. Gourgaud, sagt Sir Walter, erklärte: Napoleon fingire eine Krankheit, während er sich ganz wohl befinde. Gourgaud erwiedert: Nach meiner Abreise aus Longwood hörte ich, wie man sich in den Cirkeln von Plantation-House über die Möglichkeit unterhielt, daß sich bey Napoleon die Anfänge einer Krankheit des Magenkrebses zeigten, die seinem Vater das Leben gekostet hatte. Dagegen wandte ich die Festigkeit seiner Konstitution ein, und sagte, seine gegenwärtige Körperleiden seyen blos eine Folge jener Beschränkungen, die man ohne zureichenden Grund über ihn verhänge. „In diesem Sinn schrieb er den 2. August 1818 an die Kaiserin Marie Louise: Le supplice de l'Empereur peut durer encore long-temps; il est temps de le sauver. Was den zweyten Punkt betrifft, so zeigt Gourgaud, daß jene Summe von 240,000 Franken es nicht seyn konnte, welche die englische Regierung fürchtete, da sie vom Bellerophon her wußte," daß Napoleon wohl über das Doppelte zu disponiren hatte, da er im Besitze seiner Kleinodien, worunter ein Halsband der Königin Hortensie, über 200,000 Franken an Werth, geblieben war. Die Illusionen über das ungeheure Privatvermögen Napoleons, die seit dem Erscheinen seines Testaments verschwunden sind, waren damals noch vorhanden, und darauf bezog sich die Rede des Lord Bathurst, die er im Oberhaus den 18. März 1817 gehalten, und gegen die Napoleon selbst seine Bemerkungen gemacht hat (Recueil des pieces sur Sainte-Helène Tom. I. pag. 57). Die Würdigung des dritten Anschuldigungspunkts gibt der Bericht des Baron Stürmer, dessen Sinn dahin geht, daß Gourgaud in den freyen Unterhaltungen, die von den Bewohnern Longwoods mit den Kommissären gepflogen wurden, meinte, wenn Napoleon wollte, hätte er doch Mittel genug zu entkommen, aber hinzusetzte: „Wir alle haben ihm dazu gerathen; allein er will nichts davon hören. Er ist stolz auf die Wichtigkeit, womit man die Bewachung seiner Person behandelt, und auf das Interesse, das man an seinem Schicksale nimmt. Er hat oftmals gesagt: Ich kann nicht mehr Privatmann seyn. Ich will lieber hier als Gefangener, denn in den Vereinigten Staaten als Freyer leben."

Aus dem Angeführten ergibt sich: einmal, daß W. Scotts Werk theilweise wenigstens als ein Echo des Castlereagh'schen Ministeriums zu betrachten ist; zweytens, daß Gourgaud, der wahrscheinlich den Vorwurf unvorsichtiger Aeußerungen nicht ganz von sich ablehnen kann, als Mittel zur Rechtfertigung jenes Ministeriums gebraucht werden sollte; drittens, daß diese Rechtfertigung selbst fehlgeschlagen ist.

Mebold.

Italienische Literatur.

Annali d'Italia dal 1750, compilati da A. Coppi. Roma. 1827. Tomo 4to.

Wenn nicht als Geschichte, doch als historische Quellensammlung verdient dies bisher selbst in Italien nicht allgemein bekannte Werk die ungetheilteste Anerkennung, und sollte neben dem englischen Annual Register in jeder Bibliothek aufgestellt seyn. So wenig wir uns zu den Ansichten des Verfassers bekennen, der jede Neuerung zum voraus als Frevel betrachtet, so müssen wir doch der Unpartheylichkeit, die er in der Darstellung der Thatsachen beobachtet, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Und ungeachtet des Vorzugs einer schönen Darstellung, der sich Botta's Storia d'Italia nicht absprechen läßt, stehen wir nicht an, jedem, dem es mehr um Belehrung als Unterhaltung zu thun ist, die nüchterne Erzählung Coppi's mit ihrer chronologischen Genauigkeit und durchgehender Anführung der Quellen und officiellen Documente zu empfehlen. — Der so eben erschienene vierte Band umfaßt die Jahre 1810 bis 1819, einen für Italien, wie die ganze Menschheit, wichtigen Zeitraum, reich an Ereignissen, deren Folgen noch jezt in allen Begegnissen des Tages sichtbar sind, und deren Veranlassungen in ihrem genauesten Detail kennen zu lernen der Staatsmann, der Philosoph und der Bürger gleich sehr wünschen muß. Die Fortsetzung von dem Jahre 1820 bis auf die neueste Zeit wird der Zukunft vorbehalten; aus Gründen, die sich leicht errathen lassen.

Nr. 95.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. November 1827.

Romane.

1) Die Heyrath. Vom Verfasser der Erbschaft. Aus dem Englischen übersezt.

2) Waldemar, der Sieger. Vier Bändchen von Ingemann. Aus dem Dänischen übersezt von Kruse.

3) Die Deportirten. Von Schefer. Im dritten Theil seiner Novellen.

4) Chinesische Erzählungen. Drey Bändchen. Aus dem Chinesischen übersezt von Hrn. Abel Remusat und verdeutscht von **r*.

Der Roman hat eine Seite, in welcher die der verschiedensten Nationen, absichtlich oder unwillkührlich, mit einander übereinstimmen: — sie schildern den Stand der sittlichen Bildung des Volks, welches sie darstellen, oder dessen, für welches sie geschrieben sind. Diese gemeinsame Eigenschaft erlaubt uns die Produkte der verschiedensten Völker neben einander zu stellen. So schildern die arabischen Feenmährchen das Volk, dem sie erzählt werden, wie es in seiner beschränkten, aber nicht bedürftigen Wirklichkeit sich an der Beschreibung unerhörter Begebenheiten und unermeßlicher Schätze ergözt. So malte hingegen Fielding und Richardson den Engländern seiner Lebenszeit, die Engländer dieser Zeit, als Sittenspiegel und Lehrbuch. Die Phantasien eines Klosterbruders, Heinrich von Ofterdingen, die Mimelis — wir protestiren sehr ernst gegen jede unwürdige Zusammenstellungen jener mit diesen — Wahl und Führung und was diesen allen ohne sie zu erreichen nachahmt, sind das treue Bild unsrer Bildungsstufe, auf der Sehnsucht, Lüsteley, Uebersinnliches, Zügelloses, die Menge treibt, verwirrt und an gedeihlicher Entwicklung verhindert. Die Charaktere dieser verschiednen Gattungen finden sich, wenn gleich sehr harmlos, in den oben genannten vier Dichtungen vier gänzlich verschiedner Nationen zusammengestellt.

1) Der Verfasser der Heyrath, von der schon vor zwey oder drey Jahren eine Uebersetzung erschien, schildert uns eine Bergschotten-Familie mit aller Seltsamkeit und aller Geistesbeschränkung, welche gänzliche Weltunkunde vorausbedingt, aber auch mit allen Tugenden des Familienlebens und der Heimath und Vaterlandsliebe; im Gegensatz mit dem übersatten Luxus, der herzlosen Kälte und Sittenerschlaffung eines hochadeligen englischen Hauses. Beyde Schilderungen sind übertrieben, doch nicht unwahr; die Hochländer, obschon ihre Eigenthümlichkeiten immer Lachen erregen, leben in einem so sittlichen Element, daß sie nie unsre Achtung verscherzen, und, um uns gänzlich mit ihnen zu versöhnen, zeigt der Verf. in der Heldin der Geschichte, wie schön sich ihre nationelle Anlagen unter günstigen Umständen entwickeln. Er trug auch Sorge darzuthun, daß in der Unnatur des vornehmsten Lebens selbst ein schöner Geistesfunken nicht immer erstickt, — eine Zwillingsschwester der Heldin, früh dem Hochlande entführt, in dem Hause ihres herzoglichen Oheims erzogen, entwickelt in sich die Opposition gegen das Schlechte, und lernt später von ihrer hochländischen Schwester, daß diese Opposition, um besser wie das Schlechte zu seyn, als Tugend, als Pflichtgefühl erscheinen müsse. Beyde Uebersetzungen betrachtend, wissen wir nicht, warum Hr. B. eine zweyte für nothwendig hielt. War sie ein Buchhändler-Bedürfniß, so hätte er andere Verbesserungen anbringen können, als die Verdeutschung englischer, bedeutsamer Eigennamen. Diese Namen verrathen auch im Englischen einen Mangel an Geschmack, dessen elegante Schriftsteller sich heut zu Tage nicht mehr schuldig machen. Wo es geschieht, finden diese Namen, die den Leser „mit der Nase" auf die Absicht des Verfassers stoßen zu wollen scheinen, ihre Bedeutung in dem Charakter, der dem Namensträger in der Geschichte zugetheilt ist; erleichtern also die Aufmerksamkeit des Lesers. Wenn aber Hr. B. einen einfältigen Engländer von Stande, Lord Wachtelpeter nennt, stört er des Lesers Aufmerksamkeit durch diesen allbekannten niedrig komischen Namen, und hat dieser Leser einigen Geschmack, so wünscht er solch einen Mißgriff vor allen Nachbarn zu verbergen. Da das Uebersetzen von solchen Lesebüchern einige Willkühr erlaubt, würde Hr. B. seiner

Uebersetzung einen wirklichen Vorzug gegeben haben, wenn er die langweiligen Auftritte mit dem niederträchtigen Familien-Doktor bis auf das Nothdürftigste gestrichen hätte. Bey den Fehlern des Originals und den Mißgriffen des Uebersetzers behalten dennoch beyde so viel Werth, daß wir diese Heyrath zur Bereicherung der Leihbibliotheken Dutzenden von deutschen Originalromanen vorgezogen wünschen. Sie hat Humor, lebhafte Schilderungen und sittliche Würde, welches Alles jenen gar zu oft abgeht.

2) Herr Ingemann, den sein Vaterland, und wir durch Uebersetzungen, als Trauerspieldichter kennen, tritt, unsers Wissens hier zum ersten Mal, als Erzähler auf. Er hatte bey der Geschichte „Waldemars des Siegers" einen Reichthum von Volksliedern, Sagen und Chroniken zur Hand, die er mit männlicher Gesinnung, aber oft ungeschickt benuzt hat. Er wußte die vorliegenden Farben nicht zu verschmelzen, die ihm gegebnen Heldengestalten nicht der Anlage angemessen auszumalen, und somit stört die Erinnerung an die herrlichen alten Volkslieder und Sagen, anstatt Täuschung zu befördern. Wenn er seine ernsten Helden, seine holdseligen Frauen ihre Empfindungen aussprechen läßt, sehen sie oft aus, als sey die edle Gestalt der Vorzeit mit modernen Bänderchen und Mäntelchen gepuzt. Des sichtlich Alterthümlichen bleibt aber so vieles, H. J. faßt es mit so männlichem Sinn auf, daß wir während der ersten drey Bände die Störung, durch empfindsame Redensarten, nicht geachtet haben. Doch der vierte Theil erweckte die Idee in uns, die alten Sagen haben hier dem Erzähler gemangelt, und die Entwicklung von Karl und Rugmorens Schicksal, welche nach dem tableauartigen Effekt unsrer gemeinen Dramen zu streben scheint, that uns recht weh. Waldemars Stern mußte ja untergehen. Das empfindsame Wetterleuchten der Versöhnungsscene macht sein ernstes Schicksal nicht vergessen. Vielleicht gibt uns der dänische Dichter Recht bey unserer Bemerkung, und wählt bey einer neuen Gabe, aus dem Schatz der nordischen Volkssagen, zu der Ausmalung seiner Gestalten angemessenere Farben. Hr. Kruse hat bey seiner Uebersetzung das Deutsche geschickter gehandhabt, als es ihm oft bey eignen Werken gelang, denn eine Zahl ganz widersinniger Hauptwörter sind gewiß nicht ihm, sondern dem Korrektor beyzumessen, und die Nachläßigkeit dieser Herren wird — besonders bey den zunehmenden Schnellpressen — unsern Druck noch lange durch Inkorrektheit bezeichnen.

3) Die Deportirten. Vor ein paar Jahren zog uns eine Taschenbuchserzählung desselben Verfassers, das Weihnachtsfest, durch die innige Frömmigkeit ihrer Schilderung ganz besonders an. Indeß fürchteten wir sehr, der Mann möchte, in die Irrgänge der Modefrömmeley gerathend, für das heitere Leben verloren gehen. Um so erfreuter waren wir, diese Deportirten in dem dritten Bändchen seiner gesammelten Novellen (?) zu finden. Kräftiger Humor, Jugendfrische, Geistesfreyheit, reiner Sinn für die Herrlichkeiten der Natur treten uns in der kleinen Erzählung entgegen. Der arme Lankaster Schulmeister, der durch ein Ungefähr in einem Schiff voll Deportirter nach Neuholland segeln muß, erregt das harmloseste Lachen, und die kühnen, frommen, erhabnen Gedanken, die oft aus kindischem Scherz entsprossen, erheben das Gemüth. Neben dem wahrhaft entzückenden Naturgemälde von Van-Diemens-Insel, ertönt Patriks Predigt vor den neu ausgeschifften Deportirten, wie ein Donnersturm nach Zephir-Geflüster, und des Lesers Gemüth fühlt sich nach ihr gereinigt und belebt, wie der Luftkreis nach verhalltem Gewitter. Warum mußte der Verfasser den Schluß dieser Erzählung so verfehlen? Von dem Augenblick an, wo er Van-Diemens-Insel verläßt, zerfließt der Zauber, und von seiner erhabnen, kindlichen und kindischen australischen Welt ausgestoßen, wenden wir unmuthig den Blick von den Guckkasten-Bildern der in England spielenden Schlußscene ab.

4) Chinesische Erzählungen. Das französische Original dieser Verdeutschung ist uns nicht zu Händen gekommen. Wir hätten es gerne gesehen, da einige Stellen der lezten uns sehr in Zweifel lassen, indeß der deutsche Uebersetzer bey andern Anstoß nimmt, die uns, französisch gesagt, sehr klar scheinen. Wir wünschen deshalb, daß die Veränderungen, die er, wie er sagt, gemacht hat, nur in Abkürzungen bestehen mögen. Wir sind weit entfernt, diese ausländischen Produkte mit unsern Novellen — denn so sagt man jezt — zu vergleichen. — Hr. **r. meint, daß sie dabey verlieren würden, verwechselt aber, wie uns dünkt, damit die Darstellung mit dem Dargestellten. Jene scheint uns bey den Chinesen lebendiger, einfacher, wahrer, als die Mehrzahl unsrer heutigen Geschichtchen; allein dem Dargestellten sind wir in unserer Art um ein paar Jahrhunderte voraus. Diese chinesischen Erzählungen haben in den sichern Umrissen ihrer Gestalten etwas von der Bestimmtheit der italienischen Lustspiels-Charaktere, die auch von der ehemaligen französischen Komödie aufgenommen waren. Durch die Sitten bestimmt, sind sie aber von diesen verschieden. Salomonische und schurkische Richter, treue und untreue Wittwen (der Leser findet hier die Wittwe von Ephesus, Voltaires Wittwe, die ihrem todten Mann dem lebenden Liebhaber zu gefallen die Nase abschneidet u. s. w., wieder, doch recht drollig zu sehen, ganz in chinesischem Kostüm; auch manches Andere, was neuere Dichter schon benuzt haben, so wie Vieles, was für kleine Theaterstücke noch benuzt werden könnte.) Liebreiche und eigennützige Väter, liederliche und ehrenfeste Ge-

lehrte sind stehende Charaktere, die in mannichfaltiger Zusammenstellung abwechseln. An handgreiflicher Moral gleichen sie manchen indischen Mährchen, und bey ihrem einfachen Vortrag bot die vorliegende Sammlung mehr wie eine Erzählung, die in Kinderbücher aufzunehmen wäre. Der sämmtliche Inhalt dieser drey Bändchen, so wie die früher von Herrn Abel Remusat bekannt gemachten drey Basen, (les trois cousines) schildern uns ein herabgewürdigtes, gesetzlos und von blutiger Willkühr beherrschtes Volk, dessen Familienleben alles zarte Gefühl so wie sein öffentliches allen Ehrbegriff (nach unserer Ansicht) unmöglich macht.

Den wissenschaftlich Strebenden gewähren diese Erzählungen eine so detaillirte Ansicht chinesischen Volkslebens, daß durch sie die Geschichte und jetzigen Verhältnisse dieses erstarrten, entarteten, gesunknen, und unvergänglichen Volkes an Begreiflichkeit gewinnt, allein als eine Bereicherung der Leihbibliotheken möchten wir sie nicht empfehlen, noch weniger zu unseligen Nachahmungen, wie andre Originale sie herbeygezogen haben, — diese chinesischen Volksgeschichten so wenig, wie unsere Eulenspiegel, Simpler u. a., oder die spanischen Räuber und Schelmengeschichten, welche nachdenkende Leser über das Zeitalter ihrer Entstehung unterrichten, in denen aber die Menge nur von der Rohheit der Schilderung angezogen wird. Preßfreyheit schließt Lesefreyheit in sich, fern sey daher von uns jede Beschränkung! — Uns bedünkt nur, die Kritik sollte den Gesichtspunkt der Leser für diese Gattung der Literatur festsetzen, um die Menge vor Abwegen zu hüten. Sie sollte nicht, was ungeregelt ist, für seelenkräftig, was unfläthig, für freymüthig, nicht für religiös ausgeben, was der kranke und grobsinnliche Mensch vom Uebersinnlichen erträumt. — Doch auch hier wird die Zeit helfen, und wir müssen, wie jede Gegenwart, die Zukunft bereiten.

Italienische Literatur.

Discorso sopra un' iscrizione Trentina del Tempo degli Antonini, publicato dal Conte B. Giovanelli, Podestà di Trento; und

Trento, Città de' Rezj e Colonia Romana, dal stesso autore.

Wie der Reichthum an Gelegenheitsgedichten und Reden in Italien uns zum Beweise für die allgemeine Verbreitung einer gewissen formellen Geistesbildung dient; so auf der andern Seite der eben so große Reichthum an gelehrten Abhandlungen, die wie Pilze aus der Erde aufschießen, sobald man nur einen alten Stein umgewendet und auf demselben etwa einige Schriftzüge entdeckt hat, eben so sicher für eine Verbreitung antiquarischer Kenntnisse, der nicht leicht irgend ein anderes Land die Wage halten dürfte. Aber wo wird auch, so wie hier, der Geist durch so gewaltige Denkmäler der Vergangenheit mitten in einer thatenlosen Gegenwart auf das Alterthum hingewiesen? Wen kann es wundern, der die Ruinen des Tempels in Brescia sieht, wenn der zerlumpte Bube, der den Schlüssel zum Eingang verwahrt, ihm von Herkules und den zwölf Göttern vorschwazt? oder das alte Weib in den tullischen Gefängnissen in Rom von der Verschwörung und dem Ende des Catilina? der Bettler auf dem capitolinischen Berg von dem Sturme der Gallier?

Daß diese Kenntnisse nicht blos bey der großen Masse des Volks, sondern auch bey der Mehrheit der Gebildeten nicht anders, als oberflächlich seyn können, versteht sich zwar von selbst, wird aber zum Ueberfluß noch durch die meisten der erwähnten gelehrten Abhandlungen bewiesen, in denen mit der größten Mühe und Anstrengung oft die bekanntesten Dinge von der Welt in das Licht gesezt werden. Ungerecht würde es indessen seyn, was so vielen deutschen Gelehrten in Italien begegnet ist, dies Urtheil, weil es sich häufig bestätigt findet, allgemein zu machen. Es erscheinen täglich — und keinesweges blos durch Gelehrte vom Fach, sondern auch durch Männer, die nur ihre Musestunden den Wissenschaften widmen können, — Werke, die von eben so gründlicher Gelehrsamkeit, als gesundem und scharfem Blick zeugen. Und daß dies nicht längst allgemein auch im Auslande anerkannt wird, ist nur die Schuld des kleinen Kreises, den die meisten — auf Kosten der Verfasser gedruckt und nur unter ihre persönlichen Freunde vertheilt — zu durchlaufen pflegen. So verdanken wir es nur einem günstigen Zufall, daß zwey kleine Schriften, die der Podesta von Trento, Graf Giovanelli, bey Gelegenheit der Aufstellung einer alten römischen Inschrift im Stadthause drucken ließ, in unsere Hände kamen; und doch fanden wir in denselben mehrere scharfsinnige historische Konjekturen, von denen eine einzige hinreichend gewesen wäre, einem deutschen Subrektor zu einer sechsmonatlichen Unsterblichkeit in der Jenaer oder Leipziger Literaturzeitung zu verhelfen.

Der Beweis, daß Trento nicht von Cänomanischen Galliern, sondern von den Rhätiern erbaut, aber bereits vor der Unterjochung derselben, durch August, eine römische Kolonie war, kann nur den Archäologen interessiren. Wichtig dagegen für jeden, der die Geschichte des Alterthums nicht blos aus Kompendien kennen lernt, ist die Behauptung: Trento sey der Ort, wo Catulus von den Cimbern geschlagen worden sey, und der Dos di Trento ein steiler runder Hügel auf dem rechten Ufer der Etsch,

der die Stadt beherrscht, und auf dem früher eine römische, von Theoderich hergestellte und im Mittelalter von Benediktiner-Mönchen zerstörte Burg lag, das Castellum editum ad Athesin, das die Römer besezt hielten und aufgaben, um nicht von dem Hauptheer abgeschnitten zu werden.

Der Anzug der Cimbern war lange vorher bekannt, und Catulus, der Italien gegen sie verwahren sollte, konnte, um seinen Zweck zu erreichen, keine vortheilhaftere Stellung wählen, als die in dem Paß von Trento auf dem linken Ufer der Etsch und auf dem Hügel, welcher auf dem rechten eine natürliche Festung bildet. Weiter aufwärts war das Thal, theils durch die Felsen, theils durch die Sümpfe der Etsch zu sehr eingeengt, um Raum für das Lager des Heeres zu gewähren; auch fand sich nirgends ein zur Befestigung so trefflich geeigneter Punkt, als der Dos di Trento. Und überdieß saßen hier kriegerische Bergvölker, die erst hätten bekämpft werden müssen, wenn die Römer unter ihnen hätten lagern wollen. — Weiter abwärts seine Stellung zu nehmen, wäre eben so wenig räthlich gewesen, da der Feind dieselbe von Trento aus durch das Val di Sugana oder durch die Thäler des Gardasees hätte umgehen können.

Daß Catulus in der That diese Stellung wählte, wird um so wahrscheinlicher, da Ampelius erzählt, in saltu Tridentino habe Opimius einen Cimbern im Zweykampf erlegt. Und wem wäre nicht die Anekdote aus dem Valerius Maximus bekannt, von dem römischen Ritter, der sich selbst ermordete, weil sein Vater ihn von seinem Tisch verwiesen hatte, nachdem er in den tridentinischen Alpen vor den Cimbern geflohen war?

Nachdem die Cimbern Catulus geschlagen hatten, drangen sie ohne Widerstand in Italien ein, verweilten aber so lange in dem Gebiete der Venetier, bis Marius mit neuen römischen Heeren gegen sie heranzog und sie in der großen Schlacht in campo Raudio vernichtete. Wo dies Schlachtfeld gelegen war, möchte bey der großen Ungenauigkeit der Angaben der Alten gegenwärtig unmöglich zu bestimmen seyn; wahrscheinlich irgendwo in der venetianischen Ebene, gewiß nicht bey Vercelli im Piemontesischen. Denn wie hätten dann wohl die Tiguriner, welche die Nachhut hatten, in den norischen Bergen stehen können? Sollte vielleicht statt ad Vercellas zu lesen seyn ad Veronam? — Dies bestärkte noch mehr Giovanellis Vermuthung, daß Catulus sein erstes Lager gegen die Cimbern bey Trento gehabt habe. Er hätte, nachdem er gezwungen worden war, dasselbe aufzugeben, sich nach Verona herabgezogen, und, während die Cimbern sich im Venetianischen ausbreiteten, die Linie der Etsch gehalten, bis Marius ankam.

Wie große Wichtigkeit die Römer später auf Trento legten, geht schon aus den Festungswerken hervor, von denen sich noch in den heutigen Stadtmauern Reste finden. Hier vereinigten sich die beyden Straßen, von denen die eine das Etschthal herauf von Verona, die andere durch das Valsugana von Aquileja kam, nach der Claudia Augusta. Hier wurden wahrscheinlich unter Augustus die Vorbereitungen zur Unterjochung der freyen Rhätier getroffen, an dem Zusammenfluß der Eisach und der Etsch schlug Drusus zuerst die Alpenvölker, die Italien und Gallien bedrohten.

„Bald entriß er dem Feind die unzugänglichen Alpen:
Zeuge die Alpenthäler und Enus und der Isargus.
Mißgefärbt durch die Fluth, die mit schwarzem Blute sich mischte.“

Entfernt von allen philologischen Hülfsmitteln, die dem deutschen Alterthumsforscher zu Gebot stehen, und, zu unserer Schande müssen wir es bekennen, nicht einmal mit Thiersch Abhandlung über denselben Gegenstand (in seiner Reise durch Italien) bekannt, in wiefern die Konjekturen des Grafen Giovanelli wirklich neu sind, oder vielleicht sammt allen weiteren Folgerungen, zu denen wir durch dieselben veranlaßt wurden, nur uns aus Unkenntniß neu erscheinen.

Aber nicht blos das klassische Alterthum ist es, das dem Italiener beständige Aufforderungen zu wissenschaftlicher Thätigkeit darbietet. Wir dürfen vielmehr nur die Titel der bey den verschiedensten Veranlassungen in zahlreicher Menge erscheinenden Abhandlungen sehen, um uns zu überzeugen, daß neben den antiquarischen, auch eine nicht unbedeutende Masse anderer Kenntnisse aller Art in Italien selbst bey jenen Ständen Eingang gefunden hat, die durch ihre geselligen Verhältnisse von den Wissenschaften eher entfernt, als zu ihnen hingezogen werden. Mehr als die Titel zu sehen, ist aber freylich nur Wenigen vergönnt; da fast alle diese Versuche, nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren für die nächste Umgebung des Verfassers gedruckt, aus dem Buchhandel ausgeschlossen bleiben. Ein Urtheil über den Werth derselben können wir daher nur aus der Menge fällen; und dies kann nicht ungünstig ausfallen, wenn wir anführen, daß von 754 größeren und kleineren Schriften, die im Jahr 1826 allein in Venedig und den ehemaligen venetianischen Provinzen gedruckt wurden, 223, von 490, die bis Anfang September dieses Jahres in denselben erschienen sind, 154 auf Kosten der Verfasser gedruckt und gratis vertheilt wurden *).

---

*) S. den Elenco delle Opere stampate e pubblicate in Venezia e nelle Provincie Venete nell' anno 1826 e nell' anno 1827. (Ven. Imperiale Regio Ufficio di Revisione dei libri e stampe.)

Nr. 96.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 30. November 1827.

Biographie.

Mémoires et mélanges historiques et littéraires par le Prince de Ligne, ornés de son portrait etc. Paris, chez Dupont 1827.

Karl Joseph, Fürst von Ligne, 1735 zu Brüssel geboren, aus einer niederländischen Familie von altem Adel, Sohn eines östreichischen Feldmarschalls, hatte von Jugend auf Neigung zum Kriegsleben, in welchem ihm seine Ahnen als Beyspiel vorangingen. In seinem achten Jahre, erzählt er, war er Zuschauer einer Schlacht, im fünfzehnten kam er mit einem französischen Hauptmann überein, daß, wenn der Krieg ausbräche, er aus dem väterlichen Hause entlaufen und sich unter einem angenommenen Namen anwerben werde, denn er wolle sein Glück nur dem eigenen Verdienst zu danken haben. Schon 1752 ward er Fahnenträger im Regimente seines Vaters, nach Verlauf von 4 Jahren Hauptmann. 1757 machte er seinen ersten Feldzug, zeichnete sich mehrmals aus, namentlich zu Breslau und Leuthen, wo er, der jüngste Hauptmann, in Abwesenheit des Obersten die Anführung des Bataillons übernahm. Er war 1758 beym Siege zu Hochkirchen, wurde zur Belohnung seiner Tapferkeit Oberst und leistete nun die ausgezeichnetsten Dienste in dem siebenjährigen Kriege, dessen Hauptbegebenheiten er auf eine so anziehende und originelle Weise geschildert hat. 1770 begleitete er Joseph II. zu Friedrich II., und man findet in seinen Briefen viel Merkwürdiges, was den Charakter der beyden Fürsten und jenen Besuch betrifft. Seinen weiteren nützlichen Diensten verdankte er den Generallieutenants-Titel; erst als der Frieden fast allgemein ward und er seiner Kriegslust entsagen mußte, wandte er sich zu den Künsten des Friedens und vervollkommnete seine früheren Studien durch Lektüre und durch Reisen in Italien, der Schweiz und Frankreich. Zu Versailles, wo er schon 1759 als Abgesandter bey Ludwig XV. erschienen war, fand er außerordentlichen Beyfall, und hier lernte er die Marquisin von Coigny kennen, eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, an welche er später von den Ufern des Borysthenes aus die Briefe richtete, welche zu den interessantesten Theilen seiner Korrespondenz gehören. Ganz besonderen Beyfall fand er in Rußland bey Katharina II., zu welcher er seit 1782, mit wichtigen Angelegenheiten beauftragt, geschickt war; sie ernannte ihn zum Feldmarschall, gab ihm Ländereyen in der Krimm und ließ sich von ihm begleiten, als sie sich mit Joseph II. eben dahin begab. In seinen Briefen findet man eine anziehende Beschreibung dieser Reise und die originelle Zeichnung der hohen Personen, die er ganz aus der Nähe sah. Später wurde er als General der Artillerie von Joseph II. zu Potemkin gesandt, dem er bey der Belagerung von Oczakow unter den größten Gefahren beystand, ohne darum zu vergessen, seinem Fürsten außer den nöthigen Berichten ein schriftliches Gemälde des russischen Feldherrn zu schicken, das Jedermann mit Vergnügen lesen wird. 1789 theilte er mit Laudon den Ruhm der Einnahme von Belgrad.

„Mit Joseph II. bin ich gestorben," sagt er mehr als einmal. Als er nach dessen Tode in sein Vaterland kam, that er vergeblich sein Möglichstes, den schon zu weit gediehenen Aufruhr zu stillen. 1792 verlor er seinen ältesten Sohn in der Champagne. Erst Kaiser Franz bot ihm für seine erlittenen Unfälle mehr als eine Entschädigung. Die Zeit, im Felde zu glänzen, war für ihn vorüber, aber in den Büchern, die er nun schrieb, spricht er über nichts mit größerer Lust, als über seine brennende Leidenschaft für die Waffen. „Er schreibt die Sachen," sagt er selbst, „so wie sie ihm in den Sinn kommen," und sie kommen ihm auf eine sehr ungeordnete, unzusammenhängende Weise in den Sinn, er läßt sich auch in seinen Abschweifungen gar nicht irre machen, und kaum gibt er sich die Mühe, Sprachfehler zu vermeiden. Als General soll er seinen witzigen Worten viel zu verdanken gehabt haben, die von Glied zu Glied bey den Soldaten wiederholt wurden und ihn zum Abgotte derselben machten, aber durch seine Epigramme verdarb ers mit Vielen, und besonders mit dem Minister Thugut, der ihm vielleicht sonst 1796 das Kommando in Italien überlassen hätte. Er glaubte keine Memoiren geschrie-

ben zu haben, und doch können seine militärischen und sentimentalen Schriften (er nennt sie sentimentaires) für nichts Anderes angesehen werden. Er sah noch den Wiener Congreß. Da er ohne Vermögen starb und doch dem Herkommen gemäß seiner Kompagnie etwas verschreiben wollte, so gab er ihr die Sammlung seiner Handschriften, die er auf 100,000 Gulden schätzte, — seine Erben überließen sie freylich dem Buchhändler um ein Geringes. So erschienen i. J. 1817 die Oeuvres posthumes des Fürsten von Ligne zu Wien und Dresden, 6 Oktavbände, welchen seine von ihm selbst in denselben Städten herausgegebenen Werke, 30 Bände in 8., schon im Jahre 1807 vorausgegangen waren.

Frau von Staël gab i. J. 1809 die Lettres et Pensées du maréchal prince de Ligne heraus (1 in 8.); diese Sammlung ist meist aus der Korrespondenz desselben entnommen, welche ihr Gelegenheit genug gab, ihre Bewunderung zu rechtfertigen. Sie hat aber Meynungen und Urtheile hineingebracht, die der Verfasser seitdem zurückgenommen hatte. Auch de Propias und Malte-Brun haben Auszüge aus den Werken des Fürsten gegeben. Mit allen diesen Sammlungen und Auszügen war er so unzufrieden, daß er sich laut darüber beklagte, und daß er selbst eine Sammlung von Auszügen drucken lassen wollte; doch starb er zu frühe, als daß er diesen Plan noch hätte ausführen können.

Graf Segur, der lange in sehr innigem Verhältnisse mit dem Fürsten von Ligne stand, drückt sich in seinen Memoiren folgendermaßen über ihn aus: „Er ließ nicht die geringste Niedergeschlagenheit in unsern kleinen Zirkel eindringen, erzählte hundert lustige Geschichten, und war bey jeder Gelegenheit mit einem Madrigal oder Liede bey der Hand. Indem er allein sich das Recht nahm, Alles zu sagen, was ihm in den Sinn kam, mischte er unter Charaden und Bilder etwas Politik, und wenn er auch sein lustiges Wesen manchmal übertrieb, so kam doch mitten im Lärm ein nützliches und anziehendes moralisches Wort aus seinem Munde. Er war Hofmann aus Gewohnheit, Schmeichler aus System, gut von Herzen und Philosoph aus Geschmack; seine Späße brachten zum Lachen und verwundeten niemals.“ Die Worte Segur's, daß der Fürst sein lustiges Wesen manchmal übertreibe, sind einerseits wahr, andrerseits wird man sich, auch abgesehen von der Wahrheit, nicht darüber wundern, wenn man gelesen hat, was der Fürst über seinen Freund Segur schreibt.

Daß die Schriften des Fürsten nichts anders sind als Memoiren, darf uns nicht leid thun. Ein witziger, immer abschweifender, Kopf soll lieber Memoiren schreiben als Geschichte. Auch gehören Memoiren unstreitig zu den wichtigsten historischen Quellen: „sie enthüllen,“ wie sich der geistreiche Heeren ausdrückt, „den verborgenen psychologischen Zusammenhang der Begebenheiten, und sind zugleich die wahre Schule für den sich bildenden Staatsmann. Aber der kritische Forscher,“ setzt derselbe Gelehrte hinzu, „wird bey ihrem Gebrauche nie vergessen, daß ihre Verfasser stets ihre Ansichten, nicht selten ihre Leidenschaften mit dazu brachten...“ Das ist am Ende auch bey fast allen Geschichtswerken, die sich nicht blos auf die trockne Angabe der Thatsachen beschränken, der Fall; aber beym Lesen der Memoiren gehen wir eben kritischer zu Werke, als wenn wir eine rein geschichtliche Erzählung vor uns haben.

Memoiren bieten überdies für die meisten eine anziehendere Lektüre, zumal wenn sie aus der Feder eines Mannes, wie der Fürst von Ligne, geflossen sind, der über ein ganzes Jahrhundert beynahe Bericht erstattet, und der uns vom glänzenden Hofe der unglücklichen Marie Antoinette nach dem von Joseph II., vom Hofe Friedrichs des Großen zu Katharina und Napoleon geleitet; der selbst mehr als einmal für die hohen Personen, deren öffentliches und Privatleben er schildert, die wichtigsten Angelegenheiten zu besorgen hatte; der erzählen kann, was er gesehen, gethan und gehört, und dem seine Talente eine hohe Stelle in dem langen Zeitraume, den er durchlebte, anweisen.

Auch gibt sich das Werk, dessen Titel wir oben angeführt haben, für nichts anderes aus als für Memoiren, historische und literarische Miscellen. In nicht mehr als vier Bänden (in 8., jeder zu 6½ Franken), wovon der zweyte als erste Lieferung so eben erschienen ist, bezweckt es, dasjenige aus den Werken des Fürsten zugänglicher zu machen, was als besonders anziehend anerkannt ist, oder der Circonstance halber Jedem erwünscht seyn wird. Die sogenannte Circonstance ist und bleibt die Haupttriebfeder der Regsamkeit in der westeuropäischen Literatur, zumal in England und Frankreich. Die heterogensten Sachen finden sich beysammen in einem und demselben Werke durch weiter nichts als die Circonstance. Eine Giraffe kömmt nach Paris, und zu gleicher Zeit die Osagen, und allerley Neuerungen treten daselbst ein im Bereiche der Politik, und alsbald erscheinen Büchlein wie der Discours de la Girafe au chef des six Osages, traduit de l'arabe par Alibassan, interprète de la girafe etc. Tolle Hunde beißen einige Menschen, eine allgemeine Verfolgung der Hunde wird ausgeschrieben, und alsbald richten die Hunde der Hauptstadt und Departemente Briefe an einander in jedem Format, worin gar mancher politische Fingerzeig, wie man ihn kaum von einem Hunde erwarten sollte, gegeben wird. Aerzte arbeiteten sogleich ihre Materialien aus, die Bezug auf die Wasserscheu haben, Geographen beschreiben das Land der Osagen, ihre Sitten und Gebräuche, und nehmen in Ermangelung andrer Quellen

mehr als einmal ihre Zuflucht zu dem längst wiederlegten Hunter; die Anzüglichkeiten in den Schriften führen Prozesse herbey, Juristen schreiben Konsultationen, geben ihre Plaidoyers heraus; und um nicht den Schriftstellern und Buchhändlern allen Gewinn zu lassen, malen, lithographiren, sticken, wirken, graviren u. s. w. Maler, Quincailleriehändler, Modehändlerinnen, Tapezirer rc. die Circonstance auf ihre respektiven Kunstwerke und Waaren. So ist es in der lezten Zeit in der Hauptstadt Frankreichs Circonstance geworden, die auswärtige Literatur, namentlich die englische und deutsche, nach Paris zu verpflanzen. Der erste Antrieb, scheint es fast, ging von denjenigen aus, deren Bestreben es ist, englische Grundsätze ins französische Herz zu okuliren, daher es auch kömmt, daß gerade die, welche in sonstiger Hinsicht ganz und gar nicht zur Opposition gehören, sich ganz besonders diesmal opponiren. Diese Opposition der sogenannten Classiques fruchtet aber nicht, und der Franzose, der zwar in Vielem nicht am Alten hängt, aber doch bisher seine alten Schriftsteller für unübertrefflich gehalten hatte, ist mit seinem Motto: Une fois lancé je ne m'arrête point bereits dermaßen ins Romantische hineingerathen, daß schon manche der eifrigsten Anrather des Auswärtigen — wiewohl zu spät — dem Drange der Verhältnisse Einhalt thun möchten. Zu spät! denn schon ist das englische Drama mit Enthusiasmus aufgenommen; das spanische, das deutsche wird nachrücken, und während bisher einzelne der gelehrtesten franz. Dichter und Prosaiker die zartesten Blüthen unserer deutschen Literatur pflückten und auf ihre Weise nach ihrer Heimath verpflanzten, ohne auch nur mit einem Worte der Quelle Erwähnung zu thun, nennen sie jezt angelegentlich die auswärtige Quelle und kennen kein besseres Mittel, ihren Bearbeitungen Zugang und Beyfall zu verschaffen. Und ihr Vorhaben gelingt ihnen um so besser, als die Opposition die niedrigsten Wege zum Gegenwirken gebraucht; denn so wie früher französische Witzlinge die erste und herrliche Produktion unseres großen deutschen Dichters in eine Karrikatur zur Belustigung des Volkes verwandelten, wagt es jezt noch die Opposition, sein gelungenstes Werk, den Faust, durch eine Bearbeitung nach ihrer Art zu einer Vaudeville-Farce zu erniedrigen.

Circonstance ist es also gegenwärtig in Frankreich, das Auswärtige — ob nun auf eine anständige Weise oder verstümmelt — ins Land einzuführen. Hat nun gar ein Fremder mit besonderem Wohlwollen über die Franzosen gesprochen, hat er sich gar der französischen Sprache bedient, so greifen Bearbeiter und Buchhändler eifrig nach seinen Werken. So verhält es sich mit denen des Fürsten von Ligne. Dazu kömmt, daß seine Schriften selbst zum Theil der Circonstance angehören. Er hat über die Griechen, über die Kapuziner, über Voltaire geschrieben, von den Frauen, den Engländern, dem Adel gesprochen, er hat Maurokordato, Segur (dreymal), den Dr. Gall, er hat Chateaubriand geschildert, und alles dies ist neben vielem Anderen der ersten Lieferung, welche wir hier anzeigen, einverleibt. Wer nun in Frankreich die Ansichten des prince de Ligne theilt, liest seine Werke, da sich Jedermann freut, bey seiner Lektüre die eigenen Ansichten wieder zu finden; und wer die entgegengesezte Ansicht über dies und jenes hat, liest sie desto eifriger, weil sie ihm zu Diskussionen Anlaß geben. In diesem Lande wird fast jedes Buch, eben weil es der Circonstance gemäß herausgegeben wird, als ein Ineditum betrachtet, und wäre es tausend Jahre alt. In sofern wird das angezeigte Werk auch in Deutschland nicht ohne Interesse seyn, einmal weil es wirklich die Quintessenz aus 36 Bänden, die neben vielem Guten manches Weitschweifige enthalten, herauszieht, dann weil man sich daraus einen Begriff über die Gegenstände machen kann, welche in diesem Augenblick den Franzosen am meisten am Herzen liegen. Der erste Aufsatz der ersten Lieferung handelt von den Griechen.

Irländische Zeitungen.

Im Laufe der lezten dreyßig Jahre haben die Erzeugnisse der irländischen Druckereyen bedeutend zugenommen. Vor der Vereinigung des Landes mit Großbritannien gab es in der Hauptstadt blos zwey täglich (des Morgens) erscheinende Blätter, gegenwärtig gibt es daselbst vier, und bis vor Kurzem erschienen sechs. In dem denkwürdigen Jahre 1798 hatte Dublin nur ein Abendblatt, jezt vier oder fünf. Wochenblätter bestehen erst seit neun Jahren in Irland, und doch kommen jezt in Dublin allein fünf solche jeden Sonnabend heraus. Auch in dem übrigen Irland wuchs die Anzahl der Journale mit großer Schnelligkeit.

Anfangs standen die irländischen Journalisten in so üblem Rufe, daß bey jeder wichtigen Angelegenheit, mit deren Diskussion die Regierung näher bekannt werden wollte, ein Schreiber zu diesem besonderen Zwecke über den Kanal abgefertigt wurde; und stand irgend einmal der Vortrag eines Redners in leidlichem Style in einer irländischen Zeitung, so konnte man daraus geradezu schließen, daß die Rede vom Parlamentsmitglied selbst an die Redaktion eingesandt war. Das beliebteste Tagblatt war damals das Freeman's Journal, ursprünglich von Dr. Lucas redigirt, dessen Freunde ihm nach seinem Tode eine Bildsäule errichteten — ohne aber im geringsten für seine verwaiste Tochter zu sorgen, — dann von einem gewissen Higgins, der den Mantel nach dem Winde hän-

gen ließ, eine reiche Frau bekam, sie zu Tode ärgerte, mit ihrem Geld das Freeman's Journal kaufte und auf solche Weise ein Mann von einiger Bedeutung wurde. Besonders beliebt wurde aber das Blatt durch den vorigen Besitzer Harvey (1806—1813), es war das ausschließliche Organ der Whigs, gemäßigt in seinem Ton, fest in seinen Grundsätzen, noch jezt wird es wegen seiner ruhigen Ansichten in Staats- und Glaubenssachen, wegen seiner Toleranz und weil es alle Persönlichkeiten vermeidet, von den gemäßigten Katholiken und den rechtlichen Protestanten viel gelesen. Gleichweit entfernt vom Protestantismus des Evening Mail und vom Papismus des Morning Register ist es, wie sich ein englisches Blatt ausdrückt: „weder die Zeitung von Sir Harcourt Lees, noch von Hrn. O'Connell, sondern die Zeitung des Publikums."

Die Zeitung von Hrn. O'Connell und der katholischen Partey ist das Dublin Morning Register. Sie besteht erst seit drey Jahren und verdankt ihr schnelles Gedeihen ihrem Systeme, großentheils aber auch der Vollständigkeit, womit sie zuerst — namentlich von den Zusammenkünften des katholischen Klubs — Berichte erstattete, und der wahrhaft irländischen Indignation, welche sie in ihren Artikeln herrschen läßt.

Noch vor vierzehn Jahren druckte man zu Dublin die Ankündigungen der Kaufleute auf Papierstreifchen und gab sie so ungefähr wie die pariser petites affiches heraus. Man machte aber endlich die Entdeckung, es sey bequemer, alle jene sogenannten day-notes auf ein großes Blatt Papier zu bringen, und vervollkommnete bald die Entdeckung in sofern, als man einsah, ein Theil des Blattes könne jedesmal zu Neuigkeiten benuzt werden. So entstand die Morning Post, die immerfort den Charakter einer Handelszeitung trägt, zuweilen aber auch einen kühnen politischen Ton annimmt und zur Führerin einer besonderen, wiewohl nicht zahlreichen Partey in Irland (der Radikalen) geworden ist. In Bezug auf Lokalsachen ist sie das beste dubliner Blatt.

Saunders's News Letter gibt sich, ungefähr wie the Morning Herald zu London, für ganz neutral aus; scheut sich aber dabey eben so wenig als dies Londoner Blatt, jede der Freyheit zuwiderlaufende Maßregel zu verfechten. Für fünf Schilling und einige kleinere Münze kann Jedermann in diesem Blatte dem Publikum seine geistigen und körperlichen Eigenschaften auseinandersetzen oder sonstige Anzeigen einrücken lassen; der Besitzer kömmt hierdurch zu bedeutendem Vermögen, und um so mehr, als unter den Artikeln des Blattes nie ein Original-Aufsatz zu finden ist.

Unter den alle drey Tage erscheinenden Blättern steht obenan die Dublin Evening Post, welche der Sache der Katholiken durch kraftvolle Beredsamkeit bedeutende Dienste geleistet hat; ihr feindlich gegenüber the Evening Mail, welches Blatt in vier Jahren erstaunlichen Erfolg gehabt hat. Es wird darin viel gegen die Regierung gesprochen, und das Privatleben wird ebendarin nicht geschont. In dem Maaße als die Anzahl seiner Leser zunahm, wurde die des Patriot, welcher das Organ der Regierung ist, geringer. The Irishman, ein volksthümliches Blatt in asiatischem Styl, besteht noch nicht lange; der Correspondent findet besonders Vergnügen an den sesquipedalia verba; der Weekly Freeman und Weekly Register schreiben die erwähnten Zeitungen, deren Namen sie auch angenommen haben, aus, und sind sehr in den Provinzen verbreitet. Im Warder sind Artikel von Harcourt Lees.

Zu den vorzüglichsten Provinzialzeitungen gehören the Cork Southern Reporter, the Leinster Journal, the Carlow Post, the Connaught Journal und the Northern Whig. Die irländischen Blätter sind noch nicht mit denen in England zu vergleichen, haben sich aber in den lezten Jahren sehr gebessert.

Italienische Literatur.

M. Tullii Ciceronis Opera ex rec. Chr. G. Schutzii additis commentariis. Auq. Taurin. 1826.

Unter den sehr korrekten Ausgaben der römischen Klassiker, die in Turin veranstaltet werden, ist die des Cicero auch für unsere deutschen Philologen wichtig, weniger wegen der zahlreichen Konjekturen des Korrektors, als weil im fünften Bande Varianten aus einem in Turin gefundenen Koder rescriptus geliefert werden. Außerdem hat der Herausgeber die Entdeckungen von Niebuhr und A. May in Rom, so wie die von Peyron in Turin, benuzt und bey der Rede pro Plancio von den Arbeiten des berühmten Garatone Gebrauch machen können.

Bücher-Anzeige.

In Bengalen ist erschienen:

Theatre of the Hindus, Nr. 5., containing the Signet of the Minister, translated from the original Sanscrit, by H. H. Wilson, Esq.

The history of Armenia, by Father Michael Chamich, translated by Joh. Avdall, Esq. 2 vols. 8vo.

In Neuholland:

Aurora australis; or specimens of sacred poetry for the colonists of Australia. By J. D. Lang.

Sermons, by Laurence Halloran, D. D.

Nr. 97.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 4. December 1827.

Epische Literatur.

Den größten und vorzüglichsten Theil unsrer epischen Literatur bilden noch immer Uebersetzungen oder neue Ausgaben der besten ältern Dichtungen in dieser Gattung, und selbst, was die neuern und neusten Dichter an epischen Werken hervorbringen, ist mehr oder weniger nur Nachahmung jener Alten, bald des Homer und Theokrit, bald des Tasso und Ariost, bald der Nibelungen und nordischen Sagen. Wir haben keine eigenthümliche moderne epische Literatur, statt derselben aber den Roman und die Geschichtschreibung. Nur die krankhafte Anhänglichkeit an die alten Formen verführt zuweilen noch einen gelehrten schulmeisterlichen Poeten, die alten Heldengedichte kümmerlich nachzuahmen, während ein gesundes Gefühl uns lehrt, daß der epische Geist unsrer Zeit nicht in solchen verblaßten Erinnerungen, sondern in der lebendigen Auffassung unsrer eignen Geschichte und ihrer Helden beruht. In diesem Sinne hat H. Heine vollkommen Recht, wenn er Segurs Geschichte des russischen Feldzugs für das beste neuere Epos hält. Lord Byron dürfte die einzige Ausnahme unter den modernen Dichtern machen, die von den Geschichtschreibern an epischer Wirkung beständig übertroffen werden.

Der deutsche Kunstfleiß hat in dem lezten Jahre mehrere sehr schätzbare neue Ausgaben und Uebersetzungen älterer Epiker geliefert. Unter den ersteren verdienen vorzüglich die typographischen Prachtwerke des Herrn Ernst Fleischer die rühmlichste Anerkennung. Die beyden kostbar gedruckten Bände des Parnasso Italiano, Lipsia pr. Ernesto Fleischer, 1826 und 1827, enthalten Ariost, Dante, Petrarka und Tasso, und gehören zu den schönsten Druckwerken, die je in Deutschland erschienen sind. Bey Ariost müssen wir hier zugleich der neuen Auflage seiner Uebersetzung von Gries erwähnen, die bis jezt noch immer die beste vollständige Uebersetzung ist, welche wir von diesem Dichter haben, obgleich sie den einzelnen Fragmenten, welche Herr Ludwig A. Follen vor einigen Jahren in den in Zürich erschienenen europäischen Blättern hat abdrucken lassen, an poetischem Werthe nachstehn. Petrarka und Tasso sind auch prosaisch übersezt worden, jener bey Lindauer in München 1827, dieser bey Michaelis in München 1827, und man hat bey diesen Uebersetzungen immer den Vortheil der Treue, wenn auch der Mangel des Verses vielfältig den poetischen Schwung des Lesers hemmt.

Auch bey Dante müssen wir der zweyten Auflage seiner Uebersetzung von Kannegießer (Leipzig bey Brockhaus 1825) erwähnen, und beziehen uns desfalls auf die in Nr. 28 unseres Blatts enthaltene Beurtheilung des vierten Theils dieser Uebersetzung. Ist Kannegießer auch sehr hart, und hat er die Uebersetzung vielleicht zu schwer genommen, so hat sie dagegen Streckfuß zu leicht genommen, und Härte eignet sich besser für Dante, als Glätte. Die große Schwierigkeit, Dante zu übersetzen, entschuldigt aber sowohl diese Uebersetzungen, als überhaupt den Mangel an einer besseren. Den zahlreichen Verehrern Dantes glauben wir einen Gefallen zu erweisen, wenn wir zwey Berichte des Herrn Dr. Hermes aus Italien hier einfügen.

1) Ueber den Plan und Zweck Dante's in der Divina Kommedia.

Wie zur Zeit der französischen Herrschaft in Deutschland die Zeit des altgermanischen Heidenthums, wie seit der Rückkehr der Bourbons in Frankreich die Zeit der großen Armee; so ist in Italien in unsern Tagen die Zeit der italienischen Republiken des Mittelalters der Haltpunkt, an dem sich die Hoffnung der Gegenwart aufrankt. Das deutlichste Zeichen dieser Richtung ist die Verehrung, die immer allgemeiner Dante findet, dessen göttliches Gedicht noch vor wenigen Jahren als eine Arbeit betrachtet wurde, die der Dichter „zum Zeitvertreib für sich und ohne die geringste Absicht, Ruhm dadurch zu erlangen" gemacht habe *). Die Ansicht, die man von

*) Bettinelli, Risorgimento d'Italia; un lavoro di passatempo, ch'egli compose per suo solazzo e d'altrui, non per alcuna gloria illustre; und: Dante non fece

dem Plane desselben hatte, war etwa, daß Dante eine seiner Reisen darin beschrieben, und auf derselben, wie Bettinelli sagte, mehr Grillen und Leidenschaften, als der Virgilius zu wahren Führern und Begleitern gehabt habe. Wer daran zweifelt, daß diese Ansicht vor dreyßig Jahren in Italien die allgemeine war, der lese Andres, oder schlage Tiraboschi auf; von denen der erste in seinem Werke Della origine e progressi e dello stato attuale d'ogni letteratura fragt: Warum hat Dante ein Gedicht ohne Handlung und ohne Charakter, ohne Ordnung und ohne Regelmäßigkeit machen wollen? Warum schweift er ohne Zweck in der Hölle, im Fegfeuer und im Himmel herum? Warum wählt er Virgilius zum Führer, in Lande, die dieser nie gesehen, und läßt ihn Dinge erklären, von denen er nichts gewußt hat? Warum vereint er Aeneas und das Gefäß der Erwählung, die poetische Hölle mit der christlichen, und Schlangen mit Vögeln? Warum gibt er statt eines regelmäßigen Gedichtes eine ausschweifende und alberne Reisebeschreibung? Kurz, warum führt er uns statt in einen angenehmen Ort des Pindus (a qualche delizia di Pindo) in dunkle Büsche und Labyrinthe ohne Ausgang? Und Tiraboschi ruft aus: die Komödie Dante's ist kein regelmäßiges Gedicht. Häufig stößt man darin auf unwahrscheinliche und befremdliche Dinge; die Bilder sind nicht selten ganz gegen alle Natur; viele Stellen sind langweilig und manche Gesänge kann man sich kaum überwinden zu lesen. Die Verse haben zuweilen eine unerträgliche Härte, und die Reime sind oft so gezwungen und gesucht, daß man sich des Lachens nicht enthalten kann.

Aber wie gewöhnlich bey heftiger Bewegung man von einem Extrem in das andere fällt und den Mittelpunkt verfehlt; so scheint es den Italienern auch mit ihrem Dante gegangen zu seyn. Während die Pedanten des vergangenen Jahrhunderts nichts in ihm fanden, als abgeschmackte Fabeleyen; so suchen dagegen die überspannten Köpfe des jetzigen mehr in seinem Gedichte, als er je hineinlegen wollte, und Ugo Foscolo in seinem Dante illustrato geht gar so weit zu behaupten: Dante hatte die Absicht eine neue Religion in Europa, oder wenigstens in Italien zu stiften! (Dante aspirava a fondare una nuova scuola di religione in Europa, o almeno in Italia).

Die gesunde Vernunft, sollte man denken, forderte doch vor allen Dingen, nachzusehen, ob der Dichter sich nicht selbst über seine Absicht ausspräche. Aber kaum hat man dies nöthig, da man nur die ersten Strophen der drey Theile, in die sein Gedicht zerfällt, gelesen zu haben braucht, um jedes Zweifels über dieselbe enthoben zu seyn.

Daß er im Paradiso das Reich des Himmels beschreibt, wie es seiner Phantasie und Spekulation erschien, sagt er im vierten Terzett:

> Veramente quant' io del regno santo
> Nella mia mente potei far tesoro,
> Sarà ora materia del mio canto.

Und welche andere Absicht konnte er haben, indem er dieses Gemälde entwarf, als die Menschen aufzufordern, dies Reich sich anzueignen; wozu er ihnen den Weg zeigte, indem er dasselbe der Tugend zum Lohne anwies. Dies war aber nichts weniger, als eine neue Lehre, sondern nur die alte christliche; von der er sich auch dann nicht entfernt hätte, wenn er durch diesen „Schatten des heiligen Reiches" die Menschen hätte belehren wollen, daß sie ihr wahres Glück nicht in der Befriedigung ihrer Leidenschaften, sondern in der Ruhe, zu der die Tugend führt, zu suchen haben. Etwas Neues lehrte er damit auf keine Weise, selbst seinen Zeitgenossen nicht; denn dasselbe predigte Fra Giordano: das rechte Glück und die wahre Seligkeit ist im ewigen Leben, wo alle Guten und alle Geliebten Gottes vereinigt sind; aber wer zu diesem kommen will, der muß hier bereits den Anfang machen. Und deshalb sind die Heiligen bereits in diesem Leben selig. Sie sind nicht in jener Seligkeit, welche im ewigen Leben seyn wird; aber sie fangen bereits an, und fühlen in diesem Leben einen Theil der Freude und Süßigkeit und einen Vorschmack jener Seligkeit. Daher ist es nothwendig, daß der Zustand der Seligkeit bereits hier seinen Anfang nimmt.

Eben so deutlich spricht Dante die Absicht aus, die er in den Gesängen des Purgatorio hat; man liest im zweyten Terzett:

> E canterò di quel secondo regno,
> Ove l'umano spirito si purga,
> E di salire al Ciel diventa degno.

Er wollte lehren, wie der menschliche Geist gereinigt und würdig werde, in den Himmel zu kommen; den Weg zeigen, auf dem man sich von Lastern und Fehlern befreyt, und zur Tugend gelangt, und durch die Hoffnung, die er vor Augen stellte, in den Mühen und Beschwerden stärken, die man auf diesem Wege nothwendig zu erdulden hat. Zugleich wollte er durch das Gemälde der Schmerzen, die selbst der Büßende zu überstehen hat, schrecken und auffordern, die göttliche Gerechtigkeit noch in diesem Leben zu versöhnen.

Nicht weniger offen ist sein Zweck in dem ersten Ge-

altro che descrivere un suo viaggio ed il capriccio non meno che le passioni, più che Virgilio, furono sue vere guide e compagne in tal via.

sang des Inferno dargelegt, (v. 114—117) wo Virgilius zu Dante sagt:

E trarroti di qui per loco eterno,
Ove udirai le disperate strida,
Vedrai gli antichi spiriti dolenti,
Che la seconda morte ciascun grida.

Mit Recht sagte daher schon Boccaccio; er habe in der Hölle die Schlechten und Lasterhaften mit den schwersten Strafen belegt, um vor der Sünde und dem Laster zu warnen. Indem er alle Bosheit, Verruchtheit, Schlechtigkeit der Welt in einem großen Gemälde zusammenfaßte, indem jeder seiner Zeitgenossen bekannte Züge wieder fand, und alles Elend, alle Qual, allen Jammer, welche daraus hervorgehen, in den lebendigsten Farben schilderte, erregte er zugleich Abscheu in den Besseren und Furcht in den Schlechteren, und erreichte so auf doppelte Weise seinen Zweck, die Menschen aus dem Reiche des Lasters dem der Tugend zuzuführen. Nicht unwürdig wäre es Dantes, anzunehmen, daß er selbst an materielle Höllenstrafen nicht glaubte, sondern dieselben nur als ein Bild für die inneren Qualen brauchte, welche die Seele des Bösen zerreißen; während heitere Ruhe und Seligkeit in dem Gemüth des Guten, Tugendhaften, Vollendeten, herrscht, und der nach Besserung strebende, ringende, arbeitende Geist des Gefallenen, aber nicht ganz Verlorenen in seinen Leiden durch die Aussicht auf das Ziel aufrecht gehalten wird.

2) Ueber eine Episode der Divina Kommedia.

Lettera del professore G. Carmignani all' amico e collega suo G. Rosini, sul vero senso di quel verso di Dante. Poscia più che'l dolor potè il digiunto. Infern. Cant. XXXIII. v. 75. Pisa 1826. 8.

Riposta del Prof. Rosini alla lettera del P. Carmignani. Pisa 1826. 8.

G. Pepe, già Colonello Napolitano, Cenno sulla vera intelligenza del stesso verso di Dante. Firenze 1826. 8.

Considerazioni del Prof. Gazzeri etc. Firenze. 1826. 8.

Antologia di Firenze. Tom. XXXI. pag. 138 ff. (del celebre Monti).

Giornale sulle Scienze a Lettere delle Provincie Venete. Treviso. Guglio, p. 16.

In der ganzen Divina Kommedia, die außer dem tiefen Grundgedanken, durch den dies Gedicht eine Schule der Weisheit für Italien wird, wie Homer es im Gegensatz durch seine Objektivität für Griechenland war, so reich an eigenthümlichen einzelnen Schönheiten ist, wie außer Homer und dem deutschen Nibelungenlied, kein anderes episches Gedicht der alten und neuen Zeit, ist wieder vielleicht keine andere einzelne Stelle so berühmt, und so bewundert, als die Episode des 33sten Gesanges der Hölle, in der Ugolino sein grausames Schicksal erzählt.

Den Mund erhub vom grausenvollen Mahle
Jetzt dieser Sünder, wischt ihn an den Haaren
Des Haupts, das er von hinten halb' verwüstet.
Drauf fing er an: Du willst, daß ich erneue
Den wilden Schmerz, der mir das Herz erdrücket,
Beym bloßen Denken, eh' ich noch gesprochen? *)
Doch wenn zum Samen meine Worte werden,
Der Schmach zeugt dem Verräther, den ich nage,
So siehe sprechen mich zugleich und weinen.
Ich weiß nicht, wer du seyst, noch um weswillen
Hieher gekommen; doch ein Florentiner
Erscheinst du mir fürwahr, wenn ich dich höre.
So wisse denn: Ich war Graf Ugolino,
Und dieser hier der Erzbischof Ruggieri;
Nun sag ich dir, weshalb ich ihm so nahe,
Daß durch die Wirkung seiner argen Listen,
Mich anvertrauend ihm, ich ward gefangen
Und drauf getödtet, ist nicht noth zu sagen.
Doch das, was du nicht kannst vernommen haben,
Nämlich wie grausam daß mein Tod gewesen,
Das hör' und urtheil, ob er mich beleidigt.
Ein kleiner Spalt im Innern jener Falle,
Die jetzt von mir den Namen hat des Hungers,
Und drin auch andre noch verschlossen werden,
Durch seine Oeffnung hatte mir gewiesen
Mehrere Monden schon **), als mir der Traum ward,
Der die Verhüllung mir zerriß der Zukunft.
Dieser erschien, als Herr mir und als Führer,
Die Wölflein und den Wolf zum Berge jagend,
Der Pisa hindert, Lucca zu erblicken;
Mit magern, gier'gen und geschickten Hunden,
Hatt' er Gualandi mit Sismond und Lanfranc
Vorn an der Spitze sich vorausgesendet.
Nach kurzem Laufe schienen mir ermatter
Der Vater und die Söhn' und spitze Zähne
Glaubt' ich zu sehn, in ihre Seiten schlagen.

*) Erinnerung an das Virgilische: Infandum, regina, jubes renovare dolorem; aber wie viel einfältiger, wahrer, tiefer ist Dantes: Tu voi che i' rinnovelli disperato dolor, che il cuor mi preme, già pur pensando, pria che i' ne favelli?

**) Nach der Lesart più lune già, welche allein einen vernünftigen Sinn gibt und mit der Geschichte übereinstimmt. Die gewöhnlichen Ausgaben haben più lume, mehr Licht; aber es war vor Anbruch des Tages und folglich heut noch gar kein Licht eingedrungen. Lume für Tage überhaupt zu nehmen, ohne besonders dabey an das Licht zu denken, ist unpassend, weil der Tag in Italien mit Einbruch der Nacht anfängt. Auch ist es bekannt, daß Ugolino bereits mehrere Monate, nicht blos Tage, im Kerker lag, als er zum Hungertode verurtheilt ward; nach Villanis Florentiner Geschichte (Buch VII., Kap 127) vom März bis August 1288.

Als ich erwachte, vor Anbruch des Tages,
Hört' ich im Schlafe weinen meine Söhnlein,
Die mit mir waren, und nach Brod verlangen.
Wohl bist du hart, fühlst du nicht jezt schon Mitleid,
Wenn du bedenkst, was meinem Herzen ahnte;
Und weinst du nicht, um was pflegst du zu weinen?
Schon waren wir erwacht und nah' die Stunde,
Wo man die Speisen uns zu bringen pflegte,
Und jeder war in Furcht nach seinem Traume;
Und ich hör' schließen unter uns die Pforte
Des fürchterlichen Thurm's. Darüber schaut ich
Den Kindern in's Gesicht, ohne zu reden.
Ich weinte nicht, so ward mein Herz versteint;
Sie weinten und mein klein Anselmo sagte:
Du siehst so, Vater, sage, was dir fehlt!
Dennoch vergoß ich keine Thrän' und sprach auch
Nicht diesen ganzen Tag, und auch die Nacht,
Bis eine zweyte Sonn' aufging der Erde.
Und als ein schwacher Strahl war eingedrungen
In den schmerzvollen Kerker, und ich schaute
In vier Gesichtern meinen eignen Anblick,
Da biß ich mir vor Schmerz in beyde Hände;
Und sie, die glaubten, daß ich's um zu essen,
Aus Hunger thäte, standen plötzlich auf
Und sagten: Vater, minder wird's uns schmerzen,
Wenn du von uns iß't. Du hast uns bekleidet
Mit diesem Fleisch; du magst es uns auch nehmen!
Ich ward jezt ruhig, sie nicht mehr zu quälen?
Den Tag waren wir, und den zweyten, stumm;
O harte Erde, daß du dich nicht aufthatst!
Drauf als zum vierten Tage wir gekommen,
Warf Geddo ausgestreckt sich mir zu Füßen:
Und sprach: mein Vater, warum hülfst mir nicht?
Hier starb er. Und gleichwie du mich jezt siehest,
Sah ich die drey hinsinken, nach einander,
Am fünften Tag und sechsten. Dann bemühte
Ich mich, schon blind, auf jedem' rum zu tasten.
Drey Tage rief ich sie, nachdem sie starben,
Darauf vermochte, mehr als Schmerz, das Fasten.

Im untersten Kreise der Hölle vernimmt Dante diese entsetzensvolle That, und nachdem er die grausesten Schrecken bereits bestanden hat; aber hier bricht er, außer sich selbst, in den Fluch aus:

O Pisa, Schmach du aller, welche wohnen
Im schönen Lande, wo das Si erklingt, *)
Sind deine Nachbarn langsam, dir zu lohnen;
So steh, Capraja, auf! Gorgona! bringt
Zum Arno hin und schließet seine Mündung,
Daß er, was Leben in dir hat, verschlingt!

Wenn Dante auch nur diese einzige Episode gedichtet hätte; so wäre sie hinreichend, ihm eine Stelle neben den größten Dichtern aller Zeiten anzuweisen. Wir nahmen keinen Anstand; dieselbe — so bekannt sie auch bereits ist — in einer fast wörtlich treuen Uebersetzung in diesen Blättern nochmals abdrucken zu lassen; denn nur der Witz verliert durch Wiederholung, das Erhabne bleibt ewig gleich groß und neu.

*) Si, ital. ja. Es war Sitte, zu Dante's Zeit, die Länder oder vielmehr Sprachgebiete durch dieses Wort zu bezeichnen; Langue d'oc und Langue d'oui.

Wer zagt nicht in banger Ahnung, wenn Dante seinen bösen Traum erzählt? wem erstarrt nicht das Blut in den Adern, wenn die Schlüssel an der Pforte sich drehen und — statt der Speise — die Deutung des Traumes bringen? Und wer hat Thränen, der sie nicht vergösse, wenn die unschuldigen Kleinen sich um den Vater drängen und ihn bitten, lieber von ihnen, als seinem eigenen Fleisch zu essen?

Aber nicht Ugolino weint. Der wüthende Schmerz über das jammervolle Schicksal, das seinen Geliebten bevorsteht, jezt durch den rührenden Beweis kindlicher Zuneigung, den sie ihm geben, noch wilder entzündet, brennt mit Höllenflammen die Quelle seiner Thränen aus. Seine Augen erblinden, sie weinen nicht; und doch bezwingt er seine Qual, sie den Kindern zu verbergen! Und wenn nun sein Jüngstes sterbend ihn um Hülfe fleht, mit dem Kindesvertrauen, das auch in dieser Noth dem Vater alles möglich glaubt; wenn alle, einer nach dem andern, vor ihm hinschmachten, bis er ganz allein ist, ganz blind schon die Namen der Todten ruft, mit den Händen ihre Leichname betastet; — welche höhere Stufe kann das menschliche Elend noch erreichen, welch grausenhafteres Bild die menschliche Phantasie fassen?

Niobe ward zu Stein, als ihre Kinder vor ihren Augen in den Tod sanken, Hecuba bellte als Hündin die entsezten Griechen an, als ihre Tochter geopfert war und die Wellen den Leichnam ihres lezten Sohnes an das Ufer warfen. — Dante zeigt uns größeren Jammer: Ugolino, der im Schmerz sich selbst zerfleischt hat, zerreißt im Wahnsinn der Wuth, im Todeskampfe des Hungers die Leichen seiner geliebten Kinder; denn

mehr vermochte, als der Schmerz, das Fasten.

Aber hier sind bereits alle Gränzen des Menschlichen überschritten; so wüthet der Tiger, der seine Jungen zerreißt, wenn sie die Mutter nicht beschüzt; der Scorpion, der seinen Stachel, mit welchem er den Feind nicht vergiften kann, gegen sich selbst kehrt. Und wenn Dante diesen Bestien einen Menschen gleichstellt, so ist zu besorgen, daß er das Interesse, welches seine Schilderung erregt hat, durch diese Uebertreibung selbst vernichte.

Wohl fühlte dies der weise Dichter; und ähnlich jenem Maler, der bey dem Opfer der Iphigenie in den Gesichtern der Umstehenden alle Stufen des Schmerzes und des Mitleides ausdrückte, das des Vaters aber verhüllte, schildert Dante uns das klägliche Ende der Kinder, welches Menschen beweinen können, das gräßliche aber des Vaters, das an Scheußlichkeit die Qualen der Hölle überbietet, läßt er uns nur errathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 98.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 7. December 1827.

Epische Literatur.

(Fortsetzung.)

Nicht dem Dichter können wir, wenn unsere Phantasie den Schleyer hebt, den er über diese Scene des Grausens breitete, den Vorwurf machen, daß er unser Gefühl durch eine allzu gräßliche Schilderung beleidigt habe. Er übertritt das Gebot des Maßes nicht, das in der Kunst, wie im Leben, das erste ist; wo die rohe Wirklichkeit dasselbe bricht, wendet er entsezt den Blick ab, wie Helios die Sonnenpferde wandte, als seine Augen das gräuliche Mahl des Thyestes schauten. Daß wir dennoch in unserm Geiste sehen, was der Dichter uns verschweigt, ist nur ein Beweis, daß dieser Jammer in der Natur des Menschen begründet ist; uns selbst müssen wir anklagen, daß unsere Brust in ihrer Tiefe diese Schrecken hegt, vor denen wir zurückschaudern. Denn wie könnten wir verstehen, was nicht ausgesprochen, sehen, was äußerlich nicht dargestellt wird; wenn wir nicht durch das Bewußtseyn, wessen wir selbst fähig sind, im Stande wären, das mangelhafte Bild zu ergänzen, was uns von dem Thun eines anderen entworfen wird?

Was ist es, was Dante sagt?

Dann bemühte
Ich mich, schon blind, auf jedem 'rum zu tasten.
Drey Tage rief ich sie, nachdem sie starben,
Darauf vermochte mehr, als Schmerz, das Fasten.
(Poscia più che il dolor potè il digiuno.)

Dazu macht der älteste Kommentar die Anmerkung: Qui mostra tra, che poichè funno morti, lo digiuno vinse lo dolore, ch'egli mangio alcuni di quelli, infine morì pur di fame, perchè non durò che non si putrefacesseno le carni loro *); und eine alte Ausgabe hat die Randglosse: quia necessitas plus quam pietas posse solet. Auch Michel Angelo in den Skizzen, die er zur Divina Kommedia zeichnete, läßt Ugolino zwischen den Leichen seiner Kinder auf dem bloßen Boden liegen, die Arme über sie ausgebreitet, Blindheit in dem starren Auge, Todesangst und Entsetzen im aufgesträubten Haar, indeß er mit dem Munde den Rücken von einem der Leichname gepackt hat.

In neuerer Zeit hat man, nach dem Vorgang Landinis, der sich sehr über den einfältigen Kommentator erboßte, Zweifel aufgeworfen, ob Dante mit dem Ausdruck: Poscia più che il dolor potè il digiuno auch wirklich habe andeuten wollen, daß Ugolino von dem Fleisch seiner Kinder gegessen habe. Und vortheilhaft war diesen Zweifeln die augenscheinliche Albernheit der Behauptung: Ugolino habe, da sie doch einmal todt waren, seinen Schmerz bey Seite gesezt, und einige seiner Kinder verzehrt, sey zulezt aber auch umgekommen, weil der Hunger ihm seine scheußliche Nahrung entzog. Dagegen erklärte man jene Stelle nun: Darauf that der Hunger, was der Schmerz nicht vermocht hatte, und machte meinem Leben und meinen Leiden ein Ende, oder, gezwungener, mit Monti: darauf wirkte die Gewalt des Hungers mir den Tod zu geben stärker, als die Macht des Schmerzes, mich im Leben zu erhalten (Finalmente più che la forza del dolore e del furore a tenermi vivo fu potente la forza della fame a darmi la morte); oder mit anderen: Darauf wurde der Hunger so stark, daß ich über diesen jeden anderen Schmerz vergaß, bis der Tod meinen Leiden ein Ende machte.

Von den Gründen, die man für die Verwerfung der alten Auslegung anführt, ist der wichtigste unstreitig: Daß Dante, wenn er uns hätte zwingen wollen, eine so ungeheure, widernatürliche That zu denken, dies uns auf irgend eine Weise zu verstehen gegeben haben müßte, was aber nicht geschehen sey. (In ogni caso qualora Dante avesse voluto far pensare un atto sì alla natura contrario, il poeta l' avrebbe fatto in qualche modo comprendere) *).

*) Hier zeigt der Dichter, daß — nachdem sie gestorben waren — der Hunger den Schmerz besiegte, daß er einige von ihnen aß, zulezt aber auch vor Hunger starb, weil es nicht anders seyn konnte, als daß ihr Fleisch in Fäulniß überging.

*) Rosini pag. 29.

Minder bedeutend oder vielmehr ohne alles Gewicht sind die Nebengründe: eine solche That sey zu schrecklich, als daß sie zum Gegenstande der Poesie hätte gewählt werden können; und dann werde durch dieselbe alles Mitleid vernichtet, was die frühere Schilderung erweckt habe. Beyde Einwürfe fallen völlig in sich selbst zusammen. Denn erstens ist es nicht das Material, der Stoff, sondern die Behandlung desselben, wodurch ein Gegenstand poetisch oder unpoetisch wird. Was kann wohl schrecklicher seyn, als der Gedanke der Hölle überhaupt; und welches einzelne Schreckniß hätte Dante ausschließen müssen, nachdem er das ganze Reich der Schrecken zum Gegenstande seiner Darstellung genommen hatte? Und was zweytens das Mitleiden betrifft, das dadurch aufgehoben werden soll; so hätte vor allen Dingen bewiesen werden müssen, daß es Dante's Absicht war, dies Gefühl zu erwecken.

Doch wenn zum Samen meine Worte werden,
Der Schmach bringt, dem Verräther, den ich nage,
So siehe sprechen mich zugleich und weinen; -

sagt Ugolino. Nicht Mitleiden mit den Unglücklichen, sondern Entsetzen, Indignation, Haß gegen die Urheber ihres Verderbens zu erregen, spricht der Dichter als seinen Zweck aus; und daher bricht er, nachdem die Erzählung Ugolinos geendigt ist, nicht in Klagen aus, sondern in den Fluch: der Arno möge die Stadt in seinen Wellen begraben, die solchen Frevel gesehen habe. — Außerdem war Dante nicht der Erfinder dieser Geschichte, und er hatte nicht die Wahl, sie in der Erzählung zu gestalten, wie er es für gut fand; sondern er war der Berichter einer in ganz Italien bekannten Begebenheit, und konnte daher von der geschichtlichen Wahrheit nicht abgehen, ohne die Kraft seiner ganzen Darstellung unwirksam zu machen. Ugolino sagt:

Daß durch die Wirkung seiner argen Listen,
Mich anvertrauend ihm, ich ward gefangen
Und drauf getödtet, ist nicht noth zu sagen.
Doch das, was du nicht kannst vernommen haben,
Nämlich, *wie grausam*, daß mein Tod gewesen,
Das hör'!

Schwerer zu beseitigen scheint der Haupteinwurf: Dante habe nicht die geringste Andeutung gegeben, daß etwas so Ungeheures geschehen sey; und wenn diese Behauptung begründet wäre, so würde es uns in der That nicht leicht möglich werden, unsere und die gewöhnliche alte Deutung zu rechtfertigen. Denn da jedes Kunstwerk seine Erklärung in sich selbst tragen muß; so würden wir wenig damit gewinnen, wenn wir uns darauf beriefen, daß Dante die Bekanntschaft mit der That bey den Lesern seines Gedichts voraussetze, und daher nicht nöthig gehabt habe alle einzelnen Züge derselben herauszuheben, sondern nur die, von denen er die meiste Wirkung erwarten konnte. Dies waren gewiß nicht die lezten Augenblicke thierischer Wuth, sondern die Hingebung und das langsame Hinschmachten der Kinder und alle die fürchterlichen Stufen der Verzweiflung des Vaters, ehe er die lezte des bewußtlosen Wahnsinnes erreichte. Man versuche an die Stelle des lezten dunkeln Verses — wie es verlangt wird — die klaren Worte zu setzen: „Darauf verstummte mein Schmerz vor der Gewalt des Hungers, und ich zerriß in der Raserey die Leichen meiner Kinder, mich zu sättigen.“ Wird das Entsetzen, das Dante erregen will, dadurch gesteigert? oder wird dasselbe nicht vielmehr in bloßen Eckel verwandelt vor dem scheußlichen Bild, und dadurch der ursprüngliche Eindruck des Zornes, des Hasses gegen den grausamen Ruggieri, gegen die unmenschlichen Pisaner nur geschwächt? Nachdem das Härteste gesagt ist, kann jeder weitere Zusatz nur die Wirkung vermindern; und hier würde der von den Kritikern verlangte, sogar die Empörung, die gegen Ruggieri erregt werden soll, auf Ugolino ableiten. Und Ugolino selber spricht!

Es gibt Dinge, die man thun kann, aber nicht sagen. In der Bewußtlosigkeit der Raserey seine Kinder zu zerreißen, war dem liebenden Vater möglich, die entsetzliche That zu erzählen nicht. Monti verlangt, wenn Ugolino so gräßlich gehandelt habe, müsse er sich entschuldigen; die einzige wahre Entschuldigung ist aber eben der tiefe Schmerz des Schweigens und die bittere Selbstanklage, die in den Worten liegt: „Darauf ward der Hunger mächtiger, als der Schmerz.“ — Dies *eine* Wort ist beredter, als die rührendste Schilderung. Mit demselben verstummt er und kehrt mit der alten Wuth zu seinem grausen Mahle zurück. Und dadurch gibt er mimisch selbst die unzweydeutigste Erklärung von dem, was seine Rede nur dunkel anzudeuten vermochte: der Hunger, den Ruggieri ihn gezwungen hatte, an den Leibern seiner geliebten Kinder zu stillen, wüthet ewig in Ugolinos Eingeweiden, und ihn stillt er jezt an dem Fleisch Ruggieri's.

Indem der Dichter auf diese Weise die Greuelthat selbst symbolisch darstellte, vermehrte er durch das Gewicht derselben unsere Indignation gegen Ruggieri, die er durch eine Erzählung getheilt und geschwächt haben würde. Denn Ugolino in seiner thierischen Stumpfheit, in der er mitten unter den Qualen der Hölle seinen Feind zerfleischt, muß uns nicht als der Urheber, sondern nur als das willenlose Werkzeug erscheinen, durch welches das Verbrechen verübt ward und jezt bestraft wird *).

*) Daß diese Strafe keine willkührliche sey, sondern durch die Anlage der ganzen Episode bedingt, geht aus dem obigen klar genug hervor; und man würde daher Dante durch die Nothwendigkeit, in die er sich freylich selbst versezt hatte, entschuldigen können, wenn der Tadel be-

Ruggieri, nicht Ugolino, hat seine Zähne in die Leichen der unschuldigen Kinder des Unglücklichen geschlagen! Und so wird durch eine kühne Verwechslung der moralischen, mit der physischen Ursache der That, der Traum vollständig erfüllt, der Ugolino sein Schicksal bedeutete:

Nach kurzem Laufe schienen mir ermattet
Der Vater und die Söhn', und spitze Zähne
Glaubt' ich zu sehn in ihre Seiten schlagen.

Dante verweilt nicht umsonst in diesem Bilde bey den Zähnen der Hunde; er ist nicht gewohnt müßige Beywörter zu gebrauchen — etwa zur Ausfüllung des Verses, wie Homer nach der vortrefflichen Entscheidung unserer alten Philologen seine Partikeln. Ugolino sieht mit Entsetzen die Zähne, welche die Leiber seiner Kinder zerfleischen; diese sind todt, aber er fühlt statt ihrer den Schmerz, und darum sagt er: sie sind spitz, die Zähne der Hunde! Es sind nicht meine, es sind Ruggieris Zähne!

Hat Ugolino nicht gesagt:

ein böser Traum
Zerriß mir die Verhüllung unsrer Zukunft.

Dieser Traum darf daher nichts verkünden, was nicht auch geschieht. Hungrige, beutegierige Hunde jagen unter Ruggieris Führung den Wolf und seine Jungen. Bald sind diese ermüdet, und schon gefangen; da zerfleischten spitze Zähne ihre Seiten. An tragischer Wirkung kann mit diesem Traume des gefangenen Ugolino nur entfernt der Traum Chriemhildens in den Nibelungen verglichen werden, wie sie den Aar hegt, den darauf zwey Falken ihr rauben, aber jene Wirkung ginge bey Dante verloren, wenn der Traum nicht erfüllt würde, wenn die Zähne, die spitzen, die er zeigt, nicht wirklich die Wölflein zerrissen.

Aber welche Zähne konnten dies, — wenn wir die Metapher aufgeben, die der Traum und der Wahnwitz Ugolinos braucht — welche andere Zähne konnten dies seyn, als die Ugolinos selbst. Denn außer ihm war Niemand mit den Kleinen in dem Thurm. Auch geht an ihm selbst schon am ersten Tage der Traum in volle Erfüllung; der alte Wolf fühlt zuerst die Zähne der Hunde. Ugolino zerfleischt in der Wuth des Schmerzes sich selbst, wie er im lezten Todeskampfe seine Kinder zerfleischt.

So vorbereitet kann wohl Niemand, der nicht durch vorgefaßte Meynung bestochen wird, an dem Sinn der Worte:

Darauf vermochte, mehr als Schmerz, der Hunger,

irre werden; so wenig, als an der in ihrer Art eben so schönen und ergreifenden, wenn auch nicht so erhabenen Verschweigung in der Geschichte der Francesca da Rimini:

An diesem Tage lasen wir nicht weiter *).

Mailand, den 15. Oktober 1827.

K. H. Hermes.

* gründet wäre, den Schlegel gegen ihn erhebt: er habe den viel größeren Verbrecher Ruggieri nicht härter bestraft, als Ugolino. Aber die Strafen in Dante's Hölle sind allegorisch; die physischen Martern sollen nur die geistigen andeuten, welche das Gewissen jedem Uebelthäter nach dem Maaßstab seiner Schuld auferlegt: Ruggieri fühlte bereits im Leben den scharfen Zahn Ugolinos; denn wie wäre es möglich gewesen, daß das Jammerbild, welches sich seinen Blicken bey Eröffnung des Thurmes dargeboten haben mußte, je aus seinen Sinnen gewichen wäre? Und dies ist die wahre Strafe Ruggieri's, gegen welche Ugolinos bestialische Wuth, da sie ihre Befriedigung findet, uns noch als Glück erscheint.

*) Und als wir lasen, wie das süße Lächeln
Von solchem Liebenden geküßet wurde,
Da küßte dieser, der nie mehr geschieden
Von mir soll werden, mir den Mund ganz zitternd;
Galeotto hieß das Buch und der's geschrieben. —
An diesem Tage lasen wir nicht weiter.

Wie Herr Ernst Fleischer sich um die italienischen Dichter verdient gemacht, so auch um Milton durch eine nicht minder prächtige, nur vielleicht im Format zu oblonge Ausgabe seiner poetischen Werke: the Poetical Works of John Milton, printed from the text of Todd, Hawkins and Others; to which is prefixed the poet's life by Edward Philips. Complete in one volume. Leipsic, printed for Ernest Fleischer, 1827. Desgleichen hat er eine sehr schöne Ausgabe von Miltons de doctrina christiana unter Sumners Redaktion, veranstaltet.

Auch Camoens, der treffliche portugiesische Sänger, ist den Deutschen endlich wieder in Erinnerung gebracht worden. Herr Donner hat den ersten Gesang der Lusiade des Luis de Camoens, (Stuttgart bey Franckh, 1827) und Proben vom zweyten im Morgenblatt (Juli 1827) verdeutscht, und, wie der erste vergleichende Blick zeigt, weit besser als der frühere Uebersetzer Heise. Man vergleiche selbst.

Heise.

Es eignet sich der Hymnen Feyerklänge
Nicht unwerth das geliebte Vaterland.
Vereinen die Zahl! Im Leben der Gesänge,
Die bey der Sterne Chor den Tempel fand.
Vernimm den Ruhm der hochgesinnten Menge!
Das Schicksal legte sie in deine Hand.
Und schöner, wie des Weltenalls Gebieter,
Glänzt dieser Heldenschaar getreuer Hüter.

Donner.

Das Vaterland, nicht Sold, stimmt meine Saiten:
Mir ist ein hoher, ewger Ruhm gegeben,
Nicht eitel ist der Lohn, wenn ferne Zeiten
Als meines Landes Herold mich erheben.
So höre mich! Aus deines Reiches Weiten
Werd' ich von allen Helden Kunde geben:
Dann wirst du froh, was höher ist, gewahren,
Ob König seyn der Welt, ob solcher Schaaren.

Ueberhaupt aber ist das Unternehmen, die Lusiade bekannter zu machen, sehr zu loben, und es wäre zu wünschen, daß der Uebersetzer bald das Ganze vollendete. Noch immer ist Camoens unter uns nicht so bekannt und so beliebt, als Tasso und Ariost, und er verdiente doch gleiche Theilnahme, denn seine Lusiade steht jenen italienischen Kunstgebilden keineswegs nach, vielmehr zeichnet sie sich sogar noch durch ihr besonderes historische und patriotische Interesse vor denselben aus. Er schildert bekanntlich die Thaten des portugiesischen Helden Vasco de Gama, des ersten Seefahrers, welcher Afrika umschiffte, die ostindischen Küsten auffand und hier die ersten Kolonien gründete. Diese Entdeckung gehört nicht nur Portugal, sie gehört ganz Europa an, und ist sowohl durch das Außerordentliche des Heldenabentheuers, als durch das Wunderbare und Ueberraschende der Seefahrt und der fremden Länder, ein höchst dankbarer Gegenstand für die Poesie. Auch ist der Dichter ganz Gluth und Flamme, und hat, wie Lord Byron, von jenseits des Meeres ein fremdes tiefes Feuer mitgebracht.

Wir müssen nun auch mehrere neue Produkte der epischen Muse betrachten; leider aber bestätigen sie nur, was wir oben im Eingange sagten. Sie erscheinen nur als etwas Kümmerliches und Erkünsteltes in unsrer Zeit und ahmen immer auf irgend eine Weise die alten und längst entfremdeten Formen nach. Mag dies absprechende Urtheil in Bezug auf die Dichter selbst hart klingen, es ist und bleibt doch gerecht, sobald wir nur erwägen, daß diese Dichter ihr untadelhaftes Talent auf eine dem Zeitgeist mehr angemessene Weise hätten gebrauchen können. Sind sie reich an schönen Stellen, einzelnen Gedanken und Schilderungen, so erscheinen doch ihre Kompositionen im Ganzen als der Zeit entfremdet. Das Epos kann immer nur lebendig aus dem Volk entspringen, nicht künstlich erzeugt werden, oder dann verfehlt es die Wirkung, und dringt nicht wieder ins Volk, sondern bleibt eine gelehrte Spielerey. Homers Gedichte gingen aus dem Volk hervor, so Ossians Gesänge, so die Niebelungen, darum behaupten sie auch ewig ihre große einfache Wirkung und sprechen das Herz an; alle spätern erkünstelten Nachahmungen dieser Dichtungen aber bleiben ewig nur müßige Spielereyen.

Wladimir der Große, ein episches Gedicht in drey Gesängen von E. J. Stagnelius, aus dem Schwedischen übersezt von Olof Berg (Königsberg bey Bornträger 1827) zeichnet sich durch seine einfache Komposition, durch reizende Züge und durch größtentheils wohlklingende Hexameter als eine der gelungensten Nachahmungen des Homerischen Styls aus, aber freylich immer nur als eine Nachahmung. Es ist eigentlich ein Lobgedicht auf Rußland und vorzüglich auf dessen junge schöne Kaiserin, und der geschichtliche Stoff, den es zu Grunde legt, wird nur benuzt, der Huldigung des Dichters eine schimmernde Folie zu geben. Der Held des Epos ist Wladimir der Große, die Heldin Anna, Schwester des griechischen Kaisers Basilius. Wladimir ist noch ein Heide und nimmt die schöne Anna im Kriege gefangen, wird durch sie bekehrt, erhebt sie auf seinen Thron und führt das Christenthum ein. Der geschichtliche Gang ist äußerst einfach und um so schöner. Die fromme und schöne fremde Fürstentochter erscheint als der Segen Rußlands, und so ist die Huldigung des Dichters allerdings sehr gut motivirt. Um das Vergangne schicklich auch an die Gegenwart anzuknüpfen, läßt der Dichter den bekannten heiligen Antonius als Anachoreten auftreten, und der frommen Anna in einer Vision das künftige Schicksal Rußlands offenbaren.

Bacchus, ein Epos von Karl Baron v. Nordeck (Berlin bey Dunker und Humblot, 1827), scheint eine wichtige Lücke in der antiken griechischen Poesie ausfüllen zu wollen, denn allerdings bietet die Mythe des Bacchus einen so reichhaltigen poetischen Stoff dar, daß wir uns wundern müssen, warum ihn die Griechen selbst nicht in ein großes Epos gebracht haben, das gewiß unsterblichen Ruhm errungen haben würde. Einem modernen Dichter stehen dabey große Schwierigkeiten im Wege, vor allem die, daß die Mythe nicht mehr populär, sondern längst antiquarisch geworden ist. Er muß sie modernisiren, wenn sie gefallen soll, aber dann muß er sie auch verfälschen. Ein richtiges Gefühl hat den Baron von Nordeck geleitet, indem er die Formen und den Ton des Ariost gewählt, worein die heitere Mythe sich wirklich auch am heitersten einkleiden läßt; doch bleibt bey seiner Ausführung noch immer sehr viel zu wünschen übrig. Namentlich war ihm durch die Mythe selbst, so wie durch die antiken Basreliefs, worin sie so häufig dargestellt ist, und endlich durch die so tief gedachten Bemerkungen Winkelmanns über diesen Gegenstand, ein hinreichender Fingerzeig gegeben, vor allem niemals die Grazie aus den Augen zu verlieren, selbst nicht bey der Behandlung des Silen, den die Alten sich keineswegs wie einen alten betrunkenen Sancho Pansa vorgestellt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 99.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. December 1827.

Epische Literatur.

(Beschluß).

Diesen Winken aber ist der Verfasser nicht gefolgt, vielmehr hat er sich das Beyspiel Ariosts verführen lassen, Frivolitäten einzumischen, die nun ganz und gar nicht zu den griechischen Grazien stimmen, und in eine solche deutsche Plumpheit ausarten, daß selbst Ariost sie nicht im mindesten entschuldigt. Einem Dichter, der so wenig Zartgefühl besizt, daß er dem Publikum Scenen, wie die zwischen dem trunkenen Silen und einem eckelhaften alten Weibe, bietet, einem solchen läßt sich freylich nichts anderes sagen, als: schüttle den Staub von deinen Füßen und wasche dich rein, ehe du die blanken Marmorhallen eines heitern Griechentempels betrittst. Auch hat es der Dichter mit den Versen nicht immer sehr genau genommen, und sich auch in dieser Beziehung einige vornehme Freyheiten erlaubt, wofür er sich denn von der kritischen Polizey zurechtweisen lassen muß. So reimt er unter andern:

> Als nun vor Dionysos goldnem Throne
> Der Reiter hielt mit seiner Nymphen Schaar,
> Und schon den Mund eröffnete, dem Sohne
> Des Zeus zu bieten seine Dienste dar.

Der Verlobungstag von Karl Vogel (Neustadt an der Orla, bey Wagner 1827) ist eine moderne Idylle in antiken Hexametern und eine sklavische Nachahmung der Voßischen Louise. Der bekannte Pfarrer von Grünau ist hier in einen alten ehrbaren Förster umgewandelt, und das Pfarrhaus in ein Jägerhaus. Der Hausvater ist aber auch in dem grünen Rocke so gutmüthig pedantisch, wie im schwarzen, und auch die wirthliche Hausfrau und das artige Töchterchen ist ganz dieselbe. Nur heißt diese hier nicht Louise, sondern Röschen. Auch der edle bescheidene Walter erscheint als Bräutigam und Gehülfe des Vaters, und natürlich, nicht als Kandidat, sondern als Jägerbursche, weil der Vater selbst nicht Pfarrer, sondern Förster ist. Gleichfalls zeigt sich im Hintergrunde eine gnädige Gutsherrschaft, und um die Parodie vollständig zu machen, so schließt das Vogelsche Gedicht wie das Voßische mit einem muntern geselligen Gläserklirren, wenn nicht am Hochzeits-, doch am Verlobungstage des jungen Paars. Die Aehnlichkeit mit der Voßischen Louise wird um so auffallender, als auch die Hexameter mit sichtbarem Fleiß nach dem Muster der Voßischen zugeschnitten sind, und, wenn sie nicht überall deren klassische Regelmäßigkeit erreichen, doch gewiß deren geschraubte und pedantische Wortstellung treulich nachahmen.

Da wir einmal bey Jägern stehen, so müssen wir doch auch eines Lehrgedichts erwähnen, das nach dem Muster von Virgils Gedicht über den Landbau, die Jägerey in Versen lehrt. Es führt den Titel: Der Jäger, ein Lehrgedicht in drey Gesängen, München 1827. Der Dichter hat sich Mühe gegeben, alle waidmännischen Kunstausdrücke anzubringen, und die Wissenschaft über der Poesie nicht zu vernachläßigen, die leztere ist daher nicht sonderlich. Das Metrum besteht durchgängig aus ungereimten Jamben.

Merkwürdig ist das Epos Gustav Adolph und Maximilian in neun Gesängen. München 1827, bey Lindauer. Der anonyme Dichter hat nicht die Absicht gehabt, ein langausgesponnenes Epos in der herkömmlichen Weise zu schreiben, er hätte sonst wohl den ganzen dreyßigjährigen Krieg oder wenigstens die Abenteuer des Schwedenkönigs im Zusammenhange darstellen müssen. Er begnügt sich, wie der Titel schon anzeigt, mit einer Episode aus jenem ewig denkwürdigen Kampfe, mit dem Zusammentreffen der Schweden und Baiern am Lech. Mit Einsicht hat er diese Scene gewählt, in welcher die eifrigsten Protestanten und die eifrigsten Katholiken sich gegenüberstanden. Es ist ihm um diesen Kontrast zu thun, denn er sieht in ihm nur das Vorbild des noch jezt nicht erloschenen Parteyenkampfs, und indem er Worte der Versöhnung reden will, beschwört er die Geister der untergegangenen Kämpfer. Seine friedliche Absicht gibt sich zunächst in der Gerechtigkeit zu erkennen, die er beyden Kämpfern widerfahren läßt. In Gustav Adolph schildert er den edeln Muth der Freyheit, in Maximilian die unerschütterliche Treue und Frömmigkeit, und hierin er-

füllt er wie Homer alle Pflichten des Dichters, denn dem Dichter muß Achill und Hektor gleich werth seyn. Um seine Absicht der Versöhnung noch deutlicher zu machen, begeht indeß der Dichter einen kleinen Fehler, indem er sich für sein Epos göttliche oder überirdische Wesen schafft, die in keiner Mythe und in keinem Volksglauben heimisch, vielmehr nur allegorisirte Verstandsbegriffe, darum ein wenig unpoetisch sind. Er läßt nämlich über dem Ganzen die personificirte Göttin Deutschlands, gleich der alten Göttin Roma, schweben und nennt sie Teuteia, ein neuerfundener, griechisch klingender, ganz unpopulärer Name. Dieser gesellt er als Kinder den Jüngling Thorning und die Jungfrau Idale zu. Der erstere bedeutet den Freyheitssinn, die zweyte die fromme Anhänglichkeit, oder wenn man sie in Bezug auf das Gedicht näher erklären will, jener bedeutet als Schutzgeist der Schweden den Protestantismus, diese als Schutzgeist der Baiern den Katholicismus. Indeß ist trotz der Unnatürlichkeit dieser poetischen Figuren doch der Gedanke, die feindlichen Parteyen als Geschwister und Kinder einer Mutter darzustellen, sehr glücklich zu nennen. Das Gedicht endet mit der Flucht der Baierfürsten und mit der Ankunft der Schweden vor München. In einer Vision wird aber die Zukunft vorherverkündet und auf die endliche Versöhnung hingewiesen. Der Ton des Ganzen erinnert einigermaßen an Ossian, wie gleich der Anfang, den wir zur Probe hersetzen wollen, beweisen wird:

> Sinnend wandelt am Ufer des Lech,
> So wie der Löwe am rauschenden Strom,
> Wenn sein Herz nach Blute begehrt,
> Schwedens Adolph.
> Niedergesunken ist die Nacht, einzeln flammen die Feuer ꝛc.

Ebenfalls von einem religiösen, doch von keinem so allgemeinen Interesse ist das Gedicht: St. Otto, Bischof von Bamberg oder die Kreuzfahrt nach Pommern, ein romantisch-religiöses Epos in zehn Gesängen von Wilhelm Meinhold. Greifswald in Kommission bey Koch, 1826. Der Gegenstand dieses Gedichtes ist die friedliche Bekehrung Pommerns durch den Bischof Otto. Was den kriegerischen Waffen der polnischen Herzoge nicht vollkommen gelungen war, vollendete der sanfte versöhnende Zuspruch des heiligen Mannes, der deßfalls der Apostel der Pommern genannt wird. Da weder der frühere Kampf, noch die spätere friedliche Bekehrung ein großes welthistorisches, vielmehr nur ein lokales Interesse gewährt, und auch nicht einmal für die Poesie einen hinlänglichen Stoff darbietet, so konnte der Dichter auch nur die Absicht haben, für sein specielles Vaterland Pommern zu schreiben, und er mußte aus seinem Patriotismus und aus seiner Phantasie die lebendigen Farben für sein Gemälde entlehnen, die der gegebene Stoff ihm versagte. Er hat sich deßfalls alle Mühe gegeben, und auch die Ottaverimen, in welchen das Gedicht abgefaßt ist, sind im Ganzen rein und wohlklingend, doch müssen wir bekennen, daß für so viele Mühe und für ein so glückliches Talent der Gegenstand zu wenig dankbar ist.

Ein sonderbares Lehrgedicht ist unter dem Titel erschienen: der Tempel der Natur oder der Ursprung der menschlichen Gesellschaft, ein Gedicht in vier Gesängen, frey nach Erasmus Darwin bearbeitet von Dr. A. Clemens, Frankfurt a. M. bey Wesché, 1827. Der als Naturforscher berühmte Erasmus Darwin ist den Deutschen nicht mehr unbekannt. Seine Zoonomie wurde schon vor dreyßig Jahren von Brandis, seine Phytologie von Hebenstreit, seine Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts von Hufeland übersetzt. Eines seiner ausgezeichnetsten Werke, den botanischen Garten, verspricht der berühmte Naturphilosoph G. H. Schubert (laut einer Bemerkung desselben in der dritten Auflage seiner Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft) nächstens zu übersetzen. Dieser botanische Garten ist ungleich den frühern wissenschaftlichen Werken ein Lehrgedicht, und eben so der Tempel der Natur, dessen freye Uebersetzung Herr Dr. Clemens uns vorlegt. Jedes solche Gedicht läßt sich aus einem doppelten Standpunkt, aus dem der Wissenschaft und aus dem der Poesie betrachten. Was den wissenschaftlichen Werth des vorliegenden Gedichtes anlangt, so läßt schon die Autorität eines so ausgezeichneten Naturforschers, wie Schubert, keinen Zweifel übrig, daß Darwins Ideen über die Natur gehaltvoll sind, und jeder Leser wird dies an dem gegebenen Gedicht selbst erproben können. Insbesondere ist der philosophische Geist des Gedichts wie der Lehre zu rühmen, denn Darwin sucht überall nicht vereinzelte Naturbilder, sondern einen lebendigen Zusammenhang des Naturganzen darzustellen, und sein Gedicht ist seit Jahrtausenden das erste wieder, das gleich den alten Kosmogonien die Natur von einem tiefen Mittelpunkt aus zu construiren unternimmt, während bisher von Aratos Himmelserscheinungen und Virgils Landbau bis auf Brokes irdisches Vergnügen in Gott und Tiedges Urania die Lehrgedichte über die Natur immer nur die einzelnen äußern und malerischen Erscheinungen derselben auffaßten. Doch ist dieses Gedicht Darwins nur insofern das erste naturphilosophische, als wir es seines Versmaßes wegen zum Unterschied vor andern naturphilosophischen Werken der neuern Zeit vorzugsweise ein Gedicht nennen dürfen; denn sonst sind allerdings naturphilosophische Gedichte in Prosa schon in großer Anzahl vorhanden. Da der ächt poetische Werth eines solchen Gedichts nothwendig nur aus der Tiefe und Wahrheit der Lehre entspringen kann und von der Wissenschaft selbst unzertrennlich ist, so

scheint auch wohl die prosaische Form demselben am zuträglichsten. Das Versmaß eignet sich höchstens zu kurzen Sentenzen, nicht aber zu langausgesponnenen wissenschaftlichen Lehren. Demzufolge ist wirklich der poetische Gehalt des vorliegenden Gedichts nicht sehr hoch anzuschlagen, und es würde in Prosa vielleicht besser gefallen haben. Die metrische Form stört den Gang der wissenschaftlichen Betrachtung, oder steht ihr als ein ganz unpassendes Kleid an, worin sie oft sogar lächerlich erscheint. Wer möchte z. B. folgendes nicht lieber in Prosa, als in Versen lesen?

Association, auch dich muß ich besingen,
Die du Gedanken an Gedanken reihst,
Die du den Tönen, die zum Ohre dringen,
Im flüchtigen Tanz, Begriff, Gehalt verleihst,
Was That und Wort, was Zeit und Raum bedingen,
Dein Kind, die Sprache, zeiget es dem Geist. —
Analogie mit dir im schönen Bunde
Senkt ordnend sich in der Gedanken Reih'n ꝛc.

Diese bekannte Lehre von der Association oder Vergesellschaftung der Gedanken nach gewissen Analogien oder Verwandtschaften der Gegenstände befindet sich in einem prosaischen Lehrbuch der Psychologie und Logik mehr an ihrem Orte, als in einem gereimten Gedicht. Dergleichen philosophische Paragraphen sind aber hier nur allzuviele in das widerstrebende Metrum gezwungen worden.

Hier gedenken wir noch eines Lehrgedichts über den weisen Genuß der Jugendfreuden, allen edlen Jünglingen Deutschlands gewidmet von Friedrich Helms, (Holzminden, bey Bohn, 1827.) Es ist durch keinen poetischen, dagegen aber durch seinen moralischen Werth ausgezeichnet, und da es zum Besten der Griechen herausgegeben ist, so muß man ihm recht viele Leser wünschen.

Die Ruhrfahrt, ein historisches Gemälde von Fr. Rautert (Essen, bey Bädecker, 1827) ist ein geschichtliches Lehrgedicht, denn indem es eine Fahrt auf dem westphälischen Flüßchen Ruhr beschreibt, erwähnt es im versificirten Text selbst oder doch in den gelehrten Noten alle mögliche historische Merkwürdigkeiten, welche die Ufer jenes Flüßchens von den Römerzeiten her ausgezeichnet haben. Als Poesie betrachtet ist das Gedicht nicht viel werth, doch enthält es manche Notiz, die dem Freund specieller vaterländischer Geschichtsforschung von Interesse seyn kann.

Schließlich müssen wir noch der epischen Dichtungen von Ludwig Giesebrecht (Stettin, bey Morin, 1827) erwähnen. Sie bestehen in vier kürzern oder längern Romanzen, die sich durch poetische Ideen, noch mehr aber durch eine höchst wohllautende Sprache auszeichnen.

Dramatische Dichtkunst.

Liebe, Macht und Ehre. Die Kreuzerhöhung. Von Don Pedro Calderon de la Barca, übers. von Schumacher. Wien, bey Sollinger 1827.

Diese zwey Produkte eines der größten und herrlichsten Dichtergenien verdienen einige Worte zur Beurtheilung. Dem herrlichen Calderon ist unter den Dichtern des Abendlands eine ganz eigne Stelle anzuweisen. Nicht die reine Entwicklung eines menschlichen Charakters sucht er dramatisch in den Scheidemomenten seines Lebens zu entfalten, nicht das Schicksal das in der eignen Seele schlummert, will er sich selbst vernichten oder der höhern Vorsicht sich hingeben lassen, sondern mit beschaulicher, poetischer Klarheit stellt er die größten Ideen, die im Grunde des Geistes ruhen, symbolisch dar. Denn eben das ist der Grundcharakter seiner Poesie, daß sein unmittelbar auffassendes Gemüth die Idee so ergreift, daß sie in dramatischer Gestaltung nicht anders mehr, denn als Symbol erscheinen kann. Er zeigt uns nicht den Menschen mehr mit dem, was in ihm ist und aus ihm hervortritt, sondern nur als die Erscheinung einer in ihm verwirklichten Idee, oder mit dem, in was der Mensch ist und aus dem er hervortritt. So gränzt seine der Form nach wahrhaft occidentalische Poesie doch an die Beschauung des Orientalen, dem alle einzelne in Kunstform erscheinende Natur nur ein Symbol ist. Daher denn auch seine lyrisch glühende Sprache, die sich nicht mehr in die überlegte, mehr den Eindruck des ganzen Kunstwerks, als des Einzelnen beachtende dramatische Form fügen kann. Sein Drama ist mit Fug das symbolische, natürlich im edleren Sinne zu nennen. Nicht als ob seine Kunstschöpfungen den bewußten Zweck hätten, uns die Ideen darzustellen, die er symbolisirt, sondern seine ganze Anschauung der Welt ist von der Art, daß sein Genie nicht anders schaffen kann. So ist denn in „Liebe, Macht und Ehre,“ wirklich in den handelnden Personen die volle alle Rücksicht vergessende Allgewalt der Liebe, unterstützt durch die zur Frechheit reizende Macht von dem treuen Festhalten des liebenden Weibes an der ihrem Wesen so tief eingesenkten Ehre überwunden und es zeigt sich in diesem Schauspiel das schöne Symbol der edlen Liebe, mit der noch edleren Ehre im glorreichen Siege gegen alle weltliche Rücksichten. Eine an Calderon nicht minder lobenswerthe Eigenheit ist seine zarte Haltung besonders weiblicher Charaktere, die er gerade so weit durch äußere Verhältnisse beherrschen läßt, um eine Reihe wahrhaft dramatischer Situationen hervorzubringen, als dies möglich ist, ohne der reinen Natur Abbruch zu thun. Wenig zu verwundern ist es dagegen aber auch, wenn er hie und da, so wie ihr Geist

und ihre Gluth in ihm lebt, in die Steifheiten der orientalischen Lyrik verfällt, was in diesem Stück noch häufiger geschieht, als in dem Zweyten.

Dieses leztre ist überhaupt von größrem Umfang in geistiger Hinsicht, weil die hier dargestellte Idee, die freudige Hingebung des Schönsten und Höchsten, was die Erde heut, als Opfer des Glaubens, auch eine größere ist, als die im vorigen hervortretende war. Der Sieg des Christenthums über die Ungläubigen sowohl in Gestalt des Krieges, den Gott selbst unterstüzt, als in der Bekehrung des Zauberers Anastasio, und in dem Losreißen des Kaisers Heraclio aus den Banden der Liebe, um das heilige Kreuz zu erobern, alles dies ist eines so überuatürlichen Schlusses, wie des Gesangs der Engel würdig. Es ist das Innerste was Calderons begeisterte Seele ausströmt. Hier fließt auch am vollendetsten sein lyrischer Schwung, freyer von allen Fehlern der Steifheit oder Dunkelheit und minder als Reflexion über den dramatischen Gehalt der Situationen, denn als nothwendiger Ausdruck einer geistigen Stimmung der Handelnden. So sehr die Catastrophe des Schauspiels durch die Untreue und den Einbruch des Siroës ins Lager, so sehr der Charakter des Moriaco, beyden, Livius und Persius in der „großen Zenobia" unsers Dichters gleichen, doch bleibt die Kreuzerhöhung eines der schönsten Werke des spanischen Meisters. Auch hat uns hier die im Ganzen gelungene Uebersetzung weit mehr befriedigt als im ersten Stück, wo sie sich oft erlaubt, die Dunkelheiten des Originals noch mehr zu verdunkeln.

D i c h t k u n s t.

Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obregon oder Autobiographie des spanischen Dichters Vincente Espinel aus dem Spanischen von Ludwig Tieck. Breslau, bey Max 1827.

Das große Verdienst, das sich die deutsche Nation in neuerer Zeit um ihre eigne frühere und um die ausländische Literatur erwirbt, gibt unserm Zeitalter überhaupt im literarischen Felde den Charakter historischer Forschung und kritischer Sichtung. Selbst einer unserer größten Dichter erfreut uns neuestens nur selten mit einem eignen Erzeugniß, desto fleißiger aber mit Meisterübersetzungen von ausländischen Meisterwerken, mit Einführung der ohne seinen großen Namen minder beachteten Schriftsteller auf die Bühne der Literatur und Hervorziehung vergeßner Werke aus dem Staub der Bibliotheken. So hat Ludwig Tieck auch mit diesem Werk uns nicht nur die Gelegenheit verschafft, eines der schönsten Werke komischer Prosa, welche die spanische Nation besizt, das uns aber zugleich das abenteuerliche Leben vieler Spanier im sechszehnten Jahrhundert, die seltsamen, bunten Sitten dieses halborientalischen Volkes und die Lebensumstände eines bekannten Dichters vor das Auge rückt, näher kennen zu lernen, sondern auch in seiner Einleitung zu dieser Uebersetzung einen von einem andern berühmten Manne unsrer Zeit bestärkten Irrthum aufgeklärt. Denn wirklich finden wir bey Vergleichung des Gil Blas von Le Sage mit dem Leben des Marcos Obregon, viele in lezterm enthaltene Erzählungen und Episoden fast wörtlich oder mit Abänderungen dem Werke des Franzosen eingefügt und wenn, wie wir unmöglich zweifeln können, außer der von Le Sage selbst eingestandnen Quellen, ihm auch die spanischen Schauspiele und Novellen so viel geschenkt haben wie Tiecks Gelehrsamkeit uns zeigt, so steht es schlecht um die gerühmte Originalität des Verfassers von Gil Blas. Ein eben so nachtheiliges Licht fällt dadurch auf die Kritik des W. Scott, der jenen vertheidigt, ohne die Quellen studirt zu haben. Das Buch des Spaniers selbst ist fließend und wohlklingend geschrieben, voll muntern Witzes und Lebensweisheit, die freylich oft in trockne, abgeschmackte Moral übergehen will, wo Tieck ihr aber häufig den Faden weislich abschneidet. Unser Marcos Obregon ist übrigens weit ehrlicher als Gil Blas, der bey aller Offenherzigkeit doch nicht selten die schönsten Picarostreiche ausübt, und eben deswegen auch dem Ton einer Lebensbeschreibung weit näher, dagegen aber Gil Blas mit größerem Romanglanz eine der interessantesten Unterhaltungen gibt und nicht selten die witzigsten Anzüglichkeiten enthält, auch viele Lebenskreise in Spanien weit reicher und voller zeigt und von jeder Seite kennen läßt, als das nur wirkliche Abenteuer schildernde Leben des Dichters. — Doch ist vielleicht Herr Tieck bey manchem Einzelnen zu streng gegen den armen Le Sage gewesen.

Literarische Notiz.

Halle, im Oktober. Die hiesige Hemmerde und Schwetschkesche Buchhandlung ist mit einer großen literarischen Unternehmung beschäftigt. In ihrem Verlage wird nämlich der Gen.-Superintendent Bretschneider zu Gotha, ein Corpus Reformatorum erscheinen lassen. Diese Sammlung soll die Werke aller Reformatoren ersten und zweyten Ranges enthalten, d. h. nicht blos die Schriften Luther's, Melanchton's, Zwingli's, Calvin's, sondern auch die eines Hutten, Oecolampadius u. A. Sie wird in fünf Sektionen getheilt, von denen vier auf die Reformation ersten Ranges kommen, die fünfte aber die zweyten Ranges enthalten wird. Den Werken eines jeden Reformators soll sein Bildniß, ein fac-simile seiner Handschrift, eine kurze Chronik seines Lebens, eine Angabe der gebrauchten literarischen Hülfsmittel und ein vollständiges Sachregister beygefügt werden.

Nr. 100.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 14. December 1827.

Almanachs-Literatur.

Taschenbuch für Damen. Auf das Jahr 1828. Mit 10 englischen Kupfern. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. XXVI. und 454 S. (3 Thlr. 4 gGr.)

Es ist eine eigne Sache um alle Palingenesien und Wiedererweckungen. Aber so viel ist gewiß, der neue Phönix muß frischer und schöner glänzen. Man verzeihe uns die Anwendung auf ein kleines Taschenbuch. Wer überhaupt über den Bücherschwall, der uns alljährig überflutet, nicht alle Erinnerung an das Verflossene verloren hat, weiß, daß das in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung früher erschienene Taschenbuch für Damen, in mehr als fünfzehn Jahrgängen, des Preiswürdigen vieles enthielt. Hier gab Goethe zuerst ein Bruchstück seiner Wanderjahre. Hier spendete Jean Paul oft aus der Fülle seiner humoristischen Bilderwelt und Bilderjagd. Aber es wurde der Verlagshandlung immer schwerer, bey dem Sturme, der von so vielen andern Herausgebern und Verlegern auf die wenigen Zeichner und Kupferstecher von erprobter Tüchtigkeit gemacht wurde, Bilder herbeyzuschaffen, die ihr genügten. Man kennt ja die chalkographischen Drangsale und Verzweiflungslitaneyen aller Taschenbuch-Herausgeber. Darum trat sie lieber ganz zurück. Neu erscheint aber wieder dasselbe Taschenbuch fürs Jahr 1828 in verjüngter Pracht und Herrlichkeit, in Format, Druck und Papier untadelhaft, mit wenigen, aber gewichtigen Beyträgen dichtender und erzählender Darstellung ausgestattet, und — wie es schon das Titelblatt ankündigt — mit zehn englischen Kupfern. Und wenn man irgend etwas einen glücklichen Fund nennen kann, so ist es dieser. Unser wackerer und seine Unternehmungen stets verständig berechnender Landsmann Ackermann in London (aus einem wandernden Sattlerburschen von Schneeberg im sächsischen Erzgebirge und dann aus einem Wagnergesellen in Brüssel zu einem der ersten Londoner Kunsthändler emporgewachsen und jezt durch wohlgerathene Söhne sein Geschäft bis nach Ostindien und Meriko erstreckend) hat vor sechs Jahren, wie bekannt, zuerst das deutsche Taschenbuchwesen an die Themse verpflanzt. Sein Forget me not gewann sogleich die Gunst der schönen, sentimentalen Brittinnen und fand bald auch herüber zu uns nach Deutschland seinen Weg. Dichter und Dichterinnen der Seeschulen und der Moor'schen Sippschaft banden die zierlichsten Blümchen an dies Vergißmeinnicht. Am meisten Noth machte dem Herausgeber, Schoberl, auch einem Deutschen, die Erzählung in Prosa. Doch auch dafür wurde bald Rath. Die ersten Kupferstecher in London: Finden, Davenport, Wallis, Warren, Freebairn, Le Keux wurden für die Zeichnungen eines Stothard, Smirke, Corbould, Stephanoff, Owen, Westall gewonnen. Eigenthümer ausgezeichneter Gemälde und Zeichnungen erlaubter Kopien, alles vereinte sich, um etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Denn bald lockte das Vergißmeinnicht eine Menge Nebenbuhler, so daß ihre Zahl jezt schon auf 10 gestiegen ist, das Amulet, Keepsake u. s. w. traten als gefährliche Mitbewerber um die Gunst des Publikums auf, aber das Vergißmeinnicht von 1828 überstrahlte sie alle in Zierlichkeit der Bilder und Mannichfaltigkeit des Gehalts. Aber welche Mittel konnte auch ein Verleger aufbieten, der bey dem diesjährigen Taschenbuch auf sechszehntausend Käufer — so hoch gibt ein Brief des übrigens bescheidnen Mannes die Zahl der Abnehmer in allen Welttheilen an, wohin der brittische Dreyzack reicht, — rechnen konnte. Die Bilder, welche dies neueste Vergißmeinnicht zieren, überbieten in der That alles früher geleistete. Dreyzehn Bildertafeln sind, wenn auch von verschiedenem Werthe, doch als Meisterwerke, mit einer unbeschreiblichen Feinheit und Zartheit in der Vollendung, die man wohl nach dem Maaßstab, den wir in Deutschland anzulegen gewohnt sind, hier und da einer nebulistischen Tendenz und überverfeinerten Verblasenheit bezüchtigen mag, aber schwerlich bey uns je übertroffen wird. Von 10 dieser bewundernswürdigen Leistungen wußte sich nun die Cotta'sche Buchhandlung für ihr Taschenbuch die Abdrücke zu verschaffen und schmückte damit ihr so kräftig erneuertes Unternehmen. Dabey mag die Versicherung hier wohl an

ihrer Stelle seyn, daß diese Abdrücke die ungeschwächte Klarheit und Kraft derer, die in dem Forget me not vor uns liegen, vollkommen behaupten, und daß man zwischen diesen und jenen keinen Unterschied bemerkt. Wir können uns das Unbegreifliche dieser Ausdauer nur durch das erklären, was wir von besonderer Härtung der Kupferplatten in England, aber auch von dem Alles an Dauerhaftigkeit überbietenden Eisenstich uns haben erzählen lassen. Auch muß die kluge Behandlung beym Abdruck hier wohl in Anschlag gebracht werden, die ja schon beym gewöhnlichen Kupferstich die guten Drucke um mehrere Hundert zu vervielfältigen vermag. Doch bis Kundigere uns darüber weitere Aufschlüsse mittheilen, genüge es hier, das Vollendete, wie es vor unsern Augen liegt, anzuerkennen. Mit Recht wählt der deutsche Herausgeber das gleichsam mit Geisterhand uns berührende Bild, „wo Todte leben in der Schwester Traum," wo drey früher verstorbene Schwestern in ätherischer Klarheit zur noch lebenden Schwester, die ins neue Jahr hinüber schlummert, herabschweben, den Sister's dream, zum Titelblatt, während im Englischen, was hier das dritte Bild ausmacht, die zum Altar sich schmückende Braut, the Bridal Morning, als Titelbild erscheint, welches uns troz aller Zartheit, welche Finden dieser in den Spiegel blickenden Braut, und den sie umgebenden Brautfräulein und Zofen zu geben verstand, doch als eine eitle Putzscene kalt läßt. Wir wollen, statt alle übrigen Bilder einzeln durchzugehen — vergebene Mühe, wo nur das Auge glauben kann — auf das vorlezte Bild, die siebente Plage von Aegypten, wie Moses die prachtvolle Nilstadt mit Hagel und Feuer überschüttet, die Aufmerksamkeit derer zu leiten suchen, welche es noch nicht sahen. Es ist nach einem berühmten Vorbild von Martin, welches der Besitzer, ein Herr Lupton, zu diesem Zweck mittheilte, von Le Keur unübertrefflich gestochen. So viel Schrecknis in so kleinem Raum. Ueber die wundervolle Ausführung bedienen wir uns gerne der Worte des kundigen Kommentators. „Immer neue Schaaren stürzen sich dem Obdach dieses Riesentempels zu. Wenn sich unsre Leser die Mühe geben wollen, dieses Blatt durch ein gutes Vergrößerungsglas zu betrachten und die menschlichen Figuren einzeln zu mustern, so werden sie deren in diesem kleinen Raum mehr als Hundert zählen können, die Gestalten der ägyptischen Mythologie ungerechnet, die der Künstler (an den Sockelfriesen und Architraven) eben so getreu gezeichnet hat, als er sie sinnreich benüzt, einen erhabenen Gegensatz anzudeuten."

Und das bringt uns nun auf die diesen Bildern beygefügten Erklärungen, wodurch sie einen entschiedenen Vorzug vor allen jenen kleinen Songs und poetischen Ergießungen erhalten, womit der englische Leser sich bey Betrachtung der Bilder abspeisen lassen muß. Auch ohne daß er sich genannt hat, wird man in ihm sogleich den ungenannten Ordner des ganzen Taschenbuchs, W. Hauff, erkennen. Nur einem so schönen Talente konnte die Zusammenstellung des zweyten Bildes, welches das verschämte Mädchen, beym Juweller sich den Brautring suchend, so ergreifend uns vorführt, mit der durch Putz verblendeten Braut im dritten Bilde so gelingen, daß die Erklärung nun selbst schon ein kleiner, wehmüthig genug redender Roman geworden ist. Und um von W. Hauff sogleich das Beste anzusehen, er beschenkt auch dies Taschenbuch selbst mit einer Novelle, das Bild des Kaisers überschrieben, die wir unbedenklich zu dem Geistreichsten und Gelungensten zählen, was in dieser Herbstflora so vieler Taschenbücher und vornehmbenamter Almanache im Felde der Erzählung aufgesproßt und abgeblüht ist. Ein märkischer Junker kommt auf eine schwäbische Ritterburg und wird von einem ächten schwäbischen Mädchen, der neckend-besonnenen Anna, in die er sterblich verliebt ist, endlich zum Brautführer gemacht zu einer Ehe, wo eine Kopie von Napoleons Bild, wie er den Simplon hinauf reitet, nach David, zum Talisman wird, der allen Mißklang in Wohllaut auflöset. Doch die Geschichte ist es nicht, die hier berücksichtigt werden soll, wiewohl der fein spottende Satyr, der dem trefflichen Hauff über und unter dem Monde so treu zur Seite stand, schon in dieser Zusammenführung des Ungleichartigsten und dem Siege des Schwaben über den Märker überall schalkhaft genug hervorguckt, sondern die geistreiche Abwägung des Für und Wider in den hier so anmuthig eingewebten Konversationen, das leichte Spiel der Rede und Gegenrede, die tiefen Blicke ins Menschenherz und in Weltverhältnisse, die sich hier kund geben, das ist es, was uns in dieser, alles Wunderhaften glücklich entkleideten, einfach-leichten Darstellung so anzieht und uns das Urtheil erlaubt, daß in dieser Novelle die ganze Kraft seiner Eigenthümlichkeit hervortritt, und daß Hauff auch in dieser so schwierigen Form ganz Vorzügliches geleistet haben würde, wenn ihm nicht — mit tiefer Trauer schreiben wirs nieder — die neidische Parze so schnell den Faden durchschnitten hätte. Von ganz anderm Metall ist die fast die Hälfte des Buchs ausfüllende Novelle: Venus in Rom gegossen. Ihr Verf. Alexis Willibald beurkundet darin aufs neue die seltne Macht seiner Phantasie, die uns nicht blos ein Walladmor und Schloß Avalon vorzuzaubern versteht, sondern auch einen deutschen Ritter, Hubert von Stein, der unter Papst Leo X. zu seinem indeß wahnsinnig gewordenen Savelli nach Rom wallfahrtet, und in den grausen Abenteuern, die den Ketzer dort erwarten, die Sage des treuen Eckart, und des deutschen Venusberges mit einem antiken Venusbilde und einem dieser Statue angesteckten Ringe auf die genialste Weise zusammen zu

schmelzen wußte. Das Feuer, das hier zum Guß angeschürt wurde, wird freylich mit allem genährt, was Deutschland unter Maximilian I. in Italien zu Anfang des 16ten Jahrhunderts üppig genug darbot, und in dem Widerschein seiner Flammen spiegelt sich die seltsamste Groteske. Georg Döring's Amerikanerin mit den Neugierigen im deutschen Kaffeehause und dem drolligen Weinhändler, dem Schwippermann, wird auch seine Liebhaber finden. Aber ausgezeichnet sind auch die hier aufgenommenen Gedichte. Eduard von Schenk hat Nachtviolen in 12 Sonnetten beygetragen, die er im 20sten Lebensjahre in wahrhaft petrarchischen Anklängen sang. Michael Beer's Stammbuchblätter, Matthisson's Jubelruf der Würtemberger, des Neckars Treue von Karl Grüneisen, das Gastmahl des Theoderich von Streckfuß, zwey gewiß fortlebende Romanzen, die geistreichen Umdeutschungen der drey Tage Colombs von Delavigne durch den trefflichen G. Schwab, werden hoffentlich selbst von denen nicht überschlagen werden, die schon lange gewohnt sind, alles, was wie ein Vers aussieht, in unsern Taschenbüchern als eine lose Speise für überfüllte Mägen zu überspringen. Endlich hat auch der Verfasser der bekannten Schicksalsgabel, Graf Platen-Hallermünde, ein einaktiges Drama, der Thurm mit sieben Pforten (abwechselnd in reimfreyen und gereimten Jamben) mitgetheilt, worin ein Dey von Tripolis, dem ein neapolitanischer Ritter seine unter sieben Pforten verriegelte Rosalba entführt, zugleich mit seinem Mohren aufs unbarmherzigste gefoppt und genöthigt wird, die von ihm mit rasender Eifersucht Bewachte dem Entführer selbst in den Hafen und aufs Schiff zuzuführen. Die Frage darüber wird immer die bleiben, ob der Gimpel von einem Dey oder die Zuschauer, die wir uns doch vor der Bühne sitzen denken müssen, mehr dadurch mystifizirt werden sollen. Wenigstens halten wir die Schlußworte des Mohren, womit er die verblüfften und geduldigen Zuschauer entläßt:

Ja thut das Möglichste! verzeiht den Schwank,
Dann wascht ihr wirklich einen Mohren blank,

für das Nüchternste und Wahrste im ganzen sehr leicht und angenehm versifizirten Stück.

Böttiger.

Philosophie.

Elementi di filosofia di P. Galuppi. Tomi cinque. Messina, 1821 al 1827. 8.

In einem Blatt, das für die gemischte Lesewelt bestimmt ist, und zumal des Beyfalls der Damen sich erfreut, wird man keine kritische Beurtheilung eines philosophischen Systems erwarten; aber überraschen wird es gewiß Manchen, der Italien nur aus den Berichten unserer Reisebeschreiber kennt, zu vernehmen, daß ein solches System in dem ungastlichen Lande der Cyclopen erscheinen und, was noch mehr ist, von einem Ende der Halbinsel bis zum andern gelesen werden kann. Erfreut sich doch kaum in Deutschland ein Philosoph des Glücks einen andern Leser zu finden, als sich selbst; und dann ist er nicht immer sicher, verstanden zu werden. Das Leztere haben indeß ausländische Philosophen bey weitem leichter; da man selten von ihnen Belehrung über Dinge verlangt, die sie selbst nicht wissen, und namentlich in Frankreich und Italien lieber zu der Armuth seine Zuflucht nimmt, die aber ihre geringen Vorräthe gut geordnet hat, und in jedem Moment das Bedürftige daraus mittheilen kann, als zu dem Reichthum, der seine Schätze theils in unergründlichen Tiefen vergraben, theils in einer unendlichen Reihe von Kisten und Kasten verwahrt hat, in denen er sich selbst nicht zurecht finden kann.

Galuppi gab im Jahr 1819 sein Saggio filosofico sulla critica della conoscenza (philosoph. Versuch über die Kritik des Wissens) heraus: eine Analysis des menschlichen Denkens, mit einer Untersuchung der wichtigsten Lehren der Ideologie, des Kantismus (kantismo) und der Transcendentalphilosophie. Seitdem sind seine Elemente der Philosophie in folgender Ordnung erschienen: erster Theil: Elementi della logica pura, im Jahr 1821; zweyter: Elementi della psicologia, im J. 1823; dritter: Elementi dell' ideologia, im J. 1824, vierter: Elementi della logica mista, im J. 1825, und der lezte Elementi della filosofia morale im J. 1827.

Vielleicht interessirt es unsere Leser, eine kurze Anzeige des Inhalts der Elemente der „reinen Logik", mit denen dies Werk eröffnet wird, in den eigenen Worten des Verfassers zu erhalten: „Es ist die reine Logik, die in dem kleinen Bändchen (120 S.) enthalten ist, welches ich die Ehre habe, Ihnen vorzulegen; dasselbe ist, obgleich von unbedeutendem Umfang, bestimmt, Denker zu bilden. Jedes der fünf Kapitel, aus denen es besteht, soll, meiner Absicht nach, vereinigt mit seinen übrigen Lehren einen Hauptsatz enthalten, mit welchem die Unterschiede der Meynungen, welche heute im Gebiete der Philosophie herrschen, in der innigsten Verbindung stehen. In dem ersten Kapitel gebe ich den Unterschied zwischen der reinen Erkenntniß und der aus der Erfahrung abgeleiteten Erkenntniß an. Weil Destutt Tracy diesen wichtigen Unterschied nicht berücksichtigte, ist er in den Empirismus gefallen; indeß auf dem Mißbrauch desselben die Transcendentalphilosophie gegründet ist, die gegenwärtig in Deutschland herrscht. Das zweyte Kapitel untersucht die berühmte Streitfrage von den synthetischen Urtheilen

a priori, von welcher die Revolution ausging, die Kant in der Philosophie hervorgebracht hat. Außerdem untersucht dasselbe die verschiedenen Arten, Definitionen zu machen; eine Untersuchung, welche die Vorbereitung zu der in der gemischten Logik (logica mixta) über den Einfluß der Sprache auf die Urtheile enthält, worüber in unsern Tagen viel geschrieben worden ist. Das dritte Kapitel löst eine der Hauptaufgaben der neuern Logik, nämlich, wie das speculative Urtheil, obschon es auf der Identität beruht, nichts desto weniger belehrend seyn kann. Das vierte Kapitel gibt den Unterschied zwischen der Art der Ableitung unserer Ideen und der der Ableitung unserer Kenntnisse an. Das fünfte und letzte Kapitel bestimmt die noch keineswegs allgemein gekannten Gesetze der analytischen und der synthetischen Methode."

Italienische Literatur.

Lettere Bibliografiche di Costanzo Gazzera, prof. etc. Torino. 8.

Nicht ohne Interesse war uns diese kleine Schrift, welche vor Kurzem, ohne Angabe des Datums, in Turin erschienen ist; da der erste der beyden Briefe, welche sie enthält, Nachrichten über mehrere seltene italienische und französische Bücher des fünfzehnten Jahrhunderts gibt, z. B. das Doctrinal des filles, den Roman von Pontus und der schönen Sidonia u. a., und der zweyte Beyträge zu der Kritik eines Werkes lieferte, mit dem wir uns eben beschäftigten: der Storia della letteratura ligure von G. B. Spotorno.

Spotorno wird mit allem Glimpf auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die er bey seinem Versuche antrifft, Alba den Ruhm zu entziehen, den Imperator Pertinax geboren zu haben; da in dieser Hinsicht der Text des Xiphilinus zu unzweydeutiges Urtheil ablegt. Es wird zugegeben, daß der im eilften Jahrhundert so berühmte Bischof Grossolano kein Lombarde gewesen sey, aber behauptet, daß daraus noch keineswegs folge, daß er Genueser gewesen seyn müsse; vielmehr scheine seine Kenntniß des Griechischen die allgemeine Annahme, daß er ein Calabrese — aus dem alten Großgriechenland — gewesen. Und außer mehreren anderen ähnlichen Berichtigungen — von denen indessen die angedeuteten hinreichend sind, um zu zeigen, wie sehr Spotorno den gewöhnlichen Fehler der Italiener einer oft lächerlichen Eingenommenheit für ihre Vaterstadt und Provinz theilt — wird Mailand die Ehre erhalten, die Vaterstadt des bekannten Buchdruckers Filippo Lavagna gewesen zu seyn. Alles dieses kann in der angeführten kleinen Schrift des breiteren ersehen werden.

Literarische Notiz.

Von geschichtlichen Werken sind zu London erschienen:

Eines ungenannten Augenzeugen historische Uebersicht der portugiesischen Umwälzungen seit dem Schlusse des Krieges der Halbinsel, mit einem vollständigen Berichte über die Begebenheiten, welche zu dem gegenwärtigen Zustande des Landes führten; — Emma Roberts, Memoirs of the rival houses of York and Lancaster (Geschichte Englands von Eduard III. bis zum Falle Richards III.) 2 Bde.; 1 Pf. Sterl. 6 Sch.; — der erste Theil einer neuen Geschichte von London mit vielen Darstellungen der dortigen Alterthümer ꝛc., von Thomas Allen (8 Sch. 6 D.; — Historic doubts relative to Napoleon Buonaparte (2 Sch.).

Novellen und Poesie: London in the olden Time, 2ter Theil, besteht aus Erzählungen, welche die Sitten, Bräuche und den Aberglauben der alten Londoner darzustellen bestimmt sind, und sich auf nähere Beschreibung mancher Lokalitäten des alten Londons vom 12ten bis zum 16ten Jahrhundert einlassen; — drey Feengeschichten aus dem Deutschen, von Grimm; — W. St. Rose's Uebersetzung des Orlando Furioso, 5ter Band; — der fünfzehnjährigen Dichterin Maria Anna Browne Mont Blanc u. a. Gedichte; — Hood, the Plea of Midsummer Fairies u. dgl. m.; — D. Montgomery, the Pelican Island u. a. Gedichte (8 Sch.)

Stray Leaves, including translations from the lyric poets of Germany, London 1827, beginnt, eine Lücke in der Kenntniß, welche die Engländer von unserer Literatur haben, zu füllen. Das Drama, Epos und die Novellen sind schneller aus Deutschland nach England gewandert, als die kleineren Erzeugnisse unserer Muse. In dem genannten Buche wird unter andern Mehreres von Herder auf eine gelungene Weise zum ersten Mal in England bekannt gemacht. Gute Aufnahme fand in London eine von G. F. Richardson bearbeitete Auswahl aus Körner's Werken, begleitet von der durch Körner's Vater verfaßten Lebensbeschreibung des zu frühe hingeschiedenen deutschen Dichters.

Bredow's Weltgeschichte ist englisch bey Treuttel und Würtz erschienen. Ueberhaupt finden die deutschen Schulbücher immer mehr Eingang in England.

Nr. 101.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 18. December 1827.

Dichtkunst.

Phantasien im Bremer Rathskeller; ein Herbstgeschenk für Freunde des Weines von Wilhelm Hauff. Stuttgart, bey Gebrüder Franckh, 1827. (Guter Wein ist ein gutes, gefälliges Ding, und jeder Mensch kann sich wohl einmal davon begeistern lassen. Shakespeare.)

Ein schönes und würdiges Denkmal hat der frühe vollendete Dichter durch dieses an Umfang kleine, aber an Inhalt desto reichere Werk seinem Namen gesezt. Es verdient unstreitig unter allen seinen Arbeiten den Vorzug, nicht nur, weil uns in demselben seine vielseitige Laune, seine lebendige Darstellungsgabe in weit höherem Grade noch begegnen, sondern weil er darin, unabhängig von fremden Individualitäten, durchaus seine eigene uns aufgeschlossen hat. Zu welchen Aussichten diese Dichtung berechtigte, wenn dem jungen, lebenskräftigen Dichter seine Tage unter uns wären gefristet worden, mag der Freund des Schönen aus dem hier geöffneten Garten voll heiterer Blumen und phantastisch-lieblicher, sinnreicher Gebilde selbst entnehmen.

Doch, wir können unsere Leser für die vorliegende Schrift auf keine passendere Weise gewinnen, als durch einen kurzen Ueberblick über das Ganze. Die angezogenen Stellen sollen zugleich ein Beweis für die Reinheit des Styls und die Gewandtheit der Sprache seyn.

„Der Dichter hatte, so beginnt die Erzählung, die Aufforderung seiner Freunde, sie zu einem der glänzendsten, musikalischen, tanzenden und deklamirenden Butterbrode in der Stadt Bremen zu begleiten, abgelehnt. Was ihn zurückhielt, war, außer der Gewißheit, daß er in der Gesellschaft seine Geliebte nicht finden, und daß er mit seinem Trübsinn und finstern Wesen, das er heute nicht verbannen wollte, die Freunde langweilen würde, ein vom Rathe der freyen Stadt auf seine Person ausgestelltes Patent, in dem hochberühmten Rathskeller die alten Rheinweine zu kosten, und der besondere Wunsch, dies allein zu thun, nicht aus schnöder Trinklust, sondern weil heute — am ersten September — sein Schalttag war. Er hat nämlich von seinem Großvater die Sitte angenommen, von Zeit zu Zeit Einschnitte in den Baum seines Lebens zu machen, an einzelen Tagen in abgeschiedener Ruhe seine Vergangenheit zu überschauen und sich ihrer Gaben zu erfreuen. Um zehn Uhr Abends tritt er in den Keller, der erstaunte Rathsdiener führt ihn mit Widerstreben, weil diese Nacht eine gefährliche, weil der erste September Jahrestag der Rose sey, wo die Weingeister alle bey der Nacht aufstehen und einander besuchen sollen, durch die weiten Räume und langen Gänge des unterirdischen Weinpallastes zu dem Gewölbe des Bacchusfasses, zu der Halle der zwölf Apostel, wo er die Proben des hundertjährigen und älteren Rheinweins trinkt und den feyerlich stillen Katakomben dieser Fürsten des Weins einen dithyrambischen Gruß darbringt, und endlich zu der Königin des tiefen Schlosses. „Da lag sie, die alte Rose; groß, ungeheuer, mit einer Art von gebietender Hoheit. Welch ungeheures Faß; und jeder Römer ein Stück Geldes werth! Anno 1615! Wo sind die Hände, die dich pflanzten! wo die Augen, die sich an deiner Blüthe erfreuten? wo die fröhlichen Menschen alle, die dir zujauchzten, edle Traube, als man dich abschnitt auf den Höhen des Rheingaus, als man deine Hüllen abstreifte und du als goldener Born in die Kufen strömtest? Sie sind dahin, wie die Wellen des Stromes, der an deinem Rebenhügel hinabzog. Wo sind sie, jene alten Herren der Hansa, jene würdigen Senatoren dieser alten Stadt, die dich pflückten, duftende Rose, dich verpflanzten in diese kühlen Räume zum Labsal ihrer Enkel? Gehet hinaus auf Ansgarii Friedhof, gehet hinauf zur Kirche Unserer lieben Frauen, und gießet Wein auf ihre Grabsteine! Sie sind hinunter, und zwey Jahrhunderte mit ihnen." (S. 28. 29.) Der ängstliche Rathsdiener läßt nach langem Kampf und Zögern endlich den Begeisterten in einer geräumigen Halle zurück, die er hinter sich verschließt, und nun beginnt bey neun Kerzen mit der ersten von drey Flaschen 23ger Rheinweins der Schalttag, die selige Einkehr des Dichters in sich selbst und die

liebliche Zusammenreihung der schönen Bilder, die in seinem Jugendleben an ihm, dem Glücklichen, vorübergezogen waren. Mit jedem neuen Glase hält er sich einen neuen Abschnitt seiner Vergangenheit vor, die wenigen süßen Erinnerungen der Kindheit, die arglosen Spiele des Knaben, die geheiligten Plätze der frühesten Thätigkeit und Wonne, die Genossen jener goldenen Tage, drauf die Neigungen, Gedanken und Schicksale des Jünglings, die erste Lektüre und Lust an Poesie, dann jenes „hohe, edle, rohe, barbarische, liebliche, unharmonische, gesangvolle, zurückstoßende und doch so mild erquickende Leben der Burschenjahre", die Gegenstände seiner Liebe — dies Alles gleitet an seinem inneren Auge vorüber. Nun ist es Mitternacht, die Thüre geht auf. Es kommen in sonderbare, altfränkische Tracht gekleidete Männer, erst zwey, dann viere. An ihrem Aeußeren, ihrer Sprache, ihrem Benehmen geben sie sich als die Geister der Apostelfässer zu erkennen. Endlich erscheint im Gefolge des hölzernen Bacchus und der übrigen Apostel Jungfrau Rose, im Kostüme der ehrbaren Frauen von Kölln oder Mainz, Anno 1618. Nun halten sie bey der Bedienung des knöchernen Kellermeisters ein Trinkgelage nach Weise der deutschen Ahnen. Eine eifersüchtige Scene zwischen Rose und Bacchus läßt uns die Vorwürfe gegen den Lezteren hören, er gebe sich mit den Französinnen von Bordeaux und Champagne, ja selbst mit den süßlichen Spanierinnen ab, worauf Bacchus die Verwandtschaft der Sennora Ximenes mit den Rheinländern geschichtlich darthut. Der Dichter wird nun mit Einem Male erst erkannt. Er insinuirt sich bald bey den alten Herrschaften, wie durch seine kurzen, derben Antworten, so besonders durch seine Liebe zum Rheinwein. Die Alten ergießen sich in Klage über den Verfall der Zeiten, über den jetzigen Geschmack an süßen Weinen und namentlich an Thee, Bier u. s. w. Die Rose erzählt von der Kraft der Vorfahren im Trinken eine Geschichte aus dem dreyßigjährigen Kriege, woran sich die schauerliche Kunde des Kellermeisters von sich selber reiht, der, um zu seinem Posten zu gelangen, seine Seele dem Teufel verschrieben hatte, und eben im Begriffe ist, das Loos seiner Seele nach dem Tode zu erzählen, als mit fürchterlichem Pochen — der steinerne Roland vom Bremer Markte hereintritt. Er sezt sich in die Gesellschaft, und die gemeißelten Züge verschönert ein sanftes Lächeln und sein Mund wird voll des Lobes alter Tage, nachdem er einen Becher Engelheimer geleert. Nun wird von Bacchus die Pflanzung der Reben durch Karln d. G. im Rheingau erzählt, und in Wahrheit sind seine Worte voll Duftes und Kraft, wie gesprochen von dem Geiste des alten Rheinweins. Lieder gehen in die Runde. Nach dem Rheinweinliede von Klaudius wird der Dichter aufgefordert, aus der neuen Zeit zu erzählen, und als der für die Griechensache begeisterte Paladin die hülflose Lage dieses Volkes erfährt, stürmt er wild aus der Halle. Die anderen erheben sich zum Tanz, und am Ende wird sogar der arme Dichter — gepreßt, am Ende sagen wir, denn von dem ungeheuren Schwunge stürzt er auf den Boden und erwacht nach langer Betäubung. Rings sieht er Spuren des nächtlichen Besuchs, er eilt, sobald der Diener geöffnet, fort, und von der Geliebten des Morgens schnöde abgewiesen, bestellt er Post und verläßt die Stadt, einen Abschiedsgruß des steinernen Riesenhauptes auf dem Markte mit sich auf den Weg nehmend.

So leicht das Ganze hingeworfen ist, so tief und sinnig ist die zum Grunde liegende Idee, die Begeisterung des Trinkers nach allen ihren Seiten, in ihren weichen Regungen und in ihren wilden, grellen Ausbrüchen, mit ihren fröhlichen Bildern und Klängen, und mit ihren schwarzen Phantasien, ihren dumpfhohlen Tönen darzustellen *). Dazu kommt, daß sich der Dichter zur Aufgabe gemacht, die Geister der verschiedenen Rheinweinsorten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts mit allen ihren Eigenthümlichkeiten im Geschmack und Stärke zu objektiviren und in ihnen, namentlich auch in der Erscheinung des Helden der deutschen Mythe, Rolands, den kräftigen, mannhaften Charakter alter Zeiten vornämlich unterm deutschen Volke lebendig darzustellen. Es ist in dem Gedichte nicht nur eine durchgängige Allegorie des edeln Gewächses in den geweihten Fässern des Rathskellers zu Bremen, mit richtiger, feiner Unterscheidung des zarten Andreas, des muthigen Judas, des feurigen Petrus, des fröhlichen Jakobus u. A. in ihrem ganzen äußeren Wesen und Benehmen, und vor Allen das Sinnbild des Weingeistes überhaupt in dem lustigen, kleinen Gott Bacchus zu finden; wir lesen darin zugleich ein Bild alter Sitte; wir lernen manche nicht uninteressante, wenn gleich den gegenwärtigen Sitten und Ansichten fremde Seite der edeln Bremer und schönen Bremerinnen vor hundert und mehreren Jahren kennen, und mögen sowohl in dieser Beziehung, als auch, weil es zu den frühesten Spuren der Geschichte des Rheinweins zurückführt, das Büchlein ein historisch-poetisches Denkmal des bremischen Rathskellers nennen. Der Süddeutsche hat im Namen seiner Landsleute und

*) Die gemüthliche Beschauung des inneren und äußeren Lebens bey den ersten Gläsern ist eben so rührend, als die mancherley Begegnisse, Verhandlungen, Gruppen und Verschlingungen der vom Weingeist völlig Besessenen komisch sind. Thränen und Lächeln, Lust und Grausen, Kuß und Wortwechsel, Liebe und Eifersucht, Gesang und Tanz, — das Alles reiht sich eben so schön in diesem Bilde an einander, als es die wahre, natürliche Wirkung der Begeisterung vom Weine ist.

aller Fremden zugleich den Ruhm der bremischen Gastlichkeit, des heiligen Erbes väterlicher Tugenden und Sitten verherrlicht. — Um der züchtigen Frauen willen aber in jener gepriesenen Stadt, ja um der Sache selbst willen wünschen wir, das erste Zwiegespräch zwischen Bacchus und Rose in diesen sonst in jeder Beziehung so ansprechenden, gemüthlichen, reinen Phantasien zu vermissen.

Darstellung und Sprache ist, wie aus einzelnen von uns angeführten Stellen ersehen worden seyn mag, klar, lebendig und fließend, ein Gewebe von süßen Harmonien, man schwebt gleichsam auf Flügeln des Wohllauts dahin. Wie sehr hat sich hierin Wilhelm Hauff, besonders aber auch in der Korrektheit des Styls, seit seinem ersten Auftreten in kurzer Zeit gebessert und geläutert! Zwey Lieder von individuellem Charakter und musikalischem Rhythmus sind eingeflochten. Möchten doch in den hinterlassenen Papieren des Dichters ähnliche Dichtungen — und wären sie auch nur ganz fragmentarisch hingeworfen — zu finden seyn. Schade, daß auch er schon seinen lezten Schalttag und diesen so frühe gehalten! G.

Statistik.

1) Geographisch-statistische Darstellung der Staatskräfte von den sämmtlichen, zum deutschen Staatenbunde gehörigen Ländern rc. Von D. A. F. W. Crome, großherzogl. hess. geheimen Regierungsrath, Professor der Staats- und Cameralwissenschaft zu Gießen rc. — Bis jezt 3 Thle. Leipzig, Gerhard Fleischer, 1820 — 1827.

Wir haben in den lezten anderthalb Decennien genug patriotische und unpatriotische Phantastereyen zu sehen, zu hören und — zu lesen bekommen, um ein fleißiges, besonnenes Werk, wie das vorliegende, welches uns eine geographisch-statistische Darstellung der Staatskräfte von ganz Deutschland gibt, mit doppeltem Interesse und Nuzzen zur Hand zu nehmen. Der würdige Herr Verfasser, der fast schon ein halbes Jahrhundert als Schriftsteller im staatswissenschaftlichen Fache eine rühmliche und glückliche Thätigkeit bewiesen hat, behandelt auch hier seinen Gegenstand mit umsichtigem und sicherem Blick. Namentlich bleibt er nicht, wie so viele Statistiker bey Auseinandersetzung der materiellen Staatskräfte allein stehen, sondern, indem er auch den moralisch-politischen, die sich in Lebensart und Kulturstufe der Nation nicht minder als in den herrschenden Gesetzen und Verfassungen offenbaren, seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, weiset er jenen ihre nebengeordnete, aber eben dadurch nur um so bedeutendere Stelle an. So wird es uns möglich, einen Blick auf die nothwendige Wechselwirkung zu werfen, welche anregend oder lähmend zwischen den physischen und moralischen, materialen und intellektualen Kräften unseres Nationallebens statt findet. Es ergibt sich auch hier wieder nach sorgfältiger Erwägung aller Thatbestände, daß z. B. unserm Nationalwohlstande nicht anders als durch völlige Handelsfreyheit zu helfen sey, daß zunächst der Binnenhandel von einem drückenden Mauthsysteme befreyt, daß ferner die Meere uns geöffnet werden müssen, damit wir wieder am Welthandel Theil nehmen können; daß aber dann auch Deutschland in Gewerben, Industrie und Handel mit jedem andern Lande wetteifern werde, weil es uns weder an Fleiß, noch an industriellem Sinne mangelt, und weil wir noch dazu, ohne alle Ruhmredigkeit, sondern nach der ruhigsten Vergleichung des Thatbestandes, in allgemeiner durch alle Klassen verbreiteter Bildung einen höheren Grad als die meisten andern Nationen erreicht haben. Ein zweyter Punkt allgemeiner Klagen in Deutschland, Steuerbedrückung, dürfte mit gewonnener Handelsfreyheit von selbst gehoben werden, weil erhöhter Verkehr, erhöhten Absatz und erhöhte Preise selbst der Naturalien mit sich führen und hiemit schon die Steuerlast erleichtern würde; ohne Handelsfreyheit aber dürfte der Steuerdruck zulezt zu völliger Erschöpfung führen. Dieses traurige Resultat, welches sich uns bey Lesung vorliegenden Werkes aufgedrungen hat, wird übrigens von dem Verfasser selbst gezogen. Ein siebzigjähriger Greis, wie er, dessen ganzes Leben noch dazu dem Nachdenken über die Bedingungen des bürgerlichen und finanziellen Wohles der Völker und Staaten gewidmet gewesen, möchte schwerlich zu sanguinische Hoffnungen und — Befürchtungen hegen; aber Thatsachen und die Vergleichung der verschiedenen Ursachen verschiedener Zustände lassen weder zu, daß man sie läugne, noch auch, daß man nicht die entsprechenden Schlußfolgerungen ziehe. Was z. B. ist der Grund des großen Wohlstandes ostfriesischer Bauern? Es ist wahr, sie wohnen in einem äußerst fruchtbaren Lande. Aber es gibt noch andere eben so fruchtbare Striche in Deutschland, wo sich nicht ein gleicher Wohlstand der Bauersame findet, weil dieselben nicht ein eben so freyes und mäßig besteuertes Erbeigenthum seit langen Zeiten besitzen, weil ihnen nicht in demselben Maaße bürgerliche Ehre und Geltung zuerkannt worden ist. Was die leztere im Verein mit freyem Eigenthum vermag, zeigen unter andern auch die Bauern in den Lippischen Ländern, die sich durchaus nicht jener großen Fruchtbarkeit zu erfreuen haben und doch äußerst wohlständig sind und, was noch unendlich mehr werth ist, gleich den Friesen, sich durch ein ehrenhaftes Betragen auszeichnen, dessen Möglichkeit man dem bäuerlichen Daseyn und Geschäft abzusprechen gewohnt ist. — Solche und ähnliche Beobachtungen, die der Verfasser bey den Zuständen aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft anzustellen Gelegenheit fand, mögen

ihn veranlaßt haben, auf gesetzmäßige, bürgerliche Freyheit ein großes Gewicht zu legen, und dieselbe als nothwendige Bedingung physischer und moralischer Wohlständigkeit wie jeder, so auch der deutschen Nation zu bezeichnen. Er hat daher mit Sorgfalt die Verfassungen, wo solche bereits deutschen Ländern zu Theil geworden, ihren Grundzügen nach dargestellt und, wo es nöthig schien, auf Mängel wie auf Vorzüge desselben mit vieler Freymüthigkeit aufmerksam gemacht. Auch hierin haben wir eben so wenig Extravagantes gefunden als erwartet. Es gehört überdies zu den Eigenschaften des ehrwürdigen Herrn Verfassers, wo es nur immer angeht, eher die Licht- als die Schattenseiten in's Auge zu fassen. Besonders auffallend geschieht dies bey der Schilderung des moralischen Charakters der verschiedenen deutschen Völkerschaften. Hier ist fast immer nur die vortheilhafte Seite herausgestellt. Ohne Zweifel ist überall diese Seite wirklich vorhanden, aber das Gegentheil gewiß eben so sehr, und häufig ist dieses gerade das Entscheidende der allgemeinen Wirkung nach. Wir verdenken es übrigens dem Greise nicht, daß er am Abend seines Lebens unwillkührlich den angenehmeren Vorstellungen hier und da Raum gegeben. Kleine Irrthümer im Einzelnen, die sich meist im Werke selbst widerlegen, haben sich manchmal eingeschlichen, noch mehr werden am Ende des Werkes zu berichtigen seyn, da seit Erscheinung des ersten Theiles manche genauere Bestimmungen bekannt geworden sind, manches sich in der That verändert und in anderer Gestalt gezeigt hat. — Wir sehen der Beendigung des Werkes um so begieriger entgegen, da die beyden größesten deutschen Bundesstaaten, Oestreich und Preußen, noch nicht dargestellt worden sind *).

2) Geographisch-statistisches Tableau der Staaten und Länder aller Welttheile, von Prof. D. G. N. Schnabel, in der Calve'schen Buchhandlung, 1828.

Dieses Werk enthält in zweckmäßig eingerichteten Tabellen die Angaben der politischen Eintheilung, der Gränzen, des Areals, der Einwohnerzahl überhaupt und nach der Dichtigkeit auf die Qdr.M., der Religion, der Rangstufe nach Areal und Bevölkerung und der Regenten europäischer Länder und Staaten; bey den außereuropäischen Staaten ist statt der Angabe ihrer Rangstufe nach Areal und Bevölkerung die der Landesprodukte gemacht worden. Die Angaben der Lezteren, so wie der — industriellen und finanziellen Verhältnisse wäre doch für Europa von eben so großer, wenn nicht von größerer Wichtigkeit gewesen, als jene. Die Taschenbuchform, die allerdings sehr bequem gewählt ist, hätte dabey nicht einmal aufgegeben werden dürfen, wenn die Rubrik, welche der politischen Eintheilung gewidmet ist, eine schmälere Kolumne erhalten oder die Gränzenangabe in sich aufgenommen hätte. Zweckmäßig ist der dem Ganzen gegebene Anhang, welcher eine Klassifikation der Erdbewohner nach ihren Sprachen gibt, eine Totalvergleichung der Erdtheile nach Umfang und Bevölkerung mittheilt und sieben an Umfang wie sieben an Volksmenge größeste Staaten der Erde nebeneinanderstellt. Rußland z. B. ist an Umfang (371,500 Quadr.-M.) der erste Staat, an Bevölkerung (50,324,000) der dritte; China an Bevölkerung (242,000,000) der erste, an Umfang (247,361 Quadr.-M.) der zweyte, in doppelter Hinsicht also bedeutender als Europa, welches auf nur 153,865 Quadr.-M. 210,815,500 Ew. hat; das brittische Reich ist aber an Umfang (228,774 Quadr.-M.) das dritte, an Volksmenge (148,553,000) das zweyte. China also, Brittannien und Rußland sind in dieser zwiefachen Beziehung die drey mächtigsten Staaten der Erde; Brittannien aber würde wohl, wenn noch Verkehr, Handel, Industrie, Verfassung in Anschlag gebracht würden, als das mächtigste Reich erscheinen, wenn gleich die Concentration der Kräfte nicht minder zu berücksichtigen ist. Wir gestehen, ein besonderes Vergnügen an diesen zwar spielenden, aber zugleich doch auch nicht unwichtigen Vergleichungen gefunden zu haben, zu welchen diese tabellarische Uebersicht einladet. Dieselben werden natürlich um so interessanter, je wichtiger die in Vergleichung gestellten Verhältnisse sind, z. B. Kriegsmacht, Staatseinnahme, Literatur, Gelehrsamkeit, Schulen, Handels- und andere Institute ꝛc. Doch davon ist in gegenwärtiger Uebersicht nicht die Rede. Die Rubrik: Religion gibt nur für die europäischen Länder das Verhältniß der Bekenner verschiedener Religionen und Konfessionen genauer an. So finden sich in Deutschland 15,000,000 Kathol. und 14,500,000 Protest.; daneben 300,000 Juden. Doch scheint diese Zählung nicht vollständig, da als Gesammtzahl der Bewohner Deutschlands, d. h. aller deutschen Bundesländer, 32,510,000 angegeben sind. Zwar könnte man sich durch die Annahme von dritthalb Mill. Heiden helfen, wenn diese nur nicht unter den angeblichen Christen zu suchen wären. Der aufmerksame Leser wird noch auf mehrere Unauflöslichkeiten der Art stoßen, die zu vermeiden nicht in der Gewalt des Statistikers steht, sobald ihm die nöthigen, bestimmten Angaben fehlen. Hie und da hätten wir gleichwohl mehr Genauigkeit gewünscht, besonders da, wo wir glaubten, daß sie möglich gewesen wäre. So vermissen wir z. B. bey Angabe der Bevölkerung der unmittelbaren Besitzungen, deren sich die brittisch-ostindische Kompagnie in Hindostan und auf Dekan rühmt und die 83,000,000 betragen soll, die Anzahl der aus Europa eingewanderten und von diesen abstammenden Bewohner.

W. B. M.

*) Dem ersten Theil ist eine sehr sinnreich angelegte Verhältnißcharte beygefügt, welche eine statistische Vergleichung der Staatskräfte aller deutschen Bundesländer mit eben so großer Anschaulichkeit als mathematischer Genauigkeit darstellt. —

Nr. 102.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 21. December 1827.

Kirchenwesen.

Encyclopédie monastique, ou histoire des monastères, congrégations religieuses et couvens, qui ont existé en France; récherches sur la justice claustrale, les différentes coutumes et cérémonies conventuelles et anecdotes sur les abus monastiques. Par M. Charles Chabot. Paris. 1827.

Unter den Rückschritten der neuesten Zeit, oder vielmehr den Mitteln, welche man anwendet, um ein allgemeines Rückschreiten, vorzüglich unter der Masse, zu bewirken, muß man billig die Wiedereinführung des Mönchthums und der Klöster oben an stellen. Die treuen Freunde der guten alten Zeit, — wo sich so herrlich im Trüben fischen ließ, wo es so unendlich leicht war zu herrschen und auf Unkosten Anderer in mühelosem Ueberflusse zu leben, — scheinen ihre Berechnung, wenigstens zum Theil, ganz richtig gemacht zu haben. Nichts ist fürwahr sowohl seiner Natur nach, als nach dem Zeugnisse der Geschichte so sehr geeignet, die Menschen in Dumpfheit und Sklavensinn fest zu bannen und gleichsam wie durch magischen Zauber alle geistige Regsamkeit und allen Aufschwung zu hemmen und niederzuhalten, als Aberglaube und Andächteley, die beyden mächtigsten und gebräuchlichsten Werkzeuge in der Hand der Unterdrücker des Menschengeschlechts. Nun sind aber in der christlichen Welt recht eigentlich die Klöster die Erzeuger und Unterhalter des Aberglaubens und einer eignen in ihren Folgen wirklich schauderhaften Art der Andächteley, — des Mönchthums oder der mönchischen Ascetik, — die durch ihren Brennpunkt, — die völlige Aufhebung und Vernichtung der Persönlichkeit, — die Menschen nicht blos zu Knechten, sondern zu völlig willenlosen Werkzeugen zu bilden und zu erziehen weiß. Eine glückliche Erschütterung vernichtete diese Institute in einem großen Theile Europas, und Aberglauben und Andächteley verschwanden mit ihnen oder wurden doch so sehr vermindert, daß sie in manchen Gegenden die jüngere Generation fast nur mehr aus der Erzählung kennt. Andere Grundsätze und Einsichten, der Knechtschaft ungünstiger, sind an ihre Stelle getreten und verbreiten und befestigen sich je mehr und mehr unter der Masse. Das Reich der Willkühr ist im höchsten Grade gefährdet und die süßen Hoffnungen der oligarchischen Faktion drohen unrettbar zu scheitern. Nur ein Mittel bleibt über — der Versuch, durch die Mönche Aberglauben und Andächteley zurückzuführen. Die Macht des Beyspiels, denkt man, erweist sich überall als die wirksamste; die Klöster werden nicht nur den Aberglauben eifrig lehren, sondern auch mit dem Beyspiele der Andächteley vorangehen; das Volk wird sich allmählig wieder an beyde gewöhnen und Geschmack an ihnen finden; es wird geneigt werden, sich nicht nur die alten Fesseln geduldig, als von Gott geordnet, wieder anlegen zu lassen, sondern auch noch die Hand des Unterdrückers zu segnen. Man muß den Verstand des Volkes verfinstern und ihm alle Mittel abschneiden, ihn entfalten, kräftigen und zur Reife bringen zu können, und ihm unterdessen ein Spielzeug in die Hand geben, um es die geistige Leere nicht fühlen zu lassen, wenn man seinen Willen zu eigen haben will. Wer wird die schlaue Politik dieser Freunde der Throne und Altäre nicht bewundern, zumal, da sie vollkommen derjenigen gleicht, die uns Machiavelli's feine Satyre aus der Zeit unsrer alten Knechtschaft aufbehielt?

Ob jedoch die Oligarchen überhaupt ihren Zweck erreichen, und ob sie nur im Stande seyn werden, die Klöster in solcher Anzahl wieder herzustellen, daß sie wirklich ein Rückschreiten unter der Masse herbeyführen können, ist freylich eine andere Frage, die nach unsrer Meynung verneinend beantwortet werden muß. Die Geschichte lehrt, daß Einsichten und Wahrheiten, wie die dem Mönchsthum feindlichen, wenn sie einmal in die Masse eingedrungen sind, nicht mehr vertilgt und ein geistiger Impuls, der einmal gegeben ist, schlechterdings nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Derjenigen, welche allenfalls in die Klöster eintreten werden, wird eine

geringe Zahl seyn, weil sie nicht mehr solche Vortheile zu bieten vermögen, als früher, und es ihnen unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwerlich gelingen dürfte, sich zu bereichern. Selbst der katholische Klerus in Deutschland und Frankreich ist ja nicht mehr im Stande, die nöthige Anzahl von Kandidaten aufzubringen, und wer solche Leute näher zu beobachten Gelegenheit hatte, wird wissen, daß namentlich in Deutschland nicht selten drückender Mangel und Armuth zu dieser Art von „schneller Versorgung" treibt. Außerdem ist die Masse der Talente, Kenntnisse und Hülfsmittel, die in Bewegung sind, das Fortschreiten der Menschheit zu fördern, in der That so bedeutend, daß alle Besorgniß, die veralteten Meynungen wieder allgemein aufleben und der Welt sich bemächtigen zu sehen, völlig verschwinden muß.

Um nun aber dem Einflusse der Klöster recht unmittelbar entgegen zu treten und dem Volke gleichsam ein Verwahrungsmittel gegen ihr verderbliches Gift in die Hand zu geben, wird es am zweckmäßigsten seyn, ihm den erniedrigenden, oder aber einfältigen und kindischen Geist mönchischer Andächteley recht anschaulich vorzuführen, die Selbstquälereyen und kleinlichen Beschäftigungen des Klosterlebens in ihrer Erbärmlichkeit zu schildern, die Abscheu oder Entrüstung erregende Geschichte der Stiftung und des Fortlebens der Mönchsorden, — all die Masse von Albernheiten, Rohheiten, Gräueln und Betrügereyen — allgemein bekannt zu machen, was sie leider noch lange nicht hinlänglich ist. Vorzüglich geeignet wird es seyn, die Bekutteten von ihrer lächerlichen Seite zu fassen, welche, wie sich leicht denken läßt, unerschöpflichen Stoff darbietet, und von solcher Art, daß die Geschichte menschlicher Thorheiten wohl schwerlich noch ihres Gleichen aufzuweisen haben möchte. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat zu diesem Zwecke einen lobenswerthen Beytrag geliefert. Man würde sich jedoch sehr täuschen, wenn man in ihr im Ernste eine vollständige Geschichte der ehedem in Frankreich bestandenen Klöster suchen wollte. In Form eines encyklopädischen Wörterbuchs führt er eine treffliche Auswahl der genannten Seltenheiten auf, mit glücklicher Laune gewürzt, und gebraucht als zuverläßige Quellen die Statuten und bändereichen Annalen der verschiedenen Orden. Es wäre nur zu wünschen, seine Sammlung möchte noch reichlicher ausgefallen seyn, da des Trefflichen in jenen Werken noch so viel vergraben liegt und fast niemand Muße hat, aus der Quelle selber zu schöpfen!

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn, einige Proben seiner Arbeit zu vernehmen und wir werden Bedacht haben, unsere Wahl so viel möglich unterhaltend einzurichten.

Wir schlagen das Wort, „Obéissance avengle" auf und lesen:

„In dem Augenblicke, da ein Mönch bey seiner Einkleidung die zwey Worte: promitto obedientiam ausgesprochen hatte, war er in der That nicht mehr unter die Lebenden zu rechnen; denn ein Leben ohne allen Willen kann wohl kein Leben mehr genannt werden. Eben dieses Gebot des blinden Gehorsams ist die Quelle des Despotismus so vieler Ordensobern und der Stupidität so vieler Mönche und Nonnen. Ich will einige Proben dieses von den mönchischen Schriftstellern so viel gepriesenen Gehorsams geben."

„Die Schwester Franziska vom h. Sakrament, Karmelitin zu Saintes (Annales des Carmes liv. 1er p. 118) fragte einst die Oberin, wer im Chore eine gewisse Lektion der Mette hersagen würde. Die Oberin antwortete: die Katze. Die Schwester nahm ganz einfältiglich die Katze, kneipte sie und suchte ihr so die Lektion einzulehren."

„Dieselbe erbat sich einst von der Oberin Erlaubniß, zur Abtödtung von einem oder dem andern Gerichte nicht essen zu dürfen. Diese gebot ihr, Alles zu essen, was man im Refektorium auftragen würde. Die Schwester that es ganz einfältiglich. Nachdem sie nämlich die gereichten Speisen verzehrt hatte, nahm sie auch die Gefäße, stieß sie in einem Mörser und wollte sie so verschlingen."

„Die h. Theresia begegnete der Schwester Ursula (Ibid. liv. 2. chap. 19) und fühlte ihr den Puls, wie wenn sie dieselbe krank glaube. Die gehorsame Nonne legte sich sogleich zu Bette und meinte in allem Ernste, sie habe das Fieber. Alsbald kamen die Schwestern und fragten, was ihr fehle. Ich weiß es nicht, antwortete sie, aber unsere hochwürdige Mutter sagte: ich sey krank. Die h. Theresia beschloß, sie noch stärker auf die Probe zu stellen. Sie befahl einem Wundarzte, diesem Schlachtopfer des Gehorsams zur Ader zu lassen, welches immer nur sagte, es sey krank, weil es der h. Gehorsam so wolle."

„Man könnte Beyspiele der Art in zahlloser Menge anführen; allein, ich muß gestehen, solche Züge der Abtödtung, wovon die Annalen aller Orden voll sind, haben fast allzeit etwas außerordentlich Abstoßendes an sich. Ohne Zweifel war es nöthig, den Mönchen und Nonnen den Zügel des Gehorsams anzulegen, da sie außer dem Bereiche der Gesetze des Staates waren: allein man mußte sie doch nicht jeden und allen Befehlen der Obern unterwerfen, die häufig nichts weiter als Capricen waren: um so weniger, da diese nicht nur alle erdenklichen Mittel der Klosterzucht gegen den Ungehorsamen in Anwendung bringen, sondern auch den weltlichen Arm in Anspruch nehmen konnten."

„Die Augustiner, obgleich sie im Allgemeinen als Grundsatz angenommen hatten, „ein Mönch müsse sich von seinem Obern gleich einem Lastthiere an den Zügeln des h. Gehorsams leiten lassen,“ fügten doch die Beschränkung bey, daß man einem kindischen oder dem Naturrechte widerstreitenden Befehle zu gehorchen sich weigern dürfe, welches die andern Orden, wahrscheinlich aus Furcht, das Princip zu gefährden, nicht zuließen.“

Um die Ausdehnung und Vollendung dieses mönchischen Gehorsams in seiner grauenerregenden Tiefe kennen zu lernen, muß man vorzüglich die Konstitutionen des Jesuitenordens (Corpus institutorum Societatis Jesu. Pragae. II. Tom. 4) zur Hand nehmen, und ganz besonders den dort befindlichen Brief des Ignatius von Loyola de virtute obedientiae. Daß jedoch eine gesetzliche Sündenanbefehlung, — eine Beschuldigung, die in der jüngsten Zeit von Lang erneuert wurde, — in diesen Statuten gegründet sey, beruht lediglich auf einem grammatischen Mißverständnisse und einer Unkunde der Terminologie der frühern katholischen Moralisten. Wir werden an einem andern Orte Gelegenheit finden, dies ausführlich zu zeigen, ohne jedoch darum diese Väter von dem Verdachte des katholischen Anbefehlens von moralisch unerlaubten Handlungen frey sprechen zu können.

Unter der Ueberschrift Manger en cochon lesen wir:

„Dieses war eine unter den Franziskanern übliche Ceremonie. Abbée Musson (Ordres monastiques tom. 3. p. 232) beschreibt sie folgendermaßen:

„Von Zeit zu Zeit pflegt man die Novizen nach Art der Schweine essen zu lassen, was zu großer Erbauung und sehr segenreich auf folgende Art geschieht. Zur Tischzeit sezt man in die Mitte des Refektoriums einen Trog oder einen großen Kübel; die Novizen schütten ihre Suppe, ihren Wein, ihr Fleisch und Gemüse, Wasser und Früchte, kurz, was immer auf den Tisch gekommen seyn mag, hier hinein; nachdem nun Alles wohl durch einander gerührt worden, stecken sie nach Art der Schweine ihre Köpfe in den Trog und essen so die Mischung aus.“

„Demselben Schriftsteller zufolge verliert sich der Ursprung dieses Gebrauchs in die Zeit der Gründung des Ordens und ward durch den P. Juniperus veranlaßt. Dieser hatte nämlich einmal eine bedeutende Menge Hühner, Gänse, Butter, Käse, Eier u. dgl. mehr terminirt. Unwillig und müde, zugleich den Sammler und auch den Koch machen zu müssen, warf er diesen Haufen sammt allen Lebensmitteln, die sich im Hause fanden, die Hühner selbst ungerupft und unausgeweidet in einen großen Kessel und fing rüstig an zu kochen. Anfangs wollte dieses neue Gericht den Brüdern nicht recht behagen; allein bald fanden sie es so köstlich, daß sie ein Wunder darin erkannten, und sein Andenken auf die angeführte Art verewigten.“

Was soll man dazu sagen? Erscheint hier nicht der vielartige Fanatismus in seiner unsaubersten und ekelhaftesten Gestalt? Lassen wir diese pöbelhaften Menschen immerhin der Klasse der Thiere angehören, zu der sie sich selber erniedrigen!

Unter der Ueberschrift Mortification heißt es:

„Die Abtödtung verhält sich zur Buße, wie die Diätetik zur Heilkunde oder das Abführen zum Heilmittel. Durch die Buße straft man sich für begangene Fehler, durch die Abtödtung für jene, die man zu begehen fürchtet. Beyde sind zwar in ihren Zwecken verschieden, allein in ihren Wirkungen treffen sie wieder zusammen und man kann sie beyde als dasjenige bezeichnen, was Uebel ärger macht.“

„In vielen Klostergemeinden war es üblich, daß der Obere sogenannte Mortifikationszettel schrieb, welche dann die jüngern Professen und die Novizen nach Art der Lotterie zogen, und vor ihrer Eröffnung sich verbindlich machten, die Opfer zu vollbringen, die in dem Zettel, der einem jeden zu Theil geworden war, gefordert wurden.“

„In den Annalen des Carmelitenordens findet sich eine Menge der schönsten Beyspiele solcher Abtödtungen. Einige Carmelitinnen trugen Kleider von Pferdehaaren, andere Hemden von Binsen; wieder andere bedeckten den ganzen Leib über und über mit Wollkratzen; mehrere trugen auf bloßer Haut Drahtgürtel oder Stricke von Reisholz und beschuhten sich mit knotigen Stricken, die mit Pech bestrichen waren. Die einen aßen Suppen, die zur Hälfte aus Salz bestanden; andere aßen das Brod erst dann, wenn es schimmlich geworden war und von Würmern wimmelte; einige nahmen todte Mäuse in den Mund und hielten sie geraume Zeit darin. Die Schwester Maria vom h. Sakrament fand die Geissel noch nicht hart genug und bediente sich statt derselben der Kette, woran man den Kessel im Kamine zu hängen pflegt. (Histoire générale des Carmes p. 380 und Annales des Carmes l. 2 c. 105.) In der lezten Zeit erfanden die Obern andere Abtödtungen, die nur um so sinnreicher waren, als sie das Leben der armen Büßenden nicht gefährdeten. Die Novizen zu Charenton waren ganz unersättlich in solchen freywilligen Quälereyen; die einen erbaten sich Erlaubniß, während des Essens nicht trinken zu dürfen; andere standen während der Mahlzeit auf einem Fuße. Sie thaten nichts, um sich vor gewissen lästigen Thierchen zu bewahren, die eine Strafe ter Fahrläßigkeit und Unreinlichkeit sind. Der Gebrauch des Ausschüttelns (la soconette), der verschiedenen Salben, der narkotischen Kräuter, dessen sich die Franziskaner zu diesem Zwecke bedienten, schien ihnen eine des Carmels unwürdige Weichlichkeit zu seyn.

Sie fanden sich glücklich, diese Thierchen mit ihrem Blute nähren zu können, und ertrugen freudig und den Märtyrern gleich die Qual, die sie ihnen verursachten.“

Wer muß nicht staunen, wenn er dies liest und von einem Gefühle der Wehmuth und des Mitleids mit den unglücklichen Opfern des sinnlosesten Fanatismus durchdrungen werden? In welcher kindischen und zugleich maßlosen Gestalt finden wir ihn hier unter dem Frauengeschlechte? Das sind die beklagenswerthen Folgen des Grundsatzes der Theresia von Jesu, der Gründerin des reformirten Carmeliterordens, daß nur im Leiden allein Glückseligkeit sey *), — eines Satzes, der für jeden verständigen Menschen in einer gewissen Weise Wahrheit hat, dessen Mißverständniß aber, vom Fanatismus aufgegriffen, unter allen Völkern und zu allen Zeiten (man erinnere sich nur der Schweiz, um auch die unsrige miteinzuschließen,) die furchtbarsten Gräuel zu Tage gefördert hat!

Ueber die Art, wie die unglücklichen Novizen zum blinden Gehorsam angeleitet wurden, sagt der Verf. unter dem Worte: Novices:

„Der h. Franziskus führte einst zwey Novizen in den Garten und befahl ihnen, junge Bäume zu pflanzen, so wie er es mache, nämlich die Krone nach unten und die Wurzeln nach oben. Der eine sagte ihm, als er dies Verfahren sah: „So macht man es nicht, mein Vater, sondern gerade umgekehrt.“ „Mein Bruder, entgegnete Franziskus, du taugst nicht für meinen Orden, ziehe in Frieden.“

„Bey den Carmeliten kannte der Gehorsam der Novizen keine Gränze. Mußten sie sich die Hände waschen, die Nägel abschneiden, eine Feder schneiden, ein natürliches Bedürfniß befriedigen und dergleichen mehr, so ließen sie sich vor dem Novizenmeister auf die Knie nieder und erbaten sich von ihm Erlaubniß. Befahl ihnen dieser Italienisch zu sprechen, so sprachen sie mit den Gärtnern, den Köchen, den Fremden, im Beichtstuhle und beym Messedienen nichts mehr, als Italienisch. Befahl er ihnen, ihren Gürtel fester anzulegen, so schnürten sie sich so sehr zusammen, daß sie nicht mehr athmen konnten. Verbot er ihnen, sich im Sitzen wider die Mauer zu lehnen, so setzten sie sich so auf den Rand der Bank, daß sie jeden Augenblick herabrutschten. Befahl er ihnen munter und fröhlich zu seyn, so meinte man, sie wollten vor Lachen bersten. Beklagte er sich über das Geräusch, das sie machten, wenn sie in die Schlafsäle gingen, so brauchten sie künftighin eine halbe Stunde, um aus dem Chore in ihre gleich daranstoßenden Cellen zu kommen, und brachten ganze Tage zu, ohne auch nur die geringste Bewegung zu machen, die ein Geräusch hätte verursachen können.“

Wir könnten diese Auszüge, wie man aus dem Angeführten abnehmen kann, noch durch manche interessante Notiz vermehren; allein wir wollen hier abbrechen, um unsere Leser nicht zu ermüden und nur noch kurz bemerken, daß man in dieser Schrift auch Belehrung findet über die zwölf Taschen der Kapuziner, ihren Gebrauch und ihre glorreichen Erfinder, über das sorgenreiche und mühevolle Amt eines geistlichen Führers der Andächtigen des Frauengeschlechts, über den gewichtigen und erbitterten Streit der Bettelorden, über die Form der Kapuze des h. Franziskus, über die Perrücken der Geistlichkeit und ihre kaum mehr gekannten Abarten, über die zahllose Menge und Verschiedenheit der mönchischen Kleidungsstücke, über die Freuden und Erholungen des Klosterlebens, über die Regierungsverfassungen der verschiedenen Orden und die klösterlichen Aemter, über die mönchische Polizey und Criminaljustiz und vieles andere dergleichen. Wir schließen mit dem Wunsche, wenn auch nicht eine Uebersetzung dieser Schrift, wozu sie sich ihrer Unvollständigkeit wegen nicht eignet, so doch eine Nachahmung in einem größern Maaßstabe auch unter uns erscheinen zu sehen, welche gewiß eben so viel Nutzen stiften, als Unterhaltung gewähren würde. W.

*) Mit diesem Grundsatze steht ein anderer: daß nur im Sinnengenuß allein Gottseligkeit sey, in einem auffallenden Kontraste, und dennoch hat die Unnatur des Klosterlebens nicht blos zu jenem, noch einigermaßen erhabenen Grundsatz, der das Leiden empfiehlt, sondern auch zu diesem zweyten geführt, dem gerade umgekehrt die Lust das Höchste ist. Man vergleiche darüber den ersten Band der bekannten Denkwürdigkeiten des Bischof Scipio von Ricci. Er enthält aktenmäßig die Geschichte der Philosophie zweyer Nonnen, die von dem, was überall in Klöstern als bloßer Instinkt zum Vorschein gekommen ist, sich ein consequentes System abstrahirten, und ohne Rückhalt den Grundsatz aussprachen. Gott sey die Natur, daher sey auch alles Sinnliche heilig, und der höchste Akt in der Sinnenwelt, der höchste Gottesdienst. Es ist einer der merkwürdigsten und lehrreichsten psychologischen Fälle, die uns irgend vorgekommen sind, und wir empfehlen jedem unserer Leser, dem jene Denkwürdigkeiten Riccis noch nicht bekannt seyn sollten, dieselben nachzulesen. Erscheint dieser Fall auch vereinzelt und als seltenes Extrem, so wird doch niemand in Abrede stehn, daß er sehr natürlich mit allen übrigen monströsen Erscheinungen der Klosterwelt und des Cölibats zusammenhängt. Es spricht sich in ihm nur ein altes einfaches und allbekanntes Naturgesetz aus, nach welchem die am höchsten gespannten Pole wechseln und ein äußerster Gegensatz in den andern überspringen. Sobald man die Religion in eine unnatürliche und unmögliche Abgezogenheit von allem Irdischen, oder in ein äußerstes Leiden und Martern setzt, liegt das andere Extrem nicht sehr fern, sie wieder nur in das Sinnlichste und in die äußerste Lust zu setzen. Wo das Princip der Grausamkeit einmal waltet, wird sich auch immer die Wollust geltend zu machen wissen.

Anmerkung der Redaktion.

Nr. 103.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. December 1827.

Vermischte Schriften.

Kunst und Natur; Blätter aus meinem Reisetagebuche, von August Klingemann, 3ter Band. Braunschweig 1828 bey Meyer, gr. 8. 405 S.

Der Verfasser dieses Buchs scheint gefühlt zu haben, daß der erste Titel: „Kunst und Natur,“ welcher nichts weniger als das Weltall umfaßt, doch ein zu lauter sey; und so hat er einen zweyten: „Blätter aus meinem Reisetagebuche,“ gleichsam als Sordine, darauf gesezt. Gleicherweise wird in der Einleitung gesagt, daß die hier niedergeschriebenen Bemerkungen über wissenschaftliche und artistische Gegenstände sowohl, als über Natur und Leben — nur individuelle sind. — Was die Natur in diesem Buche betrifft, so möge sie von den Gelehrten des Faches beurtheilt werden; wir gestehen, nicht geographische, geologische, zoologische und andere Kenntnisse genug zu besitzen, um hier mitsprechen zu dürfen; und können höchstens diesen Theil des großen Ganzen dem Reisenden als einen guide de voyage, der ihm hier eine schöne Gegend, da den besten Weg, und dort das trefflichste Wirthshaus empfiehlt, ebenfalls empfehlen. Unkundig in den Naturwissenschaften, wie wir es sind, hat uns hier die Beschreibung der ungarisch-östreichischen Gränzvisitation am meisten angesprochen; und der freymüthige Schriftsteller verdient öffentlichen Dank, daß er es nicht scheuete, eine aufgeklärte und milde Regierung auf Mißbräuche ihrer subalternen Beamten mit unumwundenen Worten aufmerksam zu machen. — Hinsichtlich der Kunst, die hier behandelt wird, so müssen wir ebenfalls, und zwar mit einiger Schaamröthe, bekennen, daß wir auch in der Malerkunst, Skulptur und Architektonik Layen sind, und also auch hierüber nicht, ohne von einer Seite platt, von der andern anmaßend zu werden, mitsprechen können. Ueber dramatische Kunst aber dürfen wir schon, ohne unbescheiden zu seyn, sprechen, nicht etwa, weil wir hier ganz besondere Kenntnisse besäßen, sondern, weil heut zu Tage kein Mensch so von der Natur verwahrlost ist, daß er diese Kunst, die ja gar keine Kunst mehr ist, und noch weniger Natur, nicht aus dem Grunde verstehen sollte. — Unser Autor also hat, außer der Kunst und der Natur, auch das behandelt, was keine Kunst und keine Natur ist, nämlich das Schauspielwesen; und nur davon sey hier die Rede. Unmöglich aber ist es dem Verfasser, Schritt für Schritt in die vielen bedeutenden und unbedeutenden Theater Deutschlands zu folgen, ohne daß die Kritik so stark als das Buch selbst würde. Wir können also nur in Bausch und Bogen anzeigen, was der Leser hier zu erwarten hat; wir können dieses sogar mit folgenden wenigen Worten ausdrücken: Es ist hier zu finden eine aphoristische Dramaturgie eines erfahrenen und in dieser Sphäre kenntnißreichen Praktikers, der sich mit disgustirter Polemik gegen die Theorien der, so nennt er sie, neuen Schule wendet. Wäre das Buch anonym, und lebte Kotzebue noch, so hätte es dieser ganz ohne Zweifel geschrieben. Damit soll aber nichts Schlimmeres gesagt werden, als was eben in dieser sich aufdringenden Verwechselung enthalten ist. Wenn auch nicht die theoretischen Meister, so können doch die praktischen Schüler jener Schule gar manches aus diesem Buche erlernen, Dichter sowohl als Darsteller, wenn sie nur nicht glauben, daß sie schon ausgelernt haben. Ja was Goethe in diesem Klingemannschen Buche über zeitgemäße Bearbeitungen des Shakespeare sagt, sollten sogar die Meister bedenken. Wo der Verfasser unsere jungen Dichter zur Charakteristik anmahnt und sie vor Hyper-Lyrik warnt, ist er eben so lehrreich, als da wo er, in das Spiel einzelner Rollen eingeht und das Richtige und Verfehlte durch Thatsachen darlegt. So ist das, was er über Emilia Galotti und über den Kaufmann von Venedig sagt, obwohl nicht neu, doch sehr des Beachtens werth. Neben der Kritik unserer größten Darsteller und Darstellerinnen, kommen auch Lobergießungen unbekannter Leute vor, so daß man zuweilen glaubt, ein kleines Stadt-Theater-Blättchen zu lesen. Dahingegen ist wieder das, was der Verfasser gegen die Einseitigkeit so mancher theoretischen Kritiker sagt, eben so alles Beachtens werth, als seine Hinweisung auf die ungern

gehörte und doch unwiderlegbare Thatsache, daß ein Hoftheater (ein großes oder kleines) mit seinen bekannten und unbekannten Hemmungen und Einschränkungen, mit seinem Mangel an lebendiger Wechselwirkung zwischen Bühne und Publikum, mit seinen Hoffestlichkeiten und Prunkspielen, nie ein National-Theater seyn kann; und sich, selbst in dem seltenen Falle, daß ein Mann vom Fache an der Spitze steht, immer zu einer bevorrechteten Behörde gestalten muß, die, statt freyer Aeußerung des Publikums und strenger belehrender Kritik in den Tagesblättern, von allen Seiten nur Beifall verlangen wird. Nicht minder ist das ein Resultat praktischer Erfahrung, wenn behauptet wird, daß nur ein völlig unumschränkter Direktor (wie er seyn soll) ein National-Theater würdig zu leiten vermag, indem für das immer reizbare und oft eitele Künstlervolk nur diese, am allerwenigsten aber eine republikanische, Regierungsform paßt. Auch darin sind wir mit dem Verfasser einverstanden, daß das Burgtheater zu Wien, da es, mit guten Talenten reich versehen, nur das Bessere, Kernhafte der dramatischen Kunst berücksichtigt und sich von Allem, jenen Kreis Entehrenden: von Wölfen, Affen, Hunden, Seiltänzern, Taschenspielern und Aehnlichem frey erhalten hat; offenbar den ersten Platz, hinsichtlich des redenden Schauspiels, unter allen deutschen Bühnen behauptet. — Daß aber auch durch Aktienvereine kein National-Theater begründet werden könne: dieser Meynung können wir nicht beypflichten, weil das merkantilische Interesse, wenn es auch zehn Mal irrt, doch endlich auf den rechten Weg, der einzig einen dauernden Vortheil verspricht, kommen muß; dahingegen die Hoftheater, mit ihren sicheren Zuschüssen von Seiten des Staates, nicht einmal den untergeordneten Beweggrund des Interesses und also gar keinen zum Fortschreiten haben. Als Hoftheater, wenn sie sich streng in dieser Sphäre halten, werden sie stets eine erfreuliche, ja eine ersprießliche Erscheinung seyn; maßen sie sich aber an, zugleich auch etwas ihrer Natur nach unmögliches: Nationaltheater vorzustellen, so sind sie ein machtvolles Hinderniß der anderweitigen Kunstausbildung. Auch was über den jetzigen Zustand des dramatischen Tanzes gesagt ist, ist zwar der Beherzigung werth! allein die völlige Wegwerfung des Ballet's ist eine Einseitigkeit: Terpsichore ist eine Muse; und die Griechen verstanden sich auf Kunst. — Unter allen Städten kommt Berlin am schlimmsten weg, unter den Künstlern L. Tieck und unter den Kritikern der Referent der Berliner Spenerschen Zeitung. Es scheint, daß hier — was sonst in dem Buche nicht zu finden ist — persönliche Disgustirungen eingewirkt haben. Was Herr Klingemann, als Verfasser des Faust, Ahasverus, und Columbus gegen Tieck sagt, trifft den Dichter der Genoveva, des Zerbino, des Kaisers Oktavian ꝛc. nicht sehr heftig; mehr vielleicht das, was der Direktor des Braunschweig'schen Theaters dem Direktor des Dresdner sagt, weil die Waffen der Praktik immer handfester als die der Theorie sind. Der Ton aber, mit welchem ein Dichter und Gelehrter wie Tieck, und ein so berühmter anonymer Kritiker, wie der tiefsinnige und unparteyische Referent der Spenerschen Berliner Zeitung angegriffen werden, ist bey einem Manne von so feiner Lebensart wie Herr Klingemann durchaus nicht zu entschuldigen; und wir brauchen ein gelindes Wort, wenn wir diesen Ton unzart nennen. Damit uns aber der Leser nicht einer zu großen Vorliebe für die Angegriffenen zeihe, so ziehen wir diese hyperpolemischen Stellen hier aus:

„Nachdem das Dresdner Publikum den Calderonschen „Kobold ausgetrieben hatte, fühlte sich unser Dramaturg „(so heißt es von Tieck) allmählig zu einem innern „Zürnen aufgeregt, welches sich jedoch stets im strengen „Anstande des Belvederischen Gottes erhielt. In dieser „höheren Sphäre aber bestieg er jetzt sofort als poetischer „Weltrichter den Gipfel des kritischen Parnasses und „enthielt sich nicht — unerachtet es ihm selbst, trotz „seiner angestellten vielfachen Versuche (?) nicht gelungen „war, ein einziges entsprechendes Produkt der dramatischen Literatur (theatralischen meint der Verfasser) zu„zuwenden — eigenmächtig auf eine kalt-vornehme Weise, „vermöge promulgirter, majestätischer Machtsprüche, bis „jetzt anerkannt gewesene (?) Dichter, wie z. B. „Raupach, Müllner, Grillparzer u. s. w. (?) „vom Throne zu stoßen, ignote aber, wie einen Herrn „von Uechteritz darauf zu erheben. Das Usurpirte in „diesem Verfahren muß jeden Unbefangenen (?) um so „mehr in Verwunderung setzen, wenn man es bey eigner „dramatischer Unfähigkeit von ihm ausüben sieht" und so fort und so fort! — Wir glauben nicht, daß man so von einem Ludwig Tieck sprechen kann, ja selbst dann nicht, wenn man ein August Klingemann ist; indessen beruhigt hier noch allenfalls das Walten der Nemesis, die dem Tieck dasselbe anthun läßt, was er dem größten dramatischen Dichter der Deutschen angethan hat. Finden wir hier aber noch einen Schimmer von gerechter Wiedervergeltung, so fragen wir, ob wir in so barbarischen Zeiten leben, wo das ganze Geschlecht des Schuldigen mit büßen mußte? Was hat die Schwester gethan, daß es von ihrem Lustspiele: Donna Laura, heißt: „Den Dekorationen muß ich mein „Kompliment machen, welche heute offenbar der Besänftiger aus dem gestiefelten Katen in Bereitschaft „gehalten zu haben schien, um sie, nöthigen Falls, in „das Mittel treten zu lassen.... Wäre jenes (Stück) „boshafterweise zwischen den so oft reklamirten drey „schwarzen Wänden dargestellt, so würden sie ohne

„Zweifel, als ein böses dramatisches Probeexempel, das „Zeit desselben auf ein bedeutendes Minus reduzirt „haben; jezt wurde es nur hin und wieder als ein Lust„spiel ohne Lustigkeit, etwas verlacht, und die Frau von „Knorring war, selbst als geborene Tieck, nicht im „Stande den Genre ennuyeux ihrer spanischthümelnden „Damenpoesie in Respekt zu erhalten.“ —

Gebietet nun schon Das was sich ziemt, Poesien der Damen zarter zu behandeln, als es hier geschah, so ist doch selbst das Harte und Bittere noch süß und sanft gegen den Anfall, den der unschuldige Referent der Berliner Spenerschen Zeitung erdulden muß; ein Kritiker, dessen anonyme Bescheidenheit nur von seiner strengen unparteyischen Wahrheitsliebe übertroffen wird, ein Mann (oder vielleicht sogar ein Weib) der (oder das) nie breitschichtig schwazt, seine Urtheile gewöhnlich mit dem demüthigen Wörtchen: Nichts von dem Stück! oder mit der Klage über Mangel an Raum beginnt, und doch in dieser Klemme beschränkter Spalten alles Mögliche sagt, ohne je nebenabsichtlich zu schmeicheln, ohne künstlich herunterzusetzen, ohne je seine eigne Privat-Meynung für ein wissenschaftliches Urtheil auszugeben, sondern immer nur mit seiner allbekannten Reinheit und als wahrhafter Referent die Wahrheit referirend. — Was kann ein solcher Mann (oder vielleicht sogar eine solche Dame) gethan haben, um daß ein namhafter Schriftsteller, wie Herr Klingemann, ihn einen Brodkritiker nennt; und dann also von ihm spricht: „Man würde es in der That „für eine schaamlose Frechheit erklären müssen, daß ein „Emeritus, welcher in der Welt nichts Beachtungswerthes „jemals producirte, sich zu vermessen wage, als Richter „in höchster Instanz zu Rathe zu sitzen; wenn es sich „nicht zufällig ereignet hätte, daß der Nestor unter unsern „Dichtern, in einem natürlichen Momente, wo ihm eins „seiner Blätter in die Hände gefallen war, ihn, menschlich „irrend, für Seinesgleichen hielt. Diesem Umstande „aber ist ohne Zweifel sein jetziger unglücklicher Wahn „innerer Goeth-Aehnlichkeit (wie er sich räuspert „und spuckt) zuzuschreiben, welcher ihn tolldreist genug „macht, auf die unverschämteste Weise öffentliche Urtheile „zu fällen, ohne zu bedenken, daß einmal ein stärke„rer über ihn (?!?) und sein Treiben kommen „könnte.“ —

So von einem Kritiker, der gerade durch seinen Tiefsinn und seine Unparteylichkeit zu einem europäischen Rufe gekommen ist, so von einem Dramaturgen zu schreiben, der sich den Namen des großen unbekannten Referenten erworben hat, ist mindestens und milde gesagt ... nun wir wollen es lieber nicht sagen! — Wir wünschten, daß wenigstens diese leztere bis in das Leben schneidende Polemik, nicht in diesem sonst trefflichen Buche enthalten wäre, dann könnten wir es, zwar nicht unter dem Rieſentitel: „Kunst und Natur,“ aber doch unter dem andern: „Blätter ꝛc.“ als unterhaltend und lehrreich empfehlen.

..t..

Länder- und Völkerkunde.

Lissabon in den Jahren 1821, 1822 und 1823 von Marianne Baillie. Aus dem Englischen. Zwey Theile. Stuttgart bey Löfflund und Sohn, 1827.

Ohne sich eben einer systematischen Ordnung zu befleißigen, gibt die Verfasserin doch ein sehr treues und ausführliches Gemälde. Sie erzählt in fortlaufenden Briefen, was ihr alles in jenen verhängnißvollen Jahren in Lissabon merkwürdiges aufgestoßen ist und überläßt es dem Leser, sich in den unzusammenhängenden, aber nichts desto weniger alles umfassenden Nachrichten selbst zurecht zu finden. Diese regellose Darstellung entspricht auch gewissermaßen dem Gegenstande, denn verwirrter ist es nicht leicht in einer Stadt zugegangen, als in jenen Jahren in Lissabon.

Ueber die politischen Ereignisse spricht die Verfasserin häufig als eine Augenzeugin, und gibt uns sehr malerische Schilderungen von Tumulten, Aufzügen, Festlichkeiten, denen sie beywohnt. Doch geht sie, was wir vollkommen an einer Dame billigen, nicht zu tief in die Politik ein, und ist weniger bemüht, uns die Motive der Begebenheiten, als den Schauplatz derselben und das Aeußerliche, Malerische daran zu schildern. Diesem läßt sich allerdings ein großes Interesse abgewinnen, denn die Elemente der Gesellschaft, die Sitten und Gebräuche sind in jener Stadt so eigenthümlich und charakteristisch, und Altes und Neues mischt sich darin so wunderlich zusammen, daß ein Panorama derselben ein sehr lebendiges und anmuthiges Gemälde darbieten muß. In der Mitte sehn wir die Verfasserin, dem diplomatischen Corps zugesellt, als ruhige Zuschauerin in dem allgemeinen Wirrwarr; auf der einen Seite den König, die Königin, den Prinzen Miguel, den Hof mit allem Glanz und allen Ansprüchen der alten Zeit, von einem noch fast orientalischen Gepräng umgeben, auf der andern Seite die Kortes, die gänzlich modernisirten Liberalen; eine Stufe tiefer dann erblicken wir auf der einen Seite die Klosterwelt im geheiligten Dunkel verschlossener Mauern, auf der andern das Volk in seinem eleganten Müßiggang, mit Juwelen behängt im Schmutz und in trägem Stumpfsinn. Den Hintergrund des ganzen Gemäldes bildet aber die Natur selbst, das reiche Panorama der Stadt Lissabon und der Umgegend.

Von der Königin Mutter erhalten wir eine merkwürdige Schilderung (Th. 2. S. 75): „Die Königin lebt fortwährend in der größten Zurückgezogenheit; in dem Innersten des Pallastes verschlossen, sieht sie nur selten Besuchende bey sich, und läßt sich öffentlich gar nicht erblicken. Ihre Kleidung, sagt man mir, sey über alles schäbig und schmutzig; sie besteht aus einem alten, unreinlichen Kleide von buntem Kattun, einer kleinen Haube, die eben so wenig Anspruch auf Sauberkeit macht, als das Haar, was sie bedeckt, und einem schwarzen Biberhut, wie die Männer tragen; das Merkwürdigste in ihrer Kleidung aber sind ein Paar ungeheure Taschen, die von ihrer Taille fast bis auf die Mitte ihrer Beine herabhängen, und die immer mit Reliquien von der verschiedensten Art dick angefüllt sind.“

Der König und der übrige Hof erscheinen weit glänzender, doch auch ziemlich originell. Natürlich sehn wir die alte äußerst ceremoniöse Hofetikette mit der liberalen Unverschämtheit hart zusammenstoßen, und die Verfasserin erzählt eine artige Anekdote von dem Aerger des Königs, als er zum ersten Mal Stühle für die Kortes in seinem Thronsaale erblickte, da man bisher den Königen von Portugall nur knieend nahen und nie in ihrer Gegenwart sitzen durfte. Eben so hart und schneidend findet die Verfasserin den Kontrast des alten Aberglaubens mit der von Frankreich her eingeführten literarischen Bildung. Der krassesten Bigotterie tritt ein eben so krasser Unglauben entgegen, weil ein Extrem das andere hervorruft. Neben einer Möncherey, wie sie seit einem halben Jahrtausend nirgend mehr im übrigen Europa gefunden wird, nimmt ein frecher Atheismus, nimmt die Schule Voltaires Platz, die in andern Ländern schon wieder überwunden ist. Die Libertiner bilden indeß nur eine Minderzahl in den höhern Ständen, die überwiegende Mehrzahl, selbst des Adels, hängt dem Alten an. Einen Beleg dazu gibt folgende Anekdote. „Einst begab es sich, daß ein Kreis von Frauen den Gegenstand verhandelte, wer der hohen Ehre ihres Umgangs würdig sey, und wer nicht. „Lebte die Jungfrau Maria,“ sagte eine, „wir könnten sie nicht besuchen, weil sie von so niedriger plebeischer Abkunft ist.“ — „Ich kann dies kaum entscheiden, erwiederte eine andere, todt oder lebend hat sie Ansprüche auf unsere Anbetung.“ Endlich wurde die Sache zu aller Zufriedenheit durch den Ausspruch einer alten Marqueze entschieden, welche das Orakel aller war. — „Ja, sagte sie, wir könnten die Jungfrau besuchen, weil sie in so hohen Verbindungen steht; sie ist, wie Sie wissen, die Mutter Gottes!“

Vom niedern Volk entwirft die Briefstellerin eine Schilderung, die zwar nicht so traurig ist, als die des spanischen Volkes, welche neulich Blanqui gegeben hat, die aber doch auch nicht sehr erfreulich ist. Die Portugiesen sind träger, als die Spanier, und mit ihrem Zustand zufriedener. Von dieser Trägheit, von der Ungeschicklichkeit und von dem Schmutz der Portugiesen weiß die Verfasserin nicht weniger zu erzählen, als dies frühere Reisende gethan haben. Ueber das weibliche Geschlecht urtheilt sie nicht so günstig, als früher zuweilen von Männern geurtheilt worden ist, und wir wollen es dahingestellt seyn lassen, ob das Auge einer Dame in einem solchen Falle unparteyischer ist, als ein männliches. Sie sagt unter andern: „Frauen von allen Ständen und Alter tragen eine unglaubliche Menge falscher Locken und Zöpfe, was fast eine Nothwendigkeit ist, weil durch die starke Ausdünstung, welche das Klima veranlaßt, das natürliche Haar die Krause nicht hält, und auch über der Stirne und an den Schläfen so dünn wächst, daß es wirklich ohne Beyhülfe der Kunst gar zu häßlich und flach aussieht. Ich hatte früher gehört, eine Hauptschönheit der Portugiesinnen sey ihr langes, üppiges Haar; dies scheint aber nach allem, was ich bis jezt sah, ein völliger Irrthum; lang sind sie zwar, weil man sie von frühester Kindheit an wachsen läßt, ja ich habe oft kleine Mädchen von zwey Jahren mit buntdurchflochtenen, in einen Knoten geschlungenen Zöpfen gesehen, sehr dick aber niemals, und wie es scheint, rührt dies fast immer von der Ungeschmeidigkeit des Haares her.“

Dagegen wird ihr Schmuck gerühmt. „Es ist wirklich erstaunenswerth, welche Menge Juwelen selbst von den niedern Klassen getragen werden; das Dienstmädchen in dem Gasthofe zu Cintra hatte ächte brillantene Ohrringe an, wenn sie gekleidet war um in die Messe zu gehen, und auf dem Jahrmarkte zu Campo grande (dem größten und von allen Ständen am häufigsten besuchten Jahrmarkt in Portugall) sah ich eine ganz gewöhnliche Höckerin in einer elenden Bude hinter ihrem Marktische Leinenzeug verkaufen, und dabey hatte sie die glänzendsten brillantenen Gehänge von solch ungeheurer Länge, in den Ohren, daß sie beynahe bis auf das Schlüsselbein herab hiengen, und sie war noch außerdem mit einer brasilianischen Kette vom feinsten Gold, die mehrere Ellen lang zu seyn schien, geschmückt. Die Verbindung Portugalls mit Brasilien, diesem El Dorado, muß man indessen bey diesem Luxus in mancher Beziehung in Anschlag bringen.“ Nicht leicht wird man anderswo über diese Details der Sitten und Gebräuche in Portugall so ausführliche Nachrichten beysammen finden, als in dem vorliegenden Werke. Eine Dame beobachtet manches, was ein Mann übersieht, und besonders das, was wieder den Damen das Interessanteste seyn muß. Diesen müssen wir also vorzüglich das Werk empfehlen.

Nr. 104.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 28. December 1827.

Volkserziehung.

Mémoire sur la société Hollandaise d'utilité publique, présenté à la société Vaudoise d'utilité publique, par M. van Muyden-Porta. Lausanne 1827.

In einer der lezten Sitzungen der Lausanner Gesellschaft für öffentliches Wohl las Hr. van Muyden-Porta eine Abhandlung über die gleiche Gesellschaft in Holland vor. Sie schien besonders in Beziehung auf Volksunterricht so merkwürdig, und die Grundsätze auch für Waadt so anwendbar, daß der Druck dieser Abhandlung beschlossen wurde. So entstand diese Brochüre, aus der wir ebenfalls nur mittheilen wollen, was die Volkserziehung betrifft. Die holländische Gesellschaft nennt sich: Tot Nut van't Algemeen, und begann schon im Jahr 1784. Lange arbeitete sie ohne Theilnahme der Regierung, ja diese legte dem mißverstandenen Verein sogar Schwierigkeiten in den Weg. Dessen ungeachtet errichtete sie mehrere Schulen, worin nicht nur Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt werden sollte. Mehr Aufmerksamkeit sollte auf praktische, immer von den Lehrern berücksichtigte Moral gewendet werden. Man fing damit an den Lehrern die Unschicklichkeit und Unzweckmäßigkeit ihres bisherigen Benehmens gegen die Kinder zu bemerken, so den herrischen-despotischen Ton, den Anspruch auf Untrüglichkeit und Unfehlbarkeit, eine Eigenschaft, die ihnen bisher von der Würde eines Schulregenten unzertrennlich und zu deren Aufrechthaltung unumgänglich, dabey aber sehr bequem und schmeichelhaft geschienen hatte. Stock und Ruthe wurden streng verbannt und an ihre Stelle sollten sanft ertheilter guter Rath, Ermahnungen und die freundliche Sprache des Vaters mit seinen Kindern treten. In gleichem Geiste wurden die Strafen angewendet, die bisweilen eintreten mußten. Schlechtgeleitete Nacheiferung erzeugt bey den Kleinen Neid, der sehr nachtheilig auf den Charakter wirkt. Bald wich er dem bloßen Wunsch Gutes zu thun. Es war leicht denselben in den jungen Gemüthern durch freundliche Unterredung mit ihnen über ihre Pflichten zu erhalten, vorausgesezt, daß diese ihrer Fassungskraft angepaßt wurde. Die eingeführte Lehrmethode kann man die fragende oder interrogatorische nennen. Sie verlangt, daß jeder Schüler dieselbe Uebung durchmache, und daß man mit ihm nie eher zu einem andern Gegenstand übergehe, als bis der eben verhandelte vollständig verstanden worden ist, und bis er die Fragen darüber so beantwortet hat, daß auf sein rechtes Erfassen gerechnet werden kann. Mehrere Mitglieder der Gesellschaft verbanden sich neue Elementarlehrbücher auszuarbeiten. Darin zeigte man den Lehrern die Art, auf mannichfaltige Weise über einen Gegenstand zu fragen. Sie sahen selbst bald den Vortheil ein, der ihnen durch diese neue Methode ihnen eröffnet worden, und waren bemüht sie nach Kräften zu benutzen. Die Fortschritte der Schüler waren auch wirklich bewundernswürdig. Das Licht drang mit Macht in die kleinen Geister. Und ihr musterhaftes Betragen außer der Schule bewieß ihre sittliche Erhebung und Besserung. Wer war mehr darüber erfreut als die Eltern?

Endlich 1795 nahm die Regierung Antheil an der Sache und beschloß alle Schulen auf denselben Fuß einzurichten. Alle Lehrbücher des Landes wurden selbst der Durchsicht der Gesellschaft unterworfen, und hernach auf Staatskosten gedruckt.

Im Jahr 1803 als der Verein auf 4960 Mitglieder gestiegen war, wendete er sich mit neuen Anträgen an den Staat wegen Bildung neuer Normalschulen, wegen Gehaltvermehrung der Lehrer, wegen öffentlicher Arbeitsanstalten für Bettler, wegen Abschaffung und Unterdrückung unsittlicher Lieder, Verbesserung der Gefängnisse u. s. w.

In der Folge erkannte der Staat durch den Rathspensionär Schimmelpenninck den großen Nutzen und das Verdienst des Vereins um das Vaterland an. Allerdings war sein Zweck auch sehr edel: Ermunterung der Frömmigkeit und der guten Sitten nach den Lehren der christlichen Religion, Lichtverbreitung unter dem Volk, Belohnung edler und uneigennütziger Handlungen, Verbesserung

der Primär-Schulen und Auszeichnung aller derer, die gemeinnützige Schriften herausgaben. Daraus entstand eine große Zahl von Elementarbüchern für Kinder und reifere junge Leute zu 5 franz. Sols.

Die Bücher und Zeitschriften für Personen reifern Alters waren besonders dazu bestimmt, Vorurtheile zu bekämpfen und zu verdrängen, um einfache, klare und wahre Ideen an ihre Stelle zu setzen, die Sitten mild zu machen, das häusliche Glück zu erhöhen u. s. w., sie wurden so häufig gekauft, daß mehrere sechs bis siebenmal aufgelegt worden sind.

Daraus entstand unter dem Volk eine große Lust zu lesen, um sich zu unterrichten, besser zu sprechen, sich gemeine Worte, Schwüre und Flüche abzugewöhnen. Der Unfrieden in den Haushaltungen nahm merklich ab, und es zeigte sich ein Geist religiöser Friedsamkeit und Freundlichkeit, der um so auffallender in einem Land ist, wo die zahlreichen Sekten eine eingefleischte Feindseligkeit und Antipathie erzeugt haben. Diese glücklichen Erfolge gingen auch aus den Büchersammlungen hervor, welche die Sektionen des Vereins gründeten, so wie aus dem öffentlichen Unterricht, den mehrere Glieder der Gesellschaft dem Volk gaben. Ueberall, wo diese statt hatten, war der Zulauf der Zuhörer so groß, daß kein Lokal sie fassen konnte.

Der wohlthätige Einfluß der Gesellschaft hat sich auch bey den Gliedern selbst gezeigt. Zwar finden die Generalversammlungen nur einmal des Jahres statt, desto öfter aber die Sektionssitzungen. Darin kommt Alles vor, was das öffentliche Wohl betrifft. Hier beginnen die jungen Leute ihre öffentliche, dem Vaterland geweihte Laufbahn. Man hört sie mit Theilnahme an und mehr als Einer unserer ausgezeichneten Staatsbeamten verdankt sein Gedeihen der Aufmunterung, die ihm hier bey seinem ersten Auftreten, zu Theil wurde, wo er öffentlich seine Ideen aussprach, denn hier schon bemerkte man sein Talent, das er später im Dienst des Staats, der Wissenschaften oder der Kirche entwickelt hat.

Die Gesellschaft begann in Beziehung auf die Volkserziehung mit Handeln, und nicht mit Reden. So entstanden ihre Musterschulen. Dabey begnügte sie sich aber nicht, denn sie sah bald ein, daß die sicherste Verbesserung der Schulen von der Verbesserung der Schullehrer ausgehe. Auch in dieser Beziehung gelang es ihr eine ganz neue Ordnung der Dinge einzuführen. Wer vermöchte die Pedanterey, das lächerliche und absurde Wesen der früheren Schulmeister zu beschreiben? Jetzt sind es sehr gebildete, unterrichtete, bescheidene Männer, die dem Amte vorstehen, und jede Gelegenheit benützen, um den Kreis ihrer Kenntnisse zu erweitern. Wie es eine Freude ist, jezt die holländischen Volksschulen zu besuchen, so hört man nicht ohne Staunen die geistreichen und unterrichteten Antworten der Schullehrer, wenn man sich mit ihnen in genaueres Gespräch einläßt.

Die Folgen dieser Umgestaltung lassen sich in zwey Worte zusammendrängen. Das Kind hat seine Freude an der Schule, und gefällt sich darin. Es zittert und bebt nicht mehr vor seinem Lehrer, und es sucht ihn nicht heimlich im Verborgenen zu necken und zu ärgern oder gar zu demüthigen, denn es sieht in ihm nur den treuen, liebevollen Freund. Man hütet sich wohl des Schülers Gedächtniß zu überladen, und das Hauptaugenmerk ist auf die Ausbildung seiner Urtheilskraft gerichtet. Wenn die Schüler aus der Schule treten, wissen sie ihre Muttersprache gründlich. Sie sprechen, wie sie lesen und schreiben, ohne das Singen und Dehnen, was man sonst gewöhnlich in Volksschulen findet. Vollständig kennen sie die Geographie ihres Landes, und die Erdbeschreibung im Allgemeinen. Die Landesgeschichte ist ihnen summarisch bekannt, wozu einige Elementarkenntnisse von Geometrie und Naturgeschichte kommen. Der erwachsene Mann — denn schon lang sind deren aus ehemaligen Schülern geworden — hat klare Vorstellungen über die Dinge, welche in seine Sphäre gehören. Glücklich benuzt er das, was er in der Schule gelernt hat, seinem Stande gemäß gebildet, frey von Aberglauben und Vorurtheil kennt, ehrt und erfüllt er die Pflichten des Menschen und des Bürgers.

Herr von Muyden-Porta schlägt nun vor, das gute Beyspiel Hollands auch im Waadtland zu befolgen, und seine Vorschläge sind in Waadt mit großem Interesse aufgenommen worden, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß man bald an deren Anwendung denken wird.

Biographie.

Thaddäus Kosciuszko. Dargestellt von Karl Falkenstein, Sekretär der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden ꝛc. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1827.

Obgleich es ein beynah vorherrschender Charakterzug unserer Tage geworden ist, sich selbst, ihren Interessen, Begebenheiten, Helden Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren zu lassen, so hat es doch immer noch an einer einigermaßen befriedigenden Lebensbeschreibung des großen Polen, Kosciuszko's, gefehlt, der, wie schon im Leben, so noch in den spätesten Zeiten neben den Washington, Franklin, Lafayette genannt werden wird. Er gehört, gleich diesen, zu den seltenen Charakteren, in denen Größe mit Tugend, Feuer mit Geist, Kraft mit Milde, Unerschütterlichkeit mit besonnener Umsicht, Strenge und Ernst mit Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit den innig-

sten Bund geschlossen und jede, auch die unbedeutendste ihrer Handlungen geadelt haben. Wir möchten Kosciuszko insbesondere den Polen nennen, in welchem alle edlen Eigenschaften seiner Nation, Muth, Kraft, Geist, Feuer, Liebenswürdigkeit, Anmuth, ohne die geringste Spur ihrer Ausartung oder ihres Widerspiels, zur reinsten, vollkommensten Personifikation gekommen sind; und wahrlich, eine Nation, aus deren Schoß solche Männer, und er ist nicht der einzige, hervorgegangen, kann so wenig, als die Griechische, ganz aus dem Buche der Geschichte weggestrichen werden. — Diese Ansicht über Kosciuszko hat uns vorliegende Biographie wiederum auf das lebhafteste zum Bewußtseyn gebracht. Ihr Verf., ein Schweizer von Geburt, ist von Liebe und Ehrfurcht gegen seinen Helden erfüllt, den er, ein Jüngling den Greis, in Solothurn näher kennen zu lernen das Glück gehabt hat. Dieser Umstand hat nicht minder als spätere Verhältnisse, in welchen der Verf. mit einer angesehenen polnischen Familie gestanden, einen sehr günstigen Einfluß auf dessen Arbeit geübt. Mit größerer Sorgsamkeit und mit besserem Erfolg, als mancher andere es gekonnt, hat er die nöthigen Nachrichten und Notizen gesammelt, die zu einem würdigen Lebensbilde vereinigt werden mußten. Um dieses, um die Person, den Charakter Kosciuszko's in ihrer, ohne Folie glänzenden Vortrefflichkeit rein und an und für sich schildern zu können, hat er ferner der allgemeinen, großen Begebenheiten und Verhältnisse, für welche Kosciuszko thätig gewesen, nur in so weit Erwähnung gethan, als unumgänglich nöthig war. Dies Verfahren darf um so eher gerechtfertigt, ja gebilligt werden, da Kosciuszko an sich und selbst in seinen Thaten bey weitem mehr eine auf sich selbst beruhende, hohe Individualität entwickelt hat, als, wir wollen nicht sagen, Napoleon, aber als Washington, Franklin selbst; wenigstens ist es dieser Individualität nicht vergönnt worden, sich auf eine erfolgreichere Weise zu objektiviren. Er ist und bleibt eine herrliche, aber nur lyrische Erscheinung. — Mit Recht hat daher der Herr Verf. nichts versäumt, wodurch eben diese hervorgehoben werden konnte. So ist es gekommen, daß nicht minder die rasche, kurze Bahn des Ruhmes und des Glücks, als die längere eines ungestillten, tiefen Schmerzes, mit vielen einzelnen Daten und besonders mit einer reichen Fülle von Anekdoten geschmückt worden ist, an denen es dem Leben eines ausgezeichneten Mannes niemals fehlt und die oft besser geeignet sind, dessen Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, als eine lange Reihe wohlüberdachter und gut ausgeführter Kriegs- und Staatsaktionen. Wir wollen durch Anführungen unsern Lesern die eigne Lektüre nicht verkümmern, und erlauben uns nur noch die Bemerkung, daß, je mehr wir uns gezwungen sehn, Kosciuszko'n in seinen mit Ruhm und Glück gekrönten Thaten, die er in Amerika wie in Polen vollbracht, unsere ganze Bewunderung und tiefste Verehrung zuzuwenden, die Rührung auch um so reiner, großartiger, erhebender ist, mit welcher wir sein Leben betrachten, das er in der Gefangenschaft und dann in ewiger Abgeschiedenheit von seinem theuren Vaterlande geführt hat. Wie sehr er dieses und dessen Wohl immer im Herzen trug, davon kommen unzählige Beyspiele vor. Kurz vor seinem Tode stellte er noch zu Solothurn, wo er den 15. Oktober 1817 gestorben ist, eine feyerliche Urkunde aus, welche den Leibeigenen auf seinem Erbgute in Polen die Freyheit und den freyen Besitz der bisher auf ihren Leib gedungenen Ländereyen auf ewige Zeiten gab. — Auch an den Kaiser Alexander wandte er sich verschiedene Male mit Bitten für seine unglückliche Nation und die Konstitution, welche sie erhalten, ist zum Theil durch ihn veranlaßt worden. Merkwürdig sind die Worte, die ihm Alexander in einer Zusammenkunft auf seine eindringlichen Bitten erwiederte: „Polonais! Je respecte et j'apprécie vos efforts pour reconquérir votre patrie et lui rendre une existence digne d'elle, mais une branche enlevée de l'arbre où elle a pris naissance, s'y rattache de nouveau dès qu'on la réunit au tronc qui faisait sa force! De vous-même dépend votre régénération future.... Vos destinées sont celles du peuple slave!“

W. B. M.

Dichtkunst.

Deux Helvétiennes par Albert Richard (d'Orbe) au profit des Grecs captifs. Genève 1827.

Delavignes kraftvolle und poetische Messeniennes haben bey dem Nachahmervolk junger Poeten in der Schweiz eine Reihe von —ennes hervorgebracht. Es ist eine gute Sache um einen bedeutungsvollen Titel. Aber hinter dem Titelblatt zeigt sich oft Manches, was weder dem Einen noch dem Andern entspricht. So ist es auch mit dem vorliegenden Versuch, der hoffentlich der erste des Verfassers bleiben wird. In der wohlgeschriebenen Vorrede spricht der Verf. sehr bescheiden von seinem Talent, und daran thut er sehr wohl; woran er aber nicht wohl thut, das ist seine sichtliche Lust, zum politischen Märtyrer durch diese Verse zu werden, die doch kaum außer Genf und Waadt gekannt werden dürften. Ich billige sehr sein patriotisches Gefühl, seine Begeisterung und Rührung über schweizerisches Edel- und Großhandeln in den vergangenen Tagen, desgleichen seinen gerechten Unwillen über die Vermiethung der Schweizertruppen an ausländische Fürsten: wer wäre hierin nicht seiner Meynung? Aber wozu die hämischen Seitenblicke auf die Könige, welche Schwei-

zertruppen hatten? Wozu dies Herausfordern, und dies halbe Drohen? Wir haben in der neuesten Zeit recht gut gesehen, was in der Schweiz davon zu halten! Möge das schöne Land in Frieden und Freyheit gedeihen, und sich im Innern so fort entwickeln und ausbilden, wie man in einigen Kantonen angefangen hat! Kein äußerer Feind hat bösliche Absichten auf das Alpenland. Niemand will ihm übel, und gern weilen Fremde in dem Lande, wo so manches Gute, Edle und Schöne gedeihet, und wer möchte das nicht anerkennen? Aber man lasse dort das Vornehmthun und Spreizen mit einer Freyheit, die häufig nur dem Namen nach besteht, und neben der unfreye Mißbräuche in Menge gefunden werden.

Das erste Gedicht heißt Aloys Reding, ou la bataille de Rothenthourm, und behandelt allerdings einen ächt epischen Gegenstand. Die Franzosen waren bereits in die Schweiz gedrungen und herrschten schon zu Bern als Marktschreyer der Freyheit, die dem Volk harten Sklavenketten bringen. Alles beugte sich vor ihnen, nur nicht der Kanton Schwyz, das alte Wiegenland des Schweizerbundes. Empört waren Alle über Letarliers, des französischen Kommissärs, Ansinnen (im Jahr 1798) ihre alten Gesetze aufzugeben. In Schwytz hatte der edle Aloys Reding *), damals Landamman, Aller Herzen gewonnen, und besaß das unbedingte Zutrauen seiner Landsleute. Er versammelte schnell die Landsgemeinde und fragte, ob sie sich unterwerfen, oder unter seiner Anführung für die Unabhängigkeit kämpfen wollen? Alle stimmen für Vertheidigung und schwören ihrem Landammann treu in die Schlacht zu folgen, frey zu bleiben oder unterzugehen. So ziehen sie denn gegen Rothenthurm, das bey Morgarten liegt. Bald kommen die französischen Kolonnen heran. Sie werden zuerst mit einem Kugelregen von den Höhen empfangen. Darauf stürzen sich die Schwyzer auf den Feind und richten unter ihm ein fürchterliches Blutbad an. Schon sinken die französischen Fahnen, da zeigt sich Staub und Getümmel auf den benachbarten Bergwegen, neue feindliche Massen dringen heran, aber Reding, tapfer und unerschrocken wie seine Schaaren, geht ihnen rasch entgegen. Da ertönt im Rücken der Feinde das Horn von Uri. Die Freunde und Nachbarn nahen. Von beyden Seiten werden die Franzosen mit Flintenkolben niedergeschlagen, und nur Wenige entrinnen dem Tode. Aber der heldenmüthige Widerstand des kleinen Landes sollte die ausgeartete Schweiz nicht erheben und ermuthigen. Die Kantone ergaben sich feig, einer nach dem andern, und auch Schwyz unterlag endlich den wiederholten Angriffen der Franzosen. Umsonst kämpften achtzehn Unterwaldner Mädchen bey der Kapelle von Stauth von Winkelried gegen ein ganzes Bataillon Franzosen, die nicht eher vorwärts dringen konnten, als bis die Heldenmädchen alle todt niedergesunken waren. In dem Gedicht sind manche gute Stellen, aber keine Zeile, die des großartigen Gegenstandes ganz würdig wäre.

*) Bekanntlich war er Reichsgraf, wie seine in Schwyz und Bern noch fortlebende Familie. Schon seit dem vierzehnten Jahrhundert hat sie diese Würde, darf aber im Inland keinen Gebrauch davon machen. Nur wenn sie in ausländischen Diensten stehen, lebt ihr Grafenthum wieder auf.

Das zweyte Gedicht ist betitelt: L'Hemvé, ein Wort, das zuerst Rousseau aus dem deutschen Heimweh gemacht hat, und das hierauf bey den Franzosen eingebürgert worden ist, wiewohl sie eigentlich nicht recht begreifen können, was Heimweh ist. Hier sind die Gefühle eines Schweizers in fremden Kriegsdiensten beschrieben und oft mit Gefühl ausgesprochen. Warum aber hat der Verfasser gerad solch' einen Schweizer gewählt? warum nicht Einen der Tausende, die in allen fremden Landen und Zonen leben, um Geld zu erwerben und reich zu werden? Alle könnten in ihrem Lande bleiben, und Niemand zwingt sie zum Auswandern, als ihr eigner Sinn. Daher das Unpassende der Verse, mit denen das Gedicht spricht:

Jusques à quand verra-t-on l'Helvétie,
Insultant les héros créateurs de ses lois,
Mendier dans les cours l'or et l'ignominie,
Prostituer ses fils aux querelles des rois?

Jusques à quand, faible et coupable mère,
Pour vendre au plus offrant leur courage adultère,
Te verra-t-on ramper aux pieds des Souverains,
Fière des chaines d'or dont ils chargent tes mains?

Reviens de ton erreur étrange:
Le laurier croit-il dans la fange?
Refuse tes soldats. Tu l'as trop oublié,
Le sang d'un citoyen ne peut être payé.
Refuse, et si l'orgueil ménace tes frontières,
Nous sommes prêts, marchons! Sûre de tes enfants,
Attends sans nul effroi les hordes étrangères;

La liberté combattra dans nos rangs;
Les tyrans tomberont où sont tombés leurs pères.
Mais conserve tes droits dans leur intégrité,
Ou chaque jour accepte une nouvelle entrave;

Enfin sois libre, ou sois esclave:
On ne transige pas avec la liberté.

Was hat doch das häßliche Soldatenvermiethen einiger Schweizerregierungen mit der Freyheit und Unabhängigkeit des Landes zu thun? Hat man der Schweiz noch mit Krieg gedroht, wenn sie ihre Landeskinder nicht zu solchem Dienst hergäbe? Die ausländischen Regierungen würden so wenig darüber zürnen, als wenn die zwey und zwanzig Kantone keine Kaufleute, Fabrikanten, Spekulanten, Banquiers, Uhrmacher, Erzieher und Erzieherinnen mehr schicken wollten.

Nro. 1.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Einladung
an die resp. Subscribenten
der neuesten Auflage von
Goethe's sämmtlichen Werken.

Mit wahrer Freude hat gewiß jeder gebildete Deutsche die Kunde vernommen, daß der größte unserer Dichter uns mit einer vollständigen Ausgabe seiner Werke erfreuen wird, und dem so regen Sinn, der sich jezt überall für unsere National-Literatur darthut, darf man die Ueberzeugung schenken, daß hier die Theilnahme allgemein seyn wird.

Gewiß ist es der Wunsch Aller, daß diese schönste der Sammlungen auch in einem der Sache würdigen Gewande erscheine, und wodurch könnte wohl dazu mehr beygetragen werden, als durch gelungene Darstellungen der Kunst, wozu ja fast jede Seite den reichlichsten und schönsten Stoff darbietet. Dies voraussetzend, und auf den ungetheilten Beyfall fußend, den man meinen früheren Lieferungen zu Wieland, Klopstock, Bürger ꝛc. geschenkt hat, kündige ich hiermit an: eine

Kupfer-Sammlung
zu Goethe's sämmtlichen Werken
für beyde Ausgaben in 40 Blättern,

welche in Lieferungen zu 5 Blättern gleichzeitig mit den Werken selbst erscheinen sollen. Ich verspreche alles anzuwenden, um diese Kupfersammlung des Gegenstandes würdig zu machen, und habe zu dem Ende einen Kreis der ersten Künstler unseres Vaterlandes vereint, um die Ausführung zu bewirken; sie wird um so mehr vorsichtig zu behandeln seyn, als die Art der Ausgabe der Werke selbst hinlängliche Zeit dazu verstattet.

Der Subscriptionspreis (erst bey Empfang jeder Lieferung zu entrichten) ist

für jede Lieferung von fünf Blättern zur Ausgabe in Taschenformat 10 gGr. oder 12½ sGr. oder 45 kr. rheinl.

für jede derselben zur Ausgabe in groß Octav 12 gGr. oder 15 sGr. oder 54 kr. rheinl.,

wofür nur gute Abdrücke auf feinem Velinpapier geliefert werden, welche also dann auch zu den gewöhnlichen, so wie zu den bessern Ausgaben passen.

Sollte jemand es vorziehen, auf die ganze Suite von 8 Lieferungen zugleich beym Empfang der ersten Lieferung vorausbezahlen zu wollen, so wird dann der Preis sich

für die vollständige Kupfersammlung zur Taschenausgabe auf 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.,

für dieselbe zur Octavausgabe auf 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr.

vermindern.

Da die Bestellungen nach der Reihenfolge, wie sie eingehen, expedirt werden, so haben die sich zuerst Meldenden auch die ersten Kupferabdrücke zu erwarten.

Jede deutsche Buchhandlung nimmt Unterzeichnungen an. Sollten Sammler sich direct an mich wenden wollen, so verspreche ich ihnen für ihre Bemühungen auf 5 Exemplare das 6te frey.

Leipzig, im September 1826.

Friedrich Fleischer.

Die unterzeichnete Verlagshandlung gibt sich die Ehre, die resp. Subscribenten von Goethe's sämmtlichen Werken auf die vorstehende Einladung aufmerksam zu machen. Der Ruf der rühmlichst bekannten Firma, welche nach genommener Rücksprache mit uns dieses Unternehmen gemacht und längst angezeigt hat, bürgt uns für eine des Gegenstandes würdige Ausführung.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neueste Staats-Akten und Urkunden in monatlichen Heften. Sechster Band. Erstes Heft.

Neue allgemeine politische Annalen. Zweyundzwanzigster Band. Erstes Heft.

Inhalt: I. Jeremias Bentham, der brittische Reformator der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung. — II. Die Monarchie Ludwigs XIV. (Forts.) — III. Ueber die vornehmsten Operationen des Feldzugs 1813. Von General Pelet. (Forts.) — IV. Einführung des Geschwornen-Gerichts auf der Insel Ceylon. — V. Politische Miscellen aus Goethe's Schriften. — VI. Betrachtungen eines politischen Eremiten.

Plangemäße Beyträge können an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlagsartikel politischen Inhalts in dem Journal wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, sobald als möglich, an die Verlagshandlung für den Herausgeber der Neuen allgemeinen politischen Annalen zu senden.

Der Preis dieser Annalen ist für 12 Hefte oder 3 Bände von 70 bis 80 Bogen 9 fl.

Bey Fr. Chr. W. Vogel in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Herrn D. Karl Friedrich Wilhelm Gerstäcker, Beysitzer der Juristenfacultät zu Leipzig, akademische Schrift:

Juris politiae ex uno securitatis, juriumque defendendorum principio repetit, et ad artis formam redacti brevis delineatio. 4 maj. 18 Gr.

Der Hr. Verfasser stellt in derselben ein neues System der Policeywissenschaft auf. Nachdem er in der Einleitung die große Gefährlichkeit jeder Unbestimmt-

heit in Hinsicht der Gränzen, und des Begriffs der Policey angedeutet hat, handelt er in der ersten Abtheilung, und deren ersten Kap. von dem (mit andern Theilen der Staatswissenschaft) gemeinschaftlichen Charakter der Policeywissenschaft, im zweyten von ihrem Distinktions-Charakter, im dritten von den Hauptursachen des bisherigen Schwankens in ihr. In der zweyten Abtheil. entwickelt er die Grundsätze, nach welchen die Gränzen dieser Wissenschaft erweitert werden können, oder die Heuristik derselben. In der dritten deducirt und ordnet er die sämmtlichen Policeyeinrichtungen in 5 Abtheilungen zu einem systematischen Ganzen, und handelt im ersten Kap. von der Vervollkommnungspolicey, im zweyten von der Uebersichtspolicey, im dritten von der Communicationspolicey, im vierten von der Aufklärungspolicey und im fünften von der Staatspolicey.

Literarische Nachricht
für Lesegesellschaften, Lesebibliotheken und Freunde der schönen Literatur.

Im Laufe vorigen Jahres erschienen im Verlage der Gebrüder Franckh in Stuttgart folgende empfehlenswerthe Werke, welche in allen Buchhandlungen Deutschlands um beygesetzte Preise zu haben sind:

Lichtenstein.
Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte. Von Wilhelm Hauff. 3 Theile. gr. 12. elegant brosch. Preis 6 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Es möchte für das deutsche Publikum von nicht geringem Interesse seyn, zu sehen, wie der Herausgeber der so großes Aufsehen erregenden „Memoiren des Satan," der Verfasser des witzigen „Mannes im Monde" einen historischen Stoff zu einem Roman benützte. Wir glauben sagen zu dürfen, daß dieser Roman, indem er sich in der vaterländischen Geschichte, auf vaterländischem Boden bewegt, indem er geschichtliche Charaktere auf die anziehendste Weise schildert, mit Recht den historischen Romanen der neuesten Lieblings-Dichter an die Seite gesetzt werden kann und sich die Liebe des Publikums in einem hohen Grade verdienen wird.

Controvers-Predigt
über H. Clauren und den Mann im Monde. Gehalten von Wilhelm Hauff, in 8. elegant brosch. 1 fl. oder 15 Gr. sächs.

Der Mann im Monde ꝛc. hat zu einem berühmten Prozeß Anlaß gegeben, dessen Erfolg der geheime Hofrath Heun dem Publikum bekannt gemacht hat. Es versteht sich von selbst, daß jener Urtheilspruch nur der Art, wie jenes Buch in's Leben trat, gelten konnte; daher hat sich der Herr Verfasser die Freyheit genommen, zu beleuchten, auf wessen Seite das innere, das literarische Recht sey, zu betrachten, welchen Zweck der Mann im Monde gehabt, und wie er ihn verfolgt habe. Wir empfehlen diese Predigt zur Erbauung jedem andächtigen Leser, und wünschen, daß sie in recht vielen Herzen eine gesegnete Rührung hervorbringen möchte.

Mährchen-Almanach
für Söhne und Töchter gebildeter Stände auf das Jahr 1827. Herausgegeben von Wilhelm Hauff. Mit Kupfern. Schön gebunden. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. sächs.

Mit wahrer Freude übergeben wir der deutschen Jugend den zweyten Jahrgang dieses Almanachs, dessen erstes Erscheinen mit so vielem und so gerechtem Beyfall aufgenommen wurde. Hat nun schon der erste Jahrgang ein so ausgezeichnetes Lob, wie es ihm z. B. das liter. Conversationsblatt, die Hall. lit. Zeitung und mehrere andere recensirende Institute spendeten, gar wohl verdient, so sind wir desto fester überzeugt, daß dieser neue Jahrgang seines Innern als auch seiner äußern Ausstattung wegen eines der beliebtesten Lesebücher nicht blos für die Jugend, sondern auch wohl für Erwachsene seyn wird. Er hängt mit dem frühern Jahrgange durchaus nicht zusammen, und ist also ein für sich bestehendes Ganze. Andere bekannte Erzähler haben den Herausgeber durch gediegene Beyträge unterstützt; wir brauchen nur die Gebrüder Grimm zu nennen, um unser Büchlein würdig zu empfehlen. Ueberhaupt zeichnet sich sein Inneres durch Gediegenheit, durch ein glücklich erreichtes Streben, das Angenehme, Unterhaltende — mit dem Belehrenden, moralisch Nützenden zu verbinden, vor jedem ähnlichen Werke vortheilhaft aus; es ist als Weihnachts-, Geburtstags- oder Neujahrsgeschenk eine der freundlichsten Gaben, die jungen Leuten beyderley Geschlechts nur gereicht werden kann — es wird gewiß immer Freude machen! Das Aeußere ist des Innern würdig; auf feinem Velinpapier geschmackvoll gedruckt, durch nette Kupfer und einen sehr zierlichen Einband geschmückt, läßt unser Mährchenalmanach auch dem Auge nichts zu wünschen übrig; wir können ihn also Eltern und Lehrern, so wie allen Freunden der Jugend mit wahrer Zuversicht als ein Buch empfehlen, welches jeder Anforderung einer ausgezeichneten Jugendschrift in vollkommenem Maße entspricht — der wohlverdiente Beyfall unserer lieben Jugend wird sicher unser Vertrauen rechtfertigen!

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan.
Herausgegeben von Wilh. Hauff. Zweyter Theil. in 8. elegant brosch. 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. sächs.

Wer den ersten Theil dieser so berühmt gewordenen Memoiren gelesen hat, dem wird auch der zweyte ohne weitere Empfehlung willkommen seyn. Wir begnügen uns, seinen Inhalt hier anzuzeigen: I. Vorspiel zum zweyten Theile der Memoiren des Satan: Worin von Processen, Justizräthen die Rede, nebst einer stillschweigenden Abhandlung, „was von Träumen zu halten sey?" II. Der Fluch, Novelle. (Fortsetzung und Beschluß). III. Mein Besuch in Frankfurt. 1) Wen der Satan an der Table d'Hote im weißen Schwanen sah. 2) Trost für Liebende. 3) Ein Schabbes in Bornheim. 4) Das gebildete Judenfräulein. 5) Der Courier aus Wien kommt an. 6) Der Reis Effendi und der Teufel in der Börsenhalle. 7) Die Verlobung. IV. Der Festtag im Fegefeuer. (Forts. und Beschl.) 1) Der junge Garnmacher fährt fort, seine Geschichte zu erzählen. 2) Der Baron wird ein Recensent. 3) Das Theater im Fegfeuer.

Deutschland,

oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Erster Band. gr. 8. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr. sächs.

Es gibt bis jezt so gut als keine Reisebeschreibung, die ganz Deutschland umfaßte; und Deutschland ist noch leider so manchem Deutschen eine terra incognita. Vorliegende Briefe umfassen das ganze Vaterland; Keiner suche aber in ihnen einen mageren Wegweiser für ausgestopfte Vögel, Standbilder und gothische Thürme; das Leben, der Mensch ist der vorzüglichste Gegenstand des Verfassers, — eines unserer besten Satyriker — der selbst gesehen, und nicht hinter seinem Schreibtische das Vaterland bereist hat; die Natur liegt ihm naher als die Kunst, das Volk näher als die Höfe. Von der Hauptstadt jedes Landes ausgehend, ungebunden von sogenannter systematischer Ordnung, schildert er mit kräftigen Zügen und stets heiterer Laune, auch gelegentlich mit treffendem Witze, immer aber mit Wahrheit den Genius, die Sitten, die Sprache des Volks und der Städte; er führt den Leser, ein treuer, wahrer Wegweiser, an den Naturscenen des weiten Vaterlands vorüber, von den erhabenen Alpen des Süden bis zu den sanften Gestaden der nördlichen Meere; der Kunst, vorzüglich der deutschen Kunst, vergißt er nie, aber er vergißt auch über ihr nie des Menschen; und Politik, und vollends deutsche Politik? — wie kann man diese Klippe glücklicher vermeiden, als wenn man den Leser in den Zauberspiegel der großen Lehrerin für Gegenwart und Zukunft, der Geschichte, blicken läßt? Dies thut der Verfasser beständig; durch bald flüchtige, bald ausgedehntere, aber immer belehrende und geistvoll vergleichende Hindeutungen darauf aufmerksam gemacht, wie es war, fühlt der Leser mit Dank oder mit Unmuth wie es ist, und wie es seyn wird und werden sollte. — Der erste Band umfaßt Würtemberg, Baden und einen Theil von Baiern.

Jeder Deutsche wird durch dieses heitere Gemälde sein großes Vaterland besser kennen und schätzen lernen; jeder wird die Skizze seines speziellen Vaterlandes finden — und treffend gezeichnet finden.

Der lezte Mohican.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1757. Aus dem Englischen des Amerikaner Cooper. gr. 12. 4 Theile. eleg. brosch. Preis 7 fl. od. 4 Rthlr. sächs.

Dieses neue Werk des Nebenbuhlers des großen Unbekannten — Walter Scott — wird der deutschen Lesewelt um so größeres Vergnügen machen, da es einen ganz neuen unbetretenen Schauplatz auf dem Gebiete der neuen Welt darbietet, die uns durch die früheren Schilderungen Coopers so interessant geworden ist. Die Uebersetzung ist möglichst getreu und fliessend, und wird, wie wir hoffen, den Genuß, den das Werk an sich gewähren muß, gewiß nicht stören.

Brambletye-Haus,

oder Ritter und Rundköpfe. Ein Roman von Horaz Smith. Aus dem Engl. 3 Theile. 8. (Nach der zweyten Auflage des Originals.) Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. sächs.

In der Ueberzeugung, daß sich das Unternehmen einer treuen und sorgfältigen Uebersetzung jenes ausgezeichneten Produkts der englischen Literatur bey unsern teutschen Lesern von selbst rechtfertigen werde, halten wir jede weitere Empfehlung für überflüssig, und bemerken nur noch zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse, daß der oben angegebene und dem Inhalt des Werks genau entsprechende Titel: Brambletye-Haus, oder Ritter und Rundköpfe — auch der Titel des in drey Theilen bestehenden englischen Originals ist, ohne uns jedoch ein Urtheil über die Gründe zu erlauben, die eine Buchhandlung in Leipzig veranlaßt haben, bey ihrer Uebersetzung des erwähnten Romans die wesentliche Abänderung des Titels in: — Brambletye-Haus, oder der schwarze Geist — eintreten und, statt der drey Theile des Originals, deren vier erscheinen zu lassen.

Eduard und Olivier.

Zwey Romane. Von der Verfasserin der Urika. Aus dem Französischen. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. und 1 fl. 30 oder 21 Gr.

Wer kennt nicht die bezaubernde, herrliche Sprache der Verfasserin der Urika, ihre feine Beobachtungsgabe, welche nur in den Cirkeln der höhern Stände zu gewinnen ist. Gleich der Urika athmen auch diese neuesten, so eben in Paris erschienenen geistreichen Werke dieser Verfasserin, welche hier in einer vollendet schönen Uebertragung den Gebildeten dargeboten werden, versagende Liebe und Trost in der Religion.

Drey Tage in der Unterwelt.

Ein Schriftchen, das Vielen ein Anstoß seyn wird, und besser anonym herauskäme. Mit dem Motto: „Nichts für ungut!" Von Wilhelm Waiblinger. gr. 12. brosch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 Gr. sächs.

Der Dichter macht eine Excursion in die Unterwelt, wo er gleich einem Reisenden, unter Begleitung eines poetischen Cicerone die traurig lächerlichen Tummelplätze und Strafoerter der verschiedensten Poeten neuerer Zeit betrachtet, sich in Gespräche einläßt und uns gelegentlich auf eine höchst anziehende Art der Ironie seine eigenen Ansichten zu erkennen gibt. Es geht gleichsam ein Schattenspiel an dem Leser vorüber, voll Abwechslung, voll Leben, und so gewinnt diese originelle Composition, neben dem Ansehen der Satyre, zugleich den vollkommenen Reiz eines freyen Produkts, der ungebundenen Phantasie, die ihr Feuer in tausend Funken und in keckem, herzerfreuenden Witz, doch wo möglich nie auf Kosten der Wahrheit spielen läßt. Wenn Erscheinungen wie Göthe Franz Horn, Müllner, Jean Paul u. a. unverholen genannt und zum Theil in Versen und in ihrer wahren Individualität eingeführt werden, so wird der Leser unwiderstehlich gespannt, um so mehr, als keine Carricatur und immerhin Gutmüthigkeit hervorblickt.

Wir freuen uns, jeden unbefangenen Freund der Literatur auf die Schrift aufmerksam machen zu dürfen, überzeugt, daß sie auf einige Stunden erheitern, und der Leser solche nicht ohne Wohlgefallen aus der Hand legen werde.

Die Proselyten.

Herausgegeben von °°°. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. sächs.

Es soll in dieser zeitgemäßen Schrift ein Gegenstand, der leicht Mißdeutung und Verkennung findet, auf eine jedem Gebildeten zusagende Weise, — unter der Form des Romans, beleuchtet werden. Der Rathbedürftigen gibt es bey der Geistesbewegung unserer Zeit so viele, daß der Zweck, welchen der Verfasser sich bey dieser Dichtung steckte, gewiß mancherseits beyfällige Aufnahme finden wird. Wer aber des Wegweisers auch nicht bedarf, eins mit sich ist und geregelte Grundsätze hat, wird mit Vergnügen die Ansichten eines scharfsinnigen Mitbürgers, der nicht zum ersten Mal sein Votum in einer hochwichtigen Angelegenheit abgibt, vernehmen und sie mit den seinigen prüfend vergleichen.

Octavia,

oder Leben und Abentheuer einer fürstlichen Maitresse. Eine wahre Geschichte neuester Zeit aus den Papieren eines verstorbenen Diplomaten. 2 Theile. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. sächs.

Leben, lezte Augenblicke und Todesfeyer des

General Foy.

Aus dem Französischen. Mit dessen Bildniß. gr. 8. brosch. 1 fl. 30 kr. oder 21 Gr. sächs.

Wir halten es für überflüssig, ein Werk zu empfehlen, dessen Held nicht nur die Bewunderung seiner Nation, sondern der ganzen Menschheit, für deren Sache er gekämpft und in deren Diensten er gestorben ist, mit sich in sein Grab genommen hat. Jedem wird diese Schrift ein heiliges Denkmal an den Helden seyn.

Leben und die Memoiren des Scipio von Ricci,

Bischof von Pistoja und Prato, Reformator des Katholicismus in Toskana unter der Regierung Leopolds. Nach den eigenhändigen Manuscripten dieses Prälaten u. a. berühmter Männer des vor. Jahrhunderts bearb., und mit rechtsgültigen Urkunden a. d. Archiven des Hrn. Lapo v. Ricci zu Florenz versehen, v. H. v. Porter. 4 Bände. gr. 8. Preis 12 fl. oder 7 Rthlr. sächs.

Da in Würtemberg die Behinderungen nicht bestehen, welche anderorten die Publicirung dieses wichtigen, für jeden Freund der Geschichte zum rechten Verständniß der frappantesten Erscheinungen unserer Zeit nicht zu entbehrenden Aktenstückes gestört haben dürften: so waren wir, und zwar sehr bald, im Stande, dem Publikum eine Uebertragung obgenannten Werkes — des Denkmals einer Wahrheitsliebe, die kaum ihres Gleichen hat, vorlegen zu können. Ricci's Denkwürdigkeiten übertreffen an Interesse die meisten uns aus Frankreich zugekommenen Memoiren; die Ereignisse, welche darin geschildert werden, spielen in die neueste Zeit herüber, und viel des Räthselhaften, das sie gebar, findet hier eine überraschende Erklärung. Wir werden mit den versteckten Ursachen bekannt, die es möglich machten, den stolzen Bau einer stolzen Hierarchie, das Werk von mehr als einem Jahrtausende durch materielle Gegenkräfte zu stürzen, und es wird deutlicher, warum weniger die nächste Umgebung und nicht die Ferne, ihren Sturz beweinte. Ein aufgeklärter Prälat, verdienstvoll wie Fenelon, zeigt sich uns, der als treuer Diener der Religion und des edelsten Fürsten, persönliche Aufopferung und Gefahr nicht scheute, um eine Verwechselung des Heiligen mit dem Profanen, das dafür gelten wollte, zu verhüten. Auch liefern diese Memoiren neue faktische Belege zur Würdigung eines berühmten Ordens, der in der lezten Zeit von Neuem, und vorzüglich durch des Grafen von Montlosier Anregung, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und seine Verzweigungen gelenkt hat.

Hauptinhalt: Ricci's Leben und Wirken. Aufhebung der Jesuiten. Clemens XIV. wird vergiftet. Pius VI. Papst. Klagen über Leopolds Maßregeln. Unordnung in den zwey Klöstern der Dominicanerinnen zu Pistoja. Zwist mit den Exjesuiten wegen der Andacht zum Herzen Jesu und deren Entlarvung. Unglauben und Ausschweifungen zweyer Dominicanerinnen zu Prato. Recapitulation der scandalösen Geschichte der Dominicanermönche und Nonnen zu Pistoja und Prato seit 150 Jahren. Rom unterstüzte sie; Aktenstücke. Noten: Leichen-Oeffnung des, von den Jesuiten vergifteten Clemens XIV. Geschichte der Contrerevolution zu Neapel 1799. Eine Rede, die Pius VI. zu Wien hielt, ein Brief Joseph II. an denselben. Grausamkeit des Kardinals Johann von Medicis, nachmaligen Papstes Leo X. Die Nonnen klagen die Dominicaner der Liederlichkeit an (1775). Die Minoriten schlafen in den Klöstern der büßenden Nonnen. Die Regierung verbietet den Mönchen, sich den Nonnenklöstern zu nähern. Klageschrift mehrerer Nonnen gegen ihre Schwestern, die sie umzubringen drohen. Komödien in den Nonnenklöstern. Päpstliches Breve gegen Ricci etc. über den Genuß von Fleischspeisen während der Fasten. Missionen, Katechismen. Unwissenheit der Mönche. Bücher, welche Ricci verbreitet, und Unannehmlichkeiten, die er sich dadurch zuzieht. Ehedispensationen. Mißbrauch der Indulgenzentaxen für den Bau von St. Peter. Ricci in Lebensgefahr. Reform des Breviers. Volksaufstand in Prato. Aufstand zu Pistoja und Ricci's Flucht. Tod Leopolds. Religionskrieg gegen die in Italien befindlichen Franzosen. Mysticism zweyer Klosterfrauen. Aussagen von Layenschwestern, ausschweifende Anreizungen ihrer Beichtväter betreffend. Auto da Fé von Siena im Jahr 1709. Mißbrauch des Ablasses. Vorbehaltssünden. Cagliostro. Aufstand zu Arezzo im Namen der heil. Jungfrau. Wiederherstellung aller Mißbräuche unter der Regierung des Königs von Hetrurien. Wunderwerke der Madonna von Ancona 1769. Erscheinung einer abgeschiedenen Seele 1800, bestätigt durch den Erzbischof Martini. Wunderbare Erzeugung einiger Fässer Oel, durch denselben Erzbischof bestätigt. Unwissenheit Pius VI. Unglaube der italienischen Juden. Religion des römischen Hofes u. s. w.

Nro. 2.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Richard, L. C., botanices professoris in facultate medicinae parisiensi, regiae scientiarum academiae socii, etc. Commentatio botanica de Conifereis et Cycadeis caracteres genericos singulorum utriusque familiae, et figuris analyticis eximie ab autore ipso ad naturam delineatis ornatos complectens. Opus posthumum ab Achille Richard, filio, doctore medico, botanices in academia parisiensi professore, perfectum et in lucem editum. Avec XXX planches. Preis: Velinpapier 33 fl., ord. Ausgabe 24 fl. 45 kr.

Dieses wichtige Werk hat so eben die Presse verlassen. Alle Gelehrte dieses Faches wissen, daß der verstorbene Professor Richard in der fleißigsten und genauesten botanischen Analyse, so wie in der Kunst, durch treue Zeichnung die zartesten Organisationen des Pflanzenlebens wiederzugeben, von Niemand übertroffen worden ist. Die Abhandlungen desselben über die Hydrocharideen, Calycereen und Balonophoreen gelten schon für wahre Musterarbeiten. Allein das eben angekündigte Werk übertrifft sie bey weitem durch seine Ausdehnung, seinen Reichthum und seine Vollkommenheit. Alle Arten, ohne irgend eine Ausnahme, welche diesen beyden Pflanzen-Familien angehören, findet man hier nach ihrer ganzen Organisation analysirt, so wie ihr Charakteristisches durch Figuren erläutert ist, welche diese nämliche Organisation in allen ihren Modificationen und Nuancen darstellen. Bedenkt man die Eigenthümlichkeiten der Organisation der Coniferen und Cycadeen, die Kleinheit ihrer Blüthen und die Wichtigkeit dieser Vegetabilien, so wird man sich von dem Werth eines Werkes überzeugen, welches uns im kleinsten Detail mit dem ganzen Lebens-Organism dieser beyden Familien bekannt macht. Zu dem innern Werthe des Werkes trägt der Umstand noch Vieles bey, daß die Kupferstiche mit dem größten Fleiße in Paris ausgeführt sind, und daß der Text durch die Pressen des H. P. Renouard besorgt, mit einer Art von Aufwand gedruckt ist. Alles dies zusammen läßt auf ungetheilten Beyfall der Kenner und Liebhaber der Botanik schließen.

Anleitung zum practischen Ackerbau von J. N. v. Schwerz, Director der königl. würtemb. Versuchs- und Unterrichts-Anstalt für den Landbau zu Hohenheim. Preis: 1r Bd. mit 15 lithograph. Tafeln in 4. 5 fl. 2r Bd. 6 fl.

Die landwirthschaftlichen Schriften des geehrten Hrn. Verfassers sind so sehr über alles Lob erhaben, daß es eitle Mühe seyn würde, sie zu loben oder zu empfehlen. Der gute Klang des geschätzten Namens ihres Verfassers ist Empfehlung genug; er reicht hin alle gebildete Landwirthe auf sie aufmerksam zu machen. Dennoch können wir uns nicht enthalten der in Nr. 84, Julius 1826, der Ergänzungs-Blätter zur Allgemeinen Literatur-Zeitung, enthaltenen Anzeige dieses Werkes das Folgende zu entheben.

„Was der Verfasser in dem Verlaufe von 24 Jahren versucht, erfahren, mit mancherley Beschwerlichkeit an vielen Orten und in verschiedenen Gegenden gesammelt, zum Theil auch schon in einigen Schriften zerstreut bekannt gemacht hat, das hat er, mit zweckmäßiger Benutzung der Erfahrungen anderer Schriftsteller, wohl geordnet und in einer äußerst gefälligen Gestalt den practischen Landwirthen in dieser Schrift vorgelegt. Rec. ist lange keine Schrift vorgekommen, die ihm einen solchen Genuß verschafft, und die er mit solcher Befriedigung aus der Hand gelegt hätte, als die vorliegende; er enthält sich daher auch aller Auszüge aus derselben, indem er überzeugt ist, daß kein Landwirth sich den Ankauf dieser Schrift gereuen lassen werde. Nur eine Stelle stehe hier, als Probe, wie der Verf. das Himmlische an das Irdische anzuknüpfen versteht. „Alles," sagt der Verf. (S. 47) als Einleitung zu dem Kapitel über Dungmittel, „Alles, was aus Theilen zusammengesezt ist, es sey organischer oder anorganischer Abkunft, dessen Gefüge ist der Zersetzung und Wandelbarkeit unterworfen. Schneller und leichter das Eine, langsamer und schwerer das Andere; je nachdem es aus mehr oder weniger verschiedenen Theilen zusammengesezt ist u. s. w. Daher rührt dann in der ganzen Körperwelt ein immerwährendes Regen und Wogen, ein Anziehen und Abstoßen, ein Ab- und Zunehmen, ein Werden und Entwerden. Kein organischer Körper kann zwey Augenblicke hinter einander in demselben Zustande fortbestehen. Sein Leben beruht gewissermaßen auf einem anhaltenden Wechsel. Selbst nach dem Tode finden seine Reste keine Ruhe. Die rastlose Natur entwebt ihr Gefüge, löst sie in ihre ursprünglichen Bestandtheile auf und bedient sich dieser Materialien, um frische Zusammensetzungen daraus zu gestalten. Nichts von dem Alten geht in ihrer geheimnißvollen Werkstätte verloren, und nichts ganz Neues geht daraus hervor. Was ist, das war, das wird seyn. Wie der Phönix aus seiner eignen Asche, so ersteht aus dem Grabe Leben. Die Formen der Dinge mögen zerfallen; aber ihr Wesen ist unvergänglich. Der Mensch staunt. Er weiß nicht, ob er mehr die Allmacht oder die Weisheit des Schöpfers bewundern soll. Doch in ihm sind Allmacht und Weisheit ja nur Eins. — Aus jener unleugbaren Thatsache leitet sich nun ab die Quelle der Entstehung, der Erhaltung, des Wachsthums, der Fortpflanzung der Vegetabilien" u. s. w.

Der vorliegende erste Band dieser Schrift zerfällt in drey Abtheilungen, und jede Abtheilung wiederum in mehrere Abschnitte. Die erste Abtheilung handelt in zwey Abschnitten vom Klima und Boden; die zweyte Abtheilung in 8 Abschnitten von dem Dungmittel, und die dritte Abtheilung in 4 Hauptstücken und 19 Abschnitten

vom Grasbau. Rec. kennt keine Schrift, in welcher der lezt genannte Gegenstand so gründlich und erschöpfend und zugleich so lichtvoll dargestellt wäre, als in dem vorliegenden Werke.

Der zweyte Band zerfällt in 2 Abtheilungen und handelt:

Erste Abtheilung. Anbau mehlartiger Körner. — Erstes Hauptstück. Stroherzeugniß. — Zweytes Hauptstück. Anbau des Getreides. — 1r Abschnitt. Anbau des Weitzens. — 2r. Dinkel, Spelz. — 3r. Einkorn. — 4r. Rocken. — 5r. Wintergerste. — 6r. Sommergerste. — 7r. Haber. — 8r. Emmer. — 9r. Sommerweitzen. — 10r. Sommerdinkel. — 11r. Sommer-Rocken. — 12r. Mais. — 13r. Hirse. — Drittes Hauptstück. Anbau der Schotenfrüchte. 1. Erbsen. 2. Wicken. 3. Linsen. 4. Pferdebohnen. 5. Fitzbohnen. 6. Buchweitzen. — Zweyte Abtheilung. Anbau der Futterpflanzen. — Erstes Hauptstück. Futterkräuter. — Erster Abschnitt, rother Klee. — 2r, weißer Klee. — 3r, Luzerne. — 4r, Esper. — 5r, Futtersurrogate. — Zweytes Hauptstück. Wurzel- und Knollengewächse. — 1r Abschnitt. Bedingungen bey ihrem Anbau. — 2r Rüben. — 3r Runkelrüben. — 4r Kohlrüben. — 5r Möhren. — 6r Kartoffeln. — 7r Topinambur. — 8r Kopfkohl.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Die deutsche Lesewelt hat die ersten eilf Jahrgänge dieser Zeitschrift so richtig gewürdigt, und so wohlwollend aufgenommen, daß auch die zuverlässige Erscheinung des zwölften, für das bevorstehende Jahr 1827, angekündigt werden kann. Er wird den früheren weder an Auswahl und Anordnung der durchaus originalen Aufsätze, die auch seinen Inhalt ausmachen sollen, noch an Zierlichkeit der Beygaben und der äußeren Ausstattung nachstehen; er wird sie, wo möglich, zu übertreffen suchen. Bedürfte es noch eines Beweises, daß der Herausgeber nicht Mühe, nicht Kosten scheuet, Wort zu halten, und selbst mehr zu leisten, als er versprochen: so liegt er in den Costume-Bildern vor, die das, in der Geschichte des heutigen europäischen Geschmackes vielfach wichtige Ballfest des Sir Wellesley (Excellenz) verewigen, und die den HH. Abnehmern dieser Zeitschrift unentgeldlich geliefert werden. Der Herausgeber bedauert, daß durch Herrn von Stubenrauch's Ueberhäufung mit anderweitigen Geschäften drey, vielleicht auch nur zwey Bilder erst mit Anfang des künftigen Jahres nachzuliefern kommen. Indeß gehören sie in den heurigen Jahrgang, und die HH. Besitzer desselben werden daher ersucht, ihre Pränumerations-Scheine, die den Rechtstitel darauf enthalten, bis zum gänzlichen Bezug aller Costume-Bilder aufzubewahren. Durch die löbl. k. k. Obersthofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition und durch die löbl. Buchhandlungen werden sie gehörig nachgeliefert werden.

Die Wiener Zeitschrift erscheint wöchentlich drey Mal, nämlich: Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Velinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien vierteljährig 6, halbjährig 12, und jährlich 24 fl. C. M.; ohne Modebilder (doch aber mit den ordentlichen Kupfer- und Musik-Beylagen) vierteljährig 3 fl. 45 kr., halbjährig 7 fl. 30 kr. und jährlich 15 fl. C. M. Um diesen Preis wird die Zeitschrift in Wien am Tage der Erscheinung ausgegeben und von den löbl. Buchhandlungen abgelassen. Auswärtige, welche die Zeitschrift Blattweise zu erhalten wünschen, wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige Obersthofpostamts-Zeitungs-Expedition, oder an die ihnen nächsten löbl. Postämter wenden, und zahlen, einschlüssig der Frankirung bis an die östreichischen Staatsgränzen halbjährig 13 fl. 12 kr. und jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. in 20 fl. Fuß.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig, mit und ohne Modebilder, um die oben für Wien angezeigten Preise durch alle löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes mittelst der Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des dießjährigen und der bisherigen Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Einsendungen aller Art von Original-Beyträgen, wovon die aufgenommenen mit fünfzehn Thaler für unsern Druckbogen honorirt werden, geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur Theater und Mode.

Die Quart-Ausgabe der Costume des Ballfestes betreffend.

Hinsichtlich dieser besondern Quart-Ausgabe, — welche, wie bereits öfter angezeigt wurde, in dreyzehn, auf das sorgfältigste colorirten ersten Abdrücken der Costume-Darstellungen (davon bis jezt die Nummern I., II., III., IV., V., VI., IX., X. XI und XIII. erschienen sind), mit der Schilderung des Festes in deutscher und französischer Sprache, alles auf dem besten englischen Velinpapier, und in einem gefärbten Umschlage bestehen wird, — glaubt die Redaction anführen zu müssen, daß davon eine kleine Anzahl vorbereiteter Exemplare noch vorhanden sey, auf welche vorzüglich bey Hrn. Anton Strauß (Dorotheergasse Nr. 1108), dann in den hiesigen Buchhandlungen der HH. Carl Gerold, Tendler und von Manstein, und in Prag in der löbl. Anton Borrosch'schen Buchhandlung, ferner bey der genannten hiesigen k. k. Obersthofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition um 12 fl. C. M. pränumerirt werden kann.

Wien, im Dec. 1826.

In diesem Werkchen wird den Kennern der Hamannschen Schriften der Hauptinhalt derselben auf eine, soviel thunlich, systematische Weise vorgelegt, die ihnen gewiß willkommen seyn wird. Wem der Magus im Norden noch fremd war, der wird hier auf die leichteste und vollständigste Weise diesen seinen und schwerfassenden Geist, wie ihn Wizenmann nannte, kennen lernen, und jeder christliche Leser wird hier reichen Nahrungsstoff für Erkenntniß und Erbauung finden. — Daß auch alle wichtigen Aeußerungen Hamann's über sich selbst hier vorangestellt sind, wird sein Verständniß vielfach erleichtern und kann zugleich als Selbst-Biographie seines inneren Menschen angesehen werden, die ein hohes Interesse für ihn einzuflößen nicht verfehlen wird. — Die Anordnung des Büchleins und die genaue Hinweisung auf den gesammten Nachlaß wird des Beyfalls der Leser gewiß nicht entbehren.

Fr. Regensberg in Münster.

Wir eilen, die verehrlichen Interessenten von

Rivinus Atlantis,

Zeitschrift des Wissenswürdigsten aus Amerika,

zu benachrichtigen, daß das, durch Aequinoctialstürme aufgehaltene Manuscript des 4n Hefts 1826 vollständig eingetroffen, bereits unter der Presse ist, und vor Mitte Januars 1827 bestimmt an alle Besteller versandt wird.

Für 1827 werden 8 Hefte sechswöchentlich erscheinen, zu demselben Preise (4 Thlr. pränumer.), und der Herausgeber wird, wie schon im 4n Hefte 1826 ersichtlich, alles aufbieten, um durch Neuheit und Interesse des Stoffs dem gebildeten Publikum eine ausgezeichnete Lektüre zu verschaffen, daher wir es jedem Journalzirkel empfehlen können.

Wir bitten aufs baldigste um Aufträge.

Leipzig, den 18. Dec. 1826.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Die Kunst,
sich auf eine
beyspiellos wohlfeile Art
eine
deutsche, französische und englische
schönwissenschaftliche und historische Bibliothek
anzuschaffen,
welche stets in
allen guten Buchhandlungen Deutschlands
um die angezeigten Preise vorräthig zu haben ist:

Taschenausgabe
von
Napoleons sämmtlichen Werken.
Deutsch herausgegeben
von
D. Widemann.

Jedes Bändchen brosch. zu fünfzehn Kreuzer.

Seit einiger Zeit sind sowohl in Deutschland als in Frankreich mehrere Lebensbeschreibungen Napoleons erschienen, und mit gespannter Erwartung sieht beynahe ganz Europa der neuen Erscheinung einer Lebensbeschreibung derselben von dem großen englischen Dichter Walter Scott entgegen, aber noch ist es wahr, was Venturini und andere gesagt: daß für den großen Hingeschiedenen zwar die Nachwelt begonnen, aber da der Leidenschaften Stimme noch keineswegs verhallt ist, noch nicht die Stunde eines wahrhaften gerechten Todesgerichtes geschlagen hat. Alle diejenigen, welche zur Zeit seines Wirkens schon lebten, d. h. schon dachten und handelten, bewegt Liebe und Haß, und die Eindrücke früherer Zeit erlöschen so leicht nicht. Zu tief hat Er, dessen Leben die Geschichte seiner Zeit war, sogar auf das persönliche Schicksal der meisten seiner Zeitgenossen eingewirkt, als daß dies auch nur möglich wäre.

Zu einer richtigen Beurtheilung dieses Mannes ist deswegen gewiß nichts nöthiger und wünschenswerther, als eine Sammlung seiner eigenen Werke, welche er selbst theils auf St. Helena seinen Genossen Montholon und Gourgaud diktirte, theils gesprächweise Las Cases und Omeara mittheilte, ein großer Theil aber auch in Briefen, Proklamationen und Befehlen besteht, welche authentisch von ihm selbst herrühren. Der deutsche Herausgeber wird mit kunstverständiger Hand jene Briefe, Proklamationen, jene Mittheilungen von Omeara, Las Cases, Fleury de Chaboulon in den Gang der Erzählung einreihen; wozu die in Paris nächstens erscheinenden Oeuvres complètes de Napoleon par Thibaudeau als Grundlage dienen werden. Dadurch entsteht eigentlich ein eigenes Werk, aber doch darf das eigenthümliche Gepräge des Styls, das allen Schriften Napoleons so unverkennbar verliehen ist, so wenig, wie immer möglich, darunter leiden. —

Das Ganze wird in folgenden drey Abtheilungen erscheinen.

1) Der Zeitraum, wo er hauptsächlich nur als Soldat und Feldherr auftritt, nämlich bis zum 18. Brümaire;
2) der Zeitraum vom 18. Brümaire bis zu seiner Verbannung nach St. Helena, wo seine Stellung als Oberhaupt des französischen Reichs vorherrscht;
3) seine Verbannung, woran sich zugleich seine kriegswissenschaftlichen Schriften, und seine zerstreuten militärischen Ansichten reihen.

Mit dem 1. Januar 1827 wird das 1ste Bändchen ausgegeben, und wird jeden Monat eins, zuweilen auch zwey Bändchen folgen, jedes 128 Seiten stark und broschirt. Der Subscriptions-Preis ist 15 Kreuzer per Bändchen.

Subscribentensammler erhalten auf 9 Exemplare das 10te gratis, wenn solche sich directe an die Verlagshandlung wenden.

Innerhalb zwey Jahren werden sämmtliche Werke fertig erschienen seyn, und man besizt um wenige Gulden gewiß das würdigste Andenken von diesem großen Manne und seinen Werken!

Taschenausgabe
einer
Sammlung auserlesener Werke
der
neuern und ältern englischen Literatur.

Das Bändchen broschirt achtzehn Kreuzer.

Scotts, Byrons und Shakespeares Romane und

Dichtungen haben in Deutschland den Geschmack für englische Sprache und Literatur stärker als je verbreitet; aber als ein bedeutendes Hinderniß stand immer nicht nur der hohe Preis der englischen Schriften, sondern auch bedeutende Schwierigkeiten in der literarischen Communikation mit England im Wege. Der gute Fortgang, den unsere Sammlung französischer Werke unter der Leitung der Herren Mozin und Courtin hat, ermuntert uns, auch eine Herausgabe englischer Schriften zu möglichst wohlfeilen Preisen zu unternehmen, um den stets zahlreicher werdenden Freunden der englischen Literatur die beliebtesten Schriften dieser Nation, oder vielmehr dieser Sprache in die Hände zu geben. Deswegen sind Schriften geistreicher Amerikaner nicht ausgeschlossen, und da diese beynahe noch weniger, als die Englischen bey uns bekannt sind, so werden wir unter die zunächst herauskommenden Werke, die Schriften des geistreichsten Schriftstellers der neuen Welt, wir meynen Washington Irving, aufnehmen. Ernstes und Scherzhaftes, Romane, Reisen, Geschichte und Satyre sollen in bunter Reihe einander folgen, um auch durch Abwechslung Interesse zu erregen; nur Dichter im engern Sinne sollen für's erste ausgeschlossen seyn. Zugleich wagen wir es, nicht blos ältere bereits bekannte Werke, sondern auch neue, gleich bey ihrem Erscheinen in englischer Sprache, herauszugeben, da bey diesen noch mehr, als bey den älteren, der hohe Preis die Verbreitung bisher hinderte.

Das so eben erscheinende Werk:

THE LIFE OF NAPOLEON BUONAPARTE
by Walter Scott

bietet uns eine Gelegenheit dar, dies gleich mit einem begierig erwarteten Werke zu versuchen, das also die Sammlung eröffnet, und wovon das erste Bändchen, was zugleich als Probe dienen kann, Ende dieses Monats noch erscheint. — Die erste Serie englischer Schriften soll in nachstehender Ordnung einander folgen:

1) Life of Napoleon Buonaparte by Walter Scott.
2) Irving, Wash. Works.
3) Roderich Random by Smollet.
4) Goldsmith History of England continued to the treaty of Paris by Coote.
5) Tom Jones by Fielding.
6) Castle of Otranto by Horace Walpole.
7) Peregrine Pickle by Smollet.
8) France and Italy by Lady Morgan.
9) Humphry Clinker by Smollet.
10) Th. Sommerville's History of England from the Restoration to the death of queen Anne.
11) Tristram Shandy by Sterne. —
12) Sentimental Yourney by Yorik.
13) Gulliver's Travels by Jonath. Swift.

Jeden Monat erscheinen 2 Bändchen, jedes Bändchen ist ungefähr 130 Seiten stark, und kostet nur 18 Kreuzer. Papier und Correktheit des Drucks werden den Wünschen der Leser eben so, wie bey der Taschenausgabe französischer Werke, genügen.

Subscribentensammler erhalten auf 9 Exemplare das 10te gratis, wenn solche sich directe an die Verlagshandlung wenden.

Taschenausgabe
von
Walter Scotts sämmtlichen Werken.

Jedes Bändchen broschirt zu Neun Kreuzer.

Die außerordentliche Theilnahme, welche diese Unternehmung in allen deutschen Ländern, unter jedem Stande, gefunden hat, gibt uns einen erfreulichen Beweis von den Fortschritten, welche das deutsche Volk in den lezten Jahren in der Kultur und geistigen Bildung gemacht hat. Von 30,000 Exemplaren dieser wohlfeilen Taschenausgabe sind nur noch wenige Hundert in der Verlagshandlung vorräthig, und es dürfte wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß auch diese geringe Anzahl in kurzer Zeit gänzlich vergriffen seyn wird. Jeden Monat erscheinen zwey Bändchen, jedes von etwa 130 Seiten, schön gedruckt, auf gutem Papier und broschirt, zu dem äußerst geringen Preise von neun Kr. per Bdchn. Bis jezt sind fertig und in allen Buchhandlungen zu haben:

I) Erzählungen von den Kreuzfahrern.
Erste Erzählung enthält: die Verlobten. 5 Thle.
II) Dieselben, zweyte Erzählung, enthält: der Talisman, oder Richard Löwenherz. 4 Thle.
III) Woodstok, oder der Ritter. Erzählung a. d. Zeit Cromwells. 5 Thle.
IV) Redgauntlett. Erzählung a. d. 13ten Jahrhundert. 5 Thle.
V) Quentin Durward. 5 Thle.

Unter der Presse befindet sich und erscheint zuverlässig Ende dieses Monats:

Leben Napoleons
in's Deutsche übersezt
von
General J. von Theobald,

wovon wir, durch Uebereinkunft mit dem Verleger des Originals in London, die Aushängebogen mit sehr bedeutenden Kosten von daher erhalten, deswegen auch keine andere Handlung in Deutschland dieses Werk bälder liefern kann, ehe unsere Ausgabe erscheint. Wir bemerken dabey, daß nur an die Subscribenten der ganzen Sammlung von Scott's Werken das Bändchen um 9 Kreuzer abgegeben wird; für die Nichtsubscribenten erscheint eine Ausgabe in erhöhetem Preise.

Nach dem „Leben Napoleons" erscheint ferner: 1) Kenilworth 5 Thle., 2) Ivanhoe 5 Thle., 3) der Astrolog 5 Thle., 4) der Alterthümler 5 Thle., 5) der Abt 5 Thle., 6) das Kloster 5 Thle., 7) Robin der Rothe 5 Thle., 8) die Schwärmer 5 Thle., 9) der Pirat 5 Thle., 10) Waverley 5 Thle., 11) die Braut von Lammermoor 5 Thle., 12) das Herz von Midlothian 5 Thle., 13) Montrose 3 Thle., 14) Nigels Schicksale 5 Thle., 15) Ritter Peveril vom Gipfel 5 Thle., 16) der schwarze Zwerg 2 Thle., 17) der St. Renansbrunnen 5 Thle.

Innerhalb drey Jahren wird die ganze Sammlung vollständig erschienen seyn; man hat dann um wenige Gulden Alles, was der größte Dichter unserer Zeit schrieb — eine schöne Taschenbibliothek über Hundert Bändchen! Wir bemerken wiederholend, daß um obigen Preis einzelne Werke aus dieser Sammlung nicht gegeben werden können, indem diesen Vortheil nur die Abnehmer sämmtlicher Romane billigerweise genießen können, welche sich deswegen auch für Abnahme des Ganzen verbindlich machen müssen. Stuttgart, im Okt. 1826.

Gebrüder Franckh.

Nro. 3.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Karl André. December 1826.

Polytechnisches Journal,

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft rc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrg. 1826. Zweytes Decemberheft.

Enumeratio plantarum germaniae helvetiaeque indigenarum, seu Prodromus, quem Synopsin plantarum germaniae helvetiaeque edituri du botanophilisque adjuvandam commendantes scripserunt, E. Steudel et Chr. F. Hochstetter. 8 maj. Preis 2 fl. 45 kr.

Die Verfasser, schon seit geraumer Zeit mit Bearbeitung einer Flora von Deutschland und der Schweiz beschäftiget, geben hier als Vorläufer eine vollständige Aufzählung aller im Gebiete dieser Flora bis jezt entdeckten sowohl phanerogamischen als kryptogamischen Gewächse. Schon als Uebersicht des Reichthums der vaterländischen Flor wird das Werkchen jedem Freunde der Botanik um so mehr willkommen seyn, als selbst die neuesten Werke über diesen Gegenstand hinsichtlich der vollständigen Aufzählung des entdeckten, weit hinter dem hier gegebenen zurückbleiben. Man glaube aber nicht, daß diese Vollständigkeit durch kritiklose Aufnahme der täglich neu gemachten Arten erzielt worden sey. Im Gegentheile haben die Verfasser alle Arten, deren Selbstständigkeit noch nicht durch wiederholte Prüfungen erwiesen ist, blos in Noten als weiter zu prüfende Gegenstände aufgezählt. Für die Ausländer gibt dieser prodromus eine bequeme, bisher gänzlich entbehrte Uebersicht der deutschen und schweizer Flor, und macht ihnen weitläufigere Werke entbehrlich. Die Verfasser, so vollständig sie gesammelt haben, fordern übrigens zu weiteren Mittheilungen auf, und liefern somit jedem, der die vaterländische Flor bereichern zu können glaubt, ein bequemes Mittel in die Hand, zur endlichen Erreichung einer ganz vollständigen vaterländischen Flor mitzuwirken.

Gotha et New-York:
Published this day, January 6, imperial 8vo.
VOLUME I, NUMBER I.
OF
Meyer's British Chronicle,
A
UNIVERSAL REVIEW
of
BRITISH LITERATURE etc.
To be continued weekly.

Nahe an 1000 Subscribenten (deren Namen dem ersten Hefte vorgedruckt sind) bezeugen die Aufmerksamkeit, die dieses merkwürdige Unternehmen nicht nur in allen Ländern Europa's, sondern auch in Amerika gefunden hat; das, so zu sagen, die Freunde der englischen Literatur und Sprache in beyden Welttheilen vereinigt. — Probehefte sind heute an alle soliden Buchhandlungen und an alle Postämter Deutschlands, Frankreichs, der Niederlande, der Schweiz, Dänemarks, Schwedens, Rußlands, Italiens und Portugals versandt worden, und wir laden alle Literaturfreunde und die der englischen Sprache ein, sich solche zur Ansicht vorlegen zu lassen. Schöneres ist noch nie aus einer deutschen Presse hervorgegangen, und der Inhalt, das interessanteste der neuesten Literatur des brittischen Reichs in allen Welttheilen zusammenfassend, ist eines solchen Aeußern werth.

Der halbe Jahrgang von 26 Heften kostet in allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands, portofrey, 4 Thaler sächs. oder 7½ Gulden im 24 fl. Fuß, ein, für ein so prachtvolles Werk äußerst wohlfeiler Preis.

Gotha, den 6. Januar 1827.

Bibliographisches Institut.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der neue

Kalendermann,

oder ausführliche Erklärung des Julianischen und Gregorianischen Kalenders für die der Mathematik unkundigen Leser.

Ein populärer Beytrag zur Kenntniß des Weltgebäudes und der Zeitrechnung.

Von

Johann Heinrich Helmuth.

Zweyte Auflage.

8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. Pr. geb. 12 Gr.

Der Name des Verfassers, dessen Gabe, eine Sache allgemein faßlich darzustellen, bekannt ist, kann schon dem Leser dafür bürgen, daß er auch in diesem Buche völlige Befriedigung finden werde. Es enthält Belehrung über alles, was der Mathematik Unkundige, den Kalender betreffend, zu wissen wünschen können: die Entstehung des Julian. und Gregorianischen Kalenders, die Art, wie in beyden das Osterfest, das einen so wichtigen Abschnitt im Jahre macht, berechnet wird, auch geschichtliche Nachrich-

ten über die christlichen Feste, über verschiedene merkwürdige Personen, deren Namen im Kalender vorkommen ic., so daß jeder aufmerksame Leser durch dieses nicht nur völlige Auskunft über alles Nöthige erhält, sondern auch selbst, zu eignem Bedürfniß oder zum Vergnügen, für jedes beliebige Jahr sich einen Kalender entwerfen kann. — Uebrigens ist bei dieser zweyten Auflage Mehreres, besonders was die Berechnungen betrifft, berichtigt, und den Bedürfnissen der Zeit gemäß abgeändert worden.

In der J. N. Seemüller'schen Buchhandlung in Constanz erscheint nächstens:

Betrachtungen, christliche, zur Vorbereitung auf die Feyer der Auferstehung des Herrn, von J. H. v. Wessenberg, circa 16 Bog., 8.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. J. Nr. 148 hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Kleine Schwärmer

über

die neueste deutsche Literatur.

Eine Xeniengabe für 1827. Mit den Xenien des Schiller'schen Musenalmanachs von 1797.

12. cartonirt. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Stuttgart. (Literarische Anzeige.)

Von der, aus 12 Bändchen bestehenden, ersten Sammlung der

Taschenbibliothek

für Freunde christlicher Erbauung

hat so eben das 1ste Bändchen die Presse verlassen, und ist sowohl bey uns als in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben. Zugleich bemerken wir, daß der Subscriptionstermin bis zum 1. April 1827 verlängert worden ist. Jedes zwischen 130 und 150 Seiten starke Bändchen in 12Format, deren monatlich zwey erscheinen, kostet 15 Kreuzer rhein., der spätere Ladenpreis wird auf 24 kr. erhöht.

E. A. Sonnewald'sche
Buch- und Musikalienhandlung.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Von dieser wöchentlich dreymal erscheinenden, und nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, beginnt mit 1827 der eilfte Jahrgang. Der Unterzeichnete, den das Unglück traf, im 30sten Jahre unheilbar zu erblinden, erfreut sich bey diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums, und der Mitwirkung vieler ausgezeichneten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes, wovon die bereits erschienenen 10 Jahrgänge den Beweis liefern. Ein durch alle Stücke fortlaufender Artikel, hamburgische Theaterzeitung, ist mehreren einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Kosten noch Mühe gescheuet, dem Ganzen ein immer mannichfacheres Interesse zu verleihen. Das vierteljährige Abonnement bei dem Unterzeichneten ist 3 Mk. 12 ßl. Court. (oder circa 1 Rthlr. 12 Gr. sächsisch). Auswärtige, welche diese Zeitschrift ebenfalls wöchentlich, posttäglich oder in monatlichen Heften, wie es verlangt wird empfangen können, wollen sich gefälligst an die resp. Postämter oder jede ihnen zunächst gelegene Buchhandlung, leztere aber an die Herold'sche Buchhandlung hieselbst wenden.

Hamburg, im Oktober 1826.

Georg Lotz,
Valentinscamp, Nr. 148.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, sind im Jahre 1826 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Baumgartner, D. A., die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathematische Begründung dargestellt. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage, mit 7 Steindrucktafeln. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rheinl.

— — und A. von Ettingshausen, Zeitschrift für Physik und Mathematik, 1r und 2r Band, jeder aus 4 Heften bestehend, mit 8 Kupfertafeln, gr. 8. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. (Wird fortgesetzt, und erscheint in zwanglosen Heften, jedoch werden wenigstens 2 Bände jährlich geliefert.)

Ehrmann, M., Handbuch der pharmaceutischen Waaren- und Präparaten-Kunde, als vollständige Erläuterung der östreichischen Pharmacopoe. 2 Bände. gr. 8. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Fitzinger, L. J., neue Classifikation der Reptilien nach ihren natürlichen Verwandtschaften; nebst einer Verwandtschaftstafel und einem Verzeichnisse der Reptilien-Sammlung des k. k. zoologischen Museums zu Wien. gr. 4. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Fornasari, A. J., Edler von Verce, Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Italienische, mit angehängter Phraseologie. Zur Erlangung der nöthigen Gewandtheit im Style herausgegeben. 12. Geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Geist der Zeit, ein Journal für Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde und Literatur. 12 Hefte. 8. Geh. 5 Rthlr. 8 gGr. oder 9 fl. 36 kr.

Hildenbrand, Fr. Nob. ab, Annales scholae clinicae medicae ticinensis. Vol. I. 8 maj. 1 Rthlr. 16 gGr. oder 3 fl.

Ischl und seine Soolenbäder, mit 3 Kupfertafeln. 8. Geh. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Mühlich, D. St. A., die Homöopathie, in ihrer Würde als Wissenschaft und Kunst dargestellt. 8. Geh. 21 gGr. oder 1 fl. 36 kr.

Pannasch, A., Erinnerungen an Italien, in Briefen; nebst vermischten Gedichten. 8. Geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Partsch, P., Bericht über das Detonations-Phänomen auf der Insel Meleda bey Ragusa, nebst geogr. statist. und hist. Notizen über diese Insel, und einer geognostischen Skizze von Dalmatien, mit einer Karte. gr. 8. Geh. 1 Rthlr. 18 gGr. oder 3 fl. 12 kr.

Pyrker, J. L., Patriarch von Venedig, Perlen der heiligen Vorzeit. 2te vollständige Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gGr. oder 3 fl. 18 kr.

— — Rudolph von Habsburg. Ein Heldengedicht in 12

Gesängen. Neue vollendete Ausgabe, mit des Verfassers Bildniß. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gGr. oder 4 fl. 3 kr.

Schels, J. B., Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates, 8ter und 9ter Band, Zeitraum von dem Regierungs-Antritte des Kaisers Carl V. im Jahre 1519 bis zum Tode Kaiser Josephs II. im Jahre 1790. gr. 8. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

— — Geschichte des südöstlichen Europa unter der Herrschaft der Römer und Türken. 2 Bde. gr. 8. 4 Rthlr. 16 gGr. oder 8 fl. 24 kr.

Scholz, D. B., Anfangsgründe der Physik, als Vorbereitung zum Studium der Chemie. 3te, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Rthlr. 16 gGr. oder 6 fl. 36 kr.

Steinbüchel, A. von, Beschreibung der k. k. Sammlung ägyptischer Alterthümer. Mit 2 Kupf. 12. Geh. 12 gGr. oder 54 kr.

— — Notice sur les medaillons romains en or du musée impérial et royal de Vienne trouvées en Hongrie dans les années 1797 et 1805, avec 4 planches. gr. 4. 2 Rthlr. 4 gGr. oder 3 fl. 54 kr.

— — Scarabées egyptiens figures du musée des antiques de S. M. l'Empereur, avec planches. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Trop, Fr., theoretisch-praktisches Lehrbuch der französischen Sprache; nach den Sprachlehren der Herren Wailli, Restaut, Mozin, Silbert, und in der grammatikalischen Ordnung nach der italienischen Sprachlehre des Prof. v. Fornasari bearbeitet. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Versuche über einige Theile der Artillerie und der Befestigungskunst von dem General Grafen C***. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einem Nachtrage begleitet von J. Rueber. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Weyrother, M. v., Anleitung, wie man nach bestimmten Verhältnissen die passendste Stangen-Zäumung finden kann. Mit 2 Kupfertafeln. 2te verbesserte Aufl. gr. 8. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Zeitschrift, östreichische militärische. Jahrgang 1826. 12 Hefte. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

Bey Friedr. Wagner in Freyburg hat so eben die Presse verlassen und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Chateaubriands sämmtliche Werke

16 Bändchen,

enthält: Tagebuch einer Reise von Paris nach Jerusalem, übersetzt von K. v. Kronfels. 1r Theil, nebst der Note über Griechenland. Subscriptionspreis 18 kr.

So eben sind erschienen:

Bauer, D. K. G., Paragraphen als Grundlage zu Vorlesungen über die Homiletik. 8. (6¼ B.) 8 Gr.

Epistolae obscurorum virorum aliaque aevi decimi sexti monumenta rarissima. — Die Briefe der Finsterlinge an M. Ortuinus von Deventer, nebst andern sehr seltenen Beyträgen zur Literatur-, Sitten- und Kirchengeschichte des 16ten Jahrhunderts. Herausgegeben und erläutert durch Ernst Münch. gr. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

Lindau, W. A., Erzählungen. Mit 1 Kupfer. 8. (16 B.) in Umschlag geh. 21 Gr.

Mai, Angelo, die Aegyptische Papyrus der Vaticanischen Bibliothek. A. d. Italien. von Ludw. Bachmann. Mit 3 großen lithograph. Tafeln in Folio. gr. 4. geh. 1 Rthlr.

Derselbe Herausgeber beabsichtigt eine neue vollständ. Ausgabe des Lycophron, wozu er auf seiner Reise nach Italien mehrere noch unbenuzte Handschriften verglich; das Nähere behalten wir einer besondern Anzeige vor.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erster Sieg des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens. Ein interessantes Aktenstück. 8. geh. 4 gGr.

Neue Musikalien

im Verlage der Breitkopf- und Härtel'schen Musikhandlung in Leipzig.

Für Gesang.

Arnold, C., Non parlarmi d'amor (Sprecht nicht von Liebe). Rondeau per un Soprano con acc. di Pianoforte. 12 Gr.

Basily, Fr., Miserere à 8 voci concertanti con ripieni ed un Versetto à 16 reali, da cantarsi senza accompagnamento. Partitura. 1 Thlr.

Haydn, Jos., Aria: Cara è vero, avec accomp. de Pianoforte, arr. par Mockwitz. 8 Gr.

— — Mich. Tenebrae, vierstimmiger Chor. Nr. 2. 8 Gr.

Kreutzer, Conr., Lieder und Romanzen von Uhland für eine Singstimme, mit Begleit. der Guit. arrangirt von Präger. Op. 64. 1 Thlr.

Neukomm, S., Das deutsche Magnificat (Meine Seele erhebt den Herrn), für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 6 Gr.

— — Singstimmen zu der Cantate: der Ostermorgen, von Tiedge. 1 Thlr.

Speier, W., 4 Gedichte von Uhland, für eine Singstimme mit Begleit. des Pianof. Op. 18. 16 Gr.

Winter, P., Requiem. Mit latein. und deutschem Texte. Klavierauszug. 2 Thlr.

Für Guitarre.

Castellacci, Introduction et Bolero pour Guitare. Op. 46. 10 Gr.

Drexel, F., petit Bouquet mélodieux, contenant 12 pièces faciles p. la Guit. Op. 15. Nr. 1. 2. à 6 Gr.

— — 12 Exercices instructifs et amusans p. la Guitare. Liv. 1. Op. 46. 8 Gr.

— — do. Liv. 2. O. 47. 8 Gr.

Unter der Presse:

Sörgel, Sinfonie à grand Orchestre.

Fürstenau, Flötenschule.
Neukomm, S., Oratorium: Christi Grablegung. Partitur.
— — do. do. Klavierauszug.
— — Messe de Requiem à 3 parties en Choeur, avec acc. à grand Orchestre. Partition.
Schneider, Fr., 6 religiöse Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Bass. 1e — 3e Sammlung. Partitur.
— — do. do. in Stimmen.
u. m. a.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Die Grossmama.

Eine Sammlung von Mährchen für die Jugend.

von J. Sartori.

Der Verfasser, um seinen Schülerinnen, von Elisabeths höherer Töchterschule zu Elbing, welche sich des hohen Schutzes Ihrer Königl. Hoheit der allverehrten Frau Kronprinzessin von Preußen erfreut, ein Denkmal seiner Liebe zu geben, eignete er ihnen diese Sammlung von Mährchen öffentlich zu. Und Eltern, welche ihren Kindern ein erfreuendes und unterhaltendes Geschenk zum heiligen Christ- oder Geburtstag geben wollen, werden ihren Zweck eben so wenig verfehlen, als sie es nicht bereuen werden, dieses Buch zum Geschenk gewählt zu haben. Ein sauberer Einband, netter Druck und acht fein illuminirte Kupfer zieren dasselbe bey dem billigsten Preis von 1 Rthlr. 12 Gr.

Einladung zur Unterzeichnung
(ohne Vorausbezahlung)
auf
Ernst Wagner's
sämmtliche Werke,
in 10 Bänden.
Ausgabe lezter Hand,
besorgt von
Friedrich Mosengeil.

Des Herausgebers „Briefe über den Dichter E. Wagner" fanden eine freundliche Aufnahme im Publikum, und die vorläufig verbreitete Subscriptions-Anzeige von Wagner's Werken in wohlfeiler Taschenausgabe hat ebenfalls bis jezt kein ungünstiges Resultat geliefert. An der baldigen Erscheinung läßt sich nunmehr um so weniger zweifeln, da Herr Gerhard Fleischer in Leipzig das ausschließliche Verlagsrecht von den Wagner'schen Erben erworben, Herr Varnhagen aber das Subscriptionsgeschäft vertragsmäßig an den Herrn Verleger abgegeben hat.

Sich hier über den klassischen Werth jener Werke zu verbreiten, möchte um so überflüssiger seyn, da dieses bereits in den erwähnten „Briefen" umständlich geschehen, und unter anderm auch mit dem Urtheile eines großen Schriftstellers, Jean Paul Fr. Richters, belegt worden ist.

Der Zusatz des Titels: „Ausgabe lezter Hand," hat seine Geltung im eigentlichsten Verstande. Der Herausgeber fand nämlich im handschriftlichen Nachlasse des Dichters sehr viele Vorarbeiten für künftige Auflagen; und hat die eingetragenen Verbesserungen und Zusätze auf das gewissenhafteste zu benutzen gesucht.

Fr. Mosengeil.

Mit Vergnügen habe ich den Verlag der sämmtlichen Werke von Ernst Wagner übernommen, welche in 10 Bänden bey mir erscheinen werden.

Der Subscriptions-Preis für alle 10 Bände ist Vier Thaler Sächsisch, oder Sieben Gulden Zwölf Kreuzer Rheinisch, und dauert, bis das Werk die Presse völlig verlassen hat. Nach diesem Termin findet eine beträchtliche Erhöhung des Preises statt.

Die Ausgabe wird in 3 Lieferungen geschehen, und zwar die erste in der Jubilate-Messe, die zweyte in der Mitte des Sommers, und die dritte und lezte zur Michaelis-Messe 1827. Bey Empfang der ersten Lieferung wird der Betrag für alle 10 Bände entrichtet.

Ausführliche Anzeigen dieser Ausgabe, nebst Probe des Drucks und des Papiers, sind in allen Buchhandlungen zu haben, so wie auch jede Buchhandlung Subscription darauf annimmt.

Im December 1826.

Gerhard Fleischer in Leipzig.

An Deutschlands fromme Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen aller Confessionen.

Einladung zur Subscription
auf eine
sorgfältig geordnete splendide Ausgabe
des
Vater Unsers
für
Christen höherer Bildung (Stände).
Auf Velinpapier, mit lateinischen Lettern, in einem Bande von circa 30 Bogen mit Titelkupfer. gr. 8.

Subscriptionspreis 2 Rthlr., welcher erst bey Ablieferung des Werkes entrichtet wird, und bis zum 1. März d. J. gilt. Nach dessen Ablauf dürfte diese Ausgabe, (neben welcher die schon bestehenden mit deutschen Lettern gedruckte Ausgaben ungehindert fortgehen,) kaum um höhern Preis zu erkaufen seyn, indem wenige nur über die Zahl der subscribirten Exemplare gedruckt werden sollen.

Da die Namen der resp. Subscribenten dem Werke vorgedruckt werden sollen, so wird um baldige und deutlich geschriebene Namen-Einsendung (bis spätestens Ende Februar 1827) ergebenst gebeten.

Ausführliche Anzeigen und Proben sind in jeder Buchhandlung unentgeldlich zu haben.

Leipzig, im Januar 1827.

Die Verlagshandlung
von
Ch. H. Kayser.

Nro. 4.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von D. Theodor Hartleben. December 1826.

Neueste Staats-Akten und Urkunden in monatlichen Heften. Sechster Band. Zweytes Heft.

Polytechnisches Journal,

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrg. 1827. Erstes Januarheft. Mit 1 Kupfertafel und Tabellen.

Dieses Journal erscheint auch in diesem Jahre nach dem bisher mit so vielem Beyfalle aufgenommenen Plane monatlich zweymal. Jeder Jahrgang bildet für sich ein eigenes Ganzes, und die neu eintretenden Abonnenten sind nicht an die Anschaffung der frühern Jahrgänge gebunden. Der Jahrgang, welcher aus 24 Heften und 36 großen Kupfertafeln besteht, kostet durch die Buchhandlungen und Zeitungs-Expeditionen 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. sächs.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin. Jahrgang 1827. Nr. 1—16. Der Preis des Jahrgangs ist: 21 fl. oder 12 Thlr.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweyter Jahrgang. Siebenten Bandes zweyter Heft. Des zweyten Heftes erste Abtheilung.

Inhalt:

Ueber die Depressionen der Erdoberfläche. — Ursprung der Albaner und ihrer Sprache. — Ueber den Lauf des Yaru Dsangbo Tschu oder des großen Stromes von Tibet, nebst Nachrichten über die Quelle des Burramputer von J. von Klaproth. — Tycho Brahe's Observatorien auf der Insel Hven. Nach schwedischen Quellen von D. F. W. von Schubert. — Ueber die absolute Höhe von Halle an der S. — Barometrische Höhenmessung einiger Punkte in den Umgebungen von Berlin. Erste Mittheilung. — Zusammenstellung der geognostischen Beobachtungen über das Schiefergebirge in den Niederlanden und am Niederrheine. Von K. von Oeynhausen und Heinr. v. Dechen. Dritte Abtheilung. Steinkohlengebirge.

Zu diesem Hefte gehört:

Tycho Brahe's Observatorien auf der Insel Hven.

Des 2ten Heftes 2te Abtheil. Geographische Zeitung.

Inhalt:

Neuere geographische statistische Werke. Statistical illustrations of the British Empire 1825. — Recherches statistiques sur la ville de Paris et le departement de la Seine 1825. — Chinese Miscellany by Robert Morrison 1825. — Die Geographie der Pflanzen nach der Vergleichung der Erscheinungen, welche die Vegetation der beyden Festlande darbietet, von dem Hrn. Alexander von Humboldt und Karl Kunth. — Tableau comparatif des hauteurs des principales montagnes et lieux remarquables du globe; par A. M. Perrot 1826. — Mission to the east coast of Sumatra by John Anderson. — Alphabetisch-topographisches Post-, Reise-Handbuch für den östreichischen Kaiserstaat von Thielen 1827. — Voyage d'Orenbourg à Boukhara, redigé par G. de Meyendorff 1826. — Versuche zur Ersteigung des Tödi; und über das Einwirken der Luft auf den Menschen in hohen Regionen. — Helvetien. Ueber die Schneelinie in den glarner Alpen. — Ueber die Baumgränze in den glarner Alpen. — Höhenmessungen in den Alpen der Kantone Schwyz und Glarus. Von dem Hrn. Dr. M. Hegetschweiler.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Zehnter Band. November und December 1826.

Allgemeines deutsches Reimlexikon.
Herausgegeben
von
Peregrinus Syntax.
Zwey Bände.
Leipzig, F. A. Brockhaus. 1826.

Lexikonformat. 112½ Bogen auf Druckpapier. Subscriptionspreis 6 Thlr.

Im Jahr 1696 — also vor 129 Jahren — erschien zuerst des fleißigen Hübner's Reimwörterbuch und erlebte bis 1743 mehrere neue und vermehrte Auflagen; aber seit dieser langen und für die deutsche Sprache so wichtigen und ertragreichen Zeit wurde kein ähnliches

Werk zum Druck befördert. Mit der Wiedergeburt der deutschen Sprache erwachte und wuchs der Geschmack an reimloser Dichtung, und es fehlte nicht an Dichtern und Kunstrichtern, welche in Worten und Werken (man lese nur in Sulzer's Theorie der schönen Künste den Artikel Reim!) die Geringschätzung des Reims aussprachen und namentlich des guten Hübner's Werk als ein mechanisches Vehikel der göttlichen Musen in Verruf zu bringen bemüht waren.

Jedoch, der Genius der deutschen Sprache ließ sich nicht irren und hielt den Reim fest. Unbeschadet der reimlosen Versarten der Alten und ihrer glücklichen Nachahmer, ist der Reim neuerdings im vollen Besitzstand seiner Kräfte und Reize, und ihn hienieden im breiten Bereiche der Sprache zu suchen und zu finden, ist und bleibt Beruf des modernen Dichters, ob auch höchste Begeisterung ihn in die überirdischen Regionen der Phantasie emportrüge; denn vernehmlicher wird die Göttersprache den Menschenkindern, wenn sie in harmonischen gewohnten Weisen durch die Ohren zu dem Herzen spricht, und der unserer Sprache mit den meisten lebenden Sprachen gemeine Mangel quantitativer Ausbildung sichert den rhythmischen Werth des deutschen Reims.

Noch dienlicher ist der Reim denjenigen Dichtern, welche ihre vocale Musik durch die instrumentale beseelen lassen, weil sich die Accorde freundlicher begegnen, und am wenigsten können des Reims entrathen die Musenfreunde, welche die flatternden Stirnlocken der Gelegenheit ergreifen, um sich prosaischem Standpunkte zu überheben: denn da thut es oft Noth, durch reiche und anmuthige Klänge die Armuth und Mattigkeit der Gegenstände zu verbergen.

Erwägt man bey allen diesem den lexikalischen Charakter unserer Zeit, so wird man die Idee eines Neuen vollständigen deutschen Reimlexikons ganz natürlich finden.

Ein solches Werk wird also in mehr als einer Hinsicht höchst brauchbar und nützlich seyn. Nicht Alle, die sich mit Reimen beschäftigen, sind zum Dichten berufen, nicht Alle sind geborene Dichter und Dichterinnen; Einigen dient das Versemachen zur Erholung in müßigen Stunden, oder zur Erheiterung eines freundlichen Kreises, Andere finden in ihren besondern Verhältnissen die Aufforderung dazu. In jedem dieser Fälle ist es gewiß angenehm, nicht lange nach dem Reim suchen zu müssen. Der Ueberfluß zuströmender Reime ist Sache des Gedächtnisses, und wenn auch der Genius seinen Erkorenen Fülle der Gedanken bis an's Grab zu verleihen pflegt, so vermindern sich doch die Wunderkräfte des Gedächtnisses mit den Jahren, und wenn auch die Intelligenz gewinnt, so bemerkt der Meister in der Sprache doch zuerst am Erinnerungsvermögen die zerstörende Macht der Zeit. Auch gibt es viele poetische Geister, welche immer ein schwaches Gedächtniß hatten und Viele, die, bey Eleganz und Gewandtheit, Armuth an Reimen verrathen. Das Werk wird also Dilettanten wie eigentlichen Dichtern, Geübten wie Ungeübten, Männern wie Frauen, gewiß ein höchst willkommenes Hülfsmittel seyn.

Erwägt man die seit einem Jahrhundert mit der deutschen Sprache vorgegangenen Veränderungen, erwägt man die ihr zugeflossenen und selbst erworbenen Reichthümer: so wird man nicht erstaunen, wenn obiges Werk gegen 300,000 Reime enthält, da hingegen das Hübner'sche Reimregister nur gegen 60,000 und darunter viel überflüssige und jetzt unzulässige Reimbänder befaßt. Dem auf dem Titel genannten Herausgeber wurde von dem verstorbenen Buchhändler Brockhaus ein Manuscript zu einem solchen Werke mitgetheilt, und wenn der Verfasser desselben blos 24,000 Reimwörter brachte, so mag der erstere, welcher dazu die Wörterbücher eines Adelung, Campe, Heinsius, Petri und viele andere speciellere Hülfsmittel benutzte, wohl Glauben verdienen, wenn er versichert, seit Jahren mit der Ausführung beschäftigt gewesen zu seyn. Demnächst hofft dieser Ausführer um die Sprache selbst sich einen Dank damit verdient zu haben, daß er, keinem Systeme huldigend und pedantischen Purismus meidend, sowohl Fremdwörter als Idiotismen und Provinzialismen, wenn sie nur halbwegs zulässig schienen, aufgenommen hat. Er ist dabey von der Ansicht ausgegangen, daß er nur zu sammeln, und nicht zu kritisiren noch zu purisiren hatte, und daß er, des weit umfassenden Zwecks halber, vollständig seyn muß. Hierzu kommt (— was besonders die schweren, gezwungenen, ja unreinen Reime anlangt —), daß die Scherzdichter und Knüttelpoeten um so mehr Rücksicht verdienen, als es neuerdings an ihnen sehr gebricht, und daß — was mehr die Idiotismen und Pöbelwörter angeht — dem allgewaltigen Magister Usus keine Gelegenheit, die Dichter- und Schriftsprache mit neuen Ausdrücken zu bereichern, entzogen werden soll. Auch die meisten wissenschaftlichen Bezeichnungen, termini technici und dergl. sind aufgenommen worden und besonders hat der Herausgeber sich bemüht, für solche Wörter, die gemeinhin reimlos zu nennen sind, Reime irgend einer Art aufzufinden. Selbst die gleitenden Reime sind sammt den Doppelreimen in einem besondern Anhange beygefügt worden, indem die Dichterlaunen unserer Zeit, zumal die der humoristischen Poeten, es vermuthen lassen, daß diese unbehülflichen Reimwörter bey Erfindung neuer Versarten eine gewichtige Rolle spielen werden.

Subscriptionsanzeige.

Geschichte des deutschen Forst- und Jagd-Wesens.

Von

D. Ernst Moritz Schilling.

Die Geschichte des deutschen Forst- und Jagd-Wesens wird so, wie sie hier dargestellt werden soll, entfernt von einer trockenen, einzelne Begebenheiten oder besondere Rechtsfälle aufzählenden Weitläufigkeit, so wie von einer mit bloßen Uebersichten angefüllten Kürze, ein längst gefühltes Bedürfniß befriedigen, und als deutsches Nationalwerk zu betrachten seyn. Mit der Geschichte der Forsten ist die der Jagd, des Vogelfanges, der Waldbienen und der Fischerey verbunden.

Das ganze in zwey Bänden, jeder zu 25—30 Bogen, bestehende Werk soll spätestens zu Ostern 1828 erscheinen. Der Subscriptionspreis ist 3 Rthlr. 8 Gr., und bleibt bis zur Erscheinung des Ganzen offen, der Ladenpreis wird wenigstens um die Hälfte erhöht. Subscriptionssammler erhalten bey unmittelbarer Verbandlung mit der unterzeichneten Buchhandlung oder mit dem Verfasser auf sechs Exemplare das siebente

unentgeldlich. Der ausführlichere Prospectus ist in allen Buchhandlungen zu finden.

Leipzig, im Januar 1827.

Dr. C. M. Schilling.
Joh. Ambr. Barth.

Einladung zur Subscription auf M. F. Schmelz, Pastor in der Neustadt Dresden, Predigten

über auserlesene Abschnitte der heil. Schrift für alle Sonn- und Festtage des Jahres.

Zwey starke Bände in gr. 8.

Leipzig, bey Friedrich Fleischer.

Subscriptionspreise bis Ostern 1827. Druckpapier 2 Rthlr. 8 Gr. preuß. oder 4 fl. 12 kr. rhein., feines Schreibpapier 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr. rhein. Nachherige Ladenpreise. Druckpapier 3 Rthlr. 8 Gr. oder 6 fl. Schreibpapier 4 Rthlr. 16 Gr. oder 8 fl. 24 kr.

Der häufig ausgesprochene Wunsch der Freunde des Verfassers, einen vollständigen Jahrgang Predigten von ihm zu besitzen, soll hier erfüllt werden; den in den nähern Umgebungen des Verfassers lebenden Freunden wird es lieb seyn, darin die meisten der im Jahr 1826 gehaltenen Vorträge zu finden. Dadurch, daß es ein ganz vollständiger Jahrgang ist, wird sich dieses Werk sowohl zu einem häuslichen Erbauungsbuch, als auch zum Vorlesen beym öffentlichen Gottesdienste eignen, letzteres ganz besonders da, wo, wie im Königreiche Sachsen, in manchen Jahren über ausgewählte biblische Abschnitte gepredigt wird. Der Verleger läßt, um die Theilnahme allgemeiner zu machen, bis Ostern den gewiß sehr billigen Subscriptionspreis gelten, und verspricht zu dieser Zeit beyde Bände auf einmal schön und gut gedruckt zu liefern. Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Tiedge's poetische Werke betreffend.

Wir haben so eben den ersten Bogen aus Tiedge's Urania als Probe der rechtmäßigen, wohlfeilen Ausgabe von

Tiedge's poetischen Werken

(7 Bändchen, im Pränumerationspreise 2 Rthlr.) an alle mit uns in Verbindung stehende Sortiment-Buchhandlungen versandt, und wir laden daher die Freunde der Muse des verehrten Verfassers ein, sich durch eigene Ansicht zu überzeugen, daß diese wohlfeile Ausgabe sich in Absicht ihrer äußern Ausstattung unter den ähnlichen wohlfeilen Ausgaben unserer vaterländischen Dichter auf das vortheilhafteste auszeichnet.

Halle, im Januar 1827.

Renger'sche Verlagsbuchhandlung.

In meinem Verlage wird nächstens erscheinen:

The Arabian Nights Entertainments: consisting of one thousand and one Stories. Complete in one Volume. With Engravings. Roy. 8vo.

Leipzig, im Januar 1827.

Ernst Fleischer.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist zu haben:

Rudolph von Habsburg.

Ein Heldengedicht in 12 Gesängen von

Johann Ladislav Pyrker.

Neue vollendete Ausgabe, mit Porträt.

gr. 8. in schönem Umschl. 2 Rthlr. 6 gGr. od. 4 fl. 3 kr. rhein.

Es wäre wohl überflüssig, hier ein Werk noch besonders anempfehlen zu wollen, dessen klassischen Werth bereits die vorzüglichsten Gelehrten Deutschlands anerkannt haben. Das höchste Lob, das einem Dichter werden kann, wurde dem Verfasser desselben zu Theil, da es hieß: „er habe mit seinem Rudolph von Habsburg Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen." (Siehe Wiener-Zeitschrift für Literatur, Kunst ꝛc. Nr. 94, 1826.) In dieser neuen Auflage, die der Autor selber eine vollendete nennt, erblicken wir auch die holde Gestalt der Hedwig, die, nach dem Wunsche vieler, und der Dichter mit Meisterhand vor die Augen geführt hat. Exemplare auf schönem italienischem Druck-Velin in Oktav, bey Anton Strauß in Wien gedruckt, mit dem wohlgetroffenen Bilde des Verfassers und einer Titel-Vignette geziert, sind zu oben bestimmtem Preise zu haben.

Literarische Anzeige.

Im Verlag des Unterzeichneten erscheint eine Uebertragung folgender Werke:

Le Barbier de Paris. Par Ch. Paul de Kock. 4 Vol. in 12.

Ferner ist unter der Presse, und wird darauf um vorläufige Bestellung gebeten:

Gemälde Griechenlands und der Europäischen Türkey, oder Abriß der Geographie dieser Länder. Mit einer Karte, gezeichnet von Perrot. Von dem Griechen G. A. M. Aus dem Franz. Ein Werk, voll der anziehendsten und wichtigsten Nachrichten, und besonders im gegenwärtigen Zeitpunkt vom höchsten Interesse. Es bildet den zweyten Band der:

Sammlung geographischer Gemälde, oder compendiöse Bibliothek der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie. Herausgegeben vom Obersten Bory de Saint-Vincent. Mit Karten. Aus dem Franz. Der erste Band enthält das, gerade jetzt, wo Spanien und Portugal eines Jeden Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nehmen, äußerst interessante Werk:

Gemälde der Iberischen Halbinsel, oder Abriß der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie von Spanien und Portugal. Vom Obersten Bory de Saint-Vincent. Mit einer Karte, gezeichnet vom Verfasser. Aus dem Französischen. Mit einer Vorrede und Zusätzen von D. Franz Jos. Mone.

Prof. der Geschichte und Statistik in Heidelberg, br. 3 fl. oder 2 Thlr.

Karte von Spanien und Portugal. Gezeichnet vom Obersten Bory de Saint-Vincent.

Auf folgende Werke ist die Subscription bis zur Erscheinung noch offen:

Johnson's Dictionary of the english language in which the words are deduced from their originals, explained in their different meanings, and authorized by the names of the writers in whose works they are found. Printed from Todd's enlarged Quarto Edition with the additions lately introduced by Chalmers and others; newly revised and corrected. To which is prefixed Johnson's Grammar of the english language and annexed a Glossary of Scottish words and phrases which occur in the romances and poetical works of Sir Walter Scott.

Zwey sehr starke Bände in Lexikon-Format, vortreffliches Papier und Druck, 11 fl. oder 7 Thlr. 8 Gr.

Lingard's, D., History of England from the first Invasion by the Romans to the accession of Mary.

Auf schönes ganz weißes Druckvelin elegant gedruckt, der Bogen 4 kr. oder 1 Gr.

Heidelberg, im Januar 1827.

J. Engelmann.

Von

J. Jacob Berzelius Lehrbuch der Chemie

ist nunmehr auch die zweyte Abtheilung des zweyten Bandes, nach des Verfassers schwedischer Bearbeitung der Blöde-Palmstedt'schen Auflage von Fr. Wöhler übersezt, erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Der erste Band in zwey Abtheilungen mit 5 Kupfertafeln kostet 5 Thlr., und der zweyte Band in zwey Abtheilungen kostet auch 5 Thlr., mithin beyde Bände in vier Abtheilungen auf Velinp. gr. 8. 10 Thlr.

Der dritte Band wird in der Ostermesse 1827 erscheinen.

Dresden und Leipzig, im Dec. 1826.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bey Fr. Chr. W. Vogel in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Herrn D. Karl Friedrich Wilhelm Gerstäcker, Beysitzer der Juristenfacultät zu Leipzig, akademische Schrift:

Juris politiae ex uno securitatis, juriumque defendendorum principio repetiti et ad artis formam redacti brevis delineatio. 4 maj. 18 Gr.

Der Hr. Verfasser stellt in derselben ein neues System der Policeywissenschaft auf. Nachdem er in der Einleitung die große Gefährlichkeit jeder Unbestimmtheit in Hinsicht der Gränzen, und des Begriffs der Policey angedeutet hat, handelt er in der ersten Abtheilung, und deren ersten Kap. von dem (mit andern Theilen der Staatswissenschaft) gemeinschaftlichen Charakter der Policeywissenschaft, im zweyten von ihrem Distinktiv-Charakter, im dritten von den Hauptursachen des bisherigen Schwankens in ihr. In der zweyten Abtheil. entwickelt er die Grundsätze, nach welchen die Gränzen dieser Wissenschaft erweitert werden können, oder die Heuristik derselben. In der dritten deducirt und ordnet er die sämmtlichen Policeyeinrichtungen in 5 Abtheilungen zu einem systematischen Ganzen, und handelt im ersten Kap. von der Vervollkommnungspolicey, im zweyten von der Uebersichtspolicey, im dritten von der Communicationspolicey, im vierten von der Aufklärungspolicey und im fünften von der Staatspolicey.

Ein Chinesischer Roman.

So eben ist bey Gebrüder Franckh in Stuttgart erschienen:

Ju-Kiao-Li

oder die beyden Basen,

ein chinesischer Roman, übersezt von Abel-Remusat. 4 Theile,

elegant brosch. 7 fl. 30 kr. oder 4 Thlr. 12 Gr.

Wir beeilen uns dieses merkwürdige Werk, vielleicht das merkwürdigste, das seit langer Zeit erschienen ist, in einer treuen Uebersetzung auf deutschem Boden einheimisch zu machen. — Der Hauptreitz der französischen Uebersetzung, das, was ihr vorzüglich ihren Werth gibt, die Treue, mußte der deutschen so viel als möglich erhalten werden. — Es ist dieses das erste Produkt der chinesischen Literatur, das ganz wie es ist, ohne nach europäischen Begriffen beschnitten zu werden, in's Abendland verpflanzt wird. — Die mühsame Arbeit des gelehrten Orientalisten lüftet den Schleyer, der über diesem Wunderlande liegt, um vieles; seinen vorzüglichsten Werth erhält aber das Buch dadurch, daß es alle Klassen von Lesern gleich anziehet. — Der Gebildete findet darin bedeutende Winke über Geographie, Religion, Sprache, Sitten und Cultur dieses ungeheuren Landes, die um so schätzbarer sind, als er keine Berichte befangener Botschafter, oder vorurtheilsvoller Missionaire, sondern überall den Stempel der Originalität erkennt; und wer nach alldem nicht fragt, findet noch einen unterhaltenden Roman, der es an Wahrheit der Charaktere, Feinheit der Trüge, Mannichfaltigkeit der Verschlingungen, manchem europäischen Produkte zuvorthut, übrigens, und dieses ist, was am meisten überraschen wird, von der Form, in welche gewöhnlich die abendländischen Romane gegossen sind, bey weitem nicht so weit abweicht, als man erwarten sollte.

Berichtigung.

Im Intelligenzblatt Nr. 2 sind die Preise von Richard, Commentatio botanica de Conifereis et Cycadeis caracteres genericos singulorum utriusque familiae, etc. Velinp. mit 33 fl., ord. Ausgabe mit 24 fl. 45 kr. unrichtig angezeigt worden. Die richtigen Preise sind: Velinp. 44 fl., ord. Ausgabe 33 fl.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nro. 5.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

La Sicile, manuel du Voyageur par le Comte Fedor Karakzay, à Paris chez Jules Renouard, libraire 1826. Preis 3 fl.

Bey dem gänzlichen Mangel an einem zweckmäßigen Handbuch über Sicilien für Reisende, dürfte das Erscheinen dieses Werkchens ganz an der Zeit seyn, zumal da die Zahl der jene Insel besuchenden Fremden immer mehr zunimmt, und die bisher über dieselbe erschienenen Werke entweder mehr zu den gelehrten Abhandlungen gehören, oder, wie das Forbin'sche, mit Nebendingen angefüllt sind.

Die vorliegende Schrift, für welche der Verfasser die französische Sprache vorzugsweise gewählt hat, da er sie eben so schön als fliessend schreibt, und sie der Mehrzahl der Reisenden bekannter seyn dürfte als die deutsche, gewährt in der angenehmsten Form ein gleich erfreuliches und nützliches Gemälde jenes interessanten Landes: ein Gemälde für den Reisenden entworfen, für dessen Bedürfniß es berechnet und bestimmt ist. Es umfaßt nicht allein Sicilien mit all seinen in der Gegenwart und in der klassischen Vorzeit interessanten Punkten, sondern es enthält auch eine kurze Beschreibung der zu Sicilien gehörigen Inseln, sammt einer sehr brauchbaren Reisekarte.

Zur Uebersicht geben wir eine kurze Zusammenstellung seines Inhalts: Allgemeine, historische, politische und statistische Bemerkungen nebst vergleichenden Notizen über die in Sicilien gebrauchten Geldsorten, Maß und Gewicht. — Beschreibung von Palermo, seiner Lage, seinen Merkwürdigkeiten, Einwohnern, deren Sitten, seinen Kirchenfesten und Umgebungen. — Excursion nach dem Tempel von Segeste. Diese Tour ist besonders mit Rücksicht auf diejenigen Reisenden verfaßt, welche Sicilien nur in Palermo und jenen herrlichen Ueberresten des Alterthums sehen, indem sie von dort wieder nach Italien zurückkehren, ohne die Insel weiter zu bereisen. — Reiseroute von Palermo nach Syracus mit genauer Beschreibung der interessanteren Punkte und kleineren Städte, als: Calatafimi, Trapani, der Inseln Favignano, Levanzo, Marettime. Beschreibung von Marsala, Mazzara, der Ruinen des alten Selinunt, von Sciacca, Girgenti u. s. w. und endlich Beschreibung von Syracus, von Catanea und dem Etna, Taormina und Messina. — Beschreibung der Liparischen Inseln, Lipari, Volcano, Stromboli u. s. w. und der Pelagischen Inselgruppe Ustika, Pantellaria, Lampedusa.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist folgende auch für 1827 erscheinende Zeitschrift zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Von dieser Zeitschrift erscheint, Sonntags ausgenommen, außer den Beylagen täglich eine Nummer in gr. 4. auf gutem Druckpapier, und ist der Preis für den Jahrgang 10 Thlr.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" genießen einer so großen Achtung und sind so allgemein bekannt, daß es überflüssig erscheint, irgend etwas zur Empfehlung derselben zu sagen, und die Redaction bemerkt daher nur, daß sie auch im Jahr 1827 fortfahren wird, ihre Leser mit den neuesten und interessantesten literarischen Erscheinungen des In- und Auslandes auf eine Weise bekannt zu machen, die angenehme Unterhaltung mit Belehrung möglichst verbindet.

Leipzig, den 15. Januar 1827.

F. A. Brockhaus.

Leipziger allgemein-kritischewissenschaftliche Jahresblätter,

der gesammten Journal-Literatur Deutschlands, zugleich mit möglichster Rücksichtnahme der vorzüglichsten wissenschaftlichen Journale des Auslandes, für das Jahr 1827.

Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von C. A. Blume.

Diese neue, alle Journale Deutschlands ꝛc. in ihrem wissenschaftlichen Theile schnell, streng und nach wissenschaftlichen Principien controlirende, Zeitschrift erscheint vom April a. c. an in gr. 8. halbe Bogenweise, wöchentlich 1—4mal auf gutem weißen Druckpapier.

Den Preis für den Band, aus 50 Nummern und einem Hauptregister darüber bestehend, ist:

1ster Pränumerationspreis bis 12. April a. c. 1 Rthlr. 12 gGr. sächs. netto.

2ter Pränumerationspr. bis zum Erscheinen der 25. Nummer 2 Rthlr. sächs.

Gewöhnlicher Ladenpr. von der 26. Nummer an giltig 2 Rthlr. 16 gGr. sächs.

Pränumerantensammler erhalten von der Redaktion selbst auf 8 Exemplare ein 9tes Freyexempl. Uebrigens nehmen auch alle Buchhandlungen Bestellungen darauf an, in Leipzig vorzüglich die L. Herbig'sche Buchhandlung, so wie auch die K. S. Zeitungsexpedition daselbst. Ganz ausführliche Prospectus über das Unternehmen sind bey jeder Buchhandlung Deutschlands einzusehen.

Leipzig, im Januar 1827.

Die Redaktion der Leipziger Jahresblätter.
Bachmann'scher Garten Nr. 1222.

Aufforderung und Bitte.

Indem der Unterzeichnete eine Lebensbeschreibung seines verewigten Vaters, des Philosophen J. G. Fichte, erscheinen zu lassen beabsichtigt: wünscht er derselben eine Sammlung von Briefen beyzufügen, die in charakteristischer Auswahl ein Bild seiner Persönlichkeit und seines Lebens zu entwerfen vermöchten, was lebhafter und ver-

gegenwärtigender oft gerade durch solche Mittheilungen geschieht, als durch jedes sonstige Wort. Viele von solchen Briefen sind in seinen Händen; andere sind schon gelegentlich bekannt gemacht: aber viel fehlt noch an einer vollkommenen Uebersicht, wodurch, nach besonnener Wahl, das Interessante und Lehrreiche mit einiger Vollständigkeit gegeben werden könnte. — Um diesen Zweck zu erreichen, bleibt mir nur die öffentliche Bitte an alle mir bekannten wie unbekannten Freunde des Verewigten, so wie an die Erben und Angehörigen derselben übrig, durch gütige Mittheilung Ihrer Correspondenz mit meinem Vater jenes Unternehmen unterstützen und fördern zu wollen. Das Leben von Männern, die auf ihre Zeit kräftig einwirkten, scheint uns, fast eben so wie ihre Werke, ein geistiges Gemeingut ihres Vaterlandes, wünscht ja doch fast ein Jeder, von natürlichem Interesse getrieben, treu zu erfahren, wie sich ihre Denkart auch in Häuslichkeit, Freundschaft, Rath und That überall bekundete; und so kann auch ihr Leben noch bildend und fördernd werden, wenn sie äußerlich schon lange an uns vorbeygegangen. Und in diesem Betrachte fürchte ich nicht, in jener Aufforderung eine ungeziemende Bitte zu thun, zumal da ich dieselbe zunächst an die Freunde des Verewigten richten darf. — Daß bey der Bekanntmachung der Briefe selbst jede Rücksicht beobachtet werden solle, bedarf wohl nicht besonderer Versicherung, so wie auch die Winke, die in diesem Betreff die verehrten Freunde meines Vaters ihren Mittheilungen vielleicht ausdrücklich beyfügen möchten, gewissenhaft von mir benuzt werden sollen. Ebenso mache ich mich anheischig, die Originalbriefe nach genommener Abschrift auf Verlangen des Mittheilenden wieder zurückzustellen.

Die Art der Einsendung geschieht auf das Leichteste und ohne alle Kosten, wenn das Packet der nächsten größeren Buchhandlung unter der Adresse: an die J. E. von Seidel'sche Kunst- und Buchhandlung zu Sulzbach zur Beförderung mit Buchhändlergelegenheit übergeben wird. Herr Kommerzienrath von Seidel nämlich, der den Verlag des angekündigten Werkes übernommen, will zugleich die große Güte haben, die bey ihm eingehenden Mittheilungen an mich zu befördern.

Eben so hoffe ich keine Fehlbitte zu thun, wenn ich die Herrn Redakteurs vielgelesener Zeitungen und Journale ersuche, dieser Aufforderung zu weiterer Verbreitung, wenigstens nach ihrem Hauptinhalte, in Ihren Blättern einen Platz zu vergönnen. Und schon im Voraus können Sie sich dafür meines herzlichsten Dankes versichert halten!

Zum Schlusse glaube ich noch bey dieser Gelegenheit die Erklärung hinzufügen zu müssen, daß die von vielen Seiten mehrmals in Anregung gekommene Sammlung der Werke meines Vaters bisher durch die jezt bestehenden ungünstigen Verhältnisse des Buchhandels unmöglich geblieben, daß jedoch die im Nachlasse noch befindlichen, ungedruckten Schriften desselben bestimmt erscheinen werden, deren frühere, abgesonderte Bekanntmachung lediglich der Umstand verzögert, daß ich noch immer hoffe, sie in die Reihe der sämmtlichen Werke gehörigen Orts aufnehmen zu können.

Saarbrücken in Rheinpreußen, im Dec. 1826.

Dr. Imanuel Herrmann Fichte,
Gymnasial-Professor.

Herabgesezte Preise zweyer werthvollen Bücher.

P. F. A. Nitsch
Mythologisches Wörterbuch,
für Künstler und Studirende.
Zweyte Auflage von F. G. Klopfer. 2 Bände 100 Bogen stark.
Leipzig 1821 bey Friedrich Fleischer.

Sonst: auf Druckpapier 5⅓ Rthlr., weiß Druckpap. 6 Rthlr., Schreibpap. 6⅔ Rthlr.

Jezt: auf Druckpap. 4 Rthlr., weiß Druckp. 5 Rthlr., Schreibpap. 6 Rthlr.

Adrian Vlacq's
logarithmische Tabellen.
20ste Auflage nach J. J. Ebert, herausgeben von G. Nordmann.
Leipzig 1821 bey Friedrich Fleischer.

Sonst: auf Schreibpapier 1 Rthlr. 10 gGr., extrafein Papier 2 Rthlr.

Jezt: auf Schreibpapier 1 Rthlr., extrafein Papier 1⅓ Rthlr.

Die Ursachen zu dieser Preiserniedrigung, so wie ganz ungewöhnliche Vortheile, welche bey Bestellungen von 6 Exemplaren, gewährt werden, besagt eine ausführliche Anzeige, welche in allen Buchhandlungen zu haben ist.

In unterzeichneter Handlung ist erschienen und durch alle solide Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Der Münster in Straßburg. Gezeichnet und gestochen von L. Schnell, Großh. Hess. Hofkupferstecher.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit Goethe, in der Gluth seiner Begeisterung, das erste treffende, mahnende Wort über den Münster in Straßburg seinen Landsleuten zurief. Der Geist unserer alten Architektur war uns bis dahin unverständlich geblieben, aber die Neigung hat sich nun jenen herrlichen Werken zugewendet, unter denen die Straßburger Kathedrale als eines der außerordentlichen dasteht. Oft wurde der Münster gezeichnet, gestochen und lithographirt, doch nie dem Kenner zu Dank, da es diesen Nachbildungen meist an künstlerischem Werthe fehlte. Herr Schnell, Schüler unsers trefflichen Haldenwang, hat es darum unternommen, den gedachten Münster zu zeichnen und zu stechen, und eine Abbildung zu geben, die eben so neu und vollständig als gefühlt und verstanden ist.

Wir sind nun im Stande, das kunstliebende Publikum in Kenntniß zu setzen, daß diese bereits im Stuttgarter Kunstblatt angezeigte, und von den Freunden der Kunst mit Verlangen erwartete Total-Ansicht des Doms in Straßburg, von dem östlichen Thurme der Thomaskirche aus, so eben an die meisten soliden Kunst- und Buchhandlungen verschickt wird, und durch sämmtliche zu beziehen ist.

Da dies Blatt (16 Zoll breit und 10 Zoll hoch) dem Urtheile der Kenner und Freunde der Kunst vorliegt, so enthalten wir uns billig jeder Anpreisung: es wird den Beweis führen, daß es deren nicht bedarf. Am würdigsten lobt das Werk sich selbst.

Die sehr billig gestellten Preise sind:
Vor der Schrift, auf Chinesisch Papier 16 fl.
Mit der Schrift 6 fl. — Auf Chinesisch Papier 9 fl.

NB. Diese Preise gelten nur eine unbestimmte Zeit und nur für diejenigen Hrn. Käufer, welche sogleich bey Empfang des Blatts die Zahlung leisten.

Bey einer Bestellung von 6 Exemplaren (welche aus den verschiedenen Ausgaben zusammengesezt seyn kann) direkt bey Unterzeichneter, wird ein 7tes gratis gegeben.

Herr Schnell arbeitet an einer zweyten Ansicht des Doms, welcher noch eine dritte folgen soll; über beyde wird seiner Zeit dem Publikum in öffentlichen Blättern berichtet werden.

Heidelberg, im Januar 1827.

Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von Joseph Engelmann.

Für Freunde der engl. Literatur.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der Niederlande sind zu haben:

The poetical works of Walter Scott, complete in one Volume.
Ladenpreis 6 fl. — Ausgabe auf Velinpapier 7 fl. 12 kr.

The works of Lord Byron, complete in one Volume.
9 fl. — Velinpapier 11 fl. 42 kr.

Thomson, seasons et castle of Indolence.
Weiß Druckpapier 1 fl. 21 kr. — Velinpapier 2 fl. 15 kr.

Frankfurt a. M., den 1. Febr. 1827.

Heinr. Ludw. Brönner.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Umrisse aus meinem Skizzenbuche. Erster Theil. 8. 1827. Velinpapier. 2 Rthlr.

Der obige anspruchslose Titel erinnert an das, mit so allgemeinem Beyfall aufgenommene Werk des berühmten Amerikaners Washington Irwing, und der gebildete Leser wird in der leichten und doch lebendigen Behandlung des reichen und verschiedenartigen Stoffes, in den Schilderungen aus nahen und entfernten Kreisen des Welt- und Volkslebens, in den erhabenen und lieblichen Naturgemälden, dieses deutsche Seitenstück, dem vorausgegangenen ausländischen, nicht nachstellen.

Aber ungeachtet der ähnlichen Tendenz ist hier durchaus nicht etwa eine manierirte Nachahmung des Fremden zu erwarten, sondern selbstständige Originalität, Wahrheit, und eine Fülle eigener Beobachtungen und Anschauungen erheben diese Umrisse über die gewöhnliche Unterhaltungs-Lektüre und sprechen das empfängliche Gemüth, wie den Belehrung suchenden Geist, gleichmäßig an.

Die äußere günstige Stellung des Herrn Verfassers, dessen Anonymität wir vorerst zu behaupten uns verpflichteten, seine Theilnahme an entscheidenden Zeitereignissen, seine vielen und bedeutenden Reisen auch durch sonst wenigr bekannte und besprochene Gegenden, verleihen unter anderen seinen Bildern aus Italien und Liefland ein eigenthümliches Interesse, und das Ganze beurkundet eben so sehr den Weltmann als den freymüthigen und warmen Freund der Natur und Kunst, dessen Absicht: die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, die wesentlichsten Grundsätze der Theorie der Kunst und das Charakteristische in mannichfaltigen Naturansichten nach und nach in einem heitern Reiseleben zur Sprache zu bringen, sich noch entschiedner im zweyten Theile darstellen wird, in welchem die Personen des ersten in unerwarteten Verhältnissen erscheinen.

Die Freunde der Tonkunst mache ich auf folgende bey mir erschienene Werke aufmerksam:

Kochs, H. Chr., Versuch einer Anleitung zur Composition, 3 Thle. 1782—93. 3 Thlr. 20 Gr.

Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunst, 2 Thle. 4 Thlr. Der erste Theil enthält: I. Bildnisse, a) J. A. Hiller, b) G. E. Mara, c) A. Romberg. II. Betrachtungen, a) die Fuge, b) Verschiedenheit der Urtheile über Werke der Tonkunst, c) Verschiedenheit der Wirkungen der Musik auf gebildete oder ungebildete Völker, d) Veranlassung zur genauern Prüfung eines musikalischen Glaubensartikels, e) Händels Messias, f) Entstehung der Oper. III. Vermischtes, a) der Componist und der Liebhaber, b) erster Ausflug eines Virtuosen, c) blinde Musiker, d) Schreiben an die Redaktion der Leipziger musikalischen Zeitung.

Der zweyte Theil enthält: I. Bildnisse, a) E. Th. W. Hoffmann, b) E. L. Gerber, c) häusliche Musik: Em. d'Astorga und J. H. Rolle. II. Betrachtungen, a) vom zweckmäßigen Gebrauche der Mittel zur Tonkunst, b) vom Geschmack an Sebastian Bachs Compositionen, c) der Frühlingstag, veralten und nicht veralten, d) ein guter Rath Mozarts. III. Vermischtes: a) der siebenzigste Geburtstag, b) die Unzufriedenheit des Künstlers mit sich selbst, c) Scheller, d) das Verhältniß des Kritikers zum Künstler, e) commentatiuncula in usum Delphini.

Tromlitz, ausführlicher Unterricht, die Flöte zu spielen, 2 Thle. gr. 4. 1r Theil 2 Thlr. 16 Gr. 2r Theil 1 Thlr. 12 Gr.

Der zweyte Theil hat auch den Titel:
Ueber die Flöten mit mehreren Klappen; deren Anwendung und Nutzen, nebst noch einigen andern dahin gehörigen Aufsätzen.

Diese Werke sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1827.

Carl Cnobloch.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek guter alter deutscher Lustspiele, gesammelt und herausgegeben von Panse. 1stes Bändchen. 16. 18 Gr.

Man klagt jezt allgemein über den Mangel an guten Lustspielen. Um diesen Mangel weniger fühlbar zu machen, haben wir diese Sammlung begonnen. Wir wer-

den aus dem Schatz unserer komischen Literatur diejenigen Stücke zur Auswahl stellen, welche entweder auf Bühnen Glück gemacht haben, und noch machen, aber im Buchhandel schwer oder gar nicht zu haben sind, oder die unverdienter Weise vergessen worden und mit der Zeit, trotz ihres innern Werthes, veraltet sind.

Wir hoffen daher, sowohl den Bühnen, als den Lesern, welche sich durch die neuern Productionen in diesem Fache nicht befriedigt fühlen und sich nach würdigen und echt komischen Stücken umsehen, eine Sammlung in die Hände zu geben, womit sie ihr Repertoir bereichern und ihre Stunden gewiß erheitern werden.

Der Herr Legationsrath Panse hat die Durchsicht übernommen, und wird da ändern und umschmelzen, wo er es für unsere Zeit und zur Verstärkung des Komischen für nöthig hält.

Das vorliegende Bändchen enthält:

1) Der Diener zweyer Herren. Lustsp. in 2 Aufz., nach Goldoni von Schröder. Aufs Neue durchgesehn von Panse. 8. 9 Gr.
2) Der politische Kannengießer. Lustspiel in 5 Aufzügen von Holberg. Nach Deinhardstein und Oehlenschläger. Herausgeg. von Panse. 8. 9 Gr.

Leipzig, im Januar 1827.

Weygand'sche Buchhandlung.

Von der wohlfeilen Taschenausgabe von

J. G. Seume's sämmtlichen Werken

in 12 Bänden

sind nun auch Bd. 7 — 12 erschienen, und können in allen Buchhandlungen von den Pränumeranten in Empfang genommen werden.

Leipzig, den 15. Januar 1827.

Joh. Friedr. Hartknoch.

Ergebenst und bedauernd zeige ich hiermit an, daß ich die neulich gemachten Bestellungen auf die vor kurzem erschienenen Althings kleine Erzählungen, die ich in Commission hatte, nicht mehr befriedigen kann, da mir die vorräthigen Exemplare weggenommen sind. — Unbekannt noch ist mir die Veranlassung, so wie ob andere Handlungen, welche obiges Büchlein auch in verschiedenen Blättern anzeigten, noch Exemplare debitiren können.

Ernst Klein in Leipzig.

Um dem Wunsche vieler Geschichtsfreunde zu begegnen, haben wir uns entschlossen:

Galletti's kleine Weltgeschichte, 27 Bände, welche bisher 37 Rthlr. kostete, auf 18 Rthlr. sächs. oder 32 fl. 24 kr. rhein.

für unbestimmte Zeit herabzusetzen.

Wir zweifeln nicht, daß Viele diese Gelegenheit ergreifen werden, sich dieses Werk jetzt anzuschaffen, welches sich durch Klarheit, bündige und unpartheyische Darstellung auszeichnet, und sowohl Lehrern und Lernenden, als auch Jeden, den Geschichte interessirt, als lehrreiche und unterhaltende Lektüre zu empfehlen ist. Bey einzelnen Bänden bleibt der alte Preis.

Gotha, im Oktober 1826.

Ettinger'sche Buchhandlung.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dante Alighieri's

lyrische Gedichte.

Italienisch und deutsch

herausgegeben von

Karl Ludwig Kannegießer.

Gr. 8. 21½ Bogen auf dem feinsten französischen Druckpapier. 2 Thlr. 8 Gr.

Die lyrischen Gedichte des Sängers der „Göttlichen Komödie" erscheinen hier zum erstenmal in einer Verdeutschung, die sich schon dadurch empfehlen möchte, daß der Herausgeber sie unternommen hat, nachdem er sich ein Vierteljahrhundert lang mit dem Dichter beschäftigt, und nach der zweyfachen Bearbeitung seiner Uebersetzung der Komödie seine Kräfte gestählt hatte. Die Theilnahme von Wilhelm von Lüdemann und Karl Witte war auch insofern förderlich, als sie wiederholte und genaue Prüfung der Arbeiten eines Jeden veranlaßte. Von dem Letztern rühren noch außerdem die Aussonderung unechter Gedichte, die Anordnung der übrigen, die neue Bearbeitung des italienischen Textes, Einleitung und Commentar her. Diese Arbeiten, die selbst in Italien ohne Vorgänger sind, verleihen dem Buche auch im Auslande einen bleibenden Werth.

Diese Schrift ist als ein Supplementband zu den Uebersetzungen der „Götlichen Komödie" Dante's von Streckfuß und Kannegießer, mit welcher letztern (2te sehr veränderte Auflage, 1825, drey Theile, mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle und des Paradieses, gr. 8. 60½ Bogen, 6 Thlr.) sie im Aeußern ganz übereinstimmt, zu betrachten.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Folgende Bücher sind von jetzt an durch alle Buchhandlungen für beystehende herabgesetzte Preise zu haben:

Herder, J. G., zerstreute Blätter. 6 Thle. sonst 8 Rthlr. jetzt 2 Rthlr.

Dessen Gott, sonst 1 Rthlr. 8 Gr. jetzt 12 Gr.

Gotha, im Oktober 1826.

Ettinger'sche Buchhandlung.

Bey Tob. Löffler in Mannheim ist so eben folgender allen Leihbibliotheken und Lesegesellschaften vorzüglich zu empfehlende Roman erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Graf Conrad von Worms, oder der Sturm auf dem Rheine. Ritterroman von J. Falckh. 8. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von D. Theodor Hartleben. Januar 1827. Der Jahrg. 9 fl.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Karl André. Januar 1827. Der Jahrg. 16 fl.

Neue allgemeine politische Annalen. Zweyundzwanzigster Band. Drittes Heft.

Inhalt:

England und Europa in Bezug auf Handel und Weltherrschaft. — Bemerkungen über Ostindien, gestützt auf Malcolm's Geschichte von Indien. (Beschluß.) — Die Monarchie Ludwigs XIV. (Beschluß.) — Etwas über Strafanstalten. — Literatur. Du complot contre le Prince Don Miguel. La verité mise en face du mensonge etc. Par Gustave IV., ancien Roi de Suède. Le Cabinet des Tuileries sous le Consulat et sous l'empire. Der Pater Clemens, oder der Jesuit als Beichtvater. Les Jésuites modernes, par l'Abbé Martial Marcet. Die Revolutionen von Süd-Amerika und Meriko, von Dufey; übers. von Rüder. Die Anwendung der Moral auf die Politik, von Droz; übers. von A. v. Blumröder. La Villéliade, et Rome à Paris, Poëmes par Méry et Barthélemy. Uebersicht der in Amerika bestehenden Staaten und Colonien, von Röding. — Miscellen. Ueber das französische Preßgesetz 2c.

Plangemäße Beyträge können an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlagsartikel politischen Inhalts in dem Journale wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, sobald als möglich, an die Verlagshandlung für den Herausgeber der Neuen allgemeinen politischen Annalen zu senden.

Der Preis dieser Annalen ist für 12 Hefte oder 3 Bände von 70 bis 80 Bogen 9 fl.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Dritter Jahrgang. Neunten Bandes erster Heft. Januar 1827. Preis: 12 Hefte 16 fl.

Inhalt:

Neueste Beschlüsse der merika'schen Regierung über einen Handelsweg in der Landenge von Goazacoalco und Tehuantepec, mitgetheilt von Alexander von Humboldt. — Bericht über eine im Jahr 1823 nach der Quelle des St. Peters-Flusses, dem Winnipig- und dem Wälder-See u. s. w. unternommene Reise. Von dem Major Long. Verfaßt von Keating. — Abriß eines allgemeinen Verfahrens, aus einer Reihe astronomischer, mit dem bordaischen Repetitionskreise angestellter Beobachtungen das mittlere Resultat zu ziehen. Von dem Hrn. Puissant.

Geographische Zeitung der Hertha.

Inhalt:

Reisen und neue geographische und statistische Werke.

Parry's Expedition nach Spitzbergen. — Prospektus eines geographischen und statistischen Wörterbuchs von Spanien und Portugal. — Iberische Halbinsel. Beytrag zur Statistik von Spanien. — Handelsverkehr zwischen Portugal und Angola-Benguela. — Oporto's Weinausfuhr im Jahr 1824. — Italien. Notiz über die geodätischen Operationen der französischen Ingenieur-Geographen in Italien. Von Hrn. Arago in Paris. — Großbritannien und Ireland. Notizen über Englands Handel. — Projekt zu einer telegraphischen Verbindung zwischen Liverpool und Manchester. — Statistik des hohen Adels der vereinigten Königreiche Großbritannien und Ireland. — Die topographisch-militärische Vermessung von Ireland. — Deutschland. Vaterlandsliebe der Helgolander, gegründet auf die innere Verfassung. — Historische Preisfrage. — Beytrag zur Bestimmung des Areals mehrerer Provinzen des Königreichs Hannover und einiger andern Landestheile im nordwestlichen Deutschland. — Verhältniß des kalenberger Fußes zum pariser Fuß. — Vergleichung der Ein- und Ausfuhr an landwirthschaftlichen Produkten im preußischen Staat in den Jahren 1822 — 1825.

Zu diesem Hefte gehört:

Reymanns Bild.

Die Unterzeichnete macht hiemit bekannt, daß binnen Kurzem eine Uebersetzung der mit nächstem in Paris erscheinenden:

Organographie végetale par De Candolle,

in ihrem Verlag erscheinen wird. Der Inhalt dieses Werkes: Beschreibung des Baues und der Organe der Gewächse, ihrer Entstehung, Bildung, Form und Ausartung, ist von so hoher Wichtigkeit und wegen der Neuheit und Gründlichkeit der Bearbeitung des rühmlichst bekannten Genfer Botanikers von solchem Werth und Interesse, daß es jedem wissenschaftlichen Botaniker unentbehrlich seyn wird.

Die Uebersetzung, welche Hr. Dr. Meisner, ordentlicher Lehrer der Zoologie und Botanik zu Bern, mit Einverständniß und Mitwirkung Herrn Decandolle's besorgt, wird allen Ansprüchen des deutschen, gelehrten Publikums entsprechen.

Das Werk wird einen Band in Oktav geben, welchem sich 60 Kupfertafeln anreihen.

Stuttgart, im Januar 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Pränumerations-Eröffnung auf eine neue, vollständige Ausgabe von:

LAS
COMEDIAS
DE
D. PEDRO CALDERON
DE LA BARCA,
COTEJADAS CON LAS MEJORES EDICIONES HASTA AHORA PUBLICADAS, CORREGIDAS Y DADAS A LUZ POR
JUAN JORGE KEIL.

EN CUATRO TOMOS, ADORNADOS DE UN RETRATO DEL POETA, GRABADO POR UN DIBUJO ORIGINAL.

Kein Schriftsteller des gesammten Auslandes dürfte noch mit größerem Rechte eine vollständige und kritische Handausgabe seiner Werke zu fordern haben, als Spaniens unsterblicher Calderon, dessen fruchtbarer Genius seinem Vaterlande ein dauerndes Denkmal errichtet, und den unverwelklichsten Kranz des Nationalruhmes gewunden hat. Das übrige civilisirte Europa wetteiferte in der Anerkennung des großen Dichters, und vielfältige Uebertragungen in die Literaturen der meisten Sprachen beurkunden die ausgebreitete Verehrung seiner Muse. Darum so äußerst dringend erscheint das Bedürfniß eines kritisch gereinigten Textes der Calderon'schen Dramen, indem zwey ältere, in Spanien gedruckte, Ausgaben, ungerechnet des theuern Aufwandes, und der sehr großen Schwierigkeit, sich dieselben zu verschaffen, an zahllosen Druckfehlern, Mängeln und Entstellungen leiden, deren Sichtung, mit Hinzuziehung eines sehr umfassenden Apparates der einzeln gedruckten Theaterstücke, so wie der Benutzung vieler, höchst seltener Hülfsquellen, — Zweck und Ziel gegenwärtiger Ausgabe geworden sind. Herr Hofrath Keil hat sich, während seines vieljährigen Umganges mit der spanischen Literatur, in besonderer Vorliebe dem Studium des Calderon gewidmet, und dieser höchst mühsamen Arbeit unterzogen. — Vier starke Imperial-Octav-Bände, jeder von 700 bis 800 Seiten, werden das Ganze umfassen, und nicht weniger als 108 Stücke einschließen, deren letzter spätestens bis Juni 1829, also in zwey und einem halben Jahre, die Presse verlassen soll. Eine Sammlung Noten, welche die Varianten und wichtigsten Sach- und Worterklärungen vereinigend zusammenstellen, so wie eine kritische Literatur Calderons, das Fac-simile seiner Handschrift, und andere Beylagen enthalten wird, erscheint nachträglich in einem Supplement-Hefte, um später dem vierten Bande einverleibt zu werden. — In typographischer Hinsicht erhält diese Ausgabe einen Grad der Vollkommenheit, welcher sie mit den Prachterzeugnissen von London und Paris unbedingt in Einen Rang stellt, und, von Seiten der Oekonomie, unbeschadet der Lesbarkeit einer neuen, für dieses Werk besonders gegossenen, Schrift, welche auf dem feinsten Patent-Velin-Papier sich mit äußerster Schärfe und Schönheit darstellt, alles in dieser Gattung bis jetzt Geleistete überbieten dürfte. Ein ausführlicher Prospektus mit beygefügter Titel- und Text-Probe wird in sämmtlichen Buchhandlungen gratis ertheilt und kann allen Sachverständigen zum Belege dieses, vielleicht anmaßend erscheinenden, Lobspruches dienen. Der erste Band erscheint bestimmt bis Juni des jetzigen Jahres (1827), wird gegen 30 Schauspiele aufnehmen, und, zunächst einer Biographie Calderons, auch dessen Bildniß, nach einer Original-Zeichnung von einem unserer vorzüglichsten Künstler gestochen, als Titelkupfer liefern.

Die Bedingungen der, hiermit eröffneten, Pränumeration sind folgende:

I. Der Pränumerations-Preis für jeden Band beträgt 4 Rthlr. Conv. M. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

II. Diese Baar-Pränumeration von 4 Rthlr. Conv. M. oder 7 fl. 12 kr. rhein., auf den ersten Band, wird von jetzt an in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der benachbarten Staaten acceptirt, und man bittet die Interessenten, dieselbe recht zeitig zu leisten, so wie eine lesbare Anzeige der Namen, Charaktere und Wohnörter in den respectiven Buchhandlungen, Behufs eines Pränumeranten-Verzeichnisses, zu hinterlassen.

III. Bey Empfang des ersten Bandes ist die Pränumeration auf den zweyten zu entrichten, und gleichmäßig bey Ablieferung des 2. und 3. Bandes mit der Vorauszahlung fortzufahren; wogegen nur allein die Verabfolgung des vorhergehenden Bandes geschehen kann. Diese billige Garantie für die Fortsetzung des Werkes ist bey einem so kostspieligen Unternehmen durchaus unerläßlich.

IV. Ein zweyter, erhöheter Pränumerations-Preis von 5 Rthlr. Conv. M. oder 9 fl. rhein. für jeden Band tritt nach bevorstehender Oster-Messe ein, und es ergeben sich also folgende summarische Preisverhältnisse:

A. Erste Pränumeration (mit dem Vorzuge erster Abdrücke des Porträts) für jeden Band 4 Rthlr., beträgt überhaupt: 16 Rthlr.

B. Zweyte Pränumeration für jeden Band 5 Rthlr., beträgt überhaupt: 20 Rthlr.

C. Künftiger Ladenpreis für alle vier Bände: 30 Rthlr.

Von dem wachsenden Interesse, welches neuerdings bey allen gebildeten Nationen für die spanische Sprache, als den Schlüssel zu einer der reichsten Literaturen, und nicht minder als zeitgemäßes Bedürfniß der wichtigsten politischen und merkantilischen Beziehungen des transatlantischen Welttheiles, so äußerst sichtbar ist, darf ich mir auch in Deutschland eine lebhafte Unterstützung dieses, große Aufopferungen erheischenden, Unternehmens versprechen, und hoffe, durch meine zeitherigen Ausgaben englischer und italienischer Klassiker bey dem Publikum nur ein günstiges Vorurtheil für die Leistungen meines Verlages erweckt zu haben. —

Leipzig, Januar 1827.

Ernst Fleischer.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Flora Upsaliensis enumerans plantas circa Upsaliam sponte crescentes. Enchiridion excursionibus studiosorum Upsaliensium accommodatum a Georgio Wah-

lenberg, botanices demonstratore. Cum mappa geographico-botanica regionis. Upsala, 1820. Gr. 8. Auf Druckpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Novum testamentum graecum. Pars prior et posterior. Upsala, 1817. Gr. 8. Auf Druckpapier 1 Thlr.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung.

Das überall rege gewordene Interesse an den Ereignissen der Zeit hat sich in unsern Tagen bis zum allgemeinen Bedürfnisse gesteigert, und fast in allen Theilen der civilisirten Welt hat die Geschichte, diese treue, sichere, Führerin zur Lebensweisheit, den ihr gebührenden Rang eingenommen, so daß jeder, der in sich nicht blos einen nährenden oder zehrenden Bürger seines engen Kreises, sondern ein Mitglied der großen Menschengesellschaft sieht, aus dem Schatz der Geschichte Wahrheit sammeln möchte, die er sonstwo vergebens suchet. — Nur aus diesem Grunde läßt es sich erklären, warum der historische Roman in unseren Tagen so viel Glück gemacht hat. — Und was kann auch gewaltiger an das Herz sprechen, was sicherer zur Lösung der größten Aufgaben anleiten, von denen Wohl und Weh Einzelner und ganzer Gesammtheiten abhängt, als die Geschichte der neuesten Zeit? Hier, wo die größten Wahrheiten und die der Menschheit heiligsten Interessen geprüft, erörtert, verfochten, überwunden und wieder aufgerichtet wurden, hier, wo die gehaltreichen Jahre an unsern Erziehern und uns vorübergingen, die Jahrtausende früherer Zeit aufwiegen, Jahre, in denen durch gewaltigen Kampf zwey Welttheile fast gänzlich umgestaltet wurden, wo Reiche untergingen und Reiche auferstanden, kurz, wo Glück und Recht ein halbes Jahrhundert stritten um den Besitz Europens und Amerika's, und der blutige Sieg lange schwankte, bis die Waage, in welcher das Schicksal der Welt gewägt werden sollte, ihre beyden Schaalen senkte, um beyde Partheyen friedlich auszugleichen — hier schließt sich vor dem Forschenden der Tempel der Wahrheit auf, in dem er Licht findet über alle Verhältnisse des Lebens.

Um die Geschichtskunde allgemein zu verbreiten, ist schon viel geschehen, doch bleibt noch Manches zu thun, das allgemeine Bedürfniß zu befriedigen. Darum haben wir uns entschlossen, unter dem Titel:

Geschichtskunde

von der Regierung Friedrich des Großen bis auf unsere Zeit

ein Werk zu veranstalten, welches die Geschichte von 1740 bis 1830 nach folgendem Plane behandeln soll:

Die Darstellung der besonders europäischen Weltereignisse von dem Regierungsantritt Friedrich des Großen an wird nicht allein eine Erzählung des seitdem Geschehenen enthalten, sondern auch das Wie? und Warum? beantworten. Die Erzählung wird im Allgemeinen in chronologischer Ordnung sich fortbewegen, ohne jedoch die Gegenstände selbst zu zerreißen, d. h. es werden die Begebenheiten erzählt werden, wie sie auf einander gefolgt sind, aber es soll dabey auch nicht vergessen werden, anzugeben, wie die eine die andre erzeugt hat. Man wird dabey Rücksicht nehmen auf die Stellung der verschiedenen Reiche gegen einander, auf die Verhandlungen an den europäischen Höfen und außerhalb derselben, ohne die Darstellung in die engern Gränzen der einzelnen Reiche einzuzwängen. Vielmehr soll jedes Weltereigniß umfassend für sich als ein Ganzes erscheinen, gleichviel, wohin es gewirkt hat und wo es geschlossen erscheint. Hiebey wird man zugleich Rücksicht nehmen auf die Lebensbegebenheiten der wichtigsten Männer.

Da nicht zu läugnen ist, daß die pragmatische Sanktion Kaiser Karls VI. fast alle politischen Veränderungen in Europa und Amerika veranlaßt hat, so wird das Werk mit dieser und mit dem Tode Karls VI. beginnen.

Seine Tendenz ist rein populär. Nicht für den Gelehrten, sondern für das Bedürfniß der Gebildeten wird es berechnet seyn, und von einem weltbürgerlichen Standpunkte ausgehen.

Da wir die Leitung des Ganzen einem Manne anvertraut haben, welcher durch seine literarische Tüchtigkeit im Allgemeinen, und ins Besondere durch seine gründlichen historischen Kenntnisse dem Unternehmen ganz gewachsen ist, so können wir verbürgen, daß die Darstellung, in anziehender Rede und blühender Sprache geschrieben, jeder gerechten Erwartung entsprechen werde, und da die Bearbeitung ganz neu und mit Benutzung der besten Werke geliefert wird, so darf jedem Freunde der Geschichte das Werk willkommen seyn.

Für die äußere Form desselben haben wir die jetzt beliebt gewordene des kleinen Octavs, ähnlich der neuen Ausgabe von Walter Scott's Romanen, gewählt. Von dem März 1827 an soll mit jedem Monate ein Bändchen in diesem Format von 7—8 Bogen erscheinen. Das ganze Werk wird aus ungefähr 48 solcher Bändchen bestehen. Weil wir nun das Bändchen für den äußerst billigen Preis von 15 Kreuzern oder 3½ Groschen ausgeben werden, so haben die resp. Herren Abnehmer den großen Vortheil, daß sie für höchstens 12 Gulden oder 7 Thlr., die Geschichte der neuesten Zeit sich anschaffen können, welche, wie wir sie liefern, an Gründlichkeit, Fülle und Bündigkeit jedes bisher über diesen Gegenstand erschienene Werk, in Absicht auf Gemeinnützigkeit und Ausdehnung, weit hinter sich zurück läßt: Denn abgesehen davon, daß Theils die allgemeinen Geschichtswerke auch die frühere weniger anziehende Zeit umfassen, und andern Theils die speziellen Werke über die neueste Geschichte zu weitläufig für gemeinheitliche Lektüre sind, so würde die Anschaffung der lezteren nicht nur das Zwanzigfache des Betrages kosten, sondern selbst über mehrere Theile der neuesten Geschichte kein solches sich finden.

Jedes Bändchen erscheint in einem geschmackvollen farbigen Umschlage gebunden und mit einem gut lithographirten Brustbild eines ausgezeichneten Mannes versehen.

Alle löblichen Postämter in Deutschland und der Schweiz nehmen Bestellungen darauf an. Dieselben werden gebeten, ihre Anbestellungen an die hiesige Fürstlich Thurn und Taxische Oberpostamts-Zeitungs-Expedition einzusenden, welche die Hauptspedition des Werkchens übernommen hat. Es ist mit derselben die Verabredung getroffen, daß die mit ihr in unmittelbarer Verbindung stehenden Postämter den Jahrgang von 12 Bändchen um den Preis von 3 fl. oder 1 Thlr. 18 Gr. an die Abonnenten erlassen können. Die weiter entlegenen Abonnenten, welche jedes Bändchen durch die Post gleich nach dessen Erscheinen zu erhalten wünschen, werden sich eine kleine verhältnißmäßige Erhöhung dieses Preises gefallen lassen.

Auch in jeder Buchhandlung Deutschlands kann man für den angegebenen Preis darauf subscribiren. Diese wenden sich mit ihren Bestellungen an die

Jäger'sche Buch-, Papier- und Landkarten-Handlung in Frankfurt a. M.,

welche den Hauptdebit übernommen hat.

Bey den Postämtern sind die Zahlungen dafür viertel- oder halbjährlich zu entrichten, bey den Buchhandlungen aber bey Ablieferung eines jeden Bändchens.

Frankfurt a. M., im December 1826.

Heller und Rohm, Buchdrucker und Verleger des Frankfurter Journals.

Bey C. W. Leske in Darmstadt ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Alterthümer von Jonien, herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. 1ste Lieferung. Royal-Folio.

(Das ganze Werk — dessen hoher Kunstwerth schon längst anerkannt ist — wird aus neun Lieferungen bestehen.)

Alterthümer von Attica (the unedits Antiquities of Attica), die architektonischen Ueberreste von Eleusis, Rhamnus, Sunium, Thoricus enthaltend, von der Gesellschaft der Dilettanti zu London herausgegeben. 3te Lief. Royal-Fol.

(Das Ganze wird sechs Lieferungen umfassen.)

Stuart und Revett, Alterthümer zu Athen. 19te und 20ste Lieferung. Royal-Fol.

(Das ganze Werk wird in 28 Lieferungen vollständig gegeben.)

Diese drey Werke, welche mit Inbegriff der gegenwärtig zu London erscheinenden Supplemente zu letzterem Werk, die ebenfalls in meinem Verlage erscheinen werden, einen vollständigen Cyclus der griechischen Alterthümer geben, erscheinen in zwey verschiedenen Ausgaben.

Von der Ausgabe auf Velinpapier kostet jede Lieferung im Subscript. Preis 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl., von der ordin. Ausgabe 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr. Man macht sich bey der Unterzeichnung zur Annahme eines dieser Werke verbindlich und hat eine Lieferung immer voraus zu bezahlen, wogegen demnächst die letzte gratis geliefert wird. Für Nicht-Subscribenten kostet jede Lieferung auf ordin. Papier 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr. Die bessere Ausgabe wird gar nicht vereinzelt. — Jeder Kenner wird zugeben, daß noch niemals mit so viel Sorgfalt und Eleganz der Ausführung ein so wohlfeiler Preis vereinigt war; so wie auch dieß in mehreren kritischen Blättern bereits öffentlich anerkannt ward.

Moller's und Heger's Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude. 2. Heft (die neue kathol. Kirche zu Darmstadt und einen Brunnen enthaltend). Royal-Fol. Velinp. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. (Das erste Heft enthält das neue Opernhaus zu Darmstadt und ist um denselben Preis zu haben.)

Zeitschrift für Physiologie. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Friedr. Tiedemann, G. R. Treviranus und L. C. Treviranus. 2ter Band 2tes Heft, mit 7 Kupfertafeln. gr. 4. geh. 2 Thlr. 20 Gr. oder 5 fl.

Der ganze 2te Band auch unter dem Titel:

Untersuchungen über die Natur des Menschen, der Thiere und der Pflanzen u. s. w. Zweyter Band. 5 Thlr. 16 Gr. oder 10 fl.

(Der erste Band dieses Werks ist noch bis zum Juni 1827 zum herabgesetzten Preis von 4 Thlr. 8 Gr. oder 7 fl. 45 kr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

Zimmermann, D. Ernst, (Großh. Hess. Hofprediger), Predigten in der Hofkirche zu Darmstadt gehalten. 7r Theil. Preis für die Ausg. in gr. 8. 1 Thlr 18 Gr. oder 3 fl. — für die Ausgabe in kl. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 20 kr.

Auch unter dem Titel:

Predigten über die Apostelgeschichte. 3r Theil.

Der Rheinische Bote, ein Volksbüchlein von J. F. Schlez u. A. zum 5tenmale herausgegeb. 4. 3 Gr. oder 12 kr.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Solger's
nachgelassene
Schriften und Briefwechsel.
Herausgegeben
von
Ludwig Tieck
und
Friedrich v. Raumer.
Zwey Bände.

Gr. 8. Zusammen 100¼ Bogen auf Druckpap. 6 Thlr.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Wander-Epigramme von Julius Eberwein. Ein Taschenbuch für Reiselustige. 8. 18 Gr.

„Dem guten Vater Goethe" widmet der junge talentvolle Verfasser, der dem gebildeten Publikum überhaupt bereits durch manchen schätzbaren Beytrag in geachteten Zeitschriften, so wie dem berlinischen insbesondere durch sein mit Beyfall aufgenommenes dramatisches Idyll: „das Osterwasser," bekannt ist, diese Wander-Epigramme. Sie entstanden auf mehreren Ausflügen durch Deutschland und tragen den Hauch der reinen Natur, eine frische, kräftige Lebensanschauung und einen Geist heiteren Humors in sich, der gewiß jedes Gemüth zum Mitgefühl erwärmen, und ihnen den Beyfall und die Anerkennung aller Verehrer und Freunde ächter Poesie erwerben wird. Goethe beehrt den Verfasser schon längst mit seinem väterlichen Wohlwollen und erkannte freudig, vorzüglich in dieser Gabe, sein aufblühendes Talent.

Leipzig, im Januar 1827.

Weygand'sche Buchhandlung.

Nro. 7.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neue allgemeine politische Annalen. Zweyundzwanzigster Band. Viertes Heft.

Polytechnisches Journal,

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft 2c. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrg. 1827. Zweytes Januarheft.

Literarische Anzeige

für

Philologen, Schulvorsteher und Studirende, so wie für jeden Gebildeten.

Eine correcte, elegante, vollständige

und dabey

äußerst wohlfeile

Sammlung

der

classischen Werke

der

Dichter und Prosaiker des Alterthums in der Ursprache

zu besitzen, ist der Wunsch eines jeden, der den Geist der großen Alten kennt, oder sich mit ihm vertraut zu machen sucht. Aber nur Wenigen ist seine Befriedigung ohne einen mehr oder minder lästigen Aufwand vergönnt und selbst diesen nicht in dem Vereine von Vorzügen, welche die Ausgabe der Classiker schmücken sollen, durch deren Ankündigung der Unterzeichnete versichert ist, sowohl dem eigentlichen Gelehrten wie dem gebildeten Geschäftsmanne und dem studirenden Jünglinge eine erfreuliche Mittheilung zu machen. Obgleich mein Plan sämmtliche uns aus dem classischen Alterthume verbliebenen Autoren umfaßt, so bin ich dennoch entschlossen, vor der Hand meine Ausgabe auf die lateinischen zu beschränken, und diese in zwey für sich bestehenden Abtheilungen herauszugeben, um ihre Anschaffung so viel als möglich zu erleichtern. Die erste Abtheilung wird solche römische Schriftsteller in sich begreifen, die in den Schulen eingeführt sind und für die sich überhaupt jeder Freund des classischen Studiums interessirt — und die andere jene Autoren, die fast ausschließlich in das Fach der Philologie im engern Sinne gehören. Zur ersten Reihenfolge, mit welcher ich das Unternehmen beginnen werde, gehören:

Cäsar, Catullus, Cicero, Cornelius Nepos, Curtius, Dionysius Cato, Eutropius, Florus, Horatius, Justinus, Juvenalis, Livius, Lucanus, Lucretius, Martialis, Ovidius, Persius, Phädrus, Plautus, Plinius Cäcilius sec., Pomponius Mela, Propertius, Quinctilianus, Sallustius, L. Annäus Seneca, Suetonius, P. Syrus, Tacitus, Terentius, Tibullus, Valerius Maximus, Virgilius, Vellejus Paterculus.

Zur zweyten: die Uebrigen außer den genannten Autoren.

Die Herausgabe dieser Sammlung hat der im Fache der Philologie rühmlichst bekannte Herr Professor Zell in Freyburg auf die Bitte des Verlegers übernommen. Die Einrichtung derselben wird folgende seyn: Der Text eines jeden Autors wird nach den besten und neuesten Hülfsmitteln gegeben. Dem Texte wird eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung des Schriftstellers und die nöthige Inhaltsanzeige vorausgeschickt. Unter dem Texte sind die bedeutendsten verschiedenen Lesearten mit sorgfältiger Auswahl verzeichnet, wobey die wichtigsten Handschriften und Ausgaben, aus welchen sie geschöpft sind, genannt werden.

Um diese Sammlung auch für weniger Bemittelte, für ärmere Studirende und Schüler zugänglich zu machen, wird dieselbe in Bändchen oder Lieferungen von 12 Bogen in gefälligem Octav (nicht Taschenformat) auf feinem Schweizer-Velinpapier mit typographischer Eleganz gedruckt erscheinen, dennoch aber zu dem mehr als billigen Preise von Vierundzwanzig Kreuzer per Bändchen sauber broschirt abgeliefert werden.

Da dieser äußerst wohlfeile Preis, bey den übrigen Vorzügen der Ausgabe nur bey sehr zahlreicher Theilnahme erreicht werden kann, so richtet der Verleger an alle, denen es Ernst mit der Liebe zur Verbreitung des classischen Studiums ist, und vorzüglich an die Vorsteher von gelehrten Unterrichtsanstalten, an Schuldirectoren und Lehrer der alten Sprachen, die Bitte, sich für dieses Unternehmen thätig zu verwenden, und erklärt sich bereit, Sammlern, die sich unmittelbar an ihn wenden, auf zehn Exemplare ein Freyexemplar zu bewilligen.

Ich verspreche, alle zwey Monate bestimmt drey Bändchen zu liefern, hoffe jedoch, zwey Bändchen in jedem Monate geben zu können. Die Sammlung wird eröffnet durch Cicero de re publica, und die erste Lieferung wird am 1. Juni dieses Jahres ausgegeben; darauf folgt Horatius, dann Phädrus u. s. w. Alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes nehmen Unterzeichnungen an, der Subscriptionstermin gehet mit dem 1. Mai zu Ende.

Man kann auch auf einzelne Autoren zu dem vorher angegebenen billigen Preise subscribiren; ich bitte jedoch die Bestellungen hierauf sogleich zu machen, damit ich bey dem schon jezt beginnenden Drucke die Stärke der

Auflage bey einzelnen Autoren nach den Bestellungen reguliren kann.

Stuttgart, im Januar 1827.

Carl Hoffmann.

Interessante Schrift.

So eben verläßt bey Gebrüder Franckh in Stuttgart die Presse:

Biographie des Herzogs von York von Walter Scott,

nebst einer Beschreibung des Paradebettes und der feyerlichen Beysetzung des Verstorbenen.
Aus dem Englischen.
8. brosch. Preis 45 kr. oder 12 Gr. sächs.

Subscriptions-Anzeige.

D. C. G. D. Stein's, Professors in Berlin, Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mittel-Europa, oder Schilderung der Länder, Völker, Sehenswürdigkeiten, Naturschönheiten u. s. w. In sechs Theilen mit Titelkupfer und 6 neuen Karten in gr. Fol. von Deutschland, Preußen, Oestreich, Süddeutschland, den Niederlanden und der Schweiz von Streit und Leutemann. 8. Französ. Druckvelinpap.

Unter diesem Titel erscheint von der Ostermesse 1827 an (von 4 zu 4 Monaten ein Bändchen von 16 bis 18 Bogen) ein Werk, welches sowohl dem Reisenden ein sicherer Wegweiser, als dem Belehrung und Unterhaltung suchenden Leser eine sehr anziehende Lektüre seyn wird.

Der Subscriptionspreis fürs Ganze ist 4½ Rthlr. sächs. oder 8 fl. 6 kr. rhein. Die einzelnen Theile kosten bedeutend mehr, so wie der, mit Erscheinung des 6ten Bändchens eintretende, Ladenpreis wenigstens 7 Rthlr. seyn wird und muß, da nur eine große Anzahl Subscribenten, die wir uns bey einem so nützlichen Unternehmen versprechen dürfen, einen so wohlfeilen Preis zu stellen möglich macht.

Die Expedition geschieht nach der Folge der Bestellungen, da es billig ist, daß die frühesten Unterzeichner auch die besten Kupferabdrücke erhalten. Eine ausführliche Anzeige hiervon und von Rivinus Atlantis, Journal des Neuesten und Wissenswürdigsten aus Amerika für 1827, ist in allen Buchhandlungen zu haben.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Bey uns ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj. Zweyte Lieferung. gr. 8. In sauberen Umschlag br. 1 Rthlr. 18 gGr.

Die vollkommene Anerkennung, welche bey der, im vorigen Jahre erschienenen, ersten Lieferung serbischer Volkslieder sowohl der ursprüngliche, dichterische Geist, der in ihnen waltet, als auch das Verdienst der so glücklichen Uebertragung ins Deutsche gefunden hat, ist eine erfreuliche Aufforderung zur Herausgabe dieser zweyten Lieferung gewesen. Sie ist eine höchst schätzbare Bereicherung unserer Literatur, die in keiner Büchersammlung wahrer Freunde echter Volks-Poesie fehlen darf.

Renger'sche Verlags-Buchhandlung in Halle.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuer kaufmännischer Briefsteller, oder Anleitung zur kaufmännischen Correspondenz und den damit verbundenen mannichfaltigen schriftlichen Aufsätzen, zum Privat- und Schulgebrauch. 8. 29 Bogen 16 Gr.

Je mehr die Zeit eines jungen Mannes, welcher sich der Handlung widmet, von vielen Seiten in Anspruch genommen wird, desto weniger wird er Muße haben, die Kunst einer guten Correspondenz zu erlernen. Sobald er dann in den Fall kommt, einzusehen, wie wichtig dieser Zweig kaufmännischer Kenntnisse ist, so wird er verlegen, wie er sich in den Besitz desselben setzen soll. Dazu gibt ihm dieses Buch die beste Anleitung. Grammatikalischer und stylistischer Unterricht, Abfassung der verschiedenartigsten Handlungsbriefe, der Wechsel, Obligationen, Quittungen, Verträge, Verzeichniß und Erklärung kaufmännischer Kunstausdrücke u. s. w. Kurz, man braucht nur das Inhaltverzeichniß durchzusehen, um sich zu überzeugen, daß es kein Verhältniß des Kaufmannes geben könne, in welchem man hier nicht den nöthigen Rath erhielte. Dies Buch befriedigt ein Bedürfniß unserer Zeit, und die Verlagshandlung hat durch den ungewöhnlich geringen Preis bewiesen, daß sie bey diesem Unternehmen weniger ihr Interesse als Gemeinnützigkeit beabsichtigt.

Leipzig, im Januar 1827.

Weygand'sche Buchhandlung.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes.
Elfter bis vierzehnter Band.

Geschichte Tom Jones, eines Findlings. Von Henry Fielding. Neu übersetzt durch Wilhelm von Lüdemann. Mit einer Einleitung. 12. 57½ Bogen auf Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Die frühern Lieferungen enthalten: Don Quixote, von Cervantes, übersezt von Soltau (4 Bände, 2 Thlr. 12 Gr.); der Landprediger von Wakefield, von

Goldsmith, übersezt von Oelsnitz (1 Band, 15 Gr.); Gil Blas, von Le Sage (4 Bände, 2 Thlr.); Geschichte des Erzschelms, von Quevedo, übersezt von Keil (1 Band, 12 Gr.), alle bis jezt erschienene 14 Bände kosten daher 8 Thlr. 3 Gr.

Jeder Roman, mit einer biographisch-literarischen Einleitung, ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.

Die nächste Lieferung wird das „Dekameron" von Boccaccio, übersezt von Witte, enthalten und zur Ostermesse 1827 erscheinen.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung.

Das dritte große Kunstblatt von J. Heinrichs in Cöln, welches

die zehn Gebote Gottes

calligraphisch-bildlich darstellt, ist so eben erschienen. Die Größe des Blatts sowohl, welche 2 Fuß 4 Zoll Höhe und 1 Fuß 7 Zoll Breite beträgt, als die außerordentlichen, auf die bildliche Verzierung desselben verwendeten Unkosten verstatteten nicht, den Subscriptionspreis geringer als fünf Thaler zu stellen. Für diesen ist es noch vorläufig bey mir, so wie durch alle Buch- und Kunsthandlungen, zu bekommen.

Obschon sich die beyden früher erschienenen Kunstblätter, welche das „Vater Unser" mit den Texten des evangelischen und katholischen Cultus darstellen, eines so ausgezeichneten Beyfalls erfreut haben, daß die Platten mehrere Male neu gestochen werden mußten, so darf doch versichert werden, daß dies neue Blatt eines noch größeren Beyfalls würdig ist, indem es das Vollkommenste genannt werden kann, was in dieser Art jemals in Deutschland erschienen ist.

Berlin, im Januar 1827.

T. Trautwein.

Anzeige für Journalleser und Lesezirkel.

Von der

Hebe

Zeitung für heitere und ernste Unterhaltung,

sind zwölf Nummern und ein Blatt Momus versandt. Bestellungen auf diese Zeitschrift, welche in wöchentlichen Lieferungen erscheint und ununterbrochen fortgesezt wird, nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen an. Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. (halbjährig 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr. oder vierteljährig 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.)

Leipzig, im Januar 1827.

Magazin für Industrie und Literatur.

Bey Friedrich Hofmeister in Leipzig sind folgende neue Musikalien erschienen:

Blahetka, Leopoldine, Variations brillantes p. Pfte. av. Orch. Oe. 14. 1 Rthlr. 18 Gr.

Dasselbe Werk für das Pianoforte allein 12 Gr.

Fürstenau, A. B., 2me et 3me Fantaisie sur un Thème de l'Oberon de Weber, p. Flûte et Pfte. Oe. 47. 48. à 12 Gr.

Gerke, Elève de Spohr, Quatuor brillant p. 2 Violons, Viola et Vcelle. Oe. 1. 1 Rthlr. 8 Gr.

Giuliani, M., Rondeau la Chasse p. Guitarre. Oe. 109. 8 Gr.

— — Marche variè de 2 Journées p. Guitarre. Oe. 110. 8 Gr.

Herz, M., Variations faciles sur la Gavotte de Vestris p. Pfte. Oe. 28. 10 Gr.

— — Rondo caracteristique p. Pfte. sur la Barcarole de Marie. Oe. 33. 16 Gr.

Hummel, J. N., Notturno Oe. 99. arr. en Harmonie p. 1 Clarinette in F., 3 Clarinettes in B, Piccolo, 2 Cors, 2 Bassons, Trompette et Trombone par J. D. Rose, 1 Rthlr. 4 Gr.

Moscheles, J., Souvenirs d'Irlande, gr. Fantaisie p. Pfte. av. Orch. Oe. 69. 2 Rthlr. 16 Gr.

Dasselbe Werk für Pianoforte allein 1 Rthlr.

Onslow, G., Duo p. Pfte. et Violon. Oe. 31. 1 Rthlr. 18 Gr.

Pieces choisies faciles p. Pfte. extr. des Oeuvres de C. Czerny, Hummel, Kalkbrenner, Moscheles et Ries. Cah. 4. 5. à 12 Gr.

Reissiger, C. G., Gesänge für eine Bass- oder Baritonsstimme mit Pfte. 6te Sammlung. 18 Gr.

Richter, C., 18 Redoutentänze für das Orchestre, 7te Samml. 1 Rthlr. 16 Gr.

Dieselben Tänze für das Pianoforte 16 Gr.

Anzeige.

Der Globus, Zeitschrift der neuesten Erdbeschreibung nebst zugehörigen Landkarten. Herausgegeben von Streit und Cannabich,

ist mit dem zweyten Bande geschlossen. Die noch vorräthigen kompleten Bände sowohl, als die einzelnen Hefte, deren acht einen Band bilden, erlasse ich für die Hälfte des seitherigen Ladenpreises, nämlich das Heft für 8 gGr. pr. Crt. oder 10 sGr. Für die Brauchbarkeit des Werkes bürgen wohl die Namen der Hrn. Verfasser. Der Inhalt dieser beyden Bände umfaßt die neueste Geographie von Oestreich, Preußen, Hannover, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Churfürstenthum Hessen, Großherzogthum Hessen, Weimar und Eisenach, Mecklenburg-Schwerin und Oldenburg, und jedes Heft enthält die dazu nöthige Karte. Die Keysersche Buchhandlung in Erfurt übernimmt die Bestellungen.

Erfurt, den 3. Januar 1827.

J. J. Uckermann, Verleger.

In der neuen Günter'schen Buchhandlung in Glogau und Lissa sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Beil, J. S., Entwurf eines kurzen und faßlichen katechetischen Unterrichts in der Lehre Jesu für Confirmanden, nebst Luthers kleinem Katechismus. 8te nach

dem Tode des Verf. durchgesehene Auflage. 8. 1826. 2 Gr.

Gründler, J., Friedrich der Große, oder die Schlacht bey Cunnersdorf; ein dramat. Charaktergemälde in 5 Akten. 8. 1826. geb. 16 Gr.

Munk, Dr. E. de L. Pompoino Bononiensi atellanarum poeta scripsit fragmentaque collegit. 8. 1826. 12 Gr.

Pflug, L., des Christen Weg zur Seligkeit, oder kurzer Abriß dessen, was wir nach dem Worte Gottes thun und glauben sollen, um Christi wahre Jünger zu seyn und die Seligkeit zu gewinnen. Zum Andenken an den Tag der Confirmation und die erste Abendmahlsfeyer. Nebst vorgedrucktem Confirmationsscheine. 8. 1826. geb. 4 Gr.

Schnabel, J. jun., 6 Lieder für eine Singstimme mit Begl. des Pianoforte 12 Gr.

— — Potpourri aus der Oper Jessonda von Spohr, für Pianoforte und Violine 12 Gr.

— — Variationen über den allbeliebten Sehnsuchtswalzer von Beethoven für das Pianoforte 6 Gr.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften

seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von

Johann Samuel Ersch.

Neue fortgesezte Ausgabe.

Gr. 8. 44 Bogen auf Druckpapier. 3 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, den 15. December 1827.

F. A. Brockhaus.

Bleibtreu, L., die arithmetischen Wunder. Sammlung merkwürdiger Zahlenergebnisse und unterhaltender Aufgaben. 1 Thlr. 16 Gr.

Das Literaturblatt zum Morgenblatt, 1825. Nr. 55, 56, enthält eine sehr ausführliche Beurtheilung. In der Haller allgemeinen Literaturzeitung sagt der Recensent:

„Eine Sammlung arithmetischer Aufgaben mit Auflösung, vorzüglich zur Unterhaltung. Mit einem solchen Werke der Laune darf man über Plan und Vollständigkeit nicht rechten. Mannichfaltiges ist ausgewählt, richtig ist gerechnet, verständlich dargestellt, und bey Sachen der Erfahrung bemerkt, woher die Angaben entlehnt seyen. Die Aufgaben sind meist aus dem Gebiet der Combinationslehre genommen. Zahlenkunststücke, Kartenkünste, Permutationen, Combinationen, dann über Wahrscheinlichkeit und Wahrscheinlichkeitsrechnung, dann wieder Permutationen, Dekadik und Dyadik, Gitterschrift, Geheimschrift und Dechiffrirkunst — ist im Allgemeinen der Inhalt. Am zusammenhängendsten und vollständigsten ist der mittlere Theil, welcher die Wahrscheinlichkeitsrechnung nach ihren Grundbegriffen und gewöhnlichen Anwendungen durchläuft und mit ausführlichen Beyspielen erläutert."

Franz Varrentrapp,
Buchhändler in Frankfurt.

Im Jahre 1825 kamen in meinem Verlage heraus:

Dotz, Joh. Chr., die Moden in den Taufnamen, mit Angabe der Wortbedeutung dieser Namen. 8. brosch. 20 Gr.

und ich berufe mich gern auf die in der Zeit darüber erschienenen Kritiken. Jezt ist es einem Herrn Dr. J. E. G. Schinke eingefallen, ein neues opus unter dem Titel:

Zacharias und Elisabeth,

Wie soll das Kindlein heißen? Oder unsere Taufnamen mit ihrer Bedeutung alphabetisch geordnet. Ein Haus- und Handbüchlein für Familienväter und Prediger. 12. geb. 18 Gr.

im Verlage der wackern Gebauer'schen Buchhandlung in Halle erscheinen zu lassen, der ich öffentlich mein Bedauern zu bezeigen mich veranlaßt fühle, daß sie sich so arg hat anführen lassen. Der würdige Herr Dr. Schinke nämlich, den ich gern Verfasser nennen würde, wenn er es wäre, hat nichts weiter gethan, als das vorgedachte Dotz'sche Werkchen (häufig sogar höchst eilfertig und unwissend) abzuschreiben, die zusammenhängende Dotz'sche Ordnung in die alphabetische umzugießen, (was mittelst des Dotz'schen Registers ein Kinderspiel war) und ein paar seichte Perioden seinem Produkte voranzuschicken. Auf solche Weise ist allerdings das Ganze nicht mehr Nachdruck zu nennen (wenn nämlich in dem Begriffe des Nachdruckes der des diplomatisch genauen ungeändert Lassens mit eingeschlossen ist), bleibt aber immer das gewissenloseste Plagiat, eines erbärmlichen Scriblers, der seinen Verleger ums Honorar betrügt, und, mit fremdem Kalbe pflügend, dem Publikum eine Nase zu drehen sucht, die kein Rechtlicher sich stillschweigend anheften lassen kann.

Zu Nutz und Frommen des Publikums habe ich dem saubern Herrn Doctor hiermit einen gebührenden Pranger bauen und ihn daran stellen wollen, wünsche von Herzen, daß sein Fabrikat sich recht ähnlichen Beyfalls, als ich ihm zolle, erfreuen möge, aber nicht, daß er die Uebertretung des siebenten Gebotes, die bey ihm zum Grundsatz geworden zu seyn scheint, (obschon er als öffentlicher Religionslehrer alles zur Heilighaltung der zehn Gebote wirken sollte) auch auf die vom Dotz'schen Werke zu erwartenden neuen Ausgaben ausdehne, weil es sonst nicht vermieden werden könnte, ihm noch derber auf die Finger zu klopfen.

Endlich bemerke ich, daß ich von heut an den Preis des Dotz'schen Werkchens von 20 Gr. auf 12 Gr. ermäßige, daß demnach Jeder rein 6 Gr. erspart, wer sich zur Auffindung der Namen die Mühe geben will, im Dotz'schen Register nachzuschlagen.

Leipzig, im Februar 1827.

Joh. Ambr. Barth.

Nro. 8.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist unter der Presse:

Historischer Versuch über die Revolution von Paraguay und die Direktorial-Regierung von D. Francia. Ein Abschnitt der Reise nach Paraguay, von J. St. Rengger und M. Longchamp. Mit einer Karte.

Vielseitige Aufforderungen veranlassen uns, die ersten sechs Jahrgänge „des Taschenbuchs der Vorzeit von 1820 bis 1825, herausgegeben von D. K. W. Justi, mit vielen Kupfern und Steindrücken," im Preise bedeutend herabzusetzen, so lange der geringe Vorrath reicht; so daß jezt der einzelne Jahrgang 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. statt früher 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl. kostet. Jede Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz ist in den Stand gesezt, sie zu obigem Preise zu liefern. Die Jahrgänge 1826 und 1827 hingegen behalten ihren alten Preis von 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl. — Die öffentlichen Anerkennungen, welche den Werth dieses Werks überall aussprechen, machen jede Empfehlung überflüssig.

Marburg und Kassel, Februar 1827.

J. C. Krieger und Comp.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Aus
den Memoiren
des Venetianers
Jakob Casanova de Seingalt,
oder sein Leben,
wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb.
Nach dem Originalmanuscripte bearbeitet.
Neunter Band.

8. 32½ Bogen auf feinem berliner Druckpapier. Geheftet 2 Thlr. 12 Gr.

Die ersten acht Bände kosten 20 Thlr. 16 Gr.; der zehnte Band erscheint zur Ostermesse 1827.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Neueste Verlagsbücher von Georg Friedrich Heyers Verlagshandlung in Giessen, welche in allen Buchhandlungen Deutschlands zur Einsicht bereit liegen:

Eigenbrodt, Carl Christ.,
(Großh. Hess. geh. Staatsrath.)
Ueber die
Natur der Bedeabgaben,
in Bezug auf die Frage:
ob die Bedepflichtigen von diesen Lasten unentgeldlich zu befreyen sind. Historisch-rechtliche Erörterung nebst Chrestomathie. gr. 8.
18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Hänle, Christ. H.,
(Professor in Weilburg.)
Sechs Tragödien
von
P. Corneille, J. Racine und Voltaire
für höhere Klassen der Gymnasien bearbeitet. 8.
10 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Hartig, E. Fr.,
(Kurhess. Landforstmeister und Oberforst-Direktor.)
Anweisung
zur Aufstellung und Ausführung
der
jährlichen Forstwirthschaftsplane
nach Maßgabe einer systematischen Forstbetriebs-Einrichtung. Nebst 10 Tabellen. gr. 8.
2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Herr, A.
(Gymnasial-Lehrer in Wetzlar.)
Kurze Anleitung
zur
Botanik,
und vorzüglich zur Kenntniß der wildwachsenden, phanerogamischen Pflanzen Deutschlands, mit besonderer Bezeichnung der Arzney-, Gift- und Forstgewächse. Ein Lehrbuch für Gymnasien, Seminarien und höhere Bürgerschulen, so wie auch zum Selbststudium bearbeitet. 8.
22 gGr. oder 1 fl. 40 kr.

Heyer, D. C.,
(Revierförster und Lehrer am Forstinstitut in Giessen.)
Die Vortheile und das Verfahren
beym
Baumroden.
Mit einer Kupfertafel. 8.
10 gGr. oder 45 kr.

Mackeldey, D. Ferd.,
(Königl. Preuß. Geh. Justizrath und Professor der Rechte zu Bonn ꝛc.)
Lehrbuch
des
heutigen römischen Rechts.
2 Bände. 7te sehr veränderte u. verm. Ausg. gr. 8.
3 Rthlr. 12 gGr. oder 6 fl. 18 kr.

Bekanntmachung.

Die Entreprise des Aachener Theaters kann pro 1827 und für die folgenden Jahre einem soliden Direktor einer guten Schauspieler-Gesellschaft und eines angemessenen Opern-Personals verliehen werden. Die besondere Beziehung Aachens als Curort und Vereinigungs-Punkt vieler Fremden im Sommer macht diese jedem Theater-Unternehmer ungünstige Jahreszeit hier zu einer ergiebigen, während die Bevölkerung der Stadt selbst (sie zählt circa 36,000 Seelen) stark genug ist, um auch im Winter Theater zu unterhalten.

Zu diesem aus der Oertlichkeit entspringenden wesentlichen Vorzuge gesellt sich der erhebliche Vortheil, daß dem künftigen Unternehmer ein neues, geräumiges, mit den bequemsten Einrichtungen hinsichtlich der Maschinerie, Scenerie und Heitzung versehenes Schauspielhaus, und zwar ohne baare Auslage für Miethe, zur Disposition gestellt wird.

Die übrigen nicht minder billigen Bedingungen sind bey der unterzeichneten Theater-Intendanz, an welche sich hierauf reflectirende qualifizirte Unternehmer unter der Adresse der hiesigen Oberbürgermeisterey ohne Zeitverlust in portofreyen Briefen wenden wollen, in Erfahrung zu bringen.

Aachen, den 1. Februar 1827.

Die Theater-Intendanz.

Griechenland und zu den Staatsveränderungen in der Türkey. Aus dem Französ. br. 20 Gr. Leipzig, 1827. Hinrichs.

Die Literaturblätter der Hamburger Börsenhalle sagen hierüber: Hr. v. Pradt, der so viele lichtvolle Werke geschrieben, hat dennoch keins herausgegeben, das zeitgemäßer und wichtiger als das wäre, worauf wir so eben aufmerksam gemacht haben.

Ankündigung
und
Einladung zur Pränumeration.

Geschichte
des
Osmanischen Reichs,
großentheils nach bisher unbenützten Handschriften und Archiven,
durch
Joseph v. Hammer.

In sechs Bänden in gr. 8. mit mehreren Karten.

„Das osmanische Reich, dessen Wiege an dem Ausgange des Mittelalters steht, dessen Jünglings-, Mannes- und Greisenalter die drey Jahrhunderte der neueren Geschichte thaten- und folgenreich füllt, ist ein großes und weltgeschichtlich höchst merkwürdiges Reich, dessen Schicksale nicht nur mit den seiner Nachbarreiche in Asien und Europa enge verflochten sind, sondern auch in die der europäischen und afrikanischen Staaten von der Nordsee bis ins mittelländische Meer, und von Britanniens und Skandinaviens Gestaden bis an die Säulen des Herkules und die Kataracten des Nils wirksam eingreifen."

„Auf den Trümmern des oströmischen Kaiserthums gegründet, hat das osmanische noch heute größeren Umfang als das byzantinische zur Zeit seines höchsten Flors, und wiewohl erst halb so alt als dasselbe, bietet es dem Geschichtschreiber schon die Phasen des aufnehmenden, vollen und abnehmenden Mondes dar. Den drey alten vorderasiatischen Reichen, dem assyrischen, medischen und persischen, stehen in der mittleren und neuern Geschichte Vorderasiens das arabische, mongolische und osmanische an Größe und Macht gegenüber, nur auf sichererm historischen Grunde. Die Geschichte des Chalifats, welche, wie die der mongolischen Kaiser, in Europa noch zu beschreiben ist, hat, wie diese, vor der osmanischen für den Geschichtschreiber den einladenden Vorzug eines geschlossenen Ganzen voraus, aber außer der größeren Ungewißheit durch die größere Entfernung von Zeit und Ort, leidet dieselbe noch an dem Mangel der nöthigen Hülfsmittel und Quellen, welche kaum dem Namen nach bekannt, nirgends vollständig zur Hand sind. Die osmanische Geschichte hingegen erfreut sich des Vortheils nächster Nachbarschaft von Zeit und Ort, des höchsten Interesse unmittelbarer Verbindung der Vergangenheit und der Gegenwart, und des möglichen Vereins aller Quellen; doch standen bisher die Unbekanntschaft mit diesen Quellen, ihre Seltenheit, Theurung, und die Schwierigkeit, sich dieselben zu verschaffen, ihrer Benutzung in Europa entgegen."

Den Herrn Verfasser des anzukündigenden Werkes lohnte ein dreyßigjähriger Fleiß unermüdeter Forschung mit dem Resultate, diese Schwierigkeiten als überwunden betrachten zu können, und sich in Bekanntschaft, und, dem größten Theile nach, selbst im Besitze von zweyhundert türkischen, arabischen und persischen Werken als Quellen oder Hülfsmitteln zur osmanischen Geschichte zu sehen, von denen selbst der große englische Orientalist, Sir William Jones, nur zwölf kannte, und von denen sogar auf keiner der öffentlichen Bibliotheken Constantinopels sich mehr als höchstens ein paar Dutzend Bände beysammen finden. Zum Eigenthümer einer so seltenen, ja, wir können sagen, einzigen Vorrichtung zur Bearbeitung der osmanischen Geschichte, der keine Bibliothek in Europa oder Asien eine gleiche an Vollständigkeit aufzuweisen hat, machten Herrn v. Hammer sein zweymaliger Aufenthalt in Constantinopel, seine Reise durch die Levante, seine seitdem in der osmanischen Hauptstadt, in Bagdad, Haleb und Cairo, zu diesem Zwecke unterhaltene Correspondenz, und in Verbindung damit seine Reisen in Deutschland, England, Frankreich und Italien, wo einem Gelehrten von solchem Rufe und Verdiensten die Bibliotheken von Wien, Berlin und Dresden, von Cambridge und Oxford, die königliche und die des Arsenals zu Paris, die von San Marco zu Venedig, die Ambrosiana zu Mayland, die Laurenziana und Magliabechiana zu Florenz, die des Museo Borbonico zu Neapel, die Vaticana, Barberini und von Maria sopra Minerva zu Rom, und die ungemein reiche Marsigli's zu Bologna, ihre Schätze willig öffneten.

Die Kritik jener Hülfsmittel, die Art ihrer Benutzung, und Vieles auf den Bau dieses Geschichtswerkes sich Beziehende, handelt die Vorrede weitläufig ab, und kann hier keinen Platz finden; wie denn die Achtung für den, in der orientalischen Literatur durch ganz Europa, und von Calcutta bis nach Philadelphia gefeyerten Namen des Verfassers Alles, was einer weiteren Anempfehlung dieses Werkes ähnlich sähe, zu unterdrücken gebietet, und wir uns blos erlauben dürfen, zur Bezeichnung des Geistes, in welchem diese Geschichte geschrieben, seine eigenen Worte aus dem Schlusse der Vorrede anzuführen:

„In der innersten Ueberzeugung des Waltens ewiger Vorsicht und Vergeltung, deren göttlicher Geist über den Wassern der Geschichte geht, ohne daß der Mensch weiß woher und wohin, habe ich die Feder ergriffen ohne Vorliebe und Widerwillen — ohne Liebe für Personen und Völker, für Verfassungen und Religionen, wohl aber mit Liebe für Edles und Gutes, mit Haß gegen Schändliches und Schlechtes; ohne Haß wider Griechen oder Türken, ohne Liebe für Moslimen oder Christen, wohl aber mit Liebe für geregelte Kraft und wohlgeordnete Regierung, für Rechtspflege und Kriegskunst, für öffentliche wohlthätige Anstalten und wissenschaftlichen Flor; mit Haß hingegen wider Empörung und Unterdrückung, oder Grausamkeit und Tyranney, mit treuem Sinn für Wahrheit und mit warmer Liebe für die Geschichte des Ostens, und insbesondere für die osmanische als die eines seit einem halben Jahrtausend in die Weltbegebenheiten des Westens als Mittelgliedes tief eingreifenden mächtigen Reiches, das vormals auf dem Gipfel seiner Macht fürchterlich, heute zwar nicht mehr gefürchtet, aber, in seinem Verfall wie zur Zeit seines höchsten Flors, europäischer Politik großes Augenmerk ist ꝛc. ꝛc."

Der Unterzeichnete, beehrt mit dem Verlage dieses

Werkes, fühlt sich sowohl zu würdiger Ausstattung als zur Sorge für möglichst erleichterte Anschaffung desselben verpflichtet; das erstere wird ohne Zweifel durch reinen und correkten Druck aus der rühmlichst bekannten Officin des Herrn Anton Strauß in Wien, und durch ein dauerhaftes weißes Papier vollkommen erreicht werden.

Die erleichterte Anschaffung kann jedoch nur im Wege der Pränumeration stattfinden, zu welcher der Verleger unter nachfolgenden Bedingungen einladet:

1. Das Werk erscheint in sechs Bänden, jeder 40 bis 45 Bogen stark, und bey dem Eintritt in die Pränumeration verbindet man sich zur Abnahme aller sechs Bände.

2. Der erste Band ist bereits im Druck vollendet, und wird eben zur Ausgabe hergerichtet; diesem Bande wird beyläufig alle sechs bis acht Monate ein weiterer nachfolgen.

3. Jeder Band kostet in der Pränumeration 3 Rthlr. 18 Gr., und man pränumerirt jedesmal auf zwey Bände mit 7 Rthlr. 12 Gr. voraus, so zwar, daß jezt bei dem Eintritt in die Pränumeration für den ersten und zweyten Band 7 Rthlr. 12 Gr., dann bey Empfang des zweyten Bandes ein gleicher Betrag für den dritten und vierten Band, und eben so viel bey Empfang des vierten Bandes auf den fünften und sechsten Band voraus zu erlegen ist.

4. Dieser Pränumerationspreis besteht bis zur Ostermesse 1827, und wird dann keine weitere Verlängerung desselben stattfinden, sondern der Ladenpreis mit 5 Rthlr. für jeden Band eintreten.

5. Zur Befriedigung höherer Wünsche sind auch 50 Exemplare auf Velinpapier abgedruckt worden, wofür der Pränumerationspreis nicht theilweise, sondern auf alle sechs Bände mit 32 Rthlr. voraus zu erlegen ist.

6. Die Namen der resp. Herrn Pränumeranten werden dem zweyten Bande vorgedruckt, und deshalb um deren deutliche Verzeichnung und Charakterangabe gebeten.

Da der erste Band bereits vollendet, und im nächsten Monat von Leipzig aus an alle deutsche Buchhandlungen versandt wird, sich somit alle Liebhaber hiezu von der innern und äußern Gestaltung des Werkes durch eigne Ansicht überzeugen können, so hoffe ich, der billige Preis werde ebenfalls Anerkennung finden, und das dereinstige Verzeichniß der P. T. Pränumeranten werde es bestätigen, daß Deutschland nicht nur einen hochansehnlichen Verein ächter Geschichtsfreunde umfasse, sondern daß ausgezeichnete National-Werke sich auch hier der lebhaften Theilnahme aller Gebildeten erfreuen.

Pesth, den 1. Januar 1827.

C. A. Hartleben.

Klitschers Liederbuch für Schulen. 4te Auflage, neu bearbeitet von D. J. B. Engelmann, 1826. I. 45 kr., II. planirt in Leder Rück und Eck gebunden 57 kr., III. Velinpap. 1 fl. 3 kr., IV. Velinpap. in Englisch-Band 1 fl. 30 kr.

Seit einer langen Reihe von Jahren hat dieses Buch in den angesehensten Lehranstalten Eingang, und so Segen verbreitet. Ich muß daher erfreut seyn, Herrn Dr. Engelmann, dessen Ruf durch frühere literarische Arbeiten begründet ist, für die Herausgabe der neuen Auflage gewonnen zu haben. In der Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer, 1826. 4s Quartal, ist in einer ausführlichen Beurtheilung unter andern gesagt:

„So viel ist dem Recensenten nach genauer Durchsicht klar geworden, daß dieses Liederbuch eben sowohl in seiner Anlage, als in seiner Ausführung, alles Lobes werth ist. Die erste Abtheilung enthält mehr kirchliche und religiöse Schulgesänge, und beachtet mehr ältere Schüler; die zweyte ist im Ganzen mehr für jüngere Schüler und berücksichtigt mehr die Natur, das Leben, die Verhältnisse des Hauses und der Schule; doch machen beyde Theile erst ein vollständiges Ganzes. Wir wünschen dieser trefflichen Liedersammlung guten Eingang in unsere Volksschulen, damit von diesen aus ihr Segen sich über das Leben verbreite, und die Herzen der Menschen immer mehr dem höchsten Gegenstande zugewendet werden."

Um den Lehranstalten die Anschaffung zu erleichtern, werden auf portofreye Einsendung von 8 Rthlr. 8 Gr. sächs. oder 15 fl. — im 24 fl. Fuß, an mich oder Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, 25 Exemplare geliefert.

Franz Varrentrapp,
Buchhändler in Frankfurt.

So eben ist folgende höchst wichtige Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Privatgutachten

über die aufgegebene Frage:

Kann ein deutscher Regent, wenn er römisch-katholisch wird, eine Pflicht oder ein Recht haben, auf eine evangelisch-protestantische Landeskirche unmittelbar und persönlich, als Souverän oder als oberster Bischof zu wirken?

Von D. H. E. G. Paulus.

gr. 8. Geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr. oder 22½ SGr.

Zu erhalten in Stuttgart bey Löfflund und Metzler, in Tübingen bey Laupp und Osiander, in Augsburg bey v. Jenisch und Stage, in Wien bey Heubner.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber das Schreyen der Kinder im Mutterleibe vor dem Risse der Eyhäute.

Ein monographischer Versuch
von
D. Karl Gustav Hesse.

Gr. 8. 7½ Bogen auf Druckpapier. Geh. 12 Gr.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Nro. 9.

Intelligenz-Blatt.

1827.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Tausend und Ein Tag. Morgenländische Erzählungen. Aus dem Persischen, Türkischen und Arabischen nach Petis de la Croix, Galland, Cardonne, Chardis und Cazotte, dem Grafen Caylus und Anderen, übersezt von F. H. v. der Hagen. 1r und 2r Bd. in gr. 16. (Taschenformat) auf feinem Velin-Patentpapier.

Der Pränumerationspreis für diese höchst sauber und geschmackvoll ausgestattete Uebersetzung beträgt für alle 10 Bändchen, so bis zur Michaelismesse bestimmt vollendet werden, nicht mehr als 5 Rthlr., wofür sie bis zur Ostermesse noch in allen Buchhandlungen zu erhalten ist. Druck und Papier gehören zu den saubersten Erzeugnissen unserer Zeit.

Ragoczy'sche Buchhandlung.

Bey uns ist so eben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Beytrag zur Biographie Heinr. Pestalozzis und zur Beurtheilung seiner neuesten Schrift: „Meine Lebensschicksale u. s. f.", nach dessen eigenen Briefen und Schriften bearbeitet, und mit anderweitigen Urkunden belegt, von Eduard Biber. XIV und 342 Seiten in 8. Preis 1 fl. 30 kr.

Unter diesem anspruchslosen Titel erscheint einer der merkwürdigsten Beyträge zur Kulturgeschichte unserer Zeit. Der Verfasser gibt darin dem Publikum die Erstlinge seines Sinnes und seiner Kraft für die höchsten Aufgaben der bürgerlichen Gesellschaft, für Recht, Wahrheit und Sittlichkeit, deren Bewußtseyn sich in derselben mit aller Lebendigkeit eines jugendlichen, durch ihre furchtbare Verletzung empörten Gemüthes ausdrückt. — Er hat unmittelbar aus den Quellen geschöpft. Etliche und vierzig, bisher größtentheils ungedruckte, zum Theil aber berichtigte und ergänzte Original-Urkunden und Aktenstücke verbreiten ein ganz neues Licht über einen Mann und dessen Umgebungen, der zu den außerordentlichsten psychologischen Erscheinungen gehört. Das Publikum wird die in dieser Schrift enthaltenen überraschenden Aufschlüsse mit dem lebhaftesten Interesse aufnehmen und mit uns übereinstimmen, daß sie zum Verständniß von verschiedenen Gesichtspunkten der sämmtlichen Schriften Pestalozzi's, besonders seiner „Lebensschicksale," jedem Leser derselben unentbehrlich seyen.

St. Gallen, den 1. Febr. 1827.

K. Huber und Comp.

Neue Verlagsbücher von Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M.

Ackermann, der, aus Böheim. Gespräch zwischen einem Wittwer und dem Tode. — Erneuet durch Fr. Heinr. von der Hagen. gr. 12. 1824. geh. 12 Gr.

Bleibtreu, L., die arithmetischen Wunder. Sammlung merkwürdiger Zahlenergebnisse und unterhaltende Aufgaben. gr. 12. 1824. 1 Thlr. 16 Gr.

Brentano, D. v., die heilige Schrift des alten Testaments, fortgesezt von Th. A. Dereser. 2ten Theils 1r Bd. Die Bücher Josua, Richter und Samuel. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1826. 2 Thlr. 16 Gr.

— — desselben Werkes 3ten Theils 1r Bd. Die Schriften Salomons. 2te verbess. Aufl. gr. 8. 1825. 2 Thlr. 8 Gr.

Catalogus librorum magnam partem rarissimorum ex omni scientiarum artiumque genere, qui latina, graeca aliisque linguis literatis conscripti, inde ab initiis artis typographicae ad nostra usque tempora in lucem prodierunt et pretiis solito minoribus venales prostant apud Francisc. Varrentrapp librarium Moeno-Francofurtensem. Cum Supplem. I et II. 8 maj. 1821 — 26. geh. 15 Gr.

Forcellini, Aeg., totius latinitatis lexicon. C. append. Ed. II. locuplet. IV. Vol. Fol. Patavii 1805. (Commission.)

Gmelin, L., Handbuch der theoretischen Chemie, 1r Bd. in 2 Abtheilungen. 3te verbesserte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1826. 4 Rthlr. 15 Gr.

Grotefend, G. F., lateinische Grammatik für Schulen, nach Wencks Anlage umgearbeitet. 2 Bde. 4te verb. Aufl. gr. 8. 1823. 24. 1 Thlr. 8 Gr.

— — kleine lateinische Grammatik für Schulen. 2te verm. und verb. Aufl. gr. 8. 1825. 14 Gr.

Klitschers Liederbuch für Schulen. 4te Aufl., neu bearbeitet von J. B. Engelmann 8. 1826. Ordin. Druckpap. 10 Gr., fein Pap. 14 Gr.

Kopp, Ulr. Fr., Palaeographia critica II. Tomi. 4 maj. 1817. cum Fig. (Commission), Vorauszahlung 10 Ducaten.

Kopp, Ulr. Fr., Bilder und Schriften der Vorzeit. 2 Bde. Mit sehr vielen Holzschnitten, illum. und schwarzen Kupfern und Inschriften. gr. 8. 1819 — 21. (Commission), Vorauszahlung 9 Thlr. 12 Gr.

Milberts Reise nach Isle-de-France, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der Insel Teneriffa. Nach dem Franz. frey bearbeitet von J. G. L. Blumhof. Mit einer Karte und 3 Tabellen. gr. 8. 1825. 3 Thlr. 18 Gr.

Nibelungen-Lied. Erneuet und erklärt durch Fr. Heinr. von der Hagen. 2te umgearb. Aufl. gr. 8. 1824. 2 Thlr. 4 Gr.

— — Anmerkungen dazu. gr. 8. Eb. 2 Thlr.

Schlosser, Fr. Chr., Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. 1r Theil bis 3ten Theil 2ten Bandes 2te Hälfte. gr. 8. 1815—24. Ordin. Druckpap. 15 Thlr. 10 Gr., weiß Druckpap. 20 Thlr. 12 Gr.

— — Dessen universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur. 1sten Theils 1ste und 2te Abthl. gr. 8. 1826. Druckpap. 3 Thlr., Schrbp. 4 Thlr. 16 Gr.

Schmidt, G. G., Beschreibung eines neuen Planimeters, wodurch man den Inhalt ebener geradliniger Figuren ohne Rechnung finden kann. Eine Zugabe für die Anfangsgründe der Mathematik. 1r Thl. Mit einer Steintafel. gr. 8. 3 gGr.

Siebold, A. El. v., Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmer-Krankheiten. 1r Bd. und 2ten Bdes 1ste und 2te Abtheil. 2te verb., sehr verm. Aufl. gr. 8. 1821—23. 6 Thlr. 12 Gr.

— — desselben Werkes 2ten Bdes 3te Abthl. zur 1sten und 2ten Aufl. gr. 8. 1826. 3 Thlr. 14 Gr.

— — dessen Versuch einer pathologisch-therapeutischen Darstellung des Kindbettfiebers, nebst Schilderung desjenigen, welches im Februar, März und April 1825 in der Gebäranstalt der Königl. Universität zu Berlin geherrscht hat. gr. 8. 1826. geh. 1 Thlr.

— — dessen Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. 1r bis 5r Bd., jeder zu 3 Stücken, und 6ten Bandes 1s und 2s Stück. Mit Kupfern und Steindr. gr. 8. 1813—26. geh. 21 Thlr. 14 Gr. (Jedes Stück ist auch besonders zu haben).

(Aus diesem Journal sind folgende Abhandlungen einzeln abgedruckt):

Höre, D. G. F., über die äußere und innere Schädelblutgeschwulst neugeborner Kinder, mit beygefügten Beobachtungen über Knochenrisse. Mit 2 Abbild. gr. 8. 1825. 10 Gr.

Meyer, N., Geschichte einer durch den Kaiserschnitt glücklich beendigten Entbindung. Mit Abbild. gr. 8. 1821. 12 Gr.

— — über die Ursache des Erstickungstodes der Kinder in und gleich nach der Geburt. gr. 8. 1823. 5 Gr.

Schenk, J. H., Geschichte einer glücklichen Entbindung durch den Kaiserschnitt. Nebst Bemerkungen über diese Entbindungsweise. gr. 8. 1825. 16 Gr.

Schmitt, W. J., über obstetricische Kunst und Künsteley. gr. 8. 1816. 12 Gr.

— — über das Zurücklassen des Mutterkuchens. gr. 8. 1822. 8 Gr.

Senlen, Ansichten und Beobachtungen über die verschiedenen Ursachen und Wirkungen des Zurückbleibens der Nachgeburt. gr. 8. 1825. 8 Gr.

Siebold, A. El. v., Beschreibung einer vollkommenen Exstirpation der scirrhosen, nicht prolabirten Gebärmutter. Mit Abbild. gr. 8. 1824. 12 Gr.

— — ist es schädlich, das Mittelfleisch bey der Geburt zu unterstützen? gr. 8. 1824. 6 Gr.

— — Beobachtung und Heilung einer merkwürdigen Milchversetzung oder eines Abcesses im Wochenbette. gr. 8. 1825. 4 Gr.

Tabor, A., Beytrag zur rechtlichen Erörterung der Verbindlichkeiten, welche aus dem Eintritte in eine bestehende Handlungs-Firma entspringen, besonders hinsichtlich der schon vor dem Eintritt auf derselben gelastet habenden Schulden. gr. 8. 1826. 3 Gr.

Von Handlungs-Gesellschaften, ihrer Auseinandersetzung, Gesellschafts- und der Gesellschafter Particular-Gläubigern. Nebst einem correkten Abdruck der Frankfurter Wechsel-Ordnung. gr. 8. 1825. 1 Thlr.

Wenck's kleinere lateinische Sprachlehre, oder Grammatik für Schulen. 9te berichtigte Ausgabe. gr. 8. 1823. 10 Gr.

Neue, interessante Schriften.

Bey G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Napoleon,

seinen Zeitgenossen gegenüber.

Aus dem Französischen.

Erster Band.

8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Dies ist die Uebersetzung des kürzlich in Paris erschienenen Werks: „Napoléon devant ses contemporains,“ (für dessen Verfasser Einige Tissot, Andere aber Lucian Bonaparte halten), welches in Frankreich großes Aufsehen erregt hat. Es eignet sich zur Lektüre jedes Gebildeten; besonders darf man es Lesezirkeln mit Recht empfehlen. — Der 2te und lezte Band erscheint binnen vier Wochen.

Elegante, wohlfeile Taschenausgabe.

Leben Napoleon's.

Von Arnault. Aus dem Französischen übersezt von D. F. H. Ungewitter. Erster Theil. Broschirt. Preis 9 Gr. oder 40 kr.

Arnault's klassische Biographie Napoleons steht unübertroffen da, und möchte wohl nicht leicht durch ein späteres Werk in den Hintergrund gedrängt werden; sie ist gleich frey von Partheylichkeit, als von niederer Leidenschaftlichkeit. Für die Güte gegenwärtiger Verdeutschung bürgt schon der Name des rühmlichst bekannten Herrn Uebersetzers.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Lebens Licht und Schatten,

in launigen und ernsten Erzählungen, von Sebaldo. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Unstreitig eine der vorzüglichsten Gaben der schöngeistigen Literatur unserer Zeit. Sie besteht aus eilf Erzählungen, welche durch Interesse der Begebenheiten, treffliche Charakterzeichnung, Kraft und Lebendigkeit der Darstellung sich auszeichnen und wechselnd durch heitere Laune und Humor ergötzen, wie durch wohlthuenden Ernst fesseln.

Leipzig, im Januar 1827.

Weygand'sche Buchhandlung.

Bey Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

Kayser, C. G., Bücherkunde, oder Handbuch aller seit 1750 bis 1823 in den Buchhandel erschie-

nenen Bücher, mit Angabe des Format, der Verleger und Preise, auch einer Vorrede über literarische Waarenkunde von Fr. Aug. Ebert. gr. 8. 2ter Theil L — Z.

Der Pränumerationspreis ist nun nicht mehr gültig und beyde Theile kosten gegenwärtig auf Druckpap. 8 Rthlr., auf Velinpap. 10 Rthlr.

Romane und Schauspiele werden in einem Anhang zur Ostermesse 1827 besonders geliefert, sind aber in obigen Preis nicht mit einbegriffen.

Für Freunde der engl. Literatur.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der Niederlande sind zu haben:

The poetical works of Walter Scott, complete in one Volume.
Ladenpreis 6 fl. — Ausgabe auf Velinpapier 7 fl. 12 kr.

The works of Lord Byron, complete in one Volume.
9 fl. — Velinpapier 11 fl. 42 kr.

Thomson, seasons et castle of Indolence.
Weiß Druckpapier 1 fl. 21 kr. — Velinpapier 2 fl. 15 kr.

Frankfurt a. M., den 1. Febr. 1827.

Heinr. Ludw. Brönner.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Er und Sie.
Ein
Mährchen neuerer Zeit,
von
Alexander Bronikowski.

8. 20½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, den 15. December 1826.

F. A. Brockhaus.

Bey uns ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Anna et pulli. Interprete B. G. Fischer.
Schreibpapier, broschirt, mit 2 Vignetten 1 Rthlr.
Dasselbe auf Velinpapier 1 Rthlr. 6 gGr.

Diese Uebersetzung von Eberhards „Hanchen und die Küchlein" zeugt von der nämlichen, bewunderungswürdigen Gewandtheit im Uebertragen aus dem Deutschen ins Lateinische, wie sie Herr Professor Fischer schon an Voßens Luise und Goethes Hermann und Dorothea bewiesen hat. Sie wird Jünglingen auf Schulen und Universitäten, die sich noch im Lateinischen üben wollen, zum großen Nutzen, und selbst den geübtesten Lateinern zum wahren Vergnügen gereichen, indem das beygedruckte deutsche Original ihnen Vers für Vers zeigt, wie der Meister im Uebersetzen seine Aufgabe, auch wo sie noch so schwierig schien, mit Leichtigkeit zu lösen wußte.

Der Preis ist, nach Verhältniß der äußeren Ausstattung, sehr billig gestellt, indem man hier Original und Uebersetzung nicht theurer, als die gewöhnliche Ausgabe des Originals zu bezahlen braucht. Wer sich mit baarer Zahlung unmittelbar an die Verlagshandlung wendet, erhält auf 6 Exemplare das siebente frey.

Renger'sche Verlags-Buchhandlung in Halle.

Anzeige
einer
rechtmäßigen, wohlfeilen Taschenausgabe
von
Blumauer's sämmtlichen Werken
in 4 Bänden.
Subscriptionspreis 1 Rthlr. Conv. Geld.

Es wäre überflüssig die Werke dieses berühmten und allgemein beliebten Dichters anzupreisen, da sie schon längst in der deutschen klassischen Literatur einen ehrenvollen Platz behaupten: seine travestirte Aeneide und seine Gedichte sind jedem Gebildeten bekannt. Um seine Werke auch jedem Unbemittelten zugänglich zu machen, hat die unterzeichnete Buchhandlung sich zu einer sehr wohlfeilen Taschenausgabe in 4 Bänden entschlossen, welche unfehlbar bis zur nächsten Leipziger Jubilate-Messe in einem anständigen Gewande auf gutem weißen Druckpapier erscheinen wird.

Der erste Band enthält die travestirte Aeneide,
der zweyte und dritte die Gedichte, und
der vierte Band die prosaischen Schriften.

Der Subscriptionspreis für alle 4 Bände ist 1 Rthlr. Conv. Geld und wird bey der Ablieferung der beyden ersten Bände für das Ganze entrichtet. Alle Buchhandlungen nehmen darauf Bestellungen an. Der nachherige Ladenpreis wird bedeutend erhöhet.

Im Januar 1827.

Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preussen.

Bey Eduard Weber in Bonn wird unter der Leitung des Herrn Geheimen Staatsraths Niebuhr eine neue Ausgabe der

SCRIPTORES HISTORIAE BYZANTINAE

erscheinen, auf welches für Philologie und Geschichtsforschung gleich wichtige Unternehmen alle Buchhandlungen zu mäßigen und für das Publikum möglichst bequemen Bedingungen Unterzeichnung (ohne Vorausbezahlung) annehmen, und eine ausführliche Ankündigung vertheilen.

Es wird dasselbe allen Philologen und Geschichtsfreunden angelegentlichst empfohlen und um eine recht zahlreiche gütige Theilnahme gebeten.

Bey demselben Verleger ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rheinisches Museum für Jurisprudenz, Philologie, Geschichte und griechische Philosophie. Herausgegeben von J. C. Hasse, A. Boeckh, B. G. Niebuhr und C. A. Brandis. 1sten Jahrganges 3s Heft.

Inhalt dieses Heftes: Ueber die Negatorienklage, von

Hrn. Professor Puchta in Erlangen. — Von der Lex Cincia, von Hrn. Prof. Hasse. — Mittheilung eines alten römischen Testaments, nebst Anmerkungen von Hrn. Pugge. — G. H. Grauerti ad Marcellini vitam Thucydidis observationes criticae. — Ueber Xenophons Hellenika, von Hrn. Geh. Staatsrath Niebuhr. — Ueber die homerischen Chorizonten, von Hrn. Dr. Grauert. — Loci aliquot tum emendati tum accuratius illustrati in Ciceronis oratione pro Archia, scripsit P. F. Elvenich. Phil. Prof. — Zur Erklärung und Berichtigung ciceronischer Stellen, von Hrn. Geh. Staatsrath Niebuhr. — Ueber die Schicksale der Aristotelischen Bücher, und einige Kriterien ihrer Aechtheit, von Hrn. Prof. Brandis. — Miscellen: Die Sikeler in der Odyssee, von Hrn. Geh. Staatsrath Niebuhr. — Eine Bedenklichkeit über die Bedeutung eines Wortes, von Demselben.

Das 1ste und 2te Heft erschien vor 3 Monaten, das 4te folgt zu Ostern d. J. Preis des Jahrg. von 4 Heften 4 Thlr.

Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von Aug. Wilh. von Schlegel. 2ten Bandes 4s Heft. gr. 8. 21 gGr.

Preis aller bis jetzt erschienenen 8 Hefte oder der ersten beyden Bände 7 Thlr.

So eben wurde an alle Pränumeranten und Subscribenten, so wie an alle solide und thätige Buchhandlungen versandt, das 1ste Bdchen von

Jean Paul.

Das Schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen nebst Leben, Charakteristik und Bildniß.

Ausgewählt, geordnet und dargestellt von Hofrath D. A. Gebauer. Mit einem Vorbericht von Conz.

352 Seiten stark und schon lange fertig. Die andern 5 Bändchen folgen binnen Jahresfrist.

Wer über dieses für den größten Theil des deutschen Volks zeit- und zweckgemäße Unternehmen genügende Auskunft haben will, der lese das Vorwort des in der Literatur und in seinem Wirken so geschätzten und geachteten Hrn. Professor Conz. (Dieser schätzenswerthen Einführung wegen wurde die Ausgabe verzögert; denn aus Eigennutz entsprungene Angriffe konnten dies in den für literarisches Eigenthum so guten sächsischen Gesetzen begründete Unternehmen, um so weniger hindern, als vermeintliche Rechte mit Grund und zwar an den gehörigen Orten bestritten worden sind.)

Pränumerationspreis für alle 6 Bändchen in Taschenformat 2 Rthlr. 12 Gr. franz. Papier 4 Rthlr., in Octav Schreibpap. 4 Rthlr. 12 Gr., auf Velinpapier 6 Rthlr. Subscriptionspreis für jedes Bändchen 12 Gr., 16 Gr., 18 Gr. und 1 Rthlr.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

An alle Freunde der Homöopathie.

Die zweyte vermehrte und verbesserte Auflage aller sechs Bände von

D. S. Hahnemann, reine Arzneymittellehre. gr. 8.

ist nun vollendet und in allen Buchhandlungen, der 1ste und 2te Band jeder für 2 Thlr. 12 Gr., der 3te für 2 Thlr., der 4te für 1 Thlr. 18 Gr., der 5te und 6te Band aber jeder für 1 Thlr. 21 Gr. einzeln zu bekommen.

Um jedoch einem angekündigten Nachdrucke zu begegnen, werden alle 6 Bände statt 12 Thlr. 12 Gr. bis zur Ostermesse d. J. für 9 Thlr. 12 Gr. abgelassen. Bey einzelnen Bänden aber bleiben die Ladenpreise unverändert.

Dresden, im Januar 1827.

Arnold'sche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist so eben erschienen und für 1 Thlr. zu haben:

Alexander und Darius.

Trauerspiel von Fr. von Uechtritz.

Mit einer Vorrede von L. Tieck.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

J. Frank, englisch deutscher Buchhändler in Brüssel, beehrt sich den Freunden der englischen Literatur anzuzeigen, daß er von dem von London auf dem Continente mit Ungeduld zu erwartenden neuen höchst wichtigem Werke:

the life of Napoleon by Sir Walter Scott

gleich bey dessen Erscheinen in London eine sehr elegante Ausgabe in der englischen Original-Sprache auf das schönste satinirte Papier mit ganz neuen Lettern gedruckt, veranstaltet, welche in Hinsicht der schönern äußern Ausstattung und der wirklich typographischen Correktheit (nicht wie dieses auf dem Continente so oft vergeblich versprochen wird) der Original-Ausgabe zur Seite gestellt werden darf.

Von dieser Ausgabe werden Abdrücke zu verschiedenen Preisen gemacht.

1) Auf das schönste satinirte Papier. gr. 8. per Bd. holl. M. 3 fl., circa 1 Rthlr. 16 Gr.

2) Auf das schönste satinirte Papier. gr. 12. per Bd. holl. M. 1½ fl., circa 1 Rthlr.

3) Auf schönes Druckpapier. gr. 12. per Bd. 1¼ fl., circa 20 Gr.

Das Ganze wird in 8 Bänden erscheinen. Für Deutschland werden diese sehr billigen Preise des Transports und der andern Spesen halber aber jedoch um nur einiges Wenige erhöht werden müssen, was aber den Preis im Ganzen nicht um zehn Prozent erhöhen wird.

Alle gute Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Brüssel, im Febr. 1827.

Nro. 10.

Intelligenz = Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Carl André. Februar 1827.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Eilfter Band. Februar 1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber gelehrte Schulen, von Friedrich Thiersch. Zweyter Band. Die hohen Schulen mit besonderer Rücksicht auf die Universität in München. – Erste Abtheilung. Akademische Gesetzgebung und ihr Gewähr in Ingolstadt, Landshut und München. Preis 48 kr.

Inhalt.

1. Unsere Lage. 2. Die Universität und ihre alte Verfassung zu Ingolstadt. 3. Die Reformen ihrer Verfassung unter Ickstatt im Jahre 1746. 4. Die neue Verfassung der Universität zu Ingolstadt vom Jahre 1799. 5. Die Universität in Landshut und ihre Verfassung im Jahr 1804. 6. Die Gesetze von 1814. 7. Vorläufige Bemerkungen über freye und gezwungene Studien auf Universitäten. 8. Schutzrede für den Zwang, und Beleuchtung der durch ihn hervorgerufenen Anstalten.

Zweyte Abtheilung, welche eine Vergleichung und Beurtheilung der Systeme freyer und gezwungener Studien enthält. Preis 48 kr.

Neues Englisches Lesebuch. Eine Sammlung zweckmäßig geordneter und lehrreicher Lesestücke zum Unterrichte in der englischen Sprache. Mit einem Wörterbuch. Herausgegeben von D. W. Th. Hundeiker. 1r Theil 1827.

Auch unter dem Titel:

New English Reading Book. Consisting of a Choice Variety of Selections in Prose and Poetry. Systematically arranged and compiled from the Works of the Most eminent Authors, by Dr. W. Th. Hundeiker. Vol. 1. Prose for the use of youger Classes. gr. 8. 1827. 1 Rthlr. 16 gGr.

Der Verleger übergibt hiemit dem Publikum den ersten Theil eines neuen Englischen Lesebuchs, durch welches, wie er sich schmeichelt, einem von Lehrern und Lernenden längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen ist. Der Herr Herausgeber hat in diesem neuen Lesebuche, nach einer streng methodischen Stufenfolge, eine so anziehende Sammlung von Dialogen, Anekdoten, Erzählungen, Beschreibungen, kleinen Schauspielen u. s. w., welche größtentheils in ähnlichen Sammlungen noch nicht abgedruckt sind, geliefert, daß dasselbe nicht allein zum öffentlichen und Privatunterrichte, für Jünglinge und Jungfrauen, sich eignet, sondern auch als belehrendes Unterhaltungsbuch jedem Freunde der englischen Sprache angenehm seyn wird. Das hinzugefügte vollständige Wörterbuch wird, als Erleichterungsmittel bey dem Gebrauche des Buches, jedem Besitzer desselben angenehm seyn.

Wilhelm Kaiser,
Buchhändler in Bremen.

Subscriptionsanzeige.

Versuch
eines
deutschen ökonomischen
Reallexikons und Idiotikons
oder erklärenden Verzeichnisses aller, im Gebiete der gesammten Landwirthschaft der Acker-, Wiesen-, Garten-, Forst-, Jagd-, Fischerey- und Hauswirthschaft in Deutschland, und den einzelnen deutschen Provinzen und deren Mundarten vorkommenden Kunstwörter oder Ausdrücke, und Benennungen der landwirthschaftlichen Thiere, Pflanzen und Geräthe rc.
insbesondere
von
D. Friedrich Benedict Weber,
Professor in Breslau.
2 Bände, in Lexikon-Format.

Unter diesem Titel erscheint im Verlage des Unterzeichneten ein Werk (von 40 — 50 Bogen), welches eine schon so oft und so sehr gefühlte Lücke in der ökonomischen Literatur ausfüllen soll, die Frucht eines mehr als zwanzigjährigen, fast täglichen fleißigen Sammelns, und mehr als zweyjähriger eigentlicher Bearbeitung. Nicht nur für den Landwirth, sondern auch für jeden Geschäftsmann, besonders für Juristen, Kameralisten und Beamte jeder Gattung wird es vom größten Nutzen seyn, und ihnen alles das verständlich machen, was ihnen in diesem weitumfassenden Gebiete neu und unbekannt ist.

Der Subscriptionspreis, der bis zur Erscheinung des Ganzen, die spätestens zu Ostern 1828 zugesagt werden

kann, offen bleibt, ist auf 3 Rthlr. 12 Gr. festgestellt; der nachherige Ladenpreis dürfte wenigstens um die Hälfte erhöhet werden. Sammler und Subscribenten erhalten, bey unmittelbarer Verhandlung mit dem Verleger das 10te Exemplar gratis.

Der ausführliche Prospectus ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Februar 1827.

Wilh. Engelmann.

Einladung zur Subscription auf die Schule der Frauen oder Schriften zur Belehrung und Bildung des weiblichen Geschlechts von Friedrich Jacobs in 7 Bänden.

Unter diesem Titel erscheinen bey mir bis Michaelis dieses Jahres die sämmtlichen in meinem Verlage vom Herrn Hofrath Jacobs herausgegebenen Schriften in einer neuen durchaus verbesserten und zum Theil vermehrten Ausgabe. Der Inhalt wird folgender seyn:

1r, 2r Band: Rosaliens Nachlaß, 2 Thle.
3r Band: Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau, 3 Bücher.
4r, 5r Band: Odo und Amanda, nebst Anhängen.
6r Band: Die Mitgabe, in 2 Abtheilungen (erweitert und vermehrt) und Trug der Liebe.
7r Band: Die beyden Marien.

Zu Johannis erscheinen die 4 ersten und zu Michaelis die 3 lezten Bände, bis dahin bleibt auch der Subscriptionspreis, welcher für alle 7 Bände 6 Thlr. 16 Gr. beträgt, offen. Nach diesem Termin findet eine bedeutende Erhöhung des Preises statt.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, den 12. Februar 1827.

Carl Cnobloch.

Englische Literatur.

Auf folgendes, unter der Presse befindliche Werk wird in allen Buchhandlungen Subscription angenommen:

The Life and Pontificate of Leo the Tenth, by William Roscoe etc. etc. 4 Vol.

Auf schönes weißes Druckvelin elegant gedruckt und broschirt. Subscriptionspreis bis zur Erscheinung des Werks, 4 kr. oder 1 Gr. per Bogen. Auf gegl. Velin, carton. 5½ Kr. oder 1½ Gr. per Bogen.

Wer zugleich auf

Lingard's, Dr., History of England from the first Invasion by the Romans to the accession of Mary etc. etc.

subscribirt, (Druck, Papier und Subscriptionspreis die Obigen), erhält, auf Verlangen, die bereits erschienenen Werke Roscoes:

The Life of Lorenzo de' Medici, called the magnificent. 3 Voll.

Illustrations, historical and critical, of the Life of Lorenzo de' Medici, with an appendix of original and other documents. With cuts.

um denselben Subscriptionspreis.

Der erste Band von

Johnson's Dictionary of the english language etc. etc.

wovon der ausführliche Prospectus in allen Buchhandlungen zu haben ist, wird bald erscheinen, und bis dahin ist der Subscriptionspreis von 11 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr. für beyde Bände noch offen.

Heidelberg, im Febr. 1827.

Akad. Kunst- und Verlagshandlung von J. Engelmann.

Bey Carl Friedrich Göschen-Beyer in Grimma wird zur Ostermesse 1827 erscheinen:

Eunomia. Darstellung und Fragmente neugriechischer Poesie und Prosa; in Originalen und Uebersetzungen. Für Gelehrte und Nichtgelehrte. Gesammelt von D. Carl Iken in Bremen. Theils aus englischen Werken, theils aus dem Munde geborner Griechen entlehnt. Mit Beyträgen von verschiedenen Gelehrten.

Bey der gegenwärtigen Theilnahme nicht nur für Griechenlands Schicksal, sondern auch selbst für neugriechische Dichtkunst und Kultur, hätte schon längst ein Werk in die deutsche Literatur eingeführt werden sollen, welches über die Poesie der Neugriechen und ihre Bildungsstufe sehr vielen Aufschluß gibt, dessen Inhalt aber bisher in Deutschland noch beynahe ganz unbekannt und fast noch von niemanden benuzt war, nämlich des Engländers Leake's Nachforschungen in Griechenland. Dies ist nun zum Theil in vorliegender deutschen Schrift geschehen; „Leake's researches" (London 1814. 4.) ist zwar nicht vollständig, aber doch großentheils in dem gegenwärtigen Buch verdeutscht und dadurch allen Griechenfreunden zugänglich gemacht. Dies wird hierdurch angezeigt, um etwaige Kollision zu vermeiden. — Außerdem ist aber auch ein großer Theil dieser Schrift aus mündlichen Mittheilungen einiger durchreisenden Griechen entnommen, deren Bekanntschaft der Herausgeber auf ihrer Reise durch Deutschland machte. Die Gedichte sind im griechischen Text und sämmtlich in gereimten Uebersetzungen im Versmaß des Originals abgedruckt, um ein treues Abbild der Urschrift zu geben. Nicht minder beachtungswerth sind die Beyträge von andern Gelehrten, die ebenfalls Umgang mit Griechen und griechischen Werken unterhielten, folglich am besten geeignet sind, um die Lücken in unserer Kenntniß von diesem interessanten Volk nach und nach auszufüllen und zugleich eine Geschichte der neugriechischen Volksbildung, Literatur und Poesie vorzubereiten.

In der Sinner'schen Buchhandlung in Coburg und Leipzig ist so eben erschienen:

Ganguin, J. F., Quatre Drames français par M. M. de Beaumarchais, Bussay, Marsollier et Saurin accompagnés de l'explication allemande des mots et des phrases à l'usage de la jeunesse qui se voue à l'étude de la langue française. 8. 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Ferner ist in Commission:

Creuzberg, H. Ch., der Chemiker als Staatsdiener. Ein patriotischer Beytrag ꝛc. und eine Ergänzung einer Lücke im allgemeinen Polizey-Fach. 8. 6 gGr. sächs. oder 27 kr.

Lehrbuch der mechanischen Naturlehre von F. G. Fischer, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, Professor an der Universität zu Berlin und Ritter ꝛc. 3te Auflage 2 Bände gr. 8. Berlin 18 2/7. Nauck's Buchhandlung 3 Rthlr. Mit einem Motto aus Schiller.

Jedem denkenden, auf Bildung Anspruch machenden Menschen kann wohl nichts näher liegen, als Untersuchungen über die Natur der Dinge, wie denn auch zugleich über sein eigenes Selbst. Denn, da wir alle mitten in der Natur leben, ihre Einflüsse rundum alles umgeben, so greifen auch die Kenntnisse der physikalischen Wissenschaften in alle Verhältnisse des Lebens und der Mensch wird eigentlich nur mit ihnen erst seiner Selbst sich etwas besser bewußt. Sollen aber Untersuchungen über die Natur wesentlich nutzen, und nicht, — wie so leicht es geschehen kann — auf dem Wege hypothetischer Träume zur bloßen Schwärmerey uns verirren, so muß jede Wahrheit ihrer Entdeckungen durch mathematischen Beweis unterstützt werden können, und Thatsache von der bloßen Hypothese sich jedesmal wohl unterscheiden.

Fischers Verdienste bey obigem Buche sind dieser Art, und sie eben zeichnen es von andern ähnlichen Lehrbüchern der Physik wesentlich aus. Auch liegt hierin der Grund, warum es von dem bekannten Naturforscher Biot zu Paris, gleich nach der ersten Auflage seiner Erscheinung 1806, ins Französische übersezt und bey den Lyceen in Frankreich zum Grunde gelegt worden ist. Eben so wurde eine zweyte Uebersetzung ins Polnische und im vergangenen Jahre noch eine dritte ins Schwedische von dem sehr geschickten Physiker Almenroth veranstaltet. Dies von den Ausländern und sogar von den Franzosen anerkannte Verdienst des deutschen Forschers wird die eigenthümliche Brauchbarkeit seines Buchs unsern lieben Landsleuten wohl am besten beweisen.

Außer dem Obigen schrieb Herr Fischer noch 1) ein Rechenbuch für das gemeine Leben, in 2 Theilen, wozu die Mangelhaftigkeit des größten Theils unsrer Rechenbücher ihn antrieb; er sagt hierüber in der Vorrede: „der Verfasser hat gewiß das Urtheil aller einsichtsvollen Schulmänner für sich, wenn er behauptet, daß kaum irgend ein anderer Lehrgegenstand so geeignet sey, den Verstand und das Nachdenken im Knabenalter zu üben, als das Rechnen, wenn es zweckmäßig getrieben wird. Betrachtet man nun aber das Heer unserer Rechenbücher, das man ohne Versündigung eine Sündfluth nennen kann, wie äußerst wenige finden sich darunter, deren Verfasser auch nur eine Ahnung von diesem höchsten Zweck alles Schulunterrichts gehabt hätten. Das Einzige, worauf es alle anlegen, ist mechanische Fertigkeit; nirgend genügende und scharfe Bestimmungen der Begriffe; nirgend gründliche, deutliche, und dem Fassungs-Vermögen des Knaben angemessene Ableitungen der Regeln aus einander und aus den Begriffen! Nirgend ein Bestreben, das noch über das Rechnen hinaus ginge! Und woher sollte auch dieses Bestreben bey Manchen kommen, welche meynen, daß zur Abfassung eines guten Rechenbuches nichts weiter erforderlich sey, als daß man selbst fertig rechnen könne? Gute Schulbücher sind etwas sehr schätzbares, aber ihre Ausarbeitung ist keine leichte Sache." Fischers Bemühungen blieben nicht unerkannt und sein Rechenbuch erfuhr eine dreymalige Auflage in einem Zeitraum von wenigen Jahren.

2) Untersuchungen über die Gesetze der chemischen Verwandtschaften aus dem Französischen des Bertholet mit Anmerkungen und Zusätzen 1802, und arbeitet jezt 3) an der Vollendung seines Lehrbuchs der Elementar-Mathematik zum Gebrauch in den obern Klassen gelehrter Schulen ꝛc. ꝛc., wovon bis jezt 3 Bände erschienen sind, mit Anhängen und Anmerkungen für solche, die über den Schulunterricht hinausgehen wollen. Dies zur Nachricht für diejenigen, welche über die anderweitigen Schriften des Verfassers der mechanischen Naturlehre eine Auskunft wünschen.

Zu kaufen wird gesucht zu Gelegenheits-Preisen.

Boccaccio il Decamerone Christofal Valdurfer 1471 fol.
Golii Lexicon arabico-latinum 1653 fol.
Grammaticae methodus rhitmica Moguntiae fol.
Psalmorum Codex latinus perantiquus. Moguntiae 1457.
Joannis de Janina Summa quae vocatur Catholicon Moguntiae 1460 fol.
Julius Caesar fol. 1473.
Acta sanctorum ed Bollandus. Antverpiae et Tongorlove 53 Vol. et Martyrologium Usuardi 1714, Acta sanct. bollandina, apologeticis libris vendicata.
Biblia polyglotta ed Walton. London 1657. 6 Vol. et Castelli Lexicon. London 1669 seu 1686. 2 Vol. fol.
Livii historiarum libri, curant. Drakenborch 4. 7 Vol. 1738 — 46.
Ciceronis Opera stud. Oliveti 4. 9 Vol. 1740 — 42.
Ovidii Opera Ed. Burmanni 4 Vol. 4. Amst. 1727.
Ihre Glossarium sueo-gothicum. Upsaliae 1769. 2 Vol. fol.
Oratorum graecorum, quae supers monumenta ed Reiske, 13 Vol. 8. 1770.
Corsini Fasti attici 4 Vol. Florentiae 1744 — 61.
Bibel, Mainz 1462 Johann Fust und Peter Schöffer.
— Straßburg 1466 Johann Mentel.
— Ohne Jahr, Ort, Drucker auf 511 Blätter à 57 Zeilen.
— Augsburg ohne Jahr auf 531 Blätter à 58 Zeilen.

Anerbietungen von Büchern von Werth, welche zu veräußern gewünscht werden, erkenne ich mit Dank, indem ich meine Sammlung von kostbaren und seltenen

Werken, worunter sich Vieles aus den frühesten Zeiten der Buchdruckerkunst und Pergament Codices bis zu einem Alter von tausend Jahren befinden, stets zu vermehren trachte. Angenehm sind mir vorzüglich Bücher, welche, vor 1475 gedruckt sind, griechische und römische Klassiker in geachteten Ausgaben. Ich erwarte, daß an keinem Buche etwas fehle, daß selbst kleine Beschädigungen durch Wasserflecke, Einrisse, Schreibereien oder wie sie sonst seyn mögen, mir sorgfältig angegeben werden, und daß der äußerste Preis bemerkt wird, da ich mich in weitläufige Correspondenz nicht einlassen, und noch weniger vorher ein Gebot thun kann.

Zugleich empfehle ich meine Handlung zu geneigten Aufträgen bey literarischen Bedürfnissen, indem ich nicht nur die Bücher besitze, welche in jeder wohl versehenen Buchhandlung zu finden sind, sondern auch durch Uebernahme ganzer Bibliotheken mich in dem Fall befinde, nicht nur neuere, sondern auch kostbare und seltene Werke oft zu wohlfeilen Preisen zu erlassen.

Aufmerksam mache ich bey dieser Gelegenheit auf:

Catalogus librorum magna parte rarissimorum ex omni scientiarum artiumque genere, qui latina, graeca aliisque linguis literatis conscripti, inde ab initiis artis typographicae ad nostra usque tempora in lucem prodierunt et pretiis solito minoribus venales prostant apud Francisc. Varrentrapp librarium Moeno-Francofurtensem. Cum Supplem. I et II. 8 maj. 1821—26. geh. 15 gGr.

Franz Varrentrapp,
Buchhändler in Frankfurt a. M.

In meinem Verlage sind folgende sehr schätzbare Werke erschienen, die durch jede Buchhandlung zu beziehen sind, und auf welche ich Lehrer an Hochschulen, Studirende und jeden Liebhaber der in ihnen behandelten Wissenschaften wiederholend aufmerksam zu machen mir erlaube:

Bartels, Dr. E. D. A., Anfangsgründe der Naturwissenschaft. gr. 8. 1r Bd. 3 Rthlr. 12 Gr. 2r Bd. 2 Rthlr. 20 Gr. complet 6 Rthlr. 8 Gr.

Kunisch, Dr. J. G., Handbuch der deutschen Literatur seit Lessing. 1r Band Prosaiker. 2r Band Dichter. 3ter Band Altdeutsche Literatur. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr. 5 Rthlr. (Bey 10 Exemplaren das 11te gratis.)

Naumann, Dr. C. F., Grundriß der Krystallographie. Mit 3 Kupfert. gr. 8. 2 Rthlr.

Tennemann, W. G., Grundriß der Geschichte der Philosophie. 4te verm. und verb. Auflage, oder 2te Bearbeitung von Amad. Wendt. gr. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

— — Handbuch der Geschichte der Philosophie. 1—11r Theil. gr. 8. 20 Rthlr. 8 Gr.

Tiedemann, Dr., Handbuch der Psychologie zum Gebrauche bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung bestimmt. Herausgegeben von Wachler. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Wachler, Dr. L., Handbuch der Geschichte der Literatur. 2te Umarbeitung. 1r Band Alte Literatur. 2 Rthlr. 14 Gr. 2ter Band. Literatur des Mittelalters. 2 Rthlr. 14 Gr. 3r Bd. Neuere Literatur. 1r Thl. Nationalliteratur. 3 Rthlr. 6 Gr. 4r Band. Neuere Literatur. 2r Theil. Gelehrsamkeit. 3 Rthlr. 6 Gr. complet 11 Rthlr. 16 Gr.

Wachler, Dr. L., Lehrbuch der Geschichte der Literatur zum Gebrauche bey Vorlesungen. gr. 8. (Erscheint zur Ostermesse dieses Jahres.)

Wurzer, Dr. Ferd., Handbuch der populären Chemie zum Gebrauche bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung. 4te umgearb. Auflage gr. 8. 2 Rthlr.

Etwaige Einführung der hier angezeigten Lehrbücher würde ich durch die billigsten Preise, insonderheit bey Abnahme größerer Parthien, zu fördern mir angelegen seyn lassen.

Leipzig, im Februar 1827.

Joh. Ambr. Barth.

Der ausführliche Prospectus, nebst beygedruckter Probe des Textes, einer neuen, vollständigen (108 Schauspiele umfassenden) Original-Ausgabe von:

LAS COMEDIAS
DE
D. PEDRO CALDERON
DE LA BARCA,
en cuatro tomos

welche bey Ernst Fleischer in Leipzig auf Pränumeration erscheint, wird durch alle Buchhandlungen gratis ausgegeben.

J. Frank, englisch deutscher Buchhändler in Brüssel, beehrt sich den Freunden der englischen Literatur anzuzeigen, daß er von dem von London auf dem Continente mit Ungeduld zu erwartenden neuen höchst wichtigem Werke:

the life of Napoleon by Sir Walter Scott

gleich bey dessen Erscheinen in London eine sehr elegante Ausgabe in der englischen Original-Sprache auf das schönste satinirte Papier mit ganz neuen Lettern gedruckt, veranstaltet, welche in Hinsicht der schönern äußern Ausstattung und der wirklich typographischen Correktheit (nicht wie dieses auf dem Continente so oft vergeblich versprochen wird) der Original-Ausgabe zur Seite gestellt werden darf.

Von dieser Ausgabe werden Abdrücke zu verschiedenen Preisen gemacht.

1) Auf das schönste satinirte Papier. gr. 8. per Bd. holl. W. 3 fl., circa 1 Rthlr. 16 Gr.

2) Auf das schönste satinirte Papier. gr. 12. per Bd. holl. W. 1½ fl., circa 1 Rthlr.

3) Auf schönes Druckpapier. gr. 12. per Bd. 1¼ fl., circa 20 Gr.

Das Ganze wird in 8 Bänden erscheinen. Für Deutschland werden diese sehr billigen Preise des Transports und der andern Spesen halber aber jedoch um nur einiges Wenige erhöht werden müssen, was aber den Preis im Ganzen nicht um zehn Prozent erhöhen wird.

Alle gute Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Brüssel, im Febr. 1827.

Bey Wilhelm Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Frohberg, Reg., der Liebe Kämpfe. Ein Roman in 2 Theilen. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Nro. 11.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neue allgemeine politische Annalen. Dreyundzwanzigster Band. Zweytes Heft.

Polytechnisches Journal,

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrg. 1827. Erstes und zweytes Märzheft.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweiter Jahrgang. Siebenten Bandes dritter Heft. Des dritten Heftes erste Abtheilung.

Inhalt:

Ueber die Provinz Antioquia und die neuentdeckte Lagerstätte der Platina auf Gängen, von Alexander von Humboldt. — 1. A statistical account of the british settlements in Australasia, including the colonies of New South Wales and Van Diemens Land. By W. C. Wentworth, Esq. a native of New South Wales. Third Edition. 2 vols. London 1824. — 2. An account of the colony of Van Diemens Land, principally designed for the use of emigrants. By Edward Curr. London 1820. — Geographical memoirs on New South Wales, by various hands. Edited by Barron Field, Esq. T. L. S. etc. London 1825. — Bemerkungen über Jamaika. Aus dem Berichte des Missionars Joh. Heinr. Ludw. Stobwasser. — Barometerbestimmung der Höhe von Freiberg, nebst einigen Barometer-Beobachtungen auf einer Reise in Sachsen, vom 24sten April bis 12ten Juli 1825. Von dem Hrn. Heinr. v. Dechen.

Des dritten Heftes zweyte Abtheilung.

Geographische Zeitung der Hertha.

Inhalt:

Deutschland, österreichische und preußische Monarchie. Bestimmung der absoluten Höhe von Rinteln. Von dem Hrn. Dr. Garthe. — Theilung der Besitzungen des Hauses Sachsen-Gotha. — Schweden, Norwegen, Dänemark. Skandinavien's Areal und Volksmenge im Jahr 1825. Von Karl von Forsell. — Geographische Lage von Karlskrona, Bellevue, und Nyköping. — Nagra Underrättelser hörande till Kartan etc. — Einige Erläuterungen betreffend die Karte von den südlichen Theilen von Schweden und Norwegen, oder Skandinavien; in acht Blättern, herausgegeben in Stockholm, 1826. Von Karl von Forsell. Uebersetzt von dem Hrn. Prof. Dr. Heinrich Steffens. — Afrika. Expeditionen zur Untersuchung der Küsten von Afrika, südwärts des Gleichers. — Amerika. Notiz in Betreff der geographischen Ortspositionen an den amerikanischen Küsten des großen Ozeans, bestimmt durch den engländischen Schiffskapitän Basil Hall. — Höhenmessungen auf dem Plateau von Mejiko. Von Hrn. J. Burkart, Chef des Bergwesens der Bergwerks-Kompagnie von Tlalpujahua. — Ozeanische Verbindung durch den See von Nikaragua (in Guatemala). Bibliographische Nachrichten.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neues Komplimentirbuch

oder Anweisung

in Gesellschaften und in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens höflich und angemessen zu reden, nebst einem Anhange, welcher die nöthigsten Anstandsregeln enthält:

Quedlinburg und Leipzig im Verlage der Ernst'schen Buchhandlung 8. in saubern Umschlag. Preis 12½ ſGr. oder 10 Gr. Court.

Dieses nützliche Hand- und Hülfsbuch für junge und ältere Personen enthält auch Wünsche und Anreden bey Geburten, Kindtaufen und Gevatterschaften; bey Neujahrs-, Geburts- und Hochzeitstagen; ferner Heiraths-Anträgen, Condolenzen; Einladungen, Anreden beym Tanze und in Gesellschaften nebst vielen andern Komplimenten und den darauf passenden Antworten.

Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stollberg und Schiller. Erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von F. W. V. Schmidt. 8. Berlin, Nauks Buchhandlung.

Der Herausgeber hat sich durch seine sachgemäßen Erläuterungen und lehrreichen historischen Bemerkungen gerechte Ansprüche auf den Dank aller erworben, welchen jene Balladen und Romanzen seit Jahren lieb geworden, und denen nun durch seine Bemühungen ein tieferes Verständniß eröffnet ist, wobey die reiche Belesenheit des Herrn Schmidt im ganzen Felde romantischer Poesie sehr angenehm sich ausspricht.

Herr Professor Schmidt hielt nämlich früher schon öffentliche Vorträge über diese Dichtungen in den Hörsälen der Universität zu Berlin, und das allgemeine Interesse der Versammlung an diesen Vorträgen bestimmt ihn, die Herausgabe derselben für das größere Publikum zu bearbeiten.

Den zahlreichen Freunden jener drey großen vaterländischen Dichter wird daher die Zusammen-Erscheinung ihrer Romanzen mit den Erläuterungen des Hrn. Prof. Schmidt gewiß nicht minder willkommen seyn. Mit gesteigertem Interesse werden sie dieselben aufs neue sich wiederholen, und, bey jeder Romanze auf das angenehmste historisch belehrt, mit Zufriedenheit das Buch aus der Hand legen können. Druck und Papier sind ganz dem Inhalte gemäß — einfach schön und dabey sehr wohlthätig einladend fürs Auge. Die Preise sind für ein Exemplar auf Velinpap. geb. 1 Rthlr. 20 Gr., auf englisches Schrbpdrck cartonn. 1 Rthlr. 12 Gr., auf weiß Drckp. roh. 1 Rthlr.

Für meinen Verlag befinden sich unter der Presse:

The Works
of
Kit Marlowe.
Complete in one Volume. Roy. 8.

Leipzig, März 1827.

Ernst Fleischer.

Einladung zur Subscription ohne Vorausbezahlung.

An alle Buchhandlungen Deutschlands und der Nachbarstaaten ist versandt:

Damen-Bibliothek, aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens, einheimischen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet. Herausgegeben von Hofrath A. Schreiber. 1r Bd. (Das 2te Bändchen erscheint Ende dieses Monats und die folgenden eben so schnell.)

Aeußerst billiger Subscriptionspreis bey Unterzeichnung auf die erste Reihe von 16 Bändchen, jedes zu 12 Bogen gr. 8., auf feines weißes Druckvelin, mit Kupfern, elegant gedruckt und in schönem Umschlage broschirt, per Band 36 kr. oder 9 Gr.

Der Subscriptionstermin bleibt bis Ende Juni d. J. offen. Der nachherige Ladenpreis wird bedeutend höher seyn.

Inhalt des ersten Bändchens:

1. Ehret die Frauen! von A. Schreiber. 2. Yu-Kiao-Li, oder die beyden Muhmen, Roman aus dem Chinesischen von A. Remusat, übersezt von C. Geib. 3. Der Andreas-Abend, Erzählung von A. Schreiber. 4. Räthsel. 5. Glanz ohne Frieden, Roman, nach dem Englischen umgearbeitet von Carol. Stille. 6. Der Jüngling und das Hirtenmädchen, von A. Schreiber. 7. Der Tod des Marquis von Posa.

Der ausführliche Prospektus ist in allen Buchhandlungen zu haben. Bey direkter Bestellung das 7te Exemplar gratis.

Heidelberg, im März 1827.

Akad. Kunst- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

Anzeige des zweyten, nach den eingelaufenen Mittheilungen berichtigten Plattenabdrucks der Preisausgabe des Homer.

Es ist bekanntlich für die Korrektheit dieser Ausgabe eine in ihrer Art fast einzige Anstrengung aufgeboten worden. Ein ganzes Jahr lang — vom 1. März 1825 bis zum 1. März 1826 — hat eine Preisstellung von Einem Ducaten für jeden, auch den geringsten darin befindlichen Druckfehler Allen, die sich um das Werk verdient machen wollten, offen gestanden; und durch die eifrige Zusammenwirkung einer großen Anzahl Gelehrter des In- und Auslandes sind selbst die verborgensten Druckfehler, z. B. solche, die sich noch aus den Ausgaben von Wolf herschreiben, entdeckt worden. Hiernach sind die Stereotypenplatten durchgängig berichtigt worden, und so ist mit Grund anzunehmen, daß in diesem neuen Abdrucke auch nicht Ein Druckfehler, weder in Buchstaben, noch in Accenten, Spiritus und Interpunktionen mehr vorhanden ist. Bey aller dieser aufgewandten Mühe und bey dem vorzüglichen Aeußern ist der Preis dieser Ausgabe nicht höher als der der gewöhnlichen Ausgaben. Es kostet nämlich Homeri carmina secundum recensionem Wolfii, cum praefatione Godofredi Hermanni, mense Aug. 1826, vollständig in 2 Bänden 2 Thlr., auf Schreibp. 2 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Januar 1827.

Karl Tauchnitz.

Im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau sind nun zum vollständigen Unterricht in der französischen Sprache folgende drey, wohl empfehlenswerthe Bücher erschienen:

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik. 4te von C. von Orell verm. Ausg. 54 kr. oder 14 Gr.

— — neues französisches Lese- und Uebersetzungsbuch. Eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben zur Uebung im Lesen und Sprechen, vervollständigt von C. v. Orell. 45 kr. od. 12 Gr.

Nouveau Dictionnaire français-allemand; oder deutsch-französisches Schulwörterbuch. Beide Sprachen in 2 Abtheilungen und nur in einem Band. 1 fl. 36 kr. oder 22 Gr.

Es kosten demnach diese drey Lehrbücher zusammen nur 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr.; ein für die gesammte Schuljugend, und besonders in heutiger Zeit, gewiß äußerst billiger und wohlfeiler Preis; dabey haben diese drey Lehrbücher gleiches Format, starkes, festes Papier, und deutlichen, saubern und korrekten Druck, und sind somit in jeder Hinsicht empfehlenswerth.

Confirmanden-Geschenk.

Durch alle Buchhandlungen ist sauber gebunden für 1 Rthlr. zu erhalten:

M. F. Schmaltz,
Pastor in Dresden,
Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen nach ihrem feyerlichen Eintritte in die Mitte reiferer Christen.

Zwepte Auflage mit Kupfer, Leipzig 1826, bey Friedrich Fleischer.

Diese so herzlichen und gefühlvollen Worte des geachteten Verfassers bedürfen wohl keine Empfehlung, da die Stimme des Publikums bereits zu günstig geurtheilt hat.

Zweyte
Einladung zur Subscription
auf die
Pracht-Ausgabe
des
Vater Unsers
für Christen höherer Bildung und Stände.

Unsere erste Einladung zur Subscription auf das oben genannte Prachtwerk hat vielseitig bethätigte Theilnahme und huldvolle Unterstützung selbst in den ersten Königshäusern Deutschlands gefunden. Um indessen theils den mehrseitig ausgesprochenen Wünschen um Verlängerung des Subscriptions-Termins zu entsprechen, theils aber auch die unterzeichnete Verlagshandlung, in ihrem Unternehmen ein vorzügliches Denkmal typographischer Kunst der Deutschen aufzustellen, vollkommen zu sichern, wird der Subscriptions-Termin

bis Ende April d. J.

verlängert. Der Subscriptionstermin von 2 Rthlr. geht nach beendigtem Drucke in den Ladenpreis von 3 Rthlr. baar über.

Die resp. Subscribenten, deren Namen dem Werke vorgedruckt werden sollen, werden dieselben recht bald und deutlich geschrieben einzusenden höflichst gebeten.

(Sammler erhalten auf 5 Exempl. das 6te gratis.)

Leipzig, den 1. März 1827.

Ch. G. Kayser's Buchhandlung.

Literarische Nachricht.

Von dem höchst interessanten und bald in Paris ausgegebenen Werke:

Manuscrit de 1812
par le Baron de Fain
(Napoleons Cabinets-Secretär)

ist der erste Theil einer deutschen Ausgabe schon im Ausdrucken und wird in diesen Tagen an alle Buchhandlungen versandt. Der zweyte Theil ist schon im Druck, so wie eine französische Ausgabe. Durch contraktliche Vereinigung mit dem Pariser Verleger habe ich allein das Verlagsrecht für alle Länder des deutschen Buchhandels für beyde Ausgaben erworben.

Leipzig, den 15. März 1827.

Ernst Klein.

Bey uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Weissers, Fr., ernste, fröhliche und scherzende Muse. Auswahl der lezten Hand. 2 Thle. 8. brosch. Preis 3 Rthlr. 12 gGr. Velinpapier 4 Rthlr.

In einer Sammlung der besseren deutschen Dichter dürfen auch Weissers Gedichte nicht fehlen. Sie enthalten vorzüglich einen reichen Schatz an heiterer Laune und sarkastischem Witze, woran unsere poetische Literatur eben nicht reich ist; und diese Auswahl wird daher nicht nur den ältern Freunden der Muse des Verfassers sehr willkommen seyn, sondern ihm gewiß auch viele neue Freunde erwerben.

Renger'sche Verlags-Buchhandlung in Halle.

So eben erschien in unserm Verlage und wurde an sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Der hinkende Teufel zu Berlin,
herausgegeben von
Freyherrn v. Biedenfeld.
Erstes Heft 15 sGr. oder ½ Thlr.

Inhalt: Ein Blick auf das neue Thor und auf den Leipziger Platz. — Stadtanlage. — Straßenordnung. — Droschken. — Venus Vulgivaga. — Brückenordnung. — Singknaben. — Holzverkleinerungs-Anstalten. — Theater. — Das Hoftheater. — Das Königstädtische Theater.

Die Buch- und Musikhandlung von
Cosmar und Krause,
in Berlin.

Früher ist bey uns erschienen:

Der Schatten im Theater, oder: Das Theater im Schatten; ein lustiges Trauerspielchen für die Mitwelt, von **Wilhelm John.** geh. Preis: 8 gGr. oder 10 sGr.

Cosmar und Krause.

Der Protestant.

Zeitschrift für evangelisches Christenthum, zur Erbauung und geschichtlichen Belehrung Gebildeter. Im Verein mit mehreren evang. prot. Gottesgelehrten, herausgegeben von D. G. Friederich. Erster Band, 1stes bis 3tes Heft. gr. 8. geh. 1 Thlr. 16 gGr. oder 2 fl. 48 kr.

Inhalt des ersten Heftes: Vorwort und Anzeige. — Wo ist das wahre Christenthum zu finden? Ein

religiöser Vortrag von Dr. und Hofprediger E. Zimmermann. — Grundsätze, nach denen für die vereinigte evang. prot. Kirche ein Volkslehrbuch bearbeitet werden soll. Mit Wünschen und Bemerkungen von einem Verehrer der biblisch-christlichen Religion. — Tagesgeschichte der neuesten kirchlichen Ereignisse. — Andeutungen aus dem Reiche des Höheren, vom Grafen von Benzel-Sternau. — Literatur: a) Gallerie der merkwürdigsten neuen Schriften, welche Beziehung auf die evang. prot. Kirche haben; b) Kurze Beurtheilungen gehaltreicher Religionsschriften, von Katholiken verfaßt und herausgegeben. — Miscellen.

Das zweyte Heft wird Beyträge vom Grafen von Benzel-Sternau, Superintendent Dr. Marezoll, Pfarrer März, Geh. Kirchenrath und Professor Dr. Paulus, Professor Dr. de Wette, u. a. m. enthalten, und bald nachfolgen.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen hierauf Bestellungen an.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Vierzig vorzüglich wirksame Mittel
zur Vertreibung und Vertilgung
der Ratten, Mäuse, Kornwürmer, Schaben, Wanzen, Motten, Kohl- und Baum-Raupen, Erdflöhe, Ohrwürmer, Ameisen und noch andere die Pflanzen zerstörende Insekten, zum Nutzen für Jedermann. Preis 7½ gGr. oder 6 Gr. Cour.

Die Kunst seine Gesundheit zu erhalten, und wieder herzustellen, die Schönheit zu vervollkommnen und ein hohes Alter zu erreichen. Nebst einem Anhange geprüfter Mittel gegen die gewöhnlichen Krankheiten im menschlichen Leben. 8. brosch. Preis 8 Gr.

Anzeige,
die bey Gerhard Fleischer in Leipzig erscheinende
Kupfersammlung
zu Goethe's Werken
(Taschenausgabe und Ausgabe in gr. Oktav)
betreffend.

Von dieser Ausgabe, wovon die erste Lieferung, aus 5 Blättern bestehend, Anfangs nächsten Monats bestimmt erscheinen wird, sind an jede Buchhandlung 2 Probeblätter versandt worden, um den Herren Pränumeranten zu zeigen, was von dieser Kupfersammlung zu erwarten ist.

Der Preis einer jeden Lieferung in 5 Blättern wird für die Taschenausgabe 8 Gr. und für die Ausgabe in groß Oktav 10 Gr. seyn.

Zugleich mache ich nochmals auf die in meinem Verlage erscheinende Ausgabe der Oeuvres complètes de Florian en 8 volumes, aufmerksam; die ersten 6 Bände sind bereits erschienen, und die 2 letzten erscheinen bestimmt zu Ostern dieses Jahres. Um den Wünschen des Publikums zu entsprechen, bleibt der Pränumerationspreis von 5 Thlr. — Preuß. Courant, oder 9 Gulden Rhein., noch bis Ende Juni offen; nach dieser Zeit tritt der Ladenpreis ein, welcher 8 Thlr. — oder 14 fl. 24 kr. Rhein. beträgt.

Leipzig, im März 1827.

Gerhard Fleischer.

Panorama
der Stadt Zürich und ihren Umgebungen,
gezeichnet von Franz Schmid, geäzt von H. Häßli.
Herausgegeben im Keller'schen Kunstmagazin in Zürich.

4 Blätter schwarz, zusammen à 12 Schweizerfranken, oder 8 fl. 15 kr. rheinisch, in Farben 64 Schweizerfranken, oder 44 fl. rheinisch.

Unter den vielen, seit einiger Zeit erschienenen, interessanten schweizerischen Kunstprodukten glauben wir mit Recht, das so eben vollendete Panorama von Zürich einer besondern Beachtung empfehlen zu dürfen. Dieses Bild besteht aus vier in Aquatinta geäzten Blättern, welche, zusammen gefügt, 6 Schuh in die Breite und 1 Schuh in die Höhe messen. Diese Rundansicht ist von dem sogenannten Karlsthurme der Hauptkirche aus gezeichnet, und zeigt uns deßnahen nicht nur die ganze Stadt, sondern auch alle ihre malerischen Umgebungen, den See mit seinen Dörfer-besäeten Ufern, die schönen Formen des Uetliberges und des Albis und in der Ferne die ganze Kette der Schneegebirge vom Glärnisch bis zum Titlis. Eine beynahe ans Unbegreifliche gränzende Treue und Genauigkeit, auch im kleinsten Detail, verbunden mit geistreicher und malerischer Behandlung, geben diesem Bilde nicht nur für die Bewohner Zürich's, sondern auch für jeden Freund der Kunst und Natur einen entschiedenen Werth.

Das Original-Gemälde ist gerade noch einmal so groß und befindet sich im Keller'schen Kunstmagazin in Zürich. — Die Verkleinerung desselben sowohl als die Ausführung im Aetzen, obgleich Leztere besonders mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, sind ungemein gut gerathen.

Auch ist der Preis von 12 Schweizerfranken, oder 8 fl. 15 kr. rhein. so billig, daß es jedermann leicht wird, sich diese, in so mancher Beziehung, interessanten Blätter anzuschaffen.

In Folge empfangener Veranlassung wird hierdurch angezeigt, daß das Manuscript des im Sommer 1826 in der Köhler'schen Buchhandlung zu Leipzig, unter dem Namen: X. Y. Z. Clärobscur, erschienenen Trauerspiels: „Darius und Alexander, oder: die Verschwörung des Bessus," schon im April 1823 zur Aufführung an den Unterzeichneten eingesendet, und sich noch jetzt in dessen Händen befindet.

Berlin, den 5. März 1827.

Graf Brühl,
Gen.-Intendant der K. Schauspiele.

Nro. 12.

Intelligenz = Blatt.

1827.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Eilfter Band. März 1827.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Carl André. März 1827.

Ueber gelehrte Schulen von Friedrich Thiersch. Zweyter Band. Die hohen Schulen mit besonderer Rücksicht auf die Universität in München. Zweyte Abtheilung. Vergleichung und Beurtheilung der Systeme freyer und gezwungener Studien. Preis 48 kr.

Inhalt:

1. Beleuchtung der Ansicht, aus welcher der Studienzwang hervorgegangen. — 2. Einfluß des Studienzwanges auf die Jugend. — 3. Die angeblichen Hindernisse und Gefahren der Studienfreyheit auf unserer Universität. — 4. Von dem Studienzwang in Bezug auf die Lehrer der Universität. — 5. Von dem Studienzwang in Bezug auf die Wissenschaften. — 6. Die Bevormundung der Studien gegenüber den fremden Studierenden, den Hülfsmitteln der freyen akademischen Thätigkeit, der Competenz administrativer Behörden, dem persönlichen Rechte und dem Staate. — 7. Ausscheidung der allgemeinen oder philosophischen Studien. Geschichtliche Nachweisung über deren Anordnung. — 8. Schutzrede für die Ausscheidung der philosophischen Studien und mangelhafter Erfolg dieser Maßregel. — 9. Gründe wider die Ausscheidung und Voranstellung der allgemeinen Wissenschaften, genommen aus ihrer Natur, ihren Mitteln und ihrer Bestimmung. — 10. Gründe gegen dieselbe Scheidung und Voranstellung, hergenommen aus dem Bedürfnisse der Studierenden.

Die dritte Abtheilung erscheint in Kurzem und wird von den Gewährschaften freyer Studien und der akademischen Verfassung handeln.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Dritter Jahrgang. Neunten Bandes dritter Heft. März 1827.

Inhalt:

Ueber die Länge des Sekundenpendels nach den neuern Untersuchungen. Von Dr. L. Fr. Kaemtz. Zweiter Artikel. — Beiträge zu einer Monographie der Molasse, oder geognostische Untersuchungen über die Steinarten und Petrefakten, die zwischen den Alpen und dem Jura gefunden werden u. s. w. von B. Studer. Erster Artikel. — Ueber das plötzliche, regellose Steigen und Fallen des Wassers im genfer See, unter dem Namen Seiches bekannt, und über die Höhe dieses Sees. — Ueber die Vegetationsgränzen im berner Oberlande. — Reise zu den altaischen Kalmüken. Von G. J. Spaßkij. (Aus dem Russischen von Dr. Bergmann.) — Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung von Persien. Vom Major William Monteith. — Ueber die beobachteten plötzlichen Veränderungen im Drucke der Luft. Von Brandes. — Heinrich Ernst Ritter Grout de Beaufort, eine biographische Skizze.

Geographische Zeitung der Hertha.

Inhalt:

Reisen. Bericht über die naturhistorischen Reisen der HH. Ehrenberg und Hemprich durch Nordafrika und Westasia in den Jahren 1820—1825. Von Alex. v. Humboldt. — Nautisch-geographische Resultate der Reise um die Welt, welche v. Bougainville 1824, 25 und 26 unternommen hat. — Laing's Reise nach Timbuktu. — Douville's Reise nach Amerika und Sina. — Natterer's Reise in Brasilien. — Afrika. Ueber den Berg Pappua der Alten. — Reise in das Land Trarzas. — Notiz über die Insel Zerbi ꝛc. — Vermischtes über Aegypten. — Die Anzahl der Sklaven auf dem Kap der guten Hoffnung. — Bemerkungen über die Gharian-Gebirge und über Ghadames in Nordafrika. — Ueber Ghadames. — Einige Wörter der Savan-Sprache. — Amerika. Die Inseln Aurora. — Notiz über die nordwestliche Durchfahrt. — Australia. Magnetische Beobachtungen in Paramatta. — Kosten der Verbrecher-Kolonie auf Neu-Süd-Wales.

Verlagsartikel des Jahrs 1826 von Ernst Klein's Comptoir in Leipzig:

Lebewohl! Roman nach dem Französischen der Damen Marie d'Heures und Renée Roger frey bearbeitet von L. Kruse. 8. 3 Thle. geh. 3 Thlr.

Der Damen-Erzähler von P. J. Charrin. Uebersetzt von L. Hermann. 16. 3 Thle. geh. 2 Thlr.

Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Fabrikanten ꝛc. Zum Selbstunterricht der sich der Handlung widmenden Jugend; von Joh. Ludw. Elze. Zweyte sorgfältig verbesserte Auflage. 8. 2r Thl. (höheres Kaufmännisches Rechenbuch) 1 Thlr. 4 Gr.

Beyde Theile zu 2 Thlr.

Rossberger, Dr. W. M., Jus adcrescendi ex fontibus juris Romani genuinis illustratum. Disquisitio juris civilis. gr. 8. 1 Thlr.

Zeichnungen nach der Natur. Entworfen auf einer Reise durch die Schweiz nach dem Chamouny-Thal.

Von dem Verfasser der Wahl und Führung. 8. geh. 1 Thlr. 8. Gr.

Andruzzos der Livadier. Historischer Roman von Wilh. von Lüdemann, Verf. des Suliotenkrieges u. s. w. 2 Bändchen. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Althing's kleine Erzählungen. 16. 2 Bändchen. geh. (In Commission.) 1 Thlr. 12 Gr.

Virey, das Weib. Physiologisch, moralisch und literarisch dargestellt. Nach der 2ten Aufl. des Franz. mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. L. Hermann. gr. 8. roh und geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Rabiei Caninae, ad Celsum usque Historia Critica auctore Dr. J. A. Hofmann. gr. 8. geh. 8 Gr.

Ueber das Nickel, seine Gewinnung im Großen und technische Benutzung, vorzüglich zu Weißkupfer (Argentan, Neusilber) von M. O. L. Erdmann. 8. geh. 16 Gr.

Conversations-Lexikon.

Siebente vermehrte und verbesserte Original-Auflage. Zwölf Bände in groß Oktav mit großer Schrift.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Siebente Original-Auflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Pränumerations-Preise für das ganze Werk:

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, 15 Thlr. oder 27 fl. rhein.
Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr. oder 36 fl. rhein.
Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr. oder 64 fl. 48 kr. rhein.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Die sechste Originalauflage unsers Conversations-Lexikons vom Jahre 1824 hat, ungeachtet seitdem zwey ähnliche Werke unter demselben Titel — das eine in Wien, das andre in Köln, beyde aber noch nicht vollendet — erschienen sind, eine so beyfällige Aufnahme gefunden, daß wir schon im vorigen Jahre die Vorbereitung zu einer neuen Auflage treffen mußten. Diese siebente Auflage des ganzen Werks mit Einschluß der Neuen Folge wird aus zwölf Bänden bestehen und gegen 650 Bogen in groß Octav, mit großer Schrift und auf weißem Papier gedruckt, enthalten. Die sechs ersten Bände, oder die Hälfte des ganzen Werks, die Buchstaben A bis L, sollen auf einmal im Monat Mai, die drey folgenden noch vor Ende dieses Jahres, und die drey letzten drey Monate später ausgegeben werden.

Sowie nun diese Auflage sich von allen frühern durch eine für das Auge gefälligere und bequemere Einrichtung unterscheiden wird, so hoffen wir auch durch die sorgfältigste Berücksichtigung alles dessen, was zu der innern zweck- und zeitgemäßen Umbildung des Werks erforderlich ist, unsere Achtung für das Urtheil des Publikums zu bethätigen.

Es sind nämlich:

Erstens die zehn Bände des bisherigen Hauptwerks in der sechsten Auflage mit dem 11. und 12. Bande, welche die Neue Folge des Conversations-Lexikons (4 Abtheilungen von A bis Z), sammt dem Anhange und den Nachträgen, ausmachen, zu Einem alphabetischen Ganzen von zwölf Bänden neu geordnet und in sich sachgemäß verbunden worden.

Zweytens haben die Durchsicht und die Umarbeitung oder die Ausbildung der einzelnen wissenschaftlichen Fächer Gelehrte und Schriftsteller vom Fache übernommen, welche sich schon um die frühern Auflagen und um die Neue Folge verdient gemacht hatten. Es sey erlaubt, hier Einige zu nennen.

Herr Professor Dr. Ludwig Choulant in Dresden hat das Fach der Anthropologie und der Medicin durchgesehen und verbessert;

Herr Karl Friedrich Alexander Hartmann in Blankenburg, das Fach der Mineralogie und der Bergwerkskunde;

Herr Hofrath Dr. Heinrich Hase in Dresden, das Fach der Archäologie und das der Literatur einiger neuern Sprachen;

Herr Staatsrath und Professor Dr. Ludwig Heinrich von Jakob in Halle, das Fach der Volks- und Staatswirthschaft;

Herr Major Freyherr Adolf von Landsberg in Dresden, das der Mathematik und der Kriegswissenschaften;

Herr Hofrath und Bibliothekar Dr. Wilhelm Müller in Dessau, das Fach der Literatur überhaupt, und das der alten Sprachen, sowie das der deutschen und der englischen Sprache insbesondere;

Herr Hofrath Dr. Joseph Nürnberger in Sorau, das der Astronomie und mehrer damit in Verbindung stehenden wissenschaftlichen Zweige;

Herr Geh.-Rath Dr. Karl Ernst Schmid in Jena, das Fach des Staats- und Völkerrechts, sowie das des positiven Rechts;

Herr Hofrath und Prof. Amadeus Wendt in Leipzig, das Fach der Philosophie überhaupt und der Kunst insbesondere;

so haben ferner noch andre von den bisherigen Mitarbeitern die Durchsicht ihrer Fächer oder einzelner Gegenstände übernommen.

Drittens hat die Redaktion dieser Auflage, für die wir das Glück hatten, den Herausgeber der neuen Folge, Herrn Professor Friedrich Christian August Hasse in Dresden zu gewinnen, in Verbindung mit den Herren Revisoren, einen größern Sachreichthum durch Raumersparniß, mittelst Zusammenziehung des verwandten Stoffes, Weglassung der Wiederholungen, Ausscheidung des minder Wichtigen und Gedrängtheit des Ausdrucks, zu geben sich bemüht. Insbesondere sind mehrere Fächer ganz umgearbeitet, viele neue Artikel, theils biographische, theils literarische u. a., aufgenommen, die vorhandenen berichtig

und bis auf die neueste Zeit fortgeführt, bey den wichtigern endlich sind die brauchbarsten Schriften angeführt worden.

In dieser dreyfachen Hinsicht können wir die siebente Auflage des Conversations-Lexikons mit Recht als eine

umgearbeitete und vermehrte

ankündigen. Uebrigens haben wir die Grundidee des Werks:

das Wissenswürdigste für allgemeine Bildung, aus dem Umfange der Wissenschaft, der Natur, der Kunst und des öffentlichen Lebens, auf eine der Gestalt, dem Charakter und dem Bedürfnisse der neuesten Zeit entsprechende Art kurz und deutlich darzustellen,

fest im Auge behalten.

Daß wir bey dieser durchgreifenden Verbesserung und Umbildung des Werks, sowie bey der äußern Ausstattung desselben keine Kosten gespart haben, folgt schon aus dem Angeführten. Dessenungeachtet ist der Preis dieser siebenten Auflage in 12 Bänden so niedrig, daß das ganze Werk, wenn man den damit verbundenen Aufwand erwägt, noch immer verhältnißmäßig wohlfeiler seyn wird als alle ähnliche dieses Namens.

Die Preise sind für die verschiedenen Ausgaben folgendermaßen festgesetzt worden, wozu sie durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind:

1) auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze Werk, 15 Thlr. oder 27 fl. rhein.
2) auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr. oder 36 fl. rhein.
3) auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr. oder 64 fl. 48 kr. rhein.

Sammler, die sich in portofreyen Briefen an den unterzeichneten Verleger wenden und den Betrag ihrer Bestellung gleich beyfügen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frey.

Um dem Publikum einen anschaulichen Begriff von der Druckeinrichtung dieser siebenten Auflage zu geben, haben wir Anzeigen davon mit derselben Schrift und in demselben Formate wie das Werk selbst drucken lassen, welche, so wie auch Probebogen in jeder Buchhandlung zu erhalten oder einzusehen sind.

Leipzig, den 1. Febr. 1827.

F. A. Brockhaus.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Die lustigen Weiber von Windsor von Shakspeare. Neu und getreu übersezt. 8. geh. 18 gGr.

Es ist vielfach ausgesprochen, daß Shakspeare im Komischen wenigstens eben so hoch, als im Tragischen stehe. Nur wenige indeß können diese Behauptung gehörig würdigen; da die witzsprühende, gemeine Volksprosa, in der sich Fallstaff und die übrigen Herren der komischen Charakteristik vernehmen lassen, den meisten eine unzugängliche Goldmine bleibt, zu der kein Wörterbuch die Wünschelruthe darreicht. Kein Lustspiel des großen Britten war deshalb weniger gekannt zu nennen, als seine bekannten „lustigen Weiber von Windsor," in welchem die Handlung bey weitem der handfesten Komik der handelnden Personen nachsteht. Eine Uebersetzung, wie die gegenwärtige, mit Laune und Liebe von einem Manne ausgearbeitet, der durch seine Geburt dem Engländer und Deutschen gleich nahe steht, eine Uebersetzung, die statt eines anatomirenden Kommentar's dem todtliegenden Stoffe Leben einhaucht, die mit einer seltenen Gewandtheit des Geistes die Individualität der vielen ergötzlichen Gestalten sondert, wird daher wesentlich zur richtigen Würdigung des größten Dichters beytragen.

Bey J. F. Steinkopf in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Ueber die nächsten Ursachen der materiellen Erscheinungen des Universums von Sir Rich. Philipps. Nach dem Englischen bearbeitet von General v. Theobald und Prof. D. Lebret. Mit 4 Steintafeln. gr. 8. 1826. Preis roh 2 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Diese Schrift darf als eine der wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der höhern Physik angesehen werden. Die bisherigen Erklärungen über die Ursachen der Erscheinungen des Universums genügen dem Verfasser nicht. Er stellt ein ganz neues wohldurchdachtes, zusammenhängendes System auf, das in einem hohen Grade die Prüfung der Physiker sowohl als aller derjenigen verdient, welchen daran gelegen ist, eine mehr als gewöhnliche Kenntniß von unserem Welt-All zu haben. Es ist daher zu hoffen, daß sich nicht nur Kenner der physikalischen Wissenschaften, sondern auch Lese-Gesellschaften, so wie denkende Männer insbesondere, dieses interessante Buch anschaffen werden.

Inhaltsanzeige: Kurze Uebersicht des neuen in diesem Werke enthaltenen naturwissenschaftlichen Systems. — Ueber den Bau und die physischen Gesetze des Weltalls: 1. Abschnitt. Grundzüge des Systems der Physik, so wie es von Keppler, Newton und ihren Nachfolgern gelehrt wurde. — 2. Von der wahren Universal-Ursache, ihren Haupt- und Neben-Eigenschaften, und ihren Unter-Arten. — 3. Von der Ursache des Falls der Körper gegen die Erde. — 4. Ueber den Weltraum, seinen Inhalt, und seine mechanischen Verbindungen. — 5. Ueber das Sonnensystem, und die Erscheinungen der Planeten und Kometen. — 6. Theorie der Ebbe und Fluth. — 7. Von den Veränderungen, welche auf der Oberfläche der Erde, durch ihre Bewegungen als ein Planet, erfolgen. — 8. Ueber atomische Bewegung und ihre Erscheinungen. — 9. Ueber Verbrennung, Licht, Farben und Schall. — 10. Ueber Elektricität, Galvanismus und Magnetismus. — 11. Allgemeine Blicke auf die thierische und die Pflanzen-Natur. — 12. Ueber die Erscheinungen von Schicksal und Nothwendigkeit. — Erläuterungen. — Meynungen neuerer Schriftsteller über die in diesem Werke abgehandelten Materien. — Nachschrift des Verfassers.

Bey Tobias Löffler in Mannheim ist so eben folgende interessante Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das deutsch-rheinische Landrecht als Resultat des Kampfes zwischen dem preussischen Landrecht und der auf dem linken Rheinufer be-

stehenden Gesetzgebung. Ein cosmopolitischer Vorschlag von v. R. brosch. 48 kr. oder 12 Gr.

Ein erfahrner Staatsmann theilt hier mit vieler Umsicht seine patriotische Ansichten mit, welche nicht nur dem Bewohner der Rheinlande, sondern auch jedem biedern Deutschen, dem das Wohl seines Vaterlandes am Herzen liegt, und eine weise, auf feste Basis gegründete, Gesetzgebung wünschet, von hohem Interesse seyn müssen.

So eben ist bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neues Elementarbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische für den ersten Schul- und Privat-Unterricht, mit einem nach Seitenzahl geordneten Wortregister. Herausgegeben von praktischen Schulmännern. gr. 12. Frankfurt 1827. 12 Gr. oder 54 kr.

Neues französisches Lesebuch für den ersten Schul- und Privatunterricht. Mit einer kurzen Fibel, gedrängten Darstellung des Zeitworts und der Deklination, und mit erklärendem Wortregister. Herausgegeben von praktischen Schulmännern. 5te verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 12. Frankfurt 1827. 12 Gr. oder 54 kr.

Diese beyden Werkchen, die Arbeit erfahrener Lehrer, bilden zusammen einen vollständigen Elementarcursus der französischen Sprache, und praktische Vorschule zu jeder höheren Grammatik. — Beyde zeichnen sich aus vor vielen gleichartigen Erscheinungen durch deutlichen Plan und verständige Ausarbeitung desselben; für die Brauchbarkeit des Leztern sprechen besonders fünf schnell auf einander gefolgte Auflagen, die Einführung in vielen öffentlichen Schulen und Privatanstalten, und das Urtheil aller kritischen Blätter; wir glauben daher versichert zu seyn, daß auch dem ersteren eine gleiche ehrenvolle Aufnahme zu Theil wird.

Frankfurt a. M., im April 1827.

Jäger'sche Buch-, Papier- und Landkartenhandlung.

Im Druck und Verlag von Unterzeichnetem erscheint:

Lodovico Ariosto's

Rasender Roland,

übersezt von

J. D. Gries.

Zweyte wohlfeilere Ausgabe. Neue Bearbeitung. in 5 Bändchen in gr. 12. geh.

Die 3 ersten Bändchen davon werden in nächster Ostermesse ausgegeben, das 4te und 5te spätestens in einem Jahre frey nachgeliefert. Bis dahin dauern die Subscriptions-Preise, nämlich für

die Ausg. auf das feinste Velinppr.	8 Rthlr.	od.	14 fl.	24 kr.
— — — rheinisches Druckpr.	4½	—	8 —	24 —
— — — gut mittelweißes	3½	—	6 —	18 —

Mit dieser großen Wohlfeilheit ist auch Eleganz verbunden, wovon man sich durch Proben des Drucks, die in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben sind, überzeugen kann. Ebendaselbst findet man genauere Anzeigen über

wohlfeilere Ausgaben von

Ludens allgem. Geschichte, 3 Bde. zu 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Mignets Gesch. der franz. Revolution zu 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Reinhold's Leben und Wirken zu 1½ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr.

und über herabgesezten Preis von

Tasso's befreytem Jerusalem von Gries. 2 Bände. 4te Aufl. auf 3 Rthlr. und 2½ Rthlr.

Raccolta di autori classici Italiani da Fernow. 12 Vol. auf 8 Rthlr. und 5 Rthlr.

und mehreren andern Büchern meines Verlags, besonders philologischen Inhalt.

Jena, im März 1827.

Fr. Frommann.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Taschenbuch
für
Gartenfreunde,
von
Ludwig Reichenbach,
Dr. und Prof. in Dresden.
Preis 2 Thlr.

Der Gartenfreund findet in diesem Werk, durch welches wir einem längst gefühlten Bedürfniß auf eine höchst entsprechende Weise abzuhelfen hoffen, gegen 2000 Zierpflanzen in faßlicher Anordnung, deutlich und sorgfältig beschrieben, findet die genaue Anweisung ihrer Cultur, die Angabe ihres Vaterlandes, ihrer Größe, Dauer und Blüthenzeit, so wie ihrer sonst etwa bemerkenswerthen und empfehlenden Eigenschaften. Dabey zählt der Herr Verf. die sogenannten Synonymen oder verschiedenen Namen, welche einer und derselben Pflanze in verschiedenen Gartenkatalogen und Büchern gegeben werden, und bey deren Nichtkenntniß man sich bey dem Ankauf immerwährenden Täuschungen und unangenehmen Verwechselungen ausgesezt, und sich zu Aufopferungen unnöthiger Kosten veranlaßt sieht, mit aller nur möglichen Sorgfalt auf. Die Grundsätze über Kultur sind möglichst vereinfacht, und bey jeder Pflanze ist noch genau nachgewiesen, in welchem Kupferwerke man sie abgebildet findet, um sich noch eine vollständigere Kenntniß von derselben erwerben zu können. Daß hier die allerneuesten Entdeckungen vorkommen, versteht sich von selbst.

Wir glauben, ohne ein unnöthiges Lob des durch seine bisherigen Schriften rühmlichst genug bekannten Verfassers dieses Werkchens, das auf dem feinsten Papier auf das Eleganteste gedruckt erscheint, anstimmen zu wollen, uns durch dieses Unternehmen den Beyfall aller Garten-Freunde in einem hohen Grade zu verdienen.

Nro. 13.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Um Collision zu vermeiden, zeigt die Unterzeichnete an, daß in ihrem Verlag eine Uebersetzung von

Manuscrits laissés par le général Foy

in kurzer Zeit erscheinen wird.

Stuttgart, den 12. April 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neueste Staatsakten und Urkunden. 6ter Band. 4tes Heft.

Dieses Heft ist ganz den Angelegenheiten Portugals gewidmet. Außer dem Verlobungsakt zwischen der Königin Donna Maria und dem Infanten Don Miguel enthält dasselbe die Aktenstücke über den bewaffneten Einfall der in Spanien versammelten portugiesischen Insurgenten in ihr Vaterland, und über die Verhältnisse Großbritanniens, Frankreichs und Spaniens zu Portugal. Diese letzteren sind vorzüglich von allgemeinem Interesse, und enthalten in zwey Unterabtheilungen die Parlamentarischen Verhandlungen, in so weit dieselben als offizielle Aufschlüsse über diesen Gegenstand, anzusehen sind, sowohl in Portugal als in Großbritannien und in Frankreich, dann die diplomatischen Noten in chronologischer Ordnung bis Ende des vorigen Jahrs. — Man erhält dadurch in einer Reihenfolge offizieller, vollständig und mit der größten Pünktlichkeit aus fremden Sprachen übersezter Urkunden eine umfassende und richtige Ansicht der wichtigen und folgenreichen Verhandlungen über einen Gegenstand der die Aufmerksamkeit von ganz Europa in Anspruch nimmt. Diesem Heft ist das Register über den V. und VI. Band beygefügt. — In den bisher erschienenen sechs Bänden dieser Zeitschrift sind ungefähr 600 Urkunden und Aktenstücke über die neuesten und wichtigsten Ereignisse in allen europäischen und außereuropäischen Staaten, von den zwey lezten Jahren, enthalten. Darunter befinden sich 35 Traktate und Konventionen, die Eröffnungsreden, Dankadressen, Beschlüsse und dgl. von 17 stellvertretenden Versammlungen in und außer Europa, als: Frankreichs, Großbritanniens, Portugals, der Niederlande, Ungarns, Polens, Baierns, Hannovers, Würtembergs, Badens, des Großherzogthums Hessen, der jonischen Inseln, Columbiens, Mexicos u. s. w. — Die wichtigsten Verfügungen in Folge der Regierungsveränderungen in Rußland, Portugal, beyden Sizilien und Baiern; die Manifeste und Nachrichten über die Kriege der Engländer mit den Aschantees und Birmanen; des Kaiserreichs Brasilien mit Buenos-Ayres; Spaniens mit seinen überseeischen Besitzungen; der Türken mit den Griechen; Rußlands mit Persien ic. Die Verhandlungen über die kirchlichen Angelegenheiten verschiedener europäischen und amerikanischen Staaten; die amtlichen Aufschlüsse über die innern Unruhen und Aufstände in Brasilien, Rußland, Spanien, Portugal; die bemerkenswerthesten Veränderungen und Verordnungen in Bezug auf Verfassung und Verwaltung in Spanien, Portugal, Baiern, Mexico, Brasilien, Ober-Peru ic. Die wesentlichsten Verhandlungen und Verfügungen, Handel und Schiffahrt betr.: darunter insbesondere jene, welche auf die Rheinschiffahrt und die Herstellung einer Handelsstraße über den Splügen und St. Bernhardienerberg Bezug haben; die interessantesten Gesetze und Verordnungen verschiedener Staaten, als: Frankreichs, Rußlands, Portugals, Brasiliens ic.

Von dem Wichtigsten, was in und außer Europa, in einem Zeitraum von zwey Jahren sich ereignet hat, findet man daher in diesem Werke die amtlichen und folglich die zuverlässigsten Aufschlüsse gesammelt. Es würde eine ziemlich werthlose Kompilation seyn, wenn sich die Redaktion darauf beschränkte, in diese Sammlung die in manchen politischen Zeitschriften und Tagblättern erscheinenden Uebersetzungen der Urkunden und Aktenstücke aus fremden Sprachen aufzunehmen; denn nicht immer darf man sich auf die Vollständigkeit und Genauigkeit von derley Uebersetzungen verlassen. Daher bestehet das vorzüglichste Verdienst der Redaktion dieser Zeitschrift in einer strengen, aber ebendeswegen auch sehr mühsamen Prüfung und Berichtigung der aus fremden Sprachen übersezten Urkunden mit dem Urtext, wodurch dann größtentheils eine ganz neue Uebersetzung derselben veranlaßt wird. Der Staatsmann, der Geschichtsschreiber, der aufmerksame Beobachter seiner Zeit, wird den Werth so einer Sammlung zu würdigen wissen. Die Redaktion ist zufrieden, wenn sie in Anerkennung ihres redlichen Bestrebens von kompetenten Richtern in die Kategorie früherer Sammler, als: Dümont, Rousset, Leonard, Leibnitz, Faber, Koch, Schmauß, Reuß, Wenk, Martens, Schöll u. a. gesezt wird, deren Sammlungen stets einen unverkennbaren Werth beybehalten werden.

Um die Anschaffung der bisher erschienenen 6 Bände zu erleichtern, sind dieselben bis 1. Sept. d. J. im herabgesezten Preis von 8 fl. zu haben; von den nachfolgenden Bänden kostet jedes Heft 40 kr. oder ein Abonnement von 4 Bänden in 12 Heften 8 fl.

Anzeige.

Mit der, für Gartenfreunde erfreulichen Frühlings-Zeit dürfte nicht unpassend zugleich die Anzeige eines Buches erscheinen und deren Berücksichtigung empfohlen werden, das sicherlich verdient, den vorzüglichsten Werken über Gartenkunst an die Seite gestellt zu werden; indem es sowohl seines Inhalts als seiner Bearbeitung wegen entschiedene Vorzüge besizt.

Taschenbuch des verständigen Gärtners. Aus dem Französischen übersetzt von J. F. Lippold. Nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen von den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern, Gebrüder Baumann zu Bollweiler im Dept. Oberrhein. 2 Bände in gr. 8. Mit 31 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1824. Preis 6 fl. 36 kr.

Dies Werk vereinigt mit der möglichsten Kürze eines Almanachs alle Vollständigkeit eines Lexikons. Es enthält nämlich, nebst einigen Anzeigen mehrerer interessanten Werke über Botanik und Gärtnerey, so wie über die in Europa vielleicht einzigen Pflanzungen der Gebrüder Baumann in Bollweiler, nachstehende Abschnitte:

1) Wettervorbedeutungen. — 2) Hauptgrundsätze der Vegetation. — 3) Pariser und deutscher Gartenkalender. — 4) Mittel gegen schädliche Insekten und andere Pflanzenfeinde. — 5) Beschreibung der nöthigen Gartenwerkzeuge und Geräthschaften. — 6) Erklärendes Wörterbuch der Kunstsprache der Gärtnerey und Botanik. — 7) Vergleichende Tafel der neuen und alten Pariser Maße und Gewichte. — 8) Uebersicht und Erklärung der künstlichen und natürlichen Pflanzensysteme Tourneforts, Linne's, Thunberg's, Jussieu's und Decandolle's. — 9) Vorkenntnisse der Gärtnerey überhaupt und der Pflanzenphysiologie insbesondere. — 10) Deutsche, lateinische, französische und englische Benennung nebst Beschreibung und Behandlung:

a) der Gemüß- oder Küchenkräuter, — b) der Gewürzpflanzen, — c) der Futterkräuter, — d) der Getreidearten, — e) der Oel- und andern Gewächse für den Haus- und Kunstgebrauch, — f) der Obstbäume und Sträuche, — g) der Blumenzwiebeln, Knollen- und Klauengewächse, — h) der übrigen Zierpflanzen und Stauden, — i) der Zierbäume und Sträuche, — (jeden dieser Abschnitte alphabetisch geordnet). —

11) Allerneueste Nachträge und Zusätze. — 12) Kurzes Wörterbuch der morgenländischen Blumensprache. — 13) Erklärung der lithographirten Tafeln. — 14) Vollständiges Sachregister. — 15) Genaues Namenregister der Pflanzengattungen in den oben gedachten 4 Sprachen. — Endlich 16) die lithographirten Zeichnungen, welche die verschiedenen Formen der wichtigsten Pflanzentheile, die mannichfaltigen Methoden der Pflanzenvermehrung durch Pfropfen, Okuliren, Stecklinge, Ableger und Anhänge, den alten und neuen Spalierzug, alte und neu erfundene Acker- und Gartenwerkzeuge, auch Mistbeete und Gewächshäuser einfach und deutlich vorstellen. — Ueberhaupt aber sind mehr als 2000 Pflanzenarten nebst etwa 1300 Spiel- und Abarten derselben, ohne die zahllosen Varietäten der Hyacinthen, Narzissen, Tulpen, Anemonen, Schwertlilien, Aurikeln u. s. w., mit ihrer Behandlung in diesem Werke beschrieben. —

Wie zweckmäßig übrigens Theorie und Praxis der Gärtnerey in diesem Werke verbunden sey, erhellt theils aus der Thatsache, daß das französische Original seit 1754 fast ununterbrochen alle Jahre, neu aufgelegt, vermehrt und verbessert, unter dem Titel: Almanac du bon jardinier erschienen ist und noch jährlich neu erscheint; theils aus dem durch mehr als 20jährige Erfahrung bewährten Zeugnisse der Gebrüder Baumann in ihrem Preiskataloge von 1823, welches wörtlich also lautet:

„Die in diesem Werke gegebenen Anweisungen zeigen, „wie aufgeklärt, kenntnißreich und erfahren die Verfasser „in allem dem sind, was den Gartenbau angeht, ihre „Grundsätze, Erklärungen und Verfahrungsarten sind so „interessant, daß die geschicktesten Gärtner einem so „wichtigen Werke huldigen müssen. — Demnach halten es „die Gebrüder Baumann für überflüssig, mehr darüber „zu sagen und laden die Gartenliebhaber nur ein, die „lehrreichen Vorschriften dieser berühmten Agronomen „(Vilmorin, Noisette, Féburier u. a.) in Allem, „was den Gartenbau betrifft, zu befolgen, sicher wird „sich jeder dadurch befriedigt fühlen.“ —

Daß endlich das französische Original durch die vorliegende Uebersetzung an Gemeinnützigkeit, namentlich durch die Zusätze und Verbesserungen der Hrn. Gebrüder Baumann, gewonnen habe, davon kann sich leicht jeder Kenner selbst überzeugen. — Auch hat die Verlagshandlung durch Deutlichkeit des Druckes, Güte des Papiers und möglichste Wohlfeilheit des Preises nach Kräften dafür gesorgt, dieses Gartenbuch allen, selbst den weniger bemittelten Gärtnern und Gartenliebhabern bestens zu empfehlen.

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Vierzig vorzüglich wirksame Mittel
zur Vertreibung und Vertilgung
der Ratten, Mäuse, Kornwürmer, Schaben, Wanzen, Motten, Kohl- und Baum-Raupen, Erdflöhe, Ohrwürmer, Ameisen und noch andere die Pflanzen zerstörende Insekten, zum Nutzen für Jedermann. Preis 7½ gGr. oder 6 Gr. Cour.

Die Kunst seine Gesundheit zu erhalten,
und wieder herzustellen, die Schönheit zu vervollkommnen und ein hohes Alter zu erreichen. Nebst einem Anhange geprüfter Mittel gegen die gewöhnlichen Krankheiten im menschlichen Leben. 8. brosch. Preis 8 Gr.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat von dem bekannten, bereits in der siebenten Auflage erschienenen:

Handbuch der französischen Sprache und Literatur, von L. Ideler und H. Nolte, achtzig Bogen in gr. 8.

unter dem Titel:

Manuel de la Langue et de la Littérature françoise ou morceaux choisis des principaux auteurs en prose et en vers, rangés par ordre chronologique et enrichis de notices biographiques et de notes. 2 Vols.

deshalb eine Ausgabe mit französischen Biographien und Anmerkungen veranstaltet, theils, weil sie glaubt, daß auch mehreren inländischen Schulen hier-

mit gedient seyn werde, theils und insonderheit, um dies Werk nicht auf die Lehranstalten Deutschlands zu beschränken, und auch im Auslande den Gebrauch desselben zugänglich zu machen. Ein Nebenzweck war aber zugleich, ähnlichen Verstümmelungen dieses Werks vorzubeugen, wie dasselbe in England erfahren hat, wo es schon im Jahre 1820 in der zweyten Auflage zu London unter dem Titel erschien:

Chefs d'Oeuvre of French Literature consisting of interesting extracts from the classic French Writers in Prose and Verse with biographical and critical remarks on the authors and their works.

Druck und Papier dieses Abdrucks sind empfehlend, aber die biographischen Notizen strotzen von Fehlern und sind auch in die Ausgabe übergegangen, welche ein verstorbener deutscher Gelehrte, (die englische Ausgabe für das Original haltend!) von demselben veranstaltet und unter dem Titel „Meisterstücke der französischen Literatur, zu Leipzig im Jahre 1822" erscheinen ließ.

Wenn die beyden lezten Abdrücke des „Handbuchs der französischen Sprache" einen neuen Beweis von dem Werth und der Brauchbarkeit dieses Werks liefern, so wird dasselbe ohne Zweifel auch in der, unter dem obigen Titel: „Manuel de la Langue et de la Littérature françoise" erschienenen rechtmäßigen und correkten Ausgabe einzelnen Freunden der französischen Sprache und Literatur, so wie den Schulen des Inlandes und des Auslandes willkommen seyn. Die Preise für beyde Bände sind: Auf Schreibpr. geb. 5 Rthlr., auf engl. Papier 4½ Rthlr., auf Drckp. 3½ Rthlr. Der Nachdruck kostet in London 7 Rthlr.

Berlin, im Februar 1827.

G. C. Nauck's Buchhandlung.

Zur Ostermesse d. J. erscheint in unserm Verlage:

Die Radier- und Aetzkunst in ihrem ganzen Umfange, oder gründliche Anweisung alle Arten Zeichnungen mit leichter Mühe auf Kupfer-, Zink- und Zinnplatten sehr täuschend nachzuahmen. Mit 20 Probeblättern, 2te umgeänderte und verbesserte Auflage. gr. 4. geh. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr. Subscriptionspreis.

Ausführliche Ankündigungen hiervon, so wie ein Bericht über Tischbeins sämmtliche Kupferwerke und Kupferstiche, welche kürzlich bey uns erschienen sind und im Laufe d. J. noch erscheinen, sind in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Zwickau, im März 1827.

Literatur- und Kunst-Comptoir.

Neues Taschenbuch für 1828.

In den Blüthenkränzen, welche die Dichter den Freunden und Freundinnen anmuthiger geistreicher Unterhaltung alljährlich weihen, sind wohl die zartesten, lieblichsten Blumen die, welche den Ernst der Geschichte mit dem Romantischen vereinigen, und Wahrheit und Phantasie so innig mit einander verbinden, daß die Wahrheit sich den Schmuck der Phantasie, diese aber die Treue und das Interesse jener zu eigen macht.

Unter allen gespendeten Kränzen war bis jezt keiner, der ausschließlich nur aus diesen Blüthen gewunden war, und unter den vielen und mannichfaltigen Taschenbüchern keines, das dem Historisch-Romantischen allein angehörte. Um diesen, aus den Lieblingsblumen unserer Zeit gewundenen Kranz nicht unter seinen Brüdern fehlen zu lassen, wird in unserm Verlage im zukünftigen Herbste ein Taschenbuch unter dem Titel:

Vielliebchen
historisch romantisches Taschenbuch
für
1828,
von A. v. Tromlitz
mit Kupfern

erscheinen, welches größere Erzählungen, nur allein von diesem, als historischen Erzähler gewiß jedermann bekannten Dichter enthalten wird. Die von dem Verfasser absichtlich ganz verschiedenartig gewählten Begebenheiten, die hierdurch natürlich herbeygeführte verschiedene Bearbeitung derselben wird auch den befriedigen, der Mannichfaltigkeit vor Allem liebt, die elegante Ausstattung aber dem Titel entsprechen, welcher bey Gelegenheit des allgemein beliebten Vielliebchens dieses Taschenbuch besonders zu einem passenden Geschenke weiht.

Beym Oeffnen dieses Taschenbuchs soll, wie bey dem der Zwillingsmandel, welcher der Titel seine Entstehung verdankt, der Leser doppelte Kerne finden: Geistesnahrung und Augenweide.

Leipzig, im April 1827.

Industrie-Comptoir.

Bey Fr. Laue in Berlin ist vollständig erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Der Maurer,
Oper in 3 Akten von
D. F. E. Auber

vollständiger Klavierauszug von C. F. Ebers mit deutschem und französischem Text (43 Bogen stark). Preis 4½ Rthlr. (d. i. 6 fl. 15 kr. Conv. M. oder 7 fl. 30 kr. rhein.) — Auch werden die verschiedenen Nummern einzeln gegeben.

Der Stich (nicht Steindruck) dieser Ausgabe ist deutlich und correkt. Die deutsche Uebersetzung ist so gewählt, daß sie sich möglichst eng der Musik anschließt. Das Arrangement ist leicht zu exekutiren.

In demselben Verlag ist erschienen:

F. Mendelsohn Bartholdy

Oeuvre 3, drittes Quartett f. Pfte., V. Viola, Vello à 2½ Rthlr.
— 4, Sonate f. Pfte. mit V. à 1½ Rthlr.
— 6, Sonate f. Pfte. allein à 1⅓ Rthlr.
— 7, sieben Charakterstücke f. d. Pfte. à 1½ Rhlr.

Zu dem vor mehreren Jahren in meinem Verlage erschienenen und mit so vielem Beyfall aufgenommenen

Bildnisse des sel. Herrn Dr. Knapp, ist jezt der schon damals versprochene Pendant, das Bildniß des Herrn Kanzlers Dr. Niemeyer, erschienen. Es ist dasselbe in Größe und, Form ganz dem Knapp'schen Bildnisse ähnlich, und was die Wahrheit betrifft, jenem wohl noch vorzusetzen. Der Preis ist 16 gGr. und Abdrücke vor der Unterschrift 1 Rthlr.

Halle, den 21. März 1827.

E. A. Kümmel.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neues Komplimentirbuch
oder Anweisung
in Gesellschaften und in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens höflich und angemessen zu reden, nebst einem Anhange, welcher die nöthigsten Anstandsregeln enthält:

Quedlinburg und Leipzig im Verlage der Ernst'schen Buchhandlung 8. in saubern Umschlag. Preis 12½ sGr. oder 10 Gr. Court.

Dieses nützliche Hand- und Hülfsbuch für junge und ältere Personen enthält auch Wünsche und Anreden bey Geburten, Kindtaufen und Gevatterschaften; bey Neujahrs-, Geburts- und Hochzeitstagen; ferner Heiraths-Anträgen. Condolenzen; Einladungen, Anreden beym Tanze und in Gesellschaften nebst vielen andern Komplimenten und den darauf passenden Antworten.

Anzeige.

Bey Unterzeichnetem erscheint:

Fortsetzung und Ergänzungen
zu
Wilhelm Heinsius
allgemeinem Bücher-Lexikon
oder
alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis Ende 1827 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und Preise.

Zweyter Fortsetzungs-Band
von
Chr. G. Kayser.
(Des ganzen Werks 7ter Theil.)
Die Jahre 1821 bis Ende 1827 enthaltend.

Dieser Band, welcher sich unmittelbar an den von mir herausgegebenen 6ten oder 2ten Supplementband des Heinsius'schen Bücher-Lexikons anschließt, wird die Jahre 1821 bis Ende 1827 vollständig umfassen, und Nachträge nebst Berichtigungen u. s. w. enthalten.

Der Druck desselben wird mit dem 1. November d. J. seinen Anfang nehmen und zur Jubilate-Messe 1828 beendigt seyn. Bis dahin soll ein Pränumerations-Preis statt finden und zwar:

auf weißes Druckpapier gr. 4. sächs. 5 Thlr.
auf schönes Schreibpapier 6 Thlr. 8 Gr.

So wie das Werk fertig ist, hört dieser Preis auf, und es tritt alsdann ein höherer Ladenpreis ein.

Leipzig, den 1. März 1827.

Chr. Gottl. Kayser's
Buchhandlung.

Bey Tobias Löffler in Mannheim ist so eben folgender interessanter Roman erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ottur von Waldburg. Der Templer. Ritterroman aus dem ersten Zehntheil des vierzehnten Jahrhunderts, von J. Falckh. 2 Theile. 8. 2 fl. 42 kr.

Von

L'allemand Observations sur les maladies des organes genito-urinaires. Part. 2me. Paris 1827.

erscheint eine deutsche Uebersetzung in unserm Verlage.

Leipzig, den 26. März 1827.

Magazin für Industrie
und Literatur.

Bey mir wird in einigen Wochen eine Uebersetzung folgender so eben in Holland erschienenen Schrift, bearbeitet von einem rühmlich bekannten deutschen Arzte, erscheinen:

Allgemeen Overzigt der epidemische Ziekte, welke in het Jaar 1826 te Groningen geherrscht heeft, door E. J. Thomassen a Thüssink, Med. Dr. en Hoogleerar.

Zur Vermeidung etwaiger Collision gegenwärtige Anzeige.

Bremen, im März 1827.

Wilhelm Kaiser,
Buchhändler.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Die
ersten Mutterpflichten
und die
erste Kinderpflege
zur
Belehrung junger Frauen und Mütter,
dargestellt
von
D. F. A. v. Ammon,
praktischem Arzte in Dresden.
Preis 1 Thaler.

Intelligenz - Blatt.

Die erste Lieferung der Taschen-Ausgabe
von

Goethe's Werken,

bestehend in fünf Bänden, ist bereits fertig und erscheint zur Ostermesse versprochenermaßen. Format, Druck und Papier kommen mit der ersten Anzeige völlig überein, und die Theilnehmer werden hoffentlich erkennen, daß hier ein lebender Autor selbst mit Beihülfe vorzüglicher Männer und einer aufmerksamen, thätigen Verlagshandlung Sorge getragen.

Weimar, d. 29. März 1827. Goethe.

Mit dieser Erklärung des Herrn Verfassers verbinden wir folgende Nachricht:

1) Der bis zur Ostermesse dieses Jahr verlängerte Pränumerations-Termin von 1 Thlr. 12 gr. sächs. oder 2 fl. 42 kr. rhein. wird mit der Ostermesse geschlossen,

2) für einige Gegenden lassen wir denselben aber fortdauern. Nach öffentlichen uns jetzt erst zugekommenen Erklärungen haben nämlich die Herren J. J. Bohné, Chr. Garthe, J. B. Krieger und Comp., und J. Luckhardt, in Cassel und Marburg, so wie H. R. Sauerländer in Aarau — das Publikum ersucht, sie mit Bestellungen auf diese neue Ausgabe von Goethe's Werken zu verschonen, weil dem Buchhändler von der Verlagshandlung Bedingungen gestellt worden seyen, welche eben so neu als unerfüllbar seyn würden, indem man dadurch genöthigt wäre, den Herren Subscribenten für jede Lieferung besondere Berechnung über Porto, Fracht und Nebenkosten zu machen. —

Was wir den Herren Buchhändlern zugestanden haben, ist folgendes:

a) Bei 10 Crempl. 18⅓ Proc. Rabatt.
b) Bei 20 Crempl. etwas weniges unter 22 Proc.
c) Bei 30 Crempl. etwas weniges unter 23 Proc.
d) Bei 40 Crempl. etwas weniges unter 24 Proc.
e) Bei 50 Crempl. und mehr, volle 25 Proc. od. ¼ } Rab.

Dabei erklärten wir in unsrer Anzeige, daß ursprünglich angenommen worden sey, ein reiner Gewinn von 10 Proc. könnte genügen, daß aber wegen der Schwierigkeit, den Pränumeranten die Nebenkosten zu berechnen, oben erwähnte weitere Vortheile zugestanden würden.

Wir haben dadurch deutlich ausgesprochen, daß, wo jener Rabatt zureicht, keine Nebenkosten zu berechnen wären, wie dieß namentlich bei den gedachten Herren in Cassel, Marburg und Aarau der Fall seyn wird, denn wenn sie die Exemplare auf dem gewöhnlichen Wege zur Fuhre mit andern Büchern in Ballen beziehen, so können die Fracht- und Speditionskosten nicht wohl höher kommen, als 3⅓ Proc., so daß die Herren Buchhändler, wenn sie die Kosten tragen, doch immer noch 15 Proc. bei 10 Ex. und 21⅓ Proc. bei 50 Ex. erhalten, ein Gewinn, mit dem Jeder gewiß zufrieden seyn kann.*)

Aber da, wo Accise, Zoll, Geld-Cours noch größere Auslagen erfordern, wo auch die Frachtkosten bedeutender werden, wie z. B. bei Kopenhagen, Moskau u. s. w., haben wir uns angeboten, dieß den Herren Pränumeranten zur Vergütung anzuzeigen — wo dieß aber nicht der Fall ist, wie z. B. in der Schweiz bei Herrn Sauerländer, da glaubten wir und glauben es noch, daß die zugestandenen 15 bis 21 Proc. ein so bedeutender Gewinn sey, daß sich Jeder damit wohl begnügen könnte, und wir würden uns sehr reichlich belohnt fühlen, wenn uns nur die Hälfte dieses Gewinns zufiele — auch möchten wir jene Herren wohl fragen, ob sie bei ihrem gewöhnlichen Sortiments-Geschäft auf einen solchen Gewinn rechnen können? Eine lange Erfahrung läßt uns dieß sehr bezweifeln. — Inzwischen da sie sich nicht mit der Prän. Sammlung befassen wollen, so glauben wir hiedurch berechtigt worden zu seyn, in jenen Gegenden jedem Partikulier den gleichen Rabatt anzubieten, und wir lassen daher für diese Gegenden, wo gedachte Herren ihre Verkaufssprengel haben, den Prän.-Preis bis Michaelis in der Maße bestehen, daß, wer bei uns direkt 12 Ex. und darüber bestellt, immerhin den 4ten Theil Rabatt erhält, und versichert seyn kann, daß, so wie wir dem Buchhändler keine Emballage berechnen, wir auch dem Pränumeranten-Sammler keine berechnen und die billigste Fracht accordiren werden, so daß sie voraussetzen dürfen, die Lieferung von 5 Bänden, welche im Pränumerations-Preis 2 fl. 42 kr. R. G. kostet, werde nach eben zugesagtem Rabatt, und mit Einschluß der Fracht, etwa auf 2 fl. 6 kr. zu stehen kommen, — ja wir wollen uns anheischig machen, für diesen Preis die Exemplare frachtfrei zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, den 13. April 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

*) In dieser Ansicht finden wir uns um so mehr bestärkt, als uns die Heinrichshofen'sche Buchhandlung zu Mühlhausen in Thüringen in Folge der Erklärung obiger Buchhandlungen ersucht, den sich für Goethe's Werke interessirenden Theil des Hess. Publikums mit seinen Bestellungen auf die Ausgaben derselben an sie zu verweisen.

Den 18. April 1827. D. O.

---

brikanten in Augsburg. Jahrg. 1827. Erstes und zweytes Aprilheft.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin. März 1827.

Inhalt:

Eduard Gans: Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter; von Friedrich Carl von Savigny. 4r Bd. Heidelberg 1826. — Heinrich Leo: Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur; von Friedrich Christoph Schlosser. 1r Theil. Frankfurt a. M. 1826. — Friedr. Wilh. Carové: die Einheit in der Kirche, oder das Prinzip des Katholizismus; von Johann Adam Möhler. Tübingen 1825. — J. Oltmanns: Almanak ten Dienste der Zeelieden vor het jaar 1823 op last van Zyne Mayesteit den Koning der Nederlanden etc. — Amsterdam. — G. Phillips: A History of England from the first invasion by the Romans; by John Lingard. 10 Vol. third Edition. London 1825. Erster Artikel. — Marheineke: 1) Philipp Melanchton, der Glaubenslehrer ic. Eine Streitschrift von Ferdinand Delbrück. Bonn 1826. 2) Ueber das Ansehen der heiligen Schrift ꝛc. Drey theologische Sendschreiben an H. P. Delbrück von D. K. H. Sack, D. C. J. Nitzsch und D. Fr. Lücke. Nebst einer brieflichen Zugabe des H. D. Schleiermacher ꝛc. Bonn 1827. 473. — Dritter Bericht der Societät.

Neue Fortsetzung der Amman-Bohnenberger'schen Karte von Schwaben.

Die Unterzeichnete zeigt hiemit an, daß von genannter Karte wieder drey neue Blätter, fortgesezt von C. H. Michaelis, königl. preuß. Hauptmann a. D., erschienen sind, und zwar

Nr. 10 Straßburg.
— 19 Offenburg.
— 20 Kniebis und Kinzig.

Da unsere frühere Anzeige, bey Erscheinung der Nr. 2 Rastadt, Nr. 3 Karlsruhe, Nr. 11 Baden, Nr. 61 Gallenkirch vielen Herren Subscribenten nicht wird zu Gesicht gekommen seyn, so wiederholen wir unsere Bitte, uns ihren Charakter und Wohnort anzugeben, um ihnen diese 7 Blätter zusenden zu können. Wir können dabey versichern, daß die Aufnahme, so wie die Zeichnung und der Stich, mit der größtmöglichsten Genauigkeit ausgeführt sind, und daß an der Vollendung dieser Karte ununterbrochen fortgearbeitet wird, so daß das Ganze in möglicher Bälde vollendet seyn wird.

Um Liebhaber einzelner Blätter befriedigen zu können, ist der Preis für jedes Blatt auf 1 fl. 30 kr. bey portofreyer Einsendung des Betrags festgesezt worden.

Im April 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Das erste und zweyte Bändchen der rechtmäßigen, wohlfeilen Ausgabe von

Tiedge's poetischen Werken

ist versendet, und kann von den Pränumeranten in Empfang genommen werden. In Kurzem werden wir das dritte und vierte, so wie vor Ablauf der Jubilate-Messe das fünfte bis siebente Bändchen versenden. — Ueber die Preiswürdigkeit dieser Ausgabe wird hoffentlich nur eine Stimme seyn. Der Pränumerationspreis von zwey Thalern findet auf kurze Zeit noch statt. Nachher tritt ein weit höherer Ladenpreis ein.

Halle, am 20. März 1827.

Renger'sche Verlagsbuchhandlung.

Bey Johann Ambrosius Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der
barycentrische Calcul,
ein neues Hülfsmittel
zur
analytischen Behandlung der Geometrie
dargestellt
und insbesondere
auf die Bildung neuer Klassen von Aufgaben und die Entwickelung mehrerer Eigenschaften der Kegelschnitte angewendet
von
August Ferdinand Möbius,
Professor der Astronomie zu Leipzig.
Mit vier Kupfertafeln.
gr. 8. 2 Rthlr.

Der Verfasser sucht in diesem Werke das Gebiet der reinen Geometrie mit mehreren neuen Methoden und Theorieen zu bereichern. Unter den neuen Methoden ist die hauptsächlichste der barycentrische Calcul, eine Rechnungsart, die auf den Grundeigenschaften des Schwerpunkts beruht, und die ihrem Aeußern nach als eine Rechnung mit Punkten sich darstellt. Der Verfasser benuzt diesen Calcul zu einer neuen Coordinatenmethode, und zeigt, wie damit ein großer Theil der höhern sowohl als der niedern Geometrie ungleich einfacher und leichter, als mit der gewöhnlichen Coordinatenmethode, behandelt werden kann. Die neuen Theorieen betreffen gewisse Beziehungen, hier Verwandtschaften genannt, in denen geometrische Figuren zu einander stehen können, und neue, aus diesen Beziehungen abgeleitete, zur Polygonometrie und Polyedrometrie gehörige Klassen von Aufgaben, die sich dadurch auszeichnen, daß die Anzahl der gegebenen Stücke der Figur geringer ist, als bey den bisher bekannten Aufgaben dieser Art. Außerdem enthält diese Schrift eine nicht unbedeutende Menge neuer, mittelst des barycentrischen Calculs entwickelter merkwürdiger Eigenschaften von Figuren, hauptsächlich von Kegelschnitten und Flächen der zweyten Ordnung, und ist mit einer Faßlichkeit geschrieben, die sie auch dem in der Analysis weniger Geübtem verständlich macht.

Für Kunstfreunde.

Nachstehendes wichtige Werk ist so eben erschienen und durch alle Kunst- und Buchhandlungen (in Leipzig bey Leopold Voß) zu erhalten:

Abbildungen der vorzüglichsten Werke von Christ. Rauch, Bildhauer S. M. des Königs von Preußen. Mit einem erläuternden Texte von Dr. G. F. Waagen. 1ste Lieferung. Denkmal des Grafen

Bülow v. Dennewitz. 2te Lieferung. Denkmal des Generals v. Scharnhorst. gr. Fol. Preis beyder Lieferungen auf Velinpapier 5 Thlr. 10 fGr., auf chinesischem Papier 10 Thlr.

Dasselbe Werk mit französischem Texte zu gleichen Preisen.

A. Gerstäcker,
Eigenthümer der Kunsthandlung
Schenk und Gerstäcker in Berlin.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und versandt worden:

Allgemeine Encyklopädie der Künste und Wissenschaften, herausgegeben von Ersch und Gruber. 1ste Sect. A—G. 16 Theil. C—Chinp. gr. 4.

Zu Ende Mai erscheint von demselben Werke der erste Theil der zweyten Sect., herausgegeben von Hassel und Wm. Müller. H—Hamz. gr. 4. Subscriptionspreis 3 Rthlr. 20 Gr., Velin 5 Rthlr.

Neues deutsch-lateinisches
Handwörterbuch.
Nach F. K. Kraft's größerm Werke
besonders für Gymnasien bearbeitet von
F. K. Kraft und M. A. Forbiger.
90 Bogen Lexikonformat. 2 Thlr. 18 Gr. (5 fl.), Schrbp. 3 Thlr. 16 Gr. (6 fl. 36 kr.)

Nach Vollendung des größern Werks fühlte der Herr Verfasser die Nothwendigkeit eines kleinern wohlfeilern; für höchst wünschenswerth erklärten dies die Aufforderungen mehrerer einsichtsvoller Gymnasial-Direktoren und Lehrer. Bey guten Grundlagen und Vorarbeiten, frühern Anfang des Herrn Mitarbeiters, und bey des Herrn Verfassers schon erprobter Fähigkeit zu solcher Arbeit, konnte dies Werk, ohne Uebereilung, in gewünschter Schnelle, sehr brauchbar geliefert werden.

Ueber die Proben urtheilten Direktoren und Lehrer-Collegia schon so günstig, daß sie das Werk in großen Parthieen zu 60 und 114 Exemplaren bestellten, ja an einem Tage über 150 bestellt wurden, da die 1ste Abtheilung diese gute Meynung bestätigt hatte. Lange mit Sorgfalt vorbereitet, vielseitig erwogen, mit Benutzung des guten Raths competenter Richter, wird dies Werk gewiß den Erwartungen und Wünschen entsprechen, welche man hegt und hegen kann von einem Philologen und erfahrnen Schulmanne, dessen Beruf zur Lexikographie so allgemein und rühmlich anerkannt ist, und dem überdies ein aus trefflicher Schule hervorgegangener, im Mittelpunkt der Gelehrsamkeit lebender und an zwey berühmten Anstalten lehrender, eben so geschickter als eifriger Philolog bey dieser Arbeit zur Seite stand. Es wird die Bedürfnisse der mittlern und untern Klassen, oder der nicht bemittelten Gymnasiasten befriedigen, welche in ihrer spätern Laufbahn die umfassende Kenntniß der lateinischen Sprache nicht so unumgänglich nöthig zu haben glauben; oder es wird auch für den Gebrauch des größern ausführlichen Werkes — welches keineswegs dadurch überflüssig wird — zweckmäßig vorbereiten.

Die Zahl der deutschen Artikel ist zweckmäßig gestellt, und manche in das Gebiet der Gymnasialbildung nicht eigentlich gehörende Ausdrücke sind ausgeschlossen worden. Ausführliche Erklärungen der deutschen Artikel sind meist nur zur Unterscheidung der einzelnen Begriffe deutscher Wörter gegeben. Die lateinische Phraseologie ist mit Auswahl des Zweckmäßigen gegeben und auch die abgekürzte Autorität beygefügt. Auf Synonymik der lateinischen Ausdrücke ist möglichste Rücksicht genommen und eine sorgfältige Wahl bey Aufnahme der Latinität beobachtet. Ja es sind sogar manche übersehene Artikel und manche Bedeutungen mehr als in Krafts großem Werk enthalten, manche Verbesserungen angebracht worden.

Ausführliche Anzeigen, Proben und Exemplare sowohl von diesem als dem großen Werk, erhält man in allen soliden Buchhandlungen und in der Verlagshandlung.

Deutsch-lateinisches Lexikon, aus den römischen Classikern zusammengetragen und nach den besten neuern Hülfsmitteln bearbeitet von F. K. Kraft. 2te stark verm. und umgearbeitete Aufl. 2 Bde. 160 Bog. größtes Lexikonformat. 6 Thlr. (10 fl. 48 kr.) Schreibp. 8 Thlr.

Ueber den Werth dieses Werkes ist nur eine Stimme. Es steht einzig in seiner Art da und immer noch als das vollständigste, das bis jezt erschienen.

Ernst Kleins Comptoir
in Leipzig.

Herabgesezter Bücherpreis.

Wir sind durch einen beabsichtigten Nachdruck veranlaßt worden, das große

Wörterbuch der deutschen Sprache vom D. J. H. Campe, in Sechs Bänden, welche 713 Bogen des größten Quartformats, korrekt und sauber gedruckt, enthalten,

von der nächsten Leipziger Oster-Messe an, und so weit die zu diesem Zwecke bestimmte Anzahl von Exemplaren reicht, für den sehr herabgesezten Preis von Drei Friedrichsd'or (oder 16¼ Rthlr. Conv. Münze, 17 Thlr. preuß. Courant, 31 fl. 30 kr. rhein.) zu verkaufen.

Zu diesem Preise, und gegen eine billige Vergütung der Fracht von Braunschweig oder Leipzig bis zum Orte des Bestellers, werden es alle Buchhandlungen liefern.

Ueber den hohen Werth dieses Werkes haben Deutschlands kompetente Sprachforscher entschieden; es enthält, beyläufig gesagt, über 80,000 Artikel und Wörter mehr, als das Adelungsche, welches schon seit einigen Jahren beym Verleger fehlt.

Braunschweig, am 4. April 1827.

Schulbuchhandlung.

Vorzügliche deutsche Sprachschriften, welche im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu Hannover erschienen sind:

Heyse's, D. J. Ch. A., (Schuldirectors zu Magdeburg) Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen,

Lesen und Schreiben der deutschen Sprache, nebst einer kurzen Geschichte und Verslehre derselben. 4te sehr vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. 1827. (55 Bogen) 2 Rthlr. 8 gGr.

Heyse's, D. J. Ch. A., theoretisch-praktische Schul-Grammatik oder kurzgefaßtes Lehrbuch der deutschen Sprache; mit Beyspielen und Aufgaben zur Anwendung der Regeln. 6te verb. Auflage. gr. 8. 1826. (24 Bogen) 16 gGr.

— — Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache, für höhere und niedere Schulen; 4te sehr verbesserte Aufl. gr. 8. 1826. (8 Bogen) 6 gGr.

Der als Lehrer und Schriftsteller schon seit vielen Jahren rühmlichst bekannte Herr Verfasser dieser drey Sprachlehren zeigt bey jeder neuen Erscheinung derselben, daß er das ihnen überall ertheilte Lob sich nur zur Ermunterung dienen ließ, sie dem Ziele der Vollkommenheit immer näher zu führen. Dies beweist jeder Abschnitt der genannten Werke, besonders in diesen neuen, nach dem gegenwärtigen Standpunkte der deutschen Sprachwissenschaft großentheils umgearbeiteten Ausgaben. So wie das zunächst zum Gebrauche für Lehrer und zum Selbstunterricht bestimmte größere Werk (Nr. 1) ein trefflicher Commentar des kleinern (Nr. 2) für höhere Schulklassen bearbeiteten ist: so kann dagegen dieses letztere als Hand- und Hülfsbuch dem Lehrer in den untern Klassen von Gelehrten- und Bürgerschulen dienen, für welche der Leitfaden (Nr. 3) bestimmt ist, der Alles enthält, was dem Lehrling eine klare Einsicht in den Bau der zu erlernenden Sprache und einen leicht faßlichen Ueberblick der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten derselben gewähren soll. So reicht das eine Werk dem andern gegenseitig die Hand, und überall hat der Verfasser mit der bündigsten Kürze, Deutlichkeit, Bestimmtheit und Vollständigkeit so zu verbinden gewußt, wie es nur von dem geschehen kann, der seines Gegenstandes vollkommen mächtig ist. Hiezu kommt eine musterhafte Druckrichtigkeit, wie man sie selten in Sprachwerken findet, so sehr sie auch gerade hierin unerläßliche Bedingung seyn sollte.

Heyse's, D. J. Ch. A., kurzgefaßtes Fremd-Wörterbuch, oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen Ausdrücke; mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, und der nöthigsten Erklärung. 4te (mit 5000 Wörtern) vermehrte und verb. Ausg. gr. 8. ord. Druckpapier 1 Rthlr. 16 gGr. fein Druckpapier 1 Rthlr. 20 gGr.

— — K. W. L., kurzgefaßte Verslehre der deutschen Sprache, zum Schul- und Hausgebrauch. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. 12 gGr.

Heinsius, D. Th., (Professor in Berlin), vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache; mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung für die Geschäfts- und Lesewelt. 4 Bände in groß Lexiconformat. A bis Z. (353 Bogen.) Auf einige Zeit besteht noch der Pränumerationspreis für's Ganze auf Druckpapier 10 Rthlr. (wonach der Bogen nur ungefähr 7 Pf. kostet) und auf Schreibpapier 13¾ Rthlr. Der spätere Ladenpreis wird bedeutend erhöht werden.

Das obige Lexikon ist als ein unentbehrliches Hülfsmittel beym Studium der deutschen Sprache, bey der Lektüre belletristischer und wissenschaftlicher Werke, als Rathgeber bey allen schriftlichen Arbeiten und zugleich als Verdeutschungs- und Sacherklärungs-Wörterbuch bereits zu allgemein bekannt, als daß es noch einer weiteren Empfehlung bedürfte, um so mehr, da es als das neueste, vollständigste und zugleich nach Verhältniß wohlfeilste Werk dieser Art für jetzt einzig in unserer Literatur dasteht.

Falkmann, Ch. F., stylistisches Elementarbuch oder erster Cursus der Stylübungen, enthaltend eine kurze Anleitung zum guten Styl, eine große Anzahl Aufgaben sowohl zu einzelnen Uebungen als auch zu Beschreibungen, Erzählungen, Abhandlungen, Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art, nebst einer Reihe Beylagen über Grammatik, Titulaturen rc. für Anfänger im schriftlichen Vortrage und zur Selbstbelehrung bestimmt. gr. 8. 18 Bogen. 12 gGr.

— — Hülfsbuch der deutschen Stylübungen; für die Schüler der mittleren und höheren Klassen bey dem öffentlichen und beym Privatunterrichte. gr. 8. (37 Bogen) 1 Rthlr. 12 gGr.

— — Methodik der deutschen Stylübungen. Zweyte, gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Aufl. gr. 8. (41½ Bogen) 2 Rthlr.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Stambul
oder
Constantinopel
wie es ist,
von
Wilhelm v. Lüdemann.
8. brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Wir eilen der deutschen Lesewelt ein Werk von hohem Interesse mitzutheilen, das sich jeden Beyfalls zu erfreuen gewiß ist. Der als glücklicher Sittenschilderer durch seine Pyrenäenzüge, seine Andruzzos u. a. W. bekannte Verf. gibt hier in einer lebhaften und geistreichen Darstellung ein treues und anziehendes Bild von dem eigenthümlichen Leben und Treiben der Hauptstadt des türkischen Reiches, von dem Geist, den Sitten, den Lebensansichten ihrer Bewohner, ihrer Regierung; kurz, von dem gesammten innern und äußern Leben des Moslemin.

Nro. 15.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Diutiska. Denkmäler deutscher Sprache und Literatur. Von E. G. Graff. Erster Band. Drittes Heft. Preis 1 fl. 48 kr.

Inhalt:

Die heilige Elisabeth. (Beschluß.) — Altdeutsche Uebersetzung einzelner Wörter und Sätze der Bibel aus dem 9ten (oder vielleicht noch 8ten) Jahrhundert. An Beneke in Göttingen.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Carl André. April 1827.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Dritter Jahrgang. Neunten Bandes vierter Heft. April 1827.

Inhalt:

Ueber die Längen-Gradmessung zwischen dem Tour de Cordouan und Fiume, im Parallel des 45sten Grades. Ausgeführt von den Herren Brousseaud, Nicollet, Plana, Carlini u. a. — Narrative of Travels and Discoveries in Northern and Central Africa, etc. — Ueber die Methode, die Längendifferenzen zweier Stationen, durch Mondskulminationen zu bestimmen. (Von Francis Baily.) — Vorläufige Bemerkungen über eine noch unbekannte, größere, Insel im rothen Meer, von den Insulanern Farsan genannt; aus dem Reise-Journal der DD. Hemprich und Ehrenberg. (Mitgetheilt von Dr. Ehrenberg). — Fortschritte in der Kultur unter den Indiern Nord-Amerika's. (Nach handschriftlichen Notizen, mitgetheilt von dem Hrn. Staatsminister Freiherrn Wilhelm von Humboldt.) — Albert Gallatin's Uebersicht der Indierstämme in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika. (Mitgetheilt vom Freiherrn Alex. von Humboldt.) — Ueber die geodätischen Arbeiten in Frankreich, von Hrn. Puissant.

Geographische Zeitung der Hertha.

Inhalt:

Reisen. Kapitän Franklin's Expedition. — Spanien. Verkehr im Hafen von Barcellona, im Jahr 1826. — Frankreich. Coraboeuf's trigonom. Vermessung der Pyrenäen. — Memorial topographique et militaire. 8r Bd. — Denkmal zu Ehren La Peyrouse's. — Großbritannien und Ireland. Ueber die Maaße und Gewichte Großbritanniens. — Polhöhe der Sternwarte Greenwick. — Hydrographische Untersuchung der shetländischen Inseln. — Londons Verbrauch an Steinkohlen im J. 1826. — Londons Konsumtion. — Englands Thee-Verbrauch. — Verkehr im Hafen von London 1826. — Deutschland. Geburts- und Sterbeliste deutscher Länder und Städte für das Jahr 1826. — Lübeck's Schifffahrt im J. 1826. — Verkehr im Seehafen von Triest. — Verkehr im Hafen von Danzig. — Nekrolog. Soltau. — Niederlande. Meteorologische Beobachtungen. — Physikalische Geogr. der Provinz Brabant. — Bevölkerung vom Haag, 1827. — Schiffahrt des Texels im J. 1826. — Errichtung einer Sternwarte in Brüssel. — Geburten, Trauungen und Sterbefälle in den Niederlanden 1826. — Der nordholländische Kanal. — Schweden, Norwegen, Dänemark. Zünfte und Gewerbe von Kopenhagen. — Dänemarks Binnen-Schiffahrt. — Dänische Gemälde-Gallerie. — Navigationsschulen in Schweden. — Volksmenge in Ost-Finmarken. — Einfuhr in Gothenburg. — Russisches Reich, Polen. Tula's Gewehrfabriken. — Blick auf Bessarabien. — Unglücksfälle im russischen Reiche im J. 1826. — Verkehr im Hafen von Kronstadt und St. Petersburg. — Geburten und Sterbefälle im J. 1825. — Zur kirchlichen Statistik von Polen. — Zahl der Studierenden in Warschau. — Afrika. Bevölkerung am Kap der guten Hoffnung. — Geburten und Sterbefälle.

Im März 1827 habe ich folgende Neuigkeiten versandt:

Feldjäger, der junge, eingeführt von Goethe, 4s Bändchen (des jungen Feldjägers Landsmann), 12. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Frank, D. F. L., der Arzt als Hausfreund, gr. 8. Dritte Auflage. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Hartung, G., Katechetenschule, zum Lehren und Lernen. Ein Hülfsbuch für Seminaristen, zum Selbstunterricht und ein methodisch bearbeitetes Magazin zum Gebrauch beym Unterricht. 1r Band. Pränumerations-Preis für alle 3 Bände (über 90 Bogen gr. 8.), für 1827. 3 Thlr. 5 fl. 24 kr.

Hein, M., architektonische Verzierungen, für Decorationsmaler, Stuccatur- und Bronce-Arbeiter. 1s Heft. Folio. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.

Hornung, D., Handbuch zur Erläuterung der biblischen Geschichte und Geographie. Zweyte Aufl. 8. 12 Gr. oder 54 kr.

Kries, Fr., von den Ursachen der Erdbeben und von den magnetischen Erscheinungen. Zwey Preisschriften. gr. 8. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Pritsch, Caplan, über die Sacramente der Buße und des Altars. Vierte Auflage. 8. 8 Gr. oder 36 kr.

Rückkehr zu Gott. Gebetbuch vom Verfasser des katholischen Hausbuches, 12. mit Kupfern. Vierte Aufl. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Schreyer, M. C. H., die reine ächte Schriftreligion, oder die vorzüglichsten Schriftstellen, welche die Wahrheiten des Glaubens enthalten, gesammelt und geordnet. Herausgegeben von C. F. Otto. 10 Gr. oder 45 kr.

Sternberg, Comte de, Essai d'une flore du monde primitif. Cah. 4e. Fol. 10 Thlr. oder 18 fl.

Friedrich Fleischer.

So eben ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt:

Meusel, J. G., das gelehrte Deutschland, oder Lexikon der jezt lebenden deutschen Schriftsteller. 21ster Band, bearbeitet von J. W. S. Lindner, Advocat in Dresden, und herausgegeben von J. S. Ersch, Professor und Oberbibliothekar auf der Universität zu Halle. 5te durchaus vermehrte und verbesserte Aufl. 3 Rthlr.

— — Das gelehrte Deutschland im 19ten Jahrhundert, nebst Supplementen zur 5ten Ausgabe desselben im 18ten. 9ter Band. 3 Rthlr.

— — Das gelehrte Deutschland, oder Lexikon ꝛc. 4te Aufl. 18ter Nachtrag. 3 Rthlr.

Mit diesem 21sten Bande ist das ganze Werk fürs erste geschlossen. Jedoch wird in möglichst kurzer Zeit ein Supplementband folgen, welcher die Fehler und Lücken der vorigen Bände verbessern und ausfüllen, auch Register enthält, welche die Brauchbarkeit und Vollständigkeit der ganzen Bänderreihe erhöhen wird. Das gelehrte Publikum wird aber auch bey diesem letzten Bande den Fleiß und die Genauigkeit nicht vermissen, deren bey dem Stande unserer Literatur ein solches Werk nicht entbehren darf.

Lemgo, im März 1827.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Collisions-Anzeige.

Von nachstehend bemerktem Werke erscheint in meinem Verlage eine von einem Sachverständigen sorgfältig bearbeitete Uebersetzung zur Herbstmesse d. J.

Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence de la monarchie espagnole, par M. SEMPÉRÉ, ancien magistrat espagnol. Paris 1826. Tom. I. II. 12o.

Auch von den in London nächstens erscheinenden:

Mémoirs of Sir HUDSON LOWE during his Government of St. Héléna

wird von mir eine getreue Uebersetzung möglichst schnell versandt werden; was ich als vorläufige Anzeige und zur Vermeidung von Collisionen hiermit anzeige.

Zugleich mache ich wiederholt, namentlich für die resp. Abonnenten der allgemeinen Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten ꝛc. bekannt, daß — troz der bey Hrn. Basse in Quedlinburg erschienenen Verdeutschung, die bereits im Sommer vorigen Jahres von mir angekündigte Uebersetzung von

NAPOLÉON dévant ses contemporains

in gleichem Format und zu gleichem Preis der Kriegsgeschichte, also das Bändchen à 6 Gr. oder 27 kr. und mit diesem Werk ein Ganzes bildend, herauskommen und eben so sorgfältig und getreu wie dieses von dem Uebersetzer übertragen werden soll

Darmstadt, den 15. April 1827.

C. W. Leske.

Deutsche Blumenlese aus niederländischen Dichtern, von P. F. L. v. Eichstorff. Namur 1826. Leipzig, bey Wienbrack in Commission. Preis 1 Rthlr.

Die Uebersetzung dieser Lieder sind von Follens, Bellamy, Cats, Hooft, Nierstraß, Poot, Feith, Bilderdyck, Huygens, Kinker u. s. w.. Sind einige muthwillig, wie Follens Liebe auf dem Eise, oder ernst, wie Nierstraß Gottes Vorsehung; so kann man wieder nichts erhabeners lesen, als das Ableben, oder die Weltseele von Klinker, welches jeden Aesthetiker erfreuen wird.

Bey J. M. Beyer in Eichstädt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eduard Vollhanns Lebensbilder, nach dessen Tode herausgegeben von einem seiner Freunde. 2 Thle. 8. in lithographirten Umschlag geheftet. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Der erste Theil, 15 Bogen stark, enthält: 1) Die Kapitulation der St. Willibaldsburg unter dem Kommando des Lieutenant Krach im Jahre 1796. 2) Theodors Wanderungen.

Der zweyte Theil, 16 Bogen stark, enthält: 1) Reiseabentheuer von Berneck nach Freyberg. 2) Aus dem Tagebuche eines Fußreisenden im Gebiete des Freystaates Krakau; 3) Reiseabentheuer von Krakau nach Wieliczka, mit Bemerkungen über das dortige große Salzbergwerk. 4) Die Halle der Erschlagenen.

So eben ist bey Unterzeichnetem erschienen:

Prämien-Buch
für
die Schul-Jugend
zur
Belebung des Fleißes und der Liebe zur Wissenschaft
von
F. P. Wilmsen.
Broschirt in Umschlag à 1 Rthlr.

Wenn gleich ein jedes nützliches Buch als Prämie gegeben werden kann, so dürfte doch ein Buch, welches durch Titel und Inhalt das eigenthümliche Gepräge eines zur Belebung des Fleißes und Eifers bestimmten Buches trägt, und sich durch Angemessenheit und Reichhaltigkeit dazu eignet, keinesweges überflüssig seyn, besonders wenn es die Aufmerksamkeit des Schülers auf sein Inneres, auf die Werke und Fügungen des Weltregierers, auf die denkwürdigsten Ereignisse und Erscheinungen seiner Zeit und auf sein Vaterland richtet, und sich eben dadurch zu einem Familienbuche eignet, so daß nicht nur an der Freude des durch ein Prämium Ausgezeichneten, sondern auch an dem Prämium selbst die Familie Antheil erhält. Hierauf ist der Inhalt des Buches berechnet, welcher in moralischen Erzählungen, Schil-

derungen großer Naturscenen, historischen und geographischen Darstellungen (darunter der siebenjährige Krieg) besteht.

E. S. Mittler,
in Berlin, Posen und Bromberg.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Geschichte der merkwürdigsten Völker der Erde
in einer Reihe geistvoll dargestellter, pragmatischer Uebersichten der speziellen Staatengeschichte,
unter dem Titel:

Allgemeine historische Taschenbibliothek.

Pränumerationspreis für jede Lieferung von 10 Bändchen (à 6 Gr.) 2 Thlr. 12 Gr.

1ste Lieferung. 1—10tes Bändchen:
Geschichte Frankreichs, in 2 Bdch., vom Professor Herrmann. Ladenpreis 1 Thlr.
— — Englands, in 2 Bdch., vom Prof. Heusinger. Ladenpreis 1 Thlr.
— — Schottlands, in 3 Bdch., von Lindau. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.
— — Nordamerika's, in 3 Bdch., vom Hofrath Philippi. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

2te Lieferung. 11—20stes Bändchen:
Geschichte der Schweiz, in 2 Bdch., vom Conrektor Baumgarten-Crusius. Ladenpr. 1 Thlr. 8 Gr.
— — Spaniens, in 3 Bdch., von Belmont. Ladenpr. 1 Thlr. 4 Gr.
— — der Kreuzzüge, in 3 Bdch., vom Prof. Heusinger. Ladenpr. 1 Thlr. 4 Gr.
— — der vereinigten Niederlande, in 2 Bdch., vom Hofr. Philippi. Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr.

3te Lieferung. 21—30stes Bändchen:
Geschichte Rußlands, in 4 Bdch., vom Prof. Herrmann. Ladenpr. 1 Thlr. 12 Gr.
— — Sachsens, in 2 Bdch., vom Hofr. Pölitz. Ladenpr. 1 Thlr.
— — der Lombardei, 1stes Bdch., vom Prof. Hasse. Ladenpreis 12 Gr.
— — des Freystaats von St. Domingo, in 3 Bdch., vom Hofrath Philippi. Ladenpr. 1 Thlr. 12 Gr.

4te Lieferung. 31—40stes Bändchen,
welche zur Ostermesse 1827 ausgegeben wird.
Geschichte Preußens, in 4 Bdch., vom Hofrath Pölitz. Ladenpr. 1 Thlr. 12 Gr.
— — Polens, in 4 Bdch., vom Major v. Oppeln-Bronikowski. Ladenpr. 2 Thlr.
— — der Lombardey, 2s und 3s Bdch., vom Prof. Hasse. Ladenpr. 1 Thlr.

Das lezte Werk der berühmten Anna Radcliffe:

Gaston von Blondeville,

oder die Hofhaltung Heinrichs des Dritten im Ardennerwalde. Aus dem Englischen von *r. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 8 Gr. ist so eben im Verlage von A. Wienbrack in Leipzig erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt.

Dies ist das reichhaltigste Gemälde alter Sitte und Lebensweise, erzählt von einem treuherzigen Mönche. Es fesselt durch den Gang der Begebenheiten, welche die Erwartung bis zur lezten Seite immerfort steigern, wie durch die mannichfachsten Charaktere, die in ihnen dargestellt sind. Das Romantisch-Schauerliche, das über das Ganze verbreitet ist, das Geisterreich, das seine Pforten öffnet, den Günstling eines Königs zu züchtigen, gibt übrigens der Erzählung einen Reiz, wie ihn keiner der neuen Romane hat.

Für Kunstfreunde.

Bey mir ist so eben folgendes schöne Blatt erschienen:

Maria mit dem Christuskinde und Johannes; nach einem Gemälde des Franc. Francia in der königl. Gallerie zu Dresden, gestochen von Marc. Lecomte. Preis mit der Schrift 10 fl. rheinl., vor der Schrift 20 fl. rheinl.

Unter den ältern italienischen Malern, welchen es vorzugsweise gelang religiöse Gegenstände würdig darzustellen, zeichnen sich die Madonnen des Franc. Francia, eines Zeitgenossen und Freundes Raphaëls durch den Ausdruck der innigsten Frömmigkeit und Ruhe, so wie durch edle Einfalt ganz besonders aus, und das jezt zum Erstenmal gestochene Gemälde, dessen eigenthümliche Schönheiten von dem Kupferstecher vortrefflich wiedergegeben sind, gehört zu des Künstlers besten Arbeiten dieser Art. Das Kupferblatt hat die Größe des allgemein bekannten Johannes von Fr. Müller nach Dominichino, zu welchem es ein schönes Gegenstück bildet.

A. Gerstäcker,
Eigenthümer der Kunsthandlung:
Schenk und Gerstäcker in Berlin.

Bey P. J. Döring in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben, in Leipzig in der Kollmann'schen Buchhandlung:

Das Buch der Andacht und der Gottesverehrung. Eine aus den Meisterwerken der größten Gottesgelehrten ausgewählte Sammlung moralisch-religiöser Betrachtungen und Gebete auf alle Tage im Jahre, 2 Bände; auf milchweißes Papier. 1 Thlr. 8 gGr.

„Das Gebet," sagt der Verfasser in seiner Vorrede, „ist ein Leitfaden, mit dem wir an der Hand Gottes mit „Muth und Trost freudig durch das Leben gehen. Das „Gebet ist für den religiösen Menschen ein Bedürfniß; „durch dasselbe beurkundet er seine hohe Abkunft und seine „Fortdauer für eine höhere Zukunft."

Dieses neue Erbauungsbuch wird jeden wahren Christen von seiner Abhängigkeit von Gott, von seiner hohen Würde und von seiner erhabenen Bestimmung als Mensch auf das vollkommenste belehren. Jeder Unglückliche, jeder Leidende, jeder Mißmuthige und jeder Zweifler findet hier Zurechtweisung, Trost und Beruhigung. Man wird wenig Bücher finden, in welchen die Fortdauer der Seele und die Gewißheit unserer Unsterblichkeit so überzeugend, so klar und so faßlich dargelegt wird, als in diesen Betrachtungen.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tarnow, Fanny, Margarethens Prüfungen. Ein Familiengemälde. Frey nach dem Englischen einer ungenannten Verfasserin bearbeitet. 2 Thle. 8. geh. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

Die berühmte Uebersetzerin gibt hier nicht eine trockene Nachbildung des englischen Originals, sondern eine gänzliche Bearbeitung desselben, wodurch dieses anziehende Familiengemälde, in welchem reine Gemüthlichkeit und tiefe Religiosität athmet, unendlich gewonnen hat.

So eben hat die Presse verlassen:

ROSENMUELLERI, Dr. E. F. C., Scholia in Vetus Testamentum. Partis VIIae. Vol. I. Editio secunda auct. et emendat. (Prophetae minores Vol. Im. Hoseas et Joel) 8 maj. 1827. Druckp. 1 Rthlr. 21 Gr., Schreibp. 2 Rthlr. 4 Gr., Berliner Papier 2 Rthlr. 8 Gr. Velinp. 2 Rthlr. 16 Gr.

Früher sind erschienen:

Scholia in Vetus Testamentum 8 maj.

Pars I. Pentateuchus. Vol. I. Genesis. Edit. tert. 3 Rthlr. 16 Gr.
Vol. II. Exodus. Edit. tert. 2 Rthlr. 8 Gr.
Pars II. — — Vol. III. Leviticus, Numeri, Deuteronomium, Edit. tert. 3 Rthlr.
Pars III. Jesaiae Vaticinia. Vol. I. Edit. sec. 2 Rthlr. 8 Gr.
Vol. II. Edit. sec. 2 — 4 —
Vol. III. Edit. sec. 2 — 12 —
Pars IV. Psalmi. Vol. I. Edit. sec. 3 — —
Vol. II. Edit. sec. 2 — 16 —
Vol. III. Edit. sec. 3 — 8 —
Pars V. Jobus. Edit. sec. 4 Rthlr. 12 Gr.
Pars VI. Ezechiel. Vol. I. sec. 2 Rthlr. 16 Gr.
Vol. II. Edit. sec. 3 —
Pars VII. Prophetae minores Vol. II. Amos, Obadja, Jonas. Ed. sec. (unter der Presse.)
Vol. III. Micha, Nahum, Habacuc. 1 Rthlr. 20 Gr.
Vol. IV. Zephanja, Haggai, Zacharias, Maleachi. 1 Rthlr. 16 Gr.
Pars VIII. Jeremiae Vaticinia et Threni Vol. I. 2 Rthlr. 15 Gr.
Vol. II. Edit. prim. (erscheint in einigen Wochen.)

Die hier angezeigten Theile kosten

auf Schreibpapier	50 Rthlr.	
auf Berliner Druckp.	53 —	16 Gr.
auf Velinpapier	58 —	20 —

Pars IX. und die folgenden werden die Salomonischen Schriften, den Daniel und die historischen Schriften enthalten.

Leipzig, im Januar 1827.

Joh. Ambr. Barth.

Praktisches Handbuch der höhern Kochkunst.

Von Jos. Fahrmbacher, Mundkoch Sr. Maj. des Königs von Baiern. 8. 476 Seiten. Nürnberg, bey Schrag. Brosch. 2 Thlr.

Ueber 1000 Gerichte enthaltend, insbesondere:

48 Arten Suppen und Kraftbrühen.	6 Arten Poularden.
35 — Saucen.	7 Gerichte von Kapaunen.
16 verschiedene Garnituren.	23 — welsche Hahnen.
67 Arten Gemüße.	18 — Tauben.
40 — Eiersp., Omeletten.	15 — Enten.
67 Gerichte von Fischen.	5 — Gänse.
39 Arten Auflauf.	34 — Fleischspeisen.
21 — Puddings.	35 — v. Hammelfleisch.
28 — Crême.	9 — Lammsfleich.
21 — Compoten.	11 — Schweinsfleisch.
97 — Mehlspeisen, Bäckereyen und Torten.	51 — Kalbfleisch.
85 — Fastenspeisen.	8 Arten Klöße.
25 — Farcen.	17 — Würste.
58 Gerichte von Wildpretarten.	15 — warmer Getränke.
29 — von Hühnern.	41 — kühlender Getr.
	23 — Gefrornes.
	9 — Marmeladen.
	12 — eingekochte Früchte.

Die Kochkunst ist die Fertigkeit, die zur Sättigung des Menschen nöthigen Lebensmittel so zuzubereiten, daß sie nicht allein das Bedürfniß des Hungers stillen, sondern auch dem Gaumen, den die Natur mit einer besondern Reizbarkeit begabt, wohlschmeckend werden. Diese Kunst ist jeder Hausfrau unentbehrlich, sie wird in der Tochter mit als ein Zeichen guter häuslicher Erziehung erkannt. In der geschmackvollen Art, wie eine Hauswirthin ihre Gäste bedient, weiß sie sich mehr auszuzeichnen, als durch kostbares Silberzeug, überladene Tafelaufsätze, oder durch eine Menge kostspieliger Speisen.

Die Ansprüche, die man aber an Kochbücher zu machen pflegt, sind meist übertrieben. Ohne einer gewissen Fertigkeit in Zubereitung der gewöhnlichsten Gerichte, bleibt jede Anweisung in Büchern ungenügend, und ein Kochbuch, welches verspricht — die meisten thun dies — ohne alle Vorübung die Zubereitung großer Gastmähler, auserlesener Speisen rc. zu lehren, erinnert an jene Anweisungen, eine fremde Sprache in zweimal 24 Stunden zu lernen.

Was der Verfasser in diesem Handbuche dem Publikum übergibt, ist ganz aus seiner vieljährigen Erfahrung geschöpft; es ist das vorzüglichste der deutschen und französischen Küche. Fern von dem Wahne, — daß sein Werk alle andern bey weitem übertreffe — begnügt er sich, wenn man in vielen Fällen seine Anweisungen faßlicher, die Auswahl der Speisen zweckmäßiger, besonders auch kleinen Hauswesen passender, und hier und da etwas Neues finden wird.

Außer 1015 Speiserezepten enthält dies Buch noch ein belehrendes Verzeichniß der Viktualien, ihres besten Zustandes in den verschiedenen Jahreszeiten, mehrere Speisezettel von 6 bis zu 60 Converts, und zum Schlusse die Anweisung, verschiedene Erfrischungs- und andere Getränke, Gefrornes, und was zur Bedienung eines Abendzirkels, oder zur Ausstattung des Theetisches erforderlich ist, zuzubereiten.

Nro. 16.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Le Mercure de Francfort
ou
RECUEIL CHOISI
de Mémoires, Itinéraires, Réflexions morales et critiques, Biographies modernes, Caractères célèbres, Pièces historiques, Romans, Contes, Anecdotes, Poésies fugitives, Bonmots, Saillies, Enigmes, Charades, etc.

Von diesem literarischen Blatte ist nunmehr die erste Lieferung ausgegeben und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz als Probeblatt zu haben. Es erscheint davon jeden Samstag ein Octavheft von 2 Druckbogen in elegantem Umschlag, wovon bereits acht Hefte fertig sind. Das Ganze bildet ein Werk, wovon die Lieferungen eines Vierteljahres jedesmal einen geschlossenen Band mit einem Haupttitel und Register ausmachen. Der Preis des jährlichen Abonnements ist 8 fl. oder 4 Thlr. 16 Gr. — Man kann sich auf das erste Quartal und später halbjährig abonniren, sowohl bey allen Buchhandlungen des Auslandes, als auch bey den löblichen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen — welche sich mit ihren Bestellungen an die Wohllöbl. Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Frankfurt am Main wenden wollen. —

Da noch kein ähnliches Unternehmen in Deutschland besteht, und der Preis des Blattes so äußerst billig ist, so hat dieses schon auf die erste Anzeige viele Freunde der französischen Literatur bewogen, auch ohne Probeheft darauf zu unterzeichnen. Das Werk wird durch ein gefälliges Aeußere, gut gewählten Inhalt, Schönheit und Korrektheit des Druckes stets solch ehrendem Vertrauen des Publikums entsprechend seyn und sich dadurch gewiß Jedem empfehlen.

Der Verleger
Ph. Frdr. Sauerländer sen.
Saalgasse N. 126.

Anzeige für Pferdeliebhaber.

Abbildungen
sämmtlicher
Pferde-Raçen
nach dem Leben gezeichnet, lithographirt und herausgegeben von
Rudolph Kuntz,
mit naturhistorischer Beschreibung von
E. d'Alton.
(Im Selbstverlag des Herausgebers in Karlsruhe 1827.)

Die erste Lieferung in groß Quer-Folio ist bereits erschienen; sie enthält, nebst Umschlag, Titel- und Zueignungsblatt, Vorrede und Einleitung des naturhistorischen Textes, mit sechs Blättern Abbildungen. Kunstfreunde belieben sich wegen der Subscription an den Unterzeichneten oder an Herrn Kunsthändler Velten dahier, auch an alle gute Buch- und Kunsthandlungen zu wenden; welchen auf Verlangen Exemplare zur Einsicht zugesendet werden sollen. Der Preis für jede Lieferung, deren noch fünf, höchstens von 6 zu 6 Monaten nachfolgen und, neben dem fortlaufenden Text, jedesmal sechs Abbildungen enthalten, ist: 3 Dukaten oder 16 fl. 30 kr. im 24 Gulden-Fuß. Abgabe und Versendung guter Abdrücke für die Subscribenten geschieht nach der Subscriptions-Ordnung, daher um deutliche Namens-Unterschrift gebeten wird. Die letzte Lieferung soll noch als Zugabe das Skelet eines gut gebauten Pferdes enthalten; auch erscheint binnen kurzer Zeit eine besondere Ausgabe des nämlichen Werkes in französischer Sprache.

Karlsruhe, im Mai 1827.

Rudolph Kuntz, Maler.

Literarische Anzeige für Naturforscher und Jugendlehrer.

Bey Unterzeichnetem wird gegen Ende Juni fertig:

Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge, mit Abbildungen von J. W. Meigen. 1s Heft.

Dieses Werk wird in Heften, jedes zu 10 Tafeln in Quart mit etwa 5 bis 6 Bogen Text, erscheinen, und der Subscriptionspreis eines jeden Heftes 1 Thlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr. betragen. Alle guten Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Aachen, am 1. Mai 1827.

J. A. Mayer.

So eben ist bey A. Wienbrack in Leipzig fertig geworden und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Hauptbegebenheiten der Geschichte. Tabellarisch dargestellt, als Leitfaden bey Vorträgen in den mittlern Classen, von P. J. Junker. gr. Quer-Folio. Preis 8 Gr.

Ankündigung
einer zweyten vermehrten und verbesserten Auflage
von
Luthers Werken.
In einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl.

Zehn Bände in Oktav zu dem Subscriptionspreis von 3 Thlr. 8 gute (10 Silber-) Groschen.

Der Verkauf der ersten Auflage in Sedez von 3000 Expl. innerhalb Jahresfrist erfordert diese neue Ausgabe, wozu mich auch die günstigen Beurtheilungen in kritischen Blättern und die Zeugnisse angesehener Theologen ermuntern. Eine Anzahl der würdigsten Geistlichen Deutsch-

lands wurden vom Herausgeber zur Prüfung aufgefordert — sie haben mit Bereitwilligkeit genau untersucht, und in des Unterzeichneten Händen befindet sich deren Erklärung: daß diese Auswahl aus Luthers Schriften die zweckmäßigste und vorzüglichste sey.

Zweck dieser Auswahl ist: den evangelischen Christen Gelegenheit zu geben, den Glauben und die Ueberzeugungen Luthers in dessen eignen Worten unverdeckt kennen zu lernen, daran sich zu stärken und zu erbauen; — sie ist folglich nicht sowohl für die Geistlichen selbst, als geeignet, von diesen ihren Gemeindegliedern empfohlen zu werden.

Die erste Ausgabe war in Sedez 136 Bogen stark — diese neue, in Oktav auf schönes Papier mit klaren, nicht kleinen Lettern gedruckt, wird 160 bis 170 Bogen enthalten, dennoch ist sie nur um acht gute Groschen im Preise erhöht.

Zur Deckung der Kosten wird großer Absatz erfordert; für solchen habe ich das Vertrauen zu dem sich überall aussprechenden Sinn für protestantisch-evangelisches Christenthum und zu dem Eifer der Seelsorger, diesen Sinn zu stärken.

Der erste und zweyte Band wird im Juni ausgegeben; in sechs bis acht Monaten nachher die acht andern Bände, welche Zusage fest gehalten werden soll.

Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu bekommen, die als Muster dienen vom Papier, Druck und Format der Ausgabe.

Die Sammler von Subscribenten erhalten auf zehn Exemplare das eilfte frey.

Gotha, im April 1827.

Friedrich Perthes von Hamburg.

Für Confirmanden

empfehlungswerthe Schriften, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Friederich, D. G., Serena. Die Jungfrau bey und nach ihrem Eintritte in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös gebildete Töchter. Dritte durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Thle. Mit 2 Kupfern. 8. geh. auf Druckpapier à 1 Rthlr. 21 Gr. oder 3 fl. 20 kr. Auf Velinpapier à 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Briefe über Friederich's Serena. Als Anleitung für Mütter und Erzieherinnen zum richtigen Gebrauche dieses Werkes. 8. à 4 Gr. oder 18 kr.

Friederich, D. G., Heliodor. Des Jünglings Lehrjahre. Für religiös gebildete Söhne. Mit 1 Kupfer à 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl.

Hufnagel, E., das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Thle. Mit 2 Kupfern. 8. à 3 Rthlr. oder 5 fl.

J. D. Sauerländer,
in Frankfurt a. M.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gutmann, D. Kl., allgemein brauchbares Volksbuch, zur Belehrung und Unterhaltung des Bürgers und Landmanns, welches Wahrheiten und Lehren enthält, die der Befolgung werth sind, und Grundsätze, die der Erfahrung entsprechen, die Kenntniß erweitern, die Arbeit erleichtern, und zur Vermehrung des Glücks, so wie zum Vergnügen des Lebens, beitragen können. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Quintilians Anweisung, zur Beredsamkeit, zehntes Buch, lateinisch und deutsch, nebst Einleitung und einem Apparat von den vorzüglichsten Lesearten, und einigen sprachlichen Erklärungen, vorzüglich für junge Studirende. Von D. K. Gutmann. gr. 8. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Merkwürdiges Umlaufschreiben des Fürstbischofs von Breslau an die gesammte Diöcesan-Geistlichkeit; begleitet mit einer Vorerinnerung und mit Bemerkungen. Nebst einer Zugabe, enthaltend Beyträge zu einer Parallele zwischen dem jetzigen Fürstbischof von Breslau und seinem Vorgänger. 8. geh. Hannover 10 gGr.

Die obige interessante Schrift ist durch die kürzlich erschienene: Erster Sieg des Lichts über die Finsterniß in der kathol. Kirche Schlesiens (8. geh. 4 gGr.) veranlaßt worden, und wird daher gleiche Sensation erregen.

An alle Buchhandlungen ist ganz neu versandt:

Architectonische Verzierungen
für
Decorationsmaler, Stuccatur- und Broncearbeiter
von M. Hein.

1stes Heft 6 Tafeln, Folio, sauber geheftet 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.

Leipzig bey Friedrich Fleischer.

Nicht blos den genannten Künstlern, sondern überhaupt den Freunden heiterer und geschmackvoller Wohnungen sind diese schönen Zeichnungen zu empfehlen, welche durchaus neu, in der praktischen Anwendung ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Sollte die Theilnahme des Publikums dazu aufmuntern, so werden von Zeit zu Zeit neue Hefte erscheinen.

Bey Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historische Erzählungen, aus den Pariser Salons, von Musset-Pathay. Deutsch bearbeitet von Fr. Gleich. 2 Bände, Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rheinl.

Das Literaturblatt Nr. 89 zum Morgenblatt 1826 spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Dieses Buch hält mehr als es verspricht, denn statt „willkürlich mit der Zeitgeschichte durchflochtener Romänchen giebt es uns einzelne Gemälde von Gegenständen „aus der Zeitgeschichte, in einen ähnlichen Rahmen gefaßt, „wie der, dessen sich Goethe bey seinen „Auswanderern“ „bediente. — In verschiedenen Abschnitten werden als „Vorwürfe gesellschaftlicher Unterhaltung folgende Gegen„stände erörtert: Familienleben der heutigen Zeit, in

„einigen, verschiedene Ueberschriften tragenden, Kapiteln; „über die Sittenlosigkeit der Weiber unter den beyden lezten „Ludwigen vor der Revolution, und über die literarischen „gesellschaftlichen Zirkel, eine sehr anziehende Zusammen„stellung, welche es begreiflich macht, wie aus diesen „zahlreichen Feuerheerden lebendiger, kühner und auch „rücksichtsloser oder schlecht gereifter Ideen sich die Funken „durch ganz Frankreich verbreiten mußten; ein sehr auf„regender Abschnitt über die Jesuiten unter der Auf„schrift la rotonde et le coupé (zwey verschiedene Pläze „der französischen Postwagen); und eine bittere Kritik der „Amtsführung der heutigen Minister."

Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung in Hannover sind erschienen:

Schaffer, J. F., Französische Sprachlehre für Schulen und zum Privat-Unterricht. Erster Cursus, welcher die Anfangsgründe enthält. 7te verm. Aufl. gr. 8. 1827. 28½ Bog. 14 gGr.

Dessen zweyter Cursus, welcher eine vollständige Anweisung zur franzöſ. Sprache enthält, 2te Aufl. gr. 8. 1 Thlr.

Dessen erster Unterricht in der französ. Sprache, für Kinder; oder: Vorübungen zur leichten und schnellen Erlernung des mündlichen Ausdrucks im Französischen, für Schulen und zum Privatunterricht. 8. 6 gGr.

Dessen französisches Lesebuch für Anfänger. Mit einem Wörterbuche. 2te verb. Aufl. gr. 8. 10 gGr.

Vorstehende Schriften bilden eine, nach Stufen vollendete Sprachanweisung, bey welcher man mit jedem Fortschritte, dem durchdringenden Forschungsgeiste, wie dem lichtvollen Vortrage jenen Beyfall schenken muß, der immer mehr wächst, je vertrauter der aufmerksame Lehrer, der lernbegierige Schüler, mit dem Verfasser wird: denn auch für den Privatfleiß sind diese Bücher vorzüglich berechnet. Die Methode des Verfassers ist eigenthümlich; sie ist durch fortgesetztes Studium, durch vielseitige praktische Anwendung bestätigt und beurkundet tiefe Einsicht in das Bedürfniß der Lernenden.

Die wiederholten Auflagen des 1sten Cursus haben schon hinreichend für die Vorzüge desselben gesprochen, und zugleich veranlaßt, daß dieser durch die fortgesezten Verbesserungen und Erweiterungen zu einer vollständigen Sprachlehre anwuchs, ohne die glücklich getroffene Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig zu überschreiten, so groß auch die hier gegebene Anzahl trefflicher Beyspiele über alle grammatikalischen Lehren und Regeln, so wie der vielseitigen Dialogen zur Erlernung und Uebung des mündlichen gewandten Ausdrucks im Französischen, ist.

Der Hr. Verfasser hat überall die Voltaire'sche Orthographie befolgt und in der Vorrede noch schätzbare Winke über seine Methode und Erfahrungen niedergelegt. Die äusserst geringen Preise werden die fernere Verbreitung und Einführung dieser Lehrbücher sehr erleichtern.

Ferner sind in demselben Verlage erschienen:

Canzlers, E., Uebungen im Lesen und Sprechen für Anfänger im Französischen. 8. 10 gGr.

Canzlers, E., leicht eingerichtete Kindergespräche, deutsch und französisch; zur Erleichterung des ersten Unterrichts in der französ. Sprache. 3te verb. Aufl. 10 gGr.

La Henriade, poëme épique en dix chants par Voltaire, mit historischen und grammatikalischen Anmerkungen von C. W. Siemsen. 8. 1827. 6 gGr.

Susmann, A., Uebungen im franzöſ. Briefstyl aus Voltaire's Correspondenz gezogen. Ins Deutsche übersezt und mit französ. Noten aus dem Original versehen. gr. 8. 18 gGr.

Bey Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in der Buchhandlung Jos. Max und Komp. in Breslau zu haben:

Lehrbuch der Buchstaben-Rechenkunst für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von J. P. Brewer, Professor der Mathematik und Physik. 2ter und lezter Theil. 1 Rthlr. 16 Gr.

(Der 1ste Theil kostet 1 Rthlr. 4 Gr.)

Die gelehrten Blätter haben dieses Buch als ein gründliches und zweckmäßiges Lehrbuch hinlänglich empfohlen.

Das 3te und 4te Bändchen der

Damen-Bibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens. Einheimischen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet. Herausgegeben von Hofrath A. Schreiber. Subscriptionspreis 36 kr. per Bdch.

ist erschienen und bereits an alle Buchhandlungen versandt. Der geringe Subscriptionspreis ist noch bis Ende Juni offen.

Ferner hat die Presse verlassen, und ist versendet:

Der Barbier von Paris. Nach Ch. Paul de Kock. Aus dem Französischen, 4 Bändchen. Subscriptionspreis, per Bändchen 36 kr. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 14 Gr.

Heidelberg, den 12. Mai 1827.

J. Engelmann.

Wir beeilen uns, die Lesewelt mit einer der vorzüglichsten und interessantesten Unterhaltungsschriften bekannt zu machen, die so eben im Verlage von A. Wienbrack in Leipzig erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versendet wurde.

Der Thurm Hill, von Horaz Smith. Nach der zweyten Auflage des Englischen übersezt von G. Sellen. 4 Theile in 8. Preis 4 Rthlr.

Horaz Smith, der glücklichste Nachahmer Walter Scotts, wie ihn die Engländer nennen, der Verfasser von Brambletye House, welches binnen 2 Jahren 4 Auflagen erlebt hat, beschenkt seine Nation hier mit einem Werke, das auch im Auslande bekannt zu werden ver-

dient und für dessen Trefflichkeit schon der Umstand spricht, daß die erste starke Auflage in London in wenig Wochen vergriffen ward. In Zeichnung und Haltung der Charaktere ähnlich wie Walter Scott, vermeidet Horaz Smith doch immer dessen ermüdende Breiten, ist reicher an frappanten, bunten Scenenwechsel, und weiß die Aufmerksamkeit bis zum überraschenden großartigen Schlusse unausgesezt zu spannen. Selten hat ein Schriftsteller diese Macht und Gewalt über die Gemüther seiner Leser, selten weiß einer so zu befriedigen, wie Horaz Smith. England ist stolz auf ihn, und sieht jedem neuen Werke seiner Feder mit Sehnsucht entgegen.

Neuester Roman von Wilhelm Blumenhagen.

Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Höhe und Tiefe, oder: So sind sie! Roman in Briefen von Wilhelm Blumenhagen. In 2 Bänden. Erste Abtheilung. Schwärmerey und Uebereilung. Auch unter dem Titel: Novellen und Erzählungen von Wilh. Blumenhagen; 3r Band. 8. Velinpapier 1 Thlr. 8 gGr.

Es bedarf nur der Anzeige der obigen Erscheinung, um das Interesse der Freunde und Freundinnen anziehender und angenehm unterhaltender Lektüre auf dieses neue romantische Produkt eines der Lieblingsschriftsteller in der deutschen belletristischen Original-Literatur zu richten, welches durch geistvolle, lebhaft ausgemalte Charaktere und Sittenschilderungen, durch Fülle der Phantasie und Erfindung, so wie durch blühende, eigenthümliche Darstellung, sich bey der Lesewelt gleichen Dank und Beyfall, als wie die seitherigen Leistungen des talentvollen Verfassers erwerben wird. Zugleich bildet dieser noch ungedruckt gewesene Roman (dessen 2ter Band in einigen Wochen erscheint) eine Fortsetzung der „Novellen und Erzählungen von Wilh. Blumenhagen," wovon die beyden ersten Bände (à 1 Thlr. 16 gGr. jeder) bereits in den Bücher-Sammlungen für schöngeistige Unterhaltungslektüre und in den Lesezirkeln und Leih-Bibliotheken eine willkommene Aufnahme fanden.

Der Verleger erlaubt sich, auf folgende sehr billige metrische Uebersetzung des Tasso aufmerksam zu machen:

Torquato Tasso's befreytes Jerusalem, übersezt von Hauswald. gr. 8. mit 2 sehr schönen Kupfern. Halle bey Anton. Neue Ausgabe. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Auch neben Gries meisterhafter, mehr wörtlicher Uebersetzung des classischen Gedichts von Tasso wird diese Bearbeitung, welche dem deutschen Helden Carl geweiht ist, zur Freude der Leser bestehen können. Sie hat sich nicht streng an die Worte des Originals gehalten, auch sind die Verse nicht die regelrecht gemessenen, in geschlossener Form sich bewegenden Octaven, sondern mehr ein freyes Sylbenmaß, dem ähnlich, das Wieland in seinen romantischen Heldengedichten angewendet hat und nach ihm andere. Aber die Uebersetzung giebt das Original in einem leichten Flusse der Rede wieder und darf daher eine rechte Verdeutschung genannt werden.

Dieselbe ist in allen Buchhandlungen zu haben.

So eben hat die Presse verlassen:

ROSENMUELLERI, Dr. E. F. C., Scholia in Vetus Testamentum Partis VIIIae Vol. 2. (Jeremiae Vaticinia et Threni Vol. 2um). 8 maj. 1827. Druckpapier 2 Rthlr. 15 Gr. Schreibpapier 3 Rthlr. 4 Gr. Berliner Papier 3 Rthlr. 8 Gr. Velinpapier 3 Rthlr. 16 Gr.

Sämmtliche bis jezt erschienene Theile, nämlich: Pars I. Vol. 1. (Pentateuchus. Vol. 1. Genesis.) Pars I. Vol. 2. (Pentateuchus. Vol. 2. Exodus.) Pars II. (Pentateuchus. Vol. 3. Leviticus, Numeri, Deuteronomium.) Pars III. Vol. 1. 2. 3. Jesaiae Vaticinia. Pars IV. Vol. 1. 2. 3. Psalmi. Pars V. Jobus. Pars VI. Vol. 1. 2. Ezechiel. Pars VII. Vol. 1. 3. 4. (von Vol. 2. wird die neue Auflage in wenigen Wochen fertig.) Prophetae minores. Pars VIII. Vol. 1. 2. Jeremiae Vaticinia et Threni kosten auf Druckpapier 45 Rthlr. 19 Gr. Schreibpapier 55 Rthlr. 8 Gr. Berliner Papier 59 Rthlr. 8 Gr. Velinpapier 65 Rthlr. 4 Gr.

Der Druck von Pars IX., die Salomonischen Schriften enthaltend, beginnt in einigen Wochen, Pars X. und folgende werden den Daniel und die historischen Schriften in sich fassen und möglichst bald erscheinen.

Leipzig, im März 1827.

Joh. Ambr. Barth.

Auf vielfältige Veranlassung habe ich mich entschlossen, eine wohlfeile Taschenausgabe von Kotzebue's sämmtlichen dramatischen Werken zu drucken. Eine Anzeige davon wird in allen deutschen Buchhandlungen ausgegeben. Nur bemerke ich kürzlich; daß diese Ausgabe nicht allein die bisher in 28 Bänden seiner Schauspiele enthaltenen Stücke und seine dramatischen Almanach's; sondern auch noch 7 andere Schauspiele enthält, welche zerstreut in seinen andern Schriften standen. Auch erhält diese Taschenausgabe vor den Taschenausgaben anderer Werke den Vorzug, daß ich zu jedem Theile ein Titelkupfer liefere. Noch läßt sich die Stärke desselben nicht genau bestimmen, indessen verspreche ich, daß die ganze Pränumeration höchstens 14 Rthlr. kommen wird; alles, was ich dafür liefere, kostete bisher 80 Rthlr.

Die Pränumeration für die ersten 12 Theile ist 3 Rthlr. 12 Gr. Der Pränumerations-Termin dauert bis zum 31sten Oktober, und die erste Lieferung erfolgt sodann im Dezember.

Leipzig, den 1. Mai 1827.

Paul Gotthelf Kummer.

Nro. 17.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 7.

An Pestalozzi's Freunde!

Seitdem unser Pestalozzi in die Wohnungen des Lichtes und Friedens eingegangen ist, haben die Stürme der Leidenschaft, die sein Herz bis zum Brechen bewegten und erschütterten, auch am Grabe nicht aufgehört, nieder zu reißen, wo die Liebe, deren himmlischer Geist das gebrochne Herz einst so mächtig durchdrang, versöhnend und Friede bringend, zu neuem Aufbaue sich hätte anschicken sollen. Wohl hat, wer dem großen und unsterblichen Manne in dem lezten Jahrzehende und in den lezten Kreisen seines Wirkens naher trat oder länger nahe stand, mit Schmerz und Kummer die vielfachen Verirrungen, die leidenschaftliche Befangenheit, Unselbstständigkeit und Ungerechtigkeit des unfreyen Greises betrauert und erkannt, daß er an der Zerstörung des früherhin so schönen Wirkungskreises einen großen Theil der Schuld trug. Aber — wer ohne Schuld ist, hebe den Stein auf! Ihm ist viel vergeben, denn er hat viel geliebt! Die Schatten in seinem Leben werden von dem Lichte, das aus seinem Geiste segensvoll für seine Mitwelt sich ergoß, weit überstrahlt, und wer es wagen wollte, ihn zu richten und zu verdammen, müßte zunächst ein Herz voll großer und reiner Liebe mit Thaten der Liebe, wie Er, aufzuweisen haben. Aber wer in der Liebe lebt, richtet nicht, eifert nicht, läßt sich nicht erbittern, freut sich nicht der Ungerechtigkeit, freut sich aber der Wahrheit. Und so laßt uns, Freunde des am Geiste und Werke der Liebe großen Schweizers, der Wahrheit uns freuen, daß sein Leben ein hoher Segen Gottes für uns, für diese Zeit, für das ganze Geschlecht war und ist, daß es, erhellend die Bahn einer freyen, naturgemäßen und reinmenschlichen Erziehung und Bildung, in alle Verhältnisse des Lebens, nicht nur der Häuslichkeit und Schule, sondern des Staates und der Kirche selbst, tiefeingreifende und bleibende Segnungen verbreitete. — Der Mensch Pestalozzi hat die Kämpfe geendet. Auch bey ihm ist der Tod verschlungen in den Sieg, und das Sterbliche hat angezogen die Unsterblichkeit. Der freye Geist, geläutert und verklärt, lebt im Lichte der Wahrheit, nach dem er sich sehnte, und in der Ruhe des himmlischen Friedens. Von dort begrüßt er uns Alle mit dem Gruße der Seligen: „Friede sey mit euch." Ja Friede, Friede mit Dir und uns, du Verklärter und Herrlicher! Laut sehnt sich das Herz, das Dich liebt und verehrt, nach diesem Frieden. Es fühlt und erkennt auch seine Schuld gegen Dich: die Dir nahe standen, Dein Vaterland und Dein Geschlecht ist in der Liebe Dir noch Vieles schuldig geblieben. Für die Liebe aber, die ja nimmer aufhört, ist, Gottlob! auch immer noch Raum, und immer Zeit, und was wir Dir schuldig blieben, alter theurer Vater Pestalozzi, das wollen wir Dir, verklärter und hoher Geist Pestalozzi, im geistigen und liebenden Fortbaue an deinem Werke, so lange wir noch wandeln im Lande des Kampfes und Stückwerks, treulich zollen. Die lezte Hoffnung deines erlöschenden Lebens soll nicht zu Schanden werden *).

Edle und ehrwürdige Freunde Pestalozzi's, ich irre mich nicht, wenn ich mit meiner dankbaren und unauslöschlichen Liebe der euern entgegen zu kommen glaube, indem ich auf öffentlichem Wege die Loosung zu einer Vereinigung zu geben wage, deren Zweck sey, in vereinter Wirksamkeit unserer Liebe dem Verklärten ein Denkmal zu setzen, seiner würdig, und den Bestrebungen seines Lebens gemäß. Es ist gewiß kein heiterer Traum nur, wenn ich mir denke, daß auf meine Anregung und Bitte viele edle, dem Freunde der Menschheit im Geiste und Herzen verwandte Männer, mir die Hand bieten werden, und in den verschiedensten Theilen des deutschen Vaterlandes und der Schweiz nicht allein, sondern auch andrer Länder, einen Mittelpunkt der Theilnahme und Wirksamkeit für die Zwecke eines solchen Vereins zu bilden; ich irre mich nicht, wenn ich hoffe, daß Tausende mit mir das Gleiche wünschen, und in ihren Herzen bewegen, und daß ich nur laut ausspreche, was an der Zeit ist und aus dem Geiste einer dankbaren Mitwelt redet. Kein Denkmal aus Stein oder Erz ist eines solchen Helden für seine großen und treuen Kämpfe zum Wohle der Menschheit würdig. Aber das, was seiner Liebe und seines Strebens ursprüngliches und herrliches Ziel war, in einer festbegründeten Anstalt auf ferne Jahrhunderte zu bringen, für Kinder der Armen und Verlassenen im Volke ein Erziehungshaus zu stiften, in welchem sein Geist und seine Liebe walte und in immer kräftiger Wirksamkeit segne, das ist ein Denkmal, in dem der verklärte Geist selbst ein würdiges Opfer unsrer Liebe erkennen würde. — Und so nahe ich mich und begrüße Euch aller Orten voll Ehrfurcht und Vertrauen, würdige und liebe Männer, durch das Band einer lauteren Liebe und Verehrung für den unsterblichen Mann mit mir vereint und bitte Euch, reichet Herz und Sinn, Wort und Hand dem Werke so freudig dar, als ich es freudig und vertrauend in Eure Hände lege; laßt uns, ein Jeder in seinem Kreise, die Neigung der von Liebe erfüllten und dankbaren Zeitgenossen ergreifen, laßt uns einsammeln Gaben der Liebe, ausdauernd und im frohen Vertrauen, um vom Ertrage zu seiner Zeit, ein Pestalozzisches-Armen-Erziehungshaus zu gründen, das, so Gott es will, auf fernste Jahrhunderte Segen verbreite und als ein heilbringendes Denkmal dastehe, wie eine dankbare Mitwelt des großen Kinder- und Armen-Freundes Verdienste ehrte. Wem es sein Herz gebeut, in seinem Lande, an seinem Orte ein freudigthätiges Werkzeug für diesen Zweck zu seyn, den bitte ich, mich seine liebevolle Bereitwilligkeit schriftlich wissen zu lassen. Es ist zuvörderst nöthig, daß ein solches Werk einen Einigungspunkt habe. Leichter wird dann die gemeinsame Verständigung über das Nä-

*) Pestalozzi's lezte Worte in „seinem lezten Willen" sind: „Möge der Friede, zu dem ich eingehe, auch meine Feinde zum Frieden führen! Auf jeden Fall verzeihe ich ihnen. Meine Freunde segne ich, und hoffe, daß sie in Liebe des Vollendeten gedenken, und seine Lebenszwecke, auch nach seinem Tode noch, nach ihren besten Kräften fördern werden."

here und Zweckgemäße der Mittel und der Ausführung. Aus Vieler gutem Rathe wird leicht der beste erlesen. Die Theilnahme, der glückliche Erfolg ist so gewiß, als die Liebe und der Dank gewiß ist, der in vielen Tausenden lebt, welche die Segnungen erkannten, die Pestalozzi's Leben der Mit- und Nachwelt brachte. Es werden, von den weisesten Staatsmännern bis zu den Kindern der Schulen hinab, frohe und vielfache Opfer dargereicht werden. — Könnte dann nicht die Wiederkehr des Geburtstages Pestalozzi's, der 12. Januar des kommenden Jahres, für die dankbare Jugend Deutschlands und der Schweiz als eine Todten- oder vielmehr Lebens-Feyer des Verklärten, zugleich zu allgemeineren Einsammlungen für diesen, unserer Liebe würdigen Zweck benutzt werden? Doch alles Besondere und Einzelne lehret besser die kommende Zeit und des Werkes Entwicklung. Möge recht bald ein bereitwilliges Entgegenkommen und eine freundliche Handreichung Vieler mein Vertrauen und meine Hoffnung rechtfertigen! Möge Gott dem Beginnen Segen und Gedeihen geben!

Dresden, am 27. Mai 1827.

Karl Justus Blochmann,
Direktor einer Erziehungs-Anstalt in Dresden.

Von der so äußerst wohlfeilen Taschenausgabe (das Heft zu 15 kr.) des wichtigen Originalwerkes

Geschichtskunde
von der Regierung Friedrichs des Großen bis auf unsre Zeit, oder von dem Jahr 1740 bis zum Jahr 1830,

ist so eben des ersten Bandes drittes Heft, mit dem lithographirten Bildniß Moritz Marschall von Sachsen, erschienen.

Auf dieses höchst interessante Werk, das sich schon bey seinem Beginnen einer Aufnahme von vielen Tausenden erfreut, kann man fortwährend auf jedem löbl. Postamt und Zeitungsexpedition, so wie in jeder Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz unterzeichnen. Der äußerst billige Preis von 15 kr. für jedes 7 bis 8 Bogen starke Heft hat jedoch nur bis zum 1. Juli d. J. Statt; nachher tritt der erhöhte Ladenpreis ein.

Frankfurt, den 16. Mai 1827.

Heller und Rohm, Verleger.

Subscriptions-Anzeige.

Braga.

Vollständige Sammlung
aller klassischen und volksthümlichen
Deutschen Gedichte
aus dem 18. und 19. Jahrhundert,
herausgegeben von
Anton Dietrich.
Mit einer Einleitung
von
Ludwig Tieck.

In 9 Lieferungen zu 2 Bändchen, das Bändchen 8 gl.

Unter diesem Titel wird in unterzeichneter Verlagshandlung eine Sammlung deutscher Gedichte erscheinen, welche die Worte: vollständig, klassisch, volksthümlich, und den wohlfeilen Preis, für welchen sie zu haben seyn wird, nicht blos zu einem anlockenden Aushängeschilde braucht, sondern ein längst gefühltes Bedürfniß des deutschen Publikums zweckmäßiger, als bisher, ja möglichst vollkommen zu befriedigen, geeignet ist. Diese Sammlung wird keinesweges ein Nachdruck, wie es mehr oder weniger jede Auswahl deutscher Gedichte ist, die man als oberflächlichen Auszug aus jedem Dichter in kleinen Bändchen und Lieferungen zusammenstellt, sondern ein 1) nach den besondern Dichtungsarten (von denen die Romanzen und Balladen den Anfang machen werden) und 2) in diesen Abtheilungen wieder chronologisch geordnetes Ganzes, ein Werk seyn, welches zugleich für die Geschichte der deutschen Poesie von desto höherer Wichtigkeit ist und für alle Kenner und Freunde derselben ein um so größeres Interesse haben wird, je weniger bey der reichen Auswahl auf den Geschmack einer einzelnen ästhetischen Schule einseitig Rücksicht genommen, je sorgfältiger vielmehr Alles beachtet wird, was den Entwickelungsgang der deutschen Poesie durch die ganze neuere Periode unsrer Literatur nach allen seinen Richtungen charakterisirt. Die äußere Ausstattung dieses Werkes wird den Forderungen jedes Gebildeten entsprechen und eines deutschen National-Werkes würdig seyn; zugleich aber soll der Ankauf desselben durch einen möglichst billigen Subscriptions-Preis und durch das Erscheinen in Lieferungen zu zwey Bändchen, à 15 Bogen, deren Versendung alle zwey Monate (vom Ende Mai's an) pünktlich erfolgt, erleichtert werden. Das Format wird das kleinste Oktav seyn, um diese Sammlung zugleich als Taschenausgabe brauchbar zu machen; auch wird sie mit den neuesten Lettern und ohne kleinliche Oekonomie gedruckt. Die erste Lieferung ist bereits unter der Presse.

Für jedes Bändchen ist der bey der Ablieferung zu entrichtende Subscriptionspreis:

Ausgabe auf feinem weißen Druckpapier:
8 Groschen sächs. = 10 gGr. = 36 Kr. rhein.
Ausgabe auf Velinpapier:
12 Groschen sächs. = 15 gGr. = 54 Kr. rhein.

Subscriptionssammler erhalten auf 10 Exemplare das 11te frey. Vom Erscheinen der zweyten Lieferung an wird die Subscription geschlossen und ein höherer Preis eintreten.

Dresden, im April 1827.

Wagner'sche Buchhandlung.

A. W. Ifflands
theatralische Werke.
Auswahl in 11 Bänden.
Wohlfeile Ausgabe in Taschenformat, wie Klopstocks, Wielands und Shakespeare's Werke.

Die Kritik unserer Zeit hat über Ifflands dramatische Werke als Dichtung für die Bühne manches Nachtheilige gesagt; die Theater-Vorsteher klagen, daß solche die Kasse nicht mehr füllen, weil Schaulust im Theater die Hauptsache geworden ist. Ich weiß das gar wohl, glaube aber doch, vielen Wünschen zu entsprechen, indem ich diese Auswahl der Ifflandschen Dramen in einer wohlfeilen Ausgabe ankündige, aus folgender Ansicht:

Ifflands Freunde, zu denen auch ich gehöre, wissen, daß er behauptete, das Theater müsse nicht allein auf das Vergnügen und den Geschmack, sondern auch auf die moralische Bildung des Volks wirken. Zu diesem Zweck

benutzte er als Schriftsteller sein Talent, seine, in der hohen und niedern Welt erworbene, große Menschenkenntniß, und seine Kunst. Er hatte Witz, Laune, Beredsamkeit, inniges Gefühl, feinen Ton, und verstand die Sprache des Herzens. Der aufmerksame Leser wird gestehen müssen, daß Iffland in keinem seiner Stücke Unkraut in das unschuldige Herz gesäet hat, und wird sich oft wahrhaft gestärkt, erhoben, und innig gerührt fühlen. Die Tugend ist immer würdig dargestellt, Laster und Verbrechen sind scharf gegeißelt, Fehler in ihr wahres Licht gestellt. In jeder Sittenschule, bei Erziehung und Ausbildung zum Seelenadel können diese Werke als Hülfsmittel gebraucht werden, die zugleich Ergötzung und Erheiterung gewähren.

Die Auswahl

besteht in 11 Bänden; jeder ungefähr 20 bis 24 Bogen, wovon die ersten 0 Bände zu Ende Oktober d. J. erscheinen, damit sie noch als Weihnachtsgeschenk für die Jugend benutzt werden können; die übrigen 5 Bände werden zu Ostern 1828 an die Pränumeranten abgeliefert. Diese 11 Bände enthalten folgende Stücke:

I. Band. Albert von Thurneisen. Verbrechen aus Ehrsucht. Der Komet. II. Bd. Die Jäger. Der Spieler. III. Bd. Bewußtseyn. Reue versöhnt. IV. Bd. Frauenstand. Hausfrieden. V. Bd. Herbsttag. Leichter Sinn. VI. Bd. Elisa von Valberg. Erinnerung. VII. Bd. Der Mann von Wort. Die Hagestolzen. VIII. Bd. Die Aussteuer. Die Reise nach der Stadt. IX. Bd. Das Erbtheil des Vaters. Die Advokaten. X. Bd. Dienstpflicht. Der Vormund. Vaterfreude. XI. Bd. Die Höhen. Scheinverdienst.

Bis zur Michaelis-Messe d. J. kosten diese 11 Bände 3 Rthlr. 18 Gr. sächs. gegen Vorausbezahlung; nach dieser Messe 5 Rthlr. Ich verspreche reinlichen Druck, weißes Druckpapier und sorgfältige Korrektur.

Alle Buchhandlungen nehmen Pränumeration an; andere Sammler erhalten auf 6 Exemplare das 7te frey.

Ifflands sämmtliche Werke in 8. 16 Bände mit Kupfern, nebst Ifflands Portrait, sind bei mir noch immer für 18 Rthlr. zu haben.

Eilf schöne Kupfer in guten Abdrücken auf Schweizerpapier zu Ifflands sämmtlichen Werken, von den trefflichen Künstlern W. Böhm und Jury, sechs von dem erstern und fünf von dem letztern nach Ramberg, auch Ifflands ähnliches Porträt von Bolt gestochen, in Octav (nicht in Taschenformat) sind bey mir für 2 Rthlr. 12 Gr. besonders zu haben.

Leipzig, im Mai 1827.

G. J. Göschen.

Bey Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historische Erzählungen, aus den Pariser Salons, von Musset-Pathay. Deutsch bearbeitet von Fr. Gleich. 2 Bände, Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rheinl.

Das Literaturblatt Nr. 89 zum Morgenblatt 1826 spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Dieses Buch hält mehr als es verspricht, denn statt „willkürlich mit der Zeitgeschichte durchflochtener Romän„chen giebt es uns einzelne Gemälde von Gegenständen „aus der Zeitgeschichte, in einen ähnlichen Rahmen gefaßt, „wie der, dessen sich Goethe bey seinen „Auswanderern“ „bediente. — In verschiedenen Abschnitten werden als „Vorwürfe gesellschaftlicher Unterhaltung folgende Gegen„stände erörtert: Familienleben der heutigen Zeit, in „einigen, verschiedene Ueberschriften tragenden, Kapiteln; „über die Sittenlosigkeit der Weiber unter den beyden letzten „Ludwigen vor der Revolution, und über die literarischen „gesellschaftlichen Zirkel, eine sehr anziehende Zusammen„stellung, welche es begreiflich macht, wie aus diesen „zahlreichen Feuerheerden lebendiger, kühner und auch „rücksichtsloser oder schlechtgereifter Ideen sich die Funken „durch ganz Frankreich verbreiten mußten; ein sehr auf„regender Abschnitt über die Jesuiten unter der Auf„schrift la rotonde et le coupe (zwey verschiedene Plätze „der französischen Postwagen); und eine bittere Kritik der „Amtsführung der heutigen Minister.“

Vermischte Gedichte
der
Geschwister Stäudlin.
(Gottlieb Friedrich, D. Carl Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte.)
Herausgegeben
von
einem Freunde der Familie.

Sie erscheinen Ende Juli in 2 Bänden jeden zu 10 bis 12 Bogen in Druck und Format (gr. 12.) wie Matthisson's Gedichte; da wir indeß noch keinen Ladenpreis bestimmen können, so wollen wir für diejenigen, welche ihre Bestellungen bey uns oder in jeder andern Buchhandlung vor Beendigung des Drucks machen, folgende niedrige Preise bestehen lassen:

Ausgabe auf Druckpapier. 2 Theile. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 gGr.

Ausgabe auf Velinpostpapier. 2 Theile. 3 fl. oder 2 Thlr.

welche nachher wenigstens um ein Drittel erhöht werden.

Stuttgart, im Mai 1827.

Sonnewald'sche Buchhandlung.

Anzeige für Pferdeliebhaber.

Abbildungen
sämmtlicher
Pferde-Raçen
nach dem Leben gezeichnet, lithographirt und herausgegeben von
Rudolph Kuntz,
mit naturhistorischer Beschreibung von
E. d'Alton.
(Im Selbstverlag des Herausgebers in Karlsruhe 1827.)

Die erste Lieferung in groß Quer-Folio ist bereits erschienen; sie enthält, nebst Umschlag, Titel- und Zueignungsblatt, Vorrede und Einleitung des naturhistorischen Textes, mit sechs Blättern Abbildungen. Kunstfreunde belieben sich wegen der Subscription an den Unterzeichneten oder an Herrn Kunsthändler Velten dahier, auch an alle gute Buch- und Kunsthandlungen zu wenden; welchen auf Verlangen Exemplare zur Einsicht zugesendet werden sollen. Der Preis für jede Lieferung, deren noch fünf, höchstens von 6 zu 6 Monaten, nachfolgen und, neben dem fortlaufenden Text, jedesmal sechs Abbildun-

gen enthalten, ist: 3 Dukaten oder 16 fl. 30 kr. im 24-Gulden-Fuß. Abgabe und Versendung guter Abdrücke für die Subscribenten geschieht nach der Subscriptions-Ordnung, daher um deutliche Namens-Unterschrift gebeten wird. Die lezte Lieferung soll noch als Zugabe das Skelet eines gut gebauten Pferdes enthalten; auch erscheint binnen kurzer Zeit eine besondere Ausgabe des nämlichen Werkes in französischer Sprache.

Karlsruhe, im Mai 1827.

Rudolph Kuntz, Maler.

Bey Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise nach Madrid, im August und September 1826, von Adolf Blanqui. Aus dem Französischen von Gustav Sellen. Preis 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Diese Reise, allein in der Absicht zu beobachten unternommen, giebt ein lebendiges Bild von dem kläglichen Zustande dieses unglücklichen Landes; Blanqui wollte ganz Spanien bereisen, allein die Polizey fand es für gut, den Lauf seiner Beobachtungen in Madrid zu hemmen, das gegenwärtig einer afrikanischen Stadt gleicht, zu der man sich durch Wüsten und Räuberbanden durchschlägt! — Er giebt übrigens auch sehr wichtige — bis jetzt noch unbekannte, durch Aktenstücke belegte — Aufschlüsse über das Benehmen der Cortes im Jahre 1823, und beschließt sein Werk mit interessanten Bemerkungen über die spanischen Schaafheerden.

So eben ist erschienen:

Friedrich Buchholz

über die allzuweit getriebene Furcht vor den Proselytenmachern, und über die allzugeringe Achtung vor dem Geist der Wissenschaft. Preis geh. 5 gGr.

Berlin bey Th. Chr. Fr. Enslin.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Liebe und Irrthum

von

Clauren.

8. Preis 1 Rthlr.

Ein neues freundliches Geschenk für die gebildete Lesewelt. Wer sich am heitern Conversationston, an angenehm verwickelten Lebensverhältnissen gern ergözt, welche das vielgestaltete Leben in seinen anziehendsten Situationen zeigen, der findet hier volle Befriedigung. — Doch wozu noch eine preisende Auseinandersetzung alles dessen, was ein Blick auf den Titel und in das Büchlein von selbst verheißt?!

Ganz neu erschienen und in alle Buchhandlungen versandt ist:

Des jungen Feldjägers Landsmann gefangen und strandend.

Eingeführt von Goethe.

Leipzig bey Friedrich Fleischer,

sauber geheftet 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieses Bändchen ist auch als 4s Bändchen des jungen Feldjägers zu betrachten, und wird den vorhergegangenen an Interesse gewiß nicht nachstehen. Der Preis aller 4 Bändchen ist 4 Rthlr.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und Oestreichs zu haben.

Bey J. W. Boicke in Berlin ist erschienen:

Ueber Insektenschaden in den Wäldern, die Mittel ihm vorzubeugen und seine Nachtheile zu vermindern

von

D. W. Pfeil.

Preis geh. 8 gGr.

In dieser Schrift sind nicht, wie gewöhnlich geschieht, die Mittel, die schädlichsten Waldinsekten zu vertilgen, allgemein angegeben, sondern sie enthält diejenigen, welche bey jeder Raupengattung besonders anwendbar sind, so wie Bestimmung der Zeit, wo die Anwendung statt finden muß. Zugleich sind die Kennzeichen genau angegeben, woran man die ungewöhnliche Vermehrung der Waldinsekten zeitig genug erkennen kann, so wie auch darin die Behandlung des beschädigten und getödteten Holzes gelehrt ist, um den Nachtheil des Insektenschadens möglichst zu verhindern.

Sie behandelt daher ihren Gegenstand weit vollständiger und richtiger als bisher noch in irgend einer Schrift geschehen.

Bey einem Werk, das fast alle Zeitungen und politischen Nachrichten als höchst merkwürdig erwähnten, und an dem das Publikum in Deutschland und Frankreich so viel Theil nimmt, bedarf es nur der Anzeige, daß dasselbe nun mit dem 2ten Band beendigt ist, und dann an die zahlreichen Interessenten versandt wird:

Manuscript vom Jahre 1812.

Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres, als Beytrag zur Geschichte des Kaiser Napoleon, von Baron Fain, damaligem Cabinets-Sekretär und Archivar.

Rechtmäßige deutsche Ausgabe von C. Klein und Belmont. 3 Rthlr., mit Karten 4 Rthlr.

Eben so wird nun an die Pränumeranten und Subscribenten versandt, vorerst das 2te Bändchen (384 S.) vom

Deutschen Dichtersaal,

von Luther bis auf unsere Zeiten, Biographie, Charakteristik und Auswahl ꝛc. In Taschenformat das Bändchen 12—16 Gr., in Oktav 18 Gr. — 1 Rthlr. Die Lieferung von 4 Bändchen 1 Rthlr. 16 Gr. — 2 Rthlr. 8 Gr. — 2 Rthlr. 16 Gr. und 3 Rthlr. 12 Gr.

Ernst Kleins Literarisches Komptoir.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Adelgis. Trauerspiel von Manzoni, a. d. Ital. übersezt von K. Streckfuß. Velinp. Berlin bey T. Trautwein. Preis brosch. 21 gr.

Die günstige Meinung, welche Goethe in seiner Vorrede zu der in Jena erschienenen Ausgabe der Werke dieses Dichters über das Original und die vorangezeigte Uebersetzung ausgesprochen hat, wird dem Buche in aller Hinsicht zur genügenden Empfehlung dienen.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Erwiederung.

In Nr. 102 der Zeitung für die elegante Welt sagt ein Herr K., es sey eine neue Entdeckung, und doch gar zu arg, daß das Wort Chirurgie von Chiron herkommen solle, wie ich in meiner Uebersetzung von Chateaubriand's Reise nach Jerusalem behauptete.

Was das Neue der Entdeckung betrifft, so würde Hr. K. sie nicht für etwas solches ausgeben, wenn er den Artikel Chiron im Conversationslexikon (von Brockhaus) und in mehrern mythologischen Wörterbüchern nachgelesen hätte; denn er würde dort schon diese Behauptung gefunden, daher schon längst sein: „das ist doch gar zu arg!" in die Welt gerufen haben.

Was aber die Etymologie des Wortes Chirurgie betrifft, so ist es allerdings weder neu noch unbekannt, daß es von χειρ (die Hand) herzuleiten sey. Dem Hrn. K. wird eben so wenig unbekannt seyn, daß Chiron oder Cheiron, der Erfinder und erste Lehrer der Heilkunst, seinen Namen von seiner geschickten Hand (χειρ) erhielt. Wo wäre nun etwas Ungereimtes in der Angabe, die Kunst selbst habe nach ihm (mit Beybehaltung derselben Etymologie) ihre Benennung erhalten?

Die flüchtigen Anmerkungen in meiner Uebersetzung Chateaubriand's sollen nur Andeutungen für das größere Publikum seyn, sie sind aber gar nicht für gelehrte Männer, wie Herr K., welcher besser als ich wissen wird, was von Cheirons und seines Schülers Asklepios wirklicher Existenz, von seiner Kentauren-Abstammung, von seinem Mythus überhaupt zu halten sey, und darüber längst Böttiger, das große Etymologikum, Plutarch, Plinius u. s. w. zu Rath gezogen haben wird. Ich beschränke mich als Ungelehrter auf die bescheidene Rechtfertigung, daß ich nur in den Noten gebe, was schon vor mir gedruckt worden, und auf die Bemerkung, daß Herr K. füglich gehaltvollere Lesefrüchte den Lesern der Zeitung für die elegante Welt auftischen könnte.

von Kronfeld.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind zur Ostermesse dieses Jahrs erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Annalen, neue allgem. polit., 22r — 24r Bd. 12 Hefte. gr. 8. br. 9 fl.

Bearner, der kleine, ein moral. Lesebuch für die Jugend. 1r Bd. 8. 48 kr.

Correspondenzblatt des würt. landwirthsch. Vereins. 1827. 12 Hefte. 8. br. 3 fl.

Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien. 2r Bd. 8. 3 fl.

Evangelium, das, des h. Matthäus in der hochdeutschen Sprache des 9ten Jahrhunderts. Aus dem Oxforder und St. Galler Texte der übersetzten Evangelien-Harmonie Tatians, zum Gebrauch bey Vorlesungen, zusammengestellt von J. A. Schmeller. gr. 8. 1 fl.

Fouqué, Fr. de la Motte, Gedichte. 5r Bd. gr. 8.
Schrbpr. 3 fl. 24 kr.
Druckpr. 2 fl. 30 kr.

Goethe, v., über Kunst und Alterthum. 6r Bd. 1s Heft. 8. br. 2 fl. 36 kr.

— — sämmtliche Werke, Taschen-Ausg. 1ste Lfrg. oder 1r — 5r Bd.
Prän.-Preis f. 40 Bde. Velinpr. 28 fl. 21 kr.; weiß Druckpr. 18 fl. 54 kr.
Prän.-Pr. in Liefrgn. berechnet, Velinpr. 32 fl. 24 kr.; w. Druckpr. 21 fl. 36 kr.

Graff, E. G., Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur, aus alten Handschriften. 1r Bd. 3s H. gr. 8. br. 1 fl. 48 kr.

Hartig, G. L. von, Lehrbuch für Förster und die es werden wollen. 3 Thle. Siebente verm. und verb. Auflage. gr. 8. 7 fl. 12 kr.

Herder, J. G. von, sämmtl. Werke, Taschen-Ausg. 1ste Lieferg. od. 1r — 6r Bd. Velinpr. Subscr.-Pr. 3 fl. 36 kr.
weiß Druckpr. 2 fl. 24 kr.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus und Hoffmann. 3ter Jahrg. 1827. 12 Hefte. gr. 8. br. mit Charten und Kupfern. 16 fl.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausg. von C. C. André. 1827. gr. 4. 16 fl.

Hug, Dr. J. L., Einleitung in die Schriften des neuen Testaments. 2 Thle. 3te verb. und verm. Auflage. gr. 8. 6 fl. 36 kr.

Humboldt, A. von, u. A. Bonplandt, Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 — 1804. 5r Thl. gr. 8. 6 fl. 45 kr.

Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. 1827. 1r Jahrgang. gr. 4. 21 fl.

Journal, polytechn., Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie rc., v. Dr. J. G. Dingler. 8r Jahrg. 1827. 24 Hefte. gr. 8. mit Kupfern. 16 fl.

Justiz-, Kameral- und Polizeyfama, allgem. deutsche, herausg. von Dr. Th. Hartleben. 1827. gr. 4. 9 fl.

Kunstblatt, herausg. von Schorn. 1827. gr. 4. 6 fl.

Literaturblatt, Jahrgang 1827. gr. 4. 6 fl.

Memminger, J. D. G., Beschreibung des Königreichs Würtemberg. 4tes Heft, enthaltend die Beschreibung d. Oberamts Riedlingen. gr. 8. br. Subscr.-Pr. 1 fl. 12 kr.

Morgenblatt für geb. Stände, Jahrg. 1827. gr. 4. 20 fl.

Mozin, Abrégé de la grammaire française. 4me Edit. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Richter, J. P. F., Selina, über die Unsterblichkeit. 2 Bdchn. 8. 3 fl.

Schmeller, J. A., bayrisches Wörterbuch, Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl als in der ältern und ältesten Provincial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein deutschen Schrift-Sprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet. 1r Theil. gr. 8. 5 fl.

Schwab, G., der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg, Handbuch für Reisende und

Freunde der Natur, Geschichte und Poesie. gr. 8. br. mit 2 Charten. 3 fl. 36 kr.
Sidons, C., die vereinigten Staaten von Nordamerika nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältniß betrachtet. Mit einer Reise durch den westlichen Theil von Pennsylvanien, Ohio, Kentucky, Indiana, Illinois, Missuri, Tenessee, das Gebiet Arkansas, Mississippi und Louisiana. 2 Thle. gr. 8. 4 fl.
Staatsakten, neueste, und Urkunden in monatlichen Heften, 7r — 10r Bd. gr. 8. 12 Hefte. 16 fl.
Taschenbuch für Reisende durch Würtemberg; mit einem Anhang über die besuchteren Bäder Würtembergs, einem Ortsregister und zwey lithographirten Abbildungen, auch auf Verlangen mit einer Charte. 12. br.
ohne Charte 1 fl. 24 kr.
mit Charte 2 fl.
Thibaudeau, le comte, histoire générale de Napoléon Bonaparte, de sa vie privée et publique, de sa carrière politique et militaire, de son gouvernement et de son administration, par l'Auteur des mémoires sur le consulat. Tom. I. et IV. gr. 8. br. 5 fl. 30 kr.
Thiersch, Fr. v., über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern. II. 1s — 3s Heft. gr. 8. br. 3 fl.
Wagler, Dr. Joannes, Systema avium, pars prima. 8. broch. 5 fl.
Zeitung, allgemeine. 1827. gr. 4. 16 fl.
Charte, topograph. von Schwaben, (Fortsetzung der Ammann- und Bohnenberger'schen Charte) von C. H. Michaelis. Nro. 10, 19 u. 20. Jedes Blatt 1 fl. 30 kr.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:
Historischer Versuch über die Revolution von Paraguay und die Dictatorial-Regierung von Dr. Francia. Ein Abschnitt der Reise nach Paraguay von J. R. Rengger und M. Longchamp. gr. 8. Mit einer Charte von Paraguay. Preis 1 fl. 45 kr.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber gelehrte Schulen, von Friedrich Thiersch. Zweyter Band. Die hohen Schulen mit besonderer Rücksicht auf die Universität in München. Dritte Abtheilung. Von den Gewährschaften freyer Studien und dem akademischen Lehrstande. Preis 1 fl. 24 kr.

Inhalt.

1. Von der Gewähr der Studienfreyheit im Allgemeinen. — 2. Von der Vorbereitung der akademischen Jugend. — 3. Von der akademischen Freyheit und ihren Folgen. — 4. Gefahren und Gewähr der akademischen Freyheit gegen ihre Ausartung. Verhältnisse der Studierenden untereinander. — 5. Verhältniß der Studierenden zu den öffentlichen Behörden. — 6. Von dem akademischen Lehrstande im Allgemeinen und von der Curatel. — 7. Von den Verhältnissen der akademischen Lehrer. — 8. Von den Privatdocenten. — 9. Die Honorarien. — 10. Verkehr zwischen Lehrern und Studierenden. Wissenschaftliche Vereine. Akademische Würden. Endprüfungen. — 11. Nachträgliche Bedenken über freye Studien, über ihr Gewähr und über die Vereinigung der allgemeinen mit den besondern. — 12. Ueber das Verhältniß der Religion zur Wissenschaft in Bezug auf das Gedeihen freyer Studien.

Neue allgemeine politische Annalen. Vierundzwanzigster Band. Erstes und zweytes Heft.

Neueste Staatsakten und Urkunden in monatlichen Heften. Siebenter Band. Erstes Heft.

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrgang 1827. Erstes Juniheft.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staaten-Kunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Dritter Jahrgang. 9ten Bandes 5r Heft. Des fünften Heftes erste u. zweite Abtheil. Pr. für den ganzen Jahrgang in 12 Heften 16 fl. Mai 1827.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftl. Vereins. Eilfter Band. April 1827.

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. April 1827.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Chr. K. André. Mai 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Uebersetzung von
Organographie végetale par De Candolle. 2 T. avec 60 planches.
ist nun unter der Presse. Der Inhalt dieses Werkes: Beschreibung des Baues und der Organe der Gewächse, ihrer Entstehung, Bildung, Form und Ausartung, ist von so hoher Wichtigkeit und wegen der Neuheit und Gründlichkeit der Bearbeitung des rühmlichst bekannten Botanikers von solchem Werthe und Interesse, daß es jedem wissenschaftlichen Botaniker unentbehrlich seyn wird.

Die Uebersetzung, welche Hr. F. Dr. Meisner, ordentlicher Lehrer der Zoologie und Botanik zu Bern, mit Einverständniß und Mitwirkung H. F. De Candolle's besorgt, wird den Ansprüchen des deutschen gelehrten Publikums entsprechen.

Das Werk wird Einen Band in 8. geben, welchem sich die 60 Kupfertafeln anreihen. Die Abbildungen bey

unserer deutschen Uebersetzung werden so gut wie die Originale ausfallen.

Stuttgart im Juni 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dreßdner Morgen-Zeitung,
herausgegeben
von
Fr. Kind und K. C. Kraukling,
nebst
dramaturgischen Blättern,
von
Ludw. Tieck.

Diese Zeitschrift hat sich durch ihre Gediegenheit schon eine große Anzahl von Freunden erworben; es genügt, von den Mitarbeitern zu nennen: Carus, Philippine Engelhard geb. Gatterer, Fouqué, Gottschalk, Franz Horn, Fr. Kind, Dr. Lomler, v. Lüdemann, Fr. v. Raumer, Tieck, Tiedge, v. Weyrauch, Dr. Wolff und die Verfasserin von Juliens Briefen u. s. w.; von pseudonymen: Armstrong, Arthur vom Nordstern u. and.; auch haben die werthvollen und gewählten Mittheilungen aus dem schriftlichen Nachlasse eines Baggesen, Kästner, Heinr. v. Kleist, Johannes v. Müller, Jean Paul Fr. Richter, Rousseau, Schiller, Seume, A. Wall, Joh. Winkelmann, mit Recht die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums erregt. Von dieser Zeitschrift erscheinen in unterzeichneter Verlagshandlung wöchentlich 4 Nummern, und monatlich 2 Nummern der dramaturgischen Blätter, auf feinem Velin, mit vorzüglich schönem Druck, und den etwa nöthigen Kupfer- und Musikbeylagen. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an. Der Preis des ganzen Jahrganges ist 8 Thaler. Bis Ende Juni werden noch Bestellungen auf die zweyte Hälfte des Jahrganges (Preis: 4 Thlr.) angenommen.

Wagner'sche Buchhandlung
in Dresden.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das
Nibelungenlied.
Uebersezt von
Karl Simrock.

1r Bd.: Sigfriedens Tod. 2r Bd.: Chriemhildens Rache.
Preis 1 Thlr.

Ohngeachtet seines anerkannten Werthes ist das Nibelungenlied einem großen Theil des deutschen Volkes kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Dies kann nur aus dem großen Abstande zwischen der Sprache des neunzehnten Jahrhunderts und der des dreyzehnten erklärt werden, wodurch es auch dem redlich Wollenden unmöglich wird, dies deutsche Heldengedicht ohne Hülfe eines Lehrers zu verstehen. Hier ist eine Uebersetzung, in der, bey allem Streben nach Verständlichkeit und gewissenhafter Berücksichtigung der neuhochdeutschen Grammatik, dennoch die alterthümliche Farbe des Gedichts und die kindlich-naive Sprache erhalten sind, die dem Original einen so hohen Reiz verleihen. Da wir nun glauben dürfen, daß von den gebildeten Deutschen Viele sich das berühmteste Gedicht ihrer Vorzeit anschaffen werden, so haben wir, bey einer sehr anständigen Ausgabe, einen höchst billigen Preis gestellt.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Im Verlage der J. G. Calve'sche Buchhandlung in Prag sind so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Homer's Werke,
3r, 4r Band: Odyssee, 2 Bände.
Prosaisch übersezt von
Professor J. St. Zauper.

In Taschenformat, wie Schiller's, Klopstock's und Wieland's Werke. Prag, 1827. 20 Bogen stark. Sauber gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Der vielfältige Beyfall, den Prof. Zaupers prosaische Uebersetzung der Iliade im Heimathlande und in Deutschland erhielt, so wie der Wunsch, daß der durch eine so gemeinnützige Uebertragung Homer's beabsichtete Nutzen vollständig erreicht werden möge, vermochten den Verfasser, auch die Odyssee, in derselben Art und Weise behandelt, dem Publikum zu übergeben. Da hier Summarien, wie sie der Iliade aus Goethe's „Kunst und Alterthum," eingeschaltet sind, fehlten, so bemühte sich der Verfasser, solche auch für die Odyssee nach dem Muster der erstgenannten zu bearbeiten, welche gleichen Vortheil für Selbststudium und Auffindung einzelner Schönheiten des Klassikers darbieten. Die Verlagshandlung, welche dieses zweyte Werk dem ersten dem Aeußern nach ganz gleich ausstattete, hofft um so mehr Theilnahme, als schon mehrere Anfragen die gute Wirkung bezeugen, welche die Iliade in der Uebersetzung des vorgenannten Verfassers auf die Unterrichteten und sich zu unterrichten Strebenden gemacht habe.

Sammler von fünf Exemplaren erhalten das sechste gratis, dasselbe gilt auch von der im vorigen Jahre erschienenen Iliade, deren Preis für ein Exemplar gleichfalls 1 Rthlr. 12 gGr. beträgt.

Anzeige für Pferdeliebhaber.

Abbildungen
sämmtlicher
Pferde-Raçen
nach dem Leben gezeichnet, lithographirt und herausgegeben von
Rudolph Kuntz,
mit naturhistorischer Beschreibung von
E. d'Alton.

(Im Selbstverlag des Herausgebers in Karlsruhe 1827.)

Die erste Lieferung in groß Quer-Folio ist bereits erschienen; sie enthält, nebst Umschlag, Titel- und Zueignungsblatt, Vorrede und Einleitung des naturhistorischen Textes, mit sechs Blättern Abbildungen. Kunstfreunde belieben sich wegen der Subscription an den Unterzeichneten oder an Herrn Kunsthändler Velten dahier, auch an alle gute Buch- und Kunsthandlungen zu wenden; welchen auf Verlangen Exemplare zur Einsicht zugesendet werden sollen. Der Preis für jede Lieferung, deren noch fünf, höchstens von 5 zu 6 Monaten, nachfolgen und,

neben dem fortlaufenden Text, jedesmal sechs Abbildungen enthalten, ist: 3 Dukaten oder 16 fl. 30 kr. im 24 Gulden-Fuß. Abgabe und Versendung guter Abdrücke für die Subscribenten geschieht nach der Subscriptions-Ordnung, daher um deutliche Namens-Unterschrift gebeten wird. Die lezte Lieferung soll noch als Zugabe das Skelet eines gut gebauten Pferdes enthalten; auch erscheint binnen kurzer Zeit eine besondere Ausgabe des nämlichen Werkes in französischer Sprache.

Karlsruhe, im Mai 1827.

Rudolph Kuntz, Maler.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Damen-Bibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens. Einheimischen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet. Herausgegeben von Hofrath A. Schreiber. 3s und 4s Bändchen.

Der geringe Subscriptionspreis von 36 kr. pr. Bändchen, bleibt noch kurze Zeit offen. — Das 5te und die folgenden Bändchen werden eben so prompt erscheinen:

Der Barbier von Paris. Nach Ch. Paul de Kock. Aus d. Franz. 4 Bdchn. Subscr.-Pr., 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 14 gr.

Ferner hat die Presse verlassen, und wird versandt:

Erste Nahrung für Geist und Herz. Elementar-, Lehr- und Lesebuch zur Unterhaltung und zum stufenweisen Unterricht der Kinder vom sechsten Jahre an. Frey nach dem Englischen der Farly Lessons von Maria Edgeworth für die deutsche Jugend bearbeitet von Amalia Schoppe, geb. Weise. 4 Bände. Mit Kupfern. Geb. 8 fl. oder 5 Thlr. 8 gr.

Vivian Grey. Humoristischer Roman. Aus dem Engl. von F. L. Rhode. 3 Bändchen. Subscriptions-Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 4 gr.

Heidelberg, im Mai 1827.

C. J. Engelmann.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Luise von Halling.
In Briefen aus Südspanien.
von
Dan. Leßmann.
Zwey Theile. Preis 2½ Thlr.

Ein Roman, in welchem sich ein merkwürdiges Land, wie Südspanien, durch geistreiche Reflexionen und pikanten Humor spiegelt, wird bey dem Publikum seinen Beyfall nicht verfehlen. Der nordische Charakter begegnet dem südlichen in interessanten Verhältnissen, und so verschieden auch der Geschmack oder das Bedürfniß des Lesers seyn möge, ein jeder wird hier finden, was ihn fesselt und ergözt, und wird dem Verfasser für seine reich ausgestattete Gabe Dank wissen.

Berlin,

Vereinsbuchhandlung.

Bey Tob. Löffler in Mannheim ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gehres, S. F., Lebensbeschreibung von Dr. C. Ludw. Posselt, nebst mehreren noch ungedruckten Briefen desselben und biographischen Nachrichten von Durlachs denkwürdigen Männern, oder kleine Chronik von Durlach. 2r Thl. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Anzeige
für Maler, Bildhauer und Kunstliebhaber überhaupt.

Landons französische Kunstannalen.
Zweiter bis siebenter Band.
Im herabgesetzten Preis.

Der Unterzeichnete hat sich entschlossen, einen Vorrath der oben bezeichneten Bände dieses schätzbaren Kunstwerkes, wovon jeder bis jetzt fl. 11. oder Rthlr. 6. 8. kostete, zu einem bedeutend niedrigern Preis zu erlassen, überzeugt, daß es manchem Liebhaber willkommen seyn wird, sich, wenn auch nur theilweis, in dessen Besitz sezzen zu können, sobald ihm die Anschaffung erleichtert wird. Es kostet also, von jetzt an, so lange der nicht bedeutende Vorrath hinreichen wird:

der einzelne Band, wovon jeder über 70 Kupfertafeln enthält, fl. 3. 36. oder Rthlr. 2.,

der 2te bis 7te Band, zusammen genommen, Rthlr. 10. oder fl. 18.

Jede solide Buchhandlung nimmt Bestellungen an und wird in Stand gesetzt, die Bände um diese Preise portofrey abzuliefern. Vollständige Exemplare aller sieben Bände sind nur noch einige vorhanden, und können blos im bisher bestehenden Preis abgegeben werden.

Basel den 1. Juni 1827.

J. G. Neukirch.

Ankündigung.

So eben ist zu London, bey W. Raddon, Nro. 38., Sidmouth-Street, Grays Inn Road, und Hrn. Colnaghi, Cockspur-Street, von W. Raddon in der Linien-Manier gestochen, erschienen:

Ein Kupferstich,
von dem berühmten Gemälde des seligen Hrn. H. Füßli, Mitglied und Professor der Londoner Königl. Akademie, jezt im Besitze Ihrer Hochwohlgeboren der Gräfin von Guilford, genannt:

The Night Mare, (der Alp).
Größe des Kupfers, sieben Zoll bey neun.

Preise: Erste Abdrücke auf chines. Papier 1 L. 1 Sch. 6 D.
— — auf französ. Papier, 16 Sch.
Gewöhnliche Abdrücke 10 Sch. 6 D.

Nro. 19.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Napoleon Bonaparte,

dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privatlebens, seiner politischen und militärischen Laufbahn, seiner Regierung und seiner Administration,

von

Staatsrath Thibeaudeau.

Wir besitzen noch keine vollständige Geschichte Napoleons; nur die Schilderung seines militärischen Lebens läßt nach denen hierüber erschienenen Schriften wenig zu wünschen übrig.

An Hülfsmitteln zu einer solchen Geschichte fehlt es indessen keineswegs. St. Helena lieferte eine reichliche Erndte von Dokumenten, zahlreiche Werke vermehrten durch Aufklärungen, unbekannte Aktenstücke, vertrauliche Mittheilungen, den Schatz von Thatsachen, den wir in Napoleons eigenen Denkwürdigkeiten besitzen. Um aber den Mann, der zwanzig Jahre lang der Mittelpunkt war, um welchen sich die politische Welt zu drehen schien, so wie die Epoche, welche er durch die Ueberlegenheit seines Genies beherrschte, richtig zu beurtheilen, müßte man eben so sehr das Ganze als das Einzelne aller dieser Schriften inne haben.

Der Gedanke, alles wahrhaft Wichtige, das sie enthalten, in Ein Werk zusammen zu tragen, ist daher gewiß ein sehr glücklicher zu nennen; und die schwierige Aufgabe war nur, den geeigneten Mann dafür zu finden.

Auch dieß ist gelungen. Der Verfasser, dem diese große Aufgabe zu lösen anvertraut wurde, ist nämlich einer der Wenigen, welche den ersten Ereignissen von Napoleons politischem Leben, dessen Erhebung auf den Thron und seinem Sturz beygewohnt und zu den Staats-Einrichtungen, während Napoleon Frankreich regierte, mitgewirkt haben. Neben dieser seiner politischen Stellung, während der Republik und des Kaiserthums, gewähren sein rühmlich bekannter Charakter, seine Kenntnisse und Fähigkeiten, so wie die großen Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen und deren Sammlung und Verarbeitung seit vielen Jahren seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, hinlängliche Bürgschaft, daß wir von ihm eine mit kritischer Sichtung verfaßte vollständige und umfassende, aber auch getreue Geschichte Napoleons, einzig auf Thatsachen begründet, erhalten werden.

Sie ist nach offiziellen und Privat-Dokumenten, nach öffentlichen und geheimen Mittheilungen verfaßt, und statt denen, mehr oder minder getreuen Skizzen, in welchen Napoleon nach einigen aus Haß zu sehr herabgewürdigt, nach anderen aus Bewunderung zu sehr erhoben wurde, bietet diese allgemeine Geschichte von ihm ein Gemälde dar, in dem er sich durch seine Handlungen, seinen Briefwechsel, seine Proklamationen, seine Unterredungen, seine vertrauliche Mittheilungen, seine Schriften, selbst schildert. Bonaparte erklärt uns in derselben Napoleon, und der Kaiser lehrt den ersten Konsul kennen; mit einem Worte: es ist das Testament des größten aus der Revolution hervorgegangenen Mannes durch den größten Monarchen des Jahrhunderts niedergeschrieben.

Das Ganze wird 12 Bände enthalten, der Band von 20 bis 24 Oktav-Bogen wird für diejenigen, welche darauf unterzeichnen, für 48 kr. abgelassen, um diesem interessanten Werke durch einen sehr billigen Preis die möglichste Verbreitung zu bewirken.

Stuttgart und Tübingen, den 26. Juni 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen;

Karte von dem Königreiche Würtemberg, nach der neuen Landes-Vermessung im $\frac{1}{50000}$ Maßstabe, von dem K. statistisch-topographischen Bureau. Schichte VII. Nro. 4. 5. Blatt 1. 2. Mit K. Privilegium gegen jeden Nachstich.

Diese neue, in Zusammenhang mit der Landesvermessung stehende, Karte wird auf Befehl Sr. Maj. des jezt regierenden Königs von Würtemberg, von dem K. statist. topogr. Bureau herausgegeben. Sie ist nach ihrem Maßstabe ungefähr um ein Drittheil größer, als die Bohnenbergersche Karte, und wird in einer Reihe von Blättern in der obigen Verlagshandlung erscheinen. Das Blatt ist, ohne Einfassung, 16 Decimal-Zoll hoch und eben so breit, und enthält einen Flächenraum von 9¼ Quadratmeilen, wonach also das Ganze aus ungefähr 38 vollen Blättern bestehen wird. Zu ihrer Anfertigung wird durchaus nur neues und selbstgeschaffenes Material gebraucht. Denn wie sie in ihrer Grundlage ganz auf die neue Landesvermessung gestützt ist, so ist auch die Bergzeichnung völlig das Werk einer eigenen und besondern Aufnahme. Selbst die Graduirung ist neu, indem sie auf dem Ergebnisse der vor drey Jahren von Frankreich aus durch Süddeutschland vorgenommenen Gradmessung berechnet ist, wodurch die geographische Länge der Sternwarte von Tübingen um 33 Sekunden weniger, als bisher angenommen ward, sich bestimmte.

Von der mathematischen Genauigkeit der Karte wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn man weiß, daß jedes Blatt die Reduktion von 400 Katasterkarten, und jedes Katasterblatt im Durchschnitt auf zwey trigonometrische Punkte gestüzt ist, so daß jedem Blatte unsrer Karte 800 trigonometrische Punkte zu Grunde liegen, wozu der Hr. Prof v. Bohnenberger, als Mitdirigent der Landesvermessung, das Hauptdreyecknetz geliefert hat. Nicht weniger aber, als für die mathematische Genauigkeit ist auch für die topographische Richtigkeit und Vollständigkeit, so wie für eine den Fortschritten der Kunst entsprechende Ausführung in Zeichnung und Stich gesorgt. Jedes Blatt wird der umsichtigsten Prüfung unterworfen, kein topographisch merkwürdiger Gegenstand bleibt unbemerkt, von jedem Gemeindebezirk sind nicht nur die Markungsgrenzen, sondern selbst die Kulturarten — Aecker, Wiesen, Weinberge rc. angegeben.

Die Verzeichnung und die Aufnahme derselben wird durch zwey geschickte Offiziere von dem Königl. Generalstabe, die Herren Lieutenants Schieber und Dürrich, welche von jenen dazu an das St. T. Bureau abgegeben sind, nach Lehmannischer Methode besorgt. Für den Stich der Karte ist der Stein gewählt und derselbe dem Inspektor der K. lithograph. Anstalt, Herrn Fleischmann übertragen, der durch frühere Arbeiten schon bewiesen hat, was die lithographische Kunst in neuern Zeiten auch im Kartenfache zu leisten vermag, und durch die nun vollendeten Blätter unsrer Karte es noch mehr beweist. Jeder Unbefangene wird sich bei diesen, wenn er auch die Gegenden nicht selber kennt, doch auf den ersten Anblick überzeugen, wie charakteristisch treu das Bild der Natur darin dargestellt ist. Dem Künstler ist auch nach Vollendung des ersten Blatts die ehrenvolle Auszeichnung zu Theil geworden, daß Se. Maj. der König ihm die goldne Künstlermedaille zuerkannt haben. Wir glauben somit eine Karte ankündigen zu können, die sich eben so sehr durch Eigenthümlichkeit und Genauigkeit, als durch topographische Richtigkeit und Vollständigkeit, so wie durch musterhafte Ausführung, auszeichnet. Die Erscheinung der Karte wird ihren ununterbrochenen Gang fortgehen; die beiden ersten Blätter sind bereits in der Verlagshandlung zu haben, ein drittes ist im Stiche, 25 Blätter liegen in der Zeichnung fertig vor.

Den Liebhabern wird hiermit der Weg der Subscription eröffnet, der Subscriptionspreis von 1 Blatt ist 1 fl. 21 kr.

Eine Uebersichtskarte und Zeichen-Erklärung wird seiner Zeit folgen.

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schmeller, J. A., bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet. 1r Thl. enthaltend die Buchstaben A, E, I, O, U, B, P, D, T, F, V. gr. 8. Preis 5 fl.

Dieses Wörterbuch ist, nach seiner auf dem Titel ausgesprochenen Aufgabe, nicht blos ein Idiotikon über die in den lebenden Dialekten vorkommenden Ausdrücke, und nicht blos ein Glossarium über die in ältern Schriften und Urkunden gefundenen, sondern beydes zugleich. Was ist, findet in dem, was war, und dieses in jenem seine natürliche Erklärung.

Erschienen und versandt ist:

Annalen der Physik und Chemie. Herausgegeben zu Berlin von J. C. Poggendorf. Jahrgang 1827, 2tes oder 9ten Bds. 2s Stück, (der ganzen Folge der Annalen 85sten Bandes 2tes Stück.) gr. 8. mit 3 Kupfertafeln. Preis des ganzen Jahrganges von 12 Heften 9 Rthlr. 8 Gr.

Enthält:

1) G. Rose, über die chemische Zusammensetzung der Apatite; 2) H. Rose, über die Verbindungen des Phosphors mit dem Wasserstoff und den Metallen (Fortsetzung); 3) Hansteen, Isodynamische Linien für die ganze magnetische Kraft; 4) Naumann, mathematische Behandlung des hexagonalen Krystallsystems; 5) Fischer, über Metallreduktionen durch andere Metalle auf nassem Wege; 6) Bergemann, chemische Untersuchung des Glaukolits vom Baikal-See; 7) Breithaupt, Wismuthblende, eine neu bestimmte Species des Mineralreichs; 8) Breithaupt, der sogenannte Natron-Spodumen ist Oligoklas; 9) Levy, über den Euklas; 10) G. Rose, über den sogenannten Ilmenit; 11) Dumas, über einige Punkte in der Atomentheorie; 12) Tiedemann und Gmelin, schwefelsaures Kali im Speichel des Menschen; 13) Tiedemann und Gmelin, einige neue Bestandtheile der Galle des Ochsen; 14) Saullas, Bromwasserstoffaether, Bromeyan, Bromkohlenwasserstoff und starres Brom; 15) Becquerel, Untersuchung über die durch Temperaturdifferenz erzeugte Contaktelektricität und deren Anwendung zur Bestimmung hoher Temperaturen; 16) Anzeige für Chemiker, Aerzte und Pharmaceuten.

Leipzig, im May 1827.

Joh. Ambr. Barth.

BEKANNTMACHUNG

AN FREUNDE DER ENGLISCHEN LITERATUR.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder ist vollständig zu erhalten:

JOHN WALKER'S CRITICAL PRONOUNCING DICTIONARY, and Expositor of the English Language: in which, not only the Meaning of every Word is clearly explained, and the Sound of every Syllable distinctly shown, but, where Words are subject to different Pronunciations, the Authorities of our best Pronouncing Dictionaries are fully exhibited, the Reasons for each are at large displayed, and the preferable Pronunciation is pointed out. To which are prefixed, Principles of the English Pronunciation, etc. Critically reprinted from the London Stereotype Edition. Roy. 8vo. Cartonnirt. Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 8 Gr. Conv. oder Fl. 4. 12 Kr. Rhein.

Neben den vornehmsten Mitbewerbern der brittischen Lexicographie hat sich dieses Wörterbuch seit einer Reihe von Jahren in so hohem Ansehen behauptet und durch das schnelle Folgen einiger zwanzig verbesserter Auflagen einen so hohen Rang erworben, dafs ihm gegenwärtig, nach dem einstimmigen Ausspruche der englischen Kritik, der erste Platz gebührt, dessen Principien als die entscheidenden gelten, und die jezt verkäufliche Ausgabe mit stehenden Schriften gedruckt werden konnte. Diese Thatsachen

sind auch dem Continent so hinlänglich bekannt, um die Veranstaltung meines, mit kritischer Genauigkeit besorgten Abdruckes vollkommen zu rechtfertigen, welcher sowohl in dieser Hinsicht den schärfsten Bedingungen der Correctheit entspricht, als in typographischer das Original sogar bey weitem übertrifft, aber dennoch von Seiten des Preises weit billiger gestellt ist, als dieses. Eine sehr ausführliche Einleitung über die Grundsätze der englischen Aussprache, den Geist der Grammatik, so wie eine Anleitung über den Gebrauch des Buches sind zunächst darin enthalten, und es trugen erstere nicht wenig dazu bey, diesem Werke jenen ausgezeichneten Ruf der Classicität zu begründen, welcher ihm in England, wie bey allen gebildeten Nationen, unvergänglich bleiben wird. —

Leipzig, Juni, 1827.

Ernst Fleischer.

Ankündigung
einer
Sammlung der ausgezeichnetsten humoristischen und komischen Romane des Auslandes in neuen, zeitgemäßen Bearbeitungen.

Obschon bereits mehrere klassische Werke der schönen Literatur des Auslandes in neuen zeitgemäßen Bearbeitungen oder Uebersetzungen erschienen sind, so ist doch bis jezt noch keine eigene Sammlung veranstaltet worden, in welcher vorzugsweise eine Auswahl der ausgezeichnetsten humoristischen und komischen Romane unserer Nachbarn sich zusammengestellt findet, und die trefflichen, als klassisch anerkannten Werke eines Smollet, Sterne, Scarron u. A., über die ganz kürzlich erst ein kompetenter Richter in diesem Fache, Walter Scott, in seinen Biographieen der berühmtesten Romandichter, ein vollgültiges, den ganzen Werth dieser Sachen zeigendes Urtheil ausgesprochen hat, sind Theilweise jezt nur noch unter uns durch veraltete und dem fortgeschrittenen Zeitgeschmack nicht mehr angemessenen Uebertragungen bekannt, von denen selbst mehrere längst schon gänzlich aus dem Buchhandel verschwanden.

Eine neue, gewandte, fließende und in Taschenformat nach Art der neuesten Ausgaben von Schillers und Goethe's Schriften, so wie des so schön ausgestatteten „Museums ausländischer Meisterwerke, Pesth bey Hartleben," veranstaltete Herausgabe mehrerer dieser Art Werke unter dem Titel:

Sammlung
der
ausgezeichnetsten humoristischen und komischen Romane des Auslandes in neuen zeitgemäßen Bearbeitungen

wird daher gewiß nicht unwillkommen seyn, und indem ich vorläufig das Publikum auf das Erscheinen derselben aufmerksam mache, erlaube ich mir zu bemerken: daß ich fürs Erste die Reihe der Bände, jeden zu 12 — 14 Bogen gerechnet, auf zwölf bestimme, die

1. den Peregrin Pickle, diesen seiner Laune, seines Witzes, und seiner Sittenschilderungen wegen hochberühmten Roman von Smollet und dessen Roderich Random,
2. von Scarron, dessen komischen Roman;
3. Sternes humoristisches Meisterwerk: Tristram Shandy, und
4. den besten aller spanischen sogenannten Räuberromane: „die Abentheuer des Guzmann d'Alfarache", von Matthieu Alemann, nach Le Sage's davon veranstalteter geistreichen und für klassisch anerkannten Bearbeitung

enthalten werden.

Die Uebertragung dieser Sachen haben mehrere in diesem Fache ausgezeichnete Literatoren übernommen, von denen ich hier nur vorläufig für den Peregrine Pickle und Roderich Random den Bearbeiter der Robertson'schen Geschichte von Schottland, W. H. von Vogt, und für Scarrons Roman comique, den des hinkenden Teufels und des Gilblas, Friedr. Gleich, nenne.

Es wird nun von der Theilnahme des Publikums an diesem Unternehmen abhängen, ob diese Sammlung später über die bemerkte Anzahl von 12 Bänden hinausgehen wird; vorläufig bleibt sie auf diese Bändezahl beschränkt, und bildet in sich ein abgeschlossenes Ganze. Es ist also Niemand an die etwarige Fortsetzung gebunden.

Den Preis eines jeden Bändchens bestimme ich, in der Hoffnung einer recht allgemeinen Theilnahme, auf 9 Gr. Cour., wofür dasselbe sauber broschirt, durch jede Buchhandlung, ohne weitere Erhöhung, zu beziehen ist.

Es ist ferner die Einrichtung getroffen, daß jedes Werk dieser Sammlung einzeln, jedoch zu einem erhöheten Preise von 12 Gr. das Bändchen, angekauft werden kann; — und daß die Bände eines jeden in sich selbstständigen Werks nicht einzeln, sondern vollständig verschickt werden. Nur bey dem ersten erscheinenden Bande der Sammlung, welcher bereits unter der Presse ist, erlaube ich mir eine Ausnahme, um denselben als Probe-Exemplar in jede Buchhandlung hinlegen zu können.

Der Subscriptionspreis dauert bis zur Erscheinung der ersten 12 Bände, alsdann tritt der schon oben erwähnte Preis von 12 Gr. für jedes Bändchen ein.

Da alle Monate ein, auch zwey Bändchen erscheinen werden, so ist das Ganze binnen Jahresfrist beendet.

Magdeburg, im Juni 1827.

F. Rubach, Buchhändler.

Collisions-Anzeige.

Von nachstehenden Werken:

Mémoires anecdotiques sur l'interieur du Palais et sur quelques évènemens de l'Empire pr. M. de Bausset, ancien préfet du Palais imperial. 2 Vol. in 8.

Géometrie des artistes et des ouvriers en 20 leçons par Tessédre avec 24 planches. in 12.

befinden sich deutsche Uebersetzungen unter der Presse bey

Carl Wilhelm Leske
in Darmstadt.

Neue Verlagsartikel
von J. G. Neukirch in Basel, welche durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten sind:

Bernoulli, Prof. C., über die Vorzüge der gegenseitigen Brandassekuranzen vor Prämiengesellschaften, mit besonderer Beziehung auf die schweizerische und namentlich die neue Mobiliarassekuranz. 8. Geheftet in Umschlag. 30 kr. od. 8 Gr.

Burkhardt, K., Geschichte der Baslerischen Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemein-

nützigen, während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens. In Umschlag geheftet 54 kr. oder 14 Gr.

Hagenbach, K. R., Kirchliche Denkwürdigkeiten zur Geschichte Basels seit der Reformation. 1s Bdchn. enth. Kritische Geschichte der Entstehung und der Schicksale der ersten Baslerkonfession und der auf sie gegründeten Kirchenlehre, nebst Beylagen und einem Anhange über die Geschichte der Agenden und Katechismen in der Kirche zu Basel. 8. 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 15 Gr.

Die Verdächtigen.

Lustspiel in 4 Aufzügen, von Math. Nusser. 8. in Umschlag geheftet à 54 kr. oder 14 Gr.

Freunden einer erheiternden Lektüre wird dieses Werkchen gewiß vollkommene Befriedigung gewähren. Für junge Mediziner und angehende Aerzte ist ausserdem noch die beigefügte Vorrede ein Schatzkästlein voll nützlicher Andeutungen und wichtiger Belehrungen, für welche ohne Zweifel der Verfasser ihren wärmsten Dank einernten wird.

Neue Zeitschrift.

Vom Monat Juli dieses Jahres an erscheint in Groß-Quartformat wöchentlich vorläufig in drei halben Bogen:

Der Eremit,

Eine Uebersicht der Journalistik der Zeit, herausgegeben von Fr. Gleich.

Derselbe wird seinen Lesern stets schnell und in gedrängter Kürze möglichst alles Wissenswürdige, Interessante, Auffallende, Nützliche und Gute, mit Weglassung des Mittelmäßigen, Unbedeutenden und blos Ephemeren referiren, was die große Masse der Tagesliteratur Deutschlands, welche so außerordentlich angewachsen ist, daß es dem Einzelnen ganz unmöglich wird, ihr genau zu folgen, und zum Theil auch Frankreichs und Englands bringt. Ohne geradezu ein kritisches Forum bilden zu wollen, wird der Eremit richtend verfahren, wo es nothwendig ist; jedoch soll dieses nicht, wie es so oft in den Zeitschriften der Fall ist, auf Kosten des unterhaltenden Interesses geschehen; was sich auch bey dem so ausgedehnten Felde, welches der Eremit pflichtgemäß zu durchlaufen hat, von selbst verbietet.

Der Preis der Zeitschrift ist auf 6 Thlr. sächs. für den Jahrgang von 78 Quartbogen, für das erste Halbjahr sonach auf 3 Thlr. sächs. bestimmt worden, wofür sie durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen zu beziehen ist. Die äußere Ausstattung ist anständig, und Probeblätter, welche in einiger Zeit ausgegeben werden sollen, werden ein Urtheil darüber zulassen.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Bey Unterzeichneter ist so eben erschienen:

Neues System der Harmonielehre und des Unterrichts im Pianoforte-Spiel von Franz Stöpel. Abtheilung III. Die Kunst des reinen Satzes in der Musik. Systematisch geordnet für Lehrer und Lernende. Zweytes Heft. 9 Bogen Folio. Nebst einem schön lithographirten Haupt-Titel zum ganzen Werke. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Der Preis des ganzen Werkes ist nun 16 fl. 12 kr. oder 9 Rthlr. und damit ein Werk beendiget, das für die Lehrer und Gelehrten, wie für alle Freunde der Tonkunst um so größeres Interesse haben muß, als die Wahrheit und Treflichkeit des Inhalts sich nun schon seit Jahren bewährt und allgemeine Anerkennung gefunden haben.

Frankfurt a. M., im Juni 1827.

Andreä'sche Buchhandlung.

In lezter Ostermesse sind von

ARIOSTO'S RASENDER ROLAND, ÜBERSEZT VON GRIES.

Zweyte Auflage. 5 Bände in gr. 12. geheftet.

die versprochnen drey ersten Bände erschienen, am vierten wird schon gedruckt und das Ganze wird bis zur Ostermesse 1828 vollendet seyn. Bis dahin gelten die bekannten Subscriptionspreise für alle 5 Bände: auf Velinpr. 8 Rthlr., fein weiß Druckpr. 4 Rthlr. 16 Gr., und mittelweiß Druckpapier 3 Rthlr. 12 Gr. — Das Publikum kann sich jezt selbst überzeugen, in welchem Grade der Herr Uebersetzer an dieser ganz neuen Bearbeitung abermals seine anerkannte Meisterschaft bewährt hat, und wie ich durch Korrektheit, anständiges Format, neue Lettern, reinen Druck und sehr schönes Papier der beyden feinern Ausgaben für das Aeußere auf eine würdige Weise gesorgt habe.

MANZONI OPERE POETICHE CON PREFAZIONE DI GOETHE.

16 Bändchen in gr. 12. geheftet. 1 Rthlr. 4 Gr.

Wenn es nöthig wäre, für die Vortrefflichkeit eines Dichters, mit dem sich Goethe seit sieben Jahren mit solcher Vorliebe beschäftigt hat und den Er jezt unter seinen Landsleuten einführt, noch andere Zeugen zu nennen, so würde ich anführen, daß die Herren Fauriel und Streckfuß ihn ins Französische und Deutsche übersetzt haben und daß seine Werke in Italien und Frankreich bereits 4 — 5mal aufgelegt sind.

Jena, Ende Mai's 1827.

Fr. Frommann.

Ankündigung.

So eben ist zu London, bey W. Raddon, Nro. 38., Sidmouth-Street, Grays Inn Road, und Hrn. Colnaghi, Cockspus-Street, von W. Raddon in der Linien-Manier gestochen, erschienen:

Ein Kupferstich,

von dem berühmten Gemälde des seligen Hrn. H. Füßli, Mitglied und Professor der Londoner Königl. Akademie, jezt im Besitze Ihrer Hochwohlgeboren der Gräfin von Guilford, genannt:

The Night Mare, (der Alp).

Größe des Kupfers, sieben Zoll bey neun.

Preise: Erste Abdrücke auf chines. Papier 1 L. 1 Sch. 6 D.
— — auf französ. Papier, 16 Sch.
Gewöhnliche Abdrücke 10 Sch. 6 D.

Nro. 20.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch auf Reisen durch Würtemberg; mit einem Anhang über die besuchteren Bäder Würtembergs, einem Ortregister und 2 lithogr. Abbildungen, auch auf Verlangen mit einer Karte von Würtemberg. 12.

Es sind bereits mehrere schätzbare Werke vorhanden, welche von Würtemberg und von einzelnen Theilen desselben genaue Beschreibungen, sowohl in historischer als in topographischer Beziehung liefern. Allein durch alle diese Schriften scheint das Bedürfniß des Reisenden nicht ganz befriedigt zu seyn. Für diesen genügt es nicht, blos einzelne Strecken eines Landes, und wären es auch die merkwürdigeren, näher zu kennen; für ihn ist es wichtig, das Ganze, hauptsächlich nach allen Straßenzügen, zu überschauen, damit er sich einen vollständigen Reiseplan entwerfen könne, ohne sich die Mühe geben zu müssen, aus mehreren Schriften und Karten dasjenige zusammen zu tragen, was gerade für den Seinigen paßt. Er kann und will sich auf der Reise nicht mit mehrern Büchern belästigen, aber er wünscht ein Handbuch bey sich zu haben, das er unterwegs, so oft es ihm beliebt, zu Rathe ziehen kann, das ihm kurz den Aufschluß gibt, der ihm nöthig ist, und ihm die Schriften nachweist, in welchen er umständlichere Belehrung über diesen oder jenen Gegenstand finden kann; das ihn endlich in den Stand sezt, auf der Reise selbst, noch seinen ursprünglichen Plan zu ändern, wenn irgend ein Ereigniß ihn bestimmt, jenen zu verlassen.

Ein Handbuch, das ganz Würtemberg umfaßt, und sich nach den erwähnten Rücksichten in den Gränzen des Wegweisers hält, möchte daher keineswegs als durch die angeführten Schriften entbehrlich erscheinen. Ein solches Handbuch wollte der Verfasser dieser Schrift liefern. Er ist weit entfernt, sich durch dieselbe ein schriftstellerisches Verdienst erwerben zu wollen, vielmehr war es ihm nur darum zu thun, den Reisenden, welche sein Vaterland besuchen, dadurch nützlich zu werden, daß er ihnen nicht nur die Schönheiten und Merkwürdigkeiten desselben bekannt macht, sondern ihnen auch alle Mittel an die Hand gibt, um einen zweckmäßigen Reiseplan zu entwerfen, und alles dasjenige leicht aufzufinden, was sie eines nähern Beschauens werth finden.

Preis mit Karte 2 fl., ohne Karte 1 fl. 24 kr.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1826. Erstes Heft. 8. brosch. Mit einer Karte vom Bodensee und seinen Tiefen. Subscr.-Pr. 1 fl. 18 kr. Ladenpreis 1 fl. 51 kr.

Inhalt.

Chronik. I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise im Jahr 1826. Von Hrn. Prof. Dr. Schübler und dem Herausgeber. II. Besondere Denkwürdigkeiten. 1) Königliches Haus. — 2) Einzelne bemerkenswerthe Ereignisse. — 3) Neu entdeckte römische Alterthümer. a) Entdeckung eines R. Gebäudes bey Aulendorf. b) Für römisch gehaltene thönerne Deichel. — 4) Bevölkerung des Königreichs am 1. Novbr. 1826. — 5) Tod verdienstvoller Würtemberger. a) Geh. Archivar, Regierungsrath Scheffer. b) General-Lieutenant, Graf von Scheeler. c) Prälat, Dr. von Bengel.

Aufsätze, Abhandlungen und Nachrichten. Der Bussen. Von Hrn. Dekan Ströbele in Riedlingen, Mitglied des V. f. V. — Die Grafen von Grüningen-Landau, ihre Benennung und ihre Verwandtschaft mit dem Hause Würtemberg. Von dem Herausgeber. — Urkunden von einem Grafen Conrad von Würtemberg, gegeben Acon (Acre in Syrien) im J. 1228. Mit Bemerk. v. d. H. — Beyträge zur vaterländischen Kultur- und Sittengeschichte. 1) Ein schwarzes Pferd von Herzog Eberhard I. gewinnt den Preis im Wettrennen auf der Nördlinger Messe 1495. Von Hrn. Pfarrer Pfister. — 2) Rennpferde werden in die Pfalz beym Herzog Christoph entlehnt. — 3) Herzog Christoph leiht dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz auch Bassisten und Trompeter. — 4) Zustand der Musik im 16ten Jahrhundert. — 5) Würt. Ypser verfertigen die Stuccaturen in dem Heidelberger Schlosse. — 6) Die erste Kutsche in Würtemberg. Wurttembergica Romana von Hrn. Geh. Leg. Rath Kölle. — Bodenseetiefen und Entfernungen, Cubikinhalt seines Kessels und Höhe seines Spiegels über der Meeresfläche, mit einer Karte. — Der Handel von Friedrichshafen in den Jahren 1821 bis 1825. — Würtembergs Finanz-Zustand im Jahre 1826, in Vergleichung des Zustandes in den Jahren 1815 und 1819. — Ueber die Gesetze der Bevölkerung und Sterblichkeit oder die Verhältnisse des physischen Lebens der Einwohner Würtembergs. Von Prof. Schübler. — Verzeichniß der von Obertribunalrath Dr. Härlin im Druck erschienenen Schriften.

Das gegenwärtige Heft wird sich den Lesern, wie überhaupt durch mehrere interessante Aufsätze, so insbesondere durch die belehrende Vergleichung des Finanzzustandes von Würtemberg in der gegenwärtigen Zeit mit den frühern Perioden und die Gegeneinanderstellung der verschiedenen Etats empfehlen.

Seeger, K. A. F., Ausführliche Erläuterung des Pfand- und Prioritätsgesetzes für das Königreich Würtemberg. Zweyter Theil. Subscriptionspreis 1 fl. 36 kr. Ladenpreis 2 fl.

Dieser zweyte Theil, mit welchem das Werk geschlossen ist, umfaßt den pragmatischen Theil des Unterpfandsgesetzes, das Faustpfandrecht und das Prioritätsgesetz.

Bey portofreyer Einsendung des Betrags erlassen wir beyde Theile noch auf kurze Zeit im Subscriptions-Preis von 4 fl. — der Ladenpreis 5 fl.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bekanntmachung.

Nachdem die mit Memmingers kleiner Beschreibung von Würtemberg verbundene Karte des Königreichs Würtemberg wieder frisch aufgestochen worden ist, so sind nun wieder Schrift und Karte zusammen zu haben. Es wird dabey bemerkt, daß die Karte auch zu dem größern Werke — Beschreibung des Königreichs Würtemberg ꝛc. von Memminger — wovon in unserem Verlage die zweyte Ausgabe erschienen ist, um den Preis von 24 kr. gegeben wird. Der Preis der Karte allein ist 36 kr.

Richard, L. C., botanices professoris etc. Commentatio botanica de conifereis et cycadeis, characteres genericos singulorum utriusque familiae, et figuris analyticis eximie ab autore ipso ad naturam delineatis ornatos complectens. Opus posthumum ab Ach. Richard, filio, med. Dr. etc. Stuttgardiæ Sumptibus J. G. Cotta. Paris: Jul. Renouard. 8. maj. Preis: Velinpapier 44 fl. — ordinaire Ausgabe 33 fl.

Der verstorbene Verfasser dieses vorzüglichen Werks war anerkannt einer der gelehrtesten Botaniker. Seine Kenntnisse in allen Zweigen der Naturwissenschaft waren sehr ausgebreitet, und er hat in allen Fächern ausnehmend viel geleistet; er ging aber in seiner Bedenklichkeit so weit, daß er nichts bekannt machen wollte, was nicht ganz vollendet war, und diese Forderung an sich selbst zeugt zwar von seiner Gewissenhaftigkeit in der Wissenschaft, aber er bedachte nicht, daß, um das ganze Gebiet der Botanik so zu bearbeiten, wie er es bearbeitete, mehr als zehn Generationen von Männern von seiner Geschicklichkeit erforderlich gewesen wären. Sein Beobachtungsgeist, sein Scharfsinn in Auffassung der Charaktere der Naturgegenstände, die er seiner Untersuchung unterwarf, hatten ihres Gleichen nicht; mit der Geduld, die eine nothwendige Eigenschaft des wahren Forschungsgeistes ist, verband er das Talent vortrefflich zu zeichnen; die zahlreichen Bruchstücke großer Werke, an denen er in der Stille mit rastloser, fast übertriebener Anstrengung arbeitete, sind mit herrlichen Abbildungen begleitet, von deren Genauigkeit die vollendete Schönheit deren, die dem hier angekündigten Werke beigegeben sind, einen Begriff geben können. Das Glück, das Männern von großem Verdienst so selten zu Theil wird, Söhne zu haben, die ihrer würdig sind, ist Richard geworden; neben unschätzbaren Materialien für die Naturwissenschaften hinterläßt er einen Sohn, auf den das ganze Wissen des Vaters übergegangen ist, der beobachtet, urtheilt, zeichnet, wie er, und sich im Stande fühlt im selben Geiste die Fortsetzung der wichtigsten Arbeiten zu übernehmen. Verschiedene eigene Arbeiten, unter denen sich zahlreiche Artikel in dem von Rey und Gravier herausgegebenen Dictionnaire classique d'histoire naturelle auszeichnen, sprechen für sein Verdienst; dieser Sohn, Achille Richard, zieht nun aus den Kartons, deren Erbe er ist, ein wahres analytisches Meisterwerk ans Licht und der Verleger hat nichts gespart, was dazu beitragen konnte, damit die typographische Ausstattung der vortrefflichen Geschichte einer der schönsten und bekannten Baumfamilien würdig wäre. Man kann daher mit voller Gewißheit behaupten, daß es bis jetzt kein besseres und kein schöneres botanisches Werk gibt. Der Gelehrte findet darin den Weg vorgezeichnet, den er in der Kunst, die Pflanzencharaktere aufzufassen und zu beschreiben, einschlagen muß, und dem ängstlichsten Beobachter sollte es nun schwer fallen, die Geschichte der Fichten, der Wachholderbäume, der Cypressen, der Thuya, die unsere Gärten zieren, oder den Holzreichthum verschiedener Provinzen Deutschlands und Frankreichs ausmachen, mit der geringsten Einzelnheit zu bereichern. Wenn der innere Werth wissenschaftlicher Werke und nicht ihre Menge Anspruch auf wahren Ruhm gibt, so reichen Richards berühmte Abhandlung über die Orchiden und das nachgelassene Werk, das wir hier ankündigen, hin, um den Ruhm des achtungswürdigen Gelehrten zu sichern, dessen Tod ein so großer Verlust für die Wissenschaft ist.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bey Orell, Füßli und Comp. in Zürich ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Briefe
von
Bonstetten an Matthisson.
Herausgegeben
von
H. H. Füßli.

Ausgabe auf weiß Druckpapier, broschirt		1 fl. 15 kr.
— — fein Postpapier,	—	1 fl. 45 kr.
— — Velinpapier,	—	2 fl.

Diese Briefe sind das Denkmal eines Freundschaftsbundes, der im Jahre 1786 geschlossen wurde und seitdem ohne Wank und Wandel fortbestand. Da sie von einem der geist- und kenntnißreichsten Männer unserer Zeit herrühren und seiner so würdig sind, so werden sie seinen zahlreichen Freunden und Verehrern gewiß willkommen seyn.

Herabgesezter Preis
der drey ersten Jahrgänge des Taschenbuches

Orphea
für
1824, 1825, 1826.

Mit 24 Kupfern zu dem Freyschütz, Don Juan und der Zauberflöte, nach Heinr. Rambergs gestochen von: J. Axmann; A. W. Böhm, C. Büscher, J. G. A. Frenzel, W. Jury, F. W. Meyer, C. A. Schwerdgeburth;
und
22 Aufsätzen in Prosa und Poesie von Wilhelm Blumenhagen, Friedr. Kind, A. F. E. Langbein, Ernst Raupach, Gustav Schilling, Helmine von Chezy, K. G. Prätzel, Carl Streckfuß, Fr. und Caroline de la Motte Fouqué, Beauregard Pandin, W. Gerhard, und E. Mohrhardt;
von 6 Rthlr. auf 2 Rthlr. 12 Gr. Conv. M. oder 4 fl. 30 kr. rheinl.
(der einzelne Jahrgang von 2 Rthlr. auf 1 Rthlr. C. M. oder 1 fl. 48 kr. rheinl.)

Dieses Taschenbuch, welches die Theilnahme unserer beliebtesten Schriftsteller stets mit den gediegensten Bey-

trägen schmückt und worin zugleich eine fortlaufende Kupfergallerie von Scenen aus den vorzüglichsten Opern des In- und Auslandes in sehr gelungenen Blättern der geschicktesten Künstler aufgestellt ist, erhielt die Gunst des Publikums bereits so allgemein zugesichert, um keiner Empfehlung zu bedürfen. Durch die große Ermäßigung des Preises (von 6 Rthlr. auf 2 Rthlr. 12 Gr. Conv. M. oder 4 fl. 30 kr. rheinl.) wird der Ankauf der ersten drey Jahrgänge außerordentlich erleichtert, und es können daher Liebhaber diese Gelegenheit benutzen, sich den Besitz derselben für einen höchst wohlfeilen Aufwand zu verschaffen. Der 4te und neueste Jahrgang, mit 8 Scenen aus Figaro's Hochzeit, ist ebenfalls noch (für 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 Kr. rheinl. Ladenpr.) zu erhalten. Die nächsten Fortsetzungen werden sich mit Gallerien aus Oberon, Preciosa, dem Barbier von Sevilla u. s. w. anreihen.

Alle solide Buchhandlungen führen Bestellungen aus.

Leipzig, Juni, 1827.

Ernst Fleischer.

Napoleon
von
Walter Scott!
Englisch und deutsch!

Alexander der Große hatte es beklagt, daß Homer nicht mehr lebe, der sein Leben beschreibe, sein Zeitalter und die Nachwelt hat es mit ihm bedauert; doch diese glückliche Vereinigung der Umstände tritt in unsern Tagen ein, denn der berühmteste Dichter des Zeitalters beschreibt das Leben des größten Mannes unseres Jahrhunderts, und somit übergeben wir dem Publikum das:

Leben Napoleon Buonaparte's
Kaisers von Frankreich.
Mit einer Uebersicht der französischen Revolution.
Von
Walter Scott.
Aus dem Englischen übersezt
von
General J. von Theobald.

und glauben einigermaßen stolz darauf seyn zu dürfen, daß wir die Ersten sind, die dem deutschen Volke dieses unsterbliche Werk vorlegen können; durch die treffliche Uebersetzung des Herrn Generals von Theobald wird es gleichsam Eigenthum unserer Nation werden.

Wir haben folgende Ausgaben veranstaltet:

1) Ausgabe in 8., auf Velin-Druckpapier, elegant broschirt, jeder Band 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. sächs.

Diese Ausgabe besteht gleich der Englischen in 9 Bänden.

2) Ausgabe in Taschenformat, elegant broschirt, jedes Bändchen 18 kr. oder 4 Groschen.

3) Ausgabe für die Subscribenten der ganzen Sammlung der Stuttgarter Ausgabe von „W. Scott's sämmtlichen Werken" jedes Bändchen zu 9 kr. oder 2 Gr.

Nur die Subscribenten der ganzen Sammlung erhalten dieses Werk zu diesem beyspiellos wohlfeilen Preis.

4) Ausgabe in englischer Sprache, in Taschenformat elegant broschirt, jedes Bändchen zu 18 kr. oder 4 Gr.

Stuttgart, den 1. Juli 1827.

Gebrüder Franckh.

Bey Ph. H. Guilhauman in Frankfurt a. M. sind folgende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beck, Dr. Fr. Ad., Lehrbuch der allgemeinen Erdkunde und der besondern von Rheinpreußen und Westphalen für höhere Bürgerschulen. gr. 8. Neuwied. geheftet. 12 gGr. = 54 kr.

Distlings Gedichte, 2 Thle. (auch unter dem Titel neue Gedichte) 8. 16 gGr. = 1 fl. 12 kr.

Engelmann, Dr. J. B., Schul- und Haus-Bibel. Ein vollständiger Auszug aus dem alten und neuen Testament, alles dessen, was nur irgend zur Religion gerechnet werden kann, mit den nöthigen und kurzen Erläuterungen, und einem Anhang, enthaltend: Biblische Religions-Lehre. 8. 16 gGr. = 1 fl. 12 kr.

Franque, Dr. J. B., die Seuche unter den Füchsen und andern Raubthieren. 8. geheftet. 21 gGr. = 1 fl. 36 kr.

Lobgesänge auf Gott, in ungebundener Rede für Kinder. A. d. Engl. übersezt, nach der vermehrten fünfzehnten Auflage. 8. Neuwied. geheftet. 8 gGr. = 36 kr.

Bey Neukirch, Buchhändler in Basel, ist so eben wieder erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Die 4te (unveränderte) Auflage
von
Doussin-Dubreuil,
Das Selbstbeflecken
und die Mittel seine Folgen zu entfernen. Aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen und einem Nachtrag begleitet von Dr. und Prof. Huber.

In Umschlag geheftet, Preis 9 Gr. od. 36 kr.

Die schnell auf einander folgende Auflagen dieses Büchleins sind ein sicheres Zeichen von dessen Werth und seiner zweckmäßigen Abfassung, wenn auch nicht andere Beweise von dem vielen Nutzen, den es schon gestiftet hat, vorhanden wären.

Bey Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Don Esteban,
oder
Memoiren eines Spaniers.
Aus dem Englischen
nach der zweiten Auflage des Originals übersezt
von
Gustav Sellen.

3 Thle (44 Bogen). Preis 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rheinl.

Dieser höchst interessante Roman, welcher wirklich erlebte Ereignisse aus dem spanischen Befreyungskriege schildert, verdient auch in Deutschland die günstigste Aufnahme, die ihm in England zu Theil wurde. — Indem der geistreiche Verfasser eine ausführliche Beschreibung seines Lebens liefert, sucht er zugleich ein treues Bild der Sitten und Gebräuche seiner Landsleute zu geben, und sein Werk kann mit vollem Rechte Salvandy's Alonso an die Seite gestellt werden. Nur verwechsele man diese treue Uebersetzung ja nicht etwa mit einer Verstümmelung desselben Werkes, welche G. Lotz — sich als Verfasser nennend — bey Rubach in Magdeburg, unter dem Titel: Der Pflegesohn, 2 Thle (27 Bogen), herausgegeben hat!

Von mir selbst verlegt und in Kommission bey Hrn. Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

Praktische Bemerkungen über die kleine Jagd, oder Anleitung zur Behandlung und einträglichen Bewirthschaftung eines Jagdreviers, nebst Angabe der Mittel, ein vernachlässigtes Jagdrevier wieder ertragbar zu machen, und einem naturhistorischen Anhange über die Jagd der Raubvögel. 19 Bogen, Med. Quart mit 27 lithogr. Abbildungen. Preis, bey kolor. Abbildgn. 4 Rthlr. — bey schwarzen 2 Rthlr. 16 Gr.

Es sind meine eigenen vieljährigen Erfahrungen, die ich, zum Besten für Jäger, wie für Jagdinhaber, niedergeschrieben. Daß sie praktisch seyen, wird die Benutzung des Buches beweisen. Die Abbildungen stellen die der Jagd schädlichen Raubvögel dar, und sind der Natur ganz getreu, nach meiner eigenen Sammlung gefertigt. Eine Tafel gibt auch die Eyer jener Vögel. Auf Schreibpapier sind nur bey mir selbst einige kolorirte Exemplare für 4 Rthlr. 12 Gr. zu haben.

Dresden, Friedrichstadt, im Mai 1827.

Johann Anton Heinl,
Königl. Sächs. Hegereiter.

Bey Ch. G. Kayser in Leipzig ist so eben erschienen:

Das Erbrecht, nach römischen und heutigen Rechten, bearbeitet nach Haubold, von Ad. Carl Heinr. von Hartitzsch. gr. 8. auf milchweißem Papier 2 Rthlr. 8 Gr.

Will. Kitchener, Diätetik für die elegante Welt, oder die Kunst das menschliche Leben auf eine angenehme Art zu erhalten und zu verlängern. Aus dem Englischen und für Deutsche bearbeitet von Dr. W. G. Becker. 8. geh. 1 Rthlr.

Joh. Bal. Andreä's, entlarvter Apap (Papa) und Hahnenruf. Eine Stimme der Warnung an das deutsche Volk, aus J. V. Andreä's Schriften von C. Th. Pabst. 8. geh. 12 Gr.

Porträt, Ludwig van Beethoven. Roy. Fol. 16 Gr.

Von der rechtmäßigen Ausgabe von

Tiedge's poetischen Werken

ist während der Messe das dritte und vierte Bändchen versandt worden. Bereits ist der Druck des 5ten und 6ten vollendet, so daß in wenigen Wochen auch die letzten drey Bändchen werden versandt werden können.

Papier und Druck sind in allen Bändchen von gleicher Güte. Durch jede solide Buchhandlung ist das vollständige Werk noch für den geringen Pränumerationspreis von zwey Thalern zu erhalten.

Juni 1827.

Rengersche Verlagsbuchhandlung in Halle.

Im Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung in Hildburghausen hat so eben die Presse verlassen:

Galt, Erzählungen. A. d. Engl. übersezt. 8. 18 Gr.

Da Herr Galt als einer der beliebtesten Schriftsteller Englands bekannt ist und W. Scott, Cooper, Irwing ɛc. an die Seite gesezt wird, so bedarf das Buch sonst keiner Empfehlung. Wir bemerken nur, daß der Leser hier nicht bloße Romänchen findet, sondern, daß Sitten und Gebräuche fremder Völker, merkwürdige Naturereignisse entferneter Himmelsstriche ɛc. in höchst interessante Erzählungen verwebt sind.

Bey Hölscher in Koblenz ist erschienen:

„Journal des rheinländischen Weinbaues. Für denkende Oekonomen." Herausgegeben in Verbindung mit den vorzüglichsten Oenologen, des Rheines, der Mosel und der Nahe. Von J. Hörter. 8. 1s Heft 27 kr., 2s Heft 36 kr.

Der Inhalt beschränkt sich blos auf Gegenstände aus dem Gebiete des Weinbaues. Erprobte Erfahrungen und die daraus festgestellten Resultate werden einen Haupttheil derselben umfassen. Vier Hefte, jedes von 4—5 Bogen, bilden einen Band und Jahrgang. Ich enthalte mich hier jeder anderweitigen Empfehlung dieser für die weinbauenden Bewohner unserer Provinz sehr wohlthätigen und daher gewiß erwünschten Unternehmung, da der rühmlichst bekannte Name des Hrn. Verfassers jede weitere Empfehlung überflüssig macht.

Neue Romane,

bey F. Rubach in Magdeburg erschienen:

Gottschalk's, Fürsten der Obotriten, Mord am Hochaltar. Historische Zeichnung aus dem 11. Säculo. 2 Bde. 2 Rthlr.

Lindau, Leopold, Boris Gudenow, oder der Sturz vom Czaarenthrone. 2 Bände. 2 Rthlr. 6 Gr.

Lotz, G., der Pflegesohn. Historischer Roman aus den Papieren eines Spaniers. 2 Bde. 2 Rthlr.

In der Nikolai'schen Buchhandlung in Berlin ist eben erschienen:

Leben des standhaften Prinzen, nach der Chronica seines Geheimschreibers F. J. Alvares und andern Nachrichten. gr. 8. 20 Gr. (25 Sgr.)

Rumohr, (C. F. v.) italienische Forschungen. 1r und 2r Band. gr. 8. jeder Bd. 2 Rthlr.

Schmidt, (Peter) die Wege der Natur und der Entwicklung des menschlichen Geistes. Ein Buch für Lehrer und Erzieher. Mit einer Abbildung. 8. (Kommission.) 20 Gr. (25 Sgr.)

Wegweiser, für Fremde und Einheimische, durch Berlin und Potsdam und die umliegende Gegend, enthaltend eine kurze Nachricht von allen daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten. (Mit neuen Kupfern, einem Grundrisse von Berlin und Karte der Umgegend.) 6te nach einem neuen Plane ganz umgearbeitete Auflage. 8. 1 Rthlr. 16 Gr. (1 Rthlr. 20 Sgr.)

Neue Musikalien

im Verlage von H. A. Probst in Leipzig:

Moscheles, J., Studien für das Pianoforte zur höheren Vollendung bereits ausgebildeter Klavierspieler, bestehend aus 24 charakteristischen Tonstücken in den verschiedenen Dur- und Moll-Tonarten, mit beygefügtem Fingersatze und erklärenden Bemerkungen über den Zweck und Vortrag derselben. 70stes Werk. 1s Heft. Original-Ausgabe, Ladenpreis 2 Rthlr.

Dieses Werk ist in allen Musikalienhandlungen vorräthig zu finden.

Intelligenz = Blatt.

1827.

Napoleon Bonaparte,

dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privatlebens, seiner politischen und militärischen Laufbahn, seiner Regierung und seiner Administration,

von

Staatsrath Thibaudeau.

Wir besitzen noch keine vollständige Geschichte Napoleons; nur die Schilderung seines militärischen Lebens läßt nach den hierüber erschienenen Schriften wenig zu wünschen übrig.

An Hülfsmitteln zu einer solchen Geschichte fehlt es indessen keineswegs. St. Helena lieferte eine reichliche Erndte von Dokumenten, zahlreiche Werke vermehrten durch Aufklärungen, unbekannte Aktenstücke, vertrauliche Mittheilungen, den Schatz von Thatsachen, den wir in Napoleons eigenen Denkwürdigkeiten besitzen. Um aber den Mann, der zwanzig Jahre lang der Mittelpunkt war, um welchen sich die politische Welt zu drehen schien, so wie die Epoche, welche er durch die Ueberlegenheit seines Genies beherrschte, richtig zu beurtheilen, müßte man eben so sehr das Ganze als das Einzelne aller dieser Schriften inne haben.

Der Gedanke, alles wahrhaft Wichtige, das sie enthalten, in Ein Werk zusammen zu tragen, ist daher gewiß ein sehr glücklicher zu nennen; und die schwierige Aufgabe war nur, den geeigneten Mann dafür zu finden.

Auch dieß ist gelungen. Der Verfasser, dem diese große Aufgabe zu lösen anvertraut wurde, ist nämlich einer der Wenigen, welche den ersten Ereignissen von Napoleons politischem Leben, dessen Erhebung auf den Thron und seinem Sturz beygewohnt und zu den Staats-Einrichtungen, während Napoleon Frankreich regierte, mitgewirkt haben. Neben dieser seiner politischen Stellung, während der Republik und des Kaiserthums, gewähren sein rühmlich bekannter Charakter, seine Kenntnisse und Fähigkeiten, so wie die großen Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen und deren Sammlung und Verarbeitung seit vielen Jahren seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, hinlängliche Bürgschaft, daß wir von ihm eine mit kritischer Sichtung verfaßte vollständige und umfassende, aber auch getreue Geschichte Napoleons, einzig auf Thatsachen begründet, erhalten werden.

Sie ist nach offiziellen und Privat-Dokumenten, nach öffentlichen und geheimen Mittheilungen verfaßt, und statt denen, mehr oder minder getreuen Skizzen, in welchen Napoleon nach einigen aus Haß zu sehr herabgewürdigt, nach anderen aus Bewunderung zu sehr erhoben wurde, bietet diese allgemeine Geschichte von ihm ein Gemälde dar, in dem er sich durch seine Handlungen, seinen Briefwechsel, seine Proklamationen, seine Unterredungen, seine vertrauliche Mittheilungen, seine Schriften, selbst schildert. Bonaparte erklärt uns in derselben Napoleon, und der Kaiser lehrt den ersten Konsul kennen; mit einem Worte: es ist das Testament des größten aus der Revolution hervorgegangenen Mannes durch den größten Monarchen des Jahrhunderts niedergeschrieben.

Das Ganze wird 12 Bände enthalten, der Band von 20 bis 24 Oktav-Bogen wird für diejenigen, welche darauf unterzeichnen, für 48 kr. abgelassen, um diesem interessanten Werke durch einen sehr billigen Preis die möglichste Verbreitung zu bewirken.

Stuttgart und Tübingen, den 26. Juni 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue allgemeine politische Annalen. Vierundzwanzigster Band. Erstes und zweytes Heft.

Polytechnisches Journal. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrgang 1827. Zweytes Juliheft.

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. Juni 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist bey Hölscher in Coblenz erschienen:

Die höhere Töchterschule. Ein Lehr- und Lesebuch für Deutschland's weibliche Lehr- und Bildungs-Anstalten. Zur Beförderung eines verständigen Lese- und eines bildenden Sprachunterrichts, eines veredelnden Gefühls für das Wahre, Gute und Schöne, und der Kenntniß der deutschen Classiker. Herausgegeben von Dr. Friedrich Adolf Beck, 24½ Bogen. gr. 8. Preis 1 fl. 36 kr.

Der Herr Verfasser hat in diesem empfehlenswerthen Buche für höhere Töchterschulen das Trefflichste aus den Werken der deutschen Literatur, in Prosa wie in Poesie ausgehoben, und die Stücke in einer sehr zweckmäßigen Auswahl und Stufenfolge an einander gereiht, so daß der wichtige Zweck des Buches, welchen der Titel vollständig ausspricht, wohl kaum in jeder ähnlichen Schrift so vollkommen erreicht werden könnte, wie in dieser. Es enthält in sieben Abschnitten: Fabeln in gebundener und ungebundener Rede, Parabeln, Erzählungen, Beschreibungen, Briefe, Gedichte und Lehren der Weisheit. Beygefügt ist endlich noch eine kurze Literaturgeschichte der benutzten Classiker. Auch für ein angenehmes Aeußere, und billigen Preis ist gesorgt, so daß sich das Buch ganz besonders auch zu einer freundlichen Erinnerungs-, oder Geburts- und Weihnachtsgabe eignet.

An alle **Buchhandlungen** des In- und Auslandes wurde so eben folgendes empfehlungswürdige Werk versendet:

Vollständiger Unterricht in der Anfertigung der Bau-Anschläge, nebst Darstellung einer neuen Form, nach welcher dieselben kürzer, übersichtlicher und zuverlässiger ausgearbeitet werden können. Zum Gebrauch für Baumeister und Bau-Unternehmer, so wie auch für Jeden, der das Veranschlagungsgeschäft auf's Leichteste und Gründlichste erlernen will. Von S. Sachs, Königl. Preuß. Regierungs-Bau-Inspektor in Berlin. Mit einer Kupfertafel. 57 Bogen in groß Octav auf gutem weißen Druckpapier. Preis 3 Thlr. 18 Gr. (Berlin, 1827. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.)

Durch dieses Werk hat der Herr Verfasser einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Er ist dabey von dem Gesichtspunkt ausgegangen, daß zusammengedrängte Kürze, und übersichtliche Klarheit eine Hauptbedingung bey Bearbeitung eines solchen Werks sey, und hat es daher so eingerichtet, daß Jeder, der es bey Veranschlagungen zur Hand nimmt, um sich Raths daraus zu erholen, alles zusammengestellt findet, was zusammen gehört. Will man z. B. wissen, wieviel gerohrter Deckenputz kostet? — so findet man den Preis des Kalks, Sandes, Gypses, Rohrs, Draths, der Nägel, und des Arbeitslohns, alles bey einander. Will man die Kosten eines Fensters berechnen, so findet man sogleich für alle üblichen Größen und Sorten der Fenster die Preise der dazu gehörigen Tischler-, Schlosser-, Glaser- und Anstreicher-Arbeiten genau und speciell berechnet, und zugleich auch in einer Totalsumme vereinigt. Mit einem einzigen Blick übersiehet man den Gesammtwerth einer Schachtruthe Mauer in allen Steinsorten, und in den gewöhnlichen Mauerstärken mit dem äußern und innern Putz zugleich berechnet ꝛc. ꝛc. Nur so kann ein solches Werk dem Baumeister das beschwerliche Veranschlagungs-Geschäft erleichtern, und auch für den, der nicht Baumeister ist, wahrhaft nützlich werden.

Eben so ist auch die Idee, aus dem Anschlage alles zu entfernen, was zur wissenschaftlichen und kunstgemäßen Beschreibung aller einzelnen Theile eines Bauwerks gehört, und, wie im genannten Buche geschehen ist, ein für alle Mal unter gewisse Rubriken und Nummern zu bringen, worauf man also im Anschlag selbst nur nöthig hat, Bezug zu nehmen, ganz neu und höchst zweckmäßig. Denn nicht nur braucht alsdann der Anschlag, wie das Schema im Anhang nachweiset, kaum halb so ausgedehnt wie gewöhnlich zu seyn, sondern es lassen sich auch auf den Grund eines solchen Anschlages mit voller Sicherheit Entreprisen-Kontrakte abschließen, indem die erwähnten Nummern, worauf die einzelnen Positionen des Anschlages Bezug nehmen, das Detail des betreffenden Baustücks genau liefern, und also keine Nebendeutungen zulassen.

Dieses Werk ist daher für den Sach- und Nicht Sachkenner in jeder Hinsicht und um so mehr zu empfehlen, als der überaus reichhaltige Inhalt desselben mit dessen Preise in keinem Verhältnisse stehet.

Im Jahre 1825 erschien von demselben berühmten Herrn Verfasser im nämlichen Verlage:

Anleitung zur Erd-Bau-Kunst (Pisé-Bau), mit Anwendung auf alle Arten von Stadt- und Land-Bauten, nebst einer vollständigen Lehre von der Konstruction der Tonnen-, Kappen- und Kreuz-Gewölbe in reinem Lehm und von der Anfertigung feuersicherer Dächer ohne alles Holzwerk, auch einer Anweisung, die Fundamente bis auf den Baugrund in bloßem Lehm anzufertigen. Ein Handbuch für Baumeister und Landwirthe, und für Alle, die trockene, warme, feuersichere und überaus wohlfeile Bauten auszuführen wünschen. Von S. Sachs, Königl Preuß. Regierungs-Bau-Inspektor in Berlin. Groß Octav. Mit 4 Kupfertafeln, gestochen von dem Professor C. Maré. Geheftet 2 Thlr. 12 Gr.

Neuer Verlag von F. Rubach in Magdeburg.

Buntes Allerley, in merkw. und unterhaltenden Geschichten, biographischen Skizzen, abentheuerlichen Erzählungen, Neuestem aus der Länder und Völkerkunde, Naturmerkwürdigkeiten, Anekdoten ꝛc. 4 Bände, jeder Band 8 Bogen eng gedruckt 6 Gr.

Erhard, D. H. A., Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte alter und neuer Zeiten. 2s Heft. 15 Gr. Inhalt. Die Geschichte der Reformation und ihrer ersten Beförderer im nördlichen Deutschland. 1. Georg, Fürst zu Anhalt, und die Reformation in Merseburg. 2. Urkunden. — Christoph Martin Wielands Leben in Erfurt.

Kleine Fibel, für den ersten Unterricht bey jeder Leselehrmethode brauchbar, zunächst aber für den Unterricht nach der Lautmethode bearbeitet. Mit 96 schwarzen Abbild. 2 Gr. Mit sauber illum. Abbild. gebunden 4 Gr.

Musterblätter der Europäischen Schriftzeichen. 8 Blätter. Lithographirt von A. Platt. Velinp. In Umschlag 1 Rthlr. 12 Gr.

Vorschriften für Volksschulen nach Anweisung des Methodenbuchs von C. C. G. Zerrenner. Geschr. und lithographirt von C. Berger. 6 Hefte. 4. In Umschlag brochirt. à 8 Gr.

An alle **Buchhandlungen** des In- und Auslandes wurde so eben folgendes empfehlungswerthe Werk versandt:

Gründliche Darstellung der gebräuchlichsten äußeren pharmaceutischen Heilmittel in therapeutischem Bezuge, für angehende Praktiker in der Medicin und Chirurgie ausgearbeitet von Albert Sachs, der Medicin und Chirurgie Doktor, prakt. Arzt und Operateur, und Mitglied der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Berlin. Octav. Preis 1 Thlr. 8 Gr. (Berlin, 1827. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.)

Der Herr Verfasser hilft durch die Herausgabe dieses Werks einem längst und allgemein gefühlten Bedürfnisse ab, und deßhalb ist auch der Beyfall, welcher der Idee zu demselben von Allen, denen sie mitgetheilt wurde, einstimmig gezollt wurde, dem Werke selbst gewiß. Indem wir uns aller nichtsbedeutenden Lobpreisungen unseres Verlagsartikels enthalten, begnügen wir uns, die Gesichtspunkte darzulegen, von denen der Verfasser bey seiner Arbeit ausging, und welche ihr den Vorzug prakti-

scher Brauchbarkeit über so viele Bearbeitungen in diesem Fache geben. Der angehende Praktiker findet hier eine Auswahl aus dem gesammten Heilmittelvorrathe getroffen, wie er sie selbst zu treffen nicht im Stande ist; er findet nur alles Unentbehrliche, — dieß aber höchst genau und vollständig abgehandelt. Gleicher Grundsatz leitete bey der Aufstellung der Indikationen; nur die scharf bezeichneten Fälle sind bey jedem Mittel aufgezählt, in denen das Mittel wichtig, gebräuchlich, und in der Regel heilkräftig ist. Hiedurch wird dem angehenden Praktiker das so peinigende Unsicherheitsgefühl erspart, welches ihm ein Blick auf die große Anzahl aller Heilmittel, welche empfohlen sind, und aller Krankheitszustände, gegen welche ein jedes empfohlen wird, stets erregen muß. — Immer ist die Wirkungsart der Mittel gehörig gewürdigt, denn der Arzt muß sich klar dessen bewußt seyn, was er thut, wenn er nicht zur gedankenlosen Empirie herabsinken will. — Nicht minder speciell ist die Anwendungsart der Mittel angegeben. — Ein angehängtes praktisches Register, in Tabellenform, wo die abgehandelten Mittel nach den am Krankenbette vorkommenden Hauptindikationen zusammengestellt sind, erleichtert den Gebrauch des Werks in der Praxis. — Auf rationelle Empirie ist das Werk gebaut, alles Hypothetische möglichst, alle Polemik gänzlich daraus verbannt.

Der Umstand endlich, daß demselben die noch ziemlich unbekannten Grundsätze einiger berühmter Praktiker über Heilmittellehre zum Theil einverleibt sind, wird, nebst dem Gesagten, hinreichend seyn, es dem ärztlichen Publiko zu empfehlen.

Pränumerations-Anzeige.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, erscheint auf Pränumeration: Bildnisse der regierenden Fürsten und berühmter Männer, vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, in einer Folgenreihe von Schaumünzen, zusammengestellt von weiland C. G. Heräus, Röm. Kais. Maj. Rath und Hof-Antiquar. 63 Kupfertafeln mit 15 Bogen Text in Groß Folio.

Wie der Titel dieses Werkes verspricht, so ist dessen Inhalt: eine Sammlung von mehr als tausend Stücken von Münzen und Schaumünzen der neuern Zeit, von dem vierzehnten bis zum achtzehnten Jahrhunderte zu dem Zwecke zusammengetragen, um dadurch die Bildnisse der vorzüglichsten Personen jenes ganzen Zeitraumes dem Beschauer vor die Augen zu legen, und einen der gepriesensten Vorzüge der Münzkunde auf solche Art zu verwirklichen. Wie in dem engen Kreise des bürgerlichen Lebens, so ist es in dem weiten Gebiete der Geschichte, immer nur der Mensch und seine Eigenthümlichkeit, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und unser Mitgefühl erregt, und zwar immer lebhafter in dem Maße, als wir mit der Persönlichkeit jedes Einzelnen bekannter sind: hier sind es nun mehr als tausend Bildnisse von Personen, die einst mächtig auf ihre Zeit und Umgebung einwirkten, welche vorgeführt werden, und einen großen Abschnitt der Geschichte gleichsam in ein belebtes Familiengemälde verwandeln, wo man, nur von bekannten Gestalten umgeben, alles mit gesteigerter Theilnahme betrachtet. — Die adelichen Familien fast aller Länder Europas finden da die Bildnisse ihrer ruhmgekrönten Ahnvordern, und für den Numismatiker insbesondere, so wie auch für den Heraldiker und Diplomatiker, ist seit langem kein Werk von solchem Werthe im Umfange, künstlerischer Ausführung und Reichthum des Inhaltes erschienen. —

Von diesem Werke werden zweyerley Ausgaben veranstaltet.

Von der Ausgabe Nr. 1., wovon nur 250 Exemplare abgezogen werden, auf schönem Velin Papier ist der Pränumerationspreis 20 fl. C. M.

Von der Ausgabe Nr. 2. werden nur 50 Exemplare auf ganz vorzüglich schönem großen Velin-Papier abgezogen; der Pränumerationspreis ist 30 fl. C. M.

Das Werk erscheint Ende Julius: mit dessen Erscheinen erlischt der Pränumerationspreis, und kostet alsdann die Ausgabe Nr. 1. 30 fl. C. M., die Ausgabe Nr. 2. 45 fl. C. M.

Ein ausführlicher Prospektus wird in allen Buchhandlungen gratis ausgegeben.

Vorläufige Anzeige.

Geschichte der griechischen Literatur, von ihrem Ursprung bis zu der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken. Nach M. F. S. Schoell, histoire de la littérature grecque profane. Neu bearbeitet von J. Horner und J. C. Orelli, Professoren zu Zürich.

Dem Bedürfnisse eines Werkes, das zwischen der bändereichen und kostbaren Bibliotheca graeca des Fabricius und den allzu kompendiarischen Handbüchern mehrerer deutschen Gelehrten die Mitte halte, ist durch die im Jahr 1823 von Herrn Schöll herausgegebene griechische Literargeschichte, nach dem Zeugnisse urtheilsfähiger Richter *), im Wesentlichen abgeholfen worden. Zwey mit der griechischen Literatur und ihrer Geschichte wohl vertraute Männer sind im Begriff dieselbe auf deutschen Boden zu verpflanzen, und ihr im historischen und biographischen Theile diejenige gedrängte und entschiedene Darstellung angedeihen zu lassen, welche den Werth derselben bedeutend steigern muß. Die seit der Erscheinung des Originals erweiterte Bibliographie, und die durch Emilio Tipaldo aus Cefalonia herauskommende italienische Bearbeitung wird, in wie weit sie Neues und Gutes enthält, dieser Ausgabe ebenfalls zu Theil werden.

Bey vorgerücktem Abdruck werden wir das Nähere hierüber zur öffentlichen Kunde bringen. Wir haben Vorkehrungen getroffen, daß diese ausgezeichnete Arbeit auch in äußerer würdiger Gestalt, und ohne große Zwischenräume, erscheine.

Zürich, den 4. April 1827.

Orell, Füßli und Comp.

*) Man sehe Passow's Recension in Jahn's Jahrbüchern der Philologie. 2r Bd.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin erschien so eben, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Reinhard, Karl von, Handbuch der Terrain-Lehre. Zum Gebrauche in Militärschulen und für den Selbstunterricht. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 1½ Rthlr.

Neue Romane:

Laun, Fr., die schöne Nonnenmüllerin. 8. 1½ Rthlr.
Voß, Jul. v., die improvisirenden Mädchen. 8. 1½ Rthlr.
— — der verwünschte Prinz. 8. 1 Rthlr. 10 Gr.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben folgendes empfehlungswerthe Werk versandt:

Das Brautpaar, oder Anstandslehre für Jünglinge und Jungfrauen bey ihrem Eintritte in die höheren gesellschaftlichen Verhältnisse. Von A. H. Petiscus, Professor. Octav. Engl. Velin Druckpapier. Mit schönem allegorischen Titelkupfer und Vignette, nach Zeichnungen von L. Wolf, gestochen von L. Meyer jun. Elegant geheftet 1½ Thlr. (Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.)

Von der Art und Weise, mit welcher sich junge Leute in die Welt einzuführen und im Umgange zu benehmen wissen, hängt oftmals ihr ganzes äußeres Glück und ihre Zufriedenheit ab. Dieß und die fortschreitende allgemeine Bildung haben, bey den jetzigen Verhältnissen der verschiedenen Stände zu einander, mehr als je das Bedürfniß einer zweckgemäßen Anleitung junger Leute: sich im gesellschaftlichen Leben mit dem empfehlendsten Anstande zu betragen, rege gemacht.

An die, diesem Zwecke gewidmeten Schriften schließt sich hier eine neue an, welche sich von den früheren charakteristisch dadurch unterscheidet, daß sie nicht, wie einige, durch Tadel und Persiflage die Fehler des Anstandes bekämpft, oder, wie andere, die Anleitungen zu demselben im trocknen und strengen Tone einer kalten Unterweisung vorträgt, sondern im Gange der Erzählung anziehender Begebenheiten aus dem Kreise einer edlen Familie entwickelt, mithin zugleich durch die Wirksamkeit des Beyspiels empfiehlt.

Die für beyde Geschlechter bestimmte, und zugleich zum angenehmen Toilettengeschenk ganz geeignete Schrift kann, bey der glücklichen und reichen Behandlung ihres Gegenstandes, sich nur selbst am Besten durch den Nutzen empfehlen, den sie bey zugleich angenehmer Unterhaltung ihren Lesern gewähren wird.

Ueber das Bad zu Bertrich

ist bey Unterzeichnetem so eben folgende Schrift fertig geworden, die mit Grunde als ein sehr gehaltreicher Beytrag zur Brunnen- und Bäderkunde betrachtet werden kann, und die durch ihre wissenschaftliche Bearbeitung sowohl als durch das Anziehende der Darstellung nicht nur dem Naturforscher, Geognosten, Hydrologen und Chemiker, sondern auch dem Arzte vielfaches Interesse gewähren, und dem Kurbedürftigen und Brunnenfreunde von einem der trefflichsten und wirkungsreichsten Heilbäder, das bisher viel zu wenig bekannt und nach seinem großen Werthe beachtet worden war, vollständige Kenntniß geben wird.

Das Bad zu Bertrich im Großherzogthum Niederrhein nach seinen physikalisch-chemischen Verhältnissen und nach seinen Heilkräften beschrieben. Mit einer Uebersicht der Merkwürdigkeiten der vulkanischen Eifel. Für Aerzte, Kurgäste und Freunde der Naturforschung. Von Dr. Ch. Fr. Harleß, rc. Nebst 2 Abbildungen. gr. 12 in Umschlag geh. 1 Rthlr. 25 Sgr.

Es steht dem Verleger nicht zu, zum Lobe dieser Schrift ein Mehreres hinzuzusetzen, er begnügt sich daher, hier nur noch zu bemerken, daß in den XII Abschnitten dieses mit überall gleicher Sorgfalt ausgearbeiteten Werkes der äußerst anmuthig und romantisch gelegene Badeort Bertrich nach seiner Oertlichkeit, seiner nähern und ferneren durch die Vulkanität der Eifel und deren Crater-Reste und Seen besonders merkwürdigen Umgegend, Vegetation und Gebirgsbeschaffenheit, seiner Geschichte, nach den physischen Eigenschaften der Trink- und Badequelle mit einer neuen und von dem Verfasser erläuterten chem. Analyse, nach der Einrichtung des Kurhauses und der Bäder, nach den Heilwirkungen der Bertricher Quelle im Allgemeinen und gegen einzelne Krankheiten nebst Belegen durch mehrere Krankheitsgeschichten, vollständig beschrieben ist, und daß diesen die nöthigen Vorschriften für den rechten Gebrauch der Bertricher Therme, so wie Bemerkungen für das Badeleben und die Unterhaltungen daselbst, endlich auch die nöthigen ökonomischen Notitzen beygefügt sind. Die zwey getreu nach der Natur gezeichneten Abbildungen geben die Ansicht von Bertrich, und der merkwürdigen Käsegrotte.

Coblenz, im Mai 1827.

J. Hölscher.

Als Fortsetzung der:

Gallerie auserlesener Familiengemälde

ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mathilde. Eine Begebenheit unserer Tage. Aus dem Engl. nach der vierten Auflage von *r. 2 Thle. Preis 1 Rthlr. 18 Gr.

Die Heirath. Aus dem Engl. nach der dritten Auflage von *r. 3 Theile. Preis 3 Rthlr. 18 Gr.

Gleich der „Erbschaft," welche die drey ersten Bände dieser „Gallerie" bildet, und die einen so ausgezeichneten, allgemeinen Beyfall erhalten hat, werden auch diese beyden Familiengemälde sich gewiß der Gunst der gebildeten Lesewelt zu erfreuen haben; denn dieselbe treffende Charakterzeichnung, dieselbe Mannigfaltigkeit der Begebenheiten, ist auch ihnen eigen, und unterscheidet sie vortheilhaft von der Mehrzahl der Romane.

Leipzig, im Juni 1827.

Carl Focke.

Bey Fr. Laue in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Dr. J. C. B. Karsten, Königl. Preuß. Geh. Ober-Bergrath, metallurgische Reise durch einen Theil von Bayern und durch die süddeutschen Provinzen Oesterreichs. Mit einer Kupfertafel. gr. 8. 1821. Preis 2½ Rthlr. oder 4 fl. 30 kr. rheinl.

Dr. C. H. Zober. Der deutsche Wanderer. Mit einer Karte von Deutschland. 2te Auflage. 1826. Preis 1½ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr. rheinl.

Im Verlag von G. Braun in Karlsruhe ist erschienen:

Auffenberg, J. Freyh. v., die Schwestern von Amiens, Trauerspiel in 5 Aufz. 1 fl. 12 kr.

— — Ludwig der Eilfte in Peronne, Schauspiel in 5 Aufz. 1 fl. 12 kr.

Nro. 22.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Anzeige.

Nach Auflösung der Theater-Direktion des Hrn. Schemenauer, bildete sich ein Comité, welches die Leitung der Bühne in artistischer und ökonomischer Hinsicht übernommen hat. Dieses neu eingetretene Verhältniß, durch welches sich erwarten läßt, daß Augsburg ein, seinem Range, den es unter den Städten Deutschlands behauptet, angemessenes, gut organisirtes Theater erhalten wird, findet man sich veranlaßt, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen; und zu gleicher Zeit fähige, talentvolle Individuen, denen eine Anstellung an dem hiesigen Stadt-Theater wünschenswerth erscheint, im Fall sich dieselben hinsichtlich ihres Talentes und moralisch guten Betragens durch hinlängliche Beglaubigung ausweisen können, einzuladen, sich in portofreyen Briefen unter der Adresse:

An das Comité des Stadt-Theaters zu Augsburg

an die Vorstände der Anstalt zu wenden. Die noch zu besetzenden Fächer sind folgende:

Im Schauspiel: Das der jugendlichen Helden und Liebhaber, der ersten zärtlichen Väter, der Anstandsdamen, der ersten jugendlichen, muntern Liebhaberinnen und der zärtlichen Mütter.

In der Oper: Das Fach eines ersten und zweyten Tenoristen und Bassisten, Tenorbouffons, einer ersten und zweyten Sängerin und einer Mutter.

Augsburg, am 17ten Juli 1827.

Das Comité des Stadt-Theaters zu Augsburg.

Brisler, qua Vorstand.

v. Forster-Philippsberg.

Florenz, Sekretär.

Bey P. G. Kummer in Leipzig sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Amondieu, Versuch eines elementarischen Lehrbegriffs der Optik. Aus dem Franz. mit Anmerkungen und Zusätzen von E. M. Hahn. Mit Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Blicke, schwache, in das Reich der Wahrheit. 8. 18 Gr.

Flatt, C. C. v., Vorlesungen über die beyden Briefe an die Corinthier; herausgegeben von C. D. F. Hoffmann. gr. 8. 2 Thlr.

Funke, C. P., Naturgeschichte für Kinder; herausgegeben von Lippold. 7te verbesserte Auflage. gr. 8. Mit illum. Kupfern. 3 Thlr.

— — Dieselbe mit schwarzen Kupfern. 2 Thlr.

Oberleitner, A., Chrestomathia syrica. Pars II., Glossarium continens 8 maj. 2 Thlr.

Pahl, J. G., das öffentl. Recht der evangel. Lutherischen Kirche in Deutschland, kritisch dargestellt. gr. 8. 2 Thlr.

Steudel, J. C. F., die Bedeutsamkeit des evangelisch-theologischen Seminars in Würtemberg beleuchtet. 8. 8 Gr.

Zehme, C. W., Leitfaden für Sprachschüler. 4te vermehrte Auflage. 8. 3 Gr.

— — Anhang dazu, enthaltend die 5 Hauptstücke des christl. Glaubens. 8. 1 Gr.

Bey J. Hölscher in Coblenz ist erschienen:

Die Einführung der preußischen Gesetzgebung in den Rheinprovinzen. 8. geh. 1s Heft. 36 kr.

Bonald, die Urgesetzgebung. Aus dem Französischen. 8. 2te wohlfeile Ausgabe. 1 fl. 48 kr.

Allgemeine Weltgeschichte, zum Gebrauche für Gymnasien und Realschulen von Dr. Rauschnick. gr 8. à 2 fl. 6 kr.

Daraus ist einzeln zu haben:

Die alte Geschichte 45 kr.
Die mittlere 45 kr.
Die neuere 1 fl. 3 kr.

Dronke Dr. Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische. gr. 8. 3te Auflage. 1 fl. 3 kr.

Da die in weniger als 4 Jahren nöthig gewordenen 3 neuen Auflagen genug für die Brauchbarkeit dieser Beyspielsammlung sprechen, so enthalte ich mich aller weiteren Empfehlungen. Druck und Papier sind noch besser als bey der 2ten Auflage, und der Preis ist für 19 Bogen groß med. 8. gewiß höchst billig. Bey direkten Bestellungen von Parthieen für Schulen, gebe ich die gewöhnlichen Freyexemplare.

Salzmann, J. G., allgemeines deutsches Gartenbuch, oder vollständiger Unterricht in der Behandlung des Küchen-, Blumen- und Obstgartens, theils aus eigener vieljähriger Erfahrung, theils nach den besten Gartenschriften behandelt. Mit einem Gartenkalender, enthaltend die monatlichen Verrichtungen im Garten und einem Anhange vom Trocknen, Einmachen, Erhalten und Aufbewahren der Gewächse. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. München bey Fleischmann. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl.

Ein zweckmäßig eingerichtetes, vollständiges Gartenbuch ist jedem Gartenbesitzer unentbehrlich. Das Salzmannische hat sich als eines der brauchbarsten bewährt, was die schnell aufeinander gefolgten Auflagen beweisen. Es hat bereits ungemein viel zur Beförderung des Gartenbaues beygetragen, und verdient vor allen die größte Empfehlung.

Ferner ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

T. Livius römische Geschichte, übersezt und erläutert von Dr. E. F. C. Oertel. 6r Bd. gr. 12. 1827. München bey Fleischmann. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. Rhein.

Das Publikum erhält hier den neuesten Band einer Uebersetzung des großen römischen Geschichtschreibers, welche von mehreren kritischen Blättern als die vorzüglichste anerkannt ist. Dieser Band gehört zur Münchener Sammlung von Uebersetzungen der griechischen und römischen Klassiker, die bekanntlich in einem anständigen Format

erscheint, und mit belehrenden Anmerkungen versehen, also nicht mit den Ausgaben in Zwergformat zu verwechseln ist, die nur scheinbar wohlfeiler sind. Obige Sammlung hat ihren ungehinderten Fortgang, da sie sich des Beyfalles eines gebildeten Publikums zu erfreuen hat.

Elegante, wohlfeile Taschen-Ausgabe.

In der Basse'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Graf von Segur's
(Mitglied der französischen Akademie, Pair von Frankreich)

Denkwürdigkeiten
oder

Erinnerungen und Anekdoten. Nach der neuesten französischen Original-Ausgabe übersezt von L. G. Förster.

Erstes Bändchen.

Geheftet. Preis 9 Ggr. oder 40 kr.

Der geistreiche Verfasser des berühmten Werks: „Napoleon und die große Armee in Rußland" erzählt uns hier auf eine höchst unterhaltende Weise alles das Denkwürdige, was sich während seines vielbewegten Lebens, das gerade in den wichtigen Zeitabschnitt von Ludwig XV. bis auf die heutigen Tage fällt, zugetragen hat. Er war, wie er selbst sagt, nach und nach Oberst, General, Reisender, Schiffer, Hofmann, Ministersohn, Gesandter, Unterhändler, Gefangener, Landmann, Soldat, Wahlmann, Dichter, dramatischer Schriftsteller, Publicist, Historiker, Deputirter, Staatsrath, Senator, Akademiker und Pair von Frankreich. Seine Memoiren können nicht anders als höchst interessant seyn, da er sowohl am Hofe, als im Felde eine Rolle gespielt, mit den bedeutendsten Personen seines Zeitalters, z. B., mit Katharinen II., Friedrich dem Großen, Potemkin, Joseph II., Gustav III., Washington, Kosziusko, Lafayette, Nassau, Mirabeau, Napoleon u. s. w. in naher Berührung gestanden hat, und alle Begebenheiten, bey denen er entweder selbst handelnde Person oder doch Zeuge war, mit vieler Laune erzählt, mit kaltem, ruhigem Blute beurtheilt. — Gegenwärtige Verdeutschung ist schön und fließend, dafür bürgt schon der Name des Uebersetzers — Das 2te und 3te Bändchen sind ebenfalls so eben erschienen.

Herabgesezter Preis.

von fl. 16. oder Thlr. 9. 8 Gr. auf fl. 6. oder Thlr. 4. der vier Jahrgänge 1824, 1825, 1826 und 1827 der

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen. Herausgegeben von A. Schreiber. Mit Kupfern und Beyträgen von Helmina von Chezy, Clythia, C. K., Fr. Freyhr. von Dalberg, Elise Ehrhardt, Dr. Engelmann, Carl Geib, Gittermann, Haug, Ulrich Hegner, Theod. Hell, Hoffmann von Fallersleben, Elise v. Hohenhausen, Friedr. Jacobs, A. L. Karschin, L. Kruse, Amalie Lindemeyer, Friedr. Mosengeil, Ludw. Neuffer, Elise Rächler, Rese, Max von Schenkendorf, Amalia Schoppe, Johanna Schopenhauer, A. Schreiber, A. Schumacher, Schulz, Caroline Stille, Fanny Tarnow.

Auf vielfältiges Verlangen hat sich der Unterzeichnete entschlossen die vier Jahrgänge, 1824 bis 1827, der Cornelia auf den geringen Preis von fl. 6. oder Thlr. 4. herabzusetzen, um welchen sie durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands und der Nachbarstaaten zu erhalten sind, (so lange nämlich der nicht bedeutende Vorrath aller vier Jahrgänge reicht).

Heidelberg, im Juli 1827.

F. Engelmann.

Bey Goedsche in Meißen ist erschienen und in allen Buch- und Musikal-Handlungen zu haben:

Geduld, Hoffnung und Gebet,

als Führer durchs Leben zum Vater des Lichts. Ein Geist und Herz erhebendes Andachtsbuch für gebildete Christen. 8. geb. 1 Thlr. 4 Gr.

Diese religiöse Liedersammlung besteht aus den besten Dichtungen dieser Gattung, in welchen nicht Schwärmerey, nicht geistlose Andächteley, sondern ein ächt vernünftig religiöser Geist weht. Dieß Erbauungsbuch ist daher zur Beförderung einer gläubig frommen Ergebung in den Willen der Vorsehung in aller Trübsal und in Noth geeignet.

Frische Judenkirschen.

Eine Sammlung belustigender Anekdoten, Einfälle, Schwänke, Schnurren von Juden und Judengenossen. Mit 1 Kupfer. geh. 21 Gr.

Jokosen von J. v. d. Hall. Das schöne Hannchen von Stätteritz. Herrn Purzel, Lebensbeschr. e. Spec. Thalers. Mit 5 Kupfern. geh. 22 Gr.

Ritter Trautwangen

oder die Zigeuner in Deutschland zur Zeit des 30jähr. Krieges von J. v. d. Hall. 2 Thle. mit 1 Abbild. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Erlinde, die Ilmnixe.

Seitenstück zu Hulda, die Saalnixe, vom Verf. d. Rinaldo. 1 Kupf. 22 Gr.

Neue gehaltreiche, elegante und wohlfeile Musikalien für Pianoforte.

Musikalischer Blumenkranz.

Eine Sammlung leichter und gefälliger Musikstücke zur angenehmen Unterhaltung am Pianoforte, von W. Müller 1. 2. Heft. 12 Gr.

Der kleine reisende Musiker.

Eine Sammlung leichter, vierhändiger, origineller Nationalmelodien und Nationaltänze verschiedener Nationen, für Lehrer und Schüler zur Erlernung des Pianofortespiels, so wie zur Unterhaltung für Geübtere, von T. Theuß. 1. Heft. 12 Gr.

Eine sehr anmuthige und interessante Sammlung von Nationalmelodieen und Nationaltänzen fast aller europäischen Völker.

Der lustige Leyermann.

Musikalische Zeitschrift für fröhliche Pianofortspieler, leichte, gefällige Musikstücke und launige Gesänge enthaltend, von A. Theile. VI. Jahrgang. 1. Heft. 10 Gr.

Zwölf Prediger-Favorittänze nebst Lieder von Schießler. 7 Gr.

Walzer zu 4 Händen, als Fackeltanz zur Vermählungsfeyer des Prinzen Carl von Preußen, von T. Theuß. 6 Gr.

Erster Lehrmeister

im Klavier- und Fortepianospiele. Eine Sammlung ganz leichter und gefälliger Musikstücke, für die allerersten Anfänger, nach einer neuen und zweckmäßigen Methode bearbeitet von W. Müller. 18 Bch. 18 Gr.

Enthält 20 dreyhändige, 11 vierhändige, 59 zweyhändige Piecen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. (In Stuttgart bey Metzler, Löfflund, und in Tübingen bey Laupp, Ossiander, so wie überhaupt in allen Buchhandlungen Stuttgart's und Tübingen's):

Memoiren Robert Guillemard's, verabschiedeten Sergenten. Begleitet mit historischen, meistentheils ungedruckten Belegen von 1805 bis 1823. Aus dem Französ. Eingeführt und eingeleitet von Goethe. 2 Theile. 8. auf franz. Velin-Papier. Preis 4 Thlr.

Ein Werk, welches Goethe's Namen an der Stirn trägt, muß wohl von hohem Interesse seyn, und bedarf eben darum, weil es von Ihm, dem deutschen Dichterfürsten, in's Publikum eingeführt wird, einer anderweitigen Empfehlung nicht. Wir erlauben uns daher bloß darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Werk uns mit den wichtigsten, meistentheils noch unbekannten politischen Ereignissen der Jahre 1805 — 1823 bekannt macht. Die Uebersetzung ist vom Verfasser des jungen Feldjägers rc.

Leipzig, im Juli 1827.

Weygand'sche Buchhandlung.

Anzeige

von Blumauers sämmtlichen Werken in vier Bänden 12. Königsberg, in der Universitäts-Buchhandlung.

Diese früher angezeigte rechtmäßige Taschenausgabe in 4 Bänden ist jezt complett erschienen und enthält auf 37 Bogen in einem deutlichen und correcten Druck sämmtliche poetische und prosaische Werke des berühmten Verfassers ganz vollständig: sie ist in allen Buchhandlungen noch für den äußerst wohlfeilen Subscriptionspreis von 1 Rthlr. Conv Geld zu haben. Doch gilt dieser Preis nur bis zur diesjährigen Leipziger Michaelis-Messe, alsdann tritt der erhöhte Ladenpreis ein:

auf Druckpapier 1 Rthlr. 16 gGr.,
auf Schreibpapier 2 Rthlr. 8 gGr.,
auf Velin 3 Rthlr. 8 gGr.

Dieses Werk kann sich bey seinem saubern Druck und weißen Papier jeder andern Taschenausgabe unserer deutschen Klassiker dreist an die Seite stellen.

Anzeige

für Dr. Hermes (Verfasser des Handbuchs der Religion) Verehrer für alle Theologen und theologische Lesezirkel.

In der Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Johann August Hermes,

Doctor der Theologie, Consistorialrath, Oberhofprediger und Superintendent zu Quedlinburg,

nach seinem

Leben, Charakter und Wirken

dargestellt von

Dr. Joh. Heinr. Fritsch.

Mit Hermes Bildnisse und Fac-Simile. gr. 8. Geh.

Preis: 1 Thlr.

Diese Lebensbeschreibung des verdienstvollen, verewigten Consistorialraths Dr. Hermes, Verfassers des sehr weit verbreiteten Handbuchs der Religion und des sehr schätzbaren Kommunionbuches, enthält, außer der Darstellung des an sich schon anziehenden Lebensganges und mancher sehr merkwürdiger Schicksale des vortrefflichen Mannes, auch eine Zeichnung seines unvergleichlichen Charakters, der Entwickelung seiner theologischen Bildung und seines Einflusses auf die Theologie, und zugleich eine, den Herren Predigern gewiß nicht unwillkommene Erörterung seiner Wirksamkeit als Prediger.

Von den Vorlesungen, welche Herr A. W. v. Schlegel jezt in Berlin über die Theorie und Geschichte der bildenden Künste hält, erscheinen in dem

Berliner Conversations-Blatt

für Poesie, Literatur und Kritik,

redigirt von

Dr. F. Förster und Willibald Alexis,

vollständige Auszüge, zu deren Mittheilung die Redaktion durch die Güte und Gefälligkeit des Herrn v. Schlegel in den Stand gesezt worden ist; die erste dieser Vorlesungen ist in Nr. 113. erschienen, und von da ab die folgenden.

Dieses Journal hat jezt allgemeine Anerkennung gefunden; viele höchst ausgezeichnete Männer und namentlich die Herren Gans, Hauff, v. Henning, Link, Streckfuß, van der Hagen rc. rc., sind als Mitarbeiter hinzugetreten, und es behauptet unstreitig den Rang als eins der besten Deutschlands.

Herr von Goethe hat, um seine Zufriedenheit mit dem Bestreben der Redaktoren und seine Achtung zu erkennen zu geben, denselben seine Medaille übersandt. —

Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf dieses Journal an; der Preis des Jahrgangs ist 9 Rthlr., halbjährig 5 Rthlr.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

Neue Verlagsbücher

von Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig, Ostermesse 1827.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste gr. 4.
Erste Sektion. A — G. Herausgegeben von Ersch und Gruber. 16ter Theil. Cea — Chiny. Der 17te erscheint im Oktober.
Zweyte Sektion. H — N. Herausgegeben von Hassel und Müller. 1ster Theil. H — Hamburgh. Der 2te erscheint im December.
Dritte Sektion. Von dieser erscheint der erste Theil im kommenden Jahr 1828.
Pränumerationspreis: Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr. Velinpapier 5 Thlr.
Eine besondere Ankündigung ist in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Hederici, B. Lexicon manuale graeco-latinum et latino-graecum primum a B. Hederico institutum, post curas Sam. Patricii, J. A. Ernesti, C. C. Wendleri, C. Morelli, P. H. Larcheri, F. J. Bastii, C. J. Blomfieldii, denuo castigavit, emendavit, auxit Gustavus Pinzger, recognoscente Franc. Passovio. Editio quinta. 2 Vol. 8. maj. 8 Thlr. 6 Gr. Ch. optima 9 Thlr. 8 Gr.

Hübner, J. Zeitungs- und Konversations-Lexikon. 3te Auflage mit 150 Bildnissen in 4 Theilen. Pränumerationspreis 8 Thlr.
Der 4te, S — Z enthaltend, erscheint in Kurzem.

Kayser, C. G. Deutsche Bücherkunde oder Handlexikon aller seit 1750 — 1823 in Deutschland erschienenen Bücher, mit Angabe der Formate, Verleger und Preise und einem Vorwort von F. A. Ebert, k. sächs. Hofrath, über literarische Waarenkunde. gr. 8. 2 Bände und einem Anhang, Romane und Schauspiele enthaltend. Druckpapier 9 Thlr. 8 Gr. gr. Schreib-Velinpapier 11 Thlr. 20 Gr.

Philippi, F., Analecta graeca maiora oder systematisch-griechische Schulbibliothek der Dichter und Prosaisten der alten Hellas. Erste Abtheilung. Dichter gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Roth, A. W. Enumeratio plantarum phoenogamarum in Germania sponte nascentium. II Vol. gr. 8. Druck und Velin.
Dieses Werk, von dem der erste Theil in Kurzem, der zweyte im Lauf dieses Jahres erscheint, tritt an die Stelle von Tentamen florae germaniae desselben Verfassers.

Fabuliste des Enfans, oder Kinderfreund in Fabeln. Französisch und Deutsch. Zweyte verbesserte Auflage mit 96 illuminirten Abbildungen. 2 Thle. gr. 8. sauber gebunden 4 Thlr.

In Kommission.

Dorn, D. B. Drey Lustgänge aus Saadi's Rosenhain: aus dem Persischen übersezt. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Ueber die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstammes. gr. 8. 2 Thlr.

So eben haben wir an alle Buchhandlungen versendet:

Roscoe, W. The life and Pontificate of Leo X. Vol. I. Subscriptions-Preis für 4 starke Bände 10 fl. 30 kr. rhein. (Ausführliche Anzeigen in allen Buchhandlungen.)

Damen-Bibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens. Einheimischen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet. Herausgegeben von Hofrath Aloys Schreiber. 5tes Bändchen. Subscriptions-Preis, bis Ende des Jahrs geltend, für 16 Bändchen 9 fl. 36 kr.

Der Barbier von Paris. Aus dem Französ. des Paul de Kock. 3tes Bdchen. Subscriptions-Preis aller 4 Bdchen 2 fl. 24 kr.

Heidelberg, im Juli 1827.

Akad. Kunst- und Verlagshandlung von J. Engelmann.

Bey Starke in Chemnitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Funke, G. L., die Lehre von den Pertinenzen, aus der Natur der Sache und dem römischen Rechte, mit Rücksicht auf das heutige Maschinenwesen, entwickelt. 8. 18 Gr.

Neue Bücher.

Bey Wilhelm Kaiser, Buchhändler in Bremen, sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cèsar, J. F. Elementarbuch der französischen Sprache. Erster Theil oder Grammatik. gr. 8. 1827. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 27 kr.

Thyssink, Thomaßen a, Beschreibung der epidemischen Krankheit zu Gröningen im J. 1826. Aus dem Holländischen. Mit einer Vorrede und Anmerkungen herausgegeben von Dr. J. G. Gittermann, Hofmedikus. Gr. 8. 1827. broschirt 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Bey A. Rücker in Berlin erschien:

Woltmanns, K. L. v., Memoiren des Freyherrn von S — a. 2 Bände. 2te Auflage. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Memoiren, die auch den Titel führen: von Woltmanns Werke, 13r und 14r Band, gehören bekanntlich zu den ausgezeichnetesten Erzeugnissen der deutschen Literatur, und enthalten nicht nur eine geistreiche Darstellung derselben, unter der freylich bedenklichen Ueberschrift: Barbarey der deutschen Literatur, sondern eine geistreiche Schilderung der bedeutendsten Personen der preußischen Staatsverwaltung in dem bewegten Zeitraum von 1806 — 1810. Nicht minder interessant und lebendig sind die mit großer Lust und Liebe gearbeiteten Kabinetstücke: die Abenteuer des Freyherrn, des Marquis und des originellen Gesandtschafts-Rathes enthaltend; und es wollen wohlunterrichtete Personen auch hier zum Theil Portraits erkannt haben.

Bey Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Romantische Bilder der Vorzeit; sechs Erzählungen von A. Tertor. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Rezensent im Leipziger Konversationsblatt Jahrgang 1827, Nr. 149 sagt hievon: „An Abwechslung fehlt es nicht; und da die berührten Begebenheiten meist interessante Epochen in der Geschichte sind, das Ganze auch ohne Schwulst und phraseologischen Bombast erzählt ist, so läßt sich dieses Buch recht hübsch lesen und ist jedenfalls empfehlenswerther dazu, eine Mußestunde auszufüllen, als die leeren, phantastischen Gebilde sentimentaler und überspannter Liebesgeschichten."

Nro 23.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1828.

So sehr man sich seit einigen Jahren beflissen hat, den Geschmack des Publikums an eleganten und gehaltvollen Taschenbüchern zu befriedigen, so ließ doch bisher die Vergleichung unserer Almanachs mit Werken dieser Art, die in London und Paris erschienen, Manches zu wünschen übrig. Wir haben uns daher entschlossen, unser Taschenbuch für Damen in einer neuen Reihe erscheinen zu lassen, und die Art, wie wir es ausgestattet haben, läßt uns hoffen, daß wir die Wünsche unserer höchsten und höheren Stände befriedigen werden. Den Inhalt bilden Novellen und Gedichte von Matthisson, G. Schwab, M. Beer, Graf v. Platen, E. v. Schenk, W. Alexis, G. Döring, W. Hauff und andern. Die (13) Kupfer sind von den besten englischen Meistern gezeichnet, in London gestochen und gedruckt worden. Das Taschenbuch für Damen wird im Laufe des Oktobers erscheinen und wir sind überzeugt, daß es auch in dieser neuen Gestalt seinen früheren Gönnern willkommen seyn und sich durch Gediegenheit und hohe Eleganz neue Freunde erwerben werde.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Arnold'sche Buchhandlung in Dresden sezt, laut deren Anzeige vom Mai d. J. zur Begegnung des Nachdrucks, das bey ihr erschienene:

Tagebuch über Napoleon's Leben auf St. Helena, nebst Nachträgen und Anhang von Las Cases, 17 Theile.

von 13 Rthlr. 10 Gr. auf 9 Rthlr. oder 16 fl. 12 kr. rhein. herab.

Zu gleichem Zwecke zeigen wir hiermit an, daß wir den Preis der bey uns herausgekommenen Ausgabe in 9 starken Oktav-Bänden von 13 Rthlr. 12 Gr. oder 23 fl. 12 kr. rhein. auf 5 Rthlr. oder 8 fl. 24 kr. herabsetzen wollen; für diejenigen, welche alle 9 Bände nehmen, und so weit die wenigen Exemplare zureichen.

Stuttgart, 1. August 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung wird erscheinen:

v. Stackelberg, Frhr. Otto, Aelteste Denkmäler der Malerey oder Wandgemälde aus den Hypogæen von Tarquinia. Fol. mit 35 Steindrücken.

Die dargestellten Gegenstände haben ein hohes Interesse, und man kann diese Gemälde ohne Uebertreibung an Wichtigkeit den Pompejanischen vorziehen, indem sie Aufschlüsse über eine Kunst geben, deren Kenntniß in Bezug auf das Alterthum so sehr entbehrt wird, und die mit viel mehr Sorgfalt gemacht sind, als die lezt genannten. Selbst die Inschriften können über eine verlorene Sprache Licht verbreiten; die Zeichnung der früher bekannten Malereyen aus derselben Gegend beweist hinlänglich, daß diese einer spätern Zeit angehören dürfen, also mit diesen neuentdeckten nicht in Vergleich kommen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Ueber gelehrte Schulen, von Fr. Thiersch. 2ter Band. Die hohen Schulen mit besonderer Rücksicht auf die Universität in München. 4te Abtheilung. Ueber Verfassung und Verwaltung der Universität und über ihre Verbindung mit andern Instituten. Preis 1 fl. 15 kr.

Inhalt.

1. Verfassung und Verwaltung der Universitäten im Allgemeinen. — 2. Die Fakultäten. — 3. Die Universitas. 4. Vom Senat und vom Rektor. — 5. Von den Gewährschaften der Universität. — 6. Verbindung der Universität mit andern wissenschaftlichen Instituten im Allgemeinen. — 7. Die Akademie der Wissenschaften nach ihrer ersten Stiftung. — 8. Die Akademie der Wissenschaften nach ihrer ersten Verfassung unter Maximilian Joseph II. — 9. Reform der Akademie im Jahr 1823. — 10. Die Einrichtung der Akademie vom Jahr 1827. — 11. Ueber die Einkünfte der Universität und der Akademie der Wissenschaften. — 12. Ueber die Verwendung der Einkünfte beyder Anstalten und die Verbindung der Akademie mit den wissenschaftlichen Sammlungen. — 13. Verbindung der wissenschaftlichen Sammlungen der Akademie und der Universität. — 14. Ueber die Verbindung des Personals der Akademie und der Universität. — 15. Unsere Hoffnungen.

Ein Nachtrag zum ersten Theil dieses Werkes, hauptsächlich über Armuth und Uebermaaß des Unterrichts in gelehrten Schulen, wird nächstens erscheinen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neue allgemeine politische Annalen. Vierundzwanzigster Band. Viertes Heft.

Inhalt.

I. Ueber die Konstitution von Portugal. (Beschluß.) II. Ueber die vornehmsten Operationen des Feldzugs 1813. Von General Pelet. (Fortsetzung.) III. Literatur. Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Von Friedrich von Raumer. Leipzig. 1826. IV. Miscellen. Spinoza über Censur.

Plangemäße Beyträge können an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlagsartikel politischen Inhalts in dem Journal wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, sobald als möglich, an die Verlagshandlung für den Her-

ausgeber der Neuen allgemeinen politischen Annalen zu senden.

Der Preis dieser Annalen ist für 12 Hefte oder 3 Bände von 70 bis 80 Bogen 9 fl.

Logier's neues System der musikalischen Wissenschaft

ist in Berlin bey W. Logier, Friedrichsstraße. — in Paris bey M. Schlesinger, Rue Richelieu, und in London bey J. Green, 33. Soho Squarre, erschienen.

J. Green ergreift diese Gelegenheit, auf dem Kontinent bekannt zu machen, daß er der Verfertiger von Hrn Logier's Chiroplast oder Handleiter, und der Herausgeber aller seiner Werke ist, und in seiner Anstalt eine Akademie nach Logier's System und eine Konzert-Akademie für junge Leute auf allen Orchester-Instrumenten hat. Seine Musikhandlung und Niederlage von Pianofortes, Harfen, Flöten und andern musikalischen Instrumenten gibt ihm die Gelegenheit neue Werke und Erfindungen in diesen Fächern in England bekannt zu machen, wofür er hiemit dem Auslande seine Dienste anbietet. Reisende Künstler finden bey ihm auch einen Konzertsaal, worin sie sich mit Vortheil hören lassen können, und J. Green wird es sich angelegen seyn lassen, diejenigen, welche sich bey ihrer Ankunft in London an ihn wenden, in ihrem Zweck, ihr Talent bekannt und geltend zu machen, beförderlich zu seyn, und ihnen mit Rath und That behülflich zu seyn.

K. L. v. Woltmann's sämmtliche Werke Band 1 bis 12

hat A. Rücker in Berlin von der Frau Wittwe des Verf. käuflich an sich gebracht, und deren Preis von 23 Thlr. auf 11 Thlr. ermäßigt. Die einzelne Bände kosten: Band 1 und 12 vermischte historische Schriften 2½ Thlr. B. 2 Geschichte von Frankreich 1½ Thlr. B. 3, 4 Geschichte von England 2½ Thlr. B. 5, 6 Geschichte der Reformation 1½ Thlr. B. 7. Geschichte des westphälischen Friedens 1 Thlr. B. 8 Geschichte von Böhmen 1 Thlr. B. 9. 10 Biographien 1½ Thlr. B. 11 Charakterschilderungen 1 Thlr. B. 13, 14, welche in seinem Verlage erschienen sind, und die geistreichen Memoiren des Freyherrn von S—a enthalten, kosten 2½ Thlr.

Vollständige wohlfeile Taschenausgabe von

A. Blumauer's sämmtlichen Werken, herausgegeben von A. Kistenfeger in 8 Bändchen, jedes zu 4 Gr. oder 15 kr., ohne Vorausbezahlung. 12. München bey Fleischmann.

Hievon ist bereits erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten: Der Gedichte erstes, zweytes und drittes und der travestirten Aeneis erstes Bändchen; in Kurzem wird das zweyte und dritte der Aeneis versandt werden. Diese von allen Seiten mit der lebhaftesten Theilnahme beehrte Ausgabe der Werke des mit origineller Laune begabten, die Geisel der Satyre auf eine unnachahmliche Weise schwingenden Dichters ist mit erläuternden Anmerkungen, mit sechs bisher noch ungedruckten Gedichten, und mit der Biographie des Verfassers vermehrt worden. In allen Buchhandlungen wird Subscription angenommen; wer sich aber unmittelbar an die Verlagshandlung wendet, erhält auf acht Exemplare ines frey.

Von der Zeitschrift:

Jahrbücher der gesammten Heilkunde. Ein Repertorium für die medizinisch-chirurgische Journalistik; herausgegeben von Dr. F. J. M. Waltenberg. gr. 8. 1827. München bey Fleischmann

ist das Aprilheft, oder des zweyten Bandes erstes Heft erschienen. Der vielseitige Nutzen, welchen diese treffliche Zeitschrift dem praktischen Arzte gewährt, ist unverkennbar; daher die große Theilnahme, welcher sich dieselbe, kaum in's Leben getreten, schon zu erfreuen hat. Jährlich erscheinen zwölf Hefte, deren drey einen Band bilden, welcher 1 Thlr. 9 Gr. oder 2 fl. 6 kr. kostet.

Von der Zeitschrift:

„Münchner Lesefrüchte" belehrenden und unterhaltenden Inhalts. gr. 8. 1827. München bey Fleischmann

ist das Aprilheft erschienen. Diese gediegene Zeitschrift hat sich fortwährend des ungetheiltesten Beyfalles der Lesewelt zu erfreuen, und wird monatlich regelmäßig versandt. Der Jahrgang von zwölf Heften kostet 6 Thlr. 20 Gr. oder 10 fl. 24 kr. Rhein.

Einladung zur Subscription auf J. Schnerr's Gedichte. — Ohne Vorausbezahlung. —

Die unterzeichnete Verlagshandlung ist gesonnen eine neue Ausgabe der Gedichte von J. Schnerr zu veranstalten. Dieselbe soll, neben dem Gediegensten der ersten Auflage, die neueren Produktionen dieses, von mehrern der vorzüglichsten Literatoren unsers deutschen Vaterlandes anerkannten Dichters enthalten.

Ein großer Theil der Gedichte ist bereits in verschiedenen der beliebtesten Zeitschriften und Taschenbücher gedruckt erschienen, und die freundliche Aufnahme derselben, sowohl von Seite der verehrlichen Redaktionen als des gebildeten Publikums, leistet eine erfreuliche Bürgschaft für ihren Gehalt.

Das Werkchen wird in dem beliebten Taschenformat, auf vorzüglich schönes Papier und in der durch ausgezeichneten Druck rühmlich bekannten Campe'schen Offizin gedruckt werden. Wir laden daher alle Freunde der schönen Literatur und besonders diejenigen des Verfassers und seiner Muse ein, durch Subscription und gefällige Verbreitung dieser Ankündigung die Herausgabe des Werkchens zu befördern, und bemerken zugleich, daß der Preis desselben, trotz der beabsichtigten schönen typographischen Ausstattung, nicht mehr, als 9 Gr. oder 36 kr. betragen wird, und daß wir denjenigen Personen, die uns eine Subscriptionsliste auf 10 Exemplare zusenden, ein 11tes gratis beylegen werden.

Nürnberg, 1 Juni 1827.

Riegel und Wießner'sche Buchhandlung.

So eben ist im Verlag von Justus Perthes in Gotha die zweyte mit einem Anhang: Stimmen der Kirchenväter aus den ersten vier Jahrhunderten, vermehrte Auflage von

Heinrich und Antonie

oder die Proselyten der römischen und der evangelischen Kirche. Von Dr. K. G. Bretschneider

erschienen und in allen Buchhandlungen zu 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. zu haben.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint:

Versuch einer Zusammenstellung der Materialien für das Forschen der Kriegsgeschichte in den Landen Italiens; vom Beginn des Revolutions-Krieges 1792 bis zu Ende des Befreyungs-Krieges 1815. Drey Theile mit General- und topographischen Karten und Plänen, herausgegeben von einem Militär.

Eine ausführliche Anzeige dieses Werkes ist in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Nachbarstaaten gratis zu erhalten. In derselben hat der Herr Verfasser, der an den Revolutions-Kriegen in Italien schon 1792 Theil nahm, die Motive, so wie die Tendenz seines Beginnens auseinander gesezt, den Reichthum der ihm zu Gebote stehenden Materialien gezeigt, die Behandlung des aufgehäuften Stoffes in derselben festgestellt, und durch Gedankenfülle, durch Aussprechen und Anerkennen den Forderungen der ausgebildeten Kriegskunst sein inneres Vermögen selbst hinlänglich beurkundet.

Die Aufklärungen, welche der Herr Verfasser über viele wichtige militärische und dadurch auch politisch wichtig gewordene Ereignisse zu geben im Stande ist, erwerben dem Werke einen bleibenden Werth. Bis jezt sind manche Unfälle der deutschen Armee in Italien unerklärbar, weil der wahre Thatbestand nicht zugestanden wurde. Der Herr Verfasser ist gesonnen keinen Moment der Geschichte von 1792 — 1815, zweifelhaft zu lassen, wozu ihm die Achtung und der gute Wille seines alten, zum Theile in hohem Range stehenden, Waffengefährten recht erfreuliche Beyträge liefern.

Die typographische Ausstattung ist dem Gehalte des Werkes angemessen; das Papier rein und weiß, Lettern neu und angenehm, das Format in groß Oktav mit einer dem Auge wohlthuenden Fülle. Die Karten und Pläne auf Regal-Papier gedruckt, 2 Schuh in der Länge, 1½ Schuh in der Breite, werden von geübten Künstlern ausgeführt, unter der speciellen Aufsicht eines durchaus sachkundigen Officiers, und mit Beobachtung der neuesten Fortschritte der Kunst in Darstellung des Gebirg-Charakters.

Dem ersten Bande, der, 40 — 45 Bogen stark, Ende dieses Jahres erscheinen wird, sind beygegeben.

I. Generalkarte von ganz Italien, sammt den Inseln, welche die Lage, den Umfang, Gränzen der verschiedenen Staaten und eine statistische Uebersicht bey Anfang des Revolutions-Krieges enthält.

II. Uebersicht des Kriegsschauplatzes mit einer genauen Darstellung des Gebirgs-Charakters.

III. Topographische Karte der Gegenden der Meere, der cottischen, grauen, eines Theils der penninischen Alpen, und der ligurischen Apenninen; die Aufstellung und Märsche der Heeres-Abtheilungen nach den Feldzügen der Jahre, in welchen sich selbe zugetragen, besonders bezeichnet.

Der zweyte Band, stark 40 — 45 Bogen mit 12 Plänen und Karten, erscheint im Juni 1828, der 3. Bd. von 35 — 40 Bogen mit 8 Planen bis Ende 1828. Der erste kostet 4 fl. 30 kr., der zweyte 9 fl. 30 kr., der dritte 4 fl. 30 kr., welche Beträge jedesmal bey Ablieferung des respektiven Bandes berichtigt werden.

Der Druck beginnt mit Anfange nächsten Monats und wird rasch fortgesezt. Da der Herr Verfasser, unter dessen Würde jedes pekuniäre Interesse ist, es mir zur Bedingniß gemacht hat, nicht mehr Exemplare zu drucken, als Subscribenten sich gemeldet haben, so lade ich alle, welchen am Besitz dieses wichtigen Werkes gelegen seyn mag, ein, in möglichst kurzer Frist, entweder durch die nächst gelegene Buchhandlung, oder an mich direkt die Unterzeichnung einzuschicken.

Mainz, August. K. Diemer.

Wohlfeile Taschen-Ausgabe.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der französischen Revolution

von 1789 bis 1814. Von F. A. Mignet. Aus dem Französischen übersezt von Dr. F. H. Ungewitter. Zweytes Bändchen.

Geheftet. Preis 9 gGr. oder 40 Kr.

Dieses unlängst in Frankreich erschienene Werk ist das gründlichste und gediegenste, welches wir über die Geschichte der ewig denkwürdigen, in ihren Folgen so einflußreichen, französischen Revolution bis jezt haben. Es ist ein vollendetes Ganze, da es mit dem Ende der Regierung Napoleons (1814) endigt, und zeichnet sich durch lichtvolle Darstellung, klassische Ruhe und Unpartheylichkeit in vorzüglichem Grade aus; daher es mit dem allgemeinsten Beyfalle aufgenommen und schon jezt beynahe in alle lebende Sprachen übertragen worden ist. — Gegenwärtige neueste deutsche Ausgabe erfreut sich, wegen ihres schönen Styls und zugleich billigen Preises, mit Recht einer ausgezeichnet günstigen Aufnahme und sehr großen Anzahl Theilnehmer. Das 3te Bändchen erscheint binnen vier Wochen. Vom 1sten Bändchen sind ebenfalls noch Exemplare (à 9 gGr.) in allen Buchhandlungen zu haben.

System der Musik-Wissenschaft

und der praktischen Komposition mit Inbegriff dessen, was gewöhnlich unter dem Ausdrucke General-Baß verstanden wird.

Von J. B. Logier, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 4. Preis 6 Rthlr., ist so eben vollständig erschienen, und bey unterzeichnetem Verleger, wie in allen Buch- und Musik-Handlungen, zu haben.

W. Logier,
Buchhändler in Berlin.

Tübingen, bey L. F. Fues ist erschienen:

Taschenbuch zur Lebens-Sicherheit und Lebens-Rettung, oder Rathgeber und Helfer für Schwimmer und Schwimmlustige, für Badende, für Lustfahrende und Reisende zu Wasser, für Nothleidende bey Ueberschwemmungen und in allen übrigen

Wasseregefahren. Von Dr. J. H. M. Poppe, Hofr. und ordentl. Professor zu Tübingen. Mit 3 Steintafeln. 12. geh. 48 kr. oder 12 gGr.

Der Verleger glaubt dies kleine Buch, dessen reicher Inhalt von allgemeinem Interesse ist, um so mehr empfehlen zu dürfen, da des Herrn Verfassers frühere, selbst in mehrere fremde Sprachen übersezte, Schriften über ähnliche Fächer mit dem größten Beyfall aufgenommen wurden. Es enthält die besten Verhaltungsregeln gegen alle möglichen Wassergefahren und die sichersten Rettungsmittel aus schon eingetretenen Gefahren, z. B. beym Schwimmen, Baden, beym Fahren auf dem Wasser, bey Ueberschwemmungen, beym zufälligen Hineinfallen in das Wasser, beym Einbrechen in Eis u. s. w., so wie Vorschriften zur Wiederbelebung von Ertrunkenen, die nur scheintodt sind.

Bey Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Pausanias Beschreibung von Hellas, aus dem Griechischen übersezt und mit Anmerkungen erläutert von E. Wiedasch. Zweyter Theil. Mit einem Plane von Olympia und Sparta. gr. 12. 1827. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Deutschlands erste Philologen haben einstimmig ihr Lob über den großen Werth und die Vorzüge dieser Uebersetzung des für die Kenntniß der alten Hellas so wichtigen Pausanias ausgesprochen. Dieser zweyte Band hat vom Herrn Uebersetzer eine höchst interessante Zugabe erhalten, nämlich: „eine Uebersicht der vorzüglichsten Bildner unter den Hellenen, von dem Anfange der bildenden Kunst bis zum Ende ihrer schönsten Blüthe," welche als sehr schätzenswerthe Erläuterung des Pausanias dient.

Ferner ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

J. A. Eisenmann's Lehrbuch der allgemeinen Geographie, nach den neuesten Bestimmungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1827. München, bey Fleischmann. 22 Gr. oder 1 fl. 24 kr.

Ein treffliches Schulbuch, das in vielen Schulen eingeführt ist, und durch welches der Herr Verfasser sich als Meister in seinem Fache beurkundet hat, da seine Bearbeitung der Geographie für Schulen als Muster gelten kann. Bey den vielen eingehenden Bestellungen ist die Verlagshandlung in Stand gesezt, bey größerer Abnahme annehmbare Vortheile zu gewähren, wenn man sich unmittelbar an sie wendet.

Berlin, bey Duncker und Humblot ist fertig geworden:

K. F. Becker's Weltgeschichte.

Fünfte verbesserte, wohlfeile Auflage, mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. Vte und lezte Lieferung. (Bd. 11. 12) gr. 8.

Preis aller 12 Bände, welche nicht getrennt werden, 15 Thlr. Auf feinem Papier in größerem Format 18 Thlr. (bis Michaelis noch zum Subscript.-Preis von 16⅔ Thlr.)

Diese beyden Bände haben auch den besondern Titel: K. A. Menzel's Geschichte unserer Zeit, seit dem Tode Friedrichs II, und führen die Geschichte bis zum Tode des Kaisers Alexander; sie sind in der Ausgabe von 1825 auch besonders zu haben. Preis 4⅔ Thlr.

Zugleich ist ebendaselbst erschienen:

Rühle von Lilienstern (General) graphische Darstellungen zur ältern Geschichte und Geographie von Aethiopien und Aegypten. (Auch unter dem Titel: Universalhistorischer Atlas, oder anschauliche Darstellung der gesammten Weltgeschichte, in Charten, Tabellen und andern graphischen Konstruktionen. Heft 1) gr. 8. mit 9 Charten, Tabellen u. s. w. in Fol. 4 Thlr. Mit dem Atlas auf Velinpapier 4 Thlr. 12 gr.

Rask über das Alter und die Aechtheit der Zendsprache und des Zend-Avesta; nebst einer Uebersicht des gesammten Sprachstammes, übersezt von F. H. von der Hagen. 8., mit einer Schrift-Tafel. 10 Gr.

Varronis (M Ter.) de lingua latina libri qui supersunt. Ex codicum vetustissimarumque editionum auctoritate, integra lectione adjecta, recens. L. Spengel. — Accedit index graecorum locorum apud Priscianum quae exstant ex codice Monacensi; supplementum editionis Krehlianae 8. maj. 3 Thlr. 16 Gr. Carta scriptor. 4 Thlr.

Fragen über Griechenland, beantwortet von einem Philhellenen (G. Müller) und aus den Alten kommentirt von Fr. Kruse. Nebst der Beschreibung einer Reise durch Morea nach Athen. gr. 8. Mit zwey Charten. geh. 1 Thlr.

Stuttgart. In unserem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lissabon in den Jahren 1821, 1822 und 1823 von Marianne Baillie. Aus dem Englischen. Zwey Theile. Preis geheftet 3 fl.

Die geistreiche Verfasserin beschreibt in diesem, gleich bey seinem ersten Erscheinen mit vielem Beyfall aufgenommenen und bereits zum zweyten Male aufgelegten Werke die herrschenden Sitten und Gebräuche der Einwohner von Lissabon, und schildert mit der dem schönen Geschlecht eignen Auffassungsgabe die Beschaffenheit und die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten dieser Stadt und der umliegenden Gegenden, so wie manche in vieler Hinsicht eigenthümliche physische und moralische Erscheinungen eines Landes, das seit Jahren, besonders aber in der neusten Zeit, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller gewesen ist, welchen die Fortschritte der Aufklärung und die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes nicht gleichgültig sind.

Wir glauben uns daher nicht zu irren, wenn wir der Meinung sind, daß dieses Werk in vielfacher Beziehung eine anziehende Lektüre gewähre, und daß sich jeder Leser für die darauf verwandte Zeit hinlänglich entschädigt finden werde.

F. C. Löflund und Sohn.

An die Besitzer von Wielands Werken, Taschen-Ausgabe.

Zu Wielands Werken ist noch ein 52ster oder Supplementband erschienen. Derselbe enthält eine Selbstschilderung Wielands, herausgegeben von Gruber, und kostet 12 Gr., womit nun das Ganze geschlossen ist.

Auch sind noch fortwährend Exemplare sehr guter Abdrücke von der Kupfersammlung zu Wielands Werken komplett in 52 Blättern zu 4 Rthlr. 6 Gr. durch alle Buchhandlungen Deutschlands und den unterzeichneten Verleger zu erhalten. Friedr. Fleischer in Leipzig.

Nro. 24.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Anzeige.

Nach Auflösung der Theater-Direktion des Hrn. Schemenauer, bildete sich ein Comité, welches die Leitung der Bühne in artistischer und ökonomischer Hinsicht übernommen hat. Dieses neu eingetretene Verhältniß, durch welches sich erwarten läßt, daß Augsburg ein, seinem Range, den es unter den Städten Deutschlands behauptet, angemessenes, gut organisirtes Theater erhalten wird, findet man sich veranlaßt, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen; und zu gleicher Zeit fähige, talentvolle Individuen, denen eine Anstellung an dem hiesigen Stadt-Theater wünschenswerth erscheint, im Fall sich dieselben hinsichtlich ihres Talentes und moralisch guten Betragens durch hinlängliche Beglaubigung ausweisen können, einzuladen, sich in portofreyen Briefen unter der Adresse:

An das Comité des Stadt-Theaters zu Augsburg

an die Vorstände der Anstalt zu wenden. Die noch zu besetzenden Fächer sind folgende:

Im Schauspiel: Das der jugendlichen Helden und Liebhaber, der ersten zärtlichen Väter, der Anstandsdamen, der ersten jugendlichen, muntern Liebhaberinnen und der zärtlichen Mütter.

In der Oper: Das Fach eines ersten und zweyten Tenoristen und Bassisten, Tenorbouffons, einer ersten und zweyten Sängerin und einer Mutter.

Augsburg, am 17ten Juli 1827.

Das Comité des Stadt-Theaters zu Augsburg.
Brisler, qua Vorstand.
v. Forster-Philippsberg.
Florenz, Sekretär.

An die deutschen Theaterdirektionen.

Flegma und Cholera,

komische Oper in zwey Aufzügen, von Donizetti.

Ein hier lebender, junger deutscher Gelehrter bearbeitet, von mir dazu aufgefordert, die hier im vorigen Karneval aufgeführte Donizetti'sche Oper: Olivo, e Pasquale, für die deutschen Bühnen. Wo es nöthig seyn dürfte, besonders bey Verwischung der, mit deutschen Sitten zu kontrastirenden, Lokalitäten, werde ich ihm mit Rath und That an die Hand gehen. Die Musik hat zwar in Rom, wo zur Zeit noch die Melodiersucht über die Charakteristik den Sieg davon trägt, nicht gefallen, ist aber dennoch ein vortreffliches, ganz im deutschen Sinne und mit deutschem Fleiße geschriebenes Werk. Die Abschrift (zwey starke Akte) wird an kaiserliche und königliche Bühnen für 24, an die übrigen fürstlichen Bühnen für 20, an große stehende Direktionen für 16, an kleinere für 16 und an reisende Truppen für 8 franz. Louisd'or, doch nur gegen Vorausbezahlung abgelassen. Zugleich gibt jeder Käufer sein Ehrenwort, die Partitur auf keine Weise wieder zu veräußern, oder sonst, zu welchem Gebrauche es immer sey, aus den Händen zu geben.

Rom, im Juli 1827. G. L. P. Sievers.

An Theater- oder Orchester-Direktionen u. s. w.

Ein tüchtiger Musiker, als Klavier- und Gesang-Lehrer geachtet, und als Komponist bekannt, sucht ein sicheres und dauerndes Engagement. Er ist fähig ein Orchester zu leiten, und kann erforderlichen Falls genügende Zeugnisse aufweisen.

Auf obige Anzeige Reflektirende wollen ihre Briefe gefälligst H. H. zeichnen, und der Vossischen Zeitungs-Expedition in Berlin franco einsenden.

Berlin, 20. Juli 1827.

Ankündigung.

Kürzlich ist erschienen und in der Jügel'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. zu haben:

Liesli a Sevifs Tale, by H. Clauren. Translated from the German by J. D. Haas. — London. 8. Mit einem lithographirten Titelkupfer und einer Vignette. Preis 1 Rthlr. 16 gGr.

Diese Uebersetzung einer der beliebtesten Erzählungen des Lieblingsschriftstellers der gebildeten Frauenwelt ist besonders empfehlungswerth bey der Erlernung der englischen Sprache für Damen als Uebungs- und zugleich Unterhaltungsbuch.

Einladung

für Freunde der englischen Sprache zur Subscription auf:

British Theatre comprising Tragedies, Comedies, Operas, and Farces, from the most classic writers; with biography, critical account, and explanatory notes by an Englishman. Complete in One Volume, Royal Octavo. Vellumpaper. Cartonn. Subscriptions-Preis 3 Thlr. Pr. Cour. od. 5 fl. 24 kr. rhein. Leipzig 1827, bey Friedr. Fleischer.

Bey der so allgemeinen Vorliebe, die jezt in Deutschland für das Studium der englischen Sprache herrscht, glaubt man nicht nöthig zu haben, die Vorzüge einer solchen Sammlung erst ins Licht stellen zu müssen, was auch fast gegen die Achtung, die man dem Ruhme eines Garrick, Foote, Goldsmith, Ottway, Addison, und vieler anderer hier kontribuirenden Schriftsteller, zollen muß, sein würde. Hier sind nicht die Schwierigkeiten zu überwinden, die das Lesen der Dichter und ältere Schriftsteller darbietet, hier ist alles aus dem Leben genommen, und der aufmerksame Leser wird nicht allein die Kenntniß der Sprache, und den richtigen Conversationston auf die angenehmste Weise erlangen, sondern auch in diesem Bande das treueste Gemählde des brittischen Nationallebens und Volkscharakters finden, die strenge Auswahl, und die zahlreichen, trefflichen Notizen, Lebensbeschreibungen, und kritischen Beleuchtungen des Herausgebers sind Vorzüge, die sich nur diese

Sammlung zu erfreuen hat, zudem noch die größte Wohlfeilheit, bey der elegantesten Ausstattung, kommt; was hier geliefert wird, nämlich 12 Trauerspiele, 25 Schauspiele, und 12 bis 15 Lustspiele und Opern würde in der geringsten englischen Ausgabe doch über 12 Rthlr. kosten.

Gleich nach Michaeli d. J. werden die Exemplare sauber kartonnirt abgeliefert. Bis dahin kann man in allen Buchhandlungen, wo man eine ausführliche Anzeige und Probe gratis erhält, subscribiren. Sammler, welche dieses bey dem Verleger direkt thun wollen, erhalten auf 6 Exemplare das 7te frey.

Subscription hierauf nehmen auch sämmtliche Wiener Buchhandlungen an.

Einladung
zur Unterzeichnung auf:

F. E. Petri, Handbuch der Fremdwörter rc. 5te Aufl. zu 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr. rheinl. Ladenpreis 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr. rheinl.

J. G. Lehmann, Lehre der Situationzeichnung. 4te Aufl. zu 9 Thlr. oder 16 fl. 12 kr. rheinl. Ladenpr. 12 Thlr. oder 21 fl. 36 kr. rheinl.

K. A. Becker, das Aufnehmen mit dem Meßtische, zu 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. rheinl. Ladenpreis 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 fl. 30 kr. rheinl.

H. Cotta, Anweisung zum Waldbau. 4te Aufl. zu 1 Thlr. 16 Gr. od. 3 fl. rh., Ladenpr. 2 Thlr. 8 Gr. od. 4 fl. 12 kr. rh.

Bey der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und in allen andern Buchhandlungen wird Unterzeichnung auf folgende wichtige Werke angenommen:

An alle Gebildete, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, denen die Veredlung und Vereinfachung ihrer Muttersprache am Herzen liegt.

Zu Michael d. J. wird die fünfte, rechtmäßige und auf's Neue mit mehreren tausend Wörtern bereicherte und verbesserte Auflage von dem gedrängten:

Handbuch der Fremdwörter
in
deutscher Schrift- und Umgangsprache,
zum
Verstehen und Vermeiden jener, mehr oder weniger, entbehrlichen Einmischungen;
herausgegeben von
Dr. Fr. Erdmann Petri,
Kirchenrath und Prof. in Fulda.

in zwey Theilen auf Velinpapier bey uns herauskommen.

Bis zum Erscheinen wird darauf Unterzeichnung dergestalt angenommen, daß 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl. rheinl. bey Ablieferung des ersten Bandes und 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr. rheinl. beym zweyten Bande, mithin 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr. rheinl. für 1 Exemplar bezahlt werden. Auf 6 Exemplar wird das 7te, ohne weiteren Nachschuß an Porto rc. frey gegeben. Der nachherige Ladenpreis beträgt 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr. rheinl., ein noch immer sehr billiger Preis für mehr als 50 Bogen eines engen und schwierigen Drucks auf feinem Papier.

Die vorhergegangenen vier Auflagen werden hoffentlich die beste Empfehlung für ein Werk seyn, das in allen Lebensverhältnissen nützlich und sehr oft ganz unentbehrlich ist.

Dresden und Leipzig, den 15. Mai 1827.

Arnoldische Buchhandlung.

An alle Offiziere, Feldmesser, Forstmänner und Gutsbesitzer, so wie an Militär- und Forstakademieen und Schulen.

Einladung zur Unterzeichnung auf folgende für sie unentbehrliche Werke:

1) Auf die vierte sehr verbesserte Auflage der

Lehre der Situationzeichnung
oder
Anweisung zum richtigen Erkennen und genauen Abbilden der Erdoberfläche in topographischen Charten und Planen,
von
Johann George Lehmann,
und herausgegeben
vom
Major Becker und Professor Fischer.

welche im Laufe dieses Jahres in zwey Theilen mit 25 großen, ganz neu gestochenen Kupferplatten erscheinen soll.

Bis zu Michael d. J. wird in allen Buchhandlungen 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. rheinl. Vorausbezahlung und bey Ablieferung des Buches 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr. rheinl. Nachzahlung darauf angenommen, auf 6 Exemplare aber das 7te unentgeltlich gegeben. Der spätere Ladenpreis ist 12 Thlr. oder 21 fl. 36 kr. rheinl.

Für die Besitzer der frühern Auflagen werden die neuen Plane einzeln jeder zu 12 Gr. oder 54 kr. rheinl. zu bekommen seyn.

2) Zur Ergänzung und Vollständigkeit dieses Werks erscheint zu Michael d. J. von

K. A. Becker,
K. S. Major,
das Aufnehmen mit dem Meßtische,
im Sinne der Lehmannischen Lehrart und als Ergänzung und nothwendige Erläuterung derselben.
Mit 3 großen Planen, in einem besondern Bande.

Bis zum Erscheinen des Buches wird Unterzeichnung von 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. angenommen und auf 6 Exemplare das 7te in allen Buchhandlungen frey gegeben. Der Ladenpreis ist 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 fl. 30 kr. rheinl.

3) Auf die vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage der

Anweisung zum Waldbau,
von
Heinrich Cotta,
Königl. Sächs. Oberforstrath,
mit 2 Kupfertafeln,

in gr. 8. auf Velinpr., welche zu Michael d. J. erscheint und worauf bis dahin 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl. rheinl. Vorauszahlung, mit 1 Frey-Exemplar auf 6 Exemplare in allen Buchhandlungen, ohne alle Nachzahlung angenommen wird. Der nachherige Ladenpreis beträgt 2 Thlr. 8 Gr. oder 4 fl. 12 kr. rheinl.

Bey der innern Trefflichkeit dieser Schriften hoffen wir die günstige Meinung aller Sachverständigen für uns

zu haben, daß in Hinsicht der äußeren Ausstattung wohl nicht zu wenig gethan werden wird, um solche auch von dieser Seite dem Käufer angenehm zu machen.

Dresden und Leipzig, im Mai 1827.

Arnoldische Buchhandlung.

Außer obigen sind noch nachstehende Werke, um unvollständigen und fehlervollen Nachdrücken zu begegnen, für beygesetzte sehr ermäßigte Preise, auf Bestellung, durch alle nambafte Buchhandlungen, ohne alle weitere Vergütung an Porto ꝛc. bis Ende dieses Jahres von uns zu erhalten:

D. S. Hahnemann, reine Arzneymittellehre. Zweyte verbesserte Aufl. 6 Bände. 12 Thlr. 12 Gr. wegen Nachdruck herabgesezt auf 9 Thlr. od. 16 fl. 12 kr. rheinl.

D. K. A. Schmalz, medizinisch-chirurgische Diagnostik in Tabellen. Vierte verbesserte Aufl. gr. Fol. 8 Thlr. noch in der zweyten Vorauszahlung für 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. rheinl.

Fr. Mohs, Grundriß der Mineralogie. 2 Bände. Mit vielen Kupfern. gr. 8. 9 Thlr. 4 Gr. wegen Nachdruck herabgesezt auf 6 Thlr. 12 Gr. oder 11 fl. 42 kr. rheinl.

Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben auf Helena, nebst Nachträgen und Anhang. 17 Theile. 13 Thlr. 10 Gr. wegen Nachdruck 9 Thlr. od. 16 fl. 12 kr. rheinl.

D. B. W. Seiler, Naturlehre des Menschen, ꝛc. für Künstler, 1r Heft. Mit 4 großen Kupfertafeln. 8 Thlr. in der Vorauszahlung 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. rheinl.

D. K. Ch. Fr. Krause, die ältesten Kunsturkunden der Freymaurer-Brüderschaft. 1r Band 8 Thlr. für 5 Thlr. 12 Gr. 2r Band 7 Thlr. für 5 Thlr. zusammen statt 15 Thlr. für 10 Thlr. 12 Gr. oder 18 fl. 56 kr. rheinl.

J. V. Bischoff, Vertheidigung des P. A. Fonk ꝛc. 2 Bände. 4 Thlr. 4 gr. herabgesezt auf 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rheinl.

C. F. Richter, Reisen zu Wasser und zu Lande ꝛc. 8 Theile. 8 Thlr. 8 Gr. wegen Nachdruck herabgesezt auf 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. rheinl.

H. Clauren, Scherz und Ernst. 40 Bände in vier Sammlungen, jede von 10 Bänden zu 10 Thlr., wegen Nachdruck herabgesezt auf 7 Thlr. Mithin alle 40 Bände statt 40 Thlr. auf 28 Thlr. oder 50 fl. 24 kr. rheinl.

G. Schilling, sämmtliche Schriften. Erste Sammlung. 50 Bände 50 Thlr. wegen Nachdruck herabgesezt auf 33 Thlr. oder 59 fl. 24 kr. rheinl.

G. Schilling, sämmtliche Schriften. Zweyte Sammlung. 50 Bände 50 Thlr., ebenfalls herabgesezt auf 33 Thlr. oder 59 fl. 24 kr. rheinl.

C. F. van der Velde, sämmtliche Schriften. 3te Aufl. in 25 Bänden 28 Thlr. wegen Nachdruck noch in der zweyten Vorauszahlung von 21 Thlr. oder 37 fl. 48 kr. rheinl.

C. Weisflog, Phantasiestücke und Historien. 10 Bände. 15 Thlr. 18 Gr., wegen Nachdruck herabgesezt auf 11 Thlr. 12 Gr. oder 20 fl. 24 kr. rheinl.

In dem Fall, daß keine Buchhandlung in der Nähe des Käufers seyn sollte, erbieten wir uns, die mit dem Geldbetrage oder giltigen Anweisungen versehenen Bestellungen, wenn sie nicht unter 20 Thlr. oder 36 fl. rheinl. betragen, portofrey an jeden Ort zu besorgen.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Nachricht
für Gartenfreunde und Pomologen.

In der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin erschienen so eben folgende drei empfehlungswürdige Werke, welche ebendaselbst so wie durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu haben sind:

System der Garten-Nelke,

gestützt auf das allgemein geltende Weißmantelsche Nelken-System; nebst einer, angehenden Blumenfreunden gewidmeten, möglichst vollständigen Anleitung zur Erziehung, Wartung und Pflege der Nelke, und einem Anhange über die Kultur einiger andern Lieblingsblumen. Mit einer, nach der Natur gemalten Nelkentabelle. gr. 8. Elegant geheftet. 22½ Sgr.

Wie durch der Farben Schönheit und Mannigfaltigkeit, so zeichnet sich auch durch den angenehmsten und würzigsten Wohlgeruch im Reiche der Blumen die Nelke vor den meisten ihrer Schwestern ganz vorzüglich aus, weßhalb auch schon von jeher auf die Kultur und Pflege dieser schönen Blume ganz besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit verwendet wurde. Ein Buch nun, was hierzu Anleitung giebt, muß daher für jeden Blumenfreund eine sehr willkommene Erscheinung seyn, besonders wenn es, wie das hier angezeigte, Vollständigkeit mit einer klaren und zweckmäßig geordneten Darstellung vereinigt. Aber nicht blos der Nelke, auch des Aurikels, des Goldlacks, der Rose, Levkoje, Hortensie, Georgine und Hyazinthe wird in diesem nützlichen Buche gedacht, so daß man sich darin wegen der Kultur, Wartung und Pflege der genannten Blumen aufs befriedigendste Raths erholen kann. Erhöht wird der Werth dieses Buchs noch durch eine demselben beigegebene, mit vielem Fleiß ausgearbeitete und ganz der Natur getreu ausgemalte Nelkentabelle, so daß es mit vollem Rechte jedem andern über diesen Gegenstand bisher erschienenen Werke an die Seite gestellt werden kann.

Der Gartenfreund,

oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im Küchen-, Obst- und Blumengarten, in Verbindung mit dem Zimmer- und Fenstergarten. Nebst einem Anhange über den Hopfenbau. Von J. C. L. Wredow. Groß Octav. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem allegorischen Titelkupfer. Sauber geheftet. 2 Thlr.

So wie die in einem nicht zu langen Zeitraume nöthig gewordenen drey starken Auflagen des Gartenfreundes von dem Werthe und von der Brauchbarkeit desselben hinlänglich zeugen, so haben auch bereits mehrere kritisch-literärische Zeitschriften sich lobend darüber ausgesprochen. In der, in Nro 44 der Ergänzungsblätter der Hallischen allgemeinen Literatur-Zeitung, April 1825, befindlichen Beurtheilung der zweiten Auflage des vorliegenden Werks heißt es unter anderen:

„Legion, möchte man sagen, ist der Name der Schriften, welche das Publikum über die wahre Gartenkultur

zu belehren suchen, und wenn man nun diese Bücher mit einander vergleicht, so sehen sich dieselben in der Hauptsache gewöhnlich ganz ähnlich, oder mit andern Worten, die Verfasser derselben sind in der Regel Compilatoren, von denen der eine dem andern immer nachschreibt, dabey auch die gröbsten Fehler und Irrthümer mit aufnimmt, und dessen ungeachtet sich auf eigene Erfahrung beruft. Diese Behauptung könnte sehr leicht durch eine Menge Belege bewiesen werden. Desto erfreulicher ist es aber, wenn ein Buch, wie dieser Gartenfreund, erscheint, durch welches der Privatmann, der bey der größten Gartenliebhaberey nicht im Stande ist, einen Kunstgärtner zu halten, hier die trefflichsten Belehrungen erhält, durch welche ihm jener ganz entbehrlich, er selbst aber in den Stand gesetzt wird, seinem Wunsche, im Küchen-, Obst- oder Blumengarten seine Mußestunden auf eine edle und belohnende Art zuzubringen, volles Genüge zu leisten. Nach des Recensenten Ueberzeugung enthält dieses Buch Alles, was man in dieser Hinsicht billigerweise verlangen kann, und ein Jeder, welcher diesen Führer wählt, kann darauf rechnen, daß er auf keinen Irrpfad geleitet und als Blumenliebhaber gesichert wird, sein Geld nicht für sehr theuere, durch pomphafte Namen anempfohlne, aber nicht selten höchst werthlose Pflanzen rein wegzuwerfen."

Die Obstbaumzucht im Kleinen und Großen;

oder Anleitung zum besondern und allgemeinen Obstbau, verbunden mit einer Anweisung, wie Obstgärten vortheilhaft anzulegen, die Obstbäume zu veredeln und dieselben zweckmäßig zu behandeln sind; nebst Beschreibung der vorzüglichsten in Deutschland jetzt einheimischen Obstsorten. Als Anhang eine Sammlung bewährter pomologischer Hülfsmittel. Von M. Raschig. 31 Bogen in gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Unter allen Zweigen der Landwirthschaft dürfte wohl keiner so allgemein kultivirt worden seyn und es noch fortdauernd werden, als die Obstbaumzucht, und gewiß auch mit allem Recht, da sich bey derselben so leicht das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden läßt. Daß nun über einen so wichtigen Gegenstand auch Vieles geschrieben ward, ließ sich wohl erwarten, allein die meisten der über Kultur der Obstbäume und über Pomologie überhaupt erschienenen Werke sind theils etwas zu oberflächlich und einseitig verfaßt, theils ihres bedeutenden Umfangs wegen, zu kostspielig und daher nicht für den Ankauf eines Jeden geeignet; der Herr Verfasser des hier angezeigten Werks, in dem kein die Obstbaumzucht betreffender Gegenstand unberührt geblieben, und alles darüber Gesagte für Jedermann aufs verständlichste vorgetragen ist, hat daher eine längst gefühlte Lücke in der pomologischen Literatur ausgefüllt. Einen besondern Werth dieses so gemeinnützlichen Buchs findet Referent noch in den demselben angehängten Hülfsmitteln, vermöge deren sich der Freund von Obstkultur in den verschiedensten Fällen wird Raths erholen können. Auch Druck und Papier zeichnen dieses Werk aufs vortheilhafteste aus, und dabey ist der Preis desselben verhältnißmäßig so gering, daß es sich gewiß bald der günstigsten Aufnahme wird zu erfreuen haben. R — r.

Neue Verlagsartikel,

welche bey Orell, Füßli und Komp. in Zürich, so eben die Presse verlassen und durch jede solide Buchhandlung zu den bemerkten Preisen zu beziehen sind:

Andachten, häusliche, frommer Christen; oder Erweckungen des Herzens zu Gott in Gebeten und Liedern auf alle Tage, Zeiten und Umstände. 6te verbesserte Auflage. 8. 45 kr.

Bacchus, Mars und Amor. Eine Sammlung fröhlicher Gesellschaftslieder, den Schutzgöttern lustiger Brüder gewidmet. 3te vermehrte Auflage. 12. 30 kr.

Ciceronis, M. Tullii, Orationes Philippicae in M. Antonium. Accedunt Epistolae post Caesaris interitum scriptae c. variis lect. ed. J. Casp. Orellius. Lexikon-Oktav; br. 2 fl.

Hartmann, G. L., helvetische Ichthyologie, oder ausführliche Naturgeschichte der in der Schweiz sich vorfindenden Fische. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Hegner, U., Die Molkenkur. 3 Bdchn. 3te Ausgabe 12. br. 3 fl.

Neuffer, L., Gesänge der Liebe und Treue, aus den schönen Tagen der Jugend. 12. geb. 1 fl. 15 kr.

Scherr, J. Th., Zwey Abende unter den Zöglingen der Blindenanstalt in Zürich, im Frühjahr 1826. Ein poetischer Versuch. 12. br. 30 kr.

Verhandlungen, neue, der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, über Erziehungswesen, Gewerbfleiß und Armenpflege. 2r Theil. gr. 8. 1 fl. 15 kr.

Bey J. Engelmann in Heidelberg ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Damen-Bibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens. Einheimischen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet. Herausgegeben vom Hofrath A. Schreiber. 5s Bändchen. Subscriptionspreis von 16 Bändchen 9 fl. 36 kr. oder 6 Thlr. 8 Gr.

Der wachsende Beyfall, mit welchem diese Unternehmung aufgenommen wird, ist für Herausgeber und Verleger eine erfreuliche Aufforderung, immer mehr zur Vervollkommnung derselben zu thun. — Der Subscriptions-Termin ist noch bis zu Ende dieses Jahres offen.

Bey A. Rücker in Berlin erschien so eben:

Liedertafel für Maurer. Herausgegeben von J. D. Symanski. 8. kartonnirt. 18 Gr.

Melodien zu der von J. D. Symanski herausgegebenen Liedertafel für Maurer, arrangirt von A. Neithardt. Quer Fol. kart. 2 Rthlr. 12 Gr.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Grundsätze der analytischen Philosophie in metaphysischen Versuchen. gr. 8. Velindruckpr. 21 Gr.

Die Neuheit der dargelegten Ansichten wird diese Schrift nicht unbemerkt und unberücksichtigt lassen, und der aufmerksame Leser sich mit dem Inhalte derselben bald vertraut und befreundet finden.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Nro. 25.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die kleinen Bearner, oder moralische Vorlesungen für die Jugend. A. d. Franz. von Madame Julie Delafaye, geb. Brehier. 2r Thl. 8. 48 kr.

v. Freyberg, Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften. 1r Bd. 1s Heft. 1 fl. 24 kr.

v. Gagern, der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. II. Bd. 3s Heft. gr. 8. 1 fl.

Schultes, J. A., Donaufahrten. Ein Handbuch für Reisende auf der Donau. 2r B. 8. 2 fl. 45 kr.

v. Thibaudeau, Napoleon Bonaparte, dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privat-Lebens, seiner politischen und militärischen Laufbahn, seiner Regierung und seiner Administration. 1r Bd. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Ankündigung.

Gustav Schilling,

seit länger als 30 Jahren ein Liebling der Lesewelt, war zeither immer ernstlich beschäftigt, die letzte bessernde Hand an seine Romane und Erzählungen zu legen und besonders die frühern Erzeugnisse seiner Phantasie ganz in Einklang mit den neuesten zu bringen, umzuwandeln, weniger Gelungenes ganz zu beseitigen, und alles so zu gestalten, daß das Lesen derselben für die zarteste Jungfrau ganz unbedenklich und für den welterfahrnen Leser dennoch erfreulich sey; als auf einmal wieder ein Nachdrucker, Schell in Heilbronn, einen Diebesdruck der sämmtlichen Werke von Schilling, in einer sogenannten Taschen-, vielmehr aber Lappen-Ausgabe, in ganz unveränderter Gestalt des zeitherigen mangelhaften Druckes ankündigt und besonders Süddeutschland damit zu überschwemmen sucht.

Da nun bis jetzt leider die deutschen Buchhändler in manchen Bundesstaaten noch in einem völlig rechtlosen Zustande sich befinden, so hofft der Verfasser mit dem Verleger ganz allein von der Rechtlichkeit und Klugheit des süddeutschen Publikums, daß es die von uns hiermit angekündigte vollständige Original-Ausgabe letzter Hand, unter dem Titel:

Sämmtliche Schriften
von
Gustav Schilling.

Neueste sehr verbesserte und umgestaltete Ausgabe.

welche jetzt in etwas mehr als 100 Bänden besteht, und künftig in 50 Bände zusammengedrängt werden soll, erwarten und vorziehen werde.

Die ersten 10 Bände erscheinen zu Ende dieses Jahres, auf das bekannte schöne Abendzeitung-Papier, mit neuen Typen, gedruckt in Taschenformat und zwar so, daß immer 6 oder 7 Bände aus Romanen, und 3 bis 4 Bände aus kleinern Erzählungen bestehen werden, für den äußerst geringen Preis von 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr. rheinl., welche erst bei dem Erscheinen dieser unzertrennlichen Lieferung bezahlt werden, und wobei lediglich für die 5te (letzte) Lieferung vom 41sten bis 50sten Bande 2 Thlr. 12 Gr. als Vorauszahlung mit zu leisten sind.

Alle fünf Lieferungen, jede zu 10 Bänden, kosten demnach nicht mehr als 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 fl. 30 kr. rheinl., welche früher 110 Thlr. kosteten, mithin jeder Band nicht mehr als 6 Gr. oder 27 kr. rheinl.

Wer es jedoch vorziehen sollte, bei der ersten Lieferung auf das Ganze vorauszuzahlen, dem werden alle 50 Bände, welche im Laufe des Jahres 1828 vollständig erscheinen sollen, für 10 Thlr. preuß. oder 18 fl. rheinl. (also ein Band für weniger als 5 Gr. oder 22 kr.) durch alle nambafte und rechtliche Buchhandlungen Deutschlands, welche von jetzt an bis zum Erscheinen der ersten Lieferung Unterzeichnung darauf annehmen, ohne weitere Kosten an Porto 2c. richtig abgeliefert werden. Der spätere Ladenpreis ist auf 18 Thlr. oder 32 fl. 24 kr. rheinl. festgesetzt.

Dresden und Leipzig im Junius 1827.

Arnoldische Buchhandlung.

Für Architekten und Freunde des Alterthums.

An alle Subscribenten ist versendet worden:

Stuart und Revett, Alterthümer von Athen 23ste und 24ste Lieferung.

Alterthümer von Attika, (the unedited Antiquities of Attika) enthaltend die architektonischen Ueberreste von Eleusis, Rhamnus, Sunium, Thoricus. Herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. 5te Lieferung.

Alterthümer von Jonien, von derselben Gesellschaft herausgegeben. 2te und 3te Lieferung.

Diese drei Werke, welche mit den Supplementen einen vollständigen Cyclus der Alterthümer Griechenlands bilden, werden hier dem deutschen Publikum in getreuen und zierlich gearbeiteten Kopien zu einem äußerst wohlfeilen Preis dargeboten. In der Ausgabe auf fein Velinpapier kostet nämlich jede einzelne Lieferung (welche zwölf Blätter enthält), nur 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl.; in der ordinären Ausgabe aber 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr. Dieser Subscriptionspreis bleibt bis zur Beendigung eines jeden Werkes offen. Der Text erscheint in gr. 8. anständig gedruckt mit der letzten Lieferung, und wird zu möglichst billigem Preis besonders berechnet.

Museum Worsleyanum. Eine Sammlung von antiken Basreliefs, Büsten, Statuen und

Gemmen; herausgegeben von H. W. Eberhard und H. Schäfer. 3te und 4te Lieferung, jede Lieferung von 8 bis 10 Tafeln kostet 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

(Die weitern acht Lieferungen, aus welchen das Werk besteht, so wie der erläuternde Text, werden möglichst bald erscheinen.)

Für Freunde der Naturgeschichte.

Allgemeine Zoologie in ihren Gattungs-Repräsentanten nach den neuesten Untersuchungen dargestellt von Jakob Kaup. 1tes und 2tes Heft. gr. 4. mit erläuterndem Text.

Der Plan dieses Werkes ist: alle Gattungsrepräsentanten der Thierwelt dem Auge vorzuführen. Die Abbildungen werden durch einen Text erläutert, welcher mit Weglassung unnöthiger Kunstausdrücke eine klare Beschreibung der Kennzeichen einer jeden Gattung und der sie repräsentirenden Art, nebst kurzer Charakteristik der übrigen Arten, Schilderungen ihrer Sitten und Gewohnheiten, Angabe des Vaterlandes und Verbreitung auf dem Erdball, ihren Nutzen oder Schaden rc., für geübtere Kenner jedoch zugleich die Entwickelungsgeschichte und Synonymie enthalten soll.

Da die Gattungen in den Heften nicht systematisch folgen können, so folgt am Ende des Werkes eine vollständige Uebersicht, welche den Besitzer in den Stand setzt, das Gegebene sowohl nach Cuvier's System, als auch nach den Ansichten des Herausgebers zu ordnen.

Die Abbildungen, welche, so weit es möglich und nothwendig war, aus der Natur genommen, außerdem aber nur nach anerkannten Meisterwerken kopirt sind, werden theils lithographisch, theils chalcographisch ausgeführt, je nachdem sich der Gegenstand mehr für die eine oder die andere Manier eignet, und dabei, wo Kolorit nöthig ist, mit Vermeidung aller Deckfarben sauber ausgemahlt.

Um den resp. Herren Abnehmern bald möglichst einen für sich bestehenden Theil des Werkes zu liefern, ist mit den Säugethieren der Anfang gemacht, welche in monatlichen Heften (jedes zu 5 Abbildungen, nebst erforderlichem Text in gr. 4.) erscheinen, und mit zwanzig Heften beendigt sein werden. Der Subscriptionspr. eines Heftes schwarz ist 14 Gr. oder 54 kr., kolorirt 1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr. Man hat nur auf einen Band (welcher eine Klasse in sich begreift) zu unterzeichnen nöthig. Alle Buch- und Kunsthandlungen nehmen Unterzeichnung an, und die beiden ersten Hefte sind daselbst einzusehen.

Darmstadt im August 1827.

Carl Wilhelm Leske.

Bei A. Rücker in Berlin ist erschienen:

Böttichber, Dr., W., Geschichte der Carthager, nach den Quellen bearbeitet. Mit einer Karte. gr. 8. 2 Rthlr.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Denkwürdigkeiten und Anekdoten aus dem Innern des kaiserlichen Palastes und einige Begebenheiten während der Kaiserregierung vom Jahr 1805 bis zum 1. Mai 1814. Ein Beitrag zur Geschichte Napoleons von L. F. J. v. Bausset, ehemaligen Präfekten des kaiserlichen Palastes. Aus dem Französischen. Ersten Bandes, erste Abthl. 12. Geh. Preis für das vollständige Werk in 4 Abtheilungen. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 40 kr.

Das Amt, welches der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten bekleidete, so wie seine bescheidene anspruchslose Schreibart, geben uns hinlängliche Bürgschaft für die Wahrheit der zum Theil sehr wichtigen Thatsachen, von welchen er als Augenzeuge zu uns spricht. Neben diesen neuen Aufklärungen über die wichtigsten Zeitereignisse wird man gewiß mit großem Interesse die mannichfaltigen Scenen aus dem Privatleben des Kaisers Napoleon und seiner Umgebungen lesen, die hier in lebendiger Darstellung gegeben werden. Der Verfasser stellt uns dadurch ihm näher, als es irgend eine Schilderung seiner Großthaten vermag.

Die folgenden Abtheilungen werden unverzüglich erscheinen.

Darmstadt, den 1. August 1826.

C. W. Leske.

Der Druck der von mir unternommenen Ausgabe der

SCRIPTORES HISTORIAE BYZANTINAE

hat mit dem Agathias nunmehr begonnen; es wird dieser Autor in wenigen Monaten erscheinen, und zunächst den Beweis liefern, daß, in gebührender Anerkennung der allgemeinen Theilnahme, deren wir bei dieser Unternehmung so sehr uns zu erfreuen haben, nichts verabsäumt wird, um unserer Bonner Ausgabe bedeutende Vorzüge vor allen früheren zu verleihen. Ein ausführlicherer Bericht darüber vom heutigen Tage wird von allen Buchhandlungen unentgeltlich vertheilt. —

Da die Namen der verehrten Beförderer dieses Unternehmens vorgedruckt werden sollen, so würde es mir sehr angenehm seyn, wenn Diejenigen, welche mit ihren Aufträgen noch zurück seyn sollten, solche nun gütigst sobald als möglich an mich gelangen lassen wollten.

Bonn, den 10. Juli 1827.

Eduard Weber.

Bei Heinr. Ludw. Brönner in Frankfurt a. M. sind nachstehende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

The British Poets of the nineteenth century, including the select works of Grabbe, Wilson, Coleridge, Wordsworth, Rogers, Campbell, Miss Landon, Barton, Montgomery, Southey and others. Being a supplementary volume to the poetical works of Byron, Scott and Moore. In one volume. Royal. 8. Preis der 1sten und 2ten Lieferung, (wovon die zweite zu Michaeli erscheint) 2 Rthl. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. Auf extra fein Velinpapier 4 Rthl. oder 7 fl. 12 kr.

The Vicar of Wakefield, a tale by Oliver Goldsmith 8. cartonnirt. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr. Velinpapier 1 Rthl. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr. Dasselbe, wohlfeile Schulausgabe mit Stereotypen gedruckt. 12. geh. 6 Gr. oder 27 kr.

Miss Edgeworth's moral tales, 2 vols. small 8vo. 2 Rthl. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr.

— — popular tales, 2 vols. small 8vo. 3 Rthl. oder 5 fl. 24 kr.

— — parents assistant, or Stories for Children, 6 vols. 12mo. 3 Rthl. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr.

A Dictionary of the english and german Languages. In two parts. By C. Will. Stereotyp-edit. 12. 1827. geh. 2 Rthl. oder 3 fl. 36 kr. Jede Abtheilung einzeln carton. 1 Rthl. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Aschbach, Dr., J., Geschichte der Westgothen. gr. 8. 2 Rthl. oder 3 fl. 36 kr.

Schwenck, K., Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache mit Vergleichung der griechischen und deutschen. gr. 8. 2 Rthl. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Die beiden Hauptschriften der Rosenkreuzer, die Fama und die Confession. Kritisch geprüfter Text mit Varianten und dem seltenen lateinischen Original der zweiten Schrift. 8. geh. 15 Gr. oder 1 fl. 8 kr.

Luthers großer Katechismus, als christliches Lehr-, Erbauungs- und Kommunionbuch. 12. geh. 12 Gr. oder 48 kr. Velinpapier 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Baumgärtner, K. H., Ueber die Natur und die Behandlung der Fieber, oder Handbuch der Fieberlehre. 2 Thle. gr. 8. 3 Rthl. oder 5 fl. 24 kr.

Minner, J. M., Spanisch-deutsche Gespräche für das gesellschaftliche Leben, 2te Aufl. 12. 1827. geh. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Atlas zu Rüppels Reise im nördlichen Afrika, I. Abtheil. (Zoologie) 3s und 4s Heft, fol., das Heft à 2 Rthl. 8 Gr. oder 4 fl. 12 kr.

Kruse's Hellas.

Bei Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

Hellas, oder geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenlandes und seiner Colonien, mit steter Rücksicht auf die neuen Entdeckungen, vom Prof. Dr. F. C. H. Kruse. Zweiter Theil. Zweite Abthl. Mit einer Ansicht des Parnasses. gr. 8. 2 Rthl. 12 Gr.

Neue schönwissenschaftliche Schriften.

In meinem Verlage erschienen so eben:

Novellen von Leopold Schefer. Dritter Bd. (Die Deportirten.) 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge. Von Wilhelm Müller. 8. geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

Ludw. Neuffer's Poetische Schriften. Erster Band. (Lyrische Gedichte.) 8. geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Aug. 1827. Leopold Voß.

Döbel's neu eröffnete Jäger-Practica.

4te Auflage. 3 Theile in gr. 4. mit vielen Kupfern und Vignetten. Leipzig, bei Joh. Friedr. Gleditsch.

Dies Werk wurde 1746 zuerst von H. W. Döbel, weiland Oberförster zu Reckewitz bei Hubertusburg, verfaßt, und gilt noch heute als ein klassisches Werk für die Wissenschaft der Jägerei; daher denn auch die ersten drey Auflagen längst vergriffen sind. Diese anerkannte Brauchbarkeit und Gründlichkeit aber und die vielfache Nachfrage machten eine neue Auflage nöthig, und es entschloß sich ein Enkel des Verfassers, der Königl. Preuß. Hofrath, Hr. C. F. L. Döbel, in Verbindung mit dem Königl. Preuß. Hauptmann, Hrn. F. W. Benicken, dies Werk dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft gemäß zu bearbeiten, ohne jedoch den Urtext weiter abzuändern, als es die heutige Schriftsprache nothwendig macht. Mit Hülfe der vorhandenen Lehrbücher und Mitwirkung mehrerer praktischen Forstmänner hoffen dieselben ein tüchtiges, zeitgemäßes Werk für alle Eingeweihte und Freunde der edeln Jagdkunst zu liefern. Die drey Theile behandeln, der 1ste die Jagd-Zoologie, der 2te die Technologie, der 3te die Forstkunde. Gute Kupfer sollen das Nöthige erklären, und ein schöner, deutlicher Druck mit angemessenen Vignetten den Werth dieser Auflage erhöhen. Der Preis für alle drei Theile, welche nicht getrennt werden, ist: auf Velin 12 Rthlr., auf weiß franz. Druckpapier 10 Rthlr.; wer aber bis Michaelismesse dieses Jahres Vorausbezahlung leistet, erhält die Auflage auf Velin für 9 Rthlr., auf Druckpap. für 7½ Rthlr.

Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Höchst interessante neue Schrift.

So eben ist erschienen:

Das Cabinet der Tuilerien unter Napoleon als Consul und Kaiser;

oder Beiträge zu dessen Lebensgeschichte. Aus dem Französischen des Grafen *** übersetzt von K. A. Ritter. Leipzig, in Commission bei G. Basse. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Unter den vielen, neuerdings über Napoleon und das französische Kaiserreich erschienenen Schriften dürfte die gegenwärtige, welche so eben in Frankreich herausgekommen ist, wohl eine der interessantesten seyn, da wir hier durch einen Vertrauten Napoleons in die Geheimnisse und Pläne des Cabinets der Tuilerien eingeweihet, und uns mannichfaltige Einzelnheiten und merkwürdige Züge erzählt werden.

So eben hat die Presse verlassen:

Gnosis, oder Evangelische Glaubenslehre, für die Gebildeten in der Gemeinde,

wissenschaftlich dargestellt von

Karl Hase.

1ster Band. 8. brosch. 1 Rthlr. 12 Gr.

Der wiederauflebende religiöse Geist unserer Tage veranlaßte zugleich eine allgemeinere Theilnahme an den kirchlichen und theologischen Richtungen des Zeitalters,

und das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Darstellung des christlichen Glaubens in seiner Gesammtheit wurde mannigfach unter denen gefühlt, welche an wissenschaftlicher Bildung Theil nehmen, ohne Theologen zu seyn. Diesem Bedürfnisse kommt das obige Werk entgegen, und kündigt sich dadurch zugleich als einen Versuch der Theologie an, von ihren bisherigen Bemühungen und vom Stande des Christenthumes in wissenschaftlicher Hinsicht der Gemeinde öffentliche Rechenschaft abzulegen.

Der 2te und 3te Band sind unter der Presse, und werden noch in diesem Jahre ausgegeben werden.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Schwartz, J. W., kurze Nachricht von der Entstehung und Feier der christlichen Sonn- und Festtage. Dritte verb. und verm. Auflage. 8. Chemnitz, Starke. 5 Gr.

Diese Schrift wird allen, die über das Geschichtliche der kirchlichen Sonn- und Festtage sich näher zu unterrichten wünschen, um so mehr willkommen seyn, da sie sich bei verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen:

Die wohlerfahrene Lehrerin im Haushalten und in der Küche, oder praktisches Haushaltungs- und Kochbuch, von Auguste Gerike. 8. 1827. 16 gGr.

Die Verfasserin übergibt hier wißbegierigen, jungen Frauenzimmern das Resultat der gesammelten Erfahrungen und Kenntnisse einer langjährigen praktischen Wirthschaftsführung in verschiedenen Gegenden und Verhältnissen. Nachdem in der Einleitung beherzigungswerthe Rathschläge über eine weise Oekonomie, welche allein nur durch die genaue Verbindung und Kenntniß der Kochkunst mit der Haushaltungskunst zu erreichen ist, so wie über die nützlichste Verwendung der Zeit, Beschäftigung und Anleitung der Dienstboten, Erhaltung der Ordnung u. s. w. gegeben sind, folgt:

Die erste Abtheilung über die Haushaltungskunst enthält in 14 Kapiteln die ausführliche Anleitung nebst vielen Recepten zum Brodbacken, Bierbrauen, Essigbrauen, Milchwesen, Einschlachten, Wurst- und Sülzemachen, Einpöckeln und Räuchern, Bouillonkuchen, Schlachten und Aufbewahren des Federviehs, Einkochen und Mariniren aller Arten Fleisches, Geflügels und Fische, Einmachen der grünen Gemüse in Salz, Zuziehen und Fütterung des Hornviehs, der Schweine, des Federviehs. — Das Seifesieden, Waschen und Bügeln. —

In der zweiten Abtheilung wird in 18 Kapiteln die Kochkunst ausführlich gelehrt; man findet hier zu allen möglichen Speisen und zum Theil noch wenig bekannten Gerichten eine große Menge von Recepten, so wie auch zu Gelées, Flamri's, Crêmes, Gefrorenem, Backwerken, Eingemachtem, nebst einer Anzahl Küchenzettel zu kleineren und größeren Gastmählern.

Dabei sind die Quantitäten, die Zeit und die möglichste Sparsamkeit stets sorgfältig berücksichtigt, so daß dieses wohlfeile Handbuch bei seinem vielseitig und reichhaltigen Inhalte von mehr als 500 Recepten und Anweisungen vor vielen ähnlichen und theuren Schriften wird practisch brauchbar befunden werden.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Reinhard's Erhebungen über Welt und Gegenwart zu Gott und Zukunft; christliche Belehrung und Beruhigung über die Unvollkommenheiten und Uebel des Erdenlebens, aus den Religionsvorträgen des seligen Oberhofpredigers, Dr. Reinhard, gezogen von M. J. K. Weikert. 8. Chemnitz, Starke. 1 Thlr. 18 Gr.

Es war ein glücklicher Gedanke, aus den vortrefflichen Vorträgen des unvergeßlichen Reinhard das auszuwählen und zusammenzustellen, was dem trostbedürftigen und trostersehnenden Gemüthe Stärkung und Erquickung zu gewähren so ganz sich eignet. So können nun auch die, denen es zu schwer fällt, die zahlreichen Sammlungen der Reinhard'schen Predigten sich eigen zu machen, und die doch so gern des großen Mannes salbungsvolle, kräftig zum Herzen sprechende Worte vernehmen und auf sich wirken lassen möchten, diesen ihren Lieblingswunsch erfüllt sehen, und in trüben Stunden dessen theilhaftig werden, was ihnen Noth thut, um nicht zu verzagen.

In meinem Verlage ist erschienen:

Liskovius, Dr., K. F. S., über die Aussprache des Griechischen, und über die Bedeutung der griechischen Accente. Nebst einem Anhange über die lateinischen Accente, und zwar jedes mit besonderer Rücksicht auf die Verschiedenheit nach den Zeitaltern und Gegenden. gr. 8. 1. Rthlr. 4 Gr.

Mit gründlicher Gelehrsamkeit und großem Scharfsinne ist in dieser Schrift die häufig besprochene, vielfach untersuchte, aber vorher nicht gehörig erörterte Frage beantwortet worden: welche Aussprache des Griechischen die einzig wahre und richtige sey? — ebenso sind die übrigen Gegenstände ausführlicher und genauer als bisher behandelt worden. Der Verfasser hat, um die Fehler seiner Vorgänger zu vermeiden, alle von ihnen gebrauchte Beweismittel sorgfältig geprüft und mit kritischer Genauigkeit gesichtet, die alten griechischen und lateinischen Schriftsteller, vorzüglich die Grammatiker, Rhetoriker und Musiker, Inschriften griechischer Denkmäler und Münzen zu diesem Zwecke durchforscht und unpartheiisch benutzt. Das Verdienstliche seiner Arbeit wird um so lieber anerkannt werden, als in der neuern Zeit sich das Interesse am griechischen Sprachstudium ungemein gesteigert hat, und die Wichtigkeit der reinen ächten klassischen Aussprache in sich selbst genüglich begründet ist.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir desselben Verfassers

Systema genealogiae mythologicae in tabulis. Fol. 1822. broch. 1 Rthlr. 8 Gr.

wiederholend angelegentlichst zu empfehlen. Beide Werke sind durch alle Buchhandlungen zu haben.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Nro. 26.

Intelligenz-Blatt.

1827.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint eine Uebersetzung von

Noticias secretas de America sobre el estado naval, militar y politico de los reinos del Peru. 2 Vol. London. Taylor 1826. gr. 4.

unter dem Titel:

Geheime Nachrichten über Amerika, besonders über den politischen, militärischen und Marine-Zustand Peru's, des Landes Quito, der Küsten von Neu-Granada und Chili; über Verwaltung und besondere Regierung der indianischen Völkerschaften; über die grausame Unterdrückung und gewaltsamen Maaßregeln der Corregidors und Pfarrer; über die durch die Missionarien bei diesen Einwohnern eingeführten schändlichen Mißbräuche; deren Ursachen und die Beweggründe, sie dreihundert Jahre lang fortdauern zu lassen, getreu niedergeschrieben, zufolge der Instruktionen Sr. Excellenz des Marquis von Ensenada, ersten Staatssekretairs, und vorgelegt in Form eines geheimen Berichts Sr. katholischen Majestät Ferdinand VI. durch Don Jorje Juan und Don Antonio de Ulloa, Generallieutenant bei der königl. Marine, Mitglieder der k. Societät zu London und der k. Akademien zu Paris, Berlin und Stockholm; bekannt gemacht, um eine genaue Idee von der Art zu geben, wie die Spanier Süd-Amerika regierten, von David Barry. 2 Thle.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Erklärung.

Um jeder unberufenen oder entstellenden Nachricht zuvorzukommen, mache ich hiermit selbst bekannt, daß mein vor einigen Tagen neu erschienenes und mit hiesiger Censur gedrucktes Buch: „Löschpapiere aus dem Tagebuche eines reisenden Teufels" auf die Beschwerde einiger hiesigen Herrn Buchhändler, welche sich durch einen im 4ten Monologe S. 237 u. ff. besagten Buches enthaltenen scherzhaften Aufsatz beleidigt glauben, von der betreffenden Behörde provisorisch, d. h. bis zur Erweisung des geführten Beschwerdegrundes, hier in Leipzig confiscirt worden ist. — Mein Verleger ist dagegen gerichtlich eingeschritten, und ich werde seiner Zeit das Resultat dessen dem Publikum mitzutheilen nicht ermangeln. — Beiläufig erwähne ich noch, daß mein Verleger, Herr Taubert, an den Beweggründen zur Verfassung des angefochtenen Artikels durchaus keinen Antheil habe, daß ich so etwas auch nie gestatten würde, daß ich das Manuscript, ohne früher das verlegerische „Vidi" erhalten zu haben, zur Druckerei beförderte, daß ich die Tendenz eines jeden von mir verfaßten oder noch zu verfassenden Buches, wie seine Folgen, allein vertrete; — daß folglich die etwaige Rachsucht der geehrten, sich verunglimpft meinenden Herren Buchhändler nur in mir den Gegenstand ihrer Befriedigung wählen mögen.

Leipzig den 10. August 1827.

Carl Herloßsohn.
(olim Heinrich Clauren.)
Verf. der „Emmy ɪc.", des „Vielliebchen's", „Luftballons", der „Teufels Löschpapiere."

Neue Musikalien von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Für Orchester.

Rossini, G., Ouverture de l'Opéra: le Siège de Corinthe (die Belagerung von Corinth.) 2 Thlr. 12 Gr.

Sörgel, W., Sinfonie. Op. 27. . . . . 3 Thlr.

Für Bogeninstrumente.

Kummer, F. A., Divertissement pour le Violoncelle avec Orchestre. Op. 3. . . . 1 Thlr. 12 Gr.

— Potpourri pour le Violoncelle avec Orchestre. Op. 5. . . . . 1 Thlr. 8 Gr.

— Do. avec accomp. de Pianoforte. 12 Gr.

Lindner, Fr., Quatre Pièces brillantes pour le Violon avec accompagnement de Pianoforte. 16 Gr.

Rovelli, 6 nouveaux Caprices p. Violon. Op. 5. 16 Gr.

Sörgel, W., 3 Duos faciles p. 2 Violons. Op. 26. 1 Thlr.

— 3 Solos pour Violon. Op. 28. Liv. 1. 8 Gr.

Für Blasinstrumente.

Berbiguier, 18 Exercices pour la Flûte. Edition nouvelle. . . . . 1 Thlr.

Fürstenau, A. B., Flötenschule. Op. 42. 3 Thlr.

— Introduction et Variations sur un Thème de l'Opera: Tebaldo et Isolina, de Morlacchi, pour la Flûte avec Orchestre. Op. 53. . . 2 Thlr.

— Do. avec Pianoforte. Op. 53. . 16 Gr.

— Adagio et Variations brillantes sur un Thème de Semiramide de Rossini, p. 2 Flûtes principales avec Orchestre. Op. 55. . . . 2 Thlr.

— Do. avec Quatuor. Op. 55. 1 Thlr. 8 Gr.

— Do. avec Pianoforte. Op. 55. . 20 Gr.

— 3 Duetten für 2 Flöten, als Anhang zur Flötenschule. Op. 56. . . . . 20 Gr.

— Amusements pour la Flûte. Op. 57. . 12 Gr.

Gabrielski, Etudes pour la Flûte. Op. 86. Liv. 1. 1 Thlr.

— Divertissement pour la Flûte avec accompagnement de Pianoforte. Op. 87. . . . 12 Gr.

Lindpaintner, Potpourri pour la Flûte avec accompagnement de l'Orchestre. Op. 61. 2 Thlr.

— Do. avec accomp. de Pianoforte. 1 Thlr.

Müller, Fr., Etudes p. la Clarinette. Op. 33. Liv. 1. 12 Gr.

Richter, W., Duo concertant pour Pianoforte et Flûte. Op. 10. . . . . . . 1 Thlr. 4 Gr.
Schmittbach. Andante varié et Rondo du Mélodrame: Préciosa, p. Basson av. Orch. 1 Thlr. 12 Gr.
Schönfeld, Adagio et Rondo pour Flûte et Pianoforte. Op. 17. . . . . 16 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Bey mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Studien und Ideen für Landschaftzeichner, oder theoretisch - praktisches Lehrbuch über alle Theile der Landschaftzeichnung, für Freundinnen und Freunde der Kunst, nebst einer fasslichen Anweisung zur Perspective. In 26 radierten Blättern nach der Natur und den besten Meistern, und 6 Bogen Text von Joh. Jac. Wagner. gr. Fol. 4 Thlr. 16 Gr.

Da sich diese Anweisung zum Landschaftzeichnen durch zweckmäßige Anordnung des Ganzen, durch Deutlichkeit in theoretischer, und durch malerische Behandlung in praktischer Hinsicht vortheilhaft auszeichnet, so glaube ich dieselbe Lehrern an öffentlichen und an Privatschulen, so wie auch für den Selbstunterricht, mit voller Ueberzeugung empfehlen zu können, und füge zur näheren Kenntniß noch folgende kurze Uebersicht hinzu.

Das für diesen Zweck sehr angemessen gewählte Frontispice zeigt ein von Eichen, Buchen und großartigen Pflanzen umgebenes gothisches Portal, und durch dessen Halle eine weite angenehme Ferne. In den drei ersten Kupfern wird der junge Zeichner zuerst auf eine naturgemäße Behandlung des Baumschlags nach der verschiedenen Form der Baumblätter, vom ersten Zuge bis zur Partie und bis zum vollendeten Baume, aufmerksam gemacht. Gleiche Uebungen in Baumstämmen, Verzweigungen und den vorzüglichsten Baumgattungen finden sich in den acht folgenden Kupfern. Nach den sechs Kupfern mit Pflanzen und Felsenstudien folgen ländliche Wohnungen in verschiedener nationeller Bauart und malerische Ruinen in römischen, griechischen, gothischen und italienischen Ueberresten. Drey ausgeführte größere Landschaften und zwey angenehme Dorfpartieen bieten sich in den Kupfern 21., 22., 23. dem schon jetzt geübteren Zeichner dar. Zu der auch dem Landschaftzeichner unentbehrlichen Wissenschaft der Perspektive gehören die beiden letzten Kupfer, welche der dazu gehörige Text besonders erläutert. Ueber das Zeichnen nach der Natur, und besonders bey der Aufnahme von Prospekten werden zugleich sehr belehrende praktische Winke gegeben.

Zu mehrerer Bequemlichkeit beym Nachzeichnen sind sämmtliche Blätter ungeheftet in einer geschmackvollen Mappe befindlich. Ueberhaupt habe ich alles angewendet, um dieses Werk auch den höheren Ständen als ein eben so nützliches als angenehmes Geschenk empfehlen zu dürfen.

Zugleich mache ich auf die vor einigen Jahren bey mir erschienene

Anweisung zum Blumenzeichnen nach Arnold von Rossmaessler in 30, theils colorirten, theils schwarzen Kupfern in gr. 4. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

aufmerksam.

Leipzig im August 1827. Carl Cnobloch.

Bey W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Durs und Molltöne,
Novellen
von
Ludwig Storch.
I. Die Entdeckung von Madeira. II. Die Jäger.
Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Nicht minder als die frühern trefflichen Schriften des Verfassers werden diese Novellen, die nach dem Urtheile anerkannter Kenner vor den ähnlichen Erzeugnissen unserer Zeit vortheilhaft hervortreten, den Beyfall des Publikums ernten.

In der Basse'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Leben
Davids, ersten Malers Napoleon's.
Von M. A. Th*** A. d. Franz. übersetzt von C. S.
Mit Davids Bildnisse.
8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Das Leben eines so berühmten Mannes neuerer Zeit als David, welcher nicht nur in der Kunst so hoch stand, sondern auch in der politischen Welt eine nicht unbedeutende Rolle spielte, verdient es wohl, die Feder eines Schriftstellers zu beschäftigen, der, wie das Werkchen selbst darthut, aus sicherer Quelle schöpfen konnte, indem er dem Künstler geistig sowohl als örtlich nahe stand. Es enthält überdieß viele einzelne Züge aus der neuern Geschichte, und mehrere, auf Napoleon Bezug habende, bisher noch unbekannte Anekdoten, so daß dieses Werk für jeden Gebildeten, insbesondere für Freunde der Kunst und der neuesten Zeitgeschichte eine höchst angenehme Lectüre gewährt. Das wohlgetroffene Portrait Davids zeigt seinen Charakter, der, ein seltener Fall unter den Franzosen, eine rauhe Biederkeit bezeichnet, die, wenig bekümmert, den Zeitgenossen zu gefallen, sich durch unsterbliche Werke eines bleibenden Beyfalls versichert hält.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

Rommerdt, Dr., J. C. C., der feldmessende Landwirth und Hausvater, oder kurze, aber deutliche und gründliche Anleitung, die Größe der Grundstücke richtig zu beurtheilen, einzelne Ackerstücke, Wiesen, Teiche, Holzungen u. s. w. selbst aufzunehmen, und leichte Theilungen und Berichtigungen des Flächengehaltes machen zu können. Mit 3 lithographirten Tafeln. gr. 8. Preis 18 Gr.

W. G. Beckers
Taschenbuch zum geselligen Vergnügen
für 1828.
Herausgegeben
von
Friedrich Kind.

Der neue Jahrgang dieses Taschenbuchs wird in einigen Wochen ausgegeben und enthält: 1) Aegyptische Nächte in der Landkutsche, ein Novellen-

Franz von Salvatorello. Nach geheimen Memoiren. Wer der Verfasser ist, weiß ich nicht, doch darf ich versichern, daß er die Kunst versteht, hinreißend zu unterhalten. 2) Belisars Antritt seiner Verbannung, eine Scene aus dem noch ungedruckten Trauerspiele: Belisar von E. von Schenk, welches bei seiner Erscheinung auf der Bühne den größten Beyfall erhalten hat, und auf welches die Aufmerksamkeit überall gespannt ist. — 3) E. von Houwalds Aufsatz: Bruchstücke aus C. W. Contessas Leben, enthält Schilderungen aus dem Jugendleben des Dichters in dem Kreise seiner academischen Freunde, und die Geschichte seiner Liebe in Halle. 4) Der Deutsche in Neapel von Fr. Kind, Scenen und Dialogen in Versen, darstellend Charaktere, Sitten, Leidenschaften und Frevel, die den Deutschen unter dem südlichen Himmel berühren. 5) Die Erscheinung, ein Gedicht von K. Förster. 6) Das Grab der Mutter, ein Gedicht nach dem Englischen von C. B. 7) Ueber das Portrait der Viola, Titians Geliebte, von Quandt.

Der chalkographische Schmuck des Taschenbuchs besteht in fünf Kupfern, Meisterwerke von Fleischmann, nach Raphael, Paris Bordone, Fleischmann und Rentsch, und in drey Kupfern von Langer nach Ramberg; alle sind Bilder, welche jedem Taschenbuche, die Aglaja nicht ausgenommen, zur Zierde gereichen würden. Zu No. 5. des Textes gehört eine Madonna mit dem Kinde, umgeben von Engeln, zu No. 6. die Kinder bei dem Grabe der Mutter, zu No. 7. das Portrait der Viola in der Münchner Gallerie, alle drei von Fleischmann; zu No. 2. gehört Belisar und seine Tochter beym Antritt der Verbannung, nach Ramberg von Langer. Die übrigen Kupfer gehören zu den ägyptischen Nächten.

Leipzig, im August 1827.

Georg Joachim Göschen.

So eben ist erschienen, und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Panorama launiger und ernster Erzählungen. Von Sebaldo; oder: des Lebens Licht und Schatten. 2r Thl. 8. Geheftet 1 Thlr. 4 Gr.

Inhalt: 1) Das erste Fischerstechen eröffnet den Reigen, und giebt das lustigste Bild von dem Leben unserer Voreltern. 2) Die verhängnißvolle Heimkehr giebt das schreckliche Gemälde Werners: der 28ste Februar, in einer Erzählung wieder. 3) Wie Faust aus Auerbachs Keller reitet, wird indessen den düstern Eindruck, den diese Mordgeschichte zurücklassen dürfte, wieder in heitere Laune umstimmen, und wer dann liest, wie sich 4) der Leichtsinn eines hübschen Mädchens, das über Geister spottet, auf eine komische Art bestraft, wird vor Gespenstern keine größere Furcht bekommen. 5) Die Ersteigung des Vesuvs zeigt uns die Flammen und Donner, die aus dem erzürnten Berge wie Blitze fahren, daß Mond und Sterne des Himmels vor ihm erblassen, und 6) in einer Rittergeschichte wird man gewahr, welches Unheil ein Ritterroman über den heirathelustigen, blühendsten Ehekandidaten bringen kann. 7) Im Erbringe spielt unser Gellert eine Hauptrolle. Treu und wahr gezeichnet. 8) Gentil Carizandi und Catalina Cingona macht den Beschluß. Es spielt diese Erzählung in Welschland.

Der blühende Styl und die Darstellungsgabe des Verfassers sind bekannt.

Leipzig, im Juli 1827.

Weygand'sche Buchhandlung.

Bey Friedrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch für das Jahr 1828, der Liebe und Freundschaft gewidmet. Mit 14 Kupfern.

In verschiedenen Einbänden zu 2 fl. 42 kr., 4 fl. 30 kr. und 7 fl. 12 kr.

Bey Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homeri Ilias graece et latine ad praestantissimas editiones accuratissime expressa opera I. G. Hageri; editio quinta recensioni Wolfianae adcommodata. 2 Vol. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Ejusdem Odyssea graece et latine, Batrachomyomachia, hymni et epigrammata Homero vulgo adscripta, opera I. G. Hageri; editio quarta recensioni Wolfianae adcommodata. 2 Vol. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Wigand, M., D. L., Gedanken über die neueste Kirchenvereinigung in Deutschland. 8. 4 Gr.

In der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Tabellarische Uebersicht aller jetzt lebenden Glieder der europäischen Regenten-Familien. Herausgegeben von Johann Gottfried Sommer. gr. 8. Prag 1827. Gebunden mit Schuber 21 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend; als Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Chemnitz, Starke 18 Gr.

Diese Briefe sind eben so belehrend als unterhaltend, eben so gefällig durch den einfachen, fließenden und ungekünstelten Styl, in welchem sie geschrieben sind, als anziehend durch den Stoff, den sie behandeln. Jugendlehrer, die nach guten und brauchbaren Mustern sich umsehen, um den Unterricht im deutschen Briefstyl sich selbst leichter und ihren Schülern und Schülerinnen angenehmer zu machen; Eltern, die ihren Kindern ein nützliches Geschenk zu machen wünschen, werden hier finden, was sie bedürfen und suchen, und dem Verfasser für seine Arbeit herzlichen Dank wissen.

H—ch.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen und durch alle Buchhandlungen

noch zu den äußerst billigen Pränumerationspreisen zu haben:

Heinsius, Dr. Th., (Professor in Berlin) Vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache; mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung für die Geschäfts- und Lesewelt, 4 Bände in groß Lexikonformat. A bis Z. (353 Bogen). Auf einige Zeit besteht noch der Pränumerations-Preis für's Ganze auf Druckpap. 10 Rthlr. (wonach der Bogen nur ungefähr 7 Pf. kostet) und auf Schreibpap. 13⅓ Rthlr. Der spätere Ladenpreis wird bedeutend erhöht werden.

Das obige vollständige Lexikon ist als ein unentbehrliches Hülfsmittel beym Studium der deutschen Sprache, bey der Lektüre belletristischer und wissenschaftlicher Werke, als Rathgeber bey allen schriftl. Arbeiten, und zugleich als gemeinnütziges Verdeutschungs- und Sacherklärungs-Wörterbuch bereits zu allgemein bekannt, als daß es noch einer weiteren Empfehlung bedürfte, um so mehr, da es als das neueste und zugleich nach Verhältniß wohlfeilste Werk dieser Art für jetzt einzig in unserer Literatur dasteht.

In wiefern dasselbe auf umfassendste Vollständigkeit Anspruch machen kann, wird schon dadurch erwiesen, daß allein der 2te Theil zufolge der Vorrede des Hrn. Verfassers über 900 sowohl ältere als neue deutsche und fremde Wörter, Bedeutungen und Redensarten mehr als das große Campe'sche Wörterbuch enthält. Auch durch die Bezeichnung der Aussprache und Betonung der deutschen und ausländischen Wörter hat dieses Lexikon einen wesentlichen Vortheil vor andern gewonnen, so daß es auf alle Weise zum praktischen Gebrauche ganz besonders geeignet ist.

Romane und Comödien,
welche neu in der Henning'schen Buchhandlung in Gotha erschienen sind:

Alfieri's sämmtliche Schauspiele. 5s Bdchn. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Broschirt 4 Gr. Auch unter dem Titel: Alfieri, Don Garzias, Trauerspiel. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Broschirt 4 Gr.

Beaumarchais sämmtliche Schauspiele, übersetzt von M. Tenelli. 2 Bdchn. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Broschirt à 4 Gr. 8 Gr. Auch einzeln unter dem Titel: Beaumarchais, der Barbier von Sevilla, Lustspiel, übersetzt von Tenelli. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Broschirt 4 Gr. Dessen Eugenie. Schauspiel, übersetzt von M. Tenelli. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Broschirt 4 Gr.

Calderon. das Leben ein Traum. Im lith. Umschlag. Broschirt. Taschenausgabe. 4 Gr. Dessen sämmtliche Schauspiele. 4s Bdchn. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Broschirt 4 Gr. Auch unter dem Titel: Calderon, der standhafte Prinz. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Broschirt 4 Gr.

Ingemanns sämmtliche Schauspiele. 1s Bdchn. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Brochirt 4 Gr. Auch unter dem Titel: Ingemann, Tasso's Befreiung, ein dramatisches Gedicht. Aus dem Dänischen übersetzt von A. Dietrich. Taschenausg. Im lith. Umschlag. 4 Gr.

Moliere's sämmtliche Schauspiele. Taschenausgabe. Mit Moliere's Portrait. Im lith. Umschlag. Broschirt 4 Gr. Auch unter dem Titel: Moliere's Leben und die Parforçe Heirath. Mit Portrait. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Broschirt 4 Gr.

Scott, Walter, sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe der prosaischen und poetischen Werke. Neu übersetzt und historisch erläutert von Meyer. Wohlfeile und elegante Cabinetsausgabe mit hundert Kupfern. 3s bis 10s Bdchn. enthält: Ivanhoe, historischer Roman, 3s bis 10s und letztes Bdchn. Mit 8 Kupfern. Im lith. Umschlag. Broschirt das Bändchen 4 Gr. 1 Thlr. 8 Gr. Dessen Ivanhoe, historischer Roman. Neu und vollständig übersetzt und historisch und kritisch erläutert von Meyer. 3s bis 10s und letztes Bdchn. Cabinetsausgabe mit 8 Kpfrn. Im lith. Umschlag. Broschirt das Bdchn. 4 Gr. 1 Thlr. 8 Gr. Dessen sämmtliche Werke 11r Bd. enthält: Das Leben Napoleon Bonapartes ꝛc. 1r Bd. Mit Kpfrn. Cabinetsausg. 4 Gr. (Diese Ausgabe von Walter Scott wird regelmäßig fortgesetzt. Kenilworth und das Leben Napoleons mit Kupfern wird schleunigst beendet.)

Shakespeares sämmtliche Schauspiele, frey bearbeitet von Meyer. 9s und 10s Bdchn. Taschenausgabe. Mit Kpfrn. Im lith. Umschlag. Broschirt à 4 Gr. 8 Gr. Auch unter dem Titel: Shakespeare, König Johann. Tragödie, frei bearbeitet von Meyer. Mit 1 Kupfer. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Broschirt 4 Gr. Shakespeares Perikles. Tragödie, frey bearbeitet von Meyer. Mit 1 Kpfr. Taschenausgabe. Im lith. Umschlag. Broschirt 4 Gr. (Wird regelmäßig fortgesetzt).

Theater, classisches, des Auslandes, in freyen Uebertragungen. Wohlfeile elegante, mit Meyers deutschem Shakespeare gleichförmige Taschenausgabe. 14s bis 20s Bdchn. Im lith. Umschlag. Broschirt. Mit Kpfrn. à 4 Gr. 1 Thlr. 4 Gr. Enthält: 14s Bdchn. Calderons standhafter Prinz. 4 Gr. 15s Bdchn. Beaumarchais Eugenie, übersetzt von M. Tenelli. 4 Gr. 16s Bdchn. Dessen Barbier von Sevilla, übersetzt von M. Tenelli. 4 Gr. 17s Bdchn. Moliere's Leben und die Parforçe Heirath. Mit 1 Kupfer. 4 Gr. 18s Bdchn. Ingemanns Tasso's Befreiung. Ein dramatisches Gedicht. 4 Gr. 19s Bdchn. Alfieris Don Garzias. 4 Gr. 20s Bdchn. Racine's Bajazet. 4 Gr.

Gotha, im August 1827.

An die Privat- und Leihbibliotheken.

An die meisten Buchhandlungen habe ich versandt:

Kuffner, A., sämmtliche Erzählungen. 2 Bde. 12. 1 Rthlr. 8 Gr.

Cyanen-Kränze. Erzählungen in zwanglosen Bänden von W. v. Callot. 1r Bd.

Blüthen, dramatische, der Ceres. 1ste Samml. 1 Rthlr.

Seidl, J. G., Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder. 2 Thle. 8. 1 Rthlr.

Griechenlands ursprüngliche Geschichte, begründet auf Sternkunde und Götterlehre. In Briefen des Hrn. Rab. de St. Etienne an Hrn. Bailly. Nach dem Französ. von Diesing. gr. 8. 1 Rthlr.

Leipzig, im August 1827.

Carl Cnobloch.

Nro. 27.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmazie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrgang 1827. Erstes September-Heft.

Inhalt:

Perkin's Abhandlung über das Springen der Dampfkessel. — Collardeau, über ein Thermomanometer, zur Bestimmung der elastischen Kraft der Wasserdämpfe. — Freiez, über die Kraft-Messungs-Wagen. Mit Abbildungen. — Lükens verbesserte Hohl-Zirkel zur Verfertigung von Metallröhren. Mit einer Abbildung. — Gill, über die Weise, Medaillen en Cliché zu verfertigen. Mit Abbildungen. — Payen, über die Rauchverzehrer des Hrn. Bourguignon, oder einen Verdichtungs-Apparat, der sich an Gas- und Oel-Lampen anbringen läßt; nebst einigen Versuchen über die verschiedenen Mengen Lichtes, die sich bei vollkommener Verbrennung des gekohlstoften Wasserstofgases, des Oehles ꝛc. entwickeln, und einer Theorie dieser Verschiedenheiten. Mit Abbildungen. — Witty's Verbesserung an den Rauchfängen, an Argand'schen und anderen Lampen. — Keir, über das Anzünden der Lampen ohne Docht. Mit Abbildungen. — Albert's Militär- oder Feld-Back-Ofen. Mit Abbildungen. — Sitlington's Verbesserung an den Maschinen zum Tuchscheren. Mit einer Abbildung. — Saulnier, über die Spindeln für Spinnmühlen, und die Maschine zum Kardätschen-Machen. — Brooke's Verbesserung an den Wollen-, Kämm- und Kardätschen-Maschinen. — Dixon's neue Art, sprenkelige Zeuge zu verfertigen. — Mérimée's Unterricht über das Leimen des Papiers in der Bütte. — Dessen Bericht über das in der Bütte geleimte Papier der HH. Canson, Papiermacher zu Annonay. — Bericht des Hrn. Labarraque über die Fabrik lakirter Fuß-Tapeten, welche die HH. Vernet zu Bordeaux errichteten. — Galon's Verbesserung in Verfertigung der Hüte. — Jones, über Drucker-Walzen, als Stellvertreter der Drucker-Ballen. — Methode, Bohrspitzen, die in silbernen oder messingenen Artikeln abgebrochen und stecken geblieben sind, aus denselben herauszuschaffen, auch vernagelte Kanonen wieder brauchbar zu machen. — Bericht über die Eisenwerke der Compagnie des fonderies et forges de la Loire et de l'Isère. — Johnson, über eine leichte Methode, Stahlplatten von gehärtetem Stahle, wie z. B. Sägeblätter, zu theilen und zu durchlöchern. — Cooper's Versuche und Beobachtungen über einige Platina-Legirungen. — Girard, über die natürlichen und künstlichen Puzzolanen. — Henry und Plisson über Chinin, Cinchonin und Chininsäure. — Jalousien an halbkreisförmigen Fenstern. Mit Abbildungen. — Miscellen. Verzeichniß der im Julius zu London ertheilten Patente. — Verzeichniß der jetzt vom Januar 1713 an verfallenen Patente. — Preise, welche die Society of Arts am 4. Jul. vertheilte. — Ueber die englischen Patentgesetze. — Bericht der Société d'Encouragement über ihre Arbeiten vom 24. Mai 1826 und 23. Mai 1827. — Ueber Symington's und Bell's Ansprüche auf Erfindung der Dampfboote. — Notiz über die Erfindung und Verbreitung des Porzellans. — Beitrag zur Geschichte der Erfindung des Strickens. — Ueber einige Anstalten zum Fein-Machen des Goldes und Silbers in Paris. — Ausbeute an Gold und Silber zu Guanaxuato vom Jahr 1801 bis 1818. — Gediegenes Eisen zu Canaan in Connecticut. — Ueber den Bergbau auf Zinn und Kupfer in Cornwallis. — Glanzkohle als sehr brauchbares Brennmaterial. — Beitrag zur Geschichte der Schiffahrt. — Ungeheure Wasserräder nach verbesserter Bauart. — Wieder eine Kutsche, die ohne Pferde läuft. — Trab-Wette in England. — Ueber Vergrößerungsgläser. — Rothes Feuer für Theater. — Ueber Wetterableiter. — Rezept, Rindfleisch und Kalbfleisch lange frisch zu erhalten. — Parallele zwischen englischer und französischer Lebensweise in Bezug auf Getränke. — Hrn. Champion's luft- und wasserdichte Gewebe. — Englische Landwirthschaft. — Nekrolog des Herzogs de la Rochefoucault-Liancourt.

Von diesem, den verschiedenen Gewerben, Manufakturen, Fabriken und der Land- und Hauswirthschaft so gemeinnützigen Journale erscheinen monatlich zwei Hefte mit Kupfern u. s. w. Der Jahrgang kostet, durch die Buchhandlungen bezogen, 9 Rthlr. 16 gGr. oder 16 fl. Münze, um welchen Preis er einer allerhöchsten Verfügung zufolge auch auf allen Postämtern im ganzen Königreiche Bayern abgegeben wird. Eben so sind die Postämter des Auslandes nach jener allerhöchsten Verfügung in Stand gesetzt, dieses Journal ohne bedeutende Erhöhung des Preises auch in den größten Entfernungen abgeben zu können.

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama. Herausgegeben von Dr. Lips, Kurhessischem ordentlichen Professor der Rechte auf der Universität zu Marburg. August 1827.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staaten-Kunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweyter Jahrgang. 8ten Bandes 1r und 2r Heft, erste und zweite Abtheilung; und 1827 Juni-Heft.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftl. Vereins. Zwölfter Band. August 1827.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue Musikalien von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

(Beschluß.)

Für Pianoforte.

Belke, F., leichte vierhändige Uebungsstücke für das Pianoforte. Op. 22. . . . . . 10 Gr.
— leichte Uebungsstücke für das Pianoforte. Op. 23. . . . . 12 Gr.
Beethoven, L. v., grand Quintetto, Op. 4. arrangé pour le Pianoforte à 4 ms. par J. P. Schmidt. 2 Thlr.
Bergen, Rondoletto brillant, pour le Pianoforte. Op. 2. . . . . 12 Gr.
Chwatal, 2 Polonaises brillantes pour Pianoforte. 8 Gr.
Dussek, Rondo russe de l'oeuvre 50, arrangé pour le Pianoforte à 4 mains par Mockwitz. 16 Gr.
Field, Exercice nouveau pour le Pianoforte 16 Gr.
Hauck, Sonate pour le Pianoforte. Op. 1. 20 Gr.
— Rondo pour le Pianoforte. Op. 2. . . 12 Gr.
Herold, Ouverture et Marche de l'Opera: Marie, arrangé pour le Pianoforte . . . . 12 Gr.
Hummel, N., Rondo de l'Oeuv. 34. arrangé pour le Pianoforte à 4 mains, par Mockwitz. 1 Thlr. 4 Gr.
Halliwoda, première Sinfonie, arrangée pour le Pianoforte à 4 mains par Mockwitz. 1 Thlr. 8 Gr.
Kalkbrenner, (La Solitudine) Rondo per il Pianoforte. Op. 46. . . . . 8 Gr.
— 10me Fantaisie p. l. Pf. Op. 50. . . 12 Gr.
— Air varié pour le Pianoforte. Op. 51. . 8 Gr.
— Rondo, précédé d'une Introduction pour le Pianoforte. Op. 52. . . . . 8 Gr.
— 11me Fantaisie sur l'air: Rule Britannia pour le Pianoforte. Op. 53. . . . . . . 12 Gr.
— 3 Andante pour le Pianoforte. Op. 54. 12 Gr.
— Polonaise brillante p. l. Pf. Op. 55. 10. Gr.
— gr. Sonate pour le Pianoforte. Op. 56. 1 Thlr.
— Rondo pastoral p. le Pianof. Op. 59. 12 Gr.
— Introduction et Rondino sur l'air favori de Salieri (Ahi povero Calpigi) pour le Pianoforte. Op. 58. . . . . 10 Gr.
Kloss, 3 Marches pour le Pianoforte à 4 mains. Op. 26. . . . . 8 Gr.
Latour, Le Troubadour du Tage, air varié, pour le Pianoforte. . . . . 8 Gr.
Molino, 2d Notturno pour Pianoforte et Guitarre. Op. 44. . . . . 12 Gr.
Onslow, 3 Trios pour le Pianoforte, Violon et Basse . . . . Op. 3. Liv. 1. 1 Thlr.
— Do. Do. Liv. 2. 1 Thlr.
— Do. Do. Liv. 3. 1 Thlr.
— Duo p. l. Pianof. et Violon. Op. 31. 1 Thlr. 12 Gr.
*Richter, Duo concertant p. Pianoforte et Flûte. Op. 10. . . . . 1 Thlr. 4 Gr.
Rossini, Ouverture de l'Opera: Le Siège de Corinthe (Die Belagerung von Corinth) arr. pour le Pianoforte . . . . 16 Gr.
Schlösser, gr. Sonate p. l. Pf. Op. 10. 1 Thlr. 8 Gr.
Schnabel, fils, Exercices p. le Pianoforte 8 Gr.
Schönfeld, Ouverture de Herrmann und Dorothea, pour le Pianoforte à 4 mains. . . . 10 Gr.
Siegel, Variations sur la Cavatine de l'Opéra: Othello „Deh calma ciel! o ciel" pour le Pianoforte. Op. 43. . . . . 12 Gr.
Szymanowska, 24 Masurkas p. le Pianof. 12 Gr.
Winter, Ouverture, arrangée pour le Pianoforte à 4 mains. No. 25. . . . . 16 Gr.

Für Orgel.

Hegel, Orgelschule, zunächst für Organisten in kleinen Städten und auf dem Lande. . . 1 Thlr.

Für Harfe.

Backofen, H., Harfenschule. Neue (durchgängig umgearbeitete) Ausgabe. . . . . . 2 Thlr.

Für Guitarre.

Boieldieu, Gesänge aus der Oper: Die weisse Dame, mit Begleitung der Guitarre, arrangirt von M. Lehmann. 1s Heft. . . . . 20 Gr.
— 2s Heft. . . . . 20 Gr.
*Molino, 2d Notturno pour Pianoforte et Guitarre. Op. 44. . . . . 12 Gr.

Für Gesang.

Herold, Marie, Oper im Klavierauszuge, mit französischem und deutschem Texte. . . 2 Thlr.
Mozart, Missa pro defunctis, Requiem. Partitur. (Mit lateinischem und deutschem Texte) Neue Ausgabe. . . . . 5 Thlr.
— Arie: Non so, donde viene, (Wie Wellen des Stromes) mit Begleitung des Pianof. 12 Gr.
Neukomm, S., Christi Grablegung, Oratorium, aus Klopstocks Messias entnommen. Partitur. Op. 49. . . . . 5 Thlr.
— Do. die vollständigen Gesang- und Orchesterstimmen. . . . . 6 Thlr.
— Do. die Gesangstimmen allein. 1 Thlr. 12 Gr.
— Do. der Klavierauszug . . . 2 Thlr. 12 Gr.
— Messe de Requiem à 5 parties en Choeur, avec acc. de gr. Orchestre. Partition. Op. 50. 5 Thlr.
— Psalmen, für eine Singstimme mit Begleitung der Orgel (oder des Pianoforte.) Op. 51.
No. 1. der 97ste Psalm. . . . . . . 12 Gr.
— 2. der 63ste Psalm. . . . . . . 8 Gr.
— 3. der 126ste Psalm. . . . . . . 16 Gr.
— 4. der 98ste Psalm. . . . . . . 6 Gr.
Rossini, le Siège de Corinth (die Belagerung von Corinth), Klavierauszug des Komponisten, mit französischem und deutschem Texte. . 5 Thlr.
Schneider, Fr., 6 religiöse Gesänge für Sopran, Alt, Tenor u. Bass. Partitur. Drey Hefte. à 16 Gr.
— Do. in Stimmen. Drey Hefte. à 16 Gr.
Sutor, Lieder für 2 Tenor- und 2 Bassstimmen. 1s Heft. Neue Ausgabe. . . . . . 12 Gr.
Winter, P. v., Messe de Requiem, à quatre voix, (Mit lateinischem und deutschem Texte) arr. pour le Pianoforte. . . . . 2 Thlr.

Portraits.

Clementi, M. . . . 8 Gr.
Kalkbrenner, Fr. . . 8 Gr.
Marcello, Benedetto. 8 Gr.
Moscheles, J. . . . 8 Gr.
Neukomm, S. . . . 8 Gr.

*Mälzelsche Metronome à 2 Thlr.

Schriften für Nichtärzte.

So eben sind erschienen:

Fünfte, verbesserte Auflage.

Rathgeber für alle diejenigen, welche an

Verschleimung

des Halses, der Lungen und der Verdauungswerkzeuge leiden. Nebst Angabe der Mittel, wodurch diese Krankheiten, selbst wenn sie eingewurzelt sind, sicher geheilt werden können. Fünfte, verbesserte Auflage. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. Preis 8 Gr. oder 36 Kr.

Die Trefflichkeit dieser Schrift ist selbst von den größten Aerzten Deutschlands anerkannt; daher sie sich eines außerordentlichen Absatzes zu erfreuen hat.

Rathgeber für alle diejenigen, welche an

Hämorrhoiden

in geringerem oder höherem Grade leiden. Nebst Angabe der Vorsichtsmaßregeln, sich vor dieser so allgemein verbreiteten Krankheit zu schützen, und mit besonderer Rücksicht auf die damit verwandten Uebel, als beschwerliche Verdauung, Verstopfungen der Eingeweide, des Unterleibes und Hypochondrie. Von Dr. Fr. Richter. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

Rathgeber für alle Diejenigen, welche an

Harnbeschwerden und Harnverhaltung,

so wie an den diesen Krankheiten zum Grunde liegenden Uebeln, als Stein- und Grieserzeugung, Blasenentzündung, Blasenkrampf, Blasenhämorrhoiden, Anschwellung der Vorsteherdrüse und Verengerung der Harnröhre leiden. Nebst Angabe der Mittel, wodurch diese Krankheiten, selbst wenn sie eingewurzelt sind, sicher geheilt werden können. Nach den neuesten Beobachtungen und Erfahrungen berühmter, besonders französischer Aerzte. 8. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der wohlerfahrne Kinderarzt, oder faßliche Anweisung zur Erkenntniß und Heilung der Kinderkrankheiten, insbesondere für gebildete Aeltern und Erzieher; verfaßt von Dr. U***. 8. broch. 12 Gr.

Der Zweck dieser zunächst für Gebildete bestimmten Schrift ist: vornemlich mit den äußerlich wahrnehmbaren Erscheinungen der Kinderkrankheiten möglichst bekannt zu machen. Der Verfasser, ein denkender, in der Literatur bewanderter praktischer Arzt, hat sehr zweckmäßig die Mittelstraße zwischen zu viel und zu wenig zu halten gewußt.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Interessante Romane,

die im Verlage von A. Wienbrack in Leipzig so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind:

Der Thurm Hill von Horaz Smith (Verfasser von Brambletye-House). 4 Thle. 8. 4 Rthlr.

Die Belagerung von Gotha, ein historisches Gemälde des 16ten Jahrhunderts, von W. Lorenz. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Marino Falieri, Doge von Venedig. Erzählung aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts, von Moritz Richter. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Berlin, bei Dunker und Humblot ist erschienen:

Die Prairie.

Ein Roman, von Cooper; aus dem Englischen übersetzt. 3 Bde.

Preis 3 Rthlr. 6 Gr.

Auf feinem Papier, geheftet 3 Rthlr. 12 Gr.

Diese Uebersetzung erscheint zugleich mit den Ausgaben des Originals, welche der Verf. in London, in Paris und in Newyork hat veranstalten lassen. Die Leser des „Letzten der Mohicans" finden darin Personen wieder, die fünfzig Jahre früher in diesem Romane auftraten.

Zugleich ist ebendaselbst erschienen:

Bacchus. Ein Epos von E., Baron von Nordeck. 1r Bd. gr. 12. Geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

Alles für seine Königin, oder der Priester und der Garde du Corps. Von dem Verfasser der „Heer- und Querstraßen." Aus dem Englischen übersetzt von Theodor Hell. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Memoiren des Grafen Alexander von T—. Aus der franz. Handschrift übersetzt. 3ter und letzter Band; nebst biographischer Notiz über den Grafen Alex. v. Tilly. gr. 12. geh. 2 Rthlr.

Buntes Leben. Roman, aus dem Engl. übersetzt von Theod. Hell. 2 Bde. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Aufklärungen über Begebenheiten der neueren Zeit. Uebersetzungen und Auszüge aus den interessantesten Werken des Auslandes. 4r Bd. 8. geh., jeder Band à 1½ Thlr. oder 2 fl. 30 kr.

Dieser vierte Band enthält 1) Auszüge aus dem Werk: Napoleon und Europa, geschichtliche Fragmente, von M. A. Doin. 2) Erläuternde Bemerkungen und Actenstücke von Sr. Maj. dem Könige von Schweden zu Ségur's Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahr 1812. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. F. H. Ungewitter.

Die drei ersten Bände sind ebenfalls noch zu haben. Das Unternehmen wird fortgesetzt.

Neue Kinderbibliothek zur Entwickelung, Belehrung und Unterhaltung des kindlichen Alters. Heraus-

gegeben von Dr. Fr. Heldmann. 4tes bis 8tes Bändchen. 16.

(Jeden Monat erscheint ein Bändchen, mit 1 Kpfr., von ungefähr 140 Seiten, welches geheftet nur 3 Gr. 4 fGr. od. 12 kr., colorirt 4 Gr. 5 fGr. od. 15 kr. kostet.)

Neue Jugendbibliothek, eine Sammlung von Originalaufsätzen, Reisebeschreibungen, Biographieen, Anthologie aus klassischen Dichtern rc. für das jugendliche Alter. Gewählt und geordnet von Dr. Fr. Heldmann. 4s bis 8s Bändchen, jedes mit 1 Kupferstich. 16. geheftet.

(Monatlich erscheint ein Bändchen von ungefähr 140 Seiten zum wohlfeilen Preis von 3 Gr., 4 fGr. od. 12 kr.)

Der Käufer jeder dieser beiden Bibliotheken macht sich auf eine Reihe von 6 Bändchen verbindlich. Einzelne Bändchen kosten den doppelten Abonnementspreis. Sammler von Unterzeichnungen erhalten von jeder Buchhandlung auf 10 Exemplare ein Freiexemplar.

Allgemeine Geschichte.

Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten, vom Anfange der Revolution bis zum Ende der Regierung Napoleons. Nach den einzelnen Feldzügen und für Leser aller Stände erzählt. Nebst Napoleons Leben. Mit Schlachtplanen. Aus dem Französischen. Zwanzig bis vier und zwanzig Bändchen, jedes geheftet 6 Gr. sächs. 7½ fGr. oder 27 kr.

Dieses Werk ist nun bereits bis zum 5ten Bändchen vorgerückt, welche den Feldzug von 1814 und 15 nach Martonval in drei Bändchen, den Feldzug in Aegypten von Ader, in zwei Bändchen enthalten. Zunächst erscheint nun Napoleons Leben, nach dem rühmlich bekannten Werke: Napoléon dévant ses contemporains bearbeitet — und dann folgen: die Feldzüge in Italien von 1792 bis 96. — Man abonnirt für das ganze Werk, und es werden jedesmal vier Bändchen zugleich berechnet. Bei Abnahme einzelner Feldzüge muß der spätere Ladenpreis von 9 Gr. 12 fGr. oder 40 kr. per Bändchen bezahlt werden. Sammler von Subscribenten erhalten von jeder Buchhandlung auf 10 Exemplare 1 Freiexemplar.

Deutsche Bücherkunde oder alphabetisches Verzeichniss der von 1750 bis Ende 1823 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst einer Angabe der Druckorte, der Verleger und Preise von Chr. Gottlob Kayser. Mit einer Vorrede über die Geschichte der literarischen Waarenkunde von Fr. Aug. Ebert. Königl. Sächs. Hofrath und Bibliothekar. Zwei Theile in gr. 8. und einem Anhande, die Romane und Schauspiele enthaltend. Leipz. b. J. F. Gleditsch. Preis complett 9 Thlr. 8 Gr., gross Schreib-Velinpap. 11 Thlr. 20 Gr.

Dieses Handbuch, welches durch einen gedrängten, aber deutlichen Druck mehr als einhundert tausend Büchertitel in alphabetischer Folge nachweißt, dessen Brauchbarkeit bereits anerkannt ist, und von dem auch unter andern im allgemeinen Repertorium, herausgeg. von C. D. Beck, 1827 im 1sten Bde. 6s Stück, rühmlichst Erwähnung geschieht, bietet ein äußerst bequemes Hülfsmittel dar, um sich auf's schnellste über das Daseyn und den Preis irgend einer literarischen Erscheinung zu unterrichten. Das Vorwort gehört zu einer besonderen Zierde dieses Vielen nützlichen Wegweisers! —

In der J. C. Hinrichs'schen Buch- und Landchartenhandlung in Leipzig ist fertig geworden:

Die Gestirne,

wie sie am Himmel erscheinen, in 2 nach dem Aequator abgetheilten Planisphären, neu entworfen und gezeichnet von F. G. Haan, Prof. in Dresden, gest. von Böhme und Leutemann. Jedes Blatt in Kupfer, 28 Zoll breit. 30 Zoll hoch. gr. Imper. Fol. Mit einer kurzen Anleitung zum Gebrauch für Freunde und Verehrer der Sternkunde. gr. 8. complet 2½ Rthlr.

Viele Charten haben die Geographen in neuern Zeiten von der Erde geliefert, weniger die Astronomen vom Himmel; es schienen uns daher vorzüglich ein Paar Halbkugeln im großen Maaßstabe nöthig zu seyn, um den vermehrten Freunden der Himmelskunde und auch solchen, die nicht bemittelt genug sind, große und theure Werke zu kaufen, eine faßliche Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels in die Hände zu geben. Der Herr Verfasser, bekannt durch die Herausgabe von Erd- und Himmels-Kugeln, hat mit Zuziehung der neuesten und besten Hülfsmittel, besonders nach Piazzi's Sternverzeichniß gearbeitet, die sonst gewöhnlichen Figuren ganz weggelassen, damit die Sterne rein und so dastehen, wie wir sie am Himmel erblicken, dabei aber möglichst streng die Gränzen der Sternbilder zu bezeichnen gesucht; und wir haben gesorgt, daß Stich und Druck diese Arbeit zu einer der vollkommeneren erheben, und zugleich dem deutschen Kunstfleiß Ehre bringen werden. Die Anleitung zum Gebrauch ist kurz und deutlich! —

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Reise im Norden Europa's,

vorzüglich in Island in den Jahren 1820 bis 1821 von Dr. Thienemann und Dr. Günther. Mit 5 colorirten und schwarzen Abbildungen, so wie einer Landkarte. Preis 3 Rthlr. Leipzig, bei C. H. Reclam.

Diese Reisebeschreibung giebt sowohl in historischer, physischer als auch naturgeschichtlicher Hinsicht bedeutende Aufschlüsse über die jetzige Lage Island's.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

August Mahlmanns Portrait nach einem Gemälde von Kügelgen auf Stein gezeichnet von Fricke und mit einem Facsimile begleitet. Royal Fol. 1 Rthlr.

Leipzig, im Juli 1827.

Weygand'sche Buchhandlung.

Intelligenz = Blatt.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Panorama vom Bussen, aufgenommen und gezeichnet von Schefold, lithographirt in der K. lith. Anstalt zu Stuttgart von Wölfle. In Futteral. Preis: 3 fl.

Der Bussen ist sowohl durch seine historische Bedeutung, als auch insbesondere durch Lage und Aussicht einer der merkwürdigsten und ebendeßwegen auch der besuchtesten Punkte des alten Schwabens. Aber um so mehr vermißte man bisher eine genaue und den Forderungen der Kunst entsprechende Darstellung seines unermeßlichen Gesichtskreises. Dieses Bedürfniß ist nun durch das angezeigte Panorama auf eine Weise gestillt, die ohne Zweifel Jedermann befriedigen wird. Es ist das Werk eines Anwohners des Bussen, der damit mehrere Jahre lang sich beschäftigte, und stellt, in einer Länge von 10½ Fuß, den ganzen sichtbaren Umkreis des merkwürdigen Standpunktes, bis auf die Tyroler und Schweizer Alpenkette, mit nahe an 500 Wohnorten dar. Die Ueberdecke ist mit einer besonderen Abbildung des Berges geziert.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue historische Basreliefs. Schilderungen merkwürdiger Personen und wichtiger Begebenheiten vergangener Zeiten. Für gebildete Leser aus allen Ständen. Dargestellt von *r. 8. Geheftet 1 Thlr. 6 Gr.

Inhalt:

1) Alba, Herzog von Toledo, der sich „Feuer, Krieg und Blut" zum Wahlspruch gewählt hatte, der mit teuflischer Gleichgültigkeit Tausenden den Weg zum Tode zeigte. 2) Karl's V. Zug nach Afrika. Karl V. segelte zweimal nach Afrika, um den Raubstaat Tunis und Algier zu zerstören. 3) Sitten und Kultur der alten Schotten, empfehlen wir den Verehrern Ossians und den Lesern der W. Scott'schen Romane. 4) Die Eroberung von Neapel 1494 und 95 ist ein interessantes Seitenstück zu der schnellen Eroberung 1821. 5) Der Marschall von Villars gibt ein Bild von den Kriegern, die damals den Westen unseres deutschen Vaterlandes verwüsteten. 6) Das Duell zwischen Franz I. und Karl V. macht den Beschluß.

Der Zweck des Verfassers: Gebildeten eine interessante Unterhaltung zu schaffen, die vor Romanen den historischen Werth voraus hat, ist durch diese Basreliefs vollkommen erreicht.

Leipzig im Juli 1827.

Weygand'sche Buchhandlung.

So eben ist fertig geworden und an die Subscribenten versandt:

Schule für Frauen

oder

Schriften zur Belehrung und Bildung des weiblichen Geschlechts; von Friedrich Jakobs.

1r bis 4r Band in ordin. 8. auf schönes feines Papier.

Der 1ste und 2te Band enthält: Rosaliens Nachlaß und Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Gräfin Katharina von Sandoval. 4te Auflage.

Der dritte Band: Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrerin von Mainau. 2te Auflage.

Der 4te Band: Odo und Amanda, nebst einem Anhange zerstreuter Blätter von Odo's Hand.

Die ganze Sammlung soll aus 7 Bänden bestehen, und die 3 anderen Bände, welche bis Ende November erscheinen werden, enthalten: der 5te Band: Odo und Amanda, 2r Theil; der 6te Band: die Mitgabe, in 2 Abtheilungen, und Trug der Liebe; der 7te Band: die beiden Marien.

Bis zu der Erscheinung dieser 3 Bände bleibt auch der Subscriptionspreis von 6 Rthlr. 16 Gr. für alle 7 Bände offen.

Leipzig, den 1. Sept. 1827.

Carl Cnobloch.

Walter Scotts sämmtliche (prosaische) Werke.

Neu, vollständig und ohne irgend eine Abkürzung übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von G. J. F. von Halem, K. L. M. Müller, Sophie May, K. F. Leidenfrost u. *r. 50 Theile in kl. 8. Leipzig, b. Joh. Fr. Gleditsch. Wegen dreyfachen Nachdrucks im Preise herabgesetzt. Complet 50 Theile 25 Thlr., einzelne Theile à 16 Gr.

Nur die Nachdrucke in Wien, Reutlingen und Grätz, so schlecht und lückenhaft solche auch, weniger die in Gotha, Stuttgart und Danzig angefangenen Uebersetzungen, konnten zur Herabsetzung des frühern, von Jedem für billig anerkannten Preises bestimmen, welcher nun, zumal wenn man alle übrigen Qualitäten vergleichend abwägt, zu den allerbilligsten gerechnet werden darf. (1000 Druckbogen in kl. 8.) Für obigen Preis sind nicht nur vollständige Exemplare durch alle Buchhandlungen zu erlangen, sondern es können auch die Besitzer der ersten 36 Theile sich die letzten 14 zusammengenommen für 7 Thlr. anschaffen. Einzelne Romane und einzelne Theile, so weit der Vorrath reicht, kosten 16 Gr. Diese Ausgabe ist nun die einzige vollständige, und enthält alle Romane und Novellen Walter Scotts, und sogleich nach der Erscheinung der Originale wird in demselben Formate übersetzt von K. F. Leidenfrost, die neu angekündigten Erzeugnisse Walter Scotts:

Tales of the Canongate. 3 Vol.
Tales of a Grandfather. 3 Vol.

eben so billig, wie der hiermit angekündigte herabgesetzte Preis gestellt ist, geliefert.

Zu den allerwichtigsten Vorzügen dieser deutschen Ausgabe in einem Formate, ist nächst der Treue und Vollständigkeit unstreitig derjenige, daß solche auch ganz vollendet vorliegt, während die Nachdrücke in Wien, Reutlingen und Grätz wahrscheinlich niemals, und die Ausgaben in Gotha, Danzig und Stuttgart erst nach Jahren vollendet werden dürften.

Verzeichniß des Inhalts der einzelnen Theile.

I. Waverley	1r Thl.	XXVI. Guymannering	2r Thl.
II. —	2r =	XXVII. D. Seeräuber	1r =
III. Nigels Schicksale	1r =	XXVIII. —	2r =
IV. — —	2r =	XXIX. Die Verlobte	1r =
V. Peveril	1r =	XXX. — —	2r =
VI. —	2r =	XXXI. D. Talismann	1r =
VII. —	3r =	XXXII. —	2r =
VIII. Kenilworth	1r =	XXXI. Das Kloster	1r =
IX. —	2r =	XXXIV. — —	2r =
X. Q. Durward	1r =	XXXV. Der Alterthümler.	1r =
XI. —	2r =	XXXVI. — —	2r =
XII. —	3r =	XXXVII. Der Abt	1r =
XIII. Schwarze Zwerg.		XXXVIII. —	2r =
XIV. Die Presbyterianer.	1r =	XXXIX. Das Herz von Midlothian	1r =
XV. — —	2r =	XL. — —	2r =
XVI. — —	3r =	XLI. — —	3r =
XVII. Ivanhoe	1r =	XLII. — —	4r =
XVIII. —	2r =	XLIII. Die Braut	1r =
XIX. —	3r =	XLIV. — —	2r =
XX. St. Ronans Brunnen.	1r =	XLV. — —	3r =
XXI. — —	2r =	XLVI. Montrose	
XXII. — —	3r =	XLVII. Woodstock	1r =
XXIII. Redgauntlet	1r =	XLVIII. —	2r =
XXIV. —	2r =	IL. Rob Roy	1r =
XXV. Guymannering	1r =	L. — —	2r =

— Napoleons Leben und Pauls Briefe aus Frankreich werden nicht in diese Ausgabe aufgenommen, sondern blos die Romane und Novellen.

Bey Tendler und v. Manstein in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Anweisung zur gerichtlichen und pathologischen Untersuchung menschlicher Leichname. Bearbeitet nach Anleitung der gerichtlichen und pathologischen Sectionen, wie selbe im Wiener allgemeinen Krankenhause vorgenommen werden. Von Dr. Johann Maximilian Staupa, der Heilkunde Doctor, Magister der Geburtshülfe und unbesoldeten Practicanten beym k. k. pathologischen Museum zu Wien. Mit einer Kupfertafel. Wien. gr. 8. 1827. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Im Verlage der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin ist eben erschienen:

Prof. Dr. Aug. Bethmann-Hollweg; Versuche über einzelne Theile der Theorie des Civil-Prozesses. gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr. Cour.

Für Freunde der englischen Literatur.

So eben sind bey Unterzeichnetem vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder zu haben:

THE ARABIAN NIGHTS' ENTERTAINMENTS:

CONSISTING OF

ONE THOUSAND AND ONE STORIES.

IN ONE VOLUME.

EMBELLISHED WITH NEARLY

ONE HUNDRED AND FIFTY ENGRAVINGS.

Stereotype Edition. London and Leipsic. Roy. 8vo. Cartonnirt. Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 20 Gr.

Von den Dichtern alter und neuer Zeit ist der lieder- und sagenreiche Orient als eine der ergiebigsten Fundgruben romantischer Fictionen erkannt und benutzt worden; viele der anmuthigsten Erzeugnisse europäischer Literatur führen uns auf diese Quelle zurück und haben ihren Ursprung der fruchtbaren Phantasie jener Zone zu danken. Eines der reichsten Producte in dieser Hinsicht, so wie in sich selbst, sind wohl unbestritten die viel übersetzten und gelesenen „Arabischen Naechte", wovon bei uns, in Frankreich und England mehrere der sorgfältigsten Bearbeitungen unternommen wurden. Der Reiz dieser Erzählungen ist auch in der That eben so anziehend als belehrend, und die ihnen inwohnende Fülle poetischer Einbildungskraft so überaus ansprechend, dass sie es verdienen, jeder Zeit und allen gebildeten Nationen anzugehören. Der Engländer Hole sagt unter andern in einer eigenen Abhandlung über dieses Werk von den Reisen des Seefahrers Sindbad, dass diese Geschichte als die arabische Odyssee zu betrachten sey; so wie sich überhaupt die brittische Vorliebe für diese Erzählungen durch sehr gute Uebersetzungen in vielfältigen Ausgaben kund gethan hat, und man dieselben so weit ehrte, ihnen einen Platz in einigen gesammelten Editionen englischer Classiker anzuweisen. Für einen in der englischen Sprache sich Unterrichtenden wird auch wohl kein ähnliches Werk den Vorzug einer leichten, fliessenden Sprache mit Belehrung und Unterhaltung auf das Nützlichste und in so hohem Grade vereinigend, wie es hier der Fall, anzutreffen seyn, und daher dürfte gegenwärtige, eben so wohlfeile als elegante und correcte Ausgabe, welche aus einer Londoner Officin hervorgegangen und mit beinahe 150 Holzschnitten geziert ist, gewiss Vielen eine sehr willkommene Erscheinung seyn.

Leipzig, September 1827.

Ernst Fleischer.

In allen Buchhandlungen sind folgende, so eben erschienene interessante Unterhaltungsschriften zu haben:

Töpfer, C., der Herr im grünen Frack. Novelle. 8. Cassel. 1827. 1 Rthlr. 6 Gr.

— der Inkognito-Rock, oder der Thurmbau an der St. Jacobi-Kirche. Novelle. 8. Ebend. 1827. 1 Rthlr. 3 Gr.

— Muck-Kobold und Peter Meffert. Erzählung. 8. Ebendaselbst. 1827. 21 Gr.

J. G. Bohne, Buchhändler.

Dr. C. G. D. Stein's Zeitungs-, Post- und Comtoir-Lexicon. 8 Abtheilungen und 2 Nachträge. 1818 — 1824. (290 B.) gr. 8.

ist jetzt auf weiß Druckpapier zu 9 Thlr. herabgesetzt. Die beiden starken Auflagen auf ordin. Druck- und Schreibpapier sind vergriffen. Durch die Schuld des Buchdruckers sind mehrere Bogen schlecht gedruckt und schlagen beym weißen Papier gelb durch. Wir können deßhalb dem Publikum diese Exemplare nicht als fehlerfrei und zum vollen Preis verkaufen, und haben das vollständige Werk von 14 Thlr. auf 9 Thlr. gestellt.

J. C. Hinrich'sche Buchhandl. in Leipzig.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover sind so eben erschienen:

Blumenhagen, Wilh., Höhe und Tiefe, oder: „So sind sie!" Roman in Briefen. Zwey Bände. Erster Band: Schwärmerey und Uebereilung, Zweiter Band: Frevel und Sühnung. 8. Velinpap. 1827. Preis: 3 Rthlr. 8 gGr.

Durch die so eben stattgefundene Versendung des 2ten Bandes ist nunmehr dieses neueste Werk eines der vorzüglichsten unserer vaterländischen Romantiker vollständig der Lesewelt überliefert, welche der Beendigung und Entwickelung dieses interessanten Original-Romans — dessen Personen unter dem Einflusse einer noch nahe liegenden ereignißvollen Zeit in den verschiedensten Charakteren und Situationen erscheinen — mit Verlangen entgegensah. Die obigen 2 Bände bilden zugleich den 3ten und 4ten Band von Blumenhagens Novellen und Erzählungen, von denen die beiden ersten ebenfalls 3½ Rthlr. kosten.

Blumenkranz für Freundinnen der Natur, in Erzählungen; gewunden von Henriette Hanke, geborne Arndt. 2te Sammlung. 8. Velinpap. Ebendaselbst. 1 Rthlr. 16 gGr.

Der obige 2te Band, zwey größere Erzählungen: Ehrenpreis und Balsamine enthaltend, beschließt diese Sammlung anziehender gemüthlicher Dichtungen, welche sich nicht nur zur angenehmen Lektüre für das größere Publikum, sondern auch ganz vorzüglich für die Gebildeten der Frauenwelt und deren Lesekreise eignen. Da diese gelungenen Darstellungen und geistreichen Nachbildungen aus dem wirklichen Leben, außer dem Interesse, welches die beliebte Verfasserin stets zu erregen und zu erhalten weiß, so viel richtige Ansichten und eine so feine Beobachtungsgabe des menschlichen Herzens entwickeln, so sind sie auch zur Veredlung und Belehrung der reiferen weibl. Jugend zu empfehlen. Der 1ste Theil, welcher 6 Erzählungen enthält, kostet 1 Rthlr. 12 gGr.

Bey Karl Tauchnitz in Leipzig ist erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Vorschule der Musik,

verfasst von Friedr. Schneider, Herz.-Anhalt-Dess. Kapellmeister. Mit Stereotypen gedruckt. Preis 10 Gr.

Der rühmlichst bekannte Herr Verfasser sagt in seinem Vorworte zu diesem Werke Folgendes: „Es enthält die allgemeinen Elementarlehren der Musik, das heißt: diejenigen ersten Kenntnisse, welche jeder, der irgend etwas in der Musik anfangen will, sey es ein Instrument, welches es wolle, oder sey es Ausbildung zum Gesang, nothwendig wissen muß. Es umfaßt demnach die Notenkenntniß, die Lehre von dem Takte, den Tonleitern u. s. w. Daß die Kenntniß der Intervallen und der Hauptakkorde als Anhang beygefügt ist, wird Niemand für eine überflüssige Zugabe halten."

Bey Ludwig Hold, Buchhändler in Berlin, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Sonnentempel des alten Europäischen Nordens und deren Kolonien, eine Erforschung des mythischen Bodens der Geschichte und des Ursprunges der Völkerwanderungen. Von Fr. v. Kurowski-Eichen. 1tes Heft. 8. Velinpapier. Sauber geheftet. 1 Rthlr.

Der Herr Verfasser nennt in angekündigter Schrift sein im Jahr 1816 erschienenes, im altgriechischen Geiste gedichtetes Epos „die Zerstörung von Tantalis," mit Bezug auf Würdigung des ächten Sinnwerthes der Mythe, eine Vor- und Prüfungsarbeit der gegenwärtigen. Im Jahre 1819, August Ergänzungsblatt 55, sprach die Jenaer Literatur-Zeitung über gedachtes Epos ihr Urtheil, und wörtlich heißt es dort: „der Verfasser desselben beurkunde ein nicht gewöhnliches Talent in Auffassung und Aneignung des Geistes alter Dichterwerke; überall entdecke man den sinnreichen Jünger der Alten; selbst die Wahl des großartigen Gegenstandes jener Dichtung sey eines alten Sängers nicht unwürdig, der Könige Uebermuth und der Reiche Fall, dieses Lieblingsthema antiker Dichtung sey auch Gegenstand des neu gelieferten." Wenn der Herr Verfasser vor mehr denn zwölf Jahren schon eine solche Arbeit unternehmen konnte, so ist von dem Hauptwerke, welchem solche Prüfung voraus ging, nur Tüchtiges zu erwarten. Die Mythe wird darin als Geschichte betrachtet und erforscht; das wichtigste dabey ist die Beweisführung, daß das Alterthum den europäischen Norden genau gekannt, ihn aber aus urkirchlichen, geheimen Gründen dem Blicke des Profanen, und hiermit der Nachwelt auf das tiefste verhüllte. Die merkwürdige Entdeckung, daß in Dichtungen der Alten, dem öffentlichen Vortrage bestimmt, Stellen befindlich, die voll höchster Kunst, mit ein und denselben Worten bey Wechsel der Betonung zwei durchaus verschiedene Gedanken ausdrücken, ist um so wichtiger, als eben solche Stellen, wie sich mehrere Proben davon in gegenwärtiger Schrift vorfinden, tiefste Geheimnisse des Alterthums, namentlich über den Norden, offenbaren." Wir hoffen zur Empfehlung obigen Werkes nichts weiter sagen zu dürfen.

In der Sonnewald'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Krauß, Dr. C. C. F., Stimmen der Andacht, der Sehnsucht und der Liebe. In lyrischen Dichtungen (76 Seiten) 12. 8 gGr. oder 30 kr.

Stäudlin, der Geschwister (Gottlieb Friedrich, Dr. Carl Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte) vermischte Gedichte, herausgegeben von einem Freunde der Familie. 2 Bde. gr. 12. Druckpapier 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gGr. Velinpap. 3 fl. oder 2 Thlr.

So eben hat die Presse verlassen:

Rosenmuelleri, Dr. E. F. C., Scholia in Vetus Testamentum. Partis VIIae. Vol. IIm. Editio secunda auct. et emendat. (Prophetae minores Vol. IIm. Amos, Obadias et Jonas) 8. maj. 1827. Druckpapier 1 Rthlr. 15 Gr. Schreibpap. 2 Rthlr. Berliner Pap. 2 Rthlr. 3 Gr. Velinpap. 2 Rthlr. 12 Gr.

Dieses vortreffliche Werk ist jetzt, so weit es erschienen, nämlich P. I. 1. 2. II. III. 1. 2. 3. IV. 1. 2. 3. V. VI. 1. 2. VII. 1. 2. 3. 4. VIII. 1. 2. wieder complet zu haben, und kostet auf Druckp. 47 Rthlr. 10 Gr. Schreibp. 57 Rthlr. 8 Gr. Berliner Pap. 61 Rthlr. 11 Gr. Velinp. 67 Rthlr. 16 Gr.

Pars IX., die Salomonischen Schriften enthaltend, erscheint im Laufe des nächsten Jahres, Pars X. und folgende werden den Daniel und die historischen Schriften in sich fassen, und möglichst bald nachfolgen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde folgendes so eben erschienene empfehlungswürdige Werk versandt:

Gott mit dir!

Andachtsbuch für gebildete Christen jüngeren Alters. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 419 Seiten in groß Octav auf Engl. Velin-Druckpapier. Mit einem Titelkupfer und mehreren Vignetten. Sauber geheftet 1½ Thaler. (Berlin, 1827. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.)

Verbessert und vermehrt übergibt obige Verlagshandlung hier der theilnehmenden Lesewelt die nöthig gewordene zweite Auflage einer Andachtsschrift, welche, wie bekannt, von allen Beurtheilern in literarischen Blättern ihres ausgezeichneten Werthes halber gleich angelegentlich empfohlen worden ist.

Wärme des Gefühls, ächte Religiosität und reiner kirchlicher Glaube, mit biblischer Salbung eindringlich empfohlen, sprechen aus diesem gehaltreichen Erbauungsbuche so erweckend an, daß bey seinem Gebrauche die segensreichste Einwirkung auf jugendliche Gemüther gebildeter Christen nirgend ausbleiben wird.

Bey Xaver Meyer, Buchdrucker und Buchhändler in Luzern, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundlehren der Algebra. Zum Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht; von J. Ineichen. Professor der Physik am Lyceum zu Luzern. gr. 8. 14 Bogen. Preis 48 Kreuzer.

Der Zweck des gegenwärtigen Lehrbuches ist, die Anfangsgründe der Algebra so weit zu entwickeln, als dieselben unentbehrlich sind, um sich zum Studium sowohl der höhern Mathematik als anderer Wissenschaften, die zur allgemeinen oder zu irgend einer besonderen Bildung gehören, den Weg zu bahnen. Der Verfasser bestrebte sich, für Anfänger, die entweder den öffentlichen Unterricht in diesem Fache genießen, oder sich selbst darin zu unterrichten wünschen, mit der Gründlichkeit die mögliche Verständlichkeit zu verbinden.

Der Verleger glaubt besonders Lehrer dieses Faches und Vorsteher von Lehranstalten auf die Erscheinung obigen Werkes aufmerksam machen zu müssen.

Schul- und Haus-Bibel.

Ein vollständiger Auszug aus dem alten und neuen Testamente, alles dessen, was nur irgend zur Religion gerechnet werden kann, mit den nöthigsten kurzen Erläuterungen, enthaltend: biblische Religionslehre. Von Dr. J. B. Engelmann. Frankfurt am Main, bey Philipp Heinrich Guilhauman. 1827. 1 fl. 12 kr.

ist so eben erschienen und bei dem Verleger und in allen guten Buchhandlungen zu haben. Der Herausgeber übergibt hier dem Publikum ein Werk, welches er auf seiner dreyßigjährigen pädagogischen Laufbahn mit Fleiß und Liebe immer weiter ausgebildet und ausgearbeitet hat. Die biblischen Bücher folgen in der gewöhnlichen Ordnung, mit kurzen Einleitungen und den nöthigsten Erläuterungen, bestimmt, den Sinn möglichst aufzuhellen; doch läßt er die Bibel so viel als möglich selbst und allein sprechen, und vermeidet absichtlich alle willkührliche Deutungen, alles Hinarbeiten auf dieß oder jenes kirchliche System. Diese Rücksicht veranlaßte auch die große Vollständigkeit des Auszugs, weil er nicht gern irgend etwas weglassen wollte, was Jemanden, seiner Ansicht nach, nöthig seyn könnte. Die lutherische Uebersetzung, nach Meyers Bearbeitung, ist zum Grunde gelegt, aber durchaus nicht buchstäblich befolgt. — Eine kurze biblische Religionslehre macht den Beschluß. — Der Verleger hat gesucht, durch guten Druck, Papier und sehr wohlfeilen Preis (nur 1 fl. 12 kr. für 27 Bogen) sich dem Publikum zu empfehlen.

Subscription ohne Vorausbezahlung.

So eben ist in meinem Verlage erschienen und von allen Buchhandlungen Deutschlands zum Subscriptionspreis à 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. für den Jahrgang von vier Bändchen zu beziehen:

Fischer, Chr. Aug., Taschenbibliotheck der neuesten unterhaltendsten Reisebeschreibungen. Nach ausländischen Originalen bearbeitet. Zweiter Jahrg. 1s Bändchen. 8. 1827. Geheftet.

Wovon vierteljährig regelmäßig ein Bändchen von 15 bis 16 Bogen erscheint.

Die äußerst günstige Aufnahme und die vortheilhaften Beurtheilungen der kritischen Institute des ersten Jahrgangs dieser Taschenbibliothek (von dem noch Exemplare zum Ladenpreis à 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. zu haben sind) lassen mich hoffen, daß dieser zweite Jahrgang (von dem so sehr beliebten Verfasser mit nicht minder reichhaltigem Stoffe ausgestattet, und mit gleicher Sorgfalt bearbeitet) sich eben so viele Freunde erwerben werde.

Frankfurt a. M. im August 1827.

Heinrich Wilmans.

Nro. 29.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft rc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrgang 1827. Zweites September-Heft.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ankündigung einer Uebersetzung von Chevallier's und Richard's

DICTIONNAIRE DES DROGUES.

Von dem

Dictionnaire des drogues simples et composées, ou Dictionnaire d'histoire naturelle médicale, de pharmacologie et de chimie pharmaceutique, par MM. Chevallier et Richard,

einem klassischen und mit dem lautesten Beyfalle in Frankreich aufgenommenen Werke, welches nicht blos für den Arzt und für den Pharmaceuten, sondern auch für den Spezereyhändler und verschiedene Fabrikanten höchst unentbehrlich ist, insofern es die neuesten Entdeckungen enthält, erscheint in unserm Verlage nächstens eine deutsche Uebersetzung, welches hiemit zur Vermeidung aller Kollisionen angezeigt wird.

Stuttgart und Tübingen, 10. Sept. 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Freunde der englischen Literatur.

So eben sind bey Unterzeichnetem vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder zu haben:

THE POETICAL WORKS OF JOHN MILTON,

PRINTED FROM THE TEXT OF

TODD, HAWKINS AND OTHERS;

TO WHICH IS PREFIXED THE POET'S LIFE BY EDWARD PHILIPS.

COMPLETE IN ONE VOLUME.

Post 8vo Cart. Subscript.-Preis 1 Rthlr. 8 Gr.

„Criticism on the 'Paradise Lost'" (sagt ein englischer Biograph Milton's) has been exhausted in a number of books, and praise, if it were to be bestowed in proportion to merit, would perhaps require a new language, or an imagination as fertile as that of the author. Of the four names which universal opinion has placed at the head of poetic excellence, Homer, Virgil, Shakespeare, and Milton, it is a proud consolation that England can claim two." Schon diese wenigen Worte können es treffend bezeichnen, in welcher hohen Verehrung Milton unter seinen Landsleuten gehalten sey, wie stolz England darauf ist, diesen Dichterfürsten den seinigen zu nennen, ihn, unmittelbar neben Shakespeare, auf den höchsten Gipfel des literarischen Nationalruhmes stellend. Doch auch die übrige gebildete Welt ist nicht zurückgeblieben, diesen hohen Gesängen den Tribut der Bewunderung zu zollen, und besonders hat Deutschland seine unpartheiische Anerkennung fremder Verdienste auch hier bewährt. Die gegenwärtige Ausgabe ist nach den Grundsätzen der strengsten Critik geschehen; die Lesarten des Textes wurden auf das Sorgfältigste berichtigt, und dabei die besten ältern und neuern Quellen, insbesondere die reichhaltigen Forschungen eines Todd, Hawkins u. A. berathen. Ausser den grössern Sachen: „Paradise Lost, Paradise Regained und Samson Agonistes (a dramatic poem), Lycidas, L'Allegro, Il Penseroso, Arcades, Comus", sind auch die sämmtlichen Sonnets, Odes und vermischten Gedichte, mit Einschluss der Psalms und einiger vorhandener Uebersetzungen aufgenommen worden, und somit der ganze poetische Nachlass Miltons vollständig zusammengestellt. Mit einem correcten, sehr lesbaren Drucke ist Eleganz und Wohlfeilheit in hohem Grade vereinigt.

Leipzig, September 1827.

Ernst Fleischer.

In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. G. Rebs, das Leben und die Schule in ihrer Wechselwirkung betrachtet, zur Beherzigung für Lehrer, Eltern und Erzieher. Mit einem Anhange über verschiedene Gegenstände des Unterrichts und der jugendlichen Bildung. 8. (11½ B.) 1827. 16 Gr.

Einer der bekanntesten Pädagogen Deutschlands fällte ein sehr günstiges Urtheil über diese Schrift, von dem wir folgendes zur nähern Verständigung mittheilen: „Der Verfasser hat mit großer Einfachheit und Liebe den „Kampf der Schule mit dem wirklichen Leben ins hellste „Licht gesetzt, und Niemand hat vor ihm diese Auf„gabe mit so inniger Theilnahme und Umsicht zu lösen „versucht. Er zeigt, daß unser Schulleben aus den An„geln gehoben sey, ihm die religiöse Begründung fehle rc. „Nachdem der Verfasser den Conflikt der Schule mit „dem häuslichen Leben geschildert hat, zeigt er die „Hindernisse, welche das öffentliche Leben, so wie „die Lage der Schullehrer zur Schule selbst, störend her„beyführen, und hat sich dabey stets vor Einseitigkeit „bewahrt."

Staats-, Post-, Zeitungs-, Comptoir-, Geschäfts-, Conversationslexicon und Fremdwörterbuch.

Eröffnung einer neuen Subscription, verbunden mit einer

Prämienvertheilung

von 1½ Thlr. oder 3 fl. 9 kr zu jedem Exempl. auf eine neue Ausgabe in Heften von dem, bereits mit so vielem Beyfalle aufgenommenen Werke:

Allgemeines deutsches

Sachwörterbuch

aller menschlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, verbunden mit den Erklärungen der aus andern Sprachen entlehnten Ausdrücke und der weniger bekannten Kunstwörter. Begründet von mehreren Gelehrten, fortgesetzt von A. Schiffner.

Der Subscriptionspreis für jedes Heft von 7 bis 8 Bogen, schön gedruckt, ist bis zum 30. November 1827. ½ Thlr. oder 27 kr. Das Ganze wird gegen 50 Hefte betragen und binnen 1½ Jahr wird dieses treffliche Werk beendigt seyn.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, woselbst auch die ersten Hefte zur Ansicht bereit liegen und ausführlichere Anzeigen davon zu haben sind.

Meissen den 25. August 1827.

F. W. Gödsche.

Cooper und Irwing's Werke.

Wohlfeile Taschenausgabe.

Cooper's Werke sind nun bis zum 20sten, und Irwing's Werke bis zum 16ten Bändchen erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen. — Subscriptionspreise: Cooper's Werke, 36 Bändchen; auf Velinpapier 6 Rthlr. 8 gGr. oder 10 fl. — auf ordinär Druckpap. 4 Rthlr. 12 gGr. oder 7 fl. 12 kr. Irwing's Werke, 19 Bändchen; auf Velinpapier 3 Rthlr. 12 gGr. oder 5 fl. 48 kr., auf ordinär Druckpap. 2 Rthlr. 16 gGr. oder 4 fl. 12 kr.

Die vorzüglichsten Zeitschriften haben bereits die günstigsten Urtheile über die Werke dieser beiden ausgezeichnetsten amerikanischen Schriftsteller geliefert.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Bey Ludwig Hold, Buchhändler in Berlin, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Albini, A., Spenden für Freunde des Scherzes. Enthaltend: die Bekehrten, oder: der türkische Edukationsrath, Posse in zwei Akten. Die Menagerie, Lustspiel in drei Akten. Der kleine Proteus, dramatische Aufgabe in einem Akt. 8. Velinpap. Sauber geheftet. 1 Rthlr. 16 Gr.

Herrn Albini's Lustspiele: Zu zahm und zu wild und Kunst und Natur, sind auf den Bühnen von Berlin, Dresden, Hamburg, Breslau, Prag mit Beyfall gegeben und oft wiederholt worden. Auch diese drei Lustspiele können den verehrten Intendanturen und Direktionen der Bühnen Deutschlands, wie auch den Freunden einer erheiternden Lektüre, mit Zuversicht empfohlen werden.

Iduna,

Jugendzeitung für Schule, Haus und Welt, herausgegeben von Ziehnert,

hat in dem ersten Halbjahre 1827 eine unerwartet freundliche Aufnahme gefunden und den Beyfall der Kenner und des Publikums erhalten. Sie wird daher auch im nächsten Halbjahre, wöchentlich 3 Nummern mit monatlicher Beylage für Eltern, Lehrer ꝛc. (Bragur) und lith. Kunst- und Musikblättern, nebst Buch- und Kunsthändleranzeigen, unter der Theilnahme vieler und geachteter Mitarbeiter ununterbrochen fortgesetzt. Sie ist in Leipzig bey Hrn. J. G. Mittler und in allen soliden Buchhandlungen und Postämtern der ganze Jahrgang für 6 Thaler zu haben. Wer das Porto tragen will, kann sie bey dem unterzeichneten Verleger für den Nettopreis von 4 Rthlrn. erhalten.

Meissen, im Juli 1827.

C. E. Klinkicht,
Buchdrucker.

So eben ist erschienen und versandt:

Der Leichnam des Menschen in seinen physischen Verwandlungen nach Versuchen und Beobachtungen dargestellt von Dr. E. W. Güntz. 1r Theil. Der Leichnam des Neugebornen. Mit 2 illum. Kupfertafeln. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Je unvollkommener bis jetzt das Feld bearbeitet wurde, dessen gründlicherer Kultur der gelehrte Verfasser sich hingab, je emsiger er forschte und je interessantere Resultate seine Bemerkungen lohnten, desto mehr wird das ärztliche Publikum und insonderheit die Staatsärzte ihm die Bekanntmachung seiner Beobachtungen Dank wissen. Nach Rückkehr von seiner kürzlich angetretenen wissenschaftlichen Reise darf die Fortsetzung seiner Forschungen, und somit noch weitere Aufklärung über große Dunkelheiten in der organischen Chemie ꝛc. bestimmt erwartet werden.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Bey Tendler und v. Manstein in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Les aventures de Télémaque, Fils d'Ulysse, par Fénélon. Imprimé d'après l'Edition stéréotype de Firmin Didot. Mit deutschen Anmerkungen und Erklärung schwerer Wörter und Redensarten versehen durch August Schulze. Zweite Auflage. 8. Wien. 1827. Brosch. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

So eben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Gironcourt, A. v., Ueber den Einfluß der Wissenschaften auf das Militär. 8. Cassel. 1827. Brosch. 10 Gr.

J. G. Bohne, Buchhändler.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

THOMSONS (A. T.) Vereinigte Pharmacopoeen der Londoner, Edinburgher und Dubliner Medicinal-Collegien; nach der fünften Original-Ausgabe, und als Uebersicht der brittischen Arzneimittellehre, mit Zusätzen bearbeitet von Dr. A. Braune. 8. Cartonnirt. Ladenpreis: 1 Rthlr. 8 Gr.

In dem Bereiche der ausländischen Arzneywissenschaften ist der prüfende Forschungsgeist deutscher Wissbegierde mit rastlosem Eifer vorgedrungen, und hat sich in besonderer Vorliebe das ergiebige Gebiet der brittischen Heilkunde zu dem Wahlplatze seiner Untersuchungen erlesen. Die medicinische Literatur Englands ist daher bei uns fast in gleichem Grade heimisch, wie in ihrem Vaterlande, und es werden jährlich sowohl die vornehmsten, als auch minder wichtigen Producte derselben durch zahlreiche Uebersetzungen auf unsern Boden verpflanzt. Bey dem Umgange mit diesen Schriften stösst aber der Deutsche sehr häufig auf Gegenstände und Benennungen aus der Pharmazie und Arzneimittellehre, die ihm, ohne ein Hülfsbuch, dunkel und unverständlich bleiben; weshalb die Zusammenstellung einer brittischen vereinigten Pharmacopoe, nach dem neuesten Standpuncte der Wissenschaft, als ein zeitgemäfses Bedürfniss gewiss allgemein willkommen ist. Diesem populären Zwecke wird gegenwärtige sorgfältige Bearbeitung in jeder Hinsicht practisch genügen, und dadurch noch mehr demselben entsprechen, dass, zur Bequemlichkeit bey dem Gebrauche des Buches, die nöthigen Register beygefügt wurden, und sich überdiess mit äusserer Eleganz ein sehr wohlfeiler Preis vereinigt.

Eben ist folgende höchst zeitgemäße kleine Schrift ausgegeben:

Ein Blick auf Deutschland's Nothstand in Bezug auf Handel und Gewerbe (und die neue bair. Mauthverordnung) vom Dr. Seeburg. gr. 8. (39 S.) Leipzig, 1827. 4 Gr.

Hinrich'sche Buchhandlung.

Bey J. A. Mayer, Buchhändler in Aachen erschien so eben und wurde an alle guten Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Bilderbeck, L. F., Freyherr von, Jonathan, ein Familiengemälde. 2 Bde. 2 Thlr. 12 gGr. oder 2 Thlr. 15 sGr.

Hackländer, J. W., (Oberlehrer in Burtscheid) Denkübungen in Räthseln, Charaden, Logogryphen und andern Aufgaben; ein Geschenk für Kinder. 18 gGr. oder 22 sGr. 6 Pf.

Lope de Vega Carpio, romantische Dichtungen. 4r, 5r und 6r Theil. Auch unter dem Titel: Arkadien. Ein Schäferroman; 3 Bände. Aus dem Spanischen übersetzt von E. Richard. 3 Thlr. 16 gGr. oder 3 Thlr. 20 sGr.

Meigen, J. W., systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge. 1stes Heft mit 10 Steintafeln in 4to. Subscriptionspreis 1 Thlr. 8 gGr. oder 1 Thlr. 10 sGr.

Nevels, Qu., Das Leben Christi unseres Herrn, oder die Geschichte Jesu von seiner Geburt an bis zu seiner Auferstehung und Himmelfahrt rc. rc. 2r. Thl. 1 Thlr.

Versuch einer Darstellung nothwendiger Maßregeln, zur mehrern Heilighaltung des Eides als Sicherungsmittel der Wahrheit. 16 gGr. oder 20 sGr.

Wamich, W. J., Gründliche Darstellung der französ. Conjugationen. Mit Tabellen. 12 gGr. oder 15 sGr.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde folgendes so eben erschienene empfehlungswürdige Werk versandt:

Hersiliens Lebensmorgen.

Geschichte einer durch schwere Prüfungen geläuterten und veredelten Seele. Ein Buch für Jungfrauen, von F. P. Wilmsen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 342 Seiten in Octav. Mit Titelkupfer und Vignette, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von L. Meyer jun. Engl. Velin-Druckpap. Sauber geheftet 1 Thlr. (Berlin, 1827. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.)

Ein Andachtsbuch, welches durch Geschichte lehrt, wird gewiß auf jugendliche Herzen kräftiger und heilsamer einwirken, als die einfache Betrachtung oder ein trockner Lehrvortrag, besonders wenn die Geschichte einfach und rührend ist. Der Verfasser hat hier ein solches Andachtsbuch für das jungfräuliche Alter geliefert, und es hat schon in seiner ersten unvollkommneren Gestalt großen Beifall gefunden; wie vielmehr wird es nun die günstigste Aufnahme finden, da es zum zweiten Mal überarbeitet, und mit einer Blumenlese verbunden erscheint, die das Schönste enthält, was unsere neueste poetische Literatur im Fache der religiösen Dichtung aufzuweisen hat, in einer Auswahl von 50 Nummern, welche viel Köstliches darbietet, was man in jeder andern Sammlung dieser Art vergeblich suchen würde. Auch in der schönen äußeren Ausstattung bey dem billigsten Preise ist dem Buche eine Empfehlung mitgegeben, welche sonst häufig vermißt wird.

Le fabuliste des enfans par l'Abbe Reyre. — Auch unter dem Titel: Der neue Kinderfreund in Fabeln und Erzählungen. 2 Thle. mit 96 colorirten Abbildungen, gr. 8. Leipzig, bey J. F. Gleditsch. Sauber gebunden. 4 Thlr.

Diese Kinderschrift zeichnet sich vor vielen durch den reichen Inhalt aus. Die im Französischen gedichteten Fabeln sind so neu wie unterhaltend, und in einem reinen und verständlichen Versmaas geschrieben, gewähren dieselben für junge Leute eine belehrende moralische Lektüre. Die zur Seite beygefügte deutsche Uebersetzung ist wörtlich getreu und dennoch fließend, und gewährt denen, die noch nicht so weit im Französischen sind, um alles zu verstehen, einen Beystand zum bessern Verständniß. Die Vignetten, welche zu jeder Fabel gehören und mit Wahrheit das Erzählte wiedergeben, sind eine Zierde, wie nicht alle Kinderschriften solche haben, und eignet sich dieses Buch daher sehr passend zu einem Geschenk für die Jugend der gebildeten Stände.

Nro. 30.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Staats = Akten und Urkunden in monatlichen Heften. Achter Band, erstes Heft.

Enthaltend: Die Fortsetzung der Aktenstücke, die Rheinschiffahrt betreffend, nämlich die provisorischen Anordnungen im Königreich der Niederlande vom 1 März, mit Beylagen, und die großherzoglich badische Verordnung, die Erhebung der Rheinschiffahrtsgebühren in Altbreisach betreffend, vom 12. April; die königl. preussische Kabinetsordre wegen Regulirung des preussischen Antheils an den Staatsschulden des ehemaligen Königreichs Westphalen; den Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen Preußen und Schweden, vom 14. März; Verträge zwischen Preußen und Mecklenburg = Schwerin vom 2. und 19. Dec. 1826; die östreichische Verordnung vom 5. April d. J., die Ausfuhr von Waffen und sonstigen Kriegsbedürfnissen betreffend; den Vertrag zwischen Oestreich und Sardinien über die Freyzügigkeit; die Rede des englischen Gouverneurs von Canada bei Prorogation der gesetzgebenden Versammlung; die Verhandlungen der theils zu Aegina, theils zu Hermione, und endlich zu Trözen versammelten Deputirten der Nationalversammlung Griechenlands; Aktenstücke und Unternehmen des Lords Cochrane zu Gunsten der Griechen betreffend; Bericht über die Kriegsvorfälle in Griechenland vom 20. Febr. (4. März) 1827 anfangend; endlich die Aktenstücke, die Unterhandlungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Gunsten der neuen amerikanischen Freystaaten, bei den Höfen von Rußland, Frankreich und Spanien betreffend.

Stuttgart und Tübingen

J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Eben erscheint der 17te Jahrgang von

Penelope,

Taschenbuch für 1828.

Herausgegeben von Th. Hell. Mit 8 Kpfrn. von F. Stöber, Dr. Weiß u. A. Ausg. im geschmackvollen gepreßten Umschlag 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl. rhein. — in Seide mit Vergoldung 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. rhein.

Neben einer großen Anzahl jährlich neu erstehender Taschenbücher behauptet Penelope fortwährend einen ehrenvollen Platz, den ihr Herausgeber und Verleger durch möglichste Vervollkommung der innern und äußern Ausstattung zu erhalten suchen. Auch dies Jahr wird dies Bestreben unverkennbar seyn, und sie kann sich unbesorgt ihren Mitbewerbern an die Seite stellen. Sie enthält Beiträge von Blumenhagen, A. Franz, Fr. Lohmann, v. Tromlitz, Weisflog u. A.; die 8te Folge der Gallerie zu Schillers Gedichten und das treue Brustbild der Philippine Welser, durch einen Romanzen-Cyclus des Herausgebers erläutert.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandl. in Leipzig.

Neues interessantes Werk.

In der Basse'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Geschichte Italiens

vom Jahr 1789 bis 1814. Von Carl Botta. Aus dem Italienischen übersetzt von L. G. Förster. Erster Band. gr. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses schätzbare Werk, welches einen höchst wichtigen Zeitraum der Geschichte (1789 — 1814) eines der schönsten Länder Europens umfaßt, hat in Italien und Frankreich mit Recht allgemeinen Beyfall gefunden; auch für Deutschland ist dasselbe von hohem Interesse, da es uns die genauesten Details jener Epoche freimüthig und unpartheiisch darbietet. Der Verfasser verbindet mit der größten Unpartheilichkeit und Wahrhaftigkeit einen ruhigen Geist, ein festes, kühnes Urtheil; er lobt das Lobenswerthe und tadelt das, was Tadel verdient, aber nicht im Tone des Fehler aufsuchenden Kritikers, sondern als scharfsinniger Geschichtschreiber, der nur ein Ziel — die göttliche Wahrheit — vor Augen hat. Gegenwärtige Verdeutschung entspricht dem Original vollkommen; dafür bürgt schon der Name des rühmlichst bekannten Uebersetzers.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lebensspiegel.

Neue Erzählungen für die reifere Jugend, zur Beförderung der Menschen-, Tugend- und Vaterlandsliebe, von Ebersberg. 8. Wien. 1827. Jr Umschlag brosch. 12 Gr. oder 54 kr.

Neue Schriften für Aerzte, Chemiker und Naturforscher,

welche so eben in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und durch alle namhafte Buchhandlungen für die beigesetzten Preise zu bekommen sind:

J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie. 3r Band, 1ste Abtheil. mit 1 Kupf. Aus des Verfassers schwedischer Handschrift übersetzt von F. Wöhler. gr. 8. Velinpap. 3 Thlr. 12 Gr. — Der 1ste Band in zwei Abtheilungen mit 5 Kupf. kostet 5 Thlr., und der 2te Band in 2 Abtheil. ebenfalls 5 Thlr.

Dr. S. Hahnemann, reine Arzneimittellehre. 2te verb. Aufl. 5r und 6r Band, 3 Thlr. 18 Gr. — Alle sechs

Bände kosten 12 Thlr. 12 Gr. Bis Ende d. J. aber, zur Unterdrückung eines Nachdrucks nur 9 Thlr.

Dr. G. H. Schubert, Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. Dritte, sehr verb. und wohlfelle Ausgabe. 1 Thlr. 18 Gr.

Dr. C. F. Schwarze, praktische Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der gesammten Medicin; mit einem Vorworte vom Hofr. Dr. Kreyßig. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde, von Carus, Ficinus, Seiler ꝛc. 5ten Bandes 1stes und 2tes Heft, jedes 1 Thlr., alle 15 Hefte 15 Thlr., bis Ende d. J. aber nur 10 Thlr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder zu haben:

IOANNIS MILTONI
ANGLI
DE DOCTRINA CHRISTIANA
LIBRI DUO POSTHUMI,
QUOS EX SCHEDIS MANUSCRIPTIS DEPROMPSIT, ET
TYPIS MANDARI PRIMUS CURAVIT
CAR. RIC. SUMNER.

Roy. 8vo. Cartonnirt. Preis: 2 Rthlr. 16 Gr.

Für die, auf critische Zeugnisse gestützte, Autorschaft einer theologischen Abhandlung des grossen Milton hatten die englischen Herausgeber und Commentatoren seiner Werke schon seit geraumer Zeit die vollgültigsten Belege beigebracht; da aber alle Nachforschungen, derselben auf die Spur zu kommen, fruchtlos geblieben, gab man der Ueberzeugung Raum, dass dieser literarische Schatz unwiederbringlich für die Wissenschaft verschwunden sey. Unserer Zeit, und Dank dem scharfsinnigen Eifer eines Hrn. Lemon, war es vorbehalten, dieses Kleinod aus seiner zweihundertjährigen Verborgenheit der Mit- und Nachwelt zu retten. Das Manuscript, welches die Handschrift einer von Milton's Töchtern ist, wurde unter mehreren Papieren aus den Tagen Carls II. entdeckt. Auf Befehl des Königs übernahm die Herausgabe desselben der Königl. Bibliothekar Sumner, welcher davon sowohl einen Abdruck des lateinischen Originals, als auch gleichzeitig eine englische Uebersetzung besorgte, und dessen Verdienste um diese Bearbeitung die rühmlichste Anerkennung gefunden haben. Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen: die erste handelt vom Glauben oder der Lehre über Gott (de Fide seu Cognitione Dei), die andere über die Liebe oder den Gottesdienst (de Charitate seu Dei Cultu), und ist nicht nur für den Theologen, sondern auch allen Forschern bei dem tiefern Studium von Milton's unsterblichen Dichtungen des Paradieses eine gleich wichtige als unentbehrliche Erscheinung. Der gegenwärtige, für das Continent veranstaltete, Wiederdruck darf sich, zwar minder prunkvoll, dennoch an typographischer Schönheit mit dem Originale messen, und es ist die Unzugänglichkeit der englischen Ausgabe (sie kostet 17 Rthlr.) durch dessen Wohlfeilheit auf das Gemeinnützigste beseitigt. —

Leipzig, September 1827.

Ernst Fleischer.

Von der im Juni dieses Jahres angekündigten wohlfeilen, correkten und sehr eleganten Ausgabe der

lateinischen Classiker in der Ursprache, herausgegeben von Professor Zell.

erscheint in etwa 14 Tagen das erste Bändchen, welches dann an die verehrlichen Subscribenten für 24 kr. (welcher Subscriptionspreis mit Ende Sept. erlischt) abgegeben wird. Die ersten Bogen, die bei mir einzusehen sind, werden jeden Liebhaber der classischen Literatur überzeugen, daß in Deutschland noch keine Ausgabe von solcher Schönheit in Hinsicht des Formats, Drucks und Papiers existirt, und daß der verehrliche Herausgeber, Herr Professor Zell in Freiburg, durch rühmlichen Eifer und strenge Sorgfalt für die Bearbeitung der hinzugefügten gehaltvollen Argumente und Noten einen schätzbaren Beweis seiner Liebe zur Sache gegeben hat.

Um dem Werke eine immer größere Ausdehnung, und auch ärmeren Schülern noch ferner Veranlassung zu billiger Anschaffung desselben zu geben, lasse ich bis Ende dieses Jahres einen zweiten Subscriptionspreis von 36 kr. per Bändchen eintreten; mit dem 1. Januar 1828 tritt der Ladenpreis, welcher jedoch verhältnißmäßig ebenfalls sehr billig ist, mit 54 kr. unabänderlich ein.

Stuttgart, den 7. Sept. 1827.

Carl Hoffmann.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Arvonasack's Bund mit dem Bösen und dessen verliebte Abenteuer. Gegenstück zu „Casanova's Memoiren.“ 8. Preis 1 Rthlr.

Von der Taschen-Ausgabe der Griechischen und Römischen Prosaiker in neuen Uebersetzungen, herausgegeben von den Professoren G. L. F. Tafel, C. N. Osiander und G. Schwab, sind bis jetzt folgende 25 Bändchen ausgegeben:

Dionys von Halikarnaß Urgeschichte der Römer, übersetzt von G. J. Schaller. 1s Bändchen.
Lucian's Werke, v. A. Pauly. 1–6s Bdchn.
Pausanias Beschreibung von Griechenland, von E. G. Siebelis. 1s Bdchn.
Plutarch's vergleichende Lebensbeschreibungen, von J. G. Klaiber. 1s. 2s Bdchn.
Thucydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges, von C. N. Osiander. 1–4s Bdchn.
Xenophon's Cyropädie, v. Chr. Walz. 1s Bdchn.
Cicero's Werke. 1–5s Bdchn. (B. 1–3. Tusculan. Unterredungen von F. H. Kern; B. 4. Brutus von C. A. Mebold; B. 5. Cato der Aeltere und Lälius von W. M. Pahl.)
Livius Römische Geschichte, von C. F. Klaiber. 1–4s Bdchn.
Plinius des Jüngern Briefe, von C. F. A. Schott. 1s Bdchn.

Jeden Monat erscheinen 4 weitere Bändchen. Die noch kurze Zeit gültigen Subscriptions-Preise sind für Unterzeichner auf sämmtliche Griechen 14 kr. rhein. oder 3 Gr. sächs., auf sämmtliche Römer 13 kr. oder 3 Gr., auf einzelne Schriftsteller 18 kr. oder 4 Gr. vom Bändchen. Einzelne Bändchen kosten 24 kr. oder 6 Gr.

Ueber den Werth der Uebersetzungen haben sich competente Beurtheiler sowohl, als das große Publikum auf's vortheilhafteste ausgesprochen: von einer Reihe von Bändchen mußten wegen des bedeutenden Absatzes bereits neue Auflagen erscheinen, und auch in diesem Augenblick ist der Vorrath einiger Bändchen wieder ganz vergriffen, welche jedoch in einigen Wochen in neuen Auflagen fertig, und dann nachgeliefert werden. Für fortdauernden Werth bürgen die Namen der Mitarbeiter und mitverantwortlichen Herausgeber. Von der Wohlfeilheit der Sammlung kann sich Jeder durch Vergleichung mit den Preisen aller frühern Uebersetzungen, die gewöhnlich doppelt, zum Theil 3 bis 4 mal so hoch sind, als die Preise dieser Sammlung, mit mathematischer Gewißheit selbst überzeugen.

Ferner wurde der 1ste Band der vielfach gewünschten

Oktav-Ausgabe in größerem Drucke

von demselben Werke, auf Rauch'schem Druckvelinpapier, so eben fertig, welcher Lucian's Werke, von A. Pauly. 1r Band, enthält. In Bänden von 20 bis 30 Bogen wird, entweder kurz nachdem ein Schriftsteller in der Taschen-Ausgabe geliefert worden ist, oder gleichzeitig, derselbe Schriftsteller auch in dieser Oktav-Ausgabe ausgegeben. Je auf 40 Druckbogen wird mit 2 fl. 40 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 12 Gr. sächs. pränumerirt. Einzelne Bände oder Schriftsteller werden in der Oktav-Ausgabe nicht abgegeben, sondern es kann hier blos auf sämmtliche Griechen besonders, oder auf die ganze Reihe der Römer besonders, unterzeichnet werden. Jedem Subscribenten der Taschen-Ausgabe steht bis 31. Oktober 1827 frei, die Oktav-Ausgabe gegen die Taschen-Ausgabe umzutauschen, bey derjenigen Buchhandlung, von welcher er bisher die Taschen-Ausgabe erhalten hatte. Auch wenn die Bändchen schon aufgeschnitten oder gebunden sind, kann der Umtausch Statt finden.

Noch machen wir auf eine in allen Buchhandlungen zu findende ausführliche Ankündigung einer Sammlung von neuen metrischen Uebersetzungen der vorzüglichsten

Griechischen und Römischen Dichter,

welche unter der Leitung derselben Herausgeber bey uns vorbereitet wird, aufmerksam. Alle Buchhandlungen nehmen auf die Dichter, so wie auf die Prosaiker, in beiden Ausgaben, Subscriptionen an.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen:

Kuinoel, Dr. C. T., Commentarius in libros Novi Testamenti historicos. Vol. Ium. Evangelium Matthaei. Edit. IIIa. auct. et emendat. 8. maj. 1823. Druckpapier 3 Rthlr. Schreibpapier 3 Rthlr. 16 Gr. Berliner Pap. 4 Rthlr. Velinpap. 4 Rthlr. 8 Gr.

— Vol. IIum. Evangelia Marci et Lucae. Edit. IIIa. auct. et emendat. 8. maj. 1824. Druckpap. 3 Rthlr. Schreibpap. 3 Rthlr. 16 Gr. Berliner Pap. 4 Rthlr. Velinpap. 4 Rthlr. 8 Gr.

— Vol. IIIum. Evangelium Johannis. Edit. IIIa. auct. et emendat. 8. maj. 1825. Druckpapier 3 Rthlr. Schreibpap. 3 Rthlr. 16 Gr. Berliner Pap. 4 Rthlr. Velinpap. 4 Rthlr. 8 Gr.

— Vol. IVum. Acta Apostolorum. Edit. IIa. auct. et emendat. 8. maj. 1827. Druckpap. 3 Rthlr. 12 Gr. Schreib. 4 Rthlr. Berliner Pap. 4 Rthlr. 12 Gr. Velinpap. 5 Rthlr. Complet Druckpap. 12 Rthlr. 12 Gr. Schreibpap. 15 Rthlr. Berliner Pap. 16 Rthlr. 12 Gr. Velinpap. 18 Rthlr.

Die in wenigen Jahren nöthig gewordenen mehrfachen neuen Auflagen dieses Handbuchs für die gründlichere und tiefer eingehende Exegese des neuen Testaments leisten die beste Bürgschaft für die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit desselben, und es darf nur hinzugefügt werden, daß der Verfasser mit möglichster Sorgfalt alles nachtrug, was das Fortschreiten der Wissenschaft in den vergangenen Jahren erheischte. Angehenden Theologen insonderheit und allen denen, die größerer Apparate entbehren, wird auf's neue dieses sich auch durch Billigkeit des Preises auszeichnende Werk angelegentlichst empfohlen.

Auf 12 Exemplare wird das 13te gratis gegeben, bei größeren Partien noch besondere Vortheile gestattet.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Orphea.
Taschenbuch
für 1828.
Fünfter Jahrgang.
Mit acht Kupfern zu
Preciosa;
und Aufsätzen in Prosa und Poesie
von
W. Blumenhagen, K. G. Prätzel, L. Kruse, C. A. Tiedge, A. F. E. Langbein, Fr. Kind und Ludwig Tieck.

Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral, Preis: 2 Rthlr. Conv. od. 3 fl. 36 kr. Rhein.

Bey Tobias Löffler in Mannheim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ahles, G. H., Rede bey der Amtsjubelfeier des Freiherrn von Drais, gehalten am 21ten Juni 1827. gr. 8. Broschirt 24 kr.

Lafontaine, A., Rosen, gesammelte Erzählungen. Neue Ausgabe. 8. 1 fl. 30 kr.

Unentbehrliches Galanterie-Büchlein für angehende Elegants, oder deutliche Belehrung über Alles, was einem jungen Manne nöthig ist, um sich bey den Damen beliebt zu machen. Nebst Mittheilungen und Winke über elegante Kleidung, über Höflichkeit und Artigkeit, Sittlichkeit und moralische Würde ꝛc. Mit einem Anhange über Gesundheitspflege im Allgemeinen, und besonders in Bezug auf Schönheit des Körpers. 2te Ausgabe. 8. Broschirt 1 fl.

Die erste Auflage dieses sehr zu empfehlenden Werkchens hat sowohl durch mehrere vortheilhafte Kritiken in beliebten Zeitschriften, so wie durch den Absatz selbst, seine Brauchbarkeit vollkommen bewährt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese neue Ausgabe gleiche günstige Aufnahme finden wird, indem kein junger Mann, der mit

Anstand in die Welt treten und auf Bildung Anspruch machen will, einen treuern und bessern Wegweiser als diesen finden kann.

Für Schullehrer.

In Hamburg bei Herold ist jetzt erschienen:

Das verbesserte A B C.

Pestalozzi und Stephani vereinigt und erweitert. 8. 2 gGr.

Bei Tendler und v. Manstein in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Stundenblumen.

Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen. von Helmina von Chezy, geborne Freyin von Klenke. Viertes und letztes Bändchen. Wien. 8. 1827. Cartonnirt 1 Thlr. 4 Gr. od. 2 fl. 6 kr.

Döbels neu eröffnete Jäger-Practika.

4te Aufl., 3 Thle. in gr. 4. mit vielen Kpfrn. u. Vignetten. Leipzig, bei Joh. Fr. Gleditsch.

Dies Werk wurde 1746 zuerst von H. W. Döbel, weiland Oberförster zu Reckewitz bei Hubertusburg verfaßt, und gilt noch heute als ein klassisches Werk für die Wissenschaft der Jägerei; daher denn auch die ersten drei Auflagen längst vergriffen sind. Diese anerkannte Brauchbarkeit und Gründlichkeit aber und die vielfache Nachfrage machten eine neue Auflage nöthig, und es entschloß sich ein Enkel des Verfassers, der Königl. Preuß. Hofrath, Hr. C. F. L. Döbel, in Verbindung mit dem Königl. Preuß. Hauptmann, Hrn. F. W. Benicken, dies Werk dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft gemäß zu bearbeiten, ohne jedoch den Urtext weiter abzuändern, als es die heutige Schriftsprache nothwendig macht. Mit Hülfe der vorhandenen Lehrbücher und Mitwirkung mehrerer praktischen Forstmänner hoffen dieselben ein tüchtiges, zeitgemäßes Werk für alle Eingeweihte und Freunde der edlen Jagdkunst zu liefern. Die drey Theile behandeln der 1te die Jagd-Zoologie, der 2te die Technologie, der dritte die Forstkunde. Gute Kupfer sollen das Nöthige erklären, und ein schöner, deutlicher Druck mit angemessenen Vignetten, den Werth dieser Auflage erhöhen. Der Preis für alle drey Theile, welche nicht getrennt werden, ist: auf Velin 12 Rthlr.; auf weiß franz. Druckpap. 10 Rthlr.; wer aber bis Michaelismesse dieses Jahres Vorauszahlung leistet, erhält die Auflage auf Velin für 9 Rthlr.; auf Druckpap. 7½ Rthlr. Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Erschienen ist, und auf Bestellung auch durch alle deutschen Buchhandlungen gratis zu erhalten:

Verzeichniß No. 3. von neuen und ältern Büchern in Englischer, Spanischer, Italienischer und andern fremden Sprachen, Classikern, seltenen Werken, Landcharten und Kunstsachen, welche zu sehr billigen Preisen zu haben sind bei

Friedrich Fleischer,
Buchhändler in Leipzig.

Folgende für Lesezirkel besonders interessante Neuigkeiten sind 1827 erschienen und zu finden in allen deutschen Buchhandlungen:

Foy, General, Geschichte des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel unter Napoleon, begleitet von einer politisch-militärischen Schilderung der kriegführenden Mächte. Aus dem Franz. und mit Erläuterungen vom Oberst Chev. Puttrich. 4 Thle. 1r Thl. in 2 Abthl. (18 B.) mit Portrait. Geh. 1 Thlr. 4 Gr. 2r u. 3r Thl. sind unter der Presse.

Lindau, W. A., Erzählungen. Mit 1 Kupfer. 8. (15 B.) Geh. 21 Gr.

Münch, Dr. E., Grundzüge einer Geschichte des Repräsentativsystems in Portugal. Geschichte der Kortes; die Restauration bis 1826; die Konstitution Don Pedros nebst Uebersicht ihrer Ursachen und Folgen. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Naubert, B., letzte Originalromane. (Rosalba, Alexis, Turmalie.) Wohlf. Ausg. 5 Thle. mit 3 Kpfr. 8. (64½ B.) Geh. 2¼ Thlr.

Pölitz, Hofr. K. H. L., die Staatensysteme Europa's und Amerika's seit dem Jahr 1783, geschichtlich-politisch dargestellt. 3 Thle. Wohlfeile Ausgabe. gr. 8. (83 B.) 4 Thlr.

v. Pradt, Europa in seinen Verhältnissen zu Griechenland und der Türkey. A. d. Franz. gr. 8. Geh. 20 Gr.

Stein, Dr. C. G. D., Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mittel-Europa. Eine Schilderung ihrer Länder und Städte, ihrer Bewohner, Naturschönheiten, Sehenswürdigkeiten ꝛc. In 6 Bändchen mit Kpfrn. und Charten. 8. Franz. Papier. Subscriptionspreis: 4½ Thlr. Sächs.

1s Bändchen, Reise nach Berlin, Rügen, den Hansestädten, Ostfriesland und Hannover. Mit 1 Kpfr. und 1 Charte apart 1 Thlr. 4 Gr. (2tes im September.)

Thomson, A. T., Heinrich's VIII. Jugendjahre. A. d. Engl. Ein Seitenstück zu Elisabeth, ihr Hof und ihre Zeit, von demselben Bearbeiter. gr. 8. (16½ B.) 1 Thlr. 4 Gr.

Zedlitz, L., Frh. v., Volkssagen, Erzählungen und Dichtungen. 2 Bdchn. 8. (28 B.) 2 Thlr.

Wenn nicht schon die Namen der Verfasser obiger Schriften für ihren Werth bürgten, so würden die, uns davon zum Theil bekannt gewordenen Urtheile ihn bestätigen.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Von der neuen Zeitschrift für evangelisches Christenthum:

Der Protestant;

herausgegeben von G. Friedrich, mit Beiträgen vom Grafen von Benzel Sternau, Fr. Hoffmann, J. J. März, J. G. Marezoll, H. E. G. Paulus, Petri, J. Rust, de Wette, E. Zimmermann u. A. m., ist so eben des zweiten Bandes erstes Heft erschienen. — Preis per Band von 3 Heften 1 Rthlr. 16 gGr. oder 2 fl. 48 kr.

Frankfurt a. M.

J. D. Sauerländer.

1

Nro. 31.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Das Ausland,

ein Tageblatt für Kunde des geistigen, politischen und sittlichen Lebens der Völker außerhalb Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Mit jedem Jahre wird die Verbindung der Völker inniger und erweitert sich über neue Gränzen bis zu den entferntesten Punkten der Erde. Der Handel, der diese Bande knüpft, dient nicht blos den materiellen Interessen, indem er die Menschen bereichert und die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse vervielfältigt; er befördert zugleich die Entwicklung geistiger Kräfte, indem er uns über den beschränkten Raum unsers kleinen Daseyns hinaus in das unermeßliche Völkerleben blicken läßt und eine bunte Reihe fremder, überraschender Erscheinungen aus der physischen, wie aus der sittlichen Welt an uns vorüberführt. Innerhalb seiner vier Wände kann der Mensch seine Erziehung nicht vollenden; Menschen im edelsten Sinne des Wortes werden wir erst durch die Anschauung des Ganzen der Menschheit, ohne welche die Einzelnen Kinder, Völker Barbaren bleiben. Staaten, die sich den Einflüssen fremder Bildung verschließen, sind wie Wohnungen, in welche keine frische Luft eingelassen wird. Mit der Selbstgenügsamkeit beginnt die Einseitigkeit und mit dieser die Barbarey. Ein Volk, das den Blick über die engen Gränzen der Heimath erhebt, ist eben dadurch schon der Barbarey entwachsen; keiner der Schätze, die der menschliche Geist sich irgendwo errungen, wird ihm fremde seyn; diese Aneignung ist keine Usurpation; wir geben und empfangen und je reicher der Verkehr ist, in den wir treten, desto begründeter ist unsre Stellung auf der Höhe des Jahrhunderts. Darum ist es ein Bedürfniß civilisirter Völker mit dem geistigen, sittlichen und politischen Leben des Auslandes in fortwährender Bekanntschaft erhalten zu werden. Unter allen Völkern der Erde ist das deutsche Volk dasjenige, das vermöge seines allgemeinen Humanitätssinnes keine Isolirung kennt, dem der Spruch des Römers Nihil humani a me alienum aus der Seele gesprochen ist. Wo finden wir diese freudige Anerkennung fremden Verdienstes? Diese uneigennützige, selbst Aufopferungen nicht scheuende, Theilnahme an allem, was das Wohl der Menschen nah und ferne angeht? Der Deutsche, der nicht durch die trübe Brille einer egoistischen Nationalität blickt, eignet sich vorzugsweise zum unbefangenen Darsteller und Beurtheiler fremder Erscheinungen, so wie der ihm inwohnende Forschungsgeist ihn zur allseitigsten, umfassendsten Thätigkeit antreibt. Es sind aber nicht blos die Gelehrten, welchen die Kunde ausländischer Civilisation unentbehrlich ist; das Bedürfniß berührt alle Verhältnisse des Lebens: der Staatsmann, der Jurist, der Arzt, der Theologe werden nicht minder mit Nutzen bey fremden Nationen Belehrung suchen, als der Kaufmann, der Fabrikant, der Handwerker und selbst der Ackerbauer sich nur dann reichen Gewinn in ihren Geschäften versprechen können, wenn ihnen die Bedürfnisse und Erfindungen fremder Völker als Basis ihrer Berechnungen und als Mittel der Verbesserung ihres Gewerbs dienen können.

Wir glauben sonach einem allgemeinen Bedürfniß entgegen zu kommen, wenn wir ein Tageblatt ankündigen, dessen Zweck ist, deutschen Lesern die möglichst umfassende Kunde des Auslandes zu erleichtern. Bey der Unermeßlichkeit des Stoffs wäre es jedoch Anmaßung, wenn wir dem Publikum mehr als Uebersichten des Merkwürdigsten versprechen wollten. Nur wo die Neuheit oder Wichtigkeit der Gegenstände, die schöne Auffassung poetischer Ideen, die scharfe Entwicklung philosophischer Wahrheiten eine allgemeinere Theilnahme für unsere Mittheilungen aus dem Gebiete des wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Lebens der Völker erwarten läßt, werden wir keine Mühe größerer Ausführlichkeit scheuen, und übrigens stets gleichweit von einer pedantischen Sammlung unnützer Details als von einseitigen aus künstlichen Systemen abgeleiteten Ansichten entfernt zu halten suchen. Die Sachen objektiv hinzustellen sey unsere Aufgabe: denn die Fakta reden mehr als oberflächliche Räsonnements. Davon ausgehend, daß nicht gerade, was unserer individuellen Meynung nicht zusagt, deswegen verwerflich sey, werden wir dem Urtheile unsrer Leser nicht vorgreifen, sondern sie in den Stand setzen, selbst prüfen und urtheilen zu können.

Ein flüchtiger Blick auf die jetzige Zeit und auf das, was uns zu leisten durch die liberale Ausrüstung der Verlagshandlung möglich gemacht wird, möge unser Unternehmen zur Genüge rechtfertigen.

In einem berühmt gewordenen Worte Cannings, das aber eine alte Wahrheit enthält, „die bürgerliche, religiöse und politische Freyheit der ganzen Welt," ist das ganze Räthsel uns'rer Zeit ausgesprochen. Die Einheit dieser Bestrebungen verbindet alle Völker. Der in die Ferne blickende Menschenfreund sieht vom emancipirten Griechenland aus die Segnungen der Kultur gegen das vordere Asien und gegen das nördliche Afrika vordringen, zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere gestalten sich in den uralten Steppenländern wandernder Barbaren unter dem milden Schutze russischer Oberherrschaft mit langsamem, aber sicherem Schritte bürgerliche Vereine, Handel und Gewerbe, und Mittelasien öffnet sich europäischer Kultur; an den Ufern des Indus, des Ganges und des Irawaddy, wo der Britte sein Reich gegründet, wandeln die Herolde des Evangeliums und einer vernünftigen Rechtspflege, die alten Sagen der Urzeit, die Geheimsprache vorchristlicher Weisheit treten aus ihrer tausendjährigen Verborgenheit hervor, und die Vermählung asiatischen Geistes mit europäischer Wissenschaft kündigt dort und hier neue selbstständige Formationen an. Ein schöner Anfang von noch weit größerem, was der Zukunft vorbehalten ist. Früher oder später müssen alle Schranken fallen, die jezt noch den großen Völkerverein unterbrechen. Im Westen des atlantischen Oceans, welches unermeßliche Panorama! Oben die vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die englisch-deutsche Civilisation sich eines regen Lebens freut und uns manche ver-

wandte Geistesblüthe darbietet; in der Mitte das französisch-afrikanische Hayti, das den Beweis liefert, daß die Neger kulturfähig sind, woran man nie hätte zweifeln sollen; westlich von da die fruchtbaren Gefilde Meriko's, durch deutsche Bergwerkskundige und durch die rheinisch-westindische Compagnie mit uns befreundet; weiter südlich das mit spanischem Blute getränkte Columbia, und alle seine reichen Landschaften, die sich nun von dem langen Kampfe um die Unabhängigkeit allmählig erholen, ein unermeßlicher Boden, wo ein neues Spanien sein europäisch-amerikanisches Leben beginnt; unten am Uraguay das Land und die Sprache der Guarani und die vereinigten Provinzen vom Rio de la Plata, die uns vielleicht in der Erhaltung jener autochthonischen Sprache eine eigenthümliche amerikanische Literatur vorbereiten. Wie interessant ferner der Antagonismus des monarchischen Brasiliens mit den jungen Nachbar-Republiken! In Europa selber ist des Merkwürdigen nicht wenig, was das Ausland darbietet. England, Frankreich, Italien, die pyrenäische Halbinsel, die Niederlande, Scandinavien und dann die in geistiger Hinsicht so wenig beachteten slavischen Länder mit den Resten alter Nationalpoesie, wo sich auch jezt zu neuer Bildung so manches still und unbemerkt entfaltet, was uns bisher fast so fremd geblieben ist, als was neuerdings über Afrika, Asien und Polynesien der Fleiß der Forscher, der Eifer der Reisenden, das weit umfassende Band des Welthandels, und die stets weiter und weiter sich verbreitende Politik Europa's in den Kreis uns'rer Kenntnisse und uns'res Interesses gezogen hat!

Nicht an die Schule, nicht an diesen oder jenen Stand, nicht an diese oder jene Parthey wird diese Zeitschrift sich richten, sondern an den in allen Ständen sich findenden edleren Theil des Volks, der die geistigen Berührungspunkte ahnt, welche Völker mit Völkern, Länder mit Ländern verbinden, und welche, offen oder geheim, die Bewegung von einem Ende der Welt zum andern leiten. Hiemit ist denn auch der Umfang, so wie der Geist der Bearbeitung, angedeutet.

Zu den nothwendigen Bedingungen des Unternehmens gehört eine möglichst ausgedehnte Benützung der neuen Literatur und besonders der vorzüglichsten schönwissenschaftlichen, sowohl als Gesittung, Verfassung, Kunst und Philosophie abhandelnden Schriften aus allen Theilen der Welt, welche durch die Verlagshandlung aufs vollständigste und schleunigste herbeygeschafft werden sollen. Nicht nur wird der Redaktion mittelst einer durch die Verlagshandlung in München gegründete Buchhandlung die freyeste Benützung der gesammten neusten Literatur dieser Länder gewährt, sondern auch eine umfassende Sammlung der besten europäischen und außer-europäischen Journale angewiesen, folglich Quellen und Hülfsmittel eröffnet, wie sie wohl in dieser Ausdehnung sonst keinem Blatte in Deutschland zu Gebote stehen. Das ebenfalls in München für Rechnung der Verlagshandlung errichtete lithographische und geographische Institut wird uns ferner in den Stand setzen, dem Blatte Charten, Plane, landschaftliche Umrisse und Porträts interessanter Personen beyzufügen, so weit dies das Interesse des Gegenstandes, die Neuheit oder Klarheit desselben erfordern. Die Redaktion wird unter Leitung und Mitwirkung eines Vereins sachkundiger Männer besorgt werden, was schon die Mannigfaltigkeit des Stoffs nothwendig macht. Dabey sind nicht nur in den verschiedenen Ländern Europa's, sondern auch in einzelnen Theilen Amerika's und Asien's Korrespondenzen angeknüpft, und die bereits bey den übrigen Blättern der Verlagshandlung bestehenden literarischen Verbindungen wesentlich erweitert. Endlich beginnt das Unternehmen in einer Stadt, die mehr und mehr ein glänzender Mittelpunkt des erfreulichsten geistigen Lebens wird, geschüzt und gepflegt von einem Könige, der in dem, was er der Kunst und Wissenschaft ist, sich selbst und sein Volk ehrt, wohlbewußt, daß nur der Kranz ewig grünt, welchen die Muse jenen seltenen hochgestellten Häuptern auf die Stirn drückt, die auch im Reiche der Geister sich als Könige beweisen.

Das „Ausland“ erscheint täglich und kann durch alle Postämter und Buchhandlungen bezogen werden; jene wenden sich an das löbl. Ober-Post-Amt München, welche die Hauptspedition so übernommen hat, daß man sie ohne Preiserhöhung auch in den entferntesten Gegenden Deutschlands auf dem schnellen Wege der Post erhalten kann, diese erhalten die Exempl. von 8 zu 8 Tagen durch die Verlagshandlung.

Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl.

München, den 6. Okt. 1827.

Literarisch-Artistische Anstalt.

So eben ist zu London erschienen, und bey den dortigen Buchhändlern, Boosey et Son 4 Old Broad-Street, zu haben:

Zeichnungen und Notizen von den Arbeiten an dem Gange unter der Themse, von Rotherhite nach Wapping, London — Preis 2 Schilling.

Kunstanzeige.

Brustbild von Friedr. v. Schiller.

Gemalt von A. Graff, gestochen von C. Scherff, (13 Zoll hoch, 9 Zoll breit.)

Von jeher hat das Graff'sche Gemälde für das treuste und ähnlichste gegolten, das von diesem unsterblichen Dichter vorhanden ist. Um aber gewiß zu seyn, daß die ganze Treue und Aehnlichkeit des Originals, auch in dem Kupferstiche erreicht worden sey, sandte ich dem Hrn. Appellationsgerichts-Assessor von Schiller zu Köln, einen Probeabdruck davon zu, und hatte die Freude, mich durch das untenfolgende Zeugniß von ihm beehrt zu sehen. — Es ist mir allerdings bekannt, daß schon vor 25 Jahren und darüber, gleichfalls ein Stich von jenem Originalgemälde erschien. Indessen werden alle Verehrer unseres gefeyerten Dichters, gewiß mit Interesse vernehmen, welches nunmehr das neueste, und das ähnlichste gestochene Brustbild desselben ist.

Auf eine nicht geringe Theilnahme rechnend, habe ich den Preis dieses schönen Stichs, so billig als möglich, auf 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr. gesezt.

Jede solide Buchhandlung nimmt darauf bis Ende Oktobers d. J., bis dahin die Abdrücke geliefert werden, Bestellung an.

Koblenz, den 25sten September 1827.

F. K. Röhling,
Buch- und Kunsthändler.

* * *

Mit wahrem Vergnügen füge ich vorstehender Anzeige hinzu, daß das mir mitgetheilte Probeblatt von dem Stiche

des Hrn. Scherff mich recht sehr erfreut hat, indem es eine treue Nachbildung des von A. Graff gemalten Porträts meines Vaters darstellt, welches in meiner Familie stets als ein sehr ähnliches, wohl das ähnlichste, Bild unseres Vaters in seiner kräftigen Lebensepoche betrachtet und geschätzt worden ist; und von welchem meine Familie selbst eine vortreffliche Kopie besitzt.

Köln, den 8ten September 1827.

Ernst von Schiller.

— Subscriptions-Anzeige einer in vierteljährlichen Lieferungen erscheinenden neuen Ausgabe des

Esper'schen Schmetterlingswerkes.

Gleich der, bereits bis zur VIII. Lieferung vorgeschrittenen, neuen Ausgabe des Schreber'schen, von Herrn Professor Goldfufs fortgesetzten, Säugthierwerkes soll nun auch dem hie und da schon längst ausgesprochenen Wunsche mehrerer Freunde der Entomologie nach einer neuen, in Quartal-Lieferungen getheilten Ausgabe des Esper'schen Werkes, zur erleichterten Anschaffung desselben, begegnet werden.

Dem gelehrten Entomologen ist hinlänglich bekannt, welche Vorzüge dieses Werk vor allen inländischen und ausländischen, und selbst dem trefflichen Hübner'schen Werke voraus hat. Vor lezterem nämlich den des viel wohlfeilern Preises, da es mit seinen die europäischen und ausländischen Gattungen der Schmetterlinge enthaltenden 100 Heften im Ladenpreis nur 360 fl. rheinl. — jenes hingegen mehr als noch einmal so viel kostet; vor den übrigen aber das entschiedene Verdienst, durchgängig nach Musterblättern gemalt werden zu können, die der verewigte Esper nach Originalien selbst musterhaft kopirte*).

Und auch das möchte nicht der kleinste Gewinn bey diesem so reich ausgestatteten Werke seyn, dass der Liebhaber jeden abgebildeten Schmetterling zugleich mit der Rückseite des Flügels erhält, was, nur wenige Fälle ausgenommen, bekanntlich bey keinem andern ausländischen und inländischen Werke so statt findet.

Der Esper'sche Text selbst gründet sich auf die liberalsten Unterstützungen verehrter Entomologen, und wurde, trotz mancher Mängel, selbst von einem Ochsenheimer in der öffentlichen Nachricht, wo Er sich als Fortsetzer desselben bekannt machte, für das Beste, was wir bis jezt in Einem Werke zusammen besäſsen, unumwunden aufgestellt.

Wie bey dem Schreber'schen Säugthierwerke haben die Interessenten des Esper'schen Schmetterlingswerkes auch noch die Beruhigung, — bey grossen Unternehmungen heut zu Tage wohl nicht gering anzuschlagen —, daſs sie nicht etwas kaufen, was unvollendet bleibt, da das so weit schon gediehene Werk, dessen Fortsetzung nun von einem unserer geschätztesten Entomologen, dem Herrn Oberbergrath von Charpentier zu Breslau*), übernommen wurde, ihnen darüber hinlängliche Sicherheit gewährt. Da die vielen Entdeckungen und Fortschritte in der Entomologie seit Erscheinung des Esper'schen Werkes höchst bedeutend sind, so wird der jetzige Herr Herausgeber in besondern Zusatzbogen alles dasjenige aufführen, was zu dem früheren Esper'schen Text nach jetzigem Stand der Wissenschaft nachzutragen erforderlich seyn möchte, da eine Umdruckung des frühern Textes ohne allzu groſse Kosten nicht ausführbar ist. Diese Zusatzbogen werden wir auch den Besitzern der früheren Ausgabe ablassen, wodurch dieselbe einen neuen Werth erhält. Der Text der noch zu gebenden neuen Hefte wird natürlich keine solchen Zusätze erhalten.

Abwechselnd mit den europäischen Gattungen der Schmetterlinge und mit denen des Auslandes sollen nun vom kommenden Januar 1828 an die Lieferungen quartaliter erscheinen. Jede Lieferung der ersten wird 24 auf holländischem Papier illuminirte Kupfertafeln mit Text, jede der leztern 18 Kupfertafeln mit Text enthalten, und sofort, ohne Unterbrechung; jedes Quartal eine neue Lieferung von gleicher Stärke folgen.

Der Subscriptionspreis für jede Lieferung ist 6 Rthlr. sächs. oder 10 fl. 48 kr. Reichsgeld, welches bey Abgabe der Lieferung bezahlt wird.

Mit der Abgabe der vierten Lieferung ist der Subscriptionstermin geschlossen. Der nachherige Ladenpreis wird auf 8 Rthlr. sächs. od. 14 fl. 24 kr. Rchsgld. erhöht werden.

Sowohl bey Unterzeichneter, als in jeder soliden Kunst- und Buchhandlung (für welche die Palm'sche Verlagsbuchhandlung dahier den Debit übernommen hat) kann darauf subscribirt werden.

Subscriptions-Sammler erhalten noch, bey directer Bestellung, und Einsendung des Betrags an Unterzeichnete, auf 5 Exemplare ein Frey-Exemplar, welche Vergütung jedoch von den Kunst- und Buchhandlungen nicht verlangt werden kann.

Erlangen, am 19. September 1827.

Expedition des Esper'schen Schmetterlings- und des Schreber'schen Säugthierwerkes.

*) Von der für das Ausland von Herrn von Clairville (dem Verf. der Helvetischen Entomologie) für unsern Verlag bearbeiteten französ. Uebersetzung des Esper'schen Werkes ist bereits die erste Lieferung in einer Prachtausgabe (Kupfer und Text in gr. folio, Preis 18 Livres) erschienen. Competente Richter mögen entscheiden, ob bey dieser Ausgabe deutsche Kunst und deutscher Fleiſs den Vergleich mit den so hoch gepriesenen ähnlichen Werken des Auslandes zu bestehen im Stande sind.

*) Von Ebendemselben werden mit der nächsten L. Ostermesse von den europäischen Schmetterlingen das 55ste Heft der Tagschmetterlinge und sofort mit jedem Jahr zwey neue Hefte des Werkes bearbeitet erscheinen.

Neue Musikalien,

welche bey C. F. Peters, Bureau de Musique in Leipzig erschienen und in allen Musikhandlungen zu haben sind:

Schneider, Fr., Elementarbuch der Harmonie. 2te vermehrte Auflage. 3 Rthlr. 16 gGr.

Keller, C., Six divertissements p. une flûte. Op. 16. No. 2. 1 Rthlr.

Lindner, Fr., 2 duos concert. pour 2 Violons. Op. 3. 1 Rthlr. 16 gGr.
Maurer, L., 6e Concert p. Violon av. Orch. 2 Rthlr. 16 gGr.
Meyer, C. H., Ouverture p. Musique milit. 1 Rthlr. 12 gGr.
— — Tänze für Orch. 24ste Sammlg. 1 Rthlr. 4 gGr.
Romberg, B., Concert Suisse p. Violoncelle. av. Orch. 7e Conc. Op. 44. 3 Rthlr.
— — Caprice sur des Airs Moldaves et Valaques p. Violoncelle, avec accomp. Op. 45. 1 Rthlr. 8 gGr.
Schmitt, A., Trio p. 2 Violons et Violoncelle. Op. 63. 1 Rthlr. 4 gGr.
Spohr, L., 11e Concert p. Violon avec Orch. Op. 70. 3 Rthlr. 16 gGr.
— — Ouverture de l'Opera „Berggeist," à gr. Orch. Op. 73. 2 Rthlr. 12 gGr.
— — Grand Quintetto p. 2 Violons, 2 Altos et Vclle. Op. 69. 2 Rthlr. 16 gGr.
— — Trois Quatuors pour 2 Violons, Alto et Vclle. Op. 74. 5 Rthlr. 12 gGr.
— — Quintetto p. flûte, 2 Vol., Viola et Vclle.; arr. d'après son premier Concert, p. Clarinette, par Belke. 1 Rthlr. 16 gGr.
Walch, J. H., Pièces d'Harmonie pour Musique milit. Livr. 9. 2 Rthlr. 20 gGr.
— — Tänze für Orch. 9te Sammlg. 1 Rthlr. 8 gGr.
Wassermann, H. J., 1e Quatuor brillant. p. 2 Vl., Alto et Basse. Op. 14. 1 Rthlr. 12 gGr.
Adam, F., Danses p. Pianof. 12 gGr.
Burgmüller, F., Rondo p. Pianof. ou Harpe. Op. 1. 12 gGr.
Cramer, J. B., Jntrod. et Pol. p. Pianof. av. fl. ad lib. 14 gGr.
Czerny, C., gr. Serenade conc. p. Pianof., Clar., Cor et Vclle. ou Violon, Alto et Vclle. Op. 126. 2 Rthlr.
— — Jmpromptu ou Variat. sur une thème de l'Opera „Oberon," p. Pfte. Op. 134. 16 gGr.
— — Allegro affectuoso p. Pianof. à 4 mains. Op. 137. 1 Rthlr.
Hering, M. C. G., Vierhändige Uebungsstücke oder Elementar-Cursus für das Pianoforte. 4s Heft. 20 gGr. 5s Heft 16 gGr.
Hummel, J. N., Grande Sonate p. Pianof. et Vclle. Op. 104. 1 Rthlr.
— — Trio Oeuv. 83. arr. pour Pianof. à 4 mains. 1 Rthlr. 16 gGr.
— — Rondo du Concert. Op. 110. arr. p. Pianof. à 4 mains. 1 Rthlr.
Kräger, C., Rondo p. Pianof. à 4 mains. Op. 4. 1 Rthlr.
— — Rondo p. Pianof. Op. 5. 12 gGr.
— — Scherzo p. Pianof. Op. 3. 12 gGr.
Meyer, A. C. G., Six Polon. p. Pianof. Livr. 3. 8 gGr.
— — C. H., Neue Tänze für Pianof. 24ste Sammlg. 12 gGr.
Onslow, G., Duo p. Pianof. et Violon. Op. 31. 2 Rthlr.
Ries, F., Rondo du Concert. Op. 42. arr. p. Pianof. à 4 mains. 1 Rthlr. 12 gGr.
— — 4me Polon. p. Pianof. à 4 mains. Op. 140. 1 Rthlr.
— — Variations p. Pianof. Op. 145. No. 1. 2. à 12 gGr.
Romberg, A., Ouverture Oeuv. 54. arr. p. Pianof. à 4 mains. 12 gGr.
— — B., Andante et Pol. Op. 31. arr. p. Pianof. à 4 mains. 1 Rthlr. 4 gGr.
Schneider, Fr., Sonate p. Pianof. et Flûte. Op. 61. 1 Rthlr. 4 gGr.
Spohr, L., Potpourri de l'Opèra Jessonda. Op. 66. arr. p. Vl. et Pianof. 20 gGr.
— — Double Quatuor arr. pour Pianof. à 4 mains. 1 Rthlr. 16 gGr.
Walch, J. H., Marches et Danses, arr. p. Pianof. Livr. 2. 3. à 16 gGr.
— — Neue Tänze für Pianof. 9te Sammlg. 16 gGr.
Spohr, L., Concert-Arie für Sopran, ital. u. deutsch. mit Orchester. Op. 71. 1 Rthlr. 20 gGr.
— — Dieselbe im Kl. A. 12 gGr.
— — 6 deutsche Lieder mit Pianof. 4te Sammlung Op. 72. 1 Rthlr.
— — Dieselben mit Guitarre. 16 gGr.

Neue Musikalien,

welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Beck, C. F., 12 leichte Lieder für Anfänger im Singen und Clavier. 1 fl.
— — 18 pet. pièces très facl. p. Pfte. Cah. 2. 1 fl.
Berbiguier, 3 grand Duos concert. p. 2 Flûtes. Op. 85. 3 fl. 36 kr.
— — Quatuor p. Flûte, Violon, Alto et Basse. Op. 86. 2 fl. 24 kr.
Berg, Conr., Sonate p. Pfte. Op. 30. 1 fl. 12 kr.
Carcassi, 3 Sonatines p. Guit. ou Lyre. Op. 1. 48 kr.
— — 3 Rondo p. Guit. Op. 2. 48 kr.
— — 12 pet. pièces p. Guit. Op. 3. 48 kr.
— — Jntrod. avec 8 vart. et finale sur le duo de la „Capriciosa coretto" p. Guit. Op. 6. 36 kr.
— — 12 Valses p. Guit. Op. 23. 40 kr.
— — 8 Divert. p. Guit. Op. 25. 48 kr.
— — 6 Caprices p. Guit. Op. 26. 1 fl.
Drouet, Methode p. la Flûte. 4te Partie. Exercices de tous genres. 3 fl.
Ganz, 3 Polons. p. Violoncelle et Pfte. Op. 8. 48 kr.
Hahn, C. F., 12 Orgelstücke. Op. 1. 1 fl. 12 kr.
Kreuzer, 6 Gedichte von Hessemer für 4 Männerstimmen oder Sopran, Alt, Tenor und Bass, compl. 1s Heft. 1 fl. 36 kr.
Dessen 6 Gedichte desselben. 2s Heft. 1 fl. 36 kr.
Kuffner, Potpourri über ein Alpenlied für Clarinette, mit Begleitung von Orchester. Op. 190. 3 fl.
Dasselbe mit Pianoforte begleitet. 1 fl. 30 kr.
Kuffner, 9tes Potpourri über Themas aus Rossinis Barbier. für Pfte. und Violine. Op. 194. 1 fl. 48 kr.
Desgleichen 10tes Potpourri aus Conradino, Moses und Barbier. Op. 195. 1 fl. 48 kr.
Dessen Potpourri a Barbier von Sevilla für Pfte. oblig. Violclle. u. Violine, oder für Pfte., Bassethorn und Guit. oder Pfte., Alt und Guit. Op. 198. 2 fl. 24 kr.
Mangold, Potpourri f. Viol. u. Violclle. Op. 9. 1 fl. 12 kr.
Noeding, Sonate für Pfte, Violine u. Violclle. 2 fl.
Rink, Motette: „Befiehl dem Herrn deine Wege" für Sopran, Alt, Tenor u. Bass, mit Pfte. oder Orgelbegleitung. Op. 85. 2 fl.
Walzer p. Pfte. Les plaisirs de la jeunesse. No. 311. 8 kr.
Weber, Gottfried, Mehrstimmige Gesänge für grosse Singvereine und kleine Zirkel. 3s Heft, enth. 3 Gesänge für Sopran, Alt, Tenor u. Bass. Ausgesezte Singstimme nebst Direct. Stimme. 2 fl.

Jn Stuttgart sind diese Musicalien zu finden in der G. A. Zumsteeg'schen Musikalienhandlung.

Nro. 32.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Das Ausland,

ein Tageblatt für Kunde des geistigen, politischen und sittlichen Lebens der Völker außerhalb Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Mit jedem Jahre wird die Verbindung der Völker inniger und erweitert sich über neue Grenzen bis zu den entferntesten Punkten der Erde. Der Handel, der diese Bande knüpft, dient nicht blos den materiellen Interessen, er befördert zugleich die Entwicklung geistiger Kräfte, indem er uns über den beschränkten Raum unsers kleinen Daseyns hinaus in das unermeßliche Völkerleben blicken läßt und eine bunte Reihe fremder, überraschender Erscheinungen aus der physischen, wie aus der sittlichen Welt an uns vorüberführt. Innerhalb seiner vier Wände kann der Mensch seine Erziehung nicht vollenden; Menschen im edelsten Sinne des Wortes werden wir erst durch die Anschauung des Ganzen der Menschheit, ohne welche die Einzelnen Kinder, Völker Barbaren bleiben. Staaten, die sich den Einflüssen fremder Bildung verschließen, sind wie Wohnungen, in welche keine frische Luft eingelassen wird. Mit der Selbstgenügsamkeit beginnt die Einseitigkeit und mit dieser die Barbarey. Ein Volk, das den Blick über die engen Grenzen der Heimath erhebt, ist eben dadurch schon der Barbarey entwachsen; keiner der Schätze, die der menschliche Geist sich irgendwo errungen, wird ihm fremde seyn. Diese Aneignung ist keine Usurpation; wir geben und empfangen, und je reicher der Verkehr ist, in den wir treten, desto begründeter ist unsre Stellung auf der Höhe des Jahrhunderts. Darum ist es ein Bedürfniß civilisirter Völker mit dem geistigen, sittlichen und politischen Leben des Auslandes in fortwährender Bekanntschaft erhalten zu werden. Unter allen Völkern der Erde ist das deutsche Volk dasjenige, das vermöge seines allgemeinen Humanitätssinnes keine Isolirung kennt, dem der Spruch des Römers Nihil humani a me alienum aus der Seele gesprochen ist. Wo finden wir diese freudige Anerkennung fremden Verdienstes? diese uneigennützige, selbst Aufopferungen nicht scheuende, Theilnahme an allem, was das Wohl der Menschen nah und ferne angeht? Der Deutsche, der nicht durch die trübe Brille einer egoistischen Nationalität blickt, eignet sich vorzugsweise zum unbefangenen Darsteller und Beurtheiler fremder Erscheinungen, so wie der ihm inwohnende Forschungsgeist ihn zur allseitigsten, umfassendsten Thätigkeit antreibt. Es sind aber nicht blos die Gelehrten, welchen die Kunde ausländischer Civilisation unentbehrlich ist; das Bedürfniß berührt alle Verhältnisse des Lebens: der Staatsmann, der Jurist, der Arzt, der Theologe werden nicht minder mit Nutzen bey fremden Nationen Belehrung suchen, als der Kaufmann, der Fabrikant, der Handwerker und selbst der Ackerbauer sich nur dann reichen Gewinn in ihren Geschäften versprechen können, wenn ihnen die Bedürfnisse und Erfindungen fremder Völker als Basis ihrer Berechnungen und als Mittel der Verbesserung ihres Gewerbs dienen können.

Wir glauben sonach einem allgemeinen Bedürfniß entgegen zu kommen, wenn wir ein Tageblatt ankündigen, dessen Zweck ist, deutschen Lesern die möglichst umfassende Kunde des Auslandes zu erleichtern.

Ein flüchtiger Blick auf die jetzige Zeit und auf das, was uns zu leisten durch die liberale Ausrüstung der Verlagshandlung möglich gemacht wird, möge unser Unternehmen rechtfertigen.

Erhebung des Geistes und dadurch stets allgemeinere Anerkennung seiner Würde und seines Rechts ist zugleich Aufgabe und Tendenz des Jahrhunderts. Der in die Ferne gerichtete Blick sieht vom emancipirten Griechenland aus die Segnungen der Kultur gegen das vordere Asien und gegen das nördliche Afrika vordringen; zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere gestalten sich in den uralten Steppenländern wandernder Barbaren unter dem milden Schutze russischer Oberherrschaft mit langsamem, aber sicherem Schritte bürgerliche Vereine, Handel und Gewerbe, und Mittelasien öffnet sich europäischer Kultur; an den Ufern des Indus, des Ganges und des Irawaddy, wo der Britte sein Reich gegründet, wandeln die Herolde des Evangeliums und einer vernünftigen Rechtspflege; die alten Sagen der Urzeit, die Geheimsprache vorchristlicher Weisheit, treten aus ihrer tausendjährigen Verborgenheit hervor, und die Vermählung asiatischen Geistes mit europäischer Wissenschaft kündigt dort und hier neue selbstständige Formationen an. Ein schöner Anfang von noch weit größerem, was der Zukunft vorbehalten ist. Früher oder später müssen alle Schranken fallen, die jezt noch den großen Völkerverein unterbrechen. Im Westen des atlantischen Oceans, welches unermeßliche Panorama! Oben die vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die englisch-deutsche Civilisation sich eines regen Lebens freut und uns manche verwandte Geistesblüthe darbietet; in der Mitte das französisch-afrikanische Hayti, das den Beweis liefert, daß die Neger kulturfähig sind, woran man nie hätte zweifeln sollen; westlich von da die fruchtbaren Gefilde Meriko's, durch deutsche Bergwerkskundige und durch die rheinisch-westindische Compagnie mit uns befreundet; weiter südlich das mit spanischem Blute getränkte Columbia, und alle seine reichen Landschaften, die sich nun von dem langen Kampfe um die Unabhängigkeit allmälig erholen, ein unermeßlicher Boden, wo ein neues Spanien sein europäisch-amerikanisches Leben beginnt; unten am Uraguay das Land und die Sprache der Guarani und die vereinigten Provinzen vom Rio de la Plata, die uns vielleicht in der Erhaltung jener autochthonischen Sprache eine eigenthümliche amerikanische Literatur vorbereiten. Wie interessant ferner der Antagonismus des monarchischen Brasiliens mit den jungen Nachbar-Republiken! In Europa selber ist des Merkwürdigen nicht wenig, was das Ausland darbietet. England, Frankreich, Italien, die pyrenäische Halbinsel, die Niederlande, Scandinavien und dann die in geistiger Hinsicht so wenig beachteten slavischen Länder mit den Resten alter Nationalpoesie,

wo sich auch jezt zu neuer Bildung so manches still und unbemerkt entfaltet, was uns bisher fast so fremd geblieben ist, als was neuerdings über Afrika, Asien und Polynesien der Fleiß der Forscher, der Eifer der Reisenden, das weit umfassende Band des Welthandels, und die stets weiter und weiter sich verbreitende Politik Europa's in den Kreis uns'rer Kenntnisse und uns'res Interesses gezogen hat!

Geht der Blick, statt sich im Einzelnen zu verlieren, den geistigen Resultaten nach, welche sich aus der unendlichen Mannigfaltigkeit dieses weitverbreiteten, vielgestaltigen Lebens darbieten, so ordnet sich die Unermeßlichkeit des Stoffs unter klare überschauende Gesichtspunkte, so daß die Größe des Feldes, statt zurückzuschrecken, vielmehr aufmuntert, sich seiner geistig zu bemächtigen. Uebrigens davon ausgehend, daß nicht gerade, was unserer individuellen Meynung nicht zusagt, deshalb verwerflich sey, werden wir dem Urtheile unserer Leser nicht vorgreifen, sondern sie in den Stand setzen, selbst prüfen und beurtheilen zu können. Die Sachen objektiv hinzustellen, sey unsre Aufgabe, denn die Fakta reden mehr als oberflächliche Räsonnements. Hiermit ist der Umfang, so wie der Geist der Bearbeitung angedeutet.

Nicht an die Schule, nicht an diesen oder jenen Stand, nicht an diese oder jene Parthey wird diese Zeitschrift sich richten, sondern an den in allen Ständen und Partheyen sich findenden edleren Theil des Volks, der die geistigen Berührungspunkte ahnt, welche Völker mit Völkern, Länder mit Ländern verbinden, und welche, offen oder geheim, die Bewegung von einem Ende der Welt zum andern leiten.

Zu den nothwendigen Bedingungen des Unternehmens gehört eine möglichst ausgedehnte Benützung der neuen Literatur und besonders der vorzüglichsten schönwissenschaftlichen sowohl, als Gesittung, Verfassung, Kunst und Philosophie abhandelnden Schriften aus allen Theilen der Welt, welche durch die Verlagshandlung aufs vollständigste und schleunigste herbeygeschafft werden sollen. Nicht nur wird der Redaction mittelst einer durch die Verlagshandlung in München gegründeten Anstalt die freyeste Benützung der gesammten neusten Literatur dieser Länder gewährt, sondern auch eine umfassende Sammlung der besten europäischen und außer-europäischen Journale angewiesen, folglich Quellen und Hülfsmittel eröffnet, wie sie wohl in dieser Ausdehnung sonst keinem Blatte in Deutschland zu Gebote stehen. Das ebenfalls in München für Rechnung der Verlagshandlung errichtete lithographische und geographische Institut wird uns ferner in den Stand setzen, dem Blatte Charten, Plane, landschaftliche Umrisse und Porträts interessanter Personen beyzufügen, so weit dies das Interesse des Gegenstandes, die Neuheit oder nothwendige klare Anschauung desselben erfordert. Die Redaction wird unter Leitung und Mitwirkung eines Vereins sachkundiger Männer besorgt werden, was schon die Mannigfaltigkeit des Stoffs nothwendig macht. Dabey sind nicht nur in den verschiedenen Ländern Europa's, sondern auch in einzelnen Theilen Amerika's und Asien's Korrespondenzen angeknüpft, und die bereits bey den übrigen Blättern der Verlagshandlung bestehenden literarischen Verbindungen wesentlich erweitert. Endlich beginnt das Unternehmen in einer Stadt, die mehr und mehr ein glänzender Mittelpunkt des erfreulichsten geistigen Lebens wird, geschützt und gepflegt von einem Könige, der in dem, was er der Kunst und Wissenschaft ist, sich selbst und sein Volk ehrt, wohlbewußt, daß nur der Kranz ewig grünt, welchen die Muse mit unbestechbarem Blick jenen seltenen hochgestellten Häuptern auf die Stirn drückt, die auch im Reiche der Geister sich als Könige bewähren.

Das „Ausland" erscheint täglich und kann durch alle Postämter und Buchhandlungen bezogen werden; jene wenden sich an das löbl. Ober-Post-Amt München, welche die Hauptspedition so übernommen hat, daß man die Exempl. dieses Tagblatts ohne Preiserhöhung auch in den entferntesten Gegenden Deutschlands auf dem schnellen Wege der Post erhalten kann, diese erhalten die Exempl. von 8 zu 8 Tagen durch die Verlagshandlung.

Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl.

München, den 6. Okt. 1827.

Literarisch-Artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neue allgemeine politische Annalen. Vierundzwanzigster Band. Viertes Heft.

Inhalt.

I. Ueber die Konstitution von Portugal. (Beschluß.) — II. Ueber die vornehmsten Operationen des Feldzugs 1813. Von General Pelet. (Fortsetzung.) — III. Literatur. Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Von Friedrich von Raumer. Leipzig 1826. — IV. Miscellen. Spinoza über Censur.

Plangemäße Beyträge können an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlagsartikel politischen Inhalts in dem Journal wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, sobald als möglich, an die Verlagshandlung für den Herausgeber der Neuen allgemeinen politischen Annalen zu senden.

Der Preis dieser Annalen ist für 12 Hefte oder 3 Bände von 70 bis 80 Bogen 9 fl.

Elegante, wohlfeile Taschenausgabe.

Bey G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ossian's Gedichte.
Neu übersezt
von
L. G. Förster.

Drey Bändchen. 12. Geheftet. Preis à Bändchen 9 Gr. — Schreibpapier à 12 Gr. — Velinpapier à 16 Gr.

Welchem Gebildeten ist nicht der Name Ossian bekannt, — Ossian, der nordische, kaledonische Homer, unsterblich durch seine hohen, erhabenen Gesänge! — Wen ergreifen sie nicht mächtig, diese hehren Gemälde menschlicher Seelengröße und kriegerischen Heldenmuths; diese pittoresken Schilderungen einer rauhen, aber grotesken Natur und ihrer Meteore! Wen ziehen sie nicht innig an, diese Darstellungen fester Charaktere, welche, um den Gesezen einer hohen, schwärmerischen Liebe, oder den Vorschriften eines, alles Andere überwiegenden Ehrgefühls treu zu bleiben, der größten Entsagungen und Aufopferungen fähig waren!

Wir glauben daher, auf den Beyfall und die zahlreiche Theilnahme der gebildeten Welt, und insbesondere der Freunde der schönen Literatur rechnen zu dürfen, wenn

wir hiermit eine neue, höchst gelungene metrische Uebersetzung von Ossian's Dichtungen, sauber und korrekt gedruckt, in anständigem Taschenformat liefern.

Lexicon novum manuale, graeco-latinum et latino-graecum. Primum a B. Hederico institutum, post S. Patricii, J. A. Ernesti, C. C. Wendleri, Th. Morrelli, Petri H. Larcheri, F. J. Bastii, C. F. Blomfieldii curas, denuo castigavit, emendavit et auxit G. Pinzger, recognoscente T. Passovio. Edit. quinta. II. Vol. 8maj. (137½ Bog.) Lips. apud Joh. Fr. Gleditsch.

Weiß Druckpr. 8 Thlr. 6 Gr.
Schreibpapier 9 Thlr. 8 Gr.

Dieses hiermit zum 5ten Male umgearbeitete und in allen Theilen verbesserte Lexikon, welches seit langer Zeit zu den vorzüglichsten Hülfsbüchern für die Bildung der Philologen dient, im Auslande nach den ältern Ausgaben fünf bis sechs Mal nachgedruckt wurde, hat durch die Namen der jezigen Bearbeiter, den des Herrn G. Pinzger und des Herrn Fr. Passow, das Zeugniß aufgedrückt bekommen, daß alles Mögliche angewendet wurde, um es zu vervollkommnen.

Gelehrte, welche sich darüber noch mehr unterrichten möchten, können vom Verleger und durch alle Buchhandlungen die erste Ankündigung und Probe erhalten, welche auf 16 Seiten in gr. 8. erschienen ist. In Partien von wenigstens 12 Exemplaren, und wenn sich Gymnasien und Schulanstalten an den Verleger oder die zunächst gelegene Buchhandlung wenden, wird der Subscr.-Preis von 6⅔ Thlr. noch gewährt, obgleich das Buch nun 17 Bogen stärker im Druck ausgefallen ist, als anzunehmen war, und als dem bestimmten Preise nach gegeben werden sollte. Einzeln gilt jedoch nur oben bemerkter Preis von 8 Thlr. 6 Gr. weiß Druckpapier; 9 Thlr. 8 Gr. franz. Papier.

Neue schöngeistige Schriften,

bey der Arnoldischen Buchhandlung erschienen und durch alle namhafte Buchhandlungen für die beygesetzten Preise zu bekommen:

A. Bronikowski, der gallische Kerker. 2 Thle. 2 Thlr. 16 Gr.
— — Das Schloß am Eberfluß. 1 Thlr. 6 Gr.
— — Der Mäusethurm. 1 Thlr. 3 Gr.
— — Moina. 1 Thlr. 3 Gr.

Auch unter dem Titel: Schriften von A. Bronikowski. 5r, 6r, 7r, 8r und 9r Band. Der 1ste bis 4te Band enthält: Hippolyt Boratynski. 4 Thle. 6 Thlr. 12 Gr. Alle 9 Bände 12 Thlr. 16 Gr.

J. Carne, Reise über Cypern nach Rhodus und Morea. A. d. Engl. von W. A. Lindau. Auch unter dem allgemeinen Titel: J. Carne. Leben und Sitte im Morgenlande, geschildert auf einer Reise von Konstantinopel durch das griechische Inselmeer, Aegypten, Syrien und Palästina, nebst einem Anhange über Griechenland. 4r Thl. 20 Gr.

Die 3 ersten Bände kosten 2 Thlr. 12 Gr.

H. Clauren, Liebchen. 2 Thle. 8. Velinp. 2 Thlr.
— — Das Vater-Erbe. 8. Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel: H. Clauren, Scherz und Ernst. 4te Sammlung. 6r, 7r u. 8r. Theil.

Alle 4 Sammlungen, jede zu 10 Bänden à 10 Thlr., wegen des Nachdrucks zu dem herabgesezten Preise von 7 Thlr., oder im Ganzen statt 40 Thlr. auf 28 Thlr.

Paul Jones. Ein Roman von Albin Cuningham. A. d. Engl. übers. von W. A. Lindau. 1ster und 2ter Thl. 2 Thlr. 18 Gr.

Fr. Laun, Johanna, Gräfin Montfort. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 15 Gr. Auch unter dem Titel: Fr. Laun, historisch-romantische Gemälde, 3ter und 4ter Band. 1 Thlr. 15 Gr. Der 1ste u. 2te Band kosten 1 Thlr. 16 Gr.

G. Schilling, Stern und Unstern. 3 Theile. 8. Velinp. 3 Thlr. 18 Gr.

— — Die alten Bekannten. 1 Thlr. Auch unter dem Titel: G. Schillings sämmtliche Schriften, 2te Sammlung. 41ster bis 44ster Bd.

A. v. Tromlitz, Anna Groslot. 8. Velinp. 21 Gr.

— — Jacques Poltrot. 8. Velinp. 21 Gr. Auch unter dem allgemeinen Titel: A. v. Tromlitz historisch-romantische Erzählungen. 3r u. 4r Bd. Der 1ste u. 2te Band kosten 1 Thlr. 21 Gr.

C. F. v. d. Velde nachgelassene Schriften, in 3 Theilen, für die Besitzer der frühern Ausgabe. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Die reichhaltige und berühmte

Münzsammlung

des in Helmstädt verstorbenen Professors G. Ch. Beireis soll im Wege der Submission, im Ganzen, oder in Abtheilungen, oder im Einzelnen, an den Meistbietenden verkauft werden. Das Verzeichniß der Sammlung ist in allen Buchhandlungen zu bekommen. Die Gebote werden in portofreyen Briefen unter der Adresse: J. Leitzmann, Prediger in Rietchen bey Weißensee in Thüringen, erbeten. Am 2. April 1828 wird der Zuschlag erfolgen.

Keyser'sche Buchhandlung in Erfurt.

In der Anton Weber'schen Buchhandlung in München auf dem Rindermarkt Nr. 647. ist so eben erschienen, und an alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt worden:

Die Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt,

eine von der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen im Jahre 1824 mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift des k. bayer. Lyceal-Professors J. Ph. Fallmerayer zu Landshut. gr. 4. 47½ Bogen stark. München 1827.

I. Pracht-Ausgabe auf Schweizer-Velinpr. Preis 12 fl.
II. — — — Druck-Velin Papier. Pr. 10 fl.

Wir halten es für unnöthig, diese mit so glänzendem Erfolge ausgearbeitete Schrift durch Aufzählung ihrer Vorzüge dem gelehrten Publikum anzupreisen. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß hier von keiner historischen Kompilation der Umarbeitung irgend eines von Vorgängern schon behandelten Stoffes die Rede ist. Gegenstand, Quellen, Behandlungsweise, Alles ist hier neu und originell. Mit Recht kann man sagen, die Wissenschaft sey durch dieses Werk um einen Schritt weiter gebracht und eine Lücke in der Universal-Geschichte ausgefüllet worden. Eine neue Dynastie, ein neues Reich,

eine bisher so zu sagen unbekannte Gegend der alten Welt wird mit der Fackel der Kritik beleuchtet und in den Kreis der historischen Kenntnisse hineingezogen. Wie der Hr. Verfasser in seiner Vorrede selbst bemerkt, hat er durchgehends aus noch ungedruckten, und zum Theile in Paris und Venedig neu aufgefundenen Byzantinischen und Trapezuntischen Handschriften geschöpfet. Viele Beweisstellen im Original-Texte aus Persischen, Türkischen und andern morgenländischen Manuscripten ausgezogen, beweisen mehr als zur Genüge, daß der Herr Verfasser vor vielen anderen berufen war, die Geschichten eines Griechenstaates zu schreiben, welcher am Rande zweyer Welttheile gelegen, Jahrhunderte lang der vornehmste Vereinigungspunkt und Marktplatz asiatischen Reichthumes und europäischer Betriebsamkeit war.

Schließlich können wir nicht umhin, dieses Werk auch hinsichtlich seiner typographischen Eleganz, Korrektheit, Schärfe und Reinheit des Druckes, dann vorzüglichen Güte des Papiers aufs Beste anzuempfehlen.

Neue Schriften,
zum Unterricht für die Jugend und für Erwachsene,

in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

C. A. Böttiger, Ideen zur Kunstmythologie. Erster Cursus. Stammbaum der Religionen des Alterthums. Einleitung zur vor-homerischen Mythologie der Griechen. Aus den für seine Zuhörer bestimmten Blättern herausgegeben. Mit 5 Kupfern. gr. 8. 3 Thlr.

Ficinus und Carus, Uebersicht des gesammten Thierreichs, auf 2 Tafeln in Landcharten-Form. 12 Gr.

G. A. Fischer, Lehrbuch zum ersten Unterricht in der Zahlenrechnung. Für Geschäftmänner und Jünglinge, die im Militär- und Civilsache sich dazu bilden wollen. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1 Thlr.

Derselbe, rechnende Geometrie oder praktische Anleitung zur Auflösung allgemeiner Formeln, die sich auf Raumgröße beziehen. Zum Gebrauch für angehende Künstler, Baugewerken, Oekonomen, Forstmänner ꝛc. und als Handbuch zum mathematischen Unterricht in Bürger- und Industrieschulen. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

J. B. Fromm, vollständige spanische Sprachlehre, nebst einer Abhandlung über die Prosodie, und einem Verzeichnisse sinnverwandter Wörter; nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

C. v. Gersdorf (Generall.), Vorlesungen über militärische Gegenstände, als erste Anleitung zum Studium des Kriegwesens im Geiste der Zeit überhaupt und der Kriegsgeschichte insbesondere. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

K. H. W. Münnich, Prof. reine und angewandt neugriechische Sprachlehre, zum Selbstunterricht für Studirende; nebst einer Uebersicht der Literatur und erläuterten prosaischen und poetischen Bruchstücken aus Uebersetzungen und Originalen. gr. 8. 21 Gr.

A. Nitsch, praktische Anweisung zum deutschen Geschäfts- und Curialstyle überhaupt und in Anwendung auf das Forstgeschäftsleben insbesondere. Für Alle, die einer solchen Anweisung bedürfen. Mit lithographirten Mustern. gr 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ch. T. Otto, Director, kurzgefaßte Religionslehre für protestantische Schulen. 8. 9 Gr.

D. G. Robbi, die Veranlassungen zur Selbstschwächung bey der männlichen und weiblichen Jugend, und ihre traurigen Folgen: nebst einer Anweisung, dieses große Uebel zu erkennen und die daraus entstehenden schweren Krankheiten gründlich zu heilen. Allen sorgsamen Vätern und Müttern, Lehrern und Erziehern, Jünglingen und Jungfrauen an das Herz gelegt und gewidmet. gr. 8. br. 16 Gr.

W. Richter, die Grundlehren der Geometrie und Arithmetik, für Schulen und zum Selbstunterricht, mit 65 geometrischen Figuren. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

G. Schlemmer, der Comptoir-Rechner, oder Lehrbuch der kaufmännischen Arithmetik, nebst einer wissenschaftlichen, durch Beyspiele begründeten Abhandlung über die Benutzung der Decimalrechnung, zur Abkürzung der Wechselrechnungen; ein Beytrag zur Vervollkommnung der Comptoirwissenschaft. gr. 8. 2 Thlr.

J. Sillig, Catalogus artificum sive architecti statuarii, sculptores, pictores etc Graecorum et Romanorum, literarum ordine dispositi. Accedunt 3 tab. chronolog. 8maj. 3 Thlr.

Erzählungen aus dem Jugendleben, nach Maria Edgeworth übersetzt von R. und L. Engel und herausgegeben von C. Hold. 1 Thlr.

The juvenile Library, consisting of a variety of miscellanous progressive pieces for the instruction and amusement of young persons; extracted from the works of D. Aikin, Mrs. Baubauld, Maria Edgeworth, and Mrs. Holland. Selected and arranged by Carry. Vol. 1 et 2. 1 Thlr. 8 Gr.

A Collection of pieces in prose and poetry. Designed to facilitate the study of the english language. Selected, arranged and compiled from the best Authors by J. P. Carry. In two parts. 16. br. 1 Thlr.

Paul and Virginia, translated from the french of B. Saint-Pierre; by H. Maria William. 16. br. 12 Gr.

J. F. M. Richter, Reisen im Mittelmeere und in den angränzender Gewässern, 3ter Theil. Auch unter dem Titel: Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805 — 17. Für die reifere Jugend zur Belehrung, und zur Unterhaltung für Jedermann. 7tes Bändchen. 8. Velinpap. 1 Thlr. Acht Bände 8 Thlr 4 Gr., wegen Nachdruck aber bis Ende dieses Jahres für 6 Thlr.

Bey J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1828.

Mit 9 Kupfern und 2 Vignetten. 1 Rthlr. 16 Gr. od. 3 fl. Mit Beyträgen von Adrian, Johanna Schopenhauer, C. Spindler und A. von Tromlitz, nebst der Genealogie der regierenden Häuser in Europa.

Ich ersuche sämmtliche Herrn Buchhändler, welche Pränumeration auf Kotzebue dramatische Werke angenommen haben, mir bis Ende dieses Monats die Anzahl Ihrer Pränumeranten anzuzeigen, damit ich die Auflage bestimmen kann. Der Druck wird mit Anfang November angefangen.

Leipzig, den 1. Oktober 1827.

Paul Gotthelf Kummer.

Nro. 33.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Ueber den Fortgang und die Beendigung der allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, herausgegeben von J. S. Ersch, J. G. Gruber, G. Hassel, W. Müller und G. P. Rauschnick. Leipzig, bey Joh. Friedr. Gleditsch.

Bey dem Beginnen dieses wichtigen und umfassenden literarischen Unternehmens, von dem der erste Theil nur nach mehr als dreyjährigen Vorarbeiten im Oktober 1818 erscheinen konnte, schenkte man denselben ungetheilten Beyfall, und die Herrn Herausgeber, so wie der Verleger, fanden darin Aufmunterung und Ersatz für oft unübersteigliche Schwierigkeiten. Gegenwärtig, nachdem es sich gezeigt hat, daß der Umfang des Ganzen die frühere Berechnung der Zahl der Druckbogen und der Theile oder Bände wenigstens um noch einmal übersteigen wird, vermehrt sich demungeachtet die Anerkennung des Werthes dieser Encyclopädie im In- und Auslande immer mehr, ungeachtet früher eine beträchtliche Anzahl von Subscribenten zurücktrat, oder nicht zu beurtheilen vermochte, was solch eine Unternehmung in diesem Zeitalter allgemeiner Fortschreitung und einer früher nicht vorhanden gewesenen Emulation zu bedeuten haben möchte.

Glücklicher Weise kann sich unser Vaterland eines Stammes rühmen, welcher eine dergleichen Unternehmung zu schätzen weiß; durch diesen Stamm der wahrhaft Gebildeten, welcher beynahe mehr in den mittlern, als den höhern Klassen lebt und wirkt, ist die Dauer und Fortsetzung der allgem. Encyclopädie gesichert und festgestellt, obgleich solche mit Schwierigkeiten verknüpft war, und es oft noch ist, die nur von den Mitwirkenden beurtheilt werden können.

Wäre die Zahl der Theile, wie solche beabsichtigt wurde, nicht überschritten worden, so wäre die allgemeine Encyclopädie zu einer trockenen Nomenclatur herabgesunken, wie wir mehrere neuere encyclopädische Werke haben, die nur selten die Auskunft geben, die verlangt wird, indem eine große Zahl kurzer Artikel viel versprechen und nur wenig gewähren. Der bey weitem größere Theil der Herren und Frauen Subscribenten hat dieses mit Einsicht gewürdiget, und des Verlegers einziges Bestreben muß nun dahin gehen, dieses Werk möglichst schnell zum Schlusse zu bringen, während die Bearbeitungsart der Artikel, so wie der Geist des Werkes selbst, der zeitherige unverändert bleibt. Die erste Frucht dieses Bestrebens ist die Erscheinung des

Ersten Theiles der zweiten Section, H bis N. herausg. von G. Hassel und W. Müller.

Dieser erste Theil umfaßt die Artikel H bis Hamburgh, und gewährt die Aussicht, daß, durch Eintheilung des Ganzen in drey Sectionen, deren jede ihre eigene Redaction hat, während sämmtliche Herren Redactoren nach einem Plane arbeiten, der Beschluß und die Beendigung in einer mäßigen Reihe von Jahren zu erwarten ist.

Zur besondern Genugthuung gereicht es daher dem Verleger, hiermit zugleich die Nachricht verbinden zu können, daß auch die

Dritte Section, O bis Z.
herausgegeben von G. P. Rauschnick,

dem geschätzten Verfasser mehrer historischen, mit Geist und Geschmack verfaßten Werke, mit 1828 ins Leben getreten seyn wird.

Es ist demnach die jährliche Erscheinung von fünf, vielleicht sechs Theilen, anzunehmen, und schließen sich alle drey Sectionen bey Beendigung dann passend an einander an.

Der festgesetzte Subscriptions-Preis der bereits erschienenen, so wie der künftig erscheinenden Theile aller drey Sectionen ist für den Theil:

3 Thlr. 20 Gr. auf Druckpap. und 5 Thlr. auf Velinpap. jedoch nicht einzeln, und nur bey wirklicher Leistung der lezten Pränumeration auf zwey Theile, nämlich:

auf den 20sten der ersten und 6ten Theil der zweiten Section, welche nach der Erscheinung gratis geliefert werden! —

Wer sich dieser, bey einem solchen kostspieligen Unternehmen geringfügigen Leistung entziehen will, worüber in der, dem 15ten und 16ten Theile des Werkes beygefügten Mittheilung das Nähere gesagt worden ist, zahlt den Ladenpreis mit 5 Thlr. 8 Gr. auf Druckpap. und 6 Thlr. 16 Gr. auf Velinpapier nach der Erscheinung jedes Theils.

Bey direkter Bestellung von mehr als einem Exemplar gewährt die Verlagshandlung besondere Vortheile.

In unserm Verlage erscheint eine unter Goethes Theilnahme von Dan. Leßmann unternommene Uebersetzung des italienischen Romans: „I promessi sposi da Alessandro Manzoni.“ Der deutsche Titel ist: Die Verlobten. Eine mailändische Geschichte aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von Alexander Manzoni. Alle drey Bände, wovon der erste im Oktober, der zweite im November und der dritte im Dezember ausgeliefert wird, erhalten die Subscribenten für 3 Thlr; vom Tage der Erscheinung des dritten Bandes an ist der Preis 4 Thlr.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Neue Schriften
für Freunde des wahren Christenthums,

welche in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen:

Katholicismus und Romanismus im Gegensatze zu einander; dargestellt von einem evangel. Geistlichen. gr. 8. br. 9 Gr.

Ch. T. Otto, der Katholik und der Protestant — oder die unterscheidenden Lehren beyder Religionen ic. 2te verb. Aufl. br. 22 Bogen. 1 Thlr.

E. Riebel, Entstehung, Verbreitung und Ausartung der christlichen Kirche bis zur Kirchenverbesserung, nebst deren wohlthätigen Folgen. gr. 8. br. 20 Gr.

J. Blanco White, Beleuchtung des römisch-katholischen Glaubens. Nach der zweyten Ausgabe des englischen Originals, übersezt von W. A. Lindau. gr. 8. 1 Thlr.

J. Blanco White's Rechtfertigung seiner Beleuchtung des römisch-katholischen Glaubens. Aus dem Engl. übersezt, nebst des Verfassers Geschichte der spanischen Reformatoren im 16. Jahrhunderte. gr. 8. 15 Gr.

In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Erhard, D. H. A., Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland bis zum Anfange der Reformation, 1r Bd. 2 Rthlr.

Neues Hülfsbüchlein zum schnellen und sichern Auffinden, wie hoch ein Stein, Pfund, Loth, Stück zu stehen kommt, wenn ein Centner, Stein, Pfund, Schock so und soviel kostet, und umgekehrt; sowohl nach Thalern zu 30 Silbergroschen als auch nach Thalern zu 24 Groschen genau berechnet. 8. ¼ Rthlr.

Lohmann, (Friedericke,) kleine Romane. 2s Bdchn. enthält: Egbert — Steckenpferde — die Freunde — die Kette — Jugendgeschichte einer alten Frau. 8. 1½ Rthlr.

Kallenbach, G. E. G., Ausweichungen in alle Dur- und Molltöne, mittelst drey, zwey, und eines einzigen Akkordes. Zweyte verb. Aufl. ½ Rthlr.

Marschner, St., les charmes de Magdebourg, rondeau brill. et moderne p. Pianof. Oeuv. 37. ⅓ Rthlr.

Dessen Lied für Schauspieler, gedichtet von W. A. Wohlbrück, mit Begleit. des Pianof. ¼ Rthlr.

Schneider, Frdr., 9 Gesänge für Männerstimmen, zunächst für die Magdeburger Liedertafel. 1 Rthlr.

In T. H. Riemann's Buchhandlung in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bornemann, von Rechtsgeschäften überhaupt und von Verträgen insbesondere, nach preußischem Rechte. gr. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Franz, A., Vierzehn Wein- und Wonnelieder. 12. br. 6 Gr.

Graffunder, A., über Offenbarung, eine Untersuchung. gr. 8. br. 8 Gr.

Horatius, dritte Satyre des ersten Buches, Text, Uebersetzung, mit kritischen und historischen Erörterungen von Dr. C. Passow. 4. br. 8 Gr.

Jahn, C. F., Postberichte von den vorzüglichern Städten. gr. 8. br. 8 Gr.

Ohm, Dr. G. S., die galvanische Kette, mathematisch bearbeitet. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Ohm, Dr. Martin, Versuch einer, auch Nichtmathematikern verständlichen, Anweisung zum Studium der Mathematik. gr. 8. 1 Rthlr.

— — Die reine Elementar-Mathematik. 3 Thle. gr. 8. 6 Rthlr. 6 Gr.

— — Die analytische und höhere Geometrie. gr. 8. 2 Rthlr.

— — Die Lehre vom Größten und Kleinsten. gr. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Ritter, Henriette, kurzgefaßtes, jedoch deutliches und vollständiges Kochbuch. 8. 18 Gr.

Uhlemann, Dr., hebräische Grammatik. gr. 8. 18 Gr.

Neue Schriften für wirthliche Frauen.

Was kochen wir? Ein neues und vollständiges Handbuch für wirthliche Frauen, zur Bereitung von 150 schmackhaften Suppen, Brühen und Gallerten, 130 Fleischspeisen und Pasteten, 300 Fisch-, Mehl- und Eyerspeisen und Gemüsen, 170 Cremes, Gelee's und Backwerken ic. Zweite sehr verbesserte und mit einem sechsfachen Küchenzettel auf alle Tage im Jahre vermehrte Auflage. 8. br. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Küchenzettel br. 6 Gr.

so eben in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Bey J. G. Heyse in Bremen ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Die Guelphenbraut,

Ein historischer Roman aus den Zeiten des Kampfes der Guelphen und Ghibellinen in Italien.

Von

Julius Hundeiker.

8. Auf schönem Druckpapier. Preis 1 Rthlr.

Mit diesem neuen Werke des, durch seinen Henning Braband und Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig rühmlichst bekannten Verfassers, bieten wir der deutschen Lesewelt eine überaus interessante, die Phantasie wie Geist und Herz gleich stark in Anspruch nehmende Unterhaltung dar.

Wenn im Henning Braband, der nicht allein in Braunschweig, der Vaterstadt des Helden, mit allgemeinem Beyfall aufgenommen ist, und dessen in zwey kritischen Blättern lobend erwähnt wird, die grelle Darstellung einer schrecklichen Scene das zarte Gemüth zu sehr ergreift: so ist diese Klippe, zu welcher eine lebendige Phantasie den Verfasser leicht führen konnte, hier ganz vermieden, und der Leser sieht sich, mit immer gleichem Vergnügen, bald in den häuslichen Zirkel edler Frauen des 13ten Jahrhunderts, bald in die Versammlungen der Guelphen und Ghibellinen, bald mitten ins kriegerische Getümmel der Sieger auf einer eroberten Burg, bald in die, im Walde versteckte Ruine einer Kapelle versezt. Theilnehmend belauscht er hier die Gespräche der Kaiserstochter und ihrer jungen Nichte mit dem frommen Alten vom Berge, der die Beterin in der Kapelle überraschte, begleitet nachher beyde Freundinnen auf ihren einsamen Spaziergängen, und hört endlich mit klopfendem Herzen dem Gesange des wandernden Harfners beym ritterlichen Mahle zu. Immer fester sieht man bey alledem den Knoten sich schürzen, bis er endlich auf eine ganz unerwartete, und doch in der wahren Geschichte gegründete Art gelöset wird.

Ankündigung einer Erziehungsanstalt für katholische Knaben.

Viele katholische Aeltern fühlen das Bedürfniß, ihren Kindern in einer Erziehungsanstalt eine ordentlich-durchgeführte Bildung geben zu lassen, damit diese mit allen erforderlichen Kenntnissen für ihren künftigen Beruf ausgerüstet werden. Diesen Eltern muß es nicht unwillkommen seyn, eine solche Erziehungsanstalt zu finden; und ich darf um so eher hoffen, ihrem Wunsche entsprechen zu können, weil jahrelanges Beobachten, Erfahrungen und Studium über die Erziehung und Bildung der

Jugend mir diese heilige Angelegenheit zur Berufsbahn gemacht haben. Zum voraus übernehme ich die Erziehung und den Religionsunterricht der mir anvertrauten Zöglinge, um sie im treuen Einverständniß und bey thätiger Mithülfe meiner Mitarbeiter*) desto leichter auf eine immer höhere Stufe von sittlicher und geistiger Bildung zu bringen. Die Lehrgegenstände sind folgende: Religionsunterricht, deutsche, französische und italiänische Sprache, von den alten die lateinische und griechische Sprache; Mathematik, Naturlehre, Erdbeschreibung, Geschichte, Zeichnen, Gesang, Musik und körperliche Uebungen.

Näheres ist man ersucht durch Briefe zu erfragen.

Ober-Gößgen, bey Olten, in der Schweiz.

J. Probst.

*) Siehe darüber: Blicke in die geistige Entwicklungsweise des Menschen. S. 62. Von Abbé Propst. Bern, bey C. A. Jenni. 1825.

Anzeige für Journalzirkel.

In der Fleckeisen'schen Buchhandlung in Helmstädt wird vom 1sten Januar 1828 eine Zeitschrift:

„Horen"

vom Herrn Dr. Köchy in Braunschweig redigirt, erscheinen. Sie soll durch den Titel an eine ältere Zeitschrift, die sich Ehre erworben, und der Literatur zu einer daurenden Zierde geworden, erinnern; sie soll durch den Titel vorläufig die eigenthümliche Richtung aussprechen, wodurch sie sich von den heutigen Tageblättern wesentlich zu unterscheiden wünscht. Diese, wie sie seit einigen Jahren bestehen, sind fast nur literarische Zeitungen, die den raschen und unruhigen Drang der Tageserscheinungen zeigen. Der Unternehmer der Horen dagegen hat die Absicht, das Publikum vorzüglich durch eine fortlaufende Reihe kleinerer und größerer selbstständiger Dichterwerke zu unterhalten, ohne das Zeitgeschichtliche in Kunst, Wissenschaft und Leben der Nation aus den Augen zu verlieren. Es wird also in den Horen jüngern frühnachstrebenden Talenten eine Bühne eröffnet, auf der sie ihre Arbeiten ausstellen können, und dem Publikum eine neue Quelle des geistigen Vergnügens aufgeschlossen.

Die Mittheilungen gelangen unter der Adresse der Fleckeisen'schen Buchhandlung zur Abgabe an dessen Commissionair Herrn Cnobloch, in Leipzig, sicher an den Redakteur.

Die ersten Nummern werden vor Antritt des neuen Jahrs in alle Buchhandlungen niedergelegt. Bestellung auf diese Zeitschrift übernehmen die sämmtlichen Buchhandlungen im In- und Auslande, auch kann man sich deshalb an jedes nahegelegene Postamt und Zeitungs-Comptoir wenden. Der Preis des ganzen Jahrganges beträgt 8 Rthlr.

Gehaltvolle Unterhaltungsschriften,

welche im Verlage des Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands um beygesezte Preise zu haben sind:

Augar, C. W., Antonio und Felippo, oder Licht und Schatten des Südens. Ein Nachtstück aus unsern Tagen. 8. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

Beulwitz, C. v., wirkliches Leben in romantischen Darstellungen. 2 Bde. Mit Kupfern. 8. geh. 3 Rthlr. 8 Gr. oder 6 fl.

Charaktergemälde berühmter deutscher Frauen der früheren und späteren Zeit. Allen edlen Frauen und deren erwachsenen Töchtern als Muster aufgestellt. 1s Bändchen. 8. geh. 1 Rthlr. 6 Gr. od. 2 fl. 15 kr.

Fischer, Chr. Aug., Kabinetsstücke eines Gefangenen. 1r Band. Auch unter dem Titel: Die Liebe im Kerker, in fünf Erzählungen. 2ter Bd. Auch unter dem Titel: Arabesken. 2 Bde. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. od. 4 fl. 30 kr.

— — Taschen-Bibliothek der neuesten unterhaltendsten Reisebeschreibungen. Nach ausländischen Originalien bearbeitet. 1ster Jahrgang. 4 Bdchn. geh. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

— — derselben 2ter Jahrgang. 4 Bdchn. geh. im Subscriptionspreis 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Frohberg, Regina, die Rückkehr. Ein Roman. 2 Bde. 8. geh. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

Görres, J. altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Mit einem Titelkupfer, Frauenlobs Grabmal darstellend. gr. 8. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Leben und Sitte in England. Aus dem Engl. frey übersezt von Hubert Stern. 2 Bändchen. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Vattberg, Aug., Blumen am einsamen Lebenspfad. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 8. geh. 10 Gr. oder 45 kr.

Regiomontanus, C. F., Edmund von Horst und Eugenia von Steinfels. Mit Kupfern. 8. 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.

Schopenhauer, Johanna, Johann van Eyck und seine Nachfolger. 2 Bde. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

— — die Tante. Ein Roman. 2 Bde. 8. geh. 4 Rthlr. oder 7 fl. 30 kr.

Tarnow, Fanny, Margarethens Prüfungen. Ein Familiengemälde, frey nach dem Englischen einer ungenannten Verfasserin. 2 Thle. 8. geh. 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

Umsonst. Eine Familiengeschichte in Bruchstücken. Auch unter dem Titel: Unterhaltungen im traulichen Abendkreise. 1r Bd. 8. geh. 1 Rthlr. 12 Gr. od. 2 fl. 42 kr.

Unterhaltungsblatt für gebildete Stände. 3r, 4r und 5ter Jahrgang. gr. 4. (Wöchentlich erscheinen drey halbe Bogen), der Jahrgang 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Urika, die Negerin. Aus dem Franz. der Herzogin von ***. 16. geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Die Wahrsagerin. Eine Erzählung der schottischen Zeitgeschichte, nebst einem Anhang von Noten und geschichtlichen Dokumenten aus den Zeiten Jakob I. Aus dem Englischen des Verfassers der Pfarrannalen, Ringan Gilhaize u. s. w. 3 Bde. 8. geh. 4 Rthlr. 12 Gr. oder 8 fl. 6 kr.

Wallace, R. G., Denkwürdigkeiten Indiens, enthaltend eine kurze geographische Beschreibung von Ostindien, nebst einer gedrängten Geschichte Hindostans, von den frühesten Zeitaltern bis ans Ende der Marquis Hastings'schen Verwaltung im Jahre 1823. Aus dem Englischen von F. L. Rhode. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Der Wintergarten. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. 6 Bde. Mit 14 Kupfern. 8. geh. 9 Rthlr. od. 16 fl. 12 kr.

— — Jeder Bd. einzeln 1 Rthlr. 12 Gr. od. 2 fl. 42 kr.

Frankfurt a. M., im Oktober 1827.

Heinrich Wilmans.

Für die gebildete Lese-Welt

sind im Verlage der Buchhandlung Joseph Max und Komp. in Breslau erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

1) Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen von Henrich Steffens. 3 Thle. 8. 1827. 5 Rthlr.

„Ein wahres Buch bezieht sich auch doppelt, zunächst auf sich selbst, dann aber auch auf seine Zeit, und beydes muß sich innigst durchdringen. Ist aber unser Urtheil selbst nur aus der Zeit erwachsen, so verstehen wir das Werk des Genius niemals, welches eine neue Zeit und natürlich auch eine andere Mode durch seine Großartigkeit erschafft." Es wird daher immer interessant bleiben, die Stimmen der Zeitgenossen über bedeutende literarische Erscheinungen zu sammeln, weil aus diesen die Kultur-Stufe der Zeit selber am sichersten zu entnehmen ist. Oeffentliche Urtheile sind bereits in mehreren kritischen Blättern erfolgt, wir erlauben uns, einige uns zugekommene briefliche diesen noch anzureihen, um die Aufmerksamkeit des gebildeten Lesers auf dieses bedeutende Werk von Neuem hinzulenken:

Dresden.

— „Aber ein glänzender Artikel ist Ihr Novellen-„cyklus von Steffens. Ich kannte und ehrte schon längst „den tiefen und berühmten Naturphilosophen und Dar-„steller in ihm. Aber nie hätte ich geglaubt, daß er „einen solchen Roman so meisterhaft durchführen könne. „Welch' ein Schatz von Lebens- und Weltansichten, an „Szenen- und Situationsmalerey, an Tiefblicken ins „innere Getriebe der Politik und der Menschenbrust und „welche Kraft und Herrlichkeit im Ausdruck! Der Plan „ist groß, aber etwas künstlich verflochten. Am größten „waltet er in seinem Norwegen! Freylich für ein gewisses „Publikum ist's Caviar!"

Coburg.

2) — „Oehlenschläger's erster Theil der Südsee-In-„seln versprach ein treffliches Werk; aber er hat schlecht „Wort gehalten. Wie herrlich dagegen Steffens Novel-„len-Cyklus: die Familien Walseth und Leith. Da ist „Tiefe und rechte Mitte. In Beziehung auf fromm „und frömmelnd übertrifft es auch Tiecks Verlobung „bey weitem, und ist der Novellen-Cyklus zu dieser No-„velle wenigstens ein wesentliches Complement." —

München.

3) — „Was ich über Walseth und Leith denke? daß „dieß ohne Vergleich die besten Novellen in unserer „Sprache sind. Selbst Tieck steht an Tiefe der Ansicht, „wie an innerer Wärme und Kraft der Darstellung, nach: „hier ist organisches Leben, das ist alles gesagt. Der „Schloßbrand allein ist mir lieber, als zehn Leipziger „Meßkataloge ohne ihn. Auch was im Einzelnen der „der Ansicht oder Auffassung mir fremd war, berührte „mein Gemüth mit wunderbarer Gewalt."

Von demselben Verfasser erscheinen nächstens:

Die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen.

2) Don Alonso oder Spanien. Eine Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit, von N. A. von Salvandy. Aus dem Franz. übersezt. Mit einem Vorwort von J. W. von Goethe. 5 Bde. 8. 1826. 4 Rthlr. 20 Gr.

„Früher oder später wird Alonso allgemein gelesen werden," sagt Goethe in seinem hier beygegebenen Vorwort, und Tieck spricht in der Dresdener Morgenzeitung mit der höchsten Anerkennung von diesem großartigen Werke. Daß zwey der ersten Geister Deutschlands ihre besondere Aufmerksamkeit diesem Werke gewidmet haben, wird ihm die vollgültigste Empfehlung seyn.

3) Irländische Erzählungen. Zur Kenntniß der Sitten, Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Mit 6 Holzschnit. nach Cruikshankschen Zeichnungen von George Watts aus London. 2 Bdchn. 8. 1826. geh. 2 Rthlr. 8 Gr.

4) Pandurang Hari, oder Denkwürdigkeiten eines Hindu. Aus dem Englischen. Mit einem Vorwort von C. A. Böttiger. 3 Bdchn. 8. 1827. 2 Rthlr. 18 Gr.

Wie Alonso über Spanien, so gewähren die irländischen Erzählungen über Irland und Pandurang Hari über Indien, tiefe Blicke in die Geschichte des Landes, der Sitten und Gebräuche des Volkslebens, und alle drey Werke gehören in die Klasse der Memoiren und historischen Romane. Die darüber erschienenen Recensionen, in englischen und deutschen kritischen Blättern, haben auf den reichen, interessanten Inhalt aufmerksam gemacht, und den Pandurang Hari ganz besonders als eines der wichtigsten Werke über das schöne Land Indien empfohlen.

5) Die Kokette. Ein Roman von der Verfasserin der Erna, Felicitas u. a. m. 8. 1826. geheftet. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die über dieses Werk der Frau von Ahlefeldt in Weimar, erschienenen Recensionen, namentlich in der Jenaischen Literaturzeitung, in den Blättern für literar. Unterhaltung, stellen es unbedingt unter diejenigen literarischen Erzeugnisse, welche der deutschen Literatur zum Ruhme gereichen. Wir begnügen uns daher auf diese öffentlichen Urtheile zu verweisen, und die gebildete Lesewelt von neuem darauf aufmerksam zu machen.

Zur besonderen Empfehlung dieser fünf in unserem Verlage erschienenen Werke dürfte noch gereichen, daß sie sämmtlich in Druck und Papier vorzüglich ausgestattet und daß die Preise auf das Billigste berechnet sind.

Breslau, im September 1827.

Buchhandlung Joseph Max und Komp.

Tiedgens Werke betreffend.

Um vielfältigen, dringenden Anträgen zu genügen, erklären wir hiermit, daß die neue, nun vollständig erschienene, sehr sauber von uns ausgestattete rechtmäßige Ausgabe von

Tiedgens poetischen Werken in sieben Bändchen

bis Ende dieses Jahres noch durch jede solide Buchhandlung um den Pränumerationspreis von zwei Thalern oder 3 Gulden 36 Kreuzer bezogen werden kann.

Halle, im September 1827.

Renger'sche Verlagsbuchhandlung.

Nro. 34.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 7.

Ankündigung
einer
„vollständigen, historisch und kritisch bearbeiteten Sammlung der würtembergischen Geseze."

Wie groß das Bedürfniß einer vollständigen Sammlung der einheimischen Geseze in Würtemberg ist, fühlt jeder, der in das Chaos der in verschiedenen Formen ergangenen, da und dort zerstreuten, zum Theil noch ungedruckten, älteren und neueren Bestimmungen unseres Landes einen Blick geworfen hat, vorzüglich aber der Beamte, welcher dieselben in ihrer ursprünglichen Reinheit anzuwenden berufen, und gleichwohl mit allem Aufwande von Mühe und Kosten nicht zu vollständiger Kenntniß ihres Inhalts, oder auch nur ihres Daseyns zu gelangen, im Stande ist.

Es sind zwar in älterer und neuerer Zeit verschiedene Versuche, diesem Bedürfnisse abzuhelfen, gemacht worden, keiner hat jedoch, so verdienstlich er auch für den Augenblick gewesen seyn mag, für sich etwas Ganzes geliefert, oder durch sein Hinzutreten zur Reihe der übrigen die Masse des Vorhandenen erschöpft. Die Hartmann'sche Sammlung, welche vermöge des Reichthums an Quellen, die der Herausgeber in vielen Jahren zusammengelesen hatte, noch die befriedigendste hätte werden können, blieb bekanntlich unvollendet; und auch die Zusammenstellung der Ehe-, Kirchen- und Schul-Geseze, welche wir der Hand jenes verdienten Geschäftsmanns verdanken, hat — abgesehen von der schon anderwärts gerügten Anordnung — durch die seit ihrem Erscheinen eingetretenen Veränderungen Vieles von ihrer Brauchbarkeit verloren.

Die gegenwärtige Zeit, in welcher für Ausbildung aller Zweige des wissenschaftlichen, und des öffentlichen Lebens schon so Vieles geschehen ist, hat sich zwar mehr für ein neues umfassendes Gesetzbuch ausgesprochen. Abgesehen von den Schwierigkeiten, welche die Ausführung eines solchen Werks bereits in unsrem Lande gefunden hat, und auch ferner noch finden muß, ist jedoch jeder Sachkundige, welcher zugleich die Erfahrungen anderer Länder zu Rathe gezogen hat, überzeugt, daß nicht aus einem beliebigen philosophischen Systeme, sondern aus der Masse der mit dem Leben des Volks verwachsenen, hier bereits erprobten, Bestimmungen das neue Gebäude sich erheben müsse. Soll dieser Gang auch in Würtemberg eingehalten werden — und daß dieß geschehe, läßt sich zuversichtlich annehmen —, so ist ein vollständiger Koder der bisherigen Geseze nicht nur die Grundlage für die neuen legislatorischen Arbeiten, sondern auch in alle Zukunft ein unentbehrliches Hülfs-Mittel für jeden Geschäftsmann. Also auch durch ein neues Gesezbuch könnte das Unternehmen einer Gesezes-Sammlung nicht überflüssig gemacht werden. Vielleicht gelingt es übrigens diesem Werke, manches harte Urtheil, welches über den Stand unserer einheimischen Gesezgebung gefällt wurde, zu mildern, wo nicht aufzuheben.

Dem Unterzeichneten, welcher nach einer sorgfältigen Prüfung sich jene Aufgabe gemacht hat, ist vermöge des ihm von dem kön. Geheimenrathe, den kön. Ministerien, und — in Beziehung auf das ständische Archiv — von der Versammlung beyder Kammern auf die liberalste Weise gestatteten Zutritts, nicht nur das von dem Hofrath Hartmann, sondern auch eine bedeutende Masse weiteren Materials zugänglich geworden, so daß die Anzahl der vor ihm liegenden größeren und kleineren Ordnungen, Reskripte, Normal-Resolutionen und Dekrete, ohne das, was seit 1806 zusammenhängend im Druck erschienen ist, sich gegen 16000 Stücke belauft.

Aus dieser Masse von Bestimmungen nun, und aus den Ueberlieferungen des Regierungsblatts soll das pragmatisch Wichtige nach folgendem allgemeinen Plane zusammengestellt werden:

1) Die Sammlung begreift den ganzen Zeitraum vom Beginnen der würtembergischen Gesezgebung bis zum Schlusse des Jahrs 1827. Die bey dem bevorstehenden ausserordentlichen Landtage verabschiedeten Geseze werden indessen, auch wenn sie später erscheinen sollten, derselben noch beygegeben werden. (Für die Nachlieferung anderer Geseze, von dem gedachten Zeitpunkte an, wird die Redaktion der Gesezes-Sammlung seiner Zeit ebenfalls zweckgemäße Sorge tragen.)

2) Sie erstreckt sich auf alle Zweige der Gesezgebung, enthält daher nicht nur die in die Justiz-Verfassung, sondern auch die in das Partikular-Staats-Recht, und in das ausgebreitete Fach der innern und äussern Verwaltung einschlagenden Geseze.

3) Geseze, welche nur auf vorübergehende, nun gänzlich verschwundene Verhältnisse berechnet waren, desgleichen auch andere, welche ausdrücklich wieder aufgehoben oder entschieden ausser Uebung gekommen, sind im Allgemeinen von dieser Sammlung nicht ausgeschlossen, welche ein Bild von dem Gange der würtembergischen Gesezgebung aus allen ihren Zeiten darbieten soll. Die Oekonomie des Werks so sehr als der Zweck desselben erlauben jedoch, nur denjenigen Gesezen einen größeren Raum darin anzuweisen, deren fortdauernde mittelbare, oder unmittelbare Anwendung eine umständlichere Kenntniß ihres Inhalts nothwendig macht. — Es werden nämlich Bestimmungen, welche entweder irgend eine direkte Gültigkeit haben, oder für die Erklärung neuerer Geseze von Bedeutung sind, wörtlich, und in ihrer ganzen Ausdehnung, andere aber, deren ephemeres Daseyn nur Interesse für die Geschichte der Gesezgebung im Allgemeinen darbietet, — zwar ebenfalls in ihrer Reihenfolge, doch — nicht anders, denn ihrem wesentlichen Inhalte nach, angeführt werden. Zur Abkürzung des Werks, und zur Erleichterung der Uebersicht wird es übrigens dienen, wenn bey Gesezen der ersteren Art, welche in einer, nicht sehr veränderten, Gestalt erneuert worden (z. B. bey der Landes-Ordnung, dem Land-Recht), nur die Abweichungen der früheren Ausgaben zu dem Texte der lezten angemerkt werden.

4) Bestimmungen, welche eine gesezliche Bedeutung nie gehabt haben, wie rein reglementäre Verfügungen, landesherrliche Entschließungen über einzelne Fälle (wenn ihnen nicht eine allgemeine Bedeutung aus-

drücklich gegeben ward), und die s. g. Normalien der neueren Zeit (seit 1819) sind von selbst nicht Gegenstand einer Gesetzes-Sammlung. Indessen werden dieselben, sofern ihnen irgend ein Werth in Beziehung auf die Auslegung oder Anwendung gewisser Gesetze zukommen sollte, in Anmerkungen zu dem Texte passende Stellen finden. Wenn die pragmatische Sanktion einer Bestimmung zweifelhaft seyn sollte, entscheidet die Anwendung derselben für ihre Aufnahme in die Sammlung.

5) Was die äußere Anordnung des Materials betrifft, so dürfte zwar vor der s. g. systematischen, und ebenso vor der alphabetischen Methode die chronologische entschieden den Vorzug verdienen, da nur bey dieser es möglich ist, stets die Worte des Gesetzgebers selbst, und in ihrer vollständigen Verbindung zu geben. Der Herausgeber glaubte jedoch hierin von dem Beyspiele mehrerer im Auslande erschienenen Sammlungen in so ferne abweichen zu müssen, als ihm zur Erleichterung des Gebrauchs, und des Ankaufs des ausgedehnten Werks eine Trennung desselben nach den Hauptzweigen der Gesetzgebung und der Staats-Verwaltung nothwendig schien. Die Sammlung zerfällt daher in folgende Abtheilungen: a) Staats- (Haus- und Landes-) Grund-Gesetze, b) Justiz-Gesetze, c) Kirchen- und Schul-Gesetze, d) Regierungs- (Regiminial-) Staats- und Gemeinde-Wirthschafts- und Polizey-Gesetze, e) Finanz-Gesetze und f) Militär-Gesetze.

Wenn ein Gesetz in zwey oder mehrere Abtheilungen eingreift, wird, da eine Trennung des Zusammenhanges wegen nicht zuläßig ist, durch die hauptsächliche Bestimmung desselben (z. B. bey der Landes-Ordnung als Polizey-Gesetz), der Vorzug einer Abtheilung entschieden, die Vollständigkeit der betreffenden weiteren Sammlungen aber durch spezielle Hinweisung aufrecht erhalten werden. Ueberdieß wird jeder einzelnen Sammlung, so wie am Ende dem ganzen Werke nicht nur eine chronologische Uebersicht, sondern auch ein vollständiges Sach-Register folgen.

6) Was jedoch dieses Unternehmen vor den bisherigen ähnlicher Art hauptsächlich auszeichnen soll, ist eine sorgfältige Reinigung des Textes, welche durch Zugrundlegung der Original-Ausgaben der Gesetze, oder, wo diese fehlen, durch Vergleichung vorhandener Abschriften gewonnen werden wird. Die Quellen, woraus geschöpft, und die Hülfsmittel, deren sich bedient wird, auch allenfalls abweichende Lese-Arten werden angeführt werden.

7) Endlich soll das Werk einen weiteren Werth durch eine historische Zugabe erhalten, welche vorzugsweise dazu dienen soll, das Bild unsrer würtembergischen Gesetzgebung zu vervollständigen, d. h. den Gang derselben von ihren dunkeln Anfängen an in kurzen Zügen zu beleuchten, die Haupt-Erscheinungen in ihr hervorzuheben, und in Verbindung mit ihren Ursachen und ihren Wirkungen zu setzen, soweit das lebende Bild sie dem bloßen Auge nicht aufbewahrt haben sollte. Während daher Anmerkungen zur Sammlung dienliche Aufschlüsse im Einzelnen enthalten, werden geschichtliche Einleitungen, welche den besonderen Sammlungen vorangehen, die Schritte der Gesetzgebung in dem betreffenden Gebiete mehr im Ganzen betrachten. Die Einleitung in die Staats-Grund-Gesetze, womit das Werk beginnt, enthält zugleich eine kurze Geschichte der Landeshoheit in Würtemberg, worüber es bis jetzt an einer eigenthümlichen Nachweisung ermangelte.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß von Seiten der königl. Ministerien eine Revision dieser Gesetzes-Sammlung angeordnet worden ist, welche jedesmal vor dem Drucke des betreffenden Manuscripts, in Beziehung auf die einschlagenden Bestimmungen, vorgenommen werden wird. Mit um so größerer Sicherheit darf daher das Publikum hier eine vollständige und zugleich gereinigte Ausbeute der würtembergischen Gesetzgebung erwarten.

A. L. Reyscher, beyder Rechte Doktor.

Obiges Werk erscheint in unserm Verlag in groß Oktav auf gutem weißem Papier, schön und korrekt gedruckt.

Und zwar jährlich drey Bände, wovon der erste Ende März künftigen Jahres ausgegeben werden wird.

Um den Ankauf zu erleichtern, schlagen wir folgende Bedingungen vor:

Wer auf die ganze Sammlung unterzeichnet, erhält das Alphabet zu 1 fl. 54 kr., und bezahlt bey Empfang des ersten Bandes den Preis von zwey Bänden, wogegen die Ablieferung des letzten Bandes unentgeldlich erfolgt.

Wer auf einzelne Bände nur unterzeichnet, zahlt das Alphabet mit 2 fl. 24 kr.

Der nachherige Ladenpreis ist 3 fl. das Alphabet.

Exemplare auf Schreibpapier kosten 2 fl. 15 kr. das Alphabet für diejenigen, welche auf die ganze Sammlung unterzeichnen, für einzelne Bände 2 fl. 42 kr. — Die Bestellung auf diese muß vor Anfang Dezembers erfolgen, wo der Druck beginnen wird.

Stuttgart und Tübingen, 18. Oktober 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Historische und politische Denkwürdigkeiten des K. Preußischen Staatsministers

Johann Eustach Grafen von Görz,

aus dessen hinterlassenen Papieren. 1ster Theil.

Preis 2 fl. 45 kr.

Inhalt.

I. Graf Görz in Sachsen-Weimarischen Diensten 1761—1777. — II. Unterhandlungen wegen der bayerischen Erbfolge, bis zum Anfang des Kriegs zwischen Oesterreich und Preußen 1778. — III. Unterhandlungen darüber und Friedensschluß zu Teschen am 13. Mai 1779. — IV. Sendung des Grafen nach St. Petersburg. Uebersicht der vorzüglichsten Verhandlungen des Grafen während seiner Mission in St. Petersburg. — V. Projekt einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte. — Rußlands System rücksichtlich des deutschen Reichs. — VI. Die bewaffnete See-Neutralität. — Kaiser Josephs Zusammenkunft mit der Kaiserin. — Reise des Prinzen von Preußen nach Petersburg. — Reise des Großfürsten und seiner Gemahlin. — VII. Rußland und die Pforte. — VIII. Rußland. Preußen. Oesterreich. Projekt eines bayerischen Ländertausches. Deutscher Fürstenbund. — IX. Rußland und Großbritannien. — Unterhandlungen zu Abschließung einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Großbritannien und Preußen. — Rußland, Dänemark und Schweden. — X. Friedens-Vermittlung zwischen den bourbonischen Höfen und England, und zwischen dieser Macht und Holland. — Oesterreich, Holland und Frankreich. — XI. Reise der Kaiserin Katharina im Innern ihres Reichs. — Urlaub und Abberufung des Grafen von Petersburg. — Bemerkungen über die Fi-

nanzen und die Kriegsmacht Rußlands in der Periode v. 1774 — 1786.

Das große Interesse, welches die Memoiren so vieler unserer Zeitgenossen erregt haben, deren Leben in den Sturm der Revolutionszeiten und die auf dieselben gefolgte Uebergangs-Periode fällt, läßt uns vermuthen, daß die eben so gründlichen als interessanten Denkwürdigkeiten des Grafen von Görz nicht mindern Beyfall erhalten werden. So verschieden als das leichte, unruhig bewegte Leben jener Zeiten von dem ernsten und gediegenen Standpunkt eines deutschen Staatsmannes ersten Ranges aus der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, so verschieden sind Farbe und Inhalt dieses Buchs von dem romanartigen, oft frivolen Ton jener französischen Memoiren, zu denen sie sich verhalten, wie Geschichte zum Tags-Roman.

Mit dem edelsten Gemüthe begabt, ausgerüstet mit vortrefflichen Kenntnissen, sehen wir unsern Grafen in den höchsten Staatsstellen mit den Verhandlungen über die wichtigsten politischen Angelegenheiten seines Jahrhunderts beauftragt, gründlich thätig und in schönem Vertrauen auf die Vorsehung, an der Entwicklung und Leitung der Geschichte Theil nehmen.

Ebenso gediegen als sich sein Charakter und sein steigender Einfluß vor uns entwickelt, eben so klar und kernhaft finden wir auch die Ereignisse und ihre geheimen Ursachen vorgetragen. Und wie denn in der Politik, wie im Moralischen und Physischen, Alles nach der einfachen Regel von Ursache und Wirkung sich entwickelt, so sehen wir in den wichtigsten von Görz beschriebenen Welthändeln und Staatsplanen die Ursachen entstehen, aus welchen unsere Zeit erwachsen ist. Besonders interessant in Beziehung auf Jezt und den Kampf, der im östlichen Europa zwischen Islamismus und Christenthum, zwischen Barbarei und Anfang der Gesittung gekämpft wird, so wie in Beziehung auf den Krieg gegen Persien sind die Abschnitte, welche von Rußland und der Pforte handeln und welche im zweyten Theile ihre Fortsetzung erhalten. In Beziehung auf Deutschland sind die Unterhandlungen wegen der bayrischen Erbfolge, Rußlands System hinsichtlich des deutschen Reiches, Projekt eines bayrischen Ländertausches und der deutsche Fürstenbund von hohem Interesse. Vom europäischen Standpunkt aus betrachtet, interessiren vor Allem die von den Heroen ihrer Zeit: Katharina, Friedrich dem Großen und Joseph II. geleiteten Welt-Angelegenheiten, und unter diesen die Unterhandlungen und der Friedensschluß zu Teschen, Projekt einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte, die bewaffnete See-Neutralität, Kaiser Josephs Zusammenkunft mit Katharinen, projektirte Tripel-Allianz zwischen Rußland, England und Preußen.

In den Buchhandlungen von Mörschner und Jasper in Wien, J. Wolff in Augsburg u. C. A. Hartleben in Pesth ist zu haben:

H. Leng, Jahrbuch aller neuen wichtigen

Erfindungen und Entdeckungen,

sowohl in den Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, als in der Land- und Hauswirthschaft. Mit Berücksichtigung der neuesten deutschen, französischen und englischen Literatur. Dritter Jahrgang (Erfindungen von 1824, 716 Seiten stark) 3 fl. 18 kr. (Wird jährlich regelmäßig fortgesetzt.)

Diese Annalen der Erweiterung des menschlichen Wissens sind eben so wichtig für den Gelehrten, als für den Fabrikanten, Kaufmann und Handwerker, ja sie machen Anspruch auf die Theilnahme aller Gebildeten, indem sie mit gleicher Vollständigkeit sowohl über die Fortschritte der Wissenschaften und Künste, als über gemeinnützige Gegenstände berichten. Ihr Umfang ist zu weit, als daß wir hier ihre Tendenz speciell mittheilen könnten. Uns genügt es, daß sie den allgemeinen Beyfall des Publikums erlangten und überall großes Interesse erregten. Die Pariser Revue encyclopédique (Mayheft 1826) erklärt sie für das planmäßigste und vollständigste Werk dieser Art in Europa. Am rühmlichsten für sie aber ist die treffliche und ausführliche Beurtheilung aller 3 Jahrgänge in den Leipziger Blättern für literar. Unterhaltung 1827. Nr. 126, worauf wir hiermit verweisen. Die beiden ersten Jahrgänge können noch geliefert werden.

Elegante, wohlfeile Taschenausgabe.

Bey G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Leben Napoleon's.

Von Arnault. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. F. H. Ungewitter. Erster Theil. Broschirt. Preis 9 gGr.

Arnault's klassische Biographie Napoleons steht unübertroffen da, und möchte wohl nicht leicht durch ein späteres Werk in den Hintergrund gedrängt werden; sie ist gleich frey von Partheylichkeit, als von niederer Leidenschaftlichkeit. Für die Güte gegenwärtiger Verdeutschung bürgt schon der Name des rühmlichst bekannten Herrn Uebersetzers.

An die resp. Herrn und Frauen Subscribenten auf die splendide Ausgabe des

Vater Unsers,

mit lateinischen Lettern, Titel mit Gold gedruckt und Titelkupfer.

Obige Ausgabe ist nun erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Da nur eine kleine Anzahl Exemplare übrig geblieben sind, so kostet das Exemplar von jetzt an Rthlr. 2. 16 gGr.

Leipzig, den 18. Sept. 1827.

Ch. G. Kayser.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weihnachtsgaben

in Erzählungen aus dem Gebiete der Christbescherung. Freunden deutscher Muse dargebracht von Ernst Schubert. 2 Bände. 8. 2 Rthlr. 8 Gr. oder 4 fl. 12 kr.

Der erste Theil enthält: I. Der Weihnachtsbaum. II. Aepfel und Nüsse. Der zweite Band: III. Der Christstollen. IV. Der Pfefferkuchen. V. Fastnachts-Dienstag. — Alle Erzählungen sind so gemüth-

lich und anziehend, daß sie nicht allein allen Lesezirkeln und Leihbibliotheken, sondern auch als ein gewiß höchst angenehmes Weihnachts- und Neujahrsgeschenk allen Freunden deutscher Muse empfohlen zu werden verdienen.

Bey W. Lauffer in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zur Erschütterung des Zwergfelles.

Gustav's Reise-Abentheuer

mit einer alten Muse. Nebst früheren in dessen Geburtsort vorgefallenen komischen Auftritten. Eine humoristische Erzählung vom Professor C. F. Oldendorp. Mit 1 Kupf. 8. 1 Rthlr. 4 Gr. od. 2 fl. 6 kr.

Die Abentheuer mit einer alten Muse werden Gesunden und Kranken eine große Erheiterung gewähren.

Im Verlage von C. H. G. Christiani in Hamburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

G. A. Bürgers Leben. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von H. Döring. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

— Auch unter dem Titel: Bürgers sämmtliche Werke, 8r. Band.

Dielitz, Dr., Charigenia. Ein Kranz von 300 Geburtstagsgedichten. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Eugenie. Eine Unterhaltungsschrift für die erwachsene weibliche Jugend, von Amalie Schoppe, geb. Weise. Mit 6 Kupfern von Jury. Preis 1 Rthlr. 18 Gr.

Lienau, J. F. von, Darstellung meines Schicksals in Brasilien und der von mir daselbst gemachten Erfahrungen. Preis geb. 12 Gr.

Emidt, Heinrich, Erzählungen. Preis 20 Gr.

Maltitz, G. A. Frhr. v., Streifzüge durch die Felder der Satyre und Romantik. Preis 18 Gr.

— Schwur und Rache, Trauerspiel in 4 Aufzügen. Preis geh. 1 Rthlr.

Von Orell, Füßli u. Comp. ist durch jede gute Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Die neuen Bergstraßen durch den Kanton Graubünden nach dem Langer- und Comer-See, von Joh. Jacob Meyer, begleitet mit einer Einleitung und mit Erklärungen von Herrn Dr J. G. Ebel, Verfasser der Anleitung, die Schweiz zu bereisen: nebst einer Wegkarte von H. Keller. In gr. 4. gebunden.

Preis für ein ausgemaltes Exemplar fl. 74. 15 kr.
„ „ „ illuminirtes „ „ 37. 7 „
„ „ „ schwarzes „ „ 18. 33 „

Bei Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

Taschenbuch

zum

geselligen Vergnügen,

1828.

38r Jahrgang.

Mit 12 Kupfern.

Mit Königl. Sächs. allergn. Privilegio.

Dorothea Cappel. Von Friederike Lohmann.
Das Hospizium des Bernhardsberges. Von A. Bronikowski.
Cecilie Stuart. Von Carl von Wachsmann.
Die weiße Henne. Von Leopold Schefer.
Das Maiengrün. Von A. G. Eberhard.
Gedichte von Wilh. Müller, L. Neuffer u. A.
Charaden und Räthsel.

Musik-Beilage:

Vier Lieder, componirt von Blangini.
Polonaise, componirt von Carl Czerny.

Ladenpreis 1 Rthlr. 16 Gr., bessere Ausgabe in Maroquin 2 Rthlr. 12 Gr.

Kürzlich ist erschienen und in der Jügel'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. zu haben:

Liesli a Swiss Tale, by H. Clauren. Translated from the German by J. D. Haas. — London. 8. Mit einem lithographirten Titelkupfer und einer Vignette. Preis 1 Rthlr. 16 gGr.

Diese Uebersetzung einer der beliebtesten Erzählungen des Lieblingsschriftstellers der gebildeten Frauenwelt ist besonders empfehlungswerth bey der Erlernung der englischen Sprache für Damen als Uebungs- und zugleich Unterhaltungsbuch.

Fortdauernde Subscription.

H. Luden's

Geschichte des deutschen Volkes.

Gotha, bey Justus Perthes.

Von diesem Werke ist der dritte Band (51 Bogen stark) im September erschienen und an alle Subscribenten versendet worden. Um der ausgezeichnet günstigen Aufnahme willen, deren es sich im ganzen deutschen Publikum zu erfreuen hat und um zu noch größerer Verbreitung die Hand zu bieten, läßt der Verleger die bey sehr kostspieliger Ausstattung ungewöhnlich geringen Subscriptionspreise für jetzt noch fortdauern: 10 Thlr. (18 fl. rhein.) für die 3 Bände der Ausgabe auf Velin, und 7 Thlr. (12 fl. 36 kr.) für die Ausgabe auf fein Druckpapier in gr. 8. — Der Druck des vierten Bandes beginnt in Kurzem.

Manzoni's neuer Roman.

So eben ist im Verlage des Unterzeichneten neu erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Verlobten.

Geschichtlicher Roman von Alessandro Manzoni. Deutsch von Eduard von Bülow. Mit einer Zueignung an Göthe. 3 Theile. Fein Papier 4 Rthlr. 12 Gr. Ordin. Papier 3 Rthlr. 18 Gr.

Der überall so vielfältig empfohlene Roman Manzoni's, an innerem Werthe, höchst anziehendem Stoff und interessanter Form die beliebten Erzeugnisse Cooper's und Walter Scott's bei weitem übertreffend, erscheint hiermit in einer meisterhaften Uebersetzung und gefälligen Ausstattung, Göthen als demjenigen vom Uebersetzer gewidmet, welcher Deutschland zuerst mit dem ausgezeichneten Talente und dem dichterischen Geiste des Verfassers bekannt gemacht hat.

Das von Herrn von Bülow an diesem Kunstwerke genommene Interesse setzt mich in den Stand, mit diesem Unternehmen, den, jetzt leider so häufig fabrikmäßigen Uebersetzungen, zuvor zu kommen.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Nro. 35.
Intelligenz - Blatt.
1 8 2 7.

An die Verehrer unsers unsterblichen Schiller im gesammten deutschen Vaterlande.

Der seit drei Jahren in Stuttgart unter dem Namen Liederkranz bestehende zahlreiche Gesangverein hat in seinen Statuten ein jährliches öffentliches Fest auf den 9. Mai bestimmt, zur Feier des Tages, an welchem unser unsterblicher Schiller zu dem Chor höherer Geister überging. Der Zweck des Festes ist: an dem Orte, wo der erhabene Genius in der damals hier blühenden Pflanzschule der Geister (der hohen Carlsschule) seine Entwicklung erhielt, dazu mitzuwirken, daß der Lorbeer, mit welchem nicht Deutschland allein, mit welchem die ganze cultivirte Welt des deutschen Dichters Stirne geschmückt, nie im Andenken seiner Landsleute welke. Gesang und Rede vereinigen sich dabei, seinem Gedächtnisse die gebührende Huldigung zu zollen. Unter dem Zuströmen seiner Verehrer von nahe und fern wurde dies Fest bereits dreimal unter freiem Himmel vor der Büste des Unsterblichen, dem Meisterwerke seines Jugendfreundes Dannecker, mit würdigem Schmucke begangen, und die öffentlichen Blätter gaben davon Kunde. Allgemein ergriff gleich bei der ersten Feier der Wunsch die Herzen, dieses sinnige Fest an ein bleibendes Denkmal, dem gefeierten Dichter geweiht, zu knüpfen, und das Ergebniß der sofort eröffneten Subscription, so wie auch in der Folge die Beiträge, welche bei der jedesmaligen Feier unaufgefordert eingingen, bezeugten den Ernst dieses Wunsches.

Um nun bei diesen frohen Aussichten des Gelingens dem Zwecke näher zu rücken, veranlaßte der Liederkranz die Bildung eines besondern Vereins, unter dessen specielle Wirkung und Aufsicht die Ausführung der gefaßten Idee gestellt würde, und geehrt durch dieses Zutrauen und von dem feurigsten Wunsche beseelt, zu diesem Ehrendenkmal, nicht sowohl des Dichters als Deutschlands, nach allen ihren Kräften beizutragen, haben sich die Unterschriebenen dazu vereinigt. Auch sahen sie sich durch die zugeflossenen Beiträge bald in den Stand gesetzt, vor dem Hauptthore Stuttgarts an der Haupt-Poststraße, welche dem Geburtsorte des Dichters, Marbach, zuführt, den berühmten königlichen Schloßpark-Anlagen gegenüber, ein Feld von beträchtlichem Umfange anzukaufen, auf welchem sich unter Eichen und Linden das Denkmal des unsterblichen Dichters erheben soll. Mit der Zubereitung des Feldes und den Anpflanzungen ist bereits unter Anleitung des Professors der Baukunst, v. Thouret, vorgeschritten; welcher Art aber das Denkmal an sich seyn werde, ob Aufstellung der Marmorbüste des Dichters unter einer Rotunde, oder seines Standbildes, oder wohl ein Werk in einem höhern Styl und von größerem Umfange, zu dessen Ausschmückung sich alle veredlterte Künste vereinigen, — das läßt sich erst bestimmen, wenn sich einigermaßen die Kräfte dazu nach den Beiträgen, die von den Verehrern unsers Schiller eingehen möchten, abmessen lassen.

Nach der übernommenen Verbindlichkeit, für eine dem ruhmwürdigen Zwecke angemessene Errichtung desselben Sorge zu tragen, damit die Verehrung einer dankbaren Mitwelt auch würdig auf die Nachwelt übergehe, sind wir auf die zweckmäßigsten Mittel dazu bedacht. Hier treten uns aber mehrere Rücksichten entgegen. Daß der Gedanke zu einem solchen Denkmal hier entstand, und daß Stuttgart, der Ort der Bildung des Unsterblichen, des Würtembergers, als der geeignetste Platz für ein solches Denkmal erscheint, dürfte wohl nicht für eine Anmaßung angesehen werden können, und wir dürfen in dieser Hinsicht wohl der thätigsten Unterstützung aus dem Vaterlande des Dichters selbst mit Zuversicht entgegen sehen; allein die Betrachtung, daß der Dichter, den Deutschland, als ein Bild des eigenthümlichst-deutschen Dichter-Genius, im höhern Sinne für seinen eigensten Dichter erkennt und liebt, nicht bloß Würtemberg angehöre, und daß ein öffentliches Unternehmen der Art, wie das Ehrendenkmal eines solchen Dichters, die Blicke der ganzen cultivirten Welt auf sich ziehen und sie zu der Frage berechtigen dürfte: „Wie ehrt Deutschland seinen Schiller, auf den es gegen das Ausland so stolz ist?“ diese Betrachtung brachte uns zu dem Entschluß, uns von dem Scheine der Anmaßung frei zu halten, als ob Würtemberg der Dankbarkeit und Verehrung des ganzen Deutschlandes vorgreifen wolle und sich dadurch selbst die Mittel beschränke, etwas dem hohen Zwecke, der Deutschlands gemeinsame Ehre berührt, ganz entsprechendes aufzustellen.

Unsere Pflicht fordert uns also auf, dem gesammten deutschen Vaterlande diesen Plan vorzulegen, und von dem in Kenntniß zu setzen, was von uns für die Realisirung desselben bis jetzt gethan worden ist und ferner gethan werden wird.

Zuerst und vorzüglich wandten wir unsere Blicke auf Deutschlands Bühnen, die vor Allem des unsterblichen Dichters sich zu rühmen haben, und hier ging die hiesige königl. Hoftheater-Direction mit einem glänzenden Beispiele voran, indem sie mit Allerhöchster Bewilligung die Aufführung des Wilhelm Tell zum Besten des Denkmals, mit Uebernehmung aller Kosten der Darstellung, bestimmte; und der erhabene Monarch, dessen Volksstamme der hehre Genius entsproß, beehrte sie mit Seiner Gegenwart. Die Einnahme entsprach den Erwartungen von der Theilnahme des Publikums. Jetzt sind schriftliche Aufforderungen an alle Bühnen Deutschlands ergangen, auf gleiche Weise für das Denkmal zu wirken, indem sie eines der unsterblichen dramatischen Werke des Dichters, in welchem Deutschlands höherer Genius athmet, zur Darstellung bringen und die Einnahme dem Denkmal widmen; und wie dürften wir zweifeln an der Bereitwilligkeit der geehrten Direktionen, oder an dem glänzendsten Erfolge, wenn das gebildete Publikum Deutschlands die Bestimmung dieser Darstellung vernimmt. Zugleich wagen wir es aber auch, alle Verehrer des unsterblichen Dichters, und vornämlich die hochherzigen Vereine, welche unter dem Namen Liederkranz oder Liedertafel, oder ähnlichen, sich zur Pflege der deutschen Musen

gebildet haben, so wie Alle und Jede, denen deutscher Nationalgeist nicht gleichgültig ist, ergebenst einzuladen, für den hohen Zweck thätig zu seyn und in ihren Kreisen zu Beisteuern aufzumuntern, durch welche sich Deutschland ehren wird, wenn ein würdiges Denkmal den Eifer bezeugt, der das lebende Deutschland für deutschen Nationalruhm beseelt. — Um diesen letztern und nicht unwichtigsten Zweck zu erreichen, werden wir uns die eingehenden Beiträge specificirt oder doch mit Namennennung der Beitragenden erbitten, damit wir die Beiträge durch die öffentlichen Blätter mittheilen, und auch seiner Zeit die Namen derer, die zu diesem Ehrendenkmal mitwirken, auf eine würdige Weise bei dem Denkmale selbst auf die dankbare Nachwelt bringen können. — Die einhenden Beiträge aber, oder auch die Anzeige derselben, um sie dann zur Ersparung der Kosten durch Anweisungen einziehen zu können, erbitten wir uns unter der Adresse:

An den Verein für das Denkmal Schillers, in Stuttgart.

Wir wagen alle diese Anträge an das gebildete Deutschland um so zuversichtlicher, da hier nicht mehr von einem blossen Projekte die Rede ist, dessen Ausführung in weiter Ferne steht, sondern von einer bereits zur Ausführung vorgeschrittenen Unternehmung, und es nur darauf ankömmt, daß der Zweck auf die für Deutschland würdigste Weise ausgeführt werde. Ohne Belästigung des Einzelnen kann durch die Menge kleinerer patriotischer Beisteuern doch etwas Bedeutendes, Deutschland und des deutschen Dichters Würdiges geleistet werden.

Die Unterschriebenen aber machen sich hiermit vor dem ganzen Deutschlande verbindlich, für die gewissenhafte und zweckmäßigste Anwendung der eingehenden Gelder Sorge zu tragen, und von dem Fortgange des Unternehmens von Zeit zu Zeit durch die öffentlichen Blätter gebührenden Bericht abzustatten. — Die verehrlichen Redactionen unserer deutschen Tagblätter ersuchen wir nun ergebenst, ihre beifällige Theilnahme an dieser ruhmvollen Unternehmung durch die geneigte Aufnahme der gegenwärtigen Ankündigung in ihren Blättern zu beurkunden. (Im Juli 1827.)

Der Verein für das Denkmal Schillers, in Stuttgart:

Berge, Factor.	Heinr. Rapp, Kaufmann.
Dietrich, Maler.	D. Reinbeck, Hof. u. Prof.
Erhard, Buchhändler.	Ritter, Stadtrath.
Haug, Hof. u. Ob. Biblioth.	Schott, Dr. jur.
Kocher, Musiklehrer.	Gustav Schwab, Prof.
v. Matthisson, geheimer Hofrath u. Ob. Biblioth.	Seeger, Rechts-Consulent.
Mohl, Staats-Cassen Buchhalter.	Stadelbauer, Ministerial Kanzlist.
Mühlbacher, Architekt.	v. Thouret, Prof. d. Baukunst.
Murschel, Rechts-Consul.	Walz, Dr. jur.

So eben ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Urania.
Taschenbuch auf das Jahr 1828.

Mit 7 Kupfern. Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, 2 Thlr. 6 Gr.

Inhalt: I. Debora. Novelle von Wilhelm Müller. II. Der Ring: Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Von A. von Tromlitz. III. Gianetto der Afrikaner. Novelle von Karl Borromäus von Miltitz. IV. Das Vermächtniß des Freundes. V. Clara von Cossuergue. Novelle von Wilhelm von Lüdemann. VI. Vermischte Gedichte von Gustav Schwab, Alexander Baron Simolin und Christoph August Tiedge.

Ermäßigte Bücherpreise.

Wilhelm Müller, der Sänger der Griechen, starb vor wenigen Tagen. Um die Erzeugnisse dieses dahingeschiedenen Geistes noch mehr als bisher zu verbreiten, hat der Unterzeichnete sich entschlossen, die in seinem Verlage erschienenen Schriften desselben zu ermäßigten Preisen abzulassen, so daß die

Lieder eines reisenden Waldhornisten, 2 Bde.,
Lieder der Griechen, 2 Hefte,

welche im Ladenpreise 2¼ Rthlr. kosten, von jetzt an zu 1½ Rthlr. abgelassen werden sollen, wenn sie zusammen auf Einmal gekauft werden. Nach Neujahr tritt der volle Ladenpreis wieder ein.

C. G. Ackermann.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von Becker, Kind, Wendt und Philippi. Leipzig, bei Joh. Fr. Gleditsch.

Von diesem beliebten Taschenbuche, welches eine kleine Damenbibliothek bildet, und von dem nur noch einige ganz vollständige Exemplare, in einem neuen übereinstimmenden Einbande mit goldnem Schnitte zu haben sind, kostet ein solches Exemplar in sehr ermäßigten Preise, 36 Jahrgänge, mit mehr als 350 Kupfern von guten Meistern gestochen, zu Erzählungen, Novellen und Gedichten der ersten deutschen Prosaiker und Dichter, nur 28 Thlr., die Jahrgänge 1821 — 1826 . . . 3 Thlr.

Die frühern Jahrgänge sind größtentheils vergriffen, und blos noch zu haben:

Jahrg. 1793, 97 und 1800 à 6 Gr.
— 1803, 5 — 7, 12, 14, 17 — 20 à 8 Gr.

In den Buchhandlungen von Mörschner u. Jasper in Wien, J. Wolff in Augsburg und C. A. Hartleben in Pesth ist zu haben:

Die Reitkunst für Damen

auf Quersätteln oder sogenannten englischen Hornsätteln. Nebst Vorschriften für die, sie auf ihren Spazierritten begleitenden Cavaliere. Von Basin d. Jüngern. 12. geheftet. 27 kr.

Der Verfasser, allbekannt als Kunstreiter und Director einer Reiter-Gesellschaft, ertheilte in vielen Städten den Damen Unterricht, so wie auch den Cavalieren Regeln bei deren Begleitung. Sein häufiger Aufenthaltswechsel nöthigte ihn oft, diesen Unterricht zu unterbrechen, was ihn veranlaßte vorstehende kleine Schrift ins Publikum zu bringen.

So eben ist nun beendet und versandt das erste Bändchen des Werkes, von dem das zweite schon der

einigen Monaten erschienen ist. Die Vorreden belehren über Plan und Inhalt, von dem ein Jeder befriedigt seyn wird:

Deutscher Dichtersaal

von Luther bis auf unsere Zeiten. Auswahl, Biographien und Charakteristik. Von L. Gebauer. 16. Bändchen XLIV. und 371 Seiten stark.

Subscriptionspreis für jedes Bändchen in 16mo 12 Gr. auf französischem Papier 16 Gr. in 8vo, Schreibpapier 18 Gr., Velinpapier 1 Rthlr. Pränumerationspreis auf die Lief. von 4 Bänden 1 Rthlr. 16 Gr., 2 Rthlr. 8 Gr., 2 Rthlr. 16 Gr. und 3 Rthlr. 12 Gr.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Nützliche Schrift für Frauen.

Bei G. Basse in Quedlinburg so wie in allen übrigen Buchhandlungen ist zu haben:

Die glückliche Mutter.

Eine populär-medicinische Schrift.

Oder der erfahrne Rathgeber für Mütter, sich während der Schwangerschaft und in der Periode des Säugens gesund und wohl zu erhalten, ihre Kinder an Körper und Geist kräftig zu erziehen, sie vor Krankheiten zu bewahren und dieselben in den gewöhnlichen Krankheitszufällen richtig und zweckmäßig zu behandeln. Eine nützliche Schrift für jede Mutter. Von Dr. Friedrich Richter. 8. Preis 12 Gr.

So eben erschien in unserm Verlage und wurde an sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Der hinkende Teufel zu Berlin,

herausgegeben vom Freiherrn von Biedenfeld.

Drittes Heft (15 Sgr.) oder ½ Thlr.

Cosmar u. Krause in Berlin.

Zu Anfange des Novembers erscheint in der J. G. Voigt'schen Buchhandlung in Jena eine sorgfältige Uebersetzung von

The Epicurean

a tale

by Thomas Moore,

welches, um Collisionen zu vermeiden, hierdurch bekannt gemacht wird.

So eben ist bei Metzler in Stuttgart erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wahl und Führung. Ein Roman von Heinrich Wilhelmi. Zwei Theile. Zweite von neuem sorgfältig durchgesehene Auflage. 8. geh. 4 fl. 30 kr. rhein. oder 2 Rthlr. 16 Gr. sächs.

Das reine christliche Leben in seiner vielfachen Beziehung auf diese Zeit und damit freilich auch in seinem Gegensatze mit so manchen Regungen in derselben in einem anschaulichen und umfassenden Gemälde darzustellen, war die Absicht des geachteten Verfassers bei Ausarbeitung dieser Schrift. Eines Nachdrucks derselben ungeachtet hat die ehrende Theilnahme, welche dieser Schrift zu Theil wurde, eine zweite Auflage möglich gemacht, welche nun hier nach sorgfältiger Durchsicht in erneuerter Gestalt an's Licht tritt, und der wir eine gleich freundliche Aufnahme wünschen. Durch die erste Auflage und die Urtheile literarischer Blätter ist diese Schrift schon so vortheilhaft bekannt, daß hier mehr darüber zu sagen überflüssig wäre.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Das Ebenbild oder das Pfarrhaus zu Lindenwalde. Von J. Satori. 1 Rthlr.

In hohem Grade weiß die Phantasie und den Geist auch dieser Roman anzuziehen, dessen Gegenstand eine in der Wiege vertauschte Prinzessin ist, deren Schicksal sich nach vielen anziehenden Verflechtungen glücklich auflöset.

In Berlin bei F. A. Herbig ist erschienen:

Das Leben der Natur.

Eine Vorschule der Naturgeschichte. Lesebuch für Schulen und Familien, von F. P. Wilmsen. 8. 1 Rthlr.

Allgemein ist die Wichtigkeit des Unterrichts in der Naturgeschichte, und die Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze von den Pädagogen unserer Zeit als eines der wirksamsten Bildungsmittel anerkannt worden, und das Bedürfniß eines zweckmäßigen Lesebuches für diesen Unterrichtsgegenstand wurde daher in allen guten Schulen gefühlt. Darum darf sich „das Leben der Natur", durch welches dies Bedürfniß befriedigt, und den Schulen ein überaus zweckmäßiges naturhistorisches Lesebuch dargeboten wird, die günstigste Aufnahme versprechen, um so mehr, da des Verfassers Geschicklichkeit und Sorgfalt anerkannt, und von ihm nur etwas Gründliches und in der Darstellung Vorzügliches zu erwarten ist. Alle merkwürdige Erscheinungen, Erzeugnisse und Veränderungen der Natur werden hier in der Zeitfolge der Monate und Jahreszeiten dargestellt und entwickelt, und so entsteht ein Gemälde der Natur und ihres Lebens, welches eben so anziehend als belehrend ist.

Als treffliches Weihnachtsgeschenk für die Jugend

eignet sich die von demselben Buche veranstaltete Ausgabe in gr. 12. unter dem Titel:

„Benigna, oder das Leben der Natur." Eine Vorschule der Naturgeschichte ꝛc., geziert mit einer Titel-Vignette und sauber illum. Kupfern, welche von Wolf eben so sinnig und lieblich erfunden als schön gezeichnet, und von L. Meyer gestochen sind. In einem verzierten Umschlag sauber geb. 1¼ Rthlr.

Nro. 36.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Ankündigung.

Foreign Quarterly Review And Continental Literary Miscellany.

Von dieser Zeitschrift wird im Anfange Novembers die zweite Nummer erscheinen. Die Eigenthümer des Werkes hatten die Absicht gehabt, ihre Bemerkungen über die sonderbaren Behauptungen, welche in dem Prospektus einer nachdruckermäßigen Nachahmung dieser Zeitschrift gemacht worden sind, welche unter dem Titel Foreign Review and Continental Miscellany angekündigt ist, bis zu deren Erscheinung zu verschieben. Nach weiterer Ueberlegung scheint es ihnen aber nicht rathsam jene Angaben länger unbeantwortet zu lassen. Folgendes sind die Stellen, wovon hier die Rede ist. — „Es bleibt uns jezt zu sagen übrig, warum, da es bereits eine kritische Zeitschrift unter dem Titel: The Foreign Quarterly Review gibt, wir uns bewogen fühlen, die Gunst des Publikums für eine andere anzusprechen: die Wahrheit ist, daß wir Mit-Redakteurs des früheren Journals gewesen, und dessen erste Nummer in großem Maaße von unsern persönlichen Freunden unterstüzt worden ist, und da wir noch immer die Unterstützung der vorzüglichsten Mitarbeiter für jenes Werk, und nebst diesem noch ausgedehntere Mittel und besser verarbeitete Pläne besitzen, so dürfen wir mit Recht auf einen guten Theil der Ermunterung Anspruch machen, welche jene Zeitschrift erhalten haben mag, nicht zu gedenken der, zu welcher uns unsere neuen und ausgebreiteteren Pläne berechtigen mögen." „Es ist nicht der Mühe werth dem Publikum mit den Ursachen lästig zu fallen, die uns bewogen haben dem Foreign Quarterly Review unsern weitern Beystand zu entziehen; es ist genug, wenn wir melden, daß wir unsere Verbindung mit den Herausgebern aufgegeben, die aber dennoch fortfahren, den Namen jenes Werkes beyzubehalten." Die Eigenthümer des Foreign Quarterly Review halten es für unnöthig, bey dieser Gelegenheit etwas mehr zu sagen, als daß diese ganze Angabe, vom Anfange bis zum Ende, und in allen ihren Theilen, eine schändliche und freche Lüge ist; welches sie bereit sind zu beweisen, sobald die Hrn. Black Young und Young sie dazu auffordern, denn die Hrn. Bossange, Barthés und Lowell, deren Namen als Miteigenthümer und Herausgeber erscheinen, haben sowohl mündlich als schriftlich alle Theilnahme an dem beabsichtigten Werke geläugnet.

London, Nro. 30. Soho Square, den 21. Okt. 1827.

Historische Bibliothek.

(Vorläufige Ankündigung.)

Schon längst haben sich in dem Studium der Geschichte andere Bedürfnisse als die früher gewöhnlichen geltend gemacht. Aus einer bloßen Kriegs- und Regentengeschichte entwickelte sich die sogenannte philosophische Geschichtschreibung des lezten Jahrhunderts, bis mit dem Umschwung der Ereignisse auch die Bedeutung der Völkereigenthümlichkeit, ihres innern und nationalen Lebens mehr und mehr hervortrat. Der Gesichtskreis ward erweitert; man sah ein, daß man nicht mit ein Paar allgemeinen, abgezogenen Begriffen ausreichen, sondern daß man in das innerste Leben und Treiben eines Volkes eingehen müsse: um den Zusammenhang der Ereignisse mit dem Geiste der Nation und ihrer ganzen Weltlage zu erkennen, und sich daraus klar zu machen, was einem Volke Werth, einem Staate Kraft und Dauer gibt. In dem Grade, als hiedurch die Anschauung bestimmter und der Blick reicher wurde, ward auch der Sinn grösser, das Urtheil fester und gerechter. Dieß ist der Standpunkt der neuern Geschichtforschung, wie hervorragende Geister ihn erfaßten und ihn feststellten. Statt die Vorwelt aus ein Paar armen Begriffen der Abstraktion aufzubauen, hat man das Bedürfniß gefühlt, sie in und durch sich selbst zu erkennen. Die lange verschütteten oder im Allgemeinen unbeachtet gebliebenen Quellen wurden wieder aufgesucht, und jeder Trümmer des versunkenen Lebens nachgespürt. Nicht nur manche glänzende Werke historischer Kunst, welche das Ausland in den lezten Jahrhunderten hervorgebracht hatte, gewannen für uns neue Bedeutung, sondern auch manche tiefere Quellen der Geschichte wurden von den Forschern gereinigt, zusammengefaßt und in ihren Ursprachen bekannt gemacht. Je umfassender die Ereignisse sich gestalteten, je mehr und mehr auch die übrigen drey Welttheile in den Kreis der europäischen Bewegung kamen, desto näher trat uns auch das Leben und die Geschichte jener sonst ferngelegenen Völker, und vor allen bot hier Asien ein reiches Feld. Aber diese ganze große Ausbeute der wissenschaftlichen Forschung kann nur dann wirklich lebendige Bedeutung für die Gegenwart erhalten, wenn sie jedem verständlich und zugänglich nicht blos Monopol der Gelehrten bleibt, und wenn es der Stimme der Männer, welche die Bahn gebrochen haben, gelingt, auch den übrigen nach Ausbildung strebenden Theil der Zeitgenossen mit zu ihrer Ansicht heraufzuheben. Ein entgegenkommendes Bedürfniß spricht sich überall aus, selbst in jener stets mehr hervortretenden Meynung für Dichtungen, die auf historischem Boden sich bewegen. So wird die einfach große Wahrheit der Geschichte einen desto bleibenderen Eindruck hervorbringen, je lebendigere Züge und je tiefere Wunder sie in ihrem Schooße birgt, als jede Dichtung des Romans. Die Quellen liegen da, und bedeutende Materialien hat die Wissenschaft zusammengetragen, aber um ihr Werk zu vollenden, muß sie auch das Siegel lösen, durch das die meisten derselben noch der Masse der Gebildeten verschlossen sind. Von diesen Betrachtungen ausgehend, ist der Plan entworfen, die klassischen Quellen der Geschichte der Völker, so wie die ersten Werke der historischen Kunst des Auslandes, in treuen, geistgemäßen Uebersetzungen, in einer großen, umfassenden Sammlung zu vereinigen, welche alles enthalten soll, was dazu dienen kann, ein möglichst volles Bild der einzelnen Völker in ihrem ganzen äußern und innern Leben zu geben, also im Orient namentlich auch die hauptsächlichsten Religions-

und Gesetzbücher, weil diese dort vor allem dem Geiste die Richtung gegeben und die Ereignisse bestimmt haben. Ausgeschlossen sind jedoch von dieser Sammlung die Griechen, Römer und Juden, weil die hieher gehörigen Schriften dieser Völker theils bereits allgemeiner bekannt sind, theils gerade gegenwärtig in vielfältigen Uebertragungen dem Publikum geboten werden, woraus sich dann jeder bequem, je nach seinem besonderen Bedürfniß, die Lücke ergänzen kann. Ein demnächst erscheinender ausführlicher Plan wird die Auswahl der Werke, und die Bedingungen der Erscheinung bezeichnen, aus welch lezteren sich dann ergeben dürfte, wie unbedeutend, im Verhältnisse zum Ganzen, die Kosten der Anschaffung seyn werden. Einstweilen mögen diese wenigen Grundzüge hinreichen, um vorläufig auf das Unternehmen aufmerksam zu machen und anzudeuten, in welchem Geiste dasselbe angefangen und zu Ende geführt werden wird.

Stuttgart, den 1. Nov. 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In den Buchhandlungen von Mörschner und Jasper in Wien, J. Wolff in Augsburg und C. A. Hartleben in Pesth ist zu haben:

Enthüllte Geheimnisse aller

Handelsvortheile der Pferdehändler

und ihrer Pferdeverschönerungskünste. Aus den Papieren des verstorbenen israelitischen Pferdehändlers Abraham Mortgens in Dessau zu Nutz und Frommen aller derer mitgetheilt, welche beym Ein- und Verkauf von Pferden mit Vortheil handeln und Schaden und Betrug vermeiden wollen. Nebst einem Anhange über die neueste und einfachste Art des Englisirens und die für den Händler daraus erwachsenden Vortheile. Zweyte verbesserte Ausgabe. gr. 8. geheftet. Preis 1 fl. 48 kr.

Dem tiefen Sachreichthum, womit diese Schrift die Wahrheit in treffenden Zügen darstellt und jedem Liebhaber die interessantesten Aufschlüsse gibt, verdankt sie in kurzer Zeit die Auszeichnung einer zweyten Auflage. — Mit solcher Aufrichtigkeit, Sachkunde und mit so zahlreichen Erfahrungen, als es hier geschieht, sind früher schwerlich noch die beym Pferdehandel so unentbehrlichen Winke und Klugheitsregeln mitgetheilt worden.

Anzeige.

Florian's sämmtliche Werke. Neu übersezt von L. G. Förster, dem Uebersetzer des Cervantes und des Ossian. In zwey verschiedenen Ausgaben.

1) Taschenausgabe auf weissem Druckpapier. 18 Bände. geh. Preis à Band 9 Ggr. oder 40 kr.

2) Octavausgabe auf Velinpapier. 9 Bände. Preis à Band 1 Thlr. 8 Ggr. oder 2 fl. 24 kr.

Immer wird der liebenswürdige, feinfühlende Florian klassisch bleiben. Er ist einheimisch geworden im deutschen Vaterlande, welches er auch in jeder Hinsicht, sowohl seiner reinen und leichten Sprache, als auch seiner lieblichen Dichtungen und ganz sittlichen Darstellungen wegen, mit Recht verdient.

Die Werke Florian's werden in folgender Ordnung geliefert werden: 1) Novellen: Blomberis, Peter, Cölestine, Sophronimus, Sanch, Bathmendi, Rosalba, Selmours, Selico, Claudine, Zulbar, Camireh, Valeria. 2) Wilhelm Tell. 3) Eliesar und Nephthali. 4) Numa Pompilius. 5) Fabeln. 6) Theater. 7) Idyllen: Myrtill und Chloe, Estelle ꝛc. 8) Gonzalvo von Cordova, oder die Wiedereroberung Granada's. 9) Galatea. 10) Vermischte Schriften. 11) Briefe. 12) Florians Jugend. 13) Nachgelassene Schriften.

Das Ganze wird im Laufe des Jahres 1828 beendigt werden. Für äußere Eleganz und correkten Druck ist bestens Sorge getragen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig und Quedlinburg, im September 1827.

Basse'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen:

Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerika und ihre Denkmäler, gesammelt von Friedrich Wilhelm Assall, Berghauptmann des Staates Pensylvanien. Herausgegeben mit einem Vorberichte von Franz Joseph Mone, ord. Prof. der Geschichte und Statistik zu Heidelberg. Mit einem Atlas von 12 Steintafeln. 2 Rthlr. 16 gGr. oder 4 fl. 30 kr.

Der Welttheil, auf welchen die Blicke der ganzen Menschheit gerichtet sind, in welchem sich der Wendepunkt der Weltgeschichte vorzubereiten scheint, wird mit Recht mehr und mehr der Gegenstand der fleißigsten Forschungen, und jedes Jahr bringt uns die wichtigsten Resultate für die Gegenwart und für die Zukunft. Wie überraschend und wie interessant ist es aber, in diesem Theil der Erde, den wir uns gewöhnlich nur als neu entdecktes Land vorstellen, in welchem die Kultur sich erst allmählich entwickelt, nun auch schon aus dem grauen Alterthum herüber die merkwürdigsten Ueberreste von einem Zustande kennen zu lernen, der auf eine völlig organisirte Bevölkerung unbezweifelbar hindeutet; und der Verfasser verdient um so mehr die Bewunderung der Zeitgenossen, da er mit den sparsamsten Hülfsmitteln den kühnen Gedanken gefaßt und so befriedigend ausgeführt hat, jene Alterthümer oft unter den größten Beschwerden und Hindernissen aufzuspüren, und an Ort und Stelle bis zur Vermessung genau auszuforschen. Das Werk nimmt also unstreitig eine höchst wichtige Stelle in unserer Literatur ein, da die wenigen fremden Vorarbeiten darin genau berücksichtigt sind, und wird durch seine Darstellungsweise das Interesse aller Leser um so unfehlbarer gewinnen und befriedigen.

Heidelberg im September 1827.

August Oßwald.

In den Buchhandlungen von Mörschner und Jasper in Wien, J. Wolff in Augsburg und C. A. Hartleben in Pesth ist zu haben:

Jahrbuch für Pferdezucht,

Pferdekenntniß, Pferdehandel, die militärische Campagne-Schul- und Kunstreiterey und die Roß-

arzneykunst in Deutschland und den angränzenden Ländern auf das Jahr 1827. Herausgegeben von S. v. Tennecker. Vierter Jahrgang. Mit des Herausgebers Porträt 12. Cartonnirt. Preis 2 fl. 24 kr.

Für die zahlreichen Interessenten dieses Jahrbuches bedarf es blos der Anzeige der Erscheinung des gegenwärtigen 4ten Jahrgangs. — Dasselbe fährt fort für die auf dem Titel genannten Gegenstände ein Centralarchiv zu bilden, in das die geachtetsten Schriftsteller ihre Erfahrungen niederlegen. So enthält auch dieser neueste Band wieder Beyträge von dem k. pr. Hrn. Kreisthierarzt Lichte in Erfurt (über die unter den Pferden herrschende Epizootie), die immer im Werth bleibende Instruktion für angehende Cavallerie-Offiziere über den Dienst auf der Reitbahn vom vormal. Oberst und Kommandeur d. kön. sächs. Husarenregiments v. Süsmilch. — Ferner eine Abhandlung über die Stellungen und Bewegungen d. Pferdes, vom k. k. Stallm. Hrn. v. Richthofen. — Ansichten über den Standpunkt des Pferdes in der menschlichen Gesellschaft und über die Reitkunst unserer Zeit. — Ueber Pferdekenntniß und Pferdehandel vom Pferdehändler Veitel Hirsch in Dessau. — Beschreibung des Gestüts zu Harzburg von Hrn. Amtm. Schmidt in Stapelnburg. — Beschreibung des Hauptgestüts Gradiz, und der Nebengestüte zu Döblen, Neu-Bleesen und Repitz. Von L — r. — Ein Schreiben des Hrn. Barons von Wesselényi zu Sibo in Siebenbürgen. — Neue Verordnung des Königs von Frankreich über Einrichtung der Thierarzneyschulen. — Ueber den Sattel. — Heilverfahren der Verstopungs-Kolik. Vom Hrn. Thierarzt Wilsdorf in Döbeln u. s. w.

Ueber den Werth dieses Jahrbuches überhaupt findet man in der sehr ehrenvollen Kritik desselben, Leipz. Literaturzeitung. 1827. Nr. 91. S. 723 die befriedigendste Auskunft.

Bericht
über
die Deutsche und Arabische Ausgabe
der
Tausend und Einen Nacht
und über
die neue Ausgabe der
Insel Felsenburg.

I. Die Deutsche Ausgabe.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum erstenmal aus einer tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersezt von Max. Habicht, Fr. H. v. d. Hagen und Karl Schall. Zweyte verbesserte, vermehrte und verschönerte Ausgabe. 15 Bändchen. Mit 15 Titelzeichnungen.

gr. 16. 1827. Velindruckpapier.

Praenumerationspreis 6 Rthlr. 6 gr.

a) Ueber Inhalt und Werth.

Diese vollendete neueste deutsche Ausgabe, gibt die ergötzliche 1001 Nacht, bis auf wenige in allen bekannten Arabischen Handschriften noch fehlenden Nächte zum erstenmal vollständig und somit auch den Schluß des Ganzen, mit der 1001ten Nacht, wie sie noch in keiner andern europäischen Sprache jemals gegeben worden ist. Dadurch enthält sie entschiedene Vorzüge vor allen andern Ausgaben, und Engländer und Franzosen müssen nun aus dem Deutschen übersetzen, wenn sie ihre Ausgaben vollständig liefern wollen.

Die Ausgaben von Galland und Gauttier in Paris, und Jonathan Scott in London, sind zwar der unsrigen zum Grunde gelegt, aber vorher genau mit der Habicht-Tunesischen Handschrift verglichen, und aus dieser überall ergänzt; alles, was die Tunesische Handschrift mehr enthält, und somit auch der Schluß des Ganzen, an 200 neue Nächte aus dieser enthaltend, ist hier treu, nicht überarbeitet wiedergegeben. Und hier wird es großes Interesse gewähren zu sehen, wie diese Mährchen ursprünglich im altmorgenländischen Style klingen.

Nicht leicht ist ein auf Unterhaltung berechnetes Werk, welches daneben ein treues Gemälde des Arabischen Volkes in seiner Blütezeit liefert, als Original und Uebersetzung zugleich, so weit durch den größten Theil Asiens, Nordafrika's und durch ganz Europa verbreitet worden. Für die Phantasie hat es unwiderstehliche Reize. Hörende können nicht satt werden sich daraus erzählen zu lassen; für Lesende gehört es zu jener Art Schriften, die man verschlingen möchte. Lichtenberg in seinen Schriften meynt: es enthalte mehr ächte Lebensweisheit als viele von den Leuten glauben, die Arabisch lernen. E. T. A. Hoffmann, in den Serapionsbrüdern, nennt es ein ewiges Buch, welches uns mitten in der Alltäglichkeit den wunderbarsten Zauber erschließt. Jean Paul, in seiner Vorschule der Aesthetik, stellt mehrere Liebgeschichten in den Arabischen Mährchen unter die Beyspiele der Romantik, und in einem Briefe an den Verleger sagt er: „Die 1001 Nacht — auch für den großen Montesquieu ein Schoosbuch — ist die wahre Weihnachtgabe für Männer.“ — Eben so beyfällig begrüßt Goethe unsere Ausgabe, wenn er an den Verleger schreibt: „Die reichen Bändchen der Tausend und Einen Nacht haben mir die angenehmsten Abendunterhaltungen bereitet.“ — Und so ist es ein Buch für Alle, weß Standes, Ranges, Alters und welcher Bildung jeder auch seyn möge, und mit Hoffmann ein ewiges Buch zu nennen. —

b) Ueber die äußere Einrichtung und den Preis.

Dieses anziehende, für Jung und Alt immer neue Buch, ist von der gebildeten Lesewelt so günstig aufgenommen worden, daß die erste Auflage binnen Jahresfrist sich vergriffen hat. Indem eine zweyte Auflage nöthig wurde, war es unser Bestreben, diese in jeder Hinsicht noch vollkommener als die erste auszustatten, welche nun auf folgende Art erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben ist.

1) Werden alle 15 Bändchen auf einmal geliefert.
2) Ist der Text nochmals durchgehends revidirt, und mit neuen Nächten vermehrt worden, wodurch die drey erscheinenden schlechten Nachdrücke unbrauchbar werden.
3) Druck und Papier sind diesmal von Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig.
4) Zur fernern äußeren Ausschmückung sind 15 Titel-Zeichnungen beygegeben, welche von Herrn von Schwindt in Wien überaus sinnreich komponirt und gezeichnet, und von George Watts aus London trefflich in Holz geschnitten sind.
5) Der frühere Subscriptionspreis ist, ungeachtet des höhern Kostenaufwandes bey der jetzigen Auflage, noch

ermäßigt worden, und jezt so wohlfeil, (jedes Bändchen mit einer schönen Titelzeichnung nur 10 Gr. oder 12½ (Gr.), daß jeder von den drey erscheinenden Nachdrücken im Preise höher zu stehen kommt.

Und so hoffen wir, werden Freunde schöner, korrekter und wohlfeiler Original Ausgaben, dieser neuen splendiden Ausgabe der Tausend und Einen Nacht ihre beyfällige Theilnahme nicht versagen.

II. Die Arabische Ausgabe oder das Manuscript aus Tunis.

Tausend und Eine Nacht. Arabisch. Nach einer Tunesischen Handschrift. Nebst Erklärung der darin vorkommenden und in den Wörterbüchern, namentlich im Golius, fehlenden Wörter. Herausgegeben von Dr. Max. Habicht.

1r bis 3r Band. 8. Geheftet. 9 Rthlr.

Gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe dieses trefflichen Werkes, wurde auch der Druck des Originals in Arabischer Sprache beschlossen, welcher weder in London noch in Paris bisher unternommen worden, obgleich dort die englischen und französischen Ausgaben von Jahr zu Jahr sich mehren, und so eben jezt in London wieder eine neue englische Ausgabe der Tausend und einen Nacht in Einem Bande mit Holzschnitten, die aber den Holzschnitten unserer deutschen Ausgabe bey weitem nachstehen, und in Paris eine neue Miniaturausgabe von demselben Werke erscheint.

Indem sich nun die Pariser und Londoner Orientalisten bisher blos damit beschäftigt haben, ihre Uebersetzungen aus dem Arabischen zu berichtigen und zu ergänzen, so wird das wahrhaft verdienstliche Unternehmen einer ersten Arabischen Ausgabe obiges Werkes mit Wort-Erklärungen, durch den Orientalisten Herrn Dr. und Professor Habicht in Breslau, gewiß immer größere Anerkennung finden.

Bis zum dritten starken Bande ist die Arabische Ausgabe nun im Druck vollendet, und wir können die Versicherung geben, daß die Fortsetzung auch ferner bis zum Schluß gegeben werden wird.

Mögen öffentliche Bibliotheken, so wie Sprachgelehrte, dieses Unternehmen theilnehmend unterstützen und fördern!

III. Die neue Ausgabe der Insel Felsenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer.

Eine Geschichte aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck.

6 Bändchen. gr. 16. Feines Velinpapier. 1828.

Erster Pränumerationspreis 3 Rthlr.

Dieses Werk, welches, neben seinem großen, stoffartigen Interesse, das deutsche Volksleben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nach allen seinen verschiedenen Richtungen, eben so anmuthig als lebendig veranschaulichet, und das als Epos damaliger Zeit angesehen werden kann, enthält einen Kranz vortrefflicher, oft wunderbar romantischer Novellen, deren Rahm und Einfassung eben die Geschichte und Beschreibung der fabelhaften Insel Felsenburg ist. Der neue Bearbeiter hat das Eigenthümliche der ursprünglichen Dichtung, in einfachem, aber zeitgemäßem Tone treu wiedergegeben und somit auch jene treuherzige Chronik der Insel und das Leben des Altvaters. Die vorangehende Einleitung zur Darstellung und Charakteristik der gesammten modernen Romanen-Literatur, ihres Ursprungs, so wie ihrer Entwickelung und Bedeutung von Ludwig Tieck, wird das Interesse der Literaturfreunde gewiß im hohen Grade in Anspruch nehmen.

Das 1ste und 2te Bändchen ist erschienen, die folgenden Bändchen erscheinen so schnell, als die Druckerey sie zu liefern im Stande ist. Mit Erscheinung des lezten Bändchens hört der jetzige wohlfeile Preis für ein so bogenreich und elegant gedrucktes Werk auf, und es tritt der 2te Pränumerationspreis von 3 Rthlr. 20 Gr. ein.

Inhalt des 1sten Bändchens: 1) Vorrede zur neuen Ausgabe der Insel Felsenburg von Ludwig Tieck. 2) Geschichte des Eberhard Julius. 3) Geschichte des Kapitän Wolfgang. 4) Fortsetzung der Geschichte des Eberhard Julius. 5) Geschichte des Albert Julius. 6) Geschichte des Don Cyrillo de Valaro.

Inhalt des 2ten Bändchens: 1) Fortsetzung der Geschichte des Albert Julius. 2) Geschichte der Judith von Manders. 3) Geschichte des David Rawkin. 4) Geschichte der Virgilia von Cattmers. 5) Fortsetzung der Geschichte des Kapitän Wolfgang. 6) Geschichte des Magister Schmelzer. 7) Geschichte des Mathematikus Litzberg.

Breslau im September 1827.

Josef Max und Komp. in Breslau.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Voyages intéressans par Campe François et Anglois pour l'usage de ceux qui étudient l'une ou l'autre de ces deux langues. L'anglois par W. Fardely. 8. 2 fl. 24 kr. rhein. 1 Thlr. 8 gGr. sächs.

Indem wir dieses Buch mit der Versicherung anzeigen, daß der Verfasser dadurch nicht blos eine neue, sondern eine wirklich durch die Erfahrung bewährte Methode für Unterricht und Erlernung, vorzüglich der englischen Sprache aufgestellt hat, verweisen wir dießfalls auf seine eigene nähere Auseinandersetzung, in der Vorrede und Einleitung. Wir glauben aber damit eine desto willkommenere Erscheinung zu bieten, je mehr das steigende Interesse für die englische Literatur und die immer häufiger werdenden Berührungen mit der englischen Nation die Kenntniß ihrer Sprache zu einem fast unerläßlichen Bedürfniß machen, dessen Befriedigung durch dieses Hülfsmittel so manche abschreckende Schwierigkeit verliert, von der bisher viele sich abhalten ließen. Der Stoff, welchen der Verfasser in den durch unerlöschliches Interesse wichtigen Reisen des unsterblichen Campe gewählt hat, gibt dem Uebungsbuch noch überdies den Werth einer anziehenden Unterhaltung und, indem es also auch hierdurch den Unterricht fördert, zugleich die Eigenschaft eines sehr erwünschten Geschenkes.

Heidelberg im Oktober 1827.

August Oßwald's Universitäts-Buchhandlung.

Nro. 37.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Taschenbuch
für
Damen,
Auf das Jahr 1828.
Preis 5 fl. 24 kr.

Dieses Taschenbuch enthält zehn englische, von den besten Meistern gestochene Blätter, meistens ernste und heitere Charakterscenen vorstellend und mit einem ausführlichen Text versehen.

Der prosaische und poetische Inhalt ist reich und gewählt. Ihn bilden auf 30 Bogen: 1. Die Neugierigen, Novelle von G. Döring. 2. Columbus, von G. Schwab. 3. Stammbuchblätter, von M. Beer. 4. Venus in Rom, Novelle von W. Alexis. 5. Zwölf Sonnette von E. v. Schenk. 6. Der Thurm mit sieben Pforten, vom Grafen Platen. 7. Gesang der Würtemberger, von Matthisson. 8. Des Neckars Treue, Romanze von E. Grüneisen. 9. Das Gastmahl des Theoderich, von Streckfuß. 10. Das Bild des Kaisers. Novelle von W. Hauff.

Wir bemerken schließend, daß in diesem reichen Schmuck in Deutschland noch nie ein Taschenbuch erschienen ist.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

André, C. C., National-Kalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1828, zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. 6r Jahrg. Mit 3 Abbildungen und 2 Musikblätter. gr. 4. broch. fl. 2.

Inhalt: Kalender. Das Gedenkbuch. Mannichfaltigkeiten. Merkwürdigkeiten am Himmel. Feste, Fastennacht. Kalender-Bestimmungen. Valentin Mürrisch. Zimmermanns-Rede nach vollendetem Thurmbau. Schiffbruch des Schiffes Royal Charlotte. Warnung vor Unvorsichtigkeit mit Feuer und Licht. Nationalsitten. Kirchweihfeste, Taufen und Hochzeiten zu Schmalkalden, im 17ten und 18ten Jahrhundert. Plan zu einer landwirthschaftlichen Erziehungs- und Lehr-Anstalt für arme Kinder, als Staats-Institut. (Mit 2 Baurissen.) Der Bauernkrieg und die Wiedertäufer. Der Blutigel, ein Wetter-Prophet. Amerikanische Charakterzüge. Stucco lustro oder der verunglückte Großstädter. Der Staat. Der Mensch hat ein Recht auf Eigenthum. See-Krankheit. Die schwarzen Blattern. Aechter Christensinn. Zwey Pulver-Entzündungen in Landau. Barthel junior und senior oder: die Wahlverwandtschaften. Krieg der Schneider und Zimmerleute. Gute und Böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Feinde und Wohlthäter des Menschengeschlechts. Einer gegen Fünf. Der deutsche Franzose. Kern des Nüßleins im vorigen Jahrgang Nr. XXVI. Vortheile in der Haushaltung. Verfälschung des Essigs und deren Prüfung. Der Mauleselaufruhr in Rom. Hinkliecchen. Poetische Erzählung von Prätzel. Belehrung über den Gebrauch der Brillen. Beschreibung und Anwendung der Hörmaschine mit biegsamen Leitungsröhren von Dunker. Der dankbare Ritter. Das Königreich Sachsen. Der neue Pfarrer zu Altenkirchen auf der Insel Rügen. Die lebendigen Strassen. (Mit einer Abbildung Taf. III.) Georg Treumann, seine Familie und Freunde. IV. Das Gespenst. Die Wochenstube. Unverhoffte Rettung aus großer Gefahr. Roberts Wanderungen. Moses Isaak, gemeiniglich Mausche Nudel, der Räuberhauptmann. Die Luftsteine. Cantor Herrmann. Erziehung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Gespenster-Geschichten. Frau von Armfeld, ein Opfer der Gespensterfurcht. Muschel. Wiegenlied. Musik von W. Häser. Vierstimmiger Canon von W. Häser. Die berühmte Linth-Unternehmung in der Schweiz. Das Gebet. Der originelle Geizhals. Gewittergefahren. Hehls Anleitung zur Errichtung und Untersuchung der Blitzableiter. Martin und Maria. Fragmente einer Reise durch Süddeutschland und die Schweiz im Sommer 1825. (Von einem Altenburgischen Bauern.) Auswanderung. Feuersgefahren. Rettungsanstalt bey Feuersgefahr in Ulm an der Donau. Der Leichenzug des Herzogs von Istrien. Die Todten spuken. Prälat Hebel. Der Wächter in der Mitternacht nach Hebel. Religionstoleranz. Griechenvereine. Hülfe für das unglückliche Griechenland. Ostindischer Mädchenraub. Joseph von Fraunhofer. Formular eines Familienregisters, wie es seiner Nützlichkeit wegen, von jedem Hausvater geführt zu werden verdiente. Kurze Anweisung, die Verfertigung eines guten Flintglases zu erleichtern. Scheintod- und Lebensrettungen. Der Musterbeamte. Grundsätze und Betrachtungen für einen jungen Menschen, der sich dem Stande eines Herrschaftsbeamten widmet. Erinnerung über vorsichtige Behandlung der Todten. Wie kann man ein Glas Wein aus einer Bouteille trinken, ohne den Stöpsel aus derselben zu ziehen? Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. Durch Wasser. — Der Schwimmring. Durch Schnee und Lavinen. Fuhrwerk. Thiere. Spielpulver. Gift. Dämpfe. Einsturz von Gebäuden. Empfehlungswerthe Schriften.

Die früheren Jahrgänge sind bey portofreyer Einsendung des Betrags, der Jahrgang für fl. 1 zu haben, so weit der Vorrath reicht.

Neue, elegante Taschen-Ausgaben,
à Bändchen 9 Gr. oder 40 kr.
welche in der Basse'schen Buchhandlung in Quedlinburg, so wie in allen übrigen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind:

Ossian's Gedichte.

Neu übersetzt von L. G. Förster. 3 Bändchen, à 9 Gr. — Schreibpapier à 12 Gr. — Velinpapier à 16 Gr. — geh.

Florian's sämmtliche Werke.

Neu übersetzt von L. G. Förster. 1stes und 2tes Bändchen, à 9 Gr. Geheftet. — Octav-Ausgabe auf Velinpapier, 1ster Band à 1 Thlr. 8 Gr.

(Die Taschen-Ausgabe wird 18 Bändchen, die Octav-Ausgabe 9 Bände stark.)

Geschichte der französischen Revolution

von 1789 bis 1814. Von F. A. Mignet. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. F. H. Ungemitter. 1 — 4tes Bändchen, à 9 Gr. Geheftet.

v. Segur's Denkwürdigkeiten.

oder Erinnerungen und Anekdoten. Nach der neuesten französischen Original-Ausgabe übersetzt von L. G. Förster. 1 — 4tes Bändchen, à 9 Gr. Geheftet.

Geschichte Englands,

von dem ersten Einfalle der Römer an. Von Dr. John Lingard. Nach der dritten Ausgabe des Originals verdeutscht von C. v. S. 1stes und 2tes Bändchen, à 9 Gr. Geheftet.

Boccaccio's sämmtliche Werke.

Neu übersetzt. 1stes Bändchen. à 9 Gr. — Velinpapier à 16 Gr. Geheftet.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Die Spanier auf Fühnen. Trauerspiel in vier Aufzügen von Fanny Tarnow. 16 Gr.

In dem großen Drama der jüngsten Vergangenheit war der Aufenthalt des Spaniers de la Romana und seiner Kriegsgefährten, auf den dänischen Inseln, und die ihm gelungene Verschwörung gegen Napoleons Plane eine merkwürdige Episode. Die deutsche Bearbeiterin hat den, von einem Ausländer gegebenen Stoff, mit so geschickter Hand behandelt, daß sie uns hier ein Schauspiel schenkt, welches besonders auch für die Bewohner des Schauplatzes der Begebenheit, die sich derselben als Zeugen erinnern, von großem Interesse seyn muß.

Roth, A. G., Enumeratio plantarum Phaenogamarum in Germania sponte nascentium. Tomus primus. Sectio prima. 8. maj. (64 B.). Lipsiae sumtibus J. F. Gleditsch. 1827. Druckpapier 4 Thlr. 16 Gr. Velinpapier 5 Thlr. 12 Gr.

Dieses längst erwartete Werk, welches an die Stelle des von demselben Verfasser geschriebenen und schon länger vergriffenen Tentamen Florae Germaniae. 3 Vol. treten wird, liefert die Erfahrungen und Beobachtungen eines Lebens-Alters, und ist der Name des Herrn Verfassers unter den deutschen Botanikern eben so hoch geehrt, als seine Werke geschätzt sind. Da das Manuscript vollendet ist bis auf die lezte Revision, und der Druck ununterbrochen fortgehet, so ist die Vollendung im kommenden Jahre mit Sicherheit anzunehmen, und wird man mit Druck und Papier gewiß zufrieden seyn. Von demselben Verfasser erschien in demselben Verlage:

Catalecta botanica, quibus Plantae novae et minus cognitae describ. atque illustrantur. 8. maj. Fasc. I.–III.
c. fig. nigr. . . . 7 Thlr. 16 Gr.
— color. . . . 10 — 16 —

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Erstes bis zehntes Bändchen.

8. Auf feinem franz. Schreibpapier. Geh. 13 Thlr 12 Gr.

Erstes Bändchen: Martin Opitz. 16 Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.

Zweytes Bändchen: Andreas Gryphius. 15½ Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.

Drittes Bändchen: Paul Flemming. 19½ Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.

Viertes Bändchen: Rodolf Weckherlin. 15½ Bogen. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Fünftes Bändchen: Simon Dach; Robert Roberthin; Heinrich Albert. 17 Bogen. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Sechstes Bändchen: Friedrich Logau; Hans Aßmann von Abschatz. 15 Bogen. 1824. 1 Thlr. 4 Gr.

Siebentes Bändchen: Julius Wilhelm Zinckgref; Andreas Tscherning; Ernst Christoph Homburg; Paul Gerhard. 16½ Bogen. 1825. 1 Thlr. 8 Gr.

Achtes Bändchen: Joh. Rist; Daniel Georg Morhof. 13½ Bogen. 1825. 1 Thlr. 4 Gr.

Neuntes Bändchen: Georg Philipp Harsdörfer; Johann Klai; Sigmund von Birken; Andreas Scultetus; Justus Georg Schottel; Adam Olearius; Johann Scheffler. 15 Bogen. 1826. 1 Thlr. 4 Gr.

Zehntes Bändchen: Johann Christoph Günther. 13½ Bogen. 1827. 1 Thlr. 4 Gr.

Jedes Bändchen, mit Biographien und Charakteristiken der darin enthaltenen Dichter versehen, ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.

Leipzig, den 30sten August 1827.

F. A. Brockhaus.

Vor Kurzem ist in Ernst Kleins Comptoir in Leipzig erschienen:

Manuscript vom Jahre Tausend Achthundert und Zwölf. Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres als Beytrag zur Geschichte des Kaisers Napoleon, vom Baron Fain, damaligem Cabinets-Sekretär und Archivar. Rechtmäßige deutsche Ausgabe von E. Klein und Belmont. 2 Bände gr. 8. geh. 3 Thlr. Dasselbe mit 7 Charten und Plänen 4 Thlr.

Manuscrit de mil huit cent douze. Contenant le Précis des événemens de cette année, pour servir à l'Histoire de l'Empereur Napoléon, par le Baron Fain, son Secrétaire-Archiviste à cette

Époque. 2 Vol. gr. en 8. 4½ Thlr. le même sans cartes, 3⅓ Thlr.

Das Publikum sah mit dem lebhaftesten Interesse einem Werke entgegen, das von Europas Catastrophe handelt, von einem Mann verfaßt, welcher der historisch-merkwürdigsten Person unsers Zeitalters so nahe stand, dessen Beruf zur Darstellung sich schon bewährt hat. — Wichtig sind die Aufschlüsse, welche er gibt; ergreifend und fesselnd ist der Eindruck, den seine lebhafte, schlagende und erschöpfende Darstellung, verbunden mit blühendem und correktem Styl, auf den Leser macht. Ihn treu wiederzugeben, war eifriges Bestreben der deutschen Herausgeber, so wie Berichtigung der Namen ꝛc. in den Ausgaben beyder Sprachen. Die Charten sind die Originale der Pariser Ausgabe. Besonders die Ausgabe in französischer Sprache kann sich wohl den bestgedruckten ausländischen Büchern gleichstellen.

Anzeige.

Mit Anfang des Jahrs 1828 erscheint zu Hamburg eine neue, so höchst zeitgemäße und lehrreiche, wie die mannigfaltigste und interessanteste Unterhaltung gewährende Doppel-Zeitschrift, die hinsichtlich ihres ganz eigenthümlichen Planes und der von mehreren unserer geistreichsten Schriftsteller übernommenen Ausführung desselben, sich von allen anderen Unterhaltungsblättern wesentlich unterscheiden wird, und daher in keinem Lesezirkel fehlen dürfte, unter dem Titel:

„Der neue Wandsbecker Bote, Asmus omnia sua secum portans, der zweyte, und die Teufelszeitung, redigirt von Satanas, dem Fürsten der Finsterniß, und verfaßt von sämmtlichen Teufeln und Hexen."

In der ersten Zeitschrift werden alle erfreulichen, in der leztern, die ein direktes Oppositionsblatt zu jener ist, alle unerfreulichen Ereignisse unserer Zeit, mit dem wohlthätigen Lichte der gesunden Vernunft, einer populären Lebensweisheit und eines allgemein ansprechenden, erheiternden Humors beleuchtet werden. Beyde vereint bilden daher einen hellgeschliffenen Zeitspiegel, der alles in dem neuesten Fortgange der Menschheit sich entwickelnde Gute und Vernünftige, wie Böse und Unvernünftige, so klar als vollständig überblicken lassen wird; jenes zum tröstlichen und ermunternden Beyspiel, dieses zur heilsamen Warnung und Abschreckung.

Bestellungen auf diese, sich solchergestalt über Religion, Moral, Literatur, Kunst, Tagesgeschichte und geselliges Leben, in der mannigfaltigsten Form von geistreichen Erzählungen, Gedichten, Kritiken, Korrespondenzen, Notizen, Anekdoten u. s. w. allgemein verbreitende humoristische Volks-Zeitschrift, sind bey allen wohllöblichen Postämtern und Buchhandlungen zu machen, wo auch die ausführlichere „Ankündigung dieser Zeitschrift" unentgeldlich zu bekommen ist. —

Der Wandsbecker Bote erscheint wöchentlich zweymal, die Teufelszeitung einmal, und ist der jährliche Preis für beyde 15 Mk. Crt. oder 6 Rthlr. Sächs. Crt.

Hamburg, im Oktober 1827.

Lübbers u. Schubert.

Tieck's Schriften,

(theils von ihm selber, theils von ihm bevorwortet)

welche im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind:

1) Die Insel Felsenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck. 6 Bändchen. Taschenformat. 1828. Pränumerationspreis 3 Rthr.

Das 1ste und 2te Bändchen ist erschienen, die folgenden Bändchen erscheinen so schnell, als die Druckerey sie zu liefern im Stande ist. Mit Erscheinung des lezten Bändchens hört der jetzige wohlfeile Preis für ein so bogenreich und elegant gedrucktes Werk auf, und es tritt der 2te Pränumerationspreis von 3 Rthlr. 20 Gr. ein.

2) Leben und Begebenheiten des Escudero Markos Obregon. Oder Autobiographie des spanischen Dichters Vicente Espinel. Aus dem Spanischen zum erstenmal in das Deutsche übertragen und mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet von Ludwig Tieck. 2 Bände. 8. 1827. 2 Rthlr. 6 Gr.

Ueber dieses an Interesse noch den Gil Blas überwiegende und zugleich literarisch wichtige Werk ist kürzlich eine ausführliche Recension in den Brockhausischen Blättern für literar. Unterhaltung erschienen, worauf wir verweisen.

Wegen Nachdruck's treten bey nachstehenden Schriften bis Ende d. J. folgende ungemein wohlfeile Preise ein:

3) Dramaturgische Blätter. Nebst Berichten über die englische Bühne, und Bemerkungen, Einfälle, Grillen über das deutsche Theater auf einer Reise im Jahre 1825. Von Ludwig Tieck. 2 Bde. gr. 16. 1826.

Daß der Preis eines klassischen Werkes, bey einem des innern Werthes angemessenen, aber deßhalb beträchtlichen Honorar, schönem Druck und vorzüglichen Papier, nicht geringer als 2 Gr. für jeden Druckbogen, gerechnet werden könne, davon wird jeder Einsichtsvolle sich überzeugen; daß aber der Nachdrucker bey schlechtem Druck und Papier, und ohne alle Honorarzahlung, in Hinsicht eines wohlfeileren Preises den rechtmäßigen Verleger zu überbieten im Stande ist, ist eben so gewiß. Dem Nachdrucker-Unfug aber zu begegnen, bleibt dem rechtmäßigen Verleger leider kein anderes Mittel übrig, als seinen auf das Billigste berechneten Preis, wenn auch zu eigenem Schaden, noch unter den Nachdruckerpreis zu ermäßigen, was wir nun bey obigem Werke, wie früher bey 1001 Nacht, zu thun veranlaßt sind. Der bisherige Preis von 3 Rthlr. 8 Gr. ist

bis zu Ende des Jahres 1827 für beyde Bände auf 2 Rthlr. herabgesezt,

wofür nun die Dramaturgischen Blätter in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind. Einzelne Bände kosten aber nach wie vor 1 Rthlr. 16 Gr.

4) Pietro von Abano oder Petrus Apone. Zaubergeschichte von Ludwig Tieck. 8. Kartonirt.

Bisheriger Ladenpreis 1 Rthlr. Jetziger, wegen Nachdrucks ermäßigter Preis bis Ende d. J. 14 Gr.

Unter der Presse befinden sich, und erscheinen in einigen Wochen:

5) Novellen von Ludwig Tieck. 5r Band. Enthält: 1) Der Alte vom Berge. — 2) Die Gesellschaft auf dem Lande. 8. 1828.

Wir erlauben uns die gebildete Lesewelt darauf aufmerksam zu machen, daß alle diese Werke in Druck und Papier ganz vorzüglich ausgestattet, und dem gemäß im Preise wahrhaft billig sind; die Preise von der Insel Felsenburg und den Dramaturgischen Blättern sind aber im Verhältniß fast noch wohlfeiler, als die sogenannten beispiellos (?) wohlfeilen löschpapiernen 2- und 4-Gr.-Ausgaben. Wegen der eleganten Druckausstattung, eignen sich die trefflichen Schriften Tiecks auch ganz besonders zu werthvollen Fest- und Weihnachtsgeschenken.

Breslau, im September 1827.

Buchhandlung Josef Max und Komp.

Kürzlich ist erschienen und in der Jügel'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. zu haben:

Liesli a Swiss Tale, by H. Clauren. Translated from the German by J. D. Haas. — London. 8. Mit einem lithographirten Titelkupfer und einer Vignette. Preis 1 Rthlr. 16 gGr.

Diese Uebersetzung einer der beliebtesten Erzählungen des Lieblingsschriftstellers der gebildeten Frauenwelt ist besonders empfehlungswerth bey der Erlernung der englischen Sprache für Damen als Uebungs- und zugleich Unterhaltungsbuch.

Anzeige.

Bey C. H. Henning in Greiz ist erschienen:

Theodulia, Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1828. Mit Beyträgen von Alberti, Caspari, Engel, v. Fouqué, Francke, Girardet, Grumbach, H. Hoffmann, Hundeiker, Kochen, Köthe, Leo, Münckner, Oberländer, Schede, Schott, Schottin, Theremin, Trautschold und Andern herausgegeben von M. C. B. Meißner, D. G. Schmidt, E. Hoffmann. 2ter Jahrgang. Mit 4 Musikblättern. Elegant geb. in Futteral mit Goldschnitt. kl. 8. 23 Bogen. Preis 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Die freundliche Aufnahme, die dem 1sten Jahrgang dieses neuen Taschenbuchs bey dem gebildeten Publikum, wie von Seiten der Kritik (Becks Repertor., Abendzeitung, Kirchenzeit., Liter. Bl. f. Schullehrer, Weimar. Journ. f. Kunst. u. a. m.) zu Theil geworden ist, läßt uns gleiche Gunst für den gewiß nicht minder reich ausgestatteten 2ten Jahrgang hoffen. Aus dem bunten Kranze sinniger Gaben nennen wir nur eine dem Ehrengedächtnisse des höchstsel. Königs Friedrich August von Sachsen gewidmete treffliche Mittheilung, die den zahlreichen Verehrern des erhabenen Monarchen vorzüglich willkommen seyn wird. Die unserm Taschenbuche zugedachte Kupferbeylage müssen wir zwar, da der Künstler durch einen besondern Unfall an deren Vollendung verhindert worden ist, für den nächsten Jahrgang zurücklegen; doch haben wir das Publikum durch eine angemessene Preisverminderung dafür zu entschädigen gesucht.

Huscher, F. W., dramatische Dichtungen. Enthält: Curtius, Virginia. 8. 13½ Bogen. Preis 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Hoffmann, E., Wanderlieder. Mit einem Vorwort von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. 8. 13½ Bogen fein Velin, in buntem Umschlag geh. Preis 21 Gr. oder 1 fl. 24 kr.

Anzeige.

Bey uns ist so eben erschienen und für zwey Thaler zu haben?

C. v. Holtei's Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1828.

Inhalt. Vorwort: Preis-Bewerbung für dramatische Dichtungen. — Die schelmische Gräfin, Lustspiel in einem Akt von Carl Immermann. — Der Kalkbrenner, Liederposse in einem Akt von C. von Holtei. — Treue siegt in Liebenetzen, Schauspiel in einem Akt von P. A. Wolff. — Kunst und Natur, Lustspiel in vier Akten von A. Albini. — Die Sonnette, Lustspiel in einem Akt von Wilibald Alexis. — Neue Proberollen, Lustspiel in einem Akt von Ludwig Robert.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Subscriptions-Anzeige (ohne Vorausbezahlung.)

Bey C. G. Ende in Landsberg an der Warthe erscheint auf Subscription:

L. F. J. Grafen von Baussets

(ehemaligem Präfekten des Kaiserlichen Pallastes)

Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und Anekdoten aus dem Innern des Pallastes Napoleons, und über einige Ereignisse des französischen Kaiserreichs von 1805 bis 1sten May 1814. Nach der 2ten Ausgabe des französischen Originals deutsch bearbeitet von D. J. F. Knapp in Elberfeld. Wohlfeile Taschenausgabe in 4 Bändchen. Mit dem Bildnisse der Kaiserin Josephine.

Sauber brochirt. Preis jedes Bändchens 10 Gr.

Das 1ste Bändchen dieser mit Fleiß bearbeiteten Uebersetzung erscheint Ende November, dem die übrigen rasch nachfolgen werden. Alle Buchhandlungen nehmen darauf Bestellungen an.

Es ist jetzt erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Der Verlobungstag

von Carl Vogel. 8. In Umschlag geheftet. Neustadt bey Wagner. Ausgabe auf Druckpapier 12 Gr. oder 54 kr. Velinpapier 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Ein idyllisches Gedicht in Herametern. Ein Pendant zu Voß's Louise. — Zu einer freundlichen Gabe bey manchen Gelegenheiten wird es dienen.

Nro. 38.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Allgemeine deutsche Justiz=, Kameral= und Polizey=Fama.

Oktober, 1827.

Empfehlungswerthe Kinder= und Jugendschriften, welche bey Unterzeichnetem erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen sind.

Baur's, Samuel, Leben, Meynungen und Schicksale berühmter und denkwürdiger Personen, aus allen Zeitaltern. Für die Jugend bearbeitet. 5 Theile mit 10 Kupfern. 8. geh. 9 Rthlr. 12 Gr. oder 17 fl. 6 kr.

— — Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupfer 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Bleibtreu, Ludw., Darstellung des Sternhimmels, oder Anweisung zur Kenntniß der Gestirne durch Selbstunterricht. Mit 3 Abbildungen in Steindruck. 12. geh. 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Charaktere aus dem häuslichen Leben. Ein Lesebuch für Kinder von reiferem Alter. Von der Verfasserin der Sammlung kleiner Erzählungen für Sophie, Marie und Friedrich von ihrer Mutter. 18. geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Grimm, A. L., Christblumen. Eine Weihnachtsgabe für Kinder. Auch unter dem Titel: Sammlung kleiner Geschichten, für das zärtere Alter. 2 Bände. Mit 12 illum. Kupfern. 12. geb. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

— — Fabel=Bibliothek für die Jugend. Die auserlesensten Fabeln alter und neuer Zeit. 3 Bändchen. 8. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

— — Lina's Mährchenbuch. Eine Weihnachtsgabe. 2 Bände. Mit 8 Kupfern. 8. Velinp. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

— — Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupfer. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

— — Mährchen=Bibliothek für Kinder. Aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. 1 — 5ter Band, auch unter dem Titel: Mährchen der Tausend und einen Nacht, für Kinder. 6ter und 7ter Band, auch unter dem Titel: Mährchen der alten Griechen und Römer. Zusammen 7 Bände mit 7 Kupfern. 8. Velinpap. geh. 10 Rthlr. 12 Gr. oder 18 fl. 54 kr. Jeder Band einzeln 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

— — Diese 7 Bände auf Druckpapier, ohne Kupfer 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr. Jeder Band einzeln 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Guts Muths, J. C. F., Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.

— — Katechismus der Turnkunst, ein Leitfaden für Lehrer und Schüler. Auch unter dem Titel: Kurzer Abriß der deutschen Gymnastik. 8. 12 Gr. oder 54 kr.

Hertha. Mütterliche Belehrungen für erwachsene Töchter und junge Frauen. Ein Festgeschenk. 2 Bändchen. 8. geh. 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 kr.

Kirchner, A., Christenlehre, für reifere Zöglinge der evangelischen Kirche. auch Erinnerungsbuch für Erwachsene. gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Poppe, Dr. J. H. M., Larunda, oder der Schutzgeist unserer Lieben, in so vielfältigen Gefahren des Lebens. Ein Lehr= und Lesebuch für Eltern und Kinder. Mit Kupfern. 8. Velinpap. geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Quintilians Anweisung zur Beredtsamkeit, zehntes Buch., lateinisch und deutsch, nebst Einleitung und einem Apparat von den vorzüglichsten Lesearten und einigen sprachlichen Erklärungen, vorzüglich für junge Studirende von Dr. F. Gutmann. gr. 8. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Schiebe, A., kaufmännische Briefe, mit der nöthigen Erklärung und einer französischen Uebersetzung der üblichsten, im Handel vorkommenden Wörter und Wendungen. gr. 8. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Schreiber, Aloys, die Geburt des Erlösers. Mit 3 Kupfern. 8. Velinpap. geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

— — Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupfer 10 Gr. oder 45 kr.

Werner, Chr., Rechenbuch für Stadt= und Landschulen. 8. 10 Gr. oder 45 kr.

Frankfurt a. M. im Oktober 1827.

Heinr. Wilmans.

So eben ist bey Metzler in Stuttgart erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Geschichte der Feldzüge v. 1814 und 1815 in Frankreich, v. d. General Wilh. v. Vaudoncourt. Aus d. Französ. v. Friedr. Seybold. 1s, 2s Bändchen. Taschenformat. geh.

Die Feldzüge v. 1814 und 15 stürzten Napoleon vom Kaiserthrone, führten die Bourbone nach Frankreich zurück und gaben Europa eine neue Gestalt. So denkwürdig diese beyden Jahre sind, so besaßen wir doch bisher keine unpartheyische Geschichte derselben. Eine des Namens einer Geschichte würdige Schilderung dieser Feldzüge zu geben, ist nach dem einstimmigen Urtheile französ. und deutscher Blätter zuerst Vaudoncourt gelungen, dessen vorliegendes Werk daher auch überall mit ausgezeichnetem Beyfalle aufgenommen wurde. Eine, die politische Lage des gesammten Europa's in diesen beyden Zeiträumen scharf in's Auge fassende Einleitung wird auch dem Bestunterrichteten unerwartete Aufschlüsse über die politischen Verhältnisse und die wahren, bisher nur von sehr Wenigen begriffenen Ursachen der wichtigsten Begebenheiten jener Zeit geben. Der militärische Theil des Werks selbst ist mit gleicher Sorgfalt behandelt wie der politische; die Bewegungen der französ., so wie der verbündeten Heere sind beschrieben, ihre Zwecke und Resultate beurtheilt, und nirgend begründet die Persönlichkeit der Handelnden, sondern stets nur die Thatsachen mit ihren Folgen diese Urtheile. Zu besserer Verständigung der Schilderung der

Schlachten von Brienne, Toulouse, Ligny und Waterloo sind 4 genaue Plane beygegeben; alle übrigen Operationen beyder Feldzüge macht die sorgfältige Beschreibung auf einer Generalcharte von Frankreich zu verfolgen möglich. Der fließenden und getreuen Uebersetzung sind hier und da erläuternde Anmerkungen beygefügt. Die 5 Octavbände des Originals, welche 35 Franks kosten, werden in unserer Uebersetzung in etwa 12 Bändchen, von etwa 130 Druckseiten in Taschenformat geliefert, und jeden Monat sollen 1 bis 2 Bändchen erscheinen. Jedes Bändchen kostet im Subscriptps. 27 kr. rhein. oder 6 Groschen sächs., und jeder der 4 Plane wird ebenfalls zum Preise eines Bändchens berechnet, so daß also diese Uebersetzung nicht einmal halb so viel als das Original kosten wird. Mit der Vollendung tritt ein Ladenpreis von 40 kr. oder 9 Gr. fürs Bändchen ein.

Bey Starke in Chemnitz ist erschienen:

Lang, C., Raritätenbüreau für gute Knaben und Mädchen, worin sie den reichhaltigsten Stoff zu angenehmen Zeitverkürzungen und Belehrungen finden. 16 Bändchen mit 96 illum. Kupfern, geb. und im Futteral. 3 Rthlr.

Welch freundliches, willkommenes Weihnachtsgeschenk der Jugend dies Raritätenbüreau mit seinen 16 kleinen, niedlichen Büchlein sey, wie sehr es ihr gereiche zur heitern Ergötzung, zum angenehmen Zeitvertreibe und zur anziehenden Belehrung, kann Recens. aus eigener Erfahrung, die er damit an seinen Kindern gemacht, bezeugen und es allen den Eltern empfehlen, die ihren Lieblingen durch mehr als durch bloßes Spielwerk das schöne Fest zu einem Freudenfeste machen wollen. Um auch unbemittelten Eltern den Ankauf desselben zu erleichtern, hat der Verleger den Preis bis Ende Decembers 1827 auf 2 Rthlr. 8 Gr. herabgesezt, wofür es in allen Buchhandlungen zu haben ist.

H — ch.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Die bunten Abenteuer Hadschi Baba's von Ispahan von Jakob Momer. Aus dem Englischen. Zweyte Ausgabe. Mit einem Vorworte und erläuternden Anmerkungen von Wilhelm Adolph Lindau. 8. Drey Theile. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Wenn unter den neuern Schriftstellern, welche die von Le-Sage überlieferte Form gebraucht haben, irgend einer das berühmte Muster, den Gilblas erreicht hat, so ist es dem Verfasser dieses Buches gelungen, der uns hier ein lebenvolles Bild der Völker Persiens in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen, ihren Sitten, und ihrer Denkart liefert, und sie treuer und geistreicher schildert, als es der genaueste Reisebericht thun könnte.

Bey Fr. Laue in Berlin sind erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Immermann, K. Cardenio und Celinde, Trauerspiel in 5 Akten, Preis ⅚ Thlr. od. 1 fl. 15 kr. Conv. M. od 1 fl. 30 kr. rhein.

Rellstab, L. Sagen und romantische Erzählungen. 2 Bde. 2¼ Thlr. od. 3 fl. 22½ kr. Conv. M. od. 4 fl. 3 kr. rhein.

Inhalt: 1r Bd. Waldhulde od. der Wolfsbrunnen: Elsbeth, eine Sage vom Ilsenstein; Theodor, eine musikal. Skizze; Kaiser Maximilian. — 2r Bd. Jaromir; das Hochzeitfest; Maria und Franzesko.

Rellstab, Gedichte 1r Bd. 1⅑ Thlr. od. 1 fl. 40 kr. Conv. M. od. 2 fl. 6 kr. rhein.

Walter Scott, üb. d. Leben und die Werke der berühmtesten, vorzüglich engl. Romandichter; übers. u. m. e. Anhang versehen von L. Rellstab. 3 Bde. 8vo. (54½ Bog.) Preis 2½ Thlr. od. 3 fl. 45 kr. Conv. M. od. 4 fl. 30 kr. rhein.

Inhalt: Fielding, Smollett, Lesage, Johnstone, Sterne, Goldsmith, Johnson, Mackenzie, Walpole, Clara Reeve, Richardson, Cervantes Saavedra (v. Smollett) Anhang zu Goldsmiths Leben, — Swift, Bage, Cumberland, Anna Radcliffe; — Anhang des Uebersetzers.

Allen Liebhabern einer unterhaltenden Lektüre glaube ich vorstehende Werke um so mehr empfehlen zu dürfen, da sie sich bereits sehr günstiger Urtheile im Morgenblatt, in der Abendzeitung, Wiener Modezeitung, in den Literat. Zeitungen, in den Blättern für literarische Unterhaltung, und in mehreren andern zu erfreuen hatten.

Vom lezten Werke (W. Scott.) sagt z. B. der Recensent in Nr. 77. der allg. (Hallischen) Litt. Zeit. 1827. (Märzheft) „Ref. hat das Buch mit Vergnügen und Belehrung gelesen. Wer könnte auch besser über Romanschreiber urtheilen, als eben W. Scott. Es finden sich hier einzelne Urtheile, von denen man zu glauben geneigt ist, daß sie bey aller ihrer Kürze eine genügende Charakteristik der Personen und Werke geben, über die sie sich verbreiten, und man wird überrascht, wenn man das Gesagte dennoch weiter ausgeführt, oder neue Ansichten eröffnet findet.“ — Von der Uebersetzung heißt es daselbst: „man werde beym Lesen nie daran erinnert, daß das, was man liest, aus einem fremden Idiom übertragen sey.“

Bey Neukirch in Basel ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen der Schweiz zu erhalten:

Schweizerisches Archiv für Statistik und Nationalökonomie von Prof. C. Bernoulli.

16 Bändch. gr. 8. in Umschlag geheftet. 1 fl. 48 kr.

Inhalt: 1) Ueber Ersparnißkassen und die hohe Wichtigkeit und Bedeutung derselben als Social-Institution. — 2) Notizen über 32 verschiedene Ersparnißkassen. — 3) Ueber Zustand und Beförderung der Papierfabrikation in der Schweiz, mit besonderer Beziehung auf den Lumpenhandel. — 4) Zustand der Bergwerke des Kanton Graubünden. 5) Hagelassekuranz in Bern. — 6) Ergebnisse der verschiedenen Kantonalanstalten für Feuerversicherung. — 7) Zur Statistik der Leberbergischen Aemter des Kant. Bern. Nach dem neuen Kadaster. — 8) Ueber die Beförderung des Transits. — 9) Ueber Alpenkolonien als Substitute von Arbeits- und Zuchthäusern. — 10) Beyträge zur Bevölkerungskunde der Schweiz. — 11) Statistik von Herisau 1826. — 12) Zur Taubstummenstatistik. — 13) Blindenanstalt in Zürich.

— 14) Irrenanstalten. — 15) Neueres über Zunftwesen und Gewerbsfreyheit. — 16) Salzwesen und Salzabgabe. — 17) Beyträge zur Kenntniß unseres Viehstandes. — 18) Statistische Data über die Schweiz (nach v. Malchus) und Berichtigung derselben. — 19) Etwas zur Handelsbilanz der Schweiz. — 20) Ist das Einkommen der richtige Maßstab der Besteurung? — 21) Beyträge zur Kenntniß des schweizerischen Finanzwesens.

So eben wurden fertig in Ernst Kleins Comptoir in Leipzig:

G. C. Lichtenbergs Ideen, Maximen und Einfälle. Nebst dessen Charakteristik. Herausgegeben von G. Jördens. geb. 18 Gr.

Aug. v. Blumröder. Gott, Natur und Freyheit in Beziehung auf die sittliche Gesetzgebung der Vernunft. Ein Beytrag zur festern Begründung der Sittenlehre als Wissenschaft und der Sittlichkeit als Lebenskunst. 1 Rthlr. 6 Gr.

D. Martin Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter. Nebst Luthers Gedanken über die Musik und einigen poetischen Reliquien. Herausgegeben v. A. Gebauer. geb. 20 Gr.

Narrenzüge und Narrenstreiche. Alphabetisch aufgestellt. Nebst andern witzigen Repliken. geh. 8 Gr.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Materialien zu einer vergleichenden Heilmittellehre zum Gebrauch für homöopatisch heilende Aerzte, nebst einem alphabetischen Register über die positiven Wirkungen der Heilmittel auf die verschiedenen einzelnen Organe des Körpers und auf die Functionen derselben. Von Dr. G. A. B. Schweickert. Zweytes Heft. Gr. 8. 21 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Das erste Heft (1826, 26 Bogen) kostet 1 Thlr. 20 Gr., das dritte erscheint noch dieses Jahr.

Leipzig, den 30sten August 1827.

F. A. Brockhaus.

Erstes Heft gesammelter Ankündigungen der neuesten Verlagsunternehmungen von Joh. Fr. Gleditsch Buchhandlung in Leipzig.

Nur zu oft werden die einzeln erscheinenden Ankündigungen, selbst wichtiger und verdienstlicher Verlagsunternehmungen, übersehen, und die thätigste Buchhandlung ist manchmal nicht im Stande, dergleichen Bekanntmachungen den Freunden der Literatur und Wissenschaft liefern zu können. Es soll daher von Zeit zu Zeit ein Heft erscheinen, in welchem die einzeln gegebenen Ankündigungen gesammelt, und verbessert abgedruckt, ihren Zweck: allgemeiner Verbreitung, erreichen können. Alle Buchhandlungen sind mit Gratis-Exempl. versehen.

Leipzig, im Sept. 1827.

So eben ist erschienen:

Justiz-Sachen besonders in Rücksicht auf die Gesetzgebung und Justiz-Verfassung in Alt- und Rhein-Preußen. Besonderer Abdruck aus der Minerva, verbessert und mit eigenen und fremden Beyträgen vermehrt. 8. geh. 8 Gr.

Nicht leicht hat eine Schrift so viel Aufsehen erregt, als obige schon in ihrer ersten Gestalt. Viele öffentliche Blätter haben Aufsätze darüber geliefert. Der allgemeine Anzeiger sagt Nr. 202:

„Der Referent scheint ein Staatsmann von Amtswegen zu seyn, oder wenn nicht in öffentlicher Stellung, ist er es doch seinem Geiste, seiner Natur nach! Die Bemerkungen sind nur flüchtig hingeworfen, aber sie enthalten juridische und administrative, staatswissenschaftliche und politische Local- und Personalkenntnisse, nicht minder der innern Verhältnisse des preußischen Staates, der jetzt einflußreichen Männer in demselben, deren Wesen und Tendenzen, männlicher Charakter und tiefes Gemüth, treffende Wahrheiten und erhabene Gesinnungen, Stolz und Schmerz, Kühnheit und Ehrerbietung, poetischer Schwung und klare, zum Verstand und Herzen gleich mächtig sprechende Darstellung sind in schöner Vereinigung und erhöhen das Interesse des kleinen Aufsatzes. Diese wenigen Bogen enthalten mehr Wahrheiten, Geist und treffliche Bemerkungen, und redliches Streben zum Guten, als dickleibige, sogenannte tief gelehrte Werke."

Ernst Kleins Comptoir zu Leipzig.

Kürzlich ist erschienen und in der Jügel'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. zu haben:

Liesli a Swiss Tale, by H. Clauren. Translated from the German by J. D. Haas. — London. 8. Mit einem lithographirten Titelkupfer und einer Vignette. Preis 1 Rthlr. 16 gGr.

Diese Uebersetzung einer der beliebtesten Erzählungen des Lieblings-Schriftstellers der gebildeten Frauenwelt ist besonders empfehlungswerth bey der Erlernung der englischen Sprache für Damen als Uebungs- und zugleich Unterhaltungsbuch.

Neue empfehlungswerthe Bücher und Musikalien, welche bey F. W. Goedsche in Meißen erschienen und in allen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben sind:

Euphrasia,

Taschenbuch für gesellschaftliches Spiel und Vergnügen

von C. Fröhlich. Mit 1 Kupfer. 3te verbess. und verm. Aufl. 352 S. geh. 22 gGr. od. 1 fl. 39 kr. od. 28 sGr.

Im Besitz dieses Büchleins wird es Allen gelingen, jede große oder kleine Gesellschaft in Zimmern und im Freyen angenehm zu unterhalten und Fröhlichkeit und Heiterkeit zu erwecken. In 260 Nummern enthält dies Werkchen Vexir-, Räthsel-, Frag-, Antwort-, Pfänder- und Sprichwörter-Spiele. — Spiele mit Bewegung, durch Erzählen, mit Gewinn und Verlust, im Zimmer und im Freyen, — räthselhafte Aufgaben, Kunststücke und allerley gesellschaftliche Belustigungen, Sätze zum Geschwindsprechen, Trinksprüche ꝛc.

Dr. K. Lutheritz

Lebenserhaltungskunst

oder vollständiges System der Diätetik für alle Stände. Eine Anleitung, wie man in allen Verhältnissen des Lebens ein hohes Alter zu erreichen und selbst bey Krankheitsanlagen das Lebensziel möglichst zu verlängern in den Stand gesezt werde. 2 Th. 8. geh. 1 Rthlr. 6 gGr. oder 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 sGr.

Wenn langes Leben zu aller Zeit ein Hauptwunsch, ein Hauptziel der Menschheit war und seyn muß, so müssen Belehrungen über die Mittel, das Leben in allen Perioden unsers Daseyns, bey allen Verschiedenheiten des Temperamentes, der Konstitution, selbst bey den drohendsten Anlagen und Keimen der bedenklichsten Krankheiten zu erhalten, zu fristen und möglichst zu verlängern, abgefaßt von einem Arzte, der durch mehrere Schriften verwandten Inhalts mit diesem Fache vertraut sich gezeigt hat, wohl dem Publikum sehr willkommen seyn und nützlich werden. — Die beste Empfehlung für das Werk selbst ist der bereits so rühmlich bekannte Name — Lutheritz.

Denkwürdigkeiten aus der Reformationsgeschichte Dresdens. Kirchengeschichtlich fortgesezt bis auf die neueste Zeit, nebst einem Anhange. 2te ganz umgearb. Aufl. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 4 gGr. od. 2 fl. 6 kr. od. 1 Rthlr. 5 sGr.

Aufmerksamen Protestanten und Katholiken kann aus früherer und neuerer Zeit Dresdens Kirchenthum nicht gleichgültig seyn. Die Stimme der Geschichte spricht hier gleich freymüthig als wahr und erschöpfend. Ueberaus merkwürdig ist die jüngere Zeit, laut widerlegt sie Verläumdungen unserer Tage, freymüthig enthüllt sie, was vergessen ist, lebendig mahnt sie, was Noth thut. Jeder kann daraus vernehmen: wachet und haltet fest!

Catharina della Bandiera,

die kühne Seeräuberkönigin, von C. Dietrich. 2 Thle. mit 2 Kupfern. 1 Rthlr. 22 gGr. od. 3 fl. 27 kr. od. 1 Rthlr. 28 sGr.

Neue Musikalien für das Pianoforte, welche sich durch innern Gehalt, gefälliges Aeußere und ungemeine Wohlfeilheit vortheilhaft auszeichnen:

Erster Lehrmeister im Clavier- und Fortepianospiel.

Eine Sammlung ganz leichter und gefälliger Musikstücke für die allerersten Anfänger, nach einer neuen und zweckmäßigen Methode bearbeitet, v. W. A. Müller. 2s Bändchen, jedes 18 gGr. od. 1 fl. 21 kr. od. 23 sGr.

Die Einrichtung ist von der Art, daß der Lehrer damit zwey Schüler, von welchen der eine ein Anfänger, der andere aber schon ein etwas geübter Schüler seyn muß, auf Einmal beschäftigen kann.

18 Variationen nebst einem Schlußchoral über das alte deutsche Volkslied: Alles ist vergänglich ꝛc. für das Pianoforte, v. C. Güntersberg. 8 gGr. oder 36 kr. oder 10 sGr.

12 Variationen für Pianoforte von Kozelski. 8 gGr. oder 36 kr.

Der lustige Leyermann.

Musikalische Zeitschrift für fröhliche Pianofortespieler, leichte, gefällige Musikstücke und launige Gesänge enthaltend, herausg. von A. G. Theile. 2r Jahrgang. 2r Hefte 10 sGr.

Frohsinn und heitere Laune zu wecken ist der Zweck dieser Zeitschrift, welchem der mannigfaltige Inhalt ganz entspricht.

Musikalischer Blumenkranz.

Eine Sammlung leichter und gefälliger Musikstücke zur angenehmen Unterhaltung am Pianoforte, v. W. A. Müller. Erster Jahrgang 3r Heft. 12 gGr. oder 54 kr. oder 15 sGr.

Mittlere Pianofortespieler, welche in Musestunden sich auf eine angenehme Weise unterhalten und erheitern wollen, werden darin gewiß ihre Wünsche erfüllt finden.

Der kleine reisende Musiker.

Eine Sammlung leichter 4händiger origineller Nationalmelodien und Nationaltänze verschiedener Nationen. Ein nützliches Geschenk für Lehrer und Schüler bey Erlernung des Pianofortes, so wie zur Unterhaltung für Geübtere zu gebrauchen. Herausg. v. Th. Theuß. 2r Heft. 12 gGr. oder 54 kr. oder 15 sGr.

Das Leben des blinden Zachariä

zu einem unterhaltenden und belehrenden Lesebuche für edeldenkende Familien bearbeitet von Joh. Fried. Ad. Krug, Dir. der Friedr. Aug. Schule in Dresden; Dresden 1827,

ist von Michaeli d. J. an in der Ad. Wienbrack'schen Buchhandlung für 1 Rthlr. 12 Gr. Ladenpreis zum Besten des Blinden zu haben.

Wer dem Unglücklichen menschenfreundliche Theilnahme beweisen, und zugleich während der kommenden Winterabende sich und den Seinigen einen herz- und geisterweckenden Familiengenuß bereiten will, dem wird diese 24 Bogen starke Schrift gewiß sehr willkommen und preiswürdig seyn.

Nachricht

an Geschichtsfreunde, besonders an die Besitzer von „Raumers Geschichte der Hohenstaufen."

So eben ist fertig geworden und in jeder Buchhandlung zu haben:

König Enzius. Ein Beytrag zur Geschichte der Hohenstaufen. Von Dr. Ernst Münch, Professor an der hohen Schule zu Freyburg, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. 8. 1 fl. 12 kr. od. 18 Gr.

Ludwigsburg, Mich. Messe 1827.

C. F. Nast'sche Buchhandlung.

Nro. 39.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

beitet) sich eben so viele Freunde erwerben werde.

Frankfurt a. M., im August 1827.

Heinrich Wilmans.

Der durch zufällige Umstände im Drucke verspätete 2te Theil der 1sten Abtheilung der „Reisen nach Großbritannien, unternommen seit dem Jahre 1816 in „Beziehung auf Kriegswesen, Marine, Brücken und Straßen, Handel und Gewerbe, Staatsverfassung und Staatsverwaltung, von Carl Düpin," ist nun erschienen, und von diesem, in England selbst als die umfassendste, genaueste und gründlichste Arbeit über die im Titel genannten wichtigsten Gegenstände allgemein anerkannten, und deshalb auch ins Englische in einer Pracht-Ausgabe übersetzten Werke sind nun fertig und in allen Buchhandlungen zu haben:

Großbritanniens Landmacht, in 2 Theilen, von C. Düpin. 1r Theil. Organisation des Heers. 2r Theil. Theoretische und praktische Arbeiten. Uebersezt nach der 2ten Ausgabe der franzöſ. Urschrift, mit den Anmerkungen der engl. Uebersetzung. gr. 8. Mit 10 Kupfern. Royalfolio. Subscriptionspreis 9 fl. 48 kr. rhein. oder 5 Rthlr. 16 Gr. sächs.

Großbritanniens Handelsmacht, in 2 Theilen von C. Düpin. 1r Theil. Brücken- und Straßenwesen. 2r Theil. Küsten und Häfen. Uebersezt nach der französ. Urschrift, mit den Anmerkungen der engl. Uebersetzung. gr. 8. Mit 15 Kupfern Royalfolio. Subscriptionspreis 11 fl. 48 kr. rhein. oder 6 Rthlr. 12 Gr. sächs.

Die Schilderung der Landmacht bildet die 1ste, die Handelsmacht die 3te Abtheilung des unter dem Titel: „Reisen nach Großbritannien," alle Staatskräfte jenes ersten Staats der Welt zusammenstellenden Düpin'schen Werks. Die Schilderung der Seemacht Großbritanniens, welche die 2te Abtheilung der „Reisen" bildet, erscheint im nächsten Jahre, und die übrigen Abtheilungen werden in unserer Uebersetzung folgen, sobald sie in der Urschrift herausgekommen sind. Jede Abtheilung bildet, unabhängig von den übrigen, ein für sich bestehendes Werk und wird deshalb auch unter besonderem Titel einzeln abgegeben. Ungeachtet der Vorzüge unserer Uebersetzung in Druck und Papier sind die obigen Subscriptionspreise bedeutend billiger, als die Preise der französ. Urschrift.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Bey Johann Friedr. Flick in Rathenow ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Kerker zu Munkholm, oder Verbrechen und Reue des Großkanzlers von Griffenfeld, zur Regierungszeit König Christian V. in Dänemark. Von Heinrich Müller, Prediger in Wollmirsleben. 2 Bde. 2 Thlr.

Robert, der Schweizer. Historische Bilder aus der Regierungsgeschichte Ludwigs XI. und Karl des Kühnen. Von Heinrich Müller, Prediger in Wollmirsleben. 3 Bde. 2 Thlr. 20 Gr.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Vier Theile. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 6 Thlr. 12 Gr.

Erster Theil: Einleitung („Shakspeare in Deutschland"); Macbeth; Julius Cäsar; Der Kaufmann von Venedig; König Lear; Romeo und Julia; Viel Lärm um nichts; Titus Andronikus; Othello. 23 Bogen. 1823. 1 Thlr. 16 Gr.

Zweyter Theil: Hamlet; Der Sturm; Ein Wintermährchen; Was Ihr wollt; Wie es Euch gefällt; König Johann; König Richard II.; König Heinrich IV.; erster Theil. 19½ Bogen. 1825. 1 Thlr. 12 Gr.

Dritter Theil: König Heinrich IV., zweyter Theil; König Heinrich V.; König Heinrich VI., erster, zweyter und dritter Theil; König Richard III.; König Heinrich VIII.; Zähmung einer Widerspenstigen; Zwey Edelleute von Verona; Timon von Athen; Ende gut Alles gut. 21 Bogen. 1826. 1 Thlr. 16 Gr.

Vierter Theil: Coriolanus; Antonius und Kleopatra; Verlorene Liebesmüh; Troilus und Kressida; Cymbelin; Die lustigen Frauen von Windsor; Ein Sommernachtstraum; Maß für Maß; das Lustspiel der Irrungen; Perikles; Anhang: Andeutungen über einige bestrittene Dramen Altenglands und Shakspeare's, über Ludwig Tieck's Verdienst um dieselben, und über die Musik in Shakspeare's Schauspielen. 22 Bogen. 1827. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, den 30sten Aug. 1827.

F. A. Brockhaus.

In den Buchhandlungen von Mörschner und Jasper in Wien, J. Wolff in Augsburg und C. A. Hartleben in Pesth ist zu haben:

Der Stein- oder Dammsetzer, oder Unterricht in der zweckmäßigsten Construction und Pflasterung der Straßen in den Städten rc. Nebst einer Anleitung zur Gründung der Städte, hinsichtlich der Anlegung ihrer Straßen, ihrer öffentlichen Spaziergänge und ihrer Fahr- und Fußwege in den nächsten Umgebungen. Ein Handbuch für Stadtmagistrate und Polizeybehörden, für Civil-, Militär- und Straßenbaumeister, insbesondere aber für den sogenannten Pflasterer, Stein- oder Dammsetzer. Von C. L. Matthaey, Baumeister in Dresden. Mit 18 Kupfertafeln. 8. 2 fl. 24 kr.

Das Gemeinde-Vermögen in unsern Städten wird oft zu Tausenden verschwendet, um zu einem guten Straßenpflaster zu kommen, und allerdings wären auch diese Summen darum zu geben, wenn man nur auch ein dauerhaftes, anständiges, reinliches und bequemes Pflaster da-

für erhielte; aber oft liegt es nach wenig Jahren wieder in seiner alten Verwüstung da, und die größten Kosten-Aufopferungen waren weggeworfen! Es war daher ein großes Bedürfniß, daß endlich den Magistraten und Steinsetzern selbst eine Anleitung zu dieser Kunst in die Hände gegeben wurde. Dieses ist in obiger Schrift durch einen Mann geschehen, der als praktischer Bauverständiger mit Recht einen wohlverdienten Ruf erworben hat.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Evangelische Haus-Postille,
oder:
christliche Betrachtungen und Gesänge für häusliche Andacht, zur Beförderung wahrer Frömmigkeit und Seelenruhe.

Von Dr. W. Hülsemann,
Pfarrer in Elsey.

Elberfeld bey J. E. Schaub.

1r Band. 427 Seiten in gr. 8. 1 Rthlr. 4 gGr. od. 2 fl.

Dieses im Geiste des wahren Christenthums geschriebene Erbauungsbuch, welches Betrachtungen nach dem lautern Worte Gottes und Gesänge enthält, die der Verfasser nach bekannten Melodien dichtete, wird gewiß die Herzen aller Christen innig ansprechen und ihnen bald lieb und theuer werden.

Düsseldorf, 14. Oktbr. 1827.

J. E. Schaub.

Aufhören von Subscriptionspreisen.

Der erste Subscriptionspreis der Taschen-Ausgabe der

Griechischen und Römischen Prosaiker in neuen Uebersetzungen, herausgegeben von Tafel, Osiander und Schwab,

bestehet nur noch bis 31. December 1827, und nur bis zu diesem Termine können neue Besteller noch auf sämmtliche Griechen zu 14 kr. rhein. od. 3 Gr. sächs. fürs Bändchen, auf sämmtliche Römer zu 13 kr. od. 3 Gr. sächs. fürs Bändchen subscribiren. Mit dem 1sten Januar 1828 tritt ein zweyter Subscriptionspreis von 18 kr. od. 4 Gr. sächs. fürs Bändchen von allen erschienenen Bändchen ein, und zum ersten Subscriptionspreise wird dann keine Bestellung mehr angenommen. Wer also noch den ersten Subscrpps. zur Unterzeichnung auf die ganze Sammlung benützen will, beliebe vor jenem Termine die Bestellung zu machen. In allen Buchhandlungen kann subscribirt werden. — Der bisherige Subscrpps. für Unterzeichner auf einzelne Schriftsteller dieser Sammlung von 18 kr. od. 4 Gr. sächs. vom Bändchen, bleibt noch einige Zeit offen, wird aber später auch erhöht. — Diejenigen Bändchen, welche durch den noch immer steigenden Absatz dieses Werks sich vergriffen hatten und seit längerer Zeit fehlten, sind so eben in zweyten und dritten Auflagen wieder fertig geworden, und werden unverzüglich versendet, so daß jezt, zum erstenmale seit dem Januar dieses Jahrs, wieder vollständige Exemplare der ausgegebenen 29 Bändchen geliefert werden können. Das 30ste bis 33ste Bändchen gehen nächste Woche von hier an die Subscribenten ab, und in diesem Jahre werden noch das 34ste bis 41ste Bändchen versendet.

Stuttgart, den 10ten Okt. 1827.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Anzeige.

Bey uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Verlobten.
Roman von Alexander Manzoni,
übersezt von
Daniel Leßmann.
Erster Theil.

Der zweyte und dritte Theil werden in Kurzem zu haben seyn. Alle 3 Theile kosten 3 Thaler; doch gilt dieser Preis nur bis zum Erscheinen des dritten Bandes, von da an kostet das Ganze 4 Thlr.

Zur Empfehlung dieser Uebersetzung haben wir nur auf einen Aufsatz von Streckfuß hinzuweisen, der mit einer größern Anzeige über dieses Werk in allen Buchhandlungen gratis zu haben ist.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Um bey dem jetzigen allgemeineren Studium der italienischen Sprache und Literatur den Freunden derselben den Ankauf des

„Nuovo Dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano del Sign. Abbate A. Antonini, riveduto, „aumendato e migliorato da L. E. Teuchero.“ Editione III. gr. 8.

zu erleichtern, hat die unterzeichnete Verlagshandlung den bisherigen Preis desselben von 2⅔ Rthlr. auf 1⅓ Rthlr., so weit der geringe Vorrath noch reicht, vermindert. —

Da dieses vollständige italienisch-deutsche und deutsch-italienische Wörterbuch, mit größeren Lettern deutlich und korrekt gedruckt, 83½ Bogen in Lexicon-Format (der Bogen also jezt noch nicht zu 6 Pf.) umfaßt, so möchte dasselbe auch wegen dieses ungewöhnlich wohlfeilen Preises ähnlichen, feiner gedruckten und theurern Wörterbüchern vorzuziehen seyn. —

Hahn'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Elegante, wohlfeile Taschenausgabe.

In der Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Boccaccio's sämmtliche Werke.
Neu übersetzt.

1stes Bändchen. Preis 9 Gr. Geheftet.

Der erste Novellist Italiens, der geniale, unerschöpfliche, höchst witzige und satyrische Erzähler und Dichter Boccaccio ist es wohl werth, der deutschen Lesewelt in einer neuen, treuen, fließenden Uebersetzung dargebracht zu werden, da wir noch gar keine Verdeutschung seiner sämmtlichen Werke besitzen. Diese neue Uebersetzung dür-

fen wir mit vollem Recht empfehlen; sie beginnt mit dem Dekameron. — Das 2te Bändchen erscheint binnen 4 Wochen.

Bey Justus Perthes in Gotha ist erschienen:

Gothaischer genealogischer Hofkalender auf das Jahr 1828.

Fünf-und-Sechzigster Jahrgang. Preis 1 Thlr. (1 fl. 48 kr.)

Dieser neueste (auch in französischer Sprache unter dem Titel: Almanach de Gotha erschienene) Jahrgang wird den zahlreichen Freunden des Almanachs wiederum die Ueberzeugung geben, daß die Herausgeber desselben unablässig bemüht sind, in den ihm eigenthümlichen Artikeln stets das Neueste so zuverlässig als möglich darzustellen, damit er sich den erworbenen Ruf als eine glaubhafte Darstellung der Fürstenhäuser, Ministerien und diplomatischen Korps in Europa erhalte, und sich stets als ein brauchbares Hülfsbuch dem Diplomaten sowohl, wie dem Geschäftsmann jeder Art bewähre.

Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser auf 1828.

Vierter Jahrgang. Preis 16 Gr. (1 fl. 12 kr.)

Die Anzahl der in diesem Jahrgang aufgeführten Genealogien ist bis auf zwey hundert und sechszig gestiegen.

A. W. v. Schlegels Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste,

gehalten in Berlin im Sommer 1827, herausgegeben vom D. F. Förster, abgedruckt im Berliner Conversations-Blatte Nr. 113, 118, 121, 122, 123, 127, 130, 134, 137, 141, 142, 144, 148, 155, 157, 158, 159. — Um dem Wunsche der vielen Verehrer des berühmten Verfassers, diese Vorlesungen zu besitzen, zu willfahren, haben wir eine kleine Anzahl dieser Nummern besonders abdrucken lassen. Preis 1 Rthlr.

Der Werth und Gehalt des Berliner Conversations-Blattes (redigirt vom Dr. F. Förster und Willibald Alexis) ist jezt allgemein anerkannt, und wir freuen uns, anzeigen zu können, daß im künftigen Jahre mit dieser Zeitschrift ein

Kunst- und Literatur-Blatt,

redigirt unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Männer Deutschlands, verbunden seyn wird. Der Preis des Jahrgangs ist wie bisher 9 Rthlr., halbjährig 5 Rthlr.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen;

Das enthüllte Verbrechen, oder der vereitelte Königsmord Ludwigs XVIII. von J. Satori. 2 Bände. 2 Rthlr. 12 Gr.

Der historische Stoff ist in diesem Roman kunstreich mit Dichtung gemischt, und wir werden an manche ähnliche Begebenheiten und Zufälle während des Aufenthalts der französischen Emigranten auf fremden Boden erinnert. Die Verfasserin zeigt auch hier ihre Stärke in der Darstellung von Familienscenen, und unter den von ihr vorgeführten Gestalten müssen mehrere die Theilnahme des Lesers besonders anziehen.

In der Gerstenberg'schen Buchhandlung in Hildesheim sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anakreons Lieder, in gereimte Verse übersezt und mit erklärenden Anmerkungen versehen; nebst einer Zugabe eigener Gedichte von F. G. Rettig. (Zum Besten der Abgebrannten in Elze.) Druckp. 1 Thlr. Schreibp. 1 Thlr. 6 gGr. Velinp. 1 Thlr. 12 gGr.

Bibliothek, neue kritische, für das Schul- und Unterrichtwesen, herausgegeben von Dr. G. Seebode. 1827. 12 Hefte. Neunter Jahrgang. 4 Rthlr. 16 Gr.

Cebetis tabula graece. Textu recognito in usum scholarum edita. 3 gGr.

Elwert, Dr. W., medicinische Beobachtungen, nebst Bemerkungen über einige besondere Heilmethoden. 18 gGr.

Euripidis Hippolytus Coronifer. Textu recognito cum scholiis selectis in usum scholarum ed. A. Sander. 10 gGr.

Jansen, H. L., arithmetische Vorlegeblätter. Eine methodisch geordnete und vollständige Sammlung von Aufgaben zur Uebung im Tafelrechnen. 1ste Abtheilung. 12 gGr.

Jansen, H. L., arithmetische Vorlegeblätter rc. 2te Abtheilung. 16 gGr.

Schulgesangbuch. Zunächst für das Königl. Andreanische Gymnasium in Hildesheim, herausgegeben von dem Direktor Dr. G. Seebode. 6 gGr.

Seffer, J. H. Ch., Fibel für Kinder zur ersten Leseübung. Neue Auflage. 1 gGr.

— — — Lesebuch für Kinder, welche die einsylbigen Sätze in der Fibel lesen können. 4te verbesserte Auflage. 2 gGr.

— — — Hannoverscher Kinderfreund, als dritter Theil der Leseübungen. 3te verbesserte Auflage. 5 gGr.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der St. Valentinstag,

oder der abentheuerliche Fund. Ein Phantasiegemälde von Wilhelmine von Gersdorf. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Die Täuschung.

Drey Tage in der Residenz. Die Kindesmörderin. Drey Erzählungen von Otto von Deppen. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Anzeige.

Ohnstreitig verdienen die jezt in zweyter Auflage in Hamburg erschienenen

Williams english Dialogues

vor allen bisher erschienenen englisch-deutschen Gesprächen den Vorzug, hier ist englisch, wie man es in London spricht, mit getreuer Uebersezung. Gebunden vorräthig in Stuttgart bey

Löflund und Sohn und L. Mezler'sche Buchhandlung.

Nro. 40.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind im Laufe des Jahrs 1827 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach des Dames, pour l'an 1828. geb. 3 fl.

Annalen, neue, allgem. polit. 22r bis 27r Bd. oder 24 Hefte. gr. 8. br. 18 fl.

Bearner, der kleine, ein moral. Lesebuch für die Jugend. 1r u. 2r Bd. 8. 1 fl. 36 kr.

Cessac, von, L., Handbuch für Stabs= und untergeordnete Offiziere im Kriege, oder Inbegriff kriegswissenschaftlicher Lehren, welche allen Stabs= und untergeordneten Offizieren zu wissen nöthig sind. Nach der dritten verb. Auflage. Aus dem Franz. übersezt, mit vielen Anmerkungen, Erläuterungen und Beyspielen vermehrt von Ferd. von Schmid. 2ter und lezter Thl. mit sieben Kupferblättern. gr. 8. 3 fl.

Correspondenzblatt des würt. landwirthsch. Vereins. 1827. 12 Hefte. 8. br. 3 fl.

Denkmale der christl. Religion, oder Sammlung der ältesten christl. Kirchen od. Basiliken Roms, aufgenommen v. Gutensohn u. Knapp. 4s, 5s Heft gr. Fol. 10 fl.

Ecklon, E. C., topograph. Verzeichniss der Pflanzensammlung von Ecklon auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung. gr. 8. 1ste Lieferung. 24 kr.

Elsner, J. G., Meine Erfahrungen in der höheren Schafzucht. 8. 1 fl. 36 kr.

Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien. 2ter Band. 8. 3 fl.

Evangelium, das, des h. Matthäus in der hochdeutschen Sprache des neunten Jahrhunderts. Aus dem Orforder und S. Galler Texte der übersezten Evangelien=Harmonie Tatians, zum Gebrauch bey Vorlesungen, zusammengestellt von J. A. Schmeller. gr. 8. 1 fl.

Fouqué, Fr. de la Motte, Gedichte. 5r Bd. gr. 8.
Schreibpapier 3 fl. 24 kr.
Druckpapier 2 fl. 30 kr.

Freyberg, M. Freih. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften. I. 1. 2. gr. 8. 2 fl. 48 kr.

Gagern, Freih. v., der Einsiedler oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. 2r Band. 3s u. leztes Heft. gr. 8. 1 fl.

Görz, J. E. Graf v., historische und polit. Denkwürdigkeiten aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. 1r Thl. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Goethe, v., über Kunst und Alterthum. 6r Bd. 1s Heft. 8. brosch. 2 fl. 36 kr.

— — sämmtliche Werke, Taschen=Ausg. in 40 Bdchn. 1ste, 2te Liefrg. oder 1r — 10r Bd.
Prän.=Termin, 1r u. 2r {Velinpr. 10 fl. 48 kr.
{weiß Druckpr. 8 fl. 6 kr.

Graff, E. G., Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften. 1ster Band. 3s Heft. gr. 8. broschirt. 1 fl. 48 kr.

Hain, L., Repertorium bibliographicum in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum M. D. Typis expressi ordine alphabetico, vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur.
Vol. I. p. 1. gr. 8. Schreibpr. 10 fl.
Druckpr. 8 fl. 48 kr.

Hartig, G. L. von, Lehrbuch für Förster und die es werden wollen. 3 Thle. Siebente vermehrte und verb. Auflage. gr. 8. 7 fl. 12 kr.

Hebel, J. P. Dr., Schatzkästlein des rheinländ. Hausfreundes. gr. 8. Neue Auflage. 1 fl. 12 kr.

Herder, J. G. v., sämmtliche Werke, Taschen=Ausgabe. in 60 Bändchen. 1ste, 2te Lieferg. oder 1r — 12r Bd.
Subscript.=Preis {Velinpr. 7 fl. 12 kr.
{weiß Druckpr. 4 fl. 48 kr.

Hertha, Zeitschrift für Erd=, Völker= und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freyherrn Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus und Hoffmann. 3ter Jahrgang. 1827. 12 Hefte. gr. 8. broch. mit Charten und Kupfern. 16 fl.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von C. C. André. gr. 4. 16 fl.

Hug, Dr. J. L., Einleitung in die Schriften des neuen Testaments. 2 Thle. 3te verb. u. verm. Auflage. gr. 8. 6 fl. 36 kr.

Humboldt. A. von u. A. Bonplandt, Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 — 1804. 5r Thl. gr. 8. 6 fl. 45 kr.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1827. 1r Jahrgang. gr. 4. 21 fl.

Journal polytechn., Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie rc. von D. J. G. Dingler. 8r Jahrgang. 1827. 24 Hefte. gr. 8 mit Kupfern brochirt. 16 fl.

Justiz=Kameral= und Polizey Fama, allg. deutsche, herausg. von Dr. Th. Hartleben 1827. gr. 4. 9 fl.

Kunstblatt, heraus. von Schorn 1827. gr 4. 6 fl.

Literaturblatt, Jahrgang 1827. gr. 4. 6 fl.

Memminger, J. D. G. Beschreibung des Königreichs Würtemberg. 4tes Heft. Oberamts Riedlingen. gr. 8. broch. Subscriptionspreis. 1 fl. 12 kr.
Ladenpreis 1 fl. 30 kr.

Memminger, J. D. G. Würt. Jahrbücher 1826. 1s Heft. 8 Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr.
Ladenpreis 1 fl. 45 kr.

Morgenblatt für gebildete Stände. Jahrg. 1827. gr. 4. 20 fl.

Mozin, Abrégé de la grammaire française. 4me Edit. gr. 8. 1 fl 12 kr.

Mozin. Neue Sammlung franz. und deutscher, theils neuer theils aus den besten franz. und deutschen Briefstellern ausgewählter Handlungsbriefe, sowohl zur Bildung im kaufmännischen Briefstyle, als zum Uebersetzen in beyde Sprachen bestimmt. Fünfte verb. Ausgabe. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten von C. C. André. 1828. gr. 4. 2 fl.

Panorama vom Bussen. Aufgenommen und gezeichnet von Schefold. Lithographirt. In Futteral. 2 fl. 42 kr.

Raphaels Schatten. Aus den Papieren eines großen Malers, geboren 1802, gest. 1890. 8. 36 kr.

Rapp, L. M. Dr. Versuch einer naturwissenschaftl. Beleuchtung des Verhältnisses zwischen antiker Prosodie und dem modernen Sprachaccent. 8. 12 kr.

Richter, Jean Paul Friederich. Selina über die Unsterblichkeit. 2 Bdchn. 8. 3 fl.

Schmeller, J. A., Bayrisches Wörterbuch, Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten, sowohl als in der ältern und ältesten Provincialliteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen und in der heutigen allgemein deutschen Schriftsprache, entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen nach den Stammsylben, etymologisch alphabetisch geordnet. 1r Thl. gr. 8. 5 fl.

Schöll, Adolph. Dido, Drama. gr. 8. 36 kr.

Schultes, J. A. M. Dr., Donaufahrten. Ein Handbuch für Reisende auf der Donau. 2r Bd. 8. 2 fl. 45 kr.

Schwab, Gustav, der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg, Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie mit 2 Charten. gr. 8. broch. 3 fl. 30 kr.

Seeger, K. A. F. Ausführl. Erläuterung des Pfand- und Prioritäts-Gesetzes für das Königreich Würtemberg. 2r Thl. gr. 8. 2 fl.

Sidons, C., die vereinigten Staaten von Nordamerika, nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältniß betrachtet. Mit einer Reise durch den westlichen Theil von Pensylvanien, Ohio, Kentucky, Indiana, Illinois, Missouri, Tenessee, das Gebiet Arkansas, Mississippi und Louisiana. 2 Thle. gr. 8. 4 fl.

Spittler, L. T. Freyherr v., sämmtliche Werke, herausgegeben von Carl Wächter. 1r bis 3r Bd. gr. 8. 10 fl. 24 kr.

Staatsakten, neueste und Urkunden, in monatlichen Heften. 7r bis 10r Bd. 12 Hefte. gr. 8. broch. 16 fl.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1828. Mit 10 englischen Kupfern. 12. geb. 5 fl. 24 kr.

Taschenbuch für Reisende durch Würtemberg; mit einem Anhang über die besuchteren Bäder Würtembergs, einem Ortsregister und 2 lithographirten Abbildungen, auch auf Verlangen mit einer Charte. 12. br. 2 fl. ohne Charte. 1 fl. 24 kr.

Thibaudeau, le comte, histoire générale de Napoleon Bonaparte, de sa vie privée et publique, de sa carrière politique et militaire, de son gouvernement et de son administration, par l'auteur des mémoires sur le consulat. Tom. I. und IV. gr. 8. broch. 5 fl. 30 kr.

Thibaudeau, Staatsrath, Napoleon Bonaparte, dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privatlebens, seiner politischen und militärischen Laufbahn, seiner Regierung und seiner Administration. 1r und 4r Bd. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Thiersch, Fr. v., über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern. II. Bd. 1s — 4s Heft. gr. 8. broch. 4 fl. 15 kr.

Versuch, historischer über die Revolution von Paraguay und die Dictatorial-Regierung von Dr. Francia. Ein Abschnitt der Reise nach Paraguay von J. R. Rengger und M. Longchamp. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

Wagler, Dr. Joannes, Systema avium pars prima. 8. 3 fl.

Zeitung, allgemeine, mit einem vollständigen Register. 1827. gr 4. 16 fl.

Militärcharte von Deutschland in 25 Blättern von A. Klein. Nr. 11. 2 fl.

Charte, typograph. von Schwaben, (Fortsetzung der Amman- und Bohnenberger'schen Charte) von E. H. Michaelis. Nr. 10. 19. und 20. Jedes Blatt. 1 fl. 30 kr.

Charte von dem Königreiche Würtemberg nach der neuen Landesvermessung in $\frac{1}{25000}$ Masstabe von dem K. statist. topograph. Bureau. Schichte VII. No. 4. 5. Blatt 1. 2. 5 fl. 36 kr.

Neue Verlagsbücher
von
J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.,
welche
um beygesetzte Preise durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Abraham a Santa Clara, Merk's! Ein kuriöses Memento für alle Stände aller Orten. Zur Ergötzung der heutigen Lesewelt wieder ans Licht gestellt durch Dr. Heinmar. Mit dem Bildnisse des Verfassers. gr. 12. Geheftet. 1 Rthlr. od. 1 fl. 45 kr.

— — — Auch eine Heerpredigt wider den Türken, oder: Auf, auf, ihr Christen! Das ist: eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den türkischen Erbfeind, in Eil' ohne Weil' zusammengetragen. Wieder hervorgesucht und mitgetheilt von Heinmar. gr. 12. Geheftet. 21 gGr. od. 1 fl. 30 kr.

Adrian, Prof., Bilder aus England. Erster Theil. Mit 3 Kupfern. 8. Geheftet. 1 Rthlr. 18 gGr. od. 3 fl.

Briefe über Friederichs Serena. Als Anleitung für Mütter und Erzieherinnen zum richtigen Gebrauche dieses Werkes. Von einem praktischen Erzieher. (C. Bernstein.) 8. Geh. 4 gGr. od. 18 kr.

Cooper's sämmtliche Werke. Uebersetzt von Mehreren und herausgegeben von Ch. A. Fischer. 36 Bändchen. 8. Geheftet. Auf Druckvelinpapier. 6 Rthlr. 8 gGr. od. 10 fl. Auf Druckpapier 4 Rthlr. 12 gGr. oder 7 fl. 12 kr.

Darstellung, geschichtliche, des Uebertritts Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers Grafen Chr. C. von Benzel-Sternau und seines Herrn Bruders des Grafen Gottfried von Benzel-Sternau aus dem Schooße der römisch-katholischen in die Gemeinschaft der evangelisch-protestantischen Kirche. gr. 8. Geheftet. 8 gGr. od. 30 kr.

Dittmar, Dr. Heinr., Waizenkörner, gestreut in junge Herzen. Mit Kupfern und Vignetten. gr. 12. Gebunden. Auf Velinpapier 2 Rthr. 4 gGr. od. 3 fl. 48 kr. Auf Druckpapier 1 Rthlr. 12 gGr. od. 2 fl. 42 kr.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drey Erzählungen. 8. 1 Rthlr. 16 gGr. od. 2 fl. 48 kr.

Fischer, C. A., Neue Kriegs- und Reisefahrten. Zweyter Theil. Auch unter dem Titel: Romantische Kriegs- und Lebensabentheuer. Zweyter Theil. 8. 1 Rthlr. 18 gGr. od. 3 fl.

Friederich, Dr. G., Serena. Die Jungfrau bey und nach ihrem Eintritte in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös gebildete Töchter. Dritte durchaus umgearbeitete und vermehrte Aufl. 2 Thle. Mit 2 Kpfrn. 8. Geb. Auf Druckp. 1 Rthlr. 21 gGr. od. 3 fl. 20 kr. Auf Velinp. 2 Rthlr. 12 gGr. od. 4 fl. 30 kr.

Friedrich, Dr. G., Heliodor. Des Jünglings Lehr-

jahre. Für religiös gebildete Söhne. Mit 1 Kupfer. 8. Geheftet. 1 Rthlr. 18 gGr. od. 3 fl.

Friedleben, Dr. Th., Populäre Experimental-Physik für angehende Mathematiker, Dilettanten und die Jugend. 3 Theile. Mit 16 Steintafeln. Geheftet. 4 Rthlr. 6 gGr. od. 7 fl. 12 kr.

Hoffmann, F., Pastor, Bemerkungen zu der „Antwort eines alten Freundes der Wahrheit" auf das Sendschreiben an protestantische Bürger und Landleute: „Wir bleiben Protestanten!" gr. 8. Geheftet. 8 gGr. oder 30 kr.

Hufnagel, E., das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Theile. Mit 2 Kupfern. 8. Geheftet. 3 Rthlr. od. 5 fl.

Irving's, Washington, sämmtliche Werke. Uebersezt von Mehreren und herausgegeben von Ch. A. Fischer. 19 Bändchen. 8. Geh. Auf Druckvelinpapier. 3 Rthlr. 12 gGr. od. 5 fl. 48 kr. Auf Druckpapier 2 Rthlr. 16 gGr. od. 4 fl. 12 kr.

Kruthoffer, F. H., Vorlegeblätter zum Unterricht in der deutschen und englischen Currentschrift, zum Gebrauch in öffentlichen Schulen und zum Selbstunterricht eingerichtet. 20 gGr. od. 1 fl. 30 kr.

Kupfersammlung zu Walter Scott's sämmtlichen Werken. Sechste Lieferung: Quentin Durward. Rokeby. 8 gGr. od. 36 kr. — Siebente Lieferung. Waverley. Nigel's Schicksale. 8 gGr. od. 36 kr.

Lautir-, Buchstabir-, und Lesespiel für Kinder. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 12 gGr. oder 48 kr.

Lendroy, J., Professor, Elementarbuch zur leichten, schnellen und gründlichen Erlernung der französischen Sprache. (17½ Bogen aus Petit.) 8. 10 gGr. oder 42 kr.

Lustfeld, der Kinder, oder erste belebende Mittheilungen der Mütter an ihre Kleinen, zugleich als erstes unterhaltendes Lesebuch für Kinder. Von dem Verfasser von „Der Knaben Lustwald," „Der Mägdlein Lustgarten," u. s. w. Mit Kupfern und Vignetten. gr. 12. Gebunden. 1 Rthlr. 14 gGr. od. 2 fl. 42 kr.

Mercure de Francfort, ou Mélanges politiques et littéraires. 2 Vol. 8. br. 3 Rthlr. 12 gGr. od. 6 fl.

Protestant, der, Zeitschrift für Evangelisches Christenthum, zur Erbauung und geschichtlichen Belehrung Gebildeter, herausgegeben von Dr. G. Friederich. 1r und 2r Band. Der Band von 3 Heften kostet: 1 Rthlr. 16 Gr. od. 2 fl. 48 kr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1828. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 2 Vignetten und 9 Kupfern. 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl. Pariserband 2 Rthlr. 12 Gr. od. 4 fl. 30 kr. Maroquin 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

Römer-Büchner, Dr. J. B., Verzeichniss der Steine und Thiere, welche in dem Gebiete der freyen Stadt Frankfurt und deren nächsten Umgebungen gefunden werden. Mit zwei Steintafeln. gr. 8. Geheftet 18 gGr. od 1 fl. 12 kr.

Rudolphi, J. J., Schneeglöckchen. Ein Mährchenkranz für Kinder. 8. Geheftet. 1 Rthlr. 4 Gr. od. 2 fl.

Schopenhauer, Johanna, Erzählungen. 5ter und 6ter Theil. Auf Velinpapier 3 Rthlr. 16 gGr. od. 6 fl. 24 kr. Auf Druckpapier 2 Rthlr. 20 gGr. od. 4 fl. 48 kr.

Spieß, J. E., Dr. theol. und Consistorialrath, die freye Predigerwahl. Dargestellt in drey Predigten, nebst einem Vorwort: Ueber die kirchlichen Verhältnisse der Evangelischen in der freyen Stadt Frankfurt. 8. Geheftet. 16 gGr. od. 1 fl.

Starkloff, L., Erzählungen. 8. 1 Rthlr. 16 gGr. oder 2 fl. 48 kr.

Thümmel, Hans Wilhelm Freyherr von, Nachgelassene Aphorismen, aus den Erfahrungen eines Sieben-und-Siebenzigjährigen. Elisium und Tartarus. Eine Phantasmagorie. Nebst des Verfassers Biographie. 8. Geh. 21 gGr. od. 1 fl. 30 kr.

Wilbrand, J. B., Dr. und Professor, die Natur des Athmungs-Prozesses. Vorgetragen in der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Dresden. 8. Geheftet. 6 gGr. od. 24 kr.

Wild, C. A., Pharmaceut, Praktischer Universal-Rathgeber für den Bürger und Landmann. Vierte durchaus umgearbeitete, verbesserte und mit fünfhundert neuen Recepten vermehrte Auflage. 2 Theile. 8. Mit 4 Kupfertafeln. Geh. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Anzeige
für Geschichtsfreunde und Lesezirkel.

Nachstehendes, sehr interessante Geschichtswerk, dessen baldigem Erscheinen man schon seit einiger Zeit mit gespannter Erwartung entgegensah, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte von Columbien.
Von Lallement.
Uebersezt von C. S.

Wahrlich: zwingt man uns zum Kriege, so ist unser Absehen auf ganz Amerika gerichtet. (1820.)
Bolivar.

Erster Theil.

Mit Bolivar's Bildnisse, einer Charte von Columbien, und neun Abbildungen.
8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Nachstehende, zu Weihnachtsgeschenken sich vorzüglich eignende Bücher sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Ernst Wagners sämmtliche Schriften. Ausgabe lezter Hand besorgt von F. Mosengeil. 10 Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer 1827. Subscriptionspreis 4 Thlr.

Oeuvres complètes de Florian en 8 volumes. Nouvelle édition. Leipsic chez Gérard Fleischer. 1827. Pränumerat. Pr. 5 Thlr. (Der Pränumerationspreis wird, um den Wünschen des Publikums zu entsprechen, noch bis Ende des Jahres 1828 fortbestehen.)

Wilhelm Harnisch, die neuern Land- und Seereisen. Für die Jugend und andere Leser bearbeitet. 1r bis 10r Theil. Mit Charten und Kupfern. 8. Leipzig bey Gerhard Fleischer, 1821 — 1827. Preis eines jeden Bandes ungebunden 1 Thlr. 12 Gr., in farb. Umschlag gebunden 1 Thlr. 16 Gr.

J. A. C. Löhr, das Buch der Mährchen für Kindheit und Jugend, nebst etlichen Schnaken und Schnurren, anmuthig und lehrhaftig. 2 Bände. Mit 22 Kupfern. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. Gebunden. 1r Band, 4 Thlr. 2r Band, 3 Thlr.

Friedrich Kohlrausch, Lehrbuch der Weltgeschichte. Mit

besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte. 2 Thle. gr. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1827. 3 Thlr.

Minerva. Taschenbuch für 1809 — 1827, oder 1r — 19r Jahrgang. Mit 170 Kupfern zu Schillers und Goethe's Werken. 12. Leipzig bey Gerhard Fleischer. Sonst 38 Thlr. Jetzt 19 Thlr. Jeder Jahrgang einzeln 1 Thlr.

E. A. W. v. Zimmermanns Almanach der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Produktenkunde. Für jede Klasse von Lesern. 1r bis 14r Jahrgang in 18 Bändchen. Mit Charten und Kupfern. 12. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. Sonst 36 Thlr. Jetzt 18 Thlr. Jedes Bändchen einzeln 1 Thlr.

In den Buchhandlungen von Mörschner und Jasper in Wien. J. Wolff in Augsburg und C. A. Hartleben in Pesth ist zu haben:

Ueber die Kultur und mannigfaltige

Anwendung der Kartoffeln.

Nach dem Franz. d. H. Payen und Chevalier bearb. und mit Zusätzen vermehrt v. D. C. W. E. Putsche (Verf. einer Monographie der Kartoffeln.) Mit 3 lithogr. Tafeln. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Das franz. Original wurde von der Central-Gesellschaft des Ackerbaues zu Paris mit der goldnen Medaille beehrt, und nie war eine Schrift würdiger, auf deutschen Boden verpflanzt zu werden, indem sie alles in sich faßt, was bis jetzt über Anbau und Benutzung dieses nützlichen Gewächses in Europa verhandelt worden ist. Der Landwirth findet darin nicht nur eine Anleitung, die Knollen auf das Mannigfaltigste zu benutzen und Brod, Gries, Grütze, Sago, Reis, Nudeln, Polenta, Syrup, Zucker, Branntwein, Stärke, Kleister, Schlichte, Schuhwichse daraus zu bereiten und zum Mauern, Wassermahlen, Pottasche :c. anzuwenden; sondern auch selbst das Kraut zur Erzeugung des Salpeters und der Pottasche sehr vortheilhaft zu benutzen. Die hiebey nöthigen Geräthschaften sind auf den Abbildungen deutlich dargestellt. Besonders wird der neueste Destillirapparat des Hrn. Decosne in Paris hiernach von deutschen Liqueur-Fabrikanten leicht und mit Nutzen hergestellt werden können.

Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Biographien der Minister und Gesandten am deutschen Bundestage zu Frankfurt am Main.

Erstes Heft.

Quedlinburg und Leipzig, bey G. Basse. gr. 8. Geheftet. Preis 16 Gr.

Man kennt, auch aus den Verhandlungen in der Deputirtenkammer von diesem Jahre, das Aufsehen, welches in Paris die daselbst erschienenen Biographien ganzer Stände machten. Man erhielt eine Biographie des Ministres, Biographie des Préfets, Biographie des Maires, Biographie des Dames de la Cour, etc. Ein ähnliches, jedoch solideres Unternehmen, begründen wir durch obiges Werk, welches sich der Mitwirkung angesehener Staatsmänner erfreut. Eine biographische Darstellung der deutschen Diplomaten am Bundestage zu Frankfurt begleitet die Geschichte der deutschen Staatsverfassung, und ist für diese selbst eine Quelle.

Aus diesem Werke wird einzeln verkauft:

Der General v. Ochs, Mitglied der Militärkommission am deutschen Bundestage zu Frankfurt a. M.; seine Verdienste und Schicksale, dargestellt von Joh. von Horn. Gewidmet Sr. Hoheit dem Churprinzen von Hessen.

Der General v. Ochs war ein Zeitgenosse Franklins, Washingtons und La Fayette's, gegen welche er in dem amerikanischen Freyheitskriege focht; später Kriegsgefangener zu Dorpat in Liefland, dann Gesandter zu Petersburg, und beschloß, als Begleiter Sr. Hoheit des jetzigen Churprinzen von Hessen, sein interessantes, an Abwechselungen so reiches Leben eben so ruhmvoll, als er es angefangen.

So eben ist bey Metzler in Stuttgart erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mythologische Briefe von Joh. Heinr. Voß. Erster Band. Zweyte erweiterte Ausgabe. gr. 8. 2 fl. 54 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 16 Gr. sächs.

Seit Jahren hatte Voß eine neue Ausgabe dieses Werks vorbereitet und seine Besserungen und Zusätze sind in dieser neuen Ausgabe, die drey Bände umfassen wird, sorgfältig aufgenommen. Der dritte Band, der mit dem zweyten zugleich noch in diesem Jahre erscheint, gibt ganz neu, die weitern mythologischen Forschungen, welche den für die schwersten Untersuchungen nicht nur an Scharfsinn, sondern selbst an Gedächtniß ungeschwächten Greis, in den heitersten Stunden der lezten Jahre, als die gereifte Frucht richtiger Methode und des umsichtigsten Fleißes, erfreuten.

Früher ist in gleichem Verlage erschienen:

Antisymbolik, von Joh. Heinr. Voß. gr. 8. 1r Theil. 1824. 3 fl. 48 kr. od. 2 Rthlr. 6 Gr. 2r Theil. 1826. 4 fl. 12 kr. od. 2 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Beurtheilung der Creuzerischen Symbolik. Gottheit und Fortdauer der Seele nach altgriechischer Vorstellung. Tischbeins Homer nach Antiken, mit Erläuterungen von Heyne, Schorn und Creuzer. Schlußwort. Vorstellung an die Sprecher. II. Heynianismus nach Erfahrungen, mit Beylagen. Der neuern Symbolik Entstehen und Umtriebe, mit Beylagen. Uebergang zu den mythol. Forschgn. üb. Dionysos, Bacchos, Apollon, Artemis.

Pharmacevtisch-chemisches Institut.

In meinem, seit 1795 bestehenden pharmacevtisch-chemischen Institut wird auf künftige Ostern abermals ein neuer Cursus eröffnet werden. Alle diejenigen, welche daran Theil nehmen wollen, belieben sich bis Ende December dieses Jahres, oder spätestens im Januar bey mir zu melden.

Erfurt, den 10. October 1827.

Dr. Johann Bartholmä Trommsdorff.

Nro. 41.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

So eben ist zu London bey Treuttel, Würtz und Komp. erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben — Preis 6 Schillinge Sterl. in Pappe. —

Stray Leaves, including Translations from the Lyric Poets of Germany, with brief notices of their works. — „L'auteur de ce petit volume excelle dans ses Chansons Ecossaises, qui, malheureusement sont en petit nombre. Sans annoncer l'imagination brillante de Burns, elles respirent sa douce melancolie, et sont écrites avec facilité. Les traductions de l'Allemand possèdent éminemment le mérite de la difficulté vaincue. L'auteur s'est essayé avec les meilleurs poëtes lyriques de l'Allemagne, telles que Goethe, Schiller, Hoelty, Gleim, Voss, Claudius, F. Stolberg, Herder, Salis, Matthisson, Uhland, Langbein etc.; et quoique ce ne soit pas toujours avec le même succés, ce qui etait impossible, nous aimons à réconnaitre sont talent pour la traduction poëtique."

Revue Encyclopédique, Juillet 1827.

Kürzlich ist erschienen und in der Jägel'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. zu haben:

Liesli a Swiss Tale, by H. Clauren. Translated from the German by J. D. Haas. — London. 8. Mit einem lithographirten Titelkupfer und einer Vignette. Preis 1 Rthlr. 16 gGr.

Diese Uebersetzung einer der beliebtesten Erzählungen des Lieblingsschriftstellers der gebildeten Frauenwelt ist besonders empfehlungswerth bey der Erlernung der englischen Sprache für Damen als Uebungs- und zugleich Unterhaltungsbuch.

Folgende neue Bücher sind so eben in der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo erschienen und können durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

Anakreon's Lieder, metrisch ins Deutsche übersetzt von Brockhausen. 12. geh. 6 gGr.

Brand, F. J., der Dom zu Paderborn, in historischer und artistischer Hinsicht dargestellt. kl. 8. geh. 8 gGr.

Greif, Ernst, Jugendstunden. (Gedichte.) kl. 8.

Greverus, J. P. E., Annotatiunculae ad Annales Taciti. 4.

Habicht, K. (Rektor und Professor des Gymnasiums in Bückeburg, auch Bibliothekar daselbst.) Synonymik der lateinischen Sprache. gr. 8. (Der Druck dieses Werkes wird nächstens beginnen.)

Harless, H. Dr., Lineamenta historica Graecorum et Romanorum litterar. scholarum in usum exposuit etc. gr. 8.

Holzapfel, J. S. G., die Union in Lemgo, oder über die Vereinigung der gemischten protestantischen Gemeinden daselbst, zu einer evangelischen Kirche. gr. 8. geh. 4 gGr.

Kuypenberg, Ch. L., Leitfaden zum Confirmanden-Unterrichte. 2te verb. und verm. Auflage. 8.

Platonis Apologia Socratis, ex recensione Fr. Aug. Wolfii. (Unter der Presse.)

Püllenberg, Johann, Rhetorik für Gymnasien und angehende Redner, mit besonderer Rücksicht auf praktische Beyspiele. gr. 8. 12 gGr.

Lemgo, im September 1827.

So eben ist bey Metzler in Stuttgart erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständiges Handbuch der Gartenkunst,

enthaltend die Gemüse-, Baum-, Pflanzen-, Blumen- und Landschaftsgärtnerei von Louis Noisette zu Paris. A. d. Französ. v. Sigwart, Professor der Botanik und Chemie zu Tübingen. Mit vielen Abbildungen. 8. geh. 6te Lieferung.

Noisette, einer der einsichtsvollsten und berühmtesten Gärtner von Paris, in dessen Gärten man die kostbarsten und seltensten Gewächse aus allen Theilen der Welt sieht, theilt in diesem trefflichen Werke die Resultate einer langjährigen, und mit wissenschaftlichem Sinne geübten Praxis dem Publikum offen mit. Dasselbe stellt den gegenwärtigen Stand der Gartenkunst in allen ihren Zweigen aufs faßlichste, in guter Ordnung, in klarem Vortrage, mit reinpraktischer Tendenz und vollständiger, als irgend ein bereits existirendes Werk dar. Es giebt nur solche Regeln, welche, aus des Verfassers eigenen Erfahrungen hervorgegangen, unbedingtes Zutrauen verdienen, und wird darum nicht nur Gärtnern von Beruf, sondern jedem Freunde der Landwirthschaft und Gartenkunst um so willkommener seyn. Den Reichthum dieses Werkes zeigt nachstehende Angabe des Inhalts der ausgegebenen 6 Lieferungen:

Vollständige Abhandlung von den Gärten und ihrer Anlegung und allen darauf Bezug habenden Einrichtungen, Gebäuden, Werkzeugen und Arbeiten, der Wahl und Zubereitung des Bodens, dem Dünger, den Mistbeeten, Mistbeetkästen mit Fenstern, Gewächshäusern u. s. w. mit 12 Abbildgn. Preis 1 Rthlr. 4 Gr. sächs. od. 2 fl. rhein.

Die Erhaltung und Vermehrung der Pflanzen, ihre Physiologie, Krankheiten derselben und Mittel dagegen, nebst Anweisung zum Verpacken und Versenden derselben. Pr. 1 Rthlr. 4 Gr. od. 2 fl.

Vollständige Anweisung zu dem Propfen und Beschneiden, enthaltend eine Beschreibung von 137 Arten des Propfens der Bäume und krautartigen Gewächse, von dem Beschneiden und Ziehen der Obstbäume, des Weinstocks und verschiedener anderer Bäume und Sträucher, dem Bilden derselben zu regelmäßigen Gestalten u. s. w. Mit 11 Abbildgn. Preis 1 Rthlr. 4 Gr. od. 2 fl.

Der Küchen- und Obstgarten, enthaltend eine Beschreibung von den Eigenschaften und der Behandlung aller Gewächse, welche im Küchengarten gepflanzt werden, und aller Obstarten, welche in Europa im Freyen fortkommen. Mit 1 Abbildg. Preis 1 Rthlr. 4 Gr. od. 2 fl.

ten, eben so meisterhaft übersetzt von L. G. Förster, (dem rühmlichst bekannten Uebersetzer des Cervantes und des Ossian).

Wir verlangen weder Pränumeration, noch Subscription; sondern die Bände werden so einzeln bezahlt, wie sie nach einander erscheinen. Der Preis jedes Bandes ist 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. Wie viel Bände das Ganze enthalten wird, können wir noch nicht genau bestimmen.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig und Quedlinburg, im Oktober 1827.

Basse'sche Buchhandlung.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Pulawsky und Rosinsky, oder böse Mittel entweihen gute Zwecke, eine historische Erzählung aus der polnischen Revolution, von G. Satori. 2 Thle. 1 Rthlr. 16 Gr.

In einer blühenden Darstellung, Wahrheit und Dichtung kunstreich verwebend, hat die Verfasserin die Entführung des Königs Stanislaus im Jahr 1771 durch verschworne polnische Edeln erzählt, und mit mannichfachen Familienscenen verknüpft, wie sie zu seiner Zeit das unglückliche Polen, mitten unter den Verheerungen des Krieges zwischen den Bürgern und den Fremden, häufig lieferte. Unsere Zeit erhält manche Warnungen, die aber die Verfasserin eher errathen läßt, als ausspricht.

Erschienen und versendet ist, das 7te und 8te Bändchen der

Damen-Bibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens ꝛc. Herausg. von A. Schreiber. Erste Reihe. 16 Bdchn. Subscript.-Preis per Bdchn. 36 kr. od. 9 Gr.

Das gebildete Publikum, und namentlich die verehrte Damenwelt, hat diesem, dem Guten und Schönen gewidmeten Institut eine so günstige Theilnahme gewährt, daß es der Verlagshandlung zur angenehmen Pflicht wird, demselben eine immer höhere, innere und äußere Vollendung zu geben. Eben so bereitwillig kommt sie, mit der Fortsetzung eines zweyten Subscriptions-Termins bis zu Ende dieses Jahrs, einem oft geäußerten Wunsche entgegen. Was bisher geleistet worden, ist bekannt. Mehrere rühmlich bekannte ästhetische und historische Schriftsteller und Schriftstellerinnen, wie der würdige Herausgeber, Caroline Stille, Elise Rächter, K. Geib, Fr. Haug, A. Schoppe, ꝛc. haben bisher, sowohl durch Uebertragungen gehaltvoller Werke des Auslandes, als durch Originale, im Felde des Romans, der Poesie und Geschichte viel Treffliches beygetragen. Das 7te Bändchen deutet schon an, daß in der Folge hier eine noch größere Mannichfaltigkeit in den verschiedenen Sphären der Unterhaltung und des Wissens statthaben wird, wie sich denn auch der Kreis der Mitarbeiter um ein Beträchtliches vermehrt hat. — Zudem werden nicht selten Kupfer (das 8te) und Musik die äußere Eleganz des Werkes verschönen, und gewiß erfreuliche und angenehme Beylagen seyn.

Die folgenden Bändchen der ersten Reihe werden nun rasch erscheinen. Der Subscriptions-Preis bis zu Ende des Jahrs ist fortwährend für 16 Bände (jeder zu 12 Bogen) auf Velin, elegant gedruckt und brochirt, 9 fl. 36 kr. oder 6 Thlr. 8 Gr.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

So eben wird versendet:

A dictionary of the English language, inwhich the words are deduced from their originals, explained in their different meanings, and authoriced by the names of the writers in whose works they are found; by S. Johnson. Printed from Todd's enlarged Quarto Edition with the additions lately introduced by Chalmers and others; newly revised and corrected. To which is prefixed Johnson's Grammar of the English language, and annexed a Glossary of Scottish words and phrases, which occur in the romances and poetical works of Sir Walter Scott. In two Volumes 8. Vol. I.

Der Pränumerationspreis à 11 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr. für beyde Bände, ist noch bis Ende des Jahrs offen, wo der Ladenpreis à 15 fl. eintritt.

Vivian Grey. Humoristischer Roman, aus dem Englischen, von Fr. Rhode, 2s u. 3s (leztes B.)

Heidelberg, den 25. Oktober 1827.

J. Engelmann.

Bey uns ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Vaters Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens,

von Elisa von der Recke, Deckert, Freudentheil, Frisch, Gebauer, Grumbach, Haug, Heinkel, Hey, Mahlmann, Marks, Ribbeck, Rienäcker, Schmalz, Schottin, Schuderoff, Spiker, Starke, W. Thilo, von Teubern, Tiedge, Veillodter, Weber, Weiske, Witschel und dem Herausgeber A. G. Eberhard, für das Jahr 1828.

Mit 2 Kupfern und drey Musikbeylagen. Preis 1½ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Der neue Jahrgang dieses Jahrbuchs, welches eine immer steigende Theilnahme findet, ist im Innern und Aeussern so ausgestattet, daß er seinen Vorgängern hoffentlich nicht nachsteht und zur Erweckung und Kräftigung religiöser Gefühle wohlthätig einwirken wird. Auch die Beygaben des Portraits der leztverstorbenen Kaiserin Elisabeth von Rußland und der Compositionen von Naue und Zelter werden Vielen willkommen seyn. Dies fortlaufende Werk wird sich also nicht nur die alten Freunde zu erhalten, sondern auch wohl neue zu gewinnen wissen.

Rengersche Verlags-Buchhandlung in Halle.

So eben ist bey Metzler in Stuttgart erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Volksgrößenlehre

oder die Mathematik im ganz faßlichen und gründlichen Vortrag. Für Jedermann zum Selbstun-

terrichte, so wie auch zum Gebrauche in Schulen bearbeitet von Hofrath J. H. M. Poppe. 50 Druckbogen. gr. 8. mit 16 Steintafeln. Preis 4 fl. 54 kr. rhein. od. 3 Rthlr. sächs.

Dieses Werk, das erste in seiner Art, ist zunächst bestimmt, die Mathematik populär zu machen, und diese Wissenschaft mehr unter derjenigen Klasse von Bürgern und Landleuten zu verbreiten, welche zwar das Nachdenken nicht scheuten, aber keine Gelegenheit hatten, die in die Geschäfte des Lebens so vielfach und so höchst nützlich eingreifende, auch den Verstand so sehr schärfende Größenlehre zu lernen. Es soll aber auch zum Unterrichte namentlich in Volks-, Real- und Handwerksschulen dienen, so wie zum Selbstunterrichte für jeden Anfänger überhaupt, vornehmlich für die, welche die übrigen vorhandenen Bücher über Mathematik nicht verstehen, oder ihre Lehrer nicht verstanden haben. Bey aller Faßlichkeit und Klarheit des Vortrags und Vermeidung ermüdender Weitläufigkeit, ist es zugleich gründlich bearbeitet. Wer des Verf. bisherige allgemein beliebte populäre Schriften über manche Zweige der Naturwissenschaften kennt, wird ungefähr beurtheilen können, was er hier zu erwarten hat. Die Arithmetik oder Rechenkunst, die Geometrie (mit der Stereometrie), die Mechanik der festen und flüssigen Körper, allenthalben mit den nützlichen praktischen Anwendungen findet man in diesem Werke abgehandelt, das wir auch namentlich den zahlreichen Besitzern der Volksnaturlehre des Verf. empfehlen. — Besonders ist dies Werk auch zu einem nützlichen Christgeschenke von bleibendem Werthe geeignet.

Neue Taschenbücher,
welche bey Gerhard Fleischer in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Minerva.

Taschenbuch für 1828.

Zwanzigster Jahrgang.

Mit 9 Kupfern zu Goethe's Faust;

und Aufsätzen von W. Blumenhagen, J. Schopenhauer, F. Lohmann, Bonstetten, Matthisson und Andern.

Preis 2 Thlr. Sächs. oder 3 Gulden 36 Kr. Rheinl.

Aurora,

Taschenbuch für deutsche Töchter und Frauen edlern Sinnes.

Von J. Glatz.

Dritter Jahrgang, für das Jahr 1828.

Der Preis dieses 3ten Jahrgangs ist 1 Thlr. 8 Gr. Sächs. oder 2 Gulden 24 Kr. Rheinl., so wie für alle drey Jahrgänge 4 Thlr. Sächs. od. 7 Gulden 12 kr. rheinl.

Das oft gefühlte Bedürfniß eines Taschenbuches, welches frey wäre von Allem, was in sittlicher Hinsicht zartfühlenden Leserinnen leicht einigen Anstoß geben, und das auf diese Weise ohne Bedenken edelgebildeten Töchtern und Frauen als ein angenehmes, Geist und Herz ansprechendes Geschenk dargereicht werden könnte, hat die Erscheinung des vorliegenden Taschenbuchs veranlaßt. Alle die, die in solchen Schriften keineswegs bloße, frivole Unterhaltung, sondern eine angenehme, erheiternde und dabey zugleich lehrreich veredelnde Lectüre suchen werden der Aurora des Hrn. Consistor.-Raths Glatz gewiß das Zeugniß geben, daß sie eine solche Lectüre darbiete, und daher einer freundlichen Aufnahme von Seiten des edlern Theiles des weiblichen Geschlechtes vollkommen würdig sey. Auch dieser dritte Jahrgang verdient eine solche Aufnahme und kann mit Recht den Freundinnen einer nicht nur angenehm unterhaltenden, sondern auch bildenden und auf das Herz wohlthätig einwirkenden Lectüre empfohlen werden. Was bisher von der Aurora erschienen ist, hat bleibenden Werth, und sie verdient schon darum einer vorzüglichen Berücksichtigung.

In der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Dramatische Dichtungen von Grabbe. Nebst einer Abhandlung über die Shakespearo-Manie. 2 Bde. 8.
Ausgabe auf weiß Druckpapier., geheftet 6 fl.
— — — Velinpapier kartonnirt, 7 fl. 48 kr.

Inhalt der beyden Bände. Erster Band.
Herzog Theodor von Gothland, eine Tragödie in 5 Akten.
Zweyter Band. Nanette und Maria, ein tragisches Spiel in drey Aufzügen.
Scherz, Satyre, Ironie und tiefere Bedeutung, ein Lustspiel in drey Aufzügen.
Marius und Sulla, eine Tragödie in fünf Akten (noch unvollendet.) — Ueber die Shakespearo-Manie.

Diese Dichtungen bedürfen keiner gewöhnlichen Buchhändleranzeige; sie werden sich den Beyfall selbst erringen. Nur das darf man behaupten, ohne zu fürchten, der Leser werde uns einer Täuschung beschuldigen, es regt sich in diesen verschiedenen tragischen, komischen sentimentalen und historischen Dramen ein äußerst gewaltiger, vielseitiger Genius, und dabey von einer Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit, wie sie selten in neuern Zeiten gefunden werden. Das beygedruckte Urtheil eines großen Dichters (L. Tiecks) wird dieses schon bey der voranstehenden Tragödie rechtfertigen. Auch der Aufsatz über die zur Mode gewordene Bewunderung des Shakspeare verräth gewiß eben so viel kritisches Talent, als Kenntniß der älteren und neueren Bühne.

In alle Buchhandlungen ist versandt worden:

Kunz von Kauffung.

Novelle von Ludwig Storch.

3 Bände. 8. 4 Rthlr.

Wilhelm Engelmann.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

List gegen List, ein Gemälde aus dem Gebiete der feinern Welt, von J. Satori. 2 Bde. 2 Rthlr.

Ein spaßhaftes höchst ergötzliches Gemälde, aber nirgens bis zur Langenweile ausgesponnen!

Die Dummen und ihre oft ehrliche Politik sind gut geschildert. Der Dialog ist fliessend, das Idealische keinesweges unwahrscheinlich. Jovialität ist überall mit heiterer Sittlichkeit gepaart.

Intelligenz - Blatt.

1827.

So eben ist zu London bey Treuttel, Würtz und Komp. erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben — Preis 6 Schillinge Sterl. in Pappe. —

Stray Leaves, including Translations from the Lyric Poets of Germany, with brief notices of their works. — „L'auteur de ce petit volume excelle dans ses Chansons Ecossaises, qui, malheureusement sont en petit nombre. Sans annoncer l'imagination brillante de Burns, elles respirent sa douce melancolie, et sont écrites avec facilité. Les traductions de l'Allemand possèdent éminemment le mérite de la difficulté vaincue. L'auteur s'est essayé avec les meilleurs poëtes lyriques de l'Allemagne, telles que Goethe, Schiller, Hoelty, Gleim, Voss, Claudius, F. Stolberg, Herder, Salis, Matthisson, Uhland, Langbein etc.: et quoique ce ne soit pas toujours avec le même succés, ce qui etait impossible, nous aimons à réconnaitre sont talent pour la traduction poëtique."

Revue Encyclopédique, Juillet 1827.

In den Buchhandlungen von Mörschner u. Jasper in Wien, J. Wolff in Augsburg u. C. A. Hartleben in Pesth ist zu haben:

Encyklopädie der Gesellschaftsspiele. Ein Handbüchlein für lebensfrohe Gesellschaften, welche Munterkeit und Scherz mit Anstand und Sitte zu verbinden suchen. Eine Fortsetzung des unerschöpflichen Maitre de plaisirs, von dem Verfasser desselben. 12. geh. Preis 1 fl. 21 kr.

Der Maitre de plaisir, von dem diese Encyclopädie gewissermaßen der zweyte Theil ist, hat vielen Beyfall gefunden und ist beynahe in Aller Händen. Wir können die Versicherung geben, daß man darin sämmtliche Gesellschaftsspiele findet. — Wem häufig die Unterhaltung und die Anordnung von Gesellschaften obliegt und wenn endliche Erschöpfung bedroht, der findet hier neuen großen Reichthum für gesellige Belustigung und anständiges Vergnügen. Für viele wird es eine angenehme Zugabe seyn, daß mehrere Beyspiele zur dramatischen Darstellung von Sprüchwörtern, so wie sehr zahlreiche Angaben von neuen sehr witzigen Pfänderauslösungen u. dergl. m. am Schluß des Ganzen beygegeben sind.

In G. F. Heyer's Verlagshandlung in Gießen ist eben erschienen und an alle solide Buchhandlungen in Commission gesendet worden:

v. Feuerbach's (königl. bayr. Staatsrathe und Präsidenten) actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen. gr. 8. 6 fl.

v. Lindelof's, Dr. Friedr., (Prof. der Rechte in Gießen) Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte in gedrängter Uebersicht. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Heyer's, Dr. Carl, (Lehrer am Forstinstitute in Gießen) Anleitung zur Technologie für Real- und Bürgerschulen. 54 kr.

Vogt's Dr. P. F. W., (Prof. der Medizin in Gießen) Lehrbuch der Pharmakodynamik. 2 Bde. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 9 fl.

Schlez, J. F., (Großh. hess. Kirchenrath) Katechetisches Handbuch über seinen Kinderfreund in der neuesten 3ten Ausgabe. 8. 1 fl. 12 kr.

Gießen, im Okt. 1827.

G. F. Heyer, Vater.

Bey P. G. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Reise von Sarepta in verschiedene Kalmücken-Horden des Astrachanischen Gouvernements im Jahr 1823, unternommen von H. A. Zwick und J. G. Schill, und von ersterem beschrieben. Mit einer Charte. gr. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

Da man noch gar keine Reisebeschreibung von diesem Lande hat, auch noch keine Nachricht von diesen Gegenden und der Religion, Sitten und Lebensart der Kalmücken besizt, so wird diese Reisebeschreibung gewiß ein angenehmes Geschenk für das Publikum seyn, indem es dadurch von dieser uns beynahe nur dem Namen nach bekannten Nation in Kenntniß gesezt wird.

Im Jahre 1828 wird fortgesezt: das

Berliner Conversations - Blatt für Poesie, Literatur und Kritik,

redigirt von

Dr. F. Förster und Willib. Alexis (W. Häring).

Dieses Journal hat bey dem ganzen gebildeten Publikum eine so gute Aufnahme, eine so rege Theilnahme der geistreichsten Mitarbeiter und so günstige Beurtheilungen in allen Zeitschriften gefunden, daß es als ein fest begründetes seinen 2ten Jahrgang 1828 beginnen wird.

Die Herren A. W. v. Schlegel, v. Raumer, Gans, van der Hagen, Robert rc. werden sich für den kritischen Theil interessiren; die beliebtesten Novellendichter und humoristischen Schriftsteller, namentlich die Herren Steffens, Hauff, A. v. Arnim, Robert, v. Maltitz, v. Eichendorff, Heyne, v. Heyden rc., haben Novellen und Erzählungen der Redaction versprochen, und Herr

Alexander von Humboldt

hat seine Mitwirkung für die auswärtige Korrespondenz zugesichert.

Unter so günstigen Aussichten glauben wir versichern zu dürfen, daß das Berliner Conversations-Blatt eines der ersten deutschen Journale werden wird, welches sich mit jedem literarischen Journal des Auslandes messen kann.

Um dem Wunsche Vieler nachzukommen, werden wir

monatliche Verzeichnisse der neuesten Literatur unentgeltlich dem Blatte beyfügen.

Der Preis des Jahrgangs ist 9 Thlr., halbjährlich 5 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen darauf an.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin unter den Linden Nr. 34.

Nachricht an das geschichtliebende Publikum.

Von der äusserst wohlfeilen und schön gedruckten Ausgabe der

Allgemeinen historischen Taschenbibliothek oder Sammlung historischer Uebersichten der merkwürdigsten Völker und Staaten.

(Pränumerations-Preis für jede Lieferung von 10 Bdchn. in 8. (à 6 Gr.) 2 Thlr. 12 Gr., wofür solche noch fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

ist bereits die fünfte Lieferung an die Pränumeranten versandt worden, und enthält:

Geschichte Griechenlands und der Türkey, in 4 Bdchn., vom Wilh. v. Lüdemann. Ladenpr. 2 Thlr.
Geschichte Portugals, in 3 Bdchn., vom Prof. Dr. E. Münch in Freyburg. Ladenpr. 1 Thlr. 12 Gr.
Geschichte der Staaten des Ernestinischen Hauses Sachsen, 1 Bdchn., vom Hofrath Pölitz in Leipzig. Ladenpreis 12 Gr.
Geschichte von Böhmen, von Prof. Dr. Schneller in Freyburg, 1s und 2s Bdchn. Ladenpreis 1 Thlr.

Die sechste Lieferung dieses für jede Zeit und für jede Bildungsstufen sich empfehlenden, höchst interessanten Geschichtswerks, welches einen wahrhaft universal-historischen Ueberblick der Entwicklung des Menschengeschlechts darbietet, wird noch im Laufe des Monats Dezember dieses Jahres versendet werden. Dieses Werk eignet sich zu einem ganz vorzüglichen Weynachtsgeschenke.

Dresden, im Oktober 1827.

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

Englisch Miscellanies. Lesebuch für Anfänger in der englischen Sprache. Von Dr. O. L. B. Wolf. Weimar bey W. Hoffmann. Preis 18 Gr.

Diese kleine englische Chrestomathie ist stufenweis, vom Leichtern zum Schwerern führend, bearbeitet und ebenso aus ältern als neuern englischen Schriftstellern zusammengetragen, mit Fragen, Phraseologie, Anmerkungen und Erklärungen zum Behuf der Lehrstunde oder auch des Selbstunterrichts versehen, auf milchweißes Papier sehr korrekt gedruckt und in vielen Gegenden bereits als Unterrichtsbuch angenommen und eingeführt.

Bey J. Hölscher in Koblenz ist erschienen:

Journals des rheinländ. Weinbaues, herausg. v. Hörter. 3s Heft mit einer Abbildung. 36 kr.
Lasinsky, A. M., Gedichte. 12. Velinpr. geh. 1 fl. 30 kr.
Gesetze und Verordnungen für die Rheinprovinzen. 4s Heft, mit alphabetischem und chronologischem Register, (womit der 1ste Bd. geschlossen ist.) 36 kr.
Biblische Geschichten für Kinder, erzählt von A. W. Grimm. 2te wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. mit mehr als 100 Abbildungen, gebunden 2 fl. 30 kr., (ein sehr passendes Weihnachtsgeschenk!)

Früher erschien, und ist durch jede Buchhandlung zu haben:

Fenelons Leben von Ramsay, aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen von ***. 1 fl. 15 kr.

Was diese vortreffliche Schrift betrifft, so verweise ich nur auf die so höchst günstigen Beurtheilungen in fast allen kritischen Blättern (der Leipziger und Jenaer Literaturzeitung, der kathol. Literaturzeitung von Kerz, der katholischen Monatschrift von Smets, der Darmstädter Kirchenzeitung und vieler andern) wodurch jede andere Empfehlung von meiner Seite überflüssig wird.

Frauentaschenbuch für das Jahr 1828.

Mit 10 Kupfertafeln. Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Dieses noch immer mit vielem Beyfall aufgenommene Taschenbuch ist zum 14ten male erschienen, und zeigt in seinem neusten Jahrgange von dem Bemühen des Verlegers, dasselbe mit Beyträgen der beliebtesten Schriftsteller, so wie durch die Leistungen ausgezeichneter deutscher Künstler, und mit typographischer Vollkommenheit, seiner Bestimmung würdig, fortzusetzen. In Betracht der Kupferbeylagen dürfte diesem Taschenbuche wohl ein größerer Kunstwerth, vor vielen andern, zugestanden werden; denn z. B. die Apostelbilder vom Sebaldusgrabe von Meindels Meisterhand haben im In- und Auslande den größten Beyfall gefunden, und diese Blätter, so wie die folgenden Darstellungen vom Schönen Brunnen in Nürnberg, dazu die geschätzten Landschaften eines A. Klein von Fr. Geißler, sich selbst dem prüfenden Auge des Kenners und Sammlers empfohlen. Die zarten Compositionen Näckes sind vielfältig in gelungenen Oelkopien verbreitet, die Titelblätter und Verzierungen des ideenreichen Heideloffs von andern Künstlern gerne benützet worden.

Um nun den Ankauf der sämmtlichen Jahrgänge dieses interessanten Taschenbuchs zu erleichtern, oder die Sammlung mit Fehlenden bey geringen Kosten zu ergänzen, bietet sie der Verleger, so weit der Vorrath der frühern Jahrgänge ausreicht, zu nachstehenden sehr ermäßigten Preisen durch alle Buchhandlungen an.

Die Jahrgänge 1 bis 12. oder 1815 bis 1826, kompl. für 8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr.

Jeder dieser Jahrgänge, einzeln 20 Gr. od. 1 fl. 30 kr. Für den 13ten Jahrgang (1827) gilt noch der Ladenpreis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Joh. Leonh. Schrag in Nürnberg.

Muster und Uebungsblätter zur Bildung des Ausdrucks und Geschmacks. Mit einer Methodik als Anhang von Carl Schäelein, Prof. am Lyceum zu Speyer. gr. 8. 23 Bog. 1 fl. 54 kr. rhein. oder 1 Thlr. sächs.

Nicht eine der gewöhnlichen und so häufigen Anthologien, Deklamationsübungen und Theorien wird dem Publikum hier geboten; sondern eine durch den seltensten Geschmack und Scharfsinn und durch eine überraschende Fülle von Belesenheit ausgezeichnete Mustersammlung dessen, was vom Alterthum und aus der neuesten Gegen-

wart zu kennen, zu bewahren und zu nützen wünschenswerth und zuträglich ist fürs Leben in seiner bessern Richtung. Jede Stufe der Empfindung, und jedes einzelne Gefühl findet darin einen erhebenden Anklang; doch wird nicht eine weichliche Nährung der Empfindsamkeit, sondern zugleich eine die Kräfte des Geistes und der Seele entwickelnde und stärkende Ausbildung von Urtheil und Geschmack um so sicherer der Erfolg seyn, als die Regel sich aus dem Genuß entwickelt, und pedantische Abstraktion gänzlich fern gehalten ist. Die gewonnene Bekanntschaft wird noch besonders in so ferne lohnen, als so manchmal bey dem Genuß guter Gedichte und Lesestücke die Kenntniß ihrer Schöpfer eben so ungerne vermißt, als dieser Genuß durch den Mangel an gehöriger Vorbildung und richtiger Anleitung verkürzt und verkümmert wird. Für Jung und Alt, für den Greis, der sich die Welt im Rückblick auf das eigene Leben gerne beschaut; für den Mann, der, von den Eindrücken des Augenblicks gefaßt und gestört, oft eine Berichtigung seiner Ansichten bedarf; für die Jugend, die für so manche in der Brust erwachende Empfindung den Ausdruck sucht, für heranwachsende Knaben und Mädchen selbst, in denen der emporkeimende Trieb nach dem Höheren seine Richtung erhalten soll, ist das Buch nach unserer vollen Ueberzeugung eine reiche Quelle des Genußes, der Belehrung und Erhebung, und wir empfehlen es daher eben sowohl für die Schule als für das Leben; besonders auch als eine angemessene Festgabe, mit dem Wunsche, daß unsere Ueberzeugung sich recht vieseitig verbreiten möge.

Eine sehr empfehlende Bestätigung des Gesagten befindet sich in dem Literaturblatt Nro. 25. zur allgemeinen Schulzeitung von 1825; in der Literaturzeitung für Schulen, Ilmenau; in der Leipziger Literaturzeitung 1825, Nro. 324. und in den Heidelberg. Jahrb. für Literatur 1827. Nr. 59.

Heidelberg, im Novbr. 1827.

A. Oswalds Universitätsbuchhandlung.

Empfehlenswerthe Weihnachtsgabe.

In allen guten Buchhandlungen sind vorräthig:

Dichtungen aus der Sage des Morgenlandes. Parabeln, Legenden, Apologen. Eine moralische Anthologie. 8. Preis 1 fl. 30 kr.

Diese schönen Dichtungen (mit wenigen Ausnahmen keine Gedichte, sondern meist Prosa) eignen sich besonders für die erwachsene Jugend und voll der Ueberzeugung, daß sie das Gemüth erheben und zum Guten stärken, können sie Mütter ihren Töchtern, Lehrer ihren Zöglingen zur Erholung, Belehrung und Bildung des Geschmacks in die Hände geben.

Auch dürfen sie zur Lektüre für jede gebildete Familie empfohlen werden, als eine sorgfältige Auswahl dessen, was die deutsche Literatur in dieser Gattung Schönes und Ausgezeichnetes bietet, die durch die reiche Mannichfaltigkeit ihres Inhalts nach Stoff und Form auf das Angenehmste unterhält.

Stuttgart.

J. F. Steinkopf.

Verlagswerke

von J. Engelmann in Heidelberg, welche sich zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken ganz vorzüglich eignen, und die in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1828. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Dreyzehnter Jahrgang. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Mit Kupfern, gezeichnet von Opitz und Xeller, und gestochen von Fleischmann und Rist. Preis: In sehr elegantem Einbande, mit farbigen Umschlag-Vignetten und Vignetten auf dem Futterale, 4 fl. oder 2 Thlr. 8 Gr. Pracht-Ausgabe, mit Goldvignetten und Kupfern des ersten Hunderts auf chinesisch Papier, 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 6 Gr.

NB. Die 4 ersten Jahrgänge 1824 bis 27 der neuen Folge sind von 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 Gr., auf 6 fl. od. 4 Rthlr. herabgesezt.

Damen-Bibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens. Einheimischen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet. Herausg. von A. Schreiber. 1s bis 8s Bdchn. Subscript.-Preis bis zu Ende des Jahrs, 36 kr. oder 9 Gr. pr. Bändchen.

Gebete und Erweckungen zum Gebet. Ein Andachtsbuch für Familien. Herausgegeben von Dr. J. B. Engelmann. In allegorischem Umschlage 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 14 Gr.

Erste Nahrung für Geist und Herz. Elementar-, Lehr- und Lesebuch zur Unterhaltung und zum stufenweisen Unterricht der Kinder vom sechsten Jahre an. Frey nach dem Englischen der Early Lessont von Maria Edgeworth für die deutsche Jugend, *bearbeitet* von Amalia Schoppe, geb. Weise. 4 Bde. mit Kupf. geb. 8 fl. od. 5 Thlr. 8 Gr.

Der Münster in Strasburg, von dem östlichen Thurme der Thomaskirche aus (16 Zoll breit und 10 Zoll hoch.) Gezeichnet und gestochen von L. Schnell. Grofsh. Hessischem Hofkupferstecher. Die sehr billigen Subscr.-Preise sind: Vor der Schrift, auf chinesisch Papier 12 fl. oder 8 Thlr. Mit der Schrift 4 fl. oder 2 Thlr. 16 Gr. Auf chinesisch Papier 6 fl. oder 4 Thlr.

Malerische Ansichten des Rheins, der Mosel, der Haardt- und Taunusgebirge. In 72 Blättern. Gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann, Roux und Xeller, und gestochen von Gessler, Hegy, Kunz, Roux, Schilbach und Schnell. Mit einem erläuternden Texte. Grofs Folio. — In gestochenem allegorischen Umschlage — den Rhein und Neckar darstellend — gezeichnet von Xeller, gestochen von Hefs. Gebunden. Vor der Schrift 77 fl. oder 48 Rthlr.; mit der Schrift 44 fl. oder 27 Rthlr. 12 Gr.; id. sehr schön kolorirte 135 fl. oder 84 Rthlr. 12 Gr

NB. Liebhaber, welche sich mit ihren Bestellungen direkt an die Verlagshandlung wenden, und den Betrag baar franko einsenden, können von den Preisen 20 Pr. abziehen.

Ankündigung.

An alle Freunde und Verehrer von C. F. van der Velde.

Von C. F. v. d. Velde's sämmtlichen Schriften, 3te verbesserte Auflage, herausgegeben von C. A. Böttiger und Th. Hell, in 25 Bänden auf Velinpapier

mit des Verf. Bildniß, ist der 25ste (lezte) Band erschienen und an alle nahmhafte Buchhandlungen versandt worden.

Um nun bey dieser so schönen als kostspieligen Auflage noch zu retten, was die Nachdrucker in Cannstadt, Stuttgart und Wien übrig gelassen haben, erbieten wir uns hierdurch, den Preis der Unterzeichnung von 21 Thlr. preuß. Cour. bis zur Ostermesse 1828 noch fortbestehen zu lassen und jede rechtliche Buchhandlung in den Stand zu sezen, das ganze Werk ohne weitern Nachschuß an Porto ꝛc., dafür liefern zu können.

Der nachherige Ladenpreis ist unabänderlich 28 Thaler.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Amadea. Ein Roman von der Verfasserin der Erna, Felicitas ꝛc. Weimar bey Wilhelm Hoffmann. Preis 1 Rthlr. 8 Gr.

Viele öffentliche Blätter haben diesen neuen Roman der verehrten Verfasserin als sehr vorzüglich empfohlen. Die rein sittliche Tendenz desselben, so wie das Bildungsreiche seines Inhalts, hat ihm bereits überall Eingang und Anerkennung erworben. Für die erwachsene weibliche Jugend eignet sich derselbe ganz besonders als Weihnachtsgeschenk.

So eben ist bey mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Mémoires de Jacques Casanova de Seingalt, écrits par lui-même. Edition originale. Tomes troisième et quatrième. 12. $41\frac{1}{4}$ Bogen auf dem feinsten franz. Druckpapier und geglättet. Geh. 3 Thlr. 16 Gr.

Der erste und zwente Band dieser französischen Originalausgabe, die viel vollständiger ist als die deutsche Uebersetzung, kosten 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 30sten Aug. 1827.

F. A. Brockhaus.

Subscriptions-Anzeige.

Das früher angekündigte Werk:

Gemälde Griechenlands und der europäischen Türkey; oder Abriß der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie dieser Länder. Von den Griechen G. A. M. Mit einer Charte von Perrot. Aus dem Französischen. 2 Bdchn., jedes von 15 bis 18 Bogen in kl. 8.

ist seinem Erscheinen nahe. Wir glauben gerade jezt, wo diese Länder für Jeden so großes Interesse haben, dem Publikum ein sehr erwünschtes und nüzliches Werk damit zu bieten. Zur Erleichterung der Anschaffung eröffnen wir hiemit eine Subscription. Wer bis zur Erscheinung des ganzen Werks auf dasselbe unterzeichnet, der erhält jedes Bändchen, auf schönes Velinpapier gedruckt und broschirt, zu dem äußerst wohlfeilen Preis von 1 fl. oder 16 Gr., welche bey Empfang zu entrichten sind. Der spätere Ladenpreis wird sich auf 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 Gr. stellen. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Post-Expeditionen an. Wir bitten um schnelle Einsendung derselben, da das 1te Bändchen, bey dem sich die schöne und genaue Karte befindet, demnächst die Presse verlassen soll. In der Reihenfolge, wie sie eingehen, werden sie auch besorgt werden.

Heidelberg, den 22sten Novbr. 1827.

Akad. Kunst- u. Verlagshdlg. v. J. Engelmann.

In C. Kleins Comptoir sind erschienen:

Lebewohl!

Roman nach dem Französischen der Damen Marie d'Heures und Renée Roger frey bearbeitet von L. Kruse. 3 Theile. 3 Thlr.

Kruse, L., Die Wüste in Paris.

Novelle nach dem Franz. frey bearbeitet. 12 Gr.

Der Damen-Erzähler

von P. J. Charrin. Uebersezt von L. Hermann. 3 Theile. geh. 2 Thlr.

Jördens, Bella und Beate.

Eine Geschichte. 21 Gr.

Zeichnungen nach der Natur.

Entworfen auf einer Reise durch die Schweiz nach dem Chamouny-Thal. Von dem Verf. von Wahl und Führung. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Andruzzos der Livadier.

Historischer Roman von Wilh. von Lüdemann, Verfasser des Sulietenkrieges ꝛc. 2 Bdchn. 1 Thlr. 18 Gr.

Obige belletristischen Schriften, die einige schon allgemein gefeyerte Namen enthalten, gehören wohl zu den besten, die in neuerer Zeit geliefert worden sind. Sie sind nicht blos für Leihbibliotheken, sondern eignen sich sehr zur Privatanschaffung und wiederholter Lesung.

Virey, über das Weib in physiologischer, moralischer und literarischer Beziehung. Nach der zweyten Auflage des Franz. von Dr. L. Hermann. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein interessanteres Buch für beyde Geschlechter existirt nicht leicht. Mit der den Franzosen eigenen Gabe unterhält und fesselt der Verf., indem er belehrt. Die Uebersetzung ist fließend und dem Werk angemessen.

So eben ist bey mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Causes célèbres du droit des gens, rédigées par le baron Charles de Martens. 2 Vol.

Gr. 8. 59 Bogen auf dem feinsten Druckpapier und geglättet. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 30sten August 1827.

F. A. Brockhaus.

Neue Unterrichtschriften für Kinder und Erwachsene:

The elements of english conversation etc., auch unter dem Titel: Anfangsgründe der Unterhaltung in englischer Sprache für Deutsche und Franzosen, von Carr. gr. 8. brosch. 1 Thlr.

K. L. Krutzsch, (Professor), Gebirgs- und Bodenkunde, für den Forst- und Landwirth Erster Theil: Die Gebirgskunde. gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

sind in der Arnold'schen Buchhandlung erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Nro. 43.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

In der J. G. Cotta'schen Verlagshandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meine Erfahrungen in der höhern Schaafzucht,

von

J. G. Elsner.

Preis 1 fl. 36 kr.

Inhalt. Einleitung. I. Anfang und Fortgang der Veredlung einer Schäferei. — II. Die verschiedene Ausbildung der Wolle. — III. Einfluß der Fütterung der Schaafe auf ihre Wolle. — IV. Woll-Ertrag. — V. Behandlung der Wolle bey der Wäsche, Schur und Verpackung. — VI. Beurtheilung der Wolle. — VII. Schaafklassifikationen. — VIII. Woll-Charakter. — IX. Raçe und Originalität. — X. Schaafkreuzungen. — IX. Züchtungs-Grundsätze überhaupt. — XII. Verhältniß der Größe und des Woll-Ertrages, und somit der ganzen Rente von edlen und unedlen Schaafen. — XIII. Wie stellt sich der Aufwand zum Gewinn bey edlen gegen unedlen Schäfereien? — XIV. Sind edle Schaafe mehr Krankheiten unterworfen als unedle? — XV. Vorurtheile mancher Wollhändler, die Woll-Producenten über den eigentlichen Werth der Wolle im Dunkeln zu lassen. — XVI. Anfeindungen der Schaafzüchter untereinander. — XVII. Vergleichende Uebersicht der höheren Schaafzucht in Deutschland. — XVIII. Kosten-Preis der erzeugten Wolle.

Die Erfahrungen des rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers, des ersten Schafzüchters Schlesiens, werden gewiß jedem Oekonomen und Schäfereibesitzer äusserst willkommen seyn. Bey einer zwanzigjährigen Praxis in diesem Fache, und bey der Leitung eines großen Theils der edleren Schäfereien Schlesiens, deren jährliche Durchsicht und Klassifikation der Verfasser seit lange übernommen hat und ausführt, dürften die Erfahrungen desselben einen Schatz von Wissenswürdigem, Neuem und Alt Erprobtem enthalten, wie ihn nächst Thaer wohl Niemand mitzutheilen im Stande seyn wird.

Ganz besonderes Interesse werden bey den Kennern diejenigen Abschnitte erregen, welche von der Bildung der Wolle, dem Zwirnen und den Spitzen handeln. Ferner die Beobachtungen des Verfassers in Beziehung auf Woll-Ertrag, Trift, Futter und Klima, und das Resultat, daß letztere auf die günstige Ausbildung der Wolle, deren Qualität, ja sogar deren Quantität großen Einfluß haben. Das über die Wäsche, Schur und Verpackung Mitgetheilte dürfte manchem Schäfereibesitzer ein äusserst nützlicher Fingerzeig werden. Das Kapitel über Beurtheilung der Wolle im rohen und gewaschenen Zustande, mit Angabe der verschiedenen Vortheile und Hülfsmittel um den Feinheits-Grad derselben zu bestimmen u. s. w. enthält aber so viel Gründliches und Vortreffliches, und auf eine so faßliche Art Vorgetragenes, daß es in dieser so höchst schwierigen Materie als ganz besonders Licht gebend gerühmt werden muß. Der Abschnitt über Schaaf-Klassifikation ist besonders für Heerdenbesitzer, welche nur erst anfangen nach dem Besseren zu streben, von hoher Wichtigkeit, indem er in diesem Zweig eben so sachgemäße als gründliche Anleitung giebt, und selbst diejenigen Schäfereibesitzer, die sich schon länger mit Eifer der Züchtung widmeten, aber in ihren Erfahrungen irre zu werden Gefahr laufen sollten, an all' den mannichfaltigen Klippen, die ihnen hier drohen, vorüber, auf den sichern Weg leitet. Nicht minder belehrend sind endlich die Kapitel über Woll-Charakter und Züchtungs-Grundsätze überhaupt.

Da das Werk schon versendet worden ist, so tragen wir hier folgendes Druckfehler-Verzeichniß nach:

S. 8., Zeile 3 von unten lies Zuchtwidder, statt Zugwidder. — S. 54, muß die Anmerkung unten ganz wegfallen. — S. 77, Z. 13 von unten lies Solche, st. Welche. — S. 93, Z. 14 von oben lies gekerbt, st. geliebt. — S. 108, Z. 9 v. u. ein st. eine. — S. 118, Z. 8 v. u. lies gestellt st. zurückgestellt. — S. 120, Z. 11 v. o. l. lasen st. lesen. — S. 132, Z. 2 v. o. l. Zielpunkte st. Zeitpunkte. — S. 144, Z. 1 v. u. l. allerengsten st. allerwenigsten. — S. 152, Z. 10 v. o. l. unausgeglichen st. ausgeglichen. — S. 156, Z. 10 v. u. l. allzugeilen st. allzugeiten. — S. 158, Z. 1 v. u. l. Haltung st. Gattung. — S. 157, Z. 7 von oben hinter Waizen fehlt ein ". — S. 160, Z. 7 v. o. l. ersetzen st. nachholen. — S. 176, die Anmerkung gehört auf die folgende Seite.

Neue Musikalien

von

Breitkopf und Härtel

in Leipzig.

Michaelis-Messe 1827.

Für Orchester.

Mozart, W. A., Sinfonie in Partitur in C. No. 4.

Für Bogeninstrumente.

Kalliwoda, J. W., 1er Conc. p. Viol. av. Orch. Op. 9. 2 Thlr. 8 Gr.

Köhler, H., 3 Duos p. 2 Violons très-faciles et instructives avec Preludes pour le premier Violon. Op. 156. 16 Gr.

Lafont, gr. Fantaisie sur des motifs de Leocadie p. le Violon avec Pianoforte. 20 Gr.

Molino, second gr. Trio concertant pour le Violon ou Flûte, Alto et Guitarre. Op. 45. 18 Gr.

Onslow, G., 3 Quintettos pour 2 Violons, 2 Altos et Violoncelle. Op. 1. L. 1. 2. 3. à 2 Thlr.

— — 3 Quatuors pour 2 Violons, Alto et Basse. Op. 4. premier Livre de Quatuors. 2 Thlr. 4 Gr.

— — 3 Quatuors pour 2 Violons, Alto et Basse. Op. 10. L. 4. 2 Thlr. 12 Gr.

— — Quintetto pour 2 Violons, 2 Altos et Violoncelle. Op. 32. 2 Thlr.

Rolla, A., Adagio e gr. Polonese per Violino con accomp. d'Orchestra. 1 Thlr. 8 Gr.
— — 12 Intonazioni a foggia d'eserciзy, nei Toni di terza maggiore per Violino. 20 Gr.
— — Duetto per Violino e Viola. Op. 13. 18 Gr.
— — 3 do. do. do. Op. 12. 1 Thlr. 8 Gr.
— — 3 gr. do. per 2 Violino. Op. 14. 2 Thlr. 16 Gr.

Für Blasinstrumente.

Belcke, C. G., Concertino pour la Flûte avec Orchestre. Op. 1. 2 Thlr.
— — do. do. avec Pianoforte. 1 Thlr. 8 Gr.
Belloli, A., 12 Study p. Corno di Caccia. 1 Thlr. 4 Gr.
Berbiguier, T., 6 Duos conc. p. 2 Flûtes. Op. 83. Liv. 1 et 2 à 16 Gr.
Fürstenau, A. B., grand Fantaisie pour Flûte et Pianoforte. Op. 54. 20 Gr.
— — 6me Concerto pour la Flûte avec Orchester. Op. 58. 2 Thlr. 16 Gr.
— — do. do. av. Pianoforte. 1 Thlr. 4 Gr.
— — 3 Duos faciles p. 2 Flûtes. Op. 59.
— — Quatuor brillants pour Flûte, Violon, Alto et Basse. Op. 60.
Gabrielsky, W., Variat. p. Flûte avec acc. Op. 79. 16 Gr.
— — 3 Duos conc. pour 2 Flûtes. Op. 85. 20 Gr.
— — Divertissement pour la Flûte avec accompagnement de Pianoforte. Op. 88. L. 2. 12 Gr.
— — do. do. Op. 89. L. 3. 12 Gr.
Jacobi, C., Concertino pour le Basson avec accompagnement de l'Orchestre. Op. 7.
Köhler, H., Préludes faciles ou pet. Etudes pour la Flûte. Op. 157. 12 Gr.
— — 6 Duos p. 2 Cors. Op. 160. 12 Gr.
Molino, second grand Trio conc. pour Flûte ou Violon, Alto et Guitarre. Op. 45. 18 Gr.
Pugni, C., Quartetto p. Flauto, Pianoforte, Viola e Violoncello. 1 Thlr. 12 Gr.
Rabboni. Variazioni p. Flauto sul Tema (Nel cor più non mi sento) con Pianoforte. 18 Gr.
— — gr. Duetto per due Flauti. No. 42. 1 Thlr. 4 Gr.
— — do. do. No. 43. 1 Thlr. 4 Gr.
— — do. do. No. 44. 1 Thlr. 8 Gr.
Soussmann, 3 gr. Exercices p. 2 Flûtes en forme des Duos. Liv. 1. 2. 3.
Tulou, Fantaisie p. la Flûte av. Pianof. Op. 41. 16 Gr.
— — do. et Polonaise pour la Flûte avec Pianoforte. Op. 45. 20 Gr.

Für Pianoforte.

Belcke, Fr., leichte Uebungsstücke zu vier Händen. 2s Heft. Op. 26.
— — C. G., 6 Marches pour le Pianof. Op. 2. 8 Gr.
Clementi, M., la Chasse pour le Pianoforte, nouvelle Edition. 12 Gr.
— — Sonate p. le Pianof., nouvelle Edition. 12 Gr.
— — 24 Valses pour le Pianoforte, nouvelle Edition. 1 Thlr. 8 Gr.
Cramer, J. B., Introduction et Rondo de l'Oeuvre 69 arrangé pour le Pianoforte à 4 mains par W. Watts. 20 Gr.
Hummel, J. N., la bella Capricciosa pour le Pianoforte, nouv. Edition. 12 Gr.
Kalkbrenner, Fr., 8 Variations sur le Thème (God save the king) pour le Pianoforte. Op. 17. 8 Gr.
— — 7me Fantaisie pour le Pianof. Op. 22. 12 Gr.
Kalkbrenner, Thème varié p. le Pianof. Op. 24. 8 Gr.
— — le bon vieux tems. Air varié. 10 Gr.
— — Rondino pour le Pianoforte. Op. 32. 12 Gr.
— — 8me Fantaisie pour le Pianoforte sur le Duo de Don Juan „Laci darem la mano." Op. 33. 14 Gr.
— — 9me Fantaisie p. le Pianof. Op. 37. 12 Gr.
— — Rondeau Polacca p. le Pianof. Op. 45. 12 Gr.
— — grand Sonate p. le Pianof. Op. 48. 1 Thlr.
— — Variations brillantes avec Introduction et Finale sur la Marche de l'Opéra: du Franc-Chasseur, musique de C. M. de Weber pour le Pianoforte. Op. 71. 16 Gr.
— — Mélange sur différents Motifs du Crociato de Meyerbeer pour le Pianof. Op. 77. 8 Gr.
— — Variations brillantes p. le Pianof. av. Orch. (ad libitum). Op. 83. 1 Thlr. 12 Gr.
Köhler, H., 3 pet. Rondeaux pour le Pianoforte. Op. 158. 14 Gr.
Halliwoda, J. W., Rondeau p. le Pianof. Op. 10.
Mercadante, Ouvert. caract. de 2 Figaros p. Pianof.
Onslow, G., Sextuor p. Pianof. arr. à 4 mains. Op. 30.
— — Quintetto arrangé à 4 mains. Op. 32. 2 Thlr.
Richter, W., Ouverture p. le Pianof. à 4 mains. Op. 9.
— — Introduction et Rondeau pour le Pianoforte. Op. 11. 12 Gr.
Schloer et L. Castellaci, Fantaisie pour Pianoforte et Guitarre. Op. 44. 16 Gr.
Schwenke, C., 3 Amusements pour Pianoforte à 4 mains. Op. 14. 1 Thlr. 8 Gr.
— — 3 Pièces p. le Pianof. Op. 15. 1 Thlr. 8 Gr.
Sörgel, W., 6 Polonaises p. le Pianof. à 4 mains. Op. 29. 18 Gr.

Für Guitarre.

Carulli, F., 24 Duos pour 2 Guitarres. Suite de sa Méthode, nouv. Edition. 1 Thlr. 8 Gr.
— — 6 petits Duos p. 2 Guitarres. Op. 34. L. 1. 12 Gr. nouvelle Edition.
— — do. do. do. L. 2. 12 Gr.
— — Rondeau avec Introduction pour 2 Guitarres sur un motif d'un Duo de l'Opéra: la „Dame blanche." Op. 290. 10 Gr.
Molino, Air de la Cendrillon varié suivi de l'air du Barbier de Sevilla de Rossini comp. et arr. pour la Guitarre. Op. 43. 8 Gr.
— — second gr. Trio p. la Flûte ou Violon, Alto et Guitarre. Op. 45. 18 Gr.
Schloer et L. Castellacci, Fantaisie p. la Guitarre et Pianoforte. Op. 44. 16 Gr.

Für Gesang.

Mozart, W. A., Beatus vir (Lobsingt dem Herrn) Psalm für das Pianof. arrang. v. O. Claudius. 20 Gr.
Beethoven, L. v., Fidelio, Clav.-Auszug, neue Ausg.

Portrait.

Boccherini, Luigi. 8 Gr.

Unter der Presse:

Beethoven, L. v., Ouverture de Léonore, C dur, en Partition.
— — Ouverture de Fidelio, E dur, en Partition.
— — Sextuor arrangé à 4 mains. Op. 81.

Reise Sr. Hoheit des Herzogs Bernhardt von Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1825 und 1826. Her-

ausgegeben von H. Luden. Zwey Bde. Mit 4 Kupfern, 4 Plänen, 4 Charten und 20 Vignetten.

Diese Reise erscheint Ende December, und gelten bis dahin noch die Subscriptionspreise

von 6 Rthlr. für die Ausgabe Nr. 1, auf Druckpapier, und 12 Rthlr. für die Velin-Ausgabe, Nr. 2.

Die Namen der resp. Subscribenten, welche sich bis Mitte Decembers zur Unterzeichnung melden, werden dem Werke vorgedruckt. Das höchst ähnliche Porträt Sr. Hoheit; gehört nicht zum Werke selbst; nur die Subscribenten empfangen es separat gedruckt zum Aufziehen unter Glas und Rahmen, und zwar

avec la lettre zu Nro. 1, avant la lettre zu Nro. 2.

nach Erscheinung des Werkes selbst, zum Ladenpreiße, wird das Porträt nicht mehr beygegeben, sondern apart mit 16 Gr. bezahlt.

Ankündigungen und Subscriptionslisten zum Unterzeichnen liegen in allen Buchhandlungen.

Ich bitte meine deutschen Herrn Collegen mir die Namen der resp. Subscribenten bis Mitte Decembers einzusenden, um solche dem Werke vordrucken lassen zu können.

Weimar, den 12. Nov. 1827.

Wilh. Hoffmann.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jugendschriften.

G. A. Olivier's Reise durch die Türkey, Aegypten und Persien. Für die Jugend bearbeitet. Mit Kupfern. 8. geh 21 gGr. oder 1 fl. 35 kr.

Reise nach Persien, von Moritz von Kotzebue. Für die Jugend bearbeitet. Mit kolor. Kupfern. 8. geb. 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Christophs Columbus Entdeckung von Amerika. Ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch für die Jugend. Zweyte verb. Auflage. Mit kolor. Kupfern. 8. geb. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Mittheilungen aus der Bilder-Welt, oder Vater Siegfried im Kreise seiner Kinder. Ein Büchlein zur Belehrung und Unterhaltung guter nachdenkender Kinder, von Karl Grumbach. Mit kolor. Kupfern, geb. 21 gGr. oder 1 fl. 35 kr.

Kinder-Reisen, oder des wißbegierigen Wilibalds Durchzüge merkwürdiger Länder und Völker der Welt, auf seiner Stube gemacht und ans Licht gezogen von Karl Grumbach. Mit kolor. Kupfern, geb. 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Der Führer durch das Thal, oder Geschichten und Lieder für Kindheit und Jugend, als kurze Anleitung zu einem verständigen und frommen Leben von K. Grumbach. Mit kolor. Kupfern. 8. geb. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr. Ohne Kupfer geb. 9 gGr. oder 39 kr.

In E. Kleins Comptoir in Leipzig sind erschienen:

Neues deutsch-lateinisches Handwörterbuch. Nach F. K. Krafts größerem Werke besonders für Gymnasien, bearbeitet von F. K. Kraft und M. A. Forbiger. (Lexikonsformat) 2 Thlr. 18 Gr.

Dieses so sehr wohlfeile Werk entspricht doch den Bedürfnissen vollkommen, es ist für diesen Zweck das vollständigste. Nach Proben und Ansicht wurden vor Erscheinen 1200 Exemplare bestellt und seitdem in mehrern gelehrten Anstalten eingeführt. Der Ruf des Werks, auf dem es basirt ist, und dessen Verf. ist bewährt und unstreitig. Das größere in 2 Bänden kostet 6 Rthlr.

Rabiei Caninae, ad celsum usque Historia Critica autore Dr. J. A. Hoffmann. gr. 8. geh. 8 Gr.

Ueber das Nickel, seine Gewinnung im Großen und technische Benutzung, vorzüglich zu Weißkupfer, (Argentau, Neusilber) von M. O. L. Prof. Erdmann. 8. geh. 16 Gr.

Ein neuer wichtiger Zweig der Gewerbskunde.

In den Buchhandlungen von Mörschner und Jasper in Wien. J. Wolff in Augsburg und C. A. Hartleben in Pesth ist zu haben:

Die Anwendung der Moral auf die Politik. Von Jos. Droz, (Mitgl. d. franz. Akademie). Aus dem Franz. übersezt und mit einer Einleitung versehen von Aug. v. Blumröder. 12. geh. Preis 1 fl. 48 kr.

Kaum erschienen, findet diese Schrift in Deutschland die gültigste Anerkennung in den ehrenvollen Recensionen, welche die Blätter für literar. Unterhaltung 1827, Nro. 125; — die Hallische Literatztg. Nro. 45; — die Leipziger Literatztg. Nr. 128; das Mitternachtsblatt Nr. 58; die politischen Annalen, 36 Heft darüber enthalten haben.

Als ein vorzügliches Weihnachtsgeschenk ist zu empfehlen:

Knigge, Freiherr A. v., Ueber den Umgang mit Menschen. 4 Thle. (1r — 3r Th. 10te Auflage, nebst Biographie des Verfassers. 1822. 4r Th. von Wilmsen. 1824.) Mit 1 Titelkupfer nach Ramberg. 8. Hannover in der Hahnschen Hofbuchhandlung. 2 Rthlr. 16 gGr.

Herr Prediger Wilmsen in Berlin hat das obige geschätzte Kniggesche Meisterwerk, worin Jünglinge und Jungfrauen die untrüglichsten Rathschläge für ihr Benehmen in jeder Lage und in jedem Verhältnisse des Lebens, und überhaupt die vielseitigste Anleitung zur Erwerbung der so höchst unentbehrlichen Menschenkenntniß finden, nicht allein mit Sorgfalt überarbeitet und mit einem Anhange:

„Regeln des Umgangs mit Kindern, practisch dargestellt für Erzieher und Kinderfreunde. 8. (apart 12 gGr.)"

schon früher vermehrt, sondern auch jetzt noch durch einen neuen 4ten Theil bereichert, der auch besonders zu haben ist unter dem Titel:

Wilmsen, F. P., Weltton und Weltsitte. Ein Rathgeber für junge Männer bey ihrem Eintritte in die große Welt. 1824. 16 gGr.

Nachdem in der Einleitung durch einen anziehenden Dialog die Nothwendigkeit eines weltklugen Benehmens dargethan ist, wird in 4 Vorlesungen der Neuling beym Eintritt in die Welt, mit Bemerkungen,

Regeln und Winken beschenkt, welche vor Verletzung des Anstandes und der guten Sitte, vor Verlegenheiten und Kränkungen sichern, und zu einer freyen und unbefangenen Ansicht und Beurtheilung der großen Welt und ihrer Sitten, ihres Tons und ihrer Lebensweise leiten sollen. Höchst interessant ist es, dem verdienstvollen Verfasser in seiner Würdigung alles dessen, was in der großen Welt als Sache von Wichtigkeit gefordert, hochgehalten, gefeiert wird, in der Prüfung ihrer conventionellen Gebräuche, Meinungen und Vorurtheile, in der Darstellung einer wahren, feinen und vollendeten Bildung, in der Vorhaltung des Ideals eines Weltmanns Schritt vor Schritt zu folgen. Es läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß diese für die äußere Bildung zunächst bestimmte nützliche Schrift ein zahlreiches Publikum finden wird.

Im Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau sind im Jahr 1827 folgende neue Bücher erschienen, und in allen Buchhandlungen um die beygefügten Preise vorräthig zu haben:

Abellino. Schauspiel in fünf Aufzügen von H. Zschokke, neu bearbeitet; in Taschenformat auf weißem Pap. 1 fl. oder 16 Gr. — auf ord. Pap. 45 kr. oder 12 Gr.

Mein Besuch Amerika's im Sommer 1824. Ein Flug durch die Vereinstaaten Mariland, Pensylvanien, Neu-York, zum Niagarafall und durch die Staaten Ohio, Indiana, Kentuky und Virginien zurück. Nach der franz. Handschrift des Herren S. v. N. Geh. 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr.

Erheiterungen; herausgegeben von Heinrich Zschokke. 17ter Jahrgang 1827. 8 fl. 15 kr. — 4 Thlr. 20 Gr.

Interessante Züge aus dem Jugendleben berühmter Künstler, Gelehrten, Kraftgenies und anderer merkwürdiger Personen. Zur Nacheiferung für die heranreifende Jugend, von Pfarrer J. Friedr. Franz. 8. broschirt. 1 fl. — 16 Gr.

Deutsche Sprachlehre für Schulen von M. W. Götzinger. Erster Theil: Theorie der Sprache. Zweiter Theil: Praktische Aufgaben zur Einleitung der deutschen Sprachlehre. 2 Thle. gr. 8. 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr. auf halbweißem Druckpapier, und auf weißem Druckpapier 2 fl. — 1 Thlr 8 Gr.

Hebel, J. P., allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Neue gegen den Nachdruck veranstaltete wohlfeile Taschenausgabe; mit dem Bildniß des Verewigten. 1 fl. oder 16 Gr. weiß Papier 45 kr. oder 12 Gr. ord. Papier.

Neue praktische französische Grammatik von C. Hirzel. Vierte vermehrte Ausgabe von C. v. Orell. gr. 8. 54 kr. — 14 Gr.

Katholikon. — Für Alle in jeder Form die Eine. Zweite verb. Aufl. Zwey Theile, auf weißem Papier 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 Gr. — auf ord. Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Lutz, M., vollständige Beschreibung des Schweizerlandes. Ein geographisch-statistisches Handlexikon über alle in gesammter Eidgenossenschaft befindlichen Kantone, Bezirke, Kreise, Aemter, Städte, Schlösser, Dörfer, Klöster, Alpen, Gletscher, Berge, Thäler, Seen, Flüsse, Bäche, Bäder. Nach alphabetischer Ordnung. Zweite, durchaus umgearbeitete und viel verm. Ausg. in 3 Oktavbänden, geheftet 5 fl. 30 kr. od. 3 Thlr. 16 Gr. Auf feinem weißem Druckpap. 8 fl. 15 kr. od. 5 Thlr. 12 Gr.

Rychner J. J., Versuch durch mehrere Vorschläge mittelbar dem Wesen der Hundswuth näher zu kommen. Mit einigen Zeichnungen in Steindruck. gr. 8. geh. 24 kr. — 6 Gr.

Stunden der Andacht. Eilfte Aufl. in Taschenformat 12 Thle, für Katholiken bestimmt. Auf weiß Papier 8 fl. oder 5 Thlr. 8 Gr. Auf ord. Papier 6 fl. od. 4 Thlr.

Stunden der Andacht. In acht Bänden vollständig und in großer Druckschrift. Zwölfte Original-Auflage. — Auf ordin. Druckpapier 8 fl. 15 kr. oder 5 Thlr. 12 Gr. — Auf weißem Druckpapier 11 fl. oder 7 Thlr. — Auf feinem Schreibpapier 16 fl. 30 kr. — 11 Thlr.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde. Vierter Jahrgang 1827. 12 fl. — 8 Thlr.

H. Zschokke's sämmtliche Schriften, in Taschenformat, 29 bis 40r Theil. Auf ordin. Druckpapier 6 fl. — 4 Thlr. Auf weiß Druckpapier 8 fl. — 5 Thlr. 8 Gr.

H. Zschokke's Geschichten des Baierischen Volkes und seiner Fürsten, acht Theile, in Taschenformat, auf ordin. Druckpapier 4 fl. — 2 Thlr. 16 Gr.

Folgende, in unserm Verlage erschienene, empfehlenswerthe Jugendschriften haben wir an alle Buchhandlungen versandt:

Biograph, der kleine, eine Sammlung von Erzählungen aus dem Leben kleiner Kinder, zur moralischen Bildung. Sauber gebunden, mit 21 illum. Kupfern. 12 Gr.

Satori, J., die Großmamma, eine Sammlung von Mährchen für die Jugend zur gemüthlichen Unterhaltung. Schön gebunden, mit vielen illum. Kupfern. 1 Rthlr. 12 Gr.

Stille, Caroline, Erzählungen für die weibliche Jugend, mit einem Vorwort von Therese Huber, geb. Heyne. 2 Thle gebunden mit 2 Kupfern 1 Rthlr. 16 Gr.

Mit Recht können wir diese 3 Bücher Eltern und Erziehern als zweckmäßige Weyhnachts- und Geburtstagsgeschenke empfehlen, da sie nicht allein Unterhaltung im vollsten Maaße, sondern auch Belehrungen in einem hohen Grade, der wißbegierigen Jugend bieten. Druck und ganze Ausstattung ist so elegant als möglich, auch sind die Preise ungewöhnlich niedrig gestellt.

Leipzig, im Dez. 1827. Rein'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Schopenhauer, Johanna, Sidonia. Ein Roman. In drey Theilen. 8. geh. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Frankfurt a. M., den 1. Okt. 1827.

Heinr. Wilmans.

Bestellung für das Jahr 1828,

auf die allgemein bekannte und beliebte Zeitschrift:

Originalien, von Georg Lotz,

erbittet sich frühzeitig die Herold'sche Buchhandlung in Hamburg.

Nro. 44.

Intelligenz = Blatt.

1827.

An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Döring, Dr. G., Phantasiegemälde für 1828, mit einem Titelkupfer von Fr. Fleischmann. gr. 8. kartonnirt. Preis 1 Rthlr. 12 Gr. od. 2 fl. 45 kr.

Auch dieser neue Jahrgang der beliebten Phantasiegemälde schließt sich würdig den frühern an. Des Dichters reiche Phantasie, seine reizenden aus dem Leben gegriffenen Schilderungen, das zarte Gewand, in welches er seine lieblichen Dichtungen kleidet, findet der Leser auch hierin in vollem Maße wieder. Aeußere Eleganz und das meisterhaft gestochene Titelkupfer, machen diese liebliche Festtagsgabe noch ansprechender, und so wird sie sich auch diesesmal der Theilnahme des Publikums zu erfreuen haben.

Frankfurt a. M., im Okt. 1827.

Verlagsbuchhandlung von Ludwig Reinherz.

Einladung zur Subscription

auf die eben so billige als sorgfältig ausgestattete, allen Freunden der Erd- und Völkerkunde gewiß willkommene

Allgemeine geographisch-statistische Taschenbibliothek,

welche eine gedrängte Darstellung der merkwürdigsten europäischen Staaten und Reiche im Lichte der Gegenwart, nach ihrer geographischen und völklichen Grundmacht, Kultur, Verfassung, Verwaltung und politischen Stellung enthält.

Die erste bereits fertige Lieferung kann von allen Subscribenten sogleich in Empfang genommen werden, und enthält:

1) Das Königreich Sachsen, in 2 Bändchen, von Professor Stein.

2) Das Königreich Preußen, 16 — 36 Bändchen, von J. Cannabich.

Man unterzeichnet nur immer auf Eine Lieferung, ohne alle Verbindlichkeit oder Nothwendigkeit fortgesetzter Subscription. Jede Lieferung von 5 Bändchen in geschmackvollen Umschlägen (das Bdchn. à 6 Gr.) kostet im Subscriptionspreise 1 Thlr. 6 Gr.

Dresden, im Oktober 1827.

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

Bey Tendler und von Manstein, Buchhändler in Wien, ist zu haben:

Reise-Handbuch

für Kranke oder Naturfreunde, welche das Thal und Wildbad Gastein in naturhistorischer, archäologischer und pittoresker Hinsicht zu besuchen wünschen. Von Emil. Wien 1827. gr. 12. 25 Bogen stark, mit einer lithographirten Abbildung von Prof. Schindler. Kartonnirt. 1 Rthlr. 18 Gr. od. 3 fl. 9 kr. Reichsgeld.

Dieses Werk ist eine wahre Encyklopädie, nicht nur alles Wissenswerthen aus dem an Naturschönheiten so überreichen Gasteiner-Thale, sondern auch aus dem größten Theile der Oester. Monarchie, indem es auf 63 verschiedenen Wegen nach Gastein alles Merkwürdige beschreibt. Auch der medizinisch-diätetische Theil, über die Wirkungen des Bades u. s. w. ist sehr interessant.

Beschreibung und Abbildung eines neu-erfundenen Spar-Dachstuhles,

welcher an allen, sowohl neuen als alten Gebäuden sehr vortheilhaft anzuwenden ist, da derselbe die Gebäude besser zieret, allen Elementar-Anfällen widersteht, und weniger als ein gewöhnlicher kostet. Von A. P. v. Riegel, Architekten. gr. 8. mit Kupfern. 6 Gr. od. 27 kr. Reichsgeld.

Geschichte und Beschreibung der Kirche Maria Stiege in Wien, sammt einer Lebensgeschichte des h. Alphons Liguori, Stifter des Redemtoristen-Ordens, nebst Notizen über die Entstehung und Fortpflanzung desselben in den Oester. Staaten. Mit Kupfer. brosch. 5 Gr. od. 24 kr. Reichsgeld.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Böse im Einklange mit der Weltordnung dargestellt. Oder: Neuer Versuch über den Ursprung, die Bedeutung, die Gesetze und Verwandschaften des Uebels. Mit kritischen Blicken in die Gebiete der neuern Theologie und Pädagogik in philosophischer Hinsicht. Von B. H. Blasche. gr. 8. 29½ Bogen auf gutem Druckpapier. Preis 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, den 30sten August 1827.

F. A. Brockhaus.

In dem Verlage von Ferdinand Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen:

Cöleste, oder Bibel, Natur und Menschenleben in Gesängen v. C. Breyther. Preis 10 Gr. br.

Nicht ein tändelndes Gedicht- und ein kurzweiliges Unterhaltungsbuch, sondern ein wahrhaft erhebendes Erbauungsbuch bieten wir hiermit dem Publikum an, und wir hegen die wohlbegründete Ueberzeugung, daß neben manchen andern Erbauungsbüchern dieser Art die Cöleste einen verdienten ehrenvollen Platz einnehmen werde. Sie bietet, wie der Titel es sagt, metrische Bearbeitungen einiger Scenen der biblischen Geschichte Alten und Neuen Testaments und poetische Ergüsse über Gegenstände und Ereignisse in der Natur und im Menschenleben in einer edlen Form und in wohlgelungenen Versen dar, und kein Gemüth, das in frommer Stimmung sich allezeit am glücklichsten fühlt, das bey Allem seine Gedanken auf Gott richten mag, wird dieses zwar kleine, aber gehaltreiche Erbauungsbuch, das sich besonders auch zu einem Geschenke der Liebe am Weihnachts-, am Neujahrs-, am Geburts-, oder am Confirmationstage eignet, unbefriedigt aus der Hand legen.

Bei C. F. Whistling in Leipzig ist so eben erschienen und versandt worden:

Ueber mein Verhältniß als Kritiker zu Herrn Spontini als Komponisten und General-Musikdirektor in Berlin, nebst einem vergnüglichen Anhange. Ein Beitrag zur Kunst- und Tagesgeschichte, von Ludwig Rellstab. 8. 16 gGr. (1 fl. 12 kr. rhein.)

So eben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A m o r.

Oder das Buch von der Liebe. Ein Geschenk für Jünglinge und Jungfrauen.

Motto: Was ist die Welt ohne Liebe? Was eine Zauberlaterne ist ohne Licht! v. Goethe.

Zweite Auflage. 8. Geheftet. Preis 16 Gr.

Zwölf Parodien Schiller'scher Gedichte.

Von

Eginhardt.

8. Geheftet. Preis 8 Gr.

Stammbuch-Aufsätze.

Aus den Werken der vorzüglichsten deutschen und ausländischen Schriftsteller. Der Liebe und Freundschaft geweiht. Herausgegeben von Emilie Gleim. Erste Sammlung. Fünfte Auflage. 8. Geheftet. Preis 6 Gr.

Unter den verschiedenen Sammlungen von Stammbuch-Aufsätzen dürfte die gegenwärtige wohl mit Recht eine der vorzüglichsten genannt werden; daher sie auch hier in einer fünften, vermehrten Auflage erscheint. — Die zweite Sammlung folgt in Kurzem nach.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Petri Alfonsi Disciplina clericalis,

zum ersten Mal herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen von Fried. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Literatur. 4to. 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl.

Neue Schriften über Homöopathie.

Dr. S. Hahnemanni materia medica pura, sive doctrina de medicamentorum effectibus in corpore humano sano observatis etc. Tomus I. gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

D. Bigel, Examen théoretique et pratique de la methode curative du Dr. Hahnemann, nommé Homéopathie. 2 Tomes. br. 3 Thlr.

welche in der Arnoldischen Buchhandlung erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

In der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von J. G. Sommer, Verfasser des Gemäldes der physischen Welt. Sechster Jahrgang mit 7 Kupfer- und Steintafeln. gr. 12. Prag 1828. J. G. Calve'sche Buchhandlung. Sauber gebunden mit Schuber 2 Rthlr.

Die Jahrgänge 1823 bis 1827 sind ebenfalls, für 2 Rthlr. der Jahrgang, noch zu haben.

Gemälde der physischen Welt, oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet von J. G. Sommer, Professor am Conservatorium der Tonkunst zu Prag. Erster Band. Das Weltgebäude im Allgemeinen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 12 Kupfer- und Steintafeln. gr. 8. Prag 1827. J. G. Calve'sche Buchhandlung. 33½ Bogen stark. Preis 2 Rthlr.

Bei der Abnahme einzelner Bände dieses „Gemäldes der physischen Welt" sind die Preise auf folgende Weise festgesetzt:

I. Band: (unter dem besondern Titel: das Weltgebäude, zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 33½ Bogen stark, mit 12 Kupfertafeln) 2 Rthlr.

II. — (unter dem besondern Titel: Physikalische Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers, 33 Bogen mit 14 Kupfertafeln) 2 Rthlr.

III. — (unter dem besondern Titel: Physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers, 34 Bogen mit 9 Kupfertafeln) 2 Rthlr.

IV. — (unter dem besondern Titel: Physikalische Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel, 26¼ Bogen mit 4 Kupfertafeln und 2 Steindrücken) 1 Rthlr. 16 Gr.

V. — (unter dem besondern Titel: Geschichte der Erd-Oberfläche, 28 Bogen mit 6 Kupfertaf.) 1 Rthlr. 16 Gr.

VI. — (unter dem besondern Titel: Gemälde der organischen Welt, 36 Bogen, mit 1 Kupfert.) 2 Rthlr.

Wer aber alle 6 Bände auf ein Mal nimmt, erhält sie, in englischem Pappeband, für 8 Thaler sächsisch.

Geographisch-Statistisches Tableau der Staaten und Länder aller Welttheile, von G. A. Schnabel, Doktor der Rechte, k. k. öffentlichem ordentlichem Professor der Statistik an der Karl-Ferdinandeischen Universität und Historiographen der juridischen Fakultät. Mit 5 Karten. 8. 1828. J. G. Calve'sche Buchhandl. Nett gebunden mit Schuber 2 Rthlr.

Dieses Tableau enthält eine gedrängte aber vollständige Darstellung aller einzelnen Staaten und Länder der Erde in ihren wichtigsten geographisch-statistischen Beziehungen. Zur leichten und schnellen Belehrung hierüber eingerichtet, vereiniget es durch eine bisher noch nicht versuchte Form der Tabellirung die Leichtigkeit der Uebersicht mit der Bequemlichkeit des Taschenformats.

Es stellt namentlich von den europäischen Staaten in eilf Rubriken deren Namen, politische Eintheilung, Lage

und Gränzen, Grösse in Quadratmeilen, absolute und relative Bevölkerung, Religion, Rangverhältniß nach dem Areal, der Bewohnerzahl und der Dichtheit der Bevölkerung, endlich die Regenten derselben, bei den außereuropäischen Staaten und Ländern aber auch die verschiedenen Landesprodukte dar.

Zugegeben sind einige Generalübersichtstabellen über die Länder und Völker der ganzen Erde und über die vornehmsten Staaten derselben, so wie endlich fünf ganz richtig gezeichnete und recht nett gestochene Kärtchen von den einzelnen Welttheilen, mit möglichst genauer Angabe aller der im Buche selbst vorkommenden Staaten und Länder.

Und so vereiniget denn dieses Tableau mit dem Vortheile der Compendiosität auch den Vorzug der möglichsten Vielseitigkeit im Inhalte.

Uebrigens hat die Verlagshandlung sich angelegen seyn lassen, dasselbe mit allem Aufwande von typographischer Schönheit auszustatten.

Fortsetzung von Zeitschriften für das Jahr 1828.

Im Verlage der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin, und durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Der Freimüthige, herausgegeben von Dr. Aug. Kuhn, 25ter Jahrgang. Preis des Jahrg. 8 Thlr. halbjährlich 5 Thlr. (5 Num. wöchentlich in 4to.)

Herr Dr. Kuhn hat die größtmögliche Sorgfalt und Umsicht in der Redaktion versprochen, und es steht zu erwarten, daß er, von guten Mitarbeitern unterstützt, den Freimüthigen zum früheren Glanze wieder erheben wird.

Das Berliner Conversations-Blatt für Poesie, Literatur und Kritik, redigirt von Dr. F. Förster und Willibald Alexis (W. Häring). 2ter Jahrg. Preis des Jahrgangs 9 Thlr., halbjährlich 5 Thlr. (5 Num. wöchentlich in 4to.)

Die Thätigkeit der Redaktoren und der ausgezeichnetsten Mitarbeiter hat, nach dem einstimmigen Urtheile des gebildeten Publikums, dieses Journal zu einem der ersten Deutschlands erhoben.

Die Berliner allgemeine musikalische Zeitung, redigirt von A. B. Marx, 5ter Jahrgang. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Alle Zeitschriften und die competentesten Männer haben einstimmig die Vortrefflichkeit dieser Zeitung anerkannt.

Mit dem Jahre 1828 beginnt auch, und erscheint in unserem Verlage der erste Jahrgang des

Berliner Kunstblattes,

redigirt unter besonderer Mitwirkung der Herren Alexander von Humboldt, Geh. Ober-Baurath Schinkel, Prof A. W. von Schlegel und Prof. Fr. Tiek, von Prof. Toelken und Dr. F. Foerster.

Von diesem Journal erscheint monatlich ein Heft in 4to mit Umschlag und einer lithographirten oder radierten Zeichnung. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. Ein ausführlicher Prospectus wird in allen Buchhandlungen und Postämtern gratis ausgegeben.

Empfehlenswerthe Weihnachtsgabe.

An alle gute Buchhandlungen ist versandt worden:

Aus dem Leben edler Frauen. Historisch-moralische Charakterschilderungen als Muster zur Nachahmung. 8. Preis 1 fl. 30 kr.

Beyspiele, sorgfältig gewählt aus dem Kreise edler Weiblichkeit, sind anerkannt eines der wirksamsten Mittel, Sinn und Gefühl fürs Gute und Schöne zu gründen und zu fördern. Die hier gegebenen dienen jedem Frauenzimmer- oder Familienzirkel als lehrreich unterhaltende Lektüre und werden gewiß nicht ohne innige Theilnahme und vielen Segen gelesen.

Ich mache Eltern und Erzieherinnen auf diese neue Schrift aufmerksam, in der vollen Ueberzeugung, daß sie Töchtern, Zöglingen, jungen Gattinnen rc. kaum etwas Nützlicheres und Angenehmeres zugleich in die Hände geben können.

Stuttgart, im November 1827.

J. F. Steinkopf.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Edwinna, ein Gemälde auf geschichtlichem Hintergrunde, von Charlotte Hasselich. 3 Theile. 8. 3 Rthlr. 12 Gr.

Des bürgerlichen, wie des vornehmen Lebens kundig, weiß die gewandte Verfasserin durch das Gewebe der Begebenheiten, Lagen herbeyzuführen, die gerade unsere Zeit lebhaft anziehen. Wie sie in den schönen Versen ihrer Widmung sagt:

„Was ein Gemüth so rein, so unverschuldet,
Gestählt durch seines Glaubens innere Kraft,
Mit sanftem Ernst und stiller Würde duldet,
Noch unentweiht, von irdscher Leidenschaft,

stellt ihr lieblicher Roman dar, der die Aufmerksamkeit der Leser bis ans Ende spannt.

Bey mir ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Hamann's christliche Bekenntnisse und Zeugnisse; ein geordneter Auszug aus dessen gesammtem Nachlaß mit genauer Hinweisung auf denselben, nebst einem Anhange vermischter Fragmente; herausg. von A. W. Möller, Div. Pred. in Münster. 8. geh. 1 Rthlr. 8 gGr.

Dieses Werkchen hat sich nicht nur einer sehr guten Aufnahme zu erfreuen gehabt, sondern ist auch in der Jenaischen Literaturzeitung, 1827 Nro. 137, ausführlich und sehr günstig beurtheilt worden, so daß jede weitere Empfehlung von Seiten des Verlegers überflüssig scheint. Es wird nur noch bemerkt, daß bey jeder Stelle auf die Roth'sche Ausgabe hingewiesen wird, und der Gebrauch dieser letzten durch Benutzung des obigen Auszugs sehr erleichtert wird.

Münster, im Sept. 1827.

Friedrich Regensberg.

Nro. 45.
Intelligenz = Blatt.
1 8 2 7.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der Weltgeschichte für Bürgerschulen und die mittlern Klassen der Gymnasien. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte. Von Fr. Rösselt. gr. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1827. Preis 3 Thlr. sächs. oder 5 fl. 24 kr. rheinl.

Kleine Weltgeschichte für Bürgerschulen und die mittlern Klassen der Gymnasien. Von Friedrich Rösselt. gr. 8. Leipzig, bey G. Fleischer, 1827. Preis 20 Gr. sächs. od. 1 fl. 30 kr. rheinl.

Der Herr Verfasser beyder Werke, durch mehrere historische Arbeiten besonders durch seine Weltgeschichte für Töchterschulen, bekannt, hofft durch diese seine neue Arbeit den Unterricht in der Geschichte den Lehrern derselben sehr erleichtert zu haben. Er hat aus der ungeheuern Masse der Thatsachen nur das herausgehoben, was theils dem weitern Studium der Geschichte zum Grunde liegen muß, theils die jugendlichen Gemüther besonders anzieht, und dies in einer unterhaltenden Sprache vorgetragen. Er hält sich gleich weit von einer ermüdenden Weitläuftigkeit und Vollständigkeit, die für die Schuljugend unpassend wäre, wie von einer trockenen Kürze. Das grössere Werk ist vornehmlich für die Lehrer bestimmt, und sie finden darin Alles, was der Klasse von Schülern, die auf dem Titel genannt ist, zu wissen nöthig ist; das kleinere für die Schüler selbst, die dadurch alles Nachschreibens überhoben werden. Das Leztere enthält dieselben Thatsachen, die das größere erzählt, ist in dieselben Abschnitte getheilt, und beobachtet dieselbe Ordnung, auch in möglichster Kürze vorgetragen; dagegen ist der Vortrag des größern Werks so anziehend, daß die jugendlichen Gemüther dadurch gefesselt werden müssen. Ich zweifle daher um so weniger, daß es mit allgemeinem Beyfall aufgenommen werde, da ich den Preis sehr niedrig gestellt, und doch für ein sehr würdevolles Aeußere gesorgt habe.

Bey mir ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Sinne des Menschen in den wechselseitigen Beziehungen ihres psychischen und organischen Lebens; ein Beytrag zur physiologischen Aesthetik von Dr. C. Th. Tourtual, prakt. Arzte und Wundarzte 1r Klasse zu Münster, Repetitor a. d. k. chirurg. Lehranstalt daselbst. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gGr.

Diese Schrift, welche sich in Form und Inhalt wesentlich von allen bisherigen Arbeiten über die Sinne unterscheidet, und daher mit Recht als Originalwerk aufgeführt zu werden verdient, ist nicht allein für den Naturforscher, Arzt und Psychologen von Wichtigkeit, sondern muß auch jedem denkenden, nach Kenntniß seiner selbst strebenden Menschen ein lebhaftes Interesse gewähren. Der Verfasser hat die sinnlichen Vorstellungen von einem neuen, ihm eigenthümlichen Standpunkte aufgefaßt, und gründet seine Ansichten über selbige auf zahlreiche, über das Leben in den Sinnen angestellte Beobachtungen, welche hier mit bereits feststehenden anatomischen und psychologischen Thatsachen in wissenschaftliche Verbindung treten, und so zu den überraschendsten Resultaten führen. Dieses Werkchen kann dem gebildeten Publikum mit Zuversicht empfohlen werden, und wird ein jeder, welcher über die wichtigsten und engsten Beziehungen zwischen dem geistigen und leiblichen Leben des Menschen Aufklärung sucht, wichtige Belehrung in selbigem finden.

Münster, im September 1827.

Friedrich Regensberg.

In den Buchhandlungen von Mörschner u. Jasper in Wien, J. Wolff in Augsburg und C. A. Hartleben in Pesth ist zu haben:

Deutsch-Zigeunerisches Wörterbuch v. Dr. F. Bischoff, Großh. Criminalger.-Assessor in Eisenach. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Der Verfasser hat mit ungemeiner Mühe mehreren, in Eisenach verhaftet gewesenen, Zigeunern gegen 3500 zigeunerische Wörter und Redensarten abgefragt, diese genau verglichen, und liefert nunmehr das erste ziemlich vollständige deutsch-zigeunerische Wörterbuch. Da der Verfasser die Arbeit in der Absicht unternahm, dem Criminal- und Polizeybeamten nützlich zu werden, so ist solche zwar hauptsächlich diesen zu empfehlen; sie wird aber auch dem Sprachforscher willkommen seyn.

Für Militärs und Freunde der Geschichte.

Bey C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Martonval, die Feldzüge in Frankreich in den Jahren 1814 und 1815; in strategischer Hinsicht durchgesehen vom General Beauvais. Aus dem Franz. übersezt und mit zahlreichen erläuternden und berichtigenden Anmerkungen des Uebersetzers begleitet. Drey Bdchn. mit 3 Schlachtplanen. Taschenformat, geheftet 1 Thlr. 3 Gr. od. 2 fl.

Ader, der Feldzug nach Aegypten und Syrien in den Jahren 1798 bis 1801. Aus dem Franz. mit zahlreichen Anmerkungen und Zusätzen. 2 Bdchn., mit der Karte von Syrien und Schlachtplanen, Taschenformat. geh. 18 Gr. od. 1 fl. 20 kr.

Diese Uebersetzung zeichnet sich, vor einer anderen in Quedlinburg erschienenen und mit der sichtbarsten Eile gefertigten, durch die zahlreichen Zusätze aus, die mit größter Sorgfalt aus den besten Quellen geschöpft sind, wie sich jeder verehrl. Leser überzeugen wird. Obwohl dadurch die Bogenzahl bedeutend vermehrt wurde, so ist

dennoch der Ladenpreis fast um die Hälfte geringer, als der Preis der Quedlinburger Uebersetzung.

Napoleon vor seinen Zeitgenossen. Aus dem Franz. nach der zweyten Auflage des Originals, mit Zusätzen und Anmerkungen; drey Bändchen, mit den Bildnissen des Obergenerals Bonaparte, des Kaisers Napoleon und des Gefangenen auf St. Helena. Taschenformat. geheftet. 1 Thlr. 3 Gr. oder 2 fl.

Auch hiervon ist in Quedlinburg mit großer Eile eine Uebersetzung zu Tage gefördert worden; da dieselbe aber mehr als das Doppelte kostet, obgleich ihr die Kupferstiche abgehen, so wird wohl jeder, der diese anerkannt vorzügliche Biographie zu besitzen wünscht, nach dieser sehr wohlfeilen, verbesserten und vermehrten, so wie mit vorzüglicher Sorgsamkeit bearbeiteten Ausgabe greifen.

Zur Geschichte unserer Zeit. Eine Sammlung von Denkwürdigkeiten über Ereignisse der lezten drey Decennien. 1r u. 2r Thl. (in einem Bande.) 8. 12 Gr. oder 54 kr.

Dieses bereits unter dem Titel: Aufklärungen über Begebenheiten der neuern Zeit, erschienene Werk erscheint jetzo in einer wohlfeilen Ausgabe und kann als Ergänzung des Werks: Unsere Zeit, betrachtet werden, weshalb die Besitzer desselben hierdurch besonders darauf aufmerksam gemacht werden. — Dieses erste Doppelbändchen enthält: 1. Das Waare über die hundert Tage, von einem Korsischen Bürger. 2. Denkwürdigkeiten aus dem Exil der königl. Französischen Familie. 3. Denkwürdigkeiten in Beziehung auf verschiedene royalistische Sendungen der Frau Vicomtesse Turpin de Crissé.

Folgende nützliche und empfehlungswerthe Bücher sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. J. H. Fritsch, Hundertjähriger Kalender, oder Zeitkunde im neunzehnten Jahrhundert, nebst Erläuterungen, den Kalender betreffend. Mit 3 Kupfertafeln. Neue Ausgabe, 310 Seiten, brosch. Preis 16 Gr. Cour. oder 1 fl. 12 kr.

Dieses höchst nützliche Buch enthält einen, vom Jahr 1800 bis 1850 vollständig durchgeführten Kalender, mit den eintretenden Festen, dem Mondwechsel, den Sonn- und Mondfinsternissen u. s. w., so daß dadurch jeder andere Volkskalender bis 1850 entbehrlich wird. Von dem Jahre 1851 bis 1900 ist nur das Osterfest und die Sonn- und Mondfinsternisse eines jeden Jahres in einer Tabelle angegeben, dazu eine Anweisung geliefert, wie man mit leichter Mühe den Kalender auf jedes Jahr selbst anfertigen kann. Die auf den 3 Kupfertafeln enthaltenen 11 Abbildungen bezeichnen den Lauf einiger Planeten, den Lauf der Erde um die Sonne und den Umlauf des Mondes um die Erde und den daraus entstehenden Mondwechsel. So zeichnet sich dieser Kalender vor vielen andern ähnlicher Art sehr vortheilhaft aus.

Neues Komplimentirbuch, oder Anweisung in Gesellschaften und in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens höflich und angemessen zu reden, und sich anständig zu betragen. brosch. 2te verb. Aufl. Preis 10 Gr. od. 45 kr.

Erhabene Stellen und Lebensregeln aus den Werken von Franklin, Campe, Knigge, Hufeland, Wieland und andern berühmten Schriftstellern, zur Beförderung eines glücklich tugendhaften Lebens und zur Befestigung guter Grundsätze. Sauber broschirt. Preis 12 Gr. od. 54 kr.

Quedlinburg.

Ernst'sche Buchhandlung.

Geschichte der Republik Venedig. Nach dem Franz. des Grafen Daru, bearbeitet von Dr. Heinrich Bolzenthal. 3 Bände. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung. 4 Rthlr.

Wir haben uns enthalten, von diesem trefflichen Werke eher etwas zu sagen, bis der dritte Theil fertig seyn würde. Mit ihm ist dasselbe geschlossen. Daru, als Minister des mächtigen Napoleon, hatte Gelegenheit, unmittelbar aus Venedigs Archiven seine Nachrichten zu entnehmen, und bearbeitete seinen Stoff meisterhaft als Geschichtschreiber. In Frankreich hat daher sein Werk bereits mehr als eine Auflage erlebt, und sicher wird die Geschichte eines einst so wichtigen, unter unsern Augen entschwundenen Staates in Deutschland nun nicht minder Aufmerksamkeit erregen.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Repertorium für die Chemie als Wissenschaft und Kunst, vom Hofrathe Dr. Brandes, Ober-Direktor des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschlande u. s. w. IIten Bandes 1ste Lieferung; 40 Bogen in gr. 4. mit 4 Kupfertaf. geh. Subscriptionspreis 2 Rthlr. 6 gGr.

Die weitere Fortsetzung wird möglichst gefördert, und der so sehr billige Subscriptionspreis, welcher für den ersten Band 3 Rthlr. 4 gGr. beträgt, bleibt vorerst noch offen. Aerzte, Pharmaceuten, Fabrikanten, Oekonomen, Berg- und Hütten-Beamte u. s. w. erhalten in dem obigen gründlichen und den reichhaltigen Stoff erschöpfenden Werke eine sorgfältige Zusammenstellung, Prüfung und Uebersicht aller Resultate dieses wichtigen Zweiges der Wissenschaften, wie solche noch nie existirte, und wie sie nur einer unserer ersten und berühmtesten Chemiker mit Benutzung der ganzen Europäischen Literatur zu Stande bringen kann. Das obige Repertorium ersetzt also eine große chemische Bibliothek in mehreren Sprachen, während die jährliche allmählige Anschaffung auf diese Weise nur so viel einzelne Thaler als sonst hunderte kostet. Um sich von dem Werthe des Werks zu überzeugen, kann man dasselbe durch alle Buchhandlungen zur Ansicht erhalten.

Anzeige.

Von Manzoni's Roman: „Die Verlobten", übersezt von D. Leßmann, sind bey uns zwey Bände erschienen; mit dem dritten und lezten sind wir beschäf-

tigt und spätestens am 15. Dezember d. J. wird er ausgegeben. Bis dahin gilt der äußerst billige Preis von 3 Thlr. für alle 3 Bände; später kosten sie 4 Thlr.

Zur Empfehlung dieser Uebersetzung haben wir nur auf einen Aufsatz von Streckfuß hinzuweisen, der mit einer größeren Anzeige über dieses Werk bey uns und in allen Buchhandlungen gratis zu haben ist; nächstdem ist dieser Werth auch schon anderweitig verbürgt, wie dies aus folgendem Artikel in der „Berliner Spenerschen Zeitung" (Nro. 240.) hervorgeht:

„Nachdem Goethe, der sich bekanntlich sehr für den jetzt mehr als je Ruhm gewinnenden italienischen Dichter Manzoni interessirt, Dan. Leßmanns Reise-Roman: „Luise von Halling; in Briefen aus Südspanien" gelesen, hat er mit freudiger Theilnahme geäußert: Manzoni habe, in Betreff seines neuesten Werks: „Die Verlobten", in Deutschland an Leßmann den rechten Uebersetzer gefunden, und sich zugleich über die Art ausgesprochen, wie dieser Roman in der Uebertragung behandelt werden müsse. Dies erhöht die Aufmerksamkeit auf die Leßmannsche Uebersetzung.

Vereinsbuchhandlung in Berlin.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen in Deutschland und der Schweiz zu haben:

Cornelius Nepos, de vita excellentium imperatorum. Mit Anmerkungen von J. Bremi. Vierte berichtigte Ausgabe für Schulen. 8. Zürich, bey Ziegler und Söhne 1827.

Der Herausgeber entschloß sich das Buch so einzurichten, daß sich der lernbegierige Jüngling, bey ausharrendem Fleiße, reine Einsicht in den Sinn und Geist eines lateinischen Schriftstellers und gründliche Kenntniß der Sprache erwerben könne. Das Resultat ist zwar im Wesen das gleiche, wie in den nächst vorhergehenden Ausgaben. Allein manches, was mehr für den Gelehrten als für den Studierenden war, ist weggelassen worden und anderes dafür hinzugekommen, das mehr dem Lernenden zusagt, grammatische Bemerkungen, mit Rücksicht auf neuere Bücher, die etwa Studierenden in die Hände gerathen. Auch hat er von neuern Herausgebern, was er für seinen Zweck dienlich fand, mit Anmerkung ihrer Verdienste dankbar benutzt. Besonders beweint er den für Wissenschaft zu frühe verstorbenen Chr. F. C. Günther. Eben so hat er der Erinnerungen der humanen Recensenten in Seebode's kritischer Bibliothek verdiente Rechnung getragen. Unter seinen Freunden verdankt er viel dem geschiedenen Hofrath Heller, Herrn Professor Döderlein in Erlangen, dem Herrn Diakon Fisch in Brugg, seinen lieben Collegen, Freunden und Schülern, Herrn F. C. Weiß und Ulrich Fäsy. — Der Text ist im Ganzen nach der kleinen Ausgabe von Freund Bardili, Tübingen 1824, abgedruckt.

Zürich, den 31. Oktober 1827.

J. H. Bremi.

An die Subscribenten ist versandt:

ARIOST'S RASENDER ROLAND
von GRIES. IV. Band.

Der 5te und letzte Band wird in einigen Monaten nachfolgen. Der Subscriptionspreis dauert noch fort.

Jena, im Okt. 1827.

Fr. Frommann.

In der Ernst'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das alte und neue Dominospiel in zwei verschiedenen Spielarten. Zur Belustigung in den langen Winterabenden für 2 bis 5 Personen; bestehend aus 28 illuminirten Karten, in Futteral 8 Gr.

Obiges beliebte Spiel erhielt bisher den Beifall des Publikums und hat durch den neuen Zusatz der Farben noch sehr an Interesse gewonnen.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die französische Dichtkunst.

Durchaus durch klassische Beyspiele erörtert
von
M. B. Schmitz,
Professor der schönen Wissenschaften, jetzt der neuern Sprachen für die obern Klassen des kön. Jesuiten-Gymnasiums.

gr. 8. XIV und 364 Seiten. Preis geheftet 2 fl. 15 kr.

Da das hohe Preußische Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten den Unterricht in der französischen Sprache und Literatur zu einem Hauptlehrfache in den Königl. Gymnasien erhoben hat: so ist der Mangel an passenden Lehrbüchern, in denen wissenschaftlichere Ansichten und ein höherer Geist sich aussprechen, als in den gewöhnlichen von Sprachmeistern gebrauchten Handbüchern, sehr fühlbar geworden. Es wird daher dem gebildeten Publikum höchst erwünscht seyn, daß ein als langjähriger öffentlicher Lehrer in den obern Klassen höherer Anstalten bekannter, ächt-wissenschaftlich gebildeter Mann, welcher während seines mehrjährigen frühern Aufenthaltes unter den Gebildeten Frankreichs die französische Sprache und Literatur in ihrem Leben studirt, und bereits vor mehrern Jahren als gewandten Schriftsteller in diesem Fache sich bewiesen, das oben angekündigte Werk mit so großem Fleiße ausgearbeitet hat. So wie man in diesem Buche eines Theils eine vollständige, deutlich und blühend geschriebene allgemeine Poetik findet, so erregen andern Theils die in demselben enthaltenen schönen Blüthen der französischen Poesie unser lebhaftes Interesse. Es eignet sich deßhalb nicht blos für Schüler der obern Gymnasial-Klassen, sondern auch hauptsächlich für gebildetere Freunde der Dichtkunst überhaupt, und der französischen Literatur insbesondere. Für ein schönes Aeußere und korrekten Druck ist vorzüglich Sorge getragen worden.

Köln, im September 1827.

Pet. Schmitz.

Bey Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Der Preußische Staat in sechs geographischen Tabellen, für Lehrer und Lernende. Gr. Fol. 12 Gr. oder 54 kr.

Dasselbe im Auszug für niedere Bürgerschulen, in 3 Tabellen, groß Folio. 6 Gr. oder 27 kr.

Dasselbe im Auszug für Land- und Elementarschulen, in 1 Tabelle, groß Folio. 2 Gr. oder 9 kr.

So manche, dem Unterrichte in der Erdbeschreibung entgegentretende Hindernisse zu beseitigen, war die Absicht

des Verfassers obiger Tabellen. Ein mehrjähriger Gebrauch hat bereits ihre Zweckmäßigkeit erwiesen und die im Vorwort kurz angedeutete Methode gerechtfertigt; dieselbe erleichtert nämlich dem Kinde nicht nur das Lernen, sondern auch das Behalten; sie unterstützt selbst den Unterricht in andern Lehrgegenständen, und vermehrt also noch bedeutend die Vortheile, welche ohnehin schon eine so zweckmäßig geordnete, Klarheit, Deutlichkeit und einen schnellen Ueberblick gebende, Zusammenstellung des Wissenswerthesten gewährt; Vortheile, welche von allen Mnemonikern, welche die Tabellen-Form empfehlen, gewürdigt werden. — Nach diesen Bemerkungen erlaubt sich der Verleger nicht blos Lehrende und Lernende, sondern auch Jeden, für den der Preuß. Staat in geographischer Hinsicht ein besonderes Interesse hat, auf obige Tabellen aufmerksam zu machen, und nur noch beyzufügen, daß Männer von unbezweifelter Competenz, namentlich der um das Schulwesen so hoch verdiente Dinter, deren Zweckmäßigkeit anerkannt haben.

Interessantes Werk für Freunde der neueren Kriegsgeschichte.

In der Basse'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der Feldzüge in Frankreich in den Jahren 1814 und 1815. Vom General Wilh. v. Vaudoncourt. Aus dem Franz. übersezt und mit Anmerkungen begleitet von L. G. Förster. Erster Band. 8. geh. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Diese Geschichte der Feldzüge von 1814 und 1815 in Frankreich ist ein sehr unterrichtendes und historisch wichtiges Werk, welches jedem Geschichtsfreunde mit Recht empfohlen werden darf. Wir lernen hier überall genau den Gesichtspunkt kennen, von welchem aus Napoleon seine einzelne Operationen leitete. Der Herr Uebersetzer dagegen hat das Verdienst, daß er den französischen Verfasser da, wo er sich etwa Partheylichkeiten hat zu Schulden kommen lassen, berichtigt und in die Schranken der Wahrheit verweiset.

Anzeige
für
die Besitzer der vollständigen Ausgabe von Walter Scotts sämmtlichen (prosaischen) Werken. 50ster Thl. 8. Leipzig, bey J. F. Gleditsch. Preis 25 Rthlr.

Zu dieser Ausgabe passend erscheint im Januar der erste und im Februar der zweyte Theil von W. Scotts neuestem Werk:

Chronicle of the Canongate. II. Vol. 8.

in einer guten, unverkürzten Uebersetzung, und bildet dazu den 51sten und 52sten Band. Preis 1 Rthlr. bis 1¼ Rthlr. für beyde Theile.

Bestellungen erbittet sich die Verlagshandlung sobald als möglich.

Im Verlage von F. Rubach in Magdeburg erschien so eben folgende höchst wichtige und zeitgemäße Schrift:

Anhalt und Preußen 1819 — 1827.
Preis broschirt 6 gGr.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Ganze der kaufmännischen Rechenkunst. Dargestellt in einer unerschöpflichen Menge zweckmäßig geordneter, nach ganz neuen Methoden, den jüngsten Coursen und Waarenpreisen entworfener Aufgaben. Ein Handbuch zum Gebrauch für alle Plätze von M. J. W. Quarch. gr. 8. 21 Gr. oder 1 fl. 35 kr.

Ein schätzbares Buch für alle junge Kaufleute. — Kenner werden sich übrigens von dem Werthe desselben schnell überzeugen.

Il padre di famiglia. Comedia di C. Goldoni. Mit grammatischen Erläuterungen und einem italienisch-deutschen Wörterbuche. Zum Unterricht und Selbststudium der italienischen Sprache, herausgegeben von M. J. Ekkenstein. 8. 12 gGr. od. 41 kr.

Auf Subscription erscheint:

M. T. Cicero's vollständige Briefsammlung in der Urschrift. Bearbeitet und erläutert von Dr. J. Andr. L. Thospann, öffentlichem Lehrer am Gymnasium in Göttingen. Mit einer aus dem Englischen übersezten Abhandlung über Cicero's Landhäuser und 1 topographischen Karte über ihre Lage. I. Band, von ungefähr 400 Seiten. gr. 8. Subscriptionspreis bis Ende März 1828 1 Thlr. 4 gGr. od. 2 fl. 6 kr.

Eine ausführliche Anzeige hiervon befindet sich in jeder Buchhandlung.

So eben ist erschienen:

Allgemeiner Militär-Almanach.

Erster Jahrgang. Mit 8 kolorirten Militärgruppen, die Königl. Bayer'schen Armee-Uniformen vorstellend, und den Porträts von Schwarzenberg, Prinz Eugen, Kleist und Kleber, in allegorischem Umschlag. Darmstadt, bey C. W. Leske.
Preis 2¼ Thlr. oder 4 fl.

Dieser erste Jahrgang enthält außer der ausführlichen Beschreibung der k. bayer'schen Armee-Uniformen 1) die Kriegsverfassung und Militärstatistik von Oestreich und Preußen. 2) Die Geschichte der russisch deutschen Legion von ihrer Errichtung bis zu ihrer Auflösung. 3) Biographische Skizzen der oben genannten ausgezeichneten Generale. 4) Unter der Rubrik Miscellen, eine Sammlung interessanter Anekdoten u. dgl. 5) Gedichte, Xenien und Charaden. — Der Verleger hofft, daß die innere und äußere Ausstattung dieses Almanachs sich des Beyfalls des Militärischen Publikums erfreuen, und dessen Theilnahme ihn in den Stand setzen wird, den 2ten Jahrgang recht bald zu liefern.

Eine wichtige Schrift für Katholiken und Protestanten vom Professor Dr. v. Ammon in Erlangen ist bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rudolph's und Ida's Briefe über die Unterscheidungslehren der protestantischen und katholischen Kirche. Für gebildetere Leser. gr. 8. br. 20 Gr.

Dresden und Leipzig.

Arnold'sche Buchhandlung.

Nro. 46.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Kunstanzeige.

In unserm Verlage ist so eben erschienen, und noch im Subscript.-Preis durch alle solide Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu beziehen, das höchst gelungene Portrait der

Henriette Sontag

Als „Donna del Lago," gemalt von Julius Hübner in Strichmanier gestochen von J. Caspar.

Subscriptions-Preise:

a) für das Exemplar vor der Schrift drey Thaler;
b) für das Exemplar mit der Schrift zwey Thaler.

In gross Folio auf das schönste Schweizer Velinpapier abgedruckt.

Zwickau, Nov. 1827. Gebrüder Schumann.

Bey Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind erschienen:

Elementarunterricht in der Geographie, nach den Landcharten aus der lithogr. Anstalt von Arnz und Comp. in Düsseldorf, welche in den Landschulen benuzt werden. 2te verb. Aufl. 6 Gr. oder 27 kr.

Elementarunterricht in der biblischen Geschichte, ein Hülfsbuch für Landschullehrer, die nach Küsters biblischen Erzählungen unterrichten; 1r. Thl. das Alte Test. 12 Gr. oder 54 kr.

Luthers kleiner Katechismus, mit einer kurzen Angabe der daran zu knüpfenden Christenthumslehren, nebst angeführten und mehrentheils abgedruckten Bibelstellen, von S. C. G. Küster, k. Superint. zu Berlin; 3te verb. Aufl. 4 gr. oder 18 kr.

S. C. G. Küster's zwal 52 biblische Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testamente nach Joh. Hübner; mit Fragen zum Nachdenken, nützlichen Lehren, gottseligen Gedanken und Bibelsprüchen. Sechste verb. Aufl.; 12 Gr. oder 54 kr.

Die Beantwortung der, den vorstehenden biblischen Erzählungen angehängten Fragen zum Nachdenken ist, als ein Hülfsmittel beym Unterricht für Eltern und Lehrer, auch für die schon mehr herangewachsene Jugend, welche sich selbst aus den Erzählungen zu belehren wünscht, in der zweyten verbesserten Auflage erschienen, und kostet 10 Gr. oder 45 kr.

Empfehlungswerthe Unterhaltungs-Schriften.

Bey H. Ph. Petri in Berlin sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Cunow, Martin, satyrisches Lanzenrennen, 1s. Turnier. 8. Preis 1½ Rthlr.

Dornbusch, Hilarius, Erzählungen. 8. Preis 1½ Rthlr.

Kuhn, Dr. August, Zinnien (Zinnia multiflora L.), Novellen und Erzählungen. 8. Preis 1½ Rthlr.

Voß, Julius v., Mährchen und Erzählungen. 8. Preis 1½ Rthlr.

Bey Tendler und von Manstein, Buchhändler in Wien, ist neu erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Des Lebens Sturm und Sonnenschein. Erzählungen und biographische Skizzen aus dem Leben guter und entarteter Menschen, der reiferen Jugend zur Ermunterung und Lehre, von Ebersberg. Wien, 1828. Oktav, 245 Seiten stark, mit einem Kupfer im Umschlage broschirt 16 Gr.

Inhalt: I. Ein übereiltes Wort hat ihn getödtet. — II. So bin ich reich geworden. — III. Selbst den Schein des Bösen meide. — IV. Im Glücke mäßig, unverzagt im Leiden. — V. Rühme nie dich hoher Gunst. — VI. Im edlen Herzen wohnt das Glück. — VII. Der wilden Thiere Dank. — VIII. Für der Brüder Leben gab er seines. — IX. Es diente ihm zur guten Lehre. — X. Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. — XI. Bey großer Noth ist Hülfe nah — XII. Er stritt um den Lorbeer der Weisheit. — XIII. Der Hölle erste Gabe ist der Geiz. — XIV. Der Diener und sein Herr. — XV. Entschlossen, duldsam und im Leiden groß. — XVI. Es war gewagt, und es gelang. — XVII. Wer selbst gelitten, hilft den Armen gern. — XVIII. Wie Wenige, fromm und bescheiden. — XIX. Solch eine Scene vergißt man nicht. — XX. Auf ungerechtem Gute lastet Fluch.

Von demselben Verfasser sind im ganz gleichen Druck und Formate noch folgende, der reiferen Jugend vorzüglich anzuempfehlende Schriften zu haben:

Lebensspiegel. Neue Erzählungen für die reifere Jugend, zur Beförderung der Menschen-, Tugend- und Vaterlandsliebe. Wien. 8., 1827. Mit einem Kupfer, gebunden, auf Velinpapier 1 fl., auf feinem Postpapier broschirt 12 Gr.

Der junge Mann in der Welt. Eine freundliche Anleitung, leicht, glücklich und angenehm mit Menschen aus allen Ständen zu leben. Zunächst zum Besten junger Leute verfaßt. Zweyte Auflage. Wien 1826, im Umschlage brosch. 16 Gr.

Luise. Freundlicher Rath für die weibliche Jugend, im geselligen Leben zu gefallen und zu beglücken. Wien 1827, brosch. 16 Gr.

Der Mensch und das Geld. Wohlgemeinte Rathschläge, Geld redlich zu erwerben, es klug zu erhalten, und weise zu verwenden. Zur ernstlichen Beherzigung für junge und alte Leute, für niedere und höhere Stände. Wien 1826. brosch. 16 Gr.

Was macht uns glücklich? Dem Glücklichen zur Warnung, um glücklich zu bleiben; dem Unglücklichen zur Lehre, um glücklich zu werden — zur Erkenntniß, zur Beruhigung, zum Troste für Alle. Zweyte Auflage. Wien 1826, im Umschlage broschirt 5 Gr.

Ferner ist zu haben:

Huldigung der Frauen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1828. Herausgegeben von J. F. Castelli.

Sechster Jahrgang, mit Kupfern, in Schuber gebunden 2 Thlr.

Inhalt. Erzählungen in Prosa: Kruse, L., Viel Unrecht überall, und wenig Recht, Erzählung. — Montecucoli. Eine Novelle aus dessen Leben; nach einer Handschrift aus dessen Nachlasse. — Reil, Franz Maria Freyherr v., der Thurm der Sultanstochter, Novelle. — Weisflog, L., Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. — Gedichte: von Auersberg (Graf von), Castelli, Feuchtersleben, Haug, Hell, Leitner, Leising (Caroline), Mailáth, Manfred, Marsano, Mayrhofer, Müchler, Pazzani, Schlechta, Schön, Weidmann, Zedlitz, nebst Andern.

Fortuna. Ein Taschenbuch für das Jahr 1828. Herausgegeben von Franz Xav. Told. Fünfter Jahrgang, mit sechs Kupfern, in Schuber gebunden 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt. Erzählungen in Prosa: Nummer 999, Erzählung von F. X. Told. — Reue versöhnt, Novelle von Johann Ritter v. Gallenstein. — Die Bekanntschaft im Paradelager, Erzählung von Albin Adrian. — Die feindlichen Freunde, Novelle aus dem ersten Zehntel des achtzehnten Jahrhunderts, von F. X. Told. — Kreuz-, Quer- und endliche Hafenfahrt Timotheus Quintners, eines quiescirenden Violinisten, nach dessen selbst biographischen Skizzen ans Licht gebracht von J. F. A. Hofmann. — Lotto- und Liebesglück, Erzählung von Freyherrn von Biedenfeld, Dr. C. Waller, A. Blank, Joh. Langer und J. G. Seidl. — Gedichte: von Castelli, Deinhardstein, Halirsch, Haug, Leitner, Marsano, Mayrhofer, Müchler, Rupprecht, Schlechta, Seidl, Told, nebst Andern.

Anzeige für Geschichtsfreunde, Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Neuer interessanter historischer Roman.

In der Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg, so wie in allen übrigen Buchhandlungen ist zu haben:

Sandoval oder der Freymaurer. Eine spanische Erzählung von dem Verfasser des „Don Estaban." Aus dem Englischen. 3 Thle. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser, vor Kurzem in Spanien herausgekommene, höchst anziehende historische Roman spielt in der letzten kriegerischen, unruhvollen Zeit dieses Landes, und enthält eine Menge einzelner geschichtlicher Details und treffender charakteristischer Züge aus dieser Epoche.

Folgende Werke eignen sich besonders zu
Nikolaus- und Weihnachts-Geschenken:

Erweckungen zur Andacht in den heiligen Tagen der Einsegnung und der ersten Abendmahlsfeyer. Von J. P. Hundeiker. Gebunden 1 Thlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Möchten recht viele Eltern und Erzieher ihren Kindern dieses religiöse Buch in die Hände geben!

Der Kaufmann, wie er seyn soll und kann; oder väterlicher Rath an meinen Sohn, welcher sich der Handlung widmet. Von D. Wilken. Gebunden 12 gGr. oder 54 kr.

Sehr zweckmäßig für Jünglinge, welche dem Kaufmannsstande angehören wollen.

Bilder der Liebe. Ein Geschenk für schöne Seelen; von A. Gebauer. Zweyte Auflage. Mit Kupfer. Geb. 8 gGr. oder 36 kr.

Die fromme Liebe, für Zartfühlende, spricht sich in diesem Büchlein aus, welches sich durch innern Gehalt, geschmackvolles Aeußere und Wohlfeilheit empfiehlt.

Evangelische Haus-Postille oder: christliche Betrachtungen und Gesänge für häusliche Andacht, zur Beförderung wahrer Frömmigkeit und Seelenruhe. Von Dr. W. Hülsemann, Pfarrer in Elsey. 1r. Bd. 427 S. in gr. 8. 1 Thlr. 4 gGr. oder 2 fl.

Die deutsche Geschichte, für Bürger- und Volksschulen, wie auch für den Selbstunterricht. Von G. E. A. Wahlert, Rektor in Lippstadt. 207 Seiten. 12 gGr. oder 54 kr.

Düsseldorf, 11. Nov. 1827. J. E. Schaub.

Bey Karl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus den Memoiren des Herzogs von Richelieu. Frey nach dem Französischen bearbeitet. Pr. 1¼ Thaler.

Diese mit Geist und Laune geschriebenen Denkwürdigkeiten geben interessante Aufschlüsse über den Sittenzustand des französischen Hofes unter Ludwig XIV. und XV.

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hamilton, Miß Elisab., die Hüttenbewohner von Glenburnie. A. d. Engl. nach der 7ten Auflage des Originals von C. Arnold. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Pigault-Lebrün's und Vikt. Augier's Reise in Frankreichs mittägliche Provinzen. A. d. Französ. von W. v. Gersdorf, geb. v. Gersdorf. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeichenkunst.

Studien für Pferde-Zeichner, Künstler und Kunstfreunde. Nach Originalgemälden in Kupfer gestochen von C. Frosch und geordnet vom Prof. C. F. Oldendorp. In 12 Blättern, kl. Folio. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Anleitung zum Zeichnen alterthümlicher Gebäude und Ruinen. Vom Prof. C. F. Oldendorp.

In 16 lithographirten Vorlegeblättern. gr. 4. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Die Schönheit dieser beyden Werke wird sie selbst empfehlen.

Bey W. Logier in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buch- und Musikalien-Handlungen zu haben.

Logier, J. B., Lehrbuch der musikalischen Komposition. Auszug aus dessen größerem Werke. Zum Gebrauch für Schulen. 4. 1 Thlr. 18 Gr.

— — nachträgliche Sammlung von Aufgaben und Beyspielen, für diejenigen eigens komponirt, welche sich nach beyden Werken eine Uebung erwerben wollen, und nach einer größern Menge von Beyspielen verlangen. gr. 4. 12 Gr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sammlung neuer Muster zum Sticken in Plattstich und Tambourin, gezeichnet von einer Hamburgerin. 1828. quer Folio.

Hamburg, Okt. 1827. Perthes u. Besser.

Bey F. Kupferberg in Mainz sind 1827 folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Augustin, des heiligen, Enchiridion, aus dem Lateinischen übersezt von P. Lichter. 12. geheftet 6 gGr. oder 27 kr.

Ellmenreich, F., Sammlung kleiner Lustspiele, frey nach dem Französischen bearbeitet. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 14 gGr. oder 2 fl. 48 kr.

Diese werden auch einzeln verkauft unter folgenden Titeln:

Der Großpapa	6 gGr.	oder	27 kr.
Das beste Loos: ein Mann .	5 —	—	24 —
Michel und Christine	4 —	—	18 —
Die Nachtwandlerin	6 —	—	27 —
Der entführte Officier . . .	4 —	—	18 —
Röschens Aussteuer . . .	8 —	—	36 —
Der Vampyr	5 —	—	24 —
Die beyden Wittwen . . .	4 —	—	18 —

Hillebrand, J., Lehrbuch der Literar-Aesthetik oder Theorie und Geschichte der schönen Literatur, mit besonderer Berücksichtigung der Deutschen zum Selbststudium und Gebrauch bey Vorträgen. 2 Theile. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gGr. oder 4 fl. 30 kr.

Hoffmann, A. J. J., der mathematische Jugendfreund oder populäre Darstellung der Grundlehren der reinen und angewandten Mathematik für Anfänger. 4 Theile. 8. 1r. Theil, Arithmetik. 2r. Theil Algebra, 3r. Theil Geometrie, 4r. Theil Stereometrie. jeder Theil gebunden 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Klauprecht, Dr. J. L., forstliche Statistik des Spessarts. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gGr. oder 3 fl. 15 kr.

Lebrün, C., Lustspiele und Erzählungen, enthaltend: 1) Spiele des Zufalls, Lustspiel in 3 Aufzügen. 2) Zeitungstrompete, Lustspiel in 2 Aufzügen. 3) Postwaaren Abenteuer, Posse in 3 Aufzügen. 4) Schön Elsi oder die Entstehung der Alpenrose. 5) Bruder Gregor von Jerusalem. 6) List über List. 8. 1 Rthlr. 10 gGr. oder 2 fl. 30 kr.

Lehne, Dr. F., historisch-kritische Prüfung der Ansprüche, welche die Stadt Haarlem auf den Ruhm der Erfindung der Buchdruckerkunst macht, durch Beleuchtung der Ansichten ihrer Vertheidiger der Herren Dr. Ebert und Koning. gr. 8., geheftet 10 gGr. oder 45 kr.

Möhler, J. A., Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampfe mit dem Arianismus, in 6 Büchern, 2 Theile. gr. 8. 2 Rthlr. 20 gGr. oder 5 fl.

Papius, K., die Holzwirthschaft. 8. 1 Rthlr. 6 gGr. oder 2 fl. 12 kr.

Prieger, Dr. J. E. J., Kreuznach und seine Heilquellen mit 1 Abbildung. gr. 8., geheftet 9 gGr. oder 40 kr.

Rizo, J. N., die neugriechische Literatur. In Vorlesungen, gehalten zu Genf. 1826. Uebersezt von Dr. Chr. Müller. 8. geheftet 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Sironabad, das, bey Nierstein und seine Mineralquellen, mit zwey lithographirten Abbildungen. gr. 8. geheftet 10 gGr. oder 45 kr.

Testamentum novum graece et latine exhibens textum graecum ad exemplar complutense expressum cum vulgata interpret. latina edit. Clementis VIII. Edidit et loca parallela uberiora selectamque lec. variet. subministravit P. A. Gratz. Editio nova 2 Tomi. 8 maj. 2 Rthlr. 16 gGr. oder 4 fl. 48 kr.

Einladung

zur Subscription oder Pränumeration
auf die eben so billige als sorgfältig ausgestattete

Taschenbibliothek der menschlichen Kulturgeschichte

in vier Lieferungen, jede zu 10 mit geschmackvollen Umschlägen versehenen, gleich gehefteten Bändchen.

Die erste Lieferung enthält:

1) Geschichte der Menschheit, in 2 Bändchen, vom Professor Dr. Schneller in Freyburg.
2) Klassische (griechische und römische) Alterthumskunde, 1s und 2s Bändch., vom Hofr. Dr. Haase in Dresden.
3) Allgemeine Literärgeschichte, 1s u. 2s Bändch., vom Prof. Carl Förster in Dresden.
4) Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungsreisen bis zur Aufsuchung der Nordwestdurchfahrt. 1s und 2s Bändch., von Carl Falkenstein, königl. Bibliotheksekretär in Dresden.
5) Geschichte der Architektur, in 1 Bändch., von Wilhelm v. Lüdemann in Dresden.
6) Geschichte der Zeichnenkunst und Malerey, in 1 Bändchen von Wilh. v. Lüdemann in Dresden.

(Zusammen 70 — 80 Druckbogen auf schönem weißen Velin.)

Man unterzeichnet nur immer auf eine Lieferung, ohne alle Verbindlichkeit oder Nothwendigkeit fortgesezter Subscription.

Pränumerations-Preis für jede Lieferung von 10 Bändchen (das Bändchen à 6 Gr.) 2 Thlr. 12 Gr.; späterer Ladenpreis 5 Thlr.

Dresden, im Oktober 1827.

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

Neue Musikalien.

J. Wolfram, die bezauberte Rose, Oper in 3 Akten, im Klavierauszuge 4 Thlr. 12 Gr.

Auch sind die Nummern einzeln zu bekommen.

J. B. Bergmann, deutsche Lieder mit Begleitung des Pianoforte. 16 Gr.

Romberg, Ouverture (zu 4 Händen) für das Klavier 16 Gr.

Morlachi, Theobald und Isolina, Oper im Klavierauszuge von Marschner. 8 Thlr.

Die Nummern sind auch einzeln zu haben.

Erschienen in der Arnold'schen Buchhandlung und sind in allen Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen zu bekommen.

Zeitschrift.

Wer sich erst vom künftigen Jahrgange (dem zwölften) die Zeitschrift:

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz
Herausgegeben von F. W. Gubitz
Preis des Jahrgangs 8 Thlr.

zu halten gedenkt, den ersuchen wir, bey uns oder der ihm nächsten Buchhandlung seine Bestellung bis zum 1. Januar 1828 zu machen.

Berlin, im November 1827.

Maurer'sche Buchhandlung.

So eben sind fertig geworden:

G. C. Lichtenbergs Ideen, Maximen und Einfälle. Nebst dessen Charakteristik. Herausgegeben von G. Jördens. 8. Schreibp. geh. 18 Gr.

Sicher ist Lichtenberg der witzigste Kopf Deutschlands, der die klarsten Ideen ausspricht, die herrlichsten Einfälle hat und die richtigsten Maximen aufstellt. Interessant und nie veriährbar ist der angehängte Aufsatz über Physiognomik. Der Herausgeber lernt uns den genievollen Mann ganz kennen. Der Inhalt und das gefällige Aeußere lassen dies Werkchen gewiß jeden Gebildeten gern in die Hand nehmen.

Narrenzüge und Narrenstreiche. Alphabetisch aufgestellt. Nebst andern witzigen Repliken. 12. geh. 8 Gr.

Wenn die hier aufgestellten originellsten Züge gewiß Jedem die angenehmste Erheiterung gewähren, so findet der Verständige den tiefen Sinn dessen heraus, was sich unter der komischen Maske birgt.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

So eben ist bey uns erschienen, und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Urania von Tiedge. Siebente Auflage (bey Hrn. Tauchnitz in Leipzig gedruckt) gr. 8. Velinp. mit Titelkupfer und 6 Vig., sehr elegant karton. 2¼ Thaler oder 4 fl. 30 kr.

Hannchen und die Küchlein, von A. G. Eberhard, vierte, wenig veränderte Auflage. Taschenformat, sauber gebunden mit goldenem Schnitt.

Renger'sche Buchhandlung in Halle.

In den Buchhandlungen von Mörschner u. Jasper in Wien, J. Wolff in Augsburg und C. A. Hartleben in Pesth ist zu haben:

Gesammelte Rechtsfälle, Kriminalgeschichten und rechtliche Bedenken aus dem Civil- und Kriminalrecht, von G. P. F. Thon, Großh. Sächs. Justizrath. Erster Band. 8. Preis 2 fl. 42 kr.

Diese Sammlung von höchst interessanten Rechtsfällen aus dem wirklichen Leben, von Kriminalgeschichten und von rechtlichen Abhandlungen wird sowohl von wirklichen Juristen, mit eben so vielem Nutzen gelesen werden, als sie auch andern Lesern belehrende Unterhaltung gewähren dürfte, so daß man sie, wie sonst die so geschätzten Pitaval'schen und Eisenhardtschen Rechtsfälle, auch Lesegesellschaften als eine sehr ansprechende Lektüre empfehlen kann.

So eben ist erschienen und versandt:

Erdmann, O. L., populäre Darstellung der neueren Chemie, mit Berücksichtigung ihrer technischen Anwendung. gr. 8. 2 Rthlr. 9 Gr.

Zu keiner Zeit ist wohl das Bedürfniß, sich mit den wichtigsten Forschungen im Gebiete der Naturkunde vertraut zu machen, allgemeiner von allen Gebildeten gefühlt worden als eben jetzt. Darum glaubt der Verf. obiger Schrift einem wahren Bedürfnisse wenigstens einigermaßen abzuhelfen, indem er das System der heutigen Chemie mit besonderer Berücksichtigung der Anwendung dieser Wissenschaft auf das Leben, in möglichst entsprechender Form, jedem Gebildeten verständlich darzustellen suchte. Klare Entwicklung der Hauptlehren, immer vom Einfachsten ausgehend, mit beständiger Hinweisung auf Versuche, zu deren Anstellung Anleitung gegeben wird, war das Hauptziel des Verf.; deshalb durfte er auch nur da sich tiefer auf Einzelnheiten einlassen, wo sie zum Verständniß einer ganzen Lehre nöthig waren oder wo sie interessante und wichtige Anwendungen erlaubten, über deren wichtigste sogar ausführlicher Aufschluß nicht vermißt werden wird. Daß aber keine der wichtigern Thatsachen fehlt, das darf der Verf. versichern, und in sofern möchte diese Schrift nicht nur zur Selbstbelehrung, sondern auch zum Gebrauche bey Vorlesungen zu empfehlen seyn, wenn auch der Lehrer bey dem mündlichen Vortrage eine veränderte Anordnung der Gegenstände befolgen sollte.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In der Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Sonn-, Fest- und Heiligen-Tage der christlichen Kirche, nach ihrer Benennung, Entstehung, der Zeit, Art und Veränderung ihrer Feier, den an denselben üblichen Gebräuchen, mit Anführung der vorzüglichsten Lebensumstände derjenigen Personen, denen diese Tage gewidmet sind, und der Begebenheiten, weshalb sie kirchlich ausgezeichnet wurden; nebst der Geschichte der Feyer der Sonn- und Festtage, der an denselben gebräuchlichen Perikopen und der Advents- und Fastenzeit. Für Religionslehrer und jeden gebildeten Christen. In alphabetischer Ordnung. Herausgegeben von M. F. P. Menhart. 8. Preis 12 Gr.

Nro 47.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Taschenbuch für Damen.

Auf das Jahr 1828.

Schön gebunden mit goldnem Schnitt. Preis 5 fl. 24 kr.

Dieses Taschenbuch enthält zehn englische, von den besten Meistern gestochene Blätter, meistens ernste und heitere Charakterscenen vorstellend und mit einem ausführlichen Commentar versehen.

Der Text zeichnet sich neben interessanten Aufsätzen, prosaischen und poetischen Inhalts, besonders auch durch die lezten Arbeiten des kürzlich verstorbenen und allgemein beliebten Schriftstellers Dr. **Wilhelm Hauff** aus, von welchen wir hier nur die Erzählung „**das Bild des Kaisers**" nennen wollen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung wird im Jahre 1828 der zweyte Jahrgang der

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin

erscheinen.

Die Societät, welche diese Jahrbücher herausgibt, wird auch im folgenden Jahre in demselben unterscheidenden Charakter, und nach denselben strengen Grundsätzen verfahren, die sie bey ihrem Entstehen dem Publikum dargelegt hat. Der Beyfall, den diese Grundsätze gefunden haben, hat sich auf eine doppelte Weise erfreulich bewährt. Die Gesellschaft ist von vierzig ursprünglichen Mitgliedern auf Einhundert und Vierzig herangewachsen, worunter die bedeutendsten deutschen Namen jeder Wissenschaft sich vorfinden; das Publikum aber hat dem redlichen Zwecke, dessen Ausführung mit nicht geringer Kraftanstrengung verbunden war, ein Vertrauen geschenkt, dem die Societät nur durch immer größere Leistungen entsprechen kann.

Nennung der Namen, unpartheyliche Wissenschaftlichkeit, Anstand der Form, das sind die Bedingungen, welche die Gesellschaft sich auferlegt hat, und unter keinen Umständen aufgeben wird.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal,

erstes Dezemberheft 1827.

Inhalt.

Beytrag zur Geschichte der Anwendung der Einheiten in der Mechanik und der Dynamometer. — Legey's Verbesserungen bey Verfertigung der Magnetnadeln. — Perkins Verbesserung im Baue der Dampfmaschinen. Perkins, über die Sicherheits-Dampfmaschine mit hohem Drucke, die Dampfkanone ꝛc. — Hazard's Beobachtungen über das Bersten der Dampfkessel an Dampfmaschinen. — Curtis Windbüchse, welche von Dampf getrieben wird. Mit Abbildungen. — Hawkes Verbesserung an Ankerwinden. Mit Abbildungen. — Parrants Verbesserungen an Miethkutschen. Mit Abbild. — Hovans Maschine zur Verfertigung der Häftel. — Jacquarts Webestuhl. Mit Abbild. — Howard und Hawkin über Raffinirung des Zuckers. Mit Abbild. — Apparat, um Wasser schnell siedend zu machen. Mit Abbild. — Berthier, über die Bestandtheile des Bohnen-Eisenerzes. — Verbesserung im Rösten und Schmelzen der Metalle und Halbmetalle aus verschiedenen Erzen. — Ueber den Haidingerit, ein neues Antimonerz aus der Auvergne. — Beschreibung zweyer neuen Kupfererze aus Cornwallis. — Bemerkungen über einige Eigenschaften des Schwefels, von Hrn. J. Dumas. — Neue Verfahrungsart, das Bariumhyperoxyd (oxydirten Baryt) darzustellen. — Analyse der weißen Birkenrinde, und der Pfirschsäfte. — Analyse der schwarzen Kornwürmer. — Mittel gegen das Ersticken durch Kohlendampf, und überhaupt durch kohlensaures Gas in Brunnen, Kellern ꝛc. — **Miszellen**: Ueber die neuesten Versuche mit der Dampfmaschine des Hrn. Perkins. — Verbesserung an Dampfmaschinen. — Beytrag zur Geschichte der Dampfmaschinen mit hohem Drucke. — **Nauropometer**. — Brownells neue Schiffspumpe. — Millers Plan, Schiffe vor Anker liegen zu lassen. — Ueber die Ruder auf Schiffen an der Seine und Rhone, und über die Weise Schiffe zu stopfen. — Verbesserungen an Bettstätten. — Ueber die gegenseitigen Verhältnisse elektrischer und chemischer Veränderungen. — Ueber die Anthracite oder Kohlenblenden in Nordamerika. — Bereitung der Citronen-Säure aus Johannis-Beeren. — Ueber den Widerstand der Puzzolanen-Mörtel der Auvergne und Italiens, in Vergleich mit dem künstlichen Cämente, welcher bey der Direktion der Marinearbeiten bereitet wird. — Ueber Weingährung. — Kleister für Buchbinder.

Von diesem Journale erscheinen monatlich zwey Hefte mit Kupfern u. s. w. Der Jahrgang kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Rthlr. 16 gGr. oder 16 fl. Münze.

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama. November 1827.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweyter Jahrgang. 8ten Bandes 2r und 3r Heft, erste und zweite Abtheilung.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei C. F. Whistling in Leipzig ist so eben erschienen und versandt worden:

Ueber mein Verhältniß als Kritiker zu Herrn Spontini als Komponisten und General-Musikdirektor in Berlin, nebst einem vergnüglichen Anhange. Ein Beitrag zur Kunst- und Tagesgeschichte, von Ludwig Rellstab. 8. 16 gGr. (1 fl. 12 kr. rhein.)

Bey Tendler und von Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Les Avantures de Telemaque, fils d'Ulysse. Par Fénélon. Mit deutschen Anmerkungen und Erklärung schwerer Wörter und Redensarten versehen durch Aug. Schulze. Zweyte Auflage. gr. 8. 1827, in Umschlag broschirt. Preis 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr. Reichsgeld.

Sammlung der Aktenstücke in Betreff der Ausführung der k. k. priv. ersten österr. Eisenbahn zwischen der Moldau und der Donau. gr. 8. 1827, in Umschlag broschirt. 12 Gr. oder 54 kr. Reichsgeld.

Vor dem Erbauen dieser Eisenbahn ist früher erschienen:

Gerstner, Fr. A. v., über die Vortheile zur Anlage einer Eisenbahn zwischen der Moldau und der Donau. gr. 8. 1824, in Umschlag br. 18 Gr. od. 1 fl. 21 kr. R.

Chezy, Helm. v., Stundenblumen. Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen. 4r u. lezter Band. 8. 1827, in Umschlag gebunden 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr. Reichsgeld.

Im Verlage von C. F. Osiander in Tübingen, sind in diesem Jahre folgende neue Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten:

Bierers Grundsätze des würtembergischen Privatrechts, insbesondere auch zum Gebrauch für diejenigen, welche den akademischen Unterricht nicht benützen können. gr. 8. 36 kr.

Bilfinger, C. F., der geographische Jugendfreund oder Darstellung des Wissenswürdigsten aus der Erdkunde, für die Jugend und Gebildete beyderley Geschlechts. Mit einer Vorrede von Hofr. Poppe. 1r Theil, welcher die allgemeine Einleitung und die deutschen Bundesstaaten enthält. 8. 1 fl. 48 kr.

Charakteristik (kurze) des Schriftchens: „Ueber den gegenwärtigen Zustand der Universität Tübingen, und das leichteste Mittel, Ordnung und wissenschaftlichen Geist ohne Zwang daselbst wieder herzustellen.“ gr. 8. 4 kr.

Fulda, D. Fr. C., Handbuch der Finanzwissenschaft. gr. 8 2 fl. 42 kr.

*Heigelin. D. C. M., Handbuch der neuesten ökonomischen Bauarten. Mit 10 Kupfertafeln. gr. 8. In Kommission. 2 fl.

History (a compendious) of Great Britain extracted from the Works of Hume, Goldsmith and Cooper to whichis added a Short account of the British constitution wich an explanation of Words designed for the use of beginners in the English tougue by John Henry Emmert, Doct. and Prof. The third edition, improved and broughs down to 1822. 8. Tübingen, Osiander. 54 kr.

*Hoff, H. E. v., Karte sämmtlicher europäischer Staaten nach den durch den Wiener Congreß und den Pariser Definitiv-Tractat vom Jahr 1815, so wie durch einige spätere Separat-Verträge beschlossenen neuesten Länder-Abgränzungen, auf 9 Blättern entworfen etc. gr. roy. illum., sonst 6 fl. 30 kr, jezt 3 fl. 30 kr.

Hofacker, J. D, de qualitatibus parentum in sobolem transeuntibus; praesertim ratione rei equariae. Dissertatio inaug. medica, quam publice defendet P. Notter. 4 maj. 54 kr.

Hugo's von Trimbergs auserlesene Fabeln, Erzählungen und Schwänke, nebst einigen Sprüchen aus dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts; in erneuerter Schreibweise nebst Worterklärungen herausgegeben 8. 20 kr.

Lang, Prof. D. Joh. Jak., Geschichte und Institutionen des Katholischen und Protestantischen Kirchenrechts. 1r Thl. Aeußere Geschichte des Kirchenrechts. gr. 8. Tübingen, 2 fl. 42 kr.

Moreau de Jonnes, M. A., Untersuchungen über die Veränderungen, die durch die Ausrottung der Wälder in dem physischen Zustande der Länder entstehen. (Eine gekrönte Preisschrift.) Aus dem Franz. übers. von W. Widenmann. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

*Pfaff, M. K., Handbuch der Weltkunde, zum Gebrauche der Jugendlehrer und zur Belehrung für Gebildete jeden Standes. 5r Thl. gr. 8. in Kommission. 2 fl. 20 kr.

Poppe, Dr. J. H. M., Die Färbekunst auf der höchsten Stufe der jetzigen Vervollkommnung, oder die Kunst, alle Arten von wollenen, baumwollenen, leinenen und seidenen Stoffen nach den besten Grundsätzen und nach den neuesten Erfindungen und Entdeckungen zu färben. 8. 2 fl. 30 kr.

— — das Beleuchtungswesen auf der höchsten Stufe der jetzigen Vollkommenheit; oder die Kunst unsere Talg-, Wachs- und Wallrathlichter auf das Vortheilhafteste zu verfertigen, alle Arten von Oellichtern, Lampen und Laternen auf das Beste einzurichten und zu gebrauchen, das Steinkohlengas, Oehlgas und jedes andere zum Brennen dienende Gas zu erzeugen und zu vielerley Zwecken zu benutzen und noch vieles andere über die Beleuchtungskunst. Mit 7 Steintaf. 8. 2 fl. 12 kr.

— — die Seifensiederey und Stärkefabrikation auf der höchsten Stufe der jetzigen Vollkommenheit, oder die Kunst, alle Sorten von Seife und Stärke nach den besten Grundsätzen und nach den neuesten Erfindungen und Entdeckungen zu bereiten. 8. Mit 1 Steint. 1 fl.

Scheurlen, D. C., Materialien zum Behuf der Anleitung zur juristischen Praxis auf Universitäten. 2te Abtheilung. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Thiers, A., Geschichte der französischen Staatsummwälzung, übersezt v. Prof. Mohl. 5r Bd. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

*Weigenmeier, M. J. L. F., eine ganz neue Enträthselung der göttlichen Offenbarung Johannis. 8. In Kommission. 1 fl. 36 kr.

Zauber-Kabinet, (auserlesenes) oder deutliche Beschreibung und Erklärung der schönsten, überraschendsten und leicht nachzumachenden Taschenspielerkünste und vieler anderer Kunststücke. Ein belehrendes und belustigendes Taschenbuch für die Jugend und ihre Freunde. Mit 3 Steintafeln. 8. 54 kr.

Zeitschrift, Tübinger, für Theologie, unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten, namentlich der Mitglieder der evangelisch theolog. Facultät, Dr. Kern, Dr. Baur, Dr. Schmid, herausg. von Dr. J. C. F. Steudel. 1s Stück. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

So eben ist erschienen:

Dr. Martin Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter. Nebst Luthers Gedanken über die Musik und einigen poetischen Reliquien. Herausgegeben von A. Gebauer.

Diese kräftige erhebende Stimmen werden in dieser mit Sorgfalt veranstalteten Auswahl gewiß den Protestanten aller Konfessionen willkommen seyn. Die Sache bedarf keiner anpreisenden Empfehlung und bey einem gefälligen Aeußern ist der Preis (15 Bogen) geh. 20 Gr.

Ernst Kleins literarisches Comptoir in Leipzig.

Bey Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind so eben folgende wichtige medizinische Werke erschienen:

Dr. C. A. W. Berends, weil. K. Preuß. Geh. Mediz. Raths, Professors und Directors des med. klin. Instituts der Universität zu Berlin, Vorlesungen über praktische Arzneywissenschaft; herausgegeben von Dr. C. Sundelin, erstem Arzt des med. klin. Instituts 2c. 1r Band: Semiotik 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr. 2r Band: Fieberlehre 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 kr.

Die folgenden Bände erscheinen im Laufe des Jahres 1828.

Nur in Abschriften von seinen Schülern sind seither die Werke dieses großen Lehrers der Heilkunde theilweise, meist verstümmelt, verbreitet, und gleichwohl zu hohen Preisen bezahlt worden, da er selbst sich nie dazu entschließen wollte, sie in den Druck zu geben. — Man wird es daher dem Herrn Herausgeber, seinem vieljährigen Schüler und Gehülfen an der, dem Verstorbenen untergebenen, Anstalt, Dank wissen, daß er diese Werke, wohlgeordnet, wo es nothwendig mit Anmerkungen und Erläuterungen, so wie mit guten Registern versehen, dem ärztlichen Publikum übergibt. — Bey Erscheinungen dieser Art ist jede Empfehlung des Verlegers überflüssig, und ich bemerke daher nur noch, daß Druck und Papier höchst anständig sind.

Dr. J. F. Dieffenbach, über die Transfusion des Blutes und die Infusion der Arzneyen in die Blutgefäße. 1r Theil, oder des Werks von Paul Scheel über denselben Gegenstand. 3r Theil. Preis 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Das Werk von Scheel ist in den Händen aller gebildeten Aerzte, und es wird daher diese Fortsetzung, welche aber auch als ein für sich Bestehendes betrachtet werden kann und soll, allen diesen willkommen seyn.

Dr. A. L. Richter, Stabsarzt am K. med. chir. Friedr. Wilh. Institute, Mitglied etc., theoretisch-praktisches Handbuch der Lehre von den Brüchen und Verrenkungen der Knochen. Mit 40 Tafeln in Folio, vorstellend sämmtliche, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten bekannt gewordene Verbände, Maschinen und Repositionsmethoden, nebst besonderer Erklärung derselben. Pränum. Preis 6 Rthlr. — oder 10 fl. 48 kr. bis Ende März 1828; nachher wird solcher um ein Viertel erhöht.

Eine ausführliche Anzeige dieses, jedem Wundarzte und Studirenden wahrhaft unentbehrlichen Werkes, ist in allen Buchhandlungen unentgeltlich zu haben. — Der für ein solches Unternehmen gewiß höchst billige Pränum. Preis kann nur denen gewahrt werden, welche sich dies Buch vor Ablauf des oben angegebenen Termins anschaffen, den ich, wie es recht und billig ist, auch nicht um einen Tag verlängern werde.

Berlin, den 1. Nov. 1827.

Th. Chr. Fr. Enslin.

In T. H. Riemann's Buchhandlung in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bornemann, von Rechtsgeschäften überhaupt und von Verträgen insbesondere, nach Preußischem Rechte, gr. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Franz, A., Vierzehn Wein- und Wonnelieder. 12. br. 6 Gr.

Graffunder, A., über Offenbarung, eine Untersuchung. gr. 8. br. 8 Gr.

Horatius, dritte Satyre des ersten Buches, Text, Uebersetzung, mit kritischen und historischen Erörterungen von Dr. C. Passow. 4. br. 8 Gr.

Jahn, C. F., Postberichte von den vorzüglichern Städten. gr. 8. br. 8 Gr.

Ohm, Dr. G. S., die galvanische Kette, mathematisch bearbeitet. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Ohm, Dr. Martin, Versuch einer, auch Nichtmathematikern verständlichen, Anweisung zum Studium der Mathematik. gr. 8. 1 Rthlr.

— — Die reine Elementar-Mathematik. 3 Thle. gr. 8. 6 Rthlr. 6 Gr.

— — Die analytische und höhere Geometrie. gr. 8. 2 Rthlr.

— — Die Lehre vom Größten und Kleinsten. gr. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Ritter, Henriette, kurzgefaßtes, jedoch deutliches und vollständiges Kochbuch. 8. 18 Gr.

Uhlemann, Dr., hebräische Grammatik. gr. 8. 18 Gr.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Britische Dichterproben. Nr. III. Die Insel, oder Christian und seine Kameraden. Nach Lord Byron. (Mit gegenübergedrucktem Originaltext.) 8. 12 Bogen auf feinem Velinpapier und geglättet. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Die ersten zwei Hefte (1819 — 20, jedes 1 Thlr. 12 Gr.) enthalten Gedichte von Moore, Byron und Crabbe.

Leipzig, den 30sten August 1827.

F. A. Brockhaus.

Seit dem 1sten October dieses Jahres erscheint in Danzig im Schnaase'schen Verlage eine Zeitschrift unter dem

Titel „der Gesprächige" oder Mittheilungen aus dem Gebiete der Literatur und Kunst, des Lebens und der Gewerbe, zunächst in Beziehung auf Danzig und Königsberg, welche auch im künftigen Jahre fortgesetzt, und von welchen sodann wöchentlich zweymal ein Bogen in Quartformat ausgegeben wird.

Der Zweck dieser Zeitschrift ist nicht nur durch Urtheile über die interessantesten Erscheinungen der neuesten Literatur, und durch Korrespondenzberichte, das östliche Preussen stets, wenn wir so sagen dürfen, au courant mit dem großen deutschen Mutterlande zu erhalten, sondern auch vorzüglich durch Aufsätze über das innere Leben und die merkantilischen und ökonomischen Verhältnisse von Ost- und West-Preussen, dieser höchst interessanten und in Deutschland so wenig gekannten Provinzen, und selbst von dem benachbarten Polen, auch dem sich in der Mitte von Deutschland befindenden Leser eine anziehende, ja selbst eine unterrichtende, Lektüre zu gewähren — und zugleich durch Originalaufsätze gediegener Belletristen von Ost- und West-Preussen darzuthun, daß unsere Provinzen in keiner Hinsicht zurückgeblieben sind.

Man abonnirt auf den „Gesprächigen" für 1828 bey allen löblichen Postämtern oder Buchhandlungen. Der Preis des Jahrganges in Danzig ist 4 Rthlr Pr. Cour., ausser demselben portofrey 5 Rthlr. Pr. Cour.

So eben sind fertig geworden:

G. C. Lichtenbergs Ideen, Maximen und Einfälle. Nebst dessen Charakteristik. Herausgegeben von G. Jördens. 8. Schreibp. geh. 18 Gr.

Sicher ist Lichtenberg der witzigste Kopf Deutschlands, der die klarsten Ideen ausspricht, die herrlichsten Einfälle hat und die richtigsten Maximen aufstellt. Interessant und nie verjährbar ist der angehängte Aufsatz über Physiognomik. Der Herausgeber lernt uns den genievollen Mann ganz kennen. Der Inhalt und das gefällige Aeußere lassen dies Werkchen gewiß jeden Gebildeten gern in die Hand nehmen.

Narrenzüge und Narrenstreiche. Alphabetisch aufgestellt. Nebst andern witzigen Repliken. 12. geh. 8 Gr.

Wenn die hier aufgestellten originellsten Züge gewiß Jedem die angenehmste Erheiterung gewähren, so findet der Verständige den tiefen Sinn dessen heraus, was sich unter der komischen Maske birgt.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Zuruf an Christen aller Bekenntnisse, nach meinem Austritte aus der römischen zur evangelischen Kirche, von J. Fell, Pfarrer. 204 S. 12. geheftet. 16 gGr. oder 1 fl.

Inhalt: Vorwort. 1. Wie kam ich zu dem Protestantismus. — 2. Warum trat ich aus dem Romanismus. — 3. Beseitigung von Gegenreden. — 4. Gesinnungen, mit welchen ich von dem Romanismus schied. — 5. Beschwichtigung jener Menschen, die andere Gesinnungen in mir glauben. — 6. Art und Weise, wie ich aus dem Romanismus getreten. — 7. Wie steht es jetzt um Geist und Herz? — 8. Wie sollen Christen aller Bekenntnisse das Austreten von Priestern aus einer Religionsform zu einer andern, besonders das von römisch-katholischen Geistlichen zur evangelischen Kirche, nehmen, das jetzt nicht selten geschieht. —

Diese gehaltvolle, sehr wichtige Schrift ist durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen. —

J. D. Sauerländer, in Frankfurt a. M.

In der Universitätsbuchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Hahn in Leipzig, in Beziehung auf dessen Schrift: an die Evangelische Kirche ꝛc. Ein Beytrag zur rechten Würdigung des Rationalismus von L. A. Köhler. 8. geh. 6 Gr.

Nützliche Schrift für das weibliche Geschlecht.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Mutterkatarrh oder der weiße Fluß. Was hat das Frauenzimmer zu thun, um diese Krankheit zu verhüten und sich von ihr, nebst ihren nachtheiligen Folgen, zu befreyen? Von Dr. Fr. Richter. Zweyte Aufl. 8. Preis 10 Gr.

Die große Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieser zum Besten der leidenden Menschheit verfaßten Schrift hat sich so allgemein bewährt, daß die erste Auflage schon in den ersten 6 Monaten nach ihrem Erscheinen vergriffen wurde.

Unterhaltendes und elegantes Weihnachtsgeschenk für Damen:

Der Damenerzähler, von P. J. Charrin. Aus dem Franz. von D. L. Hermann. 3 Bde. 12. geh. 2 Rthlr.

Daß die Franzosen Meister in der Kunst sind, die Damen zu unterhalten, ist unbestritten, der deutsche Bearbeiter ahmte die gefällige Sprache nach.

C. Kleins Comptoir in Leipzig.

Neue Theaterstücke.

Auffenberg, Jos. Frhr. v., Ludwig der Eilfte in Peronne. Schauspiel in 5 Aufz. 1 fl. 12 kr. rhein.

— — Die Schwestern von Amiens. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 1 fl. 3 kr. rhein.

sind bey dem Verleger, G. Braun in Karlsruhe, und in allen Buchhandlungen zu haben.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Erweichung der Gewebe und Organe des menschlichen Körpers. Von Karl Gustav Hesse. Gr. 8. 14½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

Leipzig, den 30sten July 1827.

F. A. Brockhaus.

Nro. 48.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 7.

Schillers Werke.

Da mehrere hiesige Buchhandlungen unter ihrem Sortiment nur des Nachdrucks von Schiller's sämmtlichen Werken, und zwar eines Nachdrucks erwähnen, welcher theurer ist als einzelne der rechtmäßigen Ausgaben dieser Werke; so hält die unterzeichnete Verlagshandlung für nothwendig, die folgenden theils immer bestandenen, theils neuerdings ermäßigten Preise hier in Erinnerung zu bringen.

		fl.	kr.
Schiller's sämmtl. Werke in 12 Bdn. gr. 8.	neue Auflage 1818 und 1819; weiß Druckpapier	20	—
— —	Taschenausgabe in 18 Bdchn. 1818 – 20 auf Schweizerpapier	18	—
	auf weiß Druckpapier	12	—
— —	Taschenausgabe in 18 Bändchen. Neue Ausgabe auf Velinpapier	10	48
	auf weiß Druckpapier . . . . , .	8	24
— —	Wiener Ausgabe kl. 8. in 18 Bdn. mit Titel-Vigneten 1818 u. 19; gute Ausg.	16	
	ordinaire	12	

Von den drei letzteren Ausgaben wird zu 6 Exemplaren bei baarer Bezahlung das 7te als Freiexemplar gegeben. In diesem Fall erhält man das Exemplar der Taschen-Ausgabe weiß Druckpap. für 7 fl. 12 kr.; die Wiener Ausgabe auf Velinpap. für 13 fl. 43 kr. und auf schönem Druckpap. für 10 fl. 17 kr.

Stuttgart im Dec. 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die kleinen Bearner, oder moralische Vorlesungen für die Jugend u. s. w. Dritter Theil. Preis 48 kr.

Diese Erzählungen, welche in dem anmuthigsten, für die Jugend ungemein anziehenden und unterhaltenden Gewand, sich über die interessantesten Gegenstände der Geographie, der Naturkunde, der Moral, der Menschenkenntniß u. s. w. verbreiten, bilden mit den zwey früher erschienenen, und dem noch nachfolgenden IVten Bande ein vollkommen zusammenhängendes, für die Jugend äußerst empfehlenswerthes Lesebuch. Sein Inhalt wird Eltern und Kinder gleich sehr interessiren, den ersteren, (wenn in Gemeinschaft gelesen) einen willkommenen Leitfaden zum Anreihen ihrer Erfahrungen und ihres Wissens gewähren, und in den letzteren Lernbegierde erwecken und einen vortrefflichen Grund von Kenntnissen aller Art legen.

Unbedingt kann dieses Buch daher zu Geschenken für die Jugend beyderley Geschlechts bestens empfohlen werden, indem es mit seinem Schatz von Wissenswürdigem und Nützlichem den Saamen des Guten und Schönen zu verbreiten nicht verfehlen kann.

Neue, empfehlenswerthe Romane
von
der Verfasserin der „Erna," „Felicitas," „Amadea," rc.

welche so eben in der Basse'schen Buchhandlung in Quedlinburg erschienen sind;

Rosamunde und andere Erzählungen, aus dem Reiche der Wahrheit und Dichtung. Von der Verfasserin der „Erna," „Felicitas," „Clara," rc. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Der Brautsee und andere Erzählungen. Von derselben Verfasserin. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Bilder aus der großen Welt. Von derselben Verfasserin. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Bunte Blätter zur flüchtigen Unterhaltung aus dem Reiche der Wirklichkeit und der Phantasie. Von derselben Verfasserin. 8. Preis 1 Thlr.

So eben ist der zweyte Band von folgendem Werke erschienen und versandt worden, womit dasselbe nun beendet, und vollständig durch alle Kunst- und Buchhandlungen zu haben ist:

Die christlichen Bilder,
ein
Beförderungsmittel des christlichen Sinnes,
von
Ign. Heinr. von Wessenberg.

mula poësis.

Zwey Bände, mit 19 Kupfern. Konstanz 1827. Verlag von W. Wallis.

Ausgabe Nro. I., auf weißem Druckpr., brosch. 7 Thlr. 12 Gr. od. 12 fl. rheinisch.

Ausgabe Nro. II. auf Patent-Velin, mit auserlesenen ersten Kupferabdrücken, elegant broschirt. 9 Thlr. 20 Gr. oder 16 fl. rheinisch.

Eine ausführliche Inhalts-Anzeige dieses Werkes ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben. — Statt jeder Empfehlung hat der Verleger an Kunst-Freunde und ausübende Künstler nur die Bitte zu richten, sich in der nächstgelegenen oder sonst befreundeten Buchhandlung die eigene Einsicht des Werkes zu verschaffen. Es wird sich selbst empfehlen.

Wohlfeiles Conversations-Lexikon.

Um mit dem kleinen Vorrathe der sechsten Auflage des Conversations-Lexikons jetzt, nach Erscheinung der siebenten Aufl., gänzlich aufzuräumen und dadurch auch unbemitteltern Personen Gelegenheit zu geben, sich in den Besitz dieses nützlichen Werkes zu setzen, erlasse ich, so weit die Exemplare reichen, die vollständigen 10 Bände der 6ten Auflage für den Preis von 5 Thlrn. oder 9 fl. rhein., wofür

solche gegen portofreie Einsendung des Betrags sowohl bei unterzeichnetem Verleger, als auch bei jeder andern, den Bestellern näher gelegenen, Buchhandlung, in München in der literarisch-artistischen Anstalt, zu erhalten sind.

Leipzig, im Dec. 1827.

F. A. Brockhaus.

Dankbar für die ehrenvolle Aufnahme, welche die

Dresdner Morgenzeitung,

herausgegeben von

Fr. Kind und K. C. Kraukling,

bei dem gebildeten deutschen Publikum und selbst im Auslande gefunden hat, vereinigen sich Redaktion und Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu der Anzeige, daß dieselbe vom Jahre 1828 an mit folgenden Erweiterungen fortgesetzt wird:

1) sollen wöchentlich statt vier künftig fünf Nummern, und zwar alle 14 Tage ein

Correspondenz- und Notizenblatt

ausgegeben werden, welches durch Gediegenheit und Mannigfaltigkeit des Inhalts das Bedürfniß der Leser zu befriedigen hofft.

2) werden die dramaturgischen Blätter des Hrn. Hofr. Tieck unter dem veränderten Titel:

Dresdner Theaterzeitung.

erscheinen, welche, nächst den dramaturgischen Abhandlungen des Hrn Hofr. Tieck, Nachrichten von allen in- und ausländischen Bühnen, Bekanntmachungen, Notizen und Anfragen, das Theaterwesen betreffend, enthalten soll.

3) wird mit der Dresdner Morgenzeitung noch ein

Dresdner Literaturblatt,

redigirt von Herrn Hofrath Ebert,

verbunden werden, von welchem wöchentlich eine Nummer erscheint und über dessen Zweck der Hr. Redakteur im Nachstehenden sich näher erklärt.

Der Preis dieser Zeitschrift ist für den ganzen Jahrgang mit Theaterzeitung und Literaturblatt: 9 Rthlr. 8 Gr. sächs.

Fr. Kind. K. C. Kraukling. L. Tieck.

Wagner'sche Buchhandlung in Dresden.

* * *

Dresdner Literaturblatt.

Unter diesem Titel wird vom 1. Januar 1828 in wöchentlichen Nummern eine kritische Zeitschrift erscheinen, welche sich zur Aufgabe gesetzt hat, über die allgemeiner interessanten Erzeugnisse der neuesten in- und ausländischen Literatur, mit besonderer Beziehung auf die Kreise des höhern geselligen Lebens, schnellen und kurzen Bericht zu erstatten, ausführlichere Anzeigen aber den wichtigern oder besprochnern literarischen Erscheinungen des Tags zu widmen. Achtung vor dem im Leben Bestehenden und Bewährten, Ruhe und Anstand des Tons, und Redlichkeit und Unbefangenheit des Urtheils werden, ohne Nachtheil für wissenschaftlichen Ernst und Freimuth, der Charakter des Literaturblattes seyn, und der Redakteur desselben ist durch seine günstigen literarischen Verhältnisse und durch seine verbreiteten Verbindungen zu der Hoffnung berechtigt, der bescheidenen und anspruchslosen Begrenzung seines Unternehmens so entsprechen zu können, daß durch dasselbe vielleicht ein wirkliches Bedürfniß der gebildetern Literaturfreunde seine Befriedigung findet.

Friedrich Adolf Ebert,
königl. sächs. Hofrath und Bibliothekar,
als verantwortlicher Redacteur.

* * *

Beiträge und Einsendungen, welche für die Morgenzeitung oder für das Correspondenz- und Notizenblatt bestimmt sind, werden an Herrn Kraukling, für die Dresdner Theaterzeitung an Herrn Hofrath Tieck, und für das Dresdner Literaturblatt an Herrn Hofrath Ebert adressirt; unerbetene werden kostenfrei erwartet.

Wagner'sche Buchhandlung.

Von der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg ist an alle deutsche Buchhandlungen versandt:

Rote, B., Grundzüge der Gewerbkunde, nach Kölle's System der Technik; für den Schulunterricht und zur Selbstbelehrung. Preis 1 Rthlr.

Wiedemann, W. J., der junge Declamator. Preis 21 gGr. (26 sGr.)

Diese reiche Sammlung von Declamations-Dichtungen unserer Klassiker, begleitet von zweckmäßigen Hülfsregeln zum Vortrag, verdient zu Geschenken an gute Söhne und Töchter auf's wärmste empfohlen zu werden.

An das deutsche Publikum.

Im Jahr 1828 erscheint von dem auch als emsigen Forscher rühmlichst bekannten Herrn Kirchenrath und Professor Petri:

National-Kalender der Deutschen.

Dies geschichtliche Tagebuch wird durch Tendenz und Vollständigkeit kein gleiches haben, jungen Studirenden, jedem Gebildeten, selbst deutschen Kriegern zu Parolen willkommen seyn. Zur Erleichterung der Anschaffung erscheint jeden Monat ein Heft à 4 Gr. (18 kr.); bei Subscription bezahlt man eins voraus. Pränumerationspreis für das Ganze von 12 Heften 1½ Rthlr. (2 fl. 42 kr.) vor Ostern, so wie größer Schreibpap. Exemplare à 2 Rthlr. (3 fl. 36 kr.)

Ausführliche Anzeigen, so wie nächstens 1s Heft zur Ansicht in allen Buchhandlungen.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Logier's neues System der musikalischen Wissenschaft

ist in Berlin bey W. Logier, Friedrichsstraße. — in Paris bey M. Schlesinger, Rue Richelieu, und in London bey J. Green, 33. Soho Squarre, erschienen.

J. Green ergreift diese Gelegenheit, auf dem Kontinent bekannt zu machen, daß er der Verfertiger von Hrn. Logier's Chiroplast oder Handleiter, und der Herausgeber aller seiner Werke ist, und in seiner Anstalt eine Akademie nach Logier's System und eine Konzert-Akade-

wie für junge Leute auf allen Orchester-Instrumenten hat. Seine Musikhandlung und Niederlage von Pianofortes, Harfen, Flöten und andern musikalischen Instrumenten gibt ihm die Gelegenheit neue Werke und Erfindungen in diesen Fächern in England bekannt zu machen, wofür er hiemit dem Auslande seine Dienste anbietet. Reisende Künstler finden bey ihm auch einen Konzertsaal, worin sie sich mit Vortheil hören lassen können, und J. Green wird es sich angelegen seyn lassen, denjenigen, welche sich bey ihrer Ankunft in London an ihn wenden, in ihrem Zweck, ihr Talent bekannt und geltend zu machen, beförderlich und ihnen mit Rath und That behülflich zu seyn.

The Gleaner, or Specimens of the Periodical Literature of great britain and the united states.

Unter obigem Titel wird im Januar 1828 das erste Heft einer Monatschrift in englischer Sprache (redigirt von Dr. C. F. Wurm) in der Expedition der Börsen-Halle ausgegeben werden.

Der Zweck dieses Unternehmens ist, dem Publikum eine Uebersicht des Interessantesten aus der Brittischen und Nordamerikanischen Journalistik rasch, vollständig und zu billigen Bedingungen zu geben.

Die Redaktion wird es sich zum Gesetz machen, über jeden Gegenstand von Interesse die bedeutendsten Journale, als Organe der verschiedenen Partheyen, reden zu lassen. Auf diese Weise soll der Leser in den Stand gesezt werden, nicht nur eine Masse von Thatsachen, die in vielen Blättern zerstreut sind, leicht zu überblicken; sondern auch eine klare Anschauung zu gewinnen von dem Einfluß der periodischen Presse auf die öffentliche Meynung; von dem Werth der Principien, dem eigenthümlichen Ton des Räsonnements, und dem Aufwand von Talent, der die leitenden Journale jener Länder charakterisirt.

Dieser Zweck wird am besten erreicht werden durch unverkürzten Wiederabdruck der bedeutendsten Artikel (poetische Beyträge mit eingeschlossen); durch Aushebung des Interessantesten aus andern; und durch Zusammenstellung von Notitzen aus allen.

Auszüge aus den bedeutenderen Flugschriften, so wie aus neuen Werken über deutsche Literatur und Sitten, werden eine nicht unwillkommene Zugabe bilden.

Endlich wird eine Reihe von Original-Artikeln von Zeit zu Zeit eine Charakteristik der zu Grunde liegenden Journale, eine räsonnirende Analyse ihrer Grundsätze, und eine kurze Uebersicht des Fortgangs der Literatur im Allgemeinen darbieten.

Mit dem Obigen ist die Stellung genugsam bezeichnet, die das neue Unternehmen, andern bereits bestehenden gegenüber, einzunehmen bestimmt ist. Das Publikum mag entscheiden, wiefern dem angedeuteten Zweck die Ausführung entspricht, wenn erst die Arbeit zur Prüfung vorliegen wird.

Am 20sten jeden Monats wird ein Heft ausgegeben und versandt. Es ist die Einrichtung getroffen, daß ein solches Heft bereits reichliche Auszüge aus den am 1sten desselben Monats in London ausgegebenen, und den bis zum 15ten in Hamburg aus Nordamerika eingegangenen Journalen enthalten wird.

Jedes Heft zu acht Bogen kann einzeln durch alle Buchhandlungen zu 2 Thlr. oder 18 Ggr. bezogen werden. Bestellungen übernehmen dieselben, so wie auch die löbl. Postämter, und werden dem Besteller für 4 Mrk. 8 Schill. oder 1 Rthlr. 20 Ggr. sächs. 3 Monatshefte, und ein ganzer Jahrgang für 18 Mrk. oder 7 Rthlr. 8 Ggr. geliefert.

Hamburg, im December 1827.

Auch der zweyte Theil ist erschienen von

Jean Paul.

Das Schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen, nebst Bildniß, Leben und Charakteristik. Ausgewählt, geordnet und dargestellt von Hofrath D. A. Gebauer. Mit einem Vorbericht von Conz. 376 Seiten.

Längst erwartet von dem Publikum, das diesem Unternehmen seinen Beyfall schenkt, wodurch dem größten Theil der Genuß des Auserlesensten zu Theil, einem andern die Lektüre dieses geistreichsten deutschen Schriftstellers erleichtert wird.

Vor künftiger Oster-Messe gilt noch der Pränumerations-Preis für das Ganze von 6 Bändchen. I. Octav, 1) Velinppr 5 Rthlr., 2) Schrbppr. 4 Rthlr. II. Sedez. 3) französ. Papier 3½ Rthlr., 4) Druckppr. 2½ Rthlr. Subscriptions-Preis für jedes Bändchen I. 1) 1 Rthlr. 2) 18 Gr.; II. 3) 16 Gr., 4) 12 Gr.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Im Laufe dieses Jahres erschienen in unserem Verlage und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ancelot six mois en Russie, lettres écrites en 1826, à l'epoque du couronnement de l'Empereur. 7 Fr. 50 Cent.

Annuaire nécrologique, ou complément annuel et continuation de toutes les biographies ou Dictionnaire historiques. Année 1826, 1re Partie. 6 Fr.

Aubernon considerations historiques et politiques sur la Russie, l'Autriche, la Prusse et l'Angleterre et sur les rapports de ces puissances avec la France. 3me edit. 4 Fr.

Brown aperçu sur les Hiéroglyphes d'Egypte et les progrès faits jusqu'à présent dans leur déchiffrement, trad. de l'angl. 4 Fr. 50 Cent.

Etats, les, de Blois ou la mort de M. M. de Guise, Scènes historiques. Decembre 1588. Par l'auteur des Barricades. 7 Fr. 50 Cent.

Hello, Essais sur le Régime constitutionnel, ou introduction à l'étude de la Charte. 5 Fr.

Histoire de Jean VI. Roi de Portugal. 3 Fr.

Huskisson état de la navigation de l'Angleterre en 1827. trad. de langl. 3 Fr.

Klaproth, Tableau historique, géographique, ethnographique et politique du Caucase et des provinces limitrophes entre la Russie et la Perse. 4 Fr. 50 Cent.

Thierry, Lettres sur l'histoire de France pour servir d'introduction à l'étude de cette histoire. 7 Fr. 50 Cent.

Paris et Leipzig.

Ponthieu, Michelsen et Comp.

Für Journal-Lesezirkel.

So eben ist an alle gute Buchhandlungen versandt:

Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst. Eine

Monatschrift in Verbindung mit mehreren gelehrten Männern. Herausgeg. von Hofrath K. H. L. Pölitz. 1828. Januarheft. Der Jahrg. 6 Thlr.

Inhalt: 1) Die drey politischen Systeme der neuesten Zeit von Pölitz. — 2) Idee des Staats und der Staatskunst vom Vicedir. v. Weber in Tübingen. — 3) Giebt es eine deutsche Geschichte? vom Prof. Hasse in Dresden. — 4) Einige Bemerkungen vom reinen Ertrage und reinen Einkommen, vom Geh. Conf. R. Lotz, in Coburg. — 5) Neueste Literatur der Geschichte und Staatskunst.

Leipzig, den 1sten Decbr. 1827.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Anzeige eines ausgezeichneten ökonomischen Werkes.

Magdeburgisches Kochbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen, oder: Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will; aus eigener Erfahrung mitgetheilt von einer Hausmutter. Neue, durchgesehene, vermehrte und verbesserte Auflage in drey Bänden, (von denen jeder auch ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht). Preis 3 Thlr. 6 Gr. Einzeln kostet der 1ste Band 1 Thlr. 6 Gr., der 2te und 3te Band jeder 1 Thlr.

Neueste Romane Walter Scott's.

So eben verläßt bey Gebrüder Franckh in Stuttgart die Presse:

Die Chronik von Canongate
von
Sir Walter Scott.
2 Bde. gr. 12. eleg. br. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Erzählungen eines Großvaters.
Aus der schottischen Geschichte
von
Sir Walter Scott.
3 Bde. gr. 12. 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr. sächs.

Elisabethe von Bruce.
Historischer Roman
nach
Sir Walter Scott.
3 Bde. gr. 12. 6 fl. 30 rhein. oder 4 Rthlr. sächs.

Bey mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend, mit besonderer Rücksicht auf Gebirgs-, Forst-, Erd- und Volkskunde, von Stephan Behlen. Drey Bände. Mit einer Charte vom Spessart. Gr. 8. 1823—27. 44¾ Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

Die schöne und äußerst genaue Charte vom Spessart kostet 16 Gr.

Leipzig, den 30sten August 1827.

F. A. Brockhaus.

Neue interessante Schrift.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Napoleon,
seinen Zeitgenossen gegenüber.
Aus dem Französischen.
Erster Band.
8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 4 gGr.

Dies ist die Uebersetzung des kürzlich in Paris erschienenen biographischen Werks: „Napoléon devant ses contemporains," (für dessen Verfasser Einige Tissot, Andere aber Lucian Bonaparte halten), welches in Frankreich großes Aufsehen erregt hat, da es so vielfache Aufschlüsse giebt. Es eignet sich zur Lektüre jedes Gebildeten; besonders darf man es Lesezirkeln mit Recht empfehlen.

Die folgenden Werke sind bei Boosey und Söhne, London Broad Street erschienen, und bei F. Fleischer zu Leipzig zu haben:

Blain's, Canine Pathology, or description of the diseases of the Dog, with their causes, symptoms and mode of cure. 8. Zweite Auflage. Preis 9 Schilling in Papier.

Blain's Outlines of the veterinary art, or the principles of medecine as applied to the horse, its various diseases, and scientific methode of cure etc.; with anatomical and surgical plates. In einem dicken Oktavband, 3te Aufl. Preis 1 Pf. St. 4 Schill.

Dubost's Commercial Arithmetic. 12. geb. Preis 4 Schilling.

English's, complete view of the English and foreign joint Stock Companies, formed in London in 1824–25, 8. Preis 8 Schilling.

Fortune's, Epitome of the stocks and funds, and the mode of doing Business therein, with a copious equation table, exhibiting their value with each other, and the value of land and interest mode in each. 12. 3te Aufl. Preis 4½ Schilling.

Hodgkins's, Series of original mercantile letters, with Weights, Measures and Monies, reduced to the english standard, intended to give young persons a regular knowledge of business. 12. 3te Auflage. Preis 4½ Schilling.

Specimens of the German Lyric poets, consisting of translations in verse from the works of Bürger, Goethe, Jacobi, Klopstock, Schiller etc. etc.; with Biographical notices and ornamented with most beautiful woodcuts by the first artists. 8. Preis 8 Schilling.

Synonymes of the English Language, critically and etymologically illustrated for the use of Schools. 12. Preis 4½ Schilling.



